This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

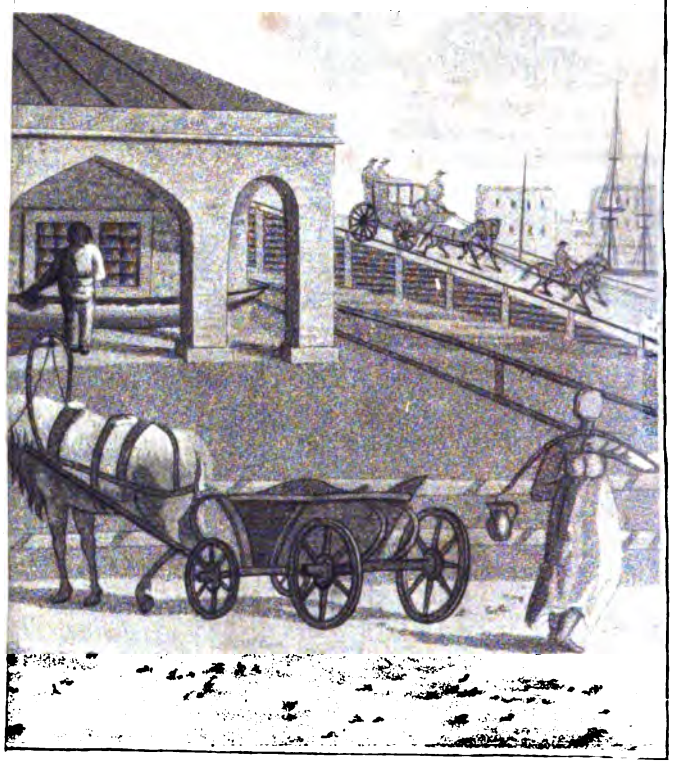
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

720.

Per. 9917 Ar. 134
1806(1-2)

UNG

tjon.



er dem Grossen gebaut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

ERSTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1806.

Das diesem *Ersten* Bande vorgesetzte Kupfer bezieht sich auf die Recension des Werks von *John Cary: A northern Summer, or Travels — in the year* 1804. etc. in Num. 77.

Num. I.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT an d. Oder, in d. akadem. Buchh.: *Ueber die Redaction eines deutſchen Geſetzbuchs aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts in Deutſchland.* Vom Legationsrathe *Johann Friedr. Reitemeier* in Frankf. a. d. O. (jetzt Prof. der Rechte in Kiel.) 1800. 125 S. 8. (8 gr.)

II. *Ebendaſ.: Das allgemeine Abſchoßrecht in Deutſchland.* Von Ebend. 1800. 13 Bog. 8. und

III. *Ebendaſ.: Das Abſchoßrecht in den Preußiſchen Staaten.* Ein Anhang zum allgemeinen Abſchoßrechte in Deutſchland. Von Ebend. 1800. 95 S. 8. (Beide zuſammen 1 Rthlr.)

IV. *Ebendaſ.: Allgemeines deutſches Geſetzbuch aus den unveränderten brauchbaren Materialien des gemeinen Rechts in Deutſchland entworfen* von Ebend. *Erſte* Abtheilung. Das *Bürgerrecht.* (Auch unter dem Titel: *Das Bürgerrecht in den deutſchen Reichslanden aus den unveränderten* u. ſ. w.) *Erſter* Band. 1801. XLIV S. Vorrede. 304 S. Text. 30 S. Beyl. *Zweyter* Band. 1802. VI S. Vorr. 376 S. Text. 28 S. Beyl. *Dritter* Band. 1802. VIII S. Vorr. 376 S. Text. 23 S. Beyl. 8.

V. *Ebendaſ.: Ueber den Gebrauch fremder Rechte, insbeſondere des allgemeinen Preußiſchen Landrechts, als einer Autorität in Deutſchland*, von Ebend. 1803. 160 S. 8. (10 gr.)

VI. *Ebendaſ.: Juſtizverbeſſerungen bey der Ausübung und Controlle der Rechtspflege.* Vorſchläge zur Verminderung des Juſtizſchwankens und der Scheinjuſtiz, ingleichen der Proceſſucht, der Chicane und der Juſtizbeſchwerden, durch praktiſche Fälle erläutert von Ebend. 1802. XVI u. 320 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

VII. *Ebendaſ.: Die Wahrheit vor Gericht.* Ein Unterricht zu Prüfung der Behauptungen und Abläugnungen im Proceſſe, von Ebend. 1802. XVI u. 112 S. 8. (9 gr.)

VIII. *Ebendaſ.: Die deutſche Geſetzwiſſenſchaft ſeit den neuern Legislationen.* Eine Reviſion der Geſetze und Rechtsmeinungen, ingleichen der Wahrheit vor Gericht, in Geſetzbüchern, Rechtsſprüchen und gelehrten Schriften, mit einer Sammlung von Rechtsfällen. *Erſten* Bandes *erſtes* und *zweytes* Stück. 1804. 168 u. 142 S. 8. (1 Rthlr.)

IX. *Ebendaſ.: Deutſchland vor und nach dem Lüneviller Frieden.* Ein Handbuch der deutſchen Geſchichte und Statiſtik, ingleichen des Staats-, Bürger- und Privatrechts. *Erſter* Band. Deutſchland bis zum Jahre 1254. Nation und Reich. 1804. XVI u. 669 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

X. *Ebendaſ.: Das gemeine Recht in Deutſchland vor der Aufnahme des römiſchen Rechts, aus den Reichsgeſetzen, dem Sachſen-, Schwabenſpiegel und andern Quellen dargeſtellt* u. ſ. w. 1804. VIII und 313 S. 8. (1 Rthlr.) (Iſt nur ein Theil von Nr. IX. beſonders abgedruckt.)

Mit den vorſtehenden Schriften iſt noch zu vergleichen von demſelben Vf.:

XI. *Ebendaſ.*, ohne Angabe ſeines Namens: *Ueber die höhere Cultur, deren Erhaltung, Vervollkommnung und Verbreitung im Staat*, oder Grundſätze von der zweckmäſsigen Einrichtung der Volksſchulen, Gymnaſien, Univerſitäten und gelehrten Geſellſchaften; ingleichen von der vortheilhaften Leitung der Lectüre, der Schriftſtellerey, des Buchhandels, der Cenſur, der Reiſen, und der Einholung von Gutachten durch Actenverſchikkung und durch Aufgabe von Preisfragen. 1799. XVI u. 558 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Seit den beiden letzten Decennien haben ſich die Rechtswiſſenſchaften überhaupt und die Geſetzgebungskunde insbeſondre einer ausgezeichnet fleiſsigen, gründlichen und glücklichen Bearbeitung zu erfreuen gehabt. Die Erſcheinung des Preuſsiſchen Geſetzbuchs macht allerdings in dieſer Periode Epoche. Andere Staaten ſind dem Vorbilde deſſelben gefolgt, und der Menſchenfreund ſieht mit innigem Wohlgefallen hin und wieder theils wohlthätige Reformen ſchon vollendet, theils einen Samen ausgeſtreut, der nur des belebenden Friedens bedarf, um zur ſchönſten und ſegensreichſten Saat aufzuſproſſen. Von den benachbarten Ländern hat das franzöſiſche Kaiſerreich bereits ein neues Geſetzbuch erhalten, und das ruſſiſche erwartet dieſe Wohlthat von der Weisheit des erleuchteten und menſchenfreundlichen Alexander. Deutſchland, welches jederzeit in ſeinem Schoſse die edelſten Tugenden ſo wie die nützlichſten Kenntniſſe erzeugt und genährt hat, kann in dem Gebiet des Rechts und der Geſetzgebung die trefflichſten Vorbilder aufweiſen; und ſo wie für alles Gute, ſo iſt auch für eine weiſe, auf gerechten und beſtimmten Geſetzen ruhende freye Verfaſſung das lebhafteſte Intereſſe in der Bruſt des Deutſchen Die Leſer dieſer Blätter ſind mit dem, was in dieſer Hinſicht in unſerm

ferm deutſchen Vaterlande ſowohl, als in den benachbarten Staaten bisher geſchehen iſt, durch eine kurze, aber möglichſt vollſtändige, und von einer unparteyiſchen Beurtheilung begleitete, Darſtellung bekannt gemacht worden. Wir beziehen uns deshalb auf die Recenſionen über die Legislaturen in Kurpfalzbayern, Kurſachſen und Frankreich. Gegenwärtig haben wir es mit einem ähnlichen Werke zu thun, das aber ein Privat-Inſtitut iſt. Hr. Prof. und Leg. Rath *Reitemeier* hat ſeit einigen Jahren mehrere Schriften herausgegeben, deren Hauptzweck iſt, den Zuſtand der rechtlichen Verfaſſung in Deutſchland von Grund aus zu verbeſſern. Eins der von ihm zu dieſem Endzweck vorgeſchlagenen Mittel iſt die Abfaſſung eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuchs. Den Plan hierzu kündigt die erſte der oben genannten Schriften an. Es iſt von dieſer bereits in dieſen Blättern (Jahrg. 1802. Nr. 75.) die Rede geweſen, und das Urtheil des Rec. über den Plan des Werks mifsbilligend ausgefallen, womit Hr. *R.* ſehr unzufrieden iſt. Die Redaction hat jetzt die Beurtheilung der *R*'ſchen Schriften einem andern Mitarbeiter übertragen, welcher, da ſie ſämmtlich in Verbindung ſtehen und Hr. *R.* in ſeinen ſpätern Schriften ſich von jenem erſten Plane nicht entfernt, auf denſelben Rückſicht nehmen und ihn einer nochmaligen ganz unparteyiſchen, aber gründlichen Prüfung unterwerfen wird.

Der Gegenſtand, mit welchem ſich der Vf. beſchäftigt, iſt im höchſten Grade wichtig; und obgleich Rec. aus Gründen, welchen hoffentlich unſere Leſer den Beyfall nicht verſagen werden, in den mehreſten Dingen mit Hn. *R.* nicht einſtimmen kann: ſo bieten dieſe Schriften doch einen Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen dar. Wir wollen die unſrigen unter folgenden Haupt-Rubriken vortragen:

I. *Ueber das von Hn. R. vorgeſchlagene allgemeine deutſche Geſetzbuch, und die bey deſſen Redaction zu beobachtenden Grundſätze und Methode* (die Schriften Num. I. II. III. IV. V.).

II. *Ueber die andern Verbeſſerungs-Vorſchläge zu Bewirkung einer gründlichen und unparteyiſchen Rechtspflege* (die Schriften Num. VI. u. XI.).

III. *Ueber die Beyträge, die der Vf. zur Vervollkommnung des Studiums der Rechtswiſſenſchaften geliefert hat* (die Schriften Num. VII—XI.).

IV. *Kritik des allgemeinen Geſetzbuchs in einzelnen Stellen.*

Erſtlich. Unſere Leſer werden ſich aus dem in Nr. 75. des Jahrg. 1802. abgeſtatteten Berichte der *Hauptidee des Vfs.* erinnern. Sie iſt folgende: Die Mangelhaftigkeit, die Unbeſtimmtheit und die vielen Controverſen des gemeinen Rechts machen den Wunſch nach einem allgemeinen deutſchen Geſetzbuche rege. Dieſes ſteht von der Reichsverſammlung nicht zu erwarten. Es mufs alſo durch die Privatarbeit eines Gelehrten zu Stande gebracht werden, und der Vf. hat dieſes Werk unternommen. Er ſetzt es zuſammen aus Vorſchriften des römiſchen und canoniſchen Rechts, einigen Reichsgeſetzen, den Entſcheidungen der Gerichte und Schöppenſtühle und dem Naturrechte. *Alle Controverſen will er nach der Autorität des Preufsiſchen Geſetzbuchs entſchieden wiſſen.* Er hofft dadurch die verſchiedenartigſten Zwecke zu erreichen. Es ſoll ein *Volkscodex* (eine Art von Noth- und Hülfsbüchlein für den Bürger nach S. 100. der Schrift Nr. I. und Vorrede zu dem *dritten* Bande des Geſetzbuchs), ein *Repertorium des gemeinen Rechts* und ein *Commentar über das Preufsiſche Geſetzbuch* ſeyn!! Die drey bis jetzt erſchienenen Bände beweiſen hinlänglich, dafs der Vf. nur allzu oft die geſetzlichen Vorſchriften aus der preufsiſchen Legislatur entlehnt hat. *Dieſes Geſetzbuch*, ſo hofft der Vf., *ſoll* nun, durch die Kritik gereinigt und ergänzt, nach und nach *von ſelbſt in den Gerichten geſetzliche Kraft erhalten*, ſo dafs ſich ſolchergeſtalt das deutſche Publicum ſelbſt ſein Geſetzbuch geben werde, ohne die Sanction der geſetzgebenden Macht.

1) Die erſte und wichtigſte Rückſicht, welche der Vf. nehmen mufste, und die er nicht gehörig erwogen hat, iſt die: ob nach der gegenwärtigen Verfaſſung in Deutſchland ein Rechtsbuch von ſelbſt geſetzliche Kraft erlangen könne? und ob das preufsiſche Geſetzbuch, ohne ausdrücklich vom Kaiſer und Reich aufgenommen zu werden, als eine geſetzliche Autorität in Deutſchland betrachtet werden könne? Der vorige Rec. hat dieſes auf eine, gewifs jeden unbefangenen Leſer überzeugende Art verneint. Wir fügen nur einige Bemerkungen hinzu.

Unmöglich kann der Vf. behaupten, dafs das preufs. Geſetzbuch dermalen in ganz Deutſchland geſetzliche Kraft habe oder haben ſolle. Er will auch nur die Autorität deſſelben für controverſe Fälle vertheidigen. Allein wenn es in dieſen verbindlich ſeyn ſoll, in einem Theile, warum denn nicht in den übrigen im Ganzen? Zu dem einen ſowohl als zu dem andern gehört eine ausdrückliche Reception von Seiten der geſetzgebenden Macht in Deutſchland. Bey dem Grade der Ausbildung, auf welchem ſich gegenwärtig das gemeine Recht in Deutſchland befindet, läſst ſich eine ſolche Revolution, wie der Vf. will und hofft, von den Gelehrten allein nicht erwarten. Ganz anders war der Zuſtand der Cultur in Deutſchland zu den Zeiten, als die fremden Rechte daſelbſt Eingang fanden, und ohne Dazwiſchenkunft einer ausdrücklichen Aufnahme von Seiten der geſetzgebenden Macht von den deutſchen Gerichten in allen Rechtshändeln und rechtlichen Verhältniſſen beobachtet wurden. Da dermalen eine ähnliche Urſache in Deutſchland nicht vorhanden iſt: ſo kann auch eine ähnliche Folge nicht erwartet werden.

2) Der Vf. will, dafs ſein Geſetzbuch nur in denjenigen Stellen *Geſetzes Kraft* haben ſolle, in welchen es, oder welches hier einerley ſey, das allgemeine (preufsiſche) Landrecht unter *ſtreitigen* Rechtsmeinungen entſcheidet. Ohne die alten Geſetzbücher mit einem neuen zu vermehren, hätte man alle zur Beſtimmung der ſtreitigen Fälle nützlichen Entſcheidungen des allgemeinen Landrechts. — Unbegreif-

lich

lich ist es, wie es dem Vf. entgehen konnte, dafs es einer ausdrücklichen Erklärung der gesetzgebenden Macht in Deutschland bedarf, um zu bestimmen, dafs der und jener Paragraph des Reitemeierschen Gesetzbuches als eine Decision streitiger Rechtsfragen betrachtet werden solle, weil ohne eine solche Erklärung jeder denkende und gelehrte Jurist lieber den streitig gemachten Fall durch eine gehörige Auslegung der in Frage befangenen Gesetzes-Stellen des gemeinen Rechts zu bestimmen suchen, als zu Hn. *R's* Autorität seine Zuflucht nehmen würde. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, dafs der Vf. nicht blofs in den wirklich streitigen und aus dem gemeinen Rechte nicht zu entscheidenden Stellen dem preussischen Gesetzbuche folgt, sondern nicht selten die Vorschriften des gemeinen Rechts, selbst der deutschen Reichsgesetze, der Autorität jenes Gesetzbuchs nachsetzt. Den Beweis hiervon werden wir in den Erinnerungen über einzelne Stellen seines G. B. führen. Wäre es überhaupt rathsam, dafs unter Beybehaltung des gemeinen Rechts in der Hauptsache, die Autorität des preussischen Gesetzbuchs in den Rechts-Controversen als entscheidende Richtschnur angenommen würde: so wünschten wir, dafs die Reichsversammlung sofort dasselbe zu diesem Endzweck recipirte, und die Richter auf dieses Gesetzbuch selbst verwiesen würden. Wir bedürfen dann nicht des Reitemeierschen *Mediums*, welches doch nicht immer ganz rein und ungetrübt ist. (Man vergleiche z. B. *R's* allg. Ges. Buch Tit. XVIII. §. 27. mit dem preuss. allg. Landr. Th. I. Tit. IX. §. 596.)

3) In allen *nicht streitigen* Fällen soll Hn. *Reitemeiers* deutsches Gesetzbuch zwar dem Inhalte nach verbindliche Kraft haben; aber nicht in Ansehung der Fassung; es soll daher von solchen Stellen nur als *Repertorium* angesehen werden, wogegen das römische Recht unverändert in Kräften bliebe. Ein vollständiges und treues Repertorium in der Form eines Gesetzbuchs wäre allerdings ein Gewinn für die juristische Literatur; allein die Brauchbarkeit des Reitemeierschen Werkes, dieses als Repertorium betrachtet, wird sehr vermindert durch die unselige Vermischung des preussischen mit dem gemeinen Rechte. Hierzu kommt noch, dafs Hr. *R.* über die Scheidung des Brauchbaren von dem Unbrauchbaren und Unpassenden hin und wieder Grundsätze äufsert, die gegen die Treue und Vollständigkeit des Repertoriums gerechte Zweifel erwecken. Denn so erklärt er sich z. B. (S. 17. in der Schrift Nr. 1.) gegen die in dem röm. Rechte häufig enthaltenen Fictionen, Distinctionen und Kunstwörter, und glaubt, dafs sie in dem allgemeinen Gesetzbuche ganz wegbleiben müssen, wenn sie nicht zur Verwirrung Anlafs geben sollen. Er vergifst, dafs jene Fictionen, Distinctionen und Kunstwörter zu dem Wesen des röm. Rechts gehören, ohne welche eine Lücke in dem Systeme oder eine Dunkelheit entstehen würde; er vergifst, dafs ein Repertorium in dem Geiste der Legislatur, welche es darstellen will, abgefafst seyn soll.

4) Hr. *R.* wird sich damit entschuldigen wollen, dafs sein Gesetzbuch ein Volks-Codex seyn soll, und dafs in diesem jene Künstlichkeiten nicht Platz finden dürfen [s. die Vorrede zum 3. Bande seines allgem. deutschen Gesetzbuchs]; allein *warum will er denn so sehr verschiedenartige Zwecke mit einander vereinigen?* Hierzu kommt: der Vf. eines Volkscodex darf sich ja nicht von der einmal eingeführten Theorie entfernen, damit nicht der Bürger, der einst in nähere Verbindung mit der juristischen Welt tritt, ungeachtet er seinen (Volks) Codex wohl studirt hat, sich dennoch in eine ihm fremde Region versetzt glaube. Aus diesem Grunde tadeln wir es also unter andern, dafs Hr. *R.* in seinem Gesetzbuche von der hergebrachten Eintheilung in *jus in re* und *jus ad rem* ohne Noth abgewichen ist.

5) Aus diesem allen werden unsere Leser abnehmen, dafs wir nicht ungerecht urtheilen, wenn wir, ungeachtet dem Vf. wegen der fleifsigen Bearbeitung einzelner Materien vieles Lob gebührt, von seinem Gesetzbuche *im Ganzen* urtheilen: *es sey weder brauchbar für den deutschen Bürger*, weil dieser sich keinesweges daraus von dem wirklich in Deutschland geltenden gemeinen Rechte belehren kann; *noch brauchbar für den preufsischen Unterthan*, indem es viele dem preussischen Rechte fremde Verordnungen und Vorschriften enthält.

6) Aus den vorhandenen Gesetzsammlungen und einzelnen Gesetzen, welche die Quellen des jetzt in Deutschland geltenden gemeinen Rechts ausmachen, will der Vf. nach S. 56. u. 57. *nur* das für die jetzigen Zeiten *passende*, besonders in Criminal-, Polizey- und Cameralfällen in das allgemeine Gesetzbuch aufnehmen. Es ist ersichtlich, dafs der Vf. dadurch ganz die Gränzen eines Repertoriums und der Arbeit eines Privat-Gelehrten überschreitet und *in die Sphäre des Gesetzgebers übertritt.* Welche Verstümmelungen kann er sich solchergestalt mit der Carolina erlauben? und dieses sollte noch ein Unterricht für das Volk — ein Repertorium der bestehenden in Deutschland geltenden Gesetze seyn?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

MATHEMATIK.

STUTTGARD, b. Löflund: *Faßliche und auf deutliche Entwickelung der Grundbegriffe gebaute Anleitung zur Rechenkunst;* von *J. J. Kinzelbach.* 1804. 352 S. 8. (16 gr.)

Der Inhalt eines Rechenbuchs kann nach den Zwekken, die sich der Vf. dabey vorsetzt, sehr verschiedentlich begränzt seyn. Das vorliegende enthält ziemlich vollständig die sämmtlichen Geschäftsrechnungen, welche bekanntlich der Hauptsache nach merkantilisch sind. Rechnungsarten in ganzen Zahlen und Brüchen, Verhältnissen und Proportionen, Reesische Regel, Welsche Praktik, Gesellschaftsrechnung, Gewinn

winn und Verluſt, Zins und Rabatt, Wechſel, Tauſch, Vermiſchung und Theilung. Der Vortrag iſt gut und faſslich, die Beyſpiele ſind gut gewählt. Daſs Decimalbrüche mit aufgenommen ſind, was in gewöhnlichen Rechenbüchern ſonſt nicht zu geſchehen pflegt, iſt ſehr zu loben. Ueberhaupt gehört dieſes Rechenbuch unter die beſſern; — aber, haben wir denn nicht endlich einmal Rechenbücher genug?

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Stettin*, in Comm. b. Kaffke: *Der Brief an die Hebräer*, als Verſuch einer neuen *und zwar genauen und unparteyiſchen* Dollmetſchung aller Bücher des N. T. — Nebſt kurzen Inhaltsanzeigen und einem *merkwürdigen* Vorberichte von *Chriſtian Fr. Preiſe*, Prof. in Stettin. 1804. 5 Bog. 8. (8 gr.) — Daſs Hr. *Pr.* ſeine Arbeit auf der einen Seite zwar mit der Miene der Beſcheidenheit nur als einen *Verſuch* ankündigt, auf der andern aber ſchon auf dem Titelblatte ſeinen Vorgängern *indirecte* den Vorwurf macht, als hätten ſie bey ihrer Dollmetſchung nicht einmal *verſucht*, *genau* und *unparteyiſch* zu Werke zu gehn, war dem Rec. in der That etwas auffallend; der allerdings *merkwürdige* Vorbericht hat ihm aber Auskunft darüber gegeben. Demſelben zufolge hat der Vf. ſchon vor 25 Jahren, um *Repetent* zu werden, der theologiſchen Facultät zu Göttingen, die damals aus den Prof. *Walch*, *Leſs*, *Müller* und *Koppe* beſtand, einen lateiniſchen Aufſatz nebſt fünf gröſsern, theils lateiniſchen, theils deutſchen Schriften überreicht, und zugleich die ihr höchſt wahrſcheinlich noch von keinem Studirenden vor ihm (!) gemachte Anzeige mitgetheilt, daſs er bereits eine eigne Bearbeitung der meiſten und ſchwerſten bibliſchen Bücher entworfen hätte. Ungeachtet er inzwiſchen mit einem vielleicht beyſpielloſen Eifer ſieben Jahre lang bis um zwey Uhr des Nachts ſtudirte und anderthalb Jahre hindurch Privatcollegia geleſen hatte, und zwar in der Art, daſs er im erſten Winterhalbenjahre in zehn verſchiedenen Sprachen, auch in der hebräiſchen (zum Theil erſt noch von 10—11. des Nachts), Unterricht gab: ſo wurde ihm doch ein anderer, deſſen Verdienſt bey weitem nicht an das ſeinige reichte, vorgezogen, was, wie Hr. *Pr.* vermuthet, daher kam, daſs er einem der Mitglieder der Facultät, der noch mit ihm ſtudirt hatte, einen Privatunterricht in dem Arabiſchen verweigerte. Und dieſer bis an ſein Lebensende von Neid und Misgunſt gegen ihn gefolterte Mann hat ihm, ſelbſt nach ſeinem Tode noch, bis auf dieſe Stunde geſchadet; doch iſt es ihm endlich nach fünf und zwanzigjährigem Kampfe gelungen, dieſe Probe einer neuen Bibelüberſetzung dem Publicum vorzulegen. Eine *ſo genaue*, *ſo unparteyiſche* Ueberſetzung der Epiſtel an die Hebräer iſt nach ſeiner innigſten Ueberzeugung, *noch gar nicht vorhanden*; eben ſo hat er aber auch alle übrigen Schriften des N. T. bearbeitet, und will ſie, wenn ſich ein annehmlicher Verleger an ihn wendet, unter dem Titel: *Die heil. Urkunden des Chriſtenthums, genau und unparteyiſch überſetzt und mit kleinen Inhaltsanzeigen verſehn*, herausgeben. Nicht ſowohl die *ſchönſte*, als die *richtigſte* Verdeutſchung ſoll es ſeyn, und zwar eine *ganz* richtige, und eine *völlig* unparteyiſche. Dieſen Plan ſoll ihm aber nicht ein neidiſcher Rec. durchkreuzen, gleich demjenigen, der ihm vormals in der A. L. Z. den unmenſchlichen Rath gab, ſein *auf* 20 *Alphabete* berechnetes Werk über *Horaz* bis auf *vier Alphabete* abzukürzen, und die übrigen 16 Alphabete zu vernichten: denn es kömmt nicht auf die Bogenzahl, ſondern auf den innern Werth eines Werks an; und wenn es, was ein ſehr möglicher Fall iſt, in der ganzen jetzt lebenden Welt keinen einzigen Layen giebt, der, wie Hr. *Pr.*, auf Verlangen eine Ueberſetzung nicht nur des ganzen N. T., ſondern auch der meiſten und ſchwerſten Bücher des A. T. vorzeigen kann, und ſchon vor 25 Jahren vorzeigen konnte: ſo wird ſich hoffentlich der Rec. dieſer Probeſchrift ſchämen, ihn ſo wegwerfend zu behandeln. Was für ein Bibelwerk könnte die Welt nicht ſchon jetzt von ihm haben, wenn er nur die ganze Summe von Kräften, welche ſein noch nicht erſchienenes Horaziſches Werk erforderte, auf die bloſse Vervollkommnung ſeiner ſchon viele Jahre vor dem Anfange deſſelben ausgearbeiteten Handſchriften, betreffend die Bibel, hätte verwenden können! — Dieſe ſelbſt bis auf den Ton getreue Relation des Rec. aus dem Vorberichte des Hn. *Pr.* muſste dem Leſer mitgetheilt werden, wenn derſelbe erfahren ſollte, wodurch dieſer Vorbericht *merkwürdig* wird; dann iſt es aber auch der Gerechtigkeit gemäſs, nicht zu verhehlen, daſs Hr. *Pr.* das ſich ſelbſt ſo reichlich ertheilte Lob mit Nachſicht zu beurtheilen bittet, weil er durch mehrere ganz unverſchuldete Zurückſetzungen und durch misgünſtige Beurtheilungen ſeiner Probeſchrift über Horaz dazu aufgefordert worden ſey; und er glaubt dazu um ſo mehr berechtigt zu ſeyn, da er 50 Jahre in der Welt gelebt, und ſtets unermüdet im Stillen gearbeitet habe, ohne daſs jemals dergleichen von irgend einem Menſchen aus ſeinem Munde oder aus ſeiner Feder vernommen worden ſey, auch der Apoſtel Paulus 2 Cor. XI. nothgedrungen eben ſo ſehr habe renommiren müſſen. Was nun die Probe-Ueberſetzung betrifft: ſo iſt ſie unſtreitig im Ganzen gut gerathen; allein für *ganz richtig*, für *völlig genau*, für *durchaus untadelhaft* darf ihr Vf. ſie doch nicht ausgeben, wie von Rec. ſogleich bewieſen werden ſoll. I, 1. ἐν υἱῷ heiſst nicht: durch *ſeinen* Sohn, ſondern: durch *einen* Sohn. I, 6. εἰσαγαγῃ εἰς τὴν οἰκουμένην, heiſst: *in die Welt einführen*, nicht bloſs: *ankündigen*. II. οἰκουμένη ἡ μέλλουσα überſetzt Hr. *Pr.*: *die künftige Welt*, ob er gleich VI, 5. μέλλοντα αἰῶνα *die neue Verfaſſung* nennt. III, 1. ἀδελφοὶ ἅγιοι, chriſtliche *Glaubensgenoſſen* (warum nicht: *Brüder?*). V, 7. Ob εἰσακουσθεὶς ἀπὸ τῆς εὐλαβείας ſagen wolle: *er fand in ſeinen Kümmerniſſen Schonung*, iſt wohl ſo ausgemacht noch nicht. VI, 1. 2. ſetzt Hr. *Pr.* βαπτισμῶν διδαχὴν ἐπιθέσεως τε χειρῶν eigenmächtig nach κήρυγμα αἰώνιον, und überſetzt: *Lehren, die ſchon den Täuflingen bis zur Einſegnung vorgetragen werden*. VII, 2. βασιλεὺς δικαιοσύνης, βασιλεὺς εἰρήνης, *König der Tugend*, *König des Glücks* (wie hebraiſirend! *Gerechter* König, *beglückender* König, wäre deutſch). VII, 28. ὁ λόγος τῆς ἐμωμοσίας ſpielt offenbar auf Pſ. CX. an, und iſt zu überſetzen: *der durch den Eid bekräftigte Ausſpruch*; Hr *Pr.* hingegen ſpricht *von der lange nach dem moſaiſchen Geſetze beſtätigten Religion*. X, 25. iſt ἡμέρα nicht einſeitig bloſs *Tag der Strafe*, ſondern vielmehr *Tag der Vergeltung* (zur Belohnung wie zur Strafe). X, 29. Wie matt iſt bey: *mit Füſſen treten*, ein: *gleichſam*, eingeſchaltet! X, 37. ὁ ἐρχόμενος ἥξει heiſst: *es wird kommen*, *der kommen ſoll*. Hr. *Pr.* ſagt: es wird kommen, *den Ihr erwartet*. XII, 29. iſt das καὶ γάρ — nicht berückſichtigt. „*Denn auch unſer Gott*, heiſst es, *iſt ein verzehrendes Feuer* (nicht: *gleicht* einem verzehrenden Feuer). Dieſs iſt nur einiges von Mehrerem, was zu bemerken wäre. Hr. *Pr.* ſchadet ſich ſelbſt dadurch, daſs er zu groſse Anſprüche macht; kündigte er ſich weniger anmaſſend an, die Welt lieſse ihm eher Gerechtigkeit widerfahren. Rec. wünſcht, daſs ſeine Dollmetſchung erſcheinen möge, und zweifelt nicht, daſs, wenn ſie wie dieſe Probe ausfällt, der Vf. unter den Ueberſetzern des N. T. ſich rühmlich auszeichnen werde; gewiſs arbeitet er, nach der vorliegenden Ueberſetzung zu urtheilen, mit Einſicht und mit feſter Hand. Möge ſeine Mühe nicht unbelohnt bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT an d. Oder, in d. akadem. Buchh.: *Joh. Friedr. Reitemeier's Schriften über ein allgemeines Gesetzbuch* u. a.

(Fortsetzung der in Num. 1. abgebrochenen Recension.)

7) Rec. geht nunmehr zu dem von dem Vf. gemachten *Unterschiede zwischen befehlenden und erklärenden Gesetzen* über, welcher Unterschied sowohl in Absicht auf den Inhalt als in Absicht auf die Ordnung des allgemeinen deutschen Gesetzbuchs von der grösten Wichtigkeit ist. Es sollen nämlich in demselben aus den fremden Rechten alle befehlenden Gesetze ausgeschlossen seyn, und der eine Haupttheil desselben, das Staatsbürgerrecht, soll alle befehlende Gesetze, und nur die auf den öffentlichen Stand Beziehung habenden erklärenden Gesetze enthalten. Es kommt mithin sehr auf eine genaue Bestimmung des Begriffs der befehlenden und erklärenden Gesetze an. Diese Bestimmung vermisst Rec. bey dem Vf. Dieser beschreibt die befehlenden Gesetze S. 46. der Schrift Nr. 1. so: Sie sind es, die das natürliche Recht in Hinsicht auf den Zweck des Staats modificiren, die also eigentlich das positive Recht bilden. In dieser Klasse von Gesetzen liegen I) Einschränkungen in dem Gebrauche der Freyheit und des Eigenthums, und zwar zu Abwendung *a*) der Beraubung, Beeinträchtigung und Beschädigung dessen, was jemand wirklich als das Seinige besitzt, *b*) der Handlungen wodurch die Gefahr eines Verlustes herbeygeführt oder die Hoffnung eines Gewinns vereitelt wird. Er rechnet dazu nicht blos die Criminal- und Polizey-Gesetze; sondern auch die Gesetze über die Fähigkeit der Personen zu Verträgen und Testamenten. Die *zweyte* Hauptklasse der befehlenden Gesetze sind diejenigen, welche eine Verpflichtung zu Handlungen enthalten. S. 51. — Die erklärenden Gesetze dagegen sind diejenigen, welche die rechtlichen Wirkungen angeben für die Fälle der Befolgung oder Uebertretung der befehlenden Gesetze. Diese rechtlichen Wirkungen äusern sich: *a*) im öffentlichen Verhältnisse gegen den Staat, und sind in der Regel Strafen oder Belohnungen, zu welchen letztern nicht blos eigentliche Prämien, sondern auch die vom Staat anerkannte und geschützte Gültigkeit der gesetzmäsigen Handlung gehört; *b*) im Privatstande gegen die Mitbürger und Fremden, und bestehen in Forderungen an andere und in Verbindlichkeiten gegen dieselben, nach Massgabe der Willensäusserungen und Handlungen, woraus sie entspringen. — So weit der Vf.; folgendes sind die Erinnerungen des Rec. *a*) Die befehlenden Gesetze sollen das eigentliche positive Recht bilden. Sind aber die erklärenden nicht auch zum Theil positiv? oder sind die letztern blos Sätze aus dem Naturrecht? Das kann unmöglich des Vfs. Meinung seyn. Ferner: Obgleich die befehlenden Gesetze das eigentlich positive Recht ausmachen sollen: so zählt doch der Vf. S. 63. das praktische Naturrecht zu den Quellen der befehlenden Gesetze: welches wenigstens ein unpassender, und Missverständnisse veranlassender Ausdruck ist. — *b*) Zu den befehlenden Gesetzen zählt Hr. *R.* insbesondere die Finanz und Cameral-Gesetze, und die Verordnungen über die Bürger-Lasten; dennoch aber rechnet er S. 59. die Gesetze von den Zöllen und Steuern zu den erklärenden Gesetzen. — *c*) Die Gesetze, durch welche gewisse Bedingungen und Förmlichkeiten für die Willensäusserungen festgesetzt werden, verweist der Vf. an der einen Stelle zu dem befehlenden Theile (S. 48. unten), und an der andern ist von gültigen und ungültigen Stipulationen bey dem erklärenden Theile die Rede (S. 59.). *d*) Die Criminalgesetze gehören ferner zu den befehlenden Gesetzen, und dennoch verweiset er die Lehre von den Strafen in den erklärenden Theil. Welch eine Weitläuftigkeit und Unordnung würde es seyn, wenn in dem einen Theile des Gesetzbuchs zwar die Criminalgesetze stünden, die auf das darin beschriebene Vergehen gesetzte Strafen aber in dem andern Theile nachgesucht werden müssten. — Eine ganz schiefe Vorstellung ist es hiernächst, wenn die Anerkennungen einer gesetzmäsigen Handlung von Seiten des Staats als eine Belohnung betrachtet werden soll. Wenn ich also jemandem ein Darlehn gebe und es zur festgesetzten Zeit von ihm wieder zurück fordere und der Staat diess geschehen lässt; ist diess Belohnung? Ja selbst den Fall angenommen, dass nur der Staat durch obrigkeitliche Hülfe die Rückzahlung verschafft, (man vergesse aber ja nicht die Voraussetzung, dass mein Schuldner bezahlen kann: denn der Staat entschädigt mich nicht, wenn auch das Darlehn von mir unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Förmlichkeiten ausgethan worden, der Schuldner aber insolvent ist; man vergesse ebenfalls nicht, dass der Staat die Justiz auch nicht umsonst administrirt, sondern Sporteln, und zwar oft sehr schwere, das Object des Streits erschöpfende Sporteln und Kosten dafür zieht!) ist diess, fragen wir, als eine Belohnung zu betrachten? — *e*) Die erklärenden Gesetze haben es (nach S. 53. zu urtheilen) hauptsächlich mit dem Privatrechte zu thun, oder „den Forderungen und Verbindlichkeiten zwischen Mitbürgern und Fremden, wel-

welche auf Willensäuſserungen und Handlungen ſich gründen." Allein die Gültigkeit dieſer letztern beruht auf gewiſſen Bedingungen und Förmlichkeiten, welche (nach S. 48. und 49.) zu den befehlenden Geſetzen gehören. Alſo entſteht in dem Syſteme des Vfs. wieder eine höchſt unangenehme Trennung verwandter und zu einander gehörender Sachen. Um die Dunkelheit und Verworrenheit zu vollenden, beſchreibt der Vf. S. 96. das Privatrecht als den Inbegriff aller der Rechte und Verbindlichkeiten, welche ein Einzelner oder eine Geſellſchaft durch Willensäuſserung oder Handlung unter Beobachtung der befehlenden, beſonders einſchränkenden, Geſetze gegen andere gründet. Hier iſt alſo von den erklärenden Geſetzen gar nicht die Rede, die es doch nach S. 53. mit dem Privatrechte hauptſächlich zu thun haben. — *f*) Aus dieſen Erinnerungen erhellet, daſs der Vf. auf einem unrechten Wege ſich befindet, und anſtatt ein neues Licht anzuzünden und die einzelnen Rechtswiſſenſchaften ſcharf und genau von einander abzuſondern, *durch jene Eintheilung in befehlende und erklärende Geſetze alles durch einander wirft*, die Begriffe verwirrt, und zu falſchen und ſchädlichen Folgerungen über die Anwendbarkeit oder Verwerflichkeit dieſer oder jener Verordnung des fremden, in Deutſchland recipirten, Rechts Veranlaſſung giebt.

8) In Abſicht auf die *Ordnung*, nach welcher die Redaction des allgemeinen Geſetzbuchs geſchehen ſoll, macht Hr. *R.* dem römiſchen Rechte viele Vorwürfe, die wir auf ſich ſelbſt beruhen laſſen wollen. Indeſſen ſcheint es uns, als ſey der Vf. nicht überall mit ſich ſelbſt eins. Denn in der Schrift über die Redaction eines D. G. B. tadelt er es, daſs die Römer in den 12 Tafeln von dem Gerichtsweſen ausgegangen ſeyen, was in einem wohlgeordneten Syſtem den Schluſs machen müſste (S. 91.). Er will, daſs jeder Zweig des Rechts nach ſeinem eigenthümlichen Grundſatz abgeſondert vorgeſtellt werde, S. 98. Er tadelt es, daſs in unſern Gerichtsordnungen ſo manches ſtehe, was eigentlich in das Geſetzbuch gehöre (ebendaſ.). Nichts deſto weniger verwebt er die Gerichtsordnung in das Geſetzbuch und behauptet, (ſ. R. Juſtiz-Verbeſſerungen S. 145 fgg.), daſs durch eine Scheidung beider Theile der Legislatur dem Unterthan die höchſt wichtige und nothwendige Kenntniſs von dem gerichtlichen Verfahren entzogen würde. Wir fragen den Vf.: waren die 12 Tafeln ihrer Beſtimmung zufolge nicht ein Volks-Codex? warum tadelt er alſo in der römiſchen Legislatur dasjenige, was er ſeinem Geſetzbuche zum beſondern Vorzuge anrechnet? In dem zuletzt genannten Werke S. 150. giebt Hr. *R.* an, was eigentlich nur in eine von dem Geſetzbuch abgeſonderte Gerichts-Ordnung gehöre. Er ſtellt *zwey* Hauptabtheilungen derſelben auf: I. Inſtruction für Gerichtsperſonen und Unterbedienten. Dahin rechnet er die Inſtructionen für den Juſtizminiſter, und Juſtizaufſeher, (*erſter* Abſchnitt) für den unterſuchenden Richter und für Kunſt- und Sachverſtändige, (*zweyter* Abſchnitt) für den urtheilenden Richter und die Spruchcollegien, (*dritter* Abſchnitt) für Canzley- und Regiſtraturbediente, (*vierter* Abſchnitt) für Executoren und Gerichtsdiener, (*fünfter* Abſchnitt) für Extra-Juſtiz-Sachen, z. B. Hypothekenbuchführer, für Obervormünder? (Dieſs letztere iſt gewiſs ſehr zu tadeln, da das Vormundſchaftsweſen aus einem ganz andern Geſichtspunkte und nicht füglich als ein Theil der Gerichtsordnung zu betrachten iſt.) Die *zweyte* Hauptabtheilung enthält die Anweiſungen für die Geſchäftsführer der Parteyen, Bevollmächtigte, Advocaten und Notarien. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daſs der Vf. dieſem von ihm ſelbſt gebilligten Syſtem in ſeinem Geſetzbuche treu geblieben, und in daſſelbe nur dasjenige, was den Bürger intereſſirte, aufgenommen, alles andere aber, was den Richter lediglich angeht, davon ausgeſchloſſen hätte. Gewiſs wird Hr. *R.* mit dem Rec. einverſtanden ſeyn, daſs die Vorſchriften über die Mängel einer Beweis-Urkunde, über die Fähigkeit oder Unfähigkeit eines gebrauchten Zeugen, über die in dem geführten Beweiſe liegende Kraft, ob derſelbe für hinlänglich zu achten ſey, oder nicht, ob noch ein nothwendiger Eid aufzuerlegen ſey? u. ſ. w. in der Inſtruction für den Richter nicht fehlen dürfen; und dennoch hat er ſie in ſein allgemeines Geſetzbuch, das ein Volks-Codex ſeyn ſoll, aufgenommen. — Rec. will gar nicht behaupten, daſs die Ordnung, wie ſie gegenwärtig in unſern meiſten deutſchen Gerichtsordnungen befolgt iſt, vollkommen ſey, und daſs nicht manches z. B. die Klaſſen der Gläubiger, einen ſchicklichern Platz im Geſetzbuche erhalten könnte; er wünſcht nur dem Vf. zu zeigen, daſs die Trennung der geſetzlichen Vorſchriften in ſolche, die bloſse Vorſchriften für den Unterthan; und in ſolche die lediglich eine Inſtruction für den Richter ſind, von ihm ſelbſt nicht beobachtet worden ſey; auch *in dieſer Art* nicht füglich beobachtet werden könne. Denn vieles was eigentlich nur zunächſt als eine Inſtruction für den Richter beſtimmt iſt, hat doch für den Bürger ein mittelbares Intereſſe, indem dieſer ja ein Recht hat, den Richter auf jene Dinge z. B. das Mangelhafte und Unvollſtändige in dem unternommenen Beweiſe aufmerkſam zu machen. Der Rec. iſt der Meinung, daſs unſere Gerichtsordnungen keineswegs eine ſo gänzliche Umſchaffung in Abſicht auf die Stellung der Materialien bedürfen, und daſs es höchſt nachtheilig ſeyn würde, die zuſammen gehörigen Dinge in der Art von einander zu reiſſen und gleichſam in Bruchſtücken dem Geſetzbuche einzuverleiben, als der Vf. gethan hat. — Es iſt auch wirklich eine Schwierigkeit, die ſich der Vf. ſelbſt macht, daſs bey der gegenwärtig in den Gerichtsordnungen befolgten Methode für den Bürger und Unterthan die wichtigſten Geſetze und Vorſchriften verloren gingen, weil ſie nicht in dem Geſetzbuche (Volks-Codex) ſtünden. Denn das Geſetzbuch beſteht aus zwey Theilen: Landrecht und Gerichtsordnung. Das eine iſt nicht mehr Geſetzbuch als die andere. Das eine hat nicht mehr Publicität als die andere. Der Bürger und Unterthan, welcher über dieſs oder jene rechtliche Verhältniſs, dieſe oder jene zu

be-

beobachtende Förmlichkeit belehrt seyn will, wird durch die daselbst befolgte Trennung des Landrechts von der Gerichtsordnung, so wie durch die Eintheilung des erstern in Civil- und Criminal-Recht, und durch die Vollständigkeit, mit welcher fast durchgängig die zusammengehörigen Dinge abgehandelt werden, leichter und besser sich unterrichten können, als wenn, wie in Hn. *R.* Gesetzbuche geschehen ist, Landrecht und Prozefs, Civil-Recht und Criminal-Recht durch einander geworfen werden. — Vielleicht ist aber die von Hn. *R.* gewählte Methode *kürzer?* Wir glauben nicht. Bis jetzt sind von Hn. *R.* Gesetzbuch *drey* Bände erschienen, und er ist noch so wenig vorgerückt, dafs, wenn er das Ganze vollenden sollte, dasselbe gewifs aus *zwölf*, wo nicht mehrern, Bänden bestehen wird.

9) Der Vf. hat in seiner Schrift über die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs auch ein *neues Rechtssystem* aufgestellt, worüber Rec. seine Meinung in diesen Blättern mittheilen will. Hr. *R.* theilt das ganze positive Recht ein in das Staatsbürger- und in das Privat-Recht: jenes begreift wieder das Cameral-, Criminal- und Polizey-Recht; dieses aber zerfällt in das Privatrecht des Einzelnen und in das Gesellschafts-Recht. In wie fern dieses System wirklich neu genannt werden könne, mögen die Leser selbst beurtheilen; Rec. erinnert nur, dafs er glaubt, das Cameral-Recht, und *zum Theil* auch das Polizey-Recht, könne in einem allgemeinen deutschen Gesetzbuche, das nur die in ganz Deutschland geltenden Rechte und Gesetze enthalten darf, blofs berührt werden; und die Anzahl der darin aufzunehmenden Cameral- und Polizey-Gesetze dürfe sehr gering seyn. Die Einrichtung der Finanzen und der Polizey bleibt am besten der Territorial-Gesetzgebung überlassen. — Ungeachtet nun der Vf. S. 96 fg. dieses System selbst aufgestellt hat: so befolgt er doch in seinem Gesetzbuche wieder einen andern Plan (S. 122 fg.). Dem zufolge zerfallt dasselbe in *zwey* Theile. Den allgemeinen und den speciellen. Der allgemeine Theil enthält 1) das allgemeine Bürgerrecht. Dieses soll aus dem Grundvertrage und den solchen näher bestimmenden Gesetzen und Gewohnheiten, die Rechte und Pflichten bestimmen gegen die Regierung und Obrigkeit beym Aufenthalt sowohl im Lande als ausserhalb Landes. 2) Die Bürgerlasten und Amtspflichten (Cameralrecht im ausgedehnten Sinne). 3) Die Bürgerfreyheit und Bürgerehre der Landesunterthanen (Criminal- und Polizey-Recht im eingeschränkten Sinne). Diese beiden sind eigentlich nur weitere Ausführungen von Nr. I. 4) Der Privatverkehr (Privatrecht). Das letztere ist wiederum nur eine weitere Ausführung von Nr. II. Der specielle Theil handelt 1) vom Dienstverein oder Haus- und Gutsherrschaft, 2) von Gesellschaften und Gemeinschaften, insbesondere der Ehe und den Familien, 3) von den Gemeinen und Corporationen, insbesondre Dorf- und Stadtgemeinen, 4) der Landschaft und dem Fiscus oder den Landes-Cassen, 5) von den Kirchen- und Religionsgesellschaften, 6) von den Schulen und gelehrten Gesellschaften, 7) den Industrie-, 8) den Assecuranz-Gesellschaften, 9) von der Erb- und der Credit-Gemeinschaft oder von der Concurrenz der Miterben und dem Concurs der Mitgläubiger. Zum Schlufs sollen noch folgen: 1) das Reichsbürgerrecht der unmittelbaren Reichsglieder und der Landesunterthanen; 2) das Schutzbürgerrecht im Reiche und in den Reichslanden.

So durchdacht auch manches in diesem System seyn mag, so kann sich doch der Rec. nicht einiger Anmerkungen enthalten. Der Vf. gedenkt in diesem Schematismus des Prozesses gar nicht besonders. Dieser wird also dem Gesetzbuche stückweise einverleibt werden (Rec. wird ein mehreres hierüber in der speciellen Kritik des *Reitemeierschen* Gesetzbuchs sagen). Etwas auffallend ist es, dafs der Vf. im allgemeinen Theile, den *zweyten* und *dritten* Abschnitt auf der einen Seite als Theile des ersten, nämlich des allgemeinen Bürgerrechts ansieht (subordinirt), und doch sie auf der andern als besondere Abschnitte dem allgemeinen Bürgerrechte zur Seite stellt (coordinirt); ja da er nach S. 124. das Privatrecht nur als eine specielle Ausführung des *dritten* Abschnittes von der Bürgerfreyheit und Bürgerehre ausdrücklich betrachtet: so sind alle *drey* Abschnitte nur Unterabtheilungen des *ersten*, und sollten daher diesem nicht coordinirt seyn. — Gezwungen ist die Vorstellung, das Criminal- und Polizey-Recht aus dem Gesichtspunkte der Bürgerfreyheit und Bürgerehre zu betrachten; aber am allerwenigsten wird man es als einen Gewinn für die deutliche und systematische Uebersicht der Rechtswissenschaften ansehen können, dafs das Privatrecht ein Theil des Criminal- und Polizey-Rechts seyn soll! — Unbemerkt kann es der Rec. nicht lassen, dafs Hr. *R.* in seinem Allgemeinen Gesetzbuche, so viel davon bis jetzt erschienen ist, diesem System durchaus nicht treu geblieben ist. Denn man findet nicht blofs, was die Schrift über die Redaction des A. G. B. erwarten läfst, und was der Titel der drey erschienenen Bände besagt, das allgemeine Bürgerrecht, mithin den *ersten* Abschnitt nach dem System. Man findet vielmehr auch manches aus den andern Abschnitten z. B. von den Kosten: welches, nach der Schrift „die deutsche Gesetzwissenschaft seit den neuern Legislationen S. 96. und 103., zu urtheilen, unter die Rubrik: Bürgerfreyheit, also in den *dritten* Abschnitt; ferner viele Vorschriften über Schadenersatz u. s. w., welche nach der erst genannten Schrift (über die Redaction u. s. w. S. 124.) in das Privatrecht oder in die *vierte* Abtheilung gehört. Endlich wird in dem mitgetheilten Schematismus die Lehre vom Concurs der Mitgläubiger in den ganz speciellen Theil des Gesetzbuchs und zwar daselbst in den letzten Abschnitt verwiesen; dagegen ist sie in der Schrift: Deutsche Gesetzwissenschaft S. 103. unter die Rubrik: Bürgerfreyheit, mithin in die *dritte* Abtheilung des allgemeinen Theils des Gesetzbuchs gestellt.

10) In Absicht auf den Vortrag billigen wir es, dafs der Vf. in den Text des Gesetzbuchs die Rechtssätze

sätze, in kurzen Paragraphen, aufgenommen, und unter denselben die Autoritäten gesetzt; am Schlusse jedes Bandes aber in Beylagen die weitere Ausführung einiger besonders wichtigen, zum Theil streitigen Rechtsfragen beygefügt hat.

11) Einen Tadel dürfte es dagegen verdienen, dafs er so wenig Definitionen giebt. Er sagt zwar (S. 20. der deutschen Gesetzwissenschaft), dafs Definitionen nicht immer der Unbestimmtheit abhelfen; und dafs es besser sey, den allgemeinen Satz durch alle specielle Fälle, die nur irgend einen Zweifel erregen könnten, durchzuführen. Allein es ist ihm selbst nicht unbekannt, dafs oft bey völliger Gewifsheit der Thatsache dennoch das Urtheil um deswillen schwer wird, weil die Frage ist, ob das bestimmte rechtliche Verhältnifs wirklich dasjenige sey, wovon das Gesetz handelt, oder nicht? Wie kann der Richter ein gerechtes Urtheil fällen, wenn er nicht bestimmt die Gränzen und die Merkmale desjenigen Verhältnisses kennt, von welchem der Gesetzgeber redete? und dieſs erkennt er am sichersten aus der Definition, welche das Gesetz selbst gegeben hat. Zu dem ist es nicht möglich, alle Fälle in dem Gesetzbuche auszudrücken. Wenn daher ein ähnlich scheinender Fall vorkommt, so hat die Willkür des Richters freyen Spielraum in Ermangelung einer deutlichen und genauen Definition des rechtlichen Verhältnisses und Geschäfts, worüber das Gesetz etwas verordnet.

12) Einen lobenswerthen Fleifs hat der Vf. auf den *Ausdruck* in dem Allg. Deutschen Gesetzbuch verwendet, um nämlich die juristisch-lateinischen Kunstwörter entweder zu vermeiden, oder in fafsliches Deutsch zu übersetzen. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, an die Verdienste des unsterblichen *Hommel* um den deutschen Gerichtsstil zu erinnern, und bedauert, dafs Hr. *R.* nicht auf dessen antibarbarisches Wörterbuch im deutschen Flavius Rücksicht genommen hat. Er hat sich hauptsächlich nach dem Muster der preufsischen Gesetzgebung gerichtet, welche allerdings das beste Vorbild ist. Indessen verdient auch *Hommel* noch eine Erwähnung. Hier einige Beyspiele von Hn. *R's* Uebersetzung mit Rec. kurzen Anmerkungen. Es ist unrichtig, den *Zuwachs* des *Heirathsguts* für gleichbedeutend mit *Paraphernalgut* zu halten und dieses durch jenes zu übersetzen (S. 58. in der D. Gesetzwissenschaft). *Gesammtschuldner*, *Correi debendi*, ist gut. *Forum domicilii* mit *Gerichtsstand für die Person* zu übersetzen, ist nicht passend; wohl aber *forum rei sitae*, *Gerichtsstand für Güter*, welches in einem Volkscodex deutlicher ist, als dinglicher Gerichtsstand. *Res non fungibiles* und *res fungibiles*, *Sachen zum Gebrauch* und *Sachen zum Verbrauch* ist gut. *Intervention* kann nicht immer mit *Einspruchsklage* übersetzt werden. *Lucrum cessans*, *Gewinnverlust*, gut. *Nominatio auctoris*, Nennung seines Mannes; besser seines Währsmannes (*Hommel*), *Zwangsgerechtigkeit* pafst weniger auf Servitut als auf *jus bannarium*. *Executions-Prozeſs*, das Verfahren bey zwangskräftigem Nachweis ist sehr gut. *Excitatorium*, *Erinnerungsschreiben*. Wie würden aber davon die *Promotoriales* zu unterscheiden seyn? Die *Paciscenten* durch die *Einigen* zu übersetzen, möchte des Doppelsinnes wegen nicht gefallen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Philadelphia*, gedr. b. Dobson: *An inquiry into the effects of ardent spirits upon the human body and mind.* With an account of the means of preventing, and of the remedies for curing them. By *Benjamin Rush*, M. D. Professor of Medecine in the university of Pennsylvania. The fourth edition. 1805. 50 S. 8. — Schwerlich kann man die traurigen Folgen, welche aus dem unmäfsigen Genusse hitziger Getränke entstehen, besser schildern, als es in dieser kleinen Schrift geschehen ist. Den Zustand der Trunkenheit, welchen der Vf. eine *odious disease* nennt, schildert er meisterhaft, und zeigt, wie aufserordentlich verschieden derselbe bey den einzelnen Individuen ist. Sehr oft ist Trunkenheit als eine erbliche Krankheit zu betrachten, wovon der Vf. einige Beyspiele als Belege anführt. Werden Trunkenbolde vom gelben Fieber befallen: so genesen sie selten. Mangel an Appetit, Anschwellung der Leber, Gelb- und Wassersucht, Heiserkeit, Husten, Schwindsucht, Harnruhr, chronisches Erbrechen, Hautausschläge, Epilepsie, Wahnsinn u. s. w. sind die gewöhnlichen Folgen dieses Lasters. Eben so schrecklich sind die Wirkungen, welche dasselbe auf den Geist hervorbringt, und deren Zahl Legion ist. Blofs bey plötzlichen Erschöpfungen, und bey naſskalter Witterung, will der Vf. den Genufs des Branntweins und Rums, als diätetisches Mittel erlauben, wodurch derselbe aber, nach unsrer Meinung, zu sehr beschränkt wird. Als die besten Getränke nennt Hr. *R.* Cyder, Wein, Wasser mit Syrup und Essig vermischt, Kaffee und Thee, von denen aber doch mehrere beym täglichen Gebrauche dem Körper ebenfalls sehr nachtheilig seyn dürften. Die prädisponirenden Ursachen zur Trunkenheit sind sehr oft in der verschiedenen Lebensart, nebst Leibes und Seelenbeschaffenheit der Menschen begründet, so dafs z. B. ermüdete Arbeiter, Kränkliche, besonders solche, deren Verdauungsorgans leiden, zum Gebrauche geistiger Getränke verleitet werden, und zwar zu ihrem grofsen Nachtheile, da ihren Beschwerden auf eine bey weitem bessere Weise abgeholfen werden kann. Zu den Mitteln, durch welche die Neigung zur Trunkenheit geheilet wird, rechnet der Vf. auch die Brechmittel, welche man heimlich mit den geistigen Getränken vermischt, deren Unzulässigkeit aber durch die Erfahrung schon oft gelehrt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Jännar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT an d. Oder, in d. akadem. Buchh.: *Joh. Friedr. Reitemeier's Schriften über ein allgemeines Gesetzbuch* u. a.

(*Fortsetzung der in Num. 2. abgebrochenen Recension.*)

Rec. geht jetzt *Zweytens* zu den *von Hn. Reitemeier vorgeschlagenen Justizverbesserungen* über, *die dahin* abzwecken, „das Rechtsprechen in ungleich mehrern Fällen als jetzt, sicher und zuverlässig, kurz und wohlfeil, fast wie das Rechnen (??) zu machen, und dadurch das Justizschwanken und die Scheinjustiz, ingleichen die Processucht, die Schicane und die Justizbeschwerden beträchtlich zu vermindern, und dagegen das Zutrauen zu den Gerichten bey den Einwohnern mehr zu befestigen und zu erhöhen." Diese vorgeschlagenen Reformen sind im Wesentlichen folgende: *Erste* Reform. „Die Relation von der Thatsache und den Beweisgründen werde von dem Instruenten entworfen und den Parteyen zur Revision vorgelegt, bevor sie im versammelten Gericht abgelegt wird." (X. u. 19 ff. 55 ff.) Es kann dem Vf. nicht entgehen, dafs diese Einrichtung im Wesentlichen bereits im Preufsischen getroffen ist. Die Preufs. G. O. Th. I. Tit. X. §. 33. u. 37. befiehlt nämlich: dafs der Instruent nach vollendeter Instruction und Ausmittelung die *Species facti* den Parteyen oder deren Bevollmächtigten vorlegen, ihre Erinnerungen anhören und berücksichtigen, und dafs die berichtigte *Species facti* und das derselben beygefügte Verzeichnifs der streitigen Punkte von den Parteyen und deren Assistenten oder Bevollmächtigten unterschrieben werden soll.

Hr. *R.* will aber dieſs dahin abändern, dafs die Relation von dem Instruenten an der Stelle des Referenten abgefafst werden solle (S. 19.). Es ist nicht deutlich, ob seine Meinung ist, dafs die von den Instruenten und den Parteyen gemeinschaftlich berichtigte *Species facti* fernerhin wegfallen; oder ob neben dieſer auch noch die Relation unter Zuziehung der Parteyen von dem Instruenten gemacht werden solle? Das erste würde sehr schädlich seyn, indem dadurch der wohlthätige Zweck der ganzen Einrichtung, nämlich die streitigen Punkte bey Zeiten zu bestimmen, sich gleich vom Anfange an gegenseitig zu verständigen, vom Anfange an eine unparteyische, ungetheilte Ansicht und Uebersicht der Sache zu erhalten, und unnöthigen Streit zu vermeiden, vereitelt werden müfste. — Beides aber mit einander zu verbinden, hält der Rec. für überflüssig, ja für nachtheilig.

Es *muſs doch einmal ein Ende der Verhandlungen* geben. Die Parteyen hatten Gelegenheit genug, bey der Instruction der Sache, bey der gemeinschaftlich aufgenommenen und berichtigten *Species facti* und in den Deductionen des Rechts ihre Gerechtsame wahrzunehmen und den Richter auf alles Wesentliche aufmerksam zu machen. Weislich sind die Gesetze gegeben, dafs keine *nova* nach Verlauf der ordnungsmäfsigen Fristen nachgebracht werden sollen. Würde aber der Reitemeiersche Vorschlag aufgenommen: so steht zu erwarten, dafs in dem Augenblicke, da der Prozefs bis zum Spruch gediehen, eine neue Instruction, eine neue Verhandlung wieder angehn dürfte.

Der Rec. hält dafür, dafs nach aufgenommener Instruction und nach eingereichten Deductionen den Parteyen *das Amt des Richters* eintreten müsse, *frey von aller weitern Einwirkung der Parteyen.* So wie vorauszusetzen ist, dafs die Parteyen in dem vorhergehenden Verfahren alles zur Sache dienliche angeführt haben werden: so mufs der Referent das Zutrauen geniefsen, er werde die Gründe für und wider reiflich erwägen: so mufs der Correferent und das ganze Collegium das Zutrauen geniefsen, dafs sie redlich und unparteyisch seyn werden. Es scheint uns nicht rathsam, die Relation durch den Instruenten machen zu lassen; denn wenn der Referent von dem Instruenten verschieden ist: so ist eine noch gröfsere Wahrscheinlichkeit vorhanden, die Sache werde weniger einseitig und weniger parteyisch entschieden werden.

Der Vf. will (S. 23. u. 43.), dafs wenn der Vf. der Relation findet, die Partey habe einen Grund übersehen, derselbe durch Ausfüllung der Lücke die Summe der Gründe vollständig machen soll, und zwar sowohl bey der Relation über den Beweis als über das Recht; allein daraus würde die auf Untergrabung aller Gerechtigkeit hinaus laufende Folgerung gezogen werden können, dafs der Richter Dinge aus seiner Privatwissenschaft zu Gegenständen der Instruction sowohl als zu Gründen der Entscheidung aufstellen dürfte.

Die *zweyte Reform* ist folgende: „Die Beurtheilung der rechtlichen Wahrheit nach dem geführten Beweise oder das Beweis-Urthel werde von dem eigentlichen Rechtsspruche so viel als möglich geschieden und zuerst ins Reine gebracht. Dazu werde eine eigene Deputation oder ein eigener Senat (s. S. 35.) des Gerichts aus Männern, die zur Beurtheilung der rechtlichen Wahrheit nach vorgelegten Beweismitteln vorzüglichen Scharfsinn besitzen, bestellt." (S. XL. 25. 29.) Die gedachte Reform hält der Vf. um deswillen

für nöthig, weil das Urtheil über das Recht dem Urtheile über die Wahrheit der Thatsache leicht zuvoreilen und solchergestalt auf das letztere einen schädlichen Einfluss erhalten könne. Man sehe das Gerücht, eine noch nicht ausgemachte Thatsache, gewöhnlich auffassen und darauf für und wider den Beschuldigten Urtheile fällen und nach dem Masse des vorgefassten Urtheils die Thatumstände auslegen. Wo eine Vorliebe im Spiel sey, da erscheine die Erzählung leicht als wahr, und wo eine entgegengesetzte Stimmung vorhanden sey, da erheben sich leicht Zweifel, die sonst entfernt geblieben wären (S. 25. u. 26.).

Man sieht, dass Hr. *R. in Deutschland* eine *Art von Jury einführen* will. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir untersuchen wollten, in wie fern die Jury eine wirklich wohlthätige Einrichtung sey, in welchen Gattungen von Rechtshändeln sie auch in Deutschland Nachahmung verdiene, und ob nicht die in England, Nordamerika und Frankreich bestehenden Jury's mehr in den Bedürfnissen dieser Nationen und in ihren eigenen Staatsverfassungen, als in den allgemeinen und wesentlichen Bedingungen einer weisen Rechtspflege begründet seyen. Hier nur so viel. Die Nachtheile, von welchen der Vf. oben spricht, und weswegen er die gedachte Reform einführen will, rühren von *moralischen* Fehlern her. *Wer steht uns dafür*, dass der das Beweisurtheil sprechende Senat von aller Vorliebe oder von dem Einfluss der öffentlichen Meinung ganz frey seyn werde? Dieselbe strenge Oberaufsicht, welche zu Mitgliedern dieses Senats nur redliche Männer wählen soll, ist ja auch verpflichtet, die Richterstühle mit erfahrnen, gründlich gelehrten, scharfsinnigen und rechtschaffenen Männern zu besetzen.

Wie sehr würde sich durch eine solche Einrichtung die Anzahl der Dienerschaft vermehren! Wer soll diese besolden? der Staat? oder soll ihre Besoldung durch erhöhte Sporteln herausgebracht werden? und ist nicht, je mehr man Diener zu wählen hat, die Zahl der Candidaten, unter welchen man auswählt, kleiner? — *Ist es* denn *wahr*, ist es nothwendig, *daß Rechtskenntniß unfähig macht, über die Wahrheit einer Thatsache zu urtheilen?* Sieht denn nothwendig der Jurist um deswillen, weil er mit der Kenntniss der Gesetze ausgerüstet ist, weil er bey den vorkommenden Fällen an die Bedingungen und Merkmale denkt, ohne welche der Fall gar nicht in das Gebiet des öffentlichen Rechts und des richterlichen Ausspruchs gehört, sieht er denn darum alles aus einem falschen Gesichtspunkte an, und kann er um deswillen nicht unbefangen beurtheilen, ob eine gewisse Thatsache rechtlich wahr sey, oder nicht?

Da endlich des Vfs. Beweis-Richter doch die Deputation oder der Senat eines Gerichtshofs oder Tribunals seyn sollen: so werden sie doch wahrscheinlich juristische Kenntnisse besitzen. Diess macht sie aber nach seinen eigenen Grundsätzen unfähig, ein Beweis-Urtheil abzufassen.

Der Vf. meint, dass, diese Reform und ein gutes Gesetzbuch voraus gesetzt, die Rechtspflege sehr leicht seyn werde. Die Rechtsurthel würden so gut als entbehrlich seyn (S. 49.). Rec. zweifelt daran, und ist vielmehr in Rücksicht, dass ein ganz vollständiges, alle mögliche Fälle bestimmt ausdrückendes Gesetzbuch eine Unmöglichkeit ist, mit demjenigen ganz einverstanden, was Hr. *R.* an einem andern Orte (Deutsche Gesetzwissensch. S. 120.) sagt: „Die richtige Beurtheilung des Rechtsgeschäfts und des Straffalls ist ein wichtiges Stück der Logik und der juristischen Praxis. Was eine vorkommende Sache sey, in welche Classe sie gehöre, wie viel sie umfasse, das ist oft ein bedeutender Streit, der zu seiner gründlichen Entscheidung möglichst deutliche und bestimmte Begriffe von derselben erfordert. Sinnliche und durch sich selbst bestimmte Gegenstände machen wenig Schwierigkeit; aber desto mehr die abstracten Begriffe, die häufig in einander laufen und sich nicht immer leicht scheiden lassen, auch sehr oft ungemein schwanken und nicht sicher begränzt werden können."

Dritte Reform. Um das Zutrauen des Publicums gegen die Richter zu erhöhen, schlägt Hr. *R.* vor (S. 46.), dass man den Richter erster Instanz nochmals über das Recht nach der neuen Ausführung urtheilen lassen solle: mit dem Befugnisse entweder nochmals zu erkennen, wenn er sich durch die verbesserte Ausführung zu einem abändernden Erkenntnisse veranlasst fände, oder im entgegengesetzten Falle die Sache zum Erkenntniss an die zweyte Instanz abzugeben.

Rec. besorgt, dass, dafern nicht in dieser zweyten Ausführung ganz neue Beweis-Mittel und neue Thatsachen an- und ausgeführt worden — welches doch nur der seltnere Fall seyn wird — der Richter gewöhnlich sein erstes Erkenntniss bestätigen werde. Ein fester, aus Gründen handelnder Mann, der die Sache vorher reiflich erwogen hat, ist selten zur Abänderung seines Urtheils zu bringen. Ist wohl zu erwarten, dass der Richter durch sein zweytes reformatorisches Erkenntniss immer gestehn werde, dass er sich übereilt habe, wenn er auch vorher wirklich einen und den andern wichtigen Umstand übersehen hätte? Ist vollends in einem Lande der Richter auf Sporteln gewiesen: so wird er in den mehresten Fällen geneigter seyn, selbst zu erkennen, mithin sein voriges Erkenntniss zu bestätigen, als die Sache an die zweyte Instanz abzugeben. *Die Parteyen* würden also durch diese neue Einrichtung, ohne an Kosten etwas zu ersparen, *um den* grossen *Vortheil*, wenigstens um die Beruhigung, *ihre Sache durch einen andern Richter untersuchen zu lassen, gebracht werden.* Ja selbst das Zutrauen zu den richterlichen Behörden würde dadurch sich nicht erhöhen, indem man dem sein voriges Erkenntniss bestätigenden Richter gewöhnlich entweder Nachlässigkeit, oder Eigensinn, oder Eigennutz vorwerfen würde. Rec. findet die entgegen gesetzte Organisation der Gerichte ganz zweckmäfsig; und *hat nur den* einzigen *Wunsch, daß über diejenigen Unterrichter, deren Erkenntniß reformirt*

mirt werden müßte, weil der Vf. darin eine besondere Unwissenheit in den Rechten, oder eine besondere Nachläßigkeit in Erwägung der ausgeführten Gründe bewiesen hatte, eine strengere Aufsicht geführt, und sie in diesen Fällen ohne Nachsicht zur Bezahlung der verursachten Kosten angehalten werden möchten.

Vierte Reform. Ein origineller Einfall ist es, dafs die Gerichte an verschiedenen Orten die Rechtshändel unter sich umtauschen sollen, so dafs jedes zwar die Instruction der einheimischen, das Erkenntnifs aber nur von den auswärtigen hat. Die Wohlthat der *Actenversendung* ist allerdings nicht zu verkennen, vorzüglich in kleinern Ländern, in welchen Richter, Partey und Anwald unter einander verwandt zu seyn, und manche Privatrücksichten einzutreten pflegen. Eine Juristenfacultät, besonders eine ausländische, ist von Menschenfurcht und Nebenabsichten freyer, und die Actenversendung ist daher ein wahres Palladium der Freyheit der Unterthanen. Dabey gewährt diese Einrichtung eine vortreffliche Verknüpfung der Theorie und Praxis, die sich wechselseitig dort unterstützen, so dafs dadurch die Ausbildung der Wissenschaft selbst ungemein gewinnt. (Man vergl. *R. über die höhere Cultur* S. 414 ff.) Rec. wünscht *zur Vervollkommnung dieser Anstalt* nur noch, *daß den Juristenfacultäten theils eine gewisse Taxe für das anzusetzende Honorar, theils eine gewisse Zeit, binnen welcher sie die eingesendeten Acten zurückschicken müßten, vorgeschrieben, und darüber streng gehalten würde.* Denn wie jetzt hier und da die Sachen stehen, sind die *ungeheuern Honorare*, welche diese Spruchcollegien ganz *willkürlich* ansetzen, und *wo an keine Moderation* zu denken ist, so wie die *Verzögerung* der *Sachen* durch das lange Liegenbleiben der Acten eine der *allergerechtesten und lautesten Klagen der Parteyen.*

Gegen den obgedachten Vorschlag des Vfs. ist auch noch dieſs: Wird eine feste Einrichtung in einem Lande in der von dem Vf. angegebenen Art gemacht: so kann das erkennende Gericht den Parteyen kein Geheimnifs bleiben, und die Schicane wird sich Canäle genug zu eröffnen wissen, um auf den Rechtsspruch ebenfalls Einfluſs zu haben, so sehr, als wenn er im Orte gefällt würde. Dagegen kommen auch noch die gröſsern Kosten und Weitläuftigkeiten — besonders wenn der Vf. seine Commun-Relationen damit verbinden wollte, in Betrachtung, so dafs Rec. auch diese Neuerung für bedenklich hält.

Fünfte Reform. Sehr wahr ist, was der Vf. (S. 301 f.) über die Nothwendigkeit sagt, die Erkenntnifs- und Entscheidungsgründe, selbst in letzter Instanz, den Parteyen auf ihr Verlangen mitzutheilen. Rec. enthält sich einer weitern Bemerkung hierüber, da der, von Hn. *R.* aber nicht angeführte, würdige *Hofcher* in der Vorrede zu seinen R. Kammergerichtlichen Rechtsfällen 1789. (besonders und vermehrt unter dem Titel abgedruckt: *Ueber die Schädlichkeit der Gerichtsgeheimnisse*, Augsb. 1804.) die Sache erschöpft hat.

Sechste Reform. Hr. *R.* unterscheidet zwischen ungerechten und unbilligen Erkenntnissen (S. 102.). Jene sollen diejenigen seyn, die gegen eine völlig gewisse Thatsache und Recht; diese, welche nur gegen wahrscheinliche Thatsachen und Rechte angehen. Wider die erstern soll man, wenn sie auch in letzter Instanz gesprochen wären, dennoch bey dem Justizministerio Remedur suchen dürfen.

Rec. findet dasjenige, was der jüngste Reichsabschied über unheilbare Nichtigkeiten verordnet, weit bestimmter und erschöpfender, als das ist, was der Vf. von ungerechten Urtheilen sagt. Wie leicht wird nicht die Partey, die sich für beschwert erachtet, der Sache den Anschein geben können, als sey das letzte Erkenntnifs gegen ein gewisses Recht oder gegen eine und die andere gewisse Thatsache gefällt worden. Ein mehreres hierüber werden wir weiter unten sagen, wenn wir auf den *dritten* Gesichtspunkt kommen werden, aus welchem wir die *R*'schen Schriften betrachten. Der Vorschlag des Vfs. führt also nur eine neue Instanz herbey: und was für eine Instanz? Das Justizministerium mufs allerdings die Oberaufsicht über die Rechtspflege im Lande führen; *aber ein eigentliches Justiz-Tribunal sollte es nie seyn, damit nicht eine Cabinets-Instanz daraus werde.* Man bemühe sich doch nur, die Justizhöfe, besonders aber das höchste Tribunal mit würdigen Richtern zu besetzen, und mache dieſses letztere von allem Ministerial-Einflusse unabhängig: so wird es mit der Rechtspflege im Lande sehr wohl stehen.

Siebente Reform. Die Controlle der Justiz-Aufsicht legt Hr. *R.* mit Recht (S. 117 ff.) in die Hand des Publicums. Er sagt hierüber viel Gutes und Wahres. Rec. macht die einzige Bemerkung, dafs der gehoffte und mit Recht zu erwartende Nutzen der Publicität verloren gehen dürfte, wenn nach des Vfs. Vorschlage die dem Publicum mitzutheilende Schrift vorher dem Justizministerio zur Einsicht oder wohl auch zur Abstellung der darin zu publicirenden Beschwerden vorgelegt werden sollte. Wer wird nicht dieſs zu thun ein Bedenken tragen, der erwägt, wie viele Mittel dem Minister zu Gebote stehen, um den Druck und die Bekanntmachung dieſer ihm vorgelegten Schrift, wenn sie ihm unangenehm ist, zu verhindern. Selbst der Zweck, die Abstellung mancher Beschwerde auf diesem Wege zu erlangen, wird selten erreicht werden könn n. Denn in einer Processsache sind zwey Parteyen vorhanden. Der Justizminister kann, ohne die Rechte der andern Partey zu verletzen, dem Gesuch der einen nicht Statt geben, wenn er auch das begangene Versehen und das dem Beschwerdeführer widerfahrne Unrecht erkennen und ihm zu helfen geneigt seyn sollte.

Achte Reform. Der Vf. will endlich, dafs Rechtsfälle, die ein belehrendes Interesse für das Publicum haben, entweder ganz oder stückweis gedruckt, dafs diese Druckschriften, wenn noch ein letztes Urthel in der Sache zu fällen wäre, an die Mitglieder des Gerichts vertheilt; und dafern das letzte Urthel mit dem in der gedruckten Relation aufgestellten Resultat zu sehr contrastirt, dem Justizministerio vorgelegt, und von diesem endlich, mit beliebigen Anmerkungen begleit-

begleitet, dem Publicum bekannt gemacht werden ſollte; es wäre denn, daſs der Juſtizminiſter die Beſchwerden ſo erheblich fände, daſs eine neue Unterſuchung nöthig wäre: welche durch eine eigene, vom Juſtizdepartement unabhängige, Behörde geſchehen müſste (S. 292 ff.).

Wir legen dem Vf. folgende Fragen vor, die er an ſich hätte thun ſollen, ehe er mit jenem Vorſchlage hervortrat: Enthalten die Deductionen der Parteyen nicht daſſelbe, was in der abzudruckenden Relation ſtehen kann? Wer ſoll die höchſt beträchtlichen Druckkoſten bezahlen?

Wie, wenn nun während des Drucks ein neuer Thatumſtand, oder ein neuer Grund ausgemittelt wird, welcher ein ganz anderes Urtheil als dasjenige iſt, was der Vf. jener Relation bewirken will, zur Folge haben muſs? So ſind ja alle die gedachten Weitläuftigkeiten und Koſten vergebens?

Wenn es mit den Urthelsverfaſſern in Deutſchland ſo ganz ſchlimm ausſieht, daſs nicht ein Verſuch, um ſie auf ihren Beruf zurückzuführen, gemacht, ſondern lieber ein ganz neues Inſtitut angelegt werden ſoll, welches den Staatsbürgern die unparteyiſche und gründliche Verwaltung der Gerechtigkeit ſichere, kann wohl der Vf. dafür einſtehen, daſs die Mitglieder der vorgeſchlagenen Behörde von den Fehlern frey ſeyn werden, welche er bey den übrigen Juſtizbehörden und Tribunalen des Landes vorausſetzt?

Wie konnte der Vf. überſehen, daſs ſein Vorſchlag der Willkür des Juſtizminiſters mehr Spielraum giebt, und das Palladium der Freyheit, die Publicität, wiederum dadurch gefährdet wird?

Die vorgeſchlagene Reform hat viel Aehnlichkeit mit dem Rechtsmittel des Recurſes an den deutſchen Reichstag. Dieſs dürfte aber wohl nicht die lobenswertheſte Seite der Rechtspflege in Deutſchland ſeyn.

Wir erinnern *neuntens* noch an eine von dem Vf. in ſeiner Schrift *über die höhere Cultur* vorgeſchlagene Verbeſſerung. *Es ſollen* nämlich, *ſo wie* dieſes bereits im Preuſsiſchen u. ſ. w. *bey dem Entwurfe des Allg. Geſetzbuchs* geſchehen iſt, *auch bey jedem einzelnen Geſetze, bey jeder öffentlichen Anſtalt*, ſelbſt wenn dem Unterthan eine neue Laſt aufzuerlegen iſt, *Preisfragen bekannt gemacht werden*, damit das unterrichtete Publicum ſeine Stimme gebe, wie das Geſetz am zweckmäſsigſten abzufaſſen, die Laſt am wenigſten drückend zu vertheilen ſeyn möchte? Rec. findet dieſe Idee, welche *durch einige Modificationen* leicht vervollkommnet werden könnte, ſehr des Beherzigens werth.

Um dem Vf. überall Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, erinnern wir noch, daſs ſein Buch „Juſtizverbeſſerungen", manches Treffende im *Einzelnen* enthält: z. B. das, was er über Succumbenzgelder (die er für tadelnswerth hält S. 48.) und über den Nachtrag von Beweismitteln *(beneficium non deducta deducendi)* ſagt, die er nicht in der zweyten Inſtanz zulaſſen will, weil dadurch für die eingebrachten Beweismittel eine Inſtanz verloren geht (S. 37.).

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Breslau*, b. Barth: *Taſchenbuch für patriotiſche Bürger*, herausgegeben von *K. G. Kapf.* 1804. 72 S. 8. — Dieſe kleine Schrift gehört zu den wenigen politiſchen, die als wahrhaft zweckmäſsig Empfehlung verdienen. Der Vf. hat mit edler Wärme und dabey mit kluger Bedachtſamkeit den Werth des wahren Patrioten, die Merkmale, die ihn bezeichnen, die Pflichten des Unterthans in einem Ton geſchildert, der dem Faſſungs- und Auffchauungs-Vermögen eines verſtändigen Bürgers angemeſſen iſt, und von dem man ſich gute, gemeinnützige Wirkungen mit allem Grunde verſprechen kann. Er ſtellt ſeine Sätze in kurze Paragraphen zuſammen, die gemein verſtändlich ſind, ſich leicht überſehen laſſen, und ſich auch durch einen, in unſern Tagen ſeltenen, gefälligen und dennoch von aller Künſteley freyen Vortrag auszeichnen.

Der *erſte* Abſchnitt, *Vaterlandsliebe* überſchrieben, führt auf das Reſultat, daſs wahre Vaterlandsliebe, wahre Cultur des Staats nur auf zweckmäſsiger Bildung und einer aufgeklärten Denkart der Völker beruht. Zweckmäſsige intellectuelle Bildung und Moralität ſind alſo die Haupterforderniſſe der Vaterlandsliebe. Sie kann, wenn ſie in einem Volke herrſchend wird, das Glück der Nationen befeſtigen, kann einen ſchwachen Staat ſtark und unüberwindlich machen. Sie iſt der ſchönſte Kranz des freyen Bürgers und des Unterthans; die ſchönſte Tugend des Fürſten; der ſicherſte Schutz der Staaten, der feſter und mächtiger, als alle Kriegsheere und Feſtungen, das Land vertheidigt.

In dem *zweyten* Abſchnitt giebt der Vf. allgemeine Regeln der Erziehung zur Vaterlandsliebe, welche aus dem Begriff ſelbſt hergenommen ſind, und dem Zweck allerdings entſprechen. Man erhalte den edeln Geiſt der Väter, und wecke ihn von neuem, wenn er zu erſterben ſcheint; man flöſse dem Volk Liebe zur Landesverfaſſung ein; man verbreite mit Weisheit zweckmäſsige Aufklärung; man ſuche mit Unterdrückung des Eigennutzes (und des Staatsgeiſtes fügt der Vf. hinzu, aber wir ſehen nicht, zu welchem Zweck, weil der Geiſt der Vaterlandsliebe ſich immer auch auf einen einzelnen Staat bezieht) den Allgemeingeiſt, der auf das groſse Ziel der Staatsvereinigung gerichtet iſt, unter dem Volk zu wecken; man erwecke Begeiſterung fürs Vaterland, begründe wahre Religion und Toleranz; man bilde endlich die Völker zur Menſchenliebe, mit welcher die Vaterlandsliebe ſehr gut beſtehen kann, und wodurch dieſe noch geläutert und veredelt wird.

Zu dieſen Regeln liefern Geſchichte und Kenntniſs der innern Verwaltung der Staaten einen ſehr intereſſanten Commentar durch eine Menge lehrreicher Beyſpiele aller Art. Unſtreitig wird der Vf. dieſe vorzüglich bey dem gröſsern Werke genutzt haben, welches, nach ſeiner Verſicherung, dem gegenwärtigen zu Grunde lag, und zu deſſen Herausgabe wir ihn mit voller Ueberzeugung ermuntern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT an d. Oder, in der akadem. Buchh.: *Joh. Friedr. Reitemeiers Schriften über ein allgemeines Gesetzbuch* u. a.

(*Beschluss der in Num. 3. abgebrochenen Recension.*)

Wir betrachten jetzt *drittens* die R'schen Schriften aus dem *Gesichtspunkte, in wiefern sie Beyträge zur Ausbildung und Vervollkommnung der Rechtswissenschaften enthalten.* In dieser Hinsicht unterscheiden wir I. die *Arbeiten* des Vfs., *welche zum Zweck haben, einzelne Theile des Rechts näher zu erläutern*, von II. den *Vorschlägen*, die sich *auf die Methode des juristischen Studiums* beziehen. — Arbeiten der *ersten* Art:

1) Vor allen andern verdient hier einen ehrenvollen Platz seine Schrift unter dem Titel: *Die Wahrheit vor Gericht.* Sie enthält eine gute Zusammenstellung der Grundsätze über die Beweisführung im Processe. Zwar hat der Vf. sich fast allein auf das preussische Recht bezogen; allein da hier gröstentheils nur von Grundsätzen, welche aus der Natur der Sache abgeleitet werden müssen, die Rede ist, und das preussische Recht in dem genannten Theile meistens mit den Materialien des gemeinen Rechts übereinstimmt: so können wir das Studium dieser kleinen Schrift auch den Rechtsgelehrten ausserhalb Preussen empfehlen.

2) In der *deutschen Gesetzwissenschaft*, einem periodisch in zwanglosen Heften erscheinenden Werke, wovon Rec. jetzt die beiden ersten Stücke vor sich hat, will der Vf. von den in und ausserhalb Deutschland bemerkbaren Fortschritten in der Gesetzgebung und Gesetzanwendung Rechenschaft ablegen. In Beziehung auf diese finden wir eine Anzeige von den bekannten Legislaturen in Preussen, Kurpfalzbaiern, Kursachsen und Frankreich; aber höchst dürftig, mangelhaft und oberflächlich, und ohne Benutzung der über diese Legislationen erschienenen Schriften und Kritiken. Die Sache selbst scheint dem Vf. auch dabey weniger zu interessiren, als der deutsche Ausdruck. In Beziehung auf die Gesetzanwendung hat der Vf. einige seit den letzten vier Jahren erschienene Sammlungen von Rechtssprüchen angezeigt, und ins Besondere die von *Eichmann*, *Gönner*, *Hufeland* und *Albrecht* gelieferten Fälle in eine gewisse Ordnung, die im Wesentlichen mit dem System seines allgem. deutschen Gesetzbuchs zusammentrifft, gebracht; auch von einem und dem andern das Hauptsächlichste in einem kurzen Auszuge angeführt. Damit verbindet er sowohl hier, als in der Schrift: *Justizverbesserungen*, fünf von ihm selbst ausführlich bearbeitete Rechtsfälle. Rec. erwähnt nur des erstern, da derselbe sich auf die oben unter Nr. VI. angeführte Reform bezieht, dass nämlich gegen ungerechte Urtheile, wenn sie auch in letzter Instanz gesprochen worden wären, dennoch bey dem Justiz-Ministerio Beschwerde geführt und Remedur bewirkt werden solle. Nach dem Tode des Hofraths und Stadtrichters Winterfeld in Frankfurt a. d. O. machten die Universität und der Magistrat auf den Abschoss von dem ausgehenden Erbvermögen desselben Anspruch: die erstere, weil der Verstorbene dort studirt hatte, und zu den *Literatis* gehörte; der letztere, weil der Verstorbene nach vollendeten Studien eine Zeit lang auswärts gelebt, und nach seiner Rückkehr die Verbindung mit der Universität vermittelst einer neuen Inmatriculation nicht wieder angeknüpft hatte. Die Universität hat den Process in allen drey Instanzen verloren, und der Vf. hält diese Erkenntnisse für nichtig. Die Gesetze, worauf es ankommt, sind: das Compact von 1573.; nach diesem soll ein nach Frankfurt wieder zurückkommender Universitätsverwandter, wenn er sonst keine bürgerliche Nahrung anfängt, in voriger Universitäts-Jurisdiction bleiben. Das Compact von 1617. setzt für den Fall des darüber entstehenden Streits fest: „Dass da *a)* solch Wiederkommen Studierens halber geschieht, und *b)* der Wiederkommende würde sich also bald vor dem Rector gestellen und demselben durch einen Handschlag angeloben, auf die vorigen der Akademie geleisteten Pflichten den *statutis academicis* zu gehorsamen, und dasselbe würde also in die Matrikel verzeichnet: so sollen der oder die hinwiederum gleichst zuvor unter die *membra academiae* gerechnet werden; doch dass er sich auch darneben *intra metas et limites literatorum et studiosorum* halte, und bürgerlicher Nahrung nicht unterwinde." Der Vf. will diese Stelle nur auf Studenten, nicht auf Ausstudirte beziehen. Allein schon Trennung der beiden Sätze durch *a* und *b* deutet das Gegentheil nach des Rec. Meinung an, dass nämlich zuerst von des Studirens wegen zurückkehrenden, oder wirklichen Studenten, sodann aber von den Ausstudirten die Rede sey. Wie könnte auch sonst noch die Bedingung hinzugefügt worden seyn, dass der Zurückgekommene nicht bürgerliche Nahrung treibe, und sich *intra limites literatorum* halte. Es mag wohl geschehen, dass mancher Student sich nicht *intra limites literatorum* hält; allein dies ist eine Ausnahme, an welche die Interessenten des Compacts wohl schwerlich gedacht haben. Nach dem Sinne dieses Gesetzes

alſo war der Hofr. Winterfeld nicht der Univerſitäts-Jurisdiction unterworfen, weil er nicht von neuem immatriculirt worden war, und nicht das vorgeſchriebene Handgelöbniſs gethan hatte. Das dritte Compact von 1707. verordnet: „Sollten ſie [die bey der Univerſität immatriculirten] ſich aber allhier häuslich niederlaſſen und bürgerliche Nahrung treiben: ſo ſeyn ſie zuvörderſt von dem — Rectore zu befragen, ob ſie als *Literati* hinfort leben und ſolches *ipſo facto* bezeigen und ſich davor aufführen, als mit dem Notariat, Procuratur und Advocatur und dergl. und ſolche wirklich exerciren wollen, auf welchen Fall ſie billig bey der Univerſität gelaſſen werden; thun ſie aber ſolches nicht u. ſ. w." Es iſt nicht nachgewieſen worden, daſs in Beziehung auf den H. W. jene Befragung geſchehen ſey, mithin konnte auch die Univerſität nicht aus dieſem Geſetze ihre Jurisdictions-Anſprüche begründen. Es würde überhaupt noch einer Unterſuchung bedürfen, ob nicht die zuletzt angeführte Stelle lediglich von den Studenten handle, die, ohne ihren Aufenthalt inzwiſchen geändert zu haben, in Frankfurt ſich nach beendigten Studien häuslich niederlaſſen: ſo daſs auf den W'ſchen Fall bloſs das Compact von 1617. Anwendung litte.

Wenn nun der Vf. dieſes Beyſpiel als eine Nichtigkeit betrachtet wiſſen will, welche ſelbſt, nachdem das Urtheil in der letzten Inſtanz geſprochen worden, eine neue Beſchwerde und neue Unterſuchung begründen müſſe: ſo rechtfertigt ſich dadurch noch mehr die Erinnerung, die wir oben über die vorgeſchlagene mit Nr. VI. bezeichnete Reform gemacht haben, und die uns zu einem tadelnden Urtheile mit bewog.

3) In dem Werke: *Deutſchland vor und nach dem Lüneviller Frieden*, wird eine intereſſante Idee ausgeführt, nämlich eine hiſtoriſche Darſtellung der rechtlichen Verfaſſung Deutſchlands von den älteſten bis auf unſere Zeiten. Sie ſoll zugleich eine Vorbereitung zu dem gründlichen Studium des Reitemeierſchen allg. deutſchen Geſetzbuchs ſeyn. In dem bis jetzt erſchienenen *erſten* Bande wird die Geſchichte der deutſchen Nation und des deutſchen Reichs bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts erzählt. Hr. *R.* unterſcheidet die Geſchichte der deutſchen Nation von der des deutſchen Reichs, und läſst die letztere mit dem Jahr 888. anfangen, mit der Regierung des Königs Arnulf. (Rec. würde lieber den Verdünſchen Vertrag von 843. zur Epoche angenommen haben, da durch dieſen Vertrag das deutſche Reich als ein beſonderer Staat begründet wurde.) Die Geſchichte des deutſchen Reichs wird in zwey Zeiträume getheilt. Der erſte geht bis zum Jahre 1056. Den zweyten, bis zum Jahre 1254. ſich erſtreckenden, nennt er den Zeitraum der Hierarchie, und ſtellt, nach vorausgeſchickter Erzählung der Begebenheiten der Kaiſer bis auf Conrad II., folgende Hauptrubriken auf: I. Statiſtik des Reichs; II. Staatsrecht des Reichs; III. Bürgerrecht des Reichs; IV. Privatrecht der Reichs- und Schutzbürger. Den Beſchluſs machen zwey kurze Excurſe über das gemeine Recht in Italien und über die römiſche Hierarchie.

Rec. hat die Darſtellung deſſen was der Vf. Bürgerrecht und Privatrecht des Reichs und der Schutzbürger nennt, weit beſſer gefallen, als die Geſchichte und die hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Conſtitution. Wir wünſchten, der Vf. hätte ſich lediglich auf jenes eingeſchränkt: denn die in den Händen des Publikums befindlichen Lehrbücher der deutſchen Geſchichte ſind weit vorzüglicher. Ueber die hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Staatsverfaſſung haben wir aber von dem würdigen *Pütter* ein klaſſiſches Werk erhalten, das wir vergebens von dem Vf. mit dem verdienten Lobe angezeigt geſucht haben. Mit dieſem hält die *Reitemeierſche* Darſtellung keine Vergleichung aus.

Wenn nun aber der Vf. dennoch den einmal angefangenen Plan fortſetzen will: ſo wünſchten wir doch, er nehme auf folgende Erinnerungen Rückſicht. 1) In der *Literatur* vermiſſen wir die nöthige Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit. Gewöhnlich begnügt ſich Hr. *R.* bey dem Anfang eines Abſchnittes die Schriftſteller ganz kurz anzuführen, z. B. S. 83. *Wittekind* Mönch zu Corvey im 10ten Jahrhundert *(de Henrico auc. et de Ottone I. Libri III.)* *Luitprand*, ein Spanier, und Biſchof in Italien *(Hiſt. ſui temp.)* *Hroswith*, Nonne zu Gandersheim im 10ten Jahrhundert *(de geſtis Ottonum)*. *Ditmar* Biſchof zu Merſeburg im 11ten Jahrhundert *(Chronicon)*. Nur ſelten allegirt der Vf. einzelne Stellen im Laufe des Vortrags ſelbſt. Wir wünſchten hiernächſt 2) daſs er ſein *Syſtem des Rechts* einer nochmaligen Prüfung und Verbeſſerung unterwürfe. Wir haben die Gebrechen deſſelben in unſrer Recenſion weiter oben ausführlich gezeigt. Es iſt auch in dieſem Werke ſichtbar, und veranlaſst Wiederholungen oder unnatürliche Trennung der verwandten Gegenſtände. So kommt zum Beyſpiel in der Lehre vom Bürgerrechte des Reichs unter der Rubrik: Freyheit der Vereine, das Ehe-, Familien-, Haus-, Gutsherrſchaft-, Gemeinde-Recht u. ſ. w. vor; was wieder eine Stelle unter dem Privatrecht als ein beſonderer Theil deſſelben erhalten hat (Geſellſchaftsrecht).

Ein Mangel dieſes Werks iſt es nach des Rec. Vorſtellung, daſs der Vf. ſo wenig von der Geſchichte und dem Inhalte der Geſetze der altdeutſchen Völker (von den Formeln-Büchern haben wir gar nichts finden können), der Landrechte, Stadtrechte und Weisthümer ſagt, was doch in eine hiſtoriſche Darſtellung der rechtlichen Verfaſſung des Mittelalters nothwendig gehört. Wie er den Sachſen- und Schwabenſpiegel benutzt hat: ſo muſsten die ältern Geſetze auch benutzt werden. Dabey hätte ihn die vortreffliche Sammlung des *Canciani* ſehr gute Dienſte leiſten können. Der Vf. hat nur *Georgiſch* angeführt; ſollten *Canciani's Barbarorum legis antiquae* etc. Venet. 1781—1792. V. Tom. fol. auf der Univerſitäts-Bibliothek in Frankfurt nicht ſeyn? Wie unvollkommen und mangelhaft die Kenntniſs iſt, die man durch den Vf. von den Rechtsbüchern des Mittelalters bekommt,

kommt, ergiebt sich unter andern aus S. 361. Daselbst heifst es: „Die Stadtrechte fangen schon im 12ten Jahrhunderte an. Das Magdeburgische ist eins der berühmtesten. Eine spätere aus dem Sächsischen Rechte gemachte Compilation, das Magdeburgische oder Sächsische Weichbild, ist als ein Anhang des Sachsenspiegels zu betrachten." Wie wenig unterschieden ist hier das Magdeburger *Stadtrecht* von dem Magdeburger *Schiffenrechte?* Das erste datirt wahrscheinlich aus dem 10ten Jahrhunderte. Ob wir gleich dieses älteste Magdeburger Stadtrecht nicht haben: so kennen wir doch dessen Alterthum und Existenz aus dem Original-Manuscript des Magdeburger Schiffenrechts, welches 1304. nach Görlitz geschickt wurde, und daselbst noch in der Rathsbibliothek aufbewahrt wird. Von diesem Magdeburger Schiffenrechte, dessen Autorität im Mittelalter so grofs war, hätte der Vf. allerdings mit einiger Gründlichkeit sprechen sollen. Das Magdeburger oder Sächsische Weichbild (welches noch in den Sächsischen Gerichten zuweilen angeführt wird) kann man auch nicht *bloß* eine Compilation *aus dem Sächsischen Rechte* nennen: sondern sie enthält unläugbar aufserdem manches aus dem eigentlichen Magdeb. Schiffenrechte, wie denn auch in demselben Spuren fremden Rechts mitunter vorkommen.

Unter den Auszügen aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel kommen einige Allegate aus den Capitularien vor. Diese hätte der Vf. nicht aufnehmen, sondern die letztern blofs bey einer Darstellung des rechtlichen Zustandes von Deutschland unter den fränkischen Königen benutzen sollen.

Was die Beschreibung der rechtlichen Verfassung Deutschlands in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters anlangt: so würde der Vf. wohlgethan haben, wenn er sich hauptsächlich auf den Sachsenspiegel eingelassen, und in Anmerkungen die Parallelstellen aus dem Schwabenspiegel und Kaiserrechte beygefügt, zuletzt aber dasjenige, was diesen beiden letztgenannten Sammlungen eigenthümlich ist, in einem besondern Abschnitte hinzugesetzt hätte. Sein Buch würde dadurch selbst praktisch nützlich geworden seyn: indem der Sachsenspiegel noch gegenwärtig in Sachsen in den nicht abgeschafften Stellen in Gebrauch ist, wie vor nicht gar langer Zeit das Appellationsgericht in einem Gutachten an die Landesregierung zu Dresden sich geäufsert hat.

II. Die *Ideen und Vorschläge des Vfs. über die Vervollkommnung des juristischen Studiums* sind theils in seiner Schrift: *über die höhere Cultur*, theils in der Abhandlung *über die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs*, theils in der Schrift: *Deutsche Gesetzwissenschaft* enthalten. Hr. *R.* will, dafs auf den Gymnasien bereits ein Unterricht über die Pflichten des Bürgers gegen den Staat, besonders über die Strafverbote, ertheilt werde. Rec. aber hält es für bedenklich, den jugendlichen Gemüthern eine Kenntnifs von Dingen zu ertheilen, gewissermafsen aufzudringen, welche diesem Alter fremd zu seyn pflegen. Empfehlenswerther ist der Vorschlag, auf Universitäten ein Collegium über die Staatsverfassung und die Rechte und Pflichten des Bürgers für Nicht-Juristen zu lesen. Eine andere Frage ist die: Ob ein solches Collegium wohl auch besucht werden möchte? — Was die juristischen Vorlesungen anlangt, die Einführung des allgemeinen Gesetzbuchs vorausgesetzt: so bemerkt zwar der Vf. (S. 114. über die Red.), dafs die Materialien des fremden Rechts, in so weit sie brauchbar sind, in dem Gesetzbuche bereits enthalten seyen. Auch glaubt er (S. 143. der Gesetzwissensch.), dafs eine Lehranstalt für die alte Gelehrsamkeit bey der Gesetzanwendung fast überflüssig werden würde, indem diejenigen, die mit Schulkenntnissen ausgerüstet wären, mit Hülfe des neuen Gesetzbuchs, das Recht auf einem kürzern Wege gleich bey den Gerichten erlernen könnten. Dessen ungeachtet will Hr. *R.* noch Vorlesungen über das römische Recht halten lassen, und zwar, wie es S. 114. der ersten Schrift ausdrücklich heifst, über die den fremden Rechten eigenthümlichen in Deutschland *unanwendbaren* Stücke. Rec. besorgt aber sehr, dafs diese Collegien nicht besucht werden dürften. — In der Abhandlung *über die höhere Cultur* hat Hr. *R.* noch einige nützliche Vorschläge gethan. Unter den praktischen Uebungen auf Universitäten empfiehlt er S. 237. eine Anleitung für die Beurtheilung der Kraft der Beweismittel, die Interpretation der Willensäufserung und die Kritik der Aechtheit der Urkunden. Ferner verdienen die Disputatorien, die auf den meisten Universitäten aufser Gebrauch gekommen sind, wieder hergestellt zu werden. Auch sollte kein Candidat bey einem Landescollegio zur Prüfung gelassen werden, wenn er nicht vorher von den Professoren über die einzelnen Theile des Rechts, die er bey ihnen gehört, und von der Facultät über das gesammte Recht examinirt worden wäre (S. 337 ff.). Rec. bemerkt, dafs in Kursachsen dieses beides eingeführt ist. Daselbst wird kein Candidat, der die Advocatur u. s. w. erlangen will, zugelassen, wenn er nicht auf der Universität disputirt hat und von der Facultät vorher examinirt worden ist. Die Prüfung der einzelnen Professoren ist nicht vorgeschrieben; allein es werden viele Examinatoria auf den Sächsischen Universitäten gehalten. Endlich wünscht auch Hr. *R.*, dafs eine juristische Akademie, oder Staatsakademie (als gelehrte Gesellschaft, nicht als Lehranstalt) zur Vervollkommnung des Studiums der Rechtswissenschaften gegründet werden möchte.

Rec. hofft durch seine Beurtheilung der Reitemeierschen Schriften bewiesen zu haben, dafs er den Talenten und dem guten Willen des Vfs. Gerechtigkeit wiederfahren läfst. Möchte derselbe doch gegenwärtig sich in einer so günstigen Lage befinden, dafs er sich den Rechtswissenschaften mit mehr Musse widmen und seine Ideen und Arbeiten mehr zur Reife kommen lassen könnte. Die angezeigten voluminösen Schriften folgten einander zu schnell, als dafs sich nicht viel Falsches und Unreifes dem Wahren und Ueberdachten hätte beymischen sollen. Schon ist es ein gutes Zeichen, dafs Hr. *R.* uns auf die Beendigung der angefangenen Werke einige Jahre warten läfst.

läfst. Gewifs werden fich die Fortfetzungen und die neuen Arbeiten durch Gelehrfamkeit, Ordnung, Scharffinn und Präcifion vor den frühern auszeichnen. Wir würden uns freuen, wenn er unfere Erinnerungen der Beherzigung werth achtete, und die Rechtswiffenfchaft dadurch einen kleinen Gewinn erhielte. Hierzu beyzutragen, ift der Wunfch und das Beftreben des Rec. gewefen.

(Der Befchlufs, welcher die Kritik einzelner Stellen des Reitemeierfchen Gefetzbuchs enthält, folgt nächftens.)

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Quien: *Catalogus Numorum veterum Muſei Arigoniani*, caſtigatus a *D. S. F.*, *nec non deſcriptus et diſpoſitus ſecundum Syſtema geographicum.* 134 S. fol. (2 Rthlr. 12 gr.)

Arigoni hatte auf feinen verfchiedenen Reifen manche Gelegenheit, viele alte europäifche, afiatifche und afrikanifche Münzen zu fammeln, und er bekam auch wirklich eine Anzahl von ungefähr 20,000 Stück zufammen. Um nun diefen Schatz gemeinnützig zu machen, liefs er die vorzüglichften davon in Kupfer ftechen, und gab drey Theile noch bey feinem Leben heraus; der vierte erfchien erft einige Jahre nach feinem Tode. Der Titel, den diefes Werk führt, ift: *Numismata quaedam cujuscunque formae et metalli, Muſei Arigoni Veneti ad uſum Juventutis rei nummariae ſtudioſae.* Tarvifii 1741. 1744. 1745. u. 1759. fol. — (Der *vierte* Theil ift fo felten, dafs man ihn auch in vielen grofsen Bibliotheken vergebens fucht.)

Die Ordnung, nach welcher diefe Münzen aufgeführt find, ift bekannt, und eben fo bekannt ift es, dafs diefes Werk unmöglich den Nutzen haben konnte, den der Herausg. hiebey, nach dem Titel, beabfichtigte; es müfste denn feyn, dafs er es blofs als ein numismatifches Bilderbuch für die Jugend betrachtet wiffen wollte, wodurch man fie auf eine anfchauliche Weife mit alten Münzen bekannt machen zu können glaubte. Aber abgerechnet, dafs ein aus vier Folianten beftehendes Kupferwerk viel zu theuer für die ftudirende Jugend ift, die fich mit diefer Wiffenfchaft zu befchäftigen Neigung und Kräfte hat, hätte man auch noch mehr auf genaue und richtige Darftellung der Münzen fehen und fie beffer claffificiren follen. — Alle diefe Fehler hat nun Hr. *Seſtini* in vorliegendem Werke verbeffert. Er hat alle vier Theile in *ein* geographifches Syftem zufammen gefchmolzen; er hat das, was unrichtig in dem Arigonifchen Werke ift, durch Vergleichung mit andern Münzen berichtigt, den, wegen unrichtiger Lesart an einem unrechten Platze fich befindenden Münzen ihr Vaterland angewiefen, und auf diefe Art ein fchönes Ganzes gebildet, das nützlicher ift, als das theure Arigonifche Werk. Er citirt zwar bey jeder Münze die Kupfertafel, wo fie im *Arigoni* zu finden ift, um denjenigen, die diefes Werk befitzen, dadurch nützlich zu werden; wer es aber auch nicht befitzt, kann es entbehren, wenn er diefen Catalog hat, da die Münzen genau befchrieben find. Auch diefes ift ein Verdienft unfers Vfs., dafs er viele von den *Numis incertis* glücklich entzifferte. 80 Stück bleiben noch unerklärt; von dem unermüdeten Eifer und dem Scharffinne Hn. *S's* läfst fich aber hoffen, dafs es ihm nach und nach glücken werde, noch ein und das andere Stück zu enträthfeln.

Da das Arigonifche Werk nicht neu ift, und vorliegender Catalog fich blofs mit den Münzen diefes Werks befchäftigt: fo liegt es in der Natur der Sache, dafs man keine grofse Bereicherung der Münzgeographie hier erwarten kann; indeffen hat die Numismatik doch durch diefe Berichtigungen und Erläuterungen manches gewonnen, und man lernt auch einige bisher in der Münzgeographie noch nicht gewöhnliche Städte kennen, z. B. durch eine kleine Münze in Bronze, die unter Geta geprägt wurde, ein Städtchen in Laconia, Namens *Marius* (S. 48.) — dann S. 67. eine von *Poroſelene* in Aeolis, die Münzgelehrto auch fchon aus den letzten Theilen von *Seſtini Lettere* kennen gelernt haben — eine von *Phanagoria* am Bosporus, und einige andere mehr. — Befonders reich ift diefe Sammlung an Affibus und ihren Theilen, die man hier von S. 4. an befchrieben findet, und die fchweren Affes machen von S. 128. an noch einen wichtigen Anhang aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Peſth*, b. Eggenberger in Comm.: *Joh. Seb. Peterka Commentatio anatomico-phyſiologica medico-chirurgica de morbis oculorum.* 1805. gr. 8. — Wenn man, wie der Vf., auf nur wenigen Seiten anatomifch, phyfiologifch, mediciniſch, chirurgifch über die weitläufige Lehre der Augenkrankheiten fchreiben will, und, wie gleichfalls der Vf., ohne eine eigenthümliche Idee zu haben, die auf das Ganze Einfluſs hat: fo kann nicht mehr herauskommen, als hier kam, nämlich eine ganz entbehrliche kurze Ueberficht. Als Doctordifputationen findet man dergleichen oft genug, und mag es in folchen hingehen, als ein Nachtrag zum Examen, ob man das Gewöhnliche begriffen hat; aber da Hr. P. fich laut Vorrede durch diefe Schrift zu einer angetretenen *Lehrſtelle* in diefem Fache qualificiren wollte, alſo zu etwas Mehrerem als der Etymologie zum Trotze unſre gewöhnlichen Doctores: fo durfte man auch weit mehr erwarten, ohne unbillig zu feyn, als hier geleiſtet ift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Januar 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Verſuch einer Beantwortung der von der Kurſächſiſchen Leipziger ökonomiſchen Societät aufgegebenen Frage: Welches ſind die beſten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues?* Eine im Jahre 1804. gekrönte, nunmehr mit vorzüglicher Rückſicht auf die ökonomiſche Literatur ganz neu bearbeitete und ſehr vermehrte Preisſchrift, nebſt einer gleichfalls neuen Einleitung, welche den groſsen Werth und die Nothwendigkeit der Beförderung der Landwirthſchaft zur Abwendung der drückenden Theurung und des daraus entſtehenden Elends, wie auch das Verhältniſs des Ackerbaues zur Fabrication und zum Handel hiſtoriſch und politiſch darſtellt, für Staatswirthe, Oekonomen, Kameraliſten und Polizeybeamte, von Dr. *Joh. Paul Harl*, Prof. d. Phil. und Kameral-Wiſſenſchaften zu Erlangen. 1806. L u. 407 S. 8.

Bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Literatur iſt es den gelehrten Geſellſchaften, welche Preisfragen aufgeben, anzurathen, daſs ſie ſich möglichſt in den Gränzen ſehr ſpecieller Gegenſtände halten. Eine Preisfrage kann Gelehrte veranlaſſen, ſich mit genauer Beobachtung und Erforſchung ſolcher wiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu beſchäftigen, die ohne beſondre Veranlaſſung vernachläſſigt werden. Die allgemeinen Fragen hingegen könnten zwar wohl Männer, die mit dem ganzen Umfange ihrer Wiſſenſchaft vertraut ſind, auffordern, die erſten Gründe in ihrem Zuſammenhange vollkommner als bis dahin darzuſtellen, und die Einſicht zu erleichtern, wo keine neue Entdeckung mehr zu machen iſt. Aber ſie pflegen vielmehr nur die Veranlaſſung zu geben, daſs aus den unzähligen Büchern, die wir über faſt alle Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens beſitzen, das, was zu der Beantwortung der aufgeworfenen Frage hergezogen werden kann, zuſammengetragen werde. Damit iſt denn keinem Leſer geholfen. Derjenige, welcher eine gute ſyſtematiſche Kenntniſs mitbringt, findet nichts neues; und derjenige, dem es daran fehlt, wird nicht hinlänglich belehrt, weil in dem Vortrage immer Lücken bleiben müſſen.

Das hier anzuzeigende Werk gehört zu den Compilationen, die von keiner eigenen Anſicht der Sache zeugen, und keine befriedigende Belehrung gewähren.

In der Einleitung, deren Inhalt hier um ſo viel kürzer angegeben werden kann, da der ausnehmend lange, oben abgeſchriebne, Titel des Buchs ſie ſchon charakteriſirt; in der Einleitung ſollen die drey groſsen National-Gewerbe, Ackerbau, Fabriken und Handel gewürdigt, die Folgen des Agricultur-, Fabriken- und Mercantil-Syſtems *hiſtoriſch* dargelegt, und die Nothwendigkeit und der Nutzen einer gröſsern und zweckmäſsigern Beförderung des Ackerbaues gezeigt werden. Der Leſer wird zu dem Ende aus dem alten Aegypten, Carthago, Sicilien, nach Japan und Hindoſtan, und dann wieder immer abſpringend in europäiſche und andre Länder geführt. Aus ſehr vielen Büchern, guten und ſchlechten, werden Behauptungen angeführt, Stellen abgeſchrieben, Bemerkungen hinzugefügt; — aber die mannichfaltige Lectüre iſt im Kopfe des Vfs. nicht zu einer durchdachten Kenntniſs gediehen, oder er hat mehr darnach geſtrebt, weitläufige Beleſenheit zu zeigen, als Gedachtes vorzutragen. Die Hauptabhandlung ſelbſt zerfällt in *zwey* Abſchnitte. *Erſter* von den beſten Ermunterungsmitteln zur Aufnahme des Ackerbaues überhaupt und im Allgemeinen. *Zweyter* von den Aufmunterungsmitteln im Einzelnen und insbeſondre. Dieſer angekündigte *zweyte* Abſchnitt fehlt inzwiſchen, und es findet ſich keine Anzeige, ob er etwa in einem beſondern Buche nachgeliefert werden ſolle.

Den Weg, den der Vf. in der *erſten* Abtheilung einſchlagen wollte, zeigt ſchon das Motto auf dem Titel an. *Docet nos ipſa natura, quid oporteat fieri.* Der Vf. iſt dem Syſteme zugethan, welches eine allgemeine und unbedingte Freyheit des Handels verlangt. Die Bücher der ſogenannten Oekonomiſten und *Smith* werden nebſt andern aus derſelben Schule, von geringerm Gehalte, unter der groſsen Menge angeführter Schriftſteller vorzüglich ausgeſchrieben und geprieſen. Alles, was ſich für ihr Syſtem ſagen läſst, iſt von ſo vielen vorzüglichen Schriftſtellern ſo oft und ſo gut vorgetragen, daſs es ſich nicht verlohnt, ſich bey einer neuen Ueberarbeitung des Bekannten, zumal in der oben charakteriſirten compilatoriſchen Manier, lange aufzuhalten. Aber die Freyheit des Kornhandels hat, nebſt allem, was ſonſt zur Korn-Polizey gehört, nicht allein von jeher als einer der wichtigſten Gegenſtände der Staatsverwaltung zu heftigen Bewegungen Anlaſs gegeben; ſondern die Fragen darüber haben gerade jetzt durch den eingetretenen Nothſtand ſo vieler Länder ein neues, äuſserſt lebhaftes, Intereſſe erhalten. Die theoretiſchen Unterſuchungen darüber haben an ſich ſelbſt, wegen ihrer genauen Verbindung mit den höchſten Grundſätzen der philoſophiſchen Rechtslehre und Staatswiſſenſchaft, eigne Schwierigkeiten und vielen Reiz in der

Meditation. Das unter einander ſtreitende Intereſſe verſchiedener Claſſen von Staatsbürgern zieht aber vollends die Discuſſionen der Theoretiker in das gemeine Leben. Die erſte Bedingung der Exiſtenz in dieſer Welt iſt Nahrung des Körpers, und daher werden alle Streitigkeiten, die ſich auf dieſe unentbehrliche Grundlage aller menſchlichen Geſellſchaft beziehn, ſo wenig in der wiſſenſchaftlichen Welt, als in der politiſchen jemals beygelegt werden. Die Mehrheit der Schriftſteller hat ſich ſeit langer Zeit, vorzüglich in Deutſchland, für die uneingeſchränkte Freyheit des Kornhandels erklärt. Gerade diejenigen Claſſen, die durch ihre perſönlichen Verhältniſſe am meiſten Gehör bey den Regenten und ihren Rathgebern zu finden hoffen können, die Claſſen der Gutsbeſitzer und der Pächter der in Deutſchland ſo anſehnlichen Domanialgüter ſind vollkommen mit der herrſchenden Theorie einverſtanden. Dieſe angeſehenen Claſſen ſchreyen gegen jede Beſchränkung des Handels mit ihren Producten. Deſſen ungeachtet hat noch keine Regierung gewagt, die Grundſätze anzuerkennen und zu befolgen, die bey jenen Beyfall finden würden. Es ſcheint dem Rec. hier der Ort zu ſeyn, die Urſachen dieſer Erſcheinung aufzuklären, und die Verhältniſſe auseinander zu ſetzen, welche erwogen werden müſſen, um ein verſtändiges Urtheil über das Betragen der Regierungen zu fällen: da die Theorie, auf der die Forderung einer allgemeinen unbedingten Freyheit beruht, von anderer Hand bey Gelegenheit einiger Schriften über die gegenwärtige Theurung und Mangel ausführlich und vollſtändig dargelegt iſt.

Der Rechtsgrund, auf dem die Forderung einer beſtändigen und uneingeſchränkten Freyheit des Kornhandels beruht, iſt das Princip, daſs freye Benutzung des Eigenthums, wie einige Schriftſteller wollen, den einzigen, wie andre ſagen, den vornehmſten, und nach aller Urtheile, wenigſtens einen der erheblichſten Zwecke der bürgerlichen Welt ausmacht. Dieſer Grundſatz führt zu weit. Ohne ſich hier auf eine metaphyſiſche Deduction einzulaſſen, wie weit das urſprüngliche Eigenthumsrecht des Menſchen gehen möge, darf man ſich nur darauf berufen, daſs die völlige Freyheit in der Verwendung des Eigenthums, aller Polizey und in gewiſſem Maſse der ganzen bürgerlichen Geſetzgebung ein Ende machen würde. Wenn die Verhältniſſe unter den Menſchen ſich zu einer Staatsverfaſſung ausbilden: ſo wird zugleich mit dieſer, und *durch ſie*, beſtimmt, wie das Eigenthum entſtehn, benützt werden, übergehn ſolle. Jeder Regierung muſs es vorbehalten bleiben, die Beſtimmungen, die hier nöthig ſind, feſtzuſetzen, und ſogar ſie nach Umſtänden abzuändern. *Liberty and property*, perſönliche Freyheit und vollkommnes Eigenthum, iſt der Wahlſpruch der Engländer: und dennoch fällt es keinem ein, dem Souverain (*King in Parliament*, Könige und Reichsſtänden) das Recht ſtreitig zu machen, Geſetze zu geben, die die Freyheit in der Benutzung des Eigenthums gar ſehr beſchränken. Das einzige Beyſpiel der Acte, wodurch kurze Pachtungen verboten ſind, mag hinreichen, dieſs zu beweiſen. Das Recht, welches im metaphyſiſchen Syſteme figurirt, muſs alſo wohl in der wirklichen Welt aufgegeben werden.

Was als Recht nicht gefordert werden darf, kann aber vielleicht als nützlich und politiſch nothwendig erſcheinen: und von dieſer Seite wird das Syſtem der uneingeſchränkten Freyheit des Kornhandels mehrentheils vertheidigt. Die Gründe dieſer Behauptung beruhen auf folgendem. Die Cultur des Bodens leidet allemal, ſagt man, ſo bald der Fleiſs und die Induſtrie in der Benutzung ihrer Producte beſchränkt werden. Niemand wird mit Eifer und Anſtrengung aller Kräfte arbeiten, wenn er nicht vollkommne Sicherheit hat, von ſeiner Arbeit ſelbſt den Nutzen zu ziehen. Bey wohlfeilen Preiſen leidet der Landbauer: bey theuern muſs er daher gewinnen. Verbote der Ausfuhr ſtören den natürlichen Preis, und beſchränken daher den Gewinnſt, ohne Erſatz: denn der künſtlichen Wohlfeilheit des Getreides, welche durch Verbote verurſacht wird, ſteht keine künſtliche Theurung durch Geſetze zu Gunſten der bauenden Claſſe gegenüber. Sie ſind alſo ungerechte Uebervortheilungen der cultivirenden, und weil doch am Ende alle Einwohner vom Boden ihre erſten Bedürfniſſe ziehen, der geſammten Einwohner, die reichlicher und wohlfeiler leben würden, wenn man die Cultur durch uneingeſchränkte beſtändige Freyheit begünſtigte.

Dieſes muſs analyſirt werden. Jeder Staat (die kleinen Stadtrepubliken ausgenommen, die gar kein Territorium haben) faſst *drey* Claſſen von Einwohnern in ſich, deren mannigfaltige Miſchung und vielfältig verwickelte Verhältniſſe die Eigenthümlichkeit des Ganzen bilden. *Erſtlich*, ſolche, die den Boden cultiviren, um die Producte zu verkaufen. *Zweytens*, ſolche, die nur zu eignem Bedürfniſſe, ganz oder nur zum Theile, bauen. *Drittens*, ſolche, die gar nicht bauen, und alle Lebensmittel kaufen. Die erſte Claſſe iſt dabey intereſſirt, daſs nie eine Kornſperre verfügt werde. Die zweyte kann zum Theil unmittelbar bey den Maſsregeln der Regenten gleichgültig ſeyn: nämlich diejenigen, die ſich im ſeltnen Falle befinden mögen, nie zu kaufen, und nie zu verkaufen. Die übrigen, nebſt der dritten Claſſe, leiden ſo entſetzlich bey den enormen Variationen, die in den Fruchtpreiſen entſtehen, daſs ihr Geſchrey oftmals auch zur Unzeit Schritte der Regierung veranlaſst, ſehr oft aber auch mit Grunde fordert, daſs Maſsregeln ergriffen werden, ſie vor dem Verhungern zu ſichern. So bald dieſe Gefahr eintritt, werden die härteſten Schritte nothwendig, um Leben und Geſundheit der Einwohner zu erhalten. Gegen die Folgen einer exorbitanten Theurung iſt keine *reſtitutio in integrum* möglich. Die Regenten dürfen es daher nie darauf ankommen laſſen, und das Experiment machen, das ihnen ſo zuverſichtlich empfohlen wird; und der entſchiedenſte Theoretiker ſoll wohl den Muth verlieren, ſeine uneingeſchränkte Freyheit zu behaupten, wenn vor ſeinen Augen die Möglichkeit entſteht, die ärmeren Claſſen ſeiner Mitbürger dem Mangel und vielleicht dem Tode Preis zu geben.

Wie

Wie unendlich mannichfaltig ist nun die Mischung jener drey Classen von Landeseinwohnern! Jede Modification derselben erfordert aber eigne Rücksichten. Und wie ist es möglich, allgemeine Gesetze des Verfahrens anzugeben, die allen diesen Verschiedenheiten gleich anpassend und zuträglich seyn sollen! Ein Land, das grosse Gutsbesitzer, leibeigne Bauern und Knechte, kleine und wenige Städte hat, kann bey der uneingeschränkten Freyheit der Ausfuhr bestehen, so bald das kleine Bedürfniss der Städte gedeckt ist, und die Herren durch Aufsicht genöthigt werden, für die Consumtion ihrer Leute zu sorgen; welches mancher Leichtsinnige vielleicht vernachlässigen könnte, so sehr es auch sein eignes Interesse fordert. Ein andrer Staat, in dem die *freyen* Einwohner, die nicht bauen, sehr überwiegen, muss dagegen ganz andere Maximen befolgen. Er muss entweder Veranstaltungen treffen, die Nahrungsmittel des grossen Haufens, im Falle enormer Theurung, zu mässigen Preisen herbeyzuschaffen, und wie könnte er das, so bald das Land von beträchtlichem Umfange ist? oder er muss die Ausfuhr verbieten, damit der grosse Haufe nicht verhungre, während einige wenige reich werden. Ein dritter Staat, der wenig bauet und viel verzehrt, kann gar nicht bestehen, wenn ihm seine Lage nicht Hülfsmittel schafft (so wie in Holland), oder andre Verhältnisse verstatten, durch eigne Anstalten für seine Menschen zu sorgen. Die Lage des Landes, Leichtigkeit oder Hindernisse der Zufuhr, Capital-Vermögen, Verwendungsart desselben, Zahl und Kräfte der Kaufleute, Sitten der Einwohner überhaupt, haben nicht weniger Einfluss auf die Grundsätze jeder Regierung in Ansehung der Kornpolizey. Es muss also bewiesen werden, dass in jedem Falle die Verbote der Ausfuhr entweder unwirksam und schädlich, oder dass sie unausführbar sind, wenn man den Regierungen anrathen will, sich durchaus aller Ausfuhrverbote zu enthalten.

Bey allen Räsonnements, wodurch man die *Unwirksamkeit* der Ausfuhrverbote beweisen will, und nicht allein bey diesen, sondern bey den Untersuchungen über andre Theile der Kornpolizey, wird gewöhnlich eine sehr irrige Berechnung zum Grunde gelegt, indem man von dem vermuthlichen Consumtionsbedürfnisse des ganzen Landes ausgeht. Dieses kommt aber gar nicht in Betracht, sondern nur der Theil des Bedürfnisses, der durch Kauf und Verkauf in die Hände der Consumenten gelangt. Alles, was Producenten zu ihrem eignen Bedürfnisse ziehen und aufbewahren, hat keinen, wenigstens keinen unmittelbaren Einfluss auf den Preis und auf die Versorgung der Classen, die ihr Bedürfniss bezahlen. Durchaus bey allen Massregeln der Kornpolizey müssen daher die oben gedachten grossen und mannichfaltigen Verschiedenheiten der innern Verhältnisse jedes Staates in Erwägung gezogen werden. Diese bestimmen ebenfalls, wie viel ein Ausfuhrverbot in jedem Staate wirken mag, und es ist vergeblich, nach allgemeinen Maximen zu forschen, ohne auf diese und sehr viele andre Umstände Rücksicht zu nehmen.

Dass alle Kornsperren durchaus *schädlich* seyen, wird aus dem Grunde behauptet, weil dadurch die Production zurückgehalten werde. „Freyheit, heisst es, Freyheit allein befördert Industrie und Fleiss. Die Besorgniss, dass der vollkommene Genuss ihrer Früchte durch Ausfuhrverbote entzogen werden möge, schreckt jeden ab, Kräfte und Vermögen auf die Verbesserung des Ackerbaues zu wenden, und diese Besorgniss wirkt so nachtheilig, dass keine künstliche Mittel der Aufmunterung etwas dagegen ausrichten." Aber auch dieses ist ganz falsch. Es ist nicht sowohl die Production, die durch die Sicherheit, es werde nie ein Ausfuhrverbot eintreten, befördert wird, als vielmehr der *Handel* mit den Producten. Der Kaufmann kann eine so kostbare und unsichere Speculation nicht mit Erfolge machen, wenn er fürchten muss, dass seine Bemühungen durch unerwartete Ausfuhrverbote gestört werden. Aber ist es dem Ganzen vortheilhaft, den Handel mit den ersten Bedürfnissen des Lebens so unbedingt zu befördern? Gewiss nicht allgemein. Ist der Handel in wenigen Händen (und ein so gefährlicher Handel, der solche Kräfte erfordert, als der Kornhandel, ist immer nur eine Unternehmung für wenige), so ist es sehr rathsam, durch alle mögliche Veranstaltungen des Gesetzgebers den grossen Haufen der Einwohner gegen die Gewinnsucht jener kleinen Zahl zu schützen. Der Producent befindet sich gar nicht im Falle des Kaufmanns. Er hat sichere Abnehmer in seinen Mitbürgern. Die Sicherheit des Verkaufs ist aber ein weit grösseres Aufmunterungsmittel der Production, als die Hoffnung zufälligen grossen Gewinnstes. Der Producent kann die Möglichkeit einer Kornsperre als ein unvorhergesehenes Ereigniss betrachten, etwa so wie auf einer andern Seite Misswachs und Hagelschlag. Er braucht sie gar nicht mit in den Anschlag seiner Berechnungen aufzunehmen. Das Land hat immer Abnehmer, die im Ganzen im Verhältnisse zu den Kosten und dem Erfolge der Production bezahlen, wenn sie gleich nicht immer das Risiko des Kaufmanns, der aufs Ungewisse hin und nach Verhältniss mannichfaltiger Umstände gekauft hat, um wieder zu verkaufen, mit bezahlen. Daher wird nicht leicht ein Producent, der seine Sache versteht, und sich von Handelsspeculationen enthält, zu Grunde gehen; da hingegen einzelne Kornhändler zwar sehr reich und geschwind reich werden, weit mehrere aber das ihrige verlieren. Die Regierung eines Landes, dem es an einer verhältnissmässigen Zahl von einheimischen Abnehmern fehlt, wird nie sperren, das versteht sich von selbst. Besteht aber die ganze Population des Landes (so wie in Irland) aus wenigen grossen Eigenthümern, deren Landbau daher allenfalls mit den Unternehmungen des Grosshandels verglichen werden kann, und einer zahlreichen Klasse von Arbeitenden ohne Landeigenthum: so ist es hohe Zeit für den Gesetzgeber, zuzutreten, und eine bessere Vertheilung des Eigenthums zu begünstigen, wenn er nicht den schrecklichsten Stürmen ausgesetzt seyn will, sobald Theurung entsteht. Die Beförderung der Cultur des Bodens erfordert mithin

keines-

keinesweges eine uneingeſchränkte Freyheit des Handels. Die einzelnen Beyſpiele von Provinzen, die im Ueberfluſſe und bey wohlfeilen Preiſen blieben, dieweil ſie nicht ſperrten, während andere Länder ſperrten und darbten, beweiſen gar nichts. Es kommt auf die mannichfaltigen und höchſt complicirten Umſtände an. Vielleicht ſperrte man an jenen Orten nicht, weil aus beſondern Urſachen Ueberfluſs da war. Vielleicht war die Zufuhr den Hinderniſſen und Schwierigkeiten nicht ausgeſetzt, unter denen andere Länder erlagen. Wie man aber bey der Unterſuchung, von der hier die Rede iſt, Holland zum Beyſpiele anführen könne, iſt ganz unbegreiflich. Ein Land, das zum Seehandel gelegen iſt, dem die Zufuhr aus der ganzen Welt offen ſteht, das Geld im Ueberfluſſe hat, und deſſen Einwohner den Handelsgeiſt im höchſten Grade beſitzen, und den Handel aufs vollkommenſte verſtehen: was hat dieſs Land mit andern gemein, denen alles dieſs fehlt? Bis dahin, da die Luftſchifffahrt im vollkommenſten Gange ſeyn wird, muſs die Nachbarſchaft des Meeres bey allen Fragen über den Handel mit in Anſchlag gebracht werden. Ein einziger ſolcher Umſtand verändert alle Maximen der Staatswirthſchaft. Da wo der Handel nicht die vornehmſte Quelle des Nationalwohlſtandes ausmacht, wird man ſich wohl hüten müſſen, das Intereſſe der Landeseinwohner, die nicht unmittelbar dabey gewinnen, dem handelnden Preis zu geben. Wo der Feldbau zum auswärtigen Handel nicht die Hauptquelle des Nationalwohlſtandes ausmacht, muſs der Handel mit den nothwendigen Subſiſtenzmitteln ſehr ſorgfältig beachtet werden, und darf gar nicht frey ſeyn. Die Polizey-Anſtalten vieler Länder gehen mit gutem Grunde darauf, den Conſumenten dem Producenten näher zu bringen, um die Variationen im Preiſe zu vermindern. Das ganze Syſtem innerer Regulationen muſs mit den Geſetzen über die Ausfuhr harmoniren, und wenn man ſo unbedingt Freyheit der Ausfuhr fordert, ſo folgt daraus gar vieles in Anſehung der übrigen Geſetzgebung, woran derjenige wohl nicht gedacht hat, der jene Forderung aus allgemeinen Gründen aufſtellt.

Es bleibt alſo nur noch das einzige übrig, dafs alle Kornſperren *unausführbar* ſeyen. So dreiſt dieſs aber auch behauptet wird, ſo iſt es dennoch ganz irrig. Es iſt ein ſehr groſser Unterſchied unter der Ausfuhr zu Schiffe und auf der Axe. Es kommt alſo zunächſt darauf an, ob ein Land groſse Ströme habe, und wohin dieſe führen. Im Lande kann ſehr viel im Kleinen auf Nebenwegen und im Einzelnen ausgeführt werden. Die Länder, deren Geſetze ſehr ſcharf ſind, und welche eine groſse Militärmacht zur Diſpoſition haben, wodurch ſie, den öffentlichen Vorſchriften nach, alle Ausfuhr hindern wollen, erfahren oft, dafs ſolche Verbote eher als Prämien für den Defraudanten wirken, und dafs ſie nur den Wächtern etwas zuwenden. Aber groſse Frachtſtraſsen können beachtet, und die Waſſerfahrt kann ſehr nachdrücklich geſperrt werden. Dazu bedarf es nur einer ſtrengen Aufſicht, die durch wenige zuverläſſige *(und gut bezahlte)* Diener geführt wird. Die Verbote der Ausfuhr auf Strömen ſind von ſo ganz unmittelbar einleuchtender Wirkſamkeit, dafs man in den Kurhannöverſchen Staaten mehrere Male die Erfahrung gemacht hat, dafs, ſobald Weſer und Elbe geſperrt werden, die Preiſe des Getreides auf der Stelle ſehr anſehnlich fallen. Gegen ſolche Thatſachen, da gar keine Complication der Umſtände eintritt, iſt nichts einzuwenden. Noch im laufenden Jahre, da wegen der Verſorgung eines groſsen feindlichen Heers die Ausfuhr verboten war, iſt, ungeachtet dieſer vermehrten Zahl von Conſumenten, Mangel und Theurung daſelbſt bey weitem nicht auf den Grad geſtiegen, als in den Provinzen, wo man, den groſsen und vornehmen Producenten zu Gefallen, die freye Ausfuhr allzulange verſtattet hatte.

Jede Regierung thut daher wohl, genau zu erwägen, was für Anordnungen den Umſtänden ihres Landes angemeſſen, und ausführbar ſind, und nichts zu verordnen, was nicht bewerkſtelligt zu werden vermag — wenn ſie es ändern kann: denn oftmals tritt der Fall ein, dafs eine Regierung allerdings genöthigt iſt, etwas zu verordnen, davon ſie ſelbſt eine höchſt mangelhafte Ausführung vorherſieht, blofs weil die Bedürfniſſe des Publicums eine ſolche Verfügung, in ſo fern ſie möglich iſt, verlangen, und die Regierung in der allgemeinen Achtung ſinken würde, wenn ſie ein in die Augen fallendes Bedürfniſs ganz zu vernachläſſigen ſchiene. Im J. 1789. warf Mirabeau dem königlichen Miniſterio vor: *qu'il contrefait le mort*, und dieſs that eine ſchreckliche Wirkung; das Publicum ward gewöhnt, zu der Nationalverſammlung hinauf zu ſehen, und von deren unaufhörlichen Thätigkeit alles zu erwarten, den Regenten aber als überflüſſiges Zierath der Staatsmaſchine zu betrachten. Ein Regent befindet ſich oft in der unangenehmen Lage, durchaus etwas thun zu müſſen, was es auch ſey; lieber ſchlechte Maſsregeln zu ergreifen, als gar keine. Jeder Schriftſteller thut aber wohl, wenn er ſich ſorgfältig hütet, durch apodictiſche Vorſchriften des Thuns und Laſſens, die für jeden Regenten, jedes Land, und alle möglichen Umſtände paſſen ſollen, ſeine Leſer in dem Wahne zu beſtärken, der, zum gröſsten Ungemache der Welt, ſeit einem Menſchenalter ſich ſo ſehr verbreitet hat, als ob die Angelegenheiten der Staatsverwaltung aus allgemeinen Grundſätzen ſo leicht beurtheilt, und die Vorſteher des gemeinen Weſens von jedem zurecht gewieſen werden könnten, der ohne Kenntniſs der eigenthümlichen Verhältniſſe des Landes, und nur mit einigen allgemeinen theoretiſchen Raiſonnements ausgerüſtet, als Hofmeiſter auftreten will.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Januar 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. P. den Hengst: *Examen du système de Dupuis et Volney sur l'origine de la Religion Mosaïque et chrétienne* par *J. F. van Beeck Calkoen*, Professeur de Mathématiques à l'université de Leide et membre de la Société Batave des sciences à Harlem. Pièce qui a remporté le prix de la Société de Teyler et qui a été traduite du Hollandois de son aveu. 1802. 155 pp. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Die Systeme oder vielmehr Hypothesen, welche *Dupuis* und *Volney* über den Ursprung der Religionen, und namentlich der jüdischen und christlichen, aufgestellt haben, waren so einseitig und unphilosophisch, und verriethen so wenig Kenntniss der Religionsgeschichte, insbesondere aber der in der Bibel enthaltenen Religion, so wenig Geist und Geschmack in der Ansicht und Auflösung der Religionsmythen, dass sie insofern nicht einmal werth waren, zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht zu werden. Allein beide Männer haben sich sonst durch ihre Gelehrsamkeit und Talente einen grosen Ruf erworben; diess, in Verbindung mit der Unwissenheit, der Nachbeterey und dem Leichtsinne vieler anderer, konnte leicht ihren Hypothesen Beyfall verschaffen, und viele nicht nur wider die Bibelreligion, sondern wider alle Religion einnehmen. Insofern war es gut, die Sache zur öffentlichen und freyen Untersuchung auszustellen. Dazu kam noch, dass eine solche Untersuchung manche Erläuterungen, Bemerkungen und Resultate herbeyführen konnte, welche nicht blos als Widerlegungen jener Hypothesen, sondern schon an sich Werth hatten. Die vorliegende Preisschrift zeichnet sich durch beide Vorzüge aus. Man kann durch sie jene Hypothesen als vollkommen widerlegt ansehen, und auch die Methode der Widerlegung ist musterhaft; zugleich aber findet man verschiedene Punkte in ein Licht gesetzt, welches auch ohne Rücksicht auf das bestrittene System willkommen seyn muss.

Dupuis und *Volney* sind Männer von verschiedenem Geiste, selbst diejenigen ihrer Schriften, von welchen hier die Rede ist, unterscheiden sich sehr von einander; allein darin stimmen sie überein, dass beide behaupten, jüdische und christliche Religion, und überhaupt jede positive Religion, seyen nichts als Anbetung der Natur, besonders der Sonne, des Monds und der Sterne unter uneigentlichen, bildlichen Benennungen, und die Lehren dieser Religionen seyen aus solchen ursprünglichen Elementen durch Betrug der Priester und durch Herrschsucht der Regenten geschmiedet worden. *Volney* hat übrigens seine Meinung mehr in einem schönen Gemälde, als in einer gelehrten und philosophischen Untersuchung dargestellt. Seine *Ruines* sind ein in mehreren Rücksichten ein schöner historischer und moralischer Roman, in welchem jedoch die Linie, welche die Dichtung von der Wirklichkeit trennt, überall deutlich gezogen ist. Die einzelnen Gemälde, welche das Ganze bilden, ziehen an und erregen Sehnsucht nach der Entwickelung; so dass die zweckmäsigste Widerlegung eines solchen Buchs gleichfalls ein solcher Roman seyn dürfte, in welchem die entgegengesetzte Meinung mit gleichen Reizen der Darstellung vorgetragen würde. Uebrigens betrachtet *Volney* das Christenthum als einen allegorischen Cultus der Sonne, unter dem Namen *Christus* oder *Jesus*, welcher grosentheils durch einen religiösen und politischen Betrug aus der persischen und andern orientalischen Religionen geflossen sey. Für die Fundamentalartikel des christlichen Glaubens giebt er folgende aus: Im Anfang haben ein Weib und ein Mann durch ihren Fall das Uebel und die Sünde in die Welt gebracht; der Mann wurde durch das Weib zum Genusse einer verbotenen Frucht verleitet; dieses Paar wurde aus dem himmlischen Garten vertrieben und ein Cherub verschloss ihnen den Zugang; von diesem Weibe sollte ein Kind abstammen, welches die Schlange tödten und die Welt befreyen sollte; dieser Befreyer war Jesus von Nazareth; obgleich von göttlicher Natur, lebte er in seiner Kindheit niedrig, dürftig, arm und in der Dunkelheit; wurde durch böse Menschen getödtet, aber glorreich wieder auferweckt; stieg in den Himmel und regiert daselbst ewig. Diese Dogmen aber hält *Volney* nur für eine Allegorie über die Abwechselungen der Jahrszeiten und den Lauf der Sonne im Zodiakus, welche der Betrug der Priester personificirt hat. *Dupuis* in seinem *Origine de tous les cultes* ist in der Hauptsache derselben Meinung; aber dieses Werk ist gelehrt und methodisch, und qualificirt sich daher besser zu einer methodischen Prüfung und Widerlegung, dergleichen die *Teylerische* Gesellschaft verlangt hat. Hr. *B. C.* hat es daher mit Recht zum Grunde gelegt. *Dupuis* betrachtet in seinem Werke die Religionen und Theologieen aller Völker und Zeiten als eine Geschichte der Natur und gewisser Phänomene, welche, in die Hülle der Allegorie oder Fabel gekleidet, Gegenstand der Glaubenslehre und des Cultus wurden. Diese Idee wendet er auch auf das Christenthum an, und behauptet zugleich, dass es sammt dem

dem Judenthum aus der Zoroaſtriſchen Religion hervorgegangen ſey, daſs es aus dieſer erklärt werden müſſe, daſs es eigentlich ganz auf der Allegorie Geneſ. 3. beruhe, welche die Juden von den Perſern geborgt haben, und daſs die Exiſtenz Jeſu eben ſo wenig ein hiſtoriſches Factum ſey, als die Unterredung der Schlange mit dem Weibe u. ſ. w. Der Vf. der Preisſchrift zeigt ſehr evident, daſs weder das, was *Dupuis* Chriſtenthum nennt und eigentlich nur römiſchkatholiſcher Lehrbegriff iſt, noch auch das urſprüngliche reine Chriſtenthum aus einem Cultus der Natur unter den Perſern habe entſtehen können. Er beweiſt dabey ſelbſt eine freyere und reinere Anſicht des Chriſtenthums, als man aus den Niederlanden her gewohnt iſt; und wenn auch ein aufgeklärter Theologe von Profeſſion und ein Gelehrter, welcher mit dem, was in Deutſchland für die Geſchichte der Religionen in neueren Zeiten geſchehen iſt, vertrauter wäre, manches noch tiefer erforſcht und von mehreren Seiten beleuchtet hätte: ſo entſpricht doch die Schrift nicht nur ihrem Hauptzwecke vollkommen, ſondern iſt auch noch auf andere Weiſe lehrreich. *Dupuis* bringt die ganze chriſtliche Religion auf drey Hauptlehren zurück: 1) vom Urſprunge des Uebels und dem Sündenfalle, 2) von der Wiederherſtellung der Menſchen durch Jeſum, 3) von der Trinität. Dieſer Ordnung folgt auch unſer Vf. und handelt alſo im *erſten* Kapitel *vom Verhältniſſe der chriſtlichen und jüdiſchen Religion zur Zoroaſtriſchen überhaupt, und insbeſondere der Lehre vom Urſprunge des Uebels*, nach Geneſ. 3. Hier wird vornehmlich gezeigt, daſs aus hiſtoriſchen Gründen das Judenthum nicht aus der Zoroaſtriſchen Religion habe entſpringen können; daſs namentlich die Nachricht vom Urſprunge des Uebels in der Geneſis nicht aus einer perſiſchen Quelle habe fliefsen können; daſs die Geneſis und der Zendaveſt in ihren Nachrichten vom Urſprunge der Welt und des Uebels ſehr von einander abweichen, und daſs, wo ſie auch zuſammenſtimmen, entweder eine gemeinſchaftliche Quelle oder vielmehr eine Abſtammung der perſiſchen Lehre von der jüdiſchen angenommen werden müſſe; daſs die Erzählung Geneſ. 3. ganz und gar nicht aus alten aſtronomiſchen Traditionen und allegoriſchen Beſchreibungen vom Laufe der Himmelskörper entſtanden ſeyn könne; daſs man ſie vielmehr entweder als eine orientaliſch eingekleidete wahre Geſchichte oder als eine *moraliſche* Allegorie, als eine lehrreiche Dichtung zu betrachten habe, und daſs es falſch ſey, daſs das ganze Chriſtenthum auf einer durchaus buchſtäblichen Erklärung dieſer Erzählung beruhe. *Zweytes* Kapitel: *Vom Dogma der Wiederherſtellung der Menſchen. Dupuis* erklärt die ganze evangeliſche Geſchichte für eine Fabel, welche auf einige aſtronomiſche Phänomene gegründet ſey. Jeſus iſt die Sonne, die Apoſtel ſind die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, Maria iſt die Conſtellation der Jungfrau u. ſ. w. Der Vf. der Preisſchrift führt dagegen zuerſt die Hauptgründe für die Authentie, Integrität und Glaubwürdigkeit der Bücher des N. T. an, welche zwar zur Widerlegung andrer, in unſeren Zeiten vorgebrachten, Einwürfe nicht mehr ſtark genug ſeyn würden, aber wider dieſen Gegner vollkommen hinreichen. Alsdann prüft er die Gründe, auf welche *Dupuis* ſeine Meinung ſtützt. Dieſer behauptet, daſs die wahre Baſis der Fabel von Jeſus und ſeiner Lehre in der Zeit liege, zu welcher die Chriſten das *Feſt ſeiner jungfräulichen Geburt* und ſeiner *Auferſtehung* feyern, wie denn auch dieſe beiden Begebenheiten urſprünglich die Hauptgegenſtände des Glaubens der Chriſten ausmachten, an welche man noch viele andre Hiſtorien anknüpfen konnte. Hr. *B. C.* bemerkt dagegen, daſs das urſprüngliche Chriſtenthum, wie es im N. T. liege, ganz und gar nichts von Feſten wiſſe, und ſtellt darauf eine Unterſuchung über die beiden angeführten Feſte in der hieher gehörigen Beziehung an. *Dupuis* meynt, die erſten Chriſten haben allgemein Weihnachten am 25. December gefeyert; und da die Sonne an dieſem Tage (eigentlich am 21.) für alle Bewohner der nördlichen Hemiſphäre den kürzeſten Tag macht, nachher wieder in die höhern Zeichen ſteigt, und daher dieſer Tag von den meiſten alten Völkern durch religiöſe Feſte gefeyert wird: ſo ſchlieſst er, daſs auch die Chriſten, indem ſie an dieſem Tage die *Geburt ihres Jeſus* feyerten, ſo wie andere Völker die *Sonne* durch einen ſymboliſchen Cultus ehren wollten, obgleich die Idioten unter ihnen dabey an die Perſon Jeſu dachten, wie die unter andern Völkern an *Oſiris* oder an *Bacchus* gedacht haben. Unſer Vf. zeigt, daſs die Chriſten das Geburtsfeſt Jeſu am 25. Dec. nicht vor dem vierten Jahrhundert gefeyert haben, und entwickelt ſcharfſinnig die Urſachen, warum ſie ſeit dieſer Zeit allgemein das Feſt auf dieſen Tag geſetzt haben. Dieſe Urſachen kommen darauf zurück, daſs die Chriſten ſich bemühten, ihre Feſte denen der Heiden, unter welchen ſie lebten, conform zu machen, alſo an dem Tage, wo die Heiden ein Sonnenfeſt, z. E. die Römer die *Brumalia* und die *Natales Solis invicti* feyerten, gleichfalls ein Feſt zu feyern, und daſs ſie zugleich einen ſtarken Hang zu allegoriſchen und myſtiſchen Ausdrücken und Erklärungen hatten, und daher Jeſum die Sonne oder das Licht der Welt nannten und das Feſt ſeiner Geburt am Sonnenfeſte begingen. Was das *Oſterfeſt* betrifft, ſo meint *Dupuis*, es ſey eigentlich das Feſt *des Uebergangs der Sonne* von den untern Zeichen in die obere oder des Frühlingsanfangs geweſen, und daher am Tage des Frühlingsäquinoctiums gefeyert worden. Sein Beſtreiter erweiſt, daſs die Juden ihr Paſcha und die Chriſten ihr Oſterfeſt niemals am Aequinoctium gefeyert haben, ungeachtet die letzten ſehr darüber ſtritten, zu welcher Zeit es gefeyert werden müſſe. Noch folgt in dieſem Kapitel eine Unterſuchung über die Parallelen, welche *Dupuis* zwiſchen den chriſtlichen *Weihnachten* und *Oſter* und zwiſchen den Feſten anderer Völker zieht. Es zeigt ſich, daſs unter allen civiliſirten Nationen des Alterthums die Aequinoctien und Solſtitien durch groſse Feſte gefeyert wurden, daſs aber die Anwendung auf den aſtronomiſchen Urſprung der chriſtlichen

chen Feste, ja des Christenthums selbst, grundlos ist. *Drittes* Kapitel: *Vom Dogma von Vater, Sohn und Geist.* Hier wird der Unterschied dieser Lehre, wie sie in der Schrift enthalten ist, von den spätern Bestimmungen, welche man zu ihr hinzugesetzt hat, ins Licht gesetzt; wider *Dupuis* gezeigt, dass jene ihren Ursprung nicht im Platonismus haben könne, und viel Treffendes über die Beschaffenheit der Belehrungen der Schrift von Gott überhaupt erinnert. Zuletzt werden noch die Ursachen angeführt, warum das Christenthum nach und nach in Lehren und Gebräuchen solche Veränderungen erlitten hat, durch welche es der Religion anderer Völker ähnlicher wurde, als es anfangs gewesen war; zugleich aber wird gezeigt, dass auch andere Religionen vieles vom Christenthum borgten.

Crefeld, b. ter Meer: *Historische und psychologische Bemerkungen über Pietisten und Pietismus*, von *G. W. Krause*. 1804. 401 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hätte auch der Vf. in seinem Kreise keine besondere Veranlassung gefunden, so war es schon an und für sich der Mühe werth, den *Spenerschen* Pietismus, und die ganze Individualität der Pietisten sammt ihrem Benehmen im gemeinen Leben von allen Seiten unparteyisch zu beleuchten; sowohl das Lobenswürdige bemerklich zu machen, was der Charakter des Pietismus mit sich führt, als auch das Verwerfliche zu entwickeln, was in seiner Denkart und den Aeusserungen oder Folgen derselben liegt. Rec. muss gestehen, dass er den Pietismus nirgends so unbefangen und so vielseitig betrachtet gefunden hat, als in diesem Buche. Ausser einer richtigen Beurtheilung der verwerflichen Principien desselben, weiss der Vf. auch noch aus eigner Erfahrung seine psychologischen Bemerkungen einzuweben, welche das Saure und Intolerante des pietistischen Charakters näher an das Tageslicht ziehen. Für einen an wissenschaftliche Lectüre gewöhnten Leser dürfte vielleicht die Briefform, und die davon unzertrennliche Weitläuftigkeit, vorzüglich im Anfange, etwas langweiliges haben: allein für die gröste Klasse von Lesern, denen dieses Buch eigentlich frommen soll, ist dadurch alles gehörig deutlich geworden, und für sie die gewählte Form anpassender, als eine streng wissenschaftliche Abhandlung, besonders da Sprache und Stil nicht ohne Annehmlichkeit sind. Wenn nun gleich diese Briefform keinen genauen Auszug leidet, so wollen wir doch den Hauptinhalt noch etwas näher angeben, um das Publikum zur Lesung dieses Buchs zu reizen. Nachdem der Vf. das allmälige Entstehen der Neigung eines sonst gebildeten Menschen zum Pietismus entwickelt hat, beschreibt er den Pietismus des *Ph. J. Spener* und *A. H. Franke*, wie er aus der religiösen und theologischen Bildung damaliger Zeit hervor ging, und zum Gefühlschristenthum wurde. Damit stellt er alsdann den ganz andern Geist und die ganz andern Bedürfnisse unserer Zeit in Kontrast, um zu dem Resultat zu kommen, was von der sonst guten *Spenerschen* Methode für uns noch anwendbar sey. Darauf zeigt er, nach einer historischen Beurtheilung der Klagen über den jetzigen Verfall der Religion und Moralität, der denn doch nicht viel grösser ist, als zu *Spener's* Zeit, dass der erste Hauptgrundsatz des echten Pietismus von einem *gänzlichen* moralischen Verderben der menschlichen Natur sowohl unbiblisch und unpsychologisch, als auch gefährlich für die moralische Bildung sey. Er verleite zur Verkennung und Herabwürdigung der menschlichen Kräfte, so wie zum Trübsinn und zur Schwermuth, einer Gemüthsstimmung, die der echten Tugend durchaus ungünstig sey. Ausserdem mache der Pietismus Gefühle zur Hauptsache in der Religion, wodurch er zu einer religiösen Empfindeley werde, welche nachtheilige Wirkungen auf den Charakter habe. Die Idee ferner von einem engern Ausschusse der Auserwählten leite von selbst zur Intoleranz, und dieser religiöse Eifer oder auch diese Glaubenswuth nehme selbst einen moralischen Anstrich an, wodurch er nur noch gefährlicher und unvertilgbarer werde. Endlich seyn die eigentlich pietistischen Ideen als Motive einer reinen Sittlichkeit wenig brauchbar. Das Gute der pietistischen Stimmung bestehe darin, dass sie bürgerliche Ruhe und Stille fördern, und von auffallenden Thorheiten, ausschweifenden Ergötzlichkeiten, und lärmendem Freudengenuss zurück halte; aber indem sie hierauf zu viel Werth lege, mache sie gegen die strenge Erfüllung *einzelner* Pflichten gleichgültiger. Sie bewahre also zwar vor einigen Untugenden; leite aber dagegen zu andern, die eben so verwerflich blieben, zur Intoleranz und Verketzerungssucht, zum geistlichen Stolz, zur heimlichen Schadenfreude und zum stillen Genuss der gereitzten Sinnlichkeit, da sie den offenbaren verschmähe. Darauf werden die Ursachen aufgesucht, die in unsern Tagen dem Pietismus so manche Gönner und Freunde verschaffen, und in einer gewissen Verstimmung des Gemüths gefunden, deren Quellen sehr verschieden seyn könnten. Als die vorzüglichsten werden indessen angegeben: Heucheley, Mangel an gründlichen Studium, moralische und geistige Verzweiflung, wovon unter andern die neuere Philosophie eine Hauptveranlassung sey, und liebenswürdige Schwärmerey für Sittlichkeit und Menschenwohl, die durch den Geist der Zeit hervorgetrieben, und durch unglückliche Schicksale genährt werde. Die Resultate fallen endlich dahin aus, dass der Pietismus als Bildungs- und Besserungsmethode für die grössere Menschenklasse nicht zu empfehlen sey. Dem Anscheine nach wirke es zwar sehr kräftig auf die Herzen der Menschen; allein die Mittel, durch deren Gebrauch er so wirksam werde, seyn weder zu billigen, noch in unsern Zeiten anwendbar, und der Erfolg seines Wirkens sey nicht Sittlichkeit, sondern religiöses Empfinden und Schwärmen. Sein wahrer Name bleibe also *Pietisterey*. — Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts muss sich schon die Vielseitigkeit ergeben, womit der Vf. seinen Gegenstand behandelt hat, und eine Probe seiner Darstellung wird zeigen,

mit

mit welcher Klarheit und Wahrheit er ihn zu behandeln weifs S. 212. „Pietismus ift feinem eigenthümlichen Charakter nach *Gefühlsſchriftenthum*. Er ſetzt das wahre Weſen der Religion in gewiſſe beſonders ſtarke und lebhafte Empfindungen. Ihm iſt die echt chriſtliche Frömmigkeit ein tiefes Gefühl der Scheu und Ehrfurcht vor Gottes Macht und Heiligkeit, ein eben ſo lebhaftes Gefühl eigner Verdorbenheit und gänzlicher Verworfenheit vor Gott, ein Gefühl der drückendſten Schaam und Angſt vor Gottes Richter-Gerechtigkeit, und wenn dieſes überwunden iſt, ein Gefühl der innern Behaglichkeit und Ruhe über ſeine unverdiente Begnadigung; ein Gefühl des Danks und der Liebe für denjenigen, der ſeine Schuld gebüſst und getilgt hat; ein Gefühl der Gegenwart und innern Würdigung einer höhern Macht; ein Vorgefühl der ewigen Seligkeit in der Vereinigung mit Chriſto und allen Gläubigen. Je reiner, lebhafter und ununterbrochener dieſe Gefühle in dem Herzen des Pietiſten aufſteigen; je leichter er ſich dieſelben hervor zu rufen weifs; deſto echter und gewiſſer iſt ihm ſein Gerecht- und Frommſeyn. So lebt und webt er alſo gleichſam ſtets mit und in ſich ſelbſt, in demjenigen, was wechſelsweiſe in ſeinem Innern vorgeht; findet in den aufſteigenden Empfindungen bald die herzlichſte Befriedigung und Seligkeit, bald beängſtigende Zweifel und Unruhe; vergiſst aber auch oft über dieſe innere Beſchäftigung, die ihm ſein alles, das höchſte Ziel chriſtlicher Vollkommenheit iſt, dasjenige, was auſser ihm vorgeht, und legt daher auch auf dieſes Aeuſsere dem Anſcheine nach wenig Werth u. ſ. w." Alles ſehr wahr. Indeſſen muſs doch Rec. noch bemerken, daſs der Vf. den Religionsgefühlen hin und wieder zu ſehr allen Werth abzuſprechen ſcheint, welches in der Beſtreitung des Pietismus nur zu leicht des Gegenſatzes wegen möglich war. Religiöſe Gefühle bleiben ſtets ein Hauptſtück jeder Religion. Sie ſelbſt geht vorzüglich hervor aus der Ahndung von etwas Uebermenſchlichen und Ueberſinnlichen, aus dem Gefühle von Schwäche und Abhängigkeit, von Scheu und Ehrfurcht, von Bewunderung und Dankbarkeit. Sie wird vollendet durch die Ahndung von einer beſſern künftigen Welt, und durch die Vorſtellung von einem Vergeltungszuſtande in derſelben. Es wird ferner der gröſste Theil von Menſchen, der ſeinen Verſtand nicht cultiviren kann, faſt nur von Religionsgefühlen geleitet, und zwar oft conſequenter als der ſtudierte Theolog. Nur müſſen bey dem Verſtändigen die Religionsgefühle ſtets *vernunftmäſſig* ſeyn, und vor der Vernunft verantwortet werden können, wenn ſie nicht in Aberglauben und Schwärmerey ausarten ſollen. Nach einer ſolchen *Vernunftmäſſigkeit* würde alſo Rec. das Gefühlsſchriftenthum des Pietiſten beurtheilt, und hiernach darüber entſchieden haben. — Hin und wieder kommt ein Ausdruck vor, der Provinzialismus zu ſeyn ſcheint, z. B. S. 256. „was ſagſt du *über dieſe Geſchichte* ſtatt *von dieſer Geſchichte*."

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Berlin*, in d. Realſchulbuchh.: *Ueber die Gründung der Gebäude auf ausgemauerten Brunnen*, von *D. Gilly*, Kön. Preuſs. Geh. Ober Baurath. 1804. 30 S. gr. 4. m. einer illuminirten Kupft. (16 gr.) — Auch durch dieſe Schrift hat der gemeinnützige Vf. ſeine vielen Verdienſte um Ausbreitung brauchbarer Kenntniſſe in der Baukunſt vermehrt. Er hatte zwar ſchon in der Berliner Sammlung nützlicher Aufſätze, die Baukunſt betreffend, die Gründung der Gebäude auf ausgemauerten Brunnen beſchrieben. Dieſer Gegenſtand hat indeſſen immer den Grad der Wichtigkeit, daſs er die Abhandlung in einer etwas ausführlichern Schrift verdiente, welche ihm dann auch in der gegenwärtigen geworden iſt. Hier iſt das Geſagte beſſer geordnet, die Bauart ausführlicher beſchrieben und mit mehrern eigenen Bemerkungen über verſchiedene der Sache nicht fremde Nebengegenſtände vermehrt.

Zuerſt erzählt der Vf., daſs ein Berliner Bürger, Namens *Benjamin George*, der ſich durch Aufführung vieler groſser Gebäude um die Stadt Berlin verdient gemacht hat, von ſelbſt auf dieſe Art der Gründegung gekommen iſt und ſie bey ſeinen Gebäuden zuerſt in Berlin ausgeführt hat. Dann zeigt er an, daſs er in *Philibert de l'Orme* Schriften ſchon dieſe Bauart erwähnt findet, daſs er bey ſeinem Aufenthalte in Paris folgende Schrift hierüber erhielt: *Mémoire ſur les travaux des Conſtructions hydrauliques*, par *Alexandre le Goux de Flaix*, Ex-Officier du Genie, etc. Paris an X. d. l. R. (1802.), in welcher nicht allein dieſe Gründungsart umſtändlich beſchrieben und ſehr angeprieſen, ſondern auch von ihrem Alterthume geſagt wird, daſs ſie ſchon 1300, in *Carnate* in Oſtindien üblich geweſen ſey. Aus dieſer Schrift liefert er einen zweckmäſsigen Auszug mit Beurtheilung derſelben, und zeigt, daſs dieſer auch für Brücken-Pfeiler vorgeſchlagenen Gründungsart in den meiſten Fällen nicht zu trauen ſeyn möchte, beſonders da, wo eine Wegſpülung des Grundes möglich iſt. Dieſe zu verhüten räth zwar der Vf. eine Umgebung von Spuntwänden an, die freylich dem Uebel auf einige Zeit ſteuern kann; aber wenn auch ihr Grund angegriffen wird, ihre Dienſte, bey eignem Verderben, verſagen muſs. Gelegentlich wird auch der Gründungsart mit anzumauernden Kaſten (*caiſſons*) erwähnt, und von ihrer durch Erfahrung gefundenen Hinfälligkeit mehr als ein Beyſpiel gegeben. Hiernächſt wird auch ein Beweis für das Alterthum dieſer Bauart aus *Abdollatiphi hiſtoria Aegypti compendium, arabice et latine, partim ipſe vertit, partim a Pocockio verſum, addendum curavit notisque* illuſtravit *J. White*, etc. (Oxonii, 1800. 4.) gezogen, aus welcher erhellt, daſs die Dämme, welche in Aegypten *Zarbiyga* heiſsen, dort ſchon im zwölften Jahrhundert auf ausgemauerte Brunnen gegründet wurden. Zuletzt lehrt der Vf. die Conſtruction dieſer Bauart mit der von ihm gewohnten Deutlichkeit und Beſtimmtheit, und begleitet ſeinen Unterricht mit recht ſchönen Zeichnungen. Da dieſe ausgemauerte Brunnen kein groſses ſtarkes Bauholz erfordern, und von Feld oder Bruchſteinen gemacht werden können, ſo werden ſie dem Staate, der auf Holzſparung denken muſs, wichtig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

MEISSEN, b. Erbstein: *Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts.* Von Dr. *Kar. Sal. Zachariae*, öffentl. ord. Rechtslehrer zu Wittenberg. 1805. VIII u. 167 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Thibaut* hat in seiner *Theorie der logischen Auslegung* recht scharfsinnig viele unwidersprechliche (wenn auch mit unter schon lange anerkannte) *Blösen* der bisher vorgetragenen Hermeneutik aufgedeckt, ohne darum auch hier etwas in der Hauptsache völlig befriedigendes an die Stelle zu setzen. *Sein* lehrreicher Tadel musste aber die Aufmerksamkeit auf dieses Feld leiten, und der von ihm ausgestreute Same wird gewiss noch bey fortgesetzter Reinigung und Wartung schöne Früchte tragen. Zu den dadurch mit veranlasten Schriften darf man, wie uns dünkt, diesen Versuch eines bekanntlich sehr thätigen, scharfsinnigen und kenntnisreichen Rechtslehrers zählen. Dem Anschein nach ist derselbe zum Theil zur Grundlage bey Vorlesungen bestimmt, wenigstens scheint der gröstentheils in Aphorismen gekleidete Vortrag dies zu beweisen; und da ist denn die Vollständigkeit der Hauptsachen nach der gewöhnlichen Ansicht sowohl als die scharfsinnige Erörterung und Beleuchtung einzelner Punkte dankbar anzuerkennen. — Die Anordnung des Ganzen ist folgende:

Einleitung.

1) Von der Auslegung überhaupt.
2) Begriff der Auslegungskunst.
3) Theile derselben.
4) Von den verschiedenen Arten der Hermeneutik.
5) Verhältnis der Hermeneutik zu andern Wissenschaften.

Allgemeine philosophische Auslegungskunst.

Einleitung.

1) Begriff der Wissenschaft.
2) Eintheilung derselben.
3) Grundsätze der allgemeinen philos. Hermeneutik.
   Formales Princip der allg. philos. Herm.
   Materiales Princip der allg. philos. Herm.
   Postulat der Hermeneutik.
4) Bedingungen, unter welchen eine bestimmte in der Erfahrung gegebne Rede allein angelegt werden kann.

Erster Abschnitt. Theoretischer Theil.

I. Kap. Theorie der grammatischen Auslegung.
1) Gegenstand der grammat. Ausl.
2) Grundsätze der grammat. Ausl.
   Formales Princip.
   Materiales Princip.
3) Bedingungen, unter welchen die grammat. Ausl. einer gegebnen Rede allein möglich ist.

I. Abth. Regeln, nach welchen die Undeutlichkeit der gebrauchten Worte zu heben ist.

II. Abth. Regeln, nach welchen die Vieldeutigkeit der gebrauchten Worte für den einzelnen Fall zu bestimmen ist.

II. Kap. Theorie der logischen Auslegung.
1) Gegenstand der log. Ausl.
2) Grundsätze derselben.
   Formales Princip der log. Ausl.
   Materiales Princip derselben.
3) Bedingungen, unter welchen die log. Ausl. einer gegebnen Rede allein möglich ist.

I. Abth. Regeln für die qualitative Auslegung.
1) Gegenstand der qualit. log. Ausl.
2) Grundsätze derselben.
   Formales Princip.
   Materiales Princip.
3) Bedingungen, unter welchen eine qualit. log. Ausl. in einem gegebenen Falle allein möglich ist.

II. Abth. Regeln für die quantitative logische Auslegung.
1) Gegenstand der quantit. log. Ausl.
2) Grundsätze derselben.
   a) Allgemeine
   b) Besondre
      1) für die ausdehnende Auslegung.
      2) für die beschränkende Auslegung.
3) Bedingungen, unter welchen eine quantit. log. Ausl. einer gegebnen Rede allein möglich ist.

Zweyter Abschnitt. Praktischer Theil.

Formales Princip der praktischen Hermeneutik.
Materiales Princip derselben.

I. Kap. Von dem gegenseitigen Verhältnisse der Regeln für die grammatische Auslegung.

1) Von dem gegenseitigen Verhältnisse derjenigen Regeln, nach welchen die Undeutlichkeit der gebrauchten Worte zu heben ist.

2) Von dem gegenseitigen Verhältnisse derjenigen Regeln, nach welchen die Vieldeutigkeit der gebrauchten Worte zu bestimmen ist.

3) Von dem gegenseitigen Verhältnisse, worin die eine und die andre Art der angeführten Regeln zu einander steht.

II. Kap. Von dem gegenseitigen Verhältnisse der Regeln für die logische Auslegung.

1) Von dem gegens. Verh. der Regeln für die qualitative log. Ausl.

2) Von dem gegens. Verh. der Regeln für die quantitative log. Ausl.

3) Von dem gegens. Verh., worin die eine und die andre der angeführten Regeln zu einander steht.

III. Kap. Von dem gegenseitigen Verhältnisse, worin die grammatische und logische Auslegung zu einander stehn.

Allgemeine Auslegungskunſt des Rechts.

Einleitung.

1) Begriff der juridiſchen Hermeneutik.
2) Eintheilung derſelben.
3) Arten derſelben.
4) Begriff der allgemeinen philoſophiſch-juridiſchen Auslegungskunſt.
5) Eintheilung derſelben.
6) Grundſätze der allgem. jurid. Ausl.
   Formales Princip.
   Materiales Princip.
7) Bedingungen, unter welchen eine juridiſche Willenserklärung überhaupt allein ausgelegt werden kann.

Erſter Abſchnitt. Theoretiſcher Theil.

I. Kap. Theorie der grammatiſchen Ausl. des Rechts.
1) Gegenſtand derſelben.
2) Grundſätze derſelben.
3) Bedingungen derſelben.
I. Abth. Regeln, nach welchen die Undeutlichkeit einer juridiſchen Willenserklärung zu heben iſt.
II. Abth. Regeln, nach welchen die Vieldeutigkeit einer jurid. Willenserklärung zu beſtimmen iſt.

II. Kap. Theorie der logiſchen Auslegung des Rechts.
1) Gegenſtand der juridiſch-logiſchen Ausl.
2) Grundſätze derſelben.
3) Bedingungen derſelben.
I. Abth. Regeln für die qualitative logiſche Auslegung juridiſcher Willenserklärungen.
1) Gegenſtand, 2) Grundſätze, 3) Bedingungen, (wie oben.)
II. Abth. Regeln für die quantitative log. Ausl. jurid. Willenserklärungen (wieder wie oben).

Zweyter Abſchnitt. Praktiſcher Theil.

Wir glauben, nach dieſer vorausgeſchickten Ueberſicht, unſre Bemerkungen über die Behandlung des Vfs. kürzer faſſen und doch verſtändlicher vortragen zu können. Was alſo zuvörderſt die *Anordnung* betrifft: ſo liegt unſtreitig die allgemeine Hermeneutik der juriſtiſchen zum Grunde, und beide haben auf ſämmtliche vom Vf. abgehandelten Punkte unſtreitig ihr Augenmerk zu richten. Darum kann man denn gewiſs des Vfs. Behandlung nicht geradezu verwerfen. Indeſſen kommen in der Auslegungskunſt des Rechts alle die Hauptpunkte der allgemeinen wieder zur Sprache; und ſo möchte denn doch die Abhandlung der juriſtiſchen Hermeneutik an Klarheit, Feſtigkeit der Beziehung, Kürze und Intereſſe gewinnen, wenn nicht beides getrennt würde, ſondern der Vortrag der juriſtiſchen nur nach der allgemeinen geordnet, und durch Beweiſe daraus, die ſich ja leicht von den poſitiven Gründen unterſcheiden laſſen, unterſtützt würde. Wir hoffen, daſs man in dieſe Erinnerung keinen Miſsverſtand hineintragen werde. Begründet kann die beſondre Hermeneutik ohne die allgemeine nicht werden; aber ohne ihr dieſen Grund zu rauben, kann doch die Betrachtung des darauf Begründeten ſogleich mit der Betrachtung des Grundes verbunden werden; ſonſt müſste nach des Vfs. Behandlung der Juriſt ſich bey der allgemeinen aller Beyſpiele und Rückſichten aus der juriſtiſchen enthalten, um die es ihm doch eigentlich zu thun iſt. Wir müſſen ſogar geſtehn, daſs dieſe Schrift ſelbſt unſer Intereſſe erſt dann rege machte, als wir die allgemeine und die juriſtiſche Hermeneutik darin neben einander laſen. — Es wäre ſogar die Frage, ob auch ſonſt eine in den einzelnen Kapiteln anders geordnete Zuſammenſtellung der Materien nicht der klaren Ueberſicht noch vortheilhafter geweſen wäre. Wenigſtens ſind die bey jeder Abtheilung der grammatiſchen, logiſchen, qualitativen und quantitativen Auslegung immer wiederkehrenden Betrachtungen des Gegenſtandes, formalen und materialen Princips, der Bedingungen in Rückſicht auf Undeutlichkeit und Vieldeutigkeit doch immer nur Reſultate aus den vorher aufgeſtellten allgemeinen Grundſätzen, bey deren jedem die ſogleich damit verbundne Ableitung aus demſelben wohl leicht belehrender geworden wäre.

In Anſehung der Gränzbeſtimmung der Hermeneutik hat Hr. *Z.* einen Unterſchied zwiſchen dem *Erklären* (der Sachen) und dem *Auslegen* (der Zeichen oder Worte) gemacht, und auf das letzte allein den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft zweckmäſsig und mit Gewinn für die Behandlung beſchränkt. — Dennoch muſs man wohl noch viel genauere Gränzen ziehen, um ganz feſt und ſicher in dem wirklich für dieſe Kunſt geeigneten Gebiet wandeln zu können. Wir wollen z. B. nur erwähnen, daſs es eine doppelte Art von Auslegungsregeln des Rechts gebe: 1) über das Verfahren und die Zweckmäſsigkeit deſſelben zur Auffindung des Sinnes, den der Geſetzgeber im Geſetz ausdrücken wollte, den er damit verband; und 2) über die rechtliche Gültigkeit eines aufgefundnen Sinnes. Jenes ſind bloſs *techniſche* Regeln, und hängen faſt nur von der Logik ab. Nun ſollte zwar im Allgemeinen der durch ſie aufgefundne Sinn des Geſetzgebers auch der eigentlich gültige ſeyn; er iſt es auch ungezweifelt, und muſs es faſt immer ſeyn, wenn die Meinung des Geſetzgebers *gewiſs* iſt. Aber wenn ſie bloſs *wahrſcheinlich*, alſo eine andre möglich iſt, wohl gar noch mehrere möglich ſind: ſo können leicht geſetzliche Regeln, nach welchen die Wahl unter mehreren möglichen Bedeutungen beſtimmt iſt, doch den Rechtsgelehrten beſtimmen, ſelbſt zuweilen gegen die techniſch und pſychologiſch wahrſcheinlichere zu entſcheiden. Nicht immer geben demnach beide Arten von Regeln daſſelbe Reſultat; wenigſtens laſſen die letzten Regeln bloſs eins, die erſten oft mehrere zu, zwiſchen denen in Beziehung auf die Geſetzlichkeit nach den letzten Vorſchriften entſchieden werden muſs. Darum gehören auch nur die erſten für die Auslegungskunſt, die letzten für das Rechtsſyſtem. Wirklich handelt der Vf. in der Hauptſache auch nur die erſten hier ab, und in Anſehung dieſer, aber auch nur dieſer, ſtimmen wir dem Vf. bey, wenn er (Vorr. S. VII.) ſagt: „Könnten wohl die hermeneutiſchen Regeln, die das römiſche Recht aufſtellt, als verbindende Geſetze betrachtet werden, ſo bald ſie mit den Grundſätzen der allgemeinen Hermeneutik im Widerſpruche ſtünden? Iſt wohl das römiſche Geſetzbuch auch in ſo fern verpflichtend, als es bloſs wiſſenſchaftliche Grundſätze aufſtellt?" — Gewiſs

nicht,

nicht; aber jene von uns unterſchiedenen juriſtiſchen Regeln ſind eben nicht wiſſenſchaftliche Grundſätze, ſondern geſetzliche Vorſchriften.

In der Ausführung ſelbſt finden ſich manche ſchärfere Beſtimmungen, als man bisher hatte. So iſt es der Klarheit der Behauptungen ungezweifelt vortheilhaft, daſs der Vf. die Regel: eine jede Rede ſey nach *der Abſicht* des Redners auszulegen §. 14. u. a., durch ſeine Aeuſserungen auf die *Abſicht*, die der Geſetzgeber hatte, *eine beſtimmte Vorſtellung zu erwecken*, beſchränkt. Mit Hn. *Thibaut's* aufgeſtellter Bedeutung von Abſicht, wonach ſie bloſs den Sinn des Geſetzes ſelbſt bedeuten ſoll, wird man nicht leicht einverſtanden ſeyn: denn dieſer iſt ja das zu findende Reſultat ſelbſt, nicht die Quelle, aus der es ſich ergeben ſoll. Indeſſen wird doch bey Hn. *Z.* immer noch die nicht berührte Frage zu beantworten übrig bleiben: in wie fern iſt die Auslegung nach der Abſicht, die der Geſetzgeber *durch die Befolgung des Geſetzes erreichen wollte*, zu beſtimmen? — Dieſe Frage iſt auch durch die von Hn. *Thibaut* entgegengeſetzte Auslegung nach dem Grunde des Geſetzes keineswegs erledigt, weil eben der Ausdruck: *Grund des Geſetzes*, mehrere Bedeutungen hat. Eben dieſs, und daſs in dem Worte: *ratio legis*, vielleicht bis auf fünf verſchiedene Bedeutungen zu ſondern ſind, auf deren einige manche bisher gebrauchte Regel durchaus falſch, auf andre gehörig verſtanden, ganz richtig angewendet wird, macht immer noch eine neue Bearbeitung der ganzen Lehre zu einem hohen wiſſenſchaftlichen Bedürfniſs; und dieſs wird noch dadurch deſto mehr erhöht, daſs man allgemein von dem ganzen römiſchen Geſetzbuch eine der wirklichen Beſchaffenheit deſſelben nicht ganz anpaſſende Anſicht hat. — Hr. *Z.* hat ſich auf das römiſche Geſetzbuch meiſtens nur in ſo weit eingelaſſen, als es ſelbſt Regeln der Auslegung enthält, und es dabey wieder nach ſeiner bekannten Meinung davon als „ein in ſeinen Folgerungen dargeſtelltes Naturrecht" behandelt; aber das innere Verhältniſs deſſelben iſt dabey nicht berührt, und alſo für das oben erwähnte Bedürfniſs hier weiter nichts geſchehen.

SALZBURG, in d. Mayr. Buchh.: *Sammlung der wichtigſten Salzburgiſchen Geſetze ſeit dem Jahre 1790 bis zum Schluſſe der Hochfürſtlichen Erzbiſchöflichen Regierung.* Herausgegeben von D. *J. T. Zauner.* 1805. 336 S. gr. 8. ohne Vorrede, Inhaltsanzeige und Regiſter. (1 Rthlr.)

Die gegenwärtige Sammlung iſt zwar als eine Fortſetzung desjenigen Auszugs der Salzburgiſchen Landesgeſetze anzuſehen, welchen Hr. *Z.* ſchon vor mehreren Jahren veranſtaltet hat; ſie unterſcheidet ſich aber von jenem Auszuge darin, daſs in dieſer Sammlung die Anordnungen vollſtändig und in chronologiſcher Ordnung geliefert werden. Sie enthält aber nur die wichtigſten Salzburgiſchen Landesgeſetze, welche ſeit dem Jahr 1790 bis zum Schluſſe der erzbiſchöflichen Regierung ergangen ſind, und erſtreckt ſich nicht auf ſolche Bekanntmachungen und Verfügungen, die entweder nicht unter der Autorität der Staatsgewalt herauskamen, oder nur einen vorübergehenden Gegenſtand zum Zweck hatten. Laut der Vorrede des Herausg. hat der auch als Schriftſteller geſchätzte Rechtsgelehrte, *G. M. Lampredi*, von ſeinem Regenten den Auftrag erhalten, für die Salzburgiſchen Lande ein Civilgeſetzbuch zu verfertigen. Da eine Anzeige aller in dieſe Sammlung aufgenommenen Geſetze, deren 68 ſind, in dieſen Blättern zu viel Raum einnehmen, auch für den Ausländer nicht intereſſant ſeyn würde: ſo wollen wir nur einige der merkwürdigſten Verordnungen auszeichnen. Num. IX. XV u. XVI. ſchreiben zweckmäſsige Vorkehrungen zur Verhütung des Lebendigbegrabens vor. In einer dieſer Verordnungen wird die bekannte Hufelandſche Schrift: *über die Ungewißheit des Todes*, den Aemtern empfohlen, und ihnen erlaubt, ſich ſolche auf öffentliche Koſten anzuſchaffen. Num. XI. verordnet die Aufhebung des Judenzolls, geſtattet aber den Juden den Handel nur unter gewiſſen Einſchränkungen, weil, wie es in der Verordnung heiſst, die Bildung der Juden in den deutſchen Staaten noch ſo ſehr vernachläſſigt werde. Num. XVI. will, daſs alle zu Rom oder ſonſt wo, den Landesgeſetzen entgegen, erſchlichene Ehecopulationen, nach Geſtalt der Umſtände, als ganz ungültig und kraftlos erklärt, und ſolche von Rom zurückkommenden vermeyntlichen Eheleute wieder gänzlich von einander geſchieden werden ſollen. Num. XXI. verordnet unter andern, daſs, wenn eine Partey Reſtitution wegen verſtrichener Reviſions-Nothfriſt verlange, und rechtsgenügend beweiſe, daſs ihr Sachwalter allein die Schuld der Verſäumniſs trage, ſie vorderſamſt zur Regreſsklage gegen ihren bevollmächtigten Sachwalter hinzuweiſen ſey, und erſt, wenn dieſer wegen Mittelloſigkeit nicht Erſatz leiſten könnte, ſollen Reſtitutionsproceſſe geſtattet werden. In einer Verordnung unter Num. XXVIII. werden diejenigen weltlichen Beamten und obrigkeitlichen Perſonen, welche ohne erhebliche Urſachen unterlaſſen, an Sonn- und Feyertagen dem öffentlichen Gottesdienſt in der Frühe ſowohl, als wenigſtens am gewöhnlichen Monatſonntage, auch Nachmittags, mit ihrer Familie beyzuwohnen, bedrohet, alle Hoffnung auf weitere Beförderung zu verlieren. In einer Verordnung Num. XXXVI. gegen herumziehende Luſtigmacher und Schauſpieler werden die ſogenannten Liebhabertheater wegen Nachtheils für die Amts- und häuslichen Geſchäfte verboten. Nach Num. XL. ſollen die von den Erbgerichtsherren angenommenen Beamten vor ihrer wirklichen Anſtellung von dem Hofgericht in Abſicht ihrer Geſchicklichkeit geprüft werden. Die Verordnung unter Num. XLII. enthält eine genauere Beſtimmung in Abſicht auf die vom Richter ertheilte Verlängerung einer geſetzlichen Friſt. Die unter Num. XLIX. eingerückte Einſtandsordnung enthält eine ziemlich genau beſtimmte Norm für Entſcheidung der Rechtsſtreitigkeiten, welche bey Ausübung des Näherrechts vorfallen können. Nach dieſem Geſetz ſteht der Retract nur denjenigen zu, welche entweder in einer allgemeinen, oder in einer beſondern

ſondern Gütergemeinſchaft ſtehen, oder ſich dergeſtalt im ungetheilten Beſitz einer Sache befinden, daſs einem jeden ein abgeſonderter Theil davon eigenthümlich und ausſchlieſslich zugehört. Das Näherrecht aus dem Rechte der Verwandtſchaft und Nachbarſchaft iſt aufgehoben. Das erzbiſchöfliche Patent Num. LXVIII., worin der ehemalige Regent den ſalzburgiſchen Unterthanen die unfreywillige Abtretung der Regierung bekannt macht, beſchlieſst dieſe Sammlung. Niemand, wer Gefühl hat, wird den Abſchied, welchen der Landesherr von ſeinen Unterthanen hier nimmt, ohne wehmüthige Empfindung leſen.

HAMBURG, b. Perthes: *Ein Wort über Defenſionen.* Nebſt einem, Bemerkungen über Rüſeaus Criminalfall und drey gerichtliche Vertheidigungen enthaltenden, Anhange. Von *A. C. Wolters*, b. R. Dr. 1805. 163 S. 8. (16 gr.)

Den Anfang dieſer Schrift machen Bemerkungen über Defenſionen überhaupt, welche aber weder neu, noch gehörig geordnet, noch vollſtändig ſind. Gleich der Begriff §. 1. iſt zu enge, wenn es heiſst: Vertheidigung im engern Sinne ſey die ſchriftliche Ausführung alles deſſen, was dazu geeignet iſt, Leben, Freyheit und Ehre eines Angeſchuldigten zu erhalten, und überhaupt jedes Strafübel von ihm zu entfernen. — Giebt es nicht Vertheidigungen zur Milderung der Strafe? Ein beſtimmtes Detail, wie eine Vertheidigungsſchrift zweckmäſsig zu verfaſſen ſey, welche Mittel und Vorbereitungen der Defenſor habe, um eine ſolche Schrift gründlich verfertigen zu können, kömmt in dieſer Schrift durchaus nicht vor; konnte auch auf den drey Bogen, welche allein den allgemeinen Grundſätzen gewidmet ſind, nicht dargeſtellt werden. Im Anhange iſt 1) eine gute und ausführliche Erzählung des von Rüſeau begangenen Verbrechens enthalten. Damit contraſtirt der Entwurf einer Vertheidigung für Rüſeau ſehr ſonderbar. In der erſten wird behauptet, R. habe bey völligem Verſtande ſeine That begangen; in der zweyten wird das Verbrechen ſo dargeſtellt, als ob es in einem Zuſtande verübt worden ſey, wo alle Freyheit des Willens aufhörte, und wird auf Nachlaſſung aller Strafe angetragen. — Wenn werden denn endlich einmal die Defenſoren ſich überzeugen, daſs die Kunſt der Vertheidigung nicht in Verdrehung anerkannter Thatſachen liege! Am Ende folgen drey Vertheidigungsſchriften, welche weder als Muſter zu empfehlen, noch für ſchlecht zu erklären ſind: 1) für Guſtaf Segerſtröm, Schiffscapitän, und 2) deſſen Rheder P. E. Brodien, wegen beabſichtigter Wegſetzung ſeines Schiffs, 3) für S. I. Schmidt, wegen Kindermords. In den beiden erſten Vertheidigungen liegt wieder ein ſonderbarer Contraſt. In der erſten wird Brodien als frey vom Verdachte des Verbrechens, wovon die Frage iſt, dargeſtellt; und in der zweyten wird Segerſtröm zum Theil auf Koſten des Brodien vertheidigt, und ein Theil der Schuld auf dieſen geſchoben.

PÄDAGOGIK.

BRESLAU, in d. Meyer. Buchh.: *Jahrbuch für Schullehrer* in kleinen Städten und auf dem Lande, von einer Geſellſchaft von Schullehrern. Herausg. von *Joh. Andr. Anton.* 1804. VIII u. 215 S. 8. (15 gr.)

Die beiden Abhandlungen, mit welchen dieſes Jahrbuch eröffnet wird, über Unterricht in Vorkenntniſſen zum Leſen, und über Vorbereitung der Kinder auf den katechetiſchen Unterricht, ſind nicht nur ſelbſt ſehr dürftig, ſondern auch auf eben ſo dürftige Leſer berechnet. Wer, wie S. 26., den Satz, daſs jedes unrechtmäſsige Begehren nach dem Eigenthum des Nächſten für uns die ſchädlichſten Folgen habe, ſo diſponiren kann: 1) ſtören wir dadurch unſere Ruhe und Zufriedenheit; 2) übertreten wir Gottes Gebot; 3) verſündigen wir uns an unſerm Nächſten und an uns ſelbſt; 4) ſind wir ſelbſt in dem unrechtmäſsigen Beſitze des Eigenthums unſres Nächſten höchſt unglücklich, — ſollte doch wahrhaftig ſelbſt noch in die Schule gehen, anſtatt Andere belehren zu wollen. Ueber die hier gelieferten Katecheſen können wir ebenfalls kein vortheilhaftes Urtheil fällen. Sonſt enthält dieſes Jahrbuch noch Auszüge aus Schriften und Recenſionen und Miſcellaneen, unter welchen einige nicht ganz unintereſſante Notizen vorkommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Schleswig*, b. Röhs: *Beſchreibung und Abbildung eines Dampfapparats.* Eine der wohlfeilſten, bequemſten, reinlichſten und holzerſparenden Kocheinrichtungen für kleinere und gröſsere Haushaltungen, von *Joh. Andreſen*, Secretär Sr. Durchl. des Herzogs zu Auguſtenburg. 1804. 26 S. 8. Mit zwey Kupfrt. (7 gr.) — Die Kochgefäſse beſtehen aus verzinntem Eiſenblech, oder man kann ſie auch von dünnem Kupferblech verfertigen laſſen. Dieſe Kochgefäſse hängen in einem Ofen, der unten mit einem Keſſel, worin ſich Waſſer befindet, verſehen iſt. Wird nun das Waſſer bis zum Kochpunkt erhitzt, ſo ſind die Gefäſse darüber mit ſtark erhitztem Dampf umgeben. Die beygefügten Kupfertafeln machen mit der ganzen Einrichtung ſehr leicht bekannt, die Rec. ſehr zweckmäſsig zu ſeyn ſcheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Januar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Archiv für die Theorie der Heilkunde*, herausgegeben von Dr. *J. Jos. Dömling*, (vorm.) Prof. zu Würzburg, und Dr. *Phil. Jos. Horsch*, (MR. und) Stadtphys. zu Würzb. *Erster* Band. 1804. 399 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der leichten Empfänglichkeit der jetzigen deutschen Medicin für neue Lehren; bey dem öftern Wechsel, welchem die Hülfswissenschaften derselben, die Philosophie und Chemie, unterworfen gewesen sind; bey der Geschäftigkeit, mit welcher so viele, auch die jüngsten Aerzte, neue Lehrgebäude aufführen; bey der Zudringlichkeit, mit welcher jeder derselben sein neues System dem Verstande der Leser als einzig möglich und wahr aufnöthigen will; bey der ganz unläugbaren Wahrheit, dass eine gute Theorie die wahre und einzige Stütze der Medicin, als Wissenschaft und als Kunst, sey — ist ein Archiv für die Theorie nicht nur ein höchst nützliches, sondern wahrhaft nothwendiges Unternehmen. Schlechterdings müssen aber dabey gute Archivare angestellt werden. Junge Männer, welche nur das Paradoxe lieben, und nicht wissen, was zur Medicin gehört, indem sie noch keine Krankheit gesehn haben; leichtgläubige, beschränkte, uncultivirte Köpfe, die nur das Neue für gut und wahr halten; steife, unbeugsame Anhänger an dem Alten sind dazu nicht geschickt. Den Herausgg. wird man so leicht nicht die Fähigkeit bestreiten, der Unternehmung gewachsen zu seyn. Hatte der verstorbne *Dömling* auch, wie dem Rec. versichert worden, keine Praxis: so war er doch sonst ein zu guter Kopf, als dass er sich, trotz seiner Liebe zum Sonderbaren, je ganz aus den Regionen der medicinischen Wahrheit hätte verlieren sollen. Neigt auch vielleicht Hr. *H.* ein wenig zum allerneuesten Systeme: so wird ihm doch die Uebung am Krankenbette, die ihm zu Theil geworden ist, bald über die Gränzen und den Werth desselben Belehrung verschaffen. So finden wir also nichts Erhebliches an den Herausgg. zu tadeln. Wir wollen sehen, was sie uns gegeben haben! Ein gutes Vorurtheil erweckt schon das Bekenntniss S. VII., dass wir noch nicht auf eine vollkommene Theorie Anspruch machen können, dass selbst die neuern (und vorzüglich die neuesten) Beyträge vieler Berichtigung bedürfen, dass wir noch nicht so weit vorgerückt seyen, um eine Theorie aufstellen zu können, welche Befriedigung gewähre; nur Vorarbeiten wollen also die Herausgg. liefern. Das Archiv berücksichtigt zwey Hauptmomente: *a)* eigene Bearbeitung der Theorie im Ganzen oder in einzelnen Theilen, *b)* Prüfung und Berichtigung der Sätze und Meinungen anderer. Der Inhalt dieses *ersten* Bandes ist folgender. I. *Ideen zu einer Theorie der ansteckenden Krankheiten*, nebst einer Prüfung der wichtigsten über diesen Gegenstand vorgetragenen Meinungen, von *Dömling*. Der Vf. hat schon einmal diese Hypothese vorgetragen; aber vielen Widerspruch gefunden. Hier setzt er sie nochmals aus einander, und nimmt auf mehrere Einwürfe der Gegner Rücksicht. Seine Meinung ist kürzlich, dass der Ansteckungsstoff entweder als mit demselben geschwängerte Luft, oder durch unmittelbare Berührung zwischen dem mehr oder weniger concentrirten Ansteckungsstoffe in trockner oder tropfenflüssiger Gestalt und der zarten oder verwundeten *Epidermis* anstecke. Das Gift wirke theils auf die festen Theile, die es berühre, und ändere die Energie ihrer Lebensthätigkeit entweder durch Vermehrung oder Verminderung ihrer gegenwärtigen Reizsumme, theils wirke es auf die Lymphe, welche in den resorbirenden Gefäfsen enthalten ist, es werde ihr nicht assimilirt, sondern theile ihr vielmehr eine fremdartige, dem Organismus nachtheilige Qualität mit, die an intensiver Stärke immer mehr gewinne, bis sie endlich stark genug sey, um allerley Krankheitserscheinungen und selbst wahrnehmbare Mischungsveränderungen in den festen Theilen hervorzubringen. (Rec. für seinen Theil hält diese Hypothese nicht für unrecht. Es ist freylich nicht zu läugnen, dass die Einwirkung auf die Lebensthätigkeit und daraus entspringende Verstimmung in dem empfindenden und bewegenden Systeme hinreiche, die Production ähnlicher Krankheitsformen, als die ansteckende war, zu erklären, wie man aus dem Wechselfieber, den Krampfkrankheiten u. s. w. ersieht; aber die Ansteckung ist desto leichter einzusehen, wenn man auch eine alsbaldige Einwirkung auf die Säfte zu Hülfe nimmt.) II. *Versuch einer genauern Bestimmung des Gesetzes der Wechselerregung*, vom Dr. *Gutfeldt* in Altona. Es gebe Fälle, wo nach Verminderung der Totalsumme der erregenden Potenzen individueller Organismen einzelne Gebilde eine geringere Receptivität und gröfsere Energie der Thätigkeit erlangen, als sie vor dieser Verminderung besafsen, und umgekehrt, dass nach Vermehrung der Totalsumme der incitirenden Potenzen individueller Organismen einzelne Gebilde derselben einen gröfsern Grad von Receptivität und geringere Energie der Thätigkeit äufsern, als vordem. Diefs erklärt der Vf. nach den schon anderwärts angegebenen Gesetzen der

Wechſelerregung, daſs die einzelnen Organe ſich nicht nur wechſelſeitig zur Thätigkeit beſtimmen, ſondern auch in derſelben auf einen gewiſſen Grad beſchränken, daſs eine gewiſſe Proportion von Energie der Thätigkeit zwiſchen beiden ſtatt finde, welche aufgehoben auch die beſchränkende Zurückwirkung aufhebe, daſs alſo, ſobald das Normalverhältniſs in der Energie der Thätigkeit der verſchiedenen Gebilde geſtört ſey, auch die Aſſociation der Thätigkeiten einzelner Gebilde abnorm werde. (Der Aufſatz iſt ſehr durchdacht, aber etwas dunkel geſchrieben, wie das meiſte, was der Vf. ſchreibt.) III. *Verſuch über den fundamentalen Theil der Krankheitslehre*, von *Horſch*. Der Vf. zeigt, daſs auch nach der Erregungstheorie ein ſolcher Verſuch noch übrig bleibe, und unternimmt einen ſolchen nach naturphiloſophiſchen Grundſätzen; iſt aber doch auch hierin nicht ganz mit dem Stifter derſelben zufrieden. Das Weſen der Krankheit ſetzt Hr. *H.* in Abweichung der beſtimmten Differenz der Factoren der Erregbarkeit von ihrem Normalverhältniſſe unter ſich; Krankheit iſt Form des Organismus, ihre Urſache kann daher nicht auſser demſelben liegen u. ſ. w. (Man kennt nunmehr die ſophiſtiſchen Demonſtrationen dieſer Schule zu ſehr, als daſs wir dem Vf. weiter folgen ſollten. Man fängt immer mehr an, einzuſehn, daſs auch ſie zu einer wahren Begründung der Medicin oder zu Begründung der wahren Medicin nicht die rechten ſeyen!) IV. *Ueber die Entzündung*, vom Dr. *Gutfeldt* in Altona. Die Entzündung gehöre zu den zuſammengeſetztern Formen des Uebelſeyns. Im entzündeten Gebilde ſey 1) Schmerz. Das organiſche Gebilde iſt Gegenſtand des Gemeingefühls geworden, das ſetzt eine abnorme Erhöhung der Senſibilität voraus. Die erhöhte Senſibilität leuchtet aber auch aus der Haſtigkeit, mit welcher die Irritabilitätsäuſserungen, als Wechſel von Contraction und Expanſion erfolgen, aus der Leichtigkeit, mit welcher eben dieſe Aeuſserungen bey Anwendung ſtärkerer Reizmittel einen enormen Grad von Intenſität erreichen und aus der Empfindlichkeit der Organe, die ſonſt unempfindlich waren, hervor. 2) Geſchwulſt; ſie kommt von regelwidriger Anhäufung der Säfte innerhalb der Gefäſse und von abnormer Anhäufung von Flüſſigkeiten auſserhalb derſelben in dem Zwiſchenraume des Zellgewebes. 3) Hohe Röthe; ſie hängt vom Eindrange des Bluts in Gefäſse, welche im normalen Zuſtande kein Blut führen, ab; helles Scharlachroth deutet auf beträchtliche Oxydation, dunkelroth auf Anhäufung des Kohlenſtoffs. 4) Hitze; ſie ſetzt abnorm vermehrten Fortgang der Reproduction voraus. Wir müſſen alſo bey der Entzündung abnorm verminderte Irritabilität mit abnorm vermehrter Senſibilität und Reproduction annehmen. Nach den verſchiedenen Hauptſyſtemen und einzelnen Organen zeigt ſich auch die Entzündung in ihren Erſcheinungen abweichend. Bey Entzündung in den Theilen des ſenſiblen Syſtems, Hirn, Rückenmark, Nerven, wo die Senſibilität vor der Irritabilität und Reproduction die herrſchende Function iſt, fallen beſonders die Phänomene der abnormen Senſibilität ins Auge; weniger die der enormen Irritabilität, mehr die der abnormen, quantitativ vermehrten und qualitativ veränderten Reproduction. (Das letzte folgt aber eigentlich nicht aus der theoretiſchen Annahme.) Bey Entzündung des irritablen Syſtems iſt die Congeſtion das hervorſtechendſte Symptom. (Auch hier ſcheint uns einige Willkür zu herrſchen, da nach der obigen Theorie bey jeder Entzündung Congeſtion da iſt. Sollte nicht die Activität und Paſſivität, die Sthenie oder Aſthenie der Entzündung mehr in Anſchlag gebracht werden?) Bey Entzündung des Reproductionsſyſtems, der aus dem Zellgewebe gebildeten Häute, Drüſen u. ſ. w. ſind die Phänomene der abnorm vermehrten Reproduction überwiegend. (Welche ſind die? Sollte nicht hier beſonders die Congeſtion, d. h. ein vermehrter Zuflus nährender Feuchtigkeiten hervorſtechend ſeyn?) Im entzündeten Organe leiden ſowohl die blutführenden, als lymphatiſch-arteriöſen Gefäſse, wahrſcheinlich Venen und Arterien. Das entzündete Organ, wenn die Energie der Thätigkeit deſſelben im Verhältniſſe zu der der übrigen Organe betrachtet wird, befindet ſich im Zuſtande der Aſthenie; es iſt alſo unrichtig, von hyperſtheniſcher Entzündung zu ſprechen. (Doch gilt das alles, was Hr. *G.* bisher angegeben hat, nur von der ſtheniſchen Entzündung, und die aſtheniſche hat er unerklärt gelaſſen.) Auch kann die Entzündung ſo wenig aus bloſser Hyperſthenie, als bloſser Aſthenie der ihr unterworfenen organiſchen Gebilde erklärt werden. Die Heilung der Entzündung müſste alſo allemal durch ſtheniſirende Mittel, örtlich auf den entzündeten Theil angewandt, vollführt werden; aber dagegen muſs man erwägen, daſs die Senſibilität der entzündeten Gebilde ſehr erhöht iſt, daſs alſo nothwendig, wie bey directen Aſthenien, mit gelinden Reizmitteln, kleinen Gaben u. ſ. w. verfahren werden muſs. Die Heilung kann vollführt werden, wenn die Senſibilität herab geſtimmt, wenn die Irritabilität erhöht, wenn die Reproduction beſchränkt wird. — Hiernach iſt die Wirkung der ſtheniſirenden, Stick- und Waſſerſtoffhaltigen Mittel, ferner der Säuren, der Metalloxyde zu beurtheilen. Es können folglich bey der Entzündung ſowohl ſtheniſirende als aſtheniſirende Mittel angewandt werden, je nachdem der Totalzuſtand des Organismus verſchieden iſt. Denn um eine Entzündung, als eine einzelne Form des Uebelſeyns zu heben, bedarf es weder dieſer, noch jener (allein). Wenn die Entzündung gemeinſchaftlich mit andern Formen des Uebelſeyns einen allgemeinen Krankheitszuſtand zuſammenſetzen hilft: ſo heiſcht ſie nur dann beſondere Rückſicht, wenn aus ihrem längern Verweilen Gefahr der Zerſtörung wichtiger Organe zu fürchten iſt, oder ſie zur Unterhaltung des Uebelſeyns des ganzen Organismus viel beyträgt und ihre Fortdauer deſſen Heilung erſchwert. (Rec. hat dieſe ganze Theorie, die im Weſentlichen ſchon von *Röſchlaub* und *Horn* aufgeſtellt iſt, weitläufig angeführt, weil ſie von ſo groſsen Folgen für die Heilkunſt ſelbſt iſt. Er bekennt auch, daſs ſie viel Anziehendes und

Aus-

Auswege genug für kritische Fälle und die Anwendung der ältern Methode in einigen derselben habe. Er gesteht jedoch wiederholt, dass er dabey die Differenz zwischen sthenischer und asthenischer Entzündung nicht recht einsehe; auch die Möglichkeit, wie in Organen, wo die Sensibilität im Normalzustande überwiegend ist, Entzündung entstehn könne, nicht recht erkenne, weil daselbst ja ohnehin das nämliche Verhältniss der Triplicität statt findet, welches Hr. *G.* bey der Entzündung aufstellt. Gewiss fordert auch die Theorie bey der Anwendung auf die Praxis viele Vorsicht.) V. *Beweis, daß das Nervensystem das Organ der Sensibilität in allen Theilen des menschlichen Organismus, und daß folglich die Lebensthätigkeit aller Organe von ihm abhängig sey*, von *Dömling*. VI. *Beleuchtung der von den Schriftstellern aufgestellten Gesetze der Erregbarkeit*. Ein sehr nützlicher Aufsatz, da man unläugbar zu übereilt mit der Gesetzgebung der dynamischen Physiologie und Pathologie verfahren ist. Möge sich nur die neuere Schule vor ähnlicher Uebereilung hüten! Ihr scheint besonders die antithetische Manier gefährlich zu seyn, z. B. Organisation ist nur da, wo Inneres und Aeusseres entgegengesetzt ist; die Thätigkeit des Organismus ist gegen Alles ausser demselben, die Thätigkeit der ganzen Aussenwelt gegen den Organismus gerichtet u. s. w. Ausser diesen Antithesen halten wir besonders den oft ins Mystische fallenden Witz der neuern Philosophie und Medicin für schädlich, wovon man so viele Proben bey *Görres* findet. Witz kann nur selten die Stelle eines philosophischen Beweises vertreten. Der Vf. hat mit seiner Abhandlung wirklich mancher neuphysiologischen Idee mehr Bestimmtheit und Wahrheit gegeben, und wir bedauern aufrichtig, dass der Raum uns nicht vergönnt, seiner Untersuchung ins Detail zu folgen. Unter andern bestimmt er auch die Triplicität im Organismus, die Sensibilität, Irritabilität und Reproduction richtiger. Sensibilität ist z. B. nach ihm nichts, als die organische Empfänglichkeit, sie kann nicht, wie *Schelling* will, als physikalisches Phänomen betrachtet werden; sie ist dynamischer Thätigkeitsquell, nicht selbst Thätigkeit, nur Bedingung der organischen Thätigkeit, die wir Contractionsvermögen, Irritabilität, nennen können u. s. w. Rec. glaubt, dass auch die angenommene Polarität des Organismus mancher Berichtigung bedürfe, und fordert den Vf. auf, seine kalte und unbefangene Prüfung auch auf sie auszudehnen. Ueberhaupt sind wir der Meinung, dass die Theorie der Heilkunst allerdings durch gegenwärtiges Archiv gewinnen werde, und wünschen also dem Unternehmen guten Fortgang. Wir fürchten auch nicht, dass es durch die alleinige Redaction des Hn. *Horsch* verlieren werde, da dem sel. *Dömling* zwar Scharfsinn nicht abzusprechen war, aber eben so wenig auch eine gewisse Einseitigkeit und hartnäckige Vorliebe zu eigenen Ansichten, von denen er nicht leicht abzubringen war. Möge Hr. *H.* sich nur nicht von der Speculation zu weit führen lassen! Möge er nie vergessen, dass nur jene Theorie der Medicin die einzig wahre und wohlthätige sey, welche die Kunst, die Krankheiten des menschlichen Körpers zu heilen, am sichersten lehre, und am meisten erleichtere!

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Kläger: *Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers*. Von *Franz Caspar Hesselbach*, Prosektor am anat. Theater zu Würzburg. *Ersten* Bandes *erstes* Heft. *Osteologie*. Mit 2 Kpfrt. 1805. 186 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die bis jetzt erschienenen Schriften, welche eine Anleitung zur praktischen Zergliederungskunst enthalten, verdienen alle mehr oder weniger den Vorwurf der Unvollständigkeit oder Unzweckmäfsigkeit. Die Bereitungsart der Theile ist gewöhnlich nur nach dem einmal hergebrachten Schlendrian angegeben; die Anweisung zu einer zweckmäfsigen Untersuchung der Nerven aber ist nirgends mit Ausführlichkeit und Deutlichkeit abgefafst zu finden, anderer Lücken in einzelnen Doctrinen nicht zu gedenken. Der Vorwurf der Unzweckmäfsigkeit aber fällt sogar auf das beliebteste Buch dieser Art: auf *Fischer's* Anweisung zur praktischen Zergliederungskunst. Die Beizung der Knochen mit verschiedenen Farben, welche darin gelehrt wird, und andere dergleichen Kunststückchen, können wohl Gelegenheit zur Verfertigung von Spielwerken aus den Theilen des menschlichen Körpers geben, aber gewiss nichts zur genaueren Erkenntniss der Structur desselben beytragen. Eine Anweisung zur praktischen Anatomie, welche, abgesehen von allen unnützen Experimenten, mit Vollständigkeit und Genauigkeit, die mechanischen Hülfsmittel anzeigte, deren man sich bedienen mufs, wenn man sich eine richtige Kenntniss von der Lage und Beschaffenheit der einzelnen Organe erwerben will, würde also gewiss für die jetzigen Zeiten sehr brauchbar seyn. In dieser Hinsicht mufs des Vfs. guter Wille, eine bessere Anleitung zum Präpariren zu geben, gelobt werden; weniger Lob verdient aber die Ausführung seines Unternehmens. Um das Nachschlagen in einem anderen Handbuche dem Lehrlinge zu ersparen, will der Vf. immer zuerst die Beschreibungen der Theile liefern, welche in jeder einzelnen Abtheilung der Anatomie betrachtet werden; in einem zweyten Abschnitte aber die künstliche Zubereitung dieser Theile lehren. Demnach enthält dieses *erste* Heft die Beschreibung der Knochen und ihre Zubereitung. Die Beschreibungen der einzelnen Knochen sind allerdings gut und zweckmäfsig, indem mit vieler Deutlichkeit die Lage, Eintheilung, Substanz, Verbindung und der Nutzen jedes Knochens angegeben ist; aber vor den, schon in andern Handbüchern vorhandenen, Beschreibungen haben doch die gegenwärtigen nichts voraus, als dafs die Anlage und Verbindung weicher Theile mit den Knochen mit mehrerer Bestimmtheit angegeben ist. Die Reinigung der Knochen durch Fäulniss, die Zerlegung der Kopfknochen und die Zusammenfügung der einzelnen Knochen zu einem künstlichen Skelette werden in dem zweyten Abschnitte gelehrt; aber bey

wel-

weitem nicht mit der Vollständigkeit, mit welcher dieſe Gegenſtände ſchon in den älteren Handbüchern abgehandelt worden ſind: denn die verſchiedenen Arten, nach welchen die Befreyung der Knochen von den weichen Theilen, die Trennung der Kopfknochen und die Vereinigung aller Knochen zu einem Ganzen bewirkt werden kann, ſind gar nicht in Erwähnung gebracht worden. Dem Zergliederer ſtehen aber auch auſser den angeführten Hülfsmitteln zur Unterſuchung der Knochen noch viele andere zu Gebote, welche von dem Vf. ganz mit Stillſchweigen übergangen werden, z. B. das Zerſägen der Knochen, die Zerlegung der Zähne durch Zerſchlagen derſelben, die Darlegung der Structur der Knochen auf die noch kürzlich von *Scarpa* ſo glücklich benutzte Weiſe, u. ſ. w. Wenn man daher dem Vf. auch noch ſo ſehr Gerechtigkeit in Rückſicht ſeiner anatomiſchen Kenntniſſe wiederfahren laſſen muſs: ſo folgt daraus dennoch keineswegs die Billigung eines Unternehmens, durch welches die groſse Zahl ausführlicher anatomiſcher Handbücher noch ohne Noth vermehrt wird. Die beiden Kupfertafeln ſind von *Weinrauch* nach Zeichnungen von *Laubreis* recht gut gearbeitet. Die darauf befindlichen Figuren ſtellen drey Meſſer, eine Pincette, eine Kneipzange und eine Einrichtung zum Durchbohren der Knochen vor. Alle dieſe Werkzeuge aber haben (das zum Präpariren der Nerven beſtimmte Meſſer ausgenommen) nichts Ausgezeichnetes. Das letztere hat nur an der Spitze eine kurze, etwas convexe Schneide, und kann daher, ohne ſo leicht andere Theile zu verletzen, in tiefe Winkel und enge Räume gebracht werden. Rec. glaubt wohl, daſs der Vf. mit den Meſſern, wie ſie hier abgebildet ſind, alle Unterſuchungen an Leichnamen recht gut wird vornehmen können; allein nicht deswegen, weil ſie einen Vorzug vor anderen Meſſern haben, ſondern deshalb, weil ſich der Vf. an den Gebrauch derſelben gewöhnt hat. Daher hätten die Abbildungen, welche nur den Preis des Buchs erhöhen, füglich wegbleiben können.

PARIS, b. Levrault u. Schöll: *L'ami des malades de la campagne*, ou indications de différents remèdes ſimples, peu coûteux et faciles à adminiſtrer, pour guérir les maladies les plus communes dans la campagne . . . . par *Poinſot*, auteur de l'ami des jardiniers. 1804. 117 S. 8. (16 gr.)

Eine ſeltſame Erſcheinung! Hr. *Poinſot*, ein geiſtlicher Garten-Schriftſteller und ein Buchdrucker zu Avenches verbinden ſich hier, der eine, Recepte gegen allerley Krankheiten, von ſeiner ſeligen Mutter ererbt, und der andere ſein vortreffliches Bruchband (welches aber nichts Eigenes hat) der Welt anzupreiſen. Man kann ſich denken, was für köſtliche Erbſtücke hier Preis gegeben werden. „Gegen die *Windkolik* hilft Waſſerkreſſe in Milch gekocht und zwiſchen zwey Tüchern auf den Unterleib gelegt. Gegen andere Koliken hilft Baumöl.“ . . „Gegen *Ohrenſchmerzen* hilft Opium-Tinctur ins Ohr getröpfelt.“ .. Geſchwüre, die von *Froſtbeulen* entſtanden ſind, heilt der Vf. mit gebrannten Auſterſchalen, wovon das Pulver aufgeſtreut und hernach eine Salbe aus Wachs, Oel, Butter, Terpenthin und Branntwein aufgeſchlagen wird. Vortrefflich iſt die Anleitung zur Behandlung der „*fluxion de poitrine:*“ Aderlaſſen macht die Hauptſache aus; dann werden 15 lebendige Krebſe geſtoſsen und zwiſchen zwey Tüchern auf die Bruſt gelegt. Sie bleiben 15 Stunden liegen, bis ſie ganz abſcheulich ſtinken; dann werden ſie abgenommen. .. In der That wollen wir nun nicht mehr über die Zeiten des *Serenus Samonicus*, *Gilbert* von England und *Bernard Gordon* ſpotten: denn das Jahr 1804. lieferte ähnliche Producte.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Quedlinburg*, b. Ernſt: *Bemerkungen über den Bau der Schornſteine und den dadurch entſtehenden Rauch in den Küchen und Stuben*, nebſt einer zweckmäſsigen Schornſteinbedeckung gegen das Rauchen der niedrigen Schornſteine, aus ſelbſt eigenen gemachten Erfahrungen. Zum Beſten der hieſigen Armen, von *F. C. von Schauroth*, Kön. Preuſs. penſionirten Obriſt-Lieutenant. 1804. 39 S. 8. m. 7 illum. Kpfrn. (10 gr.) — Der patriotiſch geſinnte Vf. macht in dieſer lichtvollen Schrift ſeine Erfahrungen, die er über das Rauchen der Schornſteine an ſeinen eigenen gemacht, nebſt den Mitteln, die er zweckmäſsig befunden hat, auf eine von allem Privat-Eigennutze entfernte Weiſe bekannt. Die Erzählung ſolcher Thatſachen iſt allemal belehrend, und der Kunſt, deren Gegenſtände ſie betreffen, nützlich. Gemeiniglich werden ſchon bekannte Wahrheiten dadurch beſtätigt und alte Vorurtheile oder Irrthümer widerlegt. Der Vf. iſt der Meinung, daſs die Verengerung, welche ſeine Schornſteine in den geſchleiften Stellen durch die Nachläſſigkeit der Maurer erlitten hatten, die Haupturſache von dem Rauchen derſelben geweſen ſey, und verſichert, daſs nun ſchon ſeit zwey Jahren dieſem Uebel dadurch abgeholfen ſey, daſs er 1) die Schornſteine bis auf den Anfang der Schleifung habe abtragen, und zwar wieder ſo geſchleift, aber mit gehöriger Erweiterung, nicht allein in der geſchleiften Strecke, ſondern mit noch gröſserer oberwärts hin, wieder aufbauen laſſen; und 2) daſs er eine zweckmäſsigere Bedeckung gegen den Regen als die gewöhnliche habe aufſetzen laſſen. Einige andre in den Büchern vorgeſchlagene und geprieſene Mittel, ſo wie die Umbauung der Schornſteine durch einen andern Maurermeiſter, haben nichts geholfen. Er beſtätigt alſo durch ſeine Erfahrungen die Richtigkeit der von *Chryſelius* und *Huth* gegebenen Vorſchriften, gegen welche in einigen andern Schriften Bedenklichkeiten waren geäuſsert worden. Beſonders warm iſt ſein Eifer gegen die Unwiſſenheit und ſchlendrianmäſsige Nachläſſigkeit der meiſten Maurermeiſter. Mit zwey dergleichen ſich ſehr viel zutrauenden Männern konnte er ſeinen Zweck nicht erreichen; aber ſogleich und vollkommen mit einem bloſsen Maurer-Geſellen, den er unterrichtete, und der willig ausführte, was ihm angewieſen war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Januar 1806.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Degen: *C. L. Reinholds Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philoſophie in ihren ſämmtlichen Lehrgebäuden.* Ein Lehrbuch für Vorleſungen und Handbuch für eignes Studium. 1805. XVI u. 242 S. 8. (1 Rthlr.)

Es iſt ſehr begreiflich, daſs bey jeglicher Anleitung zur Kenntniſs der Philoſophie die Ueberzeugung des Schriftſtellers der Maſsſtab wird, nach welchem die verſchiedenen Syſteme früherer und ſpäterer Zeit zuſammengeſtellt und beurtheilt werden; daſs dieſe Ueberzeugung ihnen zugleich nur einen Theil der Wahrheit zueignet, deren vollen Beſitz eigentlich nur der Schriftſteller ſelbſt hat. Beides trifft denn auch in vorliegender Schrift zu, worin jedoch der Vf. ſeine Kenntniſſe und den ihm eigenthümlichen Scharfſinn aufs neue bewährt hat. Das Bardiliſche von dem Vf. modificirte und vollendete Lehrgebäude iſt zur Zeit der Maſsſtab, mit welchem er alles miſst; die Wahrheit, durch welche er den ihr entgegenſtehenden Irrthum erkennt; und ſo wie *nach Bardili* kein Meſſias der Philoſophie kommen wird, ſo iſt auch *vor* ihm keiner da geweſen; und die frühern Philoſophen waren nur ſeine Vorläufer und Propheten. Rec., der den meſſianiſchen Ideen in der Philoſophie nicht beyſtimmen kann, und der auch in *Bardili*, ſo mancher ſeiner Vorzüge ungeachtet, einen ſolchen Meſſias nicht erkennt, will einige Hauptſätze aus dieſer Schrift hervorheben, und ſie mit Bemerkungen, Fragen und Zweifeln begleiten, denen alsdann jeder Leſer Beyfall gewähren oder verſagen mag.

Das Weſen des Widerſpruches beſteht (nach S. 184 f.) in der Verwechſelung und Vermengung des *Denkens* und *Vorſtellens*, und der davon unzertrennlichen Verwechſelung und Vermengung des *Seyns an ſich* und *der Erſcheinung*. Die wirkliche Demonſtration in der Philoſophie enthüllt dieſen Widerſpruch, hebt ihn auf, und hebt die Wahrheit heraus. Es kommt aber auf das *Weſen* des Widerſpruchs an, welches nicht im Beſondern und Concreten zu *erkennen*, ſondern nur zu *verkennen* iſt. Was iſt nun der Widerſpruch im Allgemeinen, (d. h. ein Widerſpruch ohne *Etwas* Widerſprechendes, da ein Etwas ſchon ein *Beſonderes* iſt) was iſt der Widerſpruch *als ſolcher*? Er iſt (S. 191.) dasjenige Vorſtellen, welches das ſchlechthin Unmiſchbare und Untrennbare miſcht und trennt. (In dieſer Auseinanderſetzung ſind ſchon zwey Angaben über das Weſen des Widerſpruches enthalten. Nach der erſten beſteht er in Vermengung und Verwechſelung des Denkens und Vorſtellens; nach der zweyten miſcht und trennt er das Unmiſchbare und Untrennbare. Zu fragen wäre: Iſt das Denken und Vorſtellen ein *Etwas* oder ein *Nichts*? Iſt das Unmiſchbare und Untrennbare ein *Etwas* oder ein *Nichts*? Nichts und Nichts u. ſ. w. giebt nie einen Widerſpruch; das *ſchlechthin Widerſprechende* S. 190. muſs alſo wohl ein *Etwas* ſeyn. Dann iſt es aber ein mehr oder weniger Concretes, und das Weſen des Widerſpruchs wäre denn doch an einem *Beyſpiele* gezeigt, was es eben nicht ſollte.) Das ſchlechthin Unmiſchbare und Untrennbare als ſolches, iſt die *Identität* als ſolche, mit der *Nichtidentität* als ſolcher. (Das Beyſpiel iſt richtig. Der Begriff des *Einen* und der Begriff des *Vielen* ſtehen ſich entgegen, können alſo nicht *vermiſcht* werden, und doch ſind ſie wechſelſeitig durch einander bedingt, ſie können alſo auch nicht *getrennt* werden. Unzählige andere Begriffe ſtehen, als ſolche, in derſelben Unmiſchbarkeit und Untrennbarkeit. Die Begriffe von Wärme und Kälte ſtehen ſich entgegen, ſie können alſo nicht vermiſcht werden, und doch iſt keiner von ihnen ohne den andern denkbar, alſo können ſie auch nicht getrennt werden. Allerdings beſteht in dem Auffaſſen des wechſelſeitigen Unterſchiedes und Zuſammentreffens, des Entgegenſetzens und Gleichſetzens, die Klarheit und Richtigkeit der Gedanken. Aber was ſollen uns Beyſpiele? Es galt ja den Widerſpruch an ſich ohne Beyſpiel.) Das Miſchen und Trennen der Identität, als ſolcher, und der Nichtidentität, als ſolcher, geſchieht im Vorſtellen und iſt der Widerſpruch, als ſolcher. (Herrſcht hier nicht Dunkelheit? Nach dieſer Ausſage iſt der Widerſpruch *im Vorſtellen;* nach jener frühern aber machte das Verwechſeln und Vermengen des *Denkens und Vorſtellens* das Weſen des Widerſpruches aus.) Identität und Nichtidentität werden durch dieſe Miſchung und Trennung *bloß*. Was iſt aber die Identität ohne Blöſse, die Identität als ſolche? Sie iſt (S. 193.) die *Anwendung der Identität als ſolcher*. (Ein ſeltſamer Ausſpruch, wenn wir ihn wörtlich verſtehen wollen. Identität wäre dann gleich ihrer Anwendung und dieſe jener. Was ſoll dieſs *heißen?* Iſt aber damit gemeynt, die Identität könne nur richtig angewendet werden, wenn ſie ungemiſcht mit und ungetrennt von der Nichtidentität angewendet wird: ſo ſtützt ſich dieſs auf die frühern Aeuſserungen, und giebt auf unſere Fragen keinen Beſcheid. Was ſoll dieſs *lehren?*) Der Widerſpruch iſt die Nichtanwendung der Identität als ſolcher. Identität und Nichtidentität müſſen nicht *getrennt* und

und *gemischt*, sondern *unterschieden* und *verknüpft* werden. Die Anwendung der Identität, als solcher, im Vorstellen, ist das Denken, welches *als Denken* im Vorstellen oder im Bewufstseyn (welche beiden auch an andern Stellen von Hn. *R.* neben einander genannt werden) angewendet wird. Der Widerspruch ist das scheinbare Denken, das Nichtdenken, welches als das Denken in seiner Anwendung vorgestellt wird. (Denken und Nichtdenken stehen im Widerspruch. Vollkommen richtig; aber wer hat je daran gezweifelt? Nur darüber besteht der Zweifel, ob jene Angaben über den Widerspruch, über das Unmischbare und Untrennbare der Identität und Nichtidentität und der daraus sich ergebenden, oder von ihnen vorausgesetzten Nichtverwechselung und Nichtvermengung des Denkens und Vorstellens nach Reinholdischen Definitionen *demonstrirt* werden können. So viel Rec. einsehen kann, ist alles Bisherige aus den ersten unbewiesenen Behauptungen auf Reinholdische Art *hergeleitet*, aber nicht *bewiesen*.) Das Eigenthümliche der Identität, als der Identität in ihrer Anwendung, ist: dafs sie als die Identität, *nichts anders* voraussetzt, sondern in ihrer Anwendung, als die Identität, *schlechthin gesetzt*, die Thesis, als solche, ist. Die Nichtidentität setzt die Identität schlechthin, als Thesis, voraus; aber die *Nichtidentität* wird von der Identität, nur zu ihrer Anwendung, *vorausgesetzt*. (Diese beiden Aussagen stehen S. 200 und 201. Rec. findet sie im Widerspruche mit einander, da die Identität in ihrer Anwendung *schlechthin gesetzt* seyn, und doch zu ihrer Anwendung die Nichtidentität *voraussetzen* soll.) Das Wesen der Anwendung der Identität, als solcher, besteht in der Unmischbarkeit und Untrennbarkeit ihrer vier Elemente, nämlich der Identität, als der Thesis, der Nichtidentität, als der Hypothesis, der Disjunction von beiden, als der Antithesis, und der Conjunction von beiden, als der Synthesis. „Die *Unmischbarkeit* der Identität, *als der Thesis*, in ihrer *Antithesis* und *Synthesis* mit der Nichtidentität *als der Hypothesis*, ist die *Analysis*, als solche, in der Anwendung der Identität, das *Wesen* der Analysis. Die *Untrennbarkeit* der Identität, *als der Thesis*, in ihrer *Antithesis* und *Synthesis* mit der Nichtidentität, *als der Hypothesis*, ist der *Nexus*, als solcher, in der Anwendung der Identität, das *Wesen des Nexus*. Die Analysis *und* der Nexus in ihrer Unmischbarkeit und Untrennbarkeit sind die *Anwendung der Identität*, als solcher, und *diese* ist *jenes*. Die *Anwendung der Identität*, als solcher, und mit ihr der *Widerspruch*, in seinem *Grunde* und Wesen, wird im *Vorstellen* so lange verkannt, als sie in demselben *nicht als* Anwendung der Identität vorgestellt, folglich im Vorstellen nicht *auf sich selbst angewendet ist*. Diese Anwendung der Identität, *als solcher*, auf die Anwendung der Identität, als solcher, im *Vorstellen*, ist aber die *Analysis*, und der Nexus, auf die Analysis und den Nexus *im Vorstellen* angewendet, oder zur Analysis und zum Nexus im *Bewufstseyn* erhoben, die Analysis und der Nexus im *Vorstellen von* der Analysis und dem Nexus, als solchem, das *vollständige Bewufstwerden* der Analysis und des Nexus *durch* die Analysis und den Nexus." (S. 204. 205. 209. 210.) Hieraus resultirt späterhin: das *Seyn an sich* ist die *Objectivität, als solche*; die *Erscheinung* ist die *Subjectivität als solche*; die *Objectivität* ist *Veränderung* und *Ausdehnung*, die *Subjectivität* ist das *Veränderliche* und *Ausgedehnte*.

Auf die hier kürzlich dargestellte Weise ist nun dem Vf. das unwandelbare Verhältnifs zwischen Seyn an sich, Erscheinung und Schein, oder die Wahrheit begründet, und er sieht in der Mannichfaltigkeit aller übrigen philosophischen Lehrgebäude nur eine scheinbare Philosophie. Diese scheinbare Philosophie zeigt sich als positive und negative Speculation. *Jene* nimmt einen *undeutlichen* Begriff von dem Unterschiede zwischen Erscheinung, Seyn an sich und Schein für den *deutlichen*, als solchen, an; *diese* aber hält die Undeutlichkeit jenes Begriffes für schlechthin unvermeidlich. Die Wahrheit wird also entweder positiv oder negativ verkannt. Die positive Speculation hält entweder als Dogmatismus den *bloßen Schein* des Unterschiedes zwischen Erscheinung und Seyn an sich für den wahren, oder sie hält als Skepticismus den Unterschied zwischen Erscheinung und Seyn an sich überhaupt für *bloßen Schein*. Auch der Dogmatismus ist entweder positiv oder negativ. Der positive Dogmatismus besteht entweder im Objectiviren des Subjectiven, und ist Metaphysik; oder er besteht im Subjectiviren des Objectiven, und ist Transscendentalphilosophie. Die Metaphysik ist entweder dualistischer Realismus, oder pantheistischer Realismus, oder materialistischer Realismus, oder idealistischer Realismus. Zum dualistischen Realismus gehört *Des Cartes* und *Malebranche*; zum pantheistischen Realismus gehört *Spinoza* und die frühern Eleatiker, zum materialistischen Realismus gehört *Mirabaud* in seinem *Systeme de la Nature*; zum idealistischen Realismus gehört *Leibnitz*, und nähert sich unter allen Lehrern der positiven Speculation am meisten der wahren Philosophie, nämlich dem rationalen Realismus *Reinholds*. *Leibnitzens* Nachfolger, *Wolf*, entfernte sich schon wieder von dieser Höhe, und näherte sich dem Empirismus, der späterhin durch Federsche und Platnersche Lehrbücher in der deutschen Welt geltend gemacht wurde. *Kant* ging zuerst über vom objectiven zum subjectiven Dogmatismus, der sich hernach als Wissenschaftslehre oder reintransscendentaler Idealismus darstellte, und endlich in den absoluten Dogmatismus, oder das sogenannte Identitätssystem übergegangen ist. *Sogenannt* ist dieses Identitätssystem, weil es nur die *bloße* Identität, die Mutter alles Irrthums hat; hätte es keine *bloße*, sondern die Identität *als solche*, so wäre es mit dem rationalen Realismus einerley, und hätte die rechte Identität, die Mutter aller Wahrheit.

Aller dieser *positiven* Speculation steht die *negative* entgegen, deren Sachwalter *Jacobi* ist. Auch Hr. *R.* beklagt sich, wie manche Andre, über die *Undeutlichkeit* der Jacobischen Lehre. Rec., der die Schriften dieses Weltweisen aufmerksam gelesen hat, fand in ihnen nicht gröfsere Schwierigkeiten des Verständ-

nisses,

nisses, als in andern gehaltreichen philosophischen Schriften. Er begreift aber auch, dass es manchem Leser scheinen muss, als sey *Jacobi* dunkler als alle übrigen Philosophen. Ursache davon ist die Eigenthümlichkeit seiner Ueberzeugung und seines Vortrags. Andre Philosophen wollen die Erkenntniss der Wahrheit *demonstriren*, wollen in Begriffen ein vollständiges System der Wissenschaft aufführen, sie arbeiten nur für *diesen* Zweck, leben nur in *dieser* Hoffnung, in *diesem* Triumph. Die Mathematik, heisst es, ist eine solche demonstrative evidente Wissenschaft, warum sollte es nicht auch Philosophie werden können? *Jacobi* sagt: dies sey unmöglich, weil die Wahrheit der Mathematik auf *Anschauung* beruhe, eine solche *Anschauung* aber der Philosophie fehle. Was man als Surrogat vorbringe, um diesen Mangel zu ersetzen, eine intellectuelle Anschauung, einen Begriff, z. B. Identität u. s. w., könne wohl den Erfinder und seine Anhänger täuschen; sey aber in der That ein blosses Nichts. Um dieses zu zeigen, pflegt *Jacobi* die philosophischen Systeme nach ihren eignen Principien zu widerlegen, welches geschehen ist, wenn gezeigt wird, dass sie nicht leisten, was sie zu leisten vorgeben. Es giebt nach seiner Ueberzeugung in der Philosophie, als einer *nicht mathematischen* Wissenschaft, eine andre Erkenntniss der Wahrheit, welche aber durchaus nicht eine *Erkenntniß aus Begriffen*, die sich auf Anschauung beziehen müssen, ist; sondern welche auf einer ursprünglichen Voraussetzung der Vernunft beruht. Diese Art der Voraussetzung ist nach ihm dasjenige in der Philosophie, was in der Mathematik die Anschauung ist; weil sie aber nicht, wie die Anschauung, unmittelbar zum Demonstriren in Begriffen gebraucht werden kann: so kann die Philosophie auch keine demonstrative Wissenschaft seyn, wie die Mathematik. Nun fragen Alle, denen das Wissen in Begriffen höchster Zweck ihres Philosophirens ist: Was nutzt eine solche Erkenntniss der Wahrheit, die zugleich eine Erkenntniss der Unwissenheit ist? Er antwortet mit *Sokrates* und *Plato:* Dieses ist die *höchste* Erkenntniss; und nennet sie, zum Unterschiede von der Erkenntniss in Begriffen, *Glauben.* — Aber wir begreifen diese Wahrheit im Glauben nicht! — Sie ist ihrer Natur nach eben nicht zu *begreifen;* aber es lässt sich die Täuschung begreiflich machen, wenn man in der Philosophie eine andre ursprüngliche Wahrheit zu besitzen meynt. — Natürlich muss das Eigenthümliche dieser Vorstellungsart, welches dem gemeinhin angenommenen Grundsatze: *was wahr ist, müsse sich begreifen und beweisen lassen,* durchaus widerspricht, Vielen als lauter Dunkelheit erscheinen. Die bilderreiche Sprache *Jacobi's*, welche theils aus der Noth der Sache, theils aus des Mannes innerer Lebendigkeit und Kraft hervorgeht, vermehrt noch diese Dunkelheit, zumal bey solchen Lesern, die überall besser Terminologie, als den Geist der Rede verstehen.

In der schriftstellerischen Individualität unsers Vfs. finden sich Gründe, weswegen besonders *er Jacobi's* Lehre undeutlich finden und sonach auch unrichtig auslegen muss, welches er, wie es Rec. scheint, zu Zeiten thut. Hr. *R.* ist, ungeachtet seines sonstigen Wechsels der Ueberzeugung, doch stets entschiedner Sachwalter der *Erkenntniß aus Begriffen* geblieben, und hat in der Erbauung philosophischer Systeme und in der Vertheilung jeglichen Satzes und jeglichen Begriffs im Gebäude ein ungemeines Talent und ungemeinen Scharfsinn bewiesen. Eine andre Erkenntniss, als die aus *Begriffen*, ist ihm keine *Erkenntniß;* und nur die Wahrheit, welche sich *beweisen* lässt, ist ihm *Wahrheit.* Gerade an dieser zweifelt *Reinhold* nicht, und *Jacobi's* Einsicht besteht eben in der Einsicht der Unmöglichkeit einer Demonstration philosophischer Grundwahrheiten. Wenn deswegen unser Vf. S. 162. von der negativen Speculation sagt, „sie weiss nichts anders, als, dass von dem an sich Wahren nur ein blosses *Scheinwissen* möglich, und dass die *erkenntnißlose Kenntniß*, der Glaube, die allein wahre Kenntniss des Wahren sey," so ist zu bemerken, dass *Jacobi* nie seinen philosophischen Glauben als *Scheinwissen* und *erkenntnißlose Kenntniß* charakterisirt hat, wie auch aus obigen Angaben des Rec. erhellen kann; sondern dass blos *Reinhold* ihm von dem Standpunkt seines demonstrirenden Systems diesen Charakter leiht. S. 166. steht: „Die Forderung, dass *Jacobi* einen deutlichen Begriff von dem Grunde seines Fürwahrhaltens aufstellen solle, ist ungereimt." Der *Grund* des philosophischen Fürwahrhaltens nach *Jacobi's* Lehre ist der, dass sich die Täuschung derer, welche nichts anders als etwas Demonstrirtes erkennen wollen, *begreiflich* machen lässt. Aber freylich in *Reinhold's* Sinn, wo der *Grund* des Fürwahrhaltens eine *Demonstration* seyn muss, kann *Jacobi* seinem Fürwahrhalten diese Demonstration in Begriffen nicht geben wollen. Eben so heisst es S. 167. von jenem Glauben: „ihm sey der Grund der *Möglichkeit* seines eignen Fürwahrhaltens *unbegreiflich.*" Nicht allein die *Möglichkeit*, sondern die *Nothwendigkeit* eines solchen Fürwahrhaltens durch *Glauben* ohne Beweise sollen in der Jacobischen Lehre dargethan und *begreiflich* gemacht werden. Der Hauptfehler Jacobischer Philosophie besteht nach unserm Vf. darin, dass sie sich bey dem, was sie Demonstriren nennt, einen verhüllten Widerspruch vorstellt. Durch seine Enthüllung würde dann der Widerspruch im *Grunde* und mit ihm die *negative* und *positive* Speculation aufgehoben. Der rationale Realismus bliebe allein übrig.

Rec. kann hier den Widerstreit beider Philosophen unmöglich näher beleuchten, er wollte nur eine Uebersicht des Werkes geben, und würde den Demonstrationen des rationalen Realismus Beyfall gewähren, sobald sie ihm *Demonstrationen*, d. h. *nothwendig überzeugende Beweise* zu seyn schienen. Jetzt däucht ihm das System auf unbewiesene Voraussetzungen gegründet, und fortgesetzt durch ein Spiel logischer Formeln und Abstractionen.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Unterricht in der Moral nach den neuen philoso-phi-*

ſophiſchen Grundſätzen, und *in einer ſokratiſchen Manier vorgetragen;* vorzüglich zum Gebrauche beym häuslichen Unterrichte der Kinder beſtimmt von *J. A. Eiſenmann.* 1805. 142 S. 8. (4 gr.)

Die Vorrede dieſer Schrift enthält manches Treffende über die beſte Methode des erſten Unterrichts in der Moral, z. B. daſs man dieſe ſelbſt jüngern Kindern in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange faſslich vortragen könne, und daſs der Unterricht nicht ſpielend mitgetheilt, ſondern vorzüglich auf richtige und deutliche Erklärung der Begriffe und Pflichten nach ſokratiſcher Methode berechnet ſeyn müſſe. Allein der Vf. iſt ſelbſt dieſen Grundſätzen nicht überall treu geblieben. Schon der Titel: *Moral nach den neuen philoſ. Grundſätzen*, enthält etwas Unbeſtimmtes, ob man gleich aus dem Werke ſelbſt ſieht, daſs der Vf. noch die Kantiſchen Moralprincipien darunter verſteht und einen reinen Formalismus aufſtellen will (S. 17.). Er verfährt aber in der Ausführung keineswegs conſequent, ſondern deducirt manche Pflichten, zum Theil wenigſtens, aus dem Glückſeligkeitsprincip, z. B. S. 51. 54. 55. 81. 101. u. ſ. w. — Nach des Rec. Dafürhalten und eigener Erfahrung paſſen reine Formalprincipien nur für den Menſchen als bloſs geiſtiges Weſen (Noumenon). Der Moraliſt muſs aber den *ganzen* Menſchen ins Auge faſſen und auf ihn, als ein *vernünftigſinnliches* Weſen, einzuwirken ſuchen. Je mehr in dem Menſchen noch die Sinnlichkeit vorherrſchend iſt, deſto mehr muſs der Lehrer zuerſt dahin ſtreben, durch analoge Einwirkung auf dieſe den Menſchen für höheren Unterricht empfänglich zu machen; und je mehr Reize das Laſter aufbietet, die Sinnlichkeit des Menſchen für ſich zu gewinnen, deſto mehr muſs der Moraliſt nicht bloſs durch kategoriſche Verpflichtungsgründe, ſondern auch durch Motive und Ermunterungsgründe jenen entgegen wirken. Dieſs wird ganz vorzüglich zu beherzigen ſeyn beym Jugendunterricht, wo der Rath des Vfs.: um eine Pflicht zu erfüllen, ſolle man an das Sittengeſetz und die Tugend denken, ſich ſelten allein wirkſam beweiſen möchte. Ueberhaupt ſcheint der Vf. zu wenig Sorgfalt auf genaue Individualiſirung der einzelnen Pflichtbegriffe gewandt zu haben. Auch möchte es beſonders in den gegenwärtigen Zeiten eine unerläſsliche Pflicht des Jugendlehrers ſeyn, ſchon beym erſten Unterricht moraliſche und religiöſe Bildung in genaueſter Vereinigung zu bezwecken. Nur durch innige Verbindung der moraliſchen und religiöſen Grundſätze kann dem Indifferentismus, der Selbſtſucht und einem verderblichen Myſticismus kräftig gewehrt werden.

Der Vf. verſpricht auf dem Titel, ſeinen Unterricht in *ſokratiſcher* Manier vorzutragen; allein faſt überall wird dasjenige, was erſt durch die Unterredung aus dem Gemüth des Lehrlings gleichſam hervorgelockt werden ſoll, ſchon an die Spitze der Unterredung geſtellt und nur durch den Dialog weiter ausgeführt. So wird ſelbſt S. 26. die Formel des Sittengeſetzes ganz apodiktiſch aufgeſtellt, ohne aus der Vernunft des Zöglings entwickelt zu ſeyn, und ohne daſs in der Folge die einzelnen Pflichten auf dieſelbe zurückgeführt werden. Nicht ſelten läſst ſich der Vf. Mangel an nöthiger Beſtimmtheit der Begriffe zu Schulden kommen, z. B. wenn er S. 34. ſagt: „Pflicht iſt eine ſolche *Handlung*, die vom Sittengeſetz geboten wird," da ſich Pflicht doch eben ſo ſehr auf Geſinnung bezieht. Auch ſagt der Vf. gleich auf der folgenden Seite ſelbſt: „Die Hauptpflicht gegen dich ſelbſt heiſst: Achte Dich ſelbſt!" S. 35. 90. werden die Begriffe *Würde* und *Werth* unrichtig als gleichgeltend gebraucht. *Würde* beſitzt der Menſch als Inbegriff der Eigenſchaften, welche ihn vor dem Thiere auszeichnen; *Werth* muſs er ſich durch ſein eigenes Verhalten ſelbſt geben. S. 53. behauptet der Vf.: „Reiche Menſchen, die nicht arbeiten wollen, ſind *immer unglücklich*," welches der Erfahrung widerſpricht. Als Sprach- oder Druckfehler ſind Rec. beſonders folgende aufgefallen: S. 22. genennt, S. 25. *ſelbes* für *daſſelbe*, S. 32. wegen welchen ſtatt welcher, S. 41. *verdrüſſig* ſtatt *überdrüſſig*, S. 74. 94. *nehme* ſtatt *nimm*. S. 38. Z. 7. iſt *für* wegzuſtreichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. K. d. Vfs.: *Das Aſtrolabe abregé und der neue Höhenmeſſer.* 1803. 38 S. 8. m. 2 Kpfrn. (12 gr.) — Nach der Verſicherung des Vfs., die auf eigene geglückte Verſuche gegründet iſt, ſollen die beiden hier beſchriebenen Inſtrumente eben ſo viel in Hinſicht auf Schnelligkeit und Richtigkeit der Meſſung leiſten, als die Bouſſole und der Meſstiſch. In Rückſicht auf die Bouſſole iſt dieſs leicht möglich; was aber den Meſstiſch betrifft, ſo könnte er allerdings wohl koſtbarer als das *Aſtrolabe abregé* ſeyn; aber in Hinſicht der Genauigkeit und Richtigkeit, ja ſelbſt der Schnelligkeit, dürften des Vfs. angeführte Gründe wohl nicht hinreichen, dieſem vorzüglichſten aller Meſs- und Aufnahme-Inſtrumente zu geodätiſchem Gebrauche den Rang ſtreitig zu machen. Das *Aſtrolabe abregé* hat die Geſtalt eines Scheffer-ſchen Proportional-Zirkels, indem es aus zwey meſſingenen, um ein Scharnier drehbaren, Linealen beſteht, mit einem ſchmalen dritten Lineale, das ſich über jenen beiden nach Belieben und Erforderniſs verſchieben läſst, verbunden. Alle drey Lineale haben die nöthigen Abtheilungen. Ueber die Verfertigung dieſes Inſtruments läſst ſich der Vf. nicht umſtändlich aus; aber wohl über den Gebrauch deſſelben. Daſſelbe gilt von dem Höhenmeſſer, der eine ähnliche Conſtruction hat. Als leicht tragbare Inſtrumente haben beide Werth. Aber ein engliſcher Taſchen-Spiegel-Sextant von *Troughton* möchte doch genauere Reſultate der Meſſung liefern, und in ſo fern er nicht mehr koſtet, und noch bequemer ſich tragen läſst, den Vorzug verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Januar 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Würzburg, b. Baumgärtner: *Allgemeines Archiv für Sicherheits- und Armenpflege*, von *Gruner* und *Hartleben*. — *Erstes* Heft. 1805. 72 S. 4. (Der ganze Jahrgang von *sechs* Heften 5 Rthlr.)

Unläugbar verdienen die auf öffentliche Sicherung und Armenpflege abzweckenden Anstalten die gröfste Aufmerksamkeit, und doch sind vielleicht keine im Allgemeinen — denn rühmliche Ausnahmen hat es überall und von jeher gegeben — mehr und häufiger übersehen und vernachläfsiget worden, als eben diese. Besonders traf dieses Schicksal die Sicherungsinstitute, und schiefe Ansichten, verwirrte Begriffe, tiefgewurzelte Vorurtheile, Egoismus und Eigennutz, falsch berechnete Sparsamkeit, oder sich selbst betrügende Politik bereitete es ihnen. Auch lag in eben diesen Fehlern der Grund, dafs die Armenpflege und die dahin gehörigen Anstalten so selten das waren und wurden, was sie seyn sollten. Erst unserm Zeitalter war es vorbehalten, den Sinn für das, was Pflicht und Recht und Humanität gebieten, mehr zu wecken, jene Ansichten und Begriffe mehr zu berichtigen, und die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und Machtinhaber mehr auf diese Anstalten hinzulenken. Es traten mehrere Männer von Geist und Kraft, in verschiedenen Gegenden und Ländern auf, die durch ihre Beobachtungen, Ideen, Plane etc., das Bessere zu befördern und den Regierungen und höhern Behörden das Vollenden des grofsen Werks leichter zu machen sich angelegen seyn liefsen. Man hörte sie auch zum Theil, und es ist allerdings recht viel für Sicherungsinstitute und Armenpflege, besonders seit dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts, geschehen. Aber bey dem allen ist noch immer genug zu thun übrig, und der würde sich selbst täuschen, der nun alles für vollendet und die Acten für geschlossen halten wollte. Nicht nur in der Ausführung der aufgestellten und gegebenen Ideen und Plane ist viel zurück, sondern man ist selbst mit diesen Ideen bey weitem noch nicht aufs reine, und jeder, der dazu auch nur ein Scherflein beyträgt, verdient Dank; — denn es gilt der Sache der Menschheit und des Wohls der bürgerlichen Gesellschaft, die uns das Heiligste seyn müssen. In dieser Hinsicht verdienen denn auch die Herausgeber des vorliegenden Archivs, Hr. Kriegsrath *Gruner* zu Berlin, und Hr. Professor *Hartleben* zu Würzburg, allen Dank für ihr Unternehmen, und es würde sehr zu bedauern seyn, wenn das Publikum dasselbe nicht nach Möglichkeit fördere und durch Indolenz es wieder ins Stocken gerathen liefse. Die Herausgeber haben bereits durch ihre anderweitigen Bemühungen ihre Competenz dazu beurkundet, und auch das vorliegende Heft beweist es, dafs sie Kraft genug besitzen, um ein der Aufmerksamkeit würdiges Journal dieser Art zu liefern.

Gleich der *erste* Aufsatz, der die *Einleitung* zu dem Ganzen macht, stellt solche Ideen auf, die von Kenntnifs und scharfem Beobachtungsgeist zeugen. Nach ihnen soll Fürsorge für Arme nicht blofs Sache einzelner bürgerlicher Communen; sondern Sache des Staats, nicht blofs Gefühlsproduct, sondern ein Product des Rechts seyn, und zum Recht leiten. Sicherheits- und Armenwesen soll sich mit einander verbinden, oder dieses der Sicherheitspolizey zurück gegeben werden u. s. w. Die hierbey gemachten Bemerkungen sind so wahr, so gegründet, dafs Rec. gern mehrere abschreiben möchte, um desto aufmerksamer auf sie zu machen. Diese Ideen nun in eine nähere Verbindung mit einander zu bringen, sie gewissermafsen zu einem System zu verarbeiten, die dahin gehörigen Vorschläge anderer mitzutheilen, und näher zu prüfen, ist Zweck dieses Archivs, dessen Tendenz und Inhalt man auch schon aus der Ankündigung desselben kennet.

Der *zweyte* Aufsatz handelt von militärischen Versorgungsanstalten mit besonderer Rücksicht auf Frankreichs Institute und neuere Gesetze für Soldaten, Invaliden, Wittwen und Waisen. Rec. mufs dem, was der Vf. dieser Abhandlung, wahrscheinlich Hr. Kriegsrath *Gruner*, über den Soldatenstand, über die traurige Lage, welcher dieser Stand gröfstentheils Preis gegeben wird, und über die Folgen, die diese Lage erzeugt, über die Nothwendigkeit ihn besser als gewöhnlich zu besolden und zweckmäfsiger aufser dem Dienst zu beschäftigen, sagt, durchaus beypflichten. Nur eine Bemerkung hätte er gern weiter verfolgt gelesen, nämlich S. 15. wo der Vf. sagt: „Ist dem Tagelöhner- und Handwerkerarbeit das Geschäft eines Soldaten? ist es seinem Stande nur angemessen? und wird nicht vielmehr eine militärische Entartung daraus folgen müssen?" Sehr wahr; aber wie soll der Soldat am zweckmäfsigsten beschäftiget werden? Diese Frage, deren Wichtigkeit der Vf. selbst fühlt und zu deren Beantwortung gleich im Eingang der Abhandlung S. 12. ein Wink gegeben ist: „Der Soldat diene zur Beschützung der äufsern und innern Sicherheit des Staats, und die Armee eines Landes sey künftig in Friedenszeiten Beystand und executiver Arm der innern Polizey, und werde dadurch

durch eine ſtets auf die gefahrvollſte und nützlichſte Weiſe thätige Staats-Bürgerklaſſe," möchte Rec. wohl gern in einer eigenen Abhandlung näher erörtert leſen, da dadurch erſt das Ganze an innerer Haltbarkeit gewinnen würde. Eben ſo wahr iſt auch das, was der Vf. über ſein Hauptthema: über die Verſorgung der Invaliden und ihrer und der Soldaten Wittwen und Waiſen ſagt. Sie iſt im Allgemeinen noch ſehr traurig, und ſelbſt die Aeuſserung des Vfs, daſs Preuſsen in Hinſicht auf Invaliden und ihre Verſorgung eine Ausnahme macht, und „jeder bettelnde Invalide immer ein Betrüger iſt" möchte wohl einer kleinen Einſchränkung bedürfen: denn man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daſs hier *jeder* Invalid, durch die Lage, in die er vom Staat verſetzt wird und durch das was er erhält, durchaus gegen Nahrungsſorgen, die manchmal zum Betteln verleiten, geſchützt werde, welches doch wohl nicht der Fall iſt und auch nicht ſeyn kann; obgleich Rec. gern zugeben will, daſs der bettelnde Invalid häufig ein Betrüger iſt. Noch trauriger iſt aber in den meiſten Ländern die Lage der Soldaten-Wittwen und Waiſen. Der Vf. ſchlägt zur Verbeſſerung derſelben im allgemeinen militäriſche Arbeits- und Waiſenhäuſer, oder ſtatt dieſer Erziehung und Verpflegung bey Privatperſonen vor; doch bricht er hier viel zu geſchwind ab, und kommt ſogleich auf das, was Frankreich für Invaliden, Soldaten, Wittwen und Waiſen, beſonders durch das Geſetz vom 18. April 1803. gethan hat, vielleicht um durch die Geſchichte ſeine Ideen und Vorſchläge noch mehr zu begründen, und zu erläutern. Er excerpirt dieſes Geſetz und giebt uns dann eine detaillirte Nachricht von dem Pariſer Invalidenhaus oder Pallaſt, und deſſen Einrichtung. Hat der Vf. uns dieſe Nachricht zur Nachahmung gegeben: ſo wünſchten wir doch auch wohl den Koſtenanſchlag beygebracht zu leſen. Denn Rec. glaubt noch immer, daſs das was bey und durch ſolche Inſtitute auf eine ſehr koſtſpielige Art bewirkt wird, in der Regel auf andere Art wohlfeiler und wohl eben ſo zweckmäſsig geſchehen könne. Solche groſse Häuſer verurſachen viele Bau- und Reparaturkoſten, heiſchen ein ſtarkes Officianten-Perſonale, die ſalarirt werden müſſen, und ſind für die bürgerliche Geſellſchaft nicht immer wohlthätig: denn in ihnen keimt und gedeihet, auſser vielen andern Uebeln, am erſten der Same der Unzufriedenheit mit der bürgerlichen Verfaſſung. Frankreich hat ſelbſt den Beleg dazu geben. Aber man liebt nun einmal dort, vornehmlich ſeit dem Zeitalter Ludwigs XIV., ſolche Anſtalten: denn der Franzoſe intereſſirt ſich für das, was *glänzt*

Der Vf. des *dritten* Aufſatzes, Hr. Regierungsadvocat *Lehr* zu Darmſtadt, prüft und recenſirt das, was *Wagnitz*, *Gruner*, und der Staatsminiſter *von Arnim* über die Beſtimmung der Beſſerungsanſtalten geſagt haben. Er iſt mit ihren Ideen nicht zufrieden, ob er gleich ſelbſt noch keine eigene aufgeſtellt hat, ſondern dieſe erſt künftig in der Polizeyfama bekannt zu machen verſpricht. Rec. muſs es dieſen Herren überlaſſen, ob ſie es der Mühe werth halten, ſich gegen die Einwendungen des Vfs., die zum Theil auf Miſsverſtändniſſen zu beruhen ſcheinen, zu vertheidigen; glaubt aber, daſs dieſe Vertheidigung nicht ſchwer zu führen ſeyn möchte, und die Sache vielleicht ſchon durch Abänderung oder Verwechſelung der Namen und Benennungen, der Entſcheidung näher gebracht werden könnte. *Kleins* Aufſatz im 23. B. der Annalen über dieſen Gegenſtand, wird hierzu viel beytragen.

Die unter Nr. 4. aufgeſtellte Gallerie europäiſcher Sicherheits- und Armenanſtalten beſchäftigt ſich dieſsmal mit den öffentlichen Sicherheitsanſtalten von Paris. Der Vf. des Aufſatzes, Hr. *Gruner*, beſchreibt ſie nach eigner Anſicht ſehr genau und mit Sachkenntniſs, und es iſt ſehr zu bedauern, daſs er uns keine Auszüge aus den Rechnungen und Protocollen geben konnte. Seine Nachrichten beſtätigen übrigens das auch ſchon von andern vor ihm gefällete Urtheil, daſs dieſe Anſtalten noch an groſsen Gebrechen und Mängeln leiden und bis jetzt unter die am meiſten vernachläſſigten Inſtitute gehören, wenn ſich auch dieſe Vernachläſſigung gar wohl erklären und manches zur Entſchuldigung derſelben ſagen läſst. In dieſer Hinſicht, um ein billigeres Urtheil vorzubereiten, thut der Vf. auch einen Rückblick auf die frühere Geſchichte derſelben. Er zeigt, in welchem elenden Zuſtande die Gefängniſſe von Paris ſchon ehedem, vor der Revolution waren, wie dieſe, ſo wie alle Inſtitute, ſo auch die Gefangenanſtalten verſchlimmerte, und wie auch die Directorialregierung den übergroſsen Mängeln und Fehlern derſelben nicht abhelfen konnte, ſo ſehr auch François von Neufchateau, als Miniſter des Innern, ſich für ihre zweckmäſsigere Einrichtung und Verwaltung verwendete. Erſt unter der jetzigen Regierung wurde mit mehr Kraft für ſie gewirkt. Aber freylich ſo wie alles Gute nur allmälig gedeiht, ſo kann auch in einem kaum reorganiſirten groſsen Staate erſt nach und nach das Beſſere zu Stande gebracht werden. Und dann fehlt es auch noch immer der Regierung an Geld, in welchem Geldmangel die meiſten Gebrechen der Pariſer — und faſt aller — Gefängniſſe ihren Grund haben. Der Fond derſelben iſt auf die Einkünfte des Octroi angewieſen; aber dieſer iſt ſehr ſchwankend, und jene werden und müſſen oft zu andern Ausgaben verwendet werden! Indeſſen iſt doch ſchon manches zur Verbeſſerung geſchehen, beſonders dadurch, daſs man Arbeit in mehrere Gefängniſſe eingeführt hat, welche vorhin nicht ſtatt fand. Die Gefängniſſe und Sicherungsanſtalten, die der Vf. näher beſchreibt, ſind mit Uebergehung der Abtey und des Tempels, die Hr. *G.* näher kennen zu lernen, keine Gelegenheit fand, folgende: *La grande force*, ein Aufbewahrungsgefängniſs, das zwar den Zweck der Sicherſtellung durch Haft ganz erfüllt, alle übrigen Zwecke aber auſser Acht läſst. In die Behälter für gefährliche Inquiſiten dringt weder Licht noch Luft. Unreinlichkeit und ekelhafter Schmutz ſind überall einheimiſch. *La petite force*, ein Strafgefängniſs für eingefangene öffentliche

liche liederliche Dirnen. Auch hier die vorige Klage über Unreinlichkeit und üble Gerüche, über Mangel und Unordnung. Das fürchterlichſte Toben, Lärmen und Zanken herrſcht hier. 463 Mädchen und oft mehr, haben nur *Ein* geheiztes Zimmer! Sie ſind ſich ſelbſt überlaſſen, und es geſchieht gar nichts für ihre ſittliche Beſſerung. *St. Pelagie*, das erſte Zuchthaus fürs männliche Geſchlecht, in welchem aber auch auſser den Züchtlingen, Schuldner und dergleichen ſind. Baumwollenſpinnen beſchäftigt die Gefangenen. Einen Drittheil des Erwerbes bekommt der Züchtling, wenn er das Haus verläſst, für den zweyten erhält er zweymal wöchentlich Fleiſch und ſein Bette, der dritte fällt der Regierung zum Koſtenerſatz anheim. Das zweyte Zuchthaus für männliche Verbrecher iſt *Bicètre;* das Ganze dient aber zu mehrern Zwecken, und nur eins ſeiner Gebäude iſt ein Zuchthaus, wohin die auf die Galeeren oder zu mehr als zehnjähriger Zuchthausſtrafe Condemnirten kommen. Die meiſten ſind leider unbeſchäftiget; Frechheit, Inſubordination, trotzige Sittenloſigkeit ſind hier zu Hauſe. Am erſten kann es mit unſern Feſtungsgefängniſſen verglichen werden. Die Zuchthäuſer fürs weibliche Geſchlecht ſind *St. Lazare* und *les Madelonettes.* Jenes iſt das vollkommenſte unter allen Pariſer Zuchthäuſern. Es zeichnet ſich beſonders durch die darin herrſchende Ordnung und Sauberkeit aus, und empfiehlt ſich durch die Art und Weiſe, wie die Gefangenen beſchäftiget werden. Es werden hier neben den gröbern Arbeiten die feinſten Nähereyen und Stickereyen gemacht. Das zweyte Zuchthaus für weibliche Verbrecher ſteht in jeder Hinſicht weit unter jenem. *La Conciergerie*, iſt ein Aufbewahrungsgefängniſs, bekannt aus der Schreckenszeit und das ſchlechteſte unter allen Pariſer Gefängniſſen. Das höchſt elende Lokale macht die Lage der Gefangenen zur unglücklichſten. Auch ihre Verſorgung iſt ſehr mangelhaft. Wehe beſonders denen, die hier erkranken! Für Kranke, ſagt der Vf., habe ich nie eine ſchlechtere Behandlung gefunden. *Le Depot de Police*, iſt der Aufenthaltsort derer, welche auf polizeywidrigen Handlungen ertappt worden, bis zum Verhör und zur Beſtrafung oder zur Loslaſſung. — Mehrere Bemerkungen, die ſich als Reſultate aus der gemachten Beſchreibung ergeben, beſchlieſsen den ſchönen Aufſatz, ſo wie einige *Recenſionen* und hieher gehörige *hiſtoriſche Nachrichten* das ganze Heft.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, b. Delén: *Svenſka Krigsmanna Sällſkapets Handlingar*, för År 1801. 1. 2. *Häftet.* 1802. 203 S. 8. — för År 1802. 1. 2. *Häftet* 1804. 199 S. — för År 1803. 1. *Häftet.* 1804. 97 S. 8. (Schriften der militäriſchen Geſellſchaft für die Jahre 1801. 1802. und 1803., in *fünf* Heften.)

Unſere Leſer kennen dieſe von Zeit zu Zeit erſcheinende Schrift bereits aus der Anzeige des Anfangs derſelben für das J. 1800. Sie liefert theils eigene Abhandlungen, theils Ueberſetzungen, die in das Militärfach einſchlagen. Im *erſten* Heft für das J. 1801. leſen wir: Nachrichten von einigen bey der preuſsiſchen Armee vorgefallenen Kriegsoperationen und Gefechten. Sie ſind aus der bekannten Lebensbeſchreibung des General von Zieten genommen. Das *zweyte* Heft enthält: 1) des General-Major *Frieſendorffs* Rede über die veränderte Art Krieg zu führen, und ihren Einfluſs auf die Organiſation einer Armee. 2) Eine Abhandlung über die Jäger zu Pferde, ihre Einrichtung, Beſtimmung und Dienſt. 3) Praktiſche Maximen über den Gebrauch und die Wirkung des Geſchützes und der Wurfmaſchinen; ingleichen über die Bahn der Kugeln und Bomben, aus *Benj. Robins* Memoiren in den engliſchen Transactionen überſetzt.

Das *erſte* Heft für das J. 1802. hat folgende Abhandlungen: 1) Veränderung des ſchwediſchen Kriegsweſens unter Guſtav Adolph, überſetzt aus den militäriſchen Denkwürdigkeiten unſerer Zeit, Hanover 1798., von *P. S.* Der Ueberſetzer bemerkt übrigens ſehr richtig gegen den Vf., daſs die ehemalige ſchwediſche Lehnsverfaſſung der in den übrigen europäiſchen Ländern nicht gleich war. Sie wuſste nämlich von keiner Erblichkeit; auch hatte Schweden gewiſſermaſsen ſchon eine ſtehende Armee, die nur, wenn es nöthig war, durch Ausſchreibungen und den dortigen Roſsdienſt recrutirt ward. 2) Gedanken über die Bepackung der Cavallerie von *F. S. v. H.* Das, was die Cavallerie nach dem ſchwediſchen Reglement alles mit aufs Pferd nehmen muſs, iſt nicht allein für Mann und Pferd äuſserſt beſchwerlich und drückend, ſondern benimmt derſelben auch die Leichtigkeit ſich zu bewegen, die ihr im Felde doch ſo nothwendig iſt. Der Vf. will daher, daſs der Reiter nichts mehr als was er ſtündlich gebraucht, mit ſich aufs Pferd nehmen, alles übrige aber von den gewöhnlichen und dazu hinreichenden Troſspferden auf dazu eingerichtete Troſskarren ſolle fortgeführt werden. Fünf ſolche Troſspferde könnten alsdann bequem alles das fortziehen, was jetzt ſieben ſchwer bepackte Pferde führen. 3) Anmerkungen, betreffend das Treffen bey Stäke den 19. Auguſt 1719., und die damals in den ſogenannten Scheeren getroffenen Anſtalten. Wenn gleich in dieſem Treffen weder Gefangene gemacht, noch Siegeszeichen erobert wurden: ſo wurde doch dadurch die Hauptſtadt und die königliche Familie bey der Landung der Ruſſen in der ſogenannten Brandcampagne, durch die Tapferkeit der Südermannländer, unter Anführung des Obriſten Fuchs, gerettet, und der viel ſtärkere Feind, der ſich den Widerſtand nicht vermuthete, mit groſsem Verluſt zurückgeſchlagen. Mit Recht verwundert ſich der Vf., daſs man damals zur Vertheidigung der Küſten keine Scheerenflotte errichtete, da man doch aus dem Verkauf von Bremen Geld bekommen hatte, und in Schweden Holz genug dazu vorräthig war; allein Schweden hatte damals noch weder einen *Ehrenſvärd* noch *Chapman*. Im *zweyten* Heft leſen wir: 1) Gedanken über die Cavallerie, von *G. L.* Da auf die Füh-

Führung des Säbels bey der Cavallerie so viel ankommt, worin die Mannschaft doch nicht genug geübt wird: so giebt der Vf. ausführliche Vorschriften, wie derselbe sowohl beym Hieb als Stofs mit Vortheil zu führen sey. Auch mufs das Seitengewehr der Cavallerie zu beiden eingerichtet seyn. Eine beygefügte Tabelle zeigt, wie die Cavallerie ihr Seitengewehr zu gebrauchen habe, wenn sie auf den Feind trifft, wenn sie ihn verfolgt oder von ihm verfolgt wird. 2) Lehrt er, wie der Reiter geübt werden müsse, sein Pferd nach den Umständen gehörig zu tummeln. Der Vf. räth, beym Exerciren der Cavallerie nicht immer mit gezogenen Säbel manövriren zu lassen. Er handelt vom rechten Schlufs des Reiters zu Pferde, dem Schritt, dem Trabe, Galopp und der Carrière und was dabey zu beobachten sey. 3) Ueber das Ausstecken und Aufnehmen des Uebungsfeldes, aus dem *Danske Krigs Magazin*, im Auszug übersetzt. 4) Bericht von der Stiftung und den Arbeiten der italiänischen Academie der Kriegswissenschaften im J. 1802. aus ihren zu Mayland gedruckten Schriften übersetzt. 5) Rede beym Antritt des Präsidiums in der Schwedisch militärischen Gesellschaft den 3. Februar 1803., von *M. J. Björnstierna*, Obersten und Director der Artillerie, worin derselbe mehrere bey der schwedischen Artillerie anzubringende Verbesserungen anführt.

Das oben mit angezeigte *erste* Heft für 1803. enthält: 1) Bericht von den Arbeiten des französischen Kriegsarchivs während des Jahres 10., aus des Kriegsministers *Berthiers* Amtsbericht an die Consuls, übersetzt. 2) Ueber das militärische Unterweisungswerk in Schweden, von *G. V. T.* Man liefet hier eine Geschichte der Kriegsakademie zu Carlsberg, worin von ihrer Stiftung, der Ordnung und Oekonomie, dem Unterricht und dem Etat derselben, zu dessen Unterhaltung jährlich 53,575 Rthlr. angeschlagen sind, gehandelt wird. 3) Uebersetzung eines in Trier angestellten Versuchs über die Stärke und Festigkeit der römischen Mauerziegel, und von der Bereitung und Anwendung ihres Mörtels; vom Ingenieur Capitän *A. J. Leclerc*

Aufser diesen Abhandlungen sind auch einigen Heften noch unter dem Namen: Militärische Nachrichten, einige Recensionen von in Schweden herausgekommenen militärischen Schriften angehängt, worunter wir hier nur, aufser einigen Uebersetzungen, folgende Originalschriften, in schwedischer Sprache bemerken wollen; nämlich: *Krigskonsten* (die Kriegswissenschaft, von *E. von der Lancken*, Stockholm 1800.; Instruction für das Husarencorps der Brigade des königlichen Leibregiments und dessen Dienst, *erster* Band, von *J. W. Örnsköld*. Örebro, 1803.; Tagebuch über die Blockade von Genua, von einem dabey gegenwärtig gewesenen Schweden, Stockholm 1801.; *Oförgripeliga tanpar*, unvorgreifliche Gedanken, über das was eigentlich einen guten Soldaten ausmacht, und über die Eigenschaft einer schwedischen Nationalarmee, von *O. R. von Essen*, Stockholm 1803.

Wir zeigen bey dieser Gelegenheit noch an, dafs diese vorher sogenannte *Krigsmanna Sällskapet* zu Anfang dieses Jahrs den Namen einer *Königlichen Kriegswissenschafts-Akademie* erhalten hat, welche aber von der sogenannten *Krigsakademie* zu Carlsberg ganz verschieden ist, in welcher letztern 120 junge Cadetten zum Land- und Seedienst erzogen und unterrichtet werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Rostock* und *Leipzig*, b. Stiller: *Gotthard Heinrich Meyerfeldt's — d. R. Doctors zu Lübeck, Abhandlung vom Seeprotest — von der Verklarung* — Wegen ihrer Brauchbarkeit für Richter, Sachwälde, Kaufleute, Mäckler und Schiffer, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt. (von *D. J. C. Koppe*) 1804. 122 S. 8. (8 gr.) — Der *Seeprotest*, oder — nach einer gewöhnlichern Benennung — die *Verklarung*, ist eine eidliche Aussage des Schiffers und seiner Leute über die Schäden und Zufälle, welche während der Seereise dem Schiffe oder den Waaren begegnen; besonders wird auch die über diese Aussagen gefertigte öffentliche Urkunde mit jenem Namen bezeichnet. Häufig pflegt der Schiffer die gedachten Angaben zugleich mit einer verwahrlichen Verfiche, rung (*protestatio*) wegen seines Nichtverschuldens und gehörig angewandter Sorgfalt zu begleiten. Dieser im Wesen nicht nothwendige Zusatz hat den Namen *Seeprotest* veranlafst. Der Sache selbst ist der niederdeutsche Ausdruck *Verklarung* angemessener. Da diese Aussagen, wenn sie in gehöriger Form vorkommen, demnächst bey den über Seeverlust und Schaden entstehenden Streitigkeiten die Stelle rechtsgültiger Beweise vertreten, in diesem Betrachte aber viel eigenthümliches derselben eintritt: so verdiente die Sache allerdings eine nähere rechtliche Untersuchung, welche der Vf. in seiner Inauguralschrift: *de protestu maritimo* — von der Verklarung — Göttingen 1802. übernahm. Auch dem Uebersetzer gebührt das Lob einer sehr nützlichen Unternehmung, da eines Theils der Inhalt manche interessirt, die der römischen Sprache nicht kundig sind, und andern Theils die Schrift auf diesem Wege in den eigentlichen Buchhandel kommt, folglich allen, die sich ihrer mit Nutzen zu bedienen haben, zugänglicher wird, als gewöhnlich akademische Probeschriften es zu seyn pflegen. Die Beweisart, wovon gehandelt wird, weicht in mehrern Rücksichten von der Regel juridischer Beweise ab, besonders auch darin, dafs Nothwendigkeit und Mangel anderer Mittel die Wahrheit zu erforschen, auch den Zeugen in *eigener Sache* zulässig gemacht haben. Das römische Recht enthält schon Spuren davon. L. 2. u. 3. *C. de naufragiis.* (XI. 5.) Die verschiedenen Rechtsfragen, welche hiebey vorkommen, findet man in der vorliegenden Schrift nach allgemeinen Grundsätzen, mit Beziehung auf einzelne Vorschriften der besondern Seegesetze gründlich untersucht und ausgeführt. Der von Hn. D. *Koppe* angewandte Fleifs, eine richtige Uebersetzung zu liefern, leuchtet überall hervor; auch sind einige Anmerkungen von ihm beygefügt. Dafs der Vortrag selbst wohl einige Abkürzungen leiden möchte, hat der Uebersetzer nicht zu verantworten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Januar 1806.

MATHEMATIK

ST. PETERSBURG, gedr. b. der Kaiſ. Akad. d. Wiſſenſch.: *Populäre Aſtronomie*, von *Friedr. Theodor Schubert*, Mitgliede der Kaiſ. und Kön. Akademien zu St. Petersburg und Stockholm. *Erſter* Theil; Geſchichte der Aſtronomie und ſphäriſche Aſtronomie. 1804. 337 S. 8. m. 4 Kpft. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man darf hier keinen Auszug aus dem gröſsern Werke ſuchen, das der Vf. unter dem Titel: Theoretiſche Aſtronomie, im J. 1798. in *drey* Theilen in 4. herausgegeben hat. Auch kein *Volksbuch* wollte der Vf. ſchreiben, wo man (ſ. die Vorrede) „für Layen die glänzendſten Facta einer Wiſſenſchaft heraushebt, zu deren Ergründung es ihnen an Willen, oder Kraft, oder Gelegenheit fehlt, wo man den Mangel an Ordnung und Gründlichkeit durch Declamation zu erſetzen ſucht, die erhabenſte Wiſſenſchaft zum Spiele der Phantaſie herabwürdigt, und der ſchon zu ſehr eingeriſſenen Sucht, über Dinge zu urtheilen, die man nicht verſteht, neuen Stoff darbietet." Unter populärer Aſtronomie verſteht der Vf. vielmehr eine für Gelehrte aus jedem Fache und für gebildete Menſchen aus jedem Stande beſtimmte Schrift, welche Deutlichkeit und Vollſtändigkeit mit Gründlichkeit vereinigt, ohne jedoch den Leſer durch den nur wenigen zugänglichen Pfad der mathematiſchen Analyſe und aſtronomiſcher Rechnungen zu führen, welche überall wenigſtens den Gang der Schlüſſe anzeigt, ohne ſie zu entwickeln, und die Art und Weiſe klar und begreiflich macht, wie man zu jedem aſtronomiſchen Satze gelangen konnte. Populär über Wiſſenſchaften, zumal über die aſtronomiſchen zu ſchreiben, die für jeden Stand, jedes Zeitalter, jede Nation ſo viel Intereſſe haben, und daher überall Liebhaber finden, kann, wie Rec. immerhin der Meinung war, nur das Werk eines vollkommenen, aber keineswegs eines oberflächlichen Kenners der Wiſſenſchaft ſelbſt ſeyn, wenn nicht eine Menge falſcher und ſchiefer Begriffe in Umlauf geſetzt werden ſoll. Man wird es daher dem würdigen, um die höhere Sternkunde ſo verdienten, Vf. Dank wiſſen, daſs er ſich der Mühe, ein Buch dieſer Art zu liefern, in dem gegenwärtigen, ſeinem Zwecke genau entſprechenden und in einzelnen Stellen, wo eine lebhaftere Darſtellung möglich war, auch in einer blühenden Sprache geſchriebenen, Werke unterzogen hat. — Der Vf. will die Aſtronomie in *zwey* Bänden abhandeln. Der *erſte* Band begreift nun 1) *Geſchichte der Sternkunde.* Mit Vergnügen wird der denkende Leſer dem Vf. in der Erzählung der wichtigſten Theile der aſtronomiſchen Geſchichte folgen, die hier von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten herab durchgeführt wird, und ein lebendiges Gemälde der allmähligen Erweiterung und Vollendung einer Wiſſenſchaft darbietet, in welcher die erhabenſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes ſich entfaltet haben. — Die Verdienſte des *Ptolemäus*, werden, ſo wie es vom Vf. anderswo ſchon geſchehen, auch hier gehörig ins Licht geſetzt, und dieſer Aſtronom wegen des von ihm nicht erfundenen, ſondern bloſs nach ihm genannten Syſtems, und wegen ſeiner Epicykel gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt. — Folgende aſtronomiſch-theologiſche Bemerkung macht der Vf. bey Erwähnung der Ueberreſte der älteſten Sternkunde. Nach 1 Moſ. 7, 11, 13. und Kap. 8, 14—18. blieb Noah auch noch einige Zeit, nachdem der Erdboden ſchon ganz trocken war, in der Arche, und verlängerte ſeinen Aufenthalt bis zu 12 Monaten (oder, weil Mondsmonate zu verſtehen ſind, bis zu 354 Tagen) und noch 11 Tagen, alſo genau bis zu 365 Tagen: darin findet *Schubert* eine Hieroglyphe, wodurch der Vf. der Geneſis die eigentliche Gröſse des Sonnenjahrs andeuten wollte. — Die wichtigſten Erfindungen hängen oft vom Zufalle ab. Unter mehrern andern Verhältniſſen zwiſchen Umlauf und Entfernung der Planeten hatte *Kepler* einſt auch das wahre einzig richtige verſucht, aber, durch einen Rechnungsfehler irre geleitet, ſolches als unſtatthaft verworfen. Einige Monate nachher, am 15. May 1618, fiel ihm ein, obige Rechnungen noch einmal durchzuſehen; er verrechnete ſich dieſsmal nicht, und eine der gröſsten Entdeckungen war gemacht. Wie viele Jahrhunderte vielleicht wäre ſie noch ungemacht geblieben, wenn *Kepler* an ſeine erſte Rechnung nicht mehr gedacht hätte! — S. 124. vergleicht der Vf. *Kepler* und *Newton* mit einander. „*Kepler* entzifferte zuerſt die Schrift, in welcher die Geſetze der Bewegung am Sternenhimmel geſchrieben waren, und die vor ihm niemand zu leſen vermocht hatte; *Newton* entdeckte ein noch allgemeineres Naturgeſetz, von dem die *Keplerſchen* nur eine nothwendige Folge ſind. Der eine war bloſs Aſtronom, der die Mathematik als unentbehrliches Hülfsmittel gebrauchte; der andere ſah die ganze Aſtronomie nur als einen einzigen Folgeſatz der allgemeinen, von ihm erfundenen, mathematiſchen Theorie wirkender Kräfte an. Jener ſchrieb ein *Geſetzbuch* dieſer den *Geiſt der Geſetze*. Iſt es aber leichter, über den Geiſt der Geſetze zu philoſophiren, wenn man ein Geſetzbuch ſchon vor ſich hat, und zwar ein ſo vollkommenes, daſs ihm jener

jener Geist in seiner ganzen Reinheit bis in das kleinste Detail aufgedrückt ist: so darf man auch zweifeln, ob *Newton* den physischen Grund der Gesetze des Himmels ohne *Keplern* jemals entdeckt hätte, ob er diese Gesetze *a priori* würde haben *beweisen* können, wenn sie *Kepler* nicht *a posteriori* vorher *gefunden* hätte. In dieser Rücksicht kann man *Kepler Newton's* Lehrer nennen, und es ist schwer zu entscheiden, welchem von beiden die Astronomie mehr verdankt, wenn man gleich das erhabenere und umfassendere Genie *Newton's* anerkennen muss." — Die Vaterstadt *Kepler's* heisst bey unsrem Vf. *Wiel:* so schreiben französische Schriftsteller den Ort, auch *Viel;* er heisst aber eigentlich *Weil* (bey Leonberg im Wirtembergischen). Diess ist der *wahrscheinlichere* Geburtsort des Mannes, von welchem, nach *Bailly*, „sich die Ueberlegenheit der Neuern über die Alten datirt, der das morsche Gebäude des Alterthums zertrümmerte, um über demselben ein neues dauerhafteres aufzuführen, und der wahre Stifter der ganzen neueren Astronomie ward, eines Geschenks, das Europa aus der Hand Germaniens empfing." Indess bleiben nach dem Berliner astronomischen Jahrbuche 1790. S. 166. über den Ort, wo *Kepler* geboren worden, noch einige Zweifel übrig, von denen das nähere bey *Hansch* in seiner Ausgabe der *Epistolae Keplerí*, Leipzig 1718. Fol. nachgesehen werden kann. — Auf die Geschichte der Sternkunde lässt der Vf. in diesem Bande II) noch die *sphärische Astronomie* in *drey* Abschnitten folgen: er handelt hier von der täglichen Bewegung, von der Sphäre mit ihren Kreisen, von Bestimmung der Mittagslinie, der Polhöhe und der Lage der Sterne gegen den Aequator; ferner von der Sonne, der Lage ihrer Bahn, den Fixsternen und den Jahreszeiten; endlich vom Zeitmasse, der Länge des Jahrs, der mittlern und wahren Zeit, der geographischen Länge der Oerter, und von dem Auf- und Untergange der Weltkörper. Im *erstern* Abschnitte sind blos zum leichtern Verständniss des Folgenden, einige wenige Vorbereitungssätze aus der ebenen Geometrie, von Linien, Flächen, Winkeln und ihrem Masse entlehnt; auch wird eine allgemeine Uebersicht von dem, was die ebene und sphärische Trigonometrie lehrt, gegeben. Der Vf. geht überall, was sonst bey sogenannten, populären Astronomien nicht immer der Fall ist, nicht nur von gründlichen und bestimmten theoretischen Begriffen aus, sondern er ist auch bemüht, vom praktischen in der Astronomie seinen Lesern eine deutliche Vorstellung, wenigstens im Allgemeinen, zu verschaffen, und ihnen zu zeigen, welche Wege und Verfahrungsarten man einschlägt, z. B. um die Länge des Sonnenjahrs, die Schiefe der Ecliptik und Lage der Aequinoctialpunkte, die Rectascension und Abweichung der Sonne und der Fixsterne, die Polhöhe zu bestimmen, wie man die wahre Zeit für jede Beobachtung aus correspondirenden und andern Höhen findet, astronomische Uhren berichtigt, Quadranten, Mikrometer, astronomische Netze braucht, u. s. w. S. 225. wollte der Vf. statt: vor anderthalb Jahrhunderten, wahrscheinlich schreiben: vor zwey Jahrhunderten, vorausgesetzt, dass er unter sieben, damals allein bekannten beweglichen Körpern die sechs ältern Planeten und den Mond verstanden hat. — Im *zweyten* Bande, welcher dem *erstern* bald nachfolgen soll, verspricht der Vf. vollends die theorische und physische Astronomie abzuhandeln; den Unterschied zwischen sphärischer, theorischer und physischer Astronomie erläutert er durch folgendes Gleichniss. Der Himmel ist die grosse Uhr des Universum, die Oberfläche dieser Sphäre ist das Zifferblatt, die scheinbaren, von aussen sichtbaren, Bewegungen sind die Zeiger. An jeder Uhr fallen zuerst Zifferblatt und Zeiger ins Gesichte; damit muss man auch anfangen, wenn man den Himmel studiren will; und die Wissenschaft, welche dessen Zifferblatt und den Gang der Zeiger genauer untersuchen lehrt, heisst die *sphärische* Astronomie. Nun kommt die *theorische* Astronomie, nimmt die Uhr auseinander, und lehrt die wahren und innern Bewegungen der Räder, und die Art, wie die letztern zusammengesetzt sind, näher kennen. Indem man in der Untersuchung der Räder immer weiter fortschreitet, gelangt man endlich bis zum letzten Rade, und zum Pendel, der mittelst der Schwerkraft diesem letzten Rade und damit der ganzen Maschiene den Anstoss giebt; diese letzte Triebfeder der bewegten Natur, *Newton's* allgemeine Schwere, ist der Gegenstand der *physischen* Astronomie.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Handbuch der Elementararithmetik in Verbindung mit der Elementaralgebra*, zum Gebrauche für Anfänger, von *Andr. Metz.* 1804. 348 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Philosophie und Mathematik scheinen sich in unsern Tagen freundschaftlicher als ehemals, die Hand zu bieten; das Gepräge dieses Bündnisses möchte Rec. zu dem Charakteristischen des gegenwärtigen Lehrbuchs rechnen, welches sich eben dadurch vor vielen andern vortheilhaft auszeichnet, dass sein Vf. beiden Wissenschaften huldigt. Glücklicherweise findet man übrigens die Sprache der neuern philosophischen Schulen grosen Theils nur in der Vorrede; im Buche selbst merkt man wenig davon. Hier ist der Vf. nur Mathematiker, und der Einfluss des Studiums der Philosophie ist hier nur in so fern bemerkbar, als dadurch strengere systematische Anordnung der Materien, und grössere Bestimmtheit in Erklärungen und Eintheilungen befördert werden, worin, besonders was die erstere betrifft, manche auch übrigens treffliche Mathematiker, und selbst einige unter denen, deren Schriften der Vf. in der Vorrede als seine Quellen nennt, minder gewissenhaft sind als sie vor dem Richterstuhl der Philosophie verantworten können; den hier mit Recht gepriesenen *Kästner*, den auch Rec. als seinen Lehrer verehrt, nicht ausgenommen. Fast sollte man sagen, dass dieser sogar etwas darin setzte, systematische Anordnung zu vernachlässigen, wie er denn auch gar gerne bey Gelegenheit den Philoso-

losophen diesen oder jenen Hieb giebt. Jeder vernünftige Lehrer der Mathematik wird mit der Bemerkung in der Vorrede S. XXIII. einverstanden seyn, dass die vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende, und so die Zuhörer allmälig in das Innere der Wissenschaft einführende, Methode allein zweckmäfsig sey. Das *medium rapit in rem* würde wohl nirgends übler angebracht seyn, als in der Mathematik. Zur Uebersicht des Plans des Vfs. mag folgende Uebersicht des Inhalts dienen.

Die *Einleitung* enthält Bemerkungen über das Verhältnifs der Arithmetik zu den übrigen Theilen der Mathesis und ihrer Abtheilung, nebst einer Erklärung der mathematischen Terminologie. — Das *erste* Kapitel handelt zuvörderst von den Grundbegriffen, von den Zeichen der Operationen und Verhältnisse, und von den ersten Grundsätzen, sodann im *ersten* Theile von den vier Stammrechnungen, wie der Vf. sie ganz schicklich nennt, und zwar 1) mit ganzen Ziffern, 2) mit ganzen Buchstabengröfsen; hienächst im *zweyten* Theile von den Abmessungen ganzer Zahlen; das *zweyte* Kap. von den Stammrechnungen in gebrochenen Zahlen, und zwar 1) von den gemeinen Brüchen, 2) von den nicht gemeinen, nämlich besonders von den Decimal und Sexagesimalbrüchen; das *dritte* Kap. von der Rechnung mit Potenzen und Wurzelgröfsen, und zwar 1) von Erhebung gegebener Gröfsen zu Potenzen, 2) von Ausziehung der Wurzeln, 3) von der Rechnung mit Wurzelgröfsen; das *vierte* Kap. von Verhältnissen und Proportionen enthält in seinem *ersten* Theile vorläufige Lehren von den zur Elementaralgebra gehörigen Problemen und Gleichungen, nämlich 1) von diesen überhaupt, sodann 2) insbesondere von der Klasse der bestimmten sowohl einfachen als zusammengesetzten Gleichungen, und dann von der Klasse der unbestimmten Probleme; in seinem *zweyten* Theile aber von Verhältnissen und Proportionen überhaupt und den arithmetischen insbesondere, in seinem *dritten* Theile von geometrischen Verhältnissen und Proportionen, und in einem *Anhange* von der goldnen Regel. Der Vf. vermeidet den gewöhnlichen Namen Regel de tri, der freylich ein verstümmeltes Ding ist, und begreift übrigens auch darunter die zusammengesetzten Proportionen, die in gemeinen Rechenbüchern unter den Benennungen von Gesellschafts-, Vermischungs-, Reesische-, Kettenregel u. d. gl. vorkommen, die theils von ihren praktischen Zwecken, theils von ihren Erfindern, theils von der Form des Ansatzes hergenommen sind. Das *fünfte* Kap. handelt von den Progressionen, 1) der arithmetischen, 2) der geometrischen, wo auch die unendlich abnehmenden Reihen betrachtet werden. Das *sechste* Kap. von den Logarithmen, trägt *A*) die Theorie, dann *B*) die Anwendung derselben vor. In einem *Schlufsanhange* zum Ganzen wird von den Permutationen und Combinationen gehandelt.

Wir haben diese kurze Anzeige des Inhalts nicht durch Bemerkungen unterbrechen wollen, um unsern Lesern den Ueberblick der guten systematischen Anordnung zu erleichtern. Wir wollen jetzt noch einige hinzufügen.

Die Verbindung der Algebra mit der Arithmetik ist nach Rec. Urtheil ganz zweckmäfsig. Nur kann man bey der jetzigen Gestalt der Wissenschaft die Buchstabenausdrücke selbst in den Lehren der gemeinen Arithmetik nicht vermeiden; und wenn man sie umgehen will: so verfällt man entweder in weitläuftige wörtliche Expositionen, die am Ende doch nicht so gut belehren, als eine Formel, oder man mufs auf Beweise mancher Lehren, z. B. der Ausziehung der Wurzeln, Verzicht thun. Unter Anfängern, für welche dieses Buch bestimmt ist, mufs man aber dann freylich nicht die *ersten* Anfänger d. h. weder Kinder verstehen, denen erst das Zählen und die vier Stammrechnungen beygebracht werden; noch alle die Menschen, die, ihres Gewerbes wegen, das Rechnen *technisch* lernen, sondern Jünglinge die zum *scientifischen* Unterricht reif sind; eine Bemerkung, die durch die oben angedeutete Stelle in der Vorrede veranlafst wird, wo der Vf. die *einleitende* Methode der *sturmlaufenden* entgegen setzt, da bey dem Anblick der algebraischen Miene, die das Buch gleich vom Anfange herein macht, (indem z. B. gleich auf der 13ten Seite ∞ und $\frac{1}{\infty}$ erscheinen), der Verdacht entstehen könnte, dass der Vf. selbst weniger introductorisch als invasorisch verfahre.

Gleich in der Einleitung finden wir Belege zu dem obigen Lobe philosophischer Bestimmtheit in Definitionen und Distinctionen. So wird S. 2. ganz richtig *Quantum* und *Quantitas* unterschieden, wofür die deutsche Sprache ebenfalls zwey Wörter, Gröfse und Grofsheit hätte, wenn dem letztern durch competente Schriftsteller das Bürgerrecht gegeben würde. Gröfse (*Quantum*) ist das Object der Mathematik, dies betrachtet die Gröfse entweder in *abstracto* (rein) oder an bestimmten Gegenständen der Natur und Kunst (der Vf. nennt hier blofs Naturobjecte). Nun kann bey der Gröfse in *abstracto* entweder blofs die *Grofsheit* (*quantitas*) oder auch die *Beschaffenheit* (*qualitas*) betrachtet werden, in welcher letztern Hinsicht nämlich die Gröfsen entweder abgesonderte (*discreta*) oder stetige (*continua*) sind.

Nur noch ein Paar Bemerkungen über einzelne Stellen. S. 22. und 25. wird die Neunerprobe — nicht mit Unrecht, trüglich genannt; es hätte mit ein Paar Worten hinzugefügt werden können, warum? und welche Wahrscheinlichkeit, richtig gerechnet zu haben, sie gebe (worüber *Bauens* Beyträge und dessen Rechenbuch nachgelesen zu werden verdienen). — Die Lehre von entgegengesetzten Gröfsen ist, wie sich von dem Vf. erwarten liefs, gut und gründlich behandelt. Bekanntlich ist diese Lehre neuerlich, besonders von *Klügel* und *Busse*, verschiedentlich erörtert worden. — Dafs die Decimalbrüche erst S. 99. vorgetragen werden, ist zwar in der Anordnung, die der Vf. gewählt hat, consequent; sollte es aber nicht besser seyn, diese gleich mit den ganzen Zahlen zu verbinden? Die Rechnung mit Sexagesimalbrüchen möchte

möchte kaum die hier gewählte Behandlung erfodern. — Die Lehre von Permutationen und Combinationen, die erst in dem Schlufsanhange mehr erwähnt als vorgetragen ist, würde, wie es Rec. scheint, gerade in diesem Buche, welches Algebra mit Arithmetik in Verbindung bringt, einen frühern Platz und eine ausführlichere Behandlung verdient haben, die unter den Händen des Vfs. gewifs sehr gut gerathen seyn würde, und wovon er bey der Binominalformel S. 121. hätte Gebrauch machen können. — Hin und wieder findet man andere als die gewöhnlichen Benennungen, meistens gut gewählt, z. B. *Wahlsatz*, *Radicalnote* . . . Täge statt Tage ist ein Provincialismus. Terminen statt Glieder scheint eine unnöthige Aenderung. — In Ansehung des typographischen solcher Bücher wäre zu wünschen, dafs die Officinen nicht nur für sorgfältigere Correctur, sondern auch für bessere Zeichen und gehörigen Vorrath derselben sorgten. So sind hier die Pluszeichen, Wurzelzeichen, Zeichen der Majorität und Minorität theils nicht gut gebildet, theils nicht allenthalben einerley. Doch kann man im Ganzen mit dem Druck zufrieden seyn.

OFFENBACH, b. Brede: *Anleitung zur Arithmetik für Anfänger*, von *J. J. Hoffmann*. 1804. 257 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck des Vfs. war nicht, ein vollständiges Kaufmännisches Rechenbuch, sondern eine faslsliche Anweisung für die ersten Anfänger zu liefern; daher schränkt er sich auf folgende Materien ein: Behandlung der ganzen Zahlen und Brüche, einfache und zusammengesetzte Regel de tri, Gewinn und Verlust-Gesellschafts- und Vermischungsrechnung; Kettenregel und Ausziehung der Quadratwurzel. Der Vortrag ist deutlich, nur fast zu ausführlich und wortreich; ohne Nachtheil der Deutlichkeit, und selbst mit Vortheil für dieselbe, hätte alles kürzer gesagt werden können. Die weitläuftigen Expositionen gehören mehr für den mündlichen Vortrag als für den schriftlichen. Ueberall ist die Form der mathematischen Methode beobachtet worden, indem jeder Paragraph die Ueberschriften: Erklärung, Grundsatz, Lehrsatz u. s. w. führt; was auch gar nicht zu tadeln ist. Kürze ohne Schaden der Deutlichkeit gehört aber auch zur mathematischen Methode. Dafs die Decimalbrüche übergangen sind, da doch am Ende Quadratwurzeln vorkommen, ist nicht zu billigen. Ihre Behandlung hätte gleich nach oder bey den Rechnungsarten in ganzen Zahlen gelehrt werden sollen. Dieser Mangel befremdet um so mehr, da der Vf. sein Buch durch mathematischen Vortrag auszeichnen will. Mehrmals steht ein Comma in einer Reihe von Ziffern, wohin es gar nicht gehört, da bekanntlich dieses Zeichen dazu bestimmt ist, die Ganzen von Decimalbrüchen abzusondern. Wären letztere, wie es sich in einem solchen Buche gehörte, abgehandelt worden: so würde der Vf. nicht z. B. S. 251. so gedehnt haben schreiben dürfen:

$$\sqrt{127} = \frac{1126\,42}{100000} = 11 + \frac{20060}{100000} + \frac{6000}{100000} + \frac{200}{100000} + \frac{40}{100000} + \frac{2}{100000} = 11 + \frac{2}{10} + \frac{6}{100} + \frac{9}{1000} + \frac{4}{10000} + \frac{2}{100000}.$$

Wenn der Vf. durch solches Detail deutlich zu werden glaubt, so dürfte er wohl irren.

Ueberdiefs sind in der eben abgeschriebenen Stelle ein Paar Druckfehler, die aber nicht der Mühe werth sind, gerügt zu werden. Es hätte kurz und gut so stehen sollen:

$$\sqrt{127} = 11{,}26942 \ldots$$

Dafs bey Ausziehung der Quadratwurzel immer zuerst nur eine Ziffer der neuen Klasse herunter gezogen, sodann das doppelte Product erst abgezogen, dann zum Rest die folgende Ziffer der neuen Klasse genommen, und nun endlich das Quadrat der letztgefundenen Ziffer der Wurzel abgezogen wird, ist eine aus übergrofsem Bestreben nach Deutlichkeit verursachte unnöthige Weitläuftigkeit. *Ne quid nimis!*

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Marburg*, in d. n. acad. Buchh.: *Versuch einer Kritik der von Hufeland und Feuerbach behaupteten Deduction der Principien des heutigen deutschen Privatrechts.* Von Dr. *Ludwig Jacob Ulrich*. 1804. 56 S. kl. 8. — Rec. zweifelt sehr, ob dieser Versuch irgend etwas dazu beytragen werde, ein definitives Urtheil über die Streitfrage von der Existenz, den Quellen und der Bearbeitungsart des allgemeinen deutschen Privatrechts vorzubereiten. Schon die Art der Darstellung der verschiedenen Meinungen hierüber giebt zu erkennen, dafs Hr. *U.* den richtigen Gesichtspunkt, von dem aus eine Revision derselben unternommen werden mufs, verfehlt hat: er sondert die Meinungen in Hinsicht der Quellen des deutschen Privatrechts, — in Hinsicht ihrer Ausdehnung, und — ihrer Anwendbarkeit. Allein jede der verschiedenen Ansichten wird durch eine zusammenhängende Gedankenreihe gehalten, die sich nicht zerstückeln läfst, ohne der ganzen Vorstellung ihren eigenthümlichen Charakter zu benehmen. In der kaum erreichbaren Absicht, die *Runde'sche* Meinung mit der *Tafinger'schen* und *Hufeland'schen* zu vereinigen, bildet der Vf. sich S. 50. folgenden Begriff von der Wissenschaft des d. P. Rechts: sie ist „die theoretische Darstellung aller ächt deutscher, zu dem Privatrecht im weitern Sinne gehöriger Wahrheiten, welche heut zu Tage in *mehrern* deutschen Provinzen *wirklich Anwendung haben*, oder doch *haben können und sollten*." Was mufs Hr *U.* für einen Begriff von einem *gemeinen* in Deutschland geltenden Rechte zum Grunde legen? Was er sich wirklich darunter denkt, hat er mit keiner Sylbe eröffnet, und hierauf kömmt doch wahrlich bey dieser Materie alles an.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. Januar 1806.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum*, cum centuria iconum, recensente *Petr. Sim. Pallas*, Equ. aur. etc. 1803. Fasc. *I. II.* Tab. 1—31. (20 Rthlr.)

Der grosse Naturforscher, dessen ruhmvolles Leben ganz der Beobachtung geweiht war, liefert uns hier aus dem reichen Schatze seiner Bemerkungen eine treffliche Monographie einer Familie, die, unansehnlich im Aeussern, gleich interessant in Rücksicht ihres Baues und in Hinsicht auf den mannichfaltigen Nutzen ist, den sie dem menschlichen Geschlechte gewährt. Es sind die Salzpflanzen *(Halophyta)*, welche Hr. *P.* hier untersucht. Da der grösste Theil derselben in den asiatischen Steppen verbreitet ist, und durch Cultur in Gärten oft sein Ansehn verliert: so herrschte bisher in dieser Familie viel Verwirrung, welche nur ein Mann zu lösen im Stande war, der eine so seltene Gelegenheit hatte, die meisten dieser Gewächse an ihren Standorten selbst zu untersuchen. Sehr wünschenswerth wäre es freylich gewesen, wenn Hr. *Pallas* auch die afrikanischen und amerikanischen Mitglieder dieser Familie hätte untersuchen können; allein, da dies im getrockneten Zustande bey diesen *mehrentheils* saftigen Gewächsen, sehr mislich ist: so wollen wir immer dankbar und zufrieden mit dem seyn, was er uns hier giebt. In der Vorrede sucht er die Gattungscharaktere zu verbessern: *Salicornia* habe keinen Kelch, sondern die Schuppen des Kätzchens, die zu dreyen stehen, enthalten die Befruchtungstheile, und im angeschwollenen Zustande den Saamen. Hr. *P.* findet zwischen dieser Gattung und der *Hippuris* eine Verwandtschaft, die Rec. dann erst als natürlich anerkennen würde, wenn das Keimen der *Hippuris* gehörig beobachtet worden wäre; so viel ist ausgemacht, dass *Hippuris* eben so wenig als *Saururus* zu den Najaden mit Recht gezählt werden. Keine Najade hat, so viel wir wissen, Schraubengänge und einfangende Mündungen, und diese finden sich beide sowohl bey *Hippuris* als bey *Saururus*. *Salsola* hat neben dem schneckenförmigen Saamen einen nach der Blüthe, in Form einer Blumenkrone, sich ausbreitenden Kelch. Hierdurch unterscheidet sie sich von *Suaeda*, welche *Haller* zuerst unter dem Namen *Lerchea* von *Salsola* schied, und wozu nun besonders *Salsola muricata, altissima, trigyna* und *salsa* gehören. Da auch diese, wie andere *Salsolae*, einen schneckenförmig gewundenen Samen haben, so meynt der Vf., gehören diese beiden Gattungen zu den *Acotyledoneis*. Allein, wer den Samen der *Salsola* aufmerksam betrachtet, findet doch bald, dass die Windungen nicht vom Körper des Samens selbst, sondern von den langen Kotyledonen gebildet werden, die, freylich nicht ganz auf dieselbe, aber doch auf ähnliche Art, in den Terminalien, im *Gyrocarpus* und der *Badania Commers.* gewunden sind. Bey *S. rosacea* widerruft der Vf. stillschweigends, indem er der dicken Kotyledonen beym Keimen ausdrücklich erwähnt. Aber sehr wichtig ist der Umstand, worauf Hr. *P.* hierbey aufmerksam macht: die schön grüne Farbe des Embryons, der doch vom Zutritt der Luft und des Lichts völlig ausgeschlossen ist; gerade so schön grün hat Rec. auch den Embryon des *Nelumbium speciosum*, mitten im Dotter, gefunden. Dadurch wird zunächst *Humboldt's* Idee bestätigt, dass zur Erzeugung der grünen Farbe nicht nothwendig das Sonnenlicht erfordert wird, sondern dass auch andere Stoffe, namentlich der Wasserstoff, zur Entwickelung derselben beytragen können. Ob nun der Ueberschuss an Soda in den Säften der *Salsolarum* hiezu beyträgt, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Auch die *Polycnema* haben ein gewundenes Saamenkorn; der Kelch besteht aus Spreublättern; der Antheren Zahl ändert von 1 bis 5 ab, aber sie sind allemal oben verwachsen. Ueber den Einfluss des Bodens auf den Salzgehalt dieser Gewächse macht Hr. *P.* einige interessante Bemerkungen. Auf Salzboden geben sie Soda, auf anderm Boden aber Pottasche. *Salsola prostrata* gab ihm, auf steinigem Boden in Taurien gezogen, gleiche Theile Soda und Pottasche. Die Würzelchen der keimenden und jüngern Salzpflanzen sind im Verhältniss zum Pflänzchen immer sehr lang; äusserst kurz aber die Wurzeln erwachsener Pflanzen. Daraus folgt, dass die Salzpflanzen, da sie in der Jugend immer mehr Salz und Soda geben, den Salzgehalt aus der Erde, die andern Stoffe aber, wodurch sie sich in der Folge vorzüglich ernähren, aus der Luft anziehen.

Wir gehen nun zu den hier abgehandelten Pflanzen selbst über. Es sind folgende: 1) *Salicornia acetaria*, die wir sonst immer als Abart der *S. herbacea* betrachteten, und die *Vahl* als *var. S. purpurascens* aufführt. Sie unterscheidet sich hauptsächlich nur durch den mehr aufrechten Stand, durch die rothe Farbe und durch die Dicke der Aehren. Wir haben sie auch häufig an salzigen Stellen in Deutschland. 2) *Salicornia prostrata*, mit niedergestrecktem Stiel und an der Spitze gebogenen Aehren. 3) *Sal. pygmaea* mit schnurförmigem Stängel und kugelichten Gelenken, blos am kaspischen Meer. 4) *Sal. strobilacea*, wohin Hr. *P.* mit Unrecht *S.*

cruciata Forsk. zieht. 5) *Sal. foliata*, wozu *S. arabica L.* und *perfoliata Forsk.* gerechnet werden, die gleichwohl *Vahl* (αὐτόπτης) davon unterscheidet. 6) *Sal. caspica.* Dann *Anabases.* 7) *A. tatarica (A. aphylla L.).* Warum ist doch der Name ohne Noth geändert? 8) *A. cretacea.* Die übrigen zählt Hr. *P.* nicht zu dieser Gattung. Hierauf *Salsolae:* 9) *Salsf. prostrata*, wobey das Synonym: *Kali fruticosum incanum Buxb. cent. I.* tab. 15. angeführt wird, also tab. 11. fig. 2. wegfällt. Das erstere bezog *Willdenow*, jedoch zweifelhaft, auf *S. arborescens.* Auch wird *Gmelin flor. sib. III.* tab. 20. fig. 1. hierher gerechnet. 10) *Salsf. dasyantha* (*S. laniflora Gmel. jun*, Reise I. tab. 47.) nicht *S. lanata Pall.* 11) *S. rigida (S. vermiculata L.).* Auch eine unnöthige Namenveränderung. 12) *S. laricina.* Dies ist *Buxb.* cent. I. t. 11. fig. 2. und *Gmel. flor. sib.* III. t. 19. fig. 1., sonst mit *S. prostrata* immer verwechselt. Hier aber ist die schneckenförmige Windung des Samens offenbar, da *S. prostrata* blos zusammen gefaltete Samen hat. 13) *S. dendroides.* (*Gmel. flor. sib.* III. t. 21.) 14) *S. Nitraria.* (? *Salsf. orientalis Gmel. jun.* Reise, IV. t. 5.). Auch passt *Buxb.* cent. I. tab. 15. fig. 1. ziemlich hieher. 15) *S. gemmascens. Barrel. ic.* n. 713. kommt ganz damit überein. Der jüngere *Gmelin* fand diese Art am turkmanischen Ufer des kaspischen Meers. 16) *S. Arbuscula.* 17) *S. rosacea.* 18) *S. spicata*, mit der Synonymie: *S. glauca Marschall von Bieberst. Kali fruticosum spicatum Buxb.* cent. I. tab. 13. und *Tournef. cor.* p. 18. 19) *S. pilosa.* Dies wäre *Barrel.* n. 79. *Hablizl* und *Güldenstädt* fanden sie in Ghilan und Aderbidschan am kaspischen Meere. 20) *S. lanata.* 21) *S. brachiata.* 22) *S. baccifera (Anabasis foliosa L.)* 23) *S. Spinifex (Anabasis spinosissima L.).* 24) *S. tamariscina.* 25) *S. collina.* 26) *S. oppositiflora (Chenopodium oppositifolium L. suppl.).* 27) *S. Kali* mit genauer Angabe der Varietäten. 28) *S. Soda.* 29) *S. monandra.*

Noch ein Paar Worte über die Kupfer. Sie sind von dem Künstler gearbeitet, der Hn. *P.* auf seiner letzten Reise begleitete. Rec. kann aber in das Lob nicht einstimmen, welches der Vf. seinen Gefährten ertheilt. Die Zeichnungen mögen besser seyn; aber, waren die Astragalen schon nachlässig gearbeitet und besonders nachlässig, oft ganz falsch, colorirt: so trifft dieser Tadel ganz vorzüglich die *Halophyta.* Die meisten sind so roh gearbeitet, die Farben sind so schlecht aufgetragen, dass man desto weniger seine Empfindlichkeit über den hohen Preis bergen kann.

BERLIN, b. Schüppel: *Caroli Ludovici Willdenow hortus Berolinensis*, sive icones et descriptiones plantarum rariorum vel minus cognitarum, quae in horto regio botanico Berolinensi excoluntur (*coluntur.* Excolo viheas, colo vites. *Plin*). Fasciculus *I — IV.* 1803 — 1805. fol. maj. (Jedes Heft 4 Rthlr. 4 gr.)

Die Erstlinge des durch den Fleiss und die rühmliche Betriebsamkeit des würdigen Vfs. und durch die ansehnlich vermehrten Fonds der Anstalt sehr vervollkommneten, und gleichsam neu geschaffenen, botanischen Gartens der Akademie zu Berlin. Hr. Prof. *W.* will jährlich wenigstens zwey Hefte herausgeben, und sechs solcher Hefte sollen einen Band ausmachen. Man kann nicht anders, als dem Publicum Glück dazu wünschen, dass es in diesen Heften meisterhafte Beschreibungen und sehr richtige, von *Gümpel* gezeichnete und von *Haas* gestochene Abbildungen erhält, die den Jacquinschen an die Seite gesetzt werden können. Die Wissenschaft hat also wahren Gewinn von diesem Unternehmen zu hoffen. Der Werth der genauen Beschreibungen wird dadurch erhöht, dass das Vaterland und die Cultur eines jeden Gewächses sorgfältig angegeben ist.

In dem *ersten* Hefte sind folgende Pflanzen beschrieben und abgebildet: 1) *Tripsacum monostachyon, spica simplici androgyna*, aus Süd-Carolina. 2) *Franseria artemisioides, Xanthium fruticosum Linn. suppl.* Der Charakter dieser neuen, von *Cavanilles* zuerst aufgestellten, Gattung weicht darin von dem Charakter des *Xanthium* ab, dass der Fruchtboden nicht mit Spreublättchen besetzt, sondern kahl, der gemeinschaftliche Kelch nicht geschuppt, sondern einblättrig und gezähnt, die Frucht eine vierfächerige Steinfrucht ist. Von *Franseria ambrosioides Cav.* unterscheidet sich diese Art durch doppelt halbgefiederte, gezähnte Blätter und mit blattartigen Ansätzen eingefasste Blattstiele. 3) *Festuca unioloides, panicula contracta, spiculis compressis octofloris muticis, foliorum vaginis apice barbatis:* aus Carolina. (Ist im pariser Garten als *Uniola nova* bekannt.) 4) *Parthenium integrifolium* (ist schon von *Schkuhr* tab. 293. und, was die Zergliederung der Blüthen betrifft, besser abgebildet). 5) *Hypecoum patens, siliquis arcuatis teretibus, petalis binis majoribus obtuse trilobis.* Sie ist aus Aegypten. 6) *Ammannia aegyptiaca, foliis lanceolatis basi attenuatis sessilibus, caule tereti, floribus apetalis.* 7) *Ammannia auriculata, fol. lanceolatis basi attenuatis auriculato-cordatis, caule tetragono, pedunculis trifloris, floribus octandris petaloideis.* Auch aus Aegypten. 8) *Wurmbea ballata, racemo multifloro, corollis ovatis rugosis, laciniis limbi rectis brevissimis.* Aus Pensylvanien. (Ist wahrscheinlich *Helonias angustifolia Michaux. flor. americ.* I. 212.) Aber mit Recht unterscheidet der Vf. sie von der *Helonias* durch die einblättrige, mit sechs Zähnen versehene Blumenkrone. 9) *Prunella pensylvanica, fol. petiolatis ovato lanceolatis basi dentatis, calycis labiis aequalibus, superiori truncato triaristato, caule adscendente.* 10) *Hieracium nigrescens, caule nudo pauciflore, pedunculis calycibusque glanduloso-pubescentibus nigrescentibus, foliis oblongis petiolatis basi dentatis.* 11) *Mollia diffusa, caule ramoso diffuso, fol. spathulatis verticillatis subsenis, calycibus margine membranaceo.* Ist *Polycarpea Teneriffae Lamark.* (und *Löfflingia pentandra* einiger botanischen Gärten). Die neue Gattung, dem Baron *von Moll* in Salzburg zu Ehren genannt, gehört zur

ersten

erſten Ordnung der fünften Claſſe, hat einen fünfblättrigen Kelch, eine fünfblättrige Blumenkrone, und eine einfächerige, dreyklappige Samenkapſel. Hr. *W.* rechnet auch *Achyranthes ſtellata*, *tenuifolia* und *Celoſia corymboſa* dahin. 12) *Agroſtis tenuiflora*. Aus Nordamerika.

Im *zweyten* Hefte: 1) *Cypripedium pubeſcens*, *labio nectarii ſup. oblongo-triangulari obtuſo*, *inf. petalis breviori*, *fol. pubeſcentibus*. Aus Nordamerika. 2) *Sinapis integrifolia*, *ſiliquis glabris patentibus*, *fol. obovatis indiviſis duplicato-dentatis laevibus*. Aus Oſtindien. 3) *Hudſonia ericoides*. 4) *Hieracium laevigatum*. (Hat Rec. aus Penſylvanien als *H. paniculatum* erhalten.) 5) *Pelargonium canarienſe*, *pedunculis ſubbifloris*, *foliis tripartitis apice dentatis*, *floribus pentandris tetrapetalis*, *caule ſuffruticoſo*, von den canariſchen Inſeln. 6) *Cleome pungens*, *floribus hexandris*, *fol. quinatis viſcoſis*, *caule ſpinoſo*. Aus dem wärmern Amerika. 7) *Raphanus cheiranthiflorus*, *ſiliquis bilocularibus laevibus*, *fol. radicalibus lyratis obtuſis dentatis*, *caulinis pinnatifidis*, *laciniis lanceolatis acutis ſub integerrimis*. Aus Spanien. 8) *Salvia Forskolei*. 9) *Lepechinia ſpicata*, eine neue Gattung, die in Italien ſonſt *Ulricia pyramidata* genannt wurde. Hr. *W.* beſtimmt den Gattungs-Charakter dergeſtalt: *Cal. bilabiatus. Cor. lab. ſup. bifidum*, *inf. tripartitum laciniis ſubaequalibus. Stamina diſtantia*; den ſpecifiſchen Charakter aber: *L. ſpicis pedunculatis bracteatis*, *fol. ovatis crenatis baſi truncatis*. Eine andere Art erhielt Hr. *W.* aus Sibirien: *L. clinopodifolia*, *flor. terminalibus verticillato-capitatis*, *fol. oblongis remote ſerratis baſi attenuatis*. 10) *Mesembrianthemum tricolor*, *fol. amplexicaulibus diſtinctis punctatis lineari-ſpathulatis*, *ſubtus convexis ſuperne ſulco exaratis*; *caule breviſſimo herbaceo*. 11) *Silene hirta*, *petalis bipartitis obtuſis*, *flor. ſolitariis terminalibus*, *cal. clavatis* 10*ſtriatis*, *fol. lanceolatis baſi ciliatis*. (Der *S. ciliata* zu nahe verwandt.) 12) *Viola blanda*, *acaulis*, *fol. cordatis obtuſis planiuſculis glabris*, *petalis imberbibus*. Aus Nordamerika.

Im *dritten* Hefte: 1) *Prenanthes cordata*, *calycibus multifloris*, *fol. cordatis dentatis ciliatis*, *floralibus oblongis integerrimis*, *floribus nutantibus racemoſo-paniculatis*. Aus Penſylvanien. 2) *Centaurea ſtraminea* (iſt *C. acaulis Forsk. glomerata Vahl.*). Warum ward nicht einer dieſer Namen beybehalten? 3) *Solanum Humboldtii*, ſchwerlich von *S. Pſeudo-Lycoperſicum* verſchieden. 4) *Kochia dentata*. Dieſe Gattung iſt ſchon von *Roth* in *Schraders* Journ. 1800. S. 307. beſtimmt. Hr. *W.* zieht *Salſola radiata Desfont.* in *annal. du muſ.* 2. S. 28. hieher. 5) *Salvia Chamaedrys* ſtimmt mit *S. chamaedryoides Cavan.* freylich ſehr überein; aber hier fehlen doch die *calyces ſtellato-villoſi*. 6) *Lobelia goodenioides*, *caule erecto ſimpliciſſimo*, *fol pubeſcentibus*, *radicalibus obovatis integerrimis*, *caulinis lanceolatis apice ſubcrenatis*, *floribus racemoſis*, *corollis ſuperne fiſſis*. Aus Penſylvanien. 7) *Ilex Caſſine*. 8) *Eupatorium teucrifolium Willd. ſpec. plant.* 9) *Chryſanthemum arcticum*. 10) *Pelargonium inodorum*, *umbellis multifloris capitatis*, *fol. cordato-ovatis obſolete lobatis*, *caulibus teretibus*. 11) *Trillium pendulum* (in den Abh. der Berl. naturf. Geſellſch. B. III. S. 421. ſchon beſchrieben). 12) *Ficus venoſa Ait.*

Im *vierten* Hefte: 1) *Pelargonium penicillatum*, *pedunculis ſubbifloris*, *fol. ovatis inciſo-ſerratis*, *junioribus retrorſum ſcabris*. 2) *Nymphaea advena*. 3) *Nymphaea odorata*. 4) *Hemionitis dealbata*, *frondibus bipinnatifidis*, *pinnulis ſubrotundo-ovatis crenatis ſubtus pulverulentis*. 5) *Acroſtichum Calomelanos*. 6) *Centaurea pubeſcens Willd. ſpec. plant.* 7) *Saxifraga vernalis* (*S. virginienſis Michaux*). 8) *Anemone thalictroides*. 9) *Convallaria pubeſcens*, *fol. alternis amplexicaulibus ovatis ſubtus pubeſcentibus*, *caule teretiuſculo ſulco exarato*, *pedunculis axillaribus ſubbifloris*. Aus Penſylvanien. 10) *Hypochoeris hiſpida*, *calycibus hirtis*, *caule ramoſo*, *fol. lanceolatis dentatis*. 11) *Leontodon obovatus*. 12) *Borbonia alata*, *fol. ovatis leviter cordatis mucronatis multinerviis denticulatis*, *caule alato*. Vom Kap.

London: *Exotic botany*, conſiſting of coloured figures, and ſcientific deſcriptions of ſuch new, beautiful or rare plants, as are worthy of cultivation in the gardens of Britain; with remarks on their qualities, hiſtory and requiſite modes of treatment. By *Jam. Edw. Smith*. The figures by *James Sowerby*. — *Vol. I.* n. 1—6. 8.

Wieder ein Unternehmen, welches der Wiſſenſchaft und Kunſt Englands Ehre macht und zur Beförderung der Natur-Kenntniſs nicht wenig beyträgt. Nach Art der *Engliſh Botany* wird neben der vortrefflichen Abbildung der Pflanze von *Sowerby* die botaniſche Beſtimmung, das Vaterland u. ſ. w. kurz von *Smith* angegeben. Die Pflanzen ſind gröſstentheils aus Neuholland und Indien; manche aber noch gar nicht in engliſche Gärten eingeführt, ſondern Hr. *Smith* kennt ſie bloſs aus trockenen Exemplaren. Wir wollen ſie einzeln durchgehn. 1) *Humea elegans*, eine neue Gattung aus der neunzehnten Claſſe, erſten Ordnung, neben *Eupatorium* und *Piqueria*. Sie unterſcheidet ſich durch einen locker geſchuppten dreyblüthigen Kelch, nackten Fruchtboden und durch den Mangel einer Samenkrone. Lady Hume zu Ehren, die dieſe Pflanze zuerſt zog, wird ſie genannt: ſie ſtammt aus Port-Jackſon. 2) *Dillenia ſpecioſa*. 3) *Blandfordia nobilis*, zur ſechſten Claſſe neben *Aloë*, von welcher ſie ſich durch den Stand der Staubfäden auf der Blumenkrone und durch die geſchuppten Samen unterſcheidet. Dieſe Art iſt aus Port-Jackſon. 4) *Gompholobium grandiflorum*, zur zehnten Claſſe, neben *Podalyria*. Der glockenförmige Kelch hat fünf tiefe Einſchnitte; die Blume iſt ſchmetterlingsförmig, die Narbe einfach und zugeſpitzt, die Hülſe kugelicht, einfächerig und

viel-

vielsamig. Eben daher. 5) *Rhododendron arboreum*, mit lanzetförmigen, unten weichhaarigen Blättern und Doldentrauben am Ende der Triebe. Aus Ostindien. 6) *Glaucium fulvum*, ist wahrscheinlich eine Abart von *Chelidonium glaucium*. 7) *Diuris punctata*. Bekanntlich machte *Smith* zuerst diese Gattung: doch verbesserte *Swartz* den von ihm angegebenen Charakter dadurch, dass er nicht die Blumenkrone als neunblättrig, sondern den Kelch als siebenblättrig angab. Bey dieser Art sind die beiden untersten Kelchblätter dreymal länger als die Lippe. 8) *Diuris aurea*, schon von *Swartz* in *Acad. handling.* 1800. beschrieben. Wie die vorige Art aus Neuholland. 9) *Dendrobium speciosum*. Die Gattung ist von *Swartz* in *Schraders* Journ. 1799. S. 234. beschrieben. Diese Art ist sehr schön, und wächst auch in Neu-Süd-Wallis. Die Lippe ist dreylappig, und die Blumen stehn in Trauben. 10) *Dendrobium linguaeforme* (*Swartz* in *Schraders* neuem Journ. B. I. St. 1. S. 96.); aber nicht von den Inseln der Südsee, sondern aus Neuholland. 11) *Dendrobium punctatum*, mit vielblütiger aufrecht stehender Aehre. 12) *Ipomopsis elegans* (*Cantua coronopifolia Willd.*). Von der *Cantua* unterscheidet Hr. *Smith* diese Pflanze mit *Michaux* durch die winkligen, nicht geflügelten Samen, durch den häutigen Kelch und durch das ganz verschiedene Ansehn. 13) *Ipomopsis inconspicua*, unterscheidet sich von der vorigen durch den sehr ästigen Stängel und die kleine Blumenkrone, die nicht länger als der Kelch ist. 14) *Stratiotes alismoides*, von Roxburgh an Lady Hume gesandt. 15) *Dilatris corymbosa*. 16) *Linum trigynum*, aus Ostindien, mit wechselseitigen, elliptischen, gesägten Blättern und drey Pistillen. 17) *Mispilus grandiflora*, scheint uns doch nur Spielart von *M. germanica* zu seyn. 18) *Bignonia undulata*, aus Ostindien, hat einfache, glattrandige, lanzetförmige, wellenförmig gebogene Blätter. 19) *Tetratheca ericaefolia*, mit wirbelförmigen Blättern, eine schöne Art aus Neu-Holland. 20) *Tetratheca glandulosa*, mit mehr zerstreuten Blättern, eben so schön, als die vorige Art, und eben daher. 21) *Tetratheca thymifolia*, mit oblongen Blättern, die zu vieren stehn. 22) *Mirabilis longiflora*. 23) *Hamellia patens*. 24) *Dillwynia ericaefolia*, zur zehnten Classe, neben *Podaliria*. Der Kelch ist zweylippig, fünfzähnig, die Blumenkrone schmetterlingartig, die Narbe weichhaarig, die Hülse einfächerig aufgeblasen, mit zwey Samen. Auch diese Art wächst in Neu-Holland, und hat linienförmige schwach gezähnte Blätter; die Blumen stehn am Ende der Triebe. 25) *Dillwynia floribunda*, mit rauhen höckerigen Blättern und Blumen, die in den Blattachseln sitzen. 26) *Viminaria denudata* (*Pultenaea juncea Willd.*), unsers Erachtens nicht hinreichend von *Pultenaea* unterschieden. 27) *Passiflora suberosa*. 28) *Thelymitra ixioides* (*Swartz* in *Acad. handl.* 1800.). Wir freuen uns auf die Fortsetzung!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Die Gallerte aus Knochen, ein angenehmes, wohlfeiles und kräftiges Nahrungsmittel, deren leichte Bereitung in allen Haushaltungen und Hospitälern; und deren Wichtigkeit für Kranke und Arme*, von *Anton Alexis Cadet de Vaux*, Verwalter des Soldatenhospitals zu Paris, Mitglied des Collegiums des Ackerbaues, des Handels und der Künste in dem Ministerium des Innern; u. s. w. Nach dem französischen Original, welches kürzlich auf Befehl des Ministeriums gedruckt und ausgetheilt wurde, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. 1803. 88 S. 8. (6 gr.) — Von der Erfindung des Papinschen Topfs an, bis jetzt, hat man sich öfter bemüht, die nahrhaften Theile aus den Knochen zu ziehen; vorzüglich aber bestand diese Bemühung darin, das Geräth dazu, nämlich den Topf, zu verbessern, ihn der Absicht gemässer einzurichten, und besonders die dabey etwa mögliche Gefahr zu mindern. Die Ausziehungsart unsers Vfs. ist nicht so umständlich, indem sie blos durchs gewöhnliche Kochen bewirkt wird, und der wesentliche Handgriff dabey besteht in der Zerstossung der Knochen. Er wurde durch den Hund auf diesen Handgriff gebracht, der blos durchs Zermalmen der Knochen mit den Zähnen die nährenden Theile daraus erhält. Der Knochen sey übrigens eine von der Natur selbst gebildete Fleischbrühtafel, und ein Pfund Knochen gebe so viel gute Brühe als sechs Pfund Fleisch; daher ein aus Knochen bereitetes Futteral, ein Messergriff, ein Dutzend Knöpfe aus Knochen eben so viel Näpfe Suppe seyen, die man dem Armen raube. Durchs gewöhnliche Kochen der Knochen in ganzen Stücken verlieren die Knochen wenig an Gallerte, deshalb seyen die schon ausgekochten Knochen zerkleinert, noch sehr gut zum Bereiten der Fleischbrühe anzuwenden. Aus 7 Pfund Knochen erhielt der Vf. 1 Pfund 8 Unzen Fett, 3 Pfund 8 Unzen Gallerte und 2 Pfund trockne Knochen-Masse blieben zurück. Nach Lassus Beobachtung können auch die Fischgräten hiezu dienen, und zwar auch die Gräten solcher Fische, deren Fleisch für die Seeleute, welche sie fangen, nicht geniessbar ist, z. B. das der Hayfische. Durch die beygefügten Anmerkungen wird verschiedenes berichtigt. — Eigen war es, dass die Hunde zwar eine Suppe aus Knochen bereitet, gern fraßen; sie aber sogleich verachteten, als ihnen Knochen vorgeworfen wurden.

Frankfurt a. M., in d. Jäger. Buchh.: *Das Hauptsächlichste über die leichte Bereitung der Brühe und Gallerte aus Knochen*, als ein angenehmes, wohlfeiles und kräftiges Nahrungsmittel für alle Haushaltungen, Hospitäler, Kranke und Arme angelegentlich empfohlen, von *A. A. Cadet de Vaux*, Verwalter des Soldatenhospitals zu Paris und Mitglied mehrerer Gesellschaften und Academieen. Aus dem Französischen. 1803. 8 S. 8. (2 gr.) — Ein blosser Auszug aus *Cadet de Vaux* Schrift, wovon bey Varrentrapp und Wenner zu Frankfurt am Mayn die eben angezeigte Uebersetzung erschienen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Januar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Dentu: *Voyage à la Louiſiane et ſur le continent de l'Amerique ſeptentrionale* fait dans les années 1794 à 1798 etc. par *B*** D****, orné d'une belle Carte. An XI. — 1802. VIII u. 382 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Ebendaſ., b. Charles: *Second voyage à la Louiſiane* faiſant ſuite au premier de l'auteur de 1794 à 1798 etc. par *Baudry des Lozières*. — *Tome I.* An XI. — 1803. XVI u. 414 S. *Tome II.* An XI. — 1803. 410 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Dieſe Bücher wurden geſchrieben, gleich nachdem Spanien die ſeit 1769. in Beſitz gehabte Provinz Louiſiana an Frankreich abgetreten hatte, und die Abſicht des Vfs. war, die Wichtigkeit der Acquiſition durch die an Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten zu zeigen. Denn ſollte der Vf. auch nicht ſelbſt in Louiſiana geweſen ſeyn, welches aus der Vorrede zum erſten Werke, wo er ſich über das Mistrauen der Spanier, die ihn 1795. und folgende Jahre ſeine Reiſe zu vollenden verhindert haben, beſchwert, und aus dem Titel des zweyten Werks, der einer *zweyten* Reiſe, die doch wirklich nicht Statt gefunden hat, erwähnt, wahrſcheinlich gemacht werden kann: ſo hat er ſich doch mehrere Jahre in der Nähe auf San Domingo aufgehalten, erſt als Advocat die Gerechtſame der Coloniſten vertheidigt, darauf 1788. ſich einzig auf die Geſchäfte eines Pflanzers eingeſchränkt; bald nachher aber die Stelle eines Colonel-Inſpecteur über ein Dragoner-Regiment übernommen, und nennt ſich jetzt am Ende der Zuſchrift an alle ehrliche Coloniſten, die Opfer der von den Negrophilen verurſachten Revolution, Hiſtoriographen der Marine und der Colonieen. In wie weit er durch ein Patent des Kaiſers dazu berechtiget ſey, können wir nicht ſagen. An Lobſprüchen der jetzigen Regierung in Frankreich hat er es eben ſo wenig fehlen laſſen, als an Ausfällen auf die neuern Philoſophen, die jetzt in Frankreich unter einer gewiſſen Claſſe von Schriftſtellern Mode ſind. Doch ohne Rückſicht auf dieſe Auswüchſe wollen wir jetzt den Inhalt näher angeben; ſo ſchwer es auch wird, ein Werk, das aus ſo heterogenen Theilen beſteht, und nach keinem gut angelegten Plane abgefaſst iſt, von unzweckmäſsigen Digreſſionen, von leeren und kraftloſen Declamationen, von ermüdenden Wiederholungen ſtrotzet, in der Kürze nach ſeinen Hauptzügen darzuſtellen. Zuerſt die Geſchichte von Louiſiana. Nach einem unglücklichen Verſuche eines Hn. *de la Salle* hatte *Moine d'Iberville* 1698. die Mündung des Miſſiſippi entdeckt, und als er den Fluſs hinauffuhr, im Namen des Königs Ludwig XIV. von dem angränzenden Lande Beſitz genommen. 1730. wurde Louiſiana der indiſchen Compagnie entzogen und unmittelbar der Regierung unterworfen. Die Capuciner und Urſelinerinnen betrugen ſich viel beſſer, als die Jeſuiten, die man 1765. oder 1766. zum Rückzuge nöthigte. Um die Zeit wurde die Nation der Natchez, welche eine Verſchwörung gegen die Franzoſen angezettelt hatte, ausgerottet, und die mit dem Leben davon kamen, flüchteten zu den Chicachas. In dem Kriege mit dieſem Volke 1736. hatten die Franzoſen es auch mit den Engländern, die auf der Seite der Chicachas fochten, zu thun. St. Ludwigs Kreuze wurden zur Belohnung der Tapferkeit unter die Krieger vertheilt, und der Vf. nimmt daher Gelegenheit, den Ordensbrüdern und der neu errichteten Ehrenlegion, die ſeiner Meinung nach ein Kreuz, um auf die Wiederherſtellung der Religion hinzuweiſen, zum Abzeichen haben ſollte, eine Lobrede zu halten. 1762. wurde Louiſiana an Spanien abgetreten zur Bezahlung der Kriegskoſten, welche Frankreich ſchuldig war, und 1764. erfuhren die Einwohner, daſs ſie einen neuen Herrn bekommen hätten. Der ſpaniſche Gouverneur Ulloa lieſs die Einwohner nicht ihrem neuen Souverän huldigen, und nahm doch viele Neuerungen vor, die für drückend gehalten wurden. Man machte ihm dagegen Vorſtellungen, und er kehrte plötzlich nach Europa zurück. Die Deputirten, die nach Frankreich gegangen waren, um der Regierung ihre Noth zu klagen, erfuhren von dem Miniſter Choiſeul, daſs Ulloa früher als ſie angekommen wäre, und den ſpaniſchen Hof gegen ſie aufgebracht hätte. Der Irländer, Orelly, der an Ulloa's Stelle Statthalter wurde, lieſs ſich dazu gebrauchen, die Abſichten des Hofes auszuführen, lieſs zwölf der vornehmſten Einwohner in Louiſiana gefangen nehmen, und ſechs davon zur ewigen Gefängniſsſtrafe, und die andern zum Tode verurtheilen. Worin eigentlich ihr Verbrechen beſtanden habe, wird nicht geſagt. Auf Fürſprache des franzöſiſchen Hofes wurden die Gefangenen, die nach Havanna gebracht waren, befreyt. Nach Verlauf von ſechs Monaten war der ſpaniſche Hof genöthigt, Orelly zurückzurufen, der als ein Wütherich beſchrieben wird. So weit der hiſtoriſche Theil bis S. 142., der oft durch andere Bemerkungen unterbrochen wird. Der folgende handelt zuerſt von dem Nutzen der Colonieen im Allgemeinen für das Mutterland, und darauf im bunten Gemiſche von den Vorzügen Louiſianens, der Reiſe dahin, fehlerhaften Karten

ten von Cuba, Urſprung von Neu-Orleans, Producten des Landes, Plan, wonach die Colonie zu regieren wäre, Sitten der Wilden, Bevölkerung der Weiſſen, Tabaks- und Indigo-Cultur, und einer ungeheuern Menge von Gegenſtänden, die ſich zum Theil auf San Domingo beziehen, ohne alle Ordnung. Wir heben aus der Menge, die auf dieſem Ocean von Bemerkungen ſchwimmen, nur einige aus. — S. 136. Alle Karten geben eine falſche Vorſtellung von der Inſel Cuba, die ſich noch viel weiter nach Weſten erſtreckt. — S. 161. *Neu-Orleans* iſt jetzt von Backſteinen erbaut, und hat viel Aehnliches mit Philadelphia. *Mobile* iſt durch den Handel mit Pelzwerk und Thee eine reiche Stadt. — S. 167. Louiſiana enthält alle Pflanzen des heiſsen und gemäſsigten Erdſtrichs und die verwundernswürdige Menge von Thieren, die ſich davon ernähren, beweiſet die Fruchtbarkeit des Landes. — S. 178. Zu den von einem klugen Gouverneur zu beobachtenden Regeln gehört auch die, daſs die Klöſter unangetaſtet bleiben. — S. 185. Die Behandlung der Wilden erfordert viele Klugheit und Vorſicht, und dieſs um deſto mehr, da ſie nach S. 267. wohl 150,000 Mann aufbringen können. — S. 199. Die Sklaven daſelbſt leben glücklich und zufrieden, und müſſen vor den Nigrophilin in Acht genommen werden. — S. 215. Die Volksmenge, ohne die Wilden und Neger, beläuft ſich kaum auf 30,000 Seelen. Der Indigobau brachte jährlich 500,000 Piaſter ein, und könnte, wenn er verbeſſert würde, das Hundertfache einbringen. Die jährliche Einnahme vom Tabaksbau betrug 150,000 Piaſter, und von den Holznutzungen 200,000 Piaſter. Die Cypreſſen Louiſianens übertreffen an Güte die Fichten und Tannen des nordamerikaniſchen Freyſtaates. Das Pelzwerk giebt einen Gewinn von 100,000 Piaſt. — S. 241. Ein Verzeichniſs von 145 indianiſchen Nationen, die der Vf. zu kennen verſichert. — S. 256. Zum Anbau des Landes müſste man Deutſche kommen laſſen. — S. 273. Die Geſetze für die Colonieen bedürfen einer groſsen Reform. Nirgends ſind mehr, als in San Domingo. Sie ſind aber oft im Widerſpruch mit einander, und ändern ſich mit jedem neuen Gouverneur. Die beſten für jene Inſel ſind die in dem Zeitraum von 1740. bis 1748. gegebnen. Ein guter Gouverneur ſollte wenigſtens 10 Jahre im Lande bleiben. — S. 327. Louiſiana, San Domingo und Martinique ſeyen allein hinreichend, Frankreich mit den wichtigſten Bedürfniſſen zu verſorgen. — S. 341. Widerlegung der Einwürfe, die gegen den für Frankreich aus dem Beſitze von Louiſiana zu hoffenden Nutzen gemacht werden. Sie werden ſehr kurz abgefertigt. — S. 348—362. ein Wörterbuch aus den Sprachen der Naudowe'ſſer und der Chipuais, das, ſo kurz es auch iſt, doch einigen Begriff von der Beſchaffenheit der Sprachen und ihrem Zahlen-Syſtem giebt, welches faſt wie das unſrige eingerichtet iſt und für 100 und 10000 beſondere Benennungen hat.

Der *erſte* Theil der ſogenannten zweyten Reiſe, die eigentlich eine Sammlung von anderweitigen Bemerkungen über Louiſiana iſt, die ſo wie die erſtern in keinem guten Zuſammenhange vorgetragen und mit vielen Declamationen durchwebt ſind, beginnt mit dem Leben von Joh. Philipp Goujon de Grondel aus dem Elſaſs gebürtig, der 1730. bey einem nach Louiſiana beſtimmten franzöſiſchen Regimente als Fähndrich angeſtellt wurde, ſich mit den Wilden und Britten tapfer herumſchlug, ſich ankaufte und von einem Gouverneur (aus Schonung der Familie will ihn der Vf. nicht nennen), deſſen ſchlechtes Verfahren und Einverſtändniſs mit dem Feinde er öffentlich bekannt gemacht hatte, der Intriguen und Aufwiegelung beſchuldigt, drey Jahre lang in ein hartes Gefängniſs eingeſperrt, und darauf heimlich nach Frankreich geſchickt wurde. Hier wurde er durch die Machinationen ſeines Feindes, der von der Regierung einen Befehl zur Zurückkunft auszuwirken geſucht hatte, in die Baſtille gebracht, wo er indeſs nur 22 Tage ſitzen blieb. Seine Unſchuld kam endlich an den Tag. Es dauerte aber zehn Jahre, ehe er über ſeine Gegner ſiegte. Seine Frau und Kinder kommen aus Louiſiana nach Frankreich, und ſein Glück wird 1788. durch ſeine Erhebung zum Feldmarſchall, und darauf zum General einer Brigade vollendet. Als die Revolution anfing, lebte er in groſser Zurückgezogenheit, die aber doch nicht verhinderte, daſs er nicht 1792. mit vielen andern als verdächtig denunciirt und eingekerkert, aber nach acht Tagen wieder auf freyen Fuſs geſetzt wurde. Nach dem 18. Brumaire hatte er das Glück, dem groſsen Helden jenes Tages vorgeſtellt und mit der Achtung aufgenommen zu werden, die ein 90jähriger Kriegsmann, deſſen Dienſtjahre, wenn man nach Gewohnheit die in den Colonieen zugebrachten Jahre doppelt zählt, 107 Jahre betragen, verdient. Von den vielen eingeſtreueten Bemerkungen heben wir nur eine aus, die wir, damit nichts von ihrem Stachel verloren gehe, nicht überſetzen, ſondern abſchreiben wollen. *En France où l'admiration va jusqu'à l'enthouſiaſme on oublie bientôt l'utilité d'un homme précieux, on s'y accoutume à tout, on s'y laſſe promtement de tout et l'on y traite les matières les plus ſérieuſes avec cette légèreté qui fait le caractère national. C'eſt l'empire où il y a le plus d'eſprit et le moins de reconnoiſſance. Le beſoin du changement occaſionné par un fond naturel d'inconſtance, fait qu'on y donne au mérite, l'éclat éphémère d'un goût paſſager, et qu'il y ſubit les lois verſatiles de la mode journalière.* Dieſe Schilderung, die uns zum Nachdenken aufforderte, hat uns für viele andere, wobey wir gähnen muſsten, ſchadlos gehalten.

Reflexions coloniales S. 195—336. wurden niedergeſchrieben, als Spanien 1802. Louiſiana an Frankreich zurückgegeben hatte. Von den Wilden, ihrer Art, die Jahre und Monate zu zählen, Geographie, Arithmetik, Politik, den Namen, die ſie ihren Nationen geben u. ſ. S. 206—217. Die Tabelle der Fragen und Antworten, Louiſiana betreffend S. 221., hätte mit geringer Mühe noch viel gröſser ſeyn können. — Von S. 236. an iſt faſt mehr die Rede von San Domingo, als von Louiſiana. 30,000 Mann guter franzöſiſcher Truppen, die in den Monaten September

bis

bis März sich zeigten, würden den Uebermuth der Neger bald dämpfen, und alle ihre Oberhäupter bis auf den untersten Corporal gefangen nehmen. — S. 245. Der Neger ist von Natur zur Sklaverey geboren, und nie ist in Afrika ein Versuch gemacht, die Sklaverey abzuschütteln. — S. 282. Die Mulatinnen werden als verschmitzte Hetären und abgefeimte Verführerinnen verheiratheter und unverheiratheter Mannspersonen geschildert. — S. 339. Noten zu dem vorhergegangenen Text.

Der *zweyte* Theil enthält eine weitläuftige Abhandlung über die thierische Baumwolle *(coton animal)* oder das Insect Fliegenträger *(porte-mouches)*, das viel Aehnliches mit dem Seidenwurm hat, sich von den Maniokblättern nährt, und von den Schlupfwespen oder Ichnevmonfliegen mit einem Gespinnte überzogen und bedeckt wird, das blendendweiss und viel reiner und feiner als Baumwolle ist, S. 1—32. — Ein botanisches alphabetisch geordnetes Handbuch S. 32—71. ist nicht viel mehr als blosse Nomenclatur. — Zu dem Wörterbuch der Congo-Sprache S. 108—146. ist eine Einleitung S. 71—106., worin von den Ländern in Afrika, wo diese Sprache geredet wird, Nachricht gegeben wird. Wir können kein sonderliches Zutrauen zu der Wahrhaftigkeit des Vfs. hegen, da er S. 96. versichert, dass vor dem Sklavenhandel der Europäer in Afrika die Einwohner die überflüssigen Menschen geschlachtet und gefressen hätten. Er hebt daher den Sklavenhandel als eine grosse Wohlthat für Afrika an, zudem da die Sklaverey in den Colonieen ein leerer Name, und der afrikanischen Freyheit weit vorzuziehen sey. — Verzeichniss der Waaren, die in dem afrikanischen Handel gebraucht werden können, S. 147—186. — Arzneyen, womit sich die nach den Colonieen reisenden Chirurgi versehen müssen, S. 186—253. Mit diesem Verzeichniss muss man das, was über die Aerzte und Wundärzte, die Medicinal-Pflanzen, die Behandlung der Kranken, und andere zur Medicin gehörige Gegenstände in den Colonieen gesagt ist S. 253—325., verbinden. — Ueber die Beförderung der Agricultur in den Colonieen, die zu dem Endzwecke in den Colonieen befohlenermaßen zu errichtenden Kammern, und die Gränzen, die die Colonial-Akademieen bey ihren gelehrten Bemühungen nicht überschreiten sollen, (sie sollen z. B. sich nicht um Politik bekümmern), S. 329—385. Die Ahnungen des Vfs. von dem Flor der Colonieen, dass sie die Karthäuserklöster Frankreichs werden würden, wo die der Vergnügungen und des Wirrwarrs in der Hauptstadt müden Menschen den Rest ihrer Tage in Ruhe und Eingezogenheit zubringen würden, sind zur Zeit noch weit von ihrer Erfüllung entfernt.

GESCHICHTE.

PARIS, b Demonville: *Mémoires pour servir à l'histoire des expéditions en Egypte et en Syrie*, pendant les années 6, 7 et 8; par *Jacques Miot*, Commissaire des guerres à l'armée d'Egypte. 1804. 344 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man darf hier weder eine vollständige pragmatische Geschichte erwarten, noch den Vf. für einen *Xenophon* oder *Posselt* halten. Er war damals noch ein junger Mann, der Günstling *Berthiers*; als Kriegs-Commissär hatte er das Ungemach nicht zu dulden, dem die Soldaten unterworfen waren; Wein und Weiber, Liebe und Schmäuse, das waren die Punkte, um die sich bey ihm alles drehte. Mitunter fiel es ihm wohl ein, dem grosen Schauspiel etwas näher zu treten, einzelne Scenen aufzufassen, und sich an dem Grosen, Romantischen, Heroischen zu ergötzen, welches dieser Feldzug so reichlich entwickelte; aber nie nahm er sich die Mühe, dem grosen Gange der Begebenheiten und Thaten selbst nachzuspüren, oder für Wissenschaft und Kunst zu sammeln. Darum sind diese *Mémoires* gröstentheils nur eine Sammlung Anekdoten, flüchtig aufgefasst, oft nicht einmal gut, sondern im Ton eines jungen *étourdi* erzählt, worunter jedoch manches Bemerkenswerthe vorkommt. Die Täuschungen der Kimmung *(mirage)* erfuhren die Franzosen in jenem flachen Lande ungemein oft; man sandte sogar einmal einen Haufen aus, um einer beträchtlichen Anzahl Reuterey zu begegnen, die eine noch gröfsere Menge Kameele begleiteten. Als man näher kam, fand man, dass es optische Täuschung war. Bonaparte trug in Aegypten keinen Hut, sondern ein Schnupftuch um den Kopf gewickelt; Berthier war ihm immer zur Seite. Folgende Anekdote ist sehr charakteristisch: Zwey Kriegs-Commissarien bekommen den Auftrag, in einem Dorfe Mehl und Getreide aufzusuchen. Sie dringen in die Wohnung des Scheikh's, durchsuchen alles, und, welch ein glückliches Abenteuer! gelangen endlich in das Serail des alten Scheikh, wohin sich drey Mädchen geflüchtet hatten. Sie waren zwar, gesteht Hr. *Miot*, nicht ausserordentlich hübsch; aber in der Wüste lernt man vorlieb nehmen. Unsere Kriegs-Commissarien triumphirten schon; aber wenige Augenblicke noch, und sie sahen sich angeführt. Der alte Scheikh, zu besorgt für die Tugend seiner Damen, hatte sie mit furchtbaren eisernen Gürteln dergestalt *barricadirt*, dass jeder Angriff fruchtlos war. Unsere Helden, unfähig diese Verschanzungen zu bestürmen, begnügten sich, ihren Unmuth an dem Eigenthum des eifersüchtigen Scheikh auszulassen. *Voilà Mr. le Commissaire de guerre tout craché!* Die Soldaten waren auf die Gelehrten ungemein aufgebracht, die jenes alte Land vorher zu reizend geschildert, und dadurch den Kreuzzug veranlasst hätten; alles Ungemach wurde auf Rechnung der Gelehrten gesetzt, und diese bey jeder Gelegenheit gemishandelt. Artige Geschichte eines nächtlichen Zugs längs den Ufern des Nils, nach Wardan, um sich mit Desaix zu vereinigen, wo die grausamen Krokodile unsern Helden manches Schrecken einjagen. Schilderung der Mamlucken und der Art, wie sie zu Pferde sitzen; hierdurch waren sie der französischen Reiterey sehr überlegen.

Der

Der Mamluck ist, gleich dem Centauren des alten Thessaliens, mit seinem Pferde wie zusammen gegossen; jedes Mannöver nimmt er mit unnachahmlicher Schnelligkeit und Gewandheit vor. Seeschlacht bey Abukir. Als Bonaparte die erste Nachricht davon erhielt, sagte er zu Sucy, dem General-Kriegs-Commissar: „Wir haben nun keine Flotte mehr. Wohlan, wir müssen entweder hier bleiben, oder, gross wie die Alten, uns durchschlagen." Aufruhr in Kahirah. Schilderung einer türkischen Gasterey, die Hr. *M.* mit wahrer Liebe entworfen.

Nun geht es nach Syrien, dessen Bevölkerung der Vf. auf 2,305,000 Seelen angiebt. Bey El-Arisch kam Bonaparte mit seinem Generalstabe in ein Dorf, wo er Kleber suchte, es aber ganz von Mamlucken besetzt fand. Seine Geistesgegenwart zog ihn aus dieser grossen Gefahr. Fade ist des Vfs. Bemerkung, die er sehr oft wiederholt: Man muss an den Fatalismus glauben. Viel weiss sich der Vf. mit seiner Belesenheit in der Bibel und im Tasso, die ihm glücklich genug in Glaga, Jaffa und Esdod zu Statten kommt. Woher mag es aber der Hr. Kriegscommissär wissen, dass Pythagoras den Berg Karmel bewohnt habe? Interessant ist seine Schilderung der Einnahme von Jaffa und der Belagerung von S. Jean d'Acre. Bonaparte besuchte, nach einem Treffen, allemal die Verwundeten selbst, erkundigte sich menschenfreundlich nach ihren Wunden, und tröstete als Held die Helden. Vor Jean d'Acre, meynt der Vf., seyen doch nicht die nöthigen Anstalten gemacht worden; durch die schnelle Einnahme von Jaffa sicher geworden, habe man die bedeckten Wege in aller Eil gearbeitet, und gegen den Hauptthurm (wo Sidney Smith commandirte) nur drey kleine Stücke von 12 Pfunden gerichtet. An Lebensmitteln fehlte es in Syrien nie; Getreide und Wein, und selbst Rum, im Ueberfluss. Aber die Pest und die ungesunde Beschaffenheit des Lagers rafften doch eine grosse Menge Menschen hin. Der Vf. musste einst von Jean d'Acre mit einigen Dragonern nach Kaiffa am Strande des Meeres hingehen; hier segelten einige englische Kanonier-Schaluppen; unsere Franzosen neckten die Engländer mit Pistolenschüssen, und diese erwiederten sie mit Kanonen, deren Kugeln aber über den Häuptern der Spasmacher wegflogen. Zug des Generals Murat nach dem Jordan, wohin ihn Hr. *M.* begleitete. Tod des allbeliebten Generals Caffarelli. Rückzug nach Aegypten, welches die Franzosen, nach den Unfällen in Syrien, als ihr zweytes Vaterland ansahen. Vor der Landschlacht bey Abukir sagte Bonaparte zu Murat: „Diese Schlacht wird über das Schicksal der Welt entscheiden." Murat schien den ganzen Sinn dieser Worte nicht zu fassen; aber Bonaparte hatte schon Briefe aus Europa, die ihm die Nothwendigkeit, sich an die Spitze des Staats zu stellen, bewiesen. Bald darauf segelte er auch heimlich ab. Kleber, dem er den Oberbefehl übergab, war nicht dazu gemacht, sich Liebe zu erwerben. In mehr als morgenländischem Pomp beleidigte er durch Stolz und Härte alle, die sich ihm näherten. Sein Tod ward fürchterlich gerächt. Desto liebenswürdiger erschien Desaix; sein Aeusseres war so einfach als seine Sitten. Einst badete er sich im Nil: am Ufer standen Soldaten, die für ihre Pferde Wasser schöpften; sie baten den General, den sie nicht kannten, ihre Eimer, wo es tiefer sey, zu füllen. Er, ohne sich zu erkennen zu geben, nahm ihnen die Eimer ab, schöpfte und trug sie ihnen ans Land. Auf der Rückreise hatte die Mannschaft des Schiffs, worauf sich der Vf. befand, noch den Unfall, in Sciacca auf Sicilien gefangen genommen zu werden. Desaix rettete sie durch seine Entschlossenheit; auch hatten sie Pässe von Sidney Smith und gingen unter brittischer Flagge.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Breslau*, b. Korn: *Beschreibung der Anfertigung und Aufdeckung einer vortheilhaften Art der Lehmschindeln, welche bey mehrern ländlichen Gebäuden als feuerabhaltend und wetterfest erprobt worden*, von *W. Bode*, Kön. Bau-Inspector u. s. w. 1804. 15 S. 4. m. 1 Kpfrt. (8 gr.) — Die hier beschriebene Art der Lehmschindeln ist von denen, welche *Gilly* in seiner Landbaukunst sowohl, als auch in seiner Beschreibung der Feuer abhaltenden Lehmschindel-Dächer, empfohlen hat, beträchtlich verschieden. Nach der Versicherung des Vfs. sollen sie entschiedene Vorzüge vor jenen haben; denn einige bey Brieg und Karlsmark in Schlesien damit gedeckte Dächer haben seit neun Jahren keiner Reparatur bedarft, und bedürfen deren auch noch so bald nicht; da hingegen die nach *Gilly's* Vorschrift zu Borne angefertigten Lehmschindel-Dächer schon im dritten Jahre häufigen Reparaturen unterworfen gewesen sind. Auf jeden Fall verdient diese hier sehr deutlich beschriebene Lehmschindel alle Aufmerksamkeit der Oekonomen und Baumeister; und Hr. *B.* kann sicher auf den Dank sehr Vieler rechnen, zumal da er die Anfertigung dieser Lehmschindeln und die Auflegung derselben so vollständig und verständlich lehrt, dass Jeder danach seine Handwerksleute instruiren kann. Wir wünschen daher dieser gemeinnützigen Schrift bald eine allgemeinere Verbreitung und eine Empfehlung von obenher. Was den Ursprung dieser vollkommnern Methode betrifft, so weiss man nur, dass die mit solchen Schindeln bedeckten Dächer in Ungarn unter dem Namen von *Hebner Strohdächern* sehr im Gebrauche sind, und nach der Versicherung mehrerer glaubwürdiger Sachkenner dort 20—30 Jahr, ohne einer Reparatur zu bedürfen, liegen, nachher aber auch noch leicht auszubessern sind, ohne dass man die alten Schindeln herunter zu nehmen nöthig hätte. Rec. begnügt sich mit dieser kurzen Anzeige, in der Hoffnung, dass die wissbegierigen Leser sich mit dem Inhalte dieser lehrreichen Schrift bald selbst bekannt machen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Januar 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Sander in Comm.: *Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst.* Herausgegeben von *A. Hirt*, kön. Preuſs. Hofrath, ord. Mitgl. der kön. Ak. der W. und Prof. bey den Akademieen der bildenden Künſte und der Baukunſt. *Erſtes* Heft: *Die Tempelgötter.* 1805. XVIII. u. 102 S. gr. 4. mit 12 Kupfert. u. 26 Vignetten. (4 Rthlr.)

Bey dem, unter unſern Landsleuten erwachten, Sinn für die alte Kunſt iſt jedes Unternehmen ſchätzbar, das dieſen Sinn nährt und zweckmäſsig ausbildet. Da mit dem ernſten Treiben der alten Literatur, die, Dank dem alten, vorzugsweiſe noch in den Gymnaſien Deutſchlands herrſchenden Geiſt der Gründlichkeit! bey uns ſo manche verdienſtliche Pflanzſchule hat, die gelehrte Behandlung der Mythologie und der ganzen Archäologie nothwendig verbunden iſt: ſo muſs man wünſchen, daſs jene mythologiſchen und archäologiſchen Schulſtudien durch die Kenntniſs der alten Denkmäler belebt und nun auch für Geſchmack und Kunſtſinn fruchtbar gemacht werden mögen. Denn hier iſt nicht von einer Vervielfältigung der zeitherigen Zweige des Gymnaſialunterrichts, von Hinzufügung eines neuen, die Rede, wozu Rec. nach beſter Ueberzeugung ſeinen Beyrath zu geben ſich ein Gewiſſen machen würde, ſondern nur von Verbeſſerung eines ſchon für nothwendig anerkannten Theils, um durch planmäſsigere und reichhaltigere Betreibung deſſelben in der Totalausbildung des Jünglings mehrere verſtändige Zwecke zu gleicher Zeit zu erreichen. — Hundert Hülfsmittel, Mythologie und Alterthumskunde durch Anſchauung fruchtbarer zu machen, liegen da, aber zerſtreut in koſtbaren Kupferwerken und unter keinen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt gebracht, ſo daſs ſelbſt derjenige, dem bändereiche archäologiſche Bibliotheken zu Gebote ſtehen, nur mit groſser Mühe eine Vergleichung der Darſtellungen deſſelben Gegenſtandes unternehmen kann, indem das eine Werk nur Statüen und Büſten, das andere Gemmen, oder Vaſengemälde oder Münzen enthält, oder nur das Verzeichniſs einer einzelnen Localſammlung, ſo daſs, um etwa die bildliche Darſtellung des Bacchus in den übrig gebliebenen alten Werken zu überſehn, eine Menge Bücher neben einander zu gebrauchen ſind. Fragte aber nun gar der Schulmann, fragt der Privatlehrer, was er zur Erläuterung und eigentlichen Belebung der Mythologie und der damit verwandten Zweige für eine Kupferſammlung beym Unterrichte anwenden und anſchaffen ſolle, die dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaften angemeſſen ſey: ſo konnte man ihm gar keine ſolche nachweiſen.

Zwey Verſuche, dieſe Lücke für Deutſchland auszufüllen, das *Archäologiſche Muſeum* (Weimar, Ind. Compt. 1801.) und die *Encyklopädie der Alterthümer* (Leipzig, b. Baumgärtner, in eb. demſ. Jahre) zeigen, daſs von verſchiedenen Seiten her dieſs Bedürfniſs gefühlt wurde; aber es iſt von jedem dieſer beiden nur Ein Heft erſchienen, ohne groſse Ausſicht zur Fortſetzung, ſey es daſs dieſs in der Kälte des Publicums und den Zeitumſtänden lag, oder auch in dem Plan und der Anlage dieſer Unternehmungen, der bey beiden allerdings etwas Unbegränztes und dem oben erwähnten Zwecke weniger Zuſprechendes hatte.

Um ſo erfreulicher iſt es, daſs mit Hn. *Hirts Bilderbuch* ein ähnliches Werk beginnt, deſſen Umfang beſchränkt iſt und worin die Folge der Gegenſtände an die gewohnte Anordnung in den Lehrbüchern ſich anſchlieſst, das ſich alſo ſchon durch dieſe leichtere Ueberſicht denen, für die es berechnet iſt, ſicherer empfiehlt; — deſſen Unternehmer durch eine gelehrte Beſchäftigung mit dem Alterthum und ſelbſt durch einen langen Aufenthalt in Italien allen Beruf dazu hat, und der noch überdieſs mit einem wackern, gleichfalls auf jenem claſſiſchen Boden mit dem Geiſt der Antike vertraut gewordenen Künſtler, Hn. *Erdmann Hummel*, für Zeichnung und Stich in Verbindung getreten iſt. Zeigt ſich alſo nur die Ausführung dieſes neuen Unternehmens, deſſen Intereſſe ſich ſchon durch die bereits darüber laut gewordenen bedeutenden Stimmen bewährt hat, den Anforderungen und Wünſchen der Sachverſtändigen im Ganzen gemäſs: ſo bleibt nichts zu wünſchen übrig, als daſs es raſch fortgeſetzt und auf ſolche Art die erwähnte Lücke in unſerer, der Bildung der Jugend beſtimmten, Literatur bald ausgefüllt werden möge. Und zu dieſer Hoffnung berechtigt der vorliegende Anfang gleich dadurch, daſs es theils nicht in ſo kleinen Parcellen erſcheint, wie jene erwähnten Unternehmungen, ſondern bereits in dieſem *erſten* Hefte einen nahmhaften Theil ſeines reichen Gegenſtandes, nämlich den Abſchnitt von den Tempelgöttern, liefert, theils daſs Hr. Hofr. *Hirt* erklärt, es liege von ſeiner Seite keine kaufmänniſche Speculation zum Grunde, er bezwecke bloſs den öffentlichen Nutzen, und aller Gewinn, der etwa aus dem Verkauf dieſer Hefte erwachſen möge, ſolle dem fleiſsigen Zeichner und Kupferſtecher zugewendet werden, damit dieſer deſto

eher für seine Mühe entschädigt werde, — ein Umstand, der bey der nothwendigen Kostbarkeit eines solchen Kupferwerks im Verhältniss zu den Kräften der Käufer, für die es zunächst bestimmt ist, sehr in Betrachtung kömmt und für die Vollendung der Sache eine gegründete Hoffnung erregt. Geschieht diess: so haben unsre Lehrer der Jugend in diesem Zweig der Kenntnisse (und folglich zugleich jeder, dem es um Selbstunterricht darin zu thun ist) ein Handbuch, das ihnen die Stelle des Auszugs aus dem Montfaucon von *Schatz*, — und das war doch, aufrichtig zu sagen, bis jetzt bey aller seiner Geschmacklosigkeit das einzige, die gesammte Archäologie umfassende, Kupferbuch dieser Art — auf eine, wie sich versteht, viel kritischere und vollkommnere Weise ersetzen, und den mannichfaltigsten Nutzen gewähren wird.

Der Vf. giebt die Zwecke seines Unternehmens so an, dass *Einmal* zu dem in jeder Lehranstalt eingeführten Compendium der *Mythologie*, es sey nun diess, welches es wolle, hier ein Compendium in Bildern geliefert werden solle, damit dadurch jener Buchstabe der Göttergeschichte, der ja doch von lauter bildlichen Vorstellungen handelt, Leben und Anschaulichkeit erhalte; — *Zweytens* liefert es zugleich die Hauptmonumente der bildenden Künste; und da diese den Massstab geben, nach welchem der Grad von Cultur, den ein Volk erstieg, zu würdigen ist: so belegt es das anschaulich, was die Alterthumskunde von den Stufen der Ausbildung bey den alten Nationen lehrt und behauptet, und versinnlicht eine Menge Punkte über ihr religiöses und häusliches Leben, ihre Feste, Spiele und Sitten; — und endlich *Drittens* wird es durch die Betrachtung jener Hauptmonumente die Bildung des guten Geschmacks in artistischer Hinsicht befördern, den Sinn für die grosen Werke der alten Kunst üben und schärfen, und als praktische Einleitung in die Kunstgeschichte dienen.

Alle Kupfer werden in Umrissen gegeben, und wenn diess mit solcher Präcision und so strenger Beobachtung des antiken Charakters geschieht, so ist es in der That vollkommen hinreichend. Durch ökonomische Benutzung des Raums ist wirklich auf den 12 Kupfern und den Vignetten des *ersten* Heftes ein solcher Reichthum von antiken Bildwerk geliefert worden, als man, ohne Selbstansicht, sich kaum vorstellen wird, und man kann daraus abnehmen, wie viel von den alten Kunstschätzen, nach geschehener Beendigung dieses Werks, hier der deutschen Jugend für einen verhältnissmäsig geringen Preis zum öftern Anschauen und zum vergleichenden Studiren vorliegen wird.

Jedes Heft soll, wie das *erste*, 12 Kupfertafeln und eine beträchtliche Anzahl Vignetten enthalten. Die Aufnahme des *ersten* soll bestimmen, wie bald sich die Hefte einander folgen werden. Es wird die mythologische und historische Ordnung beobachtet und die Monumente werden nach bestimmten Classen zusammen gereiht. Die Classe der Tempelgötter nimmt das *erste* Heft ein; in den folgenden werden die Untergötter und Genien erscheinen; weiterhin die Mythen der Heroen, theils nach Stämmen, theils nach Epochen und Völkern abgetheilt. Auf die mythologischen Gegenstände folgen die Classen der Wettkämpfe und Spiele, die religiösen Verrichtungen, Opfer, Todtenfeyern u. dgl. Auf diese endlich Bildnisse berühmter Personen und historische Monumente überhaupt, der Griechen, Römer, Aegypter, Aethioper, Perser. Das Werk wird also Aehnlichkeit mit *Montfaucon* haben, nur dass dieser letztere Altes und Neues, Gutes und Schlechtes unter einander giebt; der neue Unternehmer hingegen die Fortschritte benutzt, welche das archäologische Studium seit hundert Jahren gemacht hat, und namentlich die vielen Merkwürdigkeiten und bildlichen Darstellungen, mit denen ganze hervorgehobene Städte und die Menge der seitdem aufgefundenen Campanischen Gefäse dieses Fach bereichert haben.

So weit dieser allgemeine Plan nun im *ersten* Hefte ausgeführt ist, verdient die Behandlung der Gegenstände, sowohl von Seiten des Anordners und Commentators, als des Künstlers, aufrichtigen Beyfall. Die Tempelgottheiten, die man hier abgehandelt findet, sind: Saturn, Rhea, Jupiter, Juno, Neptun, Ceres, Apollo, Phöbus, Diana, Vulkan, Minerva, Mars, Venus, Mercur, Vesta, Pluto, Proserpina, Bacchus, Aeskulap, Hygea und Telesphorus, Mithras, Lunus, Isis, Hebe, Iris, Victoria, Fortuna, Fatum, Nemesis, Spes. Von allen diesen sind hier die vorzüglichsten ächten Abbildungen, die uns aus dem Alterthum noch übrig sind, geliefert; man mag einen dieser Artikel, welchen man will, mit den zeitherigen mythologischen Kupferwerken vergleichen: so wird man immer finden, wie viel reicher und verständiger hier die Auswahl der Abbildungen, und wie viel umfassender der Commentar ist. Der Text lässt keine Wendung einer Fabel unberührt, und ist davon ein antikes Bildwerk vorhanden: so wird es entweder hier in Nachbildung geliefert, oder doch erwähnt, und auf das Artistische daran, auf das Bedeutende und Ueberdachte im griechischen Künstlerverfahren aufmerksam gemacht, so dass in der That jene drey Zwecke, die sich der Vf. vorgesetzt hatte, erreicht werden.

Ueber viele solcher mythologischer Scenen befinden sich noch unedirte Werke, und besonders Basreliefs in Rom, auf die der kunsterfahrne Commentator aus seinen Collectaneen hier *zuerst* hinweist. Will man sagen, dass diess für den Jüngling, der in dieses Studium hier erst eingeführt werden soll, und dem auch das Bekannte noch neu ist, zu viel gegeben sey: so mus man wenigstens einräumen, dass ein solches Zuviel nicht sonderlich schaden kann; es weist vielmehr auf das hin, was dem jungen Forscher, vor dem die Welt noch offen da liegt, durch einen Besuch in Italien für neuer Genuss bevorsteht, und was überhaupt in diesem Fache noch geschehen kann und mus.

Weniger gefällt uns die Ungleichheit in der Anführung der Orte oder Sammlungen, wo sich dieses oder jenes hier genannte alte Werk findet; zuweilen

sind diese Orte angegeben, zuweilen wieder nicht. Uns scheint es, als rühre dies oft daher, dass der Vf. durch Noten und Citationen seinem Bilderbuch ein gefälliges und populäres Ansehn nicht benehmen wollte; allein sicher wird es die Mehrzahl seiner Leser freuen und dem ganzen Werke einen soliden Vorzug mehr geben, wenn künftig bey allen Monumenten, wo es möglich ist, der Ort ihrer Aufbewahrung angegeben wird. Solche allgemeine Anführungen, wie z. B. S. 20. bey Gelegenheit der Giganten, „ein ähnliches Ungeheuer sieht man auf einer antiken Paste gebildet im Alleinkampf mit Jupiter," geben keine Autorität; wie leicht war hier hinzu zu setzen, dass sich diese antike Paste mit der in der That sehr seltenen, oder vielleicht einzigen Vorstellung in der Stoschischen Sammlung (*Winckelm. Descript.* p. 50. Nr. 110.), und also jetzt in Berlin befände.

Manche Bemerkungen, die durch ihren Scharfsinn und ihre Neuheit überraschen, werden durch das Nebeneinanderstehen der Figuren, auf die sie gegründet sind, hier zur grösten Evidenz erhoben; so die Bemerkung über die Familienähnlichkeit und doch Charakterverschiedenheit zwischen Jupiter und Neptun S. 26.: „Die Gesichtsformen, die Anordnung des Haupthaars, der gerollte Bart sind in beiden sehr ähnlich; doch zeigt sich das Grosse, das Mächtige, Ehrfurchtgebietende an Neptun nicht in dem Grade, wie an dem ältern Bruder. Die Gestalt des Meerbeherrschers ist schlank und rasch, von derbem und straffem Muskelbau; überhaupt hat sein Körper etwas von der Rauheit des Elementes, über das er gebietet; doch das Gewaltige in den Schultern und der Brust des ältern Bruders ist in seiner Bildung nicht." — Und eben so fein und treffend sind auch die Nüancen unter den andern Götteridealen entwickelt, so dass diesem Theile des Commentars der Beyfall gewiss ist. Unter den positiven und historischen Behauptungen hingegen steht, bey der Kürze des Textes, manche ohne Beweis da, die nicht gegründet oder doch nicht so sicher ist. Ueber einiges dieser Art, das sich auf Autopsie antiker Monumente in Italien bezieht, ist Hr. *Hirt* schon von einem andern genauen Alterthumsforscher, der den Vortheil der Kenntniss der Originale mit ihm gemein hat, in Anspruch genommen worden; anderes scheint auch dem Rec. zu sicher vorgetragen. So die Angabe S. 48., dass die unter dem Namen eines macedonischen Alexanders im Dresdner Museum bekannte Statue ursprünglich ein Antinous als Bacchus gewesen sey. Die Sache *kann* sich so verhalten haben; aber diese Art der Erzählung lautet so, als sey das ein historisches Factum, was doch nur eine wohlausgedachte Hypothese ist: denn selbst über die Frage, ob Alexander d. Gr. nicht dennoch wirklich auf seinen Münzen portraitirt sey, findet noch Ungewissheit statt, und Hr. *Cousinery*, der hieraus einen Gegenstand langer und sorgfältiger Untersuchungen gemacht hat, tritt neuester Zeit bejahend dafür auf. — So heisst es S. 59.: „Scopas stellte die Venus Pandemos auf einem Bocke reitend vor; solche Bildungen sind nicht auf uns gekommen, wenn wir etwa die Reliefs ausnehmen, wo die Meeresgöttinnen, wozu auch Venus gehörte, auf Seeböcken und andern Seeungeheuern sitzend erscheinen." — Allein in Berlin selbst befindet sich ein schöner antiker Carneol, der diese Venus Vulgaris nach jener Idee des Skopas vorstellt, wie sie auf einem Bocke reitet und ihm schmeichelt. (S. *Winckelm. Descr. du Cab. de Stosch* Nr. 579. S. 120.)

Die äusere Einrichtung, Druck und Stich der Platten ist gut ausgefallen, und gewöhnt das junge Auge bald an das Schöne und Gefällige. Durch die am Anfang und Ende mancher Abschnitte in den Text eingedruckten *Vignetten*, die keine leeren Verzierungen, sondern zum Ganzen gehörige Vorstellungen sind, hat man die typographische Eleganz des Buchs erhöhen wollen; allein Rec. wünscht, dass man diese Vignetten für die künftigen Hefte aufgeben und lieber ein oder zwey Kupferplatten mehr beyfügen möchte, die dann eben so viel und mehr enthalten würden, als jene Vignetten. Denn abgerechnet, dass das Eindrucken der Vignetten auf die Textesbogen mit so vieler Mühe verbunden ist, und dadurch beträchtlichen Aufwand macht (der hier möglichst zu vermeiden ist): so nimmt sich eine Vignette auf dem deutschen dünnen Papier selten gut aus, indem die Zeilen des Rückdrucks immer durchschimmern. Auch können leicht Verwechselungen geschehen, wie hier wirklich S. 15. Z. 4. v. u., und in der dritten Zeile des Artikels Jupiter, wo es beidesmal heissen muss: *Vignette* 7., und S. 17. Z. 1., wo *Vignette* 6. citirt seyn sollte. Sind alle Abbildungen auf besondern Kupfertafeln bey einander, so dass man sie künftig, besonders gebunden, neben den Textband legen kann, so ist dies die bequemste unter allen möglichen Einrichtungen für ähnliche Werke, anstatt dass bey dem Beziehen auf Vignetten ein lästiges Hin- und Herblättern nicht vermieden werden kann.

Zum Schluss noch eine Bemerkung über den Gedanken des Vfs., den er in der Vorrede S. XI. hinwirft: „es möge nun jemand ein ähnliches Werk im Grosen versuchen, und *alle* in Europa zerstreuten Monumente so in Classen neben einander gestellt, in treuen Abbildungen liefern." Gewiss, ein Unternehmen, dessen blosse Idee jeden Kunstfreund begeistern kann! Das wäre dann ein neuer Montfaucon in einer Vollkommenheit, wovon der alte nur die entfernte Idee giebt! Allein der Vf. fügt auch gleich seine Ausrufungen über die unermesslichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens bey, und wir stimmen mit ihm darin ein. Was sich aber für diese schöne Idee thun lässt, und was weder die Kräfte eines Bearbeiters noch Verlegers übersteigt, ist, wenn Monographieen einzelner oder einiger verwandter mythologischer Wesen unternommen würden. So würde es einen schönen Stoff geben, alles noch vorhandene antike Bildwerk, den Jupiter vorstellend, also Statuen, Büsten, Bronzen, Basreliefs, Gemmen, Münzen, Gemälde, aufzusuchen, diese in treuen Nachbildungen neben einander zu stellen, mit genauen Nachweisungen, wo sie sich jetzt finden, und wo von ihnen

ihnen gehandelt ist, dabey die verlornen, den Jupiter darstellenden Werke, von denen die Alten noch sprechen, aufzuzählen, und folglich nun in dem dazukommenden Commentare den ganzen Mythus vom Jupiter zu erschöpfen. Die reichen Artikel von Apollo, Minerva, Venus, wären schon Aufgaben, welche auszuführen kein gemeiner Muth erfordert würde, und doch wieder von der Art, dafs die Vollendung nicht als eine Unmöglichkeit erscheint. Mit jeder solchen Monographie, die sich durch Supplemente zur höchstmöglichen Vollständigkeit erheben würde, wäre dann ein Theil des grofsen archäologischen Werkes geliefert, nach welchem, wie nach einem unerreichbaren Land der Sehnsucht, jeder Kunstfreund einen alten, immer erneuten Wunsch in seinem Herzen trägt!

Lübeck, b. Bohn: *Wilhelm Dümont*, ein einfacher Roman von *Eleutherie Hochberg*. 1805. 340 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Kunstwerk einer weiblichen Hand verräth mehr Geist als die meisten ephemeren Werke des schönen Geschlechts, ja, als die meisten Werke der beliebten und verrufenen Classe, zu der es gehört. Die Anlage zeigt Sinn und Kunst; aber eine Kunst, die aus der Fülle der Empfindung und der lebendigen Theilnahme an dem Gegenstande der Darstellung von selber quillt; also der besten von allen; in der Ausführung spricht uns überall ein schönes und reiches Gemüth an; das tiefe Gefühl entfaltet sich leicht, und bekleidet sich mit einem zarten und anmuthigen, oft gewählten und vollendeten Ausdruck. Die Vfn. hat die Briefform gewählt; es ist meist die Heldin, welche schreibt. Was auf der einen Seite Erleichterungsmittel der Schwierigkeiten war, erscheint auch als schicklich in einem Roman, welcher vornehmlich die innere Geschichte einer schönen Seele darstellen sollte, und nicht als architektonisches Kunstwerk, sondern als eine rührende Musik der Gefühle erscheinen wollte. Daher ist auch die Geschichte der äufsern Verhältnisse, durch die sich das Gefühl in mannichfaltigen Modulationen bis zum befriedigenden Aufschlufs fortbewegt, wie der Faden, der eine Blumenschnur zusammenhält, der minder bedeutende und beachtete Theil. Adelaidens Herz, ihre Bekümmernisse und Freuden sind der Mittelpunkt des Interesse, nach welchem sich alles übrige lenkt, in welchem alles sich auflöst. Die Strahlen, die von da ausgehn, erleuchten und erwärmen auch die übrigen umgebenden Gestalten, denen es, für sich betrachtet, zu sehr an lebendiger Fülle und rundender Ausbildung fehlt. Dieses gilt vornehmlich von dem Charakter der Männer, die wir eigentlich nur durch das Medium einer weiblichen Anschauung kennen lernen, wodurch ihre glänzende Einseitigkeit erklärt und entschuldigt wird. Aber auch in Dümonts, von ihm selbst entworfenem Leben zeigt sich eher die weibliche Hand der Freundin, als des Mannes kräftiger Strich. Auch fehlt es in dieser Erzählung zwar nicht an romantischem Interesse; aber an vollständiger und zierlicher Entfaltung und an der Ausbildung des Details, die der Vfn. im Briefstil besser gelingt. Manche Gestalt geht zu eilfertig vorbey, nur als Umrifs und zu schwach gefärbt; und die einzelnen Reflexionen und Züge flattern zu sehr aus Mangel fester Verbindung. Die freyere Form des Briefes duldet dieses; der lyrische Gang desselben fordert es oft; aber die Erzählung will Ruhe, Stetigkeit, innern Halt und Ausführlichkeit. In den Briefen ist die Freyheit meist glücklich benutzt; nicht nur für die Hauptsache, sondern auch für manches gefällige Nebenwerk, das mit anmuthigem Scherz den ernsten Ton des Ganzen unterbricht und erheitert.

Ausgezeichnet ist in diesem Roman der freye Schwung edler Gesinnungen und die schöne und charakteristische Mischung des Grofsen mit weiblicher Zartheit und Mildigkeit. Nur an einigen Stellen scheint uns die strenge Scheu verletzt, mit welcher dem gebildeten Menschen, und dem Weibe insbesondere, die Heiligkeit alter Sitten und würdiger Grundsätze jederzeit zu verehren geziemt. Von dieser Art ist, was S. 85. von *den unsinnigen Gesetzen und unnatürlichen Pflichten der Ehe*, und S. 165. von einem *Hirngespinnste von Tugend* gesagt wird; beides an Stellen, wo keine Leidenschaft den allzukühnen Ausbruch der Freyheit gebietet oder entschuldigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Lübeck*, b. Greens W.: *Accessiones ad bibliothecam juris Lubecensis*, adornatae a *Christiano Nicolao Carstens*. J. U. L. 1803. 42 S. 4. (12 gr.) — Bey der Menge von Schriften, besonders kleinen Abhandlungen und Aufsätzen, über das Lübeckische Recht sind vollständige literarische Nachweisungen für diejenigen, welche dieses Statut interessirt, von nicht geringem Werthe. Seit 1776., da *Bünekau's bibliotheca juris Lub.* erschien, hat dieser Theil der Literatur schon manchen Zuwachs bekommen. Der Vf. der vorliegenden Accessionen hat daher einen lobenswerthen Fleifs angewandt, theils den Gebrauch jener Bibliothek durch Angabe der Sammlungen, worin diese oder jene kleine Schrift sich befindet, zu erleichtern, theils aber auch die seitdem nöthig gewordenen Nachträge zu liefern. Einer nähern Anzeige der innern Einrichtung bedarf es hier nicht, da diese aus der angeführten Bibliothek schon bekannt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Januar 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Dietrich: *M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres* ad optimorum exemplarium fidem recenſiti atque prooemio, argumentis et indice rerum inſtructi a *Jo. Fried. Wagner.* 1804. 96 S. gr. 8. (Druckpap. 5 gr. Schreibp. 8 gr. Velinp. 12 gr.)

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in M. Tullii Ciceronis de legibus libros tres conſcriptus a *J. F. Wagner.* 1804. 184 S. gr. 8. (Druckp. 14 gr. Schrp. 18 gr. Velinp. 1 Rthlr. 2 gr.)

2) *Ebendaſ.: J. Curtii Rufi de rebus geſtis Alexandri Magni* libri ſuperſtites ad opt. exemplarium fidem recenſiti atque prooemio et indice rerum inſtructi a *Frid. Schmieder.* 1803. 331 S. gr. 8. (Druckp. 20 gr. Schrp. 1 Rthlr. 6 gr. Velinp. 2 Rthlr.)

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in Q. Curtii Rufi de rebus geſtis Alexandri Magni libros — conſcriptus a *F. Schmieder.* 1804. 352 S. gr. 8. (Druckp. 20 gr. Schrp. 1 Rthlr. 6 gr. Velinp. 2 Rthlr.)

Der Herausgeber von Nr. 1. Hr. Dir. *Wagner*, in Lüneburg, hatte ſich ſchon durch ſeine Ausgabe von Cicero's *erſtem* Buch über die Geſetze, vorgearbeitet; weiter fortgeſetztes Studium des Cicero und ſeiner Quellen haben ihn jetzt in Stand geſetzt, viele dunkle Stellen aufzuklären und einige verdorbne zu verbeſſern. Die wahre Urſache der Unverſtändlichkeit und Verwirrung in ſo vielen Stellen ſcheint aber freylich tiefer zu liegen, als daſs ſie die ſcharfſinnigſte Kritik und Exegeſe heben könnte, wir meinen darin, daſs Cicero's Abhandlung vermuthlich nur Bruchſtück iſt, erſter Entwurf, ermangelnd der letzten Ausbildung in Sprache und Sachen, wahrſcheinlich erſt nach des Vfs. Tode aus einem flüchtig geſchriebenen Concept, worin manches durchſtrichen, zwiſchen den Zeilen und an den Rand geſchrieben ſeyn mochte, ans Licht geſtellt.

Richtig iſt die Anſicht des Herausgebers, daſs Cicero kein eigentliches Syſtem des Natur- oder Vernunftrechts in unſerm Sinne aufſtellen wolle, ſondern nur zu zeigen bemüht ſey, Recht und Geſetz, welches damals in Rom die Verwirrung der Zeitumſtände theilte, ſey nicht menſchlicher Abkunft noch bloſses Machtgebot der Gewaltigen, ſondern es ſey göttlicher Natur, wie ſchon *Zeno* (Cic. N. D. 1, 14.) geſagt hatte: *Naturalem legem divinam eſſe, eamque vim obtinere resta imperantem prohibentemque contraria.*

Auf dieſe feſte Baſis ſeine Geſetzgebung gründend, läſst er gleichwohl nicht etwa nur Geſetze der reinen Vernunft folgen, ſondern er nimmt Rückſicht auf die Menſchen, wie ſie ſind, vorzüglich auf die Römer, auf ihre ererbte Denkungsart, ihre Sitten, Geſetze, Eigenheiten, und giebt ihnen wahrhaft nationale römiſche Geſetze, in welchen allen ſich aber die Vernunft oder das ewige Naturgeſetz ausſpricht.

Der Bearbeitung der Ciceroniſchen Abhandlung liegt Davies's Ausgabe zum Grunde; die Kritik, ſo enge Gränzen ihr auch der Plan der *Rupertiſchen* Sammlung anweiſt, lieſs ſich keineswegs umgehen; die Spracherklärungen erhalten ſich in zweckmäſsiger Kürze; die Entwicklung und Prüfung der Ciceroniſchen Ideen iſt dem Herausgeber, wie billig, Hauptſache, und wird von ihm mit einer gewiſſen Ausführlichkeit, hier und da mit Weitläuftigkeit, verhandelt.

Der Commentar zu den Geſetzen über die Religion vom *achten* Kapitel des *zweyten* Buchs an ſcheint uns vorzüglich ergiebig an guten und prüfungswerthen Bemerkungen, deren einzelne auszuzeichnen zweckmäſsig ſeyn dürfte. Cicero ſchickt (K. 7.) eine Vorrede zur Empfehlung des Geſetzes (K. 6, 14. *de ejus legis laude dicam*) vorauf, nach dem Vorgang von Zaleucus, Charondas und Plato. Was den Zaleucus anlangt, ſo macht Quintus die Einwendung: *Quid, quod Zaleucum iſtum negat ullum fuiſſe Timaeus?* wobey die Bemerkung wohl nicht überflüſſig geweſen wäre, daſs dieſe unbeſtimmte Angabe, nach Anleitung der vom Herausgeber beygebrachten Parallele *ad Att.* 6, 1, wahrſcheinlich dahin zu deuten ſey, daſs Timäus geläugnet, daſs Zaleucus Geſetzgeber der Locrer geweſen. Vergl. *Heyne opuscula* V. 2. p. 62 f. Cicero antwortet: *At Theophraſtus auctor haud deterior, mea quidem ſententia; meliorem multi nominant: commemorant vero ipſius cives, noſtri clientes, Locri.* Gewiſs iſt dieſe Stelle verdorben und wird verſchieden geleſen; aber auch die vom Herausg. vorgetragne (es iſt nicht deutlich, ob ſeine eigne) Aenderung: *At Theophr. auctor haud deterior, mea quidem ſententia melior et multi eum nominant*, thut uns nicht ganz Genüge. Wir glauben nicht, daſs jene auf den Timäus ſich ſtützende Einwendung aus dem Munde des Quintus, ſondern vielmehr des Atticus ſey, der ſich als Freund des Timäus ſehr ſchicklich auf dieſen beruft. In der angeführten, ganz ähnlichen Stelle des Br. an den Atticus heiſst es: *Quis Zaleucum leges Locris ſcripſiſſe non dixit? num igitur jacet Theophraſtus, ſi id a Timaeo, familiari tuo, reprehenſum eſt?* Demnach leſen wir in der Antwort des Cicero: *At Theophraſtus,*

auctor haud deterior, mea quidem sententia, familiari tuo, et multi nominant. In dem Gesetz selbst K. 8, 20. liest der Herausg. *Augures signis et auspiciis prodigia* (für *postea*, statt dessen *Lambin* las *postera*) *vidento.* Gut wird §. 21. erklärt: *Augures templa liberata habento* durch *ad adspectum libera*, weil der *Augur* seinen Platz zum *Augurium* so nahm, dass er nach allen Seiten hin freye Aussicht hatte. Dass K. 9, 22. *Caute vota reddunto*, nach des Herausg. richtiger Bemerkung, vom Thun eines Gelübdes, nicht von der Bezahlung desselben, gesagt werde, bestätigt sich auch aus Cicero's Commentar über dieses Gesetz K. 16, 41. *diligentia votorum, voti sponsio.* Den Zusammenhang des Gesetzes mit den Folgenden giebt der Herausg. sehr gut an.

Vom *zehnten* Kapitel fängt Cicero an seine Religions-Gesetze weiter aus einander zu setzen *(suadet).* Gleich beym ersten Gesetz K. 8, 19.: *Qui secus faxit* (d. h. *ad divos non adit caste*), *deus ipse vindex erit*, und dem Commentar dazu K. 10, 25. *praesentis poenae metu religio confirmari videtur* nimmt der Herausg. Anstoss. Wenn er den Cicero mit sich in Widerspruch glaubt, weil er K. 6. mit dem Plato gesagt, das Gesetz müsse nicht alles durch Gewalt und Drohungen erzwingen: so bedenkt er nicht, dass Cicero und Plato dort blos davon reden, dass man durch empfehlende Exordien die Gemüther für zu gebende Gesetze empfänglich und ihnen geneigt zu machen habe. Eben so wenig widerspricht, welches der Herausg. glaubt, hier Cicero dem, was er im *Prooemium* zu den Religionsgesetzen K. 7. gesagt; denn ob er daselbst gleich die *pietas* auf die Achtung gegen die Götter und gegen die moralische Weltordnung gründet: so setzt er doch ausdrücklich hinzu: *Utiles autem esse opiniones has, quis neget, quum intelligat, quam multa firmentur jure jurando, quantae salutis sint foederum religiones? quam multos divini supplicii metus a scelere revocarit?* In K. 12, 29. *Ferias compositor anni conferre debet et ad perfectionem operum rusticorum* ist uns die *Copula* verdächtig und scheint aus den Endbuchstaben des voranstehenden *debet* entstanden zu seyn. Dass diese Feste nicht, *auch*, *unter andern*, sondern überall nach vollbrachten Landarbeiten gehalten werden sollen, sagt auch das Gesetz K. 8, 19. *ferias in famulis* (i. e. *inter famulos*), *operibus patratis, habento: itaque ut cadant in annuis anfractibus, descriptum esto.* In dem Satz: *Plures — sacerdotes, et respondendi juris, et consitendarum* (wofür der Herausg. sinnreich vorschlägt *concipiendarum*) *religionum facultatem adferunt*, haben die beiden letzten Worte Irrungen veranlasst, da sie nach dem Sprachgebrauch zu sagen schienen: Die Menge der Priester gab Veranlassung, setzte andre in den Stand, Rechtsbescheide zu geben, und die Religion auszulegen, oder religiöse Formeln abzufassen, wogegen der Zusammenhang vielmehr den Sinn gebietet: die Anzahl der Priester macht es möglich (*fac. adferunt* für *habent*, *possunt respondere* etc.), dass sie über alle die Religion betreffende Rechtsfragen antworten und den Cultus einer jeden Gottheit auslegen. In der *Episode* von der *Divination* K. 13, 32. scheinen uns die zwey Ansichten des Marcellus und des Appius (warum nennt der Herausg. die letztre *mira sane?*) deutlicher und einfacher ausgedrückt, als dem Herausg. in seiner nicht recht klaren Anmerkung. Marcellus, sagt Atticus, sieht die Auguralwissenschaft für eine Erfindung der Staatsklugheit an; dem Appius dagegen *disciplina vestra quasi divinare videatur prorsus posse*, scheint eure *Disciplina auguralis* wirklich und wahrhaftig gleichsam zu weissagen. Durch *quasi* wird die Personificirung angedeutet, die sich hier Atticus nicht ohne eine kleine Spötteley gegen diese angebliche Wahrsagerin erlaubt, ungefähr in der Art, wie Vellejus beym Cicero (N. D. 1, 8.) die Vorsehung der Stoiker das alte wahrsagende Weib (*anum fatidicam Stoicorum* προνοιαν) nennt. Der Herausg. macht darauf aufmerksam, dass Cicero, der späterhin in seinen Büchern von dem Divinationsvermögen wie Marcellus über diese Wissenschaft dachte, noch damals, als er die Bücher von den Gesetzen schrieb, weniger aufgeklärte Vorstellungen hierüber hegte und die *disciplina auguralis* für eine verlorne Wissenschaft hielt, die einst wirklich unter den Römern als Divination vorhanden gewesen. Dass es aber mit dieser Erklärung aufrichtig gemeint sey, folge daraus, meint der Herausg., weil Cicero keine Ursache gehabt habe, sich gegen seinen Freund, den Epicureer Atticus, zu verstellen, bey welcher Bemerkung jedoch der Herausg. wohl nicht bedachte, dass sich Cicero zwar nur als im vertrauten Gespräch mit Atticus und Quintus (welcher letztre überdem in diesem Stück orthodox war) begriffen, vorstellt, aber doch wirklich sein Werk für das Publikum bestimmt haben wird, gegen das er indess mit der Sprache frey heraus zu gehen, ebenfalls wohl kein Bedenken haben konnte, da schon ein Augur in einer Schrift die Auguralwissenschaft als Divination bestritten hatte. Unmittelbar vor dem *vierzehnten* Kap. kann etwas ausgefallen zu seyn scheinen, weil der ganze §. 21. in den Religionsgesetzen K. 8., an dieser Stelle, wo ihn die Reihe des Commentirens träfe, von Cicero gar nicht berührt wird. Richtig fasst der Herausg., was K. 15, 36. von den Eleusinien gesagt wird. Cicero untersagt alle nächtlichen Mysterien der Frauen, ausser den *Sacris Bonae Deae.* Atticus legt für die Eleusinien ein gutes Wort ein. Der urbane Cicero antwortet: *Ego vero excipiam* „freylich wohl möchte ich sie ausnehmen" denn sie haben grosse Verdienste um die Menschen. Gleichwohl sind die nächtlichen *Sacra* solchen Missbräuchen unterworfen, dass ich sie in meinen für Rom berechneten Gesetzen nicht dulden kann. §. 37. ist dunkel: *sacerdos imprudentiam consilio expiatam metu liberet*, wofür der Herausg. vorschlägt: *imprudentiam consilii.*

Ueber die Musik bey öffentlichen Spielen hatte Cicero Kap. 9, 22. folgendes Gesetz gegeben: *Iudis publicis, quod sine curriculo et sine certatione corporum fiat, popularem laetitiam in cantu et fidibus et tibiis moderanto.* Nun vergleiche man damit

sorg-

sorgfältig Cicero's Erläuterung Kap. 15, 38., und man wird wahrscheinlich noch mehr Auffallendes darin finden als der Herausg. Ungewöhnlich ist die Eintheilung der circensischen und scenischen Spiele: *quoniam sunt cavea circoque divisi*, welche Worte wir für ein Glossem halten. *Ludi publici, — sint corporum certationes* ist unbequem ausgedrückt, und es werden gymnastische Spiele anbefohlen *(sint)*, von denen doch hier gar nicht zu reden, das Gesetz ausdrücklich erklärt. Zu *curriculis equorum* scheinen uns die Worte: *usque ad certam victoriam in circo constitutis*, ein müssiger Ansatz eines Interpolators. Dem Herausg. ist nur das letzte Wort verdächtig; die folgenden, *cavea, cantu, voce ac fidibus* verbessert er unsers Erachtens richtig; *in cavea cantus voce ac fidibus*. Folgende freyere Aenderung würde das Ganze in Einklang mit den Gesetzes-Worten bringen: *Jam ludis publicis, (f. ludi publici) sine (f. sint) corporum certatione (f. certationes), cursu et pugilatione, luctatione curriculisque equorum, constet (f. constitutis) in cavea cantus voce* u. s. w. §. 39. stellt Cicero die alte Musik mit der neuen zusammen: *Illa quidem, quae solebant quondam compleri severitate jucunda Livianis et Naevianis modis, nunc, ut eadem exsultent, cervices — torquent sc. histriones*. *Illa* müssen freylich, wie der Herausg. bemerkt, die Plätze seyn, wo die Zuschauer sitzen; aber da scheint doch ein *Substantivum* unentbehrlich zu seyn; daher wir lesen möchten: *Caveae quidem, quae solebant quondam compleri — modis, nunc ut eaedem exsultent*. Vergl. Aen. 5, 340 f. *Hic totum caveae consessum ingentis et ora Prima patrum magnis Salius clamoribus implet*. Der Ausdruck aber: *loca, caveae exsultant*, hat eben so wenig hartes, welches doch der Herausg. meynte, als wenn wir sagen: das Parterre ist in Bewegung, klatscht, pfeift. §. 41. wird *poena violatae religionis justam recusationem non habet* nach dem Zusammenhang und dem Gesetz einzig richtig von der Strafe erklärt, welche auf nicht vollbrachte Gelübde steht. Desto auffallender ist die unmittelbar an diese Worte angeknüpfte Abschweifung von Kap. 16, 4.: *Quid ego hic sceleratorum utar exemplis?* bis zum Schluss des 17ten Kapitels, wo Cicero von den göttlichen Strafen derer handelt (nicht, welche Gelübde nicht erfüllt haben, sondern), welche ihn ins Exil geschickt, seine Laren von ihrem Sitze vertrieben, und an ihrer Stelle die Bildsäule der Göttin Licentia errichtet. Dem Herausg. scheint es vorbehalten gewesen zu seyn, auf diesen befremdlichen Auswuchs zuerst aufmerksam zu machen, und die ganze Stelle sowohl ihrer Ungehörigkeit als auch vieles Auffallenden in Sprache und Stil wegen für dem Cicero untergeschoben zu erklären. Wenn wir gegen den letztern aus der Sprache hergeleiteten Grund auch noch Zweifel haben, da diese Mängel in dem unvollendeten Zustand des Werkchens, in Corruptelen und Interpolationen ihren Grund haben können, und uns die Unächtheit der Stelle noch nicht ausgemacht scheint: so treten wir dem Herausg. doch darin unbedingt bey, dass hier diese Ausführung durchaus nicht Platz haben kann. Aber vielleicht wo anders? Im ersten Gesetz Kap. 8, 19. sagt Cicero: Wer die Pietät gegen die Götter verletzt, *deus ipse vindex erit*, und in der Erklärung darüber Kap. 10, 25.: *Quod autem non homo judex, sed deus ipse vindex constituitur, praesentis poenae metu religio confirmari videtur*. Hier oder nirgends schloss Cicero seine Herzenserleichterung über die göttlichen Strafen, welche seine Verfolger getroffen, an: gewohnt von seinen Thaten und Angelegenheiten und von den Auszeichnungen zu sprechen, die ihm von den unsterblichen Göttern zu Theile geworden, fand er die Gelegenheit zu lockend, um nicht auch hier etwas davon einfliessen zu lassen; aber es scheint nur eine leicht und nachlässig an den Rand beygezeichnete Digression zu seyn; bestimmt zu gelegnerer Zeit sorgfältiger behandelt und in einem schicklichen Zusammenhang in den Text eingereiht zu werden. Leider fand der Abschreiber nicht die rechte Stelle, für die sie bestimmt war, und da er auf eine den Worten nach dazu passend scheinende Kap. 16, 41.: *Poena violatae religionis justam recusationem non habet*, stiess: so rückte er hier, unbekümmert um den genauern Zusammenhang, die Stelle vom Rande ein. Und nun noch einige Bemerkungen über Einzelnes dieser Episode. Was Cicero eilend an den Rand schreiben mochte, dürfen wir nicht zu genau nehmen. *Omnia tum perditorum hominum scelere, discessu meo, religionum jura polluta sunt*. Richtig wird vom Herausg. das Ueberflüssige von *tum* bemerkt, da *discessu meo* Zeit und Sache deutlich bestimmten; dass *scelere, discessu meo* so gepaart, einen falschen Sinn geben könne; dass nicht *omnia religionum jura* verletzt waren, sondern blos die gegen Cicero's *Lararium*, welcher Tadel freylich die zu hohe Meinung des Cicero von sich trifft, der in seiner Angelegenheit den ganzen Götterstaat beleidigt, geschändet glaubte. Zu subtil ist wohl der Herausg., wenn er bey: *pulsus a delubris is, qui illa servarat* fragt, ob denn Cicero erst aus Rom vertrieben worden, nachdem man schon den Tempel der Licentia errichtet habe, weil dieses nämlich unmittelbar vorher erzählt worden. *Circumspicite celeriter animo (nihil enim adtinet quemquam nominari), qui sint rerum exitus consequuti*. Hier nimmt der Herausg. theils an *celeriter* Anstoss, theils an der Parenthese, die er nicht begreift, vermuthlich, weil er *quemquam* auf einen Menschen bezieht, wozu wir vielmehr *exitum* denken, und das Ganze so fassen: „Wendet sogleich euren Blick von dieser Verletzung der Religion auf die Begebenheiten, welche darauf erfolgt sind: denn es wäre überflüssig, euch eine einzelu zu nennen." Cicero hatte bey seiner Abreise eine Pallas, die er zu Hause verehrt hatte, im Capitol mit der Inschrift aufgestellt: *Palladi Romae custodi*. Er selbst sagt: *eam ex nostra domo in ipsius patris* (in ihres Vaters, des Jupiter) *domum detulimus*. Der Herausg. findet Jupiters Benennung zu matt und glaubt, dass ein mehrsagendes Wort hier gestanden habe, welches vielleicht in der angeführten Inschrift zu finden sey; wir begreifen nicht, wie. *Vita cruciati atque dedecore* hält der Herausg. mit andern Kritikern für verdorben,

und

und giebt Pearce's Conjectur *vitae cruciati dedecore*; aber dadurch wird die Concinnität zerstört, indem jenen Worten entspricht: *sepultura ac justis exsequiarum*. Auch sagen jene Worte nach der Figur Hendiadyoin eben das was Pearce's Conjectur. Der Herausg. fragt, wie *luctus animi* unter die menschlichen Strafen gerechnet werden könne; aber das thut auch Cicero nicht, sondern er sagt nur, die Menschen sähen oft für göttliche Strafen an, was gewöhnliche Uebel des Lebens wären, die auch die Guten träfen, als der Tod, Schmerz des Körpers, Traurigkeit des Gemüths u. s. w. Am Schluss dieser Stelle: *Tantum ponam, erui duplicem poenam esse divinam*, tritt der Herausg. denen bey, welche *erui* ganz durchstreichen; uns scheint *cerni* das passendere Wort dafür zu seyn.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schwerin, b. Bärensprung: *Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser*. Jahr 1804. Nebst einem Anhange von vermischten poetischen Versuchen, von *Ehrenhaus*. 313 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Desselben Buchs Fortsetzung für 1805. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. will in diesen Taschenbüchern laut der Vorrede zu Nr. 2., seine Gedanken über die *Vorkommenheiten* im Leben, und die Reflexionen mittheilen, zu welchen ihn seine Erfahrung veranlasst hat, und meint, „ein humanes Publikum werde schon zufrieden seyn, wenn er als Schriftsteller nur anspruchlos auftrete, und wenigstens nichts Schädliches und Sittenverderbendes in seine Arbeiten aufnehme;" allein Rec. muss, selbst auf die Gefahr, für inhuman von dem Vf. gehalten zu werden, daran zweifeln, dass jene Leser so genügsam seyn werden. Das wenige Gute, was diese Taschenbücher unter der Rubrik: Apophthegmen und Lakonismen enthalten, findet man schon anderwärts gedruckt, und das übrige, was hier zum erstenmal erscheint, ist durchaus so mittelmäsig oder schlecht, dass es auch wohl noch etwas besseres mit in die Fluth hinabziehen könnte. Zum Beleg für diese Behauptung nur ein Paar Proben aus dem Anhang von poëtischen Versuchen, die in Nr. 1. den meisten Raum, ungefähr zwey Drittel des ganzen Taschenbuchs, einnehmen, und welche, einige etwa ausgenommen, die der Vf. sonst woher entlehnt zu haben scheint, fast alle von gleichem Gehalt sind. Ein Gedicht mit der Ueberschrift: In *Doctorem Juris Promoto (um)* schliesst so:

Thränen, die die Tugend weint,
Mindern, und als Menschenfreund
Andrer Wohlfahrt gründen:
Lässt Belohnung finden
Am errungenen Ziel.
Sieht dereinst mit heiterm Blick (Wer?)
Auf der Tage Reih' zurück,
Die ihm ist verflossen,
Wenn die Scen' geschlossen,
Und der Vorhang fiel.

Die Elegie auf den Tod eines Vaters in Nr. 1.: so wie die Elegie auf den Tod *Kants* in Nr. 2. sind nichts als leerer Wortschaum, blosse Phraseologie. So heisst es z. B. in der letztern:

Denkend und forschend nach Wahrheit betratst du die *dunkeln Gemächer*
Der kritischen Sichtung so ernst, und scheuchtest die Schatten der Nacht;
Den Vorhang, mit welchem so lang das Chaos des Menschlichen Wissens
Umhüllt war, zogst du zurück; man *sah durch Schleyer nicht mehr.*
— — — —

Zusammensetzungen wie *wolkenverschwägert* scheinen dem Vf. besonders zu gefallen; daher so viele ähnliche z. B. Hochgenuss umrauschter Sinn; der nachtdunkle Fittig; der Blitzstuhl des Richters. Dabey sind Reime, wie *her* und *freundlicher*, *schön* und *Lilien*, *erbleichend* und *schweigend*; *Sinn* und *blühn*, *erreichen* und *neigen* sehr häufig. Wes Geistes Kinder die altdeutschen Denksprüche, scherzhaften Gesundheiten und Devisen im neuern Geschmack sind, davon nur ein Paar Pröbchen. An der Spitze der erstern stehen folgende:

Gute Worte:

Die Kraft des guten Worts ist überall zu spüren
Durch ihn (he) kann man am Haar den Elephanten führen.

Kleine Leute:

Denk nicht, ein jeder Busch, der klein,
Sey darum leer: es kann ein Tiger drinnen seyn.

Unter den Gesundheiten verschmäht der Vf. für seine gebildeten Leser auch die schlüpfrigsten nicht. Folgende Verse:

Du brauchst dich nicht erst auszudrücken
Ich seh es schon an deinen Blicken,
Du willst ein Gläschen guten Wein,
Und einen Kuss — hier wird es seyn.

haben so sehr den Beyfall des Vfs., dass er sie in Nr. 2. noch einmal unter den Devisen im neuern Geschmack wiederholt. Auf die Gesundheiten folgen in Nr. 1. sehr alltägliche Aufsätze in Stammbücher. In den beiden kleinen Kinderschauspielen, oder *Handlungen für Kinder*, wie sie der Vf. nennt, *denen die Aeltern ihre Aufmerksamkeit gönnen*, ist weder ächte Kindersprache noch Poësie. Die *Anekdoten* in Nr. 2. scheint der Vf. ohne weitere Auswahl aus irgend einer unserer vielen Sammlungen der Art entlehnt zu haben: so wie die *Gedanken über die Komödie* eigentlich *Gellert* angehören, aus dessen Briefen sie mit einigen unbedeutenden Veränderungen in der Diction genommen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Januar 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Dieterich: *M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres — — a Jo. Frid. Wagner* etc.

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in M. Tullii Ciceronis de legibus libros tres conſcriptus a *J. F. Wagner* etc.

2) *Ebendaſ.: Q. Curtii Rufi de rebus geſtis Alexandri Magni — — a Fried. Schmieder* etc.

Ebendaſ.: Commentarius perpetuus in Q. Curtii Rufi de rebus geſtis Alexandri Magni — conſcriptus a *F. Schmieder* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 15. abgebrochenen Recenſion.*)

Der Herausg. von Nr. 2., jetzt Director in Brieg, giebt folgende mit Einſicht abgefaſste Schilderung des Curtius: „Er war der griechiſchen Sprache, deren Kunde zur Bearbeitung der Geſchichte Alexanders unumgänglich nothwendig war, nicht ſehr kundig; vom Kriegsweſen hatte er ſo wenig Begriffe, dals man faſt keine Beſchreibung eines Treffens oder einer Belagerung bey ihm recht verſteht (vergl. des Herausg. Anm. zu 3, 9, 12.); einen unwiſſendern Geographen als ihn wird man nicht leicht finden. Er ſcheint den gröſsten Theil ſeines Werkes aus dem Griechiſchen überſetzt, aber an den meiſten Stellen aus trüben Quellen geſchöpft zu haben. Einige Stellen laſſen vermuthen, dafs er den beſten Geſchichtſchreiber Alexanders, Ptolemäus, vor ſich gehabt habe; den Diodor von Sicilien überſetzt er bisweilen wörtlich, anderwärts iſt er bald viel ausführlicher im Einzelnen, bald verläſst er ihn ganz; auch den aufgeblasnen Schriftſteller Hegeſias ſcheint er nicht vernachläſſigt zu haben; aber das meiſte ſcheint er, wie Diodor, dem Clitarch, einem nicht glaubwürdigen Schriftſteller zu verdanken, indem er vielleicht aus dem Timagenes und den andern Geſchichtſchreibern hie und da Zuſätze machte. Daher geſchah es, dafs er bisweilen, wenn zwey Schriftſteller die nämliche Sache, aber jeder auf ſeine eigne Weiſe, erzählen, dieſe abweichenden Erzählungen derſelben Sache ſo zuſammenſtellte, als beträfen ſie verſchiedene Sachen. Aber er beging noch viele andre Fehler in der Geſchichte und in den Beſchreibungen von Merkwürdigkeiten theils durch eigne Schuld, theils durch die ſeiner Vormänner. Es ſind kaum drey Stellen, wo er das Falſche vom Wahren zu ſondern verſucht hat; er ſelbſt bekennt, er ſchreibe mehr ab als er glaube, und wage es nicht, das, was ihm zweifelhaft ſey, für gewiſs auszugeben; aber auch nicht das, was er überkommen habe, zu verſchweigen (9, 1, 34.); er gebe das Ueberlieferte unverfälſcht 7, 8, 11. (Der unkritiſche und unordentliche Compilator hat die Stirn, ſich über andrer ſorgloſe und leichtſinnige Behandlung der Geſchichte 9, 5, 21. aufzuhalten: *Tanta componentium vetuſta rerum monimenta vel ſecuritas, vel, par huic vitium, credulitas fuit.*) Bisweilen giebt er ſogar zu dem Verdacht Anlafs, einiges ausgedacht zu haben, um Gelegenheit zu dichteriſchen Schilderungen zu finden, z. B. 4, 3, 16. Oft iſt er in der Erzählung von Kleinigkeiten weitläuftig und läſst dagegen das Weſentliche aus. Nie giebt er die Jahre an, ſelten die Jahrszeiten. Ob er gleich im Ganzen nicht einen Panegyricus auf den Alexander anzukündigen ſcheint: ſo leuchtet doch die Begierde, ſeine Beredſamkeit zu zeigen, allenthalben dergeſtalt hervor, dafs er jede Veranlaſſung dazu ergreift und vorzüglich das Wunderbare dem Gewiſſern vorzuziehen ſcheint. Ueberhaupt befleiſsigt er ſich keineswegs des hiſtoriſchen Stils. Seine geſchmückten Reden verrathen den Redekünſtler; in den Schilderungen weifs er oft nicht Mafs zu halten, ſpricht hochtrabend und trägt zu ſtark rhetoriſche Schminke auf." Alles wahr von vielen einzelnen Stellen; nur laſſe man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, dafs ſeine Sprache im Ganzen würdig, ſeine Beredſamkeit männlich und kräftig iſt. Des Herausg. Hypotheſe über den Vf. läuft darauf hinaus, Curtius ſey ein ſpäterer Redekünſtler, ungewifs welches Jahrhunderts, dem es um ein Prachtſtück ſeiner rhetoriſchen Kunſt zu thun geweſen, und der den wichtigen Stoff nur, wie der romanhafte Clitarch, darum gewählt, um durch ihn ſeinem Werk gröſsern Glanz zu geben, unbekümmert übrigens um ächte Quellen und Nachrichten über ſeinen gefeyerten Helden. Von der Literaturgeſchichte des Curtius handelt der Herausg. nur kurz, giebt jedoch genaue Nachricht von einigen wenig gekannten alten Ausgaben deſſelben, nämlich: Baſel, b. Heinr. Petri. 1556. 8. Lugd., b. Gryph. 1569. 12. 1588. 12. Lugd., b. Paull. Frellon. und Abr. Cloquemin. 1597. 12. Lugd., b. Jac. Rouſſin. 1611.

Seiner Ausgabe legte der Herausg. den Freinsheim-Snakenburgſchen Text zum Grunde, der aber, man kann wohl ſagen, faſt auf jedem Blatt nach Handſchriften, nach den Urtheilen der Kritiker und des Herausg. ſelbſt verbeſſert erſcheint. Scheinbare Gloſſen oder Interpolationen ſind durch Klammern angedeutet. Die Olympiaden und die Jahre vor Chriſto ſind über jeder Seite des Textes angegeben. Das iſt die eine Hälfte von des Vfs Verdienſt um den Curtius, viel, recht viel für Berichtigung ſeines Textes geleiſtet

ſtet zu haben. Die Weitläuftigkeit ſcheuend wollen wir uns mit wenigen Beyſpielen begnügen. In der Stelle von dem Gordiſchen Knoten 3, 1, 17. *ſeries vinculorum ita adſtricta, ut, unde nexus inciperet quove ſe sonderet, nec ratione nec viſu persipi posset, ſolvere aggreſſo injecerat curam, ne in omen verteretur irritum inceptum*, fällt die Beſorgniſs Alexanders auf, der bey der Unternehmung wie bey der Ausführung des Wagſtücks ſich kühn und keck zeigte, während nur ſeine Macedonier über den Ausgang beſorgt waren. Einzig richtig iſt daher die auf Handſchriften gegründete Berichtigung: *Serie vinculorum ita adſtricta — ſalvere aggreſſus (Macedonibus) injecerat curam.* Eine gewiſſe Gloſſe ſpürt der Herausg. 3, 7, 8. auf: denn wenn hier Alexander bey Iſſus fragt: *utrum ne ultra progrediendum foret, an ibi opperiendi eſſent milites novi, quos ex Macedonia adventare conſtabat?* ſo iſt nichts davon bekannt, daſs man neue Truppen erwartet, noch, daſs hernach welche angekommen. Auch gedenkt Parmeno's Antwort ihrer nicht, ſondern ſagt nur, man ſolle hier ſtehen bleiben, weil der Ort zu einem Treffen vorzüglich geſchickt ſey, welcher Rath auch vom Alexander angenommen wurde: *itaque inter anguſtias ſaltus hoſtem operiri ſtatuit.* Grund genug, die Worte: *milites novi, quos ex Macedonia adventare conſtabat*, für unächten Zuſatz eines Menſchen zu halten, der nicht begriff, daſs hinter *an ibi opperiendi eſſent* zu ergänzen ſey *hoſtes*. Jene Worte hätten in Klammern eingezwängt zu werden verdient, deren ſich der Herausg. im Texte folgender Stelle 3, 10, 1. bedient: *priores Perſae invonditum et trucem juſtulere clamorem. Redditur et a Macedonibus, major (exercitus impar numero, ſed) jugis montium vaſtisque ſaltibus repercuſſus: quippe ſemper circumjecta nemora petraeque, quantamcunque accepere votem, multiplicato ſono referunt.* Wenn das Geſchrey der Perſer, wie auch Diodor ſagt, ihrer gröſsern Zahl wegen ſtärker war, und das Geſchrey der Macedonier nur, wie Curtius vermuthlich aus eigner Phantaſie berichtet, durch das Echo erſt groſs wurde, wie konnte Curtius, nach der gewöhnlichen Interpunction, ſagen: *Redditur et a Macedonibus major, exercitus impar numero, ſed* etc. Wenn man aber mit dem Herausg. *exercitus impar numero* für Gloſſem von *major* nimmt, und *ſed*, welches die meiſten Handſchriften nicht haben, durchſtreicht, ſo gehören *major repercuſſus* zuſammen und gehen auf den verſtärkten Wiederhall. Wir geben zu überlegen, ob man nicht hier mit Verſetzung eines einzigen Wortes abkommen könne: *Redditur et a Macedonibus exercitus impar numero, ſed major jugis* etc. „Auch die Macedonier erheben ein ihrer Truppen-Zahl wegen geringeres *(impar)* Feldgeſchrey, das aber lauter in den Bergen wiedertönt." Wie man aber die Stelle erklären oder leſen mag, ſo ſcheint ſie doch immer dieſelbe Schwierigkeit zu drücken, daſs der Berge Wiederhall ja ſo gut das Kriegsgeſchrey der Perſer als der Macedonier habe verſtärken müſſen, woran Curtius bey ſeiner Ausmahlung dieſer Scene vielleicht nicht gedacht hat, es ſey denn, daſs er ſich dadurch rechtfertigen lieſs, daſs die Stimmen des macedoniſchen Heeres an den Bergen, worunter ſie umringt waren, ſtärker wiederhallen mochten als die der Perſer, deren Mehrzahl auf den Höhen ſtanden. Um die Schilderung der Sichelwagen des Darius 4, 9, 4. hat ſich der Herausg. als Erklärer und als Kritiker gleich verdient gemacht. Wir erwähnen nur der Kürze halber, wie er in letzterer Eigenſchaft die Stelle behandelt hat: *utrimque a jugo ternos direxerant gladios: et inter radios rotarum plura ſpicula eminebant in adverſum.* Da es ſchwer zu begreifen iſt, wie innerhalb der Speichen der Räder Spieſse ſo angebracht ſeyn konnten, daſs ſie dieſelbe Richtung wie der Lauf des Wagens *(in adverſum)* nahmen, und was dieſe Vorrichtung den Feinden ſonderlich für Schaden habe thun können: ſo iſt es zu billigen, daſs der Herausg. nach einigen Handſchriften *gladios* ſtatt *radios* lieſt, und *rotarum* als Interpolation wegſtreicht. Vorn am Joche waren die Spieſse zwiſchen den vorragenden Degen an ihrem rechten Platze. Eine höchſt merkwürdige Entdeckung machte der Herausg. bey 4, 12, 22. 23., welche der höhern Kritik zugerechnet zu werden verdient. Hier kommen auf einmal zwiſchen die Schilderung deſſen, was vor dem Treffen bey Gaugamela vorherging, zwey Paragraphen vor, die durchaus nicht auf das Oertliche und die übrige Beſchaffenheit deſſelben paſſen, ſondern offenbar der Beſchreibung des Treffens bey Iſſus angehören und mit dem übereinſtimmen, was von letzterm theils im *dritten* Buch des Curtius ſelbſt, theils im Arrian und Diodor ſteht. Nun findet ſich aber wirklich, daſs die erſtern Zeilen dieſer Stelle faſt wörtlich aus der Beſchreibung der Schlacht bey Iſſus im Juſtin 11, 9. entlehnt ſind, und die Vermuthung des Herausg. iſt höchſt wahrſcheinlich, daſs das übrige, was nicht im Juſtin gefunden wird, in dem vollſtändigern Werk des Trogus Pompejus geſtanden habe, von wo die Stelle durch einen Interpolator wegen einer gewiſſen Aehnlichkeit in ein paar Umſtänden, die der Herausg. angiebt, mit der Schlacht bey Gaugamela hier eingeſchwärzt oder vielleicht nur als Parallele an den Rand geſetzt worden. Wahrſcheinlich hatte aber Curtius in ſeiner Beſchreibung der Schlacht bey Iſſus den Trogus vor Augen, und dieſer rhetoriſirende Schönſchreiber könnte leicht unter die Hauptquellen von Curtius Werk gehört haben.

Die andre Hälfte von des Herausg. Verdienſten um den Curtius ſetzen wir vorzüglich in ſeine hiſtoriſchen Erläuterungen, welche darin beſtehen, daſs er die griechiſchen Quellen des Diodor, Arrian, Plutarch u. ſ. w. Stelle für Stelle mit dem Curtius zuſammenhält, letztern aus jenen theils ergänzt theils berichtigt, die ungeheuern geographiſchen und hiſtoriſchen Verſtöſse deſſelben aufdeckt, und überhaupt manche Punkte in der Geſchichte der Feldzüge Alexanders aufklärt. Wir ſehen dieſe Ausgabe des Curtius als ein würdiges Seitenſtück zu des Herausg. Bearbeitung von Arrians Feldzug Alexanders und den Indicis an.

LITERATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Johnſon: *Memoirs of the life of Gilbert Wakefield*, E. A. formely Fellow of Jeſus College, Cambridge. In two Volumes. Vol. *I.* written by himſelf. A new edition, with his lateſt corrections and notes by the Editors. To which is ſubjoined an Appendix of Original Letters. 1804. XVI u. 560 S. (mit *Wakefield's* Bruſtbilde.) Vol. *II.* By the Editors of the firſt Volume. With an Appendix conſiſting chiefly of Original Letters and Papers. 1804. 531 S. 8.

Schon im J. 1792. gab der auch in Deutſchland als gelehrter Forſcher des Alterthums und als kühner Kritiker wohl bekannte *Gilbert Wakefield*, ſeine Lebensgeſchichte heraus, an deren Fortſetzung er aber durch ſeinen frühzeitigen Tod (am 9. September 1801. im 46 Jahre ſeines thätigen Lebens) gehindert wurde. Zwey ſeiner Freunde, *Rutt* und *Wainewright*, beſorgten nicht nur eine neue, von *W.* ſelbſt noch ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe der *Memoirs of himſelf*, ſondern ſetzten auch im *zweyten* Theil die Erzählung ſeiner Lebensumſtände von 1792 — 1801. (worunter die zweyjährige Gefängnifsſtrafe, die ſich *W.* durch groſse Unvorſichtigkeit zuzog, das wichtigſte Factum iſt) fort, und fügten einen ausgewählten Briefwechſel zwiſchen *W.* und ſeinen Freunden (wozu auch die deutſchen Gelehrten *Heyne* und *Jacobs* gehörten), nebſt einigen Urtheilen über den literariſchen und ſittlichen Charakter des Verſtorbenen hinzu. Unter den letztern zeichnet ſich die Charakteriſtik von dem freymüthigen D. *Parr*, *Wakefield's* vieljährigem Freunde, der auch die Herausgeber (Th. *I.* S. XV.) durch Briefe und andere Notizen reichlich unterſtützte, vortheilhaft aus. Auch die Charakter-Schilderung von einem Geiſtlichen der *engliſchen* Kirche läſst ſich gut leſen. Die Herausgeber berichten von ihr: „*which deſerves peculiar attention, as derived from an intimate perſonal knowledge of many years.*" Der *Clergyman* verdient auch um deswillen ſchon Beyfall, weil er ſo billig über einen Mann urtheilt, der ein Apoſtate von der *High-Church* war. *W.* trat nämlich nicht lange nach ſeiner Ordination zum Diakonus (1779.) aus Gewiſſensſcrupeln über die geleiſtete Subſcription der neun und dreyſsig Artikel, aus der engliſchen Kirche, und lebte ſeit der Zeit als Diſſenter ohne öffentliche Anſtellung, eine Zeitlang als Lehrer an einer *Diſſenting-Academy*, dann aber als privatiſirender Gelehrter zu Nottingham und Hackney.

W. war einer der rüſtigſten Polygraphen in England; ſeine zahlreichen philologiſchen, theologiſchen und politiſchen Schriften tragen alle, bey unverkennbaren Zeichen des Genies und eines vielſeitig gebildeten Geiſtes, das Gepräge der Eilfertigkeit und Schreibſchnelligkeit an der Stirn und ermangeln der Feile. Man erſtaunt, wenn man Th. *II.* S. 462. lieſt, daſs er zur Abfaſſung der *Memoirs of himſelf* nicht mehr als *zwölf* Tage brauchte. Und doch war es ein Band von 405 S. gr. 8.! Das ziemlich ſtarke Pamphlet gegen den Biſchof zu Landaff D. *Watſon*: *A reply to ſome parts of the Biſhop of Landaff's Addreſs to the People of Great Britain* im Januar 1798., welches die Quelle mannichfaltiger Leiden für ihn wurde, war binnen 24 Stunden zuſammengeſchrieben und der Preſſe übergeben (Th. *II.* S. 117.). Eben ſo eilfertig wurde auch die *Examination of the Age of Reaſon by Thomas Paine. Zweyte* Aufl. 1794. ausgefertiget. Dennoch iſt Inhalt und Diction dieſer Streitſchrift ſo vorzüglich, daſs ſeine Freunde folgenden Schluſs dieſer Schrift als einen Beweis ſeines ächt kosmopolitiſchen Sinnes und ſeiner blühenden Schreibart betrachten: „*I implore, finally, the omnipotent controller of events, who ruleth in the kingdom of men and giveth it to whomſoever he will* (Dan. 4, 32.), *to conſider his creature man in this moſt momentous criſis of our affairs! — to annihilate every ſentiment of national hoſtility in every breaſt; that the horrid circumſtances of war and ſlaughter may no where exiſt, but in the bloody page of hiſtory, as awful memorials of ſavage unregenerated man! to regard the ſorrows of the diſtreſſed African, and to compenſate with ages of conſolation the years, in which he has ſeen adverſity* (Pſ. 19, 15.) *— to confirm and comfort the glorious martyrs of truth, humanity, and freedom, whether in bonds or exile; to multiply the number of their fellowers, that riſing generations may call them bleſſed! — to overpower the deluſive flame of infatuated ſuperſtition, by the predominant radiance of the ſun of righteouneſs, the pure and undefiled religion of Jeſus Chriſt! — to conſolidate all fleſh with the cement of evangelical fraternity and benevolence! to harmonice all hearts with the ſympathetic influences of unity, peace and concord!*"

Schade nur, daſs der Mann, der ſein Symbolum: *Truth and Freedom* (Ἀλήθεια καὶ Παῤῥησία ſ. Vol. *II.* S. 3.)! ſo ſchön realiſirte und ſich, ſo lange er lebte, als einen: „*every friend to truth and liberty* (*Memoirs of himſelf* 1792. S. 405.) zeigte, durch die Heftigkeit ſeines Temperaments und Charakters und durch einen gewiſſen politiſchen Libertinismus zu Schritten verleitet ward, welche kein beſonnener und vorſichtiger Mann zu billigen vermag.

Noch müſſen wir bemerken, daſs ſich im *Univerſal-Magazine* (Vol. *III.* Nr. XIV. 1805. Jan. S. 18 ff. Febr. S. 105 ff.) einige bittere Bemerkungen, ſowohl über *Gilbert Wakefield* ſelbſt, als über die Herausgeber unſerer *Memoirs*, befinden. Den letztern wird groſse Weitſchweifigkeit, Seichtigkeit und Uebergehung wichtiger Züge in *W.* Charakter vorgeworfen. Der Vf. dieſer Stricturen hat ſich *Gaunt Notegore* unterzeichnet. Schon früher hatte *Mr. Cogan* (*Wakefield's Character as a man of letters* ſ. *Monthly Magazine* Vol. *XII.* S. 228 ff.) mit Freymüthigkeit den Verſtorbenen als Gelehrten und Schriftſteller geſchildert.

PARIS, b. d. Gebr. Fourmier: *Dictionnaire portatif de Bibliographie*, contenant plus de 17000 articles de Livres rares, curieux, eſtimés et recherchés, avec

avec les marques connues pour distinguer les éditions originales des contrefactions qui en ont été faites et des notes instructives sur la rareté ou le mérite de certains livres; on a fixé la valeur d'après les prix auxquels les livres ont été portés dans les ventes les plus fameuses, *suivi* du catalogue des éditions cum notis variorum, ad usum Delphini et de celles impr. par les *Aldes*, les *Elzevirs*, *Baskerville* etc. Par *F. J. Fournier*. 1805. VIII u. 405 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

An bibliographischen Werken fehlt es bekanntlich in Frankreich nicht; nur sind die meisten zu bändereich. Diesem Nachtheile wollte der Vf. durch dieses compendiöse Lexicon abhelfen; und gewiss würde er sich dadurch allgemeinen Dank erworben haben, wenn er aus jenen das Beste ausgehoben und mit dem Neuesten vermehrt hätte; zur zweckmäßigen Ausführung eines solchen Werks scheint es ihm aber eben so sehr an hinreichenden Kenntnissen, als an Genauigkeit gefehlt zu haben. Daher findet man hier viel, was man schwerlich in einem Lexicon dieser Art erwartet, und vermisst dagegen manches andere. Hierzu gehören besonders neuere Ausgaben älterer Werke die angeführt werden, wie z. B. *Raynouard's* Ausgaben von *Pascal*, zwey ganz neue Ausgaben von *Olivier de Serres Théatre d'Agriculture* etc. u. m. a. So findet man hier auch *Struvii Biblioth. hist. sel.*, aber eben so wenig die *Buderſche* als die *Meuselsche* Arbeit. So sind ferner die Ausgaben der klassischen Autoren zahlreich genug; und auch an Uebersetzungen fehlt es nicht; oft aber vermisst man die neuesten und besten, wie *Coray's* Ausgabe von *Heliodor's Aeth.*, die *Wolfische* Ausgabe Homers, (da doch manche andere Ausgaben deutscher Philologen angeführt sind), die Uebersetzungen der *Horazischen* Gedichte von *Batteux* und *Daru*, mehrere *Ovidische* von *St. Ange* u. a. m. Auch fällt es auf, zuweilen, wie bey *Dusaulx*, auf den von ihm übersetzten *Juvenal* zurück verwiesen zu werden, unter *Villoison* aber keine Rückweisung auf seinen *Homer* zu finden. Ueberdiess werden oft selbst französische Autoren unrichtig aufgeführt oder verwechselt, und z. B. unter *Anquetil du Perron* eine Schrift seines Bruders, unter *Chenier* dem Vater, Vf. der historischen Untersuchungen über die Mauren, ein *Théatre*, u. s. w. genannt. Doch trifft man nicht eben auf unrichtige Namen (denn dass man z. B. *D'Alembert*, und *D'Anville*, wie hier gedruckt unter *D*, *D'Agoty* aber unter *A.* suchen muss, ist eine gewöhnliche Inconsequenz der französischen Bibliographen); dahingegen findet man ausländische bald an einer unrechten Stelle, wie z. B. *Abhontheim* und *Altwürdtwein* (unter *A.* statt unter *H*, und *W.*) bald verdruckt oder verstümmelt, wie *Akenside*, *Aldzreiter*, *Bealtie*, (*st. Beattie*), *Frich*, *Stoch* u. dgl. Selbst alte Klassiker sind diesem Schicksale nicht ganz entgangen: S. 126. findet man eine Ausgabe von *Ephaestion*, die S. 169. unter *Hephästion* nochmals mit einer andern Preisangabe vorkommt; *Hippolitus* ist in *Hyppolitus* umgeschaffen. Eine andere Nachlässigkeit ist die, wenn gleich nur seltene, Weglassung der Jahrzahlen bey manchen Büchern, wie bey *d'Arnauld* und *Broussonet*, der einzelnen Theile der *Arts et Metiers*, und der *Encyclopédie méthodique*. — Bey allen diesen Mängeln, die den Werth der Arbeit für den gelehrten Bibliographen sehr vermindern, der sie allenfalls als ein Verzeichniss der in französischen Buchhandlungen und Bibliotheken gewöhnlichen Schriften brauchen kann, mag sie immer noch für französische Buchhändler, besonders solche die mit fremden Werken und alten Klassikern handeln, nützlich seyn. Diesen werden auch wahrscheinlich die beygefügten Catalogen der Aldinischen, Elzevirischen und andern Ausgaben, die nach so vielen Vorarbeiten nicht viel Mühe kosten konnten, dankenswerth scheinen, wiewohl sie ungern, selbst bey den neuern Ausgaben von *Barbou*, die Preise vermissen und bey den *Didotschen* Ausgaben lieber den Preis der einzelnen als den Preis aller Ausgaben eines Formats im Ganzen angegeben sehen, und überdiess wohl auch ein Verzeichniss der Stereotypen-Ausgaben wünschen dürften.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt* a. M., b. Körner: *Medicinisches Krebsbüchlein, oder Kunst, das menschliche Leben zu verkürzen, in Beyspielen.* 1803. 106 S. 8. (10 gr.) — Jede Sache hat ihre zwey Seiten. Der berühmte Vf. der *Makrobiotik* glaubte an eine Kunst, das menschliche Leben zu verlängern; der Vf. der gegenwärtigen kleinen Schrift zeigt in Beyspielen, dass wir in der Medicin schon längst eine Kunst, das menschliche Leben zu verkürzen, besessen haben. Wer wird ihm diese Behauptung streitig machen? Er schwinge daher immerhin seine Geissel über Aerzte, welche, der Anatomie unkundig, bey Sectionen bald die Harnblase für den Magen, bald den *Processus vermiformis* für einen Spulwurm gehalten haben; über Aerzte, welche in ihren Mischungen allerley *Quid pro quo* sowohl in der Gabe, als Verbindung verschreiben; über die Charlatanerien und die Unwissenheit mehrerer Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer, um sich in ihrem Geschäft ein unverdientes Ansehen zu geben und dennoch ganz falsche Methoden, die Kranken zu heilen, anwenden. Wer wird es ihm verargen? *Ridendo dicere verum!* Von allen jenen Angaben werden Beyspiele aufgestellt, denen an Glaubwürdigkeit nichts abgeht, als die ausgeschriebenen, hier nur mit einzelnen Buchstaben angezeigten Namen. Das Schriftchen beschliesst mit einem satirischen Epilog.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Januar 1806.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buiſſon: *Mémoires* de M. le Baron *de Beſenval*, Lieut. gen. des armées du Roi etc., *écrits par lui même, imprimés ſur ſon Manuſcrit original et publiés par ſon exécuteur teſtamentaire, contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes ſur la Cour, ſur les Miniſtres et les Regnes de Louis XV. et Louis XVI. et ſur les évènemens du temps*, précédés d'une Notice *ſur la vie de l'Auteur*. An XIII. (1805.) 3 Vols. 374, 376 u. 438 S. 8. (4 Rthlr.)

Dieſes Werk iſt nicht allein als eine höchſt intereſſante Darſtellung der Sitten und Schilderung der Charaktere aller bedeutendern Perſonen am Hofe Ludwigs des XV. (in ſeinen letzten Jahren) und Ludwigs des XVI. eine ſehr anziehende Lectüre: es iſt wegen der Rolle, die dieſe Perſonen in den groſsen Begebenheiten unſrer Tage geſpielt haben, von unſchätzbarem Werthe für den Geſchichtſchreiber derſelben. Die vorbereitenden Urſachen der Revolution ſind in den Schriften von *Mounier*, *Meilhan* und andern ſchon hinlänglich entwickelt, in ſo fern ſie in dem Geiſte des Volks und den Staatsverhältniſſen lagen. In den Memoiren des Exminiſters *Bertrand de Molleville* ſind die Schritte des Königs und ſeiner Rathgeber während der letzten Jahre der Regierung des unglücklichen Monarchen ausführlich dargelegt. Man ſieht da ſchon hinter die Couliſſen, und begreift, warum alles ſo ausfallen muſste, was mit ſolcher Kraftloſigkeit und Unentſchloſſenheit unternommen ward. Nimmt man hiezu die wenigen Züge, die ſich in *Necker's* Schriften finden, und wodurch die Schritte des Regenten in den erſten Jahren der Revolution erklärt werden: ſo hat der Geſchichtſchreiber ſchon hinlängliche Anzeigen, die einzelnen Begebenheiten begreiflich zu machen. Die von Hn. *von Beſenval* nachgelaſſenen Schriften vollenden das Gemälde der Zeiten. In ihnen ſieht man die Perſonen, auf die in der ſpätern Geſchichte alles ankam, entſtehen, ſich entwickeln; man lernt ſie in ihrem Privatleben kennen, und darf am Ende gar nicht mehr fragen, wie es doch möglich war, ſich ſo zu benehmen. Aus dieſem Geſichtspunkte gehören die Memoiren von *B.* zu den vorzüglichſten Vermächtniſſen des achtzehnten Jahrhunderts an die Nachwelt. Nebenher enthalten ſie in dem *erſten* Theile noch manche merkwürdige Züge zur Geſchichte der Sitten unter der Regierung Ludwigs XV.

Der Vf. war zu Solothurn geboren. Sein Vater hatte den Poſten eines franzöſiſchen Geſandten in Polen bekleidet, und war als Generallieutenant und Oberſter der Schweizer-Garde geſtorben. Der Sohn trat alſo in die Welt, unter Verhältniſſen, die ihm den glänzendſten Weg in der Armee und bey Hofe eröffneten, und ſeine natürlichen Fähigkeiten ſetzten ihn in den Stand, ſie zu benutzen. Seine ausgezeichnete Bravour erwarb ihm in dem Feldzuge von 1748. die Achtung der Armee. Eine Redoute ward beſtürmt. *B.* war der erſte, der hinaufkletterte, und rief ſeinen Cameraden zu: *Morbleu cette ſituation ci n'eſt pas commode* (er konnte ſich mit blutigen Händen kaum halten) *et on n'y tiendrait pas, ſ'il n'y avait pas des coups de fuſils à gagner.* Die Redoute ward genommen. Das Bonmot ging durch die ganze Armee. Was hätte dem franzöſiſchen Nationalcharakter angenehmer ſeyn können, als dieſe Dreiſtigkeit, Luſtigkeit, dieſer Witz im Augenblicke unvermeidlicher Todesgefahr? *B.* kam aus dem Feldzuge als Marechal de Camp, und machte den Krieg von 1757. als Adjutant des Herzogs von Orleans (Vaters des letzten). Seine Stelle als Oberſter in der Schweizer-Garde gab ihm Gelegenheit zu den genaueſten Verbindungen am Hofe. Es iſt bekannt, daſs die Stelle eines *Colonel général des Suiſſes* eine der erſten in Frankreich war. Der Herzog von Choiſeul hatte ſie, nach ihm der Graf von Artois. Mit dieſen kam *B.* daher von wegen des Dienſtes in unmittelbare Berührung. Ungeachtet der gefährlichen Verbindungen mit der königlichen Familie kam *B.* durch die erſten Unruhen der Revolution glücklich hindurch, und ſtarb bald, nachdem er 1789. den Händen des Volks entriſſen war. Die Memoiren, die er hinterlaſſen, und welche der Sohn ſeiner genaueſten Freundin, *Alex. Joſ. Ségur* (Vf. eines unbedeutenden Buchs: *ſur les Femmes*), herausgegeben, beſtehen in einigen Aufſätzen über die Einrichtung der Schweizer Regimenter und die Verbeſſerungen, deren ſie fähig wäre, einzelnen Anekdoten, Aufſätzen über militäriſche Operationen im Kriege von 1757., abgeriſſenen Geſchichtserzählungen aus den frühern Zeiten Ludwigs XV. und einer zuſammenhängenden Erzählung der Geſchichte des innern Hofes Ludwigs XVI. und ſeiner Gemahlin, in deren intimſte geſellſchaftliche Verbindungen er auf das genaueſte verwickelt war. Aus den Aufſätzen über militäriſche Einrichtungen leuchtet ein treffender Verſtand hervor, und eine Energie des Charakters, welche damals ſchon anfing ſehr ſelten zu werden. Wir überlaſſen die Benutzung und Beurtheilung des Theils der Memoiren, der die Feldzüge angeht, den Kennern der Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs. Von allgemeinerm Intereſſe

ist die Erzählung der Begebenheiten am Hofe zu Versailles. In ihr herrscht durchaus ein Gefühl für edle Anwendung von Kraft, für Anstand im Betragen, Interesse an dem wahren Wohl des Königs und Hofes. Man muss sich nur in die Verhältnisse des Vfs. denken, und man wird Achtung für ihn empfinden. Er war ein Hofmann, zu dem Umgange der Grossen gebildet; seine Bestimmung war dieser Umgang. Man muss nicht nach Patriotismus, Liebe zum Volke und dergl. fragen. Die Personen des Hofes, die Minister und die es werden konnten: diese waren es, die ihn interessirten. Aber sein richtiges Urtheil und gutes Gefühl gaben ihm Rathschläge ein, die das Wohl des ganzen Reichs beförderten, indem sie den ersten Personen der Nation ein würdiges Betragen einflössen sollten. Ehe wir zu der Geschichte des Hofes des unglücklichen Ludwig XVI. und seiner Gemahlin übergehen, woran der Vf. so viel Antheil gehabt, wollen wir aus den frühern Zeiten einiges auszeichnen. Die Sittenlosigkeit, welche am Hofe des Regenten eingerissen war, und sich während der Regierung Ludwigs XV. immer weiter verbreitete, ist bekannt. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts war sie auf den höchsten Grad der Unverschämtheit gestiegen. Nachher kam man etwas von dieser letzten zurück, und der empfindsame Ton in der Literatur, der herrschend ward, warf einen Schleyer über. Man hat sogar bezweifeln wollen, ob wirklich die Frechheit in den ersten Ständen der französischen Nation so weit gegangen, als die Geschichte und einige dreiste Schriftsteller glaublich machten. Das, was *Soulavie*, ein höchst unzuverlässiger, parteyischer, und dabey versatiler Compilator, und andre erzählen, hat den Anschein eines Romans, oder wenigstens ausgeputzter und mit Erdichtung überladner Darstellung. *Besenval* erzählt einige Anekdoten, welche das vollkommen bestätigen, was *Soulavie* von den Intriguen des Herzogs von Richelieu mit den Prinzessinnen, Töchtern des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, erzählt. Anekdoten von den gesellschaftlichen Vergnügungen des Herzogs von Luxemburg und seiner Gemahlin (die in *Rousseau's* Bekenntnissen als eine Frau von den edelsten Gesinnungen geschildert wird, weil sie vermuthlich zu *Rousseau* einige Male ihre Zuflucht nahm, so wie *Wieland's* Dionysius zum *Plato*, um den Ekel unaufhörlicher Zerstreuungen und sinnlicher Genüsse mit der Abwechslung einer philosophischen Stimmung zu würzen). Diese Herzogin von Luxemburg betrank sich, wie gewöhnlich, bey einem Abendessen der lustigen Bande, und lief einem Opernsänger, den man dazu eingeladen hatte, und der ihr allzu wohl gefiel, auf die Strasse nach, mit lautem Rufen: *je le veux, je le veux.*

Vom Herzoge von Choiseul, mit dem der Vf. in genauen Verhältnissen gestanden, wie bereits bemerkt worden, wird eine interessante Schilderung gemacht. *B.* sagt zwar selbst, dass Choiseul nur für seine Zeiten ein ausgezeichneter Mann war; dass er in einer andern Periode, wo alles in einem grösern Stile gedacht werden muss, kein grosser Minister gewesen wäre. Aber bey dem Könige Ludwig XV., bey diesem Hofe, unter diesen Menschen, ragte er hervor: er besass Kraft, und wenn gleich sein Leichtsinn, sein Selbstvertrauen, seine Inconsequenz, keine Eigenschaften sind, bey denen man ein grosser Minister, ein grosser Mann seyn kann: so hatte er doch Verstand, Interesse und Energie. Seine Gegner hatten nichts, als die kleinliche Neigung zu übelwollender Intrigue, die immer die Zuflucht nichtswürdiger Seelen ist, welche zum Troste ihrer eignen Unfähigkeit etwas hervorzubringen, was es auch sey, alle kleinen Mittel ihres kleinen Geistes anwenden, zu verhindern, dass kein andrer etwas thue. Ueber diesen Intriguengeist war Choiseul erhaben, und er setzte allen solchen Künsten immer nur die anständige Offenheit entgegen, mit der er dem Könige gerade heraus alles sagte, was er über die Sachen dachte. Ludwig XV. fehlte es nicht an Verstande, und er fühlte wohl den Werth der überlegnen Kraft seines Ministers. Aber ein gänzlicher Mangel an eigner Energie verdarb alles. Es ist bekannt, dass er die Zügel der Regierung denen überliess, die ihm durch einen Zusammenfluss von Umständen, oft gegen seine Einsicht und Wahl, zu Ministern aufgedrungen wurden. Er selbst machte den Zuschauer bey dem grossen Spiele, wovon das Schicksal seines Volks abhing: er sagte oftmals vorher, was für Schritte geschehn würden, die er doch selbst misbilligte, und wohin man ihn nächstens bringen würde. Eine Anekdote, die *Besenval* aus Choiseuls eignem Munde erzählt, zeigt noch besser als alle andern sonst bekannten, wie weit die Nullität des Königs ging. Choiseul that ihm Vorschläge, die ungeheuern Misbräuche in der Haushaltung des Hofs zu reformiren. *Mon cher ami*, erwiederte Ludwig XV., *les voleries dans ma maison sont enormes; mais il est impossible de les faire cesser: trop de gens, et surtout trop de gens puissans y sont interessés. Tous les ministres que j'ai eus ont formé le projet d'y mettre ordre, mais effrayés de l'exécution, ils l'ont abandonné. Le Cardinal de Fleury était bien puissant, puisqu'il était le maître de la France, il est mort, sans oser effectuer aucune de ses idées sur cet objet. Ainsi croyez moi, calmez vous, et laissés subsister un mal incurable.* Unter Ludwig XVI. führte doch Necker aus, was Ludwig XV. für unmöglich gehalten hatte.

Zuletzt, als er in die Arme der Dubarry gesunken, und alles königliche Gefühl in die Empfindungen einer abgestumpften Sinnlichkeit aufgelöst war, gelang es den Intriguen einiger Hofmänner, die sich der Maitresse bemächtigten, vor welcher Choiseul sich nie hatte beugen wollen, ihn zu entfernen. Nach Ludwig's XV. Tode ward Frankreich von seinem verachteten Gouvernement erlöst. Ludwig XVI. hatte die besten Gesinnungen, und wollte das Gute. Aber er selbst zeigte bald den Mangel an Energie, ohne den kein Regent, und am wenigsten in einem lebhaften unruhigen Volke, seine Stelle behauptet. Unglücklicher Weise fiel er vollends durch den Einfluss, den er seinen Tanten verstattete, in die Hände des

Mau-

Maurepas, der selbst nur darauf bedacht war, sich seines Postens zu versichern, über alle Geschäfte von Wichtigkeit gleichgültig, sobald sein eigner Credit nicht unmittelbar interessirt war, nur die lächerliche Seite aufsuchte, und dem Könige alles leicht zu machen bemüht war. Wie ein Mann von dieser Gemüthsart einen so unbeschränkten Einfluss über einen Charakter als Ludwig XVI. gewinnen und so lange behaupten können, ist unbegreiflich. Gleich nach der Thronbesteigung ward der allgemein verabscheute Herzog von Aiguillon, der Feind und Nachfolger des Choiseul, der Freund der Dubarry (die er, wie *Besenval* sagt, durch ein bey solchen Weibern unfehlbares Mittel an sich fest hielt) entlassen. Aber man verstattete ihm, in Paris zu bleiben. Um ihn her bildete sich ein Zirkel von Unzufriednen und Gegnern der Staatsverwaltung. Unter Ludwig XV. war das Publicum an eine gränzenlose Frechheit im öffentlichen Urtheile gewöhnt, und der Geist der Opposition hatte sich der höhern Stände bemächtigt. In den Prinzen von Geblüte, die zu den Zeiten Ludwigs XIV. nur die ersten unter den unterthänigen Knechten des gefürchteten und angebeteten Königs gewesen waren, erwachte der Geist der vormaligen Fronde. Die Bekanntschaft mit England nährte den Geist des Widerstrebens. Ludwig XVI., der englische Schriftsteller las, und sich gern aus ihnen unterrichtete, hatte dennoch eine sehr gut gegründete Abneigung gegen allen Einfluss englischer Politik, und gegen die Bekanntschaft mit ihr, in Frankreich. Denn da gab es keine Versammlung, wo die Opposition gegen Minister und ihre Massregeln, zum Besten des Volks, unbeschadet der Staatsverfassung und der königlichen Würde, auf welcher jene beruhte, wirksam seyn konnte. Opposition der Grossen war Rebellion oder Insubordination. Opposition der Parlamente führte sogleich eine Desorganisation der ganzen Staats-Maschine herbey. Das nothwendigste zu ihrer Aufrechthaltung wäre also gewesen; eine sehr strenge Zucht unter den zahlreichen Mitgliedern des königlichen Hauses zu halten. Hätte Ludwig XVI. nur einen Funken von dem Geiste gehabt, mit welchem Ludwig XIV. sich die Grossen seines Reichs unterwürfig erhielt: so hätte es der Revolution an einem Anführer gefehlt, und wenn gleich das Volk, wie die Freunde der Revolution von ihm rühmen, selbst das grosse Werk vollbracht hat, und keinem Menschen ein entscheidender Antheil daran zugesprochen werden mag: so hätte die Sache doch unmöglich so gehen können, als wir gesehen haben, wenn der Herzog von Orleans die Rolle gespielt hätte, die einem Prinzen vom Geblüte zukam.

Der König liebte seine Gemahlin. Diese unglückliche Prinzessin, die durch mancherley zufällige Umstände und durch viele Ränke, zum Gegenstande der National-Abneigung gemacht worden, wird von *Besenval* der zu ihren vertrautesten Freunden gehörte, ganz anders geschildert, als man sie sich nach den gehässigen Urtheilen und Erzählungen ihrer Feinde denken sollte. Das wenige, was von ihr in *Neckers* Werken vorkommt, widerspricht schon dem angedichteten Charakter. Hin und wieder findet man auch in andern Schriften ein billigeres Urtheil, seitdem ihr schreckliches Schicksal und die edle Art, wie sie es ertragen, den Empfindungen eine andere Richtung gegeben hat. In *Besenvals* Erzählungen lernt man sie genau kennen. Sie hatte wirklich nicht Kraft genug, um so viel übles zu thun, als man ihr zugeschrieben hat, und nichts weniger als den Willen dazu. Ihr Charakter war sanft, sagt *B.*; aber sehr leichtsinnig, muss man hinzusetzen, wenn man seine Erzählungen gelesen hat. Sie mochte gern Unglückliche zu unterstützen, und fand einen besondern Gefallen in der Beschäftigung mit dem Guten, was sie ausrichtete. Grosse Liebe zum Vergnügen, und lebhafte Koketterie legt ihr *B.* bey; erregt aber keinen Verdacht der Ausschweifungen, die ihr sohäufig Schuld gegeben sind. *Rien absolument de determiné dans sa façon de penser. Sa familiarité nuisait à sa considération; et le maintien que les circonstances ou les conseils lui faisoient souvent prendre, choquaient dans la femme aimable; acception sous laquelle elle avait trop accoutumé à la considerer.* Keine Spur von dem tiefen Intriguengeiste, dessen man sie beschuldigte. *Besenval*, der sie so genau gekannt hat, der beständig in dem engen Kreise ihrer Freunde und Freundinnen gelebt, der in vielen der wichtigsten Angelegenheiten ihr Rathgeber war, weiss nichts von den vorgeblichen Bemühungen zu Gunsten des Kaisers Joseph II. Sie dachte überhaupt nicht an Einfluss in Staatssachen. Nur in so fern persönliche Verhältnisse zu dem Könige und zu dessen Umgebungen sie in die Politik hineinzogen, mischte sie sich darein. Der alte Maurepas fürchtete ihren Einfluss, und suchte ihn zu hindern. Sie selbst fühlte zu Zeiten, dass Ludwig XVI. eine unwürdige Rolle spiele, und dass die Gemahlin dieses Königs sich wohl berufen glauben dürfe, ihm fähige Männer zu Ministern zu empfehlen. Aber die natürliche Gleichgültigkeit, die leichtsinnige Liebe zu gesellschaftlichem Vergnügen, der unüberwindliche Hang, sich gehen zu lassen, lähmten alle ihre Entschlüsse einzelner Augenblicke. Sie lebte nicht wie die Königin eines dem äussern Pompe und Glanze unterwürfigen eiteln Volks, sondern als eine vornehme Dame, die hoch genug steht, und reich genug ist, die Unabhängigkeit zu geniessen, die ihr höchstes Gut ausmacht. Sie lebte ganz in einem kleinen Zirkel von Freunden, die sie wirklich zärtlich geliebt zu haben scheint. Die Herzogin von Polignac, Gräfin Diane von Polignac, die Cicisbeos dieser Damen, Marq. v. Vaudreuil und von Adhémar, einige andere, die sich daran schlossen, und zu denen *Besenval* gehörte, machten ihre tägliche Gesellschaft aus. Die angenehmste Art, die Abende mit ihr hinzubringen, war das grosse Interesse des Lebens. Die Stürme der Regierung hatten unvermeidlich einigen Einfluss auf die Ruhe dieses Privatlebens, weil der gute Ehemann dieser Coterie-Königin einmal König der Nation war, und die Art, wie er dieses Geschäft trieb, selbst in die Cabinette

jenes

jenes gesellschaftlichen Zirkels hinein bemerkbare Folgen hatte. Alle Grosen des Hofs waren übrigens ausgeschlossen. Unter Ludwig XIV. war es eine Ungnade, die man nicht überleben zu können glaubte, wenn einem der Hof untersagt ward. Marie Antoinettens Hof ward verachtet und geflohen. Die Licenz der Sitten, der herrschende Ton, jeden Zwang im Betragen zu scheuen, den eine cynische Philosophie, eine Anglomanie, eine Erschlaffung aller Triebfedern des Geistes und Herzens, erzeugt und gepflegt haben, fanden ihre Rechnung vortrefflich dabey. Dieser Ton, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch ganz Europa herrschend geworden ist, war in Paris aufs höchste gestiegen. Bey solchen Sitten, bey solchem Zustande aller moralischen Triebfedern, bleibt nichts, als die Gewalt eines militairischen Despotismus übrig, um die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zusammen zu halten. Aber zu einem solchen militairischen Despotismus, der gegenwärtig vor unsern Augen alles leistet, was man zur Aufrechthaltung der Ordnung in einem desorganisirten Reiche noch hoffen darf, war Ludwig XVI. nicht gemacht.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Oehmigke d. ä.: D. *C. L. Willdenow's — Anleitung zum Selbststudium der Botanik*, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. 1804. 666 S. 12. m. 4 Kpfrt. (1 Rthlr. 20 gr.)

Man sollte glauben, es sey nicht schwer, Botanik für sich ohne Lehrer zu studiren. Denn da zur Erkennung der Pflanzen nur Kenntniss der äusern Form erfordert wird: so scheint es so gar schwierig nicht zu seyn, durch Beschreibung oder durch einige wenige Kupfer die Gegenstände, worauf es ankommt, kenntlich zu machen. Der Grund jener Schwierigkeit liegt darin, dass die Kennzeichen der Gattung sehr oft nicht auf alle Arten derselben, und eben so oft auch auf Arten anderer Gattungen passen. So lange diese Schwierigkeit nicht gehoben wird, so lange man Systeme macht, die weder ganz natürlich, noch ganz künstlich sind, ist an ein Selbststudium nicht zu denken. Was uns der Vf., ein bekannter vortrefflicher Botaniker, hier liefert, ist zwar nicht bestimmt, jene Schwierigkeit zu heben; verdient aber als Handbuch zu Vorlesungen unsern Dank. Nur die nutzbaren oder schädlichen Pflanzen, besonders in medicinischer Rücksicht, sind aufgeführt, ihr Gebrauch ist genau angegeben, und die Kennzeichen der Gattungen sind genau und treffend bestimmt. Alles ist in deutscher Sprache verfasst. Das Linnéische System ist unverändert beybehalten. Zugleich kann dieses Buch dazu dienen, den Arzt an die Pflanzen zu erinnern, von denen die Arzneymittel genommen werden, indem diese hier alle, auch die aus fernen Ländern, aufgeführt sind, ob sie gleich nicht einmal in den Gewächshäusern in Deutschland vorkommen; wofür manche vielleicht noch mehr einheimische Pflanzen hier aufgeführt zu sehen wünschen möchte. — Unstreitig ist dieses Buch unter allen Handbüchern dieser Art das vorzüglichste, und Anfängern vor allen andern zu empfehlen: denn in den meisten ähnlichen Büchern findet man die Kennzeichen der Arten und Gattungen geradezu aus den ältern Ausgaben des Linnéischen Systems mit allen Fehlern wiederum abgeschrieben oder übersetzt. Die beygefügten Kupfer sind genau und deutlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Allgemeine Sprachkunde. *Rostock u. Leipzig*, b. Stiller: *Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache*, von *Ernst Moritz Arndt*, der philos. Facultät Adjunct. 1805. 45 S. 8. (4 gr.) — Der Titel dieser Schrift, einer Rede bey irgend einer akademischen Feyerlichkeit, ist dazu geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Gegen die Mitte derselben erklärt sich der Vf., um was es ihm eigentlich zu thun ist: „das Wunderbare der Sprachen, sagt er S. 18., ihre Entstehung, ihre Ausbildung, ihre Mannichfaltigkeit bey den verschiedenen Völkern, und auch wieder ihre Verwandtschaft, haben manche behandelt: das kleine Historische der Sprachen, durch ihre Kunde und Vergleichung die Verwandtschaft und Abstammung der verschiedenen Völker und Volksstämme zu finden, und dadurch Licht in die Geschichte zu bringen, hat manche fleissige Forscher beschäftigt, und beschäftigt sie noch." Um solche Kleinigkeiten bekümmert sich nun Hr. *A.* nicht; ihn beschäftigt das Höchste; und dieses kündigt er uns also an: „Wir wünschen darauf hinzuweisen, ob nicht in jeder Sprache gerade das Charakteristische des Klima und der Nation, wo sie herrscht, in näherer Verbindung stehe, als man glauben möchte; wir suchen, ob wir nicht etwas Nothwendiges und Ewiges finden mögen, etwas Allgemeines und Historisches." Dieses ist nun freylich etwas Gemeines, woran man von jeher geglaubt hat; aber dadurch, dass Hr. *A.* dem Satze Allgemeinheit und Nothwendigkeit gegeben hat, ist er nunmehr das Höchste geworden. — Doch leidet diese Allgemeinheit und Nothwendigkeit eine Einschränkung. „Wenn in den meisten Ländern, sagt Hr. *A.* S. 21., das Klima und der diesem gemäss bestimmte Mensch die Gesetze und Gottesdienste und Sitten macht: so kann man doch die verderblichen und fast ewigen Wirkungen nicht läugnen, wodurch Gesetze, Cultus und Weisen, welche ein unglückliches Ungefähr brachte, gegen Klima und Menschen anstreben können." Der Vf. spricht hier auch von verderblichen und ewigen Wirkungen, als wenn es solche geben könnte. Hören wir ihn selbst darüber S. 13.: „Wie weit reiche ich aus mit der ewigen Dummheit von Ursache und Wirkung, die doch einmal veralten sollte, diesem langen Narrenseil der Erfahrung, das noch immer so viele Tröpfe zieht?" Von S. 20. fängt der Vf. an, seinen Hauptsatz aus der Sprache der Griechen und Römer, und auch der Franzosen und Deutschen, zu beleuchten, wobey mit unter artige Bemerkungen vorkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Januar 1806.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buisson: *Mémoires* de M. le Baron *de Besenval* etc.

(*Beschluss, der in Num. 17. abgebrochenen Recension.*)

In dem innern Hofzirkel war *Besenval* unstreitig der klügste, und seine Betriebsamkeit fürs Gute wirklich besrer Zeiten würdig. Hof-Intrigue war sein Element, in dem zu leben er einmal berufen war. Hof-Intrigue das einzige Mittel, das ihm zu Gebote stand. Er wandte sie an, vorzügliche Männer an das Ruder zu bringen. Er war der treue Rathgeber der bekannten Minister und Marschälle von Segür und von Castries, und leistete ihnen oft erhebliche Dienste. Minister sind mit den grosen Angelegenheiten, die von ihrer Leitung abhängen, so beschäftigt, dass sie ihre persönlichen Verhältnisse, von denen es am Ende abhängt, wie lange sie sich in ihrem Posten erhalten, oft aus den Augen verlieren. In England, wo die ganze Aufmerksamkeit des Ministers auf den Zustand seiner Partey im Parlamente gerichtet ist, bedarf er vertrauter Freunde, die ganz frey von täglichen Geschäften der Regierungsdepartements, blos auf die Stimmung der wichtigsten Parlamentsglieder achten, und auf diese wirken. An einem Hofe, wo die Umgebungen des Regenten, und persönliche Verhältnisse zu ihm entscheiden, bedarf der Minister treuer Freunde unter den Hofleuten, die ihn nicht in die elenden Tracasserien des täglichen Hoflebens hineinziehen, aber von dem benachrichtigen, was auf seine Lage wirklichen und erheblichen Einfluss hat.

Besenval erzählt ausführlich, wie er der Königin gerathen, sich selbst beym Könige Ansehn zu verschaffen, indem sie ihn aus *Maurepas's* Händen zöge, und fähige Minister empföhle. Die Königin fühlte einige Augenblicke die Wichtigkeit des Rathes. Aber ein Ball, ein andrer gesellschaftlicher Zeitvertreib, schwächten das Interesse. Sie versprach dem *Besenval* einst, den Herrn von Segür zum Kriegsminister, und einen Herrn von Ennery zum Minister der Marine zu empfehlen. Aber vier Tage vergingen, ohne dass sie glaubte, den Augenblick finden zu können, mit dem Könige vertraulich zu reden, der doch stets bey seinem Mistrauen gegen andre Menschen, welches das natürliche Gefühl seiner Schwäche und Mistrauen in sich selbst erzeugt hatte, und von *Maurepas* sehr befördert ward, gern von der Königin freymüthigen Rath anhörte. Der Augenblick war versäumt. Ein Zug, der diese Königin sehr charakterisirt, ist folgender: *La ducheſſe de Polignac*, sagt *B.*, *dépositaire des penſées les plus cachées de la reine, jouiſſant de toute ſa confiance, la dirigeoit comme elle voulait, non pas pour ſa conduite particulière, mais ſur les grands objets, et diſpoſait entièrement du credit immenſe que cette princeſſe avait ſur le roi.* Diese Vertraute, welche von der Königin in einem solchen Grade geliebt ward, dass sie sich einst, als die Herzogin auf ihren Abschied bestand, weil sie sich vernachlässigt glaubte, vor ihr auf die Erde warf, und mit einer Fluth von Thränen das Versprechen abdrang, dass sie bleiben wolle, diese Favoritin, die in grosen Dingen alles über die Königin vermochte, konnte sie nicht in den kleinen Persönlichkeiten des Lebens regieren, die doch bey einer Königin von so grosser Wichtigkeit sind. Die Favorite und ihr ganzer Anhang wird hier sehr vortheilhaft geschildert. Freylich gehörte der Vf. zu der Clique: aber die Partey, die den Hof stürzen wollte und gestürzt hat, hatte zu viel Interesse dabey, alle Personen gehässig zu machen, die den König und die Königin zunächst umgaben, als dass man nicht das Meiste von dem, was gegen die Polignacs verbreitet worden, für absichtliche Verläumdung halten sollte. Wenn sie aber auch wirklich vollkommen so gute Menschen waren, als *B.* erzählt: so haben sie doch der unglücklichen Königin, die sie umgaben, dadurch unendlichen Schaden gethan, dass sie sie in dem Coterie-Geiste bestärkt, dass sie nur die Annehmlichkeiten des Privatlebens an den Hof zu verpflanzen trachteten, wo man auf solchen Genuss Verzicht leisten muss. Wenn Könige aufhören, mehr zu scheinen, als gute Bürger: so leidet auch das Ansehn der königlichen Würde. Je weniger dann die Illusion mitwirkt, desto mehr muss wirkliche Gewalt ersetzen; und der König, der anfängt, bürgerlich zu leben, muss sich zugleich entschliessen, alle Bande strenger Subordination desto stärker anzuziehen.

Nächst dem Könige und der Königin ist der Graf von Artois der Gegenstand des Hasses der revolutionären Partey gewesen. Der Vf. hat auch mit diesem in sehr nahen Verhältnissen gestanden, wozu die Stelle eines *Colonel général des Suisses*, die jener Prinz bekleidete, die Veranlassung gab. *Besenval* sagt von ihm viel Gutes, und das, was er von ihm rühmt, ist gar nicht unglaublich. Er legt ihm die Eigenschaften bey, die gerade bey einem französischen Prinzen wünschenswerth waren. Ehrgefühl, Anstand im Betragen, körperliche Geschicklichkeit, Muth, Leichtigkeit im Benehmen. Die Ausschweifungen, die man ihm so bitter vorgeworfen hat, sind nicht gröser gewesen, als man von je her gewohnt war, an jungen Prinzen zu

entschuldigen. In Frankreich gilt eine gewisse Würde der persönlichen Aufführung so viel, dass man hätte glauben müssen, der Graf von Artois würde die Liebe des Volks gewinnen. Wie mächtig der Geist der Zeiten gegen die königliche Familie und gegen alles, was nach königlicher Autorität schmeckte, schon sehr frühe in Bewegung gesetzt war, beweiset recht ein Vorfall, der sich 1778. zutrug, und den *Bes.* als Augenzeuge erzählt. Die Herzogin von Bourbon, Schwester des letzten Herzogs von Orleans, und dieses sittenlosen Menschen würdige Schwester, war durch eine betrogne Hoffnung, der Graf von Artois werde ihren Reizen huldigen, gegen ihn aufgebracht, und beging auf einer Maskerade eine Ungezogenheit gegen ihn. Nicht zufrieden, ihn beleidigt zu haben, redete sie von der Sache, und brachte es so weit, dass ihr Gemahl genöthigt ward, sie als eine seine Familie angehende Ehrensache auszumachen. Ein Zweykampf zwischen zwey Prinzen vom Geblüte! Was konnte das Pariser Publicum wohl mehr interessiren! Wirklich nahm es an diesem Vorfalle den lebhaftesten Antheil. Aber ungeachtet der Graf von Artois sich nach *Bes.* Erzählung ganz so gegen den Herzog von Bourbon und gegen die Damen betrug, als die Gesetze der Chevalerie verlangen, nahm das Publicum dennoch Partie gegen ihn. Der Bruder des Königs, der erste im Range aller Unterthanen, ein junger schöner Prinz, brav und galant wie ein Ritter! Der Gegner von keiner Seite werth ein grösseres Interesse zu erregen. Der Herzog von Bourbon hatte wirklich nichts für sich, das den Vorzug rechtfertigen könnte, den Paris ihm gab, als nur dieses, dass er ein Gegner des Bruders seines Königs war. Dieser Vorfall, wodurch der Graf von Artois die Gunst des Volks wieder gewinnen musste, wirkte nichts. Es ist überhaupt in der Richtung, die die Vorurtheile des Volks nehmen, oft etwas Unerklärliches. Bey den Franzosen ist, wie ihre eignen besten Köpfe oft gesagt haben, alles mit dem Zauberworte, *Mode*, entschieden. Vergeblich bemüht man sich, nachzuspüren, warum die Einbildungskraft dieses reizbaren Volkes gerade jetzt diese Richtung nimmt. Es war Mode geworden, den Hof zu verachten, und die Regierung zu tadeln. Necker, der in der Folge versuchte, durch die öffentliche Meinung zu herrschen, hat es erfahren, dass in einem Volke, das sich von der Mode beherrschen lässt, keine solche öffentliche Meinung erzeugt werden kann, die einen soliden Credit begründet.

Die Reform der Missbräuche in der Verwaltung der Justiz war seit langer Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit aller thätigen Minister gewesen. Der Streit mit den Parlamenten, in den die königliche Autorität bey jedem neuen Finanzedicte verwickelt ward, brachte das gefürchtete und gehasste Corps der Magistratur immer wieder vor die Augen der Minister, wenn sie es auch noch so gern vergessen hätten; und die grosen Missbräuche, die natürlicher Weise in der Verwaltung der Justiz entstanden waren, weil die Parlamente sich wegen ihrer prätendirten Rechte als Stellvertreter der Reichsstände, und wegen der Käuflichkeit ihrer Stellen für ganz unabhängig hielten, hatten schon lange wohldenkende Männer von Gewicht in der sogenannten *haute Magistrature* beschäftigt. Unter diesen zeichnete sich der Präsident von Lamoignon aus. Die freundschaftliche Verbindung zwischen ihm und *Besenval* veranlasste diesen, einen Versuch zu machen, ihn zur Kanzlerstelle zu erheben. Einige hier eingerückte Aufsätze des Hn. v. Lamoignon über die Reform der Gerechtigkeitspflege, sind nicht von so allgemeinem Interesse, sich hier dabey zu verweilen. Aber es verdient angezeichnet zu werden, wie der ganze Anschlag, die Sporteltaxen, Processordnung u. s. w. zum Besten des Volks zu verbessern, vereitelt ward. Die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Königs ward benützt, um ihn zu bewegen, dass er den Aufsatz, den er selbst billigte, zum Gutachten an das Pariser Parlament sandte. Kein Collegium reformirt sich selbst. Kein Collegium kommt zu der nöthigen Einheit in Entwürfen, zu der Bestimmtheit des Entschlusses, wodurch allein heilsame Neuerungen möglich werden. Jeder, der etwas Erhebliches unternehmen will, lasse es sich gesagt seyn, dass die Gegner der guten Sache, alle diejenigen, die aus Missgunst, aus Neid gegen Talente und Verdienste, aus Trägheit, aus Schwachheit des Verstandes und des Herzens, allen nützlichen Entwürfen von grosem Umfange entgegenarbeiten, gewonnen Spiel haben, sobald sie es dahin bringen, dass unter dem Vorwande, Willkür zu verhindern, ganze Corpora in die Verhandlung gezogen werden: und mehr, als alle andere, solche Corpora, deren Bestimmung dahin führt, die Sache selbst nichts zu achten, wenn nur die Form beobachtet wird.

Unter dem Ministerium des Gr. Vergennes, der nach Maurepas Tode am meisten Einfluss über den König gewann, nicht weil er überlegene Talente zeigte, sondern weil er sich vor allem befleisigt hatte, den alten Günstling des Königs für sich zu gewinnen, und dessen Credit ihm als eine Erbschaft zufiel, ward eine Intrigue gespielt, um das Ansehn eines Premier-Ministers, welches Vergennes geradezu zu fordern nicht Kraft genug hatte, dadurch zu erschleichen, dass er zum Haupte eines Finanzrathes ernannt ward, welchem alle Minister in Ansehung der Geldangelegenheiten untergeordnet seyn sollten. *Besenvals* Erzählung stellt ein Gemisch von Hof-Intrigue (denn die Damen wurden auch hierein gemischt) und von Geschäftsintrigue dar, das den König nicht allein bey den höhern Staatsbeamten verächtlich machte, sondern das Publicum, welches nach und nach Mitvertrauter aller Auftritte zu Versailles ward, über die äusserste Schwäche der Administration belehrte.

Der Process des Cardinal von Rohan war wieder eine Gelegenheit, den Regenten herabzusetzen. Die Sache selbst ist, wie alle Uneingenommene bald einsahen, sehr einfach. Ein paar Menschen, die Zuchthausstrafe verdienten und erhalten haben, missbrauchten den Namen der Königin, um einen von unbegreiflicher Verblendung ergriffenen Hofmann, den Cardinal von Rohan, zu betrügen. Aber der Strom der

Zei-

Zeiten ging so hoch gegen den Hof, dafs das Widersinnigste wahrscheinlich gefunden ward.

Nun kommen die grofsen Begebenheiten, welche die Revolution herbeygeführt haben. Calonne's Plane zur Reform des Finanzwesens waren vortrefflich ausgedacht. Necker hatte die Mifsbräuche angegriffen und beynahe zerstört, welche die Financiers auf Kosten der Nation bereicherten. Calonne ging weiter; er griff die Exemtionen der Geistlichkeit und der Grofsen an; bewies aber eben so viel Leichtsinn in der Ausführung, als Verstand im Entwurfe. Mit Discretion hätte er seinen Plan der ersten Versammlung der Notablen annehmlich machen können. Anstatt diese zu gewinnen, liefs er sich auf einen Streit mit Necker über den Ursprung der Uebel ein, die gehoben werden sollten, und brachte dadurch Personen gegen sich auf, die er wenigstens hätte neutralisiren müssen. Gegenseitig ward die Eitelkeit der Häupter und der Parteygeist der Anhänger gereizt. Die trockensten Discussionen über Rechnungen wurden Modesache, und die Damen errichteten auch hier ein Tribunal. Die Marechale de Beauveau wird ausdrücklich als das Haupt *du parti Necker* genannt. Bey ihr versammelte sich die Geistlichkeit, welche sich an Necker anschlofs. Aus dem folgenden, welches eine interessante Ergänzung der Geschichte der ersten Zeiten der Revolution enthält, zeichnen wir noch einen Zug aus, der den Charakter des Hn. *v. B.* in einem sehr schönen Lichte zeigt. Als ihm der Process gemacht ward (unter dem Namen des bisher unbekannten Verbrechens *de Lèze-nation*), fand sein Advocat die eigenhändige Ordre des Königs: *Le Baron de Besenval repoussera la force par la force.* Mit diesem Documente konnten alle Anklagen niedergeschlagen werden, wenn anders noch irgend einige Rücksicht auf die Pflichten eines untergeordneten Militär-Commando's genommen werden sollte; aber *B.* warf diesen Zettel ins Feuer, mit den Worten: er könne nur zu neuen Verunglimpfungen des unglücklichen Monarchen Veranlassung geben. Am 1. März 1790. ward er frey gesprochen, starb aber bald darauf.

KOPENHAGEN, b. Schubothe: *Det norske Riges Historie.* En Haandbog ved (*Geschichte des norwegischen Reiches.* Ein Handbuch von) Dr. *Gustaf Ludw. Baden*, Landsdommer, Herredsfoged etc. 1804. XVI u. 263 S. 8. (16 gr.)

Was des thätigen Vfs. 1796. erschienenes und nachher auch ins Deutsche übersetztes Handbuch zum Gebrauch in niedern und höhern Schulen für die Geschichte *Dänemarks* seyn soll: das soll zufolge der Vorrede vorliegendes Compendium für die Geschichte *Norwegens* leisten. Der Vf. erwirbt sich dadurch ein um so viel gröfseres Verdienst, da es bisher an einem solchen Buche gänzlich fehlte, und da dieses, nach Rec. Einsicht, seinem Zwecke völlig entspricht. Es zerfällt in drey Hauptabschnitte, deren *erster* die Geschichte von Harald Haarfager bis Harald Haardraade, der *zweyte* die Begebenheiten unter Oluf Kyrre bis zu Hagen Hagensens Regierung, der *dritte* die Merkwürdigkeiten von des eben genannten Krönungsjahr 1241. an bis zu Oluf Hagensen enthält. Eine Abtheilung, wobey freylich mehr auf die Menge und Wichtigkeit der Begebenheiten, als auf die gleiche Länge der verschiedenen Perioden Rücksicht genommen ist. Die Begebenheiten von der Zeit der Vereinigung Norwegens mit Dänemark sollen, nach dem Vf., zusammenhängend mit der dänischen Geschichte vorgetragen werden (S. 224.). Von jeder Periode werden zuerst die Namen und Unternehmungen der verschiedenen Könige, sowohl im Krieg als im Frieden, aufgezählt, und alsdann über die Staatsverwaltung, Gesetze, das Kriegswesen, die Erwerbszweige, die Sitten und Gebräuche, die Religion und den Zustand der Wissenschaften vor und nach Einführung des Christenthums Betrachtungen, wie sie die Bestimmung dieses Handbuchs erfordert, angestellt. Auf Uebertreibungen, wie z. B. S. 138., wo von dem König Sverre gesagt wird, dafs es ihm nur an einem Schauplatze, „wie Gallien, Deutschland oder Italien gefehlt habe, um ihn einem Julius Cäsar, Friedrich dem Einzigen, oder dem Ausgezeichneten unserer Tage, Bonaparte, an die Seite zu setzen," stöfst man selten; aber lobenswerth ist es, wenn der Vf. in Sverre's Schilderung den Einfluss anerkennt, welchen die Liebe zu den Wissenschaften in seine Bildung, wie in die Bildung aller grofsen Fürsten, hatte, und daraus folgert: „Hofschmeichlern fehlt es an aller historischen Kenntnifs, welche ihren Fürsten glauben machen, er würdige sich durch Lesung eines guten Buches herab." — Die Hülfsmittel, deren sich Hr. *B.* bedient hat, sind *Sturlesens*, *Torfaeus* und *Schönings* Schriften über die norwegische Geschichte; doch rühmt er auch die Winke und Bemerkungen, welche er, zufolge der Vorrede, einem *Gebhardi*, *Pontoppidan*, *Langebek*, *Thorkelin*, *Nyerup* u. a. zu verdanken hat. — Woher kommt dem Vf. die schlimme Meinung, welche er S. 135. von der Kant'schen Philosophie äufsert? und wie gehört die Aeufserung derselben in ein historisches Handbuch?

NEUBURG, b. Deininger: *Mythologie der nordischen und andern deutschen Völker*, von *Fr. Joh. Scheller.* 1804. XXVI u. 202 S. 8.

Eine äufserst ärmliche Compilation, ohne alles Quellenstudium, und ohne die geringste Beurtheilung. Die Vorrede enthält einige Auszüge aus einem Herderschen Aufsatz in den Horen und dem Bardenalmanach; aber nichts über den Plan und Zweck des Vfs. Für die Jugend ist die Schrift ihrer Schlechtigkeit wegen nicht geeignet, auch ist die nordische Mythologie überhaupt kein Gegenstand für den Schulunterricht. — Die Einleitung handelt von der nordischen Literatur, den Barden und Scalden; allein äufserst unvollständig; dabey wimmelt sie von Unrichtigkeiten. Wir wollen nur eine Probe von der Sorglosigkeit geben, womit der Vf. compilirt hat. S. XVII. sagt er: „die Scalden haben ihren Namen von Skall (Schall), den sie

im

im Singen von sich gaben. Scalde, sagt *Gräter*, bedeutet nach der wahrscheinlichsten Ableitung vernünftige, kluge oder witzige Männer." Wie stimmen diese Angaben überein? Die nordische Mythologie theilt er in fünf Hauptstücke ab. Hier folgt er wörtlich Hn. *Gräter*, und obgleich Rec. von den Ansichten dieses Gelehrten sehr weit abweicht: so liegen dieser Darstellung doch wirkliche Denkmäler zum Grunde. Aber S. 135. beginnt mit einem Male ein ganz neuer Abschnitt unter dem Titel: Nationalgötter der Deutschen. Hier findet man alle Tollheiten unserer ältern Antiquare eines Schedius, Arnold u. s. w. bunt durcheinander; viele Gottheiten, die hier vorkommen, erinnert sich Rec. sonst nirgends gefunden zu haben; auch die Wenden rechnet Hr. S. zu den Germanen; (in der Vorrede S. IX. schloss er die slavischen Götter mit Hn. *Gräter* von der nordischen Mythologie aus) er führt daher einen Flinz (der bekanntlich nie existirt hat), den Triglaf, Svantevit, Gurcho (Kurcho) u. m. unter den deutschen Nationalgöttern auf. Kritik und Literatur sind dem Vf. eben so fremd, als die Kunst der Darstellung. Ein paar Stücke aus dem Bardenalmanach machen eine würdige Zugabe zu diesem Buche aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Kopenhagen*, b. Popp: *Noget om Hertzlein*; af *Kristian Brorson*, Praest ved Garnisonsmenigh. og Arrestshus. 1805. 28 S. 8. (1½ gr.)

2) *Ebendas.*: *Om Giftblanderen P. H. Nissen.* Af *Chr. Brorson.* 1805. 32 S. 8. (2 gr.)

3) *Ebendas.*, b. Seest: *Morderen med koldt Blod*, eller *Sk. Nissen*, af *W. von Thanch*, Capitain. 1805. 8 S. 8. (1 gr.)

4) *Ebendas.*, b. Soldin: *Procedure og Dom* etc. *i Sagen* etc. *imod P. H. Nissen* etc. 1805. 32 S. 8. (2 gr.)

5) *Ebendas.*, b. Herausg.: *Morderen af Tungsind* etc. *Dugmagensvenden Damm*, af *W. v. Thanch*, Capitain. 1805. 8 S. 8. (1 gr.)

Diese Schriften wurden, nebst verschiedenen andern unbedeutendern, durch drey in Zeit von wenig Wochen an drey Verbrechern von sehr verschiedener Art vollzogene Hinrichtungen veranlasst; Hertzlein erschoss aus grundlosem Verdachte seine Geliebte; Nissen tödtete durch Gift seine reichen Schwiegeraltern aus Habsucht; Damm schnitt aus Schwermuth und Lebensüberdruss einer alten Frau den Hals ab: alle wurden auf dieselbe Art, durchs Beil, vom Leben zum Tode gebracht, doch mit dem Unterschiede, dass der Erste sogleich begraben, die Köpfe der beiden letzten aber noch eine Zeitlang zur Schau ausgestellt wurden. Es ist kein Zweifel, dass Vorfälle dieser Art, besonders wenn sie sich so schnell hinter einander her ereignen, Gelegenheit zu sehr nützlichen Volksschriften geben könnten; aber dazu gehören Männer, die mit der gehörigen Menschenkenntniss einen vorurtheilsfreyen Blick auf die veranlassenden Verbrechen, und mit einem richtigen Urtheile über die wahren Bedürfnisse des Volks die Gabe eines leichten und anziehenden Vortrags verbinden. Allen Werth kann Rec. vorliegenden Schriften der Hn. *Brorson* und *v. Thanch* nicht absprechen; sie tragen das Gepräge der Gutmüthigkeit ihrer Vff., sind mit lebhaftem Gefühle fürs Gute geschrieben und lassen es nicht gänzlich an lehrreichen und warnenden Winken fürs Volk, wie sie die Vorfälle erfordern, fehlen. Was Rec. tadelhaft findet, ist hauptsächlich folgendes. Der Vf. von Nr. 1. und 2. hätte sich in seinen Schriften mehr *als Prediger* zeigen, und auf seinen Beruf, die beiden Verbrecher, denen er als *Seelsorger* beygegeben war, zur Erkenntniss ihrer Verbrechen zu führen und zu ihrer Besserung, so weit er vermochte, beyzutragen, sorgfältigere Rücksicht nehmen müssen. Rec. weiss, was sich gegen die sogenannte Bekehrung eines Delinquenten mit und ohne Grund einwenden lässt; aber er weiss auch, dass das menschliche Herz, selbst in dieser misslichen Lage, nicht so ganz unzugänglich ist, wie man aus *Nissens* Beschreibung in Nr. 2. zu glauben in Versuchung geräth. Man erhält auch nicht ein Wort darüber, was bey dem einen und dem andern Verbrecher durch die häufigen Besuche des Vfs. bey denselben ausgerichtet worden wäre; und diess sollte doch von einem Prediger, der sich einmal dazu berufen fühlt, das Publicum von seinen letzten Geschäften bey Delinquenten zu benachrichtigen, schlechterdings nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Dagegen erzählt er in Nr. 1.: „er habe bey *jedem* Besuche des Delinquenten so ganz seine Fassung verloren, dass seine Unterredung mit ihm niemals die gewesen wäre, welche er sich im Voraus vorgesetzt hatte;" und in Nr. 2. versichert er gar: „Menschen, wie Nissen, könnten seinen Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit beynahe vernichten, wenn er nicht so unauslöschlich *in seiner Natur* (?) gegründet wäre" u. s. w. Was soll man doch von der Tüchtigkeit des Vfs. zu seinem Berufe als Religionslehrer und Arresthausprediger halten? Auf allen Fall stehn solche Bekenntnisse von Schwäche in einer Volksschrift am unrechten Orte. Uebrigens ist Nr. 2. in jedem Betrachte besser gerathen, als Nr. 1., worin sich der Vf. von seinem guten Herzen verleiten liess, die Apologie eines groben Verbrechers zu schreiben.

Dem Vf. von Nr. 3. und 5. kann man es in seiner Lage eher verzeihen, dass er so viel zur Entschuldigung des unglücklichen *Damm's* sagt — der an Hertzleins Hinrichtung so viel Wohlgefallen fand, dass er wenig Tage nachher den Mord beging, einzig, wie aus allen Umständen erhellt, in der Absicht, um auf eine ähnliche Art, wie H., aus der Welt zu kommen; — ein merkwürdiges Beyspiel von den schädlichen Eindrücken öffentlicher, auf eine zu feyerliche und mitleiderregende Art veranstalteter Hinrichtungen! — Dennoch hätte auch er nicht vergessen sollen, dass solche Schriften, wenn sie für das Volk bestimmt sind, mit der grössten Vorsicht verfasst seyn müssen, wenn sie nicht schaden sollen. Nissens Charakteristik in Nr. 5. ist geschickter, Abscheu gegen das Verbrechen zu erregen; nur hätte der Vf. sich nicht einer so gezierten, unnatürlichen, mit Bildern überladenen Sprache, die ihn S. 3. nöthigt, in drey besondern Anmerkungen zu sagen, was er eigentlich im Texte sagen wollte und sagen musste, bedienen sollen; ein Fehler, der am wenigsten in einer Volksschrift zu verzeihen ist.

Nr. 4. enthält den ausführlichen Process wider Nissen; der Umstand, dass man diesen Process drucken liess, den wider Damm (beider Hinrichtungen geschahen an demselben Tage, nach dem Zwischenraume von nur zwey Stunden) aber nicht, erregt die unschuldige Frage: warum? Rec. ist freylich kein peinlicher Richter; aber er glaubt doch annehmen zu dürfen, dass zwey so ganz verschiedene Verbrecher, wie D. und N., wenn nun einmal die Todesstrafe *an beiden* vollzogen werden musste, nicht auf Eine und eben dieselbe Art hätten sterben und die Hand der Justiz mit gleicher Schwere hätten fühlen müssen. Freylich hat N. die Absicht seines doppelten Mordes (Habsucht) nicht bekannt; aber sie ging unwidersprechlich aus allen Umständen hervor und über eine andere Absicht schweigen die Acten. Aber schon als *zweifacher* Mörder erwartete das Volk gewiss mit Grund an ihm eine härtere Strafe, als an Damm. — Irrt Rec. in dieser Ansicht der Sache: so hat sein Irrthum allein darin seinen Grund, dass von Seiten der Justiz die Procedur gegen N., nicht aber gegen D., publicirt wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Januar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, a. K. d. kön. chirurg. Pepinière u. b. derſelben: *Muſeum anatomicum*, per decem et quod excurrit luſtra maximo ſtudio congeſtum indefeſſoque labore confertum a *Joh. Gottl. Walter*, Conſil. intim. Anat. et Phyſ. Prof. primar. etc. nunc — publici juris factum. 1805. X u. 514 S. gr. 4.

Den Leſern dieſer Blätter iſt es aus einer frühern Anzeige (Intell. Blatt der A. L. Z. 1804. Nr. 10.) ſchon bekannt, daſs Se. Maj. der König das Walterſche Cabinet für die von dem Eigenthümer verlangte Summe von 100,000 Thalern erkauft und mit wahrhaft königlicher Groſsmuth zum öffentlichen Gebrauche für die med. chirurg. Lehranſtalten zu Berlin unter der Aufſicht des Hn. Geh. R. *W.* haben aufſtellen laſſen. Die hohe Eleganz, oder vielmehr die Pracht, mit welcher letzteres geſchehen iſt, entſpricht dem innern Werthe dieſer unvergleichlichen Collection, ſo wie ſie auch der Würde des Eigenthums eines groſsen Monarchen gemäſs iſt. Unter allen öffentlichen und Privat-Sammlungen von ſolcher Art, die Rec. auf ſeinen Reiſen geſehn hat, iſt ihm keine vorgekommen, bey welcher die innern und äuſsern Vorzüge in einem ſo ſchönen und muſterhaften Verhältniſſe ſtehen, als es hier der Fall iſt. Unläugbar hat ſich der um das Studium der Anatomie durch Lehre und Schriften höchſt verdiente ehrwürdige Veteran dadurch ein Monument in den preuſsiſchen Staaten errichtet, das ſein Andenken ſelbſt auch bey denjenigen erhalten wird, welche bey einem ſolchen Muſeum nur den Fleiſs, die Kunſt, den Reichthum und den äuſsern Glanz bewundern, ohne in den Geiſt deſſelben dringen und den wiſſenſchaftlichen Nutzen davon würdigen zu können.

Der Hauptgegenſtand dieſer Sammlung iſt die Anatomie des *menſchlichen* Körpers, und zwar ſowohl im geſunden und vollkommenen, als im kranken und unvollkommenen Zuſtande deſſelben; aus der vergleichenden Anatomie kommen einzelne wichtige Stücke vor, welche ebenfalls zu beiden Abtheilungen gehören. Daſs die verſchiedenen Arten der künſtlichen anatomiſchen Bereitungen, z. B. die Injection, das Seciren, die Maceration, das Skeletiren, Trocknen u. ſ. w. in der höchſten Vollkommenheit dabey angewandt worden, war von einem ſo groſsen Anatomiker ſchon zum voraus zu erwarten, und iſt auf eine unübertreffbare Weiſe dargethan: an Menge der äuſserſt glücklich injicirten Arterien und Venen, welche mit bewundernswürdigem Fleiſse gearbeitet und in der inſtructivſten Anſicht dargeſtellt worden, ſo wie der mit muſterhafter Nettigkeit aufs ſorgfältigſte verfolgten Nerven, dürfte wohl keine anatomiſche Sammlung in Europa mit der Walterſchen in Vergleichung zu ſtellen ſeyn. Von der Corroſion und mikroſkopiſchen Präparation, mit welcher, bekanntlich, ſich beſonders die beiden *Hunter* und *Lieberkühn*-beſchäftigten, hat Hr. *W.* keinen Gebrauch zu machen für gut gefunden.

Daſs das Walterſche Cabinet in der Zahl der darin enthaltenen Stücke ſehr anſehnlich iſt, erhellt aus dem vorliegenden Verzeichniſſe. In dieſem werden 3092 Numern aufgeführt, nämlich 1150 in Weingeiſt und andern Flüſſigkeiten aufbehaltene phyſiologiſche und pathologiſche Präparate von Menſchen und Thieren (worunter mehrere in groſsen, mit Spiritus ganz angefüllten, aus dem reinſten Spiegelglaſe verfertigten und mit Zinn gefaſsten Kaſten vorkommen); 800 getrocknete von eben derſelben Art; 282 Steine von Menſchen und Thieren, auch allerley Concremente; 839 Knochen von Menſchen und Thieren, im natürlichen und widernatürlichen Zuſtande, ganze Skelete u. ſ. w.; 21 Stücke von verſchiedener Gattung. Unter allen dieſen ſind die ſeltenſten Miſsgeburten, höchſt merkwürdige Beyſpiele von krankhaften Theilen, von Varietäten in der Bildung u. ſ. w. Da Hr. *W.* über 50 Jahre zu dieſem Muſeum geſammelt und ſeinen Zweck mit unermüdetem Fleiſs und Eifer verfolgt, auch (wie er bereits in ſeinen *Obſervatt. anat.* vor 30 Jahren angegeben) jährlich 200 Leichen und drüber auf dem anatomiſchen Theater zu Berlin gehabt, und (ſeiner eigenen glaubwürdigen Anzeige zufolge) zuſammen über 8000 Leichen theils ſelbſt zergliedert, theils durch ſeine vielen Schüler unter ſeiner Anleitung hat ſeciren laſſen; ſo war es ihm möglich, in dieſem Fache etwas zu leiſten, was ſelbſt den gehäſſigſten Gegner des Hn. *W.* und ſeines Studiums — wenn es einen ſolchen geben könnte — zur Bewunderung und zum Lobe zwingen muſs.

Der beſchränkte Raum dieſer Blätter erlaubt es nicht, die wichtigſten und lehrreichſten Stücke aus dem vorliegenden Catalogus auszuzeichnen. Rec. hatte ſchon den Anfang dazu gemacht, und muſste ſein Vorhaben aufgeben, weil ſelbſt von *dieſen* die Zahl zu groſs ward. Ein mageres Verzeichniſs ſolcher Stücke kann auch die Leſer der A. L. Z. nicht intereſſiren; und diejenigen unter denſelben, welche Anatomiker oder auch nur Aerzte und Wundärzte ſind, werden, wenn ſie nicht Gelegenheit haben ſollten, die Sammlung ſelbſt zu ſehen, wenigſtens ſuchen,

die hier angezeigte Schrift zu Gesichte zu bekommen und die ihnen lehrreichsten Stücke aus der Beschreibung kennen zu lernen. Sie werden ihre Mühe dabey belohnt finden, weil Hr. *W.* die Präparate nicht blofs namhaft gemacht, sondern, zum Theil mehr, zum Theil weniger, umständlich beschrieben hat. Mit dieser lateinischen Schrift mufs aber die ältere deutsche (*Anatomisches Museum*. Berlin, 1796. 4.), in welcher sich der Vf. bey der Beschreibung mancher Präparate noch ausführlicher erklärt hat, nothwendig verglichen werden.

In der Vorrede sagt Hr. *W.*, er habe anfangs den Plan gehabt, nicht allein dieses Museum noch umständlicher zu beschreiben, und besonders in demjenigen Abschnitte, welcher die krankhaften Theile enthält, den Sitz und die Ursache der Krankheiten in Menschen und Thieren zu vergleichen, sondern auch die Absicht, warum er jedes einzelne Präparat gemacht, zu sagen, und alle Handgriffe anzugeben, welche er bey der Art ihrer Bereitung und bey der Injection mit Queckfilber und mit verschiedentlich gefärbten Massen, „welche letztern weder unter dem Mikroskop anders erscheinen, noch durch die Gewalt des Feuers verändert werden," angewandt habe; diesen Vorsatz aber habe er aufgegeben, um das vorliegende Buch nicht zu grofs zu machen. Er giebt dabey einige Hoffnung, dafs sein Sohn dereinst die Nerven der weiblichen Brüste und der männlichen Geschlechtstheile, auch die Verbindung des obern und untern Gekröse-Geflechtes, nach seinen Präparaten beschreiben und in Abbildungen darstellen werde. Der Erfüllung dieser angenehmen Hoffnung mufs jeder Freund des anatomischen Studiums mit Verlangen entgegen sehen, zugleich aber auch wünschen, dafs der „*senex septuagenarius, corpore et mente sanus, vegetus et felix*," wie Hr. *W.* sich mit Danke gegen die Vorsehung nennt, das Glück haben möge, die Ausführung dieses Vorhabens zu leiten und die Vollendung desselben zu erleben.

Rec. aber, welcher zwar nicht zu den Schülern des Hn. Geh. R. *W.*, wohl aber zu seinen wärmsten Verehrern gehört, kann bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es dem durch Alter und Verdienste an die Spitze aller jetzt lebenden Anatomiker zu stellenden „*Incisor*" (es sey erlaubt, dieses Wort, womit *Haller* nur *praktische* Zergliederer auszuzeichnen pflegte, auf das treffendste hier anzubringen) gefällig seyn möge, alle Handgriffe, deren er sich bey seinen Präparaten bedient, und insbesondere die verschiedenen Massen, welche er zur Injection angewandt hat, ausführlich und genau anzugeben. Ein Mann, welcher so viele Jahre hindurch Versuche gemacht und diese mit dem glücklichsten Erfolge belohnt gesehen hat, mufs manche Vortheile besitzen, die Andern fremd oder wenigstens nicht geläufig sind. Es kann nur die kindische Eitelkeit oder der kleinliche Neid in Abrede seyn, dafs nicht jedermann alles Hn. *W.* sogleich nachmachen könne und werde. Durch dieses offene Geständnifs glaubt Rec., welcher nicht blofs als Schriftsteller in diesem Fache und als Besitzer eines nicht unbedeutenden anatomischen Cabinets urtheilt, sondern auch als praktischer Zergliederer eine Stimme zu haben berechtigt ist, weder sich selbst, noch seinen Kunstgenossen etwas vergeben zu haben. Unstreitig würde Hr. *W.* durch die Erfüllung dieses Wunsches nicht nur seinen Verdiensten um die Anatomie die Krone aufsetzen, sondern auch einen überzeugenden Beweis von der Liberalität seiner Denkungsart und selbst von der Dankbarkeit gegen seinen königlichen Wohlthäter geben.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Medicinische Miscellen* aus dem Nachlasse des Prof. *Roose* zu Braunschweig, herausg. von D. *Ludwig Formey*, GR. u. LA. zu Berlin. 1804. 220 S. 8. (18 gr.)

Der Tod des Prof. *R.* war für die Arzneywissenschaft ein wahrer Verlust. Dafs der fleifsige Mann unter andern in dem von ihm zu besonderer Bearbeitung gewählten Fache, der Staatsarzneykunde, noch manches Gute geliefert haben würde, das zeigen auch diese Beyträge, welche jedoch nicht alle von ihm herrühren. Sie enthalten unter *zwölf* Rubriken folgendes: 1) *Revidirte Ordnung, nach welcher die Apotheker in den kön. preufs. Landen ihr Kunstgewerbe betreiben sollen.* Rec. ist darin aufgefallen, dafs noch auf Anschaffen der schlesischen Maywürmerlatwerge gesehen wird, obschon die Wirksamkeit jener Latwerge eben nicht durch glaubwürdige Erfahrungen bestätigt worden ist. 2) *Gutachten* des Ober-Sanitäts-Collegii zu Braunschweig *über eine versuchte Vergiftung eines Mannes durch seine Ehefrau*, von *R.* In einer Biersuppe erhielt der Mann gepulvertes Glas, worunter Arsenik befindlich war. Die Frau selbst wollte nicht Arsenik, sondern Brechweinstein gegeben haben. Recht schön und gründlich wird gezeigt, dafs nicht das gepulverte Glas, nicht der Brechweinstein, nicht ein Tantillum Arsenik, welches in einer nicht ausgereinigten Giftwage hängen geblieben sey, wie der Apotheker ausfagte, sondern höchst wahrscheinlich eine reichlichere Gabe des letztern allein Ursache an den Zufällen des Mannes, heftigem Erbrechen, heftigen Koliken, Betäubung, Zittern, Schwäche u. s. w. gewesen sey. 3) *Bekanntmachung* des O. Sanitäts-Collegii zu Braunschweig, *den Giftverkauf betreffend.* Nur bekannten Personen darf es abgereicht werden. 4) *Ueber den Werth medicinisch gerichtlicher Untersuchungen, das männliche Unvermögen betreffend*, von *Formey*. Diese Abhandl. fängt ein wenig pomphaft folgendermafsen an: Noch immer umhüllt ein heiliges Dunkel das wichtige Geschäft der menschl. Fortpflanzung u. s. w. Sie zeigt aber sehr wahr und deutlich, wie gering der Werth solcher Untersuchungen sey, da gar keine zuverlässigen Zeichen der Impotenz Statt finden, den gänzlichen Mangel der Ruthe und der Hoden (doch ohne dafs diese im Unterleibe verborgen liegen) ausgenommen. 5) *Einige Resultate der Geburts-, Sterbe- und Trauungslisten des Herzogthums Braunschweig und Fürstenthums Blankenburg*, vom J. 1800

1800—1801. Die Volksmenge, die 1793. nur 191,713 Seelen betrug, hat sich im J. 1801. auf 203,975 vermehrt, wovon 99,890 männlich, und 104,085 weiblich waren. Das gröfsere Verhältnifs der Gebornen zu den Gestorbenen kömmt im J. 1800. ganz auf Rechnung des platten Landes. 6) *Gutachten* des k. preufs. O. Coll. medic. *über eine muthmafsliche Vergiftung.* Die fehlerhafte Obduction zeigte blofs die Gangränescenz in den meisten Eingeweiden, ohne weiter auf die Ursache derselben Rücksicht zu nehmen, oder chemische Untersuchungen mit dem Inhalte des Verdauungscanals angestellt zu haben. Das Gutachten fiel daher auch zweifelnd aus. 7) *Ueber die Möglichkeit des Schwangerwerdens auch ohne Empfindung der Wollust von Seiten des Weibes.* Von D. *Albers* in Bremen. Der Vf. nimmt sie aus mehrern Gründen und Thatsachen aus seiner Erfahrung (denen Rec. einige hinzufügen könnte) an. 8) *Ueber die frühzeitige Erkenntnifs der Wuth bey Hunden.* Am ersten Tage der bevorstehenden Wuth zeige der Hund eine gewisse gröfsere, doch listige Freundlichkeit, welche Aufmerksamen leicht auffalle. Am zweyten werde er nun schon beissig, mürrisch u. s. w. 9) *Gutachten* des herzogl. braunschw. O. San. Coll. *über eine Kupfervergiftung.* (Der Fall kommt Rec. noch problematisch vor. Fast durch ganz Deutschland ist die hier angegebene Art der Zubereitung der Würste die nämliche, und es müfsten folglich ähnliche Vergiftungen bey weitem häufiger vorfallen, als man hört. Die Sache scheint uns daher nicht hinreichend untersucht.) 10) *Reglement, nach welchem sich die Materialisten und Droguisten bey dem Debit der Arzneywaaren richten sollen.* 11) *Auszug aus einem Gutachten* des herzogl. braunschw. O. San. Coll. *über die Todesart einer von ihrem Manne gewaltsam mifshandelten Frau.* Ein vorzüglich fleissig bearbeitetes Gutachten, welches beweist, wie grofsen Werth es für eine medicinisch-gerichtliche Beurtheilung habe, wenn man auch die juridische Untersuchung mit zu Rathe und Hülfe ziehen dürfe, wie dies der Fall hier war. Der Vf. zeigt, dafs auch bey nicht sehr in die Augen fallenden Kopfverletzungen dennoch eine schlagflüssige Todesart nach einer solchen Prügeley um so eher erfolgen könne, wenn der Geprügelte berauscht ist, wie hier. Es ist jedoch bey diesem Falle sehr zu bezweifeln, ob die nach S. 199. c. Betrunkene sich wirklich heftig geärgert habe, wie vorausgesetzt, aber nicht erwiesen, im Gegentheile eher zu läugnen ist. 12) *Visum repertum, wegen des unehelichen Kindes der Hanne Meyerin*, welches aus Mangel an gehöriger Pflege nach der Geburt, diesem *visum repertum* zu Folge, starb. Wir wünschen, dafs der Herausg., Hr. GR. *Formey*, dieses, oder ein ähnliches Werk, fortsetzen möge, da die Staatsarzneykunde wirklich ein noch sehr unbebautes Feld der Medicin, und doch für den Staat selbst von so grofsem Nutzen ist. Die hohe Stufe der Cultur, auf welcher die Physiologie und Chemie stehn, macht zwar an die jetzigen gerichtlichen Aerzte gröfsere Ansprüche, als vordem; desto nothwendiger sind aber auch für angehende Stadt- und Land-Physicos Muster, nach denen sie sich richten und auf welche sie sich beziehen können, um den Neckereyen der Defensoren und Urtheilsverfasser, die leider oft weiter nichts thun, als das ärztliche Benehmen tadeln, desto sicherer zu entgehn.

FÜRTH, im Bureau f. Literatur: *Handbuch für Mütter zur zweckmäfsigen Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren*, von D. *F. A. Schmidtmüller.* 1804. *Erste* Abtheilung. 290 S. *Zweyte* Abtheilung. 214 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

So wenig auch Rec. medicinischen Volksschriften hold ist, so sehr wünscht er die gegenwärtige in die Hände aller, um zweckmäfsige Kinder-Erziehung besorgter, Mütter. Die Gränzlinien diätetischer Vorschriften werden hier genau vorgezeichnet, und in allen krankhaften Vorfällen wird auf Einholung ärztlicher Vorschriften hingewiesen. — Dieses Schriftchen erschien schon früher unter dem Titel: *Taschenbuch für die physische Erziehung der Kinder.* Da dessen in unsern Blättern noch nicht Erwähnung geschah, so folgt die nähere Inhaltsanzeige jetzt. — In der ersten Kindheit wird der Grund zur künftigen Gesundheit gelegt, der Einfluss der Gesundheit der Aeltern auf Kinder ist daher von grofser Wichtigkeit. (Hier sind die Anlagen zu Erbkrankheiten sehr fafslich für Layen dargestellt, für Aerzte hingegen, wegen zu grofsen Antheils, der den Säften hiebey eingeräumt wird, nicht befriedigend vorgetragen.) Die Entwickelung und Veränderungen der Frucht in den verschiedenen Zeiten und Wochen der Schwangerschaft sind gut auseinander gesetzt. Die Sorge für Reinlichkeit, trockene Wäsche, gute Luft und der Gebrauch der Bäder werden durch überzeugende Gründe bestens empfohlen. Nur lauwarme Bäder stärken und beleben, kalte Bäder hingegen sind für Neugeborne höchst gefährlich. (Möchte doch das Moden-Vorurtheil so mancher Aeltern, ihre Kinder durch kalte Bäder frühzeitig zu stärken, endlich der Vernunft und Erfahrung weichen!) In einem Alter, in welchem das kalte Baden gefährlich und zweckwidrig wäre, wird das kalte Waschen als nützlich empfohlen. Die Luftverbesserung in den Kinderstuben durch Räucherungen mit Weihrauch, Mastix u. dgl. findet Rec. verwerflich. Die Hauptzwecke des Wickelns und der ersten Bekleidung der Kinder sind, warmes Verhalten und zweckmäfsige Unterstützung des noch zarten Körpers. Auch Rec. mifsbilligt sehr das Entblöfstseyn des Kopfes in den ersten Wochen. Nicht immer ist das Schreyen Folge von Schmerz, sondern auch wohl zuweilen das Bestreben, die Kräfte der Lungen und Respirations-Werkzeuge in Thätigkeit zu setzen. Das Wechseln des Tragens auf beiden Armen wird hier sehr empfohlen. Vor einem Jahr wird das Reisen mit Kindern gemifsbilligt. Mit Recht wird der uneingeschränkte Gebrauch der Kinderfläschchen verworfen. Die besten flüchtigen Stoffe gehen durch das Abfieden der Kuhmilch verloren. Auch Rec. ist aus Erfahrung dem Reifs-, Gersten-, Ro-

Roſinen-, Dattel-, Feigen-Waſſer, als Getränk, wegen Erzeugung von Blähungen, Grimmen und grüner Stühle, nicht gewogen In den Abſchnitten von den Ausführungen, von den Säugammen, von der Sorge für die Brüſte der Säugenden werden allenthalben gute Winke und Vorſchriften gegeben. Im Anhange von einigen Krankheiten der Säuglinge werden die gewöhnlichſten Krankheiten angeführt, auf ſolche bey Zeiten aufmerkſam gemacht, zweckmäſsige diätetiſche Regeln empfohlen, und hier, wie allenthalben, werden vernünftige Mütter durch triftige Gründe angewieſen, ſich in Kinderkrankheiten ſogleich an einen geſchickten Arzt zu wenden.

Die *zweyte* Abtheilung enthält eine Diätetik für Kinder von 1—7 Jahren. Vorſorge für die Lungen, die Haut, Verdauungswerkzeuge, Herz, Gefäſsſyſtem, Sinneswerkzeuge, Knochenbau u. ſ. w. In dieſem Alter findet kein Unterſchied in der phyſiſchen Erziehung in Abſicht des Geſchlechtes Statt. Die Geiſtescultur der Kinder ſoll erſt dann angefangen werden, wenn die phyſiſche Entwickelung zu einem gewiſſen Grad von Vollkommenheit gediehen iſt. Die Fraglehrmethode wird als die zwangloſeſte, mithin die beſte, empfohlen. Die beſte Geſellſchaft für Kinder ſind ihre Aeltern. Gegen das Zuſammenſchlafen von Kindern verſchiedenen Geſchlechts. Kinder müſſen ſpielen, heiſst, ſie müſſen ſich nach ihrer Art beſchäftigen. Nachtheile des Schlafens in ganz kalten Zimmern. Von der diätetiſchen Behandlung ſchwächlicher Kinder. Nothwendige phyſiſche Eigenſchaften des Erziehers, der Erzieherin. Ueber die phyſiſche Erziehung älterer Kinder.

Erfurt, b. Hennings: *Die Apothekerſchule*, oder *Verſuch einer tabellariſchen Darſtellung der geſammten Pharmacie*, zum Gebrauch bey dem Unterricht und zur Vorbereitung für diejenigen, welche ſich einem Examen unterwerfen wollen. Von D. *Joh. Barth. Trommsdorff*. Prof. auf der Univerſität zu Erfurt, wie auch Apotheker und Mitglied der Sanitätscommiſſion daſelbſt u. ſ. w. 1803. fol. (1 Rthlr.)

Für das Ganze hat der Vf. *zehn* Tabellen beſtimmt. Die *erſte* giebt eine *allgemeine Ueberſicht der Pharmacie*; die *zweyte* handelt von den *nöthigen Inſtrumenten und Geräthſchaften*, zu deren Erklärung auch ein Kupfer beygefügt iſt; die *dritte* iſt *für die rohen Arzneymittel und pharmaceutiſch-chemiſchen Operationen* beſtimmt, und die *vierte* bis *zehnte* giebt *die Ueberſicht der pharmaceutiſch-chemiſchen Präparate*. Die zweckmäſsige Einrichtung dieſer Tabellen erleichtert die Ueberſicht des Ganzen ſehr, und ſie werden ihrer Abſicht ſicher entſprechen. Sie ſind übrigens eine Nachahmung der von *Fourcroy* entworfenen Tabellen des Syſtems der theoretiſchen und praktiſchen Chemie.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, b Maurer: Verſuch einer Beantwortung der Frage: *Ob eine allgemeine reine Vernunftreligion in dieſer Welt möglich und von der Umſchaffung oder Abſchaffung der chriſtlichen Religion zu erwarten ſey?* von *Johann Chriſtian Jani*, Generalſup. der Altmark und Priegnitz 1805. 88 S 8. (8 gr.) — Der Vf. dieſer Schrift hat, laut ſeiner Erklärung in der Vorrede, nicht für eigentliche Gelehrte, ſondern vielmehr für ſolche Leſer geſchrieben, die bey dem ſeit einiger Zeit angefangenen Niederreiſſen alter und Aufbauen neuer Lehrgebäude, wovon ſie in Schriften und Journalen benachrichtigt werden, nicht zu beurtheilen wiſſen, ob ſie dort oder hier mehr Sicherheit, Licht und Mittel zur Förderung ihres groſsen Lebenszwecks zu finden hoffen können. Insbeſondere hat er ſeine Schrift jungen Predigern und Candidaten beſtimmt, welche, durch die abweichenden philoſophiſchen und theologiſchen Lehrmeinungen irre geworden, nicht wiſſen, was ſie ſelbſt glauben und andern vortragen ſollen.

Wenn wir gleich dem Ganzen mehr Gründlichkeit, ſorgfältigere Nachweiſung und Prüfung der entgegengeſetzten Meinungen, hin und wieder weniger Bitterkeit in der Darſtellung derſelben, ſo wie in den Schilderungen des herrſchenden Indifferentismus und Sittenverderbens, z. B. S. 72. 85., und überhaupt eine gefälligere Form wünſchen möchten: ſo ſtimmen wir doch gern dem S. 85. vorkommenden Wunſche bey, daſs nicht allein von den öffentlichen Lehrern der Religion, ſondern auch von denen, welche in hohen Ständen und Aemtern durch ihr Anſehn und Beyſpiel am kräftigſten mitwirken könnten, dem Verfall der Menſchheit und des Chriſtenthums entgegen gearbeitet werden möge, und zweifeln nicht, daſs der populäre Vortrag und die gutgemeynte Abſicht des Vfs. manche Leſer für die gute Sache und für ſeine Vertheidigung derſelben gewinnen werde.

In der Einleitung behauptet der Vf., daſs die Vernunftreligion zu unſern Zeiten von vielen vorzüglich empfohlen werde, weil dadurch eine Vereinigung aller Religionsparteyen zu Stande gebracht werden könne. Er ſelbſt zweifelt zwar nicht an der innern Möglichkeit einer ſolchen allgemeinen Weltreligion; ſucht aber in der Abhandlung ſelbſt ausführlich darzuthun, daſs ſie bey der ſo groſsen Verſchiedenheit der Denk- und Handlungsweiſe der Menſchen, und nach der bisherigen Erfahrung nicht Statt haben könne. Hierauf wird gezeigt, daſs es weder Jeſu noch der Apoſtel Abſicht war, eine allgemeine Vernunftreligion einzuführen; daſs eine Religion, welche ſich auf überhnnliche Zeugniſſe und Beweiſe beruft, deshalb keineswegs vernunftwidrig und verwerflich ſey, und daſs die chriſtliche Religion, welche auf den ganzen Menſchen, als ſinnlich vernünftiges Weſen, berechnet ſey, allen billigen Forderungen Genüge leiſte.

Unter andern eingeſtreuten treffenden Bemerkungen zeichnet Rec. nur folgende aus (S. 16.): daſs es äuſserſt zweckmäſsig ſey, im Unterricht ſämmtliche Beweisarten für das Daſeyn Gottes mit einander zu verbinden, da ſie vereinigt mehr Kraft bekommen; ſo wie in der Seele ſelbſt theoretiſche und praktiſche Vernunft, Verſtand und Gewiſſen nicht zu trennen ſind, und in ihren Wirkungen ſehr oft zuſammenfliefsen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Januar 1806.

PHILOSOPHIE.

PARIS, b. Henrichs: *Hiſtoire comparée des Syſtèmes de Philoſophie*, relativement aux Principes des Connoiſſances humaines. Par *J. M. Degerando*, Correſpondant de l'Inſtitut national de France, des Academiciens de Turin, de Lyon, de la Société des Arts de Genève, de celles d'Emulation de Lauſanne, du Haut-Rhin, de l'Athenée de Grenoble etc. An. XII. 1804. Tome *premier*. LXXV u. 476 S. Tome *ſecond*. 511 S. Tome *troiſieme*. 581 S. 8. (5 Rthlr.)

Dieſes Werk iſt in mehr als einer Rückſicht eine Erſcheinung, welche Aufmerkſamkeit verdient. Die Franzoſen haben auſser *Delandes's* ſehr unkritiſchem und unphiloſophiſchem Werke, kein vollſtändiges Werk über die Geſchichte der Philoſophie; das gegenwärtige macht daher ſchon darum in der franzöſiſchen Philoſophie Epoche, daſs es eine Lücke füllt; aber auch noch beſonders durch die Art und Weiſe wie es dieſelbe füllt. Es zeichnet ſich durch eine ſchöne lebendige Darſtellung, einen beſtimmten Plan, einen das Ganze beherrſchenden Geiſt, durch Studium der Quellen, und einen gewiſſen Grad von Gründlichkeit, und auch das Detail nicht verſchmähender Genauigkeit aus; welches den franzöſiſchen Werken dieſer Art bisher faſt gänzlich fehlte. Hierzu kommt noch eine ſehr gute Kenntniſs der ausländiſchen Literatur, vorzüglich der deutſchen. Der Vf. kennt nicht nur die vorzüglichſten Werke der deutſchen Nation, welche in dem achtzehnten Jahrhundert faſt einzig mit Ruhm die Geſchichte der Philoſophie nicht allein bearbeitet, ſondern auch erweitert, und aus dem rohen Chaos hiſtoriſcher Kenntniſſe emporgehoben hat, im Allgemeinen, ſondern er hat auch *Eberhards*, *Meiners*, *Tiedemanns*, *Fülleborns*, *Ständlins*, *Garves*, *Tennemanns* Schriften geleſen, und empfiehlt ſie ſeiner Nation zu fernerm Gebrauche. Er denkt überhaupt von der deutſchen Nation in Rückſicht auf wiſſenſchaftliche Cultur ſehr günſtig. *L'Europe ſavante*, ſagt er T. *I.* S. 63.: *doit ſans doute aux érudits de l'Allemagne une legitime reconnoiſſance pour le zèle et l'emulation qu'ils ont portés pendant le dernier ſiècle dans ces différentes recherches, le beſoin qu'ils ont pris d'y éclairer toutes les parties, de rétablir les textes, d'en fixer le ſens, d'apprecier ſes autorités, d'examiner toutes les faces des objets; il convient ſurtout aux écrivains français de s'aider des ſecours de cette nation laborieuſe et nous aimons à annoncer, en notre particulier, les obligations, que nous avons aux guides, qu'elle a prêtés; il y a*, ſetzt er aber hinzu, *cependant dans presque tous ces ouvrages, quelques fois trop de prolixité, quelquefois une diſproportion manquée dans le deſſein, quelquesfois une grande obſcurité, presque toujours une aridité, un manque d'interêt, une negligence de ſtyle, en un mot un défaut d'agrément dans les formes, qui laiſſe apercevoir une rédaction trop imparfaite, et ne permettrait pas, en les traduiſant litteralement, de leur faire obtenir parmi nous, tout le ſuccès dont ils ſont dignes pour le fond des choſes.* Es iſt ſchon viel, daſs ein Franzoſe einen ſo richtigen Unterſchied zwiſchen dem Inhalte und der äuſsern Form macht, und dem erſten noch ſeinen wahren Werth zuerkennt, wo die letzte nicht dem eigenthümlichen Geiſte ſeiner Nation, der ſonſt leichte gefällige Formen alles ſind, zuſagen kann. Er wünſcht daher auch eine nähere Verbindung zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten zum Vortheil der Wiſſenſchaften S. 439. *On ne ſaurait trop deplorer les préventions reciproques et également injuſtes, qui élèvent une ſorte de barrière entre les litérateurs français et les litérateurs allemands. Ils ſembleraient deſtinés, par la diverſité de leurs mérites et de leurs defauts à établir entr' eux le plus utile commerce, le plus heureux échange. Dans ce commerce, les Allemands fourniraient, ſi l'on peut dire ainſi, la matière première des produits philoſophiques, et les Français s'acquitteraient par les inſtrumens et la main - d'oeuvre.* Es liegt jedoch am Tage, daſs die Deutſchen weit mehr von den Franzoſen, als dieſe von jenen bisher gelernt haben; und daſs es alſo hauptſächlich von den letzten abhängt, ob die von dem Vf. gewünſchte nähere Zuſammentretung beider Nationen erfolgen ſoll. Gewiſs aber kann für dieſe nichts ſo förderlich ſeyn, als wenn mehrere Schriftſteller wie Hr. *Degerando* ſich mit den eigenthümlichen Verdienſten der Deutſchen bekannt machen, und ſie laut anzuerkennen durch Eitelkeit nicht gehindert werden.

Doch wir abſtrahiren von dieſem Geſichtspunkte, und bleiben für jetzt bloſs bey dem wiſſenſchaftlichen ſtehen. Die Idee des Vfs., die Geſchichte der einzelnen philoſophiſchen Syſteme aus der ganzen Maſſe der Geſchichte der Philoſophie abzuſondern, und jene Syſteme hauptſächlich aus dem Geſichtspunkte aufzufaſſen, wie ſie die Fundamentalfragen über den Grund der Gewiſsheit und Realität der menſchlichen Erkenntniſs beantwortet haben, iſt eine glückliche, dem Vf. eigenthümliche Idee. Denn es iſt ſehr wahr, was der Vf. S. XVIII. ſagt, die Unterſuchung über den Grund und die Principe der menſchlichen Erkenntniſs iſt zwar nicht als das einzige, doch als eines der vornehmſten Objecte der Philoſophie anzuſehen; der Grundpfeiler, auf welchem ſie ſelbſt als Wiſſenſchaft ruhet. Die Unterſuchungen darüber ſind daher faſt

so alt, als die Philosophie selbst; sie haben immer den Philosophen am meisten zu schaffen gemacht, und sind die Hauptursachen ihrer Trennung und Entzweyung. Alle Systeme der Philosophie sind ein Versuch, dieses Hauptproblem zu lösen, und die Ansicht, welche ihre Stifter von der menschlichen Erkenntniss und ihren Principien hatten, greift mit dem entschiedendsten Einflusse in die ganze Kette von Untersuchungen und Methoden ein, deren Verbindung ihre Systeme ausmachen. Eine Geschichte der philosophischen Systeme aus diesem Gesichtspunkte hat also nicht allein ein grosses Interesse, sondern gewähret auch noch den Vortheil, dass sie, ohne in das Detail einzugehen, einen leichten Ueberblick von allen philosophischen Systemen giebt, und, was vorzüglich für Franzosen wichtig ist, den mühsamen Weg der geschichtlichen Forschung für den Vf. und den Leser abkürzt. Der Vf. erwartet aber noch einen weit wichtigern Vortheil von dieser Behandlung der Geschichte der Philosophie. Er glaubt, durch sie den Trennungspunkt der philosophischen Systeme selbst aus dem Wege räumen, und den so lange gedauerten Kampf auf dem Gebiete der Philosophie in einen ewigen Frieden verwandeln zu können; auf dem Weg der Geschichte will er sich Resultate sammeln, durch welche das Hauptproblem der Philosophie über die Principien der menschlichen Erkenntniss selbst befriedigend gelöset, und die Ansprüche entgegengesetzter Parteyen mit einander ausgeglichen werden sollen. *Le travail que nous entreprenons peut donc être considéré comme l'essai d'un traité de Philosophie sur les questions premieres de cette science, mais d'un traité conçu d'après la méthode la plus prudente; quoique la plus negligée, d'après la méthode des experiences; nous osons donc l'offrir encore comme un essai de philosophie experimentale.* — Auch dieses ist eine sehr gute Idee. Allerdings kann die Geschichte der Philosophie schätzbare Resultate der Art darbieten, wenn sie von einem philosophischen Kopfe bearbeitet wird; sie kann zwar selbst, insofern sie an Data gebunden ist, keine unumstösslichen Principien für das Philosophiren aufstellen; aber aus demselben, an der Hand leitender Principien, heilsame Maximen abziehen, und Stoff hergeben, aus welchem ein indirectes Probemittel der Wahrheit der aufgestellten Systeme abgezogen werden kann. Es kommt bey einem System alles auf die Principien, sowohl die constitutiven als regulativen, und dann auf die Verknüpfung der einzelnen Sätze mit jenen an. Die Gültigkeit der ersten kann nicht aus der Geschichte, sondern nur aus der Kritik des menschlichen Erkenntnissvermögens dargethan, aber ihre Brauchbarkeit zur Begründung eines Systems der menschlichen Erkenntnisse, und also eine Art von hypothetischer Gültigkeit durch die historische Probe, vermöge deren man nachsiehet, ob sich die Folgesätze alle aus dem Principe herleiten lassen, ob keine Erkenntnisse übrig bleiben, welche, wenn das Princip wahr wäre, sich aus demselben müssten ableiten lassen, und die auf die Art nicht begründet werden können; ob die Folgesätze alle unter einander und mit ihren Gründen zusammenstimmen, gewonnen werden. Aber um diese Probe mit den mannichfaltigen Systemen anzustellen, müssten nicht die Principe aus ihrem Zusammenhange gerissen und isolirt dargestellt, sondern das ganze System in seiner ganzen Individualität mit allem daraus hergeleiteten dargestellt werden, um an dem letzten die Brauchbarkeit der ersten auf die Probe zu stellen.

Hr. *Degerando* scheint seinen Plan keiner solchen vorläufigen Prüfung unterworfen, keine Untersuchungen über das dabey zu beobachtende Verfahren und die leitenden Principien angestellt zu haben. Er vertrauet seiner natürlichen und künstlichen Logik, seinem nach Indicationen des gemeinen Verstandes gebildetem Systeme des Eklecticismus, um in der Vergleichung der Systeme das Wahre und Falsche, das Haltbare und Grundlose herauszufinden, und über die tiefsinnigsten Forschungen nach dem ungefähren Massstabe der Schätzung ihrer Ursachen und Folgen (T. *III.* S. 98.) ein entscheidendes Urtheil auszusprechen, und selbst nach demselben Massstabe dem Kriticismus, welcher allein nicht nach ungefährer Schätzung, sondern nach der gründlichsten Untersuchung des Erkenntnissvermögens Gränzen, Umfang und Principien des philosophischen Wissens bestimmt, seinen wahren Werth und Unwerth zu würdigen. Es ist leicht voraus zu sehen, dass der Franzose den Deutschen in allen diesen Punkten nicht befriedigen werde; er verräth keine tiefe Kenntniss von dem was Philosophie seyn und leisten soll; sie ist ihm blos eine oberflächliche Metaphysik, die über Erfahrungsgegenstände gefällig räsonniret, und der alles Abstracte, jeder Schritt über die Erfahrung heraus, bald eine Thorheit, bald die unbegreiflichste und leichteste Sache von der Welt ist; er macht daher keine grosen Foderungen an philosophische Systeme; Bestätigung und Erweiterung der Erfahrung ist alles, was er verlangt. Psychologie und Logik sind die einzigen Grundlagen und Grundstoffe der Philosophie. Consequenz und systematische Einheit, wissenschaftliche Bündigkeit sind ihm nur Nebendinge; er ist kein Freund von Theorieen; Resultate welche mit dem gesunden Menschenverstande übereinstimmen, dieses ist die vornehmste Eigenschaft des philosophischen Wissens. Philosophie der Erfahrung, welche kein Dogmatismus, kein Skepticismus, weder Rationalismus noch Empirismus, weder Idealismus noch Materialismus ist, sondern aus allen diesen das Gute und Brauchbare nicht nach bestimmten Maximen und Principien, sondern nach blosser Idiosynkrasie des Geises ausgelesen hat, ist die Philosophie unsers Vfs., die einzige welche ihm dieses Namens würdig ist. Bey aller Beschränktheit und Einseitigkeit des philosophischen Geistes, und des philosophischen Wissens, bey dem Mangel an gründlicher Einsicht in den wissenschaftlichen Charakter der Philosophie und die Bedingungen ihrer Möglichkeit kann man doch nicht läugnen, dass der Vf. durch einen natürlichen hellen Blick und guten Gebrauch der Logik, nicht selten sehr helle Blicke in die philosophischen Systeme gethan, ihre Grundfehler und Mängel scharf durchschauet, und über die Philosophie, ihre wissenschaftliche Entwikkelung

kelung und fernere Cultur richtige Bemerkungen gemacht hat; und wenn man auch nicht immer mit den Gründen seiner Urtheile einverstanden ist: so muss man doch oft ihre Resultate gelten lassen. Auch da, wo er nach seinem Standpunkte ein philosophisches System und auf die wissenschaftliche Cultur der Philosophie abzweckende Untersuchungen nicht gehörig würdigen, oft nicht einmal richtig verstehen konnte, erhält seine Beurtheilung doch in der Rücksicht Interesse, als wir daraus den Zustand der philosophischen Cultur in Frankreich abmessen, und in manchen Ansichten ein Emporstreben ahnden können.

Hr. *Degerando* hat sein Werk in *zwey* Theile geordnet. In dem *ersten* giebt er eine kurze Darstellung der philosophischen Systeme in Beziehung auf die Principien der menschlichen Erkenntnisse; in dem *zweyten* stellt er Betrachtungen über dieselben an, oder liefert vielmehr die Resultate aus der hervorgegangenen historischen Darstellung. In dem *ersten* Theile nimmt der Vf. *fünf* Perioden an. 1) Von Thales bis Sokrates. 2) Von Sokrates bis auf das Ende der römischen Republik. 3) Von der Entstehung der römischen Monarchie bis auf die Araber. 4) Die Periode der Araber und Schölastiker. 5) Von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts und der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf die neueren Zeiten. In jeder Periode unterscheidet er die Hauptschulen und Nebenschulen wie in der letzten, die Schule des *Baco*, des *Descartes* und *Leibnitz*. *Bacos* Schule theilt sich in die Schule des Materialismus welche *Hobbes* und *Helvetius*, und des Idealismus welche *Berkeley* und *Hume* an ihrer Spitze haben. *Descartes* Schule in die der ächten Cartesianer, des *Malebranche* und *Spinoza*; die des *Leibnitz* in die des *Wolf* und *Kant*. Da nicht eine vollständige Geschichte der Philosophie, sondern eine Geschichte der Philosopheme über die Gründe der menschlichen Erkenntnisse Zweck der Vf. war: so band er sich nicht strenge an die Zeitordnung, sondern ordnete diese dem Gesetz der Aehnlichkeit unter; er stellt in jeder Periode diejenigen Systeme zusammen, welche aus einer gemeinschaftlichen Quelle entstanden und in den Principien und Methoden einen ähnlichen Charakter haben. Diese Methode hat auf der einen Seite den Vortheil, dass die Vergleichung ähnlicher Systeme dadurch erleichtert wird, und man mit einem Blicke übersehen kann, wie eine Idee sich allmählig ausbildete, und aus einem Stamme mehrere Aeste hervortrieben. Aber auf der andern Seite ist sie auch in so fern nachtheilig, dass sie die Verkettung der Ursachen und Wirkungen unterbricht, und der Antheil, welchen ältere und gleichzeitige Begebenheiten auf den Charakter eines Systems und den Geist seines Stifters hatten, selten gehörig beachtet werden kann. So stellt das *zehnte* Kap. die Reihe der Philosophen auf, welche der Experimentalmethode des *Baco* treu blieben: *Gassendi, Locke, Thomasius, Tschirnhausen, Gravesande Hemsterhuis, Herder;* das folgende handelt von der Verbreitung der *Baconischen* Schule in Frankreich und England, wo unter andern folgende Denker auftreten: *Condillac, Voltaire, Rousseau Bonnet Condorcet, Hutcheson, Adam Ferguson, Adam Smith, Reid, Beattie, Oswald.* In dem 12ten Kap. kommt der Vf. erst auf *Hobbes* und *Hume*, und in dem 13ten Kap. auf *Descartes*. Es ist aber einleuchtend, dass die Tendenz der *Lockischen* Philosophie durch den Cartesianismus bestimmt würde, und *Reid, Beattie, Stewart* u. a. sich dem Skepticismus des *Hume* entgegensetzten.

Uebrigens muss man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er die Vorstellungsarten der Philosophen über die Gründe der menschlichen Erkenntnis, über den Ursprung, Gewissheit und Realität der Erkenntnisse meistentheils, so weit sie sich ohne tief eindringende Untersuchungen ergeben, richtig aufgefasst und dargestellt habe; dass er darin oft viel Scharfsinn beweist, und durch die Vergleichung ähnlicher Behauptungen oft viel Licht verbreitet; er giebt oft meisterhafte Schilderungen und Gemälde von den philosophischen Systemen, welche durch ihre Klarheit, Lebendigkeit und treffenden Sinn oft überraschen. Dessen ungeachtet kann man nicht sagen, dass er immer tief eingedrungen sey in die Tiefen des menschlichen Verstandes; er verweilet oft nur bey der ersten Ansicht, von welcher sich ein System dem ersten Blicke darstellet, und vermeidet fast immer in den innern Gliederbau des Ganzen einzugehen, und in diesem die Belege für seine Urtheile über die Principien aufzusuchen. Seine eigne Erfahrungsphilosophie macht ihn oft einseitig und oberflächlich; alle Philosophen welche die Erfahrung zum Führer gewählt haben, werden zu günstig beurtheilt, und kleine logische Bemerkungen, Regeln, Entdekkungen, welche einen sehr untergeordneten Werth haben, so erhoben, als wenn von ihnen das ganze Heil der Philosophie abhinge. So ruft der Vf. *II.* P. S. 15., nachdem er die Regeln des Nachdenkens, welche *Carteſius* in seiner Abhandlung: *de methodo*, aufstellte, aus: „*lois admirables, qui ſuffiraient auſſi à la ſcience, ſi la ſcience, comme l'a cru Descartes, ſe reduiſait à la meditation; lois, que nous répétons tous les jours ſous une autre forme, quoiqu'en oubliant trop ſouvent, quel fut leur veritable auteur;*" und von *Pascal* sagt er S. 49.: *Pascal a ajouté, comme on ſait, deux excellentes règles à la methode de Descartes, celle d'expliquer toujours les expreſſions qui demeurent obſcures, et celle de prouver auſſi toutes les propoſitions qui reſtent douteuſes.* Eben diese Vorliebe zu dem Empirismus, verbunden mit einer gewissen Nationaleigenliebe, rechnet es dem *Gassendi*, den er überhaupt als den *ersten Urheber der neuen Philoſophie des menſchlichen Geiſtes* auf Unkosten des grosen *Locke* lobt, zum Verdienst an, den Ursprung aller Ideen aus den Sinnen *bewiesen* zu haben. S. 305. *Toutes les Idées ont leur origine dans les ſens: les anciens l'avaient dit; le Bacon français le demontre. Bewieſen?* Man wird natürlich neugierig seyn, diesen Beweis zu hören. Er lautet so: Alle Vorstellungen sind entweder unmittelbar aus den Sinnen entsprungen, oder mittelbar; durch *Zuſammenſetzung* wie Menschenmord; oder durch *Vermehrung* und *Verminderung* wie Riese, Zwerg; oder durch *Analogie*, wie die Vorstellung einer Stadt die man nicht gesehen hat,

hat, oder die Vorſtellung von Gott. Mit Recht kann man aber erwiedern: die Stoiker und Epikuräer haben das geſagt; *Gaſſendi* hat das geſagt; aber keiner hat es bewieſen. Indeſſen wenn dieſes Einſeitigkeit verräth, daſs er alles Gute auffucht, was zum Ruhme ſeiner Erfahrungsphiloſophie iſt geſagt worden, oder geſagt werden kann; oder wenn er eben ſo ſorgfältig alle Ausſprüche der Denker, worin ſich eine Abneigung gegen die Metaphyſik äuſsert, zuſammenſtellt: ſo iſt es auf der andern Seite nicht ohne Intereſſe, dieſe ungünſtigen Urtheile einer groſsen Reihe von denkenden Köpfen gegen die Metaphyſik zu betrachten, aus welchen man nicht ſchlieſsen kann, wie der Vf. gerne thun möchte, daſs eine Metaphyſik nicht möglich ſey, ſondern daſs ſie noch nicht den Weg zur Wiſſenſchaft eingeſchlagen war. Unter den neuern philoſophiſchen Syſtemen iſt ihm die Darſtellung des *Spinoziſtiſchen* und *Leibnitziſchen* am beſten, und der *Kantiſchen* am wenigſten gelungen. Jenes nicht ſtreng wiſſenſchaftlich verbundene, mehr aus einzelnen groſsen Gedanken beſtehende, mehr auf Combinationen des philoſophiſchen Witzes als Trennungen und Zergliederungen des analytiſchen Scharfſinnes beſtehende Ganze lieſs ſich von einem Franzoſen leichter auffaſſen als der Ideengang des ſtreng wiſſenſchaftlichen auf den feinſten Abſtractionen und Zergliederungen beruhenden, das Wiſſen nicht findenden ſondern gründenden, das Wahre nicht nehmenden ſondern erforſchenden *Kantiſchen* Syſtems. Zudem ging der Vf. an *Leibnitzens* Philoſophie mit Luſt und Intereſſe; eben der Leichtigkeit wegen, womit ſich ſeine Ideen auffaſſen und darſtellen lieſsen; an die *Kantiſche* mit Schüchternheit, und Verdruſs wegen der Anſtrengung, die ihr Studium erfodert; auch wohl wegen der Strenge, mit welcher ſie jeden Dogmatismus, den empiriſchen wie den rationaliſtiſchen, umſtöſst. Wenigſtens kann er ſeinen Unwillen nicht ganz verbergen, wenn er ſich auch gröſstentheils unter der Geſtalt des vornehmen Tons verſteckt. So heiſst es z. B. *II.* T. S. 229.: „*Cette certitude apodictique, ou abſolue devient le ſujet de l'une des prétentions les plus marquées et les plus ſingulières de l'Ecole Kantienne. Elle penſe avoir le privilège excluſif d'établir, d'une manière inconteſtable la certitude apodictique des ſciences mathematiques, et de toutes les ſciences a priori.*" Man ſehe auch S. 231. 256. Das Hauptmoment der kritiſchen Philoſophie iſt die Unterſcheidung der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile, vorzüglich der reinen, die Unterſuchung ihrer Möglichkeit, und dadurch die Möglichkeit der Erkenntniſſe *a priori*. Dieſes Problem und die Auflöſung deſſelben iſt von dem Vf. kaum berührt; und was ſollte er auch lange dabey verweilen, da *ſynthetiſche Urtheile a priori* als ein Widerſpruch unmöglich, eine *Verſündigung gegen die geſunde Logik* ſind (*III.* T. S. 517.)? Die Erfahrungsphiloſophie, zu welcher er ſich bekennt, hat keine ſo groſsen Anſprüche und Foderungen, ſie verheiſst nicht viel, aber leiſtet dagegen deſto mehr; wenn man es nur nicht ſtrenge nimmt, keine apodiktiſche Gewiſsheit, ſondern nur Wahrheit in Bauſch und Bogen verlangt. Dieſe Philoſophie der Unbeſtimmtheit iſt eines von den Haupthinderniſſen des Verſtehens und richtigen Beurtheilens der kritiſchen Philoſophie. Und wenn man ſich in die Lage des Vfs. bey dieſer Denkart, bey der Entfernung beider Nationen in Sprache, Anſichten, Geiſtescharakter und Denkart, bey dem Mangel an literariſchen Hülfsmitteln, bey der Menge von Schriften und Urtheilen über die kritiſche Philoſophie von ganz entgegengeſetzter Richtung, welche einen wiſsbegierigen Kopf mehr verwirren als belehren müſſen, denkt: ſo muſs man ſich noch wundern, daſs er doch wenigſtens *Kants* eignem Geiſte, ſeinen wiſſenſchaftlichen Zwecken, ſo viele Gerechtigkeit wiederfahren läſst, und das Skelett der kritiſchen Philoſophie, in welchem aber freylich der lebendige Geiſt verflogen iſt, noch ſo ziemlich richtig dargeſtellt hat. Denn daſs es auch hier, obgleich der Vf. gröſstentheils nur Reſultate und Formeln ausgezogen hat, nicht an Unrichtigkeiten fehlet, kann man ſchon im voraus erwarten. Wir heben nur ein einziges das Hauptreſultat betreffendes Beyſpiel aus. „Die *Materie* unſerer Erkenntniſſe heiſst es S. 207. wird uns gegeben; indeſſen dürfen wir ſie doch nicht ſo betrachten, als ob ſie die Eigenſchaften der uns afficirenden Dinge ausdrücke. Sie bietet uns nur Erſcheinungen (*apparences*) dar. Hierbey die Anmerkung: „*Qu'on ne me demande pas d'expliquer davantage la ſingulière exiſtence de ces apparences phénoménales qui nous ſont données, que nous empruntons, qui n'appartiennent cependant point aux objets; qui ne ſont point nous, qui ne ſont point hors de nous. C'eſt ici un des myſteres du criticisme, qu'il faut, pour le moment reſpecter, juſqu' à ce que le tems de l'examen ſoit arrivé.*" Und doch hat er dieſes Geheimniſs weiter unten S. 235. ganz verſtändlich dargelegt; und doch kommt er ſelbſt oft darauf hinaus, daſs wir die Dinge nicht an ſich erkennen könnten, z. B. T. *II.* S. 66.: *Spinoſa ſuppoſe que nous pouvous connaitre la grande loi de la cauſalité en elle-même, dans ſon reſſort intime et ſecret; après avoir, poſé un problême auſſi inſoluble de ſa nature pouvait-il ne pas s'egarer?* Das letzte Kapitel des *erſten* Theils ſchildert die Schickſale der *Kantiſchen* Philoſophie, die Aufnahme die ſie gefunden, die Gegner und Freunde, und die neuen durch ſie veranlaſsten Syſteme von *Reinhold*, *Fichte*, *Schelling*, *Bardili*, — zwar kurz und nicht ganz vollſtändig, aber doch ziemlich richtig, weil ſich der Vf. nur an einige Hauptgedanken, die er meiſtentheils wörtlich überſetzt, und an die Hauptanſicht hält, welche dieſe Syſteme darbieten. Eine Skizze, wofür ſie auch der Vf. ſelbſt nur ausgiebt, welche aber beweiſet, daſs er kein unaufmerkſamer Zuſchauer der neuern Ereigniſſe auf dem Gebiete der Philoſophie war.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Januar 1806.

PHILOSOPHIE.

PARIS, b. Henrichs: *Hiſtoire comparée des Syſtêmes de Philoſophie*, — — Par *J. M. Degerando* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 20. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Theil enthält das Räſonnement über die aufgeſtellten Facta, Reſultate aus der Geſchichte der Philoſophie. Ungeachtet hier die Fehler und Schwächen des Empirismus noch ſichtbarer werden als in dem *erſten*, ſo behält er doch immer noch ſein eigenthümliches Intereſſe. Es iſt erſtlich eine neue Idee, eine Art von Metapaedeutik auf die Geſchichte einer Wiſſenſchaft zu gründen, aus dem was geſchehen iſt, Grundſätze für die Bearbeitung der Wiſſenſchaft, aus dem Widerſtreit entgegengeſetzter Syſteme, ein Syſtem des innern Friedens der Vernunft mit ſich ſelbſt, und aus den mannichfaltigen, Verſuchen die Hauptprobleme in Anſehung der menſchlichen Erkenntniſs zu löſen, eine vollkommen befriedigende Auflöſung zu gewinnen. Und wenn man auch bey einigen ſtrengen Foderungen an wiſſenſchaftliche Bemühungen im voraus gegen die Möglichkeit einer gelingenden Ausführung mit Recht miſstrauiſch ſeyn muſs: ſo iſt doch auf der andern Seite nicht zu verkennen, daſs auf dieſem Wege doch andere nützliche Reſultate über den Gang der Wiſſenſchaft, gefunden werden können; ein Gewinn, welchen die Geſchichtſchreiber bisher zu ſehr vernachläſſiget haben. Wir hören *zweytens* hier einen Franzoſen über dieſe wichtigen Gegenſtände ſprechen, der zugleich die Partey des Empirismus nimmt, und aus dieſem Geſichtspunkte die verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme beurtheilt. Es geſchieht jetzt ſelten, daſs ſich Franzoſen über philoſophiſche Gegenſtände vernehmen laſſen; das Werk gewinnt dadurch ein individuelles Intereſſe, welches noch dadurch ſteigt, daſs ſelten Franzoſen ſo vertraut mit den wiſſenſchaftlichen Verdienſten fremder Nationen ſind, als Hr. *Degerando*. Wir erhalten hierdurch den Vortheil, daſs wir einen deſto hellern und vollſtändigern Blick in den philoſophiſchen Geiſtescharakter der franzöſiſchen Nation thun können.

Der Gang des Wks. iſt folgender: Nachdem er in dem *erſten* Kapitel den Zweck dieſes Theils entwickelt hat, zieht er in dem *zweyten* allgemeine Reſultate aus der Geſchichte der Philoſophie, und ſucht dieſe überhaupt auf einen allgemeinen Geſichtspunkt zurück zu führen; in dem *dritten* theilt er einige allgemeine Betrachtungen über die Entſtehung der philoſophiſchen Syſteme, und in dem *vierten* über den Urſprung philoſophiſcher Vorurtheile mit; dann ſtellt er in dem *fünften* und *ſechsten* den Gang der philoſophiſchen Unterſuchungen des Alterthums und der neuern Zeiten in einem raiſonnirenden Ueberblick dar; und zeigt in dem *ſiebenten*, was die bisherigen Forſchungen vorzüglich in Anſehung der Grundſätze der menſchlichen Erkenntniſs noch zu wünſchen übrig gelaſſen haben. Die folgenden Kapitel enthalten nun allgemeine Betrachtungen über die ſpeculative Philoſophie, über den Dogmatismus, Idealismus, Skepticismus, Empirismus, Kriticismus, und die Erfahrungsphiloſophie. Das Reſultat des *zweyten* Theils iſt, daſs weder Dogmatismus, noch Idealismus, noch Skepticismus, noch Empirismus, die Hauptprobleme der Philoſophie über den Urſprung, die Gewiſsheit und Realität der Erkenntniſs befriedigend aufgelöſt haben; daſs der Kriticismus, ungeachtet er jene Probleme mit der gröſsten Schärfe und Beſtimmtheit aufgeſtellt hatte, und auf eine Ausgleichung der Streitpunkte zwiſchen den entgegengeſetzten Syſtemen ausgegangen ſey, doch dieſelben Klippen nicht habe vermeiden können, ſondern von neuem in Dogmatismus, Skepticismus, Idealismus und Empirismus verfallen ſey; die einzige wahre und ächte Philoſophie ſey daher die Erfahrungsphiloſophie, welche gar wohl von dem Empirismus, mit dem ſie nur zu oft verwechſelt worden, zu unterſcheiden ſey; dieſe vereinige die Vortheile und vermeide alle Fehler und Mängel der genannten Syſteme. Den Dogmatismus iſt der Hang zu Behauptungen, die ſich nicht beweiſen laſſen, oder mit dem Wiſſen die Gränzen der Erkennbarkeit zu überſchreiten, welcher aus Mangel hinlänglich beſtimmter Principien über die Erkenntniſs und ihre Gränzen entſpringt. Der Skepticismus nimmt alles Wiſſen in Anſpruch. Der Idealismus ſpricht allen Erkenntniſſen aus der innern Thätigkeit des Geiſtes, der Empirismus allen Eindrücken des innern und äuſsern Sinnes die objective Realität zu. Durch alle dieſe Syſteme wird der menſchliche Geiſt einſeitig, er verkennt ſeine wahre Sphäre, und bildet ſich Erkenntniſskräfte ein, die er nicht hat, oder begiebt ſich ſelbſt des Gebrauchs ſeiner wirklichen Kräfte. Die Erfahrungsphiloſophie vermeidet dieſe Fehler, ſie iſt die einzige wahre Philoſophie, welche alle Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes befriedigt, alle menſchlichen Kräfte in Harmonie ſetzt. — *Degerando* unterſcheidet die Erfahrungsphiloſophie von dem Empirismus; aber durch ſehr unzureichende

Merkmale. Der Empirismus und die Erfahrungsphilosophie, sagt er, haben beide einerley Data, die Thatsachen. Für den ersten aber bleiben diese isolirt, zerstreut, unbelebt; keine allgemeine Wahrheit tritt zwischen sie, um sie umzubilden und ihren Resultaten eine gröfsere Ausdehnung zu geben. In der Erfahrungsphilosophie erhalten sie hingegen eine Fruchtbarkeit, wie sie allgemeine Gesetze erfodern, durch welche jene gereiniget werden. Der Empirismus sieht nur das Aeufsere des Tempels der Natur; die Erfahrungsphilosophie dringt in ihr Heiligthum ein. Der Empirismus ist ein Instinkt, die Erfahrung eine Kunst. Der Empirismus sieht nur Phänomene; die Erfahrung steigt von Wirkungen zu Ursachen hinauf. Der Empirismus schliefst sich in das Gegenwärtige ein; die Erfahrung liest in dem Vergangenen das Künftige. Der Empirismus gehorcht als ein Blinder; die Erfahrung fragt mit Methode. Alles ist veränderlich und flüchtig für den Empirismus; die Erfahrung entdeckt unter veränderlichen Erscheinungen regelmäfsige und beständige Combinationen." *II.* T. S. 359. Man sieht leicht ein, dafs Empirismus und Erfahrungsphilosophie nur dem Grade nach unterschieden sind, wie Erfahrung ohne und mit Reflexion. Der Unterschied verschwindet überdiefs schon durch die von dem Vf. gemachte Unterscheidung zwischen dem gröbern und feinern Empirismus, der nichts anders ist als Empirismus mit Räsonnement. Die Fragen, wie die Erfahrung selbst entstehe, wie aus blofser Wahrnehmung objective Erkenntnifs werde; wie die Erfahrung, wenn sie sich auf nichts als Wahrnehmung und Logik stützt, zu Grundsätzen und allgemeinen Gesetzen komme, welche jede Wahrnehmung anticipiren, diese Fragen beunruhigen ihn nicht im mindesten. Er nimmt die fertig gewordene Erfahrung, unbekümmert, wie sie zu Stande gekommen, um daran das Räsonnement anzuknüpfen, und so ist ihm die Erfahrung, die einzige Quelle aller Erkenntnisse. Das was nur Resultat tieferer Forschungen seyn kann, macht er zum Princip der Philosophie, und aus diesem Grunde kann er die philosophischen Versuche des gröfsten Denkers über die Gründe, Gesetze und Gränzen der Erkenntnifs nicht aus dem gehörigen Standpunkte betrachten und würdigen. So führt unser Vf. die Philosophie in ihre Kindheit zurück, auf den ersten Standpunkt der Wahrnehmung und der Reflexion, und glaubt darin ein Project des allgemeinen Friedens unter allen philosophischen Parteyen gefunden zu haben, welches auch wirklich der Absicht entsprechen würde, wenn er ein Mittel finden könnte, die Vernunft zum Schweigen zu bringen, dafs sie nicht selbst über die Erfahrung, welche ihr einziger Text und Commentar zugleich seyn soll, nicht Fragen aufwerfe, sich befriedige mit Antworten, die keine Antworten sind, sondern sich dem Instincte und dem dunkeln Gefühle des gemeinen Menschenverstandes in die Arme werfe, und sich mit dem Helldunkel der gefühlten, aber nicht erkannten, Wahrheit begnüge. Man sieht, dafs dieser Vorschlag zum ewigen Frieden nur aus der Mitte einer Nation herkommen konnte, deren bessere Köpfe *hatifs, impatiens de jouir, amis des formes simples et des aperçus rapides, accoutumés surtout à la variété* sind, wie der Vf. sie selbst T. *II.* S. 131. bey einer andern Gelegenheit schildert.

Es würde überflüssig seyn, diesen Friedensvorschlag, dessen Unzulänglichkeit der Vf. selbst aus der Geschichte der Wissenschaft, auf deren Belehrungen er so viel Werth legt, hätte einsehen können, im Detail vorzulegen, und ihn Stück für Stück zu zergliedern; oder zu hören, wie der Vf. die dem Empirismus, oder in seiner Sprache, der Erfahrungsphilosophie gemachten Einwürfe, dafs die Möglichkeit gewisser allgemeinen und nothwendigen Urtheile, die Entstehung so vieler weder aus der Anschauung noch aus der Reflexion zu erklärenden Begriffe durch ihn gar nicht erklärt werden kann, zu heben sucht, und eben dadurch die Unvollkommenheit dieser Art zu philosophiren einleuchtend bestätiget hat; oder endlich zu zeigen; dafs die Erfahrungsphilosophie, als angewandte Philosophie, wohl ihren Werth behaupten, aber nie als erste Philosophie betrachtet werden könne. (Auf die sittlichen Wahrheiten hat er fast gar keine Rücksicht genommen, er ist schon zufrieden, die Unmöglichkeit ihrer Ableitung aus der äufsern Sinnlichkeit erkannt zu haben.) Indessen behält dieses Werk, wie wir schon angedeutet haben, durch den Geist, in dem es geschrieben ist, durch seine vielen interessanten Bemerkungen die es enthält, und durch den mannichfaltigen Stoff zu Vergleichungen über die deutsche und französische Geistescultur, den es darbietet, noch immer einen grofsen Werth, und verdient durch eine Uebersetzung weiter bekannt gemacht zu werden.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Versuch einer ausführlichen praktischen Anleitung zur Gründung einer vollkommenen Medicinal-Verfassung und Polizey*, von D. *Ludw. Jos. Schmidtmann*, prakt. Arzte zu Melle. Mit einer Vorrede von D. *L. F. B. Lentin*, Leibarzt in Hannover. 1804. *Erster* Theil. 368 S. *Zweyter* Theil. 340 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Ein reichhaltiges, verständig angelegtes, gelehrt ausgeführtes, nützliches Werk, dessen Vf., voll reinen Eifers für Menschenwohl, aus reicher Erfahrung und mit seltener Belesenheit die Mängel des Medicinal-Wesens freymüthig aufdeckt und überall zweckmäfsige Vorschläge zu ihrer Entfernung thut.

Zuerst deckt der Vf. die Ursachen des Unwesens der Quacksalberey auf: er findet sie, wie billig, in der Unwissenheit und dem Aberglauben des gemeinen Mannes; dann in den Künsten, die die Medicaster an-

anwenden. Hierauf kommt er zu den privilegirten Aerzten, deren Unwiſſenheit oft eben ſo groſs iſt, als die der Quackſalber. Er zeigt, daſs die Medicin ſelbſt, als Kunſt, einen hohen Werth habe, und ſich von allen ihr gemachten Vorwürfen befreyen laſſe. Nur müſſe man ſie von der Schul-Philoſophie trennen, und ſie als Kunſt, nicht als Wiſſenſchaft, behandeln. Zum Beweiſe, daſs man in dieſer Rückſicht mit Sicherheit handeln könne, führt er eine Menge Kur-Geſchichten an, die Rec. mit Intereſſe geleſen hat, wenn auch einige derſelben ohne Nachtheil hätten weggelaſſen werden können. Der Vf. wendet ſich dann zu dem Apotheker-Weſen, deſſen Mängel er kräftig zeichnet. Unter andern tadelt er die, durch berühmte Dispenſatorien eingeführte, Namen-Veränderung, die Rec. doch im Ganzen ſehr vernünftig findet, wenn ſie gleich hier und da übertrieben iſt. *Kali nitricum* ſtatt *Nitrum*, und *Natrum ſulfuricum cryſtalliſatum* ſtatt *Sal. Glauberi*, gränzt freylich etwas an Affectation; aber lobenswerth iſt dagegen gewiſs der gröſste Theil der übrigen Namen-Veränderungen: *Liquor ammonii acetici* ſtatt *Spiritus Mindereri; Kali aceticum* ſtatt *Terra foliata tartari; Liquor kali carbonici* ſtatt *Oleum tartari per deliquium.* Rec. glaubt, daſs man als Richtſchnur hätte annehmen müſſen, daſs, wenn der herkömmliche Name falſche oder ſchwankende Nebenbegriffe veranlaſst, er verändert werden müſſe. Das iſt mit *Nitrum* und *Sal. Glauberi* gar nicht der Fall; dieſe konnten alſo eben ſo gut als *Tartarus vitriolatus*, *tartariſatus* bleiben. Der Vf. tadelt alle Namen-Aenderung, und führt den Ausſpruch des gröſsten Namen-Schöpfers neuerer Zeiten, *Linné's*, dafür an, wogegen ſich freylich noch manches mit Grund einwenden läſst. Hierauf wird der äuſsere Zuſtand der Wundarzneykunſt beleuchtet, und die chirurgiſche Schule zu Berlin mit Recht als Muſter empfohlen. Den Beſchluſs des *erſten* Theils machen Vorſchläge und Verbeſſerungen des Hebammen-Weſens.

Im *zweyten* Theil wird zuvörderſt die übermäſsige Vervielfältigung der Aerzte getadelt. Junge Aerzte, die von Univerſitäten kommen, ſollten nicht gleich angeſtellt werden: ſo wenig man Candidaten der Theologie, ſogleich nach vollendeten Studien, ein Predigtamt anvertrauet. Damit ſie den Studenten-Ton völlig ablegen, ſich vom Schulſtaube befreyen, und mehr Erfahrung ſammeln, ſollten ſie mehrere Jahre noch Gehülfen älterer Aerzte ſeyn. Die Zahl der Aerzte müſste eben ſo beſtimmt und eingeſchränkt ſeyn, als die der Prediger und Apotheker. Ueber die Bildungsanſtalten junger Aerzte. Gerechte Klagen über Vernachläſſigung der alten Sprachen. Klagen, die endlich gehört werden müſſen, wenn die Cultur der Aerzte und ihrer Kunſt gewinnen ſoll. Rec. ſagt es mit voller Ueberzeugung: Alle koſtbare Inſtitute auf Univerſitäten helfen zu nichts, wenn die Subjecte, die ſie benutzen ſollen, nicht beſſer vorbereitet auf die Univerſität kommen. Wird es auf den niedern Schulen nicht wieder Grundſatz, daſs das Studium der Klaſſiker (und zwar ein ernſtes, nicht äſthetiſch-ſpielendes Studium) die beſte Vorbereitung zur Erlernung der Medicin iſt; werden dagegen auf Univerſitäten nach wie vor Leute zum Unterricht angenommen, die zu allem in der Welt, nur zu keinem Gelehrten, Beruf haben: ſo mögen die Regierungen noch ſo viele Koſten auf die Einrichtung glänzender Inſtitute verwenden; eine reelle Verbeſſerung des Medicinal-Zuſtandes werden ſie dadurch nie bewirken. Eben ſo wichtig iſt die Wahl der Lehrer der praktiſchen Medicin auf Univerſitäten. Kein Lehramt fördert mehr Klugheit, Unbefangenheit, reinen Sinn für Erfahrung und warmen Eifer für das Wohl der Menſchen, als das Lehramt der praktiſchen Medicin. Eindringender hat niemand die wahren Bedürfniſſe der mediciniſchen Lehranſtalten geſchildert, als der Vf., und es iſt zu wünſchen, daſs die Vorſteher des Medicinal-Weſens und des öffentlichen Unterrichts das hier Geſagte beherzigen mögen! . . Nothwendigkeit der Eintheilung eines Landes in Phyſikats-Bezirke, und der Beſoldung der Staatsärzte. Ueber die mediciniſchen Landes-Collegien, die nicht mit jungen, unerfahrnen Männern, ſondern mit einigen Veteranen in der Kunſt, die man im ganzen Bezirke des Staats auswählt, beſetzt werden müſſen. Wie ſehr wird dagegen gefehlt? Wird das Ober-Tribunal, das Kammer-Gericht mit ſolchen jungen unerfahrnen Männern beſetzt, als die oft in die oberſten Medicinal-Collegien aufgenommen werden? . . Endlich folgen treffliche Abhandlungen über die Sittlichkeit der Aerzte und des übrigen mediciniſchen Perſonals; über die beſte Einrichtung der Hoſpitäler und anderer Anſtalten und die richtige Benutzung derſelben.

Jeder Freund der Menſchheit wird dem Vf. dafür danken, daſs er in dieſem Werke Dinge zur Sprache gebracht und Vorſchläge gethan hat, von denen ſich der gröſste Nutzen für das Wohl des Staats und der Menſchen erwarten läſst. Schade nur, daſs der oft ſehr breite und weitſchweifige Vortrag das Leſen erſchwert. Rec. deutet hiemit nicht auf die oft ſehr zweckmäſsigen Beyſpiele und Excurſe; ſondern er findet die Diction nur etwas aſiatiſch. „Nicht erwägen und berechnen." . . „Das Glück und die Wohlfahrt fördern und vermehren." . . „Die vielfältigen groſsen Mängel und Gebrechen mit anſtändiger Freymüthigkeit, anſchaulicher Klarheit und unumwundener Wahrheit zur Sprache bringen und zur Schau ſtellen, das daraus erwachſende Unheil zergliedern und darlegen." . . Das ſind Beyſpiele von weitſchweifiger Diction, die die guten Eindrücke ſtören, welche das Leſen dieſes Werks ſonſt hervorbringt.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, in Fleiſchers Buchh.: *Ueber Cultur, künſtliche Bildung und Fällung des Schiffs-Bauholzes.* Eine von dem hohen Admiralitäts-Collegio

legio zu Kopenhagen durch die Landhaushaltungs-Gesellschaft daselbst gekrönte Preisschrift. Entworfen von *Herrmann Friedrich Becher*, Forst-Inspector der Stadt Rostock, u. s. w. 1804. 184 S. 8. m. 1 Kpf. (18 gr.)

Die Preisfrage des Admiralitäts-Collegiums zu Kopenhagen erstreckte sich auf folgende Punkte: 1) Welches Erdreich ist das beste zur Ziehung solcher Holzarten, die die Schiffswerfte erfordern? und wie müssen diese Bäume gewartet werden? 2) Kann man durch irgend eine Kunst dahin gelangen, diesen Bäumen die erforderte Form zu geben, ohne ihnen dadurch zu schaden? 3) Wann müssen die Bäume gefället werden? 4) Ist es vortheilhaft die Rinde abzuschälen, ehe man sie fället? und wann und wie muss sie alsdann abgeschälet werden? Der Vf. der hier angezeigten, mit Beyfall aufgenommenen, Schrift beantwortet diese Fragen einzeln in *vier* Abschnitten. In dem *ersten* beschreibt er nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen, die verschiedenen, zum Schiffsbau tauglichen, in Deutschland und Dänemark fortkommenden Holzarten; zeigt an, was sie jede insbesondere für Boden brauchen, und lehrt ihre Aussäung und Anpflanzung in zweckmäfsiger Kürze mit Erwähnung der Schriften, aus welchen man sich weitern Raths erholen kann. Die hier angeführten Hölzer sind: die Traubeneiche, die Masteiche, die Buche, die Ulme, die Esche, der Hornbaum oder die Hagebuche, die Pappel, der Platanus, der Tulpenbaum, die Mahagoni-Switenie, die aber eigentlich nicht hieher gehört, so wie die meisten im *neunten* Kapitel, weil sie unser nordisches Klima nicht vertragen; der Lerchenbaum, die gemeine Kiefer, die Weymouths-Kiefer, die Fichte, die Weisstanne, die Ceder vom Libanon, die immergrüne Cypresse, der Lebensbaum, die virginische Wachholder. In dem *zweyten* Abschnitte handelt der Vf. von der natürlichen Entstehung des Krummholzes, von der Bildung des Krummholzes im Allgemeinen, und bejahet die Frage: ob man durch irgend eine Kunst den Bäumen die zum Schiffsbau erforderliche Form geben könne? Dann von der Bildung des geraden Schiffholzes, welche allemal bewirkt wird, wenn man die Bäume ganz ihrer Natur und Beschaffenheit gemäfs behandelt und gegen alle ihrem geraden Wuchse nachtheiligen Einwirkungen schützt. Es wird insbesondere gelehrt, wie man gerade Eichen, Buchen, Pappeln und Nadelhölzer ziehen könne. Hierauf von der Bildung des jungen Holzes zu Schiffs-Krummholz, welche nach des Vfs. umständlichen und durch gute Zeichnungen erläuterten Vorschriften, am besten durch mit Schraubenzwingen angebrachte Form-Modelle bewirkt wird. Vornehmlich verbreitet er sich über die Art und Weise die zu einem Linienschiff erforderlichen Krummhölzer zu ziehen, wie uns dünkt, ganz zweckmäfsig. In dem *dritten* Abschnitte führt der Vf. erst die Meinung mehrerer, besonders berühmter, Forstmänner über die rechte Zeit des Holzhiebes an, und theilt dann seine eigene mit, die dahin ausfällt, nach vorangegangenem Räsonnement: dass alles Schiffbauholz nur in den Winter-Monaten, Januar und Februar, gefället werden müsse, weil die Erfahrung lehret, dass nur solchem Holze rechte Dauer zuzutrauen sey. Endlich entscheidet sich auch der Vf. in dem *vierten* Abschnitte für die Nutzlosigkeit des Abschälens der Rinde vor dem Fällen, nachdem er die Buffonschen Versuche vorangeschickt und gezeigt hat, dass der Schluss von der Festigkeit und der Schwere des Holzes auf die Dauerhaftigkeit desselben, ungegründet sey, aus Gründen der Erfahrung.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Bemerkungen über die durch das Abschälen der Baumrinde vermehrte Fruchtbarkeit der Obstbäume*, von *Anselm Christoph Spitz*, Oberkämmerer. 1802. 15 S. 8. (2 gr.)

Ebendaselbst: Fortgesetzte Bemerkungen — — 1804. 31 S. 8. (4 gr.)

Hier findet man eine Bestätigung der von *Reichart* schon angegebenen und von *Medicus* vorzüglich vertheidigten Methode, durch das Binden-Schälen die Fruchtbarkeit der Bäume zu vermehren. Hr. *Sp.* urtheilt sehr verständig: dass diese Methode vorzüglich nur bey solchen Bäumen anwendbar sey, die zu geil in Holz und Laub wachsen; dann bey solchen, die eine höckerige, rifsige Rinde haben, dass man aber bey Pflaumen-, Pfirsichen- und Aprikosen-Bäumen dieses Verfahren nicht anwenden dürfe, weil diese Bäume an sich schon dem Harzflusse ausgesetzt seyn. Dennoch kann man dieses Mittel nur immer als ein heroisches betrachten, und es fordert von Seiten allezeit hinreichende Kräfte und eine Menge noch gangbarer Gefäfse in dem Innern der Splint- und Holzlagen, durch welche der Nahrungssaft aufsteigen könne. Die Theorie nämlich von der Einwirkung des Baumschälens auf die Fruchtbarkeit glaubt Rec. daraus herleiten zu können, dass dadurch das Ansetzen junger Splintlagen verhindert, der Nahrungssaft durch die innern Gefäfse mehr in die Krone getrieben wird, und statt des Wachsthums im Umkreise mehr der Trieb nach oben befördert wird. Da zugleich das Geschäft der Natur in der Bildung der Rinde mit der Entwickelung der Früchte zusammenhängt: so wird hier beym Ersatz der Rinde die Bildung der Fruchtaugen vorzüglich befördert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Januar 1806.

OEKONOMIE.

BERLIN, in d. Realſchulbuchh.: *Archiv der Agriculturchemie für denkende Landwirthe;* oder *Sammlung der wichtigſten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen in der Phyſik und Chemie für rationelle Landwirthe, Gütherbeſitzer und Freunde der ökonomiſchen Gewerbe.* Herausgeg. von D. *Sigism. Friedr. Hermbſtädt.* — *Erſten* Bds. *erſtes* Heft. 1803. 252 S. 8. *Zweytes* Heft von S. 255 bis 494. (2 Rthlr. 4 gr.)

Der Zweck dieſes Archivs iſt, die wichtigſten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, welche der Ackerbaukunſt durch die Phyſik und Chemie in jedem Jahre ſo reichlich dargeboten werden, dem denkenden Landwirth auf eine bequeme Art in die Hände zu liefern, und ihn dadurch zu neuen Verſuchen anzureizen. Die Erſcheinung dieſes Archivs wird übrigens an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn, ſondern nur ſo oft ein Heft erſcheinen, als ein hinreichender Vorrath von auserleſenen Materialien darzu vorhanden iſt. In dem erſten in mehrern Heften fortlaufenden Aufſatze liefert der Vf. in dem Verſuche einer kurzen Darſtellung der chemiſchen Elementargeſetze, welche mit der ausübenden Ackerbaukunſt in der engſten Verbindung ſtehen, ein Syſtem einer Agriculturchemie. In der Einleitung zu dieſem ſind die Begriffe von Ackerbaukunſt und ihren Hülfswiſſenſchaften enthalten, wo in Hinſicht der Chemie die organiſchen und unorganiſchen, die gleichartigen, gemengten und gemiſchten Körper, ſo wie die bey ihrer Zerlegung vorkommenden Producte und Educte näher beſtimmt werden. Bey der Aufzählung der gegenwärtig angenommenen Elemente, müſste aber jetzt doch ſtatt der Aguſterde die Ochroiterde ihren Platz erhalten, wenn ſich dieſe nicht nach *Vauquelins* weitern Verſuchen als das Oxyd des ſchwediſchen Cerium-Metalls zu beſtätigen ſchien. In dem *erſten* Abſchnitte, welcher die nähere Betrachtung der chemiſchen Elemente enthält, wird von dem Wärmeſtoffe, dem Lichtſtoffe, dem Sauerſtoffe, dem Kohlenſtoffe, dem Waſſer-, Salpeter-, Schwefel- und Phosphorſtoffe, von der Elektricität, und beyläufig vom Galvanismus; ferner vom Kali, Natrum und Ammonium; von der Kalk-, Baryt-, Talk-, Thon- und Kieſelerde, und unter den Metallen vom Eiſen, Kupfer, Bley, Zinn und Manganes oder Braunſtein gehandelt. Der *zweyte* Abſchnitt, welcher in dem *zweyten* Hefte S. 304. folgt, handelt von den Producten oder mehr gemiſchten Stoffen, welche durch wechſelſeitige Verbindung der chemiſchen Elemente erzeugt und gebildet werden, und zwar vom Waſſer nach ſeinen Eigenſchaften, vom Alkohol, von den Säuren und zwar der Schwefelſäure, nebſt ihren eigentlichen, erdigen und metalliſchen Mittelſalzen, der Kohlenſäure und deren Verbindung mit den Alkalien und Erden, ſo wie der Salpeter-, Salz- und Phosphorſäure, nach jenen neutralen Verbindungen. Die Fortſetzung dieſes Syſtems wird in dem folgenden Bande erſcheinen. In dem *erſten* Hefte des vorliegenden Bandes unterſucht der Vf. in einem beſondern Aufſatze, von welchem ſich auch ein Auszug im neuen allgem. Journ. d. Chemie II. S. 668. befindet, die Fragen: was iſt Dünger? was wirkt derſelbe beym Ackerbaue? und welche Mittel können als Surrogate des natürlichen Düngers mit Zuverſicht angewendet werden? Der Vf. hat bey dieſem wichtigen und gründlich behandelten Gegenſtande vorzüglich ſolche Gutsbeſitzer vor Augen, deren Grundſtücke iſolirt von gröſsern Städten liegen, in einem unfruchtbaren ſandigem Boden beſtehen, welche aus Mangel an Wieſen nicht den gehörigen Viehſtand zu halten vermögend ſind, wegen ihrer abgeſonderten Lage ihre Natural-Erzeugniſſe nicht ins Geld ſetzen, und bey dem Mangel an Arbeitern und dem erforderlichen Dünger nur einige ihrer Ländereyen bebauen und benutzen können. Da nun bey dieſer Lage der natürliche Dünger erſetzt werden muſs, und die ſogenannte grüne Düngung als eine künſtliche in vielen Gegenden gebräuchlich iſt, wo man Erbſen, vorzüglich aber Buchweizen (Heidekorn), wenn ſie herangewachſen ſind, unterpflügt: ſo zeigt der Vf., daſs nach dem gewöhnlichen Verfahren mehr natürlicher Dünger auf einen Quadratfuſs Land komme, als von jener grünen Düngung, welche noch auſserdem, beſonders wie der Buchweizen, nicht alle nöthigen Beſtandtheile einer vegetabiliſch-animaliſchen Düngung enthält. Unter einer beträchtlichen Anzahl von Gewächſen, welche der Vf. in Hinſicht ihres Gehaltes an Schwefel- und Phosphorwaſſerſtoff, ſo wie an Kohlenſtoff, durch welche ſie ſich dem natürlichen Dünger nähern, unterſuchte, fand er vorzüglich die mehreſten Giftpflanzen, wie den Schierling (*Conium maculatum*), das Bilſenkraut (*Hyoſcyamus niger et albus*), den gemeinen Stechapfel (*Datura ſtramonium*), das Kraut von den Grundbirnen (*Solanum tuberoſum*), ſo wie einige Rübenarten, vorzüglich die Kohlrübe (*Braſſica Napobraſſica*), die Waſſerrübe (*Br. rapa*), die rothe Rübe (*Beta rubra vulgaris*) und die Runkelrübe (*Beta Cicla*) in jenen Beſtandtheilen zu brauchbaren künſtlichen Düngungsmitteln geeignet. Die eigenen Verſuche

fuche des Vfs. zeigen nun, dafs ſich von jenen Gewächſen die Kohl-, Waſſer- und Runkelrüben zu dieſem Gebrauche im Groſsen am zweckmäſsigſten anwenden laſſen, indem ein Morgen Land mit ſolchen zu beſäen, zwey Pfund Samen fordert, deren Preis 16 gr., auch wohl noch weniger zu ſtehen kommt, und wofür kein natürlicher Dünger geſchafft werden könnte. Bey einem guten mit Rüben beſäeten Boden läſst man ſolchen im Herbſte pflügen, die Rüben dadurch theils zerquetſchen theils zu Tage auswerfen, im Winter ausfrieren, worauf das Feld im nächſten Frühjahre wieder gepflügt und nachher beſtellt werden kann. Ein ſchlechter Boden fordert aber eine gedoppelte Düngung dieſer Art, wo ſeine Beſtellung erſt im dritten Jahre möglich wird. Da in dem Flugſande die Rüben nicht einmal aufgehen würden: ſo muſs dieſer Boden in dem erſten Jahre mit Rüben von einem andern Boden gedüngt werden, im zweyten Jahre iſt er dann ſchon fähig, ſelbſt Rüben zu tragen, welche wieder unter den Boden gebracht, ihn zur Beſtellung geſchickt machen. — Die folgenden Aufſätze wird man, ungeachtet ſie zum Theil ſchon bekannt ſind, doch gern in dieſem Archive vereinigt finden, wie 3) *J. C. C. Schrader's* Abhandlung über die erdigten Beſtandtheile des Roggens, welche neuern Verſuche auch in dem neuen allgem. Journ. der Chemie III, 523. enthalten ſind. 4) *J. H. Haſſenfratz* Abhandlung über die Ernährung der Pflanzen. 5) *Lavoiſier's* Reſultat über einige Verſuche in der Landwirthſchaft, und Bemerkungen über ihr Verhältniſs mit der politiſchen Oekonomie; aus den *Ann. de Chim.* XV, 279., und in den chem. Annalen 1797. II. 247. 6) *G. Pearſons* Verſuche und Beobachtungen über die Beſtandtheile der Kartoffeln oder Grundbirnen; aus dem *Repertory of Arts* III, 383. und im allgem. Journ. der Chemie VIII. 641. 7) *Von Humbolds* Beobachtungen über die Abſorption des Sauerſtoffs vermittelſt der Erden, und Bemerkungen über den Einfluſs dieſer Operation auf die Ackerbaukunſt; aus dem *Journ. de Phyſ.* IV, 323. und *Gren's* Ann. d. Phyſ. I, 501. Hier hätten auch wohl die Beſtätigungen dieſer Erfahrungen durch *van Mons* im allg. Journ. d. Chemie III, 245 u. 731., ſo wie die gegenſeitigen Erfahrungen von *Sauſſüre* im *Journ. de phyſ.* an 6. 470. und in *Gren's* Ann. der Phyſ. I, 505. und von *Berthollet* in den *Ann. de Chimie* XXXV, 23., und in *Gilberts* Ann. d. Phyſ. VII, 81. ſo wie andere daſ. 214. nebſt *v. Humboldts* Antwort im *Journ. de phyſ.* an 7. 132., und in *Gilberts* Ann. d. Phyſ. I, 509. und deſſen weitere Verſuche in den *Ann. de Chimie* 86. 125. und in den Ann. der Phyſ. I, 511. beygebracht werden können, oder würden in der Folge beyzufügen ſeyn. 8) Ueber den Einfluſs der Beſtandtheile des Bodens auf die Vegetation, von *Otto*, aus den Anzeigen der Leipziger ökon. Societät M. M. 1799. 28., auch im allg. J. d. Chemie VIII, 305. 9) Ueber die Natur und Wirkungsart der Düngungsmittel, von *Parmentier*, aus den *Ann. de Chimie* XI. 428. und *Gren's* Journ. d. Phyſik VII. 431. 10) Verſuche und Anmerkungen über die Sumpf- oder Moorerde, ihre ungleiche Beſchaffenheit, und ihren Schaden oder Nutzen beym Ackerbaue, aus *Ny Journal uti Huſhallningen* 1769. 13. und in den chem. Annalen 1797. II, 267. Die unfruchtbarſte iſt die ſalzige Sumpferde der Seeküſten; die fruchtbarere iſt ſchwarzgrau, brennt auf einer glühenden Eiſenplatte faſt ganz ohne Schwefelgeruch weg, und findet ſich in Brüchen; durch einen Gehalt von Kalkerde oder Mergel wird ſie zum Gebrauch bey dem Ackerbaue noch vorzüglicher, und ein geringer Eiſengehalt ſchadet ihr hierzu nicht. 11) *Smithſon Tennant* über die verſchiedenen als Dünger anwendbaren Kalkarten; nach dem allg. Journ. der Chemie V, 423. 12) *J. Gough* in Kendall über die Quelle der Nahrung ſaftiger Gewächſe; aus dem neueſten chemiſchen Archiv I, 525. 13) Die chemiſche Unterſuchung der Paudrette, welche *Bridet* bereitet, und in der *Bibliothéque phyſico-économique* XI année II, 41. beſchrieben iſt. 14) *P. A. Gadd's* Erörterungen über die verſchiedene Wirkung des Herbſt-Erdfroſtes beym Ackerbau und bey Anpflanzungen; aus *Kongl. Vetensk. Academiens nya Handlingar.* 1795. 4. 274. in den chem. Annalen 1799. I, 343. 15) Verſuche über den Einfluſs des Sauerſtoffs auf das Keimen der Samen; ein Auszug aus dem 1. Kap. der *Recherches chimiques ſur la Végétation*, par *Theod. de Sauſſure*, Paris an 12. und deſſen chemiſchen Unterſuchungen von der Vegetation, aus dem Franz. überſetzt. Leipzig. 1805. 8.

In dem *zweyten* Hefte ſind folgende Aufſätze enthalten: 1) Verſuche und Beobachtungen über die Excremente vom Hornvieh und ihre Fäulniſs, vom Hn. Geh. Rath *Thaer* und Hn. *Einhof*, welche ſich auch im neuen allgem. Journale der Chemie III, 276. befinden. 3) Derſelben chemiſche Unterſuchung zweyer Torfarten, beſonders in Rückſicht auf Torfdüngung; ebenfalls im neuen allgem. Journ. d. Chemie, III, 400. 4) *J. Carradori* Verſuche und Beobachtungen über den Einfluſs des Sauerſtoffs auf das Keimen der Samen; aus dem *Journ. de phyſ.* LIII, 253. und allgem. Journ. d. Chemie IX, 635. 5) *Haſſenfraz* Bemerkungen über den Schnee und Regen, ſo wie über ihre Verbindung mit dem Sauerſtoff, und über ihren Einfluſs auf die Vegetation; aus den chem. Annalen. 1798. 6) Ueber die Bereitung der Cheſter Käſe. 7) *Van Marum* Beobachtung über das Entſtehen des holländiſchen Torfs; aus den *Ann. du Muſ. d'hiſtoire naturelle* II, 91. und in *Gilbert's Ann. der Phyſ.* XIV, 507. auch XVIII, 236. 8) Hn. Prediger *Heims* Beobachtungen über die auſserordentlich lange dauernde vegetabiliſche Lebenskraft verſchiedener Samenarten in der Erde. Der Vf. bemerkte, dafs Wau *(Reſeda luteola)*, welcher bey Austretung eines Fluſſes einen Fuſs hoch mit Sand und Schlamm bedeckt wurde, binnen 18 Jahren in dieſer Gegend nicht mehr hervortrieb. Als aber nachher jene Bedeckung zur Erhöhung eines Fuſsweges abgetragen worden, kam auch an den entblöſsten Stellen der Wau wieder zum Vorſchein. Eben ſo fand man nach der Demolirung der Feſtungswälle von Bückeburg in Weſtphalen, den darauf

auf folgenden Sommer, dieſe Plätze dicht mit Wau überzogen; daher der Same deſſelben mehrere Jahrhunderte in der Erde ſeine Lebenskraft erhalten haben muſste. Der Vf. fand auf einem Theile ſeiner Ländereyen die Wucherblume (*Chrysanthemum ſegetum*), welche beſonders auf den Plätzen häufig hervorkam, wo der untere unfruchtbare Lehmen ſehr ſchwach mit gutem Boden bedeckt war. Durch den fortgeſetzten Kleebau auf dieſen Plätzen blieb endlich die Wucherblume gänzlich an 15 Jahre weg, bis von einem ſtarken Regen die neue fruchtbare Erde weggeſchlemmt worden, und der Lehmen wieder zu Tage lag, wo auch die Wucherblume wieder hervorkam. Auf einer Thonmergelſchicht zeigte ſich *Crepis foetida*, von welcher eine mächtige Schicht von Höhlenkalkſtein abgeworfen worden war, und wo dieſer Same auch mehrere tauſend Jahre erhalten ſeyn muſste. Hiernach müſſen auch die Ereigniſſe beurtheilt werden, daſs zuweilen nach dem Beſtreuen der Ländereyen mit Aſche oder Gyps rother Wieſenklee, ſo wie andere Gewächſe hervorkommen, welche man nie auf dieſen Plätzen fand. 9) Erfahrungen und Beobachtungen über die Veredlung der Baumfrüchte, vom Hn. Rath *Treffz*, aus dem Taſchenkalender für Natur- und Gartenfreunde von 1803. 10) Hn. Prof. *Willdenow's* Bemerkungen über die vorige Abhandlung, das Ueberpfropfen der Bäume betreffend, widerlegen des Hn. *Treffz* Grundſätze, in ſo fern er die Entſtehung der Obſtvarietäten dem Pfropfen zuſchreibt, da ſie hingegen durch den Samen und deſſen mannichfaltiger Cultur in den verſchiedenen Himmelsſtrichen entſtehn, und die künſtlichen Mittel des Pfropfens, Aeugelns u. ſ. w. nur deshalb nothwendig werden, da ſich dieſe Varietäten nicht durch den Samen fortpflanzen. 11) *von Sauſſüre* von dem Einfluſſe des Bodens auf die Beſtandtheile der Pflanzen; aus dem *Journ. de Phyſ.* LI, 9. und im allgem. Journ. d. Chemie IX, 644.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Die Seidenraupe*, oder *vollſtändiger Unterricht in der Erziehung, Wartung und Pflege der Seidenraupe, Gewinnung und Zugutmachung der Seide.* Ein Handbüchlein für Privat- und Staatswirthe von *Joh. Chriſtian Gotthard*, der W. W. Dr. u. ſ. w. 1804. 169 S. 8. (12 gr. oder 54 Kr.)

Nachdem der Vf. ſein erſtes Werk über die ökonomiſche Thierpflege herausgegeben hatte, kam er auf die Bearbeitung der Lehre vom Seidenbau, zu der er ſich, der Vorrede zufolge, durch Verſuche im Kleinen vorbereitete, um manches, was bereits bekannt war, noch mehr zu berichtigen, oder manche Dunkelheit zu erhellen, welches ihm dann auch meiſtens wohl geglückt iſt.

In der Einleitung wird das Hiſtoriſche des Seidenbaues kürzlich dargeſtellt, und von Deutſchland beſonders geſagt, daſs der preuſsiſche Staat am erſten den Seidenbau eingeführt, das Jahr 1714. aber als das erſte bemerkt, da eine Verordnung wegen Beförderung dieſes Nahrungszweiges erſchien. Gegen die Bemerkung übrigens, daſs man ſeitdem damit fortgefahren habe, muſs Rec. erinnern, daſs der Seidenbau ſeit jenem Jahre äuſserſt wenigen Fortgang hatte, und hie und da nur gleichſam zum Spielwerk gebraucht wurde, bis endlich der groſse König ſeine Nation dahin brachte, mit vollem Ernſte das Werk anzugreifen. Auch iſt weiterhin zu erinnern, daſs von den Seidenwirkerſtühlen in Berlin nicht auf den Betrag der Landſeide zu ſchlieſsen iſt, indem die dortigen Fabrikanten ihre meiſte rohe Seide aus Italien ziehen; daher die Seidenbauer, denen das Pfund Landſeide etwa mit 6 Rthlr. bezahlt wird, nicht auf die Koſten ihrer Bemühung kommen, und daher natürlicher Weiſe mit dem Seidenbaue mehr und mehr nachlaſſen. Rec. muſs es daher dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob der Staat mehr daran gewinnt, wenn er die ausländiſche rohe Seide ohne ſonderlichen Impoſt einführen läſst, oder dieſe Seide höher impoſtirt, um den einländiſchen Seidenbau nicht nur zu erhalten, ſondern ihn auch immer mehr empor zu bringen.

Am Schluſſe des Buchs macht der Vf. ſeine Leſer mit den Schriften über den Seidenbau bekannt, deren von 1603. an bis auf unſre Zeiten 42 theils gröſsere theils kleinere Werke angegeben werden. Es fehlen aber in dieſem Regiſter zwey claſſiſche Werke. Das gröſsere derſelben führt den Titel: *Anweiſung, die Seidenwürmer auf Matten zu ziehen* u. ſ. w., erſchien zu Potsdam 1785., kam aber nicht recht in den Buchhandel. Der Vf. iſt *Matteo Liverati*, einer der königl. vor einigen Jahren verſtorbenen Sänger, der, ehe er in die königliche Capelle kam, in Dänemark und Polen den Seidenbau glücklich betrieben hatte. In dem *fünften* Kapitel dieſer Schrift findet man die Beſchreibung des chineſiſchen beweglichen Geſtells, nebſt dem Kupfer dazu, und im *achten* Kapitel ein Mittel wider den etwanigen Mangel des Laubes, das bekanntlich bey uns zuweilen durch ſpätere Nachtfröſte verdirbt. In andern Schriften, wie auch in der vorliegenden, werden zwar andere Vegetabilien als Stellvertreter des Maulbeerblatts genannt; allein die Erfahrung lehrt, daſs die Würmer, wenn ſie einige Tage hindurch von andern als Maulbeerblättern leben müſſen, entweder erkranken, oder weniger und ſchlechteres Geſpinnſt liefern. Nach *Liverati* ſoll man im Auguſt etwas Maulbeerlaub pflücken, es trocknen, und ſodann mit der Vorſicht verwahren, daſs es nicht in Stücken zerbreche, und beſonders kein Staub dazu komme. Im folgenden Jahre läſst man einen Theil dieſer aufgetrockneten Blätter in ſiedendes Waſſer werfen, wodurch ſie in einer Minute wieder grün werden, hierauf abtrocknen, und den Würmern ſo lange geben, bis ſie ihre erſte Häutung erreicht haben. Sollten aber die Bäume alsdann noch nicht Laub getrieben haben: ſo ſoll man einen acht bis zwölfjährigen Baum täglich mit warmen (nur nicht heiſsen) Waſſer begieſsen, wodurch derſelbe viel

viel eher als die andern Bäume ſeine Blätter hervortreiben wird. So bald man aber ihm ſein Laub abgenommen hat, muſs er wieder mit kaltem Waſſer begoſſen werden. Noch gedenkt *Liverati* der Heilung einer anſteckenden Krankheit der Würmer, von deren Heilung bey andern Schriftſtellern nichts zu finden iſt. Dieſe Krankheit iſt die Gelbſucht: ſie findet ſich, wenn die Würmer eben ſpinnen wollen, und kann ein allgemeines Sterben veranlaſſen. Man muſs die Würmer, die gelbe Flecken am Kopfe bekommen, die ſich in der Folge über den ganzen Leib verbreiten, eiligſt ausſuchen, und gegen zwey Minuten lang in einen Eimer kaltes Waſſer eintauchen, und ſie hierauf auf trockne Matten hinlegen, auch ihnen nicht eher Futter geben, als bis ſie ganz trocken ſind. Auf dieſe Weiſe kommen beynahe die Hälfte ſo glücklich durch, daſs ſie ihre Cocons ſpinnen können. Dieſe Krankheit entſteht gemeiniglich von der in dem Zimmer eingeſchloſſenen Gewitterluft. Man muſs daher in dieſem Falle die Fenſter bey Zeiten öffnen, daſs die erſtickende Luft nicht auf die Würmer wirke. — Das zweyte in obgedachtem Verzeichniſſe fehlende Buch führt den Titel: *Kurze und gründliche Anweiſung zur Wartung und Fütterung der Seidenwürmer.* Berlin, bey Decker, 1769. Und hieneben noch bey eben demſelben in gleichem Jahre: *Anweiſung, wie mit denen Cocons zu verfahren.* Ein Büchlein von 1½ Bogen. Dieſe Schrift wurde im Lande unter dem gemeinen Manne ausgebreitet, und belehrte ihn hinreichend, ſo wie das Liveratiſche Werk hauptſächlich denen zu empfehlen iſt, welche den Seidenbau im Groſsen treiben wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Warſchau*, b. Ragoczy: *Reglement für das königliche Lyceum zu Warſchau.* 1804. 40 S. fol. Deutſch und polniſch gegen einander über. (8 gr.) — Mit ſehr viel Einſicht und Bekanntſchaft mit den Vorſchlägen und Fortſchritten im Fache des Schulweſens iſt dieſes Reglement abgefaſst, wir wiſſen nicht, von wem, jedoch betrifft es nur das Allgemeine, beſtimmt zuerſt den Zweck des Inſtituts, welcher in Bildung des Geiſtes, in Veredlung des Herzens und in der Vorbereitung zur Univerſität geſetzt wird, jedoch ſo, daſs beſondre Nebenclaſſen für die Bildung zu bürgerlichen Geſchäften, die eine wiſſenſchaftliche Cultur, doch ohne eigentliche Schulgelehrſamkeit, bedürfen, alſo für Kaufleute, Künſtler, Officiere u. ſ. f. ſind; dann folgen die Lehrgegenſtände und die Lehrform, alſo Sprachen, unter welchen wie billig die deutſche Sprache oben an ſteht, und durch 6 Hauptclaſſen gelehrt wird; auch dem Polniſchen ſind 6 Hauptclaſſen zugetheilt; dann folgt das Franzöſiſche, Lateiniſch 6 Hauptclaſſen, Griechiſch 4 Claſſen, Hebräiſch 2 Claſſen, Engliſch, Italiäniſch und Ruſſiſch. In dieſen Abſchnitt hat ſich ein Paragraph verloren, der den Unterricht in der Archäologie und Mythologie betrifft, aber in den Abſchnitt gehört, der vom wiſſenſchaftlichen Unterrichte handelt. Alsdann folgt der wiſſenſchaftliche Unterricht: Geographie, wie billig, fängt in der unterſten Claſſe, mit dem preuſs Staate an, 5 Claſſen: in der vierten Claſſe alte Geographie u. ſ. w. Geſchichte in 3 Claſſen, beginnt mit der 4ten Claſſe der deutſchen Sprache, und nicht früher, denn als pragmatiſche Erzählung der Vergangenheit paſst ſie für das Faſſungsvermögen des Knaben nicht; ſie ſetzt einen ſchon gebildeten Verſtand und verſchiedene Vorkenntniſſe voraus. Eine Vorbereitungsclaſſe zum Studium der Geſchichte macht den Anfang, worin der Unterricht fragmentariſch in Lebensbeſchreibungen und Erzählung einzelner merkwürdiger Vorfälle, die Intereſſe für den Knaben haben, beſteht. Daran ſchlieſst ſich die vaterländiſche, alſo die polniſche, bis zur Auflöſung Polens; dann folgt die preuſsiſche, und ſo fort, doch ethnographiſch. In der 2ten Claſſe folgt die Geſchichte der Griechen und Römer, mit Hinſicht auf das Verſtehen der griechiſchen und römiſchen Claſſiker. In der dritten Claſſe macht eine Culturgeſchichte den Beſchluſs, nach Tabellen: voran gehn die Hülfswiſſenſchaften, Chronologie, Numismatik, hiſtoriſche Kritik u. ſ. w. Mathematik; 6 Claſſen: da die Pädagogen darüber noch uneinig ſind, ob der Unterricht mit den ausgedehnten, oder mit den intenſiven Gröſsen beginnen ſoll, ob dieſe Wiſſenſchaft gleich mit ihrer ſtrengen Methode gelehrt, oder die Schüler mehr mit den Reſultaten derſelben, und ihrer Anwendung auf das praktiſche Leben, anfänglich hiſtoriſch bekannt gemacht werden ſollen: ſo bleibt dem Lehrer dieſer Wiſſenſchaft die Wahl der Methode nach ſeiner Einſicht frey. Naturbeſchreibung. Technologie. Naturlehre. Chemie. Die hierüber mitgetheilten, doch nur allgemeinen, Ideen und Vorſchläge ſind eben ſo vortrefflich, als die über die Bildung des Verſtandes, wozu wiſſenſchaftliche Logik nur ſo weit, als ſie dem Zwecke des Inſtituts angemeſſen iſt, und praktiſche Logik oder pragmatiſche Anthropologie, in dem Geiſte, wie *Engel*, *Funk*, *Kant*, dieſen Zweig der Verſtandescultur bearbeitet haben, beſtimmt werden. Der Vortrag ſoll eromatiſch, dialogiſch ſeyn, weil das, was der Schüler lernen ſoll, in ihm ſchon vorhanden iſt, und nur zum Bewuſstſeyn gebracht werden darf. Verbunden damit ſind ſchriftliche Uebungen und deutſche Disputationen. Aeſthetik, Darſtellung und Beurtheilung muſterhafter Beyſpiele, Mythologie, Archäologie. Anleitung zur Lectüre, wozu die Schulbibliothek nützlich ſeyn wird. Declamirübungen. Bildung des moraliſchen Gefühls. Der Religionsunterricht wird durch verſchiedne Lehrer der verſchiednen Kirchen ertheilt. Dann folgen im *dritten* Abſchnitte Kunſtübungen; Calligraphie, Zeichnen, Muſik, Tanzen, Reiten, Fechten. Der Lectionsplan wird nach den von ſämmtlichen Lehrern eingereichten Entwürfen vom Director ausgearbeitet und vom Ephorat geprüft, welches ihm die geſetzliche Kraft für das Schulhalbejahr ertheilt. Norm iſt: daſs, vorzüglich im Sprachunterrichte, die Zahl der Schüler in den untern Claſſen bis zur dritten nicht über 30, von Tertia an nicht über 50 ſteigen ſoll. Im letzten halben Jahre vor dem Abgange auf die Univerſität ſoll den Abiturienten eine encyklopädiſche Ueberſicht der Facultätswiſſenſchaften ganz hiſtoriſch, und eine Beſchreibung der deutſchen, beſonders preuſsiſchen, Univerſitäten, mit lehrreichen Winken für den Jüngling gegeben werden. Für Nichtſtudirende ſind noch Nebenclaſſen, wohin eigentlich der Unterricht im Italiäniſchen, Engliſchen und Ruſſiſchen gehört. Die nähere Beſtimmung ſoll erſt noch erfolgen. Schulbibliothek. Das Ephorat reicht die von den Lehrern vorgeſchlagenen Bücher mittelſt gutachtlichen Berichts der Kammer zur Entſcheidung ein. Auch die vorzüglichſten literäriſchen Journale werden in der Bibliothek gehalten, aber niemals ausgeliehen. Täglich 6 Schulſtunden. Wir übergehn der Kürze wegen die übrigen auf andern groſsen Schulen meiſt üblichen Einrichtungen, und fügen nur noch hinzu, daſs dieſs Reglement in einer guten Diction und überhaupt höchſt zweckmäſsig abgefaſst ſey, und als Muſter in ſeiner Art empfohlen zu werden verdiene.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Januar 1806.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Geiſtinger: *Fungi auſtriaci*, iconibus illuſtrati. Deſcriptiones ac hiſtoriam naturalem completam addidit *Leopoldus Trattinnick*. — *Oeſterreichs Schwämme*, in fein ausgemalten Abbildungen dargeſtellt, mit Beſchreibungen und einer ausführlichen Naturgeſchichte. *Erſte, zweyte, dritte* Lieferung; ſeit 1804. broſchirt mit gefärbtem Umſchlage. gr. 4. (Jede Lieferung 2 fl. 45 Krzr.)

Der rühmlichſt bekannte fleiſsige Vf. des vorliegenden Werks macht ſich durch daſſelbe um die Mycologie überhaupt, und um die nähere Bekanntſchaft mit Oeſterreichs Pilzen auf eine lobenswürdige Art verdient. Unverkennbar ſind der Fleiſs und die Genauigkeit, die er bey der Unterſuchung und Beſchreibung ſeines Gegenſtandes bewieſen; treu und gefällig die Darſtellungen der, unter ſeiner Leitung, an dem Werke arbeitenden Künſtler, durch deren Geſchicklichkeit, ſo wie überhaupt durch ſeine äuſsere Eleganz es ſich füglich mit ähnlichen Prachtwerken meſſen kann. Rec. beſorgt nur, daſs der immer gröſser werdende Luxus in Büchern, die bloſs für wiſſenſchaftliche Zwecke geſchrieben werden, die Verbreitung derſelben unter die vom Glücke gewöhnlich nicht übermäſsig dotirte Claſſe der Gelehrten erſchweren müſſe; und kann daher die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs es dem Vf. gefallen haben möchte, durch Beobachtung einer gröſsern, dem Verdienſte ſeines Werks nicht nachtheiligen Oekonomie, mehrern Gelehrten des In- und Auslandes zum Genuſſe deſſelben zu verhelfen. Schon der doppelte, auf den geſpaltenen Seiten einander gegenüber ſtehende lateiniſche und deutſche Text iſt ein, wenn gleich für die allgemeinere Verbreitung des Werks dienlicher, Luxus, der aber nun noch dadurch vermehrt wird, daſs der Vf. ſich gelegentlich in äſthetiſche und moraliſche Bemerkungen einläſst, die, wenn ſie auch ſeinen Anſichten und Gefühlen Ehre machen, und einen lieblichen Blick in den humanen Charakter des Beobachters thun laſſen, doch dem Käufer des Werks um mehrerer Urſachen willen als überflüſſig vorkommen möchten.

Was die Einrichtung des Werks ſelbſt betrifft: ſo giebt der Vf. bey den bereits von andern beſchriebenen Arten erſt die Diagnoſe mit den Worten des dem Namen beygeſetzten Schriftſtellers (meiſtentheils *Perſoon's*); dann die Synonymie, dann eine oder mehrere deutſche Benennungen; hierauf eine *Definitio* (Charakteriſtik) des Schwamms (Pilzes) von dem *Mycelio* (Wurzelbefeſtigung) aufwärts, und dann eine *Deſcriptio atque hiſtoria*, welche die erweiterte Charakteriſtik, den Aufenthalt, Erzeugung, Art des Wachsthums, Zeit der Erſcheinung, Dauer, die Varietäten, den Küchen- und anderweitigen Gebrauch und ſonſtige vom Vf., oder von andern gemachte Beobachtungen enthält, wobey, wie geſagt, Fleiſs und Genauigkeit unverkennbar, aber eine zu groſse Umſtändlichkeit nicht ſelten für den Leſer drückend iſt.

Die *erſte* Lieferung beginnt mit dem *Agaricus (Pratella) campeſtris*, oder dem gemeinen Champignon [Tab. I. fig. 1. *a. b.*]. Das *Mycelium* beſteht aus byſſusartigen, äſtigen, anaſtomoſirenden Fäden, die an den, einem Nervenknoten (*Ganglion*) ähnlichen, Verſchlingungen Knöpfchen bilden, aus denen das *Encarpion* (Fruchtkörper) hervorwächſt, — welches nun nach allen ſeinen charakteriſtiſchen Theilen beſchrieben wird. Bey dieſer Gelegenheit dringt ſich dem Vf. eine Aehnlichkeit des jungen Fruchtkörpers mit der harmloſen Kindheit des Menſchen auf, welche Stelle wir uns, als eine Probe jener oben erwähnten Abſchweifungen, in denen ſich der Vf. zu gefallen ſcheint, ſo wie ſeines hin und wieder ſehr geſchmückten, faſt pretiöſen, Stils, herzuſetzen erlauben. *Amabilis infantia Encarpium hujus fungi diſtinguit corpuſculo grate infarcto, encephalo globoſo ſtipitem abbreviatum parumper ſuperante, velo alte obtegente omnia attributa ſexuum propinquae mortis adulatorios nantios. Sic pueri gravili ſua ineptia et jucunda plenitudine amores ſibi conciliant aliorum, ſic tenerae aetatis aſpectus et noſtros animos ad hilaritatem invitat, quod non ingrati affectus depravatio, neque curarum moleſtiſſimarum reminiſcentia, ſed innocentis felicitatis imago atque naturalis integritatis elegantia nobis ideam inſpirant beatitudinis, qua frui videntes credimus ipſi frui.* Eben ſo ſagt er unter Nr. 7. von dem *Agaricus auſtriacus* bey Bemerkung der zahlreich neben einander ſtehenden gröſsern und kleinern Individuen: *Sanctum ac ſumme venerandum Emblema piiſſimae fraternitatis praeſtat haec fungi ſpecies, in qua individua majora pileis ſuis expanſis juniores teneriorescque contra ſolis radios, pluviarumque ventorumque noxas come obtegunt atque tuentur.* — Verwandt, aber durch bedeutende Merkmale von dieſer Art verſchieden, iſt die *Pratella edulis Perſ.* (Kugemucken in Wien), die der Vf. im Verfolge als eine eigene Art abhandeln und darſtellen wird. Umſtändlich, und nicht ohne bedenklichen Reiz auf die Lüſternheit, ſelbſt

Das Haupt-Unterscheidungszeichen besteht, bey dieser Wandelbarkeit, in den zimmtfarbenen Lamellen von ungleicher Länge, die an den Strunk angewachsen sind und an demselben etwas herablaufen. Man findet ihn immer in Haufen neben einander, aber nicht an der Basis verwachsen, im Julius bis October, auf vermoderten Wurzelstöcken abgehauener Bäume, vornehmlich der Buche. Keine Art erscheint häufiger auf den Wiener Märkten. 15) *Merulius Cantharellus*, der gelbe Pfifferling, Eyerschwamm [Tab. VIII. f. 15.]. Ist als sehr schmackhaft bekannt und beliebt. Sein gemilderter Pfeffergeschmack verliert sich vollends bey der Zurichtung. Roh verspeiset soll er heftiges Bauchgrimmen verursachen. Er wird häufig zu Markte gebracht. 16) *Boletus cinnamomeus Jacq.*, der zimmtfarbene Löcherschwamm [Tab. VIII. f. 16.]. Der Vf. entlehnt seine Beschreibung aus *Jacquin's Collectaneis*, nach welcher diese Art, die dem *Boletus perennis* sehr ähnlich ist, sich von diesem durch den regelmäfsigen Hut, durch den Mangel concentrischer Ringe, durch den genau in die Mitte des Huts sich verlaufenden Strunk und die weit gröfsern Löcher, unterscheidet. Man findet ihn im Junius, gesellig, im Schatten der Eichen, zwischen Moosen. 17) *Boletus luridus Pers. B. bovinus Boet.*, der Saupilzling, Kuhpilzling [Tab. IX. f. 17.]. Die dunkelrothe Farbe, die dieser Pilz in der Jugend hat, wird stets unreiner und geht endlich ins Schwarzgrüne über. Das Fleisch und die Röhren sind innerlich sehr schön gelb; allein diese Farbe geht, so bald man sie der freyen Luft aussetzt, in Blau über, und dieses wird mit jedem Augenblicke dunkler, und verwandelt sich zuletzt in eine eben so häfsliche als verdächtige Schwärze. Man hält ihn deshalb auch für giftig. Er findet sich oft nach feuchter warmer Witterung schon am Ende des Julius. 18) *Phallus impudicus Linn.*, der bekannte Gicht- oder Stinkschwamm. Das *Mycelium* gleicht in mehrern Hinsichten vollkommen einem thierischen Eye. So bald der *Fruchtkörper (Encarpium)* seine Reife erlangt hat, zerplatzt der Wulst in 3—4 Lappen, und läfst den Hut durchdringen. Uebrigens ist die Gestalt dieses Pilzes eben so auffallend, als der ihm eigene Gestank unerträglich ist, welcher dem Vf. demjenigen sehr ähnlich zu seyn scheint, „der aus den halbverfaulten Leichen venerischer Personen ausduftet, wenn man sich noch das Annehmliche von dem Geruche des Meerrettigs hinzudenkt." — Der Pilz erscheint nicht alle Jahre gleich häufig, gewöhnlich vom Julius bis September. Schon die Alten empfahlen ihn in der Gicht; der Vf. meynt, dafs er mit besserm Nutzen in krebsartigen Geschwüren anzuwenden seyn möchte, wozu die Chinesen seinen Geschlechtsverwandten *Phallus Mokusin L.* mit Erfolg benutzten.

Uebrigens fehlt bey den hier durchgegangenen *drey* Heften dieses Werks noch die, auf dem farbigen Umschlage des *ersten* versprochene, Einleitung, nebst dem Haupttitel. Es sind, wie Rec. am Schlusse dieses erfährt, unterdefs schon zwey neue Lieferungen erschienen, welches ihn sehr freut, da bey einem etwas lang ausgesponnenem Werke theils die Ungewifsheit und die kurze Spanne des menschlichen Lebens, welches uns *longos vetat inchoare labores*, theils die Kaufluftigkeit der Abnehmer, für die Beendigung desselben allerdings fürchten läfst. — Neben diesem Werke besorgt der thätige Vf. auch noch unter dem Titel: *Mycologisches Cabinet*, eine in Wachs nach lebendigen Originalen gearbeitete Sammlung der hier beschriebenen Pilze, welche nach dem Zeugnisse kundiger Autopten besonders gut gerathen seyn soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Stuttgardt*, in d. Erhard. Buchh.: *Ueber die Schädlichkeit der Dämme und Deiche im Allgemeinen und in hydrotechnischer Rücksicht*, vom Landbaumeister *Meerwein* zu Emmendingen. 1804. 76 S. 8. (8 gr.) — Diese kleine Schrift betrifft einen sehr interessanten Gegenstand, dessen Beherzigung allen Regierungen, besonders aber den Directoren des Wasserbaues, auf deren Gutachten und Vorschläge die Regierung verfügt, recht sehr zu empfehlen ist. Nämlich: sowohl die wahre Ursache der Versandungen fast aller Flüsse an ihren Mündungen und der immer häufiger eintretenden Ueberschwemmungen, als auch die dagegen zu treffenden Vorkehrungen. Der Vf. ist der Meinung: dafs die zu grofse Weite, welche man den Flüssen läfst, hauptsächlich die Erhöhung ihrer Betten bewirke, und dafs, wenn man jene nicht einschränke, die bisherigen Mittel, nämlich Anlegung der Deiche und Dämme, die Ueberschwemmungen nicht zweckmäfsig verhüten können. Für diesen Gedanken spricht in der That die Erfahrung, nicht blofs in der Gegend der Mündungen, sondern auch in höher liegenden Gegenden, wo man augenscheinlich sieht, dafs da, wo der Fluss sich weit ausbreiten kann, die meisten Inseln und Versandungen entstehn, welche theils zu Ueberschwemmungen, theils zu schädlichen Richtungen, die der Fluss nimmt, Veranlassung geben. Hydrotekten sollten also an solchen Orten mehr auf Verengung und zweckmäfsige Leitung des Stroms, als auf schlechte, wenig helfende, Defensions-Dämme, denken. Nachdem der Vf. einige Behauptungen des berühmten *Wiebekings* beurtheilt hat, findet er folgende Ursachen der Ueberschwemmungen: Versandung der Flüsse, die sich vermehrende Zahl der Inseln, die Flufskrümmen oder Serpentinen, die Deichengen, die zweckwidrigen Kribben und Bauwerke an den concaven Ufern, welche den Strom einengen, tiefe Kolke bewirken, Eisstopfungen und Anschwellungen zur Folge haben; und fehlerhafte Vereinigungen und Separationen der Flüsse. Wenn man aber hierin dem Vf. Recht giebt: so hat man andrerseits zu wünschen, dafs er sich über die zweckmäfsigsten Mittel, jene Ursachen zu vermindern und zu vermeiden, umständlicher, gründlicher und belehrender ausgelassen haben möchte. Was man hier liest, sind gröfstentheils Wiederholungen und oberflächliche Aeufserungen im Allgemeinen, die, wenn sie auch nichts Unrichtiges enthalten, doch wenig belehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Januar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

PHILADELPHIA, b. Dobſon: *The Journal of Andrew Ellicott*, late commiſſioner on behalf of the united ſtates during part of the year 1796, the years 1797, 1798, 1799, and part of the year 1800: for determining the boundary between the united ſtates and the poſſeſſions of his catholic majeſty in America, *containing occaſional remarks of the ſituation, ſoil, rivers, natural productions, and diſeaſes of the different countries on the Ohio, Miſſiſippi, and Gulf of Mexico*, with ſix maps, comprehending the Ohio, the Miſſiſippi from the mouth of the Ohio to the Gulf of Mexico, the whole of Weſt Florida, and part of Eaſt Florida. To which is added an Appendix containing all the aſtronomical obſervations made uſe for determining the boundary, with many others, made in different parts of the country for ſettling the geographical poſitions of ſome important points, with maps of the boundary on a large ſcale; likewiſe a great number of thermometrical obſervations made at different times, and places. 1803. 149 S. 4.

Eine ſehr intereſſante Reiſebeſchreibung, in welcher nicht blofs der Geograph, ſondern auch der Naturhiſtoriker, Aſtronom und Arzt eine Menge von intereſſanten Beobachtungen findet. Hr. *E.* reiſete von Philadelphia durch einen Theil von Maryland bis nach Pittsburg; dann den Ohiofluſs hinunter bis zu ſeiner Mündung in den Miſſiſippi, welchen letztern Fluſs er bis Natchez, den Perlfluſs und Neu-Orleans verfolgte. Von hier ging er nach Mobile, Penſacola und St. Mark, und um Floridas Küſten und Biscaya zu der Inſel St. Simon in Georgia, nach St. Mary, und dem Fluſs hinauf bis beynahe zu ſeinem Urſprunge aus dem Okefonoke-Sumphe. Galliopolis wird von armen franzöſiſchen Familien bewohnt, von denen in dem Jahre, in welchem der Vf. reiſete, ſehr viele durch das gelbe Fieber hinweg gerafft wurden, welches nach Hn. *E's* Verſicherung in dem Orte ſelbſt entſtand, und durch Unreinlichkeit der Einwohner, Fäulniſs einer groſsen Menge thieriſcher und vegetabiliſcher Stoffe, eine Menge kleiner Seen u. a. hervorgebracht wurde. Die Beſchreibung des Miſſiſippi iſt ſehr umſtändlich und genau, ſo dafs alle Krümmungen, Inſeln und Sümpfe deſſelben aufs weitläuftigſte darin beſchrieben und durch Karten erläutert werden. Was man Floridas Riff nennt, ſcheint aus Korallenbänken zu beſtehen, die eine groſse Lage von Kalkerde umgeben, und die ſich vom feſten Lande bis zur Mündung des Gulf-Stromes erſtrecken. Dieſe Lage von Kalkerde iſt meiſtentheils horizontal, und wahrſcheinlich eine Fortſetzung von derjenigen, welche man zu Apalachy trifft. Auf dieſer Steinlage, welche als ein Schutz gegen das ſüdliche Vorgebirge von Oſtflorida dient, und die Gewalt des Gulf-Stromes abwehrt, liegen alle die unzähligen Inſeln und Klippen, welche den Schiffern ſo äuſserſt gefährlich ſind. Viele dieſer Inſeln ſind offenbar aus Korallenbänken entſtanden, die nicht blofs wie die Auſterbänke wachſen, ſondern dieſelben auch an Gröſse übertreffen. Die vorzüglichſten Krankheiten am untern Theile des Ohiofluſſes, am Miſſiſippiſtrome, und in den beiden Florida's ſind Gallenfieber, die zuweilen ſehr gelinde ſind, manchmal aber dem wahren gelben Fieber gleichen. Ein gewiſſer General Sinclair, welcher die Arzneykunde ſtudirt, und ſich mehrere Jahre daſelbſt als Gouverneur aufgehalten hätte, verſicherte dem Vf., daſs das gelbe Fieber in den ſüdweſtlichen Ländern eine endemiſche Krankheit ſey. Im Jahre 1797., wo die Einwohner des vorher genannten Landſtrichs am Gallenfieber litten, herrſchte die Ruhr unter den ſpaniſchen Soldaten, und war im Allgemeinen tödlich. Arzneymittel waren durchaus unwirkſam, welches, nach der Meinung einiger angeſehener Spanier, dem Miſsbrauche des Cayenne-Pfeffers zuzuſchreiben iſt, wodurch die Eingeweide für die Einwirkung der kräftigſten Arzneymittel abgeſtumpft ſind. Die Krankheitsformen ſind in den ſüdlichern Staaten und in den beiden Florida's nicht ſo verſchieden, wie in den mittlern und nördlichern Staaten, welches, wie Hr. *E.* glaubt, von der mehr gleichförmigen Witterung herrührt. Die Bemerkungen des Vfs. über den Urſprung des gelben Fiebers in den nördlichern Staaten ſind äuſserſt intereſſant, und ſtimmen mit den beſten und neuern Schriftſtellern überein, die nämlich faſt einſtimmig verſichern, daſs das gelbe Fieber in Nordamerika im Lande ſelbſt entſtehe, und nicht von Weſtindien dorthin gebracht werde, welches ſie aufs deutlichſte beweiſen.

Die ſechs Karten von dem Ohio und Miſſiſippi, dem Golfe von Mexico, dem ganzen weſtlichen und einem Theile der öſtlichen Küſte von Florida, ſind mit einer ſolchen Genauigkeit verfertigt, daſs der Seefahrer, der dieſe Küſten befahren muſs, auf die richtige Beſtimmung der in dieſen Flüſſen längſt den Küſten liegenden Klippen und Sandbänken mit Zuverſicht rechnen kann; ein Vortheil, den ihm die bisherigen Karten dieſer Gegenden gewiſs nicht gewährten. Die Inſtrumente, deren ſich der Vf. bediente,

um die geographiſche Länge der Oerter zu beſtimmen, waren ein Sector von ſechs Fuſs Radius, womit er die Zenith-Diſtanzen der Sterne beobachtete, nebſt einem kleinern von 19 Zoll Radius, wenn der gröſsere nicht transportirt werden konnte; ferner ein groſses achromatiſches Fernrohr mit einer zweyhundertmaligen Vergröſserung für Gegenſtände am Himmel, ein Paſſage-Inſtrument nebſt drey Sextanten. Beym künſtlichen Horizonte ſcheint Hr. *E.* den Gebrauch des Waſſers dem des Queckſilbers vorzuziehn, worin wir ihm aber nach unſern Erfahrungen nicht beyſtimmen können; überhaupt iſt dieſes Inſtrument von *Bohnenberger*, *Nieuland* u. a. bey weitem beſſer beſchrieben. Das Verfahren des Hn. *E.*, um die geographiſche Breite aus Zenith-Diſtanzen von fünf Fixſternen zu beſtimmen, iſt mit einer Sorgfalt und Genauigkeit geſchehen, die für die Richtigkeit der Beobachtungen bürgen, und dem Vf. Ehre machen. Erlaubten es die Umſtände, ſo wurden tägliche Beſtimmungen der Zeit aus correſpondirenden Sonnenhöhen gemacht; wo nicht ſelten aus vierzehn correſpondirenden Höhen die mittlern Reſultate nur um zehnte Theile von Secunden von einander abwichen. Die verſchiedenen Längenbeſtimmungen, vermittelſt des Abſtandes der Sonne und des Mondes, ſind mit der gröſsten Genauigkeit angeſtellt, und bey öftern Wiederholungen nur ſehr wenig in ihren Reſultaten abweichend. Sonderbar ſcheint es uns indeſſen, daſs bey einer ſolchen Arbeit kein Chronometer gebraucht worden, deſſen Reſultate hier ſo ſchön mit denen des Abſtandes hätten verglichen werden können. Noch findet man Beobachtungen mit dem Paſſage-Inſtrumente, nebſt einer ziemlich unverſtändlichen Beſchreibung eines mühſamen Verfahrens, die Mittagslinie der Standpunkte zu beſtimmen, welches, unſerer Meinung nach, weit einfacher auf folgende Art hätte geſchehen können. Das Inſtrument hätte man anfangs durch correſpondirende Höhen ungefähr in die Mittagsfläche bringen, und dann vermittelſt einer berichtigten Uhr die Zeit beobachten können, wenn die Sonne durch die Fläche des Inſtruments ging. Der Unterſchied zwiſchen dieſer Zeit und der Mittagszeit würde den Zeitwinkel gegeben haben, und man hätte vermittelſt eines Kugeldreyeckes, in deſſen Spitze die Sonne, der Pol und das Zenith geweſen, aus dem Complemente der Polhöhe, demjenigen der Sonnenabweichung und den Zeitwinkel, ſehr leicht den Azimuthwinkel, oder den Abſtand des Inſtruments von der Mittagsfläche, berechnen, und daſſelbe darnach berichtigen können, welches zu dieſem Behufe hinlänglich genau geweſen ſeyn würde.

ALTENBURG, in d. Schnuphaſe. Buchh.: *Blicke auf Paris von einem Augenzeugen.* 1805. 318 S. 8.

Des Augenzeugniſſes, das dieſer Titel verkündet, ungeachtet, läſst ſich von dieſen *Blicken* doch nichts anders ſagen, als daſs ſie füglich andern Augen und Schriften abgeborgt ſeyn können, und übrigens die Schrift ihrer Form und ihrem Inhalte nach, durchaus oberflächlich und ſehr alltäglich gerathen iſt. Die bedeutendern Gegenſtände, z. B. der Pflanzengarten, die Bibliothek, Kabinette u. ſ. w. ſind mit rhapſodiſcher Kürze abgefertigt, und die unbedeutenden, ſo wie ſie hier aufgeführt werden, von gar keinem Intereſſe. Die Hälfte des Büchleins füllt die Beſchreibung der Sammlung der Antiken im Louvre (jetzt *Muſée Napoleon*), und der Vf. fängt ſie mit der ſelbſtgefälligen Bemerkung an, daſs *Er (ille ipſe!)* davon eine detaillirtere Schilderung liefere, als man ſie in irgend einer Reiſebeſchreibung antrifft. Und was iſt nun dieſe Schilderung? Nichts mehr und nichts weniger als eine faſt wörtliche Ueberſetzung des räſonnirten Catalogs dieſer Sammlung, den jeder Reiſende für einige Sous am Eingang kauft.

STATISTIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Statiſtiſcher Umriſs der ſämmtlichen Europäiſchen Staaten — und ihrer auſsereuropäiſchen Beſitzungen.* Von *Georg Haſſel.* — *Zwey* Hefte. 1805. Zuſammen VI u. 300 S. fol. (4 Rthlr. 8 gr.)

Dieſes mit ſehr genauem Fleiſs gearbeitete Werk hat eine ſo verſtändige Einrichtung, daſs es ohne Zweifel das Erſte ſeiner Art werden und bleiben könnte, wenn *Statiſtik* überhaupt jetzt möglich wäre. Der Name dieſer Wiſſenſchaft ſcheint etwas *Beſtehendes* anzudeuten, was ohne irgend einen *feſten* Grund eines herrſchenden Syſtems, irgend eine angenommene Heiligkeit verabredeter Tractaten, ſich nicht denken läſst. Wie kann Statiſtik ſeyn, wenn Willkür jährlich ändert, und man es geſchehen läſst, oder nicht hindern kann. Wo Statiſtik iſt, wird Sicherheit, Haltung vorausgeſetzt; von der Eintheilung der Zimmer eines in voller Flamme ſtehenden Pallaſts läſst ſich nicht wohl ein für die Zukunft brauchbarer Plan entwerfen; auch nicht von ſichern Beſitzthum ſprechen, ſo lang eine Verſteigerung währet. Mit einem Wort, als Darſtellung des politiſchen Schauplatzes, wie er um Oſtern 1805. geweſen iſt, als ein Geſchichtsfactum, iſt dieſes Buch ſehr gut; aber, wenn Statiſtiken jetzt geſchrieben werden ſollen: ſo würden wir jede andere als die politiſchen Verhältniſſe, zum Grunde legen: eher nach den Gebürgen, ihren Ketten und Armen, den Fluſsrevieren, den Küſten, der weniger unſtäten Natur nachgehen, und bey Beſchreibung der Länder und Städte nur anmerken, wem ſie vor einer neuen Umkehrung aller Dinge zugehört haben und für den Augenblick zugefallen ſind. Allein, es iſt natürlich, daſs der Vf. die neuſten Ereigniſſe nicht vorherſah; Staatsdiener, deren Amt es war, haben ſie ſich nicht ſo vorgeſtellt. Wir nehmen das Buch, wie es an ſich iſt. Und in ſo fern können wir die Idee nicht anders als billigen, eine vollſtändigere, ſyſtematiſchere Ueberſicht zu liefern. Zwey *herrſchende* Mächte (das iſt etwa der Plan): Frankreich und Rufsland. Andere zwey, welche die politiſche Exiſtenz der übrigen zu *garantiren* haben, Oeſtreich und Preuſsen. Das *inſulari-*

kaiſche: Europa, Britannien. Jeder Macht werden nicht nur die aufsereuropäiſchen Beſitzungen, ſondern auch die kleineren Staaten zugeordnet, welche unter ihrem vorherrſchenden Einfluſſe ſtehen: alſo der *franzöſiſchen* (nicht *fränkiſchen*; ſie nennen ſich *François*, nicht *Francs*; aber man meynte, durch die Erinnerung des ganz andern Volks eine Näherung, Angleichung zu begründen, auf dafs, wer etwa nicht *franzöſiſch* geſinnt heiſsen mochte, ſich nicht zu ſcheuen habe, für *Franken* zu ſeyn), die Halbinſel jenſeits der Pyrenäen, die italiäniſchen Staaten, *Helvetien* (der *Schweizer*-name möchte an beſſere Zeit erinnern) und Wallis; der *ruſſiſchen*, die Türkey, die ſieben Inſeln und Scandinavien (etwas ſchwankend und kaum für den Augenblick; ſind Kriege mit den Türken und Schweden ſo uralt, und können ſie nicht wiederkommen?); dem *öſtreichiſch-preuſsiſchen* Einfluſs wäre Deutſchland (mit groſsen Ausnahmen, wie wir ſehen) und Raguſa nebſt dem kleinen Gemeinweſen zu Pogliza beygeordnet; *Britannien's* Einfluſs wird auf Sardinien und Malta begränzt (???). Nun folgt ein allgemeiner Blick auf Europa, und dann Oeſtreich, Preuſsen, Deutſchland, Raguſa und Pogliza; jedes Land nach einer tabellariſchen Angabe ſeiner Zuſammenbildung aus verſchiedenen Theilen, ſeiner phyſiſchen Lage und Beſchaffenheit, der Einwohnerzahl, der Producte ſeines Bodens und der Induſtrie ſeines Volks; hierauf ſeiner Finanz- und Kriegsverfaſſung, alles dieſes nicht allein im Allgemeinen, ſondern Provinz für Provinz. Die Quellen pflegen angegeben zu werden, und ſind wirklich die zuverläſſigſten. Dafs ihre Angaben *allezeit* richtig, dafs ſie es *meiſtens* ſeyn, ſelbſt das wird kaum jemand glauben, den Erfahrung oder nur neuerlich *Krug* von den Mängeln des Tabellenweſens, ſelbſt unter der genaueſten Regierung, wohl unterrichtet haben. Allein, kein Verfaſſer kann im Ganzen etwas anderes thun, als die unter öffentlicher Autorität von *dazu* verordneten Behörden aufgenommenen Tabellen in ſo fern benutzen, als derſelben Reſultat immer doch mehr oder weniger der Wahrheit nahe kömmt. Hn. *Haſſel* iſt die Gerechtigkeit zu leiſten, dafs er mit guter Kritik eine Angabe aus der andern zu berichtigen geſucht hat, und ihm dieſes in den meiſten uns bekannten Fällen möglichſt gelungen iſt. Er liefert einen unbeſchreiblichen Reichthum von Notizen; man muſs erſtaunen, wie viel die Wiſſenſchaft in den 20 Jahren ſeit *Randel* zugenommen. Die bey Anlafs der letzten aufserordentlichen Reichsdeputation zu Tage geförderten Evaluationen ſind zwar meiſt unrichtig; zu viel perſönliches Intereſſe wirkte dabey; doch läſst ſich nicht läugnen, dafs *einiger* Gewinn auch daraus geſchöpft werden konnte. Es erregt eine ſonderbare Empfindung, ſo ſtarke Volksmenge, ſolchen Betrieb, ſolche Hülfsquellen, und nebenbey — zu ſehen, was wir ſehen; allein: *quaecunque homines arant, navigant, aedificant; virtuti omnia parent;* und *Virtus* iſt Kraft (Entſchloſſenheit, Anſtrengung, Beharrlichkeit).

S. 4. der *allg. Ueberſicht* hätte wohl nicht geſagt werden ſollen, dafs die öſtreichiſchen Colonieen in Aſia und Afrika nur *zum Theil* aufgegeben ſind; es iſt eher lächerlich, ſie zu erwähnen. Bey *Oeſtreich* S. 2. war König Rudolfs zweyter Sohn nicht Johann, ſondern wie ſein Vater zu nennen, und Herzog Albrecht II. erwarb 1326. keine kiburgiſchen Güter. S. 10. und ſonſt bemerken wir, dafs der Vf. zwar *Rohrer's* Werk über die deutſchen, nicht aber das noch merkwürdigere über die ſlawiſchen Bewohner der öſtreichiſchen Monarchie, noch ſeine Reiſe nach Dalmatien, und ſeine Beſchreibung von Weſtöſtreich vor ſich hatte. Es iſt *Rohrer* ein wahrhaft forſchender und ſehr wohl auffaſſender Mann. S. 11. möchten wir wiſſen, was der Vf. um Fiume für *Szithen* findet; ſo ein Volk war in der Welt wohl nie; wenn er aber *Scythen* meynt, ſo iſt dieſer allgemeine Name für die Bezeichnung eines Völkchens nichtsſagend. Nach S. 30. ward das Wiener Lotto von 1750—1769. 3,460,000 Gulden für die Schatzkammer ab; der Einſatz betrug 23 Millionen, die Gewinne 7., die Unterhaltung der Dienerſchaft 2,800,000 Gulden, und *folglich* fielen acht Millionen in den Beutel der Pächter, genau gerechnet wären es 9,740,000 Rthlr. S. 31. ſind die öſtreichiſchen Staatsſchulden 1805. auf 800 Mill. angeſchlagen: ſie betrugen 1801. die Summe von 985, und man hat von Abzahlungen nicht viel gehört. Das Militär wird S. 32. zu 495,000, offenbar um die Hälfte zu hoch, geſchätzt. Es finden ſich mehrere Angaben in dem Buche, wo die Zahlen zu hoch ſcheinen. Ueber Neuchâtel iſt, *Pr.* S. 5., zu hart, dafs es wild und unfruchtbar ſey; der Beyſatz, emſigen Anbau's, mildert den Ausſpruch nicht; denn ohne *emſigen Anbau* wäre von den meiſten andern Ländern dieſer Monarchie nichts beſſeres zu ſagen. *Deutſchl.* S. 48.: Jene Gebürge im Salzburgiſchen heiſsen *Tauern* oder *Tauren*, nicht Tauernen. Wo bey einem Fürſtenthum, wie z. B. Waldek, die Schätzung der Finanzen zwiſchen 205,000 Rthlr. und 450,000 Gulden ſchwankt, hätte doch wohl mit zwey Worten der Schlüſſel einer ſo übergroſsen Verſchiedenheit gegeben werden ſollen. Eben ſo S. 147., wo die Grafen von Erbach 75 oder 136,000 Gulden aus ihrem Lande beziehen. Solche Angaben, unerläutert, ſind ſo gut wie keine. Bey Raguſa war *Appendini* mit anzuführen. S. 169. wird der Einfluſs von Oeſtreich auf die *innere* Regierung von Raguſa als der ſtärkſte bemerkt; es möchte aber ſchwer ſeyn, Beyſpiele anzuführen. Die Benennung *Republichette* für Raguſa, das bey 60,000 Menſchen hat, iſt ſonderbar, wenn man in dieſen Tabellen die Herren von 500, von 1000, 2000 Unterthanen doch nicht Gräfchen, oder Herrchen, genannt findet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERMANIEN: *Hiſtoriſch-politiſche Miſcellen aus dem Jahrhundert der Contraſte*, für unbefangene Leſer. 1805. 294 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Allerdings beſchäftigte der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution eine Menge erhitzter Köpfe und Federn, die Meinungen *für* und *wider* durchkreuzten ſich, jede neue Begebenheit entfernte die verſchieden-

den-

denkenden Parteyen, und als nach einer nur zu langen Reihe von Jahren, die unendlich schmerzliche Wehen über einen grosen Theil der Erde verbreitet hatten, die Ruhe einigermafsen wieder zurückkehrte, da ſtanden beide Parteyen, ohne dafs eine der andern die Krone des Sieges hatte entwinden können, mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit einander gegenüber; man näherte ſich, bekannte — geirrt zu haben; und ſo ſehr man vormals glaubte, mit der grosen Politik, mit der Geſetzgebung und der beſten Staatsverfaſſung im Reinen zu ſeyn, ſo ſehr fühlte man nun, dafs bis zu dieſem Ziele noch viele ungebahnte Wege zu ebnen ſeyn würden. Eigentlich ſollte, nach dieſen Erfahrungen, die Zeit vorüber ſeyn, um über Politik zu polemiſiren, und ſchwerlich wird das gröſsere Publicum an Schriften dieſer Art einen auffallend warmen Antheil nehmen, am wenigſten, wenn damit Satire oder bitterer Tadel über neuere Staatseinrichtungen verbunden iſt. Auch die Klugheit widerräth es, und die S. 13—15 enthaltenen *Plaudereyen einiger Spiesbürger* hätten füglich in dem Schreibepulte des Vfs. ungedruckt liegen bleiben können. In die nämliche Claſſe gehört Nr. 3.: *Rede, welche im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in irgend einem Volks- Staats- oder Geſetzgebungsrathe gehalten werden könnte.* Ein Fragment aus einem Traum. Nr. 4. *Der neue Phalaris.* Wahre Scene aus einer Duodez-Reſidenz, vorgefallen einige Jahre vor der Revolution. Der Graf Colibri verlangt von ſeinem Finanzminiſter von Schuft 400 fl., die von letzterm durch die Beſtrafung junger Leute, welche in der Neujahrsnacht, durch den Sohn des Miniſters verleitet, Unfug trieben, zuſammengebracht werden. Dem Vater war von dem Souverain verſprochen, dafs die Strafgelder des Sohns zurückgegeben werden ſollten — aber dieſs Verſprechen blieb unerfüllt. Wenn dieſe Scene, wie der Vf. verſichert, ſich vor der Revolution zutrug, wie konnte denn der Graf ſchon von Jacobinern, von den alliirten Heeren in Paris u. ſ. w. reden? Nr. 5. enthält Einfälle und Gedankenſpäne aus der Brieftaſche eines Sonderlings, und unter dieſen mehrere, die einer ernſthaften Ueberlegung werth, aber nicht geeignet ſind, hier nacherzählt zu werden. Gegen gewiſſe Reiſende, von welchen der Vf. behauptet, dafs ſie die Beſchreibung ihrer Reiſen an Buchhändler verkaufen, ehe ſie die Reiſe antreten, ſchwingt er ſeine Geiſsel nicht ohne Grund. Auffallend ſind einige Stellen, welche aus dem in Mannheim 1802. mit *kurf. privilegio exclusivo* erſchienenen katholiſchen Katechismus eingerückt werden, da doch die weiſen Kurfürſten von Pfalzbaiern und Baden allen Religionsparteyen gleiche Rechte und gleichen Schutz angedeihen laſſen. Hier einige Fragen nebſt den Antworten. Fr. Wenn einer den wahren Glauben nicht hätte, führte aber dennoch ein frommes Leben, könnte er dann nicht ſelig werden? Antw. Nein; keine Frömmigkeit iſt ohne den wahren Glauben zur Seligkeit genug, ja es kann nicht einmal eine wahre Frömmigkeit ſeyn, ohne den wahren Glauben. Fr. Werden jene Menſchen ſelig, welche auſser dem katholiſchen Glauben ſterben? Antw. Nein, ſie werden nicht ſelig. Fr. Willſt du dann ſo viele tauſend Menſchen verdammen? Antw. Gott und ihr Unglaube verdammt ſie, ich nicht. u. ſ. w. Nr. 6. *Das Gefängniſs zu Klinzel*, beſchrieben von *Legrand-Molerat*, Bat. Chef des Genie-Corps, überſetzt aus dem *Recueil des Mem. et Actes de la Soc. des Sciences et Arts du Département du Mont Tonnere, ſiant à Mayence.* Eine unterhaltende Erzählung der Leiden und Freuden franzöſiſcher Kriegsgefangener, welche im J. 7. aus Italien nach Klinzel bey Ofen transportirt wurden, und nach einer zwey und zwanzig monatlichen Gefangenſchaft durch den Frieden ihre Freyheit erhielten. Die Nr. 7. erzählte *Schatzgräbergeſchichte* enthält ein ſchauderhaftes Beyſpiel von Sittenverderbniſs. Unter den *Fabeln für groſse Kinder* haben die meiſten eine politiſche Tendenz, und ſind nicht ohne Werth. Nr. 9. *Der revolutionäre Kalender;* unter dieſer Aufſchrift eine Reihe von Beobachtungen über die Zeiten, welche demſelben ſein Daſeyn gaben, und über die Contraſte, auf die man ſtöſst, wenn jene Zeit mit den ſeit Kurzem erfolgten Umänderungen verglichen werden. Der Vf. entwarf den Aufſatz zu der Zeit, als man allgemein die Abſchaffung dieſes Kalenders weiſſagte. Nr. 10. *Ueber neuere Myſtik*, iſt vorzüglich gegen mehrere Stellen der Schrift *Europa* B. II. Heft 1. S. 71. von *Schlegel* gerichtet, den mehrere der Frömmeley ergebene franzöſiſche Journaliſten als Beweis angeführt haben, dafs ſelbſt Proteſtanten die Reformation als ein Unglück betrachten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Köthen*, b. Ane: *Liber compendioſus* (?) *ad ſolidam et accuratam cognitionem contrariorum, diſſimilitudinum et affinitatum in lingua latina*, conceſtus ſtudio M. *Joh. Chſtph. Vollbeding.* 1804. 64 S. 8. (4 gr.) — Ein alphabetiſches Verzeichniſs von lateiniſchen Wörtern, auch barbarolatinis, die theils unverwandt ſind, theils das Ungleiche oder Entgegengeſetzte ausdrücken. Der Druck iſt an vielen Stellen durch Schuld des Schreibers, Setzers oder Correctors entſtellt. So S. 9. *excoleo memoriam.* S. 13. *relactio fibrarum.* S. 24. u. 25. *ingenuoſus.* S. 35. u. 44. *ſacrus ſcriptor* S. 47. *miteo — frugiter.* Woher hat der Vf. dafs *Acta* (*duru*) S. 55. auch *quemlibet locum amoenum* bedeute? Compendiöſ iſt übrigens das Büchlein; dafs es aber ein *liber compendioſus* ſey, möchten wir weder in Beziehung auf den Verleger, noch auf die Latein lernende Jugend behaupten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Januar 1806.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Grundzüge der Weltgeſchichte* in der Manier des ſel. Prof. *Büſch*, um mit deſſen Grundriſs der Welthändel verbunden zu werden, vom Profeſſor *Hegewiſch* zu Kiel. 1804. 267 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wohl verdiente *Büſch'ens* Werk über die Welthändel neuerer Zeit von einem ſo verdienſtvollen Hiſtoriker, als Hr. *Hegewiſch* iſt, ergänzt zu werden: denn noch immer ſteht es in Hinſicht auf Gründlichkeit und Gediegenheit unerreicht da. Auch hegt Rec. die angenehme Hoffnung, daſs eben dieſer Schriftſteller uns bald mit einer Reviſion und Fortſetzung deſſelben beſchenken werde, obwohl kein Vorbericht, welcher bey dieſer Schrift überhaupt ganz fehlt, nähere Aufſchlüſſe hierüber giebt.

Hr. *H.* hat die *annaliſtiſche* Methode gewählt, und zwar nicht blos deshalb, weil ſie in *Büſch'ens* Werke Statt findet, ſondern weil ſie nach ſeinem Dafürhalten, der ethnographiſchen ſowohl als ſynchroniſtiſchen Methode bey dem erſten Unterricht durchaus vorgezogen werden müſſe. „Vielleicht, ſagt er S. 17., wird die Wahl dieſer Methode meinem Werke nicht günſtig ſeyn; zuverſichtlich aber hoffe ich, daſs *meine* Gründe mit der Zeit bey denen, die ſie aufs ſtrengſte prüfen, Ueberzeugung bewirken, und ſo nach meinen Behauptungen über den Werth der verſchiedenen Methoden allgemeinen Beyfall verſchaffen werden. Sollte dann mein Buch veranlaſſen, daſs die ſynchroniſtiſche Methode, von der ich in vollem Ernſte glaube, daſs ſie das Erlernen der Geſchichte ohne Noth und Nutzen unendlich erſchwere, und daſs ſie manchen guten Kopf davon abgeſchreckt habe, aus dem erſten Unterricht verbannt werde: ſo würde ich glauben, der Wiſſenſchaft ſelbſt und ihren künftigen Liebhabern in Deutſchland einen nicht unwichtigen Dienſt erwieſen zu haben." Und welches ſind denn nun die Gründe, welche den Vf. zur Wahl dieſer Methode beſtimmt haben? Vornehmlich folgende: 1) Die ſynchroniſtiſche Methode, ſagt er S. 15 f., ſcheint mir durchaus nicht für Anfänger zu ſeyn. Sie erſchwert das Erlernen der Geſchichte, ſtatt es zu erleichtern. In allen Fächern der Wiſſenſchaften müſſen wir damit anfangen, die einzelnen Gegenſtände nach einander kennen zu lernen. Die Richtung der Einbildungskraft auf einen einzelnen Gegenſtand, bis wir einen vollſtändigen Begriff von ihm haben, iſt die erſte Operation des Verſtandes, die ihm ſelbſt die natürliche Logik vorſchreibt, wenn er einen leichten und ſichern Weg zur Erkenntniſs gehn will. Erſt nachdem er ſich eine deutliche und vollſtändige Erkenntniſs von mehrern Gegenſtänden nach einander erworben, darf er ſich eine zweyte Operation, das Vergleichen erlauben; er wird ſie dann ohne Mühe und Schwierigkeiten vornehmen können. Will er aber mit dem Vergleichen anfangen: ſo wird die Aufmerkſamkeit, weil ſie, ehe ſie ihr Geſchäft mit einem einzelnen Gegenſtande vollendet hat, zugleich auf einen zweyten gerichtet iſt, doppelt angeſtrengt, getheilt, zerſtreut; ſie wird an dem einzelnen Gegenſtande manches Wichtige überſehen, blos weil ſie ihn zu ſehr in Beziehung auf den andern betrachtet. Aus dieſem Grunde hat mir die ſynchroniſtiſche Methode, zum erſten Unterricht in der Geſchichte, von jeher eine verkehrte Methode geſchienen; ſie beſteht in einem beſtändigen Vergleichen ganz verſchiedener Folgen von Begebenheiten, die ſich, zwar in einerley Zeitraum, aber auf ganz verſchiedenen Theilen der Erde, auf ganz verſchiedenen Theatern zugetragen. 2) Bey allen Beſchäftigungen mit der Geſchichte muſs die chronologiſche Folge der Begebenheiten unſerm Gedächtniſs gegenwärtig ſeyn. Das hiſtoriſche Studium muſs alſo damit anfangen, ſich dieſe chronologiſche Folge hinlänglich bekannt und geläufig zu machen; folglich iſt die annaliſtiſche Methode die zweckmäſsigſte, wenn man Geſchichte zu ſtudiren anfängt. Man bilde ſich aber nicht ein, daſs ſie deswegen nichts anders, als eine trockene Darſtellung von Jahreszahlen, Namen und nackten Thatſachen ſeyn müſſe. Durch wenige, am rechten Ort, leicht hingeworfene, aber wohlgewählte, bedeutende Züge, kann ſie nicht allein ſehr unterhaltend gemacht werden, ſondern auch zum ethnographiſchen und ſynchroniſtiſchen Studium vorbereiten.

Rec. erkennt die Gültigkeit dieſer Gründe gegen die ſynchroniſtiſche Methode bey dem erſten Unterricht in der Geſchichte vollkommen an. Indem dieſe Methode die Begebenheiten zerreiſst, ſonach ihnen Geiſt und Leben raubt, und den Leſer durch eine Reihe lebloſer Fragmente mit ſich fortreiſst, macht ſie das Geſchichtsſtudium eben ſo ſchwierig, als trokken und unintereſſant. Handbücher, wie z. B. die *Remerſchen* ſind, obwohl dieſe ſich in Hinſicht auf Gründlichkeit und Vollſtändigkeit ſehr vortheilhaft auszeichnen, ſind auch nach unſerm Dafürhalten die zweckwidrigſten Hülfsmittel, die man ſelbſt reifern Jünglingen beym Anfange eines ernſten Geſchichtsſtudiums in die Hände geben kann.

Aber, so sehr auch Rec. mit Hn. *H.* wünscht, dafs die zweckwidrige synchronistische Methode aus dem Unterrichte verbannt werden möchte; so wenig kann er in die Folgerung desselben einstimmen, dafs deshalb einzig die annalistische Methode gewählt werden müsse. Auch diese hat, in Hinsicht auf den Unterricht, grofse Unvollkommenheiten. Denn, auch sie zerreifst den natürlichen Zusammenhang, besonders gröfserer Begebenheiten, die selten an den kurzen Zeitraum eines einzigen Jahres geknüpft sind; raubt sonach dem Verstande die Möglichkeit der Verknüpfung des Gegebenen, eben dadurch aber auch dem Gedächtnisse seine wichtigste Stütze, hemmt den Schwung der Einbildungskraft, die gern das Ganze umfassen und Anschaulichkeit erhalten möchte, ja neckt und quält diese recht eigentlich, indem sie von einem Schauplatz der Geschichte zum andern hüpft, und macht das Geschichtsstudium für den Anfänger wo möglich, noch trockener, lebloser und uninteressanter, als es ihm je bey der synchronistischen Methode werden konnte, indem die Rubriken der letztern in der Regel doch immer noch weit reichhaltiger sind, als die dürftigen Fächer des annalistischen Universalhistorikers. — Wer nach der synchronistischen Methode, sagt Hr. *H.* S. 16., unterrichtet wird, scheint mir in dem Falle eines Schülers der Malerkunst zu seyn, den man in einer Gallerie herumführte, erst ihn alle die Köpfe, dann die Stellungen, darauf die Draperieen u. s. w. bemerken liefse: wie sauer würde man es einem solchen Jünglinge machen, eine richtige Idee von jedem der vorhandenen Gemälde aufzufassen! — Dieser Vorwurf, der in seiner vollsten Stärke nur die verkehrteste synchronistische Methode, z. B. eine solche, wie die *Remersche* ist, trifft, kann, dem so eben Gesagten zufolge, dem Wesentlichen nach auch auf die annalistische Methode angewandt werden. Nicht für den Anfänger, sondern nur für den Kenner der Geschichte scheinen uns universalhistorische Annalen geeignet zu seyn; diesem ist es erwünscht, von einer geschickten Hand ein Repertorium zu besitzen, in welchem er die Jahre der Begebenheiten, welche ihm vorher schon an sich und in ihrem Zusammenhange bekannt sind, nachschlagen und überschauen kann. Auch Hr. *H.* würde wohl schwerlich so sehr den Lobredner der annalistischen Methode gemacht haben, wenn nicht theils ein gerechter Hafs gegen die bisher übliche, äufserst verkehrte synchronistische Methode, theils eine ihm wohl selbst unbekannte Vorliebe für die Oekonomie des Werks, das er ergänzen wollte, seinen Blick von andern möglichen Methoden zu weit abgewendet hätte.

Nicht die Geschichte soll sich nach unsern Methoden, sondern unsre Methoden sollen sich nach der Geschichte und dem, was wir von ihr wissen, richten. Was man auch von höhern und höchsten Ansichten der universellen Geschichte sagen mag, der Inhalt derselben, so weit er uns erreichbar ist, läfst sich kurz und einfach ausdrücken. Hr. *H.* hat denselben mit der ihm gewöhnlichen Klarheit S. 10 f. treffend so dargestellt: „In der Geschichte des menschlichen Geschlechts läfst sich eine Succession von Völkern wahrnehmen, deren eins nach dem andern grofsen Einfluss auf die übrigen und auf den ganzen Zustand, wenigstens eines sehr grofsen Theils, des menschlichen Geschlechts hatte. Jedes dieser Hauptvölker ragte entweder durch seine Cultur oder durch seine Macht oder durch beides über die andern empor, und nachdem es, während einer von dem Schicksal bestimmten Periode, diesen Rang behauptet hatte, mufste es ihn einem andern Volke überlassen. Diese Bemerkung mufs jedoch genauer bestimmt werden; sie pafst eigentlich nur auf den Theil des menschlichen Geschlechts, der sich von den Gränzen Ostindiens und der asiatischen Tatarey, oder vom Sindfluss ungefähr, westwärts bis an das atlantische Meer erstreckt. Dieser Schauplatz, auf welchem sich fast alles zugetragen, was von der alten Geschichte bekannt ist, geht im Süden nicht über die afrikanischen Küstenländer am mittelländischen Meere hinaus; im Norden aber bekam er mit dem Verfolg der Jahrhunderte immer weitere Gränzen. Von dem Theile des Menschengeschlechts innerhalb dieser ungefähr angegebenen Gränzen gilt es eigentlich, dafs seine Geschichte von der Urzeit an eine zusammenhängende Kette von Begebenheiten, die wie Ursachen und Wirkungen mit einander verbunden sind, ausmacht. Innerhalb dieses Bezirks sind Macht und Cultur von Osten nach Westen gewandert, und wenn wir die Cultur der heutigen Europäer bis zu ihrer ersten Quelle verfolgen wollen: so werden wir, indem wir ihrem Gange bis ins höchste Alterthum nachgehen, immer weiter nach Osten hin bis an die Gränzen von Ostindien und der asiatischen Tatarey geleitet." Nach diesem eben so einfachen, als wahren Inhalte einer für uns möglichen Universalhistorie scheint es Rec. eben nicht so sehr schwer zu seyn, eine zweckmäfsige Darstellung derselben zum Behuf des Unterrichts auszumitteln. Der Grund der verkehrten Methoden, welche man bey ihr meistentheils beobachtete, lag vorzüglich darin, dafs man, statt von dem auszugehn, was wir wirklich von ihr wissen, vielmehr einzig von dem ausgegangen ist, was man von ihr wissen möchte. — Hätte man das, was man wirklich besafs, zuvor gehörig überschaut: so hätte man über die Anordnung desselben nicht lange verlegen seyn können. — Schon daraus, dafs die, innerhalb des von Hn. *H.* richtig gezeichneten Kreises, in Hinsicht auf Macht, Cultur und Einfluss hervorragenden Völker der Hauptgegenstand unserer Universalhistorie seyn müssen, geht nach unserer Ueberzeugung klar hervor, dafs die ethnographische Methode in derselben vorherrschend seyn müsse. Deshalb sinkt die universelle Geschichte keineswegs zu einem Aggregat von Specialgeschichten herab: denn sie nimmt nur jene hervorragenden Völker, und zwar in so fern sie hervorragten, in ihren Kreis auf. Vornehmlich wichtig ist die ethnographische Darstellung in Beziehung auf das frühere Alterthum. Schon das Eigene und Fremde, was dieses für uns

hat,

hat, noch mehr aber die Armuth der Hiſtorie, die in Beziehung auf daſſelbe bekanntlich ſo äuſſerſt groſs iſt, machen es ſchlechthin nothwendig, alles, was wir von den für uns älteſten Völkern wiſſen, in ein Gemälde zuſammenzutragen, d. i. ethnographiſch darzuſtellen. Oder, wenn man die vorhandenen Trümmer der alten Hiſtorie noch mehr zertrümmert, welches bey der annaliſtiſchen Methode gerade ſo der Fall iſt, wie bey der ſynchroniſtiſchen, wie ſoll da eine, auch nur einigermaſsen lebendige, Anſchauung des einſt ſo groſsen Ganzen möglich ſeyn? Man ſehe in den beſten univerſalhiſtoriſchen Compendien, in welchen die ſynchroniſtiſche oder annaliſtiſche Methode herrſcht, die Geſchichte des frühern Alterthums nach, und man wird finden, wie in allen denſelben die Trümmer der einſt ſo herrlichen Zeit recht eigentlich, wenn wir ſo ſagen dürfen, in armſelige Scherben zerſchlagen ſind. — Von dem Jahr 146. v. C. bis 476. n. C. dreht ſich die ganze, uns bekannte, univerſelle Geſchichte um die Geſchichte der Römer; alles verſinkt gleichſam in dieſer. Hat daher der Univerſalhiſtoriker nur die frühern Völker, beſonders die der macedoniſch-aſiatiſchen Welt an ihrer Stelle richtig geſchildert: ſo giebt ihm jetzt die Hiſtorie ſelbſt die einfache Weiſung, alles an die alles verſchlingende Geſchichte der Römer anzureihen. Aber, frägt man, wird dieſe ethnographiſche Methode auch bey der verwickelten Geſchichte der neuern und mittlern Zeiten anwendbar ſeyn? Wir antworten: auch die Geſchichte dieſer Zeiten iſt bey weitem nicht ſo verwickelt, als man, beſonders nach den gewöhnlichen Darſtellungen, ſich dieſelbe vorſtellt. Es iſt vornehmlich *ein* Völkerſtamm, der germaniſche, um den ſich die mittlere ſowohl als neuere Geſchichte dreht, und die Bildungsgeſchichte dieſes Stammes beſteht in der Entwickelung einiger Erſcheinungen, die, wenn man nur das Ganze mit feſtem Blicke umfaſst, und die äuſsern Schickſale der germaniſchen Völker, welche die Univerſalgeſchichte nicht angehen, gehörig abſondert, auf wenige Grund-Elemente zurückgeführt werden können. Ja, noch einfacher würde die Darſtellung dieſer Zeiten dann ſeyn, wenn der Univerſalhiſtoriker, wie es ihm als ſolchem gebührt, den Gang der germaniſchen Bildung in ſtrenger Allgemeinheit verzeichnete, und das Allgemeine nur an der Geſchichte einiger der bedeutendſten germaniſchen Staaten, gleichſam als an Beyſpielen, erläuterte; eine Vereinfachung, zu der er hier eben ſo befugt iſt, als in der Geſchichte Griechenlands, wo ſein Blick hauptſächlich auf Athen und Sparta gerichtet iſt; ja noch mehr, da die neuere Staatenhiſtorie, wie billig, eigene Darſtellungen und eigenen Unterricht fordert. Wird die mittlere und neuere Geſchichte in ſolcher Einfachheit dargeſtellt: ſo ſind die Germanen das *eine* ἔθνος, deren Geſchichte der Univerſalhiſtoriker in dieſem Zeitraume vorzüglich zu beſchreiben hat. Freylich giebt es einige Völker, wie z. B. die Araber, welche Nebenpartieen in dem Gemälde dieſer Periode bilden; aber werden dieſe nur an gehöriger Stelle mit geſchickter Hand epiſodiſch eingeflochten: ſo wird jene Einfachheit keineswegs geſtört werden. — Reinethnographiſch darf indeſs der Univerſalhiſtoriker keineswegs verfahren; es giebt mehrere Stellen in der univerſellen Geſchichte, wo ſynchroniſtiſche Ueberſichten nothwendig ſind, weswegen Rec. oben auch bloſs behauptete, daſs die ethnographiſche Methode in der Univerſalhiſtorie vorherrſchend ſeyn müſſe. Man könnte daher unſere Methode die ethnographiſch-ſynchroniſtiſche nennen. Da ſie offenbar von ſelbſt aus der Natur einer für uns möglichen Univerſalhiſtorie hervorgeht: ſo hält ſie Rec. ſchon darum für die richtigſte. Ob und in wie fern ſie von jenen Mängeln und Nachtheilen, welche mit der ſynchroniſtiſchen ſowohl als annaliſtiſchen Methode verknüpft ſind, frey ſey oder nicht, dieſs, dünkt uns, muſs jedem von ſelbſt klar ſeyn, dem unſere Winke verſtändlich ſind. Genauer ſie zu würdigen und zu erörtern, verbietet uns der Raum dieſer Blätter. Ganz hingegen konnte Rec. dieſe Erörterung um ſo weniger unterlaſſen, je erfreulicher es für ihn war, daſs endlich einmal wieder ein bewährter Hiſtoriker ſich mit Ernſt und Nachdruck über herrſchende Verkehrtheiten im Geſchichtsvortrage erklärte. Faſt mit zahlloſen Compendien werden wir, wie in den meiſten Wiſſenſchaften, ſo beſonders auch in der Hiſtorie überſchwemmt, und, welches noch ſchlimmer iſt, jeder, der ein Compendium verfertigt, wähnt, es ſtehe völlig in ſeiner Willkür, welchen Plan und welche Methode er bey demſelben befolgen wolle; die Strafse, ſagen ſie, ſey ja breit genug. Eben dieſe leidige Breite iſt es, die unſer Zeitalter entehrt: denn überall geht die Cultur immer mehr in die Breite, faſt nirgends in die Tiefe und Höhe. — Wir gehen von der Methode, die in dieſer Schrift herrſcht, zu ihr ſelbſt über.

Eine klare, heitere Anſicht der Dinge, eine natürliche, lichtvolle Darſtellung derſelben, ein richtiges, ſelbſtſtändiges Urtheil, ein gründliches Schöpfen aus den Quellen der Geſchichte, endlich eine gewiſſe weiſe literariſche Sparſamkeit, — alle dieſe Eigenſchaften, welche die hiſtoriſchen Schriften des Hn. *Hegewiſch* auszeichnen, ſind auch in dieſer vorherrſchend. Nur iſt jene Sparſamkeit hier öfters zu groſs, und wenigſtens bey einzelnen Partieen faſt in Dürftigkeit ausgeartet, ſo daſs es Rec. nicht klar ward, welche Grundſätze den Vf. bey der Auswahl der univerſalhiſtoriſchen Facten geleitet haben. Ueberdieſs wird über den Reflexionen und dem Charakteriſiren der Thatſachen die Erzählung derſelben, welche doch den weſentlichen Charakter der hiſtoriſchen Darſtellung ausmacht und in Compendien vorzüglich nöthig iſt, bisweilen völlig hintangeſetzt. Die Reflexionen ſelbſt ſind indeſs meiſt trefflich, nur wenigen muſste Rec. ſeinen Beyfall verſagen. Wenn es z. B. S. 31. heiſst: man kann die Entſtehung groſser Monarchieen nicht anders als durch die Gewalt kriegeriſcher Völker, und die Entſtehung kriegeriſcher Völker nicht anders als durch den ſchädlichen Einfluſs des Jägerlebens auf den ſittlichen Charakter der

Völ-

Völker erklären: so glaubt Rec., dafs Andere, besonders *Heeren*, in seinen Ideen, das Anwachsen der asiatischen Staaten zu grofsen Despotieen weit befriedigender erklärt habe. Eben so scheint uns das Urtheil über die Religion der Phönicier, welche S. 40. geradezu abscheulich genannt wird, weil sie mit Menschenopfern verknüpft war, hart und einseitig zu seyn. Treffend hingegen wird S. 44. an dem Beyspiel der Griechen und anderer Völker gezeigt, wie die Cultur eine langsam wachsende Frucht sey, die erst in vielen Jahrhunderten zur Reife gelangt. S. 59. wird den Griechen, wo von ihrer Pflanzstadt Byzanz die Rede ist, ein eben so schönes, als wohlverdientes Denkmal gesetzt. Die Anlegung dieser Stadt, heifst es, macht den Griechen Ehre, theils durch die Wahl des Orts in Ansehung seiner Lage zur Handlung, theils als noch fortdauerndes Denkmal des edeln griechischen Charakters. Die Griechen waren keine Welteroberer, wie die Römer; aber Anbauer, Verschönerer der Erde waren sie, so sehr es je ein Volk gewesen ist. — Einfach, aber wahr und wichtig ist S. 65. die Bemerkung, welche auf Veranlassung der ägyptischen Religion gemacht wird: es ist, heifst es, ein grofser Unterschied zwischen etwas heilig halten und etwas für eine Gottheit halten. Wer diesen Grundsatz, fügt Rec. hinzu, nicht festhält, (und wie selten wird er bey Beurtheilung der Religionen des Alterthums festgehalten!) kann auch in unserm christlichen Europa, ja, in einzelnen kleinen Provinzen desselben, eine Menge Gottheiten finden. Was der Vf. S. 87 ff. über die Bildung der Chineser und die Männer, welche sie ihnen gegeben haben, sagt, ist sehr beherzigungswerth. — Der Zeitraum von der Geburt Christi bis auf Constantin den Grofsen ist viel zu kurz abgehandelt. Ueber das Christenthum, seinen Stifter, seine Entstehung, Ausbildung und Ausbreitung in dem römischen Reiche, sind kaum ein paar Worte gesagt. Ueberhaupt ist jene oben erwähnte Sparsamkeit, besonders in Hinsicht auf die Geschichte der höhern Bildung, fast in dem ganzen Buche zu grofs. Auch das, was über die Entstehung und Ausbildung der Hierarchie gesagt ist, hat uns wenig befriedigt. Einseitig scheint uns vornehmlich das Urtheil über die falschen Decretalbriefe. Die Ansprüche des Bischofs von Rom an das Oberrichteramt, heifst es S. 185., an die Oberherrschaft in der ganzen christlichen Kirche, selbst über Kaiser und Könige, sind hauptsächlich auf einen Betrug gegründet. Ein Betrug hat sie so viele Jahrhunderte geltend gemacht. — Nimmermehr würde nach Rec. innigster Ueberzeugung die pseudoisidorische Erdichtung Eingang gefunden haben, wenn nicht der Glaube an die Autorität der Päpste tief in der Bildung und dem Meinungssystem der damaligen Europäer gegründet gewesen wäre. Auch beym Ritterthum wird S. 190 f. die bildende Hand der Kirche viel zu wenig hervorgehoben. S. 208. heifst es: durch den Scholasticismus kamen die bis dahin *verrosteten* Denkkräfte wieder in Bewegung. — Aber, frägt Rec., kann man denn die sich langsam entwickelnden Kräfte eines Kindes verrostete Kräfte nennen? Oder, mit welchem Recht will man gerade bey den Germanen keine Periode der Kindheit annehmen, d. i. mit welchem Rechte betrachtet man das Mittelalter einzig als die Periode des Untergangs der altrömischen Cultur, nicht aber auch als eine Periode des Werdens und der Bildung der Neu-Europäer.

Einzelne historische Unrichtigkeiten haben wir nur wenige bemerkt. Allem Bisherigen zufolge ist also das Ganze eine schätzbare Ergänzung des Büschischen Werkes, oder wenn man lieber will, eine *schöne Sammlung trefflicher Noten zum grofsen Text der Universalgeschichte.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgart*, b. Erhard: *Leichte und gründliche, durch Erfahrungen erprobte Anleitung, die Weine durch sorgfältige Anlage und Bau der Weinberge, wie auch durch gute Pflege und Wartung in der Kelter und dem Keller zu veredlen, und auch in schlechten Weinjahren aus einem geringen und sauern, einen guten trinkbaren, und der Gesundheit dienlichen, Wein zu bereiten.* 1804. 116 S. 8. (8 gr.) — Diese Anleitung, deren Vf. sich unter der Vorrede *M. Kalb*, Pf. zu Kürnbach, nennt, ist zwar hauptsächlich für das Vaterland des Vfs. geschrieben; doch lassen sich auch viele Regeln für das Allgemeine abstrahiren. Er sagt viel Gutes von der *Anlage der Weinberge*, dessen Lage, Boden, Auswahl der Traubenstöcke u. s. w. — vorzüglich für den Neckarwein berechnet; doch kann ihm Rec. bey dem kleinen Catalog einiger, am Neckar gewöhnlichen, schwarzen, rothen und weifsen Trauben nicht beystimmen, wenn er sagt: *Der schwarze Burgunder traube nicht gar gerne*, d. i. er sey nicht sehr fruchtbar. Er ist vielmehr einer der fruchtbarsten. Nur sind seine Trauben selten grofs, und die Beeren klein. — Was aber den *Velteliner* oder die *rothen Fleischtrauben* betrifft: so taugt er nicht zum Burgunder, weil dieser wohl fünf Wochen früher zeitigt als jener. — Vom *Bau* der Weinberge sagt der Vf. viel Gutes. Nur sind seine Provinzialwörter nicht in allen Weinländern verständlich. Ueberhaupt hätte er die im Wirtembergischen üblichen Ausdrücke erklären und verständlicher machen sollen. Nicht jeder Weinländer weifs z. B. was *Reuten*, *Abzielen*, *Felgen*, *Absatz*, *Molzig* seyn, den *Wein streichen* (hellen, süfsen Most einem alten oder jungen Wein zugeben u. s. w.) heifse. — Zum *Herbsten* und *Keltern*, zu den *Füssern*, zur *Wartung des Weins im Keller*, zum *Ablassen des alten und neuen Weins* u. s. w. giebt er gute Regeln, und über die Verbesserungsmittel für den Wein, besonders das *Schönen* der Weine, Farbegebung und Vermischung der Weine äufsert er richtige Grundsätze. — Im *Anhang* vertheidigt er den Ausdruck in der Vorrede: „kein Gut trage dem Besitzer mehr ein, als ein Weinberg;" aber hier mufs das Lokale allein entscheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. Januar 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Pichler: *Ruth. Ein bibliſches Gemälde in drey Idyllen*, von *Carolina Pichler*, gebornen *von Greiner*. 1805. 96 S. 8. (16 gr.)

Seit *Voß* uns in ſeiner mit Recht bewunderten Luiſe eine Reihe idylliſcher Gemälde, zu einem Ganzen verknüpft, aufgeſtellt, und *Goethe*, veranlaſst durch dieſes ſchöne Denkmal des *Voſſiſchen* Kunſtgenies in *Herrmann und Dorothee*, bey demſelben Gebrauche ländlich poetiſcher Scenen und Charaktere, noch mehr Intereſſe der Handlung, den techniſchen Theil vielleicht mehr vernachläſſigend, angewendet hat, haben verſchiedene Dichter mit mehr oder weniger Glück ſich in dieſem neu eröffneten Felde verſucht. Dieſen geſellt ſich nun auch die Vfn. des vorſtehenden Gedichtes, bereits bekannt durch ähnliche kleinere Verſuche, bey. Betrachten wir den von ihr gewählten Stoff, wie er in den bibliſchen Urkunden vor uns liegt, und ſeine Tauglichkeit für moderne idylliſche Behandlung: ſo finden wir allerdings manches, was ihn für dieſelbe geſchickt macht; aber auch nicht Weniges, was ſich künſtlicher Darſtellung zu entziehen, oder gar gegen dieſelbe zu ſträuben ſcheint. Es treten dann die Fragen ein: wie hat die Vf. ihn aufgenommen, behandelt? wie für die ächte Kunſt zu *nutzen* verſtanden? Und welches iſt der übrige Werth ihres Gedichtes, von Seiten der Anforderungen an äuſsere Vollendung? Wir mögen mit dem Worte *Idylle* den Begriff einer naiven ländlichen Schilderung überhaupt, oder die Darſtellung ſolcher Zuſtände, in denen das im künſtlichen Menſchenverein verlorne unbefangene Leben poëtiſch ſchön wieder hergeſtellt iſt, verknüpfen: ſo bietet dieſes kleine Familiengemälde, wie es uns in den bibliſchen Denkmalen aufgeſtellt iſt, entworfen, wahrſcheinlich für einen genealogiſchen Behuf und einem Manne zu Ehren, auf den die jüdiſche Nation mit Recht ſtolz zu ſeyn Urſache hatte, manche Scenen an, die idylliſch genannt zu werden verdienen. Doch hat mehr das Zufällige daran, die Umgebung, der Grund und Boden, worauf die einfache Handlung vorgehet, einen idylliſchen Schein; einen Schein, der beſonders empfindſame Gemüther leicht verlocken kann, dem Weſen nach ſchon den Stoff für idylliſch zu nehmen. Was iſt der Inhalt der Erzählung? Eine Iſraëlitin, die nach Moab mit ihrem Manne ausgewandert war, verlor dort nicht nur den Mann, ſondern auch ihre beiden verheiratheten Söhne; ſie faſst den Entſchluſs, nach ihrem Vaterlande zurück zu kehren; ihre Schwiegertöchter hängen ſich an ſie. Sie geht einem ungewiſſen Schickſale entgegen: Wie wird ſie aufgenommen werden? Eine von dieſen Schwiegertöchtern *Ruth* verläſst ſie nicht, ungeachtet ihrer dringenden Bitten, ihr wahrſcheinlich trauriges Loos nicht mit ihr zu theilen. Die andere giebt ihrem Zureden nach. Dieſe ſchon in dem bibliſchen Texte mit rührender Wahrheit geſchilderte Begebenheit erregt die Erwartung, wie ſich ihr Schickſal enden werde; und indem ſie ein ſchönes Verhältniſs zärtlicher, durch Bande des Bluts, der Gewohnheit und Sitte mit einander verwandter Gemüther vor uns aufſchlieſst, enthält ſie wirklich einen nicht undankbaren Stoff eines idylliſchen Gemäldes. Die Vfn. hat auch dieſen Theil ihres Textes, der Hauptſache nach ihn unverändert beybehaltend, mit zarter Weiblichkeit behandelt. Man vergleiche z. B. S. 13—19. Wir heben nur einiges aus der Scene aus: 16. —

Aber es ſchüttelte Ruth das Haupt und erwidert entſchloſſen:
Sprich die Worte nicht aus, die vergeblichen, daſs ich dich laſſen
ſoll und nach Moab zurück zu den Meinigen kehren mit Arpa.
Nur die Luft bewegſt du damit, doch nie mein Gemüthe.
Das iſt entſchloſſen, und feſt, und wanket nimmer. Du biſt mir
Vater und Mutter, die früh ich verlor, und Heimath und Gatte.
Sieh, es lebet ſein Bild, des Vielgeliebten, in deinen theuern Zügen, ich höre den Laut der verklungenen ſüſsen
Stimm in der deinigen wieder, er ruft mir die lieblichen Bilder
Meiner glücklichſten Tage zurück. Darum o du liebe
Mutter verſtoſs mich nicht! Ich habe nur dich auf der Welt mehr!
Laſs mich leben bey dir, und bey dir ſterben! Dir folg ich,
wo du auch hingehſt, mit kindlichem Sinn, und bleibe, wo du bleibſt.
Dein Volk werde das mein' und dein Gott künftig der meine.
Und wenn einſt dich der Pfeil des Todesengels ereilet,
ſterb ich mit dir zugleich. An deiner Seite begraben
Mich die Nachbarn alsdann, gerührt von unſerer Liebe.
Sieh, dieſs iſt mein feſter Entſchluſs; und ich ſchwör es bey meinen
Göttern, bey deinem Gott dem Unſichtbaren, welchen du anflehſt.
Was auch | über mein | ſchuldlos | Haupt ſein | heiliger Wille
Zu verhängen beſchlieſst, ob Böſes, ob Gutes; ſo ſoll doch
nur die Stunde des Tods von dir, o Mutter, mich ſcheiden."

S. 16—18.

Diese Rede hat, wie die ganze Scene, rührende Wahrheit. Nur würde sie, gedrängter, und ohne manche kleine Fehler im Hexameterbau, Prosodie, Sylbenmessung und Sprache noch gröfseren Eindruck hervorbringen. Wir haben bisher vom Inhalte der *ersten* Idylle geredet, sie schliefst damit, dafs vor den Thoren Bethlehems, wo die erwachenden Gefühle des Wiedersehens der alten Heimath und der bekannten heiligen Stäten mit lieblichen Farben geschildert sind, Naëmi von einer jüngern Freundin am Brunnen von Thamar erkannt wird. Diese Person und diese Erkennungsscene ist ganz von der Erfindung der Vfn., und sie ist für das Folgende glücklich ersonnen. Weniger motivirt erscheint aber die plötzliche prophetische Begeisterung der Naëmi, und ihre Ahndung (S. 22.):

dafs ihr *nahe verwandt sey der fürstliche Sänger und Anherr,*
Eines Gröfsern, der kommt, den Erdkreis selig zu machen.

Die Pilgerinnen sind nun am Orte ihrer Bestimmung angekommen. Sie sind in Bethlehem, Juda (II. Id.). Wie verändert findet Naëmi alles! die meisten Freunde ihres Mannes sind todt, manche behandeln sie kalt, das Gut ihres Gatten ist nach Landessitte an den Aeltesten übergeben; Tage der Noth, des Mangels bedräuen sie; nur die am Brunnen gefundene Freundin bleibt ihr treu; die Aernte bricht an; eine Aussicht für kärglichen Unterhalt mit ihr. — Wir müssen hier bemerken, dafs in der von der Vfn. benutzten biblischen Erzählung das Poëtische hier schon aufhört. Die Wittwe, die auch dort unsre Theilnahme auffordert, erscheint jetzt schon mehr als eine anstellige, beynahe möchten wir sagen kupplerisch geschäftige Alte, die auf die Schwiegertochter einen Plan baut, diese und mit ihr sich selbst unterzubringen. Was man auch zur Entschuldigung der Sitte des Leviratsrechtes anführen kann, sie ist schon künstliche Einrichtung, und der Rath der Naëmi, den sie der jüngern schönen Ruth giebt, nächtlicher Weile sich zu Boas zu legen, ist keineswegs mit der patriarchalischen Unbefangenheit zu verwechseln. Hier also tritt das Schwierige des Stoffes ein. Man ist begierig, wie die Vfn. sich herauswinden wird. Von ihrem weiblichen Zartgefühle, wie von ihrem Geschmacke war es zu erwarten, dafs sie uns den ganzen Verlauf mit nichten so, wie ihn die schlichte alte Erzählung an die Hand giebt, mittheilen würde. Sie suchte das Anstöfsige, das nach unsern Sitten Indecente, zu verwischen, und das Verhältnifs zwischen Boas und Naëmi feiner einzuleiten, und unserer Theilnahme dadurch näher zu bringen. Die Mittel, die sie zu ihrem Zwecke wählt, sind zum Theil etwas wohlfeil, es ist nicht zu läugnen; aber ein zarter Sinn ist in ihrer Handhabung nicht zu verkennen. *Ruth* bietet sich selbst an, Aehren zu lesen, um die arme Schwiegermutter zu unterstützen; die gefundene Freundin ist es, die ihr in der Folge den Rath giebt, sich an den Acker des reichen Boas zu halten, (S. II. 49—52.) um ihres Namens mehr zu schonen, da sie jung und schön ist. Boas, aufmerksam auf ihre Schönheit wie auf ihre Züchtigkeit, macht ihre Bekanntschaft, sagt ihr freundliche und darunter bedeutende Worte. Freudig erzählt sie ihre Aufnahme und Bewirthung von Boas der Mutter, die ihr das Geheimnifsreiche der Reden des Boas erklärt und die Hoffnung nährt, Boas könnte vielleicht der Gatte ihrer geliebten Ruth werden, wenn der Besitzer des Gutes auf sein Recht Verzicht thäte. *Ruth* überläfst sich des Herrn Willen, den sie doch auch in ihrem Herzen vernimmt. Die *dritte* Idylle schildert das immer mehr sich entspinnende Verhältnifs zwischen *Boas* und *Ruth*. Beide verlieben sich allmählich in einander. Man findet hier die gewöhnlichen Symptome. Die Sentimentalität, die zur Schau gestellt wird, ist offenbar zu modern und contrastirend mit dem übrigen. Von dem bekannten platten Rathe ist natürlich keine Rede; die Katastrophe wird hervorgebracht durch eine moderne Ueberraschungsscene. Ruth findet Boas in dem Gebüsche eines Hains schlafend. Innig bewegt betrachtet sie die geliebten Züge, den stolzen Wuchs, die Würde in den Minen des ihr so interessant gewordenen Mannes. Es wird Abend, und jetzt (S. 84.):

— Zärtlich besorget
Nahte sich Ruth mit schüchternem Schritt, und bog des Gebüsches
Blühende Ranken hinab und flecht mit zitternden Händen
Ueber des schlummernden Haupt die Rosenlaube, der Dornen,
Welche die zarte Hand ihr blutig ritzen, nicht achtend.

Boas erwacht indessen. Es versteht sich, dafs diese nicht ungeschickt, freylich zu modern angelegte Scene eine Erklärung nach sich zieht. Was folgt, ist nach der Geschichte behandelt. So hat die Vfn. ihr mifsliches Problem gelöset, und das Dissonirende ihres Textes zu mehr poëtischer Harmonie zu stimmen gesucht. Es ist ihr auch gelungen, den einzigen Punkt ausgenommen, dafs die neuere Sentimentalität zum übrigen Einfachen nicht ganz zu passen scheint. An Schönheiten einzelner Stellen fehlt es dem Gedichte nicht; nur ist manches zu umständlich, zu üppig ausgemahlt; auch hat der nachgebildete orientalische Stil nicht durchgängige Haltung, wenn z. B. S. 32. von den *Schlangengeifseln der Reue* die Rede ist: so ist diese Phrase weder morgenländisch, noch zu dem sonstigen einfachen Tone ganz passend. Die Versification ist nicht schlecht; doch könnte noch gröfsere Sorgfalt darauf gewendet seyn. Tadeln müssen wir z. B. Hexameter wie folgende:

Und sie | finden sonst | nirgend | Ruh als im | Hause des | Mannes
— — — — — S. 15.
Aber | trüb und | nächtlich | wirds um den armen Verlafsnen,
Welcher zu | rück in die | Heimath | kommt nach langer Entfernung,
Und nun | alles ver | ändert | findet die | Freunde gestorben.

Diese schleppenden Hexameter beleidigen das Ohr um so mehr, als sie hinter einander kommen. Einige sind

sind auch zu profaisch, wie S. 48. — S. 40. findet sich der Ausdruck *überaus zart*, was in doppeltem Sinne als falscher Daktylus und unpoëtisches Wort beleidiget. S. 44. kommt ein Hexameter mit sieben Füssen vor:

Und der erstgeborene Sohn der Schöpfung jugendlich heiter.

Diese und andere Flecken wird die geistreiche Vfn. bey einer neuen Ausgabe gewiss wegzuwischen beflissen seyn.

GOTHA, b. Steudel und Keil: *Biblioteca italiana. Poeti.* Vol. *I.* (che) contiene il *primo tomo della Gerusalemme liberata di Torquato Tasso.* 1804. 299 S. 8. (15 gr.)

Die Verleger geben weder in einer Vorrede noch sonst nähere Nachricht von dem Plane dieser *Biblioteca italiana*, was für Dichter dieselbe enthalten wird, noch welche Ausgabe sie dem vorliegenden Abdrucke der *Gerusalemme liberata* zum Grunde gelegt haben. Ihre Absicht scheint also blos zu seyn, Nachdrücke der vorzüglichsten Dichter um einen mäsigen Preis zu liefern, ohne sich um die Beschaffenheit und kritische Behandlung des Textes genauer zu bekümmern. Dadurch wird aber das Bedürfniss des Publikums nur halb befriedigt: denn es weiss nun nicht, ob es eine gute oder schlechte, richtige oder fehlerhafte Ausgabe erhält; welches doch bey klassischen Werken, besonders aus einer fremden Sprache, und aus einer so alten Literatur wie die italiänische, nicht gleichgültig ist. Von den meisten ältern Autoren der Italiäner sind die früheren Ausgaben, welche den spätern zum Grunde liegen, nach verschiedenen Handschriften, welche manche verschiedene Lesarten enthalten, gemacht. Daher ist es gewissermasen nothwendig, dass man zu einer neuen Ausgabe die vornehmsten älteren vergleiche, oder wenigstens unter den neueren eine solche, wo dies bereits geschehen, zum Grunde lege, und das Publikum darüber in wenigen Worten belehre, um den Argwohn zu vermeiden, dass der Abdruck ohne Wahl nach dem ersten besten Exemplar gemacht sey, wo denn gewöhnlich die Fehler desselben noch durch neue vermehrt werden. Beym *Tasso* findet sich freylich eine geringere Verschiedenheit der Lesarten, als bey den früheren Dichtern; indessen verdienten doch auch diese angemerkt zu werden. Auch bedürfen manche Stellen, um verstanden zu werden, einer Erklärung; da nun die Sprachmeister selten im Stande sind, ihren Schriftsteller gehörig zu erklären, und dem Leser gewöhnlich auch die dazu nöthigen Hülfsmittel fehlen: so sollten dergleichen Ausgaben, besonders wenn sie für ein fremdes Publikum gemacht werden, immer mit den nöthigen Erklärungen versehen seyn. Von allen diesen Forderungen haben die Herausgeber keine an sich zu machen für gut befunden, und das Publikum muss nun freylich wohl mit dem zufrieden seyn, was sie ihm geben. Rec. weiss nicht, ob das ihm zur Anzeige mitgetheilte Exemplar von dem *zweyten* correcteren Abdrucke der *Gerusalemme* ist, den die Verleger vor einiger Zeit, statt des *ersten* von Druckfehlern wimmelnden, dem Publiko versprachen. Er vermuthet es, da er bey genauerer Durchlesung einiger Gesänge keine so entstellende Druckfehler gefunden hat, die einen Umdruck nothwendig machten; doch hat er es auch nicht so correct gefunden, als zu wünschen wäre: denn der *fünfte* Gesang hat ihm 19, und der *siebente* 25 Druckfehler anzustreichen gegeben. Man sieht nicht ein, warum hier der *erste* Theil der *Gerusalemme* mit dem *neunten* Gesange und nicht vielmehr mit dem *zehnten* schliesst; da doch die letzten *zehn* Gesänge an Stanzenzahl noch um etwas stärker sind als die *ersten*. Für die Gröse des Formats könnten die Lettern wohl etwas gröser gewählt seyn, wäre es auch nur um der Augenschwäche unseres Zeitalters willen.

RÖMISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Sextus Aurelius Victor de Viris illustribus Urbis Romae et de Caesaribus.* Zum Gebrauch für Schulen, besonders für den zweyten Cursus in der lateinischen Sprache, mit fortlaufender Erklärung aller vorkommenden Redensarten, und beständiger Anführung der Sprachregeln nach der grössern *Bröderschen* Grammatik, herausgegeben von *J. B. Friese*, (Subrector in Flensburg.). 1804. 493 S. 8. (1 Rthlr.)

Die beiden hier vereinigten Schriften des *Aurelius Victor*, sind nicht unpassend für den *zweyten* Cursus in der lateinischen Sprache: denn, wie Hr. *Fr.* richtig angiebt, seine Erzählungen von den berühmten Männern Roms sind leicht geschrieben, geben kurze Pensa, die der Lehrling leicht übersieht, machen mit den merkwürdigsten Personen der römischen Republik bekannt, und führen mannichfaltige Gelegenheit herbey, nützliche Sachkenntnisse zu entwickeln. Ist die Geschichte der Kaiser etwas schwerer: so ist der Schüler dann auch, wenn er zu dieser kommt, durch die erste Hälfte des Buches schon vorgeübt und gestärkt. Der Text ist nach der Ausgabe von *Harles* abgedruckt: in den Anmerkungen indess scheint der Herausgeber zuweilen anderen Lesarten zu folgen, ohne dass er es anmerkte. Z. B. *de vir. ill.* c. 2. ist, wie uns dünkt, unrichtig gedruckt: *quae (virgo) aquae, caussa sacrorum, hauriendae descenderat;* und in der Anmerk.: „der Ablat. *causa* steht oft nach einem Worte, statt *propter*, wegen." — Nach jedem Kapitel folgen nicht wie der Titel verspricht, die darin vorkommenden *Redensarten*, sondern — alle darin vorkommenden Vocabeln; z. B. nach Kap. 1.: „*Rex, regis, m.* König; *Albanus, a, um*, die Stadt Alba in Latium betreffend, dahin gehörig, Albanisch, ein Einwohner darin" (kürzer: albanisch, ein Albaner, von Alba, einer Stadt in Latium); „*habeo, ui, itum*, 2. haben, besitzen, halten, *anstellen* (?), *verwalten* (?); *do, dedi, datum, dare*, geben,

geben, ertheilen, *wohin gehen* (??), *thun* (?), ſtecken, bringen, werfen, zugeben, auslegen u. ſ. w." Und dieſe langweilende Einrichtung? — „um keinem Schüler eine Entſchuldigung zu geſtatten, daſs er ſich nicht vorbereiten könne; denn wolle man den Schüler aufs Lexicon verweiſen: ſo ermüde ſelbſt der Fleiſsigere ſehr bald, und verliere dabey gar zu viele Zeit; und der langſamere Kopf bleibe ganz zurück." Wenn es ſo ſchlimm werden ſoll: ſo muſs es dem Schüler an aller Anweiſung fehlen, ein Lexicon zu gebrauchen; und dann möchte es doch wohl im *zweyten* Curſus hohe Zeit ſeyn, ihm dazu Anweiſung zu geben; oder das Lexicon muſs nach dem Muſter des eben angeführten Artikels „*dare* gearbeitet ſeyn; dann geht viel Zeit verloren," „die angewandte Mühe iſt faſt umſonſt," und, ſetzt Rec. hinzu, der Lehrling wird zu dem Leichtſinn verwöhnt, aus Einem Worte alle Bedeutungen herzuleiten. Wenn es aber vielleicht an einem für Anfänger zweckmäſsigen lateiniſchen Wörterbuche fehlen möchte, oder wenn, was häufig iſt, das etwa vorhandene gute Wörterbuch nicht in den Händen der Schüler unterer Klaſſen ſeyn ſollte: ſo hätte ein gut gearbeitetes Wörter-Verzeichniſs hinten angehängt, vorgeübt auf den Gebrauch des Lexicons, den Schüler in regerer Thätigkeit erhalten, und, worauf bey Schulbüchern wohl zu ſehen iſt, viel Raum geſpart. Zwar verkauft der Verleger 1 Alph. 10 Bogen um 1 Rthlr.: dennoch iſt dieſer verhältniſsmäſsig wohlfeile Preis zu hoch für ein einzelnes Schulbuch in untern Klaſſen. Und bey einer veränderten Einrichtung hätte der Herausg. eine bedeutende Bogenzahl ſparen können. — Zweckmäſsig ſind die Nachweiſungen auf die *Bröderſche* Grammatik, um die im *erſten* Curſus gelernten, und im *zweyten* zu wiederhohlenden Regeln der Syntax in Beyſpielen anſchaulich zu machen. Und hierin, wie in dem Aufzählen der Vocabeln, zeigt ſich der Herausg. als einen *fleiſsigen* Schulmann, der gewiſs in ſeinem Amte neben tüchtigen Collegen, (*Königsmann*, *Wolf*, Ueberſetzer der Republik des Platon und mehrerer Ciceroniſchen Schriften), auch das Seinige redlich beyträgt, dem Flensburgiſchen Gymnaſium den Namen der Gründlichkeit unter den Holſteiniſchen Schulen zu erhalten.

Leipzig, in d. Weidmanniſchen Buchh.: *T. Livii Patavini hiſtoriarum libri* qui ſuperſunt omnes ex recenſione Arn. Drakenborchii cum indice rerum locupletiſſ. Acceſſit praeter varietatem lectt. Gronov. et Crever. *Gloſſarium Livianum* curante *Aug. Guil. Erneſti*. Editio nova emendatior. Tom. I. XXII. u. 638 S. Tom. *II.* 608 S. Tom. *III.* 550 S. Tom. *IV.* 326 S. u. 18 Bog. Sachregiſter. 1801. Tom. *V.* Gloſſarium Livianum. 1804. 794 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Das Gloſſarium auch unter dem beſondern Titel:

Gloſſarium Livianum ſive Index latinitatis exquiſitioris. Ex ſchedis *A. G. Erneſti*. Emendavit plurimisque acceſſionibus locupletavit *Godofr. Henr. Schäfer*. 1804.

Halle, in d. Waiſenh. Buchh.: *T. Livii Patavini hiſtoriarum libri* qui ſuperſunt omnes. Ed. nova emendatior. Tom. *I.* 1802. 572 S. Tom. *II.* 1803. 540 S. Tom. *III.* 724 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Von *Erneſti's* Ausgabe des Livius iſt dieſs die *dritte* Auflage, über welcher der Herausg. ſtarb, als er ſeinen geſammelten Vorrath zur Verbeſſerung und Vervollſtändigung des Gloſſariums noch nicht verarbeitet hatte, welchem mühſeligen Geſchäft ſich der als Philolog rühmlichſt bekannte Hr. M. *Schäfer* unterzog, der auch die Correctur beſorgte, — *neſcio quo fato fit*, ſagt er, *ut in tale piſtrinum ſaepius detrudar*. — Das Gloſſarium hat auſserdem dadurch gewonnen, daſs dieſer ſorgfältige und gründliche Gelehrte vieles verbeſſerte und an mehreren Stellen kleine Zuſätze, beſtehend in Kritiken, Erklärungen, Citaten u. ſ. w. machte. S. 560. ſind wir auch auf eine glückliche Verbeſſerung in Plato's Republik T. 6. p. 221. Bip. geſtoſsen, wo διὰ θυσιῶν καὶ διὰ ὁδοιῶν geleſen wird.

Welche Recenſion bey dem Halliſchen Abdrucke befolgt iſt, wird nicht geſagt; doch ergiebt ſich bald, daſs er weder ganz mit der *Erneſtiſchen*, noch mit der Zweybrücker übereinſtimmt. Uebrigens iſt die Einrichtung der Halliſchen Ausgaben zu bekannt, um einer nähern Charakteriſtik zu bedürfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Eiſenach*, b. Wittekind: *Kurze und faſsliche Anweiſung zu einer zweckmäſsigen und vernünftigen Behandlung der Taſchenuhren, nebſt einer Anleitung ſolche richtig nach der Sonne zu ſtellen und deshalb die Mittagslinie zu finden*; mit angehängter Aequations-Tabelle zum Gebrauch für jeden Uhrenbeſitzer, herausgegeben von *G. F. Wenderoth*. 1804. 29 S. 8. m. 1 Kpf. (5 gr.) — Dieſe kleine Schrift kann jedem, der eine Taſchenuhr beſitzt, ſehr nützlich ſeyn, indem er ſich daraus ſehr leicht belehrt, wie er mit ſeiner Uhr umgehen müſſe, wenn er mit ihr zufrieden ſeyn will. Sehr wahr iſt es, daſs der Uhrmacher nicht immer Schuld hat, wenn die von ihm reparirte Uhr nicht ordentlich geht. Theils zerſtört eine verkehrte Behandlungsweiſe ſehr bald wieder das, was der Künſtler in Ordnung gebracht hatte; theils haben faſt alle Uhren, wenigſtens die meiſten, ihre Eigenheiten, die man durch Beobachtung kennen lernt. Auf ſolche aufmerkſam gemacht zu werden, muſs man mit Dank erkennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. Januar 1806.

PHILOLOGIE.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre.* Mit einer Einleitung *über den Begriff und Urſprung der Sprache*, und einem Anhange *über die Anwendung der allgemeinen Sprachlehre auf die Grammatik einzelner Sprachen* und auf die *Paſigraphie*, von *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. u. morgenländ. Sprachen. 1801. 295 S. 8.

Mannichfaltige und gründliche Kenntniſſe, philoſophiſcher Geiſt, und liebenswürdige Beſcheidenheit ſind Eigenſchaften, durch die der Vf. ſich ſchon ſeit mehrern Jahren ausgezeichnet hat, und wir ſehn ſie auch in dieſer Schrift mit groſsem Vergnügen wieder zuſammenwirken. So manche treffliche Unterſuchungen über allgemeine Sprachlehre wir auch ſchon haben, ſo wird man doch unſerm Vf. gern und nicht ohne Nutzen auf dem Wege, den er ſich durch eignes Nachdenken gebahnt hat, folgen.

Er bemerkt zuerſt, daſs die allgemeine Sprachlehre die weſentlichen Theile der Sprache durch Zergliederung der Theile eines Urtheils aufzuſuchen habe. Er unterſcheidet alſo zuerſt die Bezeichnung des Subjects und Prädicats in den Subſtantiven und Adjectiven. Durch dieſe aus der lateiniſchen Grammatik entlehnten Benennungen wird, wie uns dünkt, die allgemeine Anſicht der philoſophiſchen Grammatik ſchon ein wenig verwirrt. Man ſollte lieber *Subjectswörter* und *Prädicatswörter* dafür ſagen. Denn das Prädicat des Urtheils wird im Deutſchen durch das ſogenannte *Adverbium*, im Lateiniſchen und Griechiſchen durchs *Adjectivum* bezeichnet. *Der Menſch iſt gut, homo eſt bonus.* Das deutſche Adjectiv entſteht erſt vom Adverbium bey der Concretion, wie *der gute Menſch.* Ueberdem liegt im Lateiniſchen in dem Begriffe des Adjectivs ſchon die Declinabilität. *Wenn*, fährt unſer Vf. fort, *der Sprachgebrauch* (wir ſetzen dieſen gewöhnlichen Ausdruck für den von Hn. *V.*, wir wiſſen nicht warum, vorgezogenen *Sprachgewohnheit*) die Bedeutung gewiſſer Laute ſo feſtgeſetzt hat, daſs ſie als Subjectsbegriffe vorkommen können, denen im Satze ein Prädicat beygelegt werde: ſo nennt man dieſe Laute *Subſtantive*. Aber auch ein Adjectiv, der Infinitiv eines Verbi kann als Subjectswort gebraucht werden, und doch nennt man ſie nicht Subſtantiva. Z. B. *Sapiens eſt rex. Scire tuum nihil eſt.* Will man alſo den Ausdruck *Subſtantivum* für Subjectswort behalten: ſo müſste er unſres Bedünkens ſo erklärt werden: Ein Wort, das *urſprünglich* beſtimmt war, das Subject eines Urtheils auszudrücken, iſt ein Subſtantivum. In der Folge kann ein ſolches auch zur Bezeichnung eines Prädicats gebraucht werden: z. B. der *Menſch* iſt *König* der Thiere. Man hat gewiſs früher geſagt: *Rex eſt ſapiens;* als *Sapiens (Stoicorum) eſt rex.* Ferner: Wenn der Sprachgebrauch die Bedeutung gewiſſer Laute ſo feſtgeſetzt hat, daſs ſie den Inhalt der Begriffe der Subſtantive erweitern, welcher auf eine geringere Anzahl von Merkmalen eingeſchränkt iſt: ſo nennt man dieſe Laute *Adjective.* Wir würden bloſs ſagen: Wenn Wörter urſprünglich beſtimmt waren, Prädicate auszudrücken, ſo heiſsen ſie Prädicatswörter; dergleichen im Lateiniſchen und Griechiſchen die Adjectiva, im Deutſchen die Adverbia *qualitatis* ſind. Denn erſtlich gilt der Begriff von der Erweiterung des Subjects durch das Prädicat nur von ſynthetiſchen Urtheilen, nicht von analytiſchen. Zweytens iſt es dem Adjectiv oder Prädicatswort als ſolchem gleichgültig, ob es in einem ſynthetiſchen Urtheile das Subject erweitert, oder in einem analytiſchen mit ihm zum Theil identiſch iſt. So iſt *dreyſeitig* ein Prädicatswort; ich mag den ſynthetiſchen Satz: *dieſer Tiſch iſt dreyſeitig*, oder den analytiſchen: *das Dreyeck iſt dreyſeitig*, ausſprechen. Endlich ſollte die obige Erklärung beſtimmter etwa ſo ausgedrückt ſeyn: wenn der Sprachgebrauch Wörter zu Bezeichnung ſolcher Begriffe, die den Inhalt der Begriffe der Subſtantive erweitern, feſtgeſetzt hat u. ſ. w.

Nun iſt alſo noch der Ausdruck für die Verbindung des Subjects und Prädicats im Urtheile zu betrachten. Darüber ſagt Hr. *V.* folgendes: „Wenn der Sprachgebrauch die Bedeutung gewiſſer Laute ſo feſtgeſetzt hat, daſs ſie die Aſſertion des Urtheils und das Prädicat deſſelben zuſammen angenommen ausdrücken: ſo nennt man ſolche Laute *Verba;* z. B. grünen, wirken u. ſ. w.; wenn aber für die Aſſertion des Urtheils ein beſonderer Laut feſtgeſetzt iſt, welcher bey dem Ausdruck des Urtheils neben den Prädicatslaut geſetzt wird: ſo nennt man denſelben *Verbum ſubſtantivum* z. B. *ſeyn.*" Hierbey ſollte die allgemeine Sprachlehre zuförderſt davon ausgehen, zu bemerken, daſs der Ausdruck *eſt* oder *iſt* in unſern Sprachen kein reiner Ausdruck für die Copula im Urtheile iſt. Dieſer müſste in einem bloſsen Jawort oder Verneinungsworte beſtehen. Das Verbum *ſeyn*, eben weil es Verbum iſt, iſt ſchon durch die Form der Zeit afficirt; zeigt alſo neben dem Ausdruck der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte zugleich entweder die Gegenwart, oder die Vergangenheit, oder die Zu-

kunft dieſer Verbindung an. In den Sätzen: *Deus utique bonus; Deus minime malus* iſt die Copula rein ausgedrückt; hingegen in den Sätzen: *homo eſt vivus, homo fuit vivus, homo erit vivus* iſt der Ausdruck der Copula ſchon mit dem Ausdrucke des Modus der Zeit verbunden. Der Begriff des Verbi iſt auch nicht vollſtändig dadurch angegeben, daſs es die Aſſertion des Urtheils und das Prädicat zuſammen ausdrücke, ſondern es gehört nothwendig auch der Ausdruck des Zeitverhältniſſes zum Begriffe des Verbi. Das Wort *unglücklich* enthält, neben das Subjectswort geſetzt, ſchon die negative Aſſertion nebſt dem Prädicate in ſich, und iſt deshalb doch kein Verbum. Die *Adverbien* beſchreibt Hr. *V.* als Wörter, die eine zu dem Begriff eines Prädicatslautes hinzutretende Eigenſchaft ausdrücken. Damit ſind aber bloſs die *Adverbia qualitatis* bezeichnet. Es muſs alſo nach den Worten: *hinzutretende Eigenſchaft*, noch eingeſchaltet werden: *oder ein Verhältniſs deſſelben.* Dieſs kann nun 1) ein Gröſsenverhältniſs ſeyn *(adverbia quantitatis)*, und dieſes wieder entweder *a)* ein Zahlenverhältniſs *(adverbia numeri)*, [es ſey nun ein beſtimmtes: *homo ter cecidit;* oder ein unbeſtimmtes: *homo ſaepe peccavit.*] oder *b)* ein Gröſsenverhältniſs des Raums, wie: *die Stadt iſt weit entfernt;* oder *c)* ein Gröſsenverhältniſs der Bewegung, wie *ſchnell, langſam;* oder *d)* ein Gröſsenverhältniſs des Grades, wie: *der Menſch iſt ſehr arm.* 2) Ein Orts- oder Zeitverhältniſs, theils die Stelle im Raume oder der Zeit zu bezeichnen, wie *hier, dort, rechts, links;* oder *geſtern, heute, morgen, ehmals, jetzt, künftig;* theils die Beziehung der Bewegung im Raume nach ihrem Richtungspunkte, wie *iſtinc, intro, ſurſum, deorſum.* Nun giebt es aber auch Adverbia, welche nicht das Prädicat, ſondern die Copula afficiren; dahin gehören diejenigen, welche die Bejahung oder Verneinung in Anſehung der Gewiſsheit verſtärken, wie *ſane, plane, profecto;* oder ſie ſchwächen, wie die *Adverbia dubitandi;* oder die Behauptung einſchränken, wie *hactenus.* Richtig iſt die Bemerkung des Vfs., daſs man unter dem Namen der Partikeln die verſchiedenſten Arten der Wörter unter einander geworfen hat. Man dachte nämlich bloſs an die Eigenſchaft dieſer Wörter, wonach ſie ſich nicht flectiren lieſsen, welches denn doch bey den *adverbiis qualitatis*, die *gradus comparationis* haben, nicht einmal zutrifft. Am beſten wäre, dieſes Wort ganz eingehen zu laſſen, oder es auf die Verbindungswörter *(conjunctiones)* einzuſchränken. Der Vf. geht zu den Präpoſitionen, mit welchen er, wir zweifeln, ob richtig und ſchicklich genug, die Caſus der Nominum in eine und eben dieſelbe Claſſe ſetzt. Ihm zufolge ſind Präpoſitionen oder Caſus ſolche Wörter, die den Bezug des Begriffs eines Prädicatslautes mit einem Subjectsbegriffe ausdrücken, der dabey nicht als das Subject des Satzes gedacht wird, ſondern zu näherer Beſtimmung des Prädicatsbegriffs dient. [Die Präpoſitionen (ein ſehr ungeſchickter Ausdruck der lateiniſchen Grammatiker für dieſe Wörterclaſſe) drücken das Verhältniſs der Bewegung oder des Ruheſtandes, welchen das Prädicatswort angiebt, gegen ein andres Subject in Anſehung des Orts und der Zeit aus; als: *Der Herold ging vor dem Könige her; der Hut liegt unter dem Tiſche.* Eigentlich beziehen ſich dieſe Präpoſitionen allemal auf ein Subſtantiv. Wenn ſie aber einmal in der Sprache erfunden ſind, ſo werden ſie auch den Zeitwörtern vorn angefügt, wo ſie dann die Bedeutung der *verborum ſimplicium* mehr oder weniger afficiren. Die Caſus hingegen ſind ganz etwas anders. Nur die Sprachen, die keine *caſus nominum* haben, helfen ſich mit den Präpoſitionen, wie die Engländer mit ihrem *of* und *to.* Die Caſus ſind Abänderungen der Endſylben in den Nominibus, um damit gewiſſe Beziehungen des Begriffs dieſer Wörter kürzer auszudrücken. *Klopſtock* nannte den Genitiv die *Verkürzung;* aber alle Caſus ſind verkürzte Ausdrücke gewiſſer Bedeutungen. So der Accuſativ, welcher den Gegenſtand der Behandlung ausdrückt: *ich ſchlage den Menſchen*, iſt eben ſo viel als: *ich ſchlage auf den Menſchen zu;* der Dativ drückt den Gegenſtand der Abzweckung; der Genitiv das Verhältniſs des Beſitzes, der Folge, oder irgend eines andern Zuſammenhangs eines Subjects mit demandern, beide aber verkürzt aus. Ohne einen Genitiv müſste man entweder eine Präpoſition brauchen, wie der Engländer, oder man müſste immer umſchreiben; alſo etwa ſtatt *der Unterthan des Königs* immer ſagen: der *Unterthan, welchen der König hat.* Nebenher befördern die Caſus auch die Deutlichkeit in der Redeverbindung ſehr.

Scharfſinnig entwickelt der Vf. die ſpeciellen Arten der Nominum, der Zeitwörter und ihrer Modorum und Temporum, auch die Arten der Conjunctionen. So entwickelt ſich auch der Faden eignen Nachdenkens ſehr gut in der Einleitung über den Begriff und Urſprung der Sprache. In Abſicht des letztern wünſchten wir, daſs der Vf. mehr Rückſicht genommen hätte auf *de Broſſe's* und *Fulda's* Theorie, daſs in den Sprachwerkzeugen des Menſchen nicht bloſs die Anlage zum Sprechen als Fähigkeit gebraucht zu werden, ſondern ein wirklicher Trieb, Laute auch ohne Nachahmung hervor zu bringen, liege, und daſs ihre Laute urſprünglich ſchon mit gewiſſen Grundvorſtellungen und Urgefühlen harmoniren.

Uebrigens kann dieſe Schrift ſehr bequem zu Vorleſungen über die allgemeine Sprachlehre gebraucht werden, in welcher Hinſicht auch das angehängte ſehr vollſtändige und gut geordnete Verzeichniſs der Schriften dieſes Fachs dankenswerth iſt.

HALLE, b. Ruff: *A. J. Silveſtre de Sacy — — Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre in einem allgemein faſslichen Vortrage, als Grundlage alles Sprachunterrichts und mit beſonderer Rückſicht auf die franzöſiſche Sprache bearbeitet.* Nach der zweyten Ausgabe überſetzt, und mit Anmerkungen und Zuſätzen, beſonders in Rückſicht auf die *deutſche* Sprache, herausgegeben von *Jo-*

hann

hann Severin Vater, Prof. zu Halle. 1804. XL u. 382 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Allerdings verdienten die mit grofsem Beyfall in Frankreich aufgenommenen *Principes de Grammaire générale* eines berühmten Sprachforschers, deren *zweyte* Ausgabe in der A. L. Z. 1804. Nr. 144. umständlich gewürdigt wurde, vor vielen andern Werken auf deutschen Boden verpflanzt zu werden; und zum Glück wurde dieſs Geschäft von einem Gelehrten übernommen, der sich schon durch mehrere eigne Arbeiten als gründlicher Sprachkenner rühmlich bekannt gemacht hat. Nur von dem, was *er* dabey geleistet hat, wird hier die Rede seyn. Es kam darauf an, dieſses schätzbare Buch für deutsche Leſer eben so brauchbar zu machen, als es für französische war, welche der Vf. sammt ihrer Sprache beſtändig im Auge hatte. In dieſer Absicht war zwar *nicht* völlige Umarbeitung, aber doch eine Uebersetzung erforderlich, wo, wie hier geschehen ist, nicht blofs an die Stelle der französischen, deutsche Beyspiele gesetzt, und französische Namen in deutsche verwandelt wurden; sondern wenn auch die besondre Rücksicht, welche der Vf. auf *seine* Sprache nahm, in der Uebersetzung eben so auf die *deutsche* Sprache genommen wurde. Man wird es indeſs Hn. *V.* Dank wiſſen, dafs er die Rücksicht auf *beide* Sprachen beybehielt, weil sonst das Werk von seiner Eigenthümlichkeit und nächsten Beziehung sehr viel würde verloren haben. Zu jenem Zwecke ist nun von ihm eine beträchtliche Anzahl von Zusätzen in den Text selbst eingeschaltet worden, und zwar da, wo es nothwendig, oder wenigstens nützlich war. Sie sind durch Klammern abgesondert, meistens aber auch so eingerichtet, dafs sie den Gang des Originaltextes nicht unterbrechen. Einer der ausführlichsten dieſer Zusätze findet sich Abth. III. Kap. 6., wo auf eine ähnliche Art, wie *de S.* im vorhergehenden Kap. den Eingang einer Trauerrede *Boſſuet's* in Hinsicht auf die Wortfolge analysirt, *Engel's* bekannte Lobrede auf den König zum Theil zergliedert wird. Noch ausführlicher ist S. 155 ff. die nähere Entwickelung der Lehre über die Tempora, in einer lichtvollen Darstellung, wobey es dem Uebersf. auch darum zu thun war, seine in einiger Hinsicht abweichende Meinung über dieſen Gegenstand aufs genaueste mit Gründen zu belegen. Schon durch dieſen Zusatz allein würde die gegenwärtige Uebersetzung einen bedeutenden Werth erhalten: denn man wird die von Hn. *V.* versuchte Entwickelung dieſer an sich schon schwierigen, und durch manche bisherige Behandlung noch schwieriger gemachten Lehre, sehr einleuchtend und befriedigend finden. Ganz in dem Geiſte des Originals, enthielt er sich übrigens aller Bestreitung der von der seinigen abweichenden Meinungen. Hr. *V.* behält den von *de S.* gemachten Hauptunterschied der Zeitformen bey, nämlich in *absolute* und *relative;* nur erklärt und bestimmt er ihn genauer so: „Alles, was *vor* der Gegenwart liegt, der Zeit nach früher ist, ist *Vergangenheit;* Alles, was *hinter* der Gegenwart liegt, der Zeit nach später ist, ist *Zukunft.* Alle Ereigniſse der erstern Art, alle Punkte, welche auf der grofsen Zeitlinie von der Gegenwart aus nach erſterer Richtung liegen, sind *Praeterita;* alle Ereigniſse der zweyten Art, alle Punkte der von der Gegenwart aus nach der zweyten Richtung laufenden Linie, sind *Futura.* — Alle dieſe Punkte, d. i. Ereigniſse, sind Praeterita *abſoluta* und Futura absoluta, wenn jedes für sich, und blofs ihre Entfernung von der Gegenwart betrachtet wird; nicht ein gegenseitiges *Verhältniſs* mehrerer dieſer einzelnen Ereigniſse, welches sie, neben ihrer gemeinschaftlichen Lage in einerley Richtung, unter einander haben möchten." — — „Im Deutschen haben wir folgende sechs Formen für Zeitverhältniſse: *ich leſe, ich habe geleſen, ich werde leſen, ich las, ich hatte geleſen, ich werde geleſen haben.* Die erstern drey sind Tempora *absoluta*, die letztern drey sind vorausgehende Tempora *relativa.*" Von den eigentlichen Zeitverhältniſſen werden sehr richtig die vielfach möglichen Modificationen des Begriffs unterschieden, welchen das Verbum ausdrückt. — — Aufser den eingeschalteten Zusätzen sind auch noch einige wenige Anmerkungen unter dem Texte beygefügt, welche theils die Deutlichkeit einiger Stellen befördern, theils noch einige Beyspiele mehr aus den morgenländischen Sprachen, vornehmlich aus der hebräischen, hinzusetzen. Uebrigens bezieht sich Hr. *V.* in Ansehung seiner von *de Sacy's* Grundsätzen hier und da abgehenden Meinungen auf seinen Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, und seine kritische Uebersicht des Neueſten, was für Philoſophie der Sprache in Deutschland geschehen ist; er gesteht aber, dafs er in mancher Hinsicht jetzt selbst dem scharfsinnigen Vf. dieſer Sprachlehre beypflichte. Dafs die gewöhnlichen grammatischen Kunstwörter lateinisch beybehalten wurden, ist sehr zu billigen, und gewifs der allgemeinern Verständlichkeit sehr beförderlich. Wie leicht sie mit deutschen, aber minder bekannten und weniger in den Sprachgebrauch aufgenommenen, zu vertauschen gewesen wären, zeigt S. XI. des Vorberichts. In dem beygefügten Regiſter wird zugleich auf die eben genannten beiden Schriften des Ueberſ. verwieſen, und dadurch die Vergleichung seines Urtheils über die nämlichen Gegenstände sehr erleichtert.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Elberfeld, b. Büschler: *Poetiſche Verſuche*, von *Ferdinand Wolf*, Kan. Praem. und Prof. d. Philoſ. 1803. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Verſuche genug, witzig zu seyn, und besonders der epigrammatisch-erzählenden Manier *Pfeffel's* nahe zu kommen, wird man in dieſer Reimsammlung finden; aber das *Poetiſche* wird man in ihr vergebens suchen. Einige wenige nicht ganz unleidliche Stücke ausgenommen, sind die meisten schaal und misslungen; weder durch Erfindung noch Einklei-

kleidung von bedeutendem Werth. Von beiden Arten mögen hier ein paar Pröbchen ſtehen. Erträglich iſt noch:

Die Preisfrage.

Ein Weiſer Griechenlands verhieſs
Dem Sterblichen, der ihm bewies,
Daſs er zufrieden wäre,
Ein Landgut, wie ein Paradies.
Da kam ein Mann, beſchwert mit Ehre
Und Gold und reichſtem Edelſtein,
Und ſprach: dein Paradies iſt mein.
Wie? ſprach der Weiſe, gnügte dir
Dein Gut, ſo kämſt du nicht zu mir.

Aber unleidlich iſt folgendes, das mehrere ſeines Gleichen hat:

Die Küchenmagd und Johann.

Die Magd.

Ich bitte, ſag er mir,
Was iſt die Toilette
Wohl für ein Wunderthier?

Johann.

Ein Schmiertiſch, Jungfer Nette.

Ohne Druckort: *Poetiſche Verſuche.* Von *Wilhelm Calezki.* (1804.) 117 S. 8. (12 gr.)

Um dieſen Dichter ganz kennen zu lernen, braucht Rec. nur einige Strophen des erſten Gedichts, das er *Antwort der Muſen* genannt hat, hier abzuſchreiben:

Mit lautem Klopfen in dem Buſen,
Ganz im Gefühl der Bangigkeit,
Nah' ich wie mancher ſich den Muſen,
Mich ihnen mit Ergebenheit.

Und flehe, wenn noch nicht verliehen
Der „Hippogryf" von ihnen wär',
Um dieſen — denn ich wolle fliehen
Zum Helikon, hoch über's Meer!

Sie ſehen ſtumm ſich an, und neigen
Mit ſanftem Lächeln dann zu mir,
Und ſprechen: Du willſt auch beſteigen
Das ungezähmte wilde Thier?

Bleib, Schuſter, fein bey deinem Leiſten,
So ſagt ein altes Sprüchwort ſchon;
Drum rathen wir es dir am meiſten,
Denk' nimmer an die Lorbeerkron!

Warum folgte denn der Vf. dem Rathe der Muſen nicht? Wirklich, wem nicht zu rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Halle* u. *Erfurt*, b. Hennings: *De uſu Palaeographiae Hebraicae ad explicanda Biblia ſacra.* Diſſertatio inaug. theol. quam publ. examini offert M. *Jo. Joach. Bellermann.* 1804. 44 S. 4. m. 3 Kpfrt. (15 gr.) — Dieſe Schrift könnte wenigſtens die Idee einer hebräiſchen Paläographie erwecken: Verdienſt genug für eine Gelegenheitsſchrift; oder vielmehr alles, was ſich von ſo wenigen Blättern erwarten läſst. Der Vf. theilt ſeinen Aufſatz in *drey* Abſchnitte, wovon der *erſte* die Hauptmomente der Paläographie; der *zweyte* ihren Gebrauch für die Erklärung behandelt; der *dritte* zehen geſtochene Schriftproben, vorzüglich aus Erfurter Handſchriften, erläutert. Nachdem der Vf. die Definition und Eintheilung der Paläographie vorangeſchickt hat, geht er zur Geſchichte der Schreibekunſt über, deren Epochen er alſo ordnet — hieroglyphiſche, ſyllabiſche, alphabetiſche. Dieſe letztere iſt nach Herodot eine phöniciſche Erfindung, welche Cadmus nach Griechenland gebracht, und von der auch das jüdiſche Volk Gebrauch gemacht hat. Doch iſt Hr. *B.* nicht in die neuern Discuſſionen eingegangen, welche über das Alter der phöniciſchen Schrift durch die Wolfiſchen Prolegomenen zum Homer veranlaſst worden ſind. Dieſes Alphabet legten die Juden weg nach dem Babyloniſchen Exil, und erhielten dafür von Eſra aſſyriſche Schriftzüge. Hier hätten die palmyreniſchen Inſchriften nicht vergeſſen werden ſollen, welche zur Zeit die älteſten Denkmäler der Quadratſchrift, und alſo das erſte paläographiſche Datum in der zweyten Periode der hebräiſchen Schreibekunſt ſind. Ueberhaupt wäre hier noch Verſchiedenes zu beleuchten geweſen. Warum haben die Juden unter den Chaſſamoneern noch phöniciſche Schrift gebraucht, wenn die aſſyriſche ſchon zur Nationalſchrift erhoben war? Denn daſs viele ächte chaſſamoneiſche Münzen vorhanden ſind, darüber dürfte wohl ſchwerlich ſeit der Bekehrung des Hn. Pr. *Tychſen* irgend ein Zweifel ſeyn. Rec. hat derer ſelbſt mehrere geſehen, die gewiſs ächt ſind. Warum haben die ägyptiſchen Juden unter den griechiſchen Königen den Pentateuch noch in phöniciſcher oder ſamaritaniſcher Schrift gehabt? Aus einem ſolchen Buche nämlich iſt höchſt wahrſcheinlich die alexandriniſche Ueberſetzung gefloſſen. Dieſe Fragen ſollten, wo man damit beſchäftigt iſt, die zweyte Epoche der jüdiſchen Schrift feſtzuſetzen, nicht ganz abgewieſen werden. — Nachdem der Vf. weiter von den Vocalpunkten und Accenten; von den Abſchreibern und den Regeln, welche ſie zu beobachten hatten; vom Schreibmaterial und dem Aeuſsern der Bücher geredet hat, geht er zum *zweyten* Abſchnitte über: vom Gebrauche der Paläographie zur Bibelerklärung. — Dieſen beginnt er damit, daſs er die ähnlichen Schriftzüge und die daraus entſtehenden Verwechſelungen betrachtet, und durch viele Beyſpiele erläutert. Dann zeigt er, wie andere Worttheilungen möglich ſind, und wie durch ſolche dunkeln Stellen nachgeholfen werden kann; wie die *literae majusculae*, *minusculae*, *ſuſpenſae*, *Kri*, *Chtib*; einige; vermeynte grammatiſche Figuren und die ſogenannten *formae mixtae* aus der Paläographie ihre Beleuchtung erhalten: alles, wie es von einem Gelehrten zu erwarten iſt, der ſeinen Gegenſtand inne hat. — Aber was dieſen Aufſatz beſonders intereſſant macht, ſind die mitgetheilten Schriftproben aus einigen Manuſcripten, dergleichen viele vorangehen müſſen, bevor ſich eine hebräiſche Paläographie zu Stande bringen läſst, welche aus Vergleichung der Handſchriften einen groſsen Theil ihrer Reſultate erwirbt. Die erſten vier Proben ſind aus Erfurter Handſchriften, welche bey *Kennicott* und *Roſſi* mit den Numern 160., 601., 602., 603. bezeichnet ſind. Die fünfte iſt aus einem Pentateuch, welchen der Vf. ſelbſt beſitzt. Die ſechste aus einem Buche, welches *Raſchi's* Commentar über das ganze A. T., mit Ausnahme der Chronik, enthält; die ſiebente aus *Raſchi's* Commentar über den Pentateuch und Megilloth, welchem, da er die 24 erſten Hauptſtücke von Geneſis mangelte, die abgehenden Stücke aus Jarchi vorangeſchrieben wurden: dem nämlichen Buche ſind beygebunden Auszüge aus Raſchi über die Haftharen. Die achte, neunte und zehnte Probe ſind aus Fragmenten, die Hn. *B.* angehören.

Num. 28.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Februar 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Curt: *Jo. Aug. Noesselti Exercitationes ad Sacrarum Scripturarum interpretationem.* 1803. 320 S. 8.

Jedes Beyspiel, durch welches die mustermäfsige Schriftauslegungsmethode des Vfs. anschaulicher gemacht und unter dem nach Gründlichkeit strebenden Theil der theologischen Nachwelt verbreitet wird, mufs höchst willkommen seyn. Rec. hat, so oft er eine solche durchgeführte Untersuchung studirt, nur noch diesen Wunsch, dafs der Vf., welcher bey seinen unausgesetzten Beschäftigungen mit dem ganzen N. T. über viele einzelne Stellen und exegetisch-kritische Probleme seine eigene Ansichten und Auflösungen ohne Zweifel gefunden, ganze Bücher desselben aber, wahrscheinlich weil er das Eigene nicht mit dem Bekannteren vermischt geben wollte, nicht für das Publicum bearbeitet hat, für die Schriftforscher wenigstens in kürzeren Aufsätzen und Schollen jene gewifs denkwürdigen, ihm eigenthümlichen, Bemerkungen aus seinen Papieren auswählen, und dadurch eine gröfsere Anzahl wifsbegieriger Verehrer seiner Verdienste an dem Nutzen, welchen seine akademische Vorlesungen schon so lange Zeit her stiften, Antheil nehmen lassen möchte. Die Jugendkraft wagt, versucht, erfindet und erfindet; der Mann prüft, combinirt, erweist, ordnet. Sollte nicht der Veteran, ein *Nösselt*, ein *Griesbach*, ein *Schnurrer* u. a. sich selbst die Freude und die selbsterrungene Belohnung, andern aber den perennirenden Gewinn und Genufs zu schaffen bestimmt seyn, die wichtigsten Ansichten, welche ihm ein langgeübter Blick über verschiedene Theile seiner Fächer in verschiedenen Epochen seines Studiums in voller Klarheit gezeigt hat, nach den Hauptzügen mit fester Hand zum wenigsten zu skiziren und durch diese für den Wifsbegierigen schon zureichende Aufsenlinien und Fingerzeige andern, denen es ein wahrer Ernst mit der Sache ist, ein *Manifesta rotae vestigia cernes* zuzuwinken. Ein einzelner Lichtstrahl, ein unscheinbares Samenkorn, in das Gemüth eines jüngeren Forschers eingesenkt, (wie dies ehedem durch die *Epistolas doctorum virorum*, durch die *Otia*, *Parerga*, *Spicilegia* etc. oft in einem zufälligen Wurf glücklicher, als unter einem mühsamen Apparat, möglich war!) kann die erwünschtesten Entwickelungen hervorbringen, während im Gegentheil jetzt bald gewesene Schüler die eigenthümlichsten Partieen angehörter Vorlesungen als frühreife Früchte des Selbstdenkens, aber blofs in ungründlichen und unvollständigen Ausführungen, in Umlauf zu setzen wissen, bald unberufene Federn ihre unzuverlässigen Nachschreibereyen und halbverstandenen Excerpte als ächte Erbschaft von einem besserer Monumente würdigen Lehrer unter die Menge ausstreuen, auf jeden Fall aber so manche ächte Perle in den Papieren des unermüdeten Forschers auf die Seite geworfen wird, weil nicht geübte Augen, um sie herauszuwählen und mit wahrer Achtung und Delicatesse gegen den Erfinder geltend zu machen, in der Nähe sind.

I. *Obss. ad Orationem, quam vocant, dominicam*, Matth. 6. Luc. 11. (1801.) sind in der A. L. Z. schon angezeigt. II. Eine der wichtigsten und überweisendsten Erörterungen! *Disp. de Spiritu Sancto, primis Christianis ab Apostolis per impositionem manuum tradito.* Act. 18, 1—7. 8, 14 ff. 10, 44. u. s. w. Joh. der Täufer hatte seine Schüler das βαπτίζεσθαι (*imbui*) ἐν πνευμ. ἁγ. durch den Messias erwarten lassen, welcher, von der Gottheit selbst nicht kärglich (οὐκ ἐκ μέτρου) Joh. 3, 34. 35. begeistert, eben so andere zu begeistern fähig sey. Nach der ersten Stelle aus der Apostelgeschichte nun waren einige von Johannes getaufte so früh aus Judäa weg und dann nach Ephesus gekommen, dafs sie noch nicht hatten erfahren können: der, welchen der Täufer als gewifskommend (ὁ ἐρχόμενος) auch sie erwarten lehrte, sey als Κύριος, *Messias*, in Jesus dem Nazarener wirklich aufgetreten. Eben diese wufsten daher auch nicht, dafs das πνευμα ἁγ., dessen Fülle (einem Eingetauchtwerden gleich) der Täufer vom Messias erwarten liefs, jetzt schon bey Manchen in der Wirklichkeit sich zeige. (vgl. Joh. 7, 39. οὔπω ἦν πν. ἅγ.) Bis dahin kannten sie blofs die Johanneische Taufe, gerade wie Apollo Apg. 18, 25. auch ἐπιστάμενος μονον το βαπτισμα Ἰωαννου, zwar belehrt war von dem Wege des Herrn, d. h. von der des Messias würdigen Anleitung der Menschen zu ihrer ächten Beglückung (κατηχημενος τ. ὁδον τ. Κυου), noch aber nicht die Messiasidee auf den erschienenen Jesus bezog. Da nun Paulus jene Täuflinge des Joh. vom Erwarten auf das Daseyn des Messias in Jesu Person hingeführt hat, und sie durch die Taufe selbst darauf, dafs Jesu der Name *Herr* zukomme, einweiht: so werden sie, wie dieses psychologisch zu erwarten ist, für die Erfüllung der lange genährten Hoffnung enthusiasmirt. So bald darauf P., durch Auflegung der Hände, diese Gebärde der speciellen Auszeichnung ihrer Personen, sie für den Dienst des Messias Jesus nach erneuerter Taufe besonders auszeichnete; so überraschte sie die heilige Begeisterung (ἦλθε το πν. ἁγ. ἐπ' αὐτους), welche sie von dem

dem wirklichen Meſſias erwarteten. Bey ihnen, weil ſie auſser Paläſtina länger geweſen waren und alſo nicht bloſs paläſtinenſiſch-jüdiſch redeten, zeigt ſich dieſe Begeiſterung zunächſt dadurch, daſs ſie in verſchiedenen Sprachen davon zu reden und ihre Ueberzeugungen freymüthig herauszuſagen anfingen; oder, wie Hr. *N.* ſich ausdrückt: *furore divino incenſi .. proloquebantur aliisque nitebantur perſuadere. Hoc enim eſt iſtud vaticinari, προφητευειν, ut ſaepius in volumine ſacro; non: futura praedicere!* So deducirt der Vf., daſs το πν. ἁγ. die Incitation einer göttlich erregten Geiſteskraft war, welche als Urſache von den mannichfachen Effecten der Charismen unterſchieden werden müſſe. Denn bald folgte aus der heiligen Begeiſterung ein Reden in gewiſſen, entweder für den Hörenden oder den Redner, oder für beide, ausländiſchen Sprachen (Apg. 2, 4. πνευμα ἐδιδου ἀποφθεγγ.), bald die Ausübung anderer von Gottes Wohlwollen gegen die Menſchen (χαρις) zeugenden Anlagen *(dotes)* 1 Kor. 12, 4. 7., unter andern das λογος, welches der Context 1 Sam. 10, 6. 10. 18, 20 f. vgl. Luc. 1, 67. 41. als *carmina ſacra proloqui*, Num. 11, 25. vgl. Exod. 18, 26. als *judicia pronunciare* beſtimmt. Bey den Samaritanern, welche der judäiſche Chriſt leicht für zurückgeſetzt und werth der Zurückſetzung hätte halten können, bringen die Apoſtel abſichtlich Apg. 11, 22 f. gleiche Begeiſterung durch ihren perſönlichen Einfluſs und das Händeauflegen hervor, ohne daſs dort ein γλωσσαις λαλειν folgt, weil die ſamaritaniſche Sprache ſelbſt keine fremde war. Ueberhaupt iſt alſo πν. ἁγ. ein ἐνθουσιασμος, *furor ſacer* (Apg. 4, 29.), der häufig trieb zum λαλειν τα ῥηματα του θεου. Joh. 3, 34., und zwar μετα πασης παῤῥησιας. Luc. 21, 15. ſetzt *os et ſapientiam*, wo Matth. 10, 19 f. *ſpiritum Patris veſtri*. Stephanus iſt voll von *ſpiritus et ſapientia*. Selbſt das durch den Meſſias erſt zu bewirkende Gottverehren ἐν πνευματι κ. ἀληθεια erklärt Hr. *N.* hier: *mit Begeiſterung* u. ſ. w., im Gegenſatz gegen das Kalte, Engherzige des jüdiſchen Particularismus: denn die Samariter, im Verkehr mit andern Nationen menſchlicher geworden, erkannten den Meſſias als allgemeinen Retter, τον σωτηρα του κοσμου Joh. 4, 42. Dieſe Begeiſterung ſtieg, je höher der Meſſias gedacht wurde, Joh. 7, 38., und folglich ſchon da man den Auferſtandenen ſah. Daher Joh. 20, 22. die Aufforderung: *Accipite Spir. S.* [wo man vielleicht noch treffender: *Sumite (vobis) Spir. S.* überſetzen könnte!] „Werdet begeiſtert zum Lehren, Vorſtehen" u. ſ. w. Durch Händeauflegen weihten in der Folgezeit Gemeindevorſteher *(presbyteria)*, mit oder ohne Apoſtel, neue Lehrer und Miſſionare (Apg. 13, 1—3.). Da unter den Presbytern ſelbſt, nach eben dieſer Stelle, auch προφηται waren, ſo zeigt es ſich, was für ein χαρισμα 1 Tim. 4, 14. (nämlich begeiſterter Lehrer und Ordner und Miſſionar zu ſeyn, στρατευειν στρατειαν καλην 1 Tim. 1, 18.) Timotheus erhalten hatte, ſowohl δια προφητειας oder durch προαγουσας ἐπ' αὐτον προφητειας, als δι ἐπιθεσεως των χειρων des Paulus 2 Tim. 1, 6. Dieſer, nebſt einer gewiſſen Gemeindevorſteherſchaft, hatte ihn dazu mit dieſem Ritual eingeweiht. III. *De vera vi et ratione Decreti Hieroſol.* Act. 15., vorzüglich um zu zeigen, daſs die vier unterſagten Punkte in Verwandtſchaft mit dem Götzendienſt ſtanden, von welchem ſich die geweſenen Heiden, ſie mochten jüdiſche Proſelyten oder unmittelbar zum Chriſtenthum Uebergetretene ſeyn, um der Juden willen, denen (v. 20.) Moſe in allen Synagogen an den Sabbaten, auch ſeit ſie Chriſten waren, vorgeleſen wurde, auch durch Unterlaſſung von Dingen, über welche unter andern Umſtänden kein Verbot nöthig wäre, beſonders bey Mahlzeiten (Agapen) möglichſt ſo entfernt halten ſollten. *Omnem fugiendorum modum terminat Decretum his rebus, quas ut in arbitrariis proſelyti, plurimi certe eorum habere ſolebant, ſic Judaei non obſcuram judicabant continere ſignificationem idololatriae, aut animi ab eo non admodum alieni; ac ne has quidem omnes complectitur, ſed eas tantummodo, quae ſe per convivia proderent.* S. 96. 97. So klar dieſes dem Rec. wird bey den drey erſten Unterſagungen εἰδωλοθυτου, πνικτου, αἱματος (vgl. Levit. 17, 10 f.), ſo ſehr muſs er doch bey der πορνεια, ungeachtet allerdings auch ſie oft unter den Attributen des Götzendienſtes ſeyn konnte (Num. 25. 1 Cor. 10.), zweifeln, daſs ſie habe gehören können unter *ea, quae proſelyti plerumque in arbitrariis judicabant*, und daſs auch in dieſem Punkt (ſ. S. 110.) *decreti auctores non voluerunt quidquam proponere novis Chriſtianis, quod hi ſui cauſa deberent fugere, h. e. ſi ſoli ſecum eſſent . . . ſed quod aliis praeſentibus intermittendum eſſet.* Um ſo mehr, als Hr. *N.* unter πορνεια *omnem Veneris turpitudinem* verſteht (S. 103.), müſste wohl dieſer Punkt ein bleibend und allen Chriſten *ohnehin* verbotener geweſen ſeyn, welchen alſo das Decret entweder gar nicht erſt hier, oder mit groſser Unterſcheidung von den drey andern temporären, aus beſonderer Rückſicht auf die Synagogenvorleſungen des moſaiſchen Geſetzes beliebten Unterſagungen hätte verbieten ſollen. Rec. geſteht, daſs er, theils weil πορνεια etwas an ſich Verbotenes ſeyn muſs und folglich zu den drey übrigen Arten von Verboten nicht paſst, theils weil man wohl zur Schonung der Juden ein Verbot über die ihnen abſcheuliche Speiſen erwarten ſollte, das Wort πορνειας hier für eingeſchoben, oder verderbt zu halten geneigt iſt. Zum Schluſſe deutet der Vf. auf Verwandtſchaft dieſer Materie mit der *Geſchichte der Nikolaiten.* Möchte Er den Vorſatz, dieſe zu erläutern, bald erfüllen! IV. *Diſp. qua illuſtratur* το πνευμα ἁγιωσυνης Rom. 1, 4. Hr. *N.* überſetzt: *Natus eſt filius Dei, e genere Davidis, ſi eius humanitas ſpectetur, demonſtratus autem Dei filius vi divina* (ἐν δυναμει cf. 2 Cor. 13, 4.) *per reſurrectionem e mortuis, ſi quidem ratio habeatur Spiritus, qui eum ſanctificavit, h. e. vis illius, qua factus erat Sanctus ſeu filius Dei.* Luc. 4, 34. Joh. 10, 36. Luc. 4, 18. V. *Proluſ.* in Gal. 3, 20. Die Quinteſſenz iſt, daſs το σπερμα (ἐν) des Abraham zu Paulus Zeit waren οἱ ἐκ πιστεως v. 7. die ächtgläubigen Meſſianer oder Chriſten v. 16. 29., nicht alſo die Juden, auch nicht die Heiden, als ſolche, ſondern als das aus beiden

Theſ-

Theilen werdende Dritte und Neue (καινη κτισις 2 Cor. 5, 17.). *Dieſem σπερμα* nun, ſagt Paulus, gehöre die dem Abraham zugeſagte mannichfache Glückſeligkeit durch Religiöſität (v. 8.). Die moſ. Geſetzgebung aber ſey, um Vergehungen zu verhüten, in Wirkſamkeit, während und bis dieſe ächte, Eine, Abrahamitiſche Familie in der Welt hervortrete. Sie ſey promulgirt durch Engel Gottes (mit Auszeichnung) und durch eine Mittelsperſon (da ſich die alten Hebräer Jehovah zu hören verbeten hatten). Dieſe Mittelsperſon aber iſt nicht Mittelsperſon *des Einen*, nämlich des σπερμα *εν τω Αβρααμ*, des σπερμα, *ω επηγγελται*. Gott, der Eine, hingegen iſt *ſc.* Gott deſſelben. Vgl. Rom. 3, 29 f. *alicujus eſſe* ſey: ihm angehören, gelten, nützen u. ſ. w. Stünde nur vor ενος noch του „*dieſes* Einen," ſo würde Rec. ganz ſich befriedigt fühlen. VI. *De una Dei in coelis terrisque familia. Prol. ad illuſtr. locum* Epheſ. 3, 15. *et alios epiſtolarum Paulin. Simul illuſtratur Hymnus* Luc. 2, 14. Recenſirt in A. L. Z. 1801. Nr. 213. Auch gefiel es dem Vf., ſelbſt S. 178. auf jene Rec. freundlich prüfende Rückſicht zu nehmen, ſo weit ſie die Leſeart εν ανθρωποις ευδοκιας betraf. Die Wagſchale ſcheint noch zu ſchwanken. Nach ſeiner jetzigen Anſicht hält Rec. beide Leſearten für gleichbedeutend, weil er ευδοκια mit αγαπη, *Menſchenliebe*, für ſynonym hält. So möchte die dritte Zeile in Appoſition ſtehen zu ειρηνη, „Preis ſey Gott in Himmelshöhn, denn auf Erden iſt (durch Erſcheinung des Meſſias, des allvereinenden Königs) Friede, unter Menſchen ein Wohlgeſinntſeyn!" Oder, wenn man ευδοκιας vorzieht, mag das zweyte Versglied verlängert ſeyn: ειρηνη εν ανθρωποις ευδοκιας, „denn auf Erden iſt Friede unter wohldenkenden Menſchen." Für Lucas, als einen *Paulinischen* Chriſten, mochte dieſer Sinn, das ειρηνοποιειν (Col. 1, 20.), die allgemeine Friedensſtiftung durch den Meſſias i. betreffend, vorzüglich wichtig ſeyn und ihm die Aufbewahrung der Hirtenviſion werther machen. Das Uebrige der Abhandl. erklärt auch Hebr. 12, 22 f. Epheſ. 1, 9. 10. 21. vortrefflich. Das Schwierigſte: εν αυτω εκτισθη παντα, τα εν τοις ουρανοις κ. τα επι τ. γης, erklärt Hr. *N.* durch die Einheit des Himmels und der Erde für die Chriſten. In beiden Räumen denkt Paulus nur Eine Gottesfamilie. Auch, möchte Rec. hinzuſetzen, machte man von dem Meſſias abhängig eine ſolche Einrichtung (ein ſolches κτιζεσθαι Epheſ. 2, 15.) des Himmels und der Erde, daſs einſt für die Chriſten wieder, wie weiland im Paradieſe, die Himmelsbewohner von der Erde nicht länger geſchieden ſeyn würden. VII. *Animadvv. de Chirographo deleto et auctoritate a Deo per Chriſtum principibus detracta.* Col. 2, 14. 15. Das Chirographum iſt nicht die Sündenſchuld u. dgl., ſondern das εν δογμασι (Befehlen von relativer Nothwendigkeit, ſ. *Dan. e verſ. Alex.*) beſtehende moſaiſche Geſetz, το γεγραμμενον εντετυπωμενον εν λιθοις. 2 Cor. 3, 7. (Sollte es nicht beſonders deswegen ſo genannt ſeyn, weil die Juden darauf viel ſetzten, daſs die Grundgeſetze mit dem Finger Gottes geſchrieben Gottes eigene Handſchrift waren?) το καθ' ημων und ο ην υπεναντιον ημιν iſt *das uns Juden Betreffende* und *das uns Juden Widrige*. [ſ. die nämliche Argumentation bey Petrus Apg. 15, 10. ζυγον, ον ουτε οι πατερες ημων ουτε ημεις ισχυσαμεν βαστασαι.] Dieſes Wegſchaffen (*e medio tollere*) hieſs zugleich auch „Heben jenes *adverſus omnes alios hoſtile odium.*" Tacit. *Hiſtor.* 5, 5. Dadurch waren denn auch *entkleidet ihrer Würde* jene αρχοντες του κοσμου 1 Cor. 2, 16. vgl. Luc. 12, 11. Die auf dem Stuhle Moſe's galten durch jüdiſche στοιχεια του κοσμου. εν αυτω *durch ihn*, nämlich Chriſtus. VIII. *Animadvv. ad loc. Paul.* Col. 2, 16—23. Als Fortſetzung. ἁ ἐστι σκια τ. μελλοντων vergleicht der Vf. mit Hebr. 10, 1. Cicero's *expreſſum, non adumbratum, ſignum* (*pro Coelio* c. 5.) oder *ſolida et expreſſa effigies rerum* (*de Offic.* 3, 17.) iſt mit εικων τ. πραγματων daſelbſt ähnlich. το δε σωμα, ſc. εστιν, του Χριστου, *res ipſae, ipſum veluti corpus*, cf. v. 9. *cujus non niſi umbrae apparebant ſub lege Moſ. ſeu quidquid eſt donorum, quod impertire nobis vult Deus, reſidet in Meſſia.* Ζα θελων εν, *delectatus per*, vgl. 1 Macc. 4, 42. θελοντες εν νομω, Matth. 27, 43. coll. Pſ. 22, 9. ταπεινοφροσυνη ſ. auch Apg. 20, 19. wird mit ταπεινουν τ. ψυχην Levit. 16, 29. 31. *appetitui vim inferre (deprimendo)* und ταπεινουσθαι (υστερεισθαι) Phil. 4, 12. verglichen. ἐθελοθρησκεια *commenticia religio.* vgl. ἐθελοσοφια *elegantiarum cupidior.* IX. *Diſp. in loc.* 1 Theſſal. 5, 19—22. σβεννυειν erklärt ſich hier durch den Gegenſatz ἀναζωπυρειν 2 Timoth. 1, 6. πνευμα iſt *mens divinitus collustrata, de iis quae pertinent ad voluntatem Dei* 1 Cor. 14, 30. 32. [Im Grunde bleibt überall die Nr. II. erwieſene Bedeutung: Hauch, Trieb, Kraft der Begeiſterung mit der Richtung auf das Chriſtenthum und alle demſelben dienende Charismen.] Im Vorbeygehen wird βαπτιζειν εν πυρι Matth. 3, 13. vom Feuer der göttlichen Strafen gegen die zuvor gerügte Unverbeſſerlichkeit der Juden erklärt, vornehmlich nach dem rabbiniſchen Sprachgebrauch, welchen *Conr. Iken* in ſeinen *Diſſertationn. philolog. theol.* (Lugd. B. 1794.) p. 326. erwieſen hat. coll. *Griesbach. Commentar. critic.* Partic. I. p. 25—30. (vgl. Marc. 9, 49. πυρι αλιζεσθαι.) Bey der προφητεια erklärt ſich Hr. *N.* gegen die bloſs erdichtete Bedeutung, als ob dadurch die *Gabe, die Schrift auszulegen*, angedeutet würde. Allerdings war der προφητης in ganz anderm Sinne der *Ausleger* der Orakel, oder der μαντεια. Uebrigens war die Prophetie gerade bey den Theſſalonichern in Gefahr verachtet zu werden, weil man ihnen mündliche und ſchriftliche Behauptungen des Apoſtels (δια λογου ἡ δι' ἐπιστολης δι' ἡμων) über die Erſcheinung Jeſu allzu chronologiſch erklärt hatte. Der Vf. überſetzt: *dotem, perſpicue loquendi cavete, ne aliis poſtponendam putatis!* und hält dafür, προφηται ſeyen 1 Cor. 14. *omnes univerſe, qui docerent aut docere poſſint.* Dieſs ſcheint nun aber doch das Charakteriſtiſche der Propheten bey Aegyptiern, Juden u. ſ. w. nicht geweſen zu ſeyn, beſonders da ſie von den διδασκαλοις immer unterſchieden werden. Ein *proloqui* (Herausſagen) legt ihnen ſchon das Etymon des Worts bey, gleichſam *profari*. Die eigenthümliche Art deſſelben aber beſtand in der begeiſterten Freymüthigkeit und in der redneriſchen oder dichteriſchen, bildlichen Darſtellung;

der

der Gegenstand möchte dann Lehrideen, Sittenrügen oder die Gegenwart (gegenwärtige Volksverfassung, Sittenverderbniss), als die Zukunft erzeugend, betreffen. Auch Layen (Amos, der Hauptmann Cornelius Apostg. 10, 44. 45. vgl. 19, 6.) waren auf diese Weise Propheten. Bey diesem Zustand der Prophetie mischte sich leicht Unordnung ein. Es war daher ein διακρινειν των αλλων (nämlich der ruhig gebliebenen) nöthig. In eben diesem Sinne sollen sie sich zu Thessalonich „ferne halten απο παντος ειδους πονηρου, von allem, was nicht gut und wohlanständig (καλον) ist." *Schein*, wie *Luther* übersetzte, ist ειδος nie. X. Die bekannte gründliche Abhandlung *Animadvv. in sensum librorum sacrorum moralem*, wodurch *Kant* (dessen theologische Kenntnisse meist nur auf das ältere theologische System aus der Zeit der *Baumgarten* u. s. w. eingeschränkt waren) den Gebrauch der Schrift bey Ehren erhalten zu können und zu müssen meynte. Jene Gewaltthätigkeit, welche bey manchen Philosophen ganz an der Tagesordnung ist, historische, anthropologische, physische u. s. w. Thatsachen, wenn sie sich nicht sogleich ihren Speculationen fügen wollen, durch irgend eine aprioristische Wendung sich dennoch zu unterwerfen, hatte in diesem Falle selbst Vater *Kant* beschlichen. Seine Philosophie hätte es nicht nöthig gehabt, die aus einem andern Gebiet (moralischer Ideen) herbeygerufene Hülfe auf eine so herrische Weise denen, welche aus Urkunden der religiösen Menschengeschichte den Menschen belehren wollen, aufzunöthigen; hätte Er selbst nur den Grund, warum der Schriftgebrauch sich ihm nicht fügte, tiefer aufgesucht. Seine falsche Voraussetzung war, dass der Schriftgebrauch mit dem Glauben an Infallibilität aller Theile der Schrift nothwendig zusammenhange. Mit diesem Glauben verbunden wäre denn die Schrift nach dem Wortsinn mancher Ausspräche und Erfolge oft seiner moralischen Religionslehre entgegen gewesen. Dieser sollte sie aber, es kostete was es wolle, dienen; wenn gleich voraus zu sehen war, dass eine hineingetragene Deutung für das an sich Wahre nur eine Folie von sehr zweifelhaftem Werth seyn könnte. Allein die Vermischung zwey ganz verschiedener Gattungen von Erkenntnissen, der idealischen des Moralphilosophen und der allmählich durch mancherley Fesseln und Irrwege aus der Erfahrung sich bildenden der religiösen Lebensweisheit, wurde auch an *Kant* (wie bey seinem Philosophem über das radicale Böse und einigen ähnlichen) dadurch unausbleiblich gerächt, dass niemand lange in jene vermeyntliche Nothwendigkeit, den historischen Sinn dem aprioristischen Zwecke aufzuopfern, einging. Man drang vielmehr desto stärker auf Wegräumung der schon angezeigten falschen Prämisse, und hielt desto fester darauf, dass ohne dieselbe die Schrift (dieses allgemein bekannte Volksbuch voll Menschenkenntniss und anschaulicher Lebensweisheit) durchaus, nur aber nicht blos als Lehre und Ermahnung, sondern eben sowohl als Warnung durch das erzählte Böse, und durch Rüge der meist in ihr selbst von Zeit zu Zeit verbesserten Irrmeinungen ihrer Urheber, als niemals untrüglicher, immer aber perfectibler Menschen, für die moralische Religiosität einen wichtigen und unentbehrlichen Gebrauch habe und behalte, ohne dass ihr ein anderer, als der historisch natürliche Sinn aufgedrungen würde. Dies Eine warnende Beyspiel, was zeigt es deutlicher, als dass die aprioristischen, idealischen Einsichten, wenn sie wahr sind, auch mit dem, was dem Menschengeschlechte seine geschichtliche Entwicklung gab und noch giebt, in einer ungezwungenen Harmonie stehen. Wollten nur die oft allzu eilfertigen und daher allzu gebietrischen Sprecher der Philosophie (welche ohnehin mit der Philosophie selbst nie zu verwechseln sind) erst sich die Zeit und Mühe nehmen, um zuvörderst von beiden Sphären mit uneingenommenem Gemüth mehr als oberflächliche Kenntnisse zu erhalten und dann die Eine Gattung von Einsichten neben der andern, ohne Uebersprung vom Heterogenen ins Heterogene, gelten zu lassen, was sie ihrer Natur nach gelten muss. Die Einseitigkeit, einen Theil menschlicher Kräfte und ihrer Producte gegen den andern zum Nichts herabsetzen zu wollen, verräth immer einen Mangel gewisser Kenntnisse und einen der Eilfertigkeit entgegengesetzten Fehlschluss. Bey *Kant* freylich, dem so viel umfassenden und tiefen Denker, kam dergleichen etwas nur, wie im gegenwärtigen Fall, bey Nebenpartieen vor!

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Frankfurt a. d. Oder: La Clos*, französischen Artillerie-Generals und Verfassers des Romans: der gefährliche Umgang (*Liaisons dangereuses*). *Biographische Nachrichten.* A. d. Französ. 1804. 24 S. kl. 8. — Diese Nachrichten sind aus dem Moniteur vom 13. Dec. 1803., dieselben die im Int. Bl. 1804. Nr. 14. im Auszuge mitgetheilt wurden. Ein Anhang zeigt die Absicht dieser Verdeutschung; sie geht dahin, die in Frankfurt a. d. O. erschienene Uebersetzung des auf dem Titel genannten Romans (1798.) vorzugsweise vor der frühern, die 1783. in Leipzig herauskam, zu empfehlen. Dies ist aber auch alles, was sich über diese kleine Schrift sagen lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Februar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Teutſches Privatrecht*, von D. *Krüll*, Churpfalzb. Hofrathe und Prof. d. R. zu Landshut. 1805. XXXII u. 327 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir tragen kein Bedenken, dieſem Compendium das Lob der gröſsern Zweckmäſsigkeit vor manchen andern neuern beyzulegen. Zwar iſt Hn. *Runde's* entſchiednes Verdienſt um dieſes Lehrfach, das er ſich, wenn auch nicht durch Methode und Anordnung, doch durch Reichhaltigkeit und und Richtigkeit der Materialien, erworben hat, bisher immer noch nicht übertroffen worden; aber ſein Lehrbuch iſt durch die groſse Ausführlichkeit wirklich mehr zum Handbuch als zur Grundlage von Vorleſungen brauchbar; und ſo iſt denn ein kürzer gefaſstes, und doch mit Verſtand bearbeitetes, allerdings erwünſcht; nur darf man freylich dieſs relative Lob doch noch für kein unbedingtes nehmen.

Der denkende Kenner dieſes Fachs wird natürlich, gleich nach der gewählten *Methode*, worauf ſeit länger als einem Decennium die Aufmerkſamkeit wieder rege geworden iſt, fragen; indeſſen ſich vielleicht durch die Aeuſserungen darüber und das Verfahren darnach wenig befriedigt finden. — Nach Anführung der darüber erſchienenen Schriften bis auf *Ulrich's* Kritik (Marb. 1804.) herunter, hat der Vf. in der Vorrede bis S. VIII. ſich ganz der *Hufelandiſchen* Darſtellung gemäſs erklärt; dann aber heiſst es weiter: das allenfalls ſo gefundene „Aggregat wird zwar niemal gemein geltend prädicirt, aber in wiefern ſeine einzelnen Sätze mit allen oder doch den meiſten particularrechtlichen Normen zuſammenſtimmen," (alſo darauf ſoll es ankommen?) „für eine gemein brauchbare Sammlung überall geltender Erfahrungsregeln ausgeſprochen werden können." — Nach S. IX. ſollen die deutſchen gemeinen Geſetze von den Quellen des deutſchen Privatrechts nicht ausgeſchloſſen werden, weil z. B. Zunftweſen u. ſ. w. zum Theil durch Reichsgeſetze beſtimmt ſeyn (ja wohl in einzelnen Punkten, aber nicht in den Hauptgrundlagen der Lehren). Nach des Vfs. Meinung ſollen die *Pandekten des römiſchen Rechts* nichts als dieſs enthalten (gewiſs; aber behaupten denn die Hn. *Hufeland* und *Feuerbach*, daſs ſie Pandekten des *römiſchen* Rechts vortragen wollen? Oder ſoll ſchon der Name: *Pandekten* mit jedem andern Recht unverträglich ſeyn?). — In der Einleitung des Lehrbuchs ſelbſt ſind alle jene in der Vorrede geäuſserten Behauptungen zum Theil beybehalten, zum Theil noch unbeſtimmter und ſchwankender vorgetragen. Nach §. 1. iſt „deutſches Recht die möglichſt (!) ſyſtematiſche Darſtellung und Entwickelung der poſitiven Rechtsbeſtimmungen, welche in Rückſicht (?) auf Deutſchland nach allen darin vorkommenden Verhältniſſen (?) gültig ſind;" und nach §. 3.: „ſoll *gemeines* deutſches Privatrecht im engern oder eigentlichen Sinne die Natur der Privatgeſchäfte entwickeln, welche den fremden in Deutſchland aufgenommenen Rechten unbekannt auf *deutſchem* Boden entſtanden," (und dennoch iſt z. B. das Wechſelrecht mit vorgetragen, das gewiſs nicht auf deutſchem Boden entſtanden iſt?) „durch einheimiſche Geſetze und Gewohnheitsrechte ihre Beſtimmung erhielten und noch heut zu Tage durch ganz Deutſchland gelten." — Es wird noch einmal §. 4. ausdrücklich mit Runde behauptet, daſs es „wirklich ein *gemeines* deutſches Privatrecht im juriſtiſchen Sinne gebe;" und nachher ohne weiteres die Wiſſenſchaft, folglich als ſolches gemeines Recht, abgehandelt; obgleich der Widerſpruch mit S. VII. und VIII. der Vorrede klar iſt, wo beſtimmt geſagt worden: der *gröſste* Theil der deutſchprivatrechtlichen Sätze könne nicht als *gemeingeltend* angeſehen werden. Die übrigens §. 4. untergeſtellten Gründe ſind die Poſſiſchen. — Vielleicht wird man denn doch aber das am meiſten auffallend finden, daſs §. 6. „das *gemeine* deutſche Privatrecht in *gemeines* und *beſonderes*" getheilt werden. — Unter dieſem unbeſtimmten Lichte, in welchem der Vf. alles dieſs betrachtet, iſt es denn auch nur erklärbar, wie ihm der Widerſpruch entgehen konnte, wenn er §. 4., um ein gemeines deutſches Recht zu beweiſen, den allgemeinen Gewohnheiten allgemeine Gültigkeit beylegt, und §. 14. wieder mit Hn. *Hufeland* ſagt: „Den allgemeinen deutſchen Gewohnheitsrechten käme nur das Prädicat der Allgemeinheit im hiſtoriſchen, nicht aber im ſtreng juridiſchen Sinne zu." — Auſser dieſen Bemerkungen kommt über die Methode wenig genaueres vor: denn das §. 15. geſagte iſt ziemlich unzureichend, und „die auf die hiſtoriſche Unterſuchung des Urſprungs verſchiedener Rechtsinſtitute gegründete Entwickelung der Natur der Sache" kann doch offenbar nicht erſchöpfend ſeyn. Neben der Methode iſt bey einem Compendium zunächſt auf die *Ordnung* zu ſehen. Sie richtet ſich in den Hauptabtheilungen nach der beliebten Sonderung in *Perſonen-* und *Sachenrechte*; man findet hier manches Eigne im einzelnen, und dabey zuweilen ſinnreiche Beſtimmungen; aber ſehr häufig zeigt ſich der Zwang der den Materien angethan iſt. Um dieſs zu belegen, wollen wir nur einige

Hauptzüge der Anordnung angeben und mit ein paar Winken begleiten:

I. *Abth.* Personenrecht.
- I. *Unterabth.* Allgemeines Personenrecht (in Rücksicht auf allgemeine bürgerliche Verhältnisse).
  - I. *Abschn.* Rechtlicher Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden.
    - I. Staatsbürgerrecht.
    - II. Fremdlingsrecht (Retorsion, Nachsteuer).
  - II. *Abschn.* Rechtlicher Unterschied zwischen Freyen und Unfreyen.
  - III. *Abschn.* Rechtl. Unterschied der Bürger in Rücksicht auf Ehre und Ehrlosigkeit.
  - IV. *Abschn.* Rechtl. Unterschied der Bürger in Rücksicht auf Religion.
  - V. *Abschn.* Familienzustand.
    - I. *Tit.* Ehe.
    - II. *Tit.* Gewalt der Aeltern.
    - III. *Tit.* Vormundschaft. (Auf welche Art gehört denn nach unserm Recht die Vormundschaft zum Familienzustand? und zumal die mit abgehandelte Curatel des weiblichen Geschlechts?)
- II. *Unterabth.* Besonderes Personenrecht (in Rücksicht auf die besondern Standesverhältnisse der Bürger). (Handeln denn aber die in Abschn. I—IV. schon abgehandelten Lehren nicht auch von *besondern* Standesverhältnissen?)
  - I. *Abschn.* Adelstand.
    - I. Adel überhaupt.
    - II. Rechte des Adels.
      - a) Allgemeine Uebersicht.
      - b) Besondre Abhandlung.
        - A) Persönliche Rechte
          - aa) des Adels überhaupt,
          - bb) des alten Geschlechtsadels,
          - cc) des landsässigen Adels (Bestimmt denn die Landsässigkeit einen besondern Stand?) — etc.
        - B) Dingliche Rechte. (Hiebey heißt es sogar: „Da hier von dem *Adelstande* die Rede ist, die genannten Rechte aber in unmittelbarer Beziehung auf den Besitz eines Ritterguts stehen: so wird schicklicher davon in der Lehre vom Sachen gehandelt." — Nicht schicklicher bloß; sondern sie gehören durchaus nicht zum *Stande*.)
  - II. *Abschn.* Bürgerstand.
    - I. *Tit.* Stadtrecht. (Was in aller Welt hat denn das Recht der Stadtgemeinde, zu der ja auch Adelige gehören können, die Verfassung, der Stadtrath, das Stadtvermögen mit dem Stande zu thun?)
    - II. *Tit.* Stadtbürgerrecht. (Genau genommen gründen sich auch alle diese Verhältnisse nicht auf den Stand; doch dieß könnte noch eher hingehen als das Folgende.)
    - III. *Tit.* Bürgerliche Nahrung. (Hängt doch gewiß vom Orte vorzüglich ab, und der adelige Städteinwohner kann sie wie der Unadlige treiben. Sonst ist hier auch die wichtige Lehre vom Handelsrecht viel zu kurz, und dagegen die Lehre von den Handwerkern offenbar zu detaillirt abgehandelt.)
  - III. *Abschn.* Bauernstand. (Was vollends hier abgehandelt wird: *Bauerngemeinheiten, Bauerngüter, Rechte und Pflichten der Bauern*; hängt alles vom *Stande* gar nicht ab.)
- II. *Abth.* Sachenrechte.
  - I. *Unterabth.* Dingliche Sachenrechte.
    - I. *Abschn.* Eigenthum und die dasselbe theils beschränkende theils beschwerende Sachenrechte.
      - I. *Tit.* Eigenthum überhaupt.
      - II. *Tit.* Freyes Eigenthum.
      - III. *Tit.* Nicht freyes Eigenthum.
      - IV. *Tit.* Von den das Eigenthum beschränkenden und beschwerenden Sachenrechten. (Hier ist nur von Grundzins- und Erbzinsrecht, vom Zehentrecht, vom Frohnrecht u. s. w. die Rede; und doch war beym *Bauernstande* von Frohnen, Zinsen, Grundzinsen, Zehnten; und im Titel vom *nicht freyen Eigenthum* von Zinsgütern und Erbzinsgütern die Rede. Sollte eine solche Zerstükkelung für die Natürlichkeit der Anordnung beweisen? Wie kommen ferner Tontinen, Wittwenpensionen u. s. w. unter die Sachenrechte §. 191.? Und wie die Bemerkung: „Indessen wirkt die Eintragung *einer Veräusserung*, in das Hypothekenbuch für sich noch keine Gültigkeit der Handlung," zu der Lehre vom Pfandrecht §. 192.)
    - II. *Abschn.* Erbrecht. (Hier ist kein Wort von den gerichtlichen Testamenten, die doch wohl deutschen Ursprungs sind.)
    - III. *Abschn.* Dingliche Rechte, welche sich auf Sachen beziehen, die nicht bloß als Gegenstände des Privateigenthums angesehen werden können. (Die Anordnung ist also bloß negativ, und die vorgetragenen Lehren sind positiv, und von ganz andern Gesichtspunkten abhängig, nach denen sie auch hätten geordnet werden sollen: denn es ist hier vorgetragen: das Forst- und Jagdrecht, Bergrecht, Salzrecht, Privatrecht der Wege, des Post-, Fracht- und Fuhrwesens, das Wasserrecht mit dem Strand- und Grundrechte; aber ohne das Seerecht, — und endlich das Deich- und Sielrecht.)
  - II. *Unterabth.* Persönliche Sachenrechte.
    - I. *Abschn.* Eigenheiten des deutschen Rechts bey Verträgen, die ihre gesetzliche Bestimmung aus dem römischen Rechte erhalten. (Hier ist der *Ausspündung* (*pignoratio*) unter den Nebenverträgen gedacht; welcher Vertrag kommt dabey vor, und an welchen Hauptvertrag schließt sie sich an? Sie erfolgt ja bey einer Rechtsverletzung, oder Beschädigung, durch Selbsthülfe.)
    - III. *Abschn.* Verträge, welche dem deutschen Recht eigen sind.
      - I. Wechselvertrag (nur einer?).
      - II. Rentenvertrag (oben II. Abth. I. Unterabth. I. Abschn. IV. Tit war schon Rentenrecht.).
      - III. Ausdingsvertrag. (Am a. O. war schon Ausdings- oder Austragsrecht.)
      - IV. Verlagsvertrag.
      - V. Assecuranz.
      - VI. Bodmerey.
      - VII. Bergevertrag. (Und doch vorher, wie schon angezeigt, *Strand- und Grundrecht!*)
      - VIII. Lehenvertrag. (Lehngüter kamen schon a. a. O. III. Tit. vor, mit der Bemerkung: die Lehre davon sey freylich ein *entschiedner* Theil des deutschen Privatrechts, pflegte aber als eine eigne Disciplin behandelt zu werden. Ist das ein methodisch zureichender Grund?)
      - IX. Haus-, Familien- und Stammverträge.

Wir überlassen es nun unsern Lesern, zu entscheiden, ob sie diese Anordnung natürlich finden, und ob durch diesen neuen Versuch die Wahrscheinlichkeit, ein befriedigend zusammenhängendes System des deutschen Privatrechts nach der (ohnehin dem römischen Recht, neuern Untersuchungen zufolge, gar nicht einmal gemäßen) Abtheilung *in jus personarum*, *in rem* und *in personam* zu erhalten, etwas gewonnen habe? Ohnehin ist vom Aemterrecht, Kriegsrecht, Seerecht (ausser Assecuranz und Bodmerey) u. a. nichts gesagt, und manches nicht unbedeutende sehr kurz und gelegentlich, z. B. die gerichtliche Auflassung

sung und die Hypothekenbücher sind S. 290. in einer Note blos mit einer Rückweisung auf ein paar Schriftsteller abgefertigt. — Dass bey der Ausführung vieles aus dem gemeinen Rechte voraus gesetzt wird, ist sehr zu billigen; aber eben darum nicht zu begreifen, warum §. 252. das allgemeinste von den Verträgen enthält. Was endlich die *Materialien* betrifft: so müssen wir gleich anfangs etwas bemerken, was vielleicht zur Empfehlung dieses Buchs bey manchen Lesern, die Hn. *K's.* sonstige Schriften kennen, gereichen möchte. Er hat sich hier aller speculativen Entwickelung aus allgemeinen, zum Theil willkürlich gebildeten, Ideen enthalten, und blos rein positiv alles vorgetragen. Das meiste so vorgetragene ist richtig, oder doch unter gewissen Voraussetzungen zulässig. Gleichwohl fehlt es, um der blos streitigen Behauptungen, wie in der Lehre von der Nachsteuer etc., nicht zu gedenken, doch nicht an einzelnen ganz irrigen und nicht wohl zu vertheidigenden Behauptungen; z. B. §. 2. dass die *libri feudorum* nur den *neuern* Ausgaben des *Corporis juris romani* angehängt seyn, §. 8. dass beym mittlern deutschen Recht nur der Sachsenspiegel und Richtsteig, das sächsische Weichbild und Kaiserrecht, und der Schwabenspiegel als Quellen genannt sind; und dass im deutschen Privatrecht nur das neue Recht seinen Platz hier finden soll. (Nicht das neue, sondern das *heutige* gehört dahin. Viele Rechtsquellen aus der Periode des neuen gelten notorisch nicht mehr; und dagegen haben Gesetze des Mittelalters noch zuweilen unbezweifelten Einfluss.) — Wie kommen §. 22. *Schröter* und *Westphal* unter diejenigen Schriftsteller, die sich um die Vervollkommnung des *Systems* des deutschen Privatrechts unverkennbare Verdienste erworben haben? Wie kann der *Fischerischen* Literatur des deutschen Rechts §. 23. ein „entschiedner Werth" beygelegt werden? Verlangt, wie es §. 28. heisst, *das Reichsindigenat allein* Freyheit der Person und Bekenntniss zu einer aufgenommenen Religion? Ist denn kein Staatsbürgerrecht verträglich mit wirklicher Infamie (s. §. 29.)? Soll (§. 45.) es nicht heissen: „Der Bürger sey *Object* des Staatsschutzes statt *Subject?* Ist denn der Anfang der Gütergemeinschaft so ganz allgemein an die Beschreitung des Ehebettes gebunden (§. 72.)? Es giebt doch gewiss mehrere Particulargesetze, nach denen sie sowohl früher als später anfängt. — Ist es wohl genau, dass nach §. 84. die vollkommene Legitimation alle römische, nicht aber deutsche Familienrechte beylegen soll? — §. 85. 136. 191. u. a. sind Stellen aus Reichsgesetzen angeführt, die theils nicht existiren, theils das, wofür sie citirt sind, nicht beweisen. — §. 86. Die väterliche Beyhülfe begründet gar keine Absonderung der Kinder. — §. 108. Syndicen (nicht Sindicen) können nicht für synonym mit dem Stadtmagistrat genommen werden. §. 123. ist ein drittes mögliches Verhältniss der Vorstädter ganz übergangen. — §. 126. ist das beste neue Buch über das Handelsrecht von Hn. *v. Martens* nicht angeführt. Was bedeutet §. 127. die Abtheilung in *öffentlichen* und *privaten* Handel? — Was §. 136. von Gesellenzusammenkünften und Gesellenlade gesagt worden, ist offenbar den Reichsgesetzen nicht gemäss. — §. 155. ist, wie an mehrern Orten, von einer Vermuthung die Rede; aber dabey nicht, wie freylich die meisten Rechtsgelehrten diess versäumen, auf den wichtigen Unterschied zwischen der historischen und juristischen Vermuthung (der *praesumtione hominis* und *juris*) aufmerksam gemacht, der manche Streitigkeiten entscheiden und berichtigen würde. — Sind denn §. 158. die Bestimmung der Zinsarten unter Nr. 3. und 4. so verschieden, dass die erste nie *Bekenntgeld* genannt wird? und hat jeder Grund- und Bodenzins, zumal wenn er nach §. 159. das *eigentliche Zinsgut* begründen soll, nothwendig die Ueberlassung eines Grundeigenthums oder ein aufgelegtes Capital zum Grunde seiner Entstehung, und zum Kennzeichen seines Begriffs? — Ist denn kein Unterschied zwischen Erbzinsgütern und Emphyteusen (nicht Emphiteusen, wie der Vf. immer schreibt), s. §. 180.? und wenn keiner ist, warum wird diese *römische* Lehre im *deutschen* Rechte vorgetragen? — Wie kann §. 181. das Meyerding eine Gerichtsanhängigkeit seyn sollen? — Wie kann §. 183. Autonomie als eine besondre Rechtsquelle von Verträgen und letzten Willen unterschieden werden! — §. 185. sind Erbgüter und Stammgüter vermischt. — Hat denn der Grundherr immer ein Näherrecht beym Verkauf eines Bauerngutes (§. 187.)? §. 200. ist hievon sogar ein allgemeines Herkommen und Uebereinstimmung aller Landesgesetze behauptet? — §. 188. sind vorbehaltne und aufgelegte Zinsen unterschieden, und von den Zinsen überhaupt gehandelt; und doch §. 191. wieder das Rentenrecht abgehandelt, das doch nach der gegebenen Erklärung nur das Recht der aufgelegten Zinsen ist. — Wie dem Zinsherrn §. 188. als Regel, also auch bey schlechten Zinsgütern, das Absonderungsrecht im Concurse beygelegt werden könne, begreifen wir nicht, selbst das Hypothekenrecht als Regel liesse sich bezweifeln. — Auch die Ableitung der Befugniss der Zehntherrn fortzuzahlen aus allgemeinen Gründen u. a. aus dem Zehentrecht §. 189. dürfte wenig überzeugend seyn. — §. 194. gelten die Bannrechte nur immer gegen die Einwohner eines gewissen Districts? — §. 197. Ist es so ausgemacht, dass das Erblosungsrecht nur bey einem Familiengut statt finde? — Nach §. 204. soll das Gespilderecht nur bey wirklichen Zerschlagungen ganzer Landgüter oder Höfe statt haben. — §. 224. sind unter den Ursachen zur Aufhebung der Einkindschaft mehrere angeführt, die rechtlich diese Folge nicht haben können. — §. 258. sind *Meyern* und *Hufeland* beym Zinsfuss für das Gegentheil von dem angeführt, was sie wirklich gesagt haben. — Ueber die wichtige Frage von der Zurückzahlung eines Darlehns nach einer Geldveränderung (nicht blos bey verändertem Münzfuss) ist §. 258. ganz kurz etwas fast unverständliches, und so weit es verstanden werden kann, gewiss falsches vorgebracht. — Womit kann es bewiesen werden, dass es nach §. 283. „zur *wesentlichen* Form der Assecuranzverträge gehöre, dass der Versicherer gegen die sogleich

gleich zu zahlende Prämie die Polizza ausstelle?" — Auch sind Bodmerey und Grosavantour - Contract nicht einerley, und der *Bergevertrag* kann nicht über die *an Bord* gebrachten Waaren geschlossen werden, wie jenes §. 284., dieſs §. 285. gesagt wird. Vor allen andern enthalten die §. 262—279., die vom Wechselrecht handeln, mehrere Beweise, dass der Vf. mit dem Wechselgeschäfte wenig, wohl noch weniger bekannt ist, als selbst andre Rechtsgelehrten, obgleich man sogar von den meisten, welche darüber geschrieben haben, nicht viel genaue und vollständige Einsicht davon rühmen kann. Wenn z. B. *verspricht* denn der Wechselaussteller, eine Summe bezahlen zu lassen (§. 262.)? Warum soll denn gerade die Angabe der Summe *in Worten* zu den *wesentlichen* Bestandtheilen sowohl des trassirten als des eignen Wechsels gehören (§. 265.)? oder auch zu jenen die Zusage künftig Zahlung leisten zu wollen? selbst der Name dessen, welchem die Zahlung geleistet werden soll; und anders mehr? — Warum in aller Welt sollen (§. 266.) *Bürger* nicht wechselfähig seyn? wer ist es denn noch? — *Indossator*, das mehrmals vorkommt, ist wohl ein Druckfehler; die Formel des Indossaments (§. 267.) aber veraltet. — Der §. 271. ist merkwürdig: „*Ausser* der Valuta wird bey *trassirten* Wechseln noch ein besonderer *Wechselcours*, *oder Agio* erlegt, welches u. s. w. *Zu diesem Ende*" (also bloss des Wechselcourses *oder* Agio's wegen?) „bedient man sich auf grosen Handelsplätzen der öffentlich aufgestellten Mäkler etc." — Nach §. 272. wird im Avisbriefe angezeigt, „in wie vielen Briefen trassirt, ingleichen ob Sola-, Prima-, Secunda- oder Tertia-Wechsel ausgestellt worden sey." (wie ist denn das erste und zweyte verschieden?) — §. 273. „Die Präsentation der Wechsel besteht in der Vorzeigung derselben an dem bestimmten Orte, um sich die darin benannte Geldsumme ausbezahlen zu lassen." Also nur in dieser Absicht? Jeder Kenner sieht, dass nun der Gesichtspunkt der ganzen Lehre verfehlt ist. Unmöglich konnte auch sonst vom Präsentanten bloss, dass er „entweder die Eigenthümer des Wechsels selbst, oder sein Mandatar sey," und dass seine Hauptpflicht mit in der Abfoderung der Zahlung selbst bestehe, gesagt werden. Zu unsern Zeiten ist er sehr häufig beides angegebne nicht, und hat auch oft mit dem letzten Geschäft gar nichts zu thun. — §. 274. „Die *auf Sicht* gestellten Wechsel müssen längst binnen 24 Stunden bezahlt werden." (Dieſs gilt nur von den seltnern gleich auf Sicht gestellten. Von den viel häufigern einige Tage, Wochen, Monate nach Sicht zahlbaren kommt kein Wort vor.) — Was §. 276. von der Prolongation gesagt wird, ist bey trassirten und selbst bey eignen indossirten Wechseln im allgemeinen schlechthin falsch. Man höre nur: „*Eine* Prolongation über die Verfallzeit erfodert Einwilligung der beiden Theile, des Gläubigers und Schuldners. — Dadurch wird das Wechselrecht fortdauernd gemacht, und die Wechselverjährung aufgeschoben." — §. 276. Braucht der Notar beym Wechselprotest immer zwey Zeugen? Errichtet er die förmliche Urkunde in des Trassaten Hause oder da, wo dieser die Zahlung zu leisten hat? Wird bloss gegen den Trassaten protestirt? Wird bey nicht erfolgter Acceptation der Wechsel *immer* an dem Orte der Zahlung zurückbehalten? Wird bey verweigerter Zahlung Wechsel und Protest *immer* zurückgeschickt? — So viele Mängel wir aber auch bemerklich gemacht haben: so haben sie doch immer die oben gerühmte Zweckmäsigkeit dieser Schrift im allgemeinen nicht auf.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Prag*, in Comm. b. Barth: *Betrachtungen über einige Gegenstände der Elementargeometrie*, von *B. Bolzano*. 1804. 63 S. 8. 1 K. (8 gr.) — Der Vf. meint, man habe bisher die ersten Lehrsätze der Geometrie nur *per petitionem principii* erwiesen, indem man nur bey den Sätzen von gerader Linie, von Parallelen, von Dreyecken, Grundsätze von der Ebne vorausgesetzt habe, die erst aus der Lehre von Dreyecken bewiesen werden müssten, oder man habe doch eine nicht zu duldende *probationem per aliena et remota* dabey begangen; besonders findet er es sehr anstösig, den Begriff der Bewegung dazu zu gebrauchen, wie *Kästner*, *Kant* u. a. gethan hätten. Vorstellung der Bewegung sey nicht möglich ohne Vorstellung eines beweglichen Objects im Raume, das man vom Raume selbst unterscheide. Die Vorstellung eines Objects aber sey empirisch, oder wenigstens sey die Vorstellung eines vom Raume unterschiedenen Dinges in einer Wissenschaft die vom Raume selbst handele, fremdartig; die Lehre von der Bewegung setze die vom Raume schon voraus u. s. w.

Rec. ist weit entfernt, sowohl den Werth solcher Untersuchungen der ersten Gründe einer Wissenschaft überhaupt, als auch insbesondere den Fleiss und Scharfsinn der in den vorliegenden Untersuchungen sichtbar ist, zu verkennen: indessen kann er doch nicht den Aeusserungen des einsichtsvollen Vfs. derselben beypflichten. Zuvörderst kennt Rec. keine *Grundsätze von Ebenen*, die erst aus der Lehre von Dreyecken *bewiesen* werden müssten und doch schon bey diesen vorausgesetzt würden. Der Begriff eines Dreyecks schliesst unläugbar den Begriff von Ebene in sich; der von Parallelen setzt diesen ebenfalls voraus. Ferner scheint Rec. der Begriff der Bewegung gar nicht ein *alienum et remotum* in der Geometrie zu seyn. Es wird dazu kein *empirischer* Begriff eines *Objects* gebraucht. Wir construiren den Begriff einer Linie *a priori*, indem wir nur einen *Punkt* sich fortbewegend vorstellen: so viel Rec. sieht, ist hier von keiner Einmischung eines empirischen Begriffs eines Objects die Rede. Eine weitere Erörterung würde die Gränzen dieser Anzeige überschreiten. — Immer verdienen Männer, die von Zeit zu Zeit nachsehen, ob der Grund eines Gebäudes sicher sey, und ohne Anmasung und Herabsetzung der vorigen Baumeister darüber ihre Meinung sagen, Dank und Aufmunterung. Oft findet sich, dass das alte Mauerwerk noch recht fest ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Februar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Karl Ferdinand Becker's — Abhandlung von den Wirkungen der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper*, eine gekrönte Preisschrift, neu bearbeitet und herausgegeben von dem Verfasser. 1804. 227 S. 8. (20 gr.)

Hr. *B.* setzt in der Einleitung vorläufig als Gesichtspunkt der Untersuchung fest: „dass es mehr die innere, als die äussere Wärme ist, von welcher der mehr oder minder rege Gang des Lebens abhänge.". Dennoch müssen zuerst die Verhältnisse der thierischen Wärme-Entwicklung zu den Veränderungen der äussern Temperatur aufgesucht werden; dieses im *ersten* oder physiologischen Theile, in dem *zweyten* oder pathologischen werden die Wirkungen der äussern Wärme und Kälte betrachtet, und der *dritte* oder therapeutische begreift die medicinische und diätetische Anwendung der Wärme und Kälte. Das Leben selbst ist die Quelle der thierischen Wärme; sie wird entwickelt durch die chemische Zersetzung des Bluts in den Lungen, den Process in den Gefäßsenden, durch welchen das oxydirte Arterien-Blut mit Kohlen- und andern phlogistischen Stoffen geschwängert wird, durch die Assimilation, Nutrition und Secretionen. Die Temperatur des thierischen Körpers bleibt bey einem verschiedenen Grade der äussern die nämliche; sie wird durch dieselbe desto weniger verändert, je höher die Stufe der Organisation ist, auf welcher das Thier steht, je mehr sich das Individuum dem Normalgrade der Gesundheit nähert. Der Mensch lebt unter allen geographischen Breiten, niedrigere Organisationen sind an ein bestimmtes Clima gebunden. Die Wärme befördert die Hautausdünstung, die Secretion der Galle, der öligten Materie, welche die Haut und Haare überzieht, des Ohrenschmalzes, der Schmiere der Littre'schen Drüsen, des Eiters; sie vermindert die Absonderung des Harns, des Bronchial und Intestinalschleims und des Speichels. Durch die Kälte werden alle Secretionen, welche unter dem Einflusse einer höhern äussern Temperatur in reichlicherm Masse Statt finden, vermindert; dagegen die Ausonderungen des Harns, des Schleims und der Thränen verstärkt. Das Venenblut nimmt in einem wärmern Medium eine hellere Farbe an, das Verhältniss des Serums wird grösser; in einem kältern wird es dunkler und enthält weniger Serum. Der Wechsel der Stoffe in den Gefäßen ist in einem wärmern Medium geringer, in einem kalten beträchtlicher; in jenem Falle wird weniger, in diesem mehr Wärme frey gemacht. Die Stoffe der durch die Wärme vermehrten Secretionen sind phlogistisch, die der durch Kälte vermehrten sind oxydirt; jene nennt der Vf. *dephlogistisirende*, diese *desoxydirende*. Nach dieser Erörterung setzt der Vf. den Satz fest: die Blutmasse wird durch die Einwirkung der äussern Wärme oxydirt, durch die Einwirkung der Kälte desoxydirt. Der Instinct leitet den Menschen in einem wärmern Clima und zu einer wärmern Jahreszeit mehr sauerstoffhaltige Dinge zu geniessen, in einem kältern Medium sich mehr mit animalischer Kost und geistigen Getränken zu nähren. Die Wärmecapacität der Körper nimmt zu, wenn sie oxydirt werden. Die Oxydation der Säftenmasse, und damit ihre Wärmecapacität, nimmt zu und ab im geraden Verhältnisse der äussern Wärme; die sensible Wärme im Innern muss also zu und abnehmen im umgekehrten Verhältnisse mit der äussern Wärme. Aus diesem Gesetze läßt sich die Beharrlichkeit der Temperatur des lebenden Körpers bey dem verschiedenen Grade der äussern erklären. Mit vieler Belesenheit hat der Vf. die Thatsachen angeführt, welche zur Bestätigung dieses Gesetzes dienen. Der schnelle Wechsel der äussern Temperatur hat eine eben so schnelle Capacitätsänderung der Masse des thierischen Körpers zur Folge; diese wird durch eine thätige Reaction des Organismus bewirkt. Je nach der Verschiedenheit der Individuen kann eine solche Veränderung schneller oder langsamer vor sich gehen, und daher ertragen einige den plötzlichen Wechsel der Temperatur ohne Nachtheil, während andere dadurch erkranken. Der erste Impuls der Wärme und Kälte trifft das Nervensystem, durch welches eine Reaction der Secretionsorgane vermittelt ist, vermöge deren das Verhältniss des Oxygens in der Säftenmasse und mit diesem die Wärmecapacität derselben entweder vermehrt oder vermindert wird.

In dem *zweyten* Theile der Abhandlung werden folgende Gegenstände erörtert: die äussere Wärme bringt im ersten Augenblicke ihrer Einwirkung eine Veränderung der innern hervor, die nach den im ersten Theile angegebenen Bedingungen bestimmt wird, aber stets nur einige Grade beträgt. Eine mäßsige Erhöhung der äussern Temperatur muss daher eine Zunahme, ihre Minderung ein Ermatten der Lebensthätigkeit zur Folge haben. Durch die Wärme wird das Volumen der Säfte vermehrt, durch die Kälte vermindert; daher entstehen unter dem Einflusse einer höhern Temperatur Congestionen, Blutflüsse, Schlagflüsse. Das Zurücktreten der festen Theile in einen

engern Raum unter dem Einfluſſe der Kälte geſchieht nicht nach den Geſetzen des Organismus, ſondern nur in ſo fern, als dieſe durch den Mechanismus überwältigt werden. Man kann es daher nicht als eine erhöhte Energie der Lebensbewegungen anſehen. Wenn die äuſsere Wärme ſo hoch ſteigt, daſs dadurch die innere und mit ihr das Volumen der feſten Theile zunimmt: ſo muſs auch Schwäche der Lebensbewegungen eintreten. Dieſs iſt Folge der zu ſchwachen Reaction der Lebenskräfte, nicht der mechaniſchen Expanſionskraft der Wärme. In ſo fern man jede Einwirkung des Aeuſseren auf die Receptivität des Innern Reizung nennen kann: ſo muſs man annehmen, daſs Wärme und Kälte beide auf den Organismus reizend wirken. Einwirkungen von hohen Graden äuſserer Wärme und Kälte müſſen die Thätigkeit der ſecernirenden Organe ſo ſehr erhöhen, daſs dadurch Entzündungen und zwar ſtheniſche Entzündungen entſtehn; wenn die Einwirkung zu heftig iſt, oder zu lange anhält: ſo muſs in den Secretions-Organen ein Zuſtand von Schwäche eintreten. (Bey dieſer Gelegenheit wird *Röſchlaubs* Anſicht von den Secretionen beleuchtet, widerlegt, und der alte Satz: wo mehr Reiz iſt, dahin geht der Zufluſs der Säfte, behauptet.)

Nach den im *erſten* Theile angegebenen allgemeinen Geſichtspunkten werden nun die Erſcheinungen an den Secretions-Organen unter dem Einfluſſe der verſchiedenen äuſsern Temperatur näher erörtert. Bey der Betrachtung des Einfluſſes der Wärme und Kälte auf den lebenden Menſchen innerhalb der Gränzen der Geſundheit, ergeben ſich dem Vf. folgende Reſultate: durch Wärme wird die Senſibilität erhöht, durch Kälte vermindert; hingegen die Irritabilität durch Kälte geſtärkt, durch Wärme geſchwächt. In der gröſsten Kälte geht die Irritabilität endlich in unempfindliche Erſtarrung über, und bey der gröſsten Hitze erlöſcht die Senſibilität in einer gänzlichen Kraftloſigkeit der Bewegungen. Dieſe Sätze werden durch die Vergleichung der Eigenthümlichkeiten der Bewohner der verſchiedenen Zonen erläutert. Die Contractilität ſcheint ſich in Beziehung auf die Einwirkung der Wärme und Kälte zu verhalten wie die Irritabilität. Der Bildungstrieb wird durch die Wärme thätiger gemacht, durch die Kälte beſchränkt. In den heiſsen Zonen reifen die Menſchen ſchneller, ſie leben kürzer, als in den kältern. In den kältern Climaten äuſsert ſich der Bildungstrieb in Hervorbringung groſser Körper doch nur bis zu dem Grade, wo mit dem überwiegenden Herabſinken der Senſibilität die übrigen organiſchen Kräfte geſchwächt werden. Je mehr ſich der Bildungstrieb in Hervorbringung groſser Maſſen erſchöpft, deſto weniger kann er ſich durch eine groſse Anzahl Individuen äuſsern. In ſo fern die Wirkungen der Wärme und Kälte Störungen in dem Verhältniſſe der Lebenskräfte, und dadurch Krankheitsanlagen oder wirkliche Krankheiten hervorbringen, ſtellt der Vf. folgenden Satz auf: die Reizempfänglichkeit wird durch Wärme vermehrt, durch Kälte vermindert; hingegen das Wirkungsvermögen durch Wärme geſchwächt, durch Kälte geſtärkt; jedoch mit der Einſchränkung, daſs dieſes innerhalb gewiſſer Gränzen Statt hat. Dieſe Behauptung wird durch Aufzählung der Krankheitserſcheinungen, welche man in verſchiedenen Climaten und Lebensaltern beobachtet, unterſtützt. Auf daſſelbe Reſultat führen die Erfahrungen der Aerzte über den Einfluſs der Jahreszeiten auf die Conſtitution des Körpers. Wärme erzeugt Krankheiten, welche auf erhöhter Reizbarkeit beruhen (Fieber und Nervenkrankheiten); Kälte ſolche, denen vermehrtes Wirkungsvermögen zum Grunde liegt (inflammatoriſche Krankheiten). „Das Blut wirkt auf die feſten Theile um ſo weniger reizend, je mehr durch Oxydation ſeine Wärmecapacität vermehrt wird; hingegen wirkt es deſto reizender, je mehr ſeine Wärmecapacität durch Desoxydation vermindert wird.“ Durch dieſen Satz wird das vorhergehende erklärt, und zugleich das Verhältniſs des Sauerſtoffes zur Reizbarkeit beſtimmt. — Als Beyſpiele werden die Erſcheinungen und das Urſachliche des Scorbuts und des Faulfiebers zergliedert; bey jenem findet Mangel an Sauerſtoff, bey dieſem Ueberfluſs Statt; jener wird durch verminderte Reizbarkeit, dieſer durch erhöhte charakteriſirt; jener iſt ein Product der kältern Climate, und wird durch Wärme geheilt, dieſes herrſcht vorzüglich in heiſsern Climaten, und Kälte iſt das hauptſächlichſte Mittel dagegen. Eine Zuſammenſtellung der in verſchiedenen Graden der Breite vorkommenden Krankheiten (eine Art geographiſcher Pathologie) und der beſtändige Cyclus der Krankheiten nach dem Wechſel der Jahre zeiten ſollen die bisher vorgetragenen Sätze beſtätigen. Der Vf. ſchlieſst dieſe Darſtellung mit folgender Aeuſserung: „So finden wir zwiſchen der Erſtarrung der am Pole verſchwindenden Reizbarkeit und der Ohnmacht des unter dem Gleicher erlöſchenden Reactionsvermögens, zwiſchen den Extremen von Oxydation und Desoxydation, welche an beiden Endpunkten in den Chemism zurück zu ſinken drohen, — in der Mitte alle krankhaften Verhältniſſe der organiſchen Kräfte, deren Steigen und Sinken man mathematiſch nach den Graden der geographiſchen Breite würde nachweiſen können, wenn nicht die mehr oder weniger feuchte Luft, die Seen und Gebirgsketten der verſchiedenen Länder mancherley Abweichungen nothwendig machten.“ Ein Normalgrad der äuſsern Temperatur, der allen Menſchen angemeſſen wäre, läſst ſich thermometriſch nicht beſtimmen. Die Ausdrücke *warm*, *kalt*, *gemäſsigt*, *lauwarm* bezeichnen ſtets relative Begriffe, ſie erlangen erſt durch die Eigenthümlichkeiten des Mediums und des Individuums, die mit einander in Berührung kommen, eine nähere Beſtimmung. Das Sonnenlicht äuſsert auf den menſchlichen Körper Wirkungen, welche die Wärme allein nicht hervorbringt; es befördert vorzüglich einen Proceſs, durch den der Kohlenſtoff im Malpighiſchen Schleime präcipitirt wird. Es ſcheint überhaupt in den Körpern, auf welche es fällt, nach ihrer ſpecifiſchen Qualität mehr oder weniger Wärme frey zu werden, und dieſe hier frey gewordene Wärme als ein Reiz

auf

auf die Haut zu wirken, der sich bald über alle Theile der Haut verbreitet. — Diese Wirkung kann so heftig werden, dafs man sie mit den Wirkungen des Seidelbastes vergleichen kann. Die länger dauernde Einwirkung der Kälte mindert die innere Wärme, und hemmt den Gang aller thierischen Functionen. Bey einer kurzen Dauer wird zwar auch im ersten Augenblicke die innere Wärme und die Hautthätigkeit gemindert; aber der Organismus strebt sogleich den Verlust durch innere Reaction zu ersetzen, und die Wärme steigt höher als sie zuvor war; sie wirkt sofort als ein neuer Reiz, daher das Gefühl von vermehrter Kraft nach einem kalten Bade. Feuchte Luft bewirkt eine weit gröfsere Erkältung als trockene.

In dem therapeutischen Theile wird die Anwendung der Wärme und Kälte nach den bisher entwickelten Sätzen vorgetragen. Der erste Impuls der äufsern Wärme geht aufs Nervensystem; daher betrachtet man sie mit Recht als ein krampfstillendes Mittel (ob, wie der Vf. meynt, die brennenden Cylinder hieher gehören, bezweifelt Rec. sehr). Die Vermehrung der innern Wärme durch Erhöhung der äufsern leitet auf die Anwendung derselben bey schleichenden Fiebern, Schwäche des hohen Alters, Wassersucht, Cachexie. Wärme vermehrt die Expansion der Säfte, daher ihre Benutzung zur Wiederherstellung unterdrückter Hämorrhoiden. Die Wärme befördert die (von dem Vf. sogenannten) dephlogistisirenden Secretionen; daher ihre Wirksamkeit bey Ausschlagskrankheiten, der Rose, Gicht, Rheumatism, Scorbut, Luftseuche, unterdrückter monatlicher Reinigung: sie mindert die desoxydirenden Secretionen; daher ihr Nutzen beym Katarrh, Durchfall, der Ruhr, den Schleimhämorrhoiden u. s. w.: sie befördert die Thätigkeit des lymphatischen Systems; daher verordnet man bey Wassersüchtigen Schweifs- und warme Sandbäder, warme Bäder bey Skrofeln u. s. w.; sie erhöht die Reizbarkeit, und deswegen ist sie nützlich denen, deren Reizbarkeit durch hohes Alter, übermäfsige Muskelbewegung u. s. w. erschöpft ist. Hier erfordert sie eine längere Anwendung und genaue Beobachtung des Zustandes des Wirkungsvermögens. Die Wärme ist in sthenischen Krankheiten anwendbar, in so fern diese durch phlogistische Ausleerungen gehoben, und diese durch die Wärme befördert werden. Ihre Anwendbarkeit beschränkt sich bey sthenischen Fiebern auf eine mäfsig warme Temperatur der Luft bey einem geringen Grade der Sthenie, und bey heftigern Sthenieen auf den nach dem Aderlafs eintretenden Zeitpunkt der Crise. Der erste Impuls der Kälte wirkt als ein Reiz auf den Organismus. Will man sich ihrer in dieser Hinsicht bedienen: so mufs man sie plötzlich und nur kurz anwenden. Hierauf gründet sich ihr Nutzen bey der Amaurose, beym Meteorism, bey soporösen Zufällen; die Anwendung des kalten Tropfbades bey paralytischen, arthritischen und andern Beschwerden. Die Kälte vermindert die innere Wärme, und darauf beruht ihre Wirksamkeit bey fieberhaften Krankheiten, z. B. beym Typhus; sie vermindert die Expansion der Säfte, deswegen bedient man sich ihrer zur Hebung der Congestionen, topischer Entzündungen, Zertheilung der Hämorrhoiden, Stillung der Blutflüsse; sie mindert die Hautausdünstung, die Ephidrosis heilt man durch Kälte; sie vermehrt die wässrigten und schleimigten Secretionen, durch kaltes Trinken wird die Verstopfung des Leibes häufig gehoben, beym Ileus sind kalte Umschläge, kalte Klystiere u. s. w. sehr wirksam. In so fern die Kälte die Reizbarkeit vermindert, das Wirkungsvermögen erhöht, wird sie ein wichtiges therapeutisches Mittel; unter diese Rubrik bringt der Vf. ihre Anwendung bey Krämpfen, beym chronischen Erbrechen, bey Atonieen verschiedener Art, beym Nervenfieber, Faulfieber u. s. w., bey der Rhachitis, den Skrofeln, den Kopfverletzungen. In hypersthenischen Krankheiten ist die äufsere Kälte nicht anwendbar, weil es unmöglich ist, durch sie die innere Wärme zu vermindern, ohne dafs die secundäre Wirkung, Erhöhung des Wirkungsvermögens, eintrete. Die Anwendungsarten der äufsern Wärme und Kälte führt der Vf. alle namentlich auf. Ueber die diätetische Anwendung findet man gute aber bekannte Regeln, mit einem steten Rückblick auf die vorausgegangenen Resultate der Untersuchung. Den Beschlufs macht eine Kritik der Brownischen Meinung über diesen Gegenstand, nach den in der Schrift selbst vorgetragenen Grundsätzen.

Rec. sah sich sowohl durch die Wichtigkeit des Gegenstandes, als durch das eigenthümliche Interesse der Schrift veranlafst, einen ausführlichen Auszug zu liefern; er glaubt dadurch dem Vf. einen Beweis gegeben zu haben, wie sehr er den Werth seiner Arbeit zu schätzen weifs, und erlaubt sich um so eher einige Bemerkungen über einzelne Gegenstände, die ihm theils nicht gehörig dargestellt, theils nicht hinlänglich erschöpft zu seyn scheinen. Bey allen bisherigen Untersuchungen und Behauptungen über die Wirkungen der äufsern Wärme und Kälte hat man sich noch nie darüber vereinigt, was man warm und was man kalt nennen wolle; noch nie die Gränzen bestimmt, bey welchen das eine aufhören und das andere anfangen solle. Der Vf. sagt mit Recht, ein Normalgrad der äufsern Temperatur, der allen Menschen gleich gut bekäme, läfst sich nicht angeben; dennoch betrachtet er verschiedene Grade derselben als die Ursache bestimmter Merkmale an dem thierischen Körper. Es hätte nach Rec. Meinung einer genauern Zusammenstellung der Erscheinungen bedurft, und wenigstens der Versuch angestellt werden sollen, diese Verhältnisse in Zahlen auszudrücken. Der Versuche, die in der Absicht angestellt wurden, den Einfluss der äufsern Temperaturgrade auf den menschlichen Körper auszumitteln, sind wenige; der Vf. hat sich daher vorzüglich darauf beschränkt, die Erscheinungen, welche sich unter den Extremen der climatischen Temperatur ergeben, zum Grunde zu legen. Diese Grundlage kann nur unter der genauen Erörterung der concurrirenden Bedingungen gültig seyn, und auf eine solche Erörterung scheint dem Rec. zu wenig Rücksicht genommen zu seyn. Die verschiedenen Grade

der

der Temperatur werden als die alleinige Urſache mehrerer Erſcheinungen angenommen, an welchen ſie nur einen geringen Antheil haben mag. Die Hauptidee des Vfs., daſs unter dem Einfluſſe einer höhern Temperatur, durch Vermehrung der desoxydirten Secretionsſtoffe das Verhältniſs an Sauerſtoff im Körper vermehrt, und dadurch die Wärmecapacität erhöht werde; daſs bey einer niedrigern Temperatur das Gegentheil Statt finde, ſcheint Rec. glücklich aufgefaſst zu ſeyn; aber gegen Einwürfe geſchützt iſt ſie keinesweges, und der Leſer faſst um ſo eher Miſstrauen gegen ihre Richtigkeit, je deutlicher eine gewiſſe Aengſtlichkeit ſichtbar iſt, mit welcher der Vf. den Erſcheinungen hier und da Zwang anthut, um ſie unter dieſe Anſicht zu ordnen. Die Organiſationen in den heiſsen Climaten ſcheinen ſich nicht ſowohl durch einen reichlichern Gehalt an Sauerſtoff, als vielmehr durch einen ſchnellern Combuſtionsproceſs zu charakteriſiren, wovon die phlogiſtiſchen Excrete eine Folge ſind; bey den Producten der kältern Climate findet ein langſamerer Proceſs Statt, und als Folge deſſelben müſſen die oxydirten Excrete angeſehen werden. Der Vf. ſcheint die lebendigen Kräfte des Organismus bey dieſer Darſtellung zu wenig in Betracht gezogen zu haben. — Wenn der Vf. die durch den Einfluſs der Temperatur vermittelten Scretionen als Princip ſeines Entwurfs einer vergleichenden Pathologie der Climate und Jahreszeiten aufſtellt: ſo ſcheint er Rec. zu weit zu gehen. Das von ihm ſo genannte Faulfieber iſt beynahe unter allen Zonen einheimiſch; die Hypochondrie, deren Vaterland er ſehr weit nach Süden rückt, iſt eben ſowohl in den nördlichen Ländern zu Hauſe. Hier ſcheint es Rec. mehr auf die Erhebung über die Meeresfläche, den Druck der Atmoſphäre, Feuchtigkeit der Luft u. ſ. w. anzukommen; als auf den Grad der Temperatur allein. Das gelbe Fieber betrachtet der Vf. als eine von der Natur veranſtaltete gewaltſame Capacitätsveränderung; dieſe Behauptung ſcheint etwas gewagt zu ſeyn; aus der Erfahrung laſſen ſich weder erhebliche Gründe dafür noch dawider vorbringen. — In dem therapeutiſchen Theile wird der Mangel einer genauern Beſtimmung der Temperatur gerade noch fühlbarer; mit dem Ausdrucke: Wärme und Kälte wirken als Reiz, iſt nichts gewonnen, beide Begriffe haben eine zu groſse Breite, als daſs ſich etwas beſtimmtes dabey denken lieſse. Rec. muſs geſtehen, daſs ihm dieſer Theil am wenigſten Genüge geleiſtet hat, indem er in demſelben keine auf Erfahrung gegründete Kritik, ſondern eine bloſse Aufzählung empiriſcher Thatſachen unter den aus der Abhandlung ſich ergebenden Rubriken gefunden hat, bey welcher die Hebung der öfters auffallenden Widerſprüche nicht verſucht wurde.

Der Raum dieſer Blätter geſtattet dem Rec. nicht, mehr ins Einzelne zu gehen. Die bisherigen Bemerkungen haben keinesweges den Zweck, den Werth der Arbeit des Vfs. herabzuſetzen, der ſich als einen denkenden Kopf und wohl unterrichteten Mann legitimirt hat, und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Teutonien: Rom und Frankreich.* 1804. 61 S. gr. 8. (10 gr.) — Die beliebte Vergleichung des jetzigen Kampfs zwiſchen Frankreich und England, mit dem zwiſchen Rom und Carthago, iſt, wie der Vf. dieſer mit Geiſt und Kenntniſs, aber nicht ohne groſse Affectation und in einem auffallend abſprechenden Tone abgefaſsten Schrift, ſehr richtig bemerkt, gröſstentheils irrig. Denn die Gleichheit zwiſchen England und Carthago trifft bloſs zufällige, einzelne Umſtände, während das übrige Innre und Aeuſsere ſehr verſchieden iſt, und die Engländer nicht daran denken können, auf dem feſten Lande Eroberungen zu machen; wie denn auch der Satz: daſs, wer Herr des Meeres iſt, auch Herr des Landes ſey, bloſs unter der Vorausſetzung gilt, daſs die Stärke der Landmacht mit der Stärke der Seemacht in gehörigem Verhältniſſe ſtehe. Dagegen iſt die erſte Hälfte, nämlich die zwiſchen Frankreich und Rom, richtig. Das zeigt der Vf., nach vorausgeſchickten Betrachtungen über den republikaniſchen Eroberungsgeiſt überhaupt, durch die Vergleichung beider Staaten, ſowohl dem Innern als dem Aeuſsern nach. In beiden zielen alle Einrichtungen auf die Feſtigkeit ab: daher inſonderheit Krieg das einzige Studium. Eben ſo ſind beide nach ihren äuſsern Verhältniſſen den andern Nationen an Kriegskunſt und Politik überlegen. (Der Vf. meynt, die Römer an Politik noch mehr: aber wir dächten, die Schwäche der Feinde Frankreichs hätte auch das Uebergewicht der franzöſiſchen Politik hinlänglich bewährt.) Indeſs meynt der Vf., dieſe Vergleichung würde noch höchſtens zwanzig Jahre gültig ſeyn; dann würde eine ganz andere Welt, die Fabelwelt, beginnen, die mit der Vorwelt gar keine Vergleichung zulaſſen könne (weil, wenn wir ihn recht verſtehen, alsdann das ſeit Karl dem Groſsen in Europa vorbereitete echte rechtliche Verhältniſs der Staaten unter einander beginnen werde).

Sonſt hoffen auch wir einen Fortſchritt der Menſchheit zum Beſſern; aber wir ſind in dieſer Hoffnung ſehr beſcheiden, in Rückſicht auf Maſs und Zeit, und wir können nicht verhehlen, daſs wir, auf die von dem Vf. angedrohte Gefahr hin, verlacht und bedauert zu werden, gar ſehr daran zweifeln, daſs die Menſchheit nach dreyhundert Jahren nach Erreichung ihres Zwecks noch mehr über die politiſchen Streitigkeiten hinaus ſeyn werde, als jetzt in den aufgeklärten Ländern Europens über die religiöſen, ob es gleich auch mit den letztern noch nirgends aufs reine gekommen ſeyn mag.

Was der Vf. — das ſey noch zum Schluſſe bemerkt — über Bonaparte ſagt, ſcheint um die Zeit des Lüneviller Friedens geſchrieben zu ſeyn, und würde wahrſcheinlich jetzt anders gefaſst werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Februar 1806.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Göpferdt: *Wiſſen, Glaube und Ahndung*, von *Jacob Friedrich Fries*. 1805. XII u. 327 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den neueren myſtiſchen, geheimniſsvollen und tiefſcheinenden philoſophiſchen Schriften entgegen, in welchen die Vernunft den Degen an die intellectuelle Empfindung abgiebt, und die vergötterte Schnecke den Apoll und die Athene bald aus dem Olymp verſcheuchen wird (Vorr. S. V.), hat der Vf. in vorliegender Schrift die Reſultate ſeiner Speculation dem Publicum mitgetheilt. Es herrſcht darin Beſonnenheit der Sprache, Deutlichkeit der Gedanken, und ein modificirter Kriticismus, den wir ſchon aus andern Schriften des Vfs. kennen, und gegen welchen wohl in einzelnen Theilen manche Einwendung zu machen ſeyn möchte, der aber doch ſeiner Haupttendenz nach der philoſophiſchen Wahrheit höchſt nützlich iſt.

Man hätte ſich vieles Streits überheben können, ſagt der Vf., wenn man von der Unterſcheidung der Erſcheinung und des Seyns an ſich ausgegangen wäre, wie dieſe im Volke gewöhnlich iſt. Das ewige Seyn bey Gott iſt das Seyn an ſich, von dem wir nur die Erſcheinung ſehen. *Schelling* braucht dieſen Gegenſatz; aber er verwechſelt wieder Erſcheinung und bloſsen Schein, und macht die ganze Materie zum εἰδώλον einiger Alten. In aller Erkenntniſs werden Gegenſtände in Beziehung auf Exiſtenz erkannt. Von ihr unterſcheiden ſich bloſse Bilder und Phantaſie, bloſse Vorſtellungen. Diejenigen Erkenntniſſe ſind Anſchauungen, deren wir uns durch Wahrnehmung unmittelbar bewuſst ſind. Das Denken iſt ein mittelbares Bewuſstwerden deſſen, was wir in unſern Erkenntniſſen nicht unmittelbar wahrnehmen können. Urtheile ſind jederzeit mittelbare Erkenntniſſe, und ſetzen eine andre Erkenntniſs voraus. Urtheile ſind immer um einer andern unmittelbaren Erkenntniſs wahr, welche ihren zureichenden Grund enthält, aus der ſie abgeleitet werden. So lange dieſer Grund ſelbſt wieder in Urtheilen beſteht, ſo lange heiſst jene Ableitung *ſchlieſſen* oder *beweiſen*. Die Wahrheit aller Urtheile entſpringt eigentlich aus den Grundſätzen, aus denen die oberſten Beweiſe geführt werden. Dieſe Grundſätze müſſen aber am Ende aus einer unmittelbaren Erkenntniſs unſrer Vernunft entſpringen. Aller Unterſchied von Wahrheit und Irrthum in unſern Erkenntniſſen geht nur auf die mittelbare Gewiſsheit der Urtheile, und der Irrthum kann niemals die unmittelbare Erkenntniſs unſrer Vernunft antaſten. (Verſteht Rec. den Vf. nicht unrecht, ſo begreift er nicht dieſe Ausſage. Da die mittelbare Erkenntniſs im ableitenden Schlieſsen und Beweiſen beſteht: ſo iſt ein Irrthum in derſelben nur durch Fehler dieſes Schlieſsens und Beweiſens möglich, welche ſich logiſch erkennen laſſen, und alſo leicht zu heben ſind. Die unmittelbare Erkenntniſs, worauf alles ruht, macht aber die Schwierigkeit, und ihre Auffaſſung, Beſtimmung und ihr Verhältniſs zu den mittelbaren Erkenntniſſen veranlaſst am leichteſten den Irrthum. Hat jemand z. B. eine verkehrte Anſchauung, ſo wird durch dieſe Verkehrtheit die ganze auf ſie geſtützte Reihe von mittelbaren Urtheilen irrig ſeyn; iſt aber die Anſchauung richtig, dann auch die aus ihr hervorgehende Demonſtration.) Es giebt eine *empiriſche* Wahrheit, welche die Erkenntniſs vollſtändig ſo darſtellt, wie ſie in unſrer Vernunft unmittelbar vorhanden iſt, und es giebt eine *tranſcendentale* Wahrheit, wenn wir von einer Uebereinſtimmung der unmittelbaren Erkenntniſs mit ihrem Gegenſtande reden. Wahrheit iſt die Uebereinſtimmung einer Vorſtellung mit ihrem Gegenſtande. Wir ſind uns nun nicht unmittelbar bewuſst, daſs wir die Dinge ſo erkennen, wie ſie auch an ſich ſind: denn in unſrer Erkenntniſs, z. B. in der ſinnlichen Anſchauung, kommen die Gegenſtände nicht unmittelbar als die Gründe ihrer Gültigkeit vor, vielmehr beurtheilen wir in innerer Erfahrung das Fürwahrhalten nach ganz andern Geſetzen; ja wir können uns nicht einmal die Möglichkeit denken, wie ſich ein Beweis führen lieſse, daſs die Gegenſtände unſrer Erkenntniſs auch an ſich ſind. (Rec. findet durch dieſe Aeuſserung den ganzen bisher angegebnen Standpunkt des Vfs. verrückt. Die Anſchauung ſollte eine *unmittelbare* Erkenntniſs ſeyn, die Beweiſe ſollten ſtets nur eine *mittelbare* Erkenntniſs liefern; wie läſst ſich nun der Gedanke faſſen, die Wahrheit der *unmittelbaren* Erkenntniſs durch einen *mittelbaren* Beweis darzuthun? Dieſer muſs ſich auf jene in ſeiner Wahrheit ſtützen, nicht jene auf dieſen. Ferner: wenn die Wahrheit in der Uebereinſtimmung einer Vorſtellung mit ihrem Gegenſtande beſteht: ſo iſt entweder in der Anſchauung zugleich eine unmittelbare Gewiſsheit einer ſolchen Uebereinſtimmung gegeben, oder es iſt überhaupt keine Wahrheit in den Anſchauungen, weil ſie ja zur unmittelbaren Erkenntniſs gehören, und nicht wieder vermittelt werden können. Vollkommner Idealismus iſt unvermeidlich, wenn die urſprüngliche unmittelbare Erkenntniſs nicht Realität in ſich ſelber hat.) Unſre ſinnlichen Anſchauungen gegebner Objecte ſind urſprüng-

ſprünglich nur ſubjectiv gültig; unmittelbar durch ſie werden die Dinge alſo nicht als Dinge an ſich erkannt (S. 43.). (*Subjectiv* muſs jede Abſchauung, als ſolche, ſeyn; wenn ſie aber nicht zugleich *objectiv* iſt, ſo iſt auch in ihr keine Wahrheit. Es müſſen *Dinge* in ihr erkannt werden, wenn ſie eine wahre Anſchauung ſeyn ſoll. *Dinge an ſich* ſind dieſs freylich nicht, in ſo fern ſie *erkannt* werden: denn das *Ding an ſich* iſt ein Begriff, der Etwas von aller Erkenntniſs Unabhängiges bedeuten ſoll, in der That alſo durchaus *nichts* enthalten muſs, weil weder die unmittelbare noch die mittelbare Erkenntniſs von ihm etwas ausſagt. Die Anſchauung iſt ſubjectiv und objectiv zugleich, das *Ding an ſich* aber iſt weder Object noch Subject, ſondern eine von aller Anſchauung und ſo nach auch von aller Erkenntniſs entblöſste Abſtraction, mit welcher ſich philoſophiſch nichts anfangen läſst, und welche man doch nicht entbehren kann, ſobald man ſich in das Spiel mit derſelben eingelaſſen hat.) Daraus, daſs unſre Erfahrung nur Erſcheinungen und nicht Dinge an ſich erkennt, leitet der Vf. einen Glauben an das Ewige her, und in dieſem an die Realität des höchſten Gutes, als das erſte Vorausgeſetzte in jeder endlichen Vernunft. Dieſer Glaube entſpringt in dem Weſen der Vernunft, es iſt alles Wiſſen an das Endliche gebunden; der Glaube aber faſst das Ewige, und die Ahndung vereinigt und verbindet Ewiges und Endliches. (Mit dieſen Sätzen iſt auch Rec. einverſtanden. Nur begreift er nicht, wie ſie aus dem Begriffe des Dinges an ſich folgen. Das Ding an ſich iſt eine reine Negation, welche ſich der endlichen Erkenntniſs weder gleichſetzen, noch entgegenſetzen läſst. Aber wenn die Vernunft in der empiriſchen Anſchauung und der mit ihr gegebnen objectiven Erkenntniſs nirgends ein erſtes Abſolutes findet, ſondern immer nur ein zweytes Bedingtes, in ihrem Weſen aber das Streben nach dem Abſoluten gegründet iſt: ſo macht ſie nothwendig die Vorausſetzung dieſes Abſoluten, und glaubt daran, weil ihr die unmittelbare Anſchauung deſſelben fehlt. Nur vermöge einer ſolchen Vorausſetzung des höheren Abſoluten und der Entgegenſetzung deſſelben mit dem Endlichen, kommt die erkennende Vernunft auf den Begriff eines Dinges an ſich, da in der bloſsen Anſchauung zugleich die Erkenntniſs des Dinges ſelbſt gegeben iſt und die Vernunft ſich ſchon höher erhoben haben muſs, um nach etwas mehr, als dem Inhalt jener Anſchauung zu fragen.) Die Philoſophie des Vfs. (S. 60.) geht deswegen aus von der Beſchränkung unſers Wiſſens, welches ſich gemeinhin zu viel anmaſst; ſie weiſet den Glauben an das Ewige auf, und läſst ihn im Endlichen lebendig werden. Die Dogmen laſſen ſich alſo nach drey ideellen Grundſätzen ordnen, von denen das erſte das Princip der Beſchränkung des Wiſſens iſt, das andre das Princip des Glaubens, das dritte das Princip der Ahndung. Es giebt eine Philoſophie von allen dreyen, welche ihre Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit für die endliche Vernunft aufweiſt. Wir glauben zwar nur an das Ewige, aber wir *wiſſen* um unſern Glauben und wir wiſſen um unſre Ahndung. Wiſſen heiſst die Ueberzeugung einer vollſtändigen Erkenntniſs, deren Gegenſtände durch Anſchauung erkannt werden; Glaube hingegen iſt eine nothwendige Ueberzeugung aus bloſser Vernunft, welche uns nur in Ideen zum Bewuſstſeyn kommen kann; Ahndung aber iſt eine nothwendige Ueberzeugung aus bloſsem Gefühl.

Das *Wiſſen* bezieht ſich auf die Natur, auf das Daſeyn der Dinge unter einer nothwendigen Verknüpfung. Wir erkennen in der Natur das beharrliche Seyn der Materie, als des beweglichen Subſtrats von allem, was im Raume iſt; in ihr aber iſt alles durch Bewegung und bewegende Kraft, und mit dieſer durch gegenſeitigen Zug und Stoſs beſtimmt, ſo daſs am Ende durch ein bloſses Wechſelverhältniſs von Zug und Stoſs in den gegenſeitigen Bewegungen der materiellen Subſtanzen uns die ganze Welt der Materie begreiflich wird. Dagegen erkennen wir den Geiſt zunächſt nur durch unſer Inneres; in dieſem aber nehmen wir nichts wahr, als beſtändigen Wechſel von unſern Thätigkeiten im Denken, Fühlen, Wollen, Leiden und Thun. Die ganze Welt des Lebendigen und Geiſtigen iſt ein Correlat zur materiellen Welt. Mathematiſche Geſetze beſtimmen die Materie, wir kennen den Mechanismus, nach denen Maſſen ſich in Verhältniſſen gegen einander bewegen, ſelbſt die chemiſchen Erſcheinungen der Durchdringung, Miſchung und Entmiſchung werden nach und nach einer mathematiſchen Phyſik unterworfen. Das Verhältniſs der Materie zum Geiſte, und des Geiſtes zur Materie liegt auſserhalb der Gränzen des Erklärlichen, und wird nur in unauflöslichen Qualitäten ins Wiſſen aufgenommen. Wir dürfen nicht das Seyn der Vernunft in dem des Leibes für begründet halten, ſo wenig als umgekehrt das Seyn der Materie aus dem der Vernunft zu begreifen hoffen; ſondern beide Erkenntniſsarten ſind gleich urſprünglich, und bleiben in unſrer Vernunft unvermengt neben einander ſtehen. Der Materialismus reicht nur hin, um die Verhältniſſe von Materie zu Materie zu erklären; wie uns aber innerlich der Geiſt und die Materie im Verhältniſſe zum Geiſte erſcheint, wird dadurch nicht begriffen; vielmehr ſind dieſe beiden innern und äuſsern Erſcheinungsweiſen gleich urſprünglich. Die mathematiſche Erklärung können wir nicht auf eine einzige Qualität aus der Empfindung ausdehnen, wir erklären immer nur Bewegung durch Bewegung bis zur Bewegung im Organ unſers Leibes und ſeiner Nerven; das Qualitative bleibt aber immer abſolut davon getrennt, und entzieht ſich der Gewalt der Mathematik.

Dem *Glauben* mangelt die Evidenz der Anſchauung, er entſpringt in der Tiefe unſers Weſens. Die philoſophirende Vernunft muſs ihn in Schutz nehmen, in ihm das Palladium der Vernunft erobern und vertheidigen. Wiſſen wie Glauben entſtehen beide in der Vernunft. So wie ich nicht beweiſen kann, daſs ein Gott ſey, ſondern nur, daſs jede endliche Vernunft einen Gott glaube: ſo kann ich auch nicht beweiſen, daſs Materie ſey, ſondern nur daſs jede endliche Vernunft

nunft wiſſe, es ſey Materie. Der Vorzug, den das Wiſſen vor dem Glauben voraus hat, liegt in der Anſchauung. Alles Wiſſen beruht auf Begriffen, welche ihre Realität an der Anſchauung erproben, und alſo nur eine Anwendung der Reflexion auf die Anſchauung enthalten. Dagegen entſpringt das Bewuſtſeyn des Glaubens und der Ahndung rein aus der Reflexion, und hat keine Grundlage als die ſelbſtgemachte (Rec. würde lieber ſagen, unmittelbar mit ihrem Daſeyn gegebne) Idee der Vernunft. Jedes Intereſſe, welches uns über den techniſchen an die Erde gefeſſelten Kunſtfleiſs erhebt, es mag ſich in Wahrheit, Schönheit, oder in Tugend und Recht ankündigen, hat einzig aus der Idee ſeinen Urſprung. Keine Philoſophie hat einen Werth, wenn ſie nicht auf die Idee ausgeht, Logik und Metaphyſik ſind nur Vorbereitungen dazu. Die Idee aber gehört dem Glauben, und eben damit wird die Wichtigkeit der Glaubenslehre ſelbſt ausgeſprochen. Der Glaube ſtellt ſich dar in der Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes, der Freyheit des Willens und der Unſterblichkeit der Seele. Die Ideen der Freyheit und Ewigkeit entwerfen wir uns nicht willkürlich, und glauben hernach an die Realität des Phantoms, welches wir ſelbſt geſchaffen haben; ſondern die Vernunft glaubt rein aus ihrem Weſen an die höchſte Realität, und entwirft ſich nachher jene Ideen nur, um ihren Glauben ausſprechen zu können. (Vortrefflich. Wenn der Vf. in dieſem Sinne die Ideen *ſelbſtgemacht* nennt, iſt Rec. mit ihm einverſtanden.) Beweiſe giebt es nicht für die Realität dieſer Ideen. Wer irgend weiſs, was ein Beweis iſt, wird ſich von dem Beweiſen überhaupt ſo groſse Dinge nicht verſprechen. Der Glaube an das Ewige kommt urſprünglich und unmittelbar aus dem Weſen der Vernunft nothwendig zum Wiſſen um das Endliche hinzu. Die Kantiſche Darſtellung führt auf eine Verlegenheit bloſs deswegen, weil *Kant*, ſtatt unmittelbar den Glauben an das ewige Gut *aufzuweiſen*, ihn auf irgend eine Art *beweiſen* wollte. Daſſelbe gilt von der Unſterblichkeit. Mit dem erſten Bewuſstſeyn der Freyheit unſers Willens, ohne welches das Sittengeſetz gar keine Bedeutung hat, iſt zugleich ſchon *mein Daſeyn* auſser der Natur, alſo mein ewiges Daſeyn unabhängig von Raum und Zeit ausgeſprochen: denn eben dieſes denken wir ja in der Idee der Freyheit. Die Freyheit der Willkür (Rec. würde lieber ſchlechthin ſagen: die *Freyheit*) beſteht in der abſoluten Autonomie des Willens darin, daſs er jedes Geſetz, welches für ihn gelten ſoll, nur ſich ſelbſt giebt; daſs er in der Natur niemals zur Handlung beſtimmt werden kann durch irgend einen äuſsern Antrieb, ſondern nur durch ſich ſelbſt. (Mit dieſer Beſtimmung iſt auch Rec. einverſtanden; nur kann er die Autonomie des Willens nicht als eine *Willkür* beſtimmen, vermöge welcher es möglich wäre, dieſes *oder* jenes zu wollen, im Grunde aber *keine* urſprüngliche Beſtimmung des Willens Statt fände; ſondern Rec. iſt überzeugt, daſs eine ſolche urſprüngliche Beſtimmung zugleich mit dem Willen da iſt, daſs der Wille immer *Etwas* will, daſs die Freyheit des Willens eben in dem Wollen des *Guten* beſtehe, und daſs die Autonomie des Willens ſich in der Unabhängigkeit von allem Naturmechanismus bewähre, dieſes Gute zu wollen. Jedes Gebot iſt nur der Ausdruck eines ſolchen urſprünglichen Willens. Der Wille unterwirft ſich nicht dem Geſetz, wie es S. 169. heiſst, ſondern das Geſetz iſt Zeuge ſeines Daſeyns.)

Eine Erkenntniſs des Ewigen im Endlichen der Natur iſt nur durch reines Gefühl möglich, und die Erkenntniſs durch daſſelbe nennt der Vf. *Ahndung* des Ewigen im Endlichen. Wir ahnden in der Schönheit und Erhabenheit der Natur die Idee einer höhern Welt. Der Schwärmerey wird hiedurch ein Ende gemacht, welche eine wirkliche Erkenntniſs des Ewigen durch Anſchauung oder Begriff zu beſitzen vorgiebt. Für das reine Gefühl findet eine äſthetiſche Beurtheilung der Zweckmäſsigkeit ſtatt. An dieſe Beurtheilung allein kann ſich die Ahndung anſchlieſsen. Die gewöhnliche phyſiologiſche Beobachtung der Zweckmäſsigkeit in der innern Zuſammenſtimmung der Theile in einem ſich ſelbſt erhaltenden Naturproducte iſt nichts, als eine Umkehrung der Cauſalreihe für die Beobachtung, in welcher die Worte, Zweck, Abſicht und Mittel nur bildlich eingeführt ſind. Die Teleologie der Natur iſt eine Beurtheilung derſelben, als eines Ganzen, unter Geſetzen der Schönheit und Erhabenheit. Die Harmonie anſchaulicher Formen in ihrer Zuſammenſtimmung mit dem Vermögen der Begriffe überhaupt nennen wir Schönheit, und in ihrer Uebereinſtimmung mit den Ideen der Vernunft, Erhabenheit der Natur. Alle Ahndung findet in der Schönheit und Erhabenheit der Natur den einzigen Stoff, an dem ſie ſich gleichſam verkörpern kann. Die Schönheit in der Natur iſt entweder die gemeine Schönheit im lebendigen Spiel der Formen und Geſtalten um uns her, oder die hohe Schönheit des Ideals der Schönheit, in welcher uns die Vernunft und ihre Idee ſelbſt zur Erſcheinung wird. Dieſe hohe Schönheit betrifft die Schönheit der Seele, und iſt mit der Tugend ganz einerley. Tugend iſt nicht etwa eine Analogie des Schönen, ſondern die innere Schönheit ſelbſt. Das Gefühl in der Ahndung, welches durch die Beurtheilung des Schönen und Erhabenen geweckt wird, iſt zweyerley: *Andacht* oder *Begeiſterung*, Enthuſiasmus. Andacht unmittelbar durch die Ahndung der höhern Ordnung der Dinge in aller Betrachtung ſchöner Formen, oder des Erhabenen; Enthuſiasmus aber vorzüglich durch das Schöne der Seele, indem dieſs nicht nur zur Bewunderung, ſondern zugleich zur Nachahmung aufregt. Die Religion beſteht in einem Gefühl der Ahndung des Ewigen im Endlichen, ihr Weſen beſteht weder im Handeln, noch im Wiſſen, ſondern im Gefühl; und was ſie für Handeln und Wiſſen ſeyn ſoll, das wird ſie erſt durch das Gefühl. Kein Bewuſstſeyn der Tugendverpflichtung iſt ohne den Glauben und die Ahndung der Religion. Die Ueberzeugung durch Ahndung hat das Eigenthümliche, daſs dasjenige, was wir in ihr erkennen, uns doch immer ein *nothwendiges Geheimniſs* bleiben muſs.

muſs. Das Geheimniſs bey den Gegenſtänden der Ahndung iſt von der Art, daſs es für unſre Vernunft ihrem Weſen nach nie aufgeklärt werden kann. Die transſcendentale Staarſtecherey wird nur auf eine philoſophiſche Verblendung hinauslaufen.

Nach der Angabe des Hauptinhalts des vorliegenden Buchs, deſſen Geiſt und Vorzug unſre Leſer ohne Erinnern wahrgenommen haben werden, ſey es uns erlaubt, ein paar Bemerkungen hinzu zu fügen. Die erſte betrifft eine Aeuſserung des Vfs. in der Vorrede, wo er S. XI. von dem eſoteriſchen Unterricht ſeines philoſophiſchen Kriticismus redet, und angiebt, dieſer beſtehe in einer *anthropologiſchen Deduction* aller philoſophiſchen Grundſätze. Dieſs klingt nun dem Rec. ſehr empiriſch, und er begreift nicht, wie man ſich mit einem ſolchen Empirismus begnügen könne. Der Vf. unterſcheidet freylich eine *phyſiologiſch-mediciniſche* Anthropologie von einer *philoſophiſchen*. Im engſten Sinne verſteht er unter der letzten die Vergleichung der äuſsern Zuſtände des Körpers mit den innern des Gemüths. Wie aber wird er durch die Vergleichung der *Zuſtände* zu demjenigen gelangen, was *mehr* als Zuſtand iſt, was vor allen Zuſtänden vorausgeſetzt wird, überhaupt zu einem *Erſten* der Erkenntniſs, einem *Erſten* der Wiſſenſchaft, womit doch die Philoſophie anfangen ſoll. Gilt es eine Deduction: ſo kann man wohl von dem Erſten das Zweyte, aber nicht vom Zweyten das Erſte deduciren.

Die zweyte Bemerkung betrifft einige Aeuſserungen über *Jacobi*. Der Vf. ſagt S. 27. *Jacobi* habe gegen *Mendelſohn* behauptet, durch alle logiſchen Weitläufigkeiten könne nie eine unmittelbare Gewiſsheit erhalten werden, ſondern es fehle noch immer ein erſtes Vorausgeſetztes, als der eigentliche Quell von Gewiſsheit und Wahrheit; nur hätte *Jacobi* dieſen unmittelbaren Quell zu unbeſtimmt mit den Worten *Glaube* und *Offenbarung* benannt, und ihm ſey der Weg noch nicht bekannt geweſen, auf dem man ſich näher in Rückſicht dieſer unmittelbaren Erkenntniſs der Vernunft orientiren könne. Des Worts *Glauben* bedient ſich nun in demſelben Sinne unſer Vf. ſelbſt, und in wie ferne dieſer Glaube ein Quell unmittelbarer Wahrheit iſt, muſs auch in ihm etwas *offenbart* werden, welches wohl die Meinung *Jacobi's* iſt. Verſteht aber der Vf. unter dem näher orientirenden Wege, ſeine anthropologiſche Deduction: ſo wiſſen wir wirklich nicht, was dabey ſonderlich gewonnen werden kann. Indem der Vf. den Glauben im Weſen der Vernunft entſpringen läſst, lehrt er vollkommen wie *Jacobi;* indem er die Ahndung in die Philoſophie einführt, ſagt er daſſelbe, was *Jacobi* ſchon vor ihm geſagt hatte, und es iſt unbegreiflich, wie er S. 64. behaupten kann, dieſe Einführung der Ahndung in die Philoſophie ſey vor ihm noch keinem Philoſophen eingefallen. S. 71. giebt der Vf. an, wodurch ſich *Jacobi* von ihm unterſcheidet. *Jacobi*, ſagt er, „nannte die unmittelbare Erkenntniſs, welche allem Schlieſsen vorausgeht, *Glauben*, im Gegenſatz des Wiſſens durch Schlüſſe. Aber ein ſolcher Wortgebrauch iſt uns zu allgemein, indem wir nicht nur mit Glauben, ſondern auch mit Wiſſen und Ahndung Arten der Ueberzeugung benennen, denen unmittelbare Erkenntniſſe, und nicht bloſs erſchloſſene zukommen." Hiemit vergleiche man, was S. 74. ſteht: „Der richtige Unterſchied des Wiſſens und Glaubens geht alſo darauf hin, daſs das Wiſſen ſeine Gegenſtände aus der Anſchauung nimmt; der Glaube aber nicht, auf das Nicht-Sehen und doch Glauben." Etwas Anders hat unſers Wiſſens *Jacobi* niemals vorgetragen, es iſt der eigenſte Geiſt ſeiner Lehre, und, jene anthropologiſche Deduction abgerechnet, können wir den Unterſchied der Lehre unſers Vfs. von der Lehre *Jacobi's* nicht auffinden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ELBERFELD, b. Büſchler: *Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte*, von *Friedr. Ehrenberg*, ref. Prediger in Iſerlohe. 1804. 328 S. gr. 8. m. 1 Kpfr. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Publicum verdankt ſeit kurzem dem Vf. einige in einem guten Geiſt und einer edeln Sprache verfaſste Popular-Schriften über Lebensphiloſophie (das Schickſal; Euphranor, oder über die Liebe, und mehrere), welche den Rec. ſchon im Voraus mit einem günſtigen Vorurtheil für dieſe *Reden* einnahmen, die ſich über edle Weiblichkeit, weibliche Bildung, weibliche Würde, weibliche Häuslichkeit, weiblichen Lebensſinn, weibliche Fülle, reines Herz des Weibes, weibliche Schwäche und weibliche Seelenſtärke in einem Vortrag voll Licht und Wärme ausbreiten, und das Gemüth aller gebildeten oder für Bildung empfänglichen Leſerinnen, wenn es nicht verwahrloſt iſt, ergreifen müſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Baier: *Ueber die Beweislaſt.* Ein Verſuch von *B. J. C. Petri*, d. R. B. 1804. 52 S. 8. — Der Vf. hat mit dieſem Verſuch eine Probeſchrift geliefert, wozu ihn der Genuſs eines Stipendii verpflichtete. Von dergleichen Aufſätzen iſt kein Gewinn für die Wiſſenſchaft zu verlangen. Die Kritik muſs mit ihnen zufrieden ſeyn, wenn ſie ſo viel beurkunden, daſs der Vf. den Unterricht ſeiner Lehrer gehörig benutzt habe, daſs er im Stande ſey, einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand einigermaſsen gründlich zu beurtheilen, und ſeine Gedanken darüber richtig zu ordnen. Dieſen Forderungen genügt die vorliegende kleine Schrift, deren Reſultate übrigens dahin gehn, daſs der Kläger den Grund ſeiner Klage und ſeiner Replik, der Beklagte hingegen den Grund ſeiner Einreden und der Duplik beweiſen müſſe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Februar 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Verſuch einer Entwickelung der nachtheiligen Folgen einer gar zu großen Menge des Staatspapiergeldes für einen Staat*, von *A. van Coverden*. 1805. 176 S. 8. (18 gr.)

Die nachtheiligen Folgen, welche eine übertriebene Menge Staatspapiergeld in einem jeden Staate ſowohl für die einzelnen Unterthanen als für die ganze Geſellſchaft ſelbſt hervorbringen muſs, findet man in dieſer Schrift ziemlich richtig zuſammengeſtellt. Sie zerfällt in *zwey* Abtheilungen, wovon die *erſte* die Begriffe von Geld, Waare, Metall- und Papiergeld entwickelt, die *andere* die Folgen einer zu groſsen Maſſe Staatspapiergeldes darſtellt. Die Grundſätze, wonach der Vf. die Begriffe entwickelt, ſind die von *A. Smith* und *Büſch*, deren Namen billig hätten genannt werden ſollen. Nach der Vorrede hätte man erwartet, daſs der Vf. ſein Thema mehr durch geſchichtliche Belege ausführen würde, da er ſagt, daſs er insbeſondere zur Abfaſſung ſeiner Schrift dadurch bewogen worden, daſs er „Gelegenheit gehabt habe, die Folgen des übermäſsigen Staatspapiergeldes in einem Staate, der ſchon ſehr tief geſunken iſt, zu beobachten." Allein man trifft wenig hiſtoriſche Erläuterungen an, die über allgemeine Zeitungsnotizen hinausgingen; man lieſt nichts als allgemeine Sätze, die Niemanden unbekannt ſeyn können, der mit *Smith's*, *Büſch's*, *Thornton's* und anderer Schriften vertraut iſt. Selbſt die wenigen hiſtoriſchen Angaben, die dem, der Belege zu ſeiner Theorie ſucht, willkommen ſeyn könnten, ſind nicht zuverläſſig. Denn der Vf. hat nichts von ſeinen Verhältniſſen bekannt gemacht, woraus man wiſſen könnte, welchen Staat er ſelbſt beobachtet habe, wie lange, und unter welchen Umſtänden dieſes geſchehen ſey. Wahrſcheinlich iſt es Oeſterreich, das er aus eigner Anſicht kennt. Was er S. 76. 78. von Sachſen anführt, iſt ganz falſch. Es heiſst daſelbſt: „Die Caſſenſcheine wurden in Umlauf geſetzt zur Zeit, wie der Staat mit Schulden beladen und der Credit des Staats ſehr ſchwach war. Sie riſſen ſich deshalb auch gleich von dem baaren Gelde los, und ihr Preis fiel 60 p. C. unter Pari mit dem baaren Gelde. Durch Abbezahlung der Schulden hob ſich aber der Staatscredit allmählig wieder, und mit ſteigendem Credite des Staats ſtieg auch der Preis der Caſſenſcheine allmählig dem baaren Gelde näher, und jetzt, wo der Credit des Staats ganz wieder hergeſtellt iſt, circuliren ſie mit dem baaren Gelde ganz pari, ungeachtet keine Caſſe da iſt, bey welcher ſie können gegen baares Geld umgeſetzt werden." Man ſieht, daſs der Vf. von den ſächſiſchen Staatspapieren und Papiergelde gar keine Kenntniſs hat. Er verwechſelt die Steuer-Caſſenſcheine, welche Staats-Obligationen ſind, und nie als Papiergeld angeſehen werden können, mit den Caſſenbillets. Nur letztere machen das ſächſiſche Papiergeld aus, ſind erſt 1772. eingeführt, und haben nie über 2 p. C. verloren. Auch exiſtirt für dieſe wirklich eine Hauptauswechſelungs-Caſſe in Dresden, welche alle Caſſenbillets, jedoch mit $3\frac{1}{3}$ p. C. Verluſt, gegen baares Geld verwechſeln muſs, und auch in den Provinzialſtädten ſollen nach dem Edicte vom 2ten May 1772. dergleichen Caſſen errichtet werden, ſo bald es nöthig iſt, welches jedoch bisher nicht für nöthig befunden worden, da die Caſſenbillets allenthalben in Sachſen mit $\frac{1}{2}$ oder 1 p. C. Verluſt gegen Metallgeld umgeſetzt werden können. Die Steuerſcheine aber, welche in dem ſiebenjährigen Kriege viel mehr als 60 p. C. verloren, ſtehen jetzt nicht nur al pari, ſondern tragen oft 3 — 5 p. C. Agio. Wenn alſo die hiſtoriſchen Angaben, die der Vf. in Anſehung anderer Staaten macht, nicht richtiger ſind, als die über Sachſen: ſo ſteht es ſchlimm um die Schlüſſe, die daraus gezogen werden.

Aber auch unter den theoretiſchen Sätzen kommen viele vor, worüber der Vf. ſich aus den Autoren, die er vor ſich gehabt hat, hätte eines Beſſern belehren können, wenn er ſie mit Aufmerkſamkeit ſtudirt und die Wahrheiten in vollem Zuſammenhange aufgefaſst hätte. So wird der durch *Montesquieu* und *Hume* in Umlauf gekommene und von mehreren ſchon gründlich widerlegte Satz: „daſs nämlich der Preis der Metalle von dem Verhältniſſe abhänge, in welchem der Werth der ganzen Maſſe der edeln Metalle zu dem Werthe der ganzen Maſſe aller andern Waaren ſteht, die gegen edle Metalle angeboten werden," hier noch als ein Axiom aufgeſtellt. Der Vf. meynt S. 46., wenn das im Umlauf vorhandene Geld an Werthe 1000 Mill. Pfd. Silber beträge, und die zum Verkauf ausgebotenen Waaren gleichfalls dieſen Werth hätten, dann würde das gehörige Gleichgewicht im Geld- und Waarenpreiſe vorhanden ſeyn. Nähme aber der Werth der Metalle, die das Geld ausmachen, ab oder zu: ſo würde der Preis der Waaren, wenn die Quantität derſelben bliebe, fallen oder ſteigen müſſen. Eine ganz falſche Vorſtellung. Es iſt 1) falſch, daſs ein ſo groſser Werth in edeln Metallen in einem Lande vorhanden ſeyn müſſe, als der Werth der dadurch in Umlauf zu ſetzenden Waaren beträgt, wie der Vf. durchgängig annimmt. Das Geld iſt ein Hebel, der in tauſend Händen dieſelbigen Dienſte leiſten kann,

und daher kann mit 1 Million Thaler der wahre Werth von 100 und mehr Millionen Thaler Waare bezahlt werden, und ein Land wird seine Zahlungen mit desto weniger baarem Gelde verrichten können, je mehr es Geschicklichkeit in Kaufmannsgeschäften, je mehr es Credit hat, und je bequemer seine Zahlungsorte liegen. Es ist daher auch 2) falsch, dass mit der Abnahme oder Zunahme der Geldmasse die Waarenpreise fallen oder steigen müssten. Denn die Schnelligkeit der Circulation kann eben sowohl die Masse ersetzen, als die Langsamkeit derselben die Vermehrung des Geldquantums nothwendig machen kann, ohne dass dieses den geringsten Einfluss auf den Waarenpreis hat. Ein falscher Grundsatz führt zu falschen Folgen. So geht es auch Hn. *van C.* „Vor der Entdeckung von America," sagt er S. 50., „stand in Europa der Metallpreis der edeln Metalle sehr hoch über ihren Werth." Wenn er noch gesagt hätte: der Preis der Metalle war vor der Entdeckung von America höher: so liefse sich etwas dabey denken; aber da er selbst den Werth in die Quantität der auf ein Ding verwandten productiven Kräfte setzt: so ist dieser Satz nicht einmal mit den eignen Grundsätzen des Vfs. zu reimen. Denn sicher kaufte vor der Entdeckung von America Niemand ein gröfseres Product productiver Kräfte in Waaren für sein Metall, als dieses an productiver Kraft gekostet hatte. Wenn aber damals weniger Metall mehr Waare kaufte als jetzt: so kam dieses blofs daher, weil die Gewinnung von weniger Metall mehr productive Kräfte forderte als heut zu Tage, folglich einen gröfsern Werth nach der Definition des Vfs. besafs. Aber *über* ihren Werth wurden damals die edeln Metalle so wenig bezahlt, als sie jetzt unter demselben bezahlt werden. Offenbar hat hier der Vf. die Quantität der Metalle mit ihrem Werthe verwechselt. — Es ist Schade, dass die vielen richtigen Bemerkungen, welche die Schrift enthält, mit dergleichen falschen Grundsätzen und Folgen durchwebt sind, die bey reiferem Nachdenken leicht hätten vermieden werden können. Ueberhaupt hat der Vf. das ganze System staatswirthschaftlicher Begriffe noch nicht gehörig durchdacht. Sonst würde er auch nie particuläre Sätze als allgemein aufgestellt haben. So sagt er z. E. S. 165.: „Der Zinsfuss steigt in einem Staate, so bald der Nationalreichthum nicht wächst, und steigt immer höher, je mehr jener abnimmt; hingegen fällt er, wenn der Nationalreichthum zunimmt, und fällt immer niedriger, je mehr er zunimmt." Dieser Satz gilt nur unter besondern Umständen. So allgemein, wie er hier steht, ist er ganz falsch. Wenn in einem reichen Lande die Geschäfte abnehmen, Handel und Gewerbe, besonders die ausländischen, in Stockung gerathen: so nimmt in der That die Nationaleinnahme ab; aber da die Capitale von aufsen unter solchen Umständen in Menge zurückkehren: so wird der Zinsfuss, der Verminderung des Nationalreichthums ungeachtet, sinken. Wird aber deshalb der Nationalreichthum vermehrt? Im südlichen Rufsland schiefst die Blüthe des Handels schnell empor; die Ackerproducte erhalten Zug nach Odessa; der Zinsfuss steigt enorm wegen der häufigen Nachfragen nach Capitalien, die dort vortheilhafte Beschäftigung finden können. Ist hier das Steigen des Zinsfufses ein Zeichen, dafs der Nationalreichthum in Abnahme geräth? So irrt man sich leicht bey Festsetzung allgemeiner Behauptungen, wenn man nicht vorher alle möglichen Verhältnisse, unter welchen sie gelten oder nicht gelten können, durchdacht hat.

Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Klerikal- und Mönchsgeist im neunzehnten Jahrhundert*, mit besonderer Rücksicht auf die Ehelosigkeit der Geistlichkeit im katholischen Deutschland. Zur Beförderung der Sittlichkeit. — Ein Wort zu seiner Zeit. — Von *A. F. R.* Mit dem Portrait des Domvicars Baur in Würzburg. 1805. 446 S. 8.

Schon das Motto aus Faust von Stromberg: *gebt ihnen Weiber, dafs sie menschlich werden*, charakterisirt den Inhalt dieses Werks, das zunächst durch die Reactionen des bischöflichen Vicariats zu Würzburg gegen die aufgeklärten Verfügungen des kurf. baierschen General-Landes-Commissariats veranlafst, und den Grund seines Daseyns in einem die Mifsbräuche der katholischen Kirchengewalt verabscheuenden Herzen zu haben scheint. Der Vf. hat, wie er sagt, seine Erfahrungen, die er in seinem Amte während sechzig Jahren machte, niedergeschrieben, und sich endlich überzeugt, dafs der katholische Pfaffen- und Klostergeist das erste und wesentlichste Hinderniss sey, welches der Wiederherstellung des echten Kirchensystems entgegenstehe, und dafs das allgemeine Sittenverderben von der Ehelosigkeit der Geistlichen herrühre. In dieser Hinsicht räth er, die geistliche und weltliche Obergewalt zu vereinigen, und den Cölibat abzuschaffen. Man mufs es dem lebendigen Gefühle des nicht ungerechten Unwillens zu gute halten, wenn er nicht ganz in den Schranken eines festen durch Grundsätze berichtigten Systems bleibt, und den Ausdruck auf Kosten der Wahrheit und der Anständigkeit schärft. So ist z. B. die Vorrede statt der Einleitung nichts weniger als gründlich, und das, was er gegen den Vf. der Schrift: über das landesherrliche Patronatrecht — eine neue Erfindung (Frankfurt 1804.) vorbringt, meistens Declamation, wobey die Wahrheit wenig gewinnt, die gute Sache aber viel verliert; und eben so sind die Aphorismen über kirchliche Reformen zur Begründung einer Organisation des katholischen Kirchenwesens S. 372., und die Bemerkungen über das Verhältnifs des Schul- und Kirchenlehramts zum Staate S. 393. sehr gut gemeint, aber im Ganzen ein Gemisch von haltbaren und unhaltbaren Sätzen; und wenn er glaubt, dafs die Härte der Ausdrücke nicht in ihm, sondern in der Sache liege: so mufs er doch wissen, dafs sie mehr erbittern, als zurechtweisen, mehr wider die Sache, als für sie einnehmen kann. Z. B.: der Kutte entschlüpfte Bischöfe, gemästete Bonzen, Pfaffenfudeley, Schmutz, Unflath, wohlgefüttert werdende Wollüstlinge in Epikurs Ställen,

len, Peſtmenſchen u. ſ. w. Die Vorſchläge des Vfs. gehen dahin: 1) die ſogenannten Cathedral- und Collegiatſtiftsgeiſtlichen aus dem Stande der Geiſtlichkeit herauszuheben; da ſie die Güter der Kirche im Müſſiggange verſchwelgen, und als reiche frauen- und kinderloſe Menſchen zur Verführung der keuſchen Töchter und Gattinnen mehr Mittel in den Händen haben, d. h. beſſer bezahlen und ſtattlicher kleiden können, als der Laie; 2) die Mönche in ganz Deutſchland aufzuheben, da ihr Beruf eben ſo unnütz iſt, als der der Stiftsgeiſtlichen, und ihr Chorſingen weder für Jemand auf der Erde, noch für Jemand im Himmel Nutzen, aber für Keller und Küche den gröſsten Schaden hat: denn ihr Singen, Brüllen, Heulen, Kreiſchen erzeuge trockne Lungen, und mache ſtarke Anfeuchtungen nothwendig; 3) keine andern Geiſtlichen zu dulden, als ſolche, welche das Amt haben, das Evangelium Jeſu Chriſti zu verkündigen, und den öffentlichen Gottesdienſt abzuwarten; 4) alle Prieſter, die unter dem Namen *Sacerdotes ſimplices* bekannt ſind, zu ſuſpendiren, und zum Diaconate zurückzuweiſen; und wenn endlich 5) auf dieſe Art der geiſtliche Stand geſäubert, und von ſeinen unnützen und demſelben ſchädlichen Mitgliedern gereinigt ſey: ſo müſſe den Prieſtern ihr Recht zurückgegeben werden, daſs ſie ſich verehelichen dürfen. Rec. tritt den meiſten Vorſchlägen bey; aber aus andern Gründen, als der Vf. anführt, vorausgeſetzt, daſs der Regent des Staats liberal genug denkt, die höhern geiſtlichen Pfründen nicht für Mittel zur Verſorgung einer privilegirten Kaſte, die er nirgend anders mit Anſtand unterbringen kann, zu halten, oder daſs er im Fall einer hypothetiſch nothwendigen Beybehaltung ſie zweckmäſsig zu beſchäftigen verſteht; daſs er Pfarrer und Schullehrer hinlänglich beſoldet, um ihre Stellen nicht durch Mönche verſehen laſſen zu müſſen; daſs er in dem bevorſtehenden Concordat es durch verſtändiges, weiſes und kluges Benehmen dahin einzuleiten ſucht, daſs den meiſten Regelloſigkeiten kraftvoll und auf einem Wege begegnet werde, der ihm die Mittel unwiderſprechlich gewährt, dieſen edeln Zweck zu erreichen; und wenn, wie Rec. überzeugt iſt, die Aufhebung des Cölibats viele Uebel in ihrem Urſprunge vernichtet: ſo gebe man das Recht zu heirathen unbedingt zurück, und laſſe die Ausübung dieſes Rechts nur durch die Nothwendigkeit, welche die Individualität fordert, beſchränkt ſeyn!

Wenn übrigens auch das Werk des Vfs. kein bedeutender Beytrag zur Staatswiſſenſchaft iſt (denn die Gegenſtände deſſelben ſind von andern beſſer und gründlicher erörtert, als von ihm): ſo iſt es doch von einer andern Seite intereſſant, dadurch nämlich, daſs man daraus die ſchönen Verſuche der pfalzbaierſchen Regierung, überall Licht zu verbreiten, eben ſo gut daraus kennen lernt, als die Gegenwirkungen der Geiſtlichen, ſich im Schatten zu erhalten. Zuerſt kommt hier S. 47. die Bitte des geiſtlichen Alumnats zu Würzburg an das kurfürſtl. General-Landescommiſſariat vom Jan. 1804. vor, worin die Alumnen vermöge der durch ein Reſcript vom 18. Dec. 1803. gegebenen Erlaubniſs, die Collegien der Profeſſoren *Paulus* und *Schelling* frequentiren zu dürfen, um höchſten Schutz gegen die von Seiten eines fürſtbiſchöflichen Vicariats auf das Alumnat gemachten Angriffe nachſuchen. — Zwar iſt dieſe Vorſtellung aus einigen Zeitungen bekannt; allein weniger der Erfolg davon, und vorzüglich, daſs, wie S. 289. angegeben iſt, die unbedingte Erlaubniſs, die den Alumnen gegeben war, modificirt, das Anhören dieſer Collegien nur jenen Clerikern, die ihre katholiſch-theologiſchen Studien vollendet hatten, geſtattet, und die Gerechtſame des Biſchofs in Diſciplinarſachen beſtätigt wurden. — Sodann theilt der Vf. S. 59. einen geiſtlichen Hirtenbrief vom 2. May 1804. über die Predigten der Seelſorger in der Stadt und auf dem platten Lande mit, worin theils das ungebührliche Predigen über philoſophiſche, politiſche und ökonomiſche Gegenſtände verboten, theils die Verbreitung des Einfluſſes der neuen Philoſophie und der Regierung gehemmt wird. Die Geſchichte derjenigen Perſonen, die als Opfer ihrer Freymüthigkeit und liberalen Denkart litten, iſt aus der Zeitſchrift *Argus* bekannt; neu aber iſt die Verordnung, die Verhältniſſe zur geiſtlichen Gewalt betreffend, vom 16. May 1804. S. 342., worauf wir hier bloſs verweiſen müſſen. Zum Schluſs berühren wir noch die intereſſanten Nachträge, die der Vf. zu *(Feders)* Geſchichte des Katechismusweſens liefert S. 274. Ein Beyſpiel als Probe. Frage: „Wenn das Chriſtkindlein ſich verſteckt hat, wo kannſt du es wiederum finden? Antwort: „Ich finde es bisweilen im Stalle in den Krippen, beym Oechſelein und Eſelein, bisweilen in dem Schooſs und an den Brüſten ſeiner Mutter; unterweilen in dem Arm des alten Mannes Simeonis, oder in dem Tempel bey zwey Turteltäublein; es verbirgt ſich eine zeitlang in Egypten; find ich ihn nicht zu Nazareth in ſeiner Mutter Haus, ſo treff ich ihn an zu Jeruſalem unter den Doctoren ſitzen; an dem Kreuze aber muſs er mir werden: da iſt er angenagelt, und kann mir nicht entlaufen."

HEIDELBERG u. MAINZ: *Beyträge oder Vorſchläge zur Erleichterung der Menſchheit in den bürgerlichen Geſellſchaften. — Erſter* Beytrag. Nach der Natur vereinfachtes, folglich leichteres, jedoch hinreichendes und durchaus gleich vertheiltes Finanz- und Steuer-Syſtem für Europa, von Portugal bis nach Ruſsland. Von einem alten Kameraliſten und Lehrer der Staatswirthſchaft. 1804. 175 S. 8. auſser der Vorrede. (15 gr.)

Der Vorſchlag des Vfs. beſteht darin, ſtatt der vielen indirecten drückenden Steuern eine Art Naturalzehend von dem rohen Ertrage der Aecker und den fremden eingehenden Waaren einzuführen. Dem Vorwurfe der Ungleichheit, den man einem Nationalzehend von den Aeckern machen könnte, ſucht er durch die Aeuſserung zu begegnen, es könne, nach

Ver-

Verſchiedenheit der Güte der Aecker und der dazu erforderlichen Culturkoſten, ein gröſserer oder kleinerer Theil für die Naturalabgaben beſtimmt werden, und überhaupt will er nicht gerade den zehnten Theil, ſondern, nach den Bedürfniſſen des Landes, den 20ſten, 30ſten, 50ſten u. ſ. w. gehoben wiſſen. Es iſt alſo der *dixme royal* von *Vauban*, nur mit andern Modificationen, ein *Impot en nature*, ſo wie ihn *Dubois de Crancé* im National-Convent 1795. ohne Wirkung vorſchlug, wie auch der Vf. S. 137 f. ſelbſt anführt.

Der Vf. ſcheint ein franzöſiſcher Bürger zu ſeyn, oder hat wenigſtens, wie er anführt, Beſitzungen im franzöſiſchen Gebiet, und das Drückende des dortigen Auflage-Syſtems hat ihn hauptſächlich bewogen, ſeine gutgemeynten Vorſchläge über die Verbeſſerung des Abgaben-Syſtems mitzutheilen. Die ſpeciellen Umſtände, welche der Vf. gelegentlich über den Druck der franzöſiſchen Abgaben und ihre Erhebungsart anführt, und die Vergleichungen, welche er mit den alten Abgaben unter deutſcher Herrſchaft anſtellt, machen die Schrift noch intereſſanter, als die vorgetragenen Finanzvorſchläge. Denn der Vf. verräth nicht diejenigen Kenntniſſe, welche dazu gehören, um alle Schwierigkeiten, welche ein ſolches Syſtem mit ſich führt, zu würdigen. Der Vorſchlag, den er thut, daſs auch ausländiſche Waaren bey der Einfuhr den Zehend entrichten ſollen, verräth allein, daſs er über die Natur einer ſolchen Auflage nicht genug nachgedacht hat. Denn offenbar wäre ja dieſes ein abermaliger Zehend auf die Landesproducte ſelbſt, da jene bloſs mit dieſen (zuletzt) bezahlt werden, und der Ausländer ſich die $\frac{9}{10}$, die ihm der Zehntner läſst, gerade ſo theuer bezahlen laſſen wird, als er fürs Ganze gefordert haben würde, wenn ihm kein Zehend wäre abgefordert worden.

Das Douanenweſen iſt mit ſtarken Farben geſchildert, und alle die nachtheiligen Wirkungen, welche die ehemalige Regie in Frankreich hervorbrachte, und über die von den damaligen Schriftſtellern ſo bitter geklagt wurde, ſind, wo möglich, noch ſtärker vorhanden, als ſonſt. Der Staat empfängt durch alle das Volk marternde Anſtalten wenig, die Blutſauger viel. „Aus den voriges Jahr zu Paris öffentlich im Druck erſchienenen Berechnungen der Einnahme und Ausgabe von dem verhaſsten Douanenweſen vom J. 6. 7. 8.," heiſst es S. 112., „blieben der franzöſiſchen National-Caſſe nicht 2 Millionen Franken *rein* übrig; welches auch ganz natürlich iſt, wenn man in Erwägung zieht, was das ungeheure Heer von Zollgarden, ſo die Gränzen rings um Frankreich herum in 2—3 Linien Tag und Nacht bewachen, zu unterhalten koſten, indem der geringſte Zollknecht täglich 1½ Franken oder 42 Kr., die obern aber doppelt, drey- und vierfach ſo viel bekommen: der vielen Geſchenke, womit ſich der meiſte Theil von ihnen durchgängig nach einander beſtechen und auf die Schlummerer bringen läſst, und der Fänge oder Beute, welche der andere, von ihren beſtochenen Kameraden heimlich unterrichtete Theil dieſer Rhein- und Meer-Crocodille zu machen pflegt, nicht zu gedenken." Die Zollbedienten werden *nichtswürdige* Menſchen genannt, *financier français* wird der *feinſte Geldſchneider* überſetzt. Von ſich ſelbſt erzählt der Vf. S. 105., daſs er von ſeinem friſch angebauten Gute Gamelshauſen auf dem Hundsrücken bey Kaſtellhaun (ohne den Erbzins) allein an Grundſteuern bisher mehr, als der reine Gutsertrag war, an die Contributions-Empfänger zu zahlen, durch Execution und Verſteigerung der Früchte gezwungen worden ſey — und er habe deshalb dieſes Gut der franzöſiſchen Regierung zur Sequeſtration und auf einige Jahre in Pacht geben laſſen, um jedermann zu überzeugen, wie ungerecht er behandelt worden ſey, und was für Ungereimtheiten und Erpreſſungen das franzöſiſche Finanz-Syſtem autoriſirt habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Erfurt*, b. Reyer u. Maring: *Ueber die Darſtellung der reinen Gallusſäure aus den Galläpfeln, mit Hinſicht auf die Richterſche Scheidungsmethode.* Von D. *Joh. Bartholom. Trommsdorff*, Prof. d. Chemie. 1804. 19 S. 8.

Ebendaſ: Ueber die Gewinnungsart des leichten Salzäthers nach Baſſe's Vorſchrift. Von *Chriſtian Friedr. Bucholz*, Apotheker zu Erfurt. 1804. 32 S. 8. (beide Abh. 9 gr.)

Die erſte Abhandlung betrifft die Wiederholung der Richterſchen Scheidungsmethode einer reinen Gallusſäure durch nach Richters Verfahren dargeſtellten waſſerfreyen Alkohol, die aber dem Vf. doch nicht ganz nach Wunſch gelang, ungeachtet er eine Menge Verſuche darüber anſtellte; der Vf. glaubt, daſs ſich immer etwas Gerbeſtoff einmiſche, der ſich dann nicht wieder trennen laſſe.

In Anſehung der zweyten Abhandlung machte Hr. B. ſchon an andern Orten bekannt, daſs ihm die Baſſe'ſche Methode, leichten Salzäther zu bereiten, durch geſchmolzenes ſalzſaures Natron, Schwefelſäure und völlig waſſerfreyen Alkohol nicht gelungen ſey, und dieſs Miſslingen wird hier wieder durch neue Verſuche beſtätigt. In der Folge aber erhielt er doch dieſen Aether noch, da er, ſtatt geſchmolzenen ſalzſauren Natrons, bloſs abgekniſtertes anwandte. Der Vf. ſetzt das Gelingen in die behutſamſte Regierung des Feuers und in die gröſstmöglichſte Abkühlung der Vorlage und der ätherhaltigen Flüſſigkeit. — Warum befolgte der Vf. dieſe Behutſamkeit nicht gleich auch bey den Verſuchen über die unabgeänderte Baſſe'ſche Vorſchrift?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Februar 1806.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Müller: *Syſtematiſche Beſchreibung einiger Egelarten*, ſowohl nach ihren äuſsern Kennzeichen als nach ihrem innern Bau. Von D. *Joh. Frid. Phil. Braun*, Stadtphyſikus, auch Land-Hebammen-Lehrer zu Neu-Ruppin. 1805. 74 S. 4. m. 7 ill. Kupft. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da ſo wenige Naturforſcher mit der Helmintholo-gie ſich beſchäftigen: ſo muſs uns jeder Beytrag zu ihrer Bereicherung ſehr willkommen ſeyn, und Rec. hofft, daſs der Vf. dieſer Abhandlung auch ferner dem erwählten Fach die Stunden ſeiner Muſse ſchenken werde. Man ſieht auf jeder Seite das Beſtreben des Vfs., ſo viel möglich jeden Punkt aufzuhellen; und wenn er nicht überall darin gleiches Glück hatte: ſo lag es wohl hauptſächlich daran, daſs ihm nicht genug literariſche Hülfsmittel zu Gebot ſtanden. Er beſchäftigt ſich faſt ganz allein mit den Arten, die er geſehen hat; führt jedoch in der Einleitung noch einige andere des trefflichen *O. F. Müller* an, die ihm unbekannt geblieben ſind; noch mehrere würde er bey *A. Modeer* gefunden haben, der (*Ny Journal uti Hushållningen*, 1795 – 1797.) eine Monographie der Egel geliefert hat, die dem Naturforſcher unentbehrlich iſt; ein Paar andere, jedoch zweifelhafte, ſind im *erſten* und *zweyten* Theil der Schriften der *Linneiſchen* Geſellſchaft in London beſchrieben und abgebildet. — Im *erſten* Abſchnitt handelt unſer Vf. von den Egeln überhaupt: er findet ſie von allen Würmern auffallend verſchieden; doch ſind unter den Eingeweidewürmern nicht wenige, die ihnen nahe genug kommen, nämlich diejenigen Saugwürmer, welche an beiden Enden eine Oeffnung haben, und die *Rudolphi* in *Wiedemann's* Archiv unter dem Namen *Amphiſtoma* in eine eigne Gattung gebracht hat; wie nahe dieſe den Egeln kommen, beweiſet der Vf. ſelbſt, der das *Amphiſtoma* des Froſches hier als einen neuen Egel aufgeführt hat. Es iſt auf der andern Seite unmöglich ein für das Syſtem brauchbarer Charakter, den er von *O. F. Müller* für die Gattung entlehnt, nämlich: *Vermis os caudamque dilatando progrediens*, da dieſs nur auf das lebende Thier paſst; in der Form des ganzen Thiers, und beſonders der Endtheile, hätte er unſtreitig einen beſſern Charakter gefunden. Indem er dieſe Würmer im Allgemeinen beſtimmt, ſpricht er auch von den ſogenannten Augen der Egel, die ihnen wohl nur mit Unrecht zugeſchrieben worden ſind; er fand bey ſeinen Zergliederungen nichts, das dieſe angeblichen Theile als Augen dargeſtellt hätte, und die Thiere wurden weder durch plötzlich an ihr Glas gebrachtes Licht, noch durch die Flamme des umher angezündeten Schieſspulvers beunruhigt, obgleich ſie vorher völlig im Dunkeln waren. Ihr Forſchen mit dem Munde ſpricht auch für die Abweſenheit der Augen, da ſie ſonſt deſſen überhoben ſeyn könnten. Der Vf. hält dieſe Flecke für Werkzeuge des Gefühls, welchen Sinn ſie in hohem Grade beſitzen. Im *zweyten* Abſchnitt beſchreibt er die Egel insbeſondere, welche er in *zwey* Familien bringt. *Erſte* Familie, *Hirudo teres, claviformis, ovipara.* 1) *Hirudo Gulo, elongata, depreſſa* (und doch oben *teres?*) *labio ſuperiori acuminato punctis nigris decem in anteriore parte capitis.* Dieſs iſt die bekannte *H. ſanguiſuga*, die der Vf. nur anders nennt, wie er denn häufig der übeln Mode ſeiner Vorgänger folgt, neue Namen zu machen, da das doch zu nichts führen kann. Auf der Oberlippe hat der Vf. zehn ſchwarze Punkte entdeckt, die man wegen der Undurchſichtigkeit des Thiers vorher überſehen hat. Die Anatomie des Darmkanals und der Geſchlechtstheile iſt ausführlich und durch gute Abbildungen erläutert. Wunderbar iſt es aber Rec., daſs der Vf. *Pouparts* Rückenmark weder bey dieſem, noch dem folgenden Egel dafür erkennen will. Hätte der Vf. *Mangili's* (in *Reils* Archiv für Phyſiologie B. 2. H. 1. überſetzte) Abhandlung über die Nerven des Blutegels u. ſ. w. geleſen, ſo wäre er vielleicht von ſeinem Zweifel zurück gekommen. Der Vf. hat von den Knoten jenes Nervenſtranges nie Fäden abgehen ſehen; allein dieſs lag wohl an ſeiner Unterſuchung: ſo wie *Mangili* ſie fand, hat auch Rec. ſie immer geſehen, und ſieht ſie noch jetzt an einem in Weingeiſt aufgehobnen Präparat. Der Vf. hat vielleicht die Thiere friſch unterſucht, vielleicht immer von der Rückenſeite: wenigſtens wüſste Rec. ſonſt nicht zu erklären, wie jene Nervenfaden ſich ſeinem Meſſer hätten entziehen können; von der Bauchſeite ſieht man alles leichter, beſonders aber, wenn das Thier vorher einen halben Tag in Weingeiſt gelegen hat. Uebrigens will der Vf. aus ſeinen Verſuchen auf völlige Empfindungsloſigkeit des Theils ſchlieſsen; bekanntlich aber ſind *Humboldt* die galvaniſchen Verſuche mit dieſem Theil geglückt (über die gereizte Muſkel- und Nervenfaſer B. 1. S. 260.). Durch eine feſtere härtere Haut können dieſe Egel durch bloſses Saugen kein Blut herausbringen, noch weniger in bedeutender Menge, und der Vf. bezweifelt daher, daſs man dieſen Egel, wie hin und wieder erzählt wird, ſtatt des folgenden im Nothfall habe anwenden können. 2) *Hirudo Venaeſector: elongata depreſſa*

dentifera, labio superiori truncato cum punctis decem gemellis, lineis flavis dorsalibus sex. Sonst *H. medicinalis.* Der Ausdruck *dentifera* ist nicht gut gewählt, und mikroskopische Charaktere müssen, so lange wir ihrer entbehren können, in keine naturhistorische Bestimmung aufgenommen werden. Die Beschreibung des fägenden Organs und der übrigen Theile ist wieder sehr gut. Das Verhältniss des eingesognen Bluts zum Gewicht des Körpers dieser Egel fand der Vf. wie zwey, oder wohl gar, wie drey zu eins. Warum manche Blutegel nicht saugen wollen, hat der Vf. auch nicht erklären können: sehr richtig ist aber die Bemerkung, dass es dem Wundarzt müsse zur Pflicht gemacht werden, die Egel vor der Anwendung zu prüfen, und wenn Egel von ihm angelegt werden sollen, nur solche mitzubringen, von denen er weiss, dass sie leicht saugen, da hierauf oft so viel ankommt. Da die Blutegel als Instrumente betrachtet werden müssen, ist es auch besser, dass der Chirurg sich dergleichen hält, obgleich hier und da der Apotheker sie vorräthig hat. 3) *H. Galearia: elongata, teres clavaeformis, guttata in utroque latere: capite galeato, parte posteriore punctis 4 nigris in forma quadrati, anterioribus majoribus; pede ungulae equinae simili.* Eine etwas schwerfällige Bestimmung von dem Fischegel, *H. piscium.* Der Vf. hat ihn nicht lebend gesehen, (Rec. fand ihn noch kürzlich in einem kleinen Bache auf *Potamogeton crispum*); die Anatomie ist daher auch nur mangelhaft. Der Vf. vermuthet wegen der Aehnlichkeit des innern Baues, die dieser mit dem vorigen Egel zeigt, dass er ähnliche schneidende Organe besitze, und vielleicht bey Kindern statt jenes angewandt werden könne, der zuweilen zu starke Blutungen bey ihnen erregt; allein Rec. hat jene Organe bey dem Fischegel nicht gefunden. 4) *H. vulgaris: elongata depressa, dorso fusco-nigra, ventre flavo-fusco, capite punctis octo nigris ornato.* Nur äussere Beschreibung, da der Wurm im Leben zu lebhaft ist, nach dem Tode aber zu sehr zusammenschrumpft, um eine Anatomie zu gestatten. Die Poupartsche Linie scheint schon durch die Bedeckungen des Thierchens durch. 5) *H. Blochii: elongata teres, claviformis, annulata, verrucis cingulata; capite campanulato, labiis papillis praetextis.* Es ist dies die *H. muricata Linn.*, welcher der Vf. einen sehr unschicklichen Namen giebt; da die Würmer nämlich so oft nach den Thieren genannt werden, in und an denen sie sich aufhalten, so sollte man sich doch wohl nicht nach Naturforschern benennen. Der Vf. hat das in Weingeist aufbewahrt gewesene Thier untersucht, und die Anatomie ist nicht genügend, da der Vf. keine Vergleichung an mehrern Exemplaren anstellen konnte. So wenig Rec. sonst geneigt ist, Beobachtungen zu bezweifeln, kann er sich doch kaum überwinden, dem Vf. unbedingt Glauben zu schenken, wenn er behauptet, Pouparts Linie ohne Knoten gefunden zu haben: sollten diese nur sehr fein gewesen seyn? Zugleich will Rec. den Vf. aufmerksam darauf machen, ob er nicht bey diesem Wurm (Tab. 4. F. 4.) selbst Nervenfäden abgebildet habe, die von jener Linie entspringen, obgleich er sie bey Nr. 1. allgemein läugnete? 6) *H. Parasita: elongata teres, annulata alba. capite ovali, cum punctis binis triangulatis.* Der Vf. hat diese Egel an den Krebseyern gefunden, wenn sie fast den höchsten Grad der Ausbildung erreicht haben, und von der Mutter ausserhalb des Körpers getragen werden; in der Gegend des Vfs. kommen sie im April und May, oft in ziemlicher Menge vor, und obgleich sie kaum ¼ Zoll lang sind, verrathen sie sich doch gleich durch ihre milchweisse Farbe. Der Vf. weiss nicht zu entscheiden, ob die von *Redi* bey dem Krebs gefundenen Thierchen, welche *Müller* zu den zweifelhaften Eingeweidewürmern rechnet, hieher gehören; wahrscheinlich hat er also *Redi* nicht vergleichen können: denn aus dessen Beschreibung und Abbildung sieht man sonst gleich, dass sie gar nicht die geringste Aehnlichkeit haben: *Redi* nennt seine Würmer *larghetti, spianati con qualche semiglianza a' semi roffi del Cocomero* etc. 7) *Hirudo Tuba: teres, clavata, pellucida, ventricosa, in ovis extremitate sphincteri valde mobili, pede globiformi.* Dieser angeblich neue Egel, aus dem Darm des gemeinen Frosches, ist nichts weiter als *Fasciola Ranae Syst. Nat. Ed. Gmel.. Distoma subclavatum Zederi*, oder jetzt *Amphistoma subclavatum* bey *Rudolphi* und *Zeder.* Die Beschreibung und Abbildungen sind sehr gut, und es ist viel, dass der Vf. den Wurm trotz seines abweichenden Bau's zu den Egeln brachte; dass er nicht auf den Wohnort sah, verdient keinen Tadel: denn nach dem Aufenthalt muss kein Thier bestimmt werden. *Zweyte* Familie, *H. dilata, ventre plano vel (ex-) cavato, dorso elevato. Pullos secum ferens.* 1) *H. biocularis: elongata dilatata, pellucida, margine inciso, labio superiore acuminato punctis duobus nigris in capite maculata.* 2) *H. testulata: dilatata, cinerea (o-) viridis, punctis octo nigris, serie duplici digestis, lineis quatuor flavis punctata disco punctis marginata.* 3) *H. complanata: dilatata, cinerea, duplici tuberum ordine in dorso, margine serrato, punctis 6 in serie duplici longitudinali.* 4) *H. variegata: dilatata, dorso elevato papilloso, capite proeminente, puncta (is) nigra quatuor divergentia, posteriora majora.* Bey den vorigen hatte der Vf. *Müller's* Benennungen behalten; diese Art aber ist wieder mit einem neuen Namen belegt, *Müller* nannte sie *H. marginata;* so wie die folgende unter dem Namen *H. hyalina* bekannt ist. 5) *H. papillosa: dilatata cinerea fusca, corpore ovato articulato* (gegliedert ist doch der Wurm nicht eigentlich), *capite acuminato, striis tribus minutissimis nigris in labio superiore; in latere abdominali papillis septem gaudens.* 6) *H. alpina: nigricans, ventre ad medium bilineato, corpore ab ore et cauda nulla depressione distincta.* Der Vf. hat die Beschreibung dieses Wurms aus *Dana* entlehnt; man sieht aber gleich aus der Beschreibung und Abbildung, dass es kein Blutegel seyn kann, und *Dryander* (*Catal. Bibl. Banks* T. 2. p. 301.) bringt auch, wie Rec. eben sieht, *Dana's* Wurm zu den Planarien; der Vf. ist wohl durch den Namen getäuscht worden. Den Beschluss macht die Erklärung der von dem Vf. selbst mit Fleiss besorgten Abbildungen.

Erlangen, b. Palm: *Syſtematiſche Nomenclatur über weiland* Hn. D. *Jac. Chriſt. Schäffers natürlich ausgemalte Abbildungen regensburgiſcher Inſekten.* Von D. *G. F. W. Panzer* u. ſ. w.

Auch unter dem Titel:

D. *Jac. Chr. Schaefferi Iconum Inſectorum circa Ratisbonam indigenorum enumeratio ſyſtematica* opera et ſtudio D. *G. W. F. Panzeri* etc. 1804. XVI u. 260 S. gr. 4. (6 Rthlr.)

Aus mehrern Gründen hätten *Schäffers* Abbildungen regensburgiſcher Inſecten längſt eines vollſtändigen kritiſchen Commentars bedurft: denn eines Theils ſind jene Abbildungen nicht immer mit dem nöthigen Fleiſse und der erforderlichen Genauigkeit angefertigt, andern Theils aber ſtellen ſie manche Inſecten-Art aus allen Ordnungen vor, welche in andern entomologiſchen Werken fehlen.

Eine ſolche Arbeit begann zwar vor mehreren Jahren Hr. *Harrer*, der Hn. *Schäffer's* eigene Sammlung bey deſſen Lebzeiten benutzen konnte, mit Beyfall; allein er führte ſie nicht ganz aus, denn in der *erſten* Ausgabe vom J. 1784. lieferte er nur die zwey erſten *Linneiſchen* Ordnungen: in der *zweyten* vom J. 1791. aber gar nur etwa die Hälfte der erſtern, und als Hr. *H.* nach *Schäffers* Tode und nach dem Verkauf von deſſen Sammlung zu arbeiten aufhörte, ſchien alle Hoffnung verloren, endlich einmal einen vollſtändigen Text zu den *Icones* zu erhalten, als ganz unerwartet Hr. *Panzer* damit auftrat. Durch die Palmiſche Verlagshandlung, welche nebſt dem Verlage der *Schäfferſchen* Werke auch die Original-Malereyen zu den Tafeln in den *Icones* an ſich gebracht hatte, aufgefodert, glaubte er Beruf zu dieſer Arbeit zu haben. Auch ſchienen Hn. *P.* dabey weit gröſsere Vortheile als manchem andern Entomologen zu Gebote zu ſtehn; er ſammelt nur wenige Meilen entfernt von den Gegenden, wo einſt *Schäffer* ſammelte; er ſtand und ſteht gewiſs noch mit regensburgiſchen Entomologen in Verbindung; er hatte als Vf. der Inſecten-Fauna Deutſchlands ein günſtiges Vorurtheil für ſich, und endlich konnte er auch, der Vorrede zufolge, ſich des Vortheils der Benutzung „der ſehr gut gerathenen Original-Malereyen" erfreuen. Unter ſo äuſserſt günſtigen Umſtänden war eine Arbeit zu erwarten, die nichts zu wünſchen übrig lieſs. Dennoch ſcheint Hr. *P.* der Arbeit keineswegs gewachſen zu ſeyn. Der noch am beſten gelungene Theil des Unternehmens iſt derjenige, welcher den Nomenclator über die *Eleutheraten* in ſich faſst; allein hier waren auch gerade die wenigſten Hinderniſſe zu beſiegen, da *Harrer*, *Illiger*, *Schneider*, *Herbſt* und andere ſehr verdienſtvolle Entomologen Hn. *P.* einen ſo ſichern Weg gezeigt hatten, daſs er ihn nur zu verfolgen brauchte, um nicht irre zu gehn. Bey den übrigen Ordnungen aber, wo Hr. *P.* ſich mehr ſelbſt überlaſſen war, finden ſich viele unrichtige Beſtimmungen, welches ganz beſonders bey der Ordnung der Gloſſaten der Fall iſt. Auch kann Hr. *P.* dieſe Irrthümer keineswegs für nur ſcheinbare ausgeben, unter dem Vorwande, daſs die Original-Malereyen, die er benutzte, ſeine Beſtimmungen rechtfertigen, und nur die ſchlecht gerathenen Figuren im Werke ſie zu verdammen ſchienen. Denn ſchwerlich läſst ſich annehmen, daſs der Kupferſtecher andere Arten geſtochen haben ſollte, als der Verfertiger der Original-Malereyen entwarf.

Rec. wird zu den Belegen ſeines Tadels auf verzeichnete Figuren, worunter man ſich mancherley denken könnte, gar nicht Rückſicht nehmen, ſondern nur ſolche wählen, deren Deutlichkeit unbezweifelt iſt. Er wird ferner ſich hier auf die Ordnung der *Staubflügler* einſchränken: da der Raum, welcher dieſer Anzeige beſtimmt iſt, nicht geſtattet, ſich weiter auszubreiten.

Kennt Hr. *P.* einen Schmetterling nicht: ſo iſt er ſofort bereit ihn für Abart eines andern, oft ſehr verſchiedenen, zu erklären: ſo ſtellen nach ihm die Figuren 6. 7. und 8. der tab. XII. Abarten der *G. vibicaria* vor; doch iſt fig. 6. eine eigne Art und zwar *petraria* und fig. 7. und 8. wieder eine eigne Art und zwar *remutaria Hübners*. Ferner nennt *P.* die *G. rubricata* tab. LI. fig. 10. eine Varietät von *Pyrpurpuralis* und *Tort. tripunctata Hübn.* tab. CXVII. fig. 7. 8. eine Var. von *Tort. avellana*. In den fig. 1. 2. der tab. CXXIX. erkennt jeder Anfänger *N. petrorhiza Bark.* (*N. comma W.*); Hr. *P.* aber eine Var. der *N. tanaceti*. Fig. 3. der tab. CCLXVIII. ſtellt unverkennbar eine häufig vorkommende Abart von *G. averſata* vor, Hr. *P.* ſieht ſie für eine Abbildung einer Var. von *Scop. ſpataceata* an, welche im ganzen Werke nicht ſteht, obgleich er ſie mehrmals darin zu finden glaubt. Merkwürdig wäre allerdings die Varietät der weiblichen *G. betularia*, welche nach *P.* tab. CCLXXV. fig. 3. vorgeſtellt ſeyn ſoll, der daſelbſt deutlich abgebildete Spanner, nicht gröſser als *vauaria*, mithin ein *Pigmäe* gegen *betularia*, iſt *G. jubataria Thunbergs.*

Daſs Hr. *P.* Arten verkennt und verwechſelt, darf gar nicht befremden, da er nicht einmal Gattungen zu unterſcheiden weiſs. Der *Wickler* tab. CVIII. fig. 4. 5., ohne Fehl *aquana Hrs.*, iſt nach ihm eine *Eule* und zwar *ſtrigilis*; der *Zünsler* tab. CXIX. fig. 7. 8. unverkennbar *lemnalis*, wird von ihm für einen *Spanner - moniliata* gehalten; der *Spanner* tab. CCXXXVII. fig. 1. 2. offenbar *menſuraria Scop.*, wäre nach ihm *Crambus proboſcideus*; der *Spanner* mit ſtark gekämmten Fühlern tab. CCLVI. fig. 1. 2. vermuthlich *Hübners caeſiata*, wird für eine *Eule!* und noch dazu für die *flavicincta* erklärt; das tab. CCIV. fig. 3. abgebildete Thier würde in der Gattung *Semblis* eine ſonderbare Rolle ſpielen, da es zur Gattung *Ephemera* gehört.

Was ſoll Rec. von Flüchtigkeiten ſagen, wie ſolche, durch welche die fig. 7. 8. der tab. XXIX. als *Lithoſ. quadra* und die fig. 9. 10. der nämlichen Tafel als *B. Caja* beſtimmt wurden; durch welche die Beſtimmung der

fig. 5.

fig. 5. 6. der tab. CXXXV. ganz unterblieb, und durch welche die beiden erſtern Figuren der tab. CLXXXIX. zu *Apat. capucina* angezogen wurden, da doch erſtere nur dieſe Käferart, letztere aber nur eine *Leptura* vorſtellt?

Nicht ſelten erlaubt ſich der Vf. neue Namen zu machen, da, wo bereits recht gute vorhanden waren, und oft giebt er den Gegenſtänden bereits vorhandene, nur nicht die richtigen. Beyſpiele des erſten dieſer Fehler ſind: daſs *N. liguſtri* tab. CV. fig. 3. 4. den Namen *literata*, *T. apiſella* tab. CXLV. fig. 7. 8. den Namen *rufella*, *Ich. clavatus* tab. LXXXI. fig. 4. den Namen *geminatorius* erhielt. Beyſpiele des zweyten Fehlers mögen unter hunderten folgende ſeyn: *P. Argus* ſtatt *Aegon* tab. XXIX. fig. 3. 4., *Arion* ſtatt *Alcon* tab. XCVIII. fig. 5. 6., *N. brunnea* ſtatt *radicea* tab. CXXXIV. fig. 1. 2., *Seſ. tipuliformis* ſtatt *tenthrediniformis* tab. CCXXIV. fig. 1. 2. u. ſ. w.

Uebrigens iſt der Preis von 6 Rthlr. für anderthalb Alphabet ungewöhnlich hoch.

Leipzig, b. Cruſius: *Beytrag zur geognoſtiſchen Kenntniß des Rieſengebirges, ſchleſiſchen Antheils*, von *Joh. Friedr. Wilh. von Charpentier*, Churfürſtl. Sächſ. Berghauptmann u. ſ. w. 1804. 80 S. gr. 4. (3 Rthlr.)

Den Eingang macht eine Zueignung an den Hrn. von Gersdorf, auf Meffersdorf, in Form eines freundſchaftlichen Briefes, deſſen Gegenſtand die zum Theil mit Cryſtallen ausgeſetzten Kugeln ſind, die in den meiſten Gebirgsarten angetroffen werden. Gern wird jeder erfahrne Geognoſt dem Vf. darin beypflichten, daſs ſie (S. 16.) nicht von auſsen in ihre Lagerſtätte hineingefallen, ſondern darin entſtanden ſind. Auch erklärt er ſich (S. 6.) gegen die faſt herrſchend gewordene Meinung, daſs ſelbſt hohe und weitläuftige Gebirgsmaſſen, aus weichem Brey geformt ſeyn ſollten. Die Beobachtungen auf dem Rieſengebirge ſelbſt beginnen mit einer Schilderung ſeiner äuſsern Form, und um dieſe anſchaulich darzuſtellen, ſind zwey groſse Platten, von Nathe copirt, beygefügt worden. Eine dritte enthält nur die Umriſſe, mit Zeichen und Ziffern, damit man ſich deſto leichter darauf finden könne.

Granit iſt in dieſem Theile des Rieſengebirges die herrſchende Geſteinart, und (S. 39.) allenthalben geſchichtet und durch ſenkrechte Spaltungen, die einander nach verſchiedenen Richtungen durchkreuzen, in prismatiſchen und rhomboidaliſchen Maſſen abgetheilt. Häufig findet man zwiſchen dem Granit auch Gneusſchichten, und beide Gebirgsarten in einander übergehend. Am nördlichen Abhange dieſes Gebirgs, in der groſsen und kleinen Schneegrube, finden ſich ſogar groſse Baſaltmaſſen im Granit; aber die in der Tiefe liegenden herabgeſtürzten Steinmaſſen, ſo wie die ſtarke Vegetation verhindern (S. 66.) alles weitere Forſchen über das Eindringen des Baſaltes in den Granit. Er bildet eine eingeſchloſſene unförmliche Maſſe, die ſich, da ſie kein Ausgehendes hat, nicht mit einem ſtreichenden Gange, auch mit keinem Gebirgslager vergleichen läſst; ja, man würde von ihrem Daſeyn keine Kenntniſs haben, wenn ſie nicht durch die am Abhange des Gebirgs entſtandene keſſelförmige Vertiefung, oder beym Entſtehen der ſogenannten groſsen Schneegrube, zufällig entblöſst worden wäre. Der Baſalt wird ſo genau charakteriſirt, daſs man nicht befürchten darf, er ſey mit feinkörnigem Hornblendeſchiefer verwechſelt worden, wie Fälle dageweſen ſind. Da wo der Baſalt den Granit berührt, auch an mehrern Orten feſt damit verbunden iſt, beſtehet der Granit aus weiſsen kleinen Feldſpat-Cryſtallen, von meiſt erdigem Anſehen. Man trifft auch in dem Baſalte ſelbſt bisweilen Granitſtücke an, die ſcharfeckig, und an ihren Seiten feſt mit ihm verbunden ſind. Von Erzlagerſtätten fand ſich in dieſem Theil des Rieſengebirges nirgends etwas.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Süd-Teutſchland im Jahre 1804 oder Bemerkungen über die Geſchichte und gegenwärtige Lage von Schwaben, Bayern und Oeſtreich.* 1804. 78 S. 8. (1 Fl. 12 Kr.) — Ree. hat dieſe Schrift dreymal mit der gröſsten Aufmerkſamkeit durchgeleſen, war aber nie ſo glücklich, ein Reſultat herauszufinden. Nach dem Eingange S. 4. ſollte man eine Auflöſung der Fragen erwarten: „was (welches) war der Zuſtand dieſer Länder vor den letzten Veränderungen? Wie verhält ſich zu dieſen die Entwickelung ihrer innern Verhältniſſe? Was iſt von beiden zu erwarten? u. ſ. w." Allein S. 5. bekennt der Vf. ſelbſt in aller Demuth, „daſs es anmaſsend ſeyn würde, wenn die gegenwärtigen Bemerkungen zur Abſicht haben ſollten, die obigen Fragen vollkommen zu löſen." Er will nach S. 6. nur im Allgemeinen darauf hinweiſen, was in den bisherigen Begebenheiten für Land und Volk, Natur, Charakter, Verfaſſung angemeſſen geweſen ſey, oder nicht, und was nach dieſer Rückſicht die gegenwärtigen Entwickelungen verſprechen?" Den Inhalt dieſer Schrift bezeichnen daher folgende Aufſchriften: *Natürliche Gränzen. Völker-Unterſcheidungen. Veraltete Formen. Verhältniſſe der ſüddeutſchen Länder. Entſchädigungs-Länder. Auswanderungen. Wechſel der Aufklärung. Wien. München. Würzburg. Die ſchwäbiſchen Staaten. Zugabe über den Kaiſertitel.* Was nun unter dieſen Aufſchriften gegeben wird, ſind allgemein bekannte Dinge, oder leere Declamationen. Dieſe hängen überdem oft ſo wenig mit der Veranlaſſung zuſammen, daſs der Vf. oft ſelbſt nicht gewuſst zu haben ſcheint, was er eigentlich wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Februar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Dentu: *Voyage de F. Hornemann dans l'Afrique ſeptentrionale depuis le Caire jusqu'à Mourzouk, capitale du Royaume de Fezzan, ſuivi d'Eclairciſſemens ſur la Géographie de l'Afrique*, par M. *Rennell*. Traduit de l'Anglais par —— et augmenté de Notes et d'un Mémoire ſur les Oaſis compoſé principalement d'après les auteurs arabes par *L. Langlès*, membre de l'Inſtitut national des Sciences et des Arts etc. *Première* Partie. *Seconde* Partie. an XI. (1803.) 476 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vorbericht ſagt, daſs die Aufſicht über dieſe Ueberſetzung den Herren *Buache* und *Langlès* anvertrauet ſey. Wie vielen Antheil der erſtere daran genommen hat, erhellet nicht aus dem Buche. Hr. *Langlès* hat ſich aber durch viele Anmerkungen unter dem Texte und durch hinzugefügte Abhandlungen darum ſehr verdient gemacht. Jene erklären vornehmlich die in *Hornemann's* Reiſe vorkommenden arabiſchen Wörter, welche er oft aus Unkunde der Sprache ſehr unrecht geſchrieben hatte, und erläutern die Geographie der Gegenden, wovon die Rede iſt. Einige abgerechnet, die nur für Anfänger geſchrieben ſind, z. B. was Sultan, Divan iſt, ſind ſie leſenswerth; ſie würden aber noch mehr Werth haben, wenn die arabiſchen Wörter auch mit arabiſchen Buchſtaben gedruckt wären. Hier einige derſelben. Da die Berge Harutſch, welche *Hornemann* zwiſchen *Siwah* und *Murzuk* paſſirte, in keiner andern Nachricht erwähnt werden, ſo will Hr. *L.* den Namen in *boroudje* (برج) *Wälle, Mauern*, ändern (S. 81.), wozu wir doch keinen hinlänglichen Grund ſehen, weil der Urſprung der Oerter- ſo wie der übrigen Eigennamen ſehr oft nicht auszumitteln iſt. — S. 77. meynt Hr. *L.*, daſs *Hornemann Lugibi* von einem Dattelbaum gebrauche, und klagt, daſs er in den vielen von ihm nachgeſchlagenen Büchern dieſe Art von Dattelbaum nicht vorgefunden habe. Hätte er bey dieſer Stelle das in Weimar gedruckte Original von *H's* Reiſe verglichen, welches ihm nicht unbekannt geblieben iſt, und woraus er S. 463—473. Berichtigungen ſeiner nach dem Engliſchen gemachten Ueberſetzung anführt: ſo würde er bemerkt haben, daſs nicht der Dattelbaum, ſondern das Getränke *Lugibi* heiſse, wovon die Etymologie unbekannt ſcheint. — S. 141. Note (3) ändert Hr. *L.* den in dem engliſchen Texte vorkommenden Namen der Coloquinte *bandal* in *khendal*, unterläſst aber S. 471. zu erinnern, daſs das deutſche Original *handal* (حنظل) leſe, alſo jene Berichtigung beſtätige. — Richtiger wird S. 471. bemerkt, daſs *zurembulla zigollan*, woraus Hr. *L.* S. 141. nichts machen konnte, im deutſchen Original *zurinbulu zipollim* (Zwiebeln) heiſsen. Der Plattdeutſche findet im letzteren Worte *Zipolle*, das auch in andern Sprachen vorkommt. Nach dem *Golius* S. 281. heiſst eine Zwiebel *zipollim* etc., und *zipollim* صبليم iſt nach einer ſehr gewöhnlichen Verſetzung der Wurzelbuchſtaben, dergleichen auch in unſrer Sprache Statt findet, wo wir im gemeinen Leben *Eller* ſtatt *Erle*, *Betula alnus Linn.*, ſagen, aus بصليم oder vielmehr بصلين entſtanden. Hr. *L.* vergleicht *zurinbulu* mit dem arabiſchen *ſumboulon*, hält alſo das *r* für einen epenthetiſchen Buchſtaben, und zieht سنبل *Gol.* S. 1138. *ſpica nardi* hieher. Wenn wir ihm nun gleich in Anſehung der *Epentheſis* beypflichten: ſo ſcheint doch jenes Wort nicht das rechte zu ſeyn, weil die Araber nicht leicht ز, das weiche *z* der Franzoſen, mit س verwechſeln. Zwar beſchreibt *Plinius ſpica nardi* als ein Zwiebelgewächs, und die von den Engländern in dem Kriege mit Tippo Sultan entdeckte wohlriechende Grasart, welche ſie für die Narde der Alten erklärten, iſt mit zwiebelartigen Wurzeln verſehen. Allein سنبل الصبلين *Nardenzwiebel* kann unmöglich *Allium cepe Linn.* ſeyn. Denn nicht der orthographiſchen Zweifel zu gedenken, müſste ſie vielmehr wohlriechend ſeyn, und *inflorescentiam ſpicatam* haben. Wir verſuchen daher eine andere Erklärung. Vielleicht ſpricht man für زنبيل (*Gol.* S. 1075.) *cophinus, caniſtrum*, زنبول, ſo wie man daſelbſt ſtatt زرافة (*Gol.* S. 1094.) زرنافة ſagt. Dann wäre das Hornemannſche زنبول الصبلين ſo viel als ein *Korb voll Zwiebeln*, oder *Korb-Zwiebeln*, nach der Analogie von *Canaſtertaback*, d. i. recht ſchöne Zwiebeln, dergleichen aus Fez über Spanien in Körben von *ſtipa tenaciſſima* und Palmblättern nach Hamburg kommen, und *Hornemann* hätte زنبيل irrig als integrirenden Theil zum Namen der Zipollen gezogen.

Noch wichtiger als die Noten ſind die Anhänge, wovon der *zweyte* ganz von Hn. *L.* iſt. Es ſind darin die Nachrichten über die drey Oaſes, Arabiſch *Al Wa-*

hat, hauptsächlich aus arabischen Autoren gesammelt. Den Namen *Oasis* leitet der Vf. von dem koptischen ουαϩε, *eine Wohnung, ein bewohnter Ort*, woraus die Griechen Ανασις gemacht haben, her. Die äusere Oasis oder Hammons Oasis heifst bey den Arabern *Santariah*, und ist einerley mit *Siwah*, wovon Hr. *Ripault* nach den Berichten einiger Einwohner in Alexandrien, die in Siwah gewesen waren, dem Vf. eine Nachricht mitgetheilt hat (S. 399—403.). Ueber die inneren Oases, die grofse und kleine, verbreitet der Aufenthalt der Franzosen in Aegypten nicht mehr Licht, als man vorher hatte, und was die Araber davon erzählen, ist fabelhaft. Die wichtige Bemerkung des Hn. *Marsden*, dafs die Sprache der Siwaher die der Berbern sey, veranlafst den Vf., eine Abhandlung seines bey der Belagerung von Acra verstorbenen Freundes *Venture*, über die Berber Sprache, die er zwey Jahre zu Algier studirte, und worüber er eine Grammatik und Lexicon schrieb, einzuschalten (S. 413—450.). Die Berber bedienen sich im Schreiben der arabischen Buchstaben mit dem Zusatz dreyer persischer. Die Sprache selbst hält Hr. *Langles* mit dem Hn. *Marsden* für die verdorbene punische. Sollte die Meinung gegründet seyn: so hat die Sprache mehr von andern fremden angenommen, als von der punischen beybehalten, wobey wir als bekannt voraussetzen, dafs die punische von der phönicischen oder hebräischen abstamme. Aehnlich sind die Berber und hebräische Sprache in einigen *Pronominibus personalib.* und der Verbindung derselben mit dem Worte, wozu sie gehören. *Ta (i)* für die erste, *k* für die zweyte, *th* für die dritte Person des Singular sind offenbar ת, ך, ת. Die Berber bilden die Verba von dem Imperativ. Sie haben *literas affirmativas* und *praeformativas* beym Conjugiren wie die Hebräer, nur nicht in derselben Bedeutung. *Mache* heifst *esker*. *Du hast gemacht tesker d.* Hier ist *t* und *d* das hebräischen; nur wird dieses nicht als Präformativ im *Praeterito* gebraucht. Alle Aehnlichkeit ist nicht abzusprechen. Aber sie ist sehr unbedeutend gegen die grofse Verschiedenheit, von welcher wir besser urtheilen würden, wenn die Grammatik des Hn. *Venture* nach dem Wunsche des Hn. *Langles* gedruckt würde; eine Verschiedenheit, die sich am meisten in den Wörtern selbst zeigt. Selten stöfst man auf eins, das man mit einem hebräischen oder arabischen vergleichen kann. Die Zahlen bis 10 heifsen: 1 *ouan*, 2 *thenat*, 3 *kerad*, 4 *qouz*, 5 *summus*, 6 *sedis*, 7 *set*, 8 *tem*, 9 *dza*. 10 *meraoua*. Von diesen lassen sich höchstens 2, 5, 6, 8, 9 mit den hebräischen Benennungen vergleichen. Zuweilen hat Hr. *L.* die Aehnlichkeit in dem Wörterbuche bemerkt, und wenn auch dieses noch bey einigen hätte geschehen können: so scheint es doch noch zweifelhaft zu bleiben, ob wir jene orientalischen Sprachen zur Stamm-Mutter der von den Berbern geredeten machen dürfen, oder ob nicht vielmehr diese nur zufällig einige arabische Wörter aufgenommen hat. Die beiden schönen Karten von dem nördlichen Afrika und der Reiseroute des Hn. *Hornemann* sind Nachstiche der englischen Originale. Wenn man das unparteyische und freymüthige Lob, das Hr. *L.* den wackern Britten *Rennell*, *Ouseley* und *Marsden* ertheilt, liefet: so hat man hier einen neuen Beweis, dafs wahre Gelehrsamkeit ohne Leidenschaft ist, und Verdienste ehret, wo sie sie findet.

Brünn, gedr. b. Trafsler: *Topographie des k. k. Antheils an Schlesien.* Verfafst von *Reginald Kneifel*, Priester des Ordens der frommen Schulen. *Erster* Theil. 1804. 270 S. 8.

Dieser Band ist, des Titels ungeachtet, noch gar nicht topographischen, sondern historischen und statistischen Inhalts, und erstreckt sich auf ganz Schlesien; die eigentliche Topographie des k. k. Antheils soll erst im *zweyten* Theile folgen. Der Vf. giebt uns hier zuerst in *sechs* Abschnitten eine *Uebersicht der politischen Veränderungen Schlesiens* von den Quaden und Markomannen an, bis auf die neuesten Zeiten, so gut er sie zu geben vermag: denn er kennt nicht einmal *Gebhardi's* Gesch. aller wendisch slav. Staaten (IV. Band, der die Geschichte von Mähren und Schlesien enthält). Herzlich schlecht ist der *erste* Abschnitt, wo der Name Schlesien von *Zle* (böse, quad) abgeleitet, und eine Reihe von unmerkwürdigen Namen alter quadischer und markomannischer Fürsten aufgeführt wird. Nicht viel besser sind die folgenden Abschnitte, wo der Vf. hie und da seine Unkunde der slavischen Sprache an den Tag legt. So nennt er Boleslaw, den Herzog von Krakau und Schlesien zu Anfang des 11. Jahrh., immer Chobri statt Chrobry (tapfer), und einem andern Boleslaw zu Anf. des 12. Jahrh. giebt er den Namen Krziwousky (statt Krziwousti, Krummmaul). Rec. übergeht manches andere Mangelhafte, und besonders die magere Darstellung der Regierung des K. Matthias Corvinus in Schlesien, eines Monarchen, der aus diesem zerstükkelten und unter sich selbst uneinigem Lande doch eine etwas geordnetere Provinz, wenn auch durch gewaltsame, vielleicht grofsentheils durch die Umstände abgenöthigte Mafsregeln zu bilden versuchte. Hingegen mufs er sich etwas bey der Art, wie der Vf. die Religionshändel in Schlesien darstellt, verweilen. Der Vf. wirft dabey S. 128. den protestantischen Geschichtschreibern vor: „dafs sie vergäfsen, Geschichtschreiber zu seyn, und nur die groben Fehler ihrer Gewissens- und Religionsfreyheitsgenossen zu bemänteln suchen: die Geschichte müsse blofs und nakt seyn." Wie ist nun diese blofse und nakte Geschichte aus den Händen des Vfs. hervorgegangen? S. 126. billigt er recht sehr, dafs katholische Grundherrn auf ihrem Grund und Boden keine protestantische Kirche errichten liefsen. An mehrern Orten lobt er jene österr. Regenten, die durch ihre von Jesuiten Beichtvätern eingegebene Intoleranz Ströme von Menschenblut vergossen, Länder verheerten, und ihre eigenen Kronen aufs Spiel setzten, wegen ihrer Staatsklugheit und ihres standhaften Geistes. Wenn eine ganze Stadt und Gegend zum protestantischen Lehrbegriffe überging, und ihre bisher katholischen,

von

von den Einwohnern selbst einst erbauten Kirchen zum protestantischen Cultus einrichtete: so war dies nach unserm Vf. die grösste Ungerechtigkeit, und nichts ist nach ihm (S. 158.) billiger, als das blutvergiessende Restitutionsedict vom J. 1629. Unser Vf. ist ein Piarist — und man möchte so gern die Protestanten, die von der jetzigen Erziehung der Jugend durch die Geistlichkeit in der österr. Monarchie nichts Gutes erwarten, damit beruhigen, dass der jene Erziehung meistentheils besorgende Piaristenorden vorzüglich durch christliche Duldsamkeit ausgezeichnet sey. Der *siebente* Abschn. handelt von *den ehemaligen Fürstentägen*, *dem Kriegswesen*, Privilegien, Lehnsverfassung, *Steuern*, Polizey und Justizverwaltung; die bessere Ordnung in allen diesen Gegenständen rührt doch vom K. Matth. Corv. her. Der *achte* Abschnitt enthält eine *Religions- und Reformations-Geschichte* des Landes, ganz in dem oben angegebenen Tone des Vfs. Die jetzige preussische Religionsduldung und die ungestörte Ausübung der kathol. Religion in preussisch Schlesien, scheinen den Beyfall des Vfs. zu haben, welcher im *neunten* Abschn. die *Reihe der kathol. Bischöfe von Schlesien* mit dem jetzigen Bischofe zu Breslau, F. Joseph von Hohenlohe Bartenstein beschliesst. Der *zehnte* Abschnitt *vom Charakter, den Sitten und der Sprache der Schlesier*, ist sehr unbedeutend, und zeigt den Mangel an statistischer Umsicht und Beobachtungsgabe des Vfs. Gehaltreicher, doch auch nicht befriedigend, ist der *elfte* Abschn. *von den Künsten und Wissenschaften*. Der Vf. bezeugt keine Lust, die Fortschritte der wissenschaftlichen Bildung seit der preussischen Besitznehmung S. 224. weitläuftiger zu verfolgen; solche Angaben würden auf den österr. Antheil Schlesiens zu viel Schatten werfen; nicht einmal *Garve's* verehrlicher Name erscheint bey unserm Vf., der den Schlesiern vorwirft: dass unter ihnen noch kein neuer Autor für das Theater entstanden sey. Der *zwölfte* Abschn. bestimmt *Schlesiens Gränze*, *Grösse und Bevölkerung*, letztere viel zu niedrig auf 2 Mill., wovon aufs preussische Schlesien 1,600,000 Menschen gerechnet werden. Im *dreyzehnten* Abschn. wird einiges aus des Hn. *Zimmermann's* Beyträgen zur Beschreibung Schlesiens über die *Producte und den Handel* abgeschrieben. Vom gegenseitigen österr. und preuss. Zoll- und Mauthsystem nimmt unser Vf. keine Notiz; so etwas liegt ausser seinem beschränkten statistischen Gesichtskreise. Im *vierzehnten*, *funfzehnten* und *sechzehnten* Abschn. werden die Berge, Mineralproducte, Flüsse, Fischgattungen, Bäder und Gesundheitsbrunnen auf das flüchtigste aufgezählt; im *siebenzehnten* die Ueberschwemmungen der Flüsse, die Theurungs- und Pestjahre chronologisch angegeben; im *achtzehnten* das *Wappen* Schlesiens heraldisch und historisch-dürftig genug erläutert.

Der *Anhang von preuss. Schlesien insbesondere* ist in jedem Handbuche der Statistik des preussischen Staats besser bearbeitet. Bey den Angaben von der preuss. Armee hatte er noch die Rangliste vom J. 1794. vor sich. Die königl. preuss. Einkünfte aus Schlesien bestimmt er auf mündliches Hörensagen auf 23 Mill. Reichsthaler. (!) Das Landschafts- oder Creditsystem besteht nach unserm staatskundigen Vf. darin (S. 270.) dass nur Adelige herrschaftliche Landgüter besitzen sollen u. s. w. Rec. hofft, dass der *zweyte* Theil dieses Werks lehrreicher und interessanter ausfallen werde, als der erste.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Richter: *Ueber die Bildung des Volksstandes in verschiedenen Verhältnissen.* Für Staats-, Finanz- und andere höhere und niedere Beamte, Obrigkeiten, Rittergutsbesitzer, Oekonomen, Advocaten, Erzieher, Geistliche und alle diejenigen, welche Pflicht und Interesse veranlasst, über die Verhältnisse dieses Standes nachzudenken. Von *Carl Ferd. Menke.* 1804. XII u. 198 S. gr. 8. (14 gr.)

In dieser Sammlung werden verschiedene Abhandlungen geliefert, die bereits einzeln in Zeitschriften gelesen, und mit Beyfall aufgenommen waren. In der That findet man sich, obgleich der weitläuftige Titel Misstrauen erregen könnte, und die Schreibart nicht sehr einladend ist, doch durch den innern Gehalt angenehm überrascht, und wir haben mehrere vorzüglich brauchbare Bemerkungen gefunden, die um desto schätzbarer sind, da sie sämmtlich das Resultat der Erfahrung und eigener Beobachtungen sind, die der Vf. in Hinsicht des Landmanns zu machen Gelegenheit hatte. Es sind überhaupt *zwölf* Aufsätze: 1) Vorschläge zur Verbesserung der Schulerziehung auf dem Lande; 2) über die vortheilhafte Verwendung des Frohndienstes auf herrschaftlichen Kammergütern in Dienstgeld; 3) über den Hofgesind-Zwangdienst, besonders auf grosen Kammergütern (wobey mit Recht die Verwandlung in Dienstgeld empfohlen wird); 4) über das Branntwein-Unwesen, wozu noch ein Nachtrag gehört (vielleicht etwas übertrieben, aber doch sicherlich aller Beherzigung werth); 5) über das Fundament des Eides in Beziehung auf die neuern Erziehungsmaximen (sehr einleuchtende Einschärfung der Unentbehrlichkeit der Begriffe künftiger Strafen und Belohnungen für den gemeinen Mann); 6) über Sektenwesen und dessen Verhinderung (vorzüglich in Rücksicht auf die Erschwerung des Volksunterrichts); 7) über den verkehrten Eifer der Kanzelredner, als eine (nicht allgemein erkannte und doch, insonderheit auf die Gebildetern, stark wirkende) Ursache der Abnahme kirchlicher Versammlungen; 8) Revision und Kritik der Mittel, wodurch eine Erhöhung der Schulbesoldung möglich wird (der Vf. berührt nur einige, verwirft die Vacaturcassen und Beförderung der Obstzucht aus unzulänglichen Gründen, und empfiehlt den Seidenbau und die Führung verschiedener Rechnungen als nützliche Nebeneinflüsse); 9) Aphorismen über die Nothwendigkeit und die Grundsätze zu einer Verbesserung der niedern Schulen; 10) Gedanken über einige Gegenstände der Nationalerziehung (vorzüglich in Rücksicht

ficht auf Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Kriegsdienstes, sehr gut und anwendbar); 11) über den Verfall der städtischen Braunahrung und dessen Ursache (hauptsächlich Vernachlässigung des Betriebes dieser städtischen Zwangsgerechtigkeit, wobey der Vf. gelegentlich wichtige Gründe beybringt, warum den Landstädten der noch übrige Feldbau nicht dürfe entzogen werden); 12) über die Publication der Gesetze auf dem Lande; (der Vf. bemerkt sehr richtig, dass man für eine gröfsere Bekanntheit sorgen müsse, und empfiehlt zu dem Ende unter andern den im Fürstenthum Erfurt und überhaupt in preufsischen Landen eingeführten Gebrauch, dafs die Gesetze, Mandate und Verordnungen in öffentliche Blätter eingerückt werden, und jede Kirche und jede Gemeinde ein dergleichen Intelligenzblatt erhält).

Der Vf., welcher, wie wir hören, in Dresden als Hof- und Justiz-Kanzleysecretär angestellt ist, und nicht, wie auf dem uns zugekommenen Exemplare durch einen Druckfehler steht, *Manke*, sondern *Menke* heifst, zeigt sich in dieser Abhandlung als ein Mann von vieler praktischer Einsicht und guter Beurtheilungskraft; Eigenschaften, die ihm seinen Obern wohl bald zu einer Stelle, welche ihm einen gröfsern Wirkungskreis zum Besten seines Vaterlandes eröffnet, empfehlen werden.

München, b. Scherer: *Philosophische und politische Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Zünfte und Polizey-Taxen und ihre Wirkungen auf die bürgerliche Gesellschaft*, mit besonderer Hinsicht auf *Fichte's* geschlossenen Handelsstaat. Von *Caspar von Hagens*. 1804. XXIV u. 152 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. dieser mit Einsicht, Unparteylichkeit und aller nöthigen Behutsamkeit abgefafsten Schrift zeigt sehr gut beides, die Widerrechtlichkeit geschlossener Zünfte, mithin auch der Taxen, und ihre Unverträglichkeit mit dem Interesse des Staats und der Einzelnen; und bey der erstern Betrachtung widerlegt er noch besonders die entgegenstehenden Behauptungen aus *Fichte's* ohnehin im Ganzen weder haltbaren noch anwendbaren System. Auch die für die Zünfte gewöhnlich angeführten Gründe, so wie die Schwierigkeiten, welche ihrer Aufhebung im Wege stehen sollen, hebt er auf eine, unseres Bedünkens, überzeugende Weise; und so wie er im Detail meistens alle Einwendungen treffend beantwortet, und solche Mittel vorschlägt, die leicht und ohne anderweitigen Nachtheil zum Zweck führen, wie z. B. die Beschränkung des Personale besoldeter Stadtmagistrate, denen doch nur die Polizeyaufsicht obliegt, wenn ihre aus den Stadtkassen zu nehmenden Besoldungen zum Theil durch den Verkauf solcher Gewerb-Befugnisse als Stadtgerechtigkeiten herbeygebracht werden: so entwickelt er auch sehr gut die Mittel, wodurch der Staat den höchstmöglichen Flor der Gewerbe ohne einen solchen Zwang erreichen kann. Dahin gehört die Forderung eines gewissen Vermögens und einer hinlänglichen Geschicklichkeit, wo die eine oder die andere Bedingung zur Sicherheit des Publicums nothwendig ist; ferner, bey einer übrigens möglichst unbeschränkten Concurrenz, fortdauernde Aufsicht der Polizey auf etwanige Misbräuche, so dafs die Taxen sich nur auf solche Fälle beschränken, wo Gewerbe ganz im Einzelnen, und mittelbar oder unmittelbar als Regal getrieben werden, wie z. B. Münz- und Postwesen, Zölle, Weggelder, Krahnengelder, Accise, Waag- und Hallegeld, Mahlsatz u. dgl.; imgleichen wo die an öffentlichen Orten vorzunehmende Arbeit die unbeschränkte Concurrenz nicht zuläfst, wie Packträger, Ablader, Fuhrleute u. a.. Wo er bey den einzelnen Erörterungen specielle Thatsachen und statistische Data anführt, nimmt er solche billig aus solchen deutschen Provinzen, deren Verfassung und Verwaltung er mit den Forderungen des Rechts und der Politik am meisten übereinstimmend findet, und darin wird ihm jeder Unterrichtete sicherlich beypflichten. Uebrigens können wir, so nachsichtig wir gegen geringere Fehler der Presse sind, doch nicht ungerügt lassen, dafs der letzte Bogen völlig verdruckt ist, so dafs der Inhalt und der letzte Theil des Textes auf denselben Blättern abwechselnd Seite um Seite stehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Regensburg: Historische und staatsrechtliche Betrachtungen über die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein.* 1804. 92 S. 8. (10 gr.) Ein unbedeutender Beytrag zu vielen ähnlichen. Der Vf. setzt zwar den Ursprung der Reichsritterschaft in das dreyzehnte Jahrhundert, glaubt aber doch, dafs die Fürsten befugt seyen, die Mitglieder derselben als abtrünnige Vasallen und Unterthanen, nach dem eigenen Beyspiele Oestreichs, ihrer Landeshoheit zu unterwerfen. Man könnte wohl einmal die Versuche aufgeben, die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft — von gewissen spätern Anmafsungen ist nicht die Rede — aus *rechtlichen* Gründen zu bekämpfen, da die meisten Fürsten der Reichskreise, auf die sich die Besitzungen der Reichsritter einschränken, wohl schwerlich andere und bessere Rechtstitel für ihren Besitzstand aufzuweisen haben. Die *politischen* Gründe hingegen dürften wohl von allen kleinern unmittelbaren Gebieten, die noch in den gröfsern Territorien zerstreut sind, die Reichsstädte etwa ausgenommen, gelten. Und die Zeichen der Zeit (Rec. schreibt dies zu Ende des J. 1805.) lassen erwarten, dafs man sie wohl auch nach und nach gegen alle geltend machen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. Februar 1806.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Barba: *Vie politique de Louis Philippe Joseph dernier Duc d'Orléans.* An X. 1802. 234 S. 8. (14 gr.)

Unter allen Schriften über die Geschichte dieses verächtlichen Bösewichts ist keine, welche uns so glaubwürdig scheint, als die gegenwärtige, deren ungenannter Vf. blos bewährte Thatsachen aufzunehmen suchte, und sie auch, wenn gleich nicht immer, in dem Ton eines kalten Erzählers, doch ohne merkliches Interesse für irgend eine Partey, darstellt. Der H. von Orléans war in seiner Jugend nicht bösartig, allein eine vernachläßigte Erziehung überlieferte ihn, bey mäßigen Verstandeskräften, seinen ausschweifenden Leidenschaften, die lange nur auf Wollust zu gehen schienen, und erst in der Folge einen Strich von Ehrgeiz annahmen, mit dem sich auch vorzüglich seine Rachsucht vereinigte; und in dieser Stimmung ward es ihm um so leichter, zu allen Schandthaten überzugehen, da er ohnehin keine Moralität hatte, und von Jugend auf durch eine besondere Verstimmung seines Kopfes hart und unempfindlich zu seyn schien. Ueberdiess war Geiz ein Hauptzug seines Charakters; und wenn er gleich zu Zeiten verschwendete: so dachte er doch unabläßig auf neue Geldquellen, die er sich durch alle mögliche Mittel, ohne das mindeste Gefühl für Moralität und Schicklichkeit, und selbst durch die schändlichsten Verbrechen, eröffnete. Seine spätern, anscheinend ehrgeizigen oder herrschsüchtigen Plane, wozu er sich mehr hergab als dass er sie selbst geschaffen hätte, waren ebenfalls jenen niedrigen Trieben untergeordnet: Habgier, um ausschweifend leben zu können, und Rachsucht waren der Sporn seines Ehrgeizes, und liessen ihn seine natürliche Indolenz und Feigheit auf kurze Augenblicke überwinden, ohne jedoch ihn in den Stand zu setzen etwas mit fortgesetzter Anstrengung und ausdauerndem Muth zu übernehmen. Was man also so oft von seinem tiefangelegten Plan, sich auf den französischen Thron zu schwingen, gesagt hat, erscheint nach dieser unparteyischen Darstellung gröstentheils als ungegründet, wie auch sein anerkannter Charakter es erwarten liess. *Mirabeau*, vom Hofe unkluger weise vernachläßigt, brauchte ihn eine Zeitlang als Instrument, das er als einen Puppenkönig auf den Thron setzen wollte, um selbst als erster Minister zu herrschen: und in diesem Sinn wurden die Gräuel des 5ten und 6ten Octobers 1789. veranstaltet, die Orleans durch sein Geld unterstützte, und, so viel er vermochte, thätig beförderte, aber ohne Kraft und Muth zu zeigen, die erforderlich gewesen wären, das Verbrechen zu vollenden und es zu benutzen. Seitdem scheint Mirabeau ihn verlassen zu haben: Orleans fuhr indess immer fort durch Kornwucher und andere schmutzige Mittel Unruhen unter der niedrigsten Klasse des Volks zu erregen, hauptsächlich aus Rache, weil der König ihn durchaus nicht zum Grosadmiral machen wollte. *La Fayette* deckte das schändliche Spiel auf, und der König verzieh ihm unter der Bedingung, seine Speicher zu öffnen, und sandte ihn, unter dem Vorwand eines wichtigen geheimen Auftrags, nach England, um die Gesinnungen des Hofes in Rücksicht auf die Niederlande auszuforschen, wobey man ihm die Aussicht vorspiegelte, vielleicht selbst regierender Fürst zu werden. Als sich aber die Aussichten änderten, kam er eigenmächtig gegen das Bundesfest von 1790. zurück, und ward durch seine Clienten von der Gefahr der Anklage wegen der Verbrechen vom 5ten und 6ten October gerettet, obgleich Mirabeau gefliſſentlich vermied, seiner Sache sich anzunehmen, und es sogar bedauerte, dass die Umstände ihm nicht gestatteten, ihn selbst anzugreifen. Nun fuhr er immer noch fort, sich zu den Jacobinern zu halten; indess schien es, dass er sich mit dem König aussöhnen wollte, als dieser ihm, nach Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung, den so lange gewünschten Admiralsposten gab. Er bezeugte seinen lebhaftesten Dank, und fand sich sogar am nächsten Sonntag bey dem Lever des Königs ein; allein die Hofleute, welche von dieser Aussöhnung nichts wusten, begegneten ihm so schmählig, dass er weggehen musste, ohne jemand von der königlichen Familie gesehen zu haben. Nun brach seine Wuth und Rache vollends durch alle Schranken. Er nahm sehr thätigen Theil an dem Insurrections-Klubb, der sich zu Charenton versammelte; wusste um den Angriff vom 10. Aug. und unterstützte die Marseiller mit Geld. Noch mehr Theil nahm er an den Mordthaten am 2. Sept.; insonderheit scheint er den Tod seiner Schwiegerin, der Prinzessin *von Lamballe*, veranstaltet zu haben, wie er schon früh ihren Mann, indem er ihn in alle seine Ausschweifungen zog, zu Grunde richtete, und so beider grosses Vermögen an sich brachte, wobey er denn, als man die Pike mit ihrem blutigen Kopf unter seinen Fenstern aufsteckte, von der Tafel, woran er gerade mit einigen Gästen sass, aufstand, an das Fenster trat, sich aber gleich wieder setzte, und ganz ruhig sagte: *Ah la malheureuse! j'avais bien prédit qu'elle finirait misérablement.* Als er in den National-Convent gewählt war, spielte er die elende Farce mit dem Namen *Egalité*,

litt, schlug sich bald zu der Partey des Berges, und beförderte auf alle Weise erst die Anklage, nachher die Verurtheilung des Königs. Man zwang die Girondisten in jene zu willigen, ja zum Theil sogar den König zum Tode zu verurtheilen, weil man sie für Royalisten ausgab, so dafs sie ihrer eigenen Sicherheit das Opfer bringen zu müssen glaubten. Indessen wäre das Todesurtheil doch nicht erkannt worden, wenn nicht Orléans Geld und Versprechungen gespendet hätte. Am Tage vor dem Urtheilsspruch lud er die bedeutendsten Deputirten des Berges zu einem grofsen Mittagsmahl, unter diesen auch *Lepelletier St. Fargeau*, der sich mit fünf und zwanzig seiner Collegen verbunden hatte, nicht für den Tod zu stimmen, gemäfs einem Eide, den er längst schon bey sich selbst geschworen hatte. Allein Orleans wufste ihn, der an seinen unermefslichen Reichthümern mit ganzer Seele hing, theils ihrentwegen so in Furcht zu setzen, theils durch die Aussicht einer Verbindung mit seiner Familie so zu exaltiren, dafs dieser ihm schwur, mit seinen Freunden für den Tod zu stimmen, und auch wirklich das Versprechen hielt, welches ihm nachher das Leben kostete. *Dumouriez* kam zwar nach Paris kurz vor dem Tode des Königs, wie er sagte, um ihn, wo möglich zu retten, zu welchem Ende er heimlich treue Officiere und Soldaten, an drey bis vier tausend Mann hinein gebracht haben will: allein es ist sehr wahrscheinlich, dafs seine Absicht vielmehr darauf gieng, den ältesten Sohn des H., der bey seiner Armee war, auf den Thron zu setzen, und dafs er erst, als er sah, dafs dieſs wegen der allgemeinen Verachtung worin der Vater stand, nicht möglich wäre, zurückgieng, um andere Plane anzuspinnen. Diese Verachtung erreichte den höchsten Gipfel durch die Art, wie Orleans bey allen drey Fragen an dem berüchtigten Urtheils-Tage gegen den König sprach, worüber sich in dem Convent allgemein, selbst in der wüthendsten Secte des Berges, das lauteste Murren erhob. An dem Tage der Hinrichtung war er auf der Brücke, die ganze Zeit lang, lächelte als der Kopf fiel, blieb noch bis er auch den Leichnam hatte wegnehmen sehen, und eilte nach seinem Lustschlofs Rincy, wo er mit seinen Mitschuldigen schwelgte. Allein bald genug sah er ein, dafs er getäuscht wäre, da seine Freunde nicht das mindeste für ihn thaten, und er vielmehr, der gröfsten Furcht Preis gegeben, nun sein Vermögen, selbst seine Bibliothek, seine Gemählde und seine geschnittenen Steine hergeben mufste, um sich nur, wo möglich, gegen Anklagedekrete zu schützen. Dennoch ward er schon im April 1793. in Dumouriez's Sache, wiewohl unschuldig verflochten und nach Marseille gebracht, um dort, gleich andern Personen der königlichen Familie, einstweilen verwahrt zu werden; und, ob er gleich auf das erste Verhör vor dem Criminalgericht des Departements der Rhonemündungen losgesprochen ward, jedoch ohne seine Freyheit wieder zu erhalten: so befafste doch bald darauf Robespierre ihn in das Anklage-Dekret gegen die Girondisten, theils um sich dieſses nun lästig gewordenen Phantoms zu entledigen, theils um das Widrige in der Anklage gegen die Girondisten durch Aufopferung eines von allen gehafsten Menschen zu mildern. Man brachte ihn zurück nach Paris, gerade während der Hinrichtung der 21 Deputirten am 10. Sept. 1793., und, nach einer kurzen Gefangenschaft in der Conciergerie, wo man ihn ziemlich gut behandelte, und ihn so viel weifsen Champagner trinken liefs, als er wollte, ward er auf ein einziges Verhör, nach welchem sein Client *Voidel* ihn mäfsig genug vertheidigt hatte, am 7. Nov. 1793. hingerichtet, auf eben dem Platz, wo Ludwig XVI. starb. Er betrug sich an seinem Todestage, durch Champagner gestärkt, ziemlich standhaft; dennoch hatte die Todesangst alle Blutknöpfe in seinem Gesicht, die es sonst entstellten, gebleicht, und in seinen letzten Augenblicken unterhielt er sich gar andächtig mit seinem Beichtvater. Kein Mensch bedauerte ihn, und sein Andenken ist so verachtet, dafs man es als einen Vorwurf will angesehen wissen, ihn gekannt zu haben. Aufser seinen öffentlichen Verbrechen fällt ihm noch eine Menge anderer Schandthaten zur Last, deren Andenken im Finstern schleicht. Zu diesen gehört namentlich sein falsches Spiel, ein Talent, das er einem berüchtigten Meister *Curtuis* abkaufte, und womit er in England ungeheure Summen erwarb; dann die Ermordung des Banquier *Pinet*, der ihm sein Portefeuille von vierzig Millionen auf seinem Schlosse Rincy anvertraute, worin das Vermögen vieler Personen begriffen war. Unter diesen hatten einige endlich von einem verabschiedeten Kammerdiener des Herzogs Nachweisungen erkauft, die zu einer gerichtlichen Anklage hingereicht hätten, aber dennoch fruchtlos blieben, weil Orleans ihn auf eine oder die andere Weise aus Frankreich verschwinden liefs.

Leipzig, b. Leo: *Die Alterthümer der Mannusſöhne* aus der Feder des Grafen *K. C. zur Lippe*. 1804. 198 S. 4. (mit 2 Vignetten.)

Den deutschen Alterthümern sind allerdings noch manche neue Ansichten abzugewinnen, dem Forscher bieten sie noch immer ein reiches Feld für neue Entdeckungen dar. Um aber auf demselben mit besserm Glück, als bisher von vielen geschehen ist, zu arbeiten, bedarf es nothwendig eines nicht gemeinen Grades von Kritik, genauer Bekanntschaft mit den Quellen, und vor allen Dingen einer gänzlichen Verzichtleistung auf den unseligen historischen Patriotismus, der die Dinge immer in einem schönern Lichte, als sie haben, sieht, und den rechten Gesichtspunkt oft wider Willen verrückt. Der Vf. dieses Werks ist als ein warmer Patriot der gewöhnlichen Vorstellung von der Vortrefflichkeit des altdeutschen Lebens treu geblieben, und in diesem Geiste hat er seine Uebersicht unsrer Vorzeit geschrieben; er behauptet: „der Geschichte, der Zeit, den Sitten und dem Charakter unserer Nation ganz treu und wahrhaft geblieben zu seyn." Allein Rec. sieht sich genöthigt, dieser Versicherung, selbst auf die Gefahr von dem Hn. Grafen aus

nur für einen *halbdeutschen Mann* gehalten zu werden, zu widersprechen; er muss vielmehr gestehn, dass die Schrift auch nicht die mildesten Forderungen der Kritik erfüllt und hat alle Fehler, die den Werken der älteren deutschen Alterthumsforscher eigen zu seyn pflegen. Der Vf. scheint nichts von dem, was in neuern Zeiten über seinen Gegenstand geschrieben ist, zu kennen; unaufhörlich verwechselt er deutsches, skandisches, galisches Alterthum; ihm sind alle Quellen gleich; und endlich hat er keine bestimmte Idee von der Gränze der deutschen Antiquitaten: er hat daher ganz unzweckmäßig mehrere Gebräuche und Institute des Mittelalters, z. B. die Hanse, das Ritterwesen, das Vehmgericht in seine Darstellung aufgenommen. Auf jeder Seite trifft man entweder evident falsche, oder durchaus unbewiesene, längst veraltete Sätze; bisweilen ist es unbegreiflich, wie der Vf. darauf gekommen ist. Zur Begründung dieses Urtheils mögen folgende Stellen dienen. S. 1. „Unter dem Namen *Thuiston* verehrten unsere Urväter den einzigen wahren Gott; und unter dem Namen *Mannus*, dachten sie sich den ersten Vater der Menschen, den wir *Adam* nennen. S. 2. Es wurde Deutschland bald nach der allgemeinen Sprachenverwirrung bewohnt, und die Geschichtschreiber nehmen an, dass die Deutschen von einem Urenkel des *Noah*, dem *Ascenas*, einem Sohne *Gomers* und einem Enkel *Japhets* abstammen. S. 19. Auf den Schild setzten die Deutschen einen so hohen Werth, dass sie in allen ihren Gesängen und Gedichten ihre Könige *Sijoldunger* nannten, welches so viel heisst, als diejenigen, welche Schilde tragen. — Besonders reich an solchen oft lächerlichen Fehlgriffen ist der Abschnitt *Religion der Teutonen* S. 40., wo man auch nicht eine einzige der neuern Ideen über diesen Gegenstand findet. Nach dem Vf. sollen die Deutschen die sieben Planeten angebetet, in den ältesten Zeiten wahrscheinlich die patriarchalische Religion, wie sie von Noah und Japhet auf ihre Kinder gekommen ist, gehabt haben u. s. w. S. 41. heisst es: „Unter alte Seltenheiten, denen man göttliche Verehrung erwies, gehöret ferner der Thüringer Bisterich, wovon in Sondershausen das Original befindlich; es ist ein altwendisches Götzenbild, u. s. w. (bekanntlich haben neuere Untersuchungen ergeben, dass der sogenannte Bisterich nichts weniger als ein altes Idol ist; aber was hat er auf jeden Fall in den Alterthümern der *Mannussöhne* zu thun?) S. 52. Es hat uns Lucan als Dichter einen solchen altdeutschen Hayn beschrieben, zwar einen Hayn bey der Stadt Marseille, aber das hindert uns nichts: denn die Religion der alten Gallier und der alten Deutschen war völlig einerley. S. 101. Die Freyen hatten vor dem Bürgerlichen und vor dem Bauerstand, — das Recht, in den Versammlungen zu erscheinen. (Woher mag der Vf. es doch wissen, dass unsre Vorfahren schon einen Bürger- und Bauernstand kannten?) S. 103. Die Rolandssäulen sind von Karl dem Grossen errichtet, seinem Vetter Roland — zum Andenken. S. 117. In dem alten Deutschland soll Thuisko seine Gesetze zuerst in Lieder gebracht und abzusingen befohlen haben, damit auf diese Weise der Vergessenheit und der Unwissenheit vorgebeugt werde." Doch diese Proben, die ohne Auswahl, wie sie zuerst in die Augen fielen, ausgehoben sind, werden hinreichend seyn, die Leser selbst urtheilen zu lassen; auch die Darstellung ist äusserst uncorrect, und die Prose des Vfs. contrastirt sehr mit den vielen Stellen, aus neuern Dichtern, wodurch er sie zu heben gesucht hat. — Der Zweck des Buchs scheint übrigens nicht bloss historisch, sondern zugleich moralisch zu seyn; die Gesinnungen, die der Vf. äussert, sind durchaus deutsch, edel und bieder; mit Abscheu wendet er sich von den verdorbnen Sitten der Zeitgenossen, und erhebt auf Kosten der cultivirteren Nachkommen die Unschuld, die Einfalt und die reinen Tugenden unserer rohen Altvordern: aber nachgrade, däucht es uns, sey es Zeit, eine so beschränkte Ansicht aufzugeben; und statt einer übelverstandnen Anpreisung der Vergangenheit lieber die hohen Vorzüge der Gegenwart richtig zu schätzen.

SCHÖNE KÜNSTE.

MARBURG, b. Krieger: *Kornblumen*, von *Alban*. 1804. 131 S. 8.

Der Vf. dieser Blätter tritt bescheiden auf. Er hat Sinn für das Schöne, und zeigt ein Talent, das Aufmunterung, nicht Abschreckung verdient, und einer festeren Bildung und männlicheren Reife werth ist. Noch verkündigen zwar seine Arbeiten die unsichre Jugend; noch vernimmt man in seinen prosaischen Aufsätzen wie in seinen poetischen häufig mehr den Wiederklang fremder als eigener Töne; aber reges Gefühl, eine wenn auch nicht selbst bildende, doch nicht unglücklich combinirende Fantasie und heitre Ansicht des Lebens sind in beiden nicht zu verkennen. Weniger jedoch hat Rec. für die ersten sich interessiren können, als für die andern. Die sentimentale Laune und der humoristische Witz, mit dem wir darin bedient werden (man vergl. die Numern: III. *Reise*. IV. *Blumen*. V. Vorrede die am Schlusse steht, ohne uns gerade für diese Sonderbarkeit durch pikante Gedanken schadlos zu halten), haben zu viel Prangendes, Gesuchtes und erinnern an *Jean Pauls Manier*, nicht eben an seinen *Geist*. Unter den Gedichten möchten wir vorzüglich ausheben: S. 83. *die Feyer des Tages*. S. 95. *Des Wandrers Morgenlied*, und mehrere der Distichen, z. B. S. 113. *Warnung*. S. 111. Die beiden Rosen. Die ersten empfehlen sich durch holde Naivetät, die letzten durch Gefühl. Auf das Technische sollte indess der Vf. mehr Fleiss wenden. Hexameter, wie folgender:

Männerliebe, so sagt man, | lodre so feurig in Glut auf.

können unmöglich jetzt mehr geduldet werden, da man über die Gesetze des Hexameters so vortreffliche Theorieen und Muster hat. Die *Dichterweihe* S. 117. ist zu offenbar Reminiscenz aus einer bekannten *Vossischen*

schen Idylle. Auch sind mehrere hier aufgenommene Gedichte, z. B. Doras Reize S. 57., *Billet an Dora* S. 59., *das Lieblingsörtchen* u. s. w. zu gehaltlos, als dass man den Vf. aufmuntern könnte, sie für eine künftige Sammlung aufzubewahren; andere sind nur stellenweise gut, verdienen aber die Feile. S. 64. ist nicht nur das Metrum falsch, auch das Bild:

— — Mit Thränen,
Bangen, heissen Thränen der Lieb' und Wehmuth
Will ich | tief dem | Blatt es *ein* | *brennen*, dass ich, Mädchen, dich liebe.

Im Badelied S. 54. vermisst man besonders in den letzten Strophen die schöne Melodie, die in einigen weht. Wie lahm z. B.:

„das Haupt mit Schilf bekränzt, bin ich dem Gotte
Der Marmorfluten gleich, *und er kommt hier*
und dort ein Nymfchen aus der Muschelgrotte
Und scherzet bald vertraut mit mir.

Unerträglich ist S. 68. der Uebergang:

So klagt mit *recht* schmachtenden zärtlichen Tönen.

Doch wir geben zur Probe nun auch eines der besseren oben schon angeführten Gedichte. Wir wählen das Kürzere. S. 45. möchte vielleicht noch vorzuziehen seyn.

Die Feyer des Tages.

In hoher Feyer ruht das junge Leben
Der herrlich mich umblühenden Natur,
Und feyernd hör' ich aus der grünen Flur
Der Lerche Jubellied zum Himmel schweben.

Wie alles mit der Freude leisem Beben
Den Tag, der hell herauf im Glanze fuhr,
So froh begrüsset! Und ich sollte nur
Das Herz aus tiefer Trauer nicht erheben?

Wie heilig weht Gesang und Andacht mir
Entgegen aus des Dörfchens Linden hier!
Wie feyernder als aus dem Schoofs der Saaten

Das Lied der Lerche durch die Lüfte drang,
Erschallet zu der Orgel frommen Klang
Der Kirche Lied: „In allen meinen Thaten."

Berlin, in d. Schüppel. Buchh.: *Frühlingsalmanach.* Herausgegeben von *E. H. Bothe.* (Ohne Jahrzahl.) 244 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Almanach enthält manches Treffliche, neben vielem Guten und einigem sehr Mittelmäfsigen, so wie man es in den meisten Taschenbüchern der Art zu finden gewohnt ist. Zu dem Trefflichen gehört: *Seume's* Apologie über Beschuldigung des Murrsinns, das Veilchen von *M.* — (das übrigens an ein ähnliches italiänisches Gedicht sehr erinnert) und einige Züge aus *Gleim's* Charakteristik; vom Herausgeber. Viel Gutes haben *Klamer Schmidt*, *Gramberg*, und einige andere beygetragen. — Von den hier mitgetheilten alten Volksliedern sind einige zu sehr modernisirt, andere, z. B. Hans Markgraf, zu platt. Oder, wer wollte das für Poesie ausgeben:

Und als sie (die Mutter) an die Haide kam,
Da gingen die Glöcklein dibam, dibam!
Und als sie an den Kirchhof kam,
Die Tochter *man* in die Erde *nein sank!!*
Die Mutter setzt sich auf 'nen breiten Stein,
Vor grofs Leid sprang ihr Herz entzwey.
Das Kind in der Wiege lag blutroth,
Er stach sich auch wohl selber todt,
Ist das kein Jammer, ist das keine Noth?

Ja wohl! ja wohl!

Bey künftiger strenger Auswahl wird dieses Taschenbuch unter der grofsen Menge ähnlicher sich nicht verlieren!

Pirna, in d. Verlagsh.: *Anweisung zu der Kunst Kupferstiche zu illuminiren.* Nebst einer kleinen Abhandlung, wie man Kupferstiche und Gemälde leicht abcopiren, Farben mischen und Pastellfarben machen kann, nebst andern Sachen mehr. Zum Gebrauch für junge Leute, herausgegeben von *F. A. Carso.* (Ohne Jahrzahl.) 94 S. (8 gr.)

Die Manier, Kupferstiche zu illuminiren, wie sie hier gelehrt wird, verhält sich zu der Aberlischen, oder einer ähnlichen, etwa wie die steife Frisur einer Bauernbraut sich zu dem freyen Lokkenspiel einer idealischen Schäferin verhält. Die auf dem Titel erwähnte kleine *Abhandlung* ist gerade elf und eine halbe Zeile lang, und dennoch um volle zwölftehalb Zeilen zu lang, vorzüglich wegen des höchst einfältigen Schlusses derselben. — Aus der längeren Abhandlung: *Ueber Anlegung, Vertiefung und Erhöhung der Farben* will Rec. nur den Anfang mittheilen, welcher also lautet: „Um deutlich zu sagen, was das Anlegen und dessen vornehmste Eigenschaft sey: so verstehen die Künstler hierunter *eine Farbe*, womit einige Naturgegenstände, Kleider, Thiere, Landschaften oder *andere Nebengemälde* und Theile, nach Erfordernifs des Werks oder *Stellung dessen, so man gebrauchen muss*, auch ihre Eigenschaft, Farbe und Grund solches erfodert und mitbringt, bezeichnet werden." Rec darf wohl nur sagen, dass das ganze Machwerk in diesem Geist und Ton abgefasst ist, um eines Urtheils über die beygefügten Tinten- und Farben-Recepte von allerley Art überhoben zu seyn. Das Ganze ist wahrscheinlich blofs aus einer Plünderung der Weisheit eines Künstlers aus einer Augsburger Bilder-Fabrik entstanden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. Februar 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Jani Ottonis Sluiteri Lectiones Andocideae.* Interjectae sunt *Lud. Casp. Valckenaerii* Ineditae et *Jo. Luzacii* in *Andocidem* Animadversiones: item nonnulla ex codicibus Mss. excerpta. 1804. XX u. 292 S. (2 Rthlr. 4 gr.)

Unter den zehn attischen Rednern, welche den Namen der zehn griechischen Redner führen, und bekanntlich vom sel. *Reiske* zuletzt herausgegeben sind, ist *Andocides* einer der allerälteſten, und schon deswegen interessant, wenn wir auch nicht wüßten, daſs die Alexandrinischen Kritiker ihn für würdig geachtet hätten, seine Reden in den ersten oder classischen Canon orat. graec. aufzunehmen. Der Charakter seiner vier noch übrigen Reden ist kunstlos, einfach, ohne Figuren und rhetorische Zierrathen, und deswegen von den spätern griech. Gelehrten oder Redekünstlern nicht selten getadelt; aber Kraft und Energie ist in denselben nicht zu verkennen. Dazu kommt noch der Werth, den diese Reden in historischer Hinsicht verdienen, da *Andocides* aus einer angesehenen altattischen Familie, die den Ulysses und Merkur unter ihren Ahnen aufzählte, entsprossen, an den mancherley Begebenheiten seines blühenden, welkenden und wieder emporgrünenden Vaterlandes, besonders an dem peloponnesischen Kriege, als Krieger, Rathsherr und Staatsmann lebhaften Antheil nahm. Es war also ein sehr glücklicher Gedanke des Vfs., Professors zu Deventer, von seinem würdigen Lehrer, dem Hn. Prof. *Joh. Luzac* zu Leyden, unterstützt, den Anfang seiner literarischen Laufbahn mit diesem Werke zu machen, welches in den ersten fünf Kapiteln das Leben des *Andocides*, in den übrigen sechs den Text selbst, und im zwölften Kap. den *Lysias* zum Gegenstande der Erläuterung hat.

Sehr einnehmend und in guter Latinität beschreibt der Vf. in der Vorrede den Gang seiner Studien, welche er 1797. zu Leyden anfing, als Hr. *Luzac* gewisser Umstände wegen sich zurückgezogen hatte, und *Ruhnkenius* Alters halber nicht mehr las. Zum Glück nahm sich besonders Hr. *Luzac* seiner an, und hielt ihm Privatvorlesungen in Humanioribus; auch benutzte er nachher das Glück, die Vorlesungen Hn. *Wyttenbachs* zu besuchen. Anfangs wollte er auf Hn. *Luzacs* Rath die Opsopoeische Sammlung der Sibyllinischen Orakel ediren, fiel aber nachher auf den Gedanken, sich am Andocides zu versuchen, ohne sich durch die Einwürfe derer irre machen zu lassen, welche behaupten, daſs die Kritik nicht für junge unerfahrne Leute sey; vielmehr ist diesem Alter das feinste Gefühl fürs Schöne und eine Fülle der Erfindungskraft eigen, die, gepaart mit gehöriger Sprachkenntniſs, jene Einwürfe widerlegen. Auch waren alle Kritiker, die etwas geleistet haben, schon als Jünglinge ausgezeichnet, als *Ruhnken*, die beiden *Canter*, *d'Arnaud*, *Joh. Pierson* u. a. Hr. *Sluiter* war dann so glücklich, vom Hn. *Luzac* aus dem Valckenaerschen literar. Nachlasse vortreffliche Beyträge zu erhalten, welche jener berühmte Humanist schon im J. 1756 niedergeschrieben hatte, und von Hn. *Luzac* hin und wieder überarbeitet worden sind. Auch theilte ihm der letzte einige eigene schätzbare Bemerkungen mit. *Codices Mss.* sind jedoch nicht gebraucht worden, weder von *Valckenaer*, noch vom Vf.; indessen hat derselbe Randanmerkungen aus einer Aldina in der Leydenschen Univ. Bibliothek benutzt, welcher sie, wie er vermuthet, aus einem von *Montfaucon* im Diario Ital. S. 16. 17. 238. erwähnten *Codex vaticanus* beygeschrieben wurden. Auf die Vorrede folgt ein feines lateinisches Gedicht auf den Vf., von dem mit Recht geschätzten und berühmten Kenner und Beschützer der alten klassischen Literatur in der batavischen Republik, Hn. *Hieronymus de Bosch.*

Um die Beschaffenheit und den Werth dieser sehr schätzbaren Arbeit kenntlich zu machen, wollen wir sie den Hauptsachen nach durchgehen. Das *erste* Kapitel handelt von dem Stile des *Andocides* und den Urtheilen des Alterthums über ihn: Abkunft und erster Auftritt des *Andocides* im Staate. Hier macht der Vf. S. 9. wahrscheinlich, daſs sein Urgroſsvater nicht *Charias* hieſs, wie S. 53. Tom. IV. *Reisk.* steht, sondern *Callias*, wozu er geschickt *Herodot.* VI, 121. benutzt. *Andocides* ward geboren Ol. 78, 1., also neun Jahre vor *Lysias* Geburt. Sein Vater war *Leogoras*, ein luxuriöser Volksredner, dessen auch *Aristophan. Nub.* 108. erwähnt, wo Hr. S. mit *Athenaeus* p. 387. A., *Küster* und *Brunk* unter Φασιανους, worunter *Wieland* und *Hermann* Pferde verstehen, wirkliche *Phasane* versteht. Sehr gut wird der Unterschied zweyer Erzählungen von *Andocides* Reise und Gesandtschaft bemerkt. Als Aristokrat widersetzt er sich dem *Alcibiades* und *Nicias*, und hält bey dieser Gelegenheit die noch vorhandne Rede *contra Alcibiadem*, welche aber *Taylor* und mit ihm *Hemsterhuis ad Thom. Mag.* p. 810. B. für unecht hielten und dem Redner *Phaeax* zuschrieben. Allein schon *Ruhnken. Histor. crit. Oratt. Graec.* p. 135 — 139. bey *Reiske* Vol. VIII. bewies die Echtheit dieser Rede, und

noch ausführlicher *Valckenaer*, aus deſſen *Adverſariis* die ganze Apologie mitgetheilt wird p. 17—26. Ein ſehr ſchätzbares und muſterhaftes Beyſpiel der kritiſchen Unterſuchung, welches ſchon dadurch ein günſtiges Vorurtheil erhält, daſs auch *Ruhnken* beynahe die nämlichen Gründe gebraucht hat, er, der ſonſt ſo ungern von ſeinem trefflichen Lehrer und Freund *Hemſterhuis* abzuweichen pflegte. Eine ähnliche Vertheidigung erhält auch die Rede *de Pace* p. 204 ff. und die von *Valcken.* für unecht gehaltene *contra Alcibiadem* p. 217. Das *zweyte* und *dritte* Kapitel handelt von dem Kriege der Athenienſer mit den Syrakuſanern und der Verſtümmelung der Merkursſtatuen (*Hermae*), an welcher *Andocides* auch Theil genommen zu haben beſchuldigt wurde. Dieſe Kapitel ſind etwas weitläuftig ausgefallen. Sie enthalten meiſt ganz bekannte Sachen, und die ausführliche Abſchweifung über die *Hermen* S. 32—50. liefert in guter Ordnung das ſonſt ſchon Bekannte. Das S. 32. angeführte Epigramm iſt von *Leonidas* aus Tarent, und nicht vom *Hermocreon*, in *Brunk's Analect.* Tom. I. p. 229. Nr. XXXV. S. 36. verbeſſert er in Harpocration. V. Ἑρμαῖ: Ἑρμῶν στοαί τις anſtatt Θεσμῶν στ. τ. Im *Pauſan.* I, 17. p. 39. (60. *Fac.*) lieſet er λίθου τε ſtatt λίθοι τε. Den *Hipparchus* ſchreibt er S. 37. noch dem *Plato* zu. S. 41. verbeſſert er im Harpocrat. Τριπτόλεμος ὁ Ἐρεμῆς das zweymal wiederkehrende ποῦ-ποῦ richtig in ποῖ-ποῖ. Die ſchwierige Stelle bey *Aeſchines Orat.* p. 35. u. 38. *Reisk.* iſt unerläutert geblieben. Im *Pauſan.* II, 38, 7. fin. verbeſſert er, ὄρος παρ' ὃ in παρθένιον, wie auch ſchon *Facius* vermuthet hatte: doch iſt daſelbſt *Sylburg's* Πάρνων vorzuziehen. Das *vierte* und *fünfte* Kapitel begreift die übrigen Schickſale des *Andocides:* ſeine Reiſen als Kaufmann, und vergebliche Verſuche nach Athen zurückzukommen. Nach Vertreibung der dreyſsig Tyrannen kehrt er zurück. Nun kommt er wieder in die Höhe, geräth aber bald in groſse Noth, indem er die eleuſiniſchen Myſterien verletzt zu haben beſchuldigt ward: doch wird er losgeſprochen, nachdem er die Rede *de Myſteriis* gehalten hatte. Dieſe Beſchuldigung rührte von einem Vetter, *Callias*, her, welcher eine Waiſe, von welcher *Andocides* der nächſte Verwandte war, und worüber derſelbe geſetzlich diſponiren konnte, für ſeinen Sohn *Hipponicus* anſprach. Als *Andocides* dieſelbe nicht herausgeben wollte, erregte *Callias* die Anklage. Bey dieſer Gelegenheit ſchaltet der Vf. eine gelehrte Erläuterung über die verwaiſeten Töchter zu Athen ein, welche zwar von der Beleſenheit des Vfs. zeuget, aber nichts Neues darbietet. Bey *Heſych.* muſs nach *Luzac* in Ἔγγληρον geleſen werden πλουσίων, nicht πλουσίου: denn *bloß* vom weiblichen Geſchlechte ſagte man ἐπίκληροι und ἔγκληροι; wonach alſo die Lexica zu verbeſſern ſind, ἔγκληρος, ὁ, nicht auch ὁ, und ἐπίκληρος, ἡ. Damit ſtimmt auch *Stephanus in Theſ. L. G.* Die ſchwierige Stelle *Andocid.* p. 55. *Reisk.* über die ἱκετηρία iſt nicht ganz klar geworden, ungeachtet der Digreſſion p. 149—152. über die ἱκετηρία, wohin er ſehr ſcharfſinnig die beiden Stellen im *Livius* IV, 33. VII, 17. bezieht, und von *ſupplicibus* verſteht. Sieben bis acht Jahre nach dieſer Rede ſtarb *Andocides* als Verbannter im hohen Alter, weil er angeklagt worden war, in ſeiner Geſandtſchaft nach Sparta ſich ſchlecht betragen zu haben. Den Uebergang zum literariſchen und kritiſchen Theile des Werks macht eine kurze Darſtellung der Beredtſamkeit in Athen, welche bekanntlich von *Gorgias* und *Antiphon* daſelbſt zuerſt gelehrt wurde. Vielleicht hörte *Andocides* als Jüngling den *Gorgias*. Das Meiſterſtück iſt die Rede *de Myſteriis*, worin er ſich, durch eine ἔνδειξις verklagt, vertheidigte, und behauptete, weder gefehlt zu haben, noch, wegen der nach Vertreibung der 30 Tyrannen verkündeten Amneſtie, Strafe zu verdienen; alſo weder von den Tempeln und gottesdienſtlichen Feyerlichkeiten, noch vom Forum ausgeſchloſſen oder ἄτιμος zu ſeyn. Nun folgen eine Menge Verbeſſerungen des Textes, der dadurch auſserordentlich gewonnen hat, und von welchen viele *Valckenaer'n*, andre dem Vf., einige Hn. *Luzac* gehören. Wenn unter den erſtern ſehr viele ſind, welche *Reiske* auch gefunden hat: ſo iſt die Wahrheit der Verbeſſerung durch ſolche zwey Zeugen ziemlich erwieſen; andre hätte *Reiske* bey andern finden können, wäre er in den philologiſchen Büchern dieſer Art, in den ſogenannten *libris criticis*, beleſener geweſen, oder, hätte er die wunderliche Abneigung gegen Adverſarien- oder Collectaneenbücher, ohne welche man in keinem gelehrten, am wenigſten in dieſem Fache fertig werden kann, nicht gehabt. Zur Probe noch die erheblichſten, hier mittheilbaren, Beyſpiele von den Bemerkungen und Vorſchlägen, bey denen wir hie und da einiges anführen wollen! P. 2, 33. *ed. Stephan.* (die Seitenzahlen dieſer Ausg. hat *Reiske* am Rande oben bemerkt) ſtand vielleicht ἑταίρων ſtatt ἑτέρων, wie p. 6, 27. nach *Valck.* Hr. *Sluiter* verbeſſert eben ſo in *Xenoph. Hellen.* II, 3, 46. p. 100. *ed. Schneid.* (84. *ed. Mori*). P. 8, 15. hat Hr. *S.* εὑρέμενος unbeachtet gelaſſen, ob ihm gleich wohl bekannt ſeyn muſste, daſs dieſe Form nicht für Attiſch gehalten und dafür εὑρόμενος vorgezogen wird. Vgl. *F. A. Wolf. ad Demoſthen. Leptin.* p. 216. (*Halis Saxon.* 1789.). P. 9, 26. will Hr. *S.* βασιλεύων leſen ſtatt βουλεύων. Die Stelle iſt: Ἐπευσίππος δὲ βουλεύων παραδιδόναι αὐτοὺς τῷ δικαστηρίῳ. Er zeigt deswegen hier den Gebrauch von παραδιδόναι τῷ δικαστηρίῳ, welches einerley iſt mit εἰσάγειν εἰς τὸ δικαστήριον, vom Archonten, der die Sache unterſucht und dann an das competente Gericht verweiſet. Einem Senator aber kam dieſs eben ſo wenig zu als den Heliaſten und Areopagiten. Zudem war es eine *Accuſatio de violatis Myſteriis*, alſo ἀσέβειας, folglich muſste ſie bey dem *Archon Rex ſacrorum* angebracht werden, von welchem βασιλεύειν üblich war. So gut dieſs auch ausgeführt iſt, ſo läſst ſich doch auch die bisher übliche Lesart vertheidigen. Dieſe Sache hatte nämlich damals ſo vieles Aufſehn gemacht, und war in ihrer Art ſo ſelten und einzig, daſs ſie von dem dazu bevollmächtigten Senate (ἦν γὰρ αὐτοκράτωρ nach p. 8, 14.) verhandelt wurde. Hier trat nun *Speuſippus* mit dem Antrage auf, daſs die Beklagten dem Richter zum weitern

tern processualischen Verfahren übergeben werden sollten. Auch bey *Demosth.* p. 1152, 9. *Reisk.* heifst es: καὶ ἐπειδὴ ἐν τῷ διαχειροτονεῖν ἦν ἡ βουλὴ, πότερα δίκαστηρίῳ παραδοΐ, ἢ —, und *Andocid.* p. 9, 26. (p. 32. *Reisk.*), aus welcher Stelle auch erhellt, dafs diese Rede im Senate gehalten ist, und nicht, wie Hr. *S.* meynt S. 137., vor der *Heliaea*. P. 5, 5. wird von Hn. *S.* οἱ λόγιοι τῶν κατηγόρων richtig verbessert für οἱ λόγοι τ. κ., d. i. die Antiquare von Anklägern; wo er dieſs Wort und ἀνορθιάζω *laut schreyen, rufen*, erklärt, wiewohl das letztere, das bey *Schneider'n* fehlt, schon von *H. Stephanus* im *Thesauro Gr. Ling.* Tom. II. p. 1444. C. hinreichend erläutert ist. Die übrigen Worte dieſer Stelle halten wir für echt. P. 7, 22. weifs sich *Reiske* aus dem φρύνιχος ὁ τραγικὸς ἀρχησάμενος nicht zu finden, und bringt ein Paar unstatthafte Vermuthungen bey. Richtiger und gelehrter zeigt Hr. *Sluiter*, dafs *Phrynichus* der Tragiker hier gemeynt sey: zugleich wird *Fabricius Bibl. Graec.* Vol. I. p. 687. u. 732. angeführt, und an der letztern Stelle (Vol. II. p. 402. *ed. Harles*) dahin verbessert, dafs *Phrynichus filius Polyphradmonis* und *Phrynichus tragicus* eben so gut eine Person sind, als *Phrynichus comicus* und *Phrynichus Eunomidae filius*, nach dem *Schol.* zu *Aristoph. Av.* 750. und *Ran.* 13. P. 9, 5. ist die Stelle noch verdorben, und kann nur durch einen guten *Codex MS.* hergestellt werden. *Andocides* sagt da: ἐπὶ πωλείου ὄ μοὶ ἀναβὰς ἔπεσον. *Valckenaer* verbessert: ἐπὶ πῶλον ἐπεσὼν, ὃς μοι ἦν, ἀν., oder, was Hr. *Luzac* vorzieht und lobt: ἐπὶ πῶλον λειπογνώμονα (dessen Alter noch nicht oder nicht mehr aus den Zähnen erkannt wird, also im ersten Falle noch nicht recht abgerichtet, *refractarius, pervicax*) ἀναβὰς ἔπ.; nach unserm Gefühle und Urtheile heifst das, den Schriftsteller, nicht den *librarius*, zurechtweisen, und es wäre besser für den Ruhm grofser Männer gesorgt, wenn man dergleichen Einfälle, die ihnen zur unrechten Stunde kamen, lieber ganz unterdrückte, als anpriese. Mehrere dergleichen Veränderungen übergehen wir mit Stillschweigen. P. 9, 12. δεινὰ ἐποίουν. — *Valcken.* verbessert ἐποιοῦντο. Allein *Thucyd.* V, 42. hat auch das Activum, *irascebantur*. Cap. VII. S. 131 f. giebt Hr. *S.* zu p. 10, 43. einen kurzen Abrifs von den Epheten aus den Vorlesungen seines Lehrers Hn. *Luzac* über den athen. Staat und das attische Recht, von denen auch wir mit ihm wünschen, dafs Hr. *Luzac* sie einst der gelehrten Welt mittheilen möge. Die hier über die Epheten angeführte Vorstellungsart weicht von der gewöhnlichen, wie sie *Krebs* in *Opusc.*, *Heyne Opusc.* IV. p. 79. und *A. Matthiae Miscell. philol.* I, 2. p. 146. vortragen, allerdings ab, und bedarf eines Beweises. Sie besteht in folgendem: Die *Ephetae*, oder funfzig *aus dem Areopagus* durchs Loos ausgewählte Richter wurden vom *Archon Rex sacrorum* entweder ins Palladium, oder Delphinium, oder Prytaneum nach der verschiednen Art des Verbrechens und Form der Vertheidigung als ein Oberappellationstribunal zusammengerufen, wo er ihr Präsident war. Vorzugsweise heifsen die Kriminalrichter im Palladio so, wiewohl überhaupt alle im Palladio, Delphinio und Prytaneo sitzenden Richter wegen der an sie gehenden Appellationen (γραφαὶ ἐφέσιμοι) den Namen auch führten. Bisher hielt man dafür, dafs aus jedem Stamme (φύλη) die fünf würdigsten seyen ausgewählt worden, also funfzig, wozu noch der *Archon Rex* kam. P. 17, 12. ὃς ἀνατέτροφεν ἐκείνου τὸν πλοῦτον hält Hr. *S.* für falsch, und ihm stimmt Hr. *Luzac* bey: „*Si, una litera mutata, scribamus* ἀνατέτροπεν, *salvus est locus.*" Τρέπω also und die Composita haben im *Perf. Medii* nicht τέτροφα, sondern τέτραπα. Dieselbe Meinung hatte auch *Morus*, welcher deshalb *ad Longin.* C. 32. p. 170. im *Demosth.* p. 324, 27. ἀνατετροφότες in ἀνατετροπότες umändern wollte. Allein diese drey Gelehrten besannen sich nicht auf die Stellen der Alten, worin das Gegentheil vorkommt. Schon *H. Stephanus* führt im *Thesauro Gr. L.* III. p. 1620. ein Beyspiel aus *Aristophan. Nub.* 858. an, wo *Brunk's* Note nachzusehn ist: Τὰς δ' ἐμβάδας ποῖ τέτροφας; Mit zwey Stellen aus *Aeschines Orat.* p. 179. *extr.* und p. 545. *Reisk.* kann Rec. noch dienen, wo ἀνατετροφότας und ἀνατετροφότα steht, von ἀνατρέπω. Die Bemerkung, dafs Ἐξηγεῖσθαι blofs *de sacro respondere* zu Athen bedeutet habe, ist, wie es scheint, treffend. Doch vgl. *Ruhnk. ad Tim. Lex.* p. 139 sq. ed. 2. Sehr gut beweiset der Vf. S. 166 f., dafs *Lysias* die ihm zugeschriebene Rede *contra Andocidem* nicht verfafst habe, sondern dafs sie wahrscheinlich als eine Rhetoricätion ins Zeitalter des *Demetrius Phalereus* gehöre. Eine schöne Verbesserung des Hn. *S.* in dieser Rede p. 104, 4. statt ἂν ἔτι ist ἀνατὶ *impune*. Sehr gut erweiset er S. 192 f., dafs *Andocides* die Rede *de Reditu* vor der *de Mysteriis* nach Ol. 92, 2. gehalten habe. P. 29, 39. liefst Hr. *Luzac* sehr richtig μεταίτιον anstatt μὴ αἴτιον. S. 238. A. werden die verloren gegangenen Reden des *Andocides* etwas ausführlicher beleuchtet als in *Fabricii Biblioth. Gr.* Vol. II. p. 760. *Harles*. Schätzbar ist das *zwölfte*, Kapitel über *Lysias* Reden, wofür man dem Vf. um so mehr verbunden seyn mufs, da es Randbemerkungen, höchst wahrscheinlich aus einem Venediger Codex der *Aldina* beygeschrieben, enthält, die entweder die Vermuthungen der Kritiker bestätigen, oder neue Lesarten angeben. Aus den eigenen Bemerkungen des Vfs. zeichnen wir die gelehrte Digression von den Ἔνδεκα aus, S. 255—261., welche er richtig mit den *Triumviris capitalibus* zu Rom vergleicht. Sie hatten eine *Jurisdictio*, die untere Instanz in Kriminalfällen, und bestraften den Ueberwiesenen, oder brachten ihn im Gegentheil zu einem höhern Gerichte. Die *Oratio funebris*, welche sich unter *Lysias* Reden findet, hält er mit *Valckenaer ad Herodot.* VII. p. 566, 36. 579, 58. und *Reisken* für unecht. Dasselbe Urtheil fällte auch *F. A. Wolf ad Demosth. Leptin.* p. 363. und *Heyne* in den Götting. Anz. vom J. 1794. S. 428.: doch hat *Ramus*, ein gelehrter Däne, in der *Commentatio de sermonibus funebribus, qui publice Athenis habebantur* (*Hafniae* 1793.) p. 20 sqq. die Echtheit vertheidigt, wiewohl wenig befriedigend. Aus einem *Codex MSS. Orationum Demosthenis*, denen diese Rede beygefügt ist, in der Leydenschen Univ. Bibliothek, zeichnet der Vf. zum Schlusse noch die Varianten dieser

ſer Rede aus. — Unſere Leſer werden aus dieſer kurzen Anzeige, die manche den Scharfſinn des Vfs. ehrende Kritik vorbeylaſſen muſste, hinlänglich den Werth dieſer Monographie erkennen, und die Gelehrſamkeit ſowohl als den Scharfblick des jungen Vfs., welcher jetzt etwa 22 Jahre alt ſeyn mag, würdigen können. Wie viel Treffliches dürfen wir von ihm und ſeinem Freunde, dem Prof. *Ph. Wilh. van Heuſde* zu Utrecht, deſſen er S. 183. mit gehörigem Lobe erwähnt, nicht noch erwarten, da beide, von ſolchen Lehrern Jahre hindurch unterwieſen, gleich bey ihrem Eintritte in die gelehrte Welt ſo empfehlende Proben ihrer Talente ablegen! Wenn unſer Wort bey ihnen etwas gilt, ſo ermuntern wir ſie, auf dieſem, den Wiſſenſchaften, ihnen ſelbſt, und ihrem Vaterlande, dem die griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſo viel verdanken, ruhmvollen Wege beharrlich fortzuwandeln, welcher ſie einem Hemſterhuis, Valckenaer, Ruhnken, Wyttenbach und Luzac zugeſellen kann.

LITERATURGESCHICHTE.

Hadersleben, gedr. b. Seneberg: *Handbuch der neuern deutſchen Literatur für Jünglinge.* Welches aus verſchiedenen Wiſſenſchaften eine klaſſificirte Auswahl guter und brauchbarer Bücher enthält, mit kurzen kritiſchen, aus der *allgemeinen deutſchen Bibliothek* herausgehobenen Bemerkungen, zum Behuf einer charakteriſtiſchen Bücherkunde. *Erſter* Band. *Erziehung und Schulunterricht.* 1801. 274 S. *Zweyter* Band. *Philologie. Erſte* Hälfte. 1803. 304 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein verunglückter Verſuch, die allgemeine deutſche Bibliothek in eine Nuſs zu bringen. Es ſind nämlich die in derſelben recenſirten Bücher in ein gewiſſes Fachwerk, nach einer ſehr unordentlichen Ordnung, gebracht, und die Urtheile über dieſelben aus den dort befindlichen Recenſionen ausgezogen. Als der Compilator an die erſte Hälfte des *zweyten* Bandes, welche die griechiſchen und römiſchen Claſſiker umfaſst, kam, hielt er es für zweckmäſsig, ſeine jungen Literaturfreunde zuvörderſt mit dem Geiſt und Charakter der einzelnen Schriftſteller bekannt zu machen, bevor er die Ueberſicht der in der allgem. deutſchen Bibl. angezeigten Ausgaben und Ueberſetzungen gäbe. Zu dem Ende lieſs er ſich die Mühe nicht verdrieſsen, „die in der allg. d. Bibl. (die ſein Orakel, ſein Ein und Alles zu ſeyn ſcheint) gelegentlich angebene und hin und wieder zerſtreute charakteriſtiſche Züge der Alten zu ſammeln, und zu einem Gemälde zu entwerfen." Man erwarte aber ja nicht Notizen über die ſämmtlichen Claſſiker und ihre Ausgaben, ſondern nur ſolche, von denen und deren Ausgaben die allgem. deutſche Bibliothek redet. Sehr ungleichartig ſehen die aus verſchiedenen Recenſionen verſchiedener Recenſenten zuſammengeſtückelten Bemerkungen über die einzelnen Claſſiker aus, und ähnliche Gebrechen und Unebenheiten bemerkt man in den Urtheilen über die Ausgaben. *Dörings* Anmerkungen zum Catull werden S. 185. ſchätzbar, gründlich, vortrefflich genannt, und ein paar Zeilen darauf heiſsen dieſelben, in der Anzeige der Ausgabe eines einzelnen Gedichts von Catull, leer an Gehalt. Vom Zweybrücker Cicero werden S. 152. nur elf Bände angegeben und geſagt, „es würden noch einige Bände hinzukommen." So ſagte nämlich damals die allg. d. Bibl., und ihr Epitomator wuſste noch nicht einmal, daſs dieſe Ausgabe ſeit vielen Jahren vollſtändig exiſtirt. Der Vf. verſpricht zwar, „ſo Gott Leben und Geſundheit giebt", eine baldige Fortſetzung ſeiner Compilation; da uns aber nichts davon zu Geſicht gekommen: ſo vermuthen wir, er wird zu der Einſicht gelangt ſeyn, daſs weder Plan noch Ausführung ſeines Werks etwas taugen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Steinacker: *Der Bühnenſchwarm, oder das Spiel der Schauſpieler.* Eine Trygödie von *Ralph Nym*, zubenamt der Weibel. Nebſt den Bildniſſen von M. Unzelmann und H. Iffland. 1804. 93 S. 8. (12 gr.) — Der Witz und der Spaſs, oder vielmehr das Haſchen nach beiden, beginnt ſchon auf dem Titelblatte (denn z. B. mit der Ankündigung der Bildniſſe iſt es nichts als Spaſs); nicht minder witzelt und ſpaſst die Vorrede, und das dramatiſche Werklein ſelbſt ringt faſt auf jeder Seite darnach. Das Thema, um welches alles ſich dreht, kann man den Kampf des Idealen mit dem Realen auf den Bühnen Deutſchlands nennen, das iſt: der Kampf der neueren idealiſchen Gräcomanie mit der alten Natürlichkeit in thränenreichen Gemälden aus der Wirklichkeit des häuslichen Lebens. Daſs dieſem Stoffe manche luſtige Seite abgewonnen werden könne, haben der Vf. des Herodes und Tieck hier und da mit Glück bewieſen; und Jeder, der auf eine *neue, geiſtvolle* Weiſe (möge er ſich dabey auf dieſe oder auf jene Seite neigen) dieſes, freylich ſchon ziemlich oft behandelte Thema bearbeitet, wird uns willkommen ſeyn. Aber freylich müſste es etwas Originelleres ſeyn, als in dieſem *Bühnenſchwarm* aufgetiſcht wird, wo die Erinnerung an den Herodes und die Nachäfferey des geſchieſelten Katers und des Prinzen Zerbino überall ins Auge ſpringt. Ob man daher gleich ſieht, daſs der Vf. kein ſchlechter Kopf iſt: ſo hat er ſich doch ſelbſt in die Klaſſe der ziemlich untergeordneten geſetzt, und er wird denen, auf welche er ſticheln, wohl ſchwerlich wehe thun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Februar 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: *Institutiones ad Fundamenta Linguae Persicae, cum Chrestomathia maximam partem ex auctoribus ineditis collecta et Glossario locupleti.* Edidit *Fridericus Wilken.* 1805. 446 S., nebst XVI S. Vorrede. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich das Studium der persischen Sprache in Deutschland, ungeachtet der vermehrten Anzahl der Liebhaber, vergleichungsweise noch als eine seltnere Sache angesehen werden muss, und nächst mehrern Hülfsmitteln zur Erlernung erst vor einem Jahre die Dombayische Grammatik (s. A. L. Z. 1805. Nr. 241.) erschienen ist: so können doch diese *Institutiones* des Hn. *Wilken*, eines jungen Orientalisten, dessen Talente sehr viel versprechen, um so weniger als überflüssig oder entbehrlich betrachtet werden, da sie in Hinsicht der schönen Chrestomathie und des beygefügten für die Anfänger sehr brauchbaren Glossarii einen unstreitigen Vorzug haben. Der letztere würde gröfser seyn, wenn die zahlreichen, von S. 439 — 446. angehängten, *Addenda et Corrigenda* hätten wegbleiben können.

In der auf das Dedicationsblatt an Hn. Prof. *Eichhorn* in Göttingen folgenden Vorrede spricht der Vf. von der Veranlassung und Beschaffenheit seines Buchs. Hierbey kommen S. VI. ein paar Stellen vor, die Rec. nicht billigen kann. Die eine ist der unbescheidne Ausspruch des Vfs., da er alle diejenigen, welche den persischen Epiker *Ferdewsi (Firdussi)* dem *Homerus*, den *Hafiz (Hhafis)* dem *Anacreon*, dem *Horatius* und dem *Pindarus* an die Seite gesetzt haben, *vel quasi de tripode* als Männer verurtheilt, die sich hierdurch *lächerlich* gemacht hätten. — Die andre sagt uns zur Beurtheilung der vorhandenen persischen Historiker, Dichter und andrer Schriftsteller, dass *in his scriptoribus mira est passim venustas atque elegantia, in aliis vero locis aut horrida barbaries aut fucus ineptus lectorem prudentem offendit.* — Von Irrthümern und Mängeln wird der Kenner die classischen Schriften der Perser nicht lossprechen; aber sowohl die *horrida barbaries* als den *fucus ineptus* muss er dem Vf. zurückgeben, oder er muss, falls diese harten ungegründeten Ausdrücke so ernstlich nicht gemeynt seyn sollen, als sie buchstäblich lauten, eben dieselben in gleichem Sinne auf die classischen Autoren Griechenlands und Latiens anzuwenden berechtiget seyn. — Ueber solche unüberlegte Absprechungen einer jugendlichen Selbstgenügsamkeit, die leider Ton der Zeit geworden sind, hinweggesehen, verdient die Arbeit des Vfs ein vorzügliches Lob, und der Vf. selbst alle Aufmunterung. S. VII u. VIII. zeigt der Vf. die Quellen an, aus welchen die noch unedirten Stücke seiner Chrestomathie geschöpft sind. Es sind Codices der göttingischen Universitätsbibliothek. Bey dem Stück aus *Firdussi's Schahnameh*, aus der Geschichte Alexanders entlehnt, konnten zwey verschiedne Codices verglichen werden, die mit *A* und *B* bezeichnet worden sind. Zuletzt sucht der Vf. sich noch besonders wegen der angenommenen *Harrisischen* Methode, die *Tempora* des Zeitworts zu bestimmen, und wegen der Wahl der *dritten* Personen des Präteritums als Grundlage ihrer Ableitung zu rechtfertigen. Man findet dieses angenommene System von S. 32 — 71., wo es umständlicher auseinander gesetzt ist. Was die *Ableitung* der *Temporum* belangt, so wird dieselbe, S. X — XII. der Vorrede, auch noch in einem Schema nach der hergebrachten Weise, da man den *Imperativ* zur Grundlage annimmt, dargestellt. Dass, und wiefern Rec. in der S. 32 — 79. der grammatischen Institutionen abgehandelten Lehre von dem Zeitworte, besonders auch in Hinsicht der aufgestellten Vorstellungsart von den *Verbis irregularibus* s. *defectivis*, mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann, wird der Leser aus demjenigen beurtheilen, was bey Gelegenheit der Anzeige der Dombayischen Grammatik bereits hierüber geäufsert worden ist. Die *Institutiones ad Fundamenta L. P.* gehen von S. 1 — 108. Die Regeln sind sehr kurz gefasst, enthalten wenig Neues, auch einiges Irrige und nicht genug Bestimmte; das Ganze hat aber dadurch einen Vorzug erhalten, dass die Sätze durch gut gewählte Belege aus den Schriftstellern erklärt sind, worin dem Vf. schon *W. Jones* vorausgegangen ist. Aus des letztern Grammatik hat der Vf. mehrere dieser Exempel wiederholt, andere aber vielmehr aus seiner eigenen Belesenheit beygefügt. — *Pars I.* handelt *de scriptura et pronunciatione persarum.* Dieser Theil zerfällt in *drey* Kapitel. Cap. 1. *de consonantibus.* Cap. 2. *de vocalibus signisque orthographicis.* Cap. 3. *de Tono.* Angehängt ist S. 7. eine kleine Erzählung aus *Sa'di's* Baumgarten. Sie soll zur ersten Uebung im Aussprechen und Lesen dienen, ist aber zu diesem Behuf zu kurz, weil sie nicht mehr als zehn Zeilen enthält, und noch dazu metrisch ist. *Pars II. de partibus orationis* zerfällt in *acht* Abschnitte. Sect. I. *de nomine substantivo* handelt Cap. 1. *de genere nominum substantivorum*, Cap. 2. *de declinatione (de numero de casibus*, und *paradigmata)*, Cap. 3. *de articulo.* Sect. II. *de nomine adjectivo.* Sect. III. *de pro-*

pronominibus. Sect. IV. *de Verbo:* Cap. 1. *Canones generales*, Cap. 2. *de verbi perfici, temporibus et modis* (§. 1. *perficorum temporum cum temporibus aliorum sermonum comparatio*, §. 2. *temporum et modorum formatio*, §. 3. *Paradigmata verborum auxiliarium*, §. 4. *Paradigmata verborum regularium*, und §. 5. *de temporum verbi perfici significatione et usu*); Cap. 3. *de Verbis irregularibus sive defectivis*, Cap. 4. *de Verbis impersonalibus.* Sect. V. *de Adverbiis*, VI. *de Conjunctionibus*, VII. *de Praepositionibus*, VIII. *de Interjectionibus et Exclamationibus.* Hierauf folgt ein *Appendix ad partem secundam: de numeralibus. Pars III. Etymologia* ist in *zwey* Abschnitte getheilt, davon der eine in *drey* Kapiteln *de Derivatione*, und der andre in *drey* Kapiteln *de Compositione* handelt. Den Beschluss macht *Pars IV. Syntaxis.* Dieser ist, wie überall, äusserst mager und mittelmäßig gerathen, und enthält *drey* Paragraphen, von S. 101—108. Da Rec. der Kürze wegen den Vortrag dieser Institutionen nicht im Detail beurtheilen kann, so begnügt er sich, zur Bestätigung seines obigen allgemeinen Urtheils nur einige wenige Bemerkungen folgen zu lassen, die als Belege des hin und wieder eingeflossenen Irrigen oder nicht genug Bestimmten gelten mögen. Gleich in dem *ersten* Kapitel des *ersten* Theils ist die angegebene Aussprache des Buchstaben خ und die des ع nicht richtig, da jener bey den Persern wie *k* oder *c* vor *a*, *o*, *u*, und dieser bey den Arabern wie das franz. *n* in *mon*, *rien* etc. lauten soll. Beides kann allenfalls als Aussprecherey, aber nicht als wahre Pronunciation angegeben werden. Ueberhaupt beruhet die Schreibart des Vfs., wenn er die Aussprache der persischen Worte mit lateinischer Schrift verdeutlichen will, auf unannehmlichen Grundsätzen. Wer wird ihm beypflichten, wenn er z. B. خوارزم *Carizm*, خواب *cdb*, خویش *kihsch*, پیش *pihsch*, آمدن *ahmuden*, آن *ahn*, شکفت *schukufth*, خوبتر *cuhbther*, دختر *docther*, تو *thu* etc. schreibet? auf der andern Seite dagegen solchen angenommenen Principien ganz untreu, z. B. شیر *schir*, زمین *zemin*, خوبست *cubeft*, عالم *alem* etc. Warum nicht auch diese Worte: *schihr*, *zemihn*, *cuhbeſth*, *ahlem?* Nächstdem ist es ein grosser Mangel, dass der Vf. in seiner für den Anfänger geschriebenen Sprachlehre die ganze *Pars I.* mit so wenigen und unzulänglichen Regeln abgefertiget hat, dass niemand im Stande seyn wird, das Persische daraus gehörig *lesen* zu lernen, wenn er nicht noch andre Hülfsmittel, oder einen guten mündlichen Unterricht daneben benutzen kann. Im *dritten* Kapitel, *de Tono*, bekennt der Vf. seine Unwissenheit, und fertiget seine Schüler in sieben Zeilen mit der Hinweisung an diejenigen ab, welche *ab ipsis Persis perfice legere et loqui didicerunt.* — S. 10. heisst es: ه *femininâ plerumque ferè (non ubivis) in* ت *mutatâ.* Diese Sache ist gar nicht so willkürlich, als sich der Vf. mit andern seiner Vorgänger vorzustellen scheint, und obgleich die bisherigen Sprachlehrer ebenfalls nichts Bestimmteres hierüber vorgetragen haben: so ist es doch aus der Aufmerksamkeit auf den Sprach- und Schrift-Gebrauch keinem Zweifel weiter ausgesetzt, dass die Perser die arabischen Wörter mit der femininen Endung ه nach gewissen bestimmten Regeln entweder in ـه oder in ـت endigen. Da nämlich die Perser in ihrer Sprache das *sächliche* Geschlecht der arabischen Sprache nicht kennen: so brauchen sie die aufgenommenen arabischen Namen der *leblosen* Dinge, ingleichen die daher entlehnten *Nomina substantiva abstracta*, wenn sie *persönliche* Bedeutung annehmen, nach einem dunkeln Gesetz des Sprachgebrauchs, den man in den einzelnen Fällen aus der Lektüre fleissig anmerken muss, theils mit der Endung ـت, z. B. نعمت Wohlgefallen, عصمت (Schutz, Festigkeit) eigner Name eines persischen Dichters; theils mit der Endung ـه, z. B. طرّه Haarlocke; theils aber sowohl mit ـت als mit ـه, z. B. سلطنت und سلطنه Herrschaft, فتنت und فتنه Empörung, تذکرت und تذکره Memorial, حصّت und حصّه Loos, Theil, رسالت und رساله Abhandlung, قلعت und قلعه Castell, الاعت und الاعه Göttin, تنبالت und تنباله Elfenzwergin. Ebenfalls auf beiderley Weise, mit ـت und ـه, gebrauchen sie die *Nomina substantiva concreta* des *persönlichen* Geschlechts der *unvernünftigen* Thiere, z. B. حمارت und حماره Esel in, بقرت und بقره, Kuh und بیامت بیامه Holztaube. Dagegen erhalten im Persischen die aus dem Arabischen entlehnten *Nomina propria locorum et regionum*, ingleichen die *Nomina substantiva concreta* des *persönlichen* Geschlechts der *vernünftigen* Geschöpfe; und die *Adjectiva* und *Participia* allezeit allein die Endigung ـه, z. B. مکه *Mecca*, سلطانیه *Ssulthania;* خلیفه Chalif, شریفه Scherifin, معشوقه Freundin, Geliebte; محبت خالصه aufrichtige Freundschaft. S. 11. *Persönliche Plural-Endung* یان *für die Wörter auf* ا. Hier fehlt die Bemerkung, dass die *Nomina animantium* auf و ebenfalls یان hinzufügen, z. B. بانویان Prinzessinnen; und hierzu die nöthige Restriction, dass nämlich solches blos alsdann Statt findet, wenn das و ein و *vocale* oder *radicale vere quiescens* ist. Denn wo das و *leer* und *lautbar*, d. i. wirklicher *Mitlauter* ist, wird nach der allgemeinen Regel nur ان hinzugefügt, z. B. خسروان die Chosroen, دیوان die Divs, گاوان die Stiere. S. 15. 22. ist die Lehre von dem persischen *Bindungs-*

Vocal (الصاقت) eben so wenig vollständig eingetragen, als es von andern geschehen ist. Rec. hat hierüber im Allgemeinen bereits in der Anzeige der Dombayischen Grammatik das Nöthige erinnert. Schon das *quem recitando semper notant* ist unrichtig. — Hiermit mag die berichtigende Anzeige eines übrigens brauchbaren Hülfsbuchs beschlossen seyn. Zur Empfehlung desselben nur noch die Bemerkung, dass die von S. 111 — 230. laufende *Chrestomathie*, auf welche von S. 233 — 438. das brauchbare *Glossarium* folget, sowohl in dem *prosaischen* als in dem *poetischen* Theile, sehr gut ausgewählte Stücke enthält. Der Vf. arbeitet nun noch zur Erleichterung des Gebrauchs seiner Chrestomathie ein *Auctarium* aus, welches noch unter der Presse ist und die Stücke der Chrestomathie in lateinischer Uebersetzung mit den nöthigen Bemerkungen enthalten wird. Er hat uns überdiefs die *Historiam Samanidarum* aus *Mirchond* versprochen. Beide Arbeiten werden, die erste den Anfängern, die andre den Kennern, sehr willkommen seyn.

PHILOLOGIE.

1) Würzburg, b. Stahel: *Jac. Bayer Paedagogus latinus germanae juventutis*, sive *Lexicon germanico-latinum et latino-germanicum*. Deutsch-Lateinisches und Lateinisch-Deutsches *Wörterbuch*. *Eilfte* Auflage, durchaus von Neuem umgearbeitet, vermehrt und verbessert von *C. Ph. Mayer*, Prof. der Grammatik am Gymnas. zu Würzburg. Deutsch-lateinischer Theil XIV u. 948 S. Lateinisch-deutscher 486 S. 1805. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. v. Kleefeld: *Lateinisch-deutsches* und *Deutsch-lateinisches Taschenwörterbuch* nach *Schellar's* und *Bauer's* gröfsern Werken in gedrängter Kürze und mit nöthiger Auswahl abgefafst, auch hin und wieder mit Zusätzen und mehr als 600 neuen Wörtern vermehrt, vornehmlich zum Gebrauch in Schulen, wie auch für diejenigen, denen einige Kenntnifs der lateinischen Sprache nöthig und nützlich ist. Lateinisch-deutscher Theil XIV u. 543 S. Deutsch-lat. Th. 428 S. 1801. gr. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie jede Provinz ihre eigenthümlichen beliebten Schulbücher zu haben pflegt, die bey Kind und Kindes Kind in Ansehen bleiben, so erhält sich der alte *Bayer* in seinem Kreise noch immer in Ehren, und wird sich vielleicht noch lange darin erhalten, da man ihn jetzt in einer sehr berichtigten und vervollständigten Gestalt hat ans Licht treten lassen. Seine vorzügliche Brauchbarkeit für Schüler soll auf der Einrichtung beruhen, dass in dem deutsch-lateinischen Theile bey jedem Nennworte der Genitiv, das Geschlecht, die etwanigen Ausnahmen in der Abänderung; bey dem Zeitwort, ob es ein Activum, Neutrum u. s. w. ist, meistens sein Perfectum, Supinum u. s. w., der Casus, den es regiert, die Anomalien angegeben sind. Der deutsch-lateinische Theil ist, wie schon die Seitenzahl lehrt, im Verhältnifs zu dem lateinisch-deutschen sehr angeschwellt und durch Tausende von Wörtern vermehrt worden. Es scheint daher, dass man es vorzüglich auf diesen Theil abgesehen und das Werk insonderheit zum Gebrauch beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische oder bey eignen lateinischen Ausarbeitungen bestimmt hat. Im lateinisch-deutschen Theile sind die mehrfachen Bedeutungen der Wörter, ohne weitere Erläuterung, blofs angegeben. Vermissen wird die Jugend die Bezeichnung der Kürze und Länge der Sylben.

Das Taschenwörterbuch Nr. 2. verdient Liebhabern und Anfängern empfohlen zu werden. Es leistet, was der Titel verspricht. Freylich enthält es nicht so viele Artikel, als der umgearbeitete *Bayer*; aber ihrer mehrere sind besser und fruchtbarer bearbeitet. Die in den deutsch-lateinischen Theil neuaufgenommenen Wörter, deren Verzeichnifs die Vorrede giebt, bestehen zum Theil aus solchen, welche erst in den letzten Jahren ausgeprägt worden, und ihre Uebersetzung hatte mitunter eigne Schwierigkeiten. Die Menge neuer Wörter, mit denen unsre Sprache jetzt bereichert wird, dürfte bald ganz neue *deutsch*-lateinische, französische, englische u. s. w. Wörterbücher nöthig machen.

Wien, b. Doll: *Lateinische und deutsche Gespräche*. Ein Versuch, durch diese praktische Uebung Anfängern das Lateinischreden zu erleichtern. Herausgegeben von *K. A. Moser*. 1804. VI u. 264 S. gr. 8. (20 gr.)

Dieser praktischen Anleitung zum Lateinischreden gehen voran die Zahlwörter, Monate und Tage, der R. Kalender, Redensarten des gesellschaftlichen Umgangs, lateinisch und deutsch; dann eine Auswahl aus Erasmus *Colloquia familiaria*, die keinen wissenschaftlichen, sondern gemeinen Inhalt haben; sodann Terenzens Selbstpeiniger sehr abgekürzt, und endlich noch Idiotismen und Sprüchwörter der lateinischen und deutschen Sprache. Dem lateinischen Text geht durch das ganze Buch eine deutsche Uebersetzung zur Seite. Aber diese ist oft gar zu ängstlich dem Lateinischen nachgebildet, auch wohl gegen die Grammatik und mit Provinzialausdrücken. S. 44.: „Demiphon *berathschlagte ihrer drey* über etwas." „So wurde Demiphon noch viel unschlüssiger als *vor und eh*." Unrichtig ist S. 45. das Lateinische wie das Deutsche: „*Quoto die recurrit dolor? Quoto die narras? imo quotidie: saepius quam Euripus, qui septies recurrebat fretum angustum inter Beotiam et Euboeam de die, et tanto quidem impetu, ut naves secum raniat.*" „Und *alle Tage* kehrt der Anfall zurück? *Alle Tage* sagen Sie? *Ja wohl* alle Tage: öfters als *Euripus*, der die Meerenge zwischen *Beotien* und Euböa siebenmal des Tags mit solchem Ungestüm durchlief, dass er Schiffe mit sich *fortrieß*." S. 46.: „*Vide ne ex immodico aut intempestivo studio con-*

conciliaris hoc mali." „*Sehen Sie zu, daſs* Sie sich diese Krankheit nicht etwa durch unmäſsige und unzeitige Anstrengung *herbeyzogen.*" Uebrigens fehlt es diesem Buche an einem der vorgesetzten Absicht entsprechenden Plane; wie schon die obige Anzeige der gewählten Stücke beweist.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Würzburg*, b. Stahel: *Hermann Joseph Brünninghausen*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor, churf. pfalz-bayerischer General-Stabs-Chirurgus bey der fränkischen Inspection, der k. k. med. chir. Academie zu Wien, und der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Mainz Mitglied, *über die Exstirpation der Balggeschwülste am Halse, und über eine neue Methode, dieselbe mit Sicherheit zu verrichten.* Nebst einem Anhange über die *verbesserte Geburtszange.* 1805. 106 S. 8. m. 1 Kpfrt. (12 gr.) — Obgleich die meisten heilbaren Balggeschwülste durch die gänzliche Ausschneidung oder Oeffnung des Sacks und Zerstörung desselben durch Aetzmittel und Eiterung geheilt werden können: so giebt es doch Fälle, wo diese Methoden nicht zureichend sind, und andere Hülfsmittel ersonnen und angewendet werden müssen. Ein solcher Fall ist dem Vf. in seiner Praxis vorgekommen; und da die von ihm befolgte Kurart in ähnlichen Vorfällen empfohlen zu werden verdient: so wird Rec. die ausführlich beschriebene Krankheits- und Operationsgeschichte in einem gedrängten Auszuge mittheilen.

Ein übrigens gesunder, wohlgebauter, junger Soldat hatte zwischen dem Luftröhrenkopfe und dem obern Theile des Brustbeins, etwas nach der linken Seite zu, eine fast harte, unschmerzhafte und leicht bewegliche Geschwulst von der Gröſse eines kleinen Hühnereyes, die der erfahrne Vf. durch die Exstirpation wegzunehmen entschlossen war. Während der Operation zeigte sich indessen, daſs die Geschwulst birnförmig war, tief an dem Oesophagus fest sass, auswärts von der linken Carotis begränzt war, und hinterwärts so fest auf einem starken Aste der *Art. thyreod. inf.* lag, daſs es unmöglich war, die Exstirpation zu vollenden, ohne diese Arterie, deren Blutung durch die Compression so wenig, als durch die Ligatur ohne Nachtheil des Kranken gestillt werden konnte, zu verletzen. Nachdem der Sack gespalten, und ein gelblichtes schleimichtes Wasser ausgeleert war, fand man den Sack inwendig knorpelhart, mit Knochenlamellen untermischt, die Haut desselben ungewöhnlich fest, und an manchen Stellen, besonders nach hinten zu, wohl drey Linien dick. An die Zerstörung dieses Sacks durch Aetzmittel und Eiterung war also nicht zu denken. Der Vf. legte deswegen eine einfache Schlinge um den Grund der stark hervorgezogenen Cystis, und schnitt, nachdem der Faden fest zugezogen war, den gröſsten Theil des Sackes ab. Der kleine zurückbleibende und unterbundene Theil zog sich schnell in die Tiefe der Wunde zurück. Die Blutung einer beträchtlichen Vene, welche sich einige Stunden nach dem Verbande erneuerte, ward durch einen mit Weingeist getränkten und tief in die Wunde gebrachten Schwamm gestillt. Der öftere Reiz zum Husten und häufige Schleimauswurf, welcher sich nach der Operation zeigte, hörte am vierten Tage, wo der Schwamm aus der Wunde genommen wurde, gänzlich auf. Am dreyzehnten Tage war die Eiterung noch sehr beträchtlich, und weil sich das unterbundene Stück des Sackes, welches anderthalb Zoll tief in der verengerten Wunde lag, noch nicht abgesondert, und der Faden wahrscheinlich nicht hinreichend eingeschnitten hatte: so zog man die heraushängenden Unterbindungsfäden durch eine kleine unten schief abgeschnittene silberne Röhre, die man bis an den Grund der Geschwulst schob, während die Fäden stark angezogen, und nachher befestigt wurden. Am ein und zwanzigsten Tage fiel das Röhrchen mit den Fäden und dem unterbundenen Sacke aus der Wunde, in deren Tiefe sich noch immer Eiter ansammelte, bis zuerst täglich ein langes, allmählig kürzer gemachtes Stückchen Wachsschwamm, und zuletzt ein Aetzmittel eingelegt wurde, worauf sich die Fistel am 71sten Tage der Operation schloſs und fest vernarbte.

Bey dieser Gelegenheit führt der Vf. mehrere theils fremde, theils eigene Beobachtungen über Balggeschwülste an, welche diese kleine Schrift für den jungen Wundarzt noch belehrender machen.

In einem Anhange macht der Vf. die fernern Verbesserungen seiner im J. 1802. beschriebenen Geburtszange bekannt. Diese Zange ist beynahe 15 Zoll, alt franz. Maſs, lang, die Länge der Löffel, von der Axe an gemessen, beträgt etwas über die Hälfte der ganzen Zange. Die Beckenkrümmung fängt gleich bey der Axe an, und steigt allmählig so weit aufwärts, daſs die Enden der Löffel 3½ Zoll über die Horizontalfläche erhoben sind. Die Kopfkrümmung verhält sich so, daſs der Sinus da, wo er am weitesten ist, 2 Zoll und 8 Linien hat. Die gröſste Weite der Zange ist nur 2 Zoll von der Spitze entfernt. Der Vf. hat jetzt die Zangenfenster nur 2½ Zoll machen lassen (die Weite beträgt 10 Linien). Die *Länge* der Fenster, worin sich ein Theil der Convexität der Kopfknochen, und ein Theil der gefaſsten Kopfbedeckungen fügt, die folglich zur Ersparung des Raums im Becken, und zur festern Haltung des Kopfs das Ihrige beytragen, hat durchaus keinen Nutzen, kann aber schaden: denn bey der Application der Zange können geschwollene Geburtstheile sich in die langen Fenster einlegen, und beym Fortschieben des Instruments in den immer enger werdenden Spalten gequetscht und gezerrt werden. Wenn das Fenster kürzer ist, so kann der undurchbrochene Theil des Löffels auch dünner gemacht werden, ohne an seiner Stärke zu verlieren. Der Theil der Zangenlöffel, welcher zwischen dem äuſsersten Ende des Fensters und dem Ende des Löffels selbst ist, beträgt 10 Linien, und kann daher ohne Nachtheil der Stärke dünner gemacht werden; er hat eine flache Concavität erhalten, um sich besser an die Convexität des Kopfs anlegen zu können. Die dritte Abänderung ist die, daſs die Beckenkrümmung durch die ganze Handhabe fortläuft, wodurch also die ganze Zange eine krumme Linie formirt. Mit dieser krummen Zange kann auch bey geschwollenen Geburstheilen, und beym höchstmöglichen Stande des Kinderkopfs, gemächlich gearbeitet, und der Kopf ohne Verletzung des Mittelfleisches entwickelt werden: denn die Zange gewinnt eigentlich durch die fortgesetzte Krümmung 2 Zoll, und ihre Form bestimmt die Richtung, nach welcher der Geburtshelfer arbeiten soll. Rec., der sich in einer ausgebreiteten Praxis auch bey den beschwerlichsten Entbindungen — man wird sich wahrscheinlich wundern — noch immer der Levretschen oder einer ähnlichen, aber etwas längern Zange bediente, findet die Construction der Brünninghausenschen Zange allen Forderungen so entsprechend, daſs er sich dieser Zange gewiſs bedienen würde, wenn er einst die Nothwendigkeit einsähe, sich von seiner getreuen alten Freundin, der Levretschen Zange, trennen zu müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Februar 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar.* Tom. *XXV.* för år 1804. *Jan.* — *Dec.* (Neue Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. *XXV.* Band für das Jahr 1804. *Erſtes* — *viertes* Quartal.)

In dem *erſten* Quartal des J. 1804. finden wir: 1) die *zweyte* Fortſetzung der Beſchreibung des Kirchſpiels Enonteki in Lappland, von *E. J. Grape.* Der Vf. ſetzt hier noch ſeine Nachrichten von den Lappen fort, und beſchreibt ihre Rennſchlitten und deren Einrichtung und Regierung, und dann beſonders die Sitten und Gebräuche der Lappen, die eben ſo ſehr einer Verbeſſerung bedürfen, als ihre Kleidungs- und Nahrungsart. Die Liebe zum Branntwein iſt bey ihnen ſehr groſs; ſie geben ihn ſchon Kindern von drey bis vier Jahren zu trinken. Nächſt der Völlerey iſt der Rennthierdiebſtahl eins ihrer herrſchenden Laſter. Sie reden Jedermann mit du an, von ſich ſelbſt aber ſprechen ſie im Plural: Wir. Noch halten viele auf Segenſprechen und andern Aberglauben, und beſonders glauben ſie ſich in allen Nöthen durch Verſprechen von Geſchenken an Kirchen zu retten. Ihr Geld vergraben ſie oft in die Erde: ſo auch ihre ſilbernen und kupfernen Gefäſse, ohne weder Frau noch Kindern die Stelle wiſſen zu laſſen. Mit ihren Heirathen werden ſie bald fertig. Branntwein, Butter, Brod, Rennthierkäſe und Rennthierfleiſch ſind ihre hochzeitlichen Gerichte, und bey Tiſch wird von allen und jedem Taback geraucht: von Tanz wiſſen ſie nichts. Die Weiber gebären ſehr leicht; den Kindern läſst man allen Willen. Die Leichen derer, die im Sommer, wenn ſie ſich in dem Felſengebirge aufhalten, ſterben, werden ſo lange eingegraben, bis ſie ſolche, wenn im Winter Schlittenbahn wird, nach der Kirche fahren können. Eingekleidet werden die Leichen nicht, ſondern in dem Gewande, worin ſie ſterben, begraben; aber Strümpfe von grobem Tuch, und beſonders dicke wollene Handſchuhe werden ihnen angezogen, der Bart wird abgeſchoren und das Geſicht mit Tüchern bedeckt. Ihr ärgſter Feind, den ſie haben, iſt der Wolf, der ihren Rennthieren ſehr nachſtellt, und von den getödteten Rennthieren zuerſt die Zunge, als einen Leckerbiſſen, verzehrt. (wird fortgeſetzt.) 2) Verſuche, aus den mehreſten Flechtenarten einen Farbeſtoff zu hohen und ſchönen Farben zu bereiten. Die *achte* und letzte Abtheilung, vom Leibmedicus *Weſtring.* Der Vf. hat damit nun ſeit zwölf Jahren Verſuche angeſtellt, die ſelbſt auch für den Botaniker belehrend und nützlich geworden ſind. Er hat das Vergnügen gehabt, daſs die aus mehrern Flechtenarten bereiteten Farben ſchon in dortigen Fabriken angewandt worden. Mehrere arme Leute können ſich mit Einſammlung und Verkauf derſelben etwas verdienen. Er theilt dieſe ſo wenig bekannte und benutzte Gewächſe in Anſehung der Farbe, die ſie geben, in *zwey* Klaſſen: *Subſtantiva*, die ohne beſondere Bereitung einen natürlichen Farbeſtoff abgeben, und *Adjectiva*, deren Farbeſtoff erſt durch die Bereitung entwickelt werden muſs, und zeigt dann, welche dieſe ſind, und wie ſie müſſen bereitet werden. Für die Wollenfabriken verſprechen ſie doch zur Zeit nicht ſo viel, als für die Seidenfabriken, da ſie der Seide eben ſolchen Glanz geben und eben ſo beſtändig ſind als die chineſiſchen Farben. Durch Zuſatz von Kochſalz und Salpeter hat der Vf. die Farben beſonders feſt gemacht. Auch hat er, wo ſonſt der Farbeſtoff daraus nicht gut zu entwickeln geweſen, ſolches durch Anwendung von ungelöſchtem Kalk und Salmiak erhalten. Er hat ſieben verſchiedne Methoden zur Ausziehung des Farbeſtoffs beſchrieben. Die hier noch zuletzt von ihm angeſtellten Verſuche betreffen beſonders die *Lichenes gelatinoſi Lin.*, die doch am wenigſten Nutzen für die Färbereyen haben, die *fruticuloſi L.* (*Cladoniae achar.*) und *Heliopodia achar.* Beſonders ſind die *Lich. unciales L.*, *ſubulatus Ach.*, *aduncus A.*, *pungens A.*, *furcatus A.*, *ſpinoſus A.*, *globiferus L.*, *fragilis L.* und *rangiferus L.* nach den verſchiedenen Methoden des Vfs. unterſucht. 3) *Peziza Cacabus*, ein neuer und beſonderer Erdſchwamm von Java, beſchrieben von *S. J. Ljungh.* Der Probſt *J. Brandes*, der ſich viele Jahre in Oſtindien aufgehalten, hat die Zeichnung dem Vf. mitgetheilt; *Brandes* fand ihn an der Wurzel eines Baums bey Batavia. Er war ſehr weich, faſt wie grünes Papier, drey Fuſs hoch, aber 25 Zoll breit, und hatte einen Stil der 16 Zoll hoch, hohl und 3 Zoll dick war. (Alſo gröſser als *P. acetabulum L.* mit dem er ſonſt in Geſtalt Aehnlichkeit hat, nur daſs dieſer letztere ohne Stil iſt.) Er wird hier beſchrieben: *Peziza Cacabus: ſtipitata, cinerea, 3 pedalis, globoſo-campanulata, extus plicata, margine ſtriata, ſtipite fiſtuloſo incraſſato*, mit Zeichnung. 4) Eine Bauchwaſſerſucht, worin in mehrern Jahren eine ungewöhnliche Menge Waſſer abgezapft ward, von *J. L. Odhelius.* Eine Unterofficiersfrau, die vier Kinder geboren hatte, muſste nach des Mannes Tode, in Dienſt gehen, wo ſie viel auszuſtehen hatte. Sie bekam 1796. ein langwieriges intermittirendes Fieber, das bey ſchlechter Cur und Wartung im Sept. 1797.

in eine eigentliche Bauchwaſſerſucht überging. Sie war 39 Jahr alt, als ſie im April 1798. ins Lazareth aufgenommen ward, wo ſie im October 1803., ſechs Jahr, nachdem ihr das Waſſer zuerſt abgezapft war, an Entkräftung ſtarb. Dieſs Abzapfen des Waſſers war die einzige Erleichterung ihrer Schmerzen. Es geſchah in allem 52 mal, jedesmal zwiſchen fünf bis neun Kannen, welches zuſammen während der ganzen Krankheit 340 Kannen betrug, und bald klar, bald trübe, bald gelblich, bald röthlich ausſah. So ganz auſserordentlich iſt der Fall doch wohl nicht. 5) Anbruch zu Bergſalz in Weſtgothland, von *A. Polheimer*. Da das Salz zu den Lebensnothwendigkeiten gehört, woran es in Schweden ganz fehlt: ſo würde die Entdeckung von Bergſalz im Lande äuſserſt wichtig ſeyn. Die hier beſchriebene Gegend iſt eine Ebene, zwey Meilen lang und eine breit. Sie hat alle mögliche Kennzeichen, daſs ſie ehemals Meeresgrund geweſen ſeyn müſſe, und daſs das Meer ſein Salz daſelbſt in feſte Lager abgeſetzt habe. In den gegrabenen Gruben ſammelt ſich Salzwaſſer. Der Landeshauptmann Ribberg hat ſchon 1724. daraus durch einen Salpeterſieder wirkliches Salz kochen laſſen. Aber der feine, auf dem Waſſer flieſsende, Sand verhindert, daſs man nicht durch gewöhnliches Brunnengraben, die Erdſchichten entdecken kann, wodurch das Salzwaſſer hervordringt; auch kann das nicht durch gewöhnliche Erdbohrer geſchehen. Der Vf. ſchlägt dazu einen, auch in Deutſchland nicht unbekannten, Brunnenbau vor, vermittelſt deſſen man auf den feſten Salzſtock kommen könne. Der dort befindliche Alaunſchiefer könnte zum Sieden des Salzes gebraucht, und im Winter durch die Eisgradirung die Anlegung weitläuftiger Gradirwerke vermindert werden. 6) Erfahrungen und Beobachtungen über die ungleiche Natur der Winde und ihre ungleiche Wirkung auf die elektriſche Materie der Erde, und zu folge deſſen auf die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, von *E. Wäſtröm*. Eine für Naturkunde und Oekonomie ſehr wichtige Abhandlung; die aber, da ſie ſich auch ſtets auf das dortige Lokale bezieht, nicht gut einen Auszug leidet. 7) Die Sonnenfinſterniſs in Abo den 28. Auguſt. 8) Die Mondfinſterniſs den 11. u. 12. September 1802. 9) Der Durchgang des Merkurs durch die Sonne den 9. November 1802., alle drey obſervirt von *G. G. Hällſtröm*. 10) Die Mondfinſterniſs vom 12. September 1802., beobachtet zu Lund, von *Lidtgrén*.

Das *zweyte* Quartal enthält: 1) die *dritte* Fortſetzung der Beſchreibung des Kirchſpiels Enonteki in Lappland, von *E. R. J. Grape*: Zuerſt von den dort ſowohl bey den Lappen als den Neuanbauern im Schwange gehenden abergläubiſchen Einbildungen, Meinungen und Gewohnheiten; hier in allen 37 derſelben geſammelt. Doch dergleichen trifft man bey allen Völkern unter dem gemeinen Mann und in der Rokkenphiloſophie gewöhnlich in mancherley lächerlichen Geſtalten an. Wichtiger iſt was der Vf. zweytens von den dort befindlichen Thieren und Gewächſen anführt. Man ſollte glauben, daſs an einem Ort, wo der Winter mit der ſtrengſten Kälte an ⅔ des Jahres dauert, es nur ſolche Thiere und Gewächſe geben könne, die ſich dafür paſſen. Allein auſser mehrern nur dieſem Klima eigenen Naturalien, findet man doch auch hier eine Menge Thiere und Gewächſe, die man auch in ſüdlichen Ländern antrifft, wohin beſonders eine Menge von Inſektarten gehören. Das vornehmſte Thier iſt doch hier bekanntlich das Rennthier, das ſich im Sommer von Gras, Laub, Beeren und Schwämmen nährt, im Winter aber durch den Geruch das Rennthiermoos unter dem tiefſten Schnee zu finden weiſs. Ihre Oekonomie wird beſchrieben. Ein Rennthier das zum Fahren gebraucht wird, koſtet 5 bis 6 Rthlr. Banco. Das Alter dieſer Thiere erſtreckt ſich nahe an 15 Jahre. Auch von den Krankheiten derſelben wird geredet. Unter den Raubthieren thut der Wolf den meiſten Schaden. Falken und Eulen ſind ſelten. Zugvögel kommen zu Anfang des Sommers in Menge an, und brüten dort ihre Jungen aus. Die gröſste Anzahl von Vögeln daſelbſt iſt die von Seevögeln. Mücken ſind im Sommer in unzähliger Menge: eine groſse Plage für Menſchen und Thiere. Der *Oeſtrus Tarandi*, und *Oeſtrus Trompe*, wovon jener ſeine Eier in die Rückenhaut, dieſer in die Naſenlöcher der Rennthiere legt, und für ſolche eine groſse Plage. Mehrere dort befindliche ſonſt unbekannte Arten von Inſekten ſind von *Paykull*, *Quenſel*, u. a. beſchrieben. Unter den Schmetterlingen iſt *Treija* am gewöhnlichſten, *Embla* am ſeltenſten. Die *Phalänen* verdienen dort kaum den Namen der Nachtfalter, da ſie auch des Tages und im Sonnenſchein herum fliegen. Die dortigen Pflanzen ſind von *Linné* und *Liljeblad* beſchrieben; doch findet man auch mehrere unbekannte Arten, beſonders von Riedgras und Mooſen. Der Mangel an Zimmerholz wird gewiſſermaſsen dadurch erſetzt, daſs das Holz wegen ſeiner gröſsern Feſtigkeit länger dauert. Die Pflanzen erhalten dort geſchwinder ihren vollen Wachsthum und ihre Reife, als in ſüdlichen Gegenden. Auf dem Pfarrhofe hat man mehrere unſerer Küchengewächſe angebauet. Erbſen werden nicht reif, und Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirſchen dort wohl nie fortkommen. Man ſollte ſuchen den Lappen mehr zu gewöhnen, isländiſches Mooſ, Angelika, u. d. m. zu ſammeln. Zuletzt ein Verzeichniſs der dortigen Prediger ſeit 1672., und einige meteorologiſche und aſtronomiſche Tabellen. 2) Zuſatz zu den Verſuchen, Flechten zum Färben zu gebrauchen, die in den vorigen *acht* Abtheilungen überſehen oder hernach erſt gemacht worden, nebſt Berichtigungen einiger Namen derſelben, von *J. P. Weſtring*. Die Flechtenarten womit hier theils ganz neue Verſuche angeſtellt, theils ſolche fortgeſetzt worden ſind: *L. Lacteus, Orcinus, Adſpergillus, Confluens. Atrovirens Dillenii, Nitidus, Calcareus, Cinereus* (eine der vornehmſten Farbeflechten, die auf Wolle eine hohe und ſchöne Scharlachfarbe, und auf Seide Roſenroth giebt, durch deren mehrere und vervollkommnete Anwendung viele Cochenille erſpart werden kann.). Ferner: *L. Ater, Grumoſus Glaucoma, Swartzii. Parellus, Upſalienſis, Epanorus, Centrifugus, Ambiguus, Re-*

Recurvus und *Carioſus*. 3) Hiſtoriſche Ueberſicht des Problems von der Figur der Erde, nebſt den Anleitungen zu der neuen Gradmeſſung in Lappland, und ihrer definitiven Reſultate, dargeſtellt in den Verhältniſſen welche die phyſiſch-mathematiſchen Wiſſenſchaften davon fordern, von *J. Svanberg*. Der Vf. war einer der vornehmſten Aſtronomen, welcher die im J. 1802. von Hn. *C. R. Melanderhjelm* vorgeſchlagene, durch die Akademie der Wiſſenſchaften veranſtaltete, und vom Könige freygebig unterſtützte, neue Gradmeſſung verrichtete. Er giebt hier zuerſt eine ſummariſche Ueberſicht alles deſſen, was von den älteſten Zeiten bis zu dieſer neuen Gradmeſſung über die Frage von der Dimenſion der Erde geſchrieben, und zu ihrer Auflöſung gethan worden, von *Ariſtoteles* und *Eratoſthenes* an, bis *Huygens*, *Newton*, *Maclaurin*, *Clairaut*, und beſonders von dem, was durch die ſieben vornehmſten Gradmeſſungen im vorigen Seculo beſtimmt worden. Man fand, daſs vorher Fehler vorgegangen ſeyn muſsten, und um ſolche zu berichtigen, ward die neue Gradmeſſung in Lappland angeſtellt, deren Reſultate der Vf. zweytens hier entwickelt. Nach Berechnung der Refraction findet man die Angabe der Meſſung von *Bouguer* in Peru 9.53 Meter zu groſs, die der neuern franzöſiſchen 3 m . 07 zu klein, und der neuern in Lappland 18 m . 31 zu groſs. Die wahrſcheinlichſte Ellipticität, welche ſie geben, iſt $\frac{1}{229.6}$, wobey der totale Fehler 41.21 Meter beträgt, und wonach der neue franzöſiſche Grad um 3 m . 83 vermehrt, und der neue lappländiſche um 22 m . 87 vermindert werden muſs; der Peruaniſche aber bleibt wie ihn *Bouguer* angegeben hat. Wenn drey Gradmeſſungen um 12.92 Meter geändert werden: ſo daſs der Peruaniſche um 4 m . 74 vermindert, die neue franzöſiſche um 1 m . 20 vermehrt, und die neue lappländiſche um 7 m . 17 kleiner angenommen wird: ſo iſt die Ellipticität $= \frac{1}{329.1}$. Die wahrſcheinlichſte Ellipticität iſt $\frac{1}{331.4}$, und die kommt heraus, wenn man den Peruaniſchen Grad unverändert läſst, den neuern franzöſiſchen mit 1 m . 50 vermehrt, und den neuen lappländiſchen um 8 m . 97 kleiner annimmt. 4) Minerographiſche Bemerkungen über die Flözen in Rättwik und den angränzenden Kirchſpielen in Dalekarlien, von *W. Hiſinger*. Dieſe Flöze, die an das Sevegebirge ſtoſsen, ſind wegen der dortigen Anbrüche von Schleifſteinen, Kalkſtein und Erz zwar bekannt, aber auſser dem wenigen was *Cronſtedt* und *Tilas* davon haben, noch nicht ſo wie hier, genau unterſucht. Der Vf. giebt von ihrem äuſsern Anſehen, ihrer Ausdehnung und ihren Gränzen, der Lage und der Gränze der Schichten, der Senkung der Lager, den Steinarten und Petrificaten darin, und endlich von dem dort gefundenen Erzen und ihrem ökonomiſchen Nutzen Nachricht. Eine Karte und Zeichnung macht alles deutlicher.

Das *dritte* Quartal hat folgende Abhandlungen: 1) *Mertenſia*, eine neue Gattung des Schlangengraſes, von Dr. *C. L. Willdenow*, Prof. der Botanik und Nat. Hiſt. in Berlin, mit Zeichnungen. *Smith* in England, dem man eine beſſere Eintheilung dieſer Pflanzengattung zu danken hat, unterſuchte beſonders die Gattung, deren Capſeln mit einem elaſtiſchen Ringe verſehen ſind. Der Vf. hatte hingegen in den Schriften der Erfurter Akademie für nützliche Wiſſenſchaften auch die unterſucht, deren Capſel keinen ſolchen Ring hat, und eine Gattung davon unter dem Namen *Todea* aufgeſtellt. Bey näherer Unterſuchung fand er noch eine andere ſich jener nähernden, aber doch davon verſchiedenen Gattung, der er nach *S. M. Martens*, in Bremen, den Namen *Martenſia* giebt, und deren Charakter er ſo beſtimmt: *Capſulae bivalves in foris ſubrotundis ſuperficiei inferioris frondis absque induſiis.* Er beſchreibt davon folgende fünf Arten: *Mert. furcata, dichotoma, pectinata, biſida* und *truncata*. Er vermuthet daſs des Prof. und Ritt. *Thunbergs Polypodium glaucum* in ſeiner *Flora Japon.* auch zu dieſer Gattung gehöre. 2) Anmerkungen und Zuſätze zu der vorigen Abhandlung, von *O. Swartz*. Er ſchlägt vor, den Charakter der *Martenſia* genauer ſo zu beſtimmen: *Capſulae numeroſae, ſubſeſſiles; unilaculares, ſemivalves in punctis ſubrotundis ſuperficialibus ſparſis confertae, absque induſio.* Auch einige Arten beſtimmt er näher, und tritt *Willdenows* Vermuthung wegen *Thunb. Polypodium glaucum* bey. 3) *Petromyzon Planen*, ein bisher in Schweden nicht gekannter Fiſch, von *P. Osbeck*. *Bloch* hat dieſe Art Neunaugen ſchon beſchrieben und ihr den Namen beygelegt. In Schweden hat ihn *Osbeck* zu Haſſlöt in Halland zuerſt entdeckt, und beſchrieben. 4) *Triacus*, eine neue Inſektengattung, von *C. P. Thunberg*, mit Zeichnung. Der Charakter iſt: *Antennae perfoliatae: Clava quadriarticulata. Articulis tribus lunatis ultimo globoſo. Thorax quadratus angulis acutis. Corpus linearioblongum. Tarſi tres.* 5) *Lacerta Tijtja*; eine neue Eidechſe aus Java, von *J. J. Ljungh*, mit Zeichnung. Man findet ſie häufig in Batavia, wo ſie ſich in den Häuſern aufhält und beſonders von Mükken lebt, die ſie des Nachts fängt. Die ſpecifiſchen Kennzeichen ſind: *Lacerta Tijtja: cauda tereti mediocri fuſco faſciata, pedibus pentadactylis unguiculatis, corpore cinereo, vittis quatuor fuſcis dentatis.* 6) Exempel von einer in einen Stück Copalharz gefundenen lebender Fliege, von *J. Julin*. Dieſs Stück Harz hatte über 20 Jahr in des Vfs. Materialkammer, und vielleicht lange vorher in den amerikaniſchen und holländiſchen Magazinen gelegen. Die Fliege fing ſich gleich an zu regen, als ſie unter des Vfs. Händen, da er etwas von dem Copal abſchabte, auf das unterliegende Papier fiel, ſtarb aber am dritten Tage darauf. 7) Von einer unförmlich aufgetriebenen und in eine ſchwamm- oder fettartige Maſſe verwandelte menſchliche Milz, von *C. M. Blom*. Der Vf. beſchreibt die Krankheit, die vorgeblich angewandten Heilmittel, und das was er nach dem Tode in dem ausgemergelten Leichnam fand. Die Milz war in einen unförmlichen Klumpen verwandelt, eine halbe Elle lang, und nach unten ¼ Elle breit, die 5 Pfund

wog,

wog; oben war diese Masse an die Leber angewachsen. Die Masse sah wie ein unreifer *Lycoperdon Bovista*, wie festes Fett, oder wie die Gehirnsubstanz eines Menschen aus, war aber doch kein Fett. Der Vf. erinnert sich hier an den *Kirchhof des Saints innocens* in Paris. 8) Nachricht von einer in Westbothnien gefundenen *Loria Pyrrhula nigra* und *Hirundo urbica alba*, von *D. E. Nezén*. Der Dompfaffe, der drey Jahr in einem Bauer am Fenster gehangen, bekam 1796. beym Mausern statt seiner gewöhnlichen, ganz schwarze Federn, hörte auf zu singen, war aber sonst gesund und frisch. Als er im folgenden Jahr wieder mauserte, bekam er seine vorigen Federn und seinen Gesang wieder, und lebte so mehrere Jahre. Da die gefangene weissgraue Schwalbe nicht munter und lebhaft war: so schreibt der Vf. ihre Farbe einer Krankheit zu, welches bey dem Dompfaffen der Fall nicht war. 9) Ein unvollkommen gebildeter *Foetus*, von *E. Arvidson*, mit Zeichnung. Es war eine durch die Wendung zur Welt gebrachte todte Missgeburt, die zu den *acephalis* gehörte. Nur der Kopf war missgestaltet. *Ossa Bregmatis* und *frontis* fehlten ganz, und vom *os occipitis* fand sich blos der *processus sphenoideus* u. s. w. Auch fehlte die Hirnschale und das was sie sonst enthält. Der Vf. schreibt dieser Geburt weder mechanischen noch chemischen Ursachen, sondern der Schwäche des Mannes und der Beschaffenheit des Samens bey der Empfängniss zu. 10) Vom Athanor, von *O. v. Engeström*. Diese längst bekannte und von den Alchemisten gebrauchte Einrichtung, wo die Kohlen daraus von selbst in den Ofen hinabfallen, um dadurch eine immer gleich starke Hitze zu bewirken, wird zwar jetzt wenig gebraucht; der Vf. findet den Athanor aber in einem chemischen Laboratorium von grosem Nutzen. Er hat selbst einen Athanor mit einem sogenannten faulen *Heinz* nach *Ludolphs* Beschreibung aber mit einigen Veränderungen eingerichtet, der volle drey Wochen Nacht und Tag in gleichem Gange blieb, und liefert hier eine genaue Beschreibung desselben. 11) Methode durch convexe Gläser, und durch die entstehende Farbenbrechung die Bewegung und das Verhalten des Lichts während einer Sonnenfinsterniss zu erfahren, von *E. Wästström*, mit Zeichnung. Der Vf. machte den Versuch damit bey einer am 24. Jun. eingefallenen Sonnenfinsterniss, die doch noch mafsgebender ausgefallen seyn würde, wenn die Finsterniss total oder ringförmig gewesen wäre. 12) Wirkung der natürlichen Pocken und Kuhpocken welche dieselben Personen zu gleicher Zeit hatten; dem *Collegium Medicum* eingesandt von dem Stadtchirurg Mag. *Holm* in Gothenburg, und aus dessen Amtsbericht ausgezogen, von *J. L. Odhelius*. Die Kinder überstanden beide sehr gut, und sowohl die natürlichen Pocken als die Vaccine hielten jede ihren ungestörten ordentlichen Gang. Die Symptome der ersten schienen durch letztere etwas gemildert zu werden. 13) Beobachtung der Sonnenfinsterniss in Åbo den 17. Aug. 1803., von *G. G. Hällström*. 14) Eben diese Sonnenfinsterniss beobachtet zu Lund 1803. den 17. Aug., von *A. Lidtgrén*. 15) Die Mondfinsterniss observirt zu Lund, den 26. Jan. 1804, von *A. Lidtgren*.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Commentar über die Bulle Pabsts Pius VII. von 1. Febr. 1805. die Versetzung des Erzbischöfl. Stuhls zu Mainz auf die Kirche zu Regensburg betreffend.* 1805. 63 S. 8. (4 gr.) — Die wichtige Urkunde wodurch der Kurfürst Erzkanzler, bey seinem Aufenthalt zu Paris die päpstliche Bestätigung desjenigen erhielt, was das deutsche Reich in Ansehung der Translation des Erzbischöflichen Sitzes und der Metropolitan-Gerechtsame, bereits in dem jüngsten Reichs-Schluss verfügt hatte, verdiente allerdings eine publicistische Erörterung. Der ungenannte Vf. hat, auf eine sehr freymüthige, jedoch bescheidene Art, jene päpstliche Bulle, in deutscher Uebersetzung, analysirt und mit grösstentheils passenden Bemerkungen begleitet. Was von päpstlicher *Machtvollkommenheit* darin vorkommt, wird nach dem, bey allen solchen einseitigen Verleihungen und Bestätigungen, hergebrachten Kanzleystil, als blosse Formalität betrachtet. Der Vf. bestreitet die Grundsätze: *a)* dass dem Kurfürsten Erzkanzler, als einzigen geistlichen Kurfürsten, das Bisthum Regensburg, in seiner *unveränderten* Gestalt, zur Dotation mit angewiesen worden, damit auf diese Kirche die Erzbischöfliche gegründet werden könne, und *b)* dass derselbe, in dieser Absicht, von den Vermittlern und dem Reich, eventuel — auf den Tod des Bischofs Joseph Conrad — zum Bischof zu Regensburg bestimmt worden sey. Der erzbischöfliche Stuhl sey nämlich von den bischöflichen ganz verschieden; blos das Fürstenthum, nicht das Bisthum Regensburg sey dem Kur-Erzkanzler von den Vermittlern, nebst andern Entschädigungen, bestimmt worden; und derselbe würde seinen erzbischöflichen Sitz, neben dem bischöflichen, nicht nur in der Stadt Regensburg, sondern auch in jedem andern selbst mittelbaren Bisthum seines Kirchsprengels haben aufschlagen können. Dass aber der Papst, nach Inhalt der Bulle, durch den Tod des Bischofs, Joseph Conrad, veranlasst worden seyn solle, für die Wiederbesetzung des Bisthums Regensburg, und für die Bedürfnisse des diesseitsrheinischen Mainzer Bisthums zu sorgen, sey nur aus der Absicht des Kur-Erzkanzlers erklärbar, seine sämmtliche Dotationslande in ein Erzbisthum zu vereinigen, welche durch diese Bulle bewirkt worden sey. Bey der, am Schluss derselben dem Reichs-Erzbischof, mit Vorbehalt päpstlicher Bestätigung, überlassenen Einrichtung eines *Metropolitankapitels*, wird bemerkt: dass, nach der Analogie, mit dem erzbischöflichen Stuhl auch das Mainzer Kapitel auf Regensburg transferirt worden, und es blos der Zartgefühl des Kur-Erzkanzlers beyzumessen sey, wenn er von seinem weltlichen Rechte, das Regensburger Domkapitel aufzulösen, keinen Gebrauch habe machen wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Februar 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 38. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *vierten* Quartal leſen wir: 1) Geographiſche Breite und Länge der Oerter in Südermannland, Nerike und Oſtgothland, obſervirt und beſtimmt im J. 1802., von C. *P. Hällſtröm*. Man hat dadurch der Karte von *Südermannland*, welche durch die Freygebigkeit des um Schwedens Geographie ſo verdienten Hn. Baron *Hermelins* erſcheint, alle mögliche Zuverläſſigkeit, die nur immer ohne Triangel erhalten werden kann, zu geben geſucht, und ſich dabey deſſen Spiegel-Sextanten oder Chronometers bedient. Die Reſultate dieſer Obſervationen ſind hier genau angegeben. Auch ſind verſchiedene Tabellen über den Gang des Chronometers, die Verſchiedenheit der Länge der Oerter u. ſ. w. beygefügt. 2) *Pyrola media*, eine neue ſchwediſche Pflanze, entdeckt und beſchrieben von *O. Swartz*. Der Vf., dem die ſchwediſche Flora ſchon ſo viele Entdeckungen zu danken hat, hat auſser den fünf bisher in Europa bekannten Arten der Gattung *Pyrola*, nämlich *P. rotundifolia minor*, *ſecunda*, *uniflora* und *umbellata*, noch eine ſechste entdeckt, die bisher mit der *rotundifolia* vermiſcht worden, aber doch von derſelben wirklich verſchieden iſt. Sie iſt: *Pyrola media*, *ſtaminibus rectis*, *piſtillo ſubdeclinato; pedunculo tortili*, *racemo multiflora*, mit ihrer Abbildung in Kupfer. 3) *Ardea atricapilla*, ein neuer Vogel von Sierra Leone, dort gefunden und beſchrieben von *A. Aſzelius*. Der Vf., welcher ſich drey Jahre an den Guineiſchen Küſten aufgehalten, hat dieſe kleinſte Reiherart in Afrika an der engliſchen Colonie Sierra Leone gefunden, und beſchreibt ſie: *Ardea atricapilla*, *capite criſtato*, *ſuper nigro-cinereo viridique varia*, *ſubtus cinerea: remigibus apice albis*. 4) Auszug aus dem meteorologiſchen beym Obſervatorium zu Upſala, J. 1804. geführten Tagebuch, worin ſowohl die Höhe des Barometers und Thermometers, als die Höhe des Niederſchlags (*Nederbörd*) und die Beſchaffenheit der Witterung und Luft in jedem Monat angemerkt ſind. Im ganzen Jahr waren nur 105 heitere Tage. 5) Auszug aus dem Meteorologiſchen Tagebuch, gehalten in der Stadt Umeå, im J. 1801., von *D. E. Nazén*, auf gleiche Art eingerichtet. Die gröſste Kälte war im December: — 36°4, und die gröſste Wärme im Jul. + 27°8. Die Mittelhöhe des Thermometers für das ganze Jahr war + 1°, 46'. Hierauf folgen noch ein paar Auszüge aus einigen an die Akademie 1804. eingeſandten Abhandlungen, die eine vom Hn. Aſſ. *Gahn*. Es iſt bekannt, daſs in Schweden die hölzernen Häuſer gewöhnlich mit Braunroth angeſtrichen werden, ſie mögen aus bloſs mit der Axt behauenen Zimmerholz aufgeführt oder mit Brettern beſchlagen ſeyn. Das königliche Commerzcollegium hatte die Frage aufgegeben: ob man nicht zum Anſtreichen der Häuſer eine etwas hellere und angenehmer ins Auge fallende Farbe anwenden könne, die doch nicht koſtbarer und eben ſo dauerhaft ſey, als die braunrothe Farbe. Dieſe Aufgabe hatte Hn. *G.* zu ſeiner Abhandlung Anlaſs gegeben. Ueberhaupt iſt hier nur von einem Anſtreichen mit Waſſerfarbe die Rede. Der Vf. zeigt dabey die Vorzüge des Braunroths. Will man eine hellere und ſchönere Farbe haben: ſo müſste das doch nur Gelb oder Hellroth ſeyn: denn Blau und Grau iſt theils koſtbarer, theils unbeſtändiger, und fällt noch weniger gut ins Auge. Zu der gelben Farbe, ſchlägt er, wenn ſie nicht koſtbarer als das Braunroth ſeyn ſoll, verſchiedene Ockerfarben vor, die man in Schweden bey den Alaunwerken und der groſsen Kupfergrube bereitet. Zur hellrothen aber ſchlägt er vor, das Braunroth mit etwas Kreide oder Kalk zu vermiſchen, und handelt von der Bereitung, den Preiſen, der Dauerhaftigkeit u. ſ. w. dieſer Farben, und dem Anſtrich derſelben. Die zweyte iſt ein Auszug aus Hn. *v. Gedda* Abhandlung über die Kriebelkrankheit, die ſich in einigen Landesorten zeigt; der Vf. ſcheint die Schuld beſonders darauf zu ſchieben, daſs arme Leute den friſchen Roggen, worunter ſich beſonders Mutterkorn befindet, ſogleich ehe er etwas in der Scheine gelegen und geſchwitzt hat, zu Brod verbacken. Am Schluſs wird noch aus dem Tagebuch der Akademie des von Hn. *Hornemann* erfundenen Wegemeſſers gedacht, der mit den von *Elvius* nach engliſcher Art zuſammengeſetzten Wegmeſſern in mehrern Stücken übereinſtimmt. Zuletzt das reiche Verzeichniſs der Geſchenke, welche die Akademie an Büchern, Modellen und Naturalien erhalten hat.

ALTENBURG, b. Peterſen: *Ueber die Bildung des Schulmanns und* (die) *Verbeſſerung des Volksunterrichts*, zur Veredlung der Menſchheit; auf zehnjährige prüfende Erfahrung gegründet, von *Wilhelm Chriſtoph Thurn*, Lehrer an der Schule zu Catzenelnbogen im Naſſau-Uſingiſchen. 1803. 118 S. 8. (12 gr.)

Der Vf., deſſen Schrift nur von der Bildung des Landſchullehrers und von Verbeſſerung des Land-

schulwesens handelt, ist kein Freund der *Seminarien*; er glaubt, dass unsere Gymnasien, diesem Zwecke gemäss modificirt, die besten Bildungsanstalten für die genannten Schullehrer seyn würden. Rec. ist längst der Meinung gewesen, dass es zur Bildung der Landschullehrer der kostbaren Seminarien so sehr gar nicht bedürfe, als es uns der Modeton vorspiegelt; indessen haben ihn doch die Gründe des Vfs. nicht befriedigt. Der Stolz, welchen derselbe an den in Seminarien gebildeten Schullehrern tadelt, fällt den Seminarien nicht zur Last; wir möchten die Quelle desselben lieber in dem mit Unwissenheit gepaarten Stolze manches Predigers suchen. Richtig erklärt der Vf. die Gehaltserhöhung der Schullehrer für das erste Mittel aller Schulverbesserungen; allein warum sucht er so ängstlich, wir möchten sagen, warum *bettelt* er bey Kirchenkästen (- kasten), gut dotirten Predigerstellen (und den so zahlreichen *schlechten?* —) u. s. w. herum, um die Erhöhungsmittel aufzutreiben? Einer ist unser Herr und Meister, und dieser Eine — heisst *Staat;* nur dieser soll hergeben, was Noth thut; und es nehmen? — woher er alles übrige nimmt. Der Vf. verfällt bey seinem Bestreben, jede Hungerquelle in sein, doch immer armseliges, Bächlein einzuleiten, in manche Ungerechtigkeit. So soll man von allen Seiten junge Leute aufmuntern, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Aufmuntern! — abschrecken sollte man jeden, da, wie in des Rec. Gegend, der Prediger fast verhungern muss, ohne dass eine einzige Predigerstelle unbesetzt bleibt, oder die Gemeine auf die geringste Verbesserung ihres Lehrers bedacht ist. Wenn ein Sterbender in seinem Testamente eine nützliche Anstalt bedenkt: so mag diess seinen Nachruhm erhöhen; allein ihn *zwingen*, von seinem rechtmässig erworbnen Eigenthume etwas in den Schulfonds zu geben — unter welchen Rechtstitel soll diess gebracht werden? Die Freyschulen sollen abgeschaft werden! nein! allgemein eingeführt sollten sie werden. Und nun gar die Schulvakanzen! Wie konnte es doch der Vf. übers Herz bringen, dieses böse Mittel zur Verbesserung der Schulgehalte vorzuschlagen, selbst wenn er den Prediger vikariren lässt? Diess sind Abwege, auf die man nothwendig geräth, wenn man Bedenken trägt, sich der rechten Behörde zu nähern. Die Schullehrer werden von Hn. *Th.* fast durchweg als faule Bäuche dargestellt; eine Ungerechtigkeit, die er diesen Männern abbitten muss. Wenn sich dieselben jetzt der Schule noch nicht ganz widmen: so hat diess den natürlichen Grund, dass sie noch nicht *geistig* genug sind, um körperlicher Nahrungsmittel entbehren zu können, diese folglich in einem fremden Reviere suchen müssen, weil in dem ihnen angewiesenen diese irdischen Dinge übersehen worden sind. Am Ende der Schrift wird auf Errichtung eines Schulcollegiums gedrungen, um den Schullehrer der hierarchischen Gewalt manches Predigers zu entreissen; allein in der Mitte derselben Schrift muss der Prediger den Schullehrer moniren, und über ihn das Censoramt verwalten. Der Vf. scheint also mit seinen Ideen noch nicht auf dem Reinen zu seyn. In Ansehung der Disciplin erklärt sich Hr. *Th.* dahin, dass alles, was ausser der Schule vorgehe, Sache der Aeltern und der Obrigkeit sey. Rec. kann dieser Meinung nicht beystimmen. Denn sollen die Lehrer zugleich die Erzieher ihrer Schüler seyn: so gehören alle Handlungen der Zöglinge in ihren Kreis; Aeltern und Lehrer müssen in einem solchen Verhältnisse stehen, dass in ihren beiderseitigen Verfügungen nur Ein Wille ausgedrückt werde. Sollen nun vollends die Polizeybehörden in die Schuldisciplin eingreifen: so ist es um die moralische Erziehung der Jugend geschehen; ein legales Züchtigungssystem tritt an deren Stelle. Sowohl der beschriebene Kreis der Unterrichtsgegenstände für die Landjugend, als auch die empfohlne Methode verdient Beyfall; jedoch nehmen wir den Vorschlag, den Kindern bey dem aus *e* und *i* gebildeten Wörtchen etwas von Eyern, Hühnern; Gänsen u. s. w. vorzureden, billig aus, und verweisen den Vf. auf *Stephani*. Uebrigens ist der Stil dieser, zum Theil beherzigungswerthen, Schrift oft incorrect, und in Verbindung der Ideen, wie in Zusammenreihung der einzelnen Materien steif.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Der Rabe.* Dramatisches Mährchen aus dem Italiänischen des *Karl Gozzi*, von *G. A. Wagner.* 1804. 120 S. 8. (12 gr.)

Bey jeder Uebersetzung der genialischen dramatischen Mährchen des *Carlo Gozzi* muss zugleich manches für unser Zeitalter und Publikum verloren gehen, da so vieles darin seine Wirkung der bekannten individuellen Veranlassung des Vfs., so wie den besondern Absichten desselben und auch der ganz verschiedenen Einrichtung des italiänischen Theaters danken dürfte; indess sind die verschiedenen Bemühungen, die deutsche Lesewelt näher mit den heiteren Dichtungen dieses trefflichen Kopfes bekannt zu machen, nicht ohne Erfolg geblieben, und allerdings mit Dank zu erkennen. Vorzüglich ist hier die frühste prosaische Uebersetzung des Hn. Hofrath *Werthes*, da sie die ganze Sammlung enthält, und mit Geist Treue und Fleiss vereint, nicht wie unsre jüngere Schriftstellerwelt jetzt so gerne thut, zu vergessen; auch ist sie gröstentheils bey der in Jamben verfassten *Schillerschen* Uebersetzung zum Grunde gelegt. Hier tritt nun wieder ein neuer Bearbeiter auf, der uns einen nicht unglücklichen Versuch einer Verdeutschung des *Gozzi* giebt, die den Wunsch erweckt, der Vf. möchte uns mehrere Stücke liefern. Bey noch genauerem Studium seines Originals und fortgesetzter Uebung werden seine künftigen Bearbeitungen noch vollkommener werden als die gegenwärtige. Der Vf. hat es auf eine genaue Uebersetzung, nicht freye Bearbeitung angelegt, und Jamben gegeben, wo das Original Jamben, Prose, wo es Prose hat. Das ist löblich. Allein er hätte noch mehr Fleiss auf seine Jamben verwenden können; sie sind besonders gegen das Ende

Ende des Stücks, wo den Vf. die Geduld im Feilen verlaſſen zu haben ſcheint, ziemlich nachläſſig und ungelenk. Z. B. S. 82.:

— — — und
die Antwort wurde ihm darauf ertheilt.

Das an den Schluſs des Verſes geſtellte Verbindungswort, der Hiatus in: *wurde ihm:* der Mangel aller Cäſur und die ganze proſaiſche Stellung der Verſe fallen hier unangenehm auf.

Auch gehören Jamben, wie folgende, S. 104. gewiſs nicht unter die guten:

Ich ich war der Verräther, der Ruchloſe
— — — — —
Zu dem grauſamen Schluſſe mich verſtanden
— — — — —
Den immerflieſsenden Thränen, nein man kann S. 112.

Der Vf. hätte überhaupt die akatalektiſchen Jamben beſſer ſollen abwechſeln laſſen mit den reinen Jamben: ſo würde er mehr Harmonie in ſie gebracht, und unſer Ohr beſſer befriedigt haben. Auch beleidigen die häufigen einſylbigen Worte am Schluſſe, die einen neuen Satz anfangen: Z. B. S. 100.

Unſchuldig war mein theurer Bruder. Ich
hab ihn verrathen. —

Schwerlich möchte auch folgender Jamb Beyfall finden:

Du haſt | das Le | ben Zwi | er mir | gegeben.

Schon die veraltete Form des Worts *Zwier*, noch mehr aber ſeine Dehnung zu zwey Sylben miſsfällt. Offenbar iſt die Proſe dem Vf. beſſer gelungen; doch läſst auch ſie manches zu wünſchen übrig. Wir bemerken noch folgendes: In dem Perſonenverzeichniſs iſt bey *Pantalone Admiral aus der* (*Giudecca*, wie der Vf. ſchreibt), *Giudecca* (gewöhnlich *la Zuecca*), angegeben als eine Straſse von Venedig. Es iſt keine Straſse, ſondern eine beſondre Inſel bey Venedig, von gemeinen Leuten, meiſt Gondolieren, Gärtnern u. ſ. w. bewohnt, wie deſswegen Pantalone S. 4. ſagt: wo *Zuecchiner* ſind, hats keine Gefahr mit 'nem Schiffe. Ob die Worte des Pantalone S. 5. „*ancuo me tremava un poco le taverne*" gut überſetzt ſind, „*auch ich zitterte etwas mit Haſenangſt*" zweifeln wir ſehr. Ueberhaupt iſt von dem unnachahmlichen Tone des Pantalone, wenn ihn ſchon der Vf. gut aufgefaſst hat, doch manches verloren gegangen. Man vergl. z. B. folgende Stelle:

Ne perdo un' onza di tempo, oh che allegrezza! Oh che nozze, che avemo da far a Frattombroſa! I me dirà che ſon matto a ſentir allegrezza de nozze in età de ſettancinqu' anni; ma co ſento a dir nozze, me par anca de ſentir quelle ſolite ragazzade, de rave in compoſta, decor. Zi pelai, de gatti ſcortegai, e devento un putello. (paſſando dinanzi alla principeſſa, che verra piangendo). Eh vecola, decola co ti favera, chi ſemo, no ghe ſarà tante lagreme ne.

Ich ſäume keinen Augenblick. Ach welche Freude, welcher Jubel! Ho was wollen wir für eine Hochzeit in Frattombroſa halten! Ich möchte mich 'n Narren heiſsen, daſs ich in meinem fünf und ſiebzigſten Jahre mich noch auf eine Hochzeit ſo freue: aber wenn ich das Wort Hochzeit höre, fällt mir auch das tolle Jungenmährchen ein: Vom Rettig, abgeſchabten Katzen, und ich werde zum Kinde (geht an der Prinzeſſin vorüber, die weinend kommt). Ei lieb Närrchen, wenn du hören wirſt, wer wir ſind, wirſt du nicht ſo viel weinen.

Warum der Vf. S. 3. *gridera colla ciurma* (zankt mit den Galeerenſklaven) ausgelaſſen, wiſſen wir nicht; eben ſo fehlen S. 7. in der Ueberſchrift der III. Scene „*le donne verrano condotte da' ſervi, e piangendo*" die letzten Worte ganz. *Oppreſſa della meſtizia*, S. 7. giebt der Vf. *ſchwermüthig;* die Worte ſagen wohl mehr. *Su queſta ſpiaggia* S. 7. *auf dieſem Platz*, wörtlicher *hier am Ufer: trudi vaticini* S. 10. iſt nicht genau ausgedruckt durch: *Schreckenswort.* Die Stelle S. 18. *e lodo in voi, che d'un fratello amante raro eſſempio a' di noſtri a ſi gran ſegno Sicate o Jeunaro* iſt doch offenbar zu kurz gegeben durch:

und lobe deine ſeltne Bruderliebe.

ebend. *qual infortunio la mia felicità ſcemar potrebbe?*

Wie? und welcher Unſtern könnte
Das Glück vermindern, *das mir heute ward.*

Die letzten Worte ſtehen nicht im Texte. S. 20. fehlen die Worte „mit dem Schwunge," die hier nicht fehlen durften. S. 25. iſt *e fiero in viſſa* ganz weggelaſſen. S. 26. *non e vile, er iſt nicht ohne Macht* für: *er iſt nicht feig.* Dieſe Bemerkungen werden darthun, daſs der Vf. die Feile noch mehr anwenden dürfte; indeſs können ſie dem Lobe, das wir im Ganzen der Arbeit geben, nichts benehmen.

Meiningen u. Hildburghausen, b. Hanisch's W.: *Wilibald's Anſichten des Lebens.* Ein Roman in *vier* Abtheilungen, von *Ernſt Wagner.* *Erſter* Band. XVI u. 248 S. *Zweyter* Band. 350 S. 8. (Ohne Angabe der Jahrzahl. Das Werk erſchien zur Oſtermeſſe 1805.) (2 Rthlr.)

Vorliegender Roman, der ſeine Entſtehung, wie der Vf. ſelbſt in der Vorrede bemerkt, zunächſt *Goethe's* Meiſter verdankt, gehört ſicher nicht in die Klaſſe der gewöhnlichen. Er zeichnet ſich aus erſtlich dadurch, daſs er wirklich ein Roman iſt, zweytens, daſs von ſeinem Vf. das gilt, was *Jean Paul* den Romanſchreibern als das Allerwichtigſte zuruft: „Freunde, habt nur vorzüglich wahres Genie, dann werdet ihr euch wundern, wie weit ihr's treibt!" Wenn auch vielleicht nicht alle einzelne Theile dieſes geiſtreichen Werks mit der Sorgfalt und Sicherheit ausgearbeitet ſeyn möchten, die man von einem Schriftſteller, der ſo genialiſch auftritt, erwarten kann: ſo iſt doch die Idee des Ganzen eben ſo richtig gedacht, als die Ausführung gelungen. Es ſey uns erlaubt, ehe wir dieſes Urtheil näher beſtimmen, über die von dem Vf. in der Vorrede angegebene *Theorie des Romans* vorher noch einiges zu erinnern.

Er

Er bemerkt darin sehr richtig, dafs der Roman nicht einem *Strome* gleichen darf, der, an allen Punkten unabsehbar, ewig rinnt, nirgends weilet, und uns überall zu Fremdlingen macht; sondern vielmehr einem breiten tiefen *See*, mit vielgestalteten Umgebungen, so, dafs wir aus einer jeden seiner romantischen Ufergruppen nach der andern hinüberschauen können, ohne dafs sie uns entfliehen, dafs seine Spiegel uns das *eig'ne* Bild wiedergeben, und seine Gestade uns zur schönen Heimath werden. Wenn er aber behauptet, der Roman verschmähe *keine* Darstellung aus dem gemeinen Leben, ferner, man müsse ihn zu einer allgemeinen Fundgrube von Moralen und Sentenzen machen, und endlich, die Form des Romans liege dem Dichter, der seinem Zeitalter Schönes und Treffliches zu verkündigen habe, am *allernächsten*: so möchten diese Sätze wenigstens einer grofsen Einschränkung unterworfen seyn. Denn nicht jede Darstellung des Natürlichen eignet sich für die Kunst, auch wenn sie der Dichter noch so sehr zu adeln wüfste; das Moralische ferner und Sentenziöse hat im Grunde nichts mit dem Romane gemein, der zwar, wie jede Poesie, lehren soll und lehrt, aber nur — was *Richter* so schön ausdrückt, wie die Blume durch ihren Duft, und durch ihr blühendes Schliefsen und Oeffnen; und endlich, da der Roman an die dramatische und epische Form nur gränzet, oder aber aus beiden hervorgegangen ist: so möchte er für das poetische Genie wenigstens nicht am allernächsten liegen, um ein freyes Werk der Kunst hervorzubringen. Was übrigens noch in der sehr gehaltreichen Vorrede von dem Wesen des Romans geurtheilt wird, sind zum Theil goldene Worte, die wir jedem Romanschreiber herzlich anempfehlen, dem es Ernst ist, über das, was er schreibt, auch gehörig nachzudenken.

Das Werk selbst zerfällt in *vier* Abschnitte, die der Vf. nach den vier Jahreszeiten benannt, gleichsam, um schon von aufsen die Blüthen und Fruchtknoten, die lichten und verworrenen Gestalten dieses Lebensgemäldes anzudeuten. Die Begebenheiten entwickeln sich heiter und ungesucht; es ist ein rein menschlicher Genufs, der den Leser von Anfang bis zu Ende fortreifst, und der nur selten durch etwas Fremdartiges gestört wird, wie z. B. durch das flache Spiel im *dritten* Abschnitte, wo der Vf. seine vom Wein begeisterte Helden sich die Zeit mit — Wortverdrehungen vertreiben läfst.

Die Mannichfaltigkeit des poetischen und des eigentlich romantischen Lebens möchte in *Wilhelm Meister* unstreitig gröfser seyn, als in diesem Romane, der oft an sein Vorbild erinnert, ohne es zu copiren; man wird aber die Hauptperson des Romans vielleicht hier noch interessanter finden. Wir machen daher mit Recht auf dieses Werk aufmerksam, dessen geistreicher Vf. noch manche herrliche Blüthe seines Talents verspricht.

BERLIN, b. Unger: *Poëtisches Taschenbuch für das Jahr* 1806. Von *Friedrich Schlegel*. 1806. 432 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das interessanteste in diesem Taschenbuche sind die *Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich* (S. 259 — 390.), wahrscheinlich vom Herausgeber selbst. Sie zeugen von seinem Beobachtungsgeist, Kenntnifs und regem Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunst. Ob mit den Poësieen, die dieses Taschenbuch enthält, die Leser so zufrieden seyn werden, wissen wir nicht. Sie sind nach dem Hochgeschmacke der neuesten Poësie zubereitet, und mögen bey den Anhängern derselben ihre Bewunderer finden. Rec. gesteht aufrichtig, dafs weder das Heldengedicht in Romanzen, *Roland*, nach *Turpins* Chronik (S. 1 — 161.), noch die Trutznachtigall (eine Auswahl geistlicher Volkslieder nach *Friedrich Spee* und einigen andern S. 125 — 256.) ihm Genüge gethan. Die Chronik ist im Spanischen Romanzentone, mit Assonanzen versteht sich, und Aufnahme vieler Wort- und Sprachformen aus der Periode der Minnesänger bearbeitet, wie z. B.:

Ja auch an dem Wagenrade
Siehst du dreyerbande Stück;
Nabe, Felge, Speiche, eben
Oder wahrlich du bist stumpf.
— — — —
Wie das also war geschlichtet,
Fraget weiter Ferrakut,
Nach der Jungfrau, die im Schoofse
Ohne Mann das Kind doch trug. —
„Wie im Mayen alles grünet
Manche roth und weifse Bluth,
Wo kein Säemann nimmer säete,
Also auch Maria thut." — S. 65 — 66.

Nur so fortgefahren! unsre schöne Literatur wird sich bald eines herrlichen Reichthums zu rühmen haben: Denn die Eingeweihten der Schule werden uns nun bald alle, auch die heillosesten, Chroniken, unter die wir übrigens mit nichten die *Turpinsche* zählen, so bearbeiten: die Manier ist bequem. Kein Wunder, dafs die neue Schule so viel Dichter in kurzer Zeit hervorgebracht hat! Auch *Friedrich Spee*, (geb. 1615. gest. 1635.), fürchten wir, werde nur wenige Leser interessiren, da viel zu viel hier auf einmal von ihm mitgetheilt ist. Nur zwey oder drey Gedichte. z. B. S. 224. *das Todtenlied*, S. 252. Lobgesang u. s. w. scheinen uns das grofse Lob zu verdienen, das ihnen der Vf. in der Vorrede giebt. In vielen ist der religiöse bildernde Ton doch zu tändelnd, ja oft läppisch. Von den wenigen angehängten vermischten Gedichten zeichnen wir aus S. 424.: *Klaggesang am Grabe eines Jünglings.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Februar 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Caroli Christiani Tittmanni opuscula theologica.* 1803. XXX u. 677 S. 8. (3 Rthlr.)

Die hier gesammelten Abhandlungen schrieb der würdige Vf. in den Jahren 1775—1788., da er noch als akademischer Lehrer auf der Universität zu Wittenberg stand. Sie wurden damals fast durchgehends mit Beyfall aufgenommen, und diesen verdienten sie auch wirklich, indem sie sich durch gründliche philologische und historische Kenntnisse, durch eine liberale Auslegungsart, und durch manches Eigene in den Ansichten des Vfs. sehr vortheilhaft auszeichneten. Seitdem hat aber der Gang des theologischen Studiums eine ganz andere Wendung genommen, welches auch eine merkliche Veränderung in der theologischen Denkart zur Folge gehabt hat. Durch die Grundsätze der kritischen Philosophie, und die dadurch noch mehr geweckte und begünstigte höhere Kritik ist in den neuesten Zeiten überall mehr aufgeräumt worden. Manche vor 30 Jahren noch fast allgemein anerkannte Sätze sind seit dieser Zeit aufs neue schärfer untersucht und auch ernstlich bestritten worden; und andere damals neue und freyere Aeusserungen sind nun schon wieder antiquirt, und durch andere, den aufgestellten Principien gemäfsere, Behauptungen verdrängt worden. Der Vf. äufsert daher selbst die Besorgniss, dafs vielleicht jetzt diese veranstaltete Sammlung vielen mifsfallen werde. Dieses wird aber doch nur bey solchen der Fall seyn können, die gar zu entschieden für ihre angenommenen Grundsätze und Hypothesen sind, und deswegen schlechterdings nichts lesen oder aufgestellt haben wollen, als was mit ihrer subjectiven Ansicht zusammenstimmt. Dem wirklich unparteyischen und bescheidenen Theologen, der nicht unbedingt allem, was das Zeitalter aufstellt, huldigt, sondern es sich überall zum Grundsatz macht, das παντα δοκιμαζετε zu befolgen, wird diese Sammlung um so viel mehr willkommen seyn, da die einzelnen, als Gelegenheitsschriften erschienenen, Abhandlungen zum Theil ganz vergriffen sind. Wenn er auch, mit den eigentlichen Fortschritten des Zeitalters vertraut, manches nun anders auffafst, als es in diesen Abhandlungen dargestellt ist: so wird er doch das viele gut und gründlich entwickelte in den einzelnen Aufsätzen nicht verkennen, und es immer der Mühe werth achten, die hier aufgestellten Behauptungen und Erläuterungen mit den neuern Bestimmungen und Ansichten näher zusammen zu halten. Der Vf. ist selbst ein Freund der freyen Untersuchung; aber nicht ohne Ursache klagt er über die *theologia inerudita* und den Nachtheil, der daraus entspringt. Was er von den Mängeln und Fehlern des Zeitalters in der Vorrede sagt, ist freylich oft stark ausgedrückt; aber im Ganzen verdient es, besonders von jungen Theologen, beherzigt zu werden, vornehmlich das, was er von der Bescheidenheit bey der Untersuchung sagt. Doch wir eilen zur nähern Anzeige dieser Sammlung. Sie enthält folgende Abhandlungen: 1) *Meletemata sacra in evangelium Joannis.* Der Vf. redet zuerst von der Vortrefflichkeit und dem Hauptzwecke des Evangeliums, und liefert darauf eine fortlaufende Erklärung von Kap. 1—4, 42. Er bestreitet insbesondere die Meinung, dafs der Evangelist gegen die Johannesjünger geschrieben habe, findet es am wahrscheinlichsten, dafs Johannes früher als die andern Evangelisten geschrieben, und die Absicht gehabt habe, gegen die verkehrten Vorstellungen der Juden von dem Messias und ihre Beschuldigungen gegen Jesum zu zeigen, dafs Jesus der wahre verheifsne Messias, und nicht ein blofser Mensch, sondern der Sohn Gottes selbst sey. Der Inhalt der Vorrede ist auch das Thema des ganzen Buchs: *Servator noster non ante paucos annos, non inde a nativitate sua esse coepit, sed jam diu ante exstitit; exstitit jam ante mundum conditum, mundumque ipse creavit; est enim Deus, sed factus est homo, et agendo perpetiendoque generis humani redemtor.* In der Erklärung, die Hr. T. von λογος giebt, welches er mit *L. Valla, Beza, Cramer* und *Mosche* durch *promissus* übersetzt, wird ihm jetzt nicht leicht jemand beystimmen. So sehr er sie auch zu bestätigen bemüht ist, so bleibt sie doch gesucht. Der damalige jüdische Sprachgebrauch giebt eine weit leichtere und natürlichere Erklärung an die Hand. In dem Verfolg kommen treffliche Sprachbemerkungen vor; bisweilen wird aber doch zu viel in einzelnen Worten gefunden. Der Sinn des 4. V. wird also bestimmt: *in eo est vis vivifica, seu, pollet vi, vitam et salutem tribuendi rebus omnibus, eaque vi utitur in primis ad salutem hominum;* V. 14. ist μονογενης παρα πατρος *filius patris unus talis, qui in tota rerum natura sui non habet similem.* Diese Benennung soll nicht von der messianischen Würde, sondern von der *communio naturae* zu verstehen seyn. V. 29. ist αμνος θεου *expiator servator a deo missus et constitutus.* Bey Kap. 3. unterscheidet sich der Vf. sehr von der Ansicht anderer Ausleger. Nicodemus ist ihm nicht der furchtsame, stolze, listige und heuchlerische Pharisäer, wie ihn andere darstellen, sondern ein rechtschaffener und redlich gesinnter Israelit, wie es damals vielleicht nur sehr

sehr wenige geben mochte. Das Betragen Jesu zeigt dieses deutlich genug: denn Jesus nahm ihn nicht allein sehr liebreich auf, sondern er belehrte ihn auch über die wichtigsten Dinge genauer und bestimmter, als seine andern Freunde und Jünger, die eines solchen Unterrichts noch nicht fähig waren. Auch dasjenige, was Johannes in dem Verfolg von Nicodemus bemerkt, zeigt ihn von einer guten Seite. Nicodemus kam also in der besten Absicht zu Jesu, um sich bey Jesu, auf welchen er aufmerksam geworden war, von dem Messias und dem Glück, das man von ihm zu erwarten habe, zu unterrichten. Wenn man aus diesem Gesichtspunkte das Gespräch, wovon nur die Hauptmomente aufgezeichnet sind, betrachtet, so bekommt manches eine andere Ansicht. Die v. 4. bemerkte Frage that Nicodemus nicht deswegen, weil er den Sinn des Ausdrucks γεννηθηναι ανωθεν nicht verstand, sondern weil er an einer solchen Umänderung des jüdischen Volks zweifelte, und sie entweder für nicht nothwendig, oder nach der Beschaffenheit des Volks nicht für möglich hielt. Die Antwort Jesu v. 5. bezieht sich daher eigentlich auf die Juden. Jesus behauptet, dass eine solche Umänderung durchaus nothwendig sey, und zeigt zugleich, wie sie geschehen könne, nämlich durch die Taufe oder Annahme des Christenthums und durch die Lehre selbst, wodurch ihre Begriffe würden berichtigt, und ihre Gesinnungen verbessert werden können. Die ganze Abhandlung enthält viele schätzbare Bemerkungen. 2) *Ad locum Lucae* Cap. 2, 8—14. Auch hier findet man manche schöne Erläuterungen aus dem Sprachgebrauch. Bey v. 14. werden die verschiedenen Meinungen über diese Stelle kurz angeführt und gewürdigt. Der Vf. bestimmt den Sinn also: *laudetur Deus in coelo, laudetur in terra; nam insigniter amat homines.* Die einzelnen Worte werden genau aus dem Sprachgebrauch erläutert. 3) *Ad loca Pf.* 40, 7—9. *et Hebr.* 10, 5—7. Hr. *T.* nimmt den 40. Pf. als messianisch an, ohne sich auf die Schwierigkeiten einzulassen, die dieser Erklärung entgegenstehen. Schwerlich wird ihm jemand beystimmen, der den Pfalm genauer untersucht hat. Dass in dem Brief an die Hebräer eine Stelle daraus auf Christum angewendet wird, kann nichts für jene Erklärung entscheiden. Die Lesart σωμα in der alexandrinischen Version hält Hr. *T.* für unecht, und zeigt, dass die wahre Lesart ωτια gewesen sey. Paulus wählte aber σωμα, weil dieses mehr seiner Absicht entsprach, und dieses soll hier den ganzen Menschen, *corpus et animus*, bezeichnen. Hr. *T.* giebt den Sinn der Stelle in dem Pfalm also an: *non sacrificia, non oblationes tibi placent, sed obedientia, qualem me docuisti*, oder nach der Paulinischen Erklärung: *sed corpus animusque, quae mihi dedisti; non holocaustis et piaculis delectaris. Igitur declaro hisce, paratum esse me, a te promissum. Tua ego mandata exsequi gestio, tua jussa animo infixa habeo.* 4) *De notione sacerdotis in epistola ad Hebraeos. Ernesti* hat bekanntlich die gewöhnliche Lehre von dem dreyfachen Amt Christi bestritten. Diese Abhandlung ist ein neuer Beytrag dazu. Die eigentliche Bedeutung des hebr. כהן ist *minister principis* und auch *dei.* Wenn daher die Benennung Priester von Christo gebraucht wird: so bezeichnet dieser Name sein ganzes Geschäft, *ministerium ad salutem humanam*, und drückt eben das, was σωτηρ ist, aus. Wenn Paulus von Jesu als αρχιερευς redet, so betrachtet er ihn nicht blofs in seinem irrdischen, sondern auch in seinem erhöheten Zustande als *den instaurator et dator salutis.* Wird Jesus mit den levitischen Priestern verglichen, so geschiehet es wegen der Unähnlichkeit, um nur die Erhabenheit Jesu zu zeigen. In Ansehung des letztern kann Rec. dem Vf. nicht ganz beystimmen. 5) *De comparatione Christi cum angelis in epistola ad Hebraeos* C. 1. Der Vf. zeigt den Grund, warum hier Christus mit den Engeln verglichen werde, und wie Paulus den Beweis führe, um den Vorzug Christi zu zeigen. Er bezweifelt es auf keine Weise, dass der zweyte Pfalm vom Messias zu erklären sey. Dass aus v. 14. nichts für die Lehre von den Schutzengeln folge, wird richtig bemerkt. 6) *Sententia Jacobi Apostoli Cap. II. de fide, operibus et justificatione.* Sehr gut wird der Gesichtspunkt, woraus man die Stelle anzusehen hat, bestimmt, und wie die Worte πιστις, εργα und δικαιουσθαι zu verstehen sind, um den anscheinenden Widerspruch zwischen Jacob und Paulus zu entfernen. Der Hauptsatz, wovon der Apostel ausgeht, ist K. 1, 14. Jacob versteht unter πιστις *professio religionis*, εργα bezeichnet ihm *universum studium et cultum religionis, studium pietatis*, und δικαιουσθαι ist *laudari beneficiis affici.* Alles dieses wird aus dem Zusammenhange mit dem Sprachgebrauch näher gezeigt. Die Stelle K. 2, 14. wird also übersetzt: *Quid profuerit, si quis religionis professionem verbis jactet, non vero factis exprimat? (profiteatur quidem religionem, neque tamen observet, ei convenienter sentiat et agat?) Num religionis professio nuda (mera notitia, seu, religio per se spectata) eum beatum reddere possit?* Die ganze Stelle von K. 1, 14. bis zu Ende des zweyten ist in der Uebersetzung beygefügt. 7) *De vocabulis oeconomiae salutis.* Die Art und Weise, wie Gott die Menschen zu dem durch Christum gestifteten Heil führt, nennt man *oeconomia salutis;* denn οικονομια bezeichnet *modum alicujus rei tenendae aut perugendae.* Unlateinisch ist die gewöhnliche Benennung: *ordo salutis;* richtiger würde man es durch *modus tenendi salutem* ausdrücken. Da die Schrift verschiedene Ausdrücke davon gebraucht, so unterscheidet man gewöhnlich als Theile derselben *vocatio, illuminatio, conversio, poenitentia, regeneratio, justificatio, renovatio, sanctificatio, pacificatio, adoptio, unio mystica et glorificatio.* Der Grund dieser verschiedenen Benennungen wird gezeigt, und die Begriffe, die nach dem Sprachgebrauch damit zu verbinden sind, werden genauer entwickelt. Sehr richtig wird bemerkt, dass jene Wörter nicht gut gewählt sind, um die Wirkungen des Geistes Gottes in dem Menschen näher zu erklären, und mit Recht wird über die Verwirrung und die Schwierigkeiten geklagt, die durch die gewöhnliche Absonderung der Dogmatiker entstanden sind. 8) *De inhabitatione spiritus sancti.* Die verschiedenen Meinungen der Theologen von dieser

ser *inhabitatio* werden geprüft, und die Stellen, die davon handeln, näher unterſucht und aus dem Sprachgebrauch erläutert. Der Vf. erklärt ſich gegen diejenigen, welche die *inhabitatio ſ. ſ.* von der *ενεργεια ſ. ſ.* überhaupt unterſcheiden, und ſie von einer beſondern Wohlthat, von dem Effect der Rechtfertigung erklären. In unſern Zeiten iſt wohl eine Beſtreitung dieſer Behauptung nicht mehr nöthig. 9) *De opere ſpiritus ſancti ſalutari.* Dieſe Abhandlung iſt mit der vorhergehenden ſehr übereinſtimmend. Man findet darin gute Erläuterungen über einzelne Stellen; aber auch vieles, was bloſs in der ältern Dogmatik wichtig war. 10) *De opere Chriſti ſalutari.* Der Vf. unterſcheidet ein *opus Chriſti praeteritum, praeſens et futurum*, und redet alsdann von den Wirkungen deſſelben, der *liberatio a poenis et inſtauratio felicitatis.* Auch dieſe Abhandlung hat jetzt weniger Intereſſe, als bey ihrer erſten Erſcheinung. 11) *De reſurrectione mortuorum, beneficio Chriſti.* Wir haben nicht allein die deutlichere Erkenntniſs von dem künftigen Leben Chriſto zu danken, ſondern die Schrift lehrt uns auch, daſs Chriſtus durch ſeine Allmachtskraft die Todten wieder erwecken werde. Hier werden nun die Stellen, Joh. 5, 20—27. und 1. Cor. 15, 23—28. näher erläutert. Bey der erſtern Stelle wird die Meinung, daſs hier von der moraliſchen oder geiſtlichen Auferweckung geredet werde, geprüft, und aus dem Zuſammenhange gezeigt, daſs von der eigentlichen Auferweckung die Rede ſey. Bey v. 27. wird bemerkt, daſs υιος ανθρωπου ſo viel als *ſervator et Meſſias* ſey, und daſs Chriſtus alſo ſagen wolle, ihm ſey dieſe Macht verliehen, weil er der Erlöſer der Menſchen ſey. In der andern Stelle ſind οι του χριστου *a Chriſto redemti.* Die ſchwierigen Worte v. 28. werden alſo erklärt: Wenn alles, und der Tod ſelbſt, werden überwunden ſeyn: ſo wird Chriſtus das Reich, das er als Meſſias über die Menſchen geführt hat, dem wieder zurückgeben, von dem er es empfangen hat, d. i., er wird nicht mehr über die Welt, wie jetzt, regieren, es wird kein beſonderes Reich Chriſti auf Erden mehr ſtatt haben, ſondern nur ein Gottesreich ſeyn. In dem Verfolge der Abhandlung wird gezeigt, daſs Chriſtus die verdienſtliche Urſache dieſer Wohlthat ſey, indem der Tod eine Strafe der Sünde ſey, welche Chriſtus wieder aufgehoben habe. In dieſer Darſtellung der Sache werden jetzt wenige dem Vf. beyſtimmen, weil man die Stelle der Schrift, worauf dieſe Behauptung gebaut wird, aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet. 12) *De gloſſematis N. Teſtamenti recte inveſtigandis et a verbis genuinis accurate diſcernendis.* Eine ſehr ſchätzbare Abhandlung, die von jedem, der ſich mit der Kritik des N. T. abgiebt, verdient geleſen zu werden. Der Vf. unterſcheidet *gloſſas* und *gloſſemata.* Die erſtern ſind die Wörter ſelbſt, welche erklärt werden und einer Erklärung bedürfen; die andern aber die Erklärungen ſolcher Wörter. Von den letztern iſt eigentlich hier die Rede. Zuerſt wird von den verſchiedenen Arten derſelben und ihren Quellen gehandelt. Einige rühren von den Auslegern her, die in den Worten, oder in der Verbindung oder in der Sache ſelbſt eine Dunkelheit fanden; andere ſind aus dem A. T., entweder aus dem hebr. Text oder der alexandriniſchen Verſion entſtanden; von noch andern iſt das N. T. ſelbſt die Quelle, und wieder andere verdanken ihr Daſeyn den Liturgieen, Lectionarien, Evangeliarien, alten Ueberſetzungen oder den Schriften der Kirchenväter. Von allen dieſen werden mehrere Beyſpiele angeführt, und wenn ſich auch gegen einzelne mit Grund etwas erinnern läſst: ſo iſt doch manches ſehr richtig als Gloſſema bemerkt. Darauf werden die Regeln angegeben, wie man die Gloſſemata von der echten Leſeart unterſcheiden könne, welches allerdings mit Vorſicht geſchehen muſs. Wir müſſen dieſes zum Nachleſen empfehlen. 13) *De diſcrimine Theologiae et religionis.* Der Vf. bemerkt, daſs ſchon die Kirchenväter πιστις und γνωσις ſehr richtig unterſchieden, daſs man aber in der Folge auf dieſen Unterſchied nicht geachtet habe, bis endlich in neuern Zeiten mehrere darauf aufmerkſam machten. Der Unterſchied zwiſchen Theologie und Religion wird ſehr gut auseinandergeſetzt. Zuletzt werden einige Folgerungen daraus abgeleitet, die allerdings richtig ſind. Hr. *T.* bemerkt vorerſt, daſs diejenigen irren, welche glauben, in der Theologie dürfe nichts geändert werden. Die Theologie, als menſchliche Erfindung und Wiſſenſchaft betrachtet, iſt nicht unveränderlich; ſie iſt allmälig entſtanden, und nach der Verſchiedenheit der Zeit auch verſchieden behandelt worden; ſie hat auch jetzt noch die Vollkommenheit nicht erreicht, daſs ſie keiner Verbeſſerung bedürfte; aber freylich muſs dieſe Verbeſſerung mit der gehörigen Beſcheidenheit und Ehrfurcht geſchehen, und darf nicht in Verwegenheit ausarten. Fürs andere wird erinnert, daſs es allerdings zu loben ſey, daſs man in den neueſten Zeiten die Religion gemein verſtändlich und populär vorzutragen ſuche; aber das gelehrte Studium der Theologie dürfe dabey nicht vernachläſſigt werden. Was er von der ſogenannten populären Theologie ſagt, will Rec. zur Beherzigung empfehlen. 14) *De theologis veterum.* In den frühern Zeiten des Chriſtenthums nannte man die gelehrte Erkenntniſs der Religion φιλοσοφια und γνωσις. Die Theologen nannte man ἐητορες, *tractatores.* Sie beſchäftigten ſich hauptſächlich mit Erklärung der Schrift, nach und nach wurde aber immer mehr dazu erfordert. 15) *De noxis ex inſcitia linguarum doctrinae chriſtianae illatis.* Eine ſehr ſchön geſchriebene und intereſſante Abhandlung, die wir zum Nachleſen beſonders empfehlen müſſen, da es zu weitläuftig werden würde, daraus hier etwas anzuführen. Wir zweifeln nicht, daſs viele dieſe Abhandlungen, die ſich überhaupt durch den ſchönen lateiniſchen Stil beſonders auszeichnen, mit Vergnügen leſen werden.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Abſolute Einheit der Religion und Vernunft*, dargeſtellt für den denkenden und fühlenden Menſchen, von *Ph. Friedr. G—s.* Mit beſonderer Rückſicht auf die Kirchen-

chenangelegenheiten des linken Rheinufers. 1805. 9½ Bog. kl. 8. (12 gr.)

Dem Herausg., *J. B. Engelmann* zu Frankfurt am Mayn, kam, laut der Vorrede, das Manuscript dieser Schrift zufällig zu Gesicht; sie flößte ihm Liebe und Achtung für den Vf. ein, der auf einem Dorfe wohnt, und späterhin erkannte er in ihm durch Correspondenz einen alten Freund. Der gute Ton und die edle sittliche Tendenz des Aufsatzes bewogen ihn zur Bekanntmachung desselben; zwar ist er nicht mit allen Behauptungen des Vfs. einverstanden: allein er konnte sich nicht entschliefsen, den Fluss seiner Rede zu unterbrechen, und so ist die Abhandlung ohne berichtigende und Misverständnissen vorbeugende Noten geblieben. Dieß Urtheil des Herausg. macht auch Rec. zu dem seinigen. Mit jugendlicher Wärme breitet sich der Vf. über das erhabene *Gesetz sittlicher Freyheit* aus, welches ihn ganz begeistert hat; mit ihm ging eine neue Welt vor ihm auf: denn er fand ein neues Organ, mit welchem er jetzt diese Welt betrachtet; die sinnliche Ansicht derselben ist verschwunden, und die sittliche Ansicht ist an ihre Stelle getreten; er trägt eine übersinnliche Welt in seinem Busen, und dieser ist sein ganzes sittliches Denken, Wollen und Handeln geweiht. Wenn er jedoch hieraus jubelnd und frohlockend *Gott* und *Unsterblichkeit* deducirt: so möchte man wohl seinen Darstellungen etwas mehr Licht wünschen; auch ist die Andacht seines an Gott gerichteten Gebetes S. 41—48. in der That bewunderungswerth, wenn man liest, dass ihm Gott nur das *rein Absolute* ist, das übrigens *gar nicht charakterisirt* und überhaupt *nicht in das Gebiet des Denkens herabgezogen* werden kann. Er selbst fühlt auch, dass man ihn fragen werde, wie es möglich sey, dass er mit solcher Inbrunst dieß rein Absolute anbeten könne? Hierauf antwortete er aber wie *Fichte*, dass nicht der *Verstand*, sondern allein das *Herz* sich dafür so sehr zu enthusiasmiren und dieß *Neutrum* in einen allmächtigen, höchst weisen und unendlich gütigen Gott zu verwandeln vermöge, vor dem sich wie vor einem persönlichen Freunde das ganze volle Herz ausschütten, und das sich mit unaussprechlicher Liebe umfassen lasse. So wenig es Rec. möglich war, dem Vf. in diesen mystischen Ansichten, so wie in andern Theilen seiner Schrift, ganz zu folgen: so ist doch sein *Eifer* für eine *moralische Religion*, als die *allein seligmachende*, ihm sehr achtungswürdig, und es freute ihn, dass er der *Religion Jesu* die Gerechtigkeit wiederfahren läfst, von ihr zu bekennen, dass sie *rein moralisch*, *protestantisch*, und in jedem Individuum, das sie sich zu eigen mache, ins Unendliche *perfectibel* sey. Möchte nur, sagt er, das christliche Lehramt Männern anvertraut werden, die von dem hohen Berufe, Veredler der Menschheit durch eine reinsittliche Lehre zu seyn, *feurigst durchdrungen* sind! Aber er bedauert auch, dass man jenseits des Rheins *kein Geld habe*, um nach den Bedürfnissen unserer Zeit einen Mann *anständig zu besolden*, der das leisten könnte, was er von einem christlichen Lehrer des neunzehnten Jahrhunderts verlangt. — Noch muss Rec. melden, wie der Vf. das oben vorkommende Wort: *protestantisch*, nimmt. Er versteht unter dem Protestantismus nicht etwa die *stehende Lehrnorm* der symbolischen Bücher der Lutheraner und andrer Akatholiken; er erklärt im Gegentheil, der Wahrheit gemäss, den Protestantismus, so wie er in mehrern Gegenden herrscht, für nichts anders, als für *verlarvten Katholicismus*. Wenn er also die Religion Jesu protestantisch nennt, so ist seine Meinung diese: „Der Geist dieser Lehre gestattet nicht, dass sich eine unwandelbare, für alle Jahrhunderte bestehende Lehrnorm bilde, die das Gebiet der Religionskenntnisse *schliesse*, und keine weitere Aufklärungen in derselben mehr erlaube, sondern sie ist, ihrer Natur nach, eine *fortschreitende Veranstaltung zur sittlichreligiösen Bildung der Menschheit.*"

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Dieterici: *Darstellung geometrischer Wahrheiten für den Künstler, Kaufmann, und überhaupt für den Nicht-Mathematiker*, von *S. Sachs*, kön. Ober-Hofbauamts-Inspector. 1804. 86 S. 8. m. 4 Kpfrt. — Diese Schrift ist blos für Leute bestimmt, welche Rechnen und Messen und Zeichnen ganz maschinenmäfsig bey ihren Geschäften verrichten, ohne Verlangen nach Gründen und Beweisen. Der Vf. meynt in der Vorrede: es liefse sich im Allgemeinen sehr wohl nach Regeln handeln, ohne mit den Gründen, auf welchen sie beruhen, bekannt zu seyn; und es sey daher wohl keine Frage mehr, ob die vielen und wichtigen Vorschriften, welche die Mathematik uns liefert, auch von dem, der mit ihren Beweismitteln unbekannt ist, mit Nutzen gebraucht werden können. Ja es sey sogar nothwendig, diese Regeln von ihren gröfstentheils tiefgedachten Vordersätzen und Beweisen zu trennen, um sie so für das gewöhnliche Leben geniefsbarer zu machen. Diesen Ueberzeugungen nun ist der Vf. bey Ausarbeitung dieser Schrift gefolgt, die ihm freylich nicht viel Mühe gekostet haben kann, aber doch das Verdienst hat, dass das, was sie enthält, richtig und ordentlich vorgetragen ist. Dass übrigens der Vf. ein Verehrer der Mathematik sey, und seinen Schülern das Studium dieser Wissenschaft wahrscheinlich weiter empfehlen wird, läfst sich aus den Aeusserungen muthmafsen, da er sagt: „Unter allen Wissenschaften greift wohl keine so sehr ins praktische Leben ein, als die Mathematik. Sie ist die Mutter alles Wissens, um sie bewegen sich, wie um einen Mittelpunkt, alle Künste und Gewerbe."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. Februar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Geſchichte des Kurfürſtlich-Sächſiſchen Oberhofgerichts zu Leipzig von ſeiner erſten Entſtehung* 1483 *an bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts*, nebſt einer kurzen *Darſtellung ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung* von *Chriſtian Gottfried Kretſchmann*, Kurfürſtlich-Sächſiſchem Oberhofgerichts-Actuar. 1804. 478 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Kurſächſiſche Oberhofgericht zu Leipzig verdient ſchon ſeines Alters wegen unter den höhern deutſchen Territorialgerichten eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Da es nämlich, wie auch auf dem Titel dieſer Schrift bemerkt worden iſt, ſchon 1483. geſtiftet wurde: ſo macht es eine merkwürdige Ausnahme von der gewöhnlichen Regel, daſs die neuen noch jetzt beſtehenden Hofgerichte als Copien des Reichskammergerichts anzuſehen und zu beurtheilen ſind. Auch hat es wegen ſeines Alters noch manche Eigenthümlichkeiten von der Juſtizverfaſſung des Mittelalters beybehalten, wohin z. B. die vierteljährigen feyerlichen Gerichtsſitzungen gehören. Schon hiernach läſst ſich beurtheilen, daſs eine pragmatiſche Geſchichte dieſes Gerichts, mit einer zweckmäſsigen Darſtellung ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung verbunden, zu manchen allgemein intereſſanten Bemerkungen über die deutſche Juſtizpflege in einzelnen Ländern Anlaſs geben könnte. Allein die gegenwärtige Schrift iſt bloſs als eine Materialien-Sammlung zu betrachten, wobey jedoch der Vf. nicht nur die ſchon gedruckten Nachrichten gröſstentheils benutzt, ſondern auch manche Ergänzungen derſelben aus ſchriftlichen Acten und Urkunden beygefügt hat. Sämmtliche auch ſchon in andern Schriften befindliche Oberhofgerichtsordnungen ſind wörtlich abgedruckt, keineswegs aber die durch dieſelben in der Verfaſſung und dem Geſchäftsgang dieſes Gerichts bewirkten Veränderungen angegeben. Dagegen werden viele Thatſachen aus der allgemeinen ſächſiſchen Geſchichte angeführt, die gar keinen Einfluſs auf den Hauptgegenſtand äuſsern, ſo z. B. Todesfälle, Erwerbungen und Theilungen des ſächſiſchen Hauſes, durch welche die Gerichtsbarkeit des Oberhofgerichts nicht die mindeſte Veränderung erlitt. Ferner wird S. 137—170. der ganze brüderliche Erbvergleich vom 22. April 1657. deswegen wörtlich eingeſchaltet, weil darin verſchiedne das Oberhofgericht betreffende Punkte vorkommen, die aber, wenn gleich der Vf. das Gegentheil behauptet, füglich von den übrigen Punkten hätten getrennt werden können. Endlich findet man S. 223. das nach dem Tode der verwittweten Kurfürſtin Maria Antonia am 23. April 1780. aus dem Hofmarſchallamte zu Dresden erlaſſene Trauerreglement, ſo wie in dem Anhang *ſub D.* die kurſächſiſche Hofordnung von 1764. in alphabetiſcher Ordnung; welche Vorſchriften viel zu allgemein ſind, um ihnen hier einen Platz anzuweiſen.

In der Darſtellung von der gegenwärtigen Verfaſſung des Oberhofgerichts wird zuvörderſt *von dem Perſonale deſſelben* gehandelt, wobey wir eine genaue Angabe der kurfürſtlichen Beſoldungen vermiſsten, welche die ordentlichen Beyſitzer genieſsen. Auch iſt S. 249. beyzufügen, daſs wegen Ernennung der Oberhofgerichtsaſſeſſore Bericht von dem geheimen Concilio an das Cabinet erſtattet werden muſs, weil ſie unmittelbar von dem Kurfürſten abhängt. — In dem folgenden Abſchnitt: *von den Verſammlungen des Gerichts*, iſt zu wenig von den Deputationen zur Güte geſagt, die einen weſentlichen und eigenthümlichen Zug von der Verfaſſung des Oberhofgerichts ausmachen; beſonders hätten diejenigen Sachen, in welchen dieſe Deputation Beſcheide zu geben berechtiget iſt, genau angeführt, auch bemerkt werden ſollen, daſs, wenn gegen einen Beſcheid Läuterung eingewendet wird, dieſe von den Beyſitzern *zu Recht* unterſucht und entſchieden wird. — Die vollen Verſammlungen des Gerichts (das *Plenum*) werden zwar S. 265. erwähnt, ohne daſs jedoch der Gegenſtand derſelben, der, wie bey dem Reichskammergericht, in Verfaſſungsſachen beſteht, angegeben iſt. Bey *dem Gerichtszwange des Oberhofgerichts* konnte ſich der Vf. weit kürzer faſſen, wenn er bloſs die allgemeine Regel aufſtellte: daſs daſſelbe ſowohl über unmittelbare als mittelbare Perſonen und Sachen concurrente Gerichtsbarkeit mit der Landesregierung ausübe, und nun ſogleich die Ausnahmen von dieſer Regel folgen lieſs. Uebrigens werden in Anſehung dieſer Ausnahmen manche noch nicht öffentlich bekannte Reſcripte bemerkt, welche dem ſächſiſchen Staatsrechtsgelehrten angenehm ſeyn werden. Der den ſächſiſchen Hofgerichten eigne Inhibitivproceſs, der manche Vortheile gewährt, wird bloſs berührt, nicht aber entwickelt und erläutert. Deſto ausführlicher werden (S. 292 — 324.) die beym Oberhofgericht üblichen Curialien angegeben. Den Beſchluſs machen einige Bemerkungen *über die Eide*, wo zugleich ein den 11. März 1800. ergangenes Reſcript wegen der bey dem Judeneide zu beobachtenden Feyerlichkeiten mitgetheilt wird. In dem *Anhange* ſind, auſser einigen Nachträgen zur Geſchichte des Oberhofgerichts und

der ſchon oben erwähnten Rangordnung, folgende Beylagen beygefügt: 1) Verzeichniſs der Herren Oberhofrichter und Vice-Oberhofrichter von 1485 — 1800. 2) Verzeichniſs der Herren *Ordinariorum Facult. jurid. Lipſ.* von 1483 — 1800. Da der Ordinarius der Leipziger Juriſtenfacultät in den Montägigen Sitzungen des Oberhofgerichts, wo Reſolutionen und Weiſungen abgefaſst werden, den Vorſitz führt: ſo iſt dieſes Verzeichniſs nicht unzweckmäſsig, und iſt wie das vorhergehende mit Fleiſs ausgearbeitet. 3) Neueſte Sporteltaxe des Oberhofgerichts vom J. 1781. in alphabetiſcher Ordnung.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Das Weide-Recht*, von *C. E. Münter*, Doctor und Procurator bey der Juſtiz-Canzley zu Zelle. 1804. 366 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Schriftſteller, welcher wiederholte Winke der Kritik [vergl. die, von einem andern Mitarbeiter abgefaſste, Recenſion *des Roſstauſcher-Rechts* (A. L. Z. 1792. Nr. 321.) und *des Frachtfahrer-Rechts* (1801. Nr. 189.)] beharrlich vernachläſſigend, mit behaglichem Selbſtdünkel [vergl. z. B. die Vorrede und S. 24. 64. 67. 75. 183. 229. 271. 366.] auf dieſelbe Art zu ſchriftſtellern fortfährt, ja ſich nicht entblödet, dieſs zuſammengeſtoppelte Machwerk dem *Ruſſiſchen Kaiſer* — in deſſen Titel übrigens das: *Allerunüberwindlichſter*, nicht gehört — zuzueignen, ein ſolcher Schriftſteller verdient allerdings eine ſtrengere Kritik.

Was der Vf. hier unter dem Titel eines *Weide-Rechts* giebt, iſt ein herzlich trockenes, dürftiges Weide-Recht! Wir haben nicht leicht etwas Begriffleereres, Trivialeres und Planloſeres geleſen, als dieſs Werkchen. Zunächſt und vorzüglich auf die Kurbraunſchweig'ſchen Lande berechnet — warum erwähnt der Titel dieſer Beſchränkung aber nicht? — enthält es einige trockene und durch einander geworfene Sätze aus den Hannöverſchen Landesgeſetzen und Rechtsſprüchen (wobey der Vf. nicht über *Puſendorff*, *Struben*, *von Bülow*, *Hagemann* und ſeine eigene Praxis hinausgeht), welche ohne weitere Umſtände zu allgemein gültigen Rechtsprincipien erhoben werden; den übrigen Inhalt dieſes Werkchens füllen heterogene und oberflächliche Compilationen aus Poeſie und Proſe und Epiſoden aus faſt allen Theilen des menſchlichen Wiſſens; man findet hier etwas von Allem, nur nicht von denjenigen Grundſätzen, auf welche es eigentlich ankommt; vergebens ſucht man allgemeine Grundſätze und zweckmäſsige Deductionen aus denſelben. Eine genauere Angabe des Inhalts dieſes Buchs mag das darüber gefällte Urtheil rechtfertigen.

Gleich das I. Stück — das Werk iſt in 27 Stücke (Capitel) abgetheilt — *von Grundſtücken*, enthält, nach folgender Definition eines Grundſtücks: ein Gr. Stück iſt ein Landſtück oder ein damit unzertrennlich zuſammenhängendes Gebäude (wobey S. 7. die Bemerkung gemacht wird, „daſs ein Gebäude, abgebrochen in ſeine einzelnen Theile aufgelöſet, wieder zu der Claſſe der beweglichen Sachen herabſinke"), auf 44 Seiten eine, ſich ſelbſt und jede Logik ſtets durchkreuzende, Reihe der ſchleppendſten und überflüſſigſten Bemerkungen über fremdartige Gegenſtände, Unterſuchungen: ob Törfe (Torfſoden?) zu den beweglichen Sachen gehören u. dgl.; ein Umriſs der Lehre von *rebus divini et humani juris*, von *rebus ſacris, ſanctis, religioſis, publicis* u. dgl., kurz die ganze Lehre *de rerum diviſione*, ja ſogar weitläuftige Bemerkungen über das Retract-Recht, beſonders in den kur-braunſchweig'ſchen Landen, die Lehre von herrenloſen Gütern und andere Gegenſtände, die wohl ſchwerlich irgend Jemand in einem Weide-Recht ſuchen wird. Unter dieſen Bemerkungen findet man Behauptungen von folgender Art: z. B. nach S. 13. hat die alt-deutſche Proprietät zu dem Staate oder deſſen Fürſten in keinem weiteren (?) Verhältniſſe geſtanden; nach S. 13. beſtand der Unterſchied zwiſchen Erb- und erworbenem Gut in dem agnatiſchen Retract am erſtern; die Bemerkung (S. 20.) über den Urſprung der Staaten verdient nachgeleſen zu werden; S. 21. vermiſcht der Vf. offenbar *Adeſpota* und *Regalien*; die Bemerkung (S. 38.), daſs Gräben von demjenigen, auf deſſen Boden ſie ſind, unterhalten werden müſſen, iſt ſo allgemein, als ſie hier ſteht, und aus dem Grunde, auf welchen ſie gebaut iſt, wohl nicht richtig. Auch das II. St.: *von den Aeckern*, gehört zu den *otioſis*. Was hier von den römiſchen Aeckern, agrariſchen Geſetzen, Hypotheken-Büchern u. dgl. vorkommt, iſt ſo oberflächlich und ſo auſser Verbindung mit dem eigentlichen Gegenſtande, daſs es füglich hätte weggelaſſen werden können. Dieſs iſt auch der Fall in Anſehung des III. St.: *von den Wieſen*. Im IV. St.: *von der Weide*, nähert ſich endlich der Vf. ſeinem Gegenſtande; allein ohne ihn zu ergreifen. Der Unterſchied zwiſchen den römiſchen öffentlichen Weiden, welche verpachtet waren, und den Privat-Weiden, welche entweder auf eigenem, oder auf fremdem Grund und Boden ausgeübt wurden, iſt hier richtig bemerkt. Im V. St. wird *von der Ausübung der Weide-Gerechtſame auf Privat-Weiden* gehandelt. Bey der bekannten Frage: ob im Colliſions-Fall das *praedium dominans* oder das *praedium ſerviens* den Vorzug habe? kennt der Vf. nur *Richter*, *Alciat*, *Leyſer* und *Struben*, welche er aber ohne Bezeichnung ihrer Werke anführt, alle andern, mithin gerade die wichtigſten Schriften über dieſen Gegenſtand, ja ſelbſt Schriften, die er aus jedem Compendium kennen lernen kann, werden mit Stillſchweigen übergangen. Die Meinung des Vfs. über dieſe Frage geht übrigens dahin, daſs dem *praedio dominanti* der Vorzug gebühre, weil, nach ausdrücklichen Geſetzen, der Eigenthümer des dienenden Guts durchaus nichts unternehmen darf, wodurch die unbeſchränkteſte Ausübung einer errungenen Servitut auch nur im mindeſten leiden könne, dieſs aber geſchiehet, wenn er, im Fall für beide Heerden ermangelnder Fütterung, die Heerde des Guts, das die Servitut erworben hat, mit ſeinem Viehe verdrängen wollte; eine Meinung, welcher Rec. beytritt. VI. *Von der Ausübung der Weide Gerechtſame auf gemeinen Weiden.* VII. *Ueber die Frage: Kann die*

die Weide-Servitut als Personal-Gerechtsame ausgeübt werden? VIII. *Von der Trift*, besonders von der auf fremden Grundstücken (nur diese fasst der Vf. nach S. 144. „ins Auge"), Unterschied zwischen ihr und der *servitus itineris;* diese *servitus actus* ist hier sehr dürftig abgehandelt; (S. 148. muss es nicht: *Niemand*, sondern: *Jemand*, heissen). IX. *Von der Koppelweide.* X. *Von der Erwerbung der Weidegerechtsame;* letztre wird hier als Servitut angesehen, und in Ansehung ihrer Erwerbung ist nichts Eigenthümliches und Besondres vorgeschrieben; der Vf. trägt aber dessen ungeachtet von S. 163—179. incl. die Lehre von der Erwerbung der Servituten vor; was hier steht, ist aus jedem Compendium zu lernen. XI. *Von der Auflösung der Weidebefugniß und der Trift.* Hier werden die gewöhnlichen *modi tollendi servitutes* vorgetragen. XII. *Von der Viehzucht.* Diess ganze Capitel hätte füglich ungedruckt bleiben können, es hat auf das Weide-Recht keinen Bezug. XIII. *Von der Wandlung beym Viehhandel:* in einem Weiderecht die Lehre von der Wandlungsklage und von der *actio quanti minoris!!* Diese Ideen-Association ist wahrlich stark; eben so gut hätte hier die Kochkunst, das Jagdrecht, die Reitkunst, kurz alles vorgetragen werden können, was aufs Vieh nur einigen Bezug hat. Das XIV. St.: *von den Hirten*, und das XVte: *von der Pfandung, actione de pauperie, legis Aquiliae und de pastu*, hat auf den Gegenstand dieses Werks eine nähere Beziehung; Schade indessen, dass die Bearbeitung nicht von derselben ausgeht, sondern, *Müller's* Promtuarium ähnlich, alles, was den Gegenstand nur irgend berührt, zusammenträgt. XVI. *Von der Mastung.* Auch hier bringt der Vf. seine beliebte Eintheilung *in usum fructum causalem et non causalem* S. 276. an. XVII. *Von den Pferden.* Der Leser wird hierüber auf des Vfs. *Rosstauscher-Recht* verwiesen, Rec. hätte aber doch gerne dasjenige hier gelesen, was in Ansehung der Weide der Pferde Rechtens ist, und hält diess für zweckmässiger, als die S. 287. befindliche Episode über die Scythen. Aber was findet man hier nicht alles! XVIII. *Von dem Hornviehe;* in Beziehung auf das Weide-Recht *kein* Wort; und doch 10 volle Seiten! XIX. *Von den Schafen*, fast eben so. XX. *Von den Ziegen.* XXI—XXII. *Von den Hunden* und *den Katzen;* im Weide-Recht! Auch kommt dasselbe hier mit keinem Jota vor. XXIII. *Von den Gänsen und Enten.* XXIV. *Von den Hühnern und Putern.* XXV. *Von den Tauben.* XXVI. *Von dem contractu Sociae.* Diese wichtige, fast gar nicht bearbeitete, Lehre auf 5 Seiten äusserst oberflächlich behandelt. XXVII. *Von der Aufhebung der Gemeinheiten*, gehört gar nicht hieher. Diess wäre die Anzeige des Inhalts einer Schrift, die zu denjenigen Werken gehört, welche der Vf. in der Vorrede: *Noten ohne Text* nennt; wirklich hat letztern Rec. fast ganz vermisst, und dagegen fast nichts als weit hergeholte Noten gefunden.

Eine ganz vorzügliche Rüge verdient es, dass der Vf. die Literatur des behandelten Gegenstandes so gänzlich vernachlässigt hat; es ist kaum glaublich, aber doch sehr wahr, dass der Vf. auch keinen einzigen neuern Schriftsteller — die angeführten Decisionen der kurbraunschweigischen Gerichtshöfe gehören nicht hieher — benutzt hat; seine ganze Literatur besteht, ausser den gewöhnlichen Schriftstellern, z. B. *Leyser*, aus alten Tröstern, die nur für die Cultur- und Dogmen-Geschichte einigen Werth haben, oft ganz am unrechten Orte angeführt. Der Stil ist bald preciös, bald altväterisch; (S. 17.) das Feudal-Wesen schuf besondere Principien *auf;* (S. 68. u. 366.) unfürdenklich, (S. 107.) die *allergnädigste* Landesherrschaft, (S. 127. u. 333.) *hohes* Ministerium, (S. 121. u. 355.) Sachsgothaische Verordnung; auch die Anführung der Landes-Dicasterien ohne Artikel, z. B. S. 14. 22. 24. 67. 86. 173., und das verstorbenen Schriftstellern ertheilte Prädicat: *Herr*, z. B. S. 31. 32. 33. 37. 39. 252., oder *wohlseliger*, z. B. bey *Struben* (nicht *Strube*, wie der Vf. ihn gewöhnlich nennt) S. 31. u. 37. und *Pufendorff* S. 39. u. 172.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Theophilus Paraphrase über die Institutionen Justinians.* Aus dem Griechischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. *Erster* Band. 1805. 331 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Je seltener ein Unternehmen von der vorliegenden Art bey der gegenwärtigen Lage des civilistischen Studiums und des Buchhandels ist, desto mehr ist zu wünschen, dass weder Verfasser noch Verleger von der Fortsetzung desselben abgeschreckt werden mögen. Die Paraphrase des Theophilus hat und behält ihren von Sachkundigen längst anerkannten Werth für die gründliche Einsicht des römischen Rechts, wenn sie auch, wie der Uebersetzer, Hr. D. *J. C. Finke* zu Göttingen, in der Vorrede insonderheit aus der Art des Vortrags zu zeigen sucht (und vielleicht selbst durch I, 1. §. 1. angedeutet wird), nichts weiter, als ein Collegienheft, ein exegetischer Vortrag über Justinians Institutionen seyn sollte. Würde durch die deutsche Uebersetzung nur so viel bewirkt, dass junge Juristen nun den griechischen Text mehr zur Hand nähmen: so wäre schon daraus der Gewinn offenbar. Für diese allein hat der Uebersetzer seine Arbeit bestimmt, und aus diesem Gesichtspunkte allein muss selbige beurtheilt werden. — Der Reizische Text liegt zum Grunde: jedoch ist in einigen Stellen *Fabrot* befolgt. Die *Uebersetzung* selbst ist treu, und mit Fleiss gearbeitet. Dass sie minder fliessend ist, davon liegt freylich die Ursache in dem holprichen Stile des Originals. Allein wir glauben doch, dass sie in manchen Stellen, der Treue unbeschadet, geschmeidiger und selbst sprachrichtiger seyn könnte. So wird B. I. T. 2. §. 1. von den Gesetzen gesagt: „Die sich ein jeder Staat selbst gegeben hat, und in demselben auch gesetzliche Kraft haben, solche heissen bürgerliche Gesetze." So würde sich ebendaselbst §. 3. besser, und selbst den Worten des Originals angemessener also übersetzen lassen: „Nachdem wir die erste Abtheilung

der

der Gesetze, in natürliche, völkerrechtliche und bürgerliche, angezeigt, auch den Begriff einer jeden Klasse bestimmt und mit Beyspielen erläutert haben, kommen wir jetzt zu einer zweyten Abtheilung derselben." Auf der andern Seite steht I, 2. pr. der Zusatz, der hier nach den Worten: „dass, wer jemanden das Leben nimmt, wieder getödtet wird," in einer Parenthese gemacht ist („weil es zweckmäfsig ist, diesen auf dieselbe Weise zu bestrafen, wie er verbrochen hat"), im Texte nicht. — Die *Anmerkungen* sind ebenfalls blofs für Anfänger berechnet, und enthalten deshalb nur die nothwendigsten Erklärungen, Berichtigungen und Ergänzungen. Hauptsächlich sind die Quellen, aus welchen Justinians Werk geschöpft ist, bey jedem Titel und Paragraphen meist wörtlich angegeben, auch hin und wieder erläutert: so dass Theophilus zugleich als Commentator nicht nur über einzelne Stellen der Pandekten und des Codex, sondern auch über die Fragmente der aufser den Pandekten uns noch übrig gebliebenen juristischen Classiker gebraucht werden kann. Mitunter ist Theophilus, besonders in historischen Daten, berichtigt, mitunter auch gerechtfertigt. Zu alle dem bot schon der Reizische Apparat dem Vf. hinlänglichen Stoff dar, und die Auswahl ist für den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, im Ganzen gut getroffen. Nur hier und da stiefsen wir auf gar zu bekannte Dinge, wie sie jedes Compendium der Rechtsgeschichte, oder jeder Institutionen-Commentar an die Hand giebt, z. B. die Erklärung des Worts *Codex* S. 3. und die ohnehin nur oberflächliche Notiz von den drey ältern Codicibus, die wir hier lieber weggelassen haben würden. Dagegen wäre es auch für Anfänger nützlich gewesen, noch mehr auf Variationen oder kurze Erläuterungen im Text der Institutionen, wie z. B. I, 1. pr. in dem Worte *νέμουσα*, und I, 1. §. 4. *δύο δέσεις — εἶδος* aufmerksam zu machen.

Wir bemerken noch, dass der vorliegende Band das *erste* Buch des Theophilus enthält. Das angehängte Verzeichniss von Druckfehlern hat durch ein nachgeliefertes besonders gedrucktes Blatt, das wir ebenfalls vor uns haben, noch manche Zusätze erhalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Vorschläge zur Vermehrung des städtischen Wohlstandes*, in besonderer Beziehung auf die Berliner aller Stände, vorzüglich aber auf Kaufleute und Fabrikanten. Von *K. F. Wiefsiger*, Kriegs- und Domainen-Rath in Berlin. 1805. 96 S. kl. 8. (8 gr.) — Der Vf. handelt hier in *drey* Abtheilungen 1) von der zu verhütenden Theurung des Brots, Fleisches und Holzes. 2) Von der Vermehrung, Verbesserung und Erleichterung der Erwerbsmittel, besonders in Rücksicht auf Kaufleute und Fabrikanten. 3) Von Kirche und Polizey, Sitten und Sittlichkeit, Luxus und Noth. Als eine Schrift, welche den Namen eines praktischen Staatsdieners, der zu dergleichen Gegenständen hinreichenden Beruf hat, auf dem Titel führt, nahm Rec. sie mit um so gespannterer Erwartung in die Hand, da jetzt das Publicum mit kleinern und grösern Schriften über diese Gegenstände überschwemmt wird, die nicht des Drucks und Papiers werth sind; aber diese Erwartung wurde nicht befriedigt. Man findet über die hier erwähnten interessanten Gegenstände selten richtige Begriffe, noch weniger neue und interessante Ansichten. — Der Vf. erklärt: Da die jetzige Theurung sich durch natürliche Mittel nicht heben lasse, so müsse man künstliche anwenden: — das Geld sey dem platten Lande nicht so nützlich, als den Städten, weil hier damit grofse Unternehmungen gemacht werden könnten. — Den armen Leuten soll man das Holz schenken, damit sie es nicht stehlen! — Die Taxen findet er in Rücksicht auf die ersten Bedürfnisse sehr nützlich, weil man bey Artikeln der Nothdurft eine willkürliche Behandlung zu verhüten suchen müsse; aber eben diese Taxen sind ja die willkürlichste Behandlung der Käufer und der Verkäufer. — Unbegüterten Schlächtermeistern soll der Staat Vorschuss geben! warum nicht auch unbegüterten Bäckern, Schuhmachern u. a.? Der Staat würde auf diesem Wege seine Cassen bald ausleeren können. — Nach S. 40. kennt der Vf. keine bessern Mittel, Wolle und Flachs wohlfeiler zu machen, als die Ausfuhrverbote dieser Producte. Wenn Ausfuhrverbote wirklich diesen Zweck erreichen, so wird eine Menschenclasse ärmer gemacht, um eine andre zu bereichern; und wenn sie diesen Zweck nicht erreichen (wie denn das die Erfahrung sattsam gelehrt hat), so bewirken sie die immer zunehmende Verarmung beider Stände, indem sie die Production und dann auf dem natürlichsten Wege die Fabrikation vermindern. — Wenn man die fiscalischen Vorschläge S. 43. liefet, so müsste man das Land bedauern, in dem ein solches Verfahren eingeführt würde, und man mufs sich billig wundern, wie ein Mann, dem es doch um Vermehrung des Wohlstandes zu thun ist, und der über diesen Gegenstand ein Buch schreibt, sich so verirren konnte. — S. 46. will er noch mehr Spinner ins Land ziehen; als wenn wir von dieser unglücklichen Menschenclasse nicht jetzt schon *zu viel* hätten! — Was den Vorschlag wegen Vermehrung des Seidenbaues in der Kurmark betrifft: so hat doch wohl die Erfahrung hinlänglich entschieden, dass mit grofsem Aufwande, der anderwärts angelegt den Reichthum des Landes unverhältnifsmäfsig mehr erhöhet haben würde, ein sehr unbedeutendes Product hervorgebracht worden ist. — Wie der *dritte* Abschnitt in diese Schrift gekommen ist, läfst sich nicht leicht absehen, da das Kirchengehen, das lange oder kurze Predigen u. s. w. in gar zu weiter Verbindung mit der Vermehrung oder Verminderung des ökonomischen Wohlstandes steht, von dem doch auf dem Titel allein die Rede ist; der Vf. schlägt sogar Kirchenlieder vor, und giebt eine Anweisung, wie die Prediger sich Rednertalente verschaffen können, und kommt dann — auf den Luxus!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Februar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Pharmacopoea Danica, regia autoritate a collegio Sanitatis regio medico-chirurgico Hafniensi conscripta.* 1805. VIII und 184 S. ohne 3¼ Bog. Register. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Den Hauptwerth einer Pharmakopöe sucht man insgemein in einer zweckmäfsigen Auswahl der Arzneymittel. Dem Rec. schien diese beliebte Auswahl immer eine gewisse Anmafsung der Vf. zu verrathen: denn wie kann die Erfahrung, und auf dieser mufs doch diese Auswahl vorzüglich sich gründen, von drey oder vier Aerzten grofs und entscheidend genug seyn, um über die Wirksamkeit aller Arzneymittel und selbst der Formen derselben ein Endurtheil sprechen zu können? Sagt man: es würden dabey auch die Stimmen der ärztlichen Schriftsteller zu Rathe gezogen: so müfste wohl alsdann auch zuvor über das Stimmrecht dieser Schriftsteller entschieden worden seyn. Und sollten die in dem Lande, wo die neue Pharmakopöe eingeführt werden soll, praktisirenden Aerzte nicht wenigstens ein eben so geltendes Stimmrecht bey dieser Auswahl haben, als die Schriftsteller des Auslands? Noch kennt Rec. keine Pharmakopöe, bey welcher diese Auswahl allgemein gebilliget worden wäre; bey allen haben die gelehrten Zeitschriften die Aufnahme einiger Mittel getadelt und die Nichtaufnahme anderer gemifsbilligt. Und modificirt sich diese Auswahl nicht immer nach dem ärztlichen Zeitgeist des Jahrzehends, in welchem die Pharmakopoe abgefafst wird? Lehrt aber nicht die Erfahrung dafs die Moden in der Heilmittellehre eben so oft nur Töchter vom Vorurtheil des Ansehns, eben so oft unstät und widersinnig sind, als in der Kleidertracht? Wenn in einer Pharmakopöe vor zehn Jahren die Schneerose, die schaftlose Tragantwurzel, die Kämpfischen Klystierspecies, die Maywurmlatwerge u. s. w. gefehlt hätten: so würde man diesen Mangel laut gerügt haben; jetzt übergehn die Vf. und die Rec. der Pharmakopoeen diese Mittel mit Stillschweigen; höchst wahrscheinlich werden in einer Pharmakopöe des Jahrs 1815. wieder Mittel übergangen werden dürfen, die jetzt im Ruf stehen! In der That hat diese Auswahl auch mehr einen merkantilischen als einen ärztlichen Zweck; man benutzt sie vorzüglich zur Berechnung der Apothekertaxen; auf die ärztliche Praxis kann sie nur einen höchst indirecten Einfluss haben: denn die Apotheker sind sogar verbindlich gemacht, auf Verlangen der Aerzte, die in der Pharmakopöe verwiesenen Mittel wieder in die Apotheken zurük zu rufen! Wäre aber auch diese Auswahl noch so vortrefflich und noch so zweckmäfsig eingerichtet: so würde sie ihren guten Zweck doch sehr oft verfehlen und die ärztliche Praxis sehr oft keinen Vortheil von ihr haben; weil notorisch der Eigennutz und schon der Kaufmannsgeist der Apotheker diesem Zweck und diesem Vortheil insgemein dadurch entgegen wirkt, dafs diese selecten Mittel unecht oder verfälscht, oder verdorben dispensirt werden. Eine Pharmakopöe ist eigentlich ein polizeyliches Gesetzbuch über den Arzneyvorrath der Apotheker; es ist also wahrlich nicht hinreichend wenn die gebräuchlichsten und wirksamsten Arzneymittel darin namhaft gemacht und den Apothekern befohlen wird, sie vorräthig zu haben; es ist nothwendig, dafs darin auch ausdrücklich und genau die Beschaffenheit eines jeden Mittels gesetzlich bestimmt, oder die Kennzeichen der Echtheit und Güte derselben festgesetzt, und der Apotheker verantwortlich gemacht werde, wenn er Arzneyen dispensirt, welche nicht die gesetzliche Beschaffenheit haben. Eine eidliche Verpflichtung der Apotheker auf die Echtheit und Güte ihrer Arzneyen und der Aerzte zur strengen Aufsicht, fruchtet hier wenig oder nichts: denn sehr viele Apotheker und Aerzte besitzen nicht einmal die zur Beurtheilung dieser Echtheit und Güte erforderlichen Kenntnisse. Dem Rec. scheint also der Hauptwerth einer Pharmakopöe nicht in der Auswahl der Arzneymittel, die immer einseitig, unstät und unsicher seyn wird, sondern vielmehr in einer richtigen, genauen und deutlichen Bestimmung der echten, unverfälschten und unverdorbnen Beschaffenheit der darin aufgenommenen Arzneymittel zu liegen. Natürlich, dafs also Rec. in der Vorrede zu der neuen *Dänischen Pharmakopöe* ungern die Worte las: *duplex in primis nos sollicitos habuit desiderium, alterum, ne remediorum apparatus justo nimis augeretur — —; alterum eo tendens ut Medicis practicis copia esset inter medicamenta virtute paria, ea deligendi* etc. Schon seit zehn Jahren war dem Publikum eine Revision der im J. 1772. herausgekommenen dänischen Pharmakopoe angekündigt, man erwartete sie mit einiger Ungeduld: denn da die ältere Pharmakopöe für den damaligen Stand der Heilkunde und der Chimie sich sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte: so konnte man mit Recht hoffen, die neue werde den Ruhm, welchen sich die ältere erwarb, noch mehr verdienen, zumal da die Woge ihn zu erlangen, jetzt gebahnter sind, der Zeitraum zur Prüfung, Untersuchung und Entscheidung gewifs nicht zu beengt war, und die Vf. in einer Stadt wohnen, wo der Handel mit den Ländern

aus welchen die exotiſchen Heilmittel bezogen werden, es ihnen leicht machte, die echte Beſchaffenheit derſelben durch eigne Anſicht zu beſtimmen. Die Erwartung des Publikums iſt endlich befriedigt, ob auch deſſen Hoffnung erfüllt ſey, das mögen die Leſer aus dieſer Anzeige beurtheilen. Zuförderſt erwartet man wohl ein Urtheil über die Auswahl der Arzneymittel, auf welche die Vf. der Pharmakopöe ſo vielen Werth legen, und da ſcheint es denn dem Rec. noch ſehr die Frage zu ſeyn: ob ſie die Aufnahme folgender Mittel vor dem Richterſtuhl der ärztlichen Kritik rechtfertigen können: *agaric. muſtar.*, *rad. alkannae* (da zum Farbegeben die Coccinella vorräthig iſt), *gum. bidelii* (das ſie ſelbſt aus den *empl. melilot.* verwieſen haben), *hb. beccabergae*, *Oleum betulin.*, *flor. et Ab. carda mines*, *rad. chinae*, *ſem. citrell.*, *cortex caribaeus*, *ſem. cucumis*, *hb. rec. cynarae*, *fruct. cynoſbale fruct. fagi*, *fol. flamul. jovis* und *pulſatill. nigric.* (die faſt gar nicht mehr gebraucht werden,), *ſem. erucae*, *ol. jaſmini*, *ol. bergamotte* (bloſse *Parfums*) *ſtorax calamita*, *ſtyrax liquida tacama heva* (die faſt gar nicht mehr echt zu haben, und wofür man nur Kunſtgemiſche erhält,) *cort. ſoymidae cort. et lign. mahagoni*, *flores tiliae baccae oxyc accos*, *rubi chamaemori*, *pruneolae*, *caſſia fiſtula* und *ſemen urticae*. Von der *Phubaldriamwurzel* ſagen zwar die Vff. ſie ſey *major atque fortior*, *hinc efficacior* als die *rad. valerian. ſylveſtr.*; in die ältere Pharmakopöe war jene Wurzel gar nicht aufgenommen, Rec. möchte doch die neuen Erfahrungen der Vf. kennen, zufolge welcher ſie dieſen auffallenden Ausſpruch wagen! Viele Aerzte des däniſchen Reichs werden dagegen, und zwar mit Recht fragen: aus welchen Gründen die *rad. arnicae*, *britannicae*, *contrajervae*, *hellebori albi*, *paeoniae tormentillae* und *zedoriae*, die *cort. caſſiae ligneae*, *cinamomeae* (der doch für die Vff. ſelbſt Bedürfniſs iſt, denn ſie brauchen ihn zur *Eſſent. aromatica* und zum *Theriak.*), den *viſcus quernus*, die *hb. chenopodii mexicani*, *eryſimi heder. terreſtr.*, *Cini cathart.* (da jetzt faſt gar keine gute Sennesblätter zu haben ſind), *lyſimachiae purpur.*, *mari vori*, *ſempervivi*, die *flores milcefoli nobil.*, *ſem. cicutae*, die *Faba St. Ignatii reſina hederae* und die *limaces* weggelaſſen ſind? die alle mehr Wirkſamkeit haben und wenigſtens in Deutſchland auch gebräuchlicher ſind, als eine groſse Zahl von den Schützlingen der Vf. — In der *materia pharmaceutica* iſt jedem Mittel erſt der officinelle Name vorgeſetzt, als denn die Benennung in der däniſchen, norwegiſchen, isländiſchen, lappländiſchen u. ſ. w. Sprache (viele Mittel haben nur einen ſolchen Namen, aus welcher Sprache iſt dieſer? immer nur aus der Däniſchen? haben die andern genannten Nationen alsdenn keinen Namen dafür oder heiſst er wie der Däniſche? und wo mehrere ſolche Benennungen ſtehen, z. B. bey der *acetoſella* vier, welches iſt, da alle gleich curſiv gedruckt ſind, der Däniſche und welches der Norwegiſche, Isländiſche etc.? und wo nur zwey ſtehen, z. B. bey der *acacia noſtra*, aus welcher Sprache iſt der zweyte?), endlich auch ein oder einige deutſche Namen; alsdann ſteht die *Linneiſche* Benennung bey den Pflanzen, mit Angabe der Klaſſe und der Ordnung (warum mögen die Vff. bey den Salzen, Kalken und Erden nicht den neuchemiſchen Namen beygeſetzt haben? überhaupt iſt die Terminologie der Vff. ſehr bunt und unlitär!), und eine gedrängte (*ſuccincta*) Beſchreibung; hierauf folgen nun die in die Sinne fallenden Charaktere, der Geſchmack, der Geruch, und (lange nicht allenthalben) die Geſtalt, der Standort, die Einſammlungszeit und vorzüglich (*inprimis*) die Kennzeichen der Güte (dieſs *inprimis* wird in der Folge anders überſetzt werden müſſen), und bey den Pflanzen endlich die Anzeige der Abbildung in *Oeders Flora Danica*. Wäre die gedrängte Beſchreibung jedesmal vollſtändig und charakteriſtiſch, und wäre wirklich vorzüglich auf die Angabe der Kennzeichen der Güte Bedacht genommen worden: ſo würde Rec., der dieſen Theil einer Pharmakopöe für den wichtigſten hält, mit der freudigſten Theilnahme das Publikum laut und unbedingt auffordern, dieſen Hauptwerth der Pharmakopöe und dieſes groſse Verdienſt ihrer Vff. mit Dank anzuerkennen, und dieſer Anerkennung ſeine allenfallſige Unzufriedenheit mit der Auswahl der Mittel und einiger andern kleinern Mängeln willig aufzuopfern. Aber leider ſind die meiſten Beſchreibungen weder vollſtändig noch treffend, und die Angabe der Merkmale der Güte, welche natürlich auch die Merkmale und Entdeckungsmittel der Verfälſchungen in ſich begreift, fehlt bey vielen Mitteln entweder ganz oder iſt mangelhaft. Um dieſs zu beweiſen will Rec. nur über die nach den drey erſten Buchſtaben aufgeführten Mittel hier ſeine Bemerkungen mittheilen. Die Geſtalt der *hb. obrotani abſynthii*, *acetoſellae*, *aconiti*, *anageleidis*, *aquifolii*, *aſari*, *belladonnae*, *chaerefolii*, *chelidonii*, *cochleariae*, der *flor. chamomill. roman*, und des *borax*, des *boviſtae* etc. ſind gar nicht beſchrieben; andere Beſchreibungen ſind mangelhaft, z. B. *baccae berberis: coloris pulchre rubri*, *coloris expertes*, *ſaporis grata acidi*, *ſubadſtringentis*; *campeſcan. lign.*: *durum admodum et compactum*, *coloris rubri*, *odoris vix ullius ſaporis dulce americartis*, *leniter ſubadſtringentis*; *canellae alb. cortex in ſuperficie externa paſſim vel ex albo flaveſcens*, *vel vireſcens*, *vel ex fuſco rubens*, *ſubtus autem albicans*, *ſaporis acriuſculi et aromatici*; *cortex peruvianus flavus*: *ex eadem regione ut prior* (*cort. chinae fuſc.*) *allatus*, *craſſior et magis lignoſus*, *qui colore cinnamomeo et principio amaro ſubaromatico omnibus aliis chinchonae corticibus antecellit*. Mehrere Beſchreibungen ſind wörtlich aus der Preuſsiſchen Pharmakopöe, z. B. *alumen*, *flor. arnicae*, *arſenicum*, *bismuthum*, *camphora* etc. Beym *Alaun* hätte noch angegeben werden ſollen, daſs der zerflieſsbare untauglich ſey, weil er kupfer- und eiſenhaltig iſt. Bey der *anagallis* iſt auch die Verwechſelung mit *alſine media* übergangen; bey der *anguſtura* die Hamburgiſche Entdeckung einer gefährlichen Sorte nicht benutzt; beym *antimon. crud.* iſt nicht angeführt, daſs man ſich zum Arzneygebrauch nur des untern ſpitzigen Theils vom Kuchen bedienen ſolle, und bey der Beſchreibung deſſelben hätte das *Berl. Jahrb.*

Jahrb. d. Pharm. 1798. S. 112. gebraucht werden sollen. Die *arnica* wird auch mit der *Inula salicinia* und der *hypochaeris maculata* verwechselt. Die Verfälschung des *Asphalts* mit Pech ist nicht bemerkt; die Vff. behaupten der Perubalsam löse sich in *Alkohol* ganz auf. Wer mag Recht haben, sie oder der achtungswürdige Vf. des: *Etwas über das Londner Apothekerbuch*, Hamburg 1790.? Die Verfälschung dieses Balsams mit gemeinem Syrup, mit Copaivabalsam und mit Terpentin ist nicht angeführt. Die Bekanntmachung der Redaktion der *Salzburgischen med. chirurgischen Zeitung*, dass die *rad. bardanae* von den Materialisten zuweilen mit *rad. belladonnae* und *symphiti* vermengt werde, ist nicht benutzt. Beym *Bovist* ist die Einsammlungszeit vergessen. Die Verfälschung des *Borax* mit Alaun und mit Steinsalz hätte auch angezeigt werden sollen. Von den verschiedenen Sorten der *Kakaobohnen* und welche der Apotheker haben soll, ist nicht ein Wort gesagt. Die frischgrüne Farbe des *Kajeputöls* scheinen die Vff. mit unter die Kennzeichen der Echtheit zu zählen, dass man zuweilen kamphorirtes Rosmarinöl dafür erhält, ist nicht erwähnt. Die Verwechselung des *carex arenar.* mit den schwächern *caricibus disticha*, *hirta*, und *spicata* ist nicht bemerkt. Der verschiedenen Sorten der *Feigen* und der *Mandeln* erwähnen die Vf. nicht. Der Verfälschung der *Gewürznelken* mit nachgekünstelten, und mit solchen, denen das Oel schon ausgezogen ist, wird auch nicht gedacht. Beym *Castoreum* sind die Beutel nicht gehörig beschrieben; die Vff. sagen, vorzüglich werde das Danziger, Preussische, Polnische und Dänische geschätzt, und fügen dann hinzu: *inferioris notae sed satis bonum est castoreum Russicum ut et Anglicum ex America septentrionali allatum;* bekanntlich verkaufen aber die Materialisten alle guten Sorten unter dem Namen *Türkischer* oder *Moskowitischer Bibergeil*, und wie konnten die Vff. sagen, das Englische oder Canadische sey auch *satis bonum*, da es insgemein verfälscht, und auch unverfälscht schlecht ist, und selbst in seiner Grundmischung von dem Russischen abweicht? Vom *Wachs* wird keine Verfälschung angegeben. Die *cerussa in lamellis* sey besser, allein auch diese wird mit Kalk, Gyps, Talk und weissem Thon verfälscht. Eigentlich wird der *Wallrath* in Weingeist nicht aufgelöst. Dieser nimmt nur einen kleinen Theil ölichtes Wesen von ihm auf. Die *flor. chamom. roman.* mit gefüllter Blume taugen nicht zum Arzneygebrauch, auch haben die Vff. den Unterschied der Edelkamillen von den *gemeinen* und dieser von den Ackerkamillen nicht angeführt. Wenigstens vom Kälberkropf und von der Hundspeterfilie hätten die Unterscheidungszeichen des *Schierlings* angegeben werden sollen, da beide auch gefleckte Stängel haben. Die Beschreibung der *rad. columbo* ist sehr mangelhaft, nicht einmal dass man sie in Scheibenstücken erhält, ist angegeben; eben so mangelhaft ist die Beschreibung der *rothen China*, deren drey Lagen und sehr faserichter Bruch nicht einmal bemerkt sind. Der *Saffran* wird auch mit Ringelblumen, langgeschnittnen Granatblüthen, und mit geräucherten Rindfleischfasern vermischt. Bey den *Kubeben* ist die Bemerkung übergangen, dass die kleinern sehr runzelichten mit zusammengeschrumpften Kern nichts taugen. Diese Bemerkungen in den ersten drey Buchstaben könnten schon hinreichen, um ein Urtheil zu fällen, in wie weit die Vff. das zweyte Bedingniss einer zweckmässigen Pharmakopöe befriediget haben; doch mag ein kleiner cursorischer Nachtrag aus den übrigen Buchstaben noch einige Data liefern. Wie mangelhaft ist die Beschreibung der Gestalt der *rad. filicis: crassa, ramosa, foris squamosa, badio-nigricans, intus pallida?* Die Echtheit des *Guajakharzes* lassen die Vff. noch mit versüsten Salpetergeist prüfen! Die Beschreibung der *schwarzen Nieswurz*, eines Mittels das so vielfach verwechselt und verfälscht wird, ist höchst unvollständig; die Wurzeln die man statt derselben erhält, sind nicht einmal genannt, auch ist ein Hauptkennzeichen, dass bey der echten Schwarznieswurzel die Fasern nicht unmittelbar aus dem Kopf, sondern aus den kurzen gegliederten Aesten derselben kommen, nicht angegeben. Nach der Beschreibung der *Jalappenwurzel* erhält man sie blos in Scheiben, da man sie doch auch in birnförmigen Stücken und selbst auch ganz, in der Grösse und Form der kleinen Rettige bekömmt. Die Verwechselung des *Wasserfenchels* mit den Samen des *sium lati- et anguſti fol.* und der *cicuta virosa* wird nicht bemerkt. Bey dem *Quassienholz* wird kein Zeichen der Echtheit angegeben; beym *Schwerspath* nicht die Unterscheidungsmerkmale von Fluss-, Kalk- und Bleyspath, und beym *Schwefel* nicht die gefährliche Verunreinigung mit Arsenik. Blos nur in Rücksicht dass *Vahl* in Kopenhagen lebte, bemerkt Rec. dass die neuern botanischen Bestimmungen von den Mutterpflanzen des *cort. angusturae*, der *corticum chinae*, der *rad. ipecacuanhae*, des *Opiums (papaver orientale)* und dem *Tucumahac* nicht aufgenommen sind. Die Mutterpflanze des officinellen *Akonits* nennen die Vff. *aconit napellus;* man nimmt aber in Deutschland und höchst wahrscheinlich auch in Dänemark, wo der *Akonit napell* auch nicht wächst, das *aconit. neomontanum.* Warum das *Sal. anglic.* und *sedlitzense* vereinzelt, da beide Eins sind? wozu bey dem Schweineschmeer noch *drey Talge?*

(Der Beschluss folgt.)

CHEMIE.

ERFURT, in d. Henningsschen Buchh.: *Practisch-chemische Tabellen*, für Aerzte, Apotheker und Liebhaber der Chemie; zur leichten Uebersicht bey Untersuchung der einfachen und zusammengesetzten Körper in chemisch-physischer Hinsicht, und deren Verhalten zu den gegenwirkenden Mitteln, von *Wilhelm Christian Meyer*, Doctor und Apotheker zu Schweina im Meiningschen. *Erster* Theil. 1806. 7 Folio Bogen. (14 gr.)

Der Vf. dieser Tabellen hat zur Absicht, denjenigen Theil des Publikums, der zwar nicht in der Lage ist die Chemie *ex professo* zu studiren, gleichwohl

wohl aber die Naturkörper nach ihren chemiſchen Gehalte zum Gegenſtande ſeines Geſchäfts, oder ſeiner Wiſſenſchaft machen muſs, einen Leitfaden in die Hände zu geben, wodurch ſie dieſes auf die zweckmäſsigſte Art erreichen können. Er wählte zu dieſem Behufe die tabellariſche Darſtellung, und auf eine ſolche Art, daſs er ſeinen Zweck gewiſs nicht verfehlen wird. Strenge logiſche Anordnung, Deutlichkeit der Begriffe, Ausführlichkeit und Präciſion zeichnen ſeine Darſtellungen ſehr vortheilhaft aus.

Gegenwärtiger *erſter* Theil enthält auf *ſechs* Foliobogen drey Tafeln; der *ſiebente* Bogen enthält Titelblatt und Vorrede. Dieſe drey erſten Tafeln ſtellen den theoretiſchen Theil der Chemie auf, und auf drey noch nachzuliefernden Tafeln verſpricht der Vf. den praktiſchen Theil zu bearbeiten. In der erſten Tafel ſucht der Vf. auf die chemiſchen Verwandtſchaften als Bedingung zur Zerlegung der zuſammengeſetzten Körper aufmerkſam zu machen; nur giebt er uns ganz die *Bergmanniſche* Anſicht, ohne auf *Berthollets* wichtige Affinitätslehre Rückſicht zu nehmen. Hierauf folgt eine Betrachtung der einfachen Körper (beſſer Materien) in phyſiſch-chemiſcher Hinſicht. Unter den Erden vermiſſen wir hier ungern die Yttererde, deren Exiſtenz doch nun auſser allem Zweifel geſetzt iſt. Unter den Metallen hätte noch von Tantalum, Cerium, Osmium und Iridium etwas mehr angeführt werden müſſen, auch hätte der Vf. das *Richterſche* Nikolan, ſo wie die neue metalliſche Subſtanz, die vor einiger Zeit *Trommsdorff* entdeckte, wenigſtens anführen ſollen. Die zweyte Tafel enthält vorzüglich die Säuren. Die Ameiſenſäure hätte wegfallen können, da ſie nichts anders als eine Zuſammenſetzung aus Eſſigſäure und Aepfelſäure iſt, wie die Verſuche der franzöſiſchen Chemiker ſtreng erwieſen haben, da hingegen die Honigſteinſäure nicht mehr unter die problematiſchen Säuren gehört, nach *Klaproths* genauen Verſuchen. Der Vf. hat ſich ſtreng nach *Trommsdorffs* ſyſtematiſchem Handbuch der Chemie gerichtet, aber wahrſcheinlich nicht die neue Ausgabe benutzt: denn ſonſt würde er wohl auch anſtatt der *Crellſchen* Fettſäure die *Thenardſche* Fettſäure aufgeſtellt haben, welche allein nur auf den Namen einer eigentlichen Säure Anſpruch machen kann, da die erſtere bloſs eine unreine Eſſigſäure iſt. Auch hätte der Vf. den Zuſtand der ſüroxydirten Salzſäure angeben ſollen, den uns neuerdings *Chenevix* in ſeiner trefflichen Abhandlung kennen gelehrt hat. Die dritte Tafel enthält eine nähere Betrachtung der Beſtandtheile des Pflanzen- und Thierreichs in phyſiſcher und chemiſcher Hinſicht. So gut auch dieſe bearbeitet iſt: ſo erlauben wir uns doch folgende Bemerkungen. In dem Pflanzenſchleime und den Harzen kann man nicht bloſs Kohlenſtoff und Waſſerſtoff als Beſtandtheile annehmen, ſondern man muſs auch den Sauerſtoff als einen Beſtandtheil anſehen: denn beide geben bey der trocknen Deſtillation eine bedeutende Menge kohlenſtoffſaures Gas, das ohne die Gegenwart des Sauerſtoffs nicht gebildet werden könnte. Bey dem Gerbeſtoff hätte auf *Trommsdorffs* neuere Entdeckungen Rückſicht genommen werden können, der viele von *Prouſt's* irrigen Angaben widerlegt hat. Die Subſtanzen des Thierreichs hätten etwas vollſtändiger aufgeſtellt werden ſollen, zumal da der Vf. noch Raum auf dieſer Tafel dazu übrig behielt. Dann wären ſicher die intereſſanten Thatſachen nicht weggeblieben, deren Entdeckungen wir den franzöſiſchen Scheidekünſtlern verdanken, die zuerſt das Lehrgebäude der animaliſchen Chemie begründet haben.

Die angeführten kleinen Mängel entziehen dem Werke indeſſen nicht viel von ſeiner Brauchbarkeit; und wir wünſchen daher, daſs der Vf. bald den verſprochenen *zweyten* Theil nachliefern möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Stuttgart*, in d. Ebner. Kunſth.: *Einiges über Eiſen- und Schwefelhaltige Geſundbrunnen und Bäder in Vergleichung mit der Mineralquelle auf der Nekkarinſel zu Berg in der Gegend von Stuttgart.* Von D. *Molwitz*. Mit einem Kupfer, welches die nördliche Anſicht der Inſel darſtellt. 1803. 3 Bogen. 8. (12 gr.) — Der Zweck dieſer Blätter iſt eine Empfehlung der genannten Quelle, die noch durch keine Badeanſtalt gemeinnützig gemacht worden iſt. Sechszehn Unzen ihres Waſſers enthalten $31\frac{1}{10}$ Gran erdigte Mittel- und Neutralſalze, (nach S. 16. beſtimmter: $4\frac{1}{10}$ Gran Bitterſalz, $19\frac{1}{2}$ Gran Kochſalz. 8 Gran kohlenſaure Kalkerde,) $1\frac{1}{2}$ Gran Eiſen, $3\frac{1}{2}$ Cubikzoll Luftſäure, und $16\frac{1}{2}$ Cubikzoll Schwefelluft. Rec. wünſcht der biedern Abſicht des Vfs. den beſten Erfolg, indem er jedoch zugleich bedauern muſs, daſs die S. 35. mitgetheilte Vergleichungstabelle über die Beſtandtheile des Berger, Meinberger, Schinznacher, und Nenndorffer Waſſers ſo ſehr oberflächlich und unbeſtimmt, ja unrichtig, ausgefallen iſt: man kann doch z. B. jetzt nicht mehr ſagen, daſs die Menge der flüchtigen Beſtandtheile des Nenndorfer Waſſers noch nicht beſtimmt ſey, daſs das Meinberger nur 9 Cubikzoll ſchwefelartige Luft enthalte u. d. gl. Die Hypotheſe (S. 29.), daſs auch fixe Subſtanzen in die einſaugenden Gefäſse übergehen, möchte wohl von Mehreren, als vom Rec., mit Grund bezweifelt werden, obgleich letzterer wohl weiſs, daſs der Vf. nicht der Erſte iſt, der zu Gunſten eines Bades dieſe Idee urgirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Februar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Pharmacopoea Danica* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 42. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *zweyten* Theil haben die Vff. auch die neuchemiſche Nomenklatur eingeführt; aber die alten und neuen Namen unter einander nach dem Alphabeth geordnet, und bey dem alten Namen auf den neuen verwieſen, unter welchem die Zubereitungsart angegeben wird, und auch unter dieſem führen ſie wieder den alten mit curſiver Schrift an. Rec. kann dieſe Einrichtung nicht billigen; er findet die in der *Preuſſiſchen Pharmakopöe* getroffene kürzer und zweckmäſsiger, wenn einmal die Hauptnomenklatur die neuchemiſche ſeyn ſollte, wenn nicht, dann die Einrichtung im *Lippiſchen* und *Oldenburgiſchen Dispenſatorien*. Rec. läugnet die Vorzüge der chemiſchen Nomenklatur ganz und gar nicht; aber daſs bis jetzt noch faſt jede neue Pharmakopoe ſich auch eine eigne chemiſche Nomenklatur anmaſst, muſs durchaus oft zu mancherley und auch gefährlichen Verwirrungen Anlaſs geben. So lange dieſe Nomenklatur noch keine feſte Form und Einheit hat, und noch ſo ſehr der Veränderung und Vervielfachung unterworfen iſt, daſs ein chemiſches Präparat in vier Pharmakopöeen, auch vier verſchiedene Namen erhalten kann, darf ſie wahrhaftig noch keine Anſprüche auf die Rechte einer Kunſtſprache, zumal in einer geſetzlichen Schrift, machen. Der Apotheker wird zwar allmählig mit der Terminologie ſeiner Landespharmakopöe vertraut werden; aber die Apothekergehülfen, die bald im Preuſsiſchen, bald im Holſteiniſchen, bald im Oeſtreichiſchen, bald im Heſſiſchen, bald im Würtembergiſchen u. ſ. w. conditioniren, müſſen ſich am Ende in der Synonymik der pharmaceutiſchen Nomenklatur durchaus verwirren. Gelegentlich wünſcht hier Rec., die Bildner der chemiſchen Nomenklatur möchten auch darauf Rückſicht nehmen, daſs ein Name nicht aus zu viel Wörtern beſtehe. Es möchte ſeyn, daſs er den Aerzten mehr Zeit koſtet; aber wie leicht iſt ein Wort in der Eile übergangen, und welches gefährliche Mifsverſtändniſs dann möglich? und daſs ſich jedes abbrevjiren laſſe, ohne daſs es miſsverſtanden werden könne, wie z. B. wenn ein Arzt in der Eile auf einem Recept abbrevirte: *Kali Sulphur.*, der Apotheker kann dann *Kali ſulphuricum (tart. vitriolat.)* oder *Kali ſulphuratum (hep. ſulphur. Salin.)* leſen. Zwar haben die Vf. der däniſchen Pharmakopöe die Nomenklatur der Preuſsiſchen angenommen, und Rec. Rec. billigt dieſs vielmehr als wenn ſie eine neue, und wenn auch beſſere, für ihr Werk ausſtudiert hätten; aber warum haben ſie dieſelben nicht durchaus beybehalten? Was iſt dadurch gewonnen, daſs ſie für *balſ. ſulphur. ſimpl.*, *terebinth.*, *aniſat.*, *balſam. terebinth.*, *balſam. vitae Hoffm.*, *cera viridis*, *elix. pectoral. elect. aperiens*, *elix. acidum*, *elix. paregoric. gelatina liquiritiae*, *liquor ammonii pyro-oleoſi ſuccin. liquor ſtypticus Loofftii* u. ſ. w. nicht die preuſsiſchen Namen beybehalten haben? Den *Merc. ſolub. Hahn.* nennen ſie wohl darum *hydrarg. oxydatum nigr.* und nicht *oxydulatum*, weil ſie die Praecipitation nicht bloſs auf den ſchwarzen Niederſchlag einſchränken, ſondern ſie ſo lang fortſetzen laſſen, als noch Queckſilber niederfällt; zwar iſt als denn das am Ende niederfallende allerdings ein etwas mehr oxydirtes Queckſilber, aber zugleich iſt auch *hydrarg. nitrico-ammoniatum* damit vereinigt; ihr neuer Name iſt alſo doch nicht echt chimiſch. Womit aber die Vff. bey ihrer Billigung der neueren Nomenklatur ſich entſchuldigen wollen, daſs ſie noch den obſoleten Unterſchied zwiſchen *Eſſenzen* und *Tinkturen* gelten lieſsen, ſieht Rec. nicht ein; auch nicht, warum ſie die Benennung *Mixtura* ganz ausgeſchloſſen haben. Ueberhaupt iſt ihre Nomenklatur ein ſeltſames Gemiſch von Altem und Neuem. Die neue iſt im *erſten Theil* nicht jedesmal bey den Mitteln angegeben, von welchen ſie im *zweyten* Theil gebraucht wird; ſo iſt z. B. der chemiſche Name *calcaria uſta* bey *calx. tart. depurat.*, bey *cremor tart.* nicht angeführt; auch in den Vorſchriften zu den Bereitungsarten kommen noch alte Namen vor, wo die neuen hätten gebraucht werden ſollen, z. B. in der Vorſchrift zum *balſ. vitae extern.* ſteht ſtatt *kali carbonic.*, *ſal. tartar.*, zu *infuc. ſenn. compoſ. tartar. ſolub.* ſtatt *tartar. ammoniat.* zu *pilul. foetid. oleum c. c. deſtillat.*, ſtatt *oleum animale foetid.* zum *pulv. refriger. nitrum depurat*, ſtatt *kal. nitricum.* Genug von der Nomenklatur in dieſer Pharmakopöe; Rec. eilt zu andern Bemerkungen über ihren *zweyten* Theil. Die Vf. hätten allerdings durch ein Zeichen beſtimmen ſollen, welche Vorſchriften als officinel gelten und welche nur als Magiſtralformel angeſehen werden müſſen; die *Linimenta*, *Electuaria* (*theriaca* ausgenommen) *Elaeoſacchara*, die *aqua ſulphurato acidula*, der *liquor myrrhae*, *liquor nervinus*, *liq. barytae ſalit.*, die *pilul. aethiop.* das *ung. ceruſſae camphorat.*, *unguent. opthalm. rubr.* können alle nicht lange ohne zu verderben vorräthig gehalten werden. Dadurch daſs ſie die Magiſtralvorſchriften nicht ausgezeichnet haben, wurden die Vff. vielleicht verleitet, daſs ſie gar keine Formeln zu Samenmilchen, Jalapen, Molken, kalten Aufgüſſen,

Morſellen etc. angeführt haben; nach des Rec. Meinung ſollte in jeder Pharmakopöe von allen Arzneyformen, idio in Rückſicht der Bereitungsart etwas eignes haben, wenigſtens eine oder zwey als Norm, Muſter oder Beyſpiel aufgeſtellt werden. Die Auswahl welche die Vff. im *zweyten* Theil getroffen haben, wird die Stimmenmehrheit auch ſchwerlich erhalten: ſo entbehrte Rec. ſehr gerne *balſam. univerſ.*, *cornu cerv. ſine igne pp.*, *eſſentia vincetor.*, und *gei urbani*, die *paſſulae laxativae*, die *tinct. cathartica*, die *tinctura opii ammoniata* und die *tinct. opii ſpirituoſa*, deren Heilkräfte entweder ſehr unbedeutend oder doch unentſchieden ſind. Bey den folgenden gleich wirkenden Mitteln iſt immer auch eins von beiden überflüſſig, *aqua foenicul.* und *aniſi*, *empl. de gum. armonicco c. aſſa foetid.*, und *empl. foetid.*, *empl. diachyl. ſimpl.* und *empl. noricum eſſent. trifol. fibrin.* und *cent. minor*, *ol. deſt. abſynth.* und *tanaceti*, *thymi* und *majorani*, *unguent. ſulphur.*, und *ung. contra ſcabiera Jaſſ.* und wozu das *extr. ligni guajac.*, da die *reſina guajac. natio.* unter den einfachen Mitteln vorräthig iſt? wozu auch zwey *ſpecies fumales?* Das *acidum nitri concentrat.*, *oleum corn. cerv. foetid.*, *oleum lini* und *oleum fagi*, bereiten die Apotheker nicht ſelbſt; ſie hätten alſo im *erſten* Theil und nicht hier aufgeführt werden ſollen. Hingegen vermiſst Rec. *acid. formicar. aethiops martial.*, *antimon. diaphoret.*, *aq. ſalviae aq. chamomill.*, zumal da von beiden auch kein deſtillirtes Oel vorräthig iſt, *aq. vulnerar. Thed.*, *cuprum ammoniat.*, *extr. flor. arnicae*, *rad. calom. aromat.*, *myrrh. aquoſ. nuc. vomic*, *ſaponar.*, *ſorillae extr. cort. peruv.* und *rad. valerian. frigid. parat.*, *magiſt. bismuthi*, zumal da Wismuth im *erſten* Theil aufgenommen iſt, *Soda depurat. Sapo medicat.*, *ſpir. cinamom. ſerpill.*, *ſpir.* oder *tinct. ſaponis*, *ſyr. aceti*, *croci* und *zingibar.*, *tract. aconit. colocynt. digital.*, *galbani gum. pino*, *mart. cydoniat.* und *unguent. oxygenat.* Sonderbar auch, daſs die Vff. gar keine Vorſchrift zur Pülverung ſolcher Mittel gegeben haben, wobey gewiſs Kunſtregeln angewandt werden müſſen, z. B. *pulv. croci*, *nuc. moſchat. nuc. vomic.*, *rad. ari*, *gum. arab.*, *tragacanth.*, *ammoniac* etc. *colocynth. boli armen. conchar.* etc. Dadurch fehlt es dieſer Pharmakopöe auch an Beſtimmung der Feinheit der Pulver. Noch ſonderbarer, daſs ſie ſelbſt die Anführung der Bereitungsart von Mitteln vergeſſen konnten, die ſie zur Bereitung anderer Mittel vorſchreiben, z. B. der *creta pura* oder *depurat.* zur Bereitung des *acidi citrici* und *tartarici*, des *crocus metallor.*, zu *butyrum antimon.*, des *calc. ſalit.* zur Rectification des Alkohols, der *Soda depurata* zur *Soda phoſphorata*, des *lixiv. cauſtici* zum *lapis cauſtic.*, der *tinct. ſalis tart.* zur *tinct. antimon. ſaponat.*, des *nitri depurat.* zum *ſal. polychr. feign.* und *pulv. refriger.* Zwar haben die Vff. in der Weglaſſung der Kennzeichen der Echtheit und Reinheit der zubereiteten und zuſammengeſetzten Mittel ihres *zweyten* Theils mehrere bedeutende Pharmacopöeen zu Vorgänger, und ſie ſind nur im *Lippiſchen Diſpenſatorium* und hie und da in der *Oldenburgiſchen* Pharmakopöe beygefügt; aber Rec. iſt überzeugt, daſs dieſe Weglaſſung immer ein groſser Mangel einer Pharmakopöe ſey; nicht alle Apotheker können und wollen genau nach den gegebenen Vorſchriften arbeiten, viele Aerzte ſind mit dieſen Kennzeichen nicht genau bekannt; es fehlt alſo an einer Controlle, ob der Apotheker das Mittel echt bereitet hat; er ſelbſt weiſs es vielleicht nicht immer: denn auch nicht alle Apotheker haben die dazu gehörigen Kenntniſſe. Es bleibt alſo durch dieſe Weglaſſung ein höchſt wichtiges Bedürfniſs der praktiſchen Arzneykunſt, die Sicherheit daſs alle Mittel, die der Arzt verſchreibt, echt und gut ſind, unbefriedigt, folglich ein Hauptbedingniſs einer geſetzlichen Pharmakopöe unerfüllt. — Wie beym *erſten* Theil will Rec. auch hier nur die drey erſten Buchſtaben im Detail durchgehen, und aus den übrigen nur einiges ausheben was ihm beſonders eine Bemerkung zu erfodern ſcheint. Auf dieſen erſten 26 Seiten ſind wörtlich aus der *Preuſsiſchen Pharmakopöe* aufgenommen: *acet. aromat.* und *concentrat. acid. benzoin*, *muriat.*, *nitric. tenue*; *phoſphoric.*, *ſuccinic.*, *aether acetic.*, *ammonium carbonic.*, *ammon. pyro-oleoſum*, *aqua lauroceraſi*, und *meliſſae*, *argent. nitric. fuſum*, *aqua ſulphurato-acid.*, *calcaria ſulphurata* und *cereoli*; einige ſind unbedeutend abgeändert, z. B. *acid. tartaric. aether ſulphuric. baryta muriat. c. c.* Warum laſſen die Vff. *acet. deſtillat.* nicht über Kohlenpulver abziehen? er wird dadurch ſeltner brenzlicht und ſtärker; auch erhält man mehr. Das: *primo prodit phlegma*, *quod abiiciendum*, iſt unrichtig, das *erſte*, was übergeht, iſt eine verdünnte verſüſste Eſſigſäure, die nicht weggeworfen zu werden braucht. Der *Roſeneſſig* (8 Pfund Eſſig und 1 Pfund Roſen) wird wenig von den Roſen enthalten. Der *Himbeereſſig* iſt ein mit wenig Eſſig verdünnter Himbeerrob; warum beſtimmten allein nur hier die Vff. den Eſſig nach Maſs und nicht nach Gewicht? Nicht 4 Theile, ſondern wohl 16 Theile Eſſig laſſen ſich zum *acet. ſaturni* mit Bleyoxyd ſättigen; wozu dieſe Verſchwendung des Mennigs? Das Eindicken bis zum *extract. ſaturni* wäre beſſer nach dem Gewicht beſtimmt. Bey *acid. vitriol.* iſt nicht beſtimmt, daſs das *acid. ſulph. concentr.* ſeyn muſs; die Kryſtallen ſollten vermittelſt Kohlenpulver gereinigt werden. Wenn der Apotheker keine weitere Kenntniſs von der Bereitung des *acid. muriat. oxydat.* hat, als die Vorſchrift der Vff.: ſo iſt er wirklich ſehr übel berathen. Auch bey der Deſtillation des *acid. nitric. concentr.* und des *acid. ſulphur. concentr. rectificat.* muſs mit viel mehr Vorſicht verfahren werden, wenn der Arbeiter nicht Gefahr dabey laufen ſoll, als hier angegeben iſt; überdieſs liefert die Vorſchrift zur concentrirten Salpeterſäure keine reinere Säure als die gewöhnlich verkäufliche auch iſt; und warum benutzten die Vff. bey der Reinigung des Vitriolöls *Weſtrumbs* Vorſchlag nicht? Zum *Vitriolgeiſt* nehmen die Vff. ein Theil Säure und ſechs Theile Waſſer; warum eben ungerade, und warum keine gereinigte Vitriolſäure? denn nur dieſe ſollte zu innerlichem Gebrauch genommen werden. Das *acid. tart.* der Vff. wird ſchmutzig ausſehen; ihre Prüfung derſelben auf Gyps und Schwefelſäure iſt un-

unsicher; konnten *Buchholz's* Ratlschläge nicht angewandt werden? Bey der Destillation des *Essigäthers* hätte wohl bemerkt werden sollen, dafs man die Mischung schnell in gelindes Sieden bringen müsse, weil sonst die Aetherbildung nur unvollkommen und langsam vor sich geht. Der *Aether phosphorat.* ist überhaupt keine für den Arzneygebrauch sichere Bereitung, weil sie sich leicht wieder zersetzt, und nach der Vorschrift der Vff. wird sie ohnehin sehr schwach ausfallen, weil der nach ihrer Bereitungsart erhaltene *Schwefeläther* sehr schwach und unrein ist, also wenig Phosphor auflösen wird. Aus welchem Grund mögen wohl die Vff. aus der Bereitungsart des *ammon. muriat. martial.* in der preufsischen Pharmakopöe hier den Zusatz der Salpetersäure, wodurch die Auflösung und die Oxydation des Eisens befördert wird, weggelassen haben? wollten sie ernstlich verbessern: so hätten sie die *Dörffurthische* Bereitungsart aufnehmen sollen. Warum beym *aq. calcar. ust.* nur acht Theile Wasser aufgegossen werden sollen, ist dem Rec. unbegreiflich; es könnte wohl viermal soviel genommen werden. Zum *destillirten Anis*, *Fenchel* und *Petersilienwasser* haben die Vff. auf ein Theil Samen neun Theile Wasser vorgeschrieben und sechs Theile abziehen lassen; die Wassermenge ist zu gering, das abgezogene Wasser wird voller Oeltropfen schwimmen, deren nothwendige Abscheidung nicht einmal angeführt ist. Die *aqua anthos composita* gehört nicht hieher, sondern unter die Spiritus. Zu *aqua carbonata* sollte doch destillirtes Wasser genommen werden? Die *aqu. meliss. compos.* sollte noch *spirituosa* oder *vinosa* heifsen. Bey *aqua cinamomi vinosa* ist der Zusatz von eben so viel *spir. vini rectificati* zu stark, die Hälfte wäre hinreichend; besser aber noch, wenn es mit Zimmtgeist bereitet würde. Sonderbar dafs die Vff. bey dem *aq. cerasor.* die aufzugiefsende Wasserquantität bestimmen, und sie bey dem *Kirschlorbeerwasser* der Willkür der Apotheker überliefsen! Auch bey der Vorschrift zu den *aq. melissae*, *menthae crisp. menth. pipер.* und *flor. sambuc.* findet ein auffallender Unterschied von der Bereitungsart der oben genannten Wasser statt; hier soll man zu 2 Pfund Melissen so viel Wasser giefsen als genug ist und 20 Pfund überziehen!! Der Weingeist macht das *Bleywasser* oft zu reizend; er sollte also dem vorräthigen nicht beygemischt seyn, sondern erst auf ärztliches Verlangen zugesetzt werden. Der *balsam Saponac.* sollte noch *camphorat.* heifsen, und noch der alte Name *balsam. opodeldoc.* beygefügt seyn; in der Vorschrift der Vff. ist das Verhältnifs der Seife zur Flüssigkeit geringer als jetzt gewöhnlich, und auch kein Salmiakgeist, sondern nur rectificirter Weingeist genommen; ihr Balsam ist also dünner und schwächer als in andern Pharmakopöen; desto dicker und stärker ist aber ihr *balsam. terebinth.* oder *unguent. digestiv.*, das sie aus zwey gleichen Theilen Lerchenterpenthin und Terpenthinöl und anderthalb Theilen gelben Wachs bereiten lassen; gewifs eine äufserst reizende Mischung, die viel Behutsamkeit bey ihrer Anwendung erfordert, und wenigstens kein Volksmittel seyn darf, was die gewöhnliche Digestivsalbe doch so oft ist. Die dänische Bereitungsart des salzsauren Baryts stimmt mit der Preufsischen überein, aufser dafs diese die Baryterde mit 6 Theilen Wasser verdünnen und dann erst in Salzsäure, jene aber sie *lege artis* darin auflösen lafsen; diese lassen die in Wasser wieder aufgelöste salzsaure Barytmasse blofs filtriren, abrauchen, und die erhaltenen Krystallen sogleich aufheben, jene lafsen diese in Wasser wieder aufgelö ste Masse vor dem Filtriren mit etwas kohlensaurem Baryt digeriren, und die nachher erhaltenen Krystallen vor dem Trocknen erst in kaltem Wasser abwaschen. Wenn nichts mehr für die Reinheit dieses Mittels geschehen sollte: so konnten auch diese Abänderungen erspart werden. Rec. würde die *Kalkschwefelleber* nicht durch Kochen, sondern durch Glühen bereiten lafsen, das erste giebt Hydrothions-Schwefelkalk, der leichter verdirbt als der einfache Schwefelkalk. Bey *carbo ppt.* sollte die obere Lage nach dem Ausglühen einen halben Zoll dick als minder brauchbar weggenommen werden. Die *carbo Spongiae* der Vff. ist untauglich, der Schwamm darf unter beständigem Umrühren nur so weit geröstet werden, dafs er schwarzbraun und pulverbar wird. Warum Nufsöl zum *Bleycerat?* und welcher Apotheker wird wohl aus 4 Unzen Wachs, einer Unze Oel, eben so viel Bleyextract und 13 Unzen Wasser diefs *Cerat* verfertigen? Die *Oelzucker* sind an ¾ zu schwach; überhaupt ist die Bestimmung ihres Oelgehalts Sache des Arztes und nicht der Pharmakopöeen. Im *Elix. acid.* der Vff. beträgt die Schwefelsäure nur den fünften Theil, und es ist nicht einmal angegeben, dafs sie concentrirt und gereinigt seyn müsse. Bey den *Bleypflastern* ist keine neue Verbesserung benutzt. *Empl. cicut.* und *hyosciam.* ohne Dickfaft, schimmeln zwar minder, wirken aber auch weniger. *Ferrum pulveris.*, und kein *Aethiops martial.!* das erste ist zum innerlichen Gebrauch schon zu grob, und reizbaren Personen wegen des Wasserstoffgas, das der Magensaft daraus entwickelt, oft schädlich. Wie konnten die Vff. die in jeder Rücksicht untaugliche Vorschrift zum *merc. sublimat. corros.* beybehalten? Besser hätten die Vff. beym *Aethiops antimon.* die Vorschrift des Urhebers befolgt, als beym *merc. oxydat. nigr.* Beym *liq. ammon. caustic.* ist das Destillat um die Hälfte zu wenig angegeben. Lieber gar kein *liquam. myrrhae* als nach der Vorschrift: *myrrha selecta solvatur in hydromellite, quantum admittit.* Welche unreine *Magnesie*, die weder aus gereinigten Bittersalz noch mit reinem Minerallaugensalz bereitet wird! Das *pulv. alterans* wird bey langem Aufbewahren schwarz, und der Goldschwefel darin zersetzt sich. Den schwächsten *liq. anod. min.* haben nun, nach der Vorschrift der Vff., die dänischen Apotheken; ein Theil Schwefeläther und sechs Theile Alkohol. Vier *Opiattinkturen* sind zu viel, die *tinct. opii ammoniat.* und die *tinct. opii spirituosa* sind ärztlich und chemisch betrachtet, entbehrlich. Warum bey *ung. naepr. litan.* und *nutrit.* noch die alte mühsame Bereitungsart? Wozu zwey *Krätzsalben?* Statt der *flores zinci* ist *zincum praecipitat.* oder *zinc. alb. oxydat. Pharm. boruss.* vorgeschrie-

ſchrieben, beide Mittel ſind nicht einerley: denn das *zinc. praecivit.* iſt kein *Oxydum zinci.* Aus der alten däniſchen Pharmakopöe von 1772. haben die Vff. die Vorſchriften zu *aethiop. antim. aq. calc. viv.*, *aq. meliſſ. compoſ.*, *aniſi ceraſor.*, *cinamom. hungaric. balſam. cephalic.*, *ſaponac.*, *univerſal.*, *vitae extern.*, *butyr. majoran. ceravirid. corn. cerv. fine igne ppt. elect. mendific. empl. alb. coct.*, *iſchicat. mercuriale*, *ſtictic. gelatin. liquirit. merc. ſublimat. corroſ. mercur. praecipt. ruber. liquor. myrrhae*, *paſſulae laxat. pilul. aethiop. pilul. foetid. pulv. alterans*, *laxativ. vermifug. ſpirit. cochlear.*, *cort. aurant. lavend. ſimpl.* und *compoſ. ſyr. cort. aurant.*, und *laudan. liquid.* wörtlich beybehalten. Die *canones*, welche in der alten Pharmakopöe jeder Hauptarzneyform vorgeſetzt waren, ſind in der neuen ſehr zweokwidrig weggelaſſen worden; ſie waren gewiſs eben ſo nöthig als die *canones*, welche die Vff. in dieſer neuen Pharmakopöe der *mat. pharmaceut.* voranſetzten.

PÄDAGOGIK.

GLÜCKSTADT, b. d. königl. Buchdr. Auguſtin: *Katecheſationen verſchiedenen Inhalts* zum Gebrauch für Jugendlehrer, von *J. F. Claſen*, D. d. Ph. und Rector in Wilſter. 1804. XII u. 232 S. 8. (14 gr.)

Hr. *C.* iſt der Meinung, dafs alle für Bürgerſchulen gehörige Lehrgegenſtände katechetiſch vorgetragen werden müſſen. Wenn dieſs ſoviel heiſsen ſoll, als dafs der Lehrer in jeder Unterrichtsſtunde mit ſeinen Schülern eine, von katechetiſcher Geſchicklichkeit zeugende Unterredung einzuleiten ſuchen und nicht ununterbrochen fort dociren müſſe: ſo hat er Recht. Will aber der Vf., wie es beynahe ſcheint, ſoviel damit ſagen, als dafs alles, was den Schülern auf einem kürzern Wege mitgetheilt werden könne, wie hiſtoriſche Kenntniſſe aller Art, erſt durch künſtlich angelegte Hülfs- und Vorbereitungsfragen heraus katechiſirt werden müſſe: ſo kann Rec., der übrigens die Katechetik ſehr ſchätzt, ihm nicht beſtimmen. Die hier gelieferten 14 Katecheſen beziehen ſich theils auf moraliſch-religiöſe Wahrheiten, theils auf Natur- und Sprachkunde u. ſ. w., und beweiſen, dafs Hr. *C.* nicht ohne katechetiſches Talent ſey. Nur ſcheint es ihm noch an der Gewandtheit, die auf dem kürzeſten Wege ihr Ziel zu erreichen weiſs, zu fehlen. Nicht ſelten wird durch ein zweckloſes Verweilen bey Nebenſachen der Weg zum Ziele ohne Noth verlängert. Statt mehrerer Beyſpiele führen wir nur ein einziges an, welches zugleich zum Beweiſe dienen kann, welche Sonderbarkeiten auch zuweilen in *gedruckten* Katecheſen vorkommen. Bey Gelegenheit des aus dem Glauben an Gottes Allwiſſenheit gefolgerten Satzes, dafs wir uns vor ſchlechten Reden hüten ſollen, konnte ſich Hr. *C.* ſo weit vergeſſen und S. 51. ſo fortfahren: Nenn (ſo ſchreibt er immer, ſtatt: nenne) mir einige ſchlechte Reden! Hiebey fällt dem Rec. jener Katechet ein, der bey Erklärung des zweyten Gebots, als vom Fluchen die Rede war, die verſammelte Jugend fragte: Könnet ihr mir nicht einige Flüche nennen? worauf die Kinder in der Kirche nach Herzensluſt zu fluchen anfingen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Schulz: *Laerebog i den evangelisk-chriſtelige Religion*, indrettet til Brug i de danske Skoler. (*Lehrbuch der ev. chriſtlichen Religion*, eingerichtet zum Gebrauche in den däniſchen Schulen.) 1804. 120 S. 12. (2 gr.) — Dieſes auf königl. Befehl zum Leitfaden beym Unterricht der däniſchen Jugend im Chriſtenthume beſtimmte Lehrbuch, entſpricht völlig der Erwartung, welche man von ihm haben wird, ſobald man weiſs, dafs der Biſchof des Stifts Seeland, Hr. *Balle*, deſſen Vf. iſt. Eine nahe an Aengſtlichkeit gränzende Sorgfalt, dem hergebrachten Lehrbegriff der lutheriſchen Kirche kein Wort und kein Jota zu vergeben, herrſcht durch die ganze Schrift; und wenn auch nur der gröſsere Theil der däniſchen Jugend, wie nicht zu zweifeln iſt, mit Fleiſs und Treue nach dieſem Lehrbuche unterrichtet wird: ſo hat man wenigſtens in Dänemark keinen Grund zu der von einigen der neueſten Schriftſteller im katechetiſchen Fache in Deutſchland geäuſserten Meinung: als ob die vielen neologiſchen Religionslehrbücher unſerer Tage den Verfall der Moralität und Religioſität unter dem Volke, wo nicht bewirkt, doch erleichtert hätten. Auch die däniſchen Schriftſteller klagen beynahe einmüthig über dieſen vermeyaten Verfall; und doch iſt dieſer *Balle*'ſche Landeskatechismus mit dem kirchlichen Syſteme ſo in aller Abſicht einverſtanden, dafs er, von dieſer Seite betrachtet, gewiſs ſchon vor 50 Jahren muſterhaft hätte heiſsen können! — In acht Abſchnitten wird gehandelt — von Gott und ſeinen Eigenſchaften, von Gottes Werken, von des Menſchen Verderben durch die Sünde; von Jeſu Chriſto unſerm Erlöſer; von der Theilhaftigmachung des Sünders an der durch Chriſtum erworbenen Gnade und Seligkeit; von den Früchten des Glaubens in einem heiligen Leben (dieſer Abſchnitt iſt auch überſchrieben: *von den Pflichten*, und enthält von S. 56—94. alles, was der Gläubige Gott und Jeſu, ſich ſelbſt und ſeinen Nebenmenſchen ſchuldig iſt); von den Hülfsmitteln zur Stärkung des Glaubens und zum Wachsthum in der Gottesfurcht; von des Menſchen letztem Zuſtand. — Es iſt Beyfallswerth, dafs das Buch nicht in Fragen und Antworten, ſondern in kurzen zuſammenhängenden Sätzen die Lehren aufſtellt; weniger gefällt Rec., dafs, zufolge der Vorerinnerung, eben daſſelbe Buch zum Unterrichte ſowohl der erſten Anfänger, als der fähigern Jugend, dienen ſoll. Sonſt ſind die hier ertheilten Winke zum nützlichen Gebrauche dieſes Lehrbuches ſchätzbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Februar 1806.

CHEMIE.

Ofen, in d. Druck. d. Peſther Univerſ.: *Jac. Joſ. Winterl*, Chemiae et Botanices Profeſſoris — — *Proluſiones ad Chemiam Seculi decimi noni.* 1800. XII u. 270 S. 8.

Ebendaſ.: *Acceſſiones novae ad proluſionem ſuam primam et ſecundam.* 1803. Mit fortlaufenden Seitenzahlen 271 — 467. 8. 1803.

Jena, b. Frommann: *Jac. Joſ. Winterl's — — Darſtellung der vier Beſtandtheile der anorganiſchen Natur.* Eine Umarbeitung des *erſten* Theils ſeiner Proluſionen und Acceſſionen von dem Verfaſſer. Aus dem Lateiniſchen überſetzt von Dr. *Joh. Schuſter*, Aſſiſtenten des Vfs., mit einer Vorrede von *Ritter*. 1804. XXXXVI u. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Wer dem Gange, welchen die Chemie in den letzten zehn Jahren genommen, genau gefolgt iſt, wird ſchon lange das Bedürfniſs einer ganz neuen Darſtellung derſelben als Wiſſenſchaft gefühlt haben. Abgeſehen auch von dem Einfluſſe, welchen die veränderten Anſichten in der Philoſophie auf Aenderung ihrer Form haben muſsten, da mancher eigentliche Naturforſcher vielleicht dieſen nicht gelten laſſen würde, wurde dieſe Reform auf dem Wege der Erfahrung ſelbſt von Jahr zu Jahr dringender herbeygeführt. *Lavoiſier* hatte zwar, theils durch Auffindung vieler zu ſeiner Zeit fehlender Glieder in der groſsen Kette chemiſcher Erſcheinungen, theils durch beſſere Einreihung derſelben, den weſentlichen Dienſt der Wiſſenſchaft geleiſtet, daſs das Syſtem derſelben, vollſtändiger und vollkommener in ſich geſchloſſen, gleichſam zu einem Ganzen organiſirt aufgeſtellt werden konnte. Dem tiefer Blickenden konnte es aber gleich vom Anfang an nicht entgehen, daſs dieſes Syſtem mehr ein künſtliches als natürliches war, daſs es ſich ſeine Gränzen willkürlich geſteckt, und manche Erſcheinungen nicht berückſichtigt hatte, weil ſie nicht gehörig hineinpaſſen wollten; daſs es endlich durch eine beynahe gefliſſentliche Vernachläſſigung der Imponderabilien, die gerade die wirkſamſten Potenzen in chemiſchen Proceſſe ſind, ſogar auf den eigentlichen Lebensgeiſt Verzicht gethan hatte, aus dem ſich allein die Geſtalten des ewig wechſelnden Proteus der Natur erklären laſſen. Durch die nachfolgenden Bemühungen, vorzüglich der franzöſiſchen Chemiker, welche von dieſem Kunſtwerk bezaubert waren, wurde es zwar umfaſſender und gleichſam nach allen Dimenſionen vergröſsert; aber dadurch die Züge deſſelben nur zum Theil verzerrt, und der eigentliche Lebensgeiſt, der ihm fehlte, nicht eingehaucht. Der tief forſchende *Berthollet* ſtellte zwar in ſeiner chemiſchen Statik gewiſſe Geſetze in ihrer gröſsten Allgemeinheit auf, und reinigte dieſen Theil der Wiſſenſchaft von herrſchenden Irrthümern; aber auf eigentliche Erklärungen lieſs er ſich nicht ein, und ſo konnte ſein ſonſt treffliches Werk höchſtens nur als Beytrag zur Theorie dienen. In Deutſchland blieben die gangbaren Compendien dem herrſchenden Syſtem getreu, und banden ſich gröſstentheils ſklaviſch an ſeine Form. Um ſo unerwarteter muſste die Erſcheinung ſeyn, als *Winterl*, Profeſſor der Chemie in Peſth, den kühnen Verſuch wagte, dem oben erwähnten Bedürfniſſe abzuhelfen, und eine wirklich umfaſſende Erklärung des eigentlichen Lebens der anorganiſchen Natur aus ſeinen letzten Principien aufzuſtellen. Schon im J. 1800. erſchienen von demſelben *Proluſiones ad Chemiam ſeculi decimi noni*, wozu im J. 1803. die *Acceſſiones novae* kamen. Erſteres Werk erregte im Anfange nicht viele Aufmerkſamkeit, bis D. *J. C. Oerſted* durch einen guten Auszug aus demſelben in dem erſten und bis jetzt einzigen Stücke ſeiner *Materialien zu einer Chemie des neunzehnten Jahrhunderts* die Chemiker aufmerkſamer darauf machte. Durch die neue Darſtellung iſt nun die neue Winterſche Chemie bereits in noch gröſsern Umlauf gebracht, und hat ſchon die verſchiedenſten Urtheile veranlaſst. Nach einigen ſoll durch ſie das, was bis jetzt zerſtreute Bruchſtücke waren, zu einem in der That organiſchen Ganzen vereinigt worden ſeyn, das in ſich ſelbſt ſeinen Lebensgeiſt habe, und die vorzüglichſten Tendenzen, auf welche die wichtigen Entdeckungen der letzten zehn Jahre in der chemiſchen Sphäre hinleiteten, ſollen hier gleichſam ſchon an ihrem Ziele angekommen ſeyn; nach andern ſoll das ganze Werk mehr die Ausgeburt eines ſchwärmeriſchen Kopfes ſeyn, der unſere durch die Fackel der Induction erleuchtete Chemie wieder mit den Träumereyen einer neuen Art von Alchemie verdunkeln, und uns auf den Standpunkt eines van Helmont und Paracelſus zurückbringen wolle. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte zwiſchen zwey ſo entgegengeſetzten Urtheilen liegen. *Winterl* hat unſtreitig die chemiſche Welt mit Geiſt aufgefaſst, und Geiſt in ihre Darſtellung hineingetragen. Er gehört zu den genialiſchen Naturforſchern, die neue Bahnen brechen, und auf einen höhern Standpunkt ſich erheben, als derjenige des gemeinen Tagelöhners in dem Geſchäfte der Naturforſchung iſt. Seine Anſichten, weit entfernt, bloſse Speculationen über die Natur zu ſeyn, ſind meiſtens auf Erfahrung ge-

gegründet, und auf dem Wege der Induction will er durchaus nur zu seinen allgemeinsten Resultaten gelangt seyn. Der Vorwurf, dafs seine Ansichten ihren Ursprung der neuen, zum Theil so verschrieenen Naturphilosophie verdankten, ist völlig grundlos. Das Zusammentreffen mit derselben in einzelnen Hauptideen, z. B. in der Idee von dem in der ganzen Natur durchgreifenden Dualismus ist sehr begreiflich, wenn man an die gemeinschaftliche Wurzel denkt, auf welcher auch diese Naturphilosophie entsprossen ist, so sehr sie diesen ihren Ursprung verkennt und verläugnet. Der Gang beider ist aber sonst im Wesentlichen ganz verschieden, und *Winterls* eignes Zeugnifs in der 113ten Note seines Werks ist in dieser Hinsicht am entscheidendsten. Als Ganzes betrachtet zeichnet sich *Winterls* Darstellung durch seine Form sehr vortheilhaft aus; es ist ein grofser Zusammenhang in allen Theilen, und aus wenigen einfachen Principien geht gleichsam auf eine ungezwungene Art die ganze Mannichfaltigkeit der chemischen Erscheinungen hervor. Von dieser Seite betrachtet erscheint diese neue Darstellung als ein meisterhaftes Kunstwerk von Einheit und innerm Zusammenhang. Es ist aber leider auch nur ein Kunstwerk, durch das der Natur in vielen Stücken Zwang angethan zu seyn scheint. Die strenge Induction würde seinen Vf. nicht so weit gebracht haben, die dichtende Einbildungskraft füllte die Lücken der Erfahrung aus. Es sind, um diesen schönen Zusammenhang herausbringen, und eine so umfassende Theorie aufstellen zu können, viele Dinge willkürlich angenommen, von denen nicht blofs die Erfahrung nichts aussagt, sondern die selbst über die Erfahrung gehen. Es giebt keine noch so grofse Paradoxie, die sich der Vf. nicht erlaubt hätte, um Einheit in das Ganze zu bringen, und, wie es scheint, auch um von allen bisherigen Theorieen auch nicht eine Spur übrig zu lassen. Die Gränzen der Geister- und Körperwelt sind gleichsam durch ihn verrückt worden, Schwere und Räumlichkeit haben hier ihre Bedeutung als Zeichen der Materialität verloren, die anorganische Welt hört nicht blofs in seinem Systeme auf anorganisch zu seyn, und lebt gleich einem grofsen Thiere, sondern ihre wirksamsten Kräfte haben selbst den Charakter geistiger Kräfte, und der *Archaeus van Helmonts* ist hier in wahrer Verklärung wieder erweckt. Dadurch mufs *Winterls* Werk vielen sehr anstöfsig werden; indessen warum sollten wir auch gegen solche überspannte Ideen nicht tolerant seyn, wenn sie sich bescheiden, nur da ihren Platz einzunehmen, wo die Erfahrung doch ewig eine Lücke lassen wird, und auf dem Gebiete von dieser nichts Besseres verdrängen! Dies gilt denn auch grofsentheils von diesen eccentrischen Ideen, sie können wegfallen, ohne dafs das viele Treffende und Brauchbare in dem Werke dadurch verloren ginge.

Eine gedrängte Darstellung der Hauptansichten des Vfs. mag dieses vorläufige allgemeine Urtheil näher belegen, wobey wir uns da einige Anmerkungen erlauben werden, wo unsere eigenen Erfahrungen mit den Behauptungen des Vfs. nicht ganz übereinstimmen, ohne uns jedoch in eine genauere Kritik einlassen zu können, wozu hier der Ort nicht ist. Was die Säuren und Basen zu den thätigsten Stoffen in der chemischen Sphäre macht, seiner Natur nach näher zu bestimmen, ist unstreitig eines der wichtigsten Probleme für die Wissenschaft. Es ist der Vorgang ihrer Anziehung zu einander, und ihrer Verbindung mit einander zu einem homogenen Ganzen, gleichsam die Grundform des chemischen Processes überhaupt. Man hatte an dem Sauerstoffe ein solches gemeinschaftliches Princip der Wirksamkeit aller Säuren zu finden geglaubt; aber dieser Sauerstoff im Sinne der antiphlogistischen Chemie war theils nicht in allen Säuren nachzuweisen, theils war mit seinem Daseyn nicht immer die bestimmte Wirksamkeit gegeben, woraus mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden konnte, dafs seine Wirksamkeit selbst eine abgeleitete, und folglich das höhere Princip für dieselbe noch aufzusuchen war. Ein ähnlicher allgemeiner Grundstoff für die Basen war eben so wenig gefunden worden. *Winterl* trägt nun die in den letzten Jahren bereits von einigen bekannten deutschen Chemikern aufgestellten Ansichten über ein imponderables Princip der Acidität und Alcalinität in einem viel gröfsern Umfange vor, und wendet dieselben auf die Erklärung der mannichfaltigsten Erscheinungen an. Mit Recht dehnt er den Begriff von Säure und Base weiter aus, als er gewöhnlich genommen wird, indem er im weitern Sinne zu den Basen auch das Wasser und den Alkohol rechnet; er zeigt die Unstatthaftigkeit der gewöhnlichen Merkmale zur Unterscheidung der Säuren und Basen, und findet den wesentlichen Charakter derselben in der Begeistung durch ein eigenthümliches Princip, jener durch das Säure-, dieser durch das Base-Princip, von deren wechselseitiger Anziehung gegen einander alle Erscheinungen, welche Basen und Säuren im Conflicte mit einander zeigen, abhängen sollen. Die Materie ist, ihm zufolge, für sich ohne Bestimmung im eigentlichen Sinne charakterlos und todt; ihren Charakter und eigentliche Wirksamkeit verdankt sie erst der Begeistung durch das Säure- oder Base-Princip, welche nicht blofs imponderabel, sondern selbst immateriell seyn sollen; das Vermittelnde, was die Atomen oder die todte Materie, den blofsen Stoff, in Stand setzt, sich mit den Säure- oder Baseprincip zu verbinden, nennt er *Band*, dem er jene Art von geistiger Natur beylegt, indem es sogar in seiner Thätigkeit Zwecke beabsichtigen, ein Vorgefühl seines künftigen Zustandes u. dgl. m. haben soll, und aus diesen wenigen Elementen den Stoff, begeistenden Principe, und Band, verbunden mit dem Lichte, die zusammen die vier Bestandtheile der anorganischen Natur ausmachen, und ihrer Wechselwirkung, geht nun, ihm zufolge, das ganze Leben der anorganischen Natur hervor, und hängt die gränzenlose Mannichfaltigkeit aller ihrer Erscheinungen ab. Die Beweise für diese Sätze trägt der Vf., nachdem er im ersten Abschnitte die gewöhnlich aufgestellten Unterscheidungsmerkmale zwischen Säuren und Basen einer nähern Prüfung unterworfen hatte,

hatte, in *fechs* Hauptabſchnitten vor; der letzte oder achte Abſchnitt ſtellt eine neue Theorie der Elektricität des Galvanismus und Magnetismus auf.

Den Hauptbeweis für die Unabhängigkeit, Abgeſondertheit und Trennbarkeit der begeiſtenden Principien von dem eigentlichen trägen Stoffe führt der Vf. vorzüglich durch die Darſtellbarkeit der Säuren und Baſen in ſehr verſchiednen Zuſtänden von Begeiſtung, oder von jener eigenthümlichen, ſie charakteriſirenden Wirkſamkeit, die ſie in der Erſcheinung zu Säuren oder Baſen macht, ohne daſs Entziehung oder Mittheilung von ponderablen Stoffen hiebey zum Grunde läge, durch die Uebertragbarkeit derſelben von einem Subſtrate an das andere und die damit im Verhältniſs ſtehende Entgeiſtung des einen und Begeiſtung des andern; endlich durch die Wirkſamkeit der Glühehitze, der Elektricität und des Galvanismus in Erhöhung und Verminderung der Begeiſtung, ohne daſs auch hier Mittheilung oder Entziehung von gewichtigen Stoffen Statt fände. Die antiphlogiſtiſche Chemie hat bereits verſchiedene Zuſtände der Säuren, *vollkommene* und *unvollkommene*, von verſchiedenen Graden aufgeſtellt. Der Grund dieſer Verſchiedenheit liegt für dieſe in dem verſchiedenen quantitativen Verhältniſſe des ponderablen Sauerſtoffes. Mit dieſen Zuſtänden ſind die von *Winterl* aufgeſtellten verſchiedenen Zuſtände von Begeiſtung einer und derſelben Säure nicht zu verwechſeln, da ſie von jeder, den ſogenannten unvollkommenen ſowohl als vollkommenen der nehmlichen Art, von jeder beſonders gelten, und ſich keineswegs auf das verſchiedene Verhältniſs des ponderablen Sauerſtoffes beziehen. Wenn die Anziehung der Säuren und Baſen zu einander auf der Thätigkeit zweyer eigenthümlicher Principien beruht, die ſich in dieſem Vorgange wechſelſeitig binden, erſchöpfen und in ihrer Eigenthümlichkeit zerſtören: ſo können die Säuren in den Neutralſalzen, welche die Reſultate dieſer Anziehung ſind, ſich nicht mehr in demjenigen Zuſtande befinden, in welchem ſie in den Proceſs eingingen. Die Schwierigkeit machte die Austreibung der Säuren aus den Salzen unter Umſtänden, wo ſie das durch das Baſeprincip erſchöpfte Säureprincip nicht wieder an ſich ziehen können. In den gewöhnlichen Fällen, wo man eine Säure aus einem Salze durch eine ſogenannte ſtärkere Säure austreibt, tritt dieſe der erſtern ihr Princip ab, und die ausgetriebene erſcheint daher durch dieſe Wiedervollendung als eine vollkommene Säure. *Winterl* richtete daher ſein Augenmerk auf ſolche Säuren, die durch bloſse Hitze aus ihren Salzen ausgetrieben werden können. Er führt namentlich die aus dem kohlenſauren Kalke durch Hitze ausgetriebene Kohlenſäure als eine ſolche *entgeiſtete Säure* auf, und giebt mehrere Merkmale an, an denen man ſie von der vollkommen begeiſteten, auf dem gewöhnlichen Wege durch Säuren aus dem kohlenſauren Kalke ausgetriebenen, unterſcheiden könne. Wir haben die Verſuche ſowohl aus porzellanenen als irdenen Retorten und unter ſonſtiger mannichfaltiger Abänderung der Umſtände wiederholt; aber die Reſultate *Winterl's* nicht beſtätigt gefunden. Wenn uns gleich in dieſen Verſuchen eine theilweiſe Zerlegung der Kohlenſäure vorzugehen ſchien, indem wir die dabey erhaltenen Gemiſche von Stickgas und Sauerſtoffgas aus Gründen nicht wohl einem Eindringen von aufsen zuſchreiben möchten: ſo kam doch keine Spur von einer ſolchen entgeiſteten Kohlenſäure, die zwar das Kalkwaſſer niederſchlagen, aber nicht wieder auflöſen, das Lackmuspapier nicht röthen ſoll u. ſ. w., zum Vorſchein; ſondern das bis ans Ende erhaltene Gas, das vom Waſſer abſorbirt wurde, verhielt ſich wie gewöhnliche Kohlenſäure, löſte das von ihm niedergeſchlagene Kalkwaſſer wieder auf, röthete die Lackmustinktur u. ſ. w. *Prieſtley's* Schriften, die der Vf. bey dieſer Gelegeheit als günſtig für ſeine Erfahrungen anführt, enthalten gerade gegentheilige Erfahrungen. Wir konnten eben ſo wenig die *abgeſtumpfte* oder *entgeiſtete ſchweflichte Säure* durch Austreibung aus dem ſchweflichtſauren Kali erhalten. — Auch das völlig neutrale ſchweflichtſaure Kali gab die ſchweflichte Säure mit ihren unverkennbaren Merkmalen für Geruch, Geſchmack und für andere Reagentien, z. B. Roſentinktur, und ſelbſt ein groſses Uebermaſs des im reinſten ätzenden Zuſtande angewandten Kali's war nicht im Stande, die ſchweflichte Säure auf die von *Winterl* angegebne Art abzuſtumpfen. Es gereicht dem Vf. mit Recht zum Vorwurfe, daſs er nicht alle Umſtände im gröſsten Detail angab, die zum Gelingen der Verſuche erforderlich ſind; und ſonderbar bleibt es immer, daſs die meiſten Chemiker, die bis jetzt die *Winterl*'ſchen Verſuche wiederholten, nicht dieſelben Reſultate wie *Winterl* erhalten konnten. Die Abſtumpfung der Säure ſoll im Verhältniſs mit der Menge der Baſe ſtehen; Säuren, welche mit zweyfachem Verhältniſs von Baſe entſäuert werden, nennt er *ſehr entſäuerte*, jene, welche mit dreyfachem Verhältniſs entſäuert werden, *gar ſehr entſäuerte*. In einem ſolchen doppelten Zuſtande von minderer und von gröſserer Entſäuerung will er den Schwefel, der nach ſeinem viel ausgedehntern Begriffe von Säure gleichfalls zu dieſer Claſſe von Körpern gehört, bey der Austreibung aus der Schwefelleber als *flüſſigen Schwefel* dargeſtellt haben.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. d. Vf.: *Deutſchlands Fauna in Abbildungen nach der Natur* mit Beſchreibungen. Von *Jacob Sturm*. — *Fünfte* Abtheil. Die Inſecten. *Erſtes* Bändchen. Käfer.

Auch unter dem Titel:

Deutſchlands Inſecten. Von *Jacob Sturm*. — *Erſtes* Bdch. Käfer. Mit 20 illum. Abbildungen. 1805. Vorrede u. Einleit. 54, Beſchreibungen 271 S. 8.

Der fleiſsige und als genauer Zeichner von Naturkörpern rühmlichſt bekannte Vf. hat ſchon ſeit mehrern Jahren ein durch Abbildungen und Beſchreibungen

gen erläutertes Verzeichniſs der Thiere und Pflanzen unſres Vaterlandes in Heften, nach den Thierklaſſen und nach der Eintheilung der Pflanzen in Phänogamen und Kryptogamen geordnet, herauszugeben angefangen. Achtzehn Hefte der *Flora* und vier Hefte der *Fauna* ſind uns davon bekannt geworden; von den letztern ſind drey den Amphibien und eins den Würmern gewidmet. Das vorliegende Werk liefert in einer etwas veränderten Form, und mit einem ausführlichern Texte den Anfang der Inſectenklaſſe.

Die Einleitung enthält nach einer kurzen Ueberſicht der Naturgeſchichte der Käfer die Aufzählung und Beſchreibung ihrer äuſsern Theile nach *Knoch's* N. Beyträgen zur Inſectenkunde, durch die vom *Lucanus Cervus* genommenen Abbildungen Taf. 1. u. 2. ſehr ſchön erläutert. In Anſehung der Kinnladentheile aber hat Hr. *Sturm* die Maxilla dieſes Käfers nicht richtig ausgelegt; beſſer auf Taf. 16. die Kinnlade des *Hiſter unicolor*. Denn was er für den innern Zahn der Kinnlade S. XIV. Taf. II. fig. F. 2. hält, iſt ein Theil des Stamms, und fig. 3. und 1. ſind die Zähne. Um einen tafterförmigen äuſsern Kinnladenzahn vorzuſtellen, muſste er einen Käfer aus der Gattung *Carabus*, *Cychrus* oder andern wählen; am *Lucanus* iſt dieſe Form nicht ſichtbar.

Nach der Einleitung folgen die Gattungen: *Lethrus*, *Geotrupes*, *Scarabaeus*, *Onitis*, *Copris*, *Ateuchus*, *Gymnopleurus* (nach *Illiger*), *Aphodius*, *Hiſter*. Von jeder Gattung ſind die Gattungskennzeichen, die von den Antennen, den Mundtheilen und der Fuſsgliederzahl genommen, und jedesmal durch Abbildungen erklärt ſind, die in Deutſchland vorkommenden Arten mit ihren Kennzeichen, ihrer hauptſächlichſten Synonymie, ihrer Naturgeſchichte, und oft mit minder oder mehr umſtändlichen Beſchreibungen, alles in deutſcher Sprache, geliefert. Von jeder Gattung iſt diejenige Art abgebildet, deren Theile zur Erklärung der Gattungsmerkmale vorgeſtellt ſind, und zuweilen ſind noch Abbildungen anderer Arten hinzugefügt, die entweder noch gar nicht abgebildet waren, oder mit andern verwechſelt wurden.

Eine fleiſsige Ausführung in den Beſchreibungen und Abbildungen, und die Benutzung der neueſten und beſten Vorgänger ſind unverkennbar in dieſem Buche, das auch dem in ſeinem Fache bewanderten Entomologen des Neuen und Brauchbaren genug liefert, um es in ſeine Bibliothek aufzunehmen. Aber Rec. darf auch nicht das ihm tadelnswürdig ſcheinende an dieſer neuen Unternehmung des Hn. *Sturm* verſchweigen. Was das Werk überhaupt betrifft, ſo miſsfällt uns die nothwendige Concurrenz mit *Panzer's Fauna Inſectorum Germaniae*. Wenn auch hier nur ſolche Abbildungen geliefert werden, die in *Panzers* Werke fehlen: ſo kann dieſs doch nur eine Zeitlang währen; denn über lang oder kurz müſſen ſie in der Panzeriſchen Fauna ebenfalls vorkommen, und zwar von eben der Hand gezeichnet, die gegenwärtige Darſtellungen liefert, da bekanntlich Hr. *Sturm* auch der Maler des Panzeriſchen Werks iſt. So billig auch die Preiſe ſind, um die der Vf. ſeine guten Arbeiten verkauft: ſo iſt es doch leicht zu berechnen, daſs, ſollte er ſeine Unternehmung von einem ſehr groſsen Umfange wirklich vollenden, der Preis des Ganzen beträchtlich ſeyn würde, wodurch eine Entſchuldigung des Vfs. wegfällt. Ihn beſonders aber trifft der Vorwurf, daſs er uns erſt vor Kurzem ein Verzeichniſs ſeiner Inſectenſammlung oder entomologiſches Handbuch zu liefern angefangen hat, das wegen der Aehnlichkeit im Plane und in der Ausführung neben dieſer neuen deutſchen Inſectenfauna gar nicht beſtehen kann, ja dadurch faſt ganz entbehrlich gemacht iſt.

Noch aber iſt gar nichts verloren, und wenn der Vf. unſern aufrichtigen, für ihn ſowohl wie für die Inſectenkunde gutgemeynten Vorſchlag befolgen will: ſo kann er ſeinem Werke eine Wendung geben, die es nicht allein den Beſitzern von *Panzers* Inſectenfauna unentbehrlich, ſondern ſelbſt andern, die jenes Werk ſich nicht anſchaffen können, ſehr willkommen machen muſs. Er fahre nämlich fort, die Gattungskennzeichen durch ſolche treffliche Zeichnungen zu erläutern, wie er hier angefangen hat; gebe von jeder Gattung und jeder Familie derſelben Eine Art als Beyſpiel, und verlaſſe die Aufzählung aller Arten und die Abbildung der unabgebildeten; oder liefere, wenn er dieſs nicht ganz aufgeben mag, nur ein Verzeichniſs der bisher in Deutſchland aufgefundenen Arten, ohne ſich weiter ins Einzelne einzulaſſen. An der guten Aufnahme einer ſolchen wahrhaft nützlichen, bisher vergebens gewünſchten, Unternehmung darf man gewiſs nicht zweifeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg*, b. Keil: *Anweiſung zum Briefſchreiben für Bürgerſchulen*. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbſchule zu Magdeburg. 1805. 112 S. 8. (6 gr.) Hr. *B.*, von welchem wir ſchon einen Briefſteller für Landſchulen haben (ſ. A. L. Z. 1799. Nr. 234.), liefert hier eine für Lehrer in Bürgerſchulen beſtimmte Anweiſung. Sie fängt nach einer kurzen Einleitung über den Werth des Briefſchreibens, mit einigen orthographiſchen Regeln an, unter welchen auch die willkürliche Regel: *Wann* wird allemal von der Zeit, und *wenn* von einer Bedingung gebraucht, vorkommt; ſtellt ſodann einige Fragen auf, deren Beantwortung als Vorübung zum Briefſchreiben dienen ſoll, und beſchlieſst mit einigen zum Theil nicht übel gerathenen Modellen zu Briefen, andern Geſchäftsaufſätzen und Erklärungen einiger, beſonders in Edicten vorkommender fremder Wörter. Als Hülfsbuch für Lehrer iſt die Anleitung zu kurz und enthält zu wenig Modelle.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 21. Februar 1806.

C H E M I E.

Ofen, in d. Druck. d. Peſther Univerſ.: *Jac. Joſ. Winterl — — Proluſiones ad Cheniam Seculi decimi noni* etc.

Ebendaſ.: Acceſſiones novae ad proluſionem ſuam primam et ſecundam etc.

Jena, b. Frommann: *Jac. Joſ. Winterl's — — Darſtellung der vier Beſtandtheile der anorganiſchen Natur* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 44. abgebrochenen Recenſion.*)

Eine groſse Verſchiedenheit in den Erſcheinungen, welche die Säuren bey ihrer Austreibung aus Salzen zeigen, beruhet nach *Winterl* auf einer weſentlichen und durch vieles durchgreifenden Verſchiedenheit der Säuren, ob ſie nämlich ein *zuſammenhaltendes*, oder nach der gewöhnlichen Sprache der Chemiker ein einfaches, oder ein *zerfallendes*, d. h. zuſammengeſetztes, Subſtrat haben. Das Zerfallen dieſer letztern ſoll auf der Vernichtung ihres Säureprincips beruhen, mit deſſen Verminderung die Abnahme ihrer Anziehung zu den Baſen im Verhältniſs ſtehe, während die Anziehung der Säuren mit zuſammenhaltendem Subſtrate damit zunehme. Ueberhaupt beruhe die Anziehung der Säuren zu den Baſen von der Seite der erſtern auf einem gewiſſen Verhältniſſe des Säureprincips, welches in den Säuren zurückbleibe, das bey richtiger Sättigung im umgekehrten Verhältniſſe der Quantität der Anziehung ſtehe, welche ſie gegen die Baſe ausüben und wechſelſeitig von der Baſe erleiden, woraus dann *Winterl* das ungleiche Mengenverhältniſs im Sättigungspunkte erklärt. Stärkere Säuren nämlich haben, eben weil ſie ſtärker ſind, und weil ihr Säureprincip wegen ſeiner ſchlaffern Verbindung mit dem Subſtrate eine gröſsere Wirkſamkeit hat, d. h. leichter an andere Stoffe übergeht, mehr von ihrem Säureprincip verloren, weswegen dann auch mehr davon erfordert wird, um die Anziehung, welche nur zwiſchen einem beſtimmten Verhältniſſe beider begeiſtenden Principien beſteht, zu befeſtigen, als von den ſchwächern Säuren, die mehr davon zurückhalten.

Auch von dem überſauern oder hyperoxydirten Zuſtande der Säuren ſtellt *Winterl* ganz andere Anſichten auf, als die gewöhnlich herrſchenden. Es iſt auch hier das immaterielle begeiſtende Princip, deſſen Uebermaſs und gröſsere Freyheit, oder, was auf eines hinauskömmt, ſchlaffere Verbindung, dieſen Zuſtand begründet, und er erklärt die Entſtehung dieſer Säuren ſehr gut im Zuſammenhange mit ſeinen übrigen Hypotheſen aus den Umſtänden, unter welchen ſie entſtehen, namentlich ihre Bildung durch Glühehitze. Rechtgläubige Chemiker der herrſchenden Schule werden ein groſses Aergerniſs daran nehmen, wenn ſie hier die *rauchende rothe Dämpfe ausſtoſsende Salpeterſäure* und das *rauchende Nordhäuſer Vitriolöl* in eine Claſſe zuſammen als *übervollendete* Säuren aufgeſtellt finden; — in Rückſicht auf die letztern möchte Rec. nach eigenen Unterſuchungen dem Vf. beyſtimmen, und für erſtere ſpricht ihre groſse Analogie in ihrem ganzen Verhalten mit dem rauchenden Vitriolöl.

Auch von den Baſen nimmt *Winterl*, ſo wie von den Säuren, verſchiedene Zuſtände der Begeiſtung an. So wie die Säuren durch die Baſen, ſo ſollen umgekehrt dieſe durch jene abgeſtumpft werden — und in den Neutralſalzen ſollen ſie daher gleichfalls im abgeſtumpften Zuſtande exiſtiren. Hier iſt die Schwierigkeit der Darſtellung im abgeſtumpften Zuſtande nach *Winterl* noch gröſser, als bey den Säuren. Theils ſteht die Feuerbeſtändigkeit der Säuren, theils vorzüglich der Umſtand im Wege, daſs mehrere dieſer Baſen in der Glühehitze, die zur Austreibung der Säuren erforderlich iſt, durch Anziehung des Baſeprincips aus der Wärme ſich wieder zu vollkommenen Baſen herſtellen. Doch gelte dieſs nicht von allen. So ſoll namentlich die Bitterſalzerde nach der Austreibung der Salzſäure abgeſtumpft, und zugleich zum Theil in Kalkerde und *Thelyke*, (nach *Winterl* ein eigenthümlicher Stoff baſiſcher Natur, der ein Beſtandtheil ſehr vieler Körper ſeyn ſoll,) zerlegt, und Luftſäure entwickelnd, eben ſo die Alaunerde in zwey Beſtandtheile zerlegt zurückbleiben. Beſonders wirkſam ſollen ſich die metalliſchen Säuren zur Abſtumpfung der Baſen beweiſen, und ſo will namentlich *Winterl* durch den Proceſs, welcher den mineraliſchen Chamaeleon giebt, und den er allein in Rückſicht auf die beſondern Handgriffe dabey ausführlicher beſchreibt, die Pottaſche im *entgeiſteten* oder *faden* Zuſtande dargeſtellt haben, in welchem ſie, auſserdem daſs von ihrem vorhergehenden ſtarken Geſchmack faſt keine Spur mehr übrig iſt, die merkwürdige Eigenſchaft beſitzen ſoll, mit dem Waſſer als eine Luft zu verfliegen, welcher *Winterl* durch die wirkſamſten Säuren weder die tropfbare noch ſtarre Form wieder geben konnte. In einem ähnlichen Zuſtande ſoll die Kalkerde aus dem Kalkwaſſer durch die geſchmackloſe Pottaſche niedergeſchlagen werden.

Auch über das Weſen und die Grundurſache der Cauſticität ſtellt der Vf. ganz neue Anſichten auf. Es

soll das Princip der Causticität eine Säure, und zwar eine Modification des Sauerstoffs oder der von ihm sogenannten Wasserfäure seyn. Wir müssen gestehn, dafs uns die für diese ganz paradoxe Meinung angeführten Gründe gar nicht befriedigt haben. *Winterl* rafft gewöhnlich zum Erweise seiner Behauptungen alles zusammen, was auch nur ganz entfernt darin gedeutet werden kann; er beurkundet zwar dadurch eine sehr ausgebreitete Lectüre und einen seltenen wissenschaftlichen Witz, aber nicht immer ergiebt sich dadurch die Wahrheit. So liefsen sich z. B. die Versuche *Priestley's* eben so gut auf Stickstoff, womit *Winterl's Andronia* am nächsten übereinkommt, als auf Sauerstoff deuten; denn die aus dem kohlensauern Kalke am Ende durch eine hohe Temperatur ausgetriebene Luft verhielt sich, wie *Priestley* ausdrücklich bemerkt, schlechter, als gemeine atmosphärische Luft, während man aus der Winterl'schen Citation gerade das Gegentheil vermuthen sollte. Auch kömmt hiebey die Beschaffenheit der gebrauchten Retorten sehr in Betracht. Eben so erklärt sich viel ungezwungener die Entstehung des Wassers aus dem mit Kalke sechsmal nach einander destillirten Oele aus der Mitwirkung der nicht ausgeschlossenen atmosphärischen Luft. Wenn vollends *Winterl* einen Versuch *Gmelin's* über die Zersetzung des Salpeters in der Glühehitze anführt: so begreift man nicht, wie er, nachdem die holländischen Chemiker seit jenem unbedeutenden Versuche so vortreffliche Untersuchungen über die Natur des Rückstandes von dieser Zersetzung angestellt haben, noch Folgerungen, wie sie sich in seinem Werke finden, daraus ziehen konnte. Wenn die Basen ihre Causticität verlieren, so sollen sie nicht unmittelbar die ganze Kohlensäure anziehen, sondern diese soll zur Verwandlung ätzender Basen in kohlensaure nur mit einem ihrer Bestandtheile, nämlich der Andronie, als Ergänzungsmittel dienen. Auch zur Erhärtung dieser, so wie jener andern Behauptung, dafs der Aetzstoff nicht vollkommen mit dem Sauerstoffgase übereinstimme, sondern eine blofse Modification desselben sey, wird abermals eine Stelle *Priestley's* citirt, in der wir aber gleichfalls auch nicht den entferntesten Beweis für diese paradoxen Meinungen des Vfs. finden können, da offenbar die Luft, die in dem Prieſtley'schen Versuche nach der Absorption der Kohlensäure durch das Kalkwasser zurückblieb, schon vorher in dem Luftgemenge existirte, auch dieselbe weit gefehlt, auch nur eine entfernte Modification des Sauerstoffgases zu seyn, sich in dem einen Falle als brennbare, in dem andern mehr als phlogistisirte Luft verhielt. Was der Vf. zum Erweise des Daseyns der Causticität auch im abgestumpften Zustande der Basen angeführt hat, hat uns eben so wenig befriedigt. Woran anders erkennt man die Causticität, als gerade an dem immer stärkern Hervortreten der eigentlich basischen Eigenschaften, insbesondere der grofsen Anziehung gegen Säuren, und wie läfst es sich wohl denken, dafs in dem vollkommen caustischen Zustande die Basen eine Säure, denn eine solche ist doch der Aetzstoff des Vfs., enthalten sollen, da auch die schwächsten Säuren den caustischen Zustand so schnell vernichten. Indessen kann der Vf. diese gleichsam nur eingeschaltete Lehre von der Natur des Aetzstoffes immerhin aufgeben, es entsteht dadurch keine eigentliche Lücke in dem Ganzen, dessen eigentliche Stützpunkte die beiden begeistenden Principien sind, deren reges Leben und durchgreifenden Einfluſs auf die Bestimmung aller chemischen Erscheinungen vorzüglich treffend in dem *fünften* Abschnitte, welcher *von der Allgemeinheit des Säure- und Base-Princips*, und in dem *sechsten* Abschnitte, welcher *von der Verbindung des Säure- und Base-Princips unter sich*, und *ihrem Producte, dem Wärmestoff*, handelt, entwickelt wird. Besonders verdient in jenem Abschnitte nachgelesen zu werden, was der Vf. über hyperoxydirte Säuren und über den Beytrag des Sauerstoffgases zur Bildung der Säuren sagt. Es ist hier nicht blofs der durch das ganze Werk zu bewundernde Geist, sehr heterogene Gegenstände unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, sondern auch der feinste Beobachtungsgeist des praktischen Chemikers unverkennbar. Die von dem Vf. ganz neu aufgestellte Hypothese über die Zusammensetzung des Wärmestoffs aus der Verbindung der beiden begeistenden Principien, deren Tendenz, Wärmestoff zu bilden, gleichsam das Grundprincip aller Wahlanziehungen ausmache, ist in dem *sechsten* Abschnitte auf dem Wege der Induction sehr wahrscheinlich gemacht, und der Wärmestoff erhält durch diese Theorie gleichsam erst seine grofse und vielseitige Wirksamkeit in der chemischen Welt. Je trefflicher aber gerade der Gang ist, den der Vf. genommen hat, um zu diesen Resultaten zu gelangen, um so sonderbarer contrastiren dann gewisse ganz paradoxe und durch Erfahrung auf keine Weise begründete Behauptungen desselben über andere Eigenschaften des Wärmestoffs, die sich in diesem Abschnitte finden. So schreibt er z. B. dem Wärmestoff, der doch ihm zufolge das Product der Verbindung zweyer nicht blofs imponderabler, sondern selbst sogar zweyer immaterieller Principien ist, Schwere zu! Und man höre den Beweis davon. Die Verbindung beider Elektricitäten, der positiven und negativen, die sich unter der Form des elektrischen Funkens zeigt, soll reiner Wärmestoff seyn, und dieses *elektrische Flämmchen*, wie der Vf. es nennt, soll seine Schwere ganz deutlich dadurch erweisen, dafs es bey der Uebereinanderstellung zweyer mit entgegengesetzter Elektricität geladenen Conductoren stets von dem obern, dieser möge übrigens der positive oder negative seyn, herabfalle! Hier hat der Scharfblick des Vfs. genauer gesehen, als der Blick aller Elektriker seit 50 Jahren, die sich bis jetzt nicht getrauten zu entscheiden, ob die Elektricität vom negativen zum positiven Conductor oder umgekehrt übergehe, und die am wenigsten ein solches Herabfallen bemerken konnten! Und dann möchten wir den Vf. fragen, warum das elektrische Flämmchen ein Privilegium vor andern schweren Materien, die eben specifisch-leichter als die Luft sind, haben soll, nicht wie diese durch den stärkern Druck von unten her, in

in die Höhe gehoben zu werden? Oder ist vielleicht gar das elektrische Flämmchen oder der reine Wärmestoff des Vfs. specifisch-schwerer als die Luft! Hier ist der Fall, dafs die kecken Hypothesen des Vfs. ihren Platz da einnehmen, wo noch das Gebiet der Erfahrung ist, und bessere Einsichten verdrängen. Uebrigens stimmen wir ganz dem bey, was der Vf. über den wesentlichen Unterschied der eigentlich permanenten Luftarten von blofsen Dämpfen am Ende dieses Abschnitts behauptet, und seine Ideen treffen hier auffallend mit einigen bedeutenden Einwendungen *de Luc's* gegen die antiphlogistische Theorie zusammen.

Es fehlte noch zur Vervollständigung dieser Darstellung die Betrachtung des wichtigsten Agens in der Natur und die gehörige Würdigung der Rolle, die dasselbe in der chemischen Sphäre spielt, *des Lichts*. Dieser Betrachtung ist der *siebente* Abschnitt, *von dem Lichte und seiner Wirkung auf den Wärmestoff*, gewidmet, und auch das Licht weifs der Vf. trefflich für seine Theorie zu benutzen, und dem Ganzen anzupassen. Das Licht, das vorzüglich dazu bestimmt sey, die anorganische Natur in Thätigkeit zu setzen, äufsert ihm zufolge seinen wichtigen Einfluss durch zwey relative Kräfte, deren jede blofs negativ ist: es hebt nämlich einerseits die Anziehung, welche die Bestandtheile des Wärmestoffs unter einander haben, auf, und andererseits hebt es das Band, durch welches diese, wenn sie zerfallen sind, an den Stoff geknüpft werden, auf; jede dieser Wirkungen übt es aber nur besonders, d. h. bey Ausschliefsung einer durch die andere, aus, so dafs es bey dem Antagonismus zwischen dem Bande und der Anziehung der begeistenden Principien bald das Band durch Aufhebung der Anziehung, bald die Anziehung durch Aufhebung des Bandes begünstigt. Der Vf. mufs diese Ausschliefsung der einen Wirkung des Lichts durch die andere annehmen, weil nach seiner Ansicht, wie er sich ausdrückt, „wir, wenn Anziehung und Band gleichzeitig ihrer Wirkungen beraubt wären, in vollem Lichte keinen Wärmestoff und keine Begeistung haben, die Atomen, Band, Geist und Licht zwar das Chaos der Alten darstellen würden, aber gar keine Wirkung begründen könnten." Um diese entgegengesetzten Wirkungen auszuüben, besitze das Licht solche Mischungstheile, die nur eine derselben hervorzubringen geeignet seyen. Der Vf. nimmt hierbey vorzüglich *Ritters* Versuche zu Hülfe. Der veilchenfarbige Strahl soll auf das Band wirken, und dieses aufheben, die zerstörende Wirkung des rothen Strahls hingegen nur auf die Anziehung, welche zwischen den Bestandtheilen des Wärmestoffs Statt hat, fallen. Diese Richtung des rothen Strahls auf die Anziehung soll auch durch die Beobachtung *Herschels* bestätigt werden, nach welcher der rothe Strahl aufser sich eine stärkere Wärme als alle übrigen Strahlen hervorbringe, welche Anhäufung des Wärmestoffs auf eine Verminderung seiner Elasticität, und also offenbar auf eine Verminderung der Anziehung der beiden Mischungstheile desselben, die ja die Bedingung seiner Elasticität sey, hindeute. Hier scheint doch der Vf. mit allen angenommenen Begriffen in Widerspruch zu gerathen; da ja Erhöhung der Temperatur im Grunde nichts anders ist, als erhöhte Expansivkraft oder Elasticität der Wärme. Im letzten Abschnitte, der von einigen Erscheinungen handelt, welche die zerlegten und nach Wiederverbindung strebenden Bestandtheile des Wärmestoffs zum Grunde haben, wendet endlich unser Vf. seine vier grofsen Agentien auf Erklärung der elektrischen, galvanischen und magnetischen Erscheinungen an. Jene sind ihm zufolge weiter nichts, als die reinen Anziehungserscheinungen der begeistenden Principien, die zwischen den Isolatoren angehäuft sind, zu einander, und zwar soll die positive Elektricität einerley mit dem Baseprincip, die negative Elektricität einerley mit dem Säureprincip seyn. In den galvanischen Erscheinungen sollen die begeistenden Principien noch das Band mit sich bringen, wodurch sie in Stand gesetzt werden, mit der Materie selbst in Verbindung zu treten, diese zu begeisten, und so z. B. das Wasser in wasserfaure und wasserbasische Luft zu verwandeln; endlich in den magnetischen Erscheinungen sollen gleichfalls die beiden begeistenden Principien das Thätige seyn, und die magnetische Anziehung und Polarität begründen; nur dafs im Magnetismus eine Aneinanderreihung des Säure- und Baseprincips bey gänzlichem Verluste ihres sonst eigenthümlichen Strebens, sich zu Wärmestoff zu verbinden, Statt habe, und das Streben derselben, sich zu verbinden, im Magnete in ein blofses Streben, sich nur zu vermischen, übergegangen sey. Die Erscheinungen des Turmalins rechnet übrigens der Vf. zu den magnetischen. Diese ganze Ansicht, und besonders die Ausführung derselben im Werke selbst, giebt reichlichen Stoff zu Bemerkungen; wir dürfen jedoch zu der bisherigen, beynahe schon zu ausführlich gewordenen, Uebersicht des Ganzen kaum noch etwas hinzusetzen. Nur in Beziehung auf jenes so thätige Princip, das der Vf. *Band* nennt, mögen hier noch ein paar Worte zum Schlusse dienen. Nach den Prädicaten, welche der Vf. demselben an verschiedenen Orten beylegt, ist dasselbe eines der wunderbarsten Dinge, und näher betrachtet, wohl gar ein *Unding*. Für sich selbst hat es durchaus keine Verhältnisse zu unsern Sinnorganen, ist schlechterdings kein Gegenstand der Wahrnehmung für uns; aber es ist nicht blofs für sich ganz charakterlos, sondern es theilt auch den Stoffen, mit denen es verbunden ist, keinen Charakter mit; es modificirt die Eigenschaften derselben nicht im geringsten. So ist es wohl etwas Geistiges? wird man fragen. Auch das nicht; es soll sich vielmehr dem Stoffe schon etwas nähern, eine gröbere Beschaffenheit als der übrige immaterielle Theil der Natur haben. Wer mag sich wohl von diesem Mitteldinge zwischen Geist und Körper eine deutliche Vorstellung machen können? Was die Gesetze der Wirksamkeit dieses Bandes betrifft: so sind auch hierüber die Behauptungen des Vfs. eben so willkührlich, gewagt, und alle Erfahrung umstofsend. Es sind weder physische

noch

noch chemiſche Bewegungsgeſetze, denen dieſes Band gehorcht; wir erfahren nichts von einer Expanſivkraft deſſelben, noch von einer eigentlich chemiſchen Verwandtſchaft; es wird vielmehr durch Inſtinkt belebt, und handelt nach Ideen von Zwecken, ohne daſs man aber eigentlich wüſste, was das für Zwecke ſind, ob der Zweck der Selbſterhaltung, oder der Verbindung mit andern, d. h. der Selbſtzerſtörung! Wahrlich ein ſolches *Agens* iſt weniger noch, als eine *Qualitas occulta* der Alten! Dergleichen Darſtellungsarten, wie noch ſo manche in dem Werke ſich finden, mögen für den Vf. ihren ſubjectiven Werth haben, ſie mögen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Welt gehören, ſie können ſich auch in ſeine Denkart ſo verwebt haben, daſs er kaum mehr von ihnen wird ablaſſen können; aber auf allgemeinere Gültigkeit können ſie keinen Anſpruch machen, die Wiſſenſchaft ſieht ſie als *Commenta opinionum* an, die der Strom der Zeit verſchlingt. Wenn ſie das einzige Verdienſt dieſes Werkes ausmachten, ſo möchten wir demſelben wenige Theilnahme verbürgen. Es iſt ihm aber ein höheres und bleibenderes Verdienſt eigen, neue Bahnen der Unterſuchung eröffnet, neue Richtungspunkte für dieſelbe aufgeſtellt zu haben, und dieſes Verdienſt wird ſich durch die Früchte der Arbeiten derjenigen Chemiker bewähren, die dem geiſtvollen Vf. auf ſeiner Bahn nachwandeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Maurer: *Auch Etwas über die gegenwärtige Lage der Landſchullehrer und deren etwanige, ohne vielen Zuſchuſs des Landesherrn mögliche, Verbeſſerung;* mit beſtändiger Hinſicht auf *die Bernauiſche Inſpection.* Von *Chriſtian Benedikt Glörfeld*, königl. Inſpector, Propſt u. erſtem Prediger in Bernau. 1805. VI u. 100 S. 8. (7 gr.) — Hr. *G.* nimmt ſich, als ein braver Kirchen- und Schuleninſpector, der Noth ſeiner unter ihm ſtehenden Stadt- und vorzüglich Landſchullehrer an; daher es ihm wohl zu verzeihen iſt, wenn er in dieſem Buche etwas weitläuftig, aber doch mit aller Beſcheidenheit, erzählt, was er theils zur Verbeſſerung ihrer Lage, ohne die oft beſtürmte königl. Milde in Anſpruch zu nehmen, gethan hat, noch zu thun willens iſt, oder thun zu können wünſcht. Es iſt dieſs ein erweckendes Beyſpiel für die Herrn Collegen, welches in dieſer Hinſicht Verbreitung verdient. Denn ſo vorzüglich traurig die Lage der Bernauiſchen und, wie wir wiſſen, anderer mittelmärkiſcher Landſchullehrer iſt, ſo daſs die Stellen der Mehreſten, mit allen Emolumenten gerechnet, jährlich nicht über 50 Rthlr. betragen: ſo ſind doch nicht allein in den reichern Provinzen noch einzelne ſchlecht dotirte Schulſtellen genug, ſondern auch andere Klagen des Vfs. ſind faſt allgemein. Dahin gehören z. B. die Kargheit des gegen den Schulunterricht gleichgültigen Landmanns in Bezahlung des Schulgeldes, welcher im Sommer ſeine Kinder gar nicht zur Schule ſchickt, und das geringe wöchentliche Schulgeld für die Winterſchule noch dadurch abbricht, daſs er die Kinder einige Tage in der Woche zu Hauſe behält; und die wenige Unterſtützung, ſogar auch Verachtung, welche der Landſchullehrer bey der Gerichtsobrigkeit findet, wenn er über die Schmälerung ſeiner Dienſteinkünfte klagt. (Gegen die letztere Beſchwerde hat Rec. ſelbſt ſchon der höhern Behörde den Vorſchlag gethan, in jeder Diöces eine eigene Schulcommiſſion von wenigen Perſonen, aber mit executiver Gewalt, zu errichten.) Hr. *G.* ſuchte den Leiden der Landſchullehrer ſeiner Inſpection auf mehrere Art abzuhelfen. Auf die nur zu gegründete Beſchwerde der Schulmeiſter, daſs die Bauern die ihnen zu entrichtenden Brote immer kleiner und ſchlechter lieferten, wirkte er bey dem kurmärkſchen Oberconſiſtorio die Verordnung aus, daſs jedes an die Küſter und Schulhalter zu liefernde Brot 16 Pfd. wiegen müſſe. Da überhaupt die Eingepfarrten den Predigern und Schulmeiſtern manche herkömmliche Gefälle ſtreitig machten, und die Entſcheidung darüber in den Gerichtsſtuben aufgehalten oder abgeſchlagen wurde: ſo lieſs er ſich von dem Conſiſtorio autoriſiren, Abſchriften von den Matrikeln und Beſtallungen einzufordern, nach welchen er nun die Beeinträchtigten möglichſt ſchützte. Wegen unvermeidlicher Verabſäumung der Sommerſchule führte er eine Sonntagsſchule ein, welche, nachdem der Früh-Gottesdienſt fiel, entweder vor oder nach demſelben, in der Kirche gehalten, und für welche die Schullehrer eine Vergütung erhielten. Er wirkte ferner den Wittwen und Waiſen ein halbes Gnadenjahr aus, hielt die Landſchullehrer an, der Feuervergütigungsanſtalt beyzutreten, und brachte es dahin, daſs jährlich neun oder zehn ſeiner Inſpection, welche er jedesmal in Vorſchlag bringt, ein Ermunterungsgeſchenk aus dem *Unterſtützungsfonds* erhalten. Noch beträchtlicher war die Hülfe, die er wenigſtens vielen ſchlecht dotirten Schulſtellen ſeiner Diöces dadurch verſchaffte, daſs von dem jährlichen Ueberſchuſſe der reichern Kirchenärarien, welcher der königl. Amtskirchen-Revennenkaſſe zugeſendet wird, 5 — 10 Rthlr zu Gehaltsverbeſſerungen ſchlecht beſoldeter Schulmeiſter abgegeben wurden; ſo wie die, daſs auf ſeine Vorſtellung bey neuern Verpachtungen der Kirchenäcker und Wieſen, den Schullehrern einige Morgen Acker oder Wieſe in Erbpacht gegeben wurden, weil die mehreſten von ihnen gar kein Feld, oder nur geringe und mehrentheils unfruchtbare Gartenflecken bey der Schulwohnung hatten. Mit Recht dringt er unter ſeinen Vorſchlägen, dem gedrückten Stande der Landſchullehrer aufzuhelfen, vor allen andern darauf, den Bauer anzuhalten, daſs er das Schulgeld nach dem Landſchulreglement von 1763. bezahlen müſſe, wodurch ihm ja keine neue Abgabe aufgelegt werde. Das Schulreglement verordnet nämlich, daſs das Schulgeld nicht wöchentlich, ſondern vierteljährlich, und zwar ohne Rückſicht, wie oft ein Kind die Schule beſucht, oder in derſelben gefehlt hat, bezahlt werden ſolle. Ein trefflicher Antrieb für die pflichtloſen Aeltern, ihre Kinder ununterbrochen zur Schule zu ſchicken; und doch iſt dieſe weiſe königl. Verordnung noch in ſo wenig Diöceſen durchgeſetzt, weil viele Gerichtsobrigkeiten theils dem ſo genannten geiſtlichen Stande abgeneigt ſind, theils ſich vor der wachſenden Aufklärung fürchten. Hr. *G.* erwähnt noch mehrerer Leiden des unbeſchützten Landſchullehrerſtandes, welche Rec. aus eigner Erfahrung beſtätigen kann, und die, ſo oft ſie auch ſchon ausgerufen ſeyn mögen, wiederholt werden müſſen, bis ſie Gehör finden. Andere Vorſchläge aber, die er zur Aufnahme der Landſchulſtellen thut, möchten weniger Beyfall finden, z. B. die, wie er meynt, unnütz verwendeten Vor- und Zuſchüſſe zu Anlegung und Erhaltung der Erwerbſchulen, zur Verbeſſerung der Landſchulen anzuwenden; Strafgelder hierzu zu aſſigniren (die ja überall ſchon ihre anderweitigen Anweiſungen haben); Einſammlungen bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelagen u. ſ. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Februar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Oſtell: *Travels of four years and a half in the United States of America* during 1798. 1799. 1800. 1801. and 1802. dedicated by permiſſion to *Thomas Jefferſon*, Esq., Preſident of the United States, by *John Davis*. 1803. 454 S. 8. (4 Rthlr. 20 gr.)

Daſs Gelehrſamkeit und Literatur in den Nordamerikaniſchen Freyſtaaten mit dem Anbau des Landes nicht gleiche Fortſchritte machen, iſt bekannt; und wird auch in dem gegenwärtigen Buche, wo über die geringe Leſeluſt und den Mangel an Achtung gegen die Erzieher der Jugend geklagt wird, an mehreren Stellen verſichert. Wären aber auch dieſe Zeugniſſe nicht vorhanden, ſo würden ſchon die gleich nach der Zuſchrift abgedruckten Briefe des Vfs. und des Präſidenten zum Beweiſe dienen, daſs in dieſem Erdtheile Aufklärung und Gelehrſamkeit noch auf einer untern Stufe ſtehen. Der Vf. berichtet dem Präſidenten, daſs er die auf ſeinen vielen Reiſen geſammelten Bemerkungen über den Charakter, und die Sitten der Einwohner in einem Buche in Ordnung bringen wolle, und bittet um Erlaubniſs, ſie dem Präſidenten zuzueignen. Dieſer findet ſich durch dieſe Ehrenbezeugung von einem aufgeklärten Ausländer *(enlightened Foreigner)* ſehr geſchmeichelt, und wünſcht, daſs ſeine eigenen unreifen Bemerkungen, die er vor einigen Jahren über den nämlichen Gegenſtand geſchrieben, von dem Vf. beſtätiget oder berichtiget werden mögen. Wenn man dieſes ehrenvolle Zeugniſs des Hauptes der gröſsten Republik gegen das Buch ſelbſt hält, ſo muſs man ſich verwundern, wie es mit einem ſolchen Lobe hat ausgezeichnet werden können. Denn wenn man gleich zur Entſchuldigung des Hn. Jefferſon anführen kann, daſs er das Buch im Manuſcript noch nicht geſehen hatte, als er die Erlaubniſs zur Dedication ertheilte: ſo war ihm doch der Mann nicht unbekannt, und er hatte ſeine Poeſieen, die höchſt elend ſind, ſeine Romane, die, nach ſeinen Gedichten zu ſchlieſsen, erbärmlich ſeyn müſſen, ſeine Ueberſetzungen, die, wenn ſie auch gut ſeyn ſollten, noch lange nicht ein ſolches Lob begründen können, geleſen, und von dem Herumtreiben deſſelben, und den Fuſsreiſen, um irgend wo eine Hauslehrerſtelle zu bekommen, gehört. Einen ſolchen Mann, dem höchſtens eine Fertigkeit ſich in ſeiner Mutterſprache gut auszudrücken, und einige Beleſenheit zugeſchrieben werden kann, der aber im Buche ſelbſt als ein Autor von geringen Kenntniſſen erſcheint, und der faſt gar nichts, als was auf ihn ſelbſt eine Beziehung hatte, in ſeinen Reiſen vorbringt, mit dem Prädikat eines *Aufgeklärten* von dem Chef einer groſsen Nation beehrt zu finden, iſt befremdend, und läſst ſich nur alsdann erklären, wenn derjenigen, die etwas mehr können als hinterm Pfluge einhergehen, äuſserſt wenige ſind, geiſtige Vollkommenheiten und literariſche Produkte unter die Seltenheiten gehören, und der Präſident durch das übertriebene Lob ſeine Achtung gegen literariſche Verſuche zu erkennen geben, und insbeſondere Ausländer ermuntern will, die Aufklärung in Amerika zu befördern.

Aus den zerſtreueten Notizen ſammeln wir folgendes von dem Leben des Vfs. Er iſt in England geboren, hat von dem 13ten bis zum 20ſten Jahre als Matroſe viele Seereiſen gemacht, war zweymal in Indien, iſt mit St. Helena, Batavia, Johanna, Bombay und Tillicherry, und mit Goa, Cochin und Anjenga ſehr wohl bekannt, hielt ſich vier Monat in Canton auf, erſtieg den Tafelberg am Vorgebirge der guten Hoffnung, und glaubt ſich daher über den *Welch Touriſt*, der mit der Beſchreibung eines Sturms auf ſeiner Fahrt über den Severnfluſs ein ganzes Kapitel anfüllt, weit erhaben. Auf was für eine Weiſe er ſich ſo viele Kenntniſſe erworben, daſs er auf den Gedanken kommen konnte, als Hauslehrer ſein Glück in Amerika zu machen, woher er die Beleſenheit in alten und neuen Autoren habe (er kennt auch *Kotzebue* und *Werthers* Leiden), wann er den Seedienſt verlaſſen, und in welchem Alter er ſich nach Amerika eingeſchifft habe, darüber finden wir keine Aufſchlüſſe. Er reiſete in ſo dürftigen Umſtänden nach Neuyork, daſs er ſich nur einen Platz in der Kammer vor der Kajüte miethen konnte, wollte in Neuyork Hauslehrer werden, wurde aber von einem Buchhändler gedungen, Bonapartes Feldzüge in Italien aus dem Franzöſiſchen ins Engliſche zu überſetzen. Als das Buch Beyfall gefunden hatte, ſchrieb er Briefe zweyer unglücklich Verliebten, wobey eine wahre Geſchichte zum Grunde lag. Die Elegie auf ihren Tod iſt äuſserſt matt. Damit die Leſer ſich von dem poetiſchen Schwunge und der lieblichen Harmonie ſeiner Verſe, (denn man ſtöſst oft auf elende Reime, die er und ſeine Freunde gefertiget haben) einen Begriff machen können: ſo wollen wir das Ende der Elegie herſetzen:

Ye ſwains and nymphs with health and beauty crown'd
Scarce let your footſteps preſs the hallow'd ground
When the loud bell, ſlow echoing from the walls,

Your minds to worship or to prayer calls;
But treading lightly o'er the lover's grace
Drop the sad tear their mem'ries from you crave.

Er reiſet darauf nach Philadelphia, wo uns die Nachricht von den alten griechiſchen Mathematikern, die der Stifter der öffentlichen Bibliothek geſammelt hat, und worunter ein Ptolemäus war, den ihm *Fabricius* in Hamburg 1672. (denn ſo leſe man S. 43. Note ſtatt 1772.) geſchenkt hatte, angezogen hat. Das gelbe Fieber, welches in Philadelphia wüthete, machte es nicht räthlich, daſelbſt lange zu verweilen. Er reiſet nach Charleſton, wo er zur Erklärung klaſſiſche Schriftſteller am Collegio angeſtellt, aber nach ſechs Wochen wieder entlaſſen wird, weil er des Abends immer länger ausblieb als die übrigen Mitglieder. Er wurde dann Hauslehrer bey einem Pflanzer in Gooſohatchie, einem unbedeutenden Dorfe 27 engliſche Meilen von Charleſton. Er hatte Muſſe genug, Gedichte zu fertigen, die in der Charleſtoner Zeitung abgedruckt wurden, und den Beyfall des Hn. *Dennie*, des Redakteurs der einzigen gelehrten Zeitung in den Freyſtaaten, erhielten. Sein Salarium war auſser freyer Koſt, (*Cigarros*, wovon der Vf. ein ſo groſser Liebhaber iſt, daſs er ſie und Bücher zu den ihm unentbehrlichen Bedürfniſſen zählt, zweifelsohne eingeſchloſſen) 80 Guineen. Die ſeiner Erziehung anvertrauten Kinder waren ein Knabe von 14 Jahren, ein auſserordentlicher Liebhaber der Jagd, und zwey junge Mädchen. Wie und worin er unterrichtete, und was für Fortſchritte die Zöglinge machten, davon wird nichts oder nur im Allgemeinen geſprochen.

Der Statiſtiker erhält aber auch nicht mehr Belehrung als der Pädagoge von dem Vf. Der Anbau des Indigos iſt in Carolina faſt ganz aufgegeben. Die Stapelwaare iſt Reiſs; Baumwolle wird, wo der Boden es zuläſst, gebaut. Von den Vögeln und andern Thieren wird ſehr oberflächlich gehandelt, und zur Rechtfertigung geſagt, daſs der Vf. das Studium der Naturproducte beſtändig als ein dem Studio des Lebens untergeordnetes betrachtet hätte. (Wenn wir aber doch nur Spuren angetroffen hätten, daſs er es in dieſem zu einiger Vollkommenheit gebracht hätte!) Von der grauſamen Behandlung der Sklaven, welche vorzüglich den Frauen, die gemeiniglich ſich in dieſem Welttheile der Herrſchaft in den Häuſern anmaſsen, vorgeworfen werden kann, finden ſich merkwürdige Beyſpiele S. 90 u. f. Da die Einwohner von Carolina ihren Wohnort oft verändern, ſo hatte der Vf. in Geſellſchaft der Familie, in welcher er lebte, Gelegenheit die Ufer des Fluſſes Aſhley, Sullivan-Inſel, und Charleſton zu ſehen. In dieſer Stadt herrſcht ein groſser Luxus, ſo daſs, wer weder Pferde noch Sklaven hat, verachtet wird. Die Furcht vor dem gelben Fieber trieb den Vf. aus dieſer Familie 1799.; er beſuchte einen Freund aus Irland in Georgetown, der Lehrer an einem Erziehungs-Inſtitut war, und mit welchem er über die amerikaniſche Poeſie und Gelehrſamkeit, welche beide ſein Freund verachtete, eine Unterredung hatte, und ſegelte nach Neu-York, wo er eine Hauslehrer-Stelle für 100 Guineen jährlich antrat. Die gute Aufnahme eines von ihm geſchriebenen Romans veranlaſste ihn, bald einen andern, der länger war, weil die Amerikaner auch in Hinſicht der Bücher viel auf die Quantität halten, zu ſchreiben. Nun hatte er Geld, nach Waſhington zu reiſen, und hier hörte er die Rede, die Jefferſon beym Antritt ſeiner Präſidentſchaft 1801. im Capitol zu den verſammelten Ständen hielt. Wenn man lieſet, daſs der Präſident zu Pferde ohne Gefolge und Bedienten nach dem Capitol geritten iſt, und mit eigenen Händen die Zügel des Pferdes an die Palliſaden gebunden hat, ſo kontraſtirt dieſer Aufzug ſehr ſonderbar gegen die, welche man neulich in dem weſtlichen Europa geſehen hat. Nach der Zurückkunft des Vfs. in Neuyork, wurde ihm von dem Vicepräſident Burr (dem nämlichen, der vor kurzem ein unglückliches Duell hatte) eröffnet, daſs er dem Chef des Finanzdepartements als ein Mann, der die Feder gut zu führen wiſſe, von ihm empfohlen ſey. Trunken von dem Glücke, das ihm anlächelte, gab er ſeine Hauslehrerſtelle auf, verfügte ſich nach Waſhington, wo er jetzt nur wenige Einwohner, und die Straſsen mit Gras bewachſen fand. In einer Unterredung, die ein Neu-Engländer mit einem Virginier über *Benj. Franklin* hatte, zeigte der Virginier, daſs Franklin vieles von andern geborgt hätte, insbeſondere ſeine berühmte Grabſchrift aus *Gentleman's* Magazin 1736. Februar. Sieben Häuptlinge der Charockeſen wären angekommen, um ſich in dem europäiſchen Landbau unterrichten zu laſſen, und waren mit dem Chef des Departements in einer Conferenz, als der Vf. ſich melden lieſs. Endlich erhielt er zu ſeinem Verdruſs den Beſcheid, daſs er ihm ganz unbekannt wäre, daſs der Davis, von dem er mit dem Hn. Burr geſprochen, ein ganz anderer wäre, und daſs keine Stelle, auch nicht einmal für dieſen Davis, offen ſtünde.

Der Vf. geht darauf nach Virginia und am Occoquan, da wo dieſer in den Potomak fällt, lieſs er ſich abermals in das Joch eines Hauslehrers von einem Quäker ſpannen, der aber den Unterricht bloſs auf Leſen, Schreiben und Rechnen beſchränkte. Da in der Nähe ein Grab eines Indianiſchen Helden von den Landsleuten des Erſchlagenen beſucht wurde: ſo wird verſchiedenes von der Lebensart der Indianer, und die Geſchichte des Capitän Smith und der von ihm geliebten Indianerin Pocahontas, die ſich in den Jahren 1606—1616. zutrug, eingerückt (S. 259—295.). Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, wie weit der Vf. Recht hat, daſs er der erſte ſey, der die rührende Geſchichte der Indianerin vorgetragen hat. Uns hat in der ganzen indianiſchen Epiſode die pathetiſche Rede der Indianer zum Andenken des Verſtorbenen (S. 254. 255.) am beſten gefallen. Länger als drey Monate konnte der Vf. unter den Dummköpfen am Occoquan (wie er ſie zu nennen beliebt) nicht aushalten, und nachdem er einen Freund, der Vorſteher einer Erziehungs-Anſtalt auf Long Island war, beſucht hatte, begab er ſich nach Philadelphia, Baltimore und Waſhington,

ton, wo er die Debatten in dem damals verſammelten Congreſs über die Aufhebung der auf die geiſtigen Getränke gelegten Acciſe anhörte, und trat wieder in die Dienſte eines Pflanzers in Virginia, der ihn auf ½ Jahr zum Erzieher ſeiner Kinder annahm. Hier errichtete er eine Lehranſtalt, die auch von entfernten Schülern und Schülerinnen beſucht wurde. Die Schüler werden nicht ſehr gerühmt. Einer von ihnen, ſchon gegen 30 Jahr alt, aus Jerſey, wollte, ob er gleich das Tiſchlerhandwerk gelernt hatte, doch eine Schule eröffnen, und hielt dazu die Kenntniſs der lateiniſchen Sprache für nöthig. Am meiſten fanden ſie an der Geographie Geſchmack, und ein junges Mädchen gewann den Shakeſpeare ſehr lieb. Die Schule oder Akademie wurde dem ehemaligen Tiſchler anvertraut, und der Vf. ſchiffte ſich 1802. zu Baltimore ein, um nach Cowes auf der Inſel Wight zu ſegeln. In dürftigen Umſtänden hatte er England verlaſſen, und er konnte als ein Gentleman, der ſich einen Platz in der Kajüte gemiethet hatte, nach England zurückkehren. Daſs Seefahrer ſehr abergläubiſch ſind, weiſs der Rec. aus eigener Erfahrung. Es iſt ihm aber neu, daſs ſie auf ein an das unterſte Ende eines Maſts genageltes Hufeiſen ein groſses Vertrauen ſetzen. Der Vf. ſpricht davon, als wenn er ſelbſt in allem Ernſt dieſem Hufeiſen eine groſse Kraft beylegte S. 405. 406. Rec. glaubt hierin nicht zu irren, da er an dem Vf., wenn er von theologiſchen Sachen ſpricht, mehrmals wie S. 452. eine den Methodiſten eigene Sprache bemerkt hat. Methodiſten ſind aber dem Aberglauben ſehr ergeben, und haben in dem letzten Decennio England mit einer Menge von ſchlechten Büchern überſchwemmt, worunter wir auch gegenwärtiges zu zählen uns berechtiget halten.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Paris* im Jahr 1804., von *J. F. Benzenberg*, Doctor der Weltweisheit und Profeſſor der Naturkunde in Düſſeldorf. *Erſter* Theil. 1805. 307 S. 8. mit 8 Kpf. (3 Rthlr.)

Noch jährlich wächſt die Anzahl der deutſchen Beſchreibungen von Paris und des Weſens und Treibens der Pariſer. Daſs bey dieſer Schreibſeligkeit über einen und denſelben Gegenſtand viel Wiederholungen vorkommen müſſen, iſt eben ſo unvermeidlich als läſtig. Es wäre aber zu wünſchen, daſs, wenn in einzelnen Fächern der Wiſſenſchaften ausgezeichnete deutſche Männer nach Paris reiſen und es ihre Convenienz fordert, ihren Reiſebericht ins Publikum zu bringen, ſie ſich, als competente Beurtheiler der *ihr* Fach betreffenden Gegenſtände, hauptſächlich nur auf die Mittheilung der Notizen und Beurtheilungen *dieſes* individuellen Fachs beſchränken möchten. Dieſen Wunſch erregen von neuem dieſe Briefe, in denen ein gutes Drittheil hätte wegfallen können, wenn der durch ſeine Verſuche über die Umdrehung der Erde rühmlich bekannte Vf. ſich in dieſen Schranken hätte halten wollen. Gern hätten wir ihm die ſehr oberflächlichen Beurtheilungen der Theater, das Gemälde von dem *Palais royal*, die langen Beſchreibungen der Reit- und Equilibr-Künſte des Franconi, der Vorſtellungen auf *Pierre's théatre mechanique* erlaſſen. Die beiden letztern ſind für den gebildeten Mann langweilig genug anzuſchauen; aber noch unendlich langweiliger iſt es, ſie auf vielen Seiten beſchrieben zu leſen. Deſto willkommner iſt uns in dieſen, in einer flieſsenden und anziehenden Schreibart abgefaſsten, Briefen der Naturkundiger und Mathematiker, allenthalben wo er von Gegenſtänden redet, die dieſe Fächer berühren. — Die Reiſebeſchreibung hebt von der Rheinpaſſage bey Neuſs an, wo in Achen ein intereſſanter Ausflug nach dem Kahlenberg bey Eſchweiler gemacht, und dieſer mit ſeinen trefflichen Maſchinenwerken, ſo wie in den folgenden Briefen das groſse Mergelflöz des Petersberges bey Falkenburg mit ſeinen romantiſchen Höhlen, äuſserſt inſtructiv beſchrieben wird. Verſchiedene hier und in der Folge eingeſtreuete Bemerkungen über das Land, über Menſchen und Sitten haben auch ihr beſonderes Intereſſe, und gewinnen noch durch den leichten und angenehmen Vortrag. — Die über Paris mitgetheilten bedeutendſten Bemerkungen und Nachrichten betreffen folgende Gegenſtände des ſpeciellern Geſichtskreiſes des Vfs.: einige der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten des Muſeums der Naturgeſchichte und Charakterzeichnungen verſchiedener dabey angeſtellter Profeſſoren und andrer Gelehrten; die Sternwarte und deren Apparat, bey welcher Gelegenheit manches ſehr Wahre über die Einſeitigkeit vieler franzöſiſchen Gelehrten in Beurtheilung, beſonders der Verdienſte der Deutſchen um die Wiſſenſchaften, geſagt, aber ein *Lalande*, und der geiſtvolle als Gelehrter und als Menſch gleich intereſſante *Laplace* u. a. davon billig ausgenommen werden. — Ein komiſches Intermezzo macht Hr. *Mercier* mit ſeinem, dem Vf. aufgedrungenen, Syſteme über die Ruhe der Erde, worin er ſich ſo wenig ſelbſt verſteht, als er ſich andern verſtändlich macht. — Von den acht Kupfertafeln dieſes *erſten* Theils iſt die erſte Tafel, die Lage der Kohlenflöze von Eſchweiler, als inſtructiv, die vorzüglichſte; die übrigen, des Pantheons, des Pflanzengartens, der Sternwarte, ſind längſt bekannt — und die ſechste ſehr mittelmäſsige Tafel, die groſse Gallerie des Muſeums der Naturgeſchichte, giebt von dem groſsen und herrlichen Ganzen dieſes Saals, doch nur eine ſehr unvollkommene Idee.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Türingen, b. Cotta: *Teutſches Elementar-Buch*, nicht für Schüler und Kinder, ſondern Sprach- und Schul-Lehrern zur Prüfung und Beherzigung. 1805. 88 S. 4. (12 gr.)

Das Beſte an dieſem Buche ſind einige zuletzt angehängte Bemerkungen über Fehler guter Schriftſtel-

ſteller, wie *Kant*, *Herder*, *Paulus* u. a. in Verwickelung der Perioden; die Hauptſache aber iſt leider wieder ein neuer Verſuch, unſre Rechtſchreibung abzuändern.

Mit ſolch einer Unternehmung gelang es ſchon bey den Römern dem groſsen Selbſtherrſcher Claudius ſo wenig, daſs er mit allen kategoriſchen Imperativen der Tyranney doch keine neue Buchſtaben einzuführen vermochte. In Frankreich war *Saintpierre* und ſelbſt *Voltaire* gleich ohnmächtig, und bey uns ſollten die Beyſpiele *Zeſens*, *Butſchky's* und ihrer Genoſſen; neuerlich aber *Klopſtocks* im grellſten Abſtiche mit *Hemmer*, *Mätzke* und *Richter* wohl endlich jeden kaltblütig überlegenden Neuerer von ſo unnützen Entwürfen abſchrecken.

Der Urheber dieſes neuen Verſuchs zeigt ſich deutlich als einen Schwaben, und iſt wahrſcheinlich ein Jünger aus der Schule der Hn. *Fulda* und *Naſt*, welche in ihrem deutſchen Sprachforſcher bereits im J. 1777. faſt eben die Grundſätze predigten. Gründlichkeit und Scharfſinn hat er mit ihnen gemein; aber die jugendliche Wärme, ſcheint es, treibt ihn noch mehr zu glauben, daſs die Umbildung nach ſeinen Ueberzeugungen, doch wohl ganz Deutſchland aufmerkſam machen und ſo zum einſtimmigen Beyfall zwingen müſſe. Wahrſcheinlicher möchte es ihn wenig bemerken, mit Kälte belächeln und bald vergeſſen. Er will aus unſerm ABC das *c*, *q*, *v*, *x*, *y*, *ph* und *th* ganz verbannet wiſſen; doch mögen ſie noch in fremden Wörtern gebraucht werden. Er ſchreibt alſo nach der Abſtammung *Gwelle*, *Kitten (cydonium)* *Eppheü*, *Gweckſilber*, *Kwakſalber*. Dagegen ſollen *ä*, *ö*, *ü* und noch ein offenes *è*, das doch völlig eben ſo wie *ä* klingt, als einfache Selbſtlaute, desgleichen ein *cha*, *eſch* oder nach Art der Polen *ſ'* und ſtärkeres *ß* aufgenommen werden. Das *f*, *ck*, und die Dehnung der Selbſtlaute durch Beyſatz des *h* und *e* beym *i* ſoll ganz wegfallen. Die Doppellaute *au* und *ei*, oder vielmehr lieber *ai* ſollen unterſchieden werden, nachdem ſie den Ton auf dem *a* oder *u* und haben, z. B. *ráuch (fumus)*, *rauch (villoſus)*, *weich (mollis)*, *weich (cede)*, und ſogar *verſchréien* und *ſchreien*, eine Stadt *ſchlüffen* und ein Meſſer *ſchleifen*. Durch den Umlaut ſoll ſich *áu* in *aü* verwandeln, z. B. *betaüben*, *au* aber in *eu*, z. B. *Teubchen*. *Dienen*, *Riemen*, *Bier*, *gieng* ſollen als Doppellaute geſprochen, die Zeitwörter *biſs*, *rang*, *ſproſs* u. d. gl. zum Unterſchied von den gleichlautenden Hauptwörtern gedehnt werden. *Erſchrekken (terrere)*, ſoll von *Erſchrékken (terreri)*, *feſt (firmus)* von *Fést*, *Wette* von *Wétter* in der Ausſprache unterſchieden werden. Zu vielen dieſer Seltſamkeiten hat nun freylich die ſchwäbiſche Mundart verführt, eben ſo wie *Klopſtock* der Niederſächſiſchen folgte. Aber wie kann ein Gelehrter ſich doch anmaſsen, dergleichen dem ganzen Volk aufzudrängen? Und ſollte er nicht bey wiederholtem Nachdenken in manchen ſeiner Vorſchläge ſelbſt die Folgerichtigkeit vermiſſen? Wozu dient der verdoppelte Mitlauter in *ſauffen* und *greiffen?* da jeder Doppellaut gedehnt iſt. Wenn das *ſ* für weich gilt, wie *Roſe:* ſo kann doch unmöglich *Roſſe*, *Haſſ*, *Fäſſer*, *Biſſe* die richtige Ausſprache ergeben, ſondern man müſste hier das harte *ß* verdoppeln. Wenn *ch* dem griechiſchen *χ* gleich gilt: ſo kann *Wachs*, *Lachs* nicht wie *fax* und *laxus* klingen, ſondern man müſste *Waxs* ſchreiben. Wenn *è* ganz wie *ä* lautet: ſo ſchreibe man doch auch dieſes und alſo nicht *helt*, *Krefte*, ſondern *hält*, *Kräfte*, eben ſo wie *mächtig*, *Nächte*. Wenn der Kürze wegen *Sachche* geſchrieben werden ſoll: ſo muſs es auch *Rachche* heiſsen. Auch ſind des Vfs. *Seligheit* S. 27. *Einzele*, *Zwen*, *unterſcheideten* S. 3. *Stund*, *nemmende* S. 51. *Knüe* S. 63. offenbare Fehler wider Sprachgebrauch und Aehnlichkeit ſowohl als gegen die Ausſprache, welche alſo kein Sachverſtändiger gut heiſsen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. *Nürnberg*, in d. Lechner. Buchh.: *Der erſte deutſche Kirchen- und Ketzer-Almanach*, mit erläuternden Anmerkungen, als (ein) kleiner Beytrag zur Reformationsgeſchichte, herausgegeben von *Georg Ernſt Waldau*. 1804. 30 S. 8. (2 gr.) — *Thomas Murner*, der beiſsende Spötter aller Religionsparteyen, aus deſſen Schriften ſich aber auch ſo viel über Sprache und Sitten der Deutſchen ſeiner Zeit lernen läſst, hatte ſchon vor dreyſsig Jahren einen Biographen an Hn. *Waldau* gefunden, der ihn damals als einen Mann betrachtete, welcher *Luthern* die Ehre, Reformator der Religion zu ſeyn, nicht gegönnt, und aus Neid den Bemühungen deſſelben ſo heftig entgegen gearbeitet habe. Seitdem hat er ſeine Meinung über denſelben geändert, und glaubt vielmehr mit andern, *Murner* habe nicht ſowohl *Luthern* ſchaden, als ſich ſicher ſtellen wollen, um die beleidigten Mönche zu beſänftigen: eine Vermuthung, für die ſich allerdings viel ſagen läſst. Unter ſeinen ſeltenen Schriften iſt ſein abſcheuliches Pasquill gegen die proteſtantiſchen Cantons der Schweiz die allerſeltenſte. Sie wurde ſogleich unterdrückt, und ihr Vf. aus der Schweiz gejagt. Hier wird ſie genauer beſchrieben. Es ſind zwey Foliobogen im J. 1527. mit der Aufſchrift gedruckt: „*Der Lutheriſchen Evangeliſchen Kirchendieb und Ketzer-Kalender.*" Nach einer heftigen Vorrede wider *Zwingli* und *Oecolampadius*, (den er *Hufsſchinder* nennt, weil er eigentlich *Hausſchein* hieſs,) folgt der Kalender ſelbſt. Zuerſt eine Anzahl *Zeichen* in Holzſchnitten, nebſt ihrer Bedeutung; z. B. eine *Wurſt*, bedeutet gut Fleiſchfreſſen am Freytag, Samſtag, und andern verbotnen und verbannten Tagen; *ein brennendes Scheitholz*, bedeutet gut evangeliſche Ketzer brennen, und im Rauch zu dem Teufel ſenden; u. dgl. m. Sodann kommen *die zwölf Monate*; wo aber nicht alle Tage mit Namen belegt ſind; z. B. den 6. Jänner: *Martinus Luther, ein Ketzer und ausgeloffener Mönch;* den 20 Jänner: *Ulrich Zwingli, ein Kirchendieb und ein ſtolzer Figenfreſſer in der h. Geſchrifft, ein Geizer des h. Evangelions, und ein Lutenſchlager des A. und N. Teſtaments*, und *Magiſter artium in Theologia;* den 27. März: *Flora, eine Römerin, und eine groſse dicke viereckigte Hur.* — Witz genug aus einer Franciſcaner-Kutte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Februar 1806.

GESCHICHTE.

Scutari: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي المورخ في الدولة العلية العثمانية لازالت محفوفة بتاييدات العمرانية بمعرفة الفقير الي الاء ربه القدير عبد الرحيم المدرس والرئيس بدار الطباعة العامرة وذلك في عام تسع وعشر بعد المايتين والف في شهر شعبان المعظم

In *zwey* Foliobänden, der *erste* von 337, der *zweyte* von 315 S.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Wassif Efendi*, Geschichtschreiber der hohen ottomanischen Pforte, die stets mit dem Segen des Ewigen verherrlichet werde, unter der Leitung des demüthigsten Dieners seines Herrn, des allmächtigen Gottes, *Abdorrahman*, Moderris und Vorstehers der kaiserlichen Druckerey, im Monate Schaban d. J. 1219. Novemb. 1804.

Dieſs ist der, nicht wie gewöhnlich am Anfange des Buches, sondern am Ende desselben stehende, *arabische* Titel, der mit Ende des Jahres 1804. in der Druckerey von Scutari erschienenen *türkischen* Geschichte des Reichshistoriographen *Wassif*. Es ist bekannt, dass seit Anbeginn des ottomanischen Reichs die Annalen desselben unter öffentlicher Autorität zusammengetragen, und von Regierung zu Regierung kund gemacht worden sind. Bey der Errichtung der ersten Buchdruckerey in Constantinopel begann man mit dem Drucke dieser Annalen vom tausenden Jahre der Hedschira (1591.), d. i. mit der Geschichte *Naima's*, auf welche die Fortsetzung von den Historiographen *Raschid*, *Tschelebisade*, *Sami*, *Schakir*, *Subhi* und *Izzi Sulaiman Efendi* bis zum Jahre 1166. (1752.) folgte. Die Nachfolger *Izzi's* als Historiographen vom J. 1166 bis 1180. waren *Hakim Essaid Mohamed Efendi*, *Tschaschnisade*, *Mussafade* und *Behdscheti Hassan Efendi*, welchen unser gegenwärtiger Vf. in diesem Amte, das er noch zur Stunde, und also neben anderen wichtigen Staatsämtern (denn er war Staatssecretär, Botschafter, Reichsmarschall) seit vollen vierzig Jahren bekleidet.

Die gegenwärtige Geschichte, welche sich unmittelbar an *Izzi's* Werk anschliesst, mit dem J. 1166. (1754.) beginnt, und mit dem J. 1187. (1774.) endet, umfasst also den Hintritt Sultan *Mahmud's*, die Regierungen der Sultane *Osman* und *Mustapha*, und den Regierungsantritt Sultan *Abdolhamids*. Die fünf und zwanzig ersten Jahre dieses Zeitraums fallen in die Epoche der vier letzten Vorfahrer *Wassif Efendi's*, die sieben letzten in die Epoche seiner eigenen Geschichtschreibung; man sollte daher erwarten, hier ein von fünf verschiedenen Historiographen zusammengestückeltes Werk zu finden, allein das Ganze ist aus einem Gusse und aus *Wassif Efendi's* Feder geflossen, wie er dieſs in der *Vor-* und *Nachrede* folgendermaſsen erklärt. Seine vier Vorfahrer hatten sich äusserst viele Nachläſsigkeiten nicht nur des Stils, sondern auch der Datensammlung zu Schulden kommen lassen. *Hakim Essaid Mohamed Efendi* war ein verdienstvoller Mann, aber ganz unfähig, das, was er wuſste, nur leidentlich gut niederzuschreiben. Seine Geschichte muſste ganz überarbeitet werden, wenn sie nur leserlich seyn sollte. Mit seinen Nachfolgern war dieſs mehr oder weniger der Fall. *Wassif Efendi* erhielt also vom Sultan *Selim*, der die Fortsetzung der Reichsannalen gedruckt zu sehen wünschte, den Auftrag, die Bruchstücke seiner Vorfahren zu ordnen, und mit einander, und unmittelbar an seine eigene Geschichtschreibung anzuschlieſsen, und zum Drucke fertig zu machen. Diesen Auftrag vollzog er nach Kräften, und brachte im J. 1804. die Reichsgeschichte vom J. 1166. (1752.) bis zum J. 1217. (1802.), d. i. den Zeitraum der eben verflossenen *funfzig* Jahre, ausgearbeitet und zum Drucke fertig, dem Sultan dar, und die *erste* Hälfte dieses Werks, die Regierungen der Sultane *Osman* und *Mustapha* in sich begreifend, tritt nun hier wirklich vor die Augen der Welt. Wiewohl nun sowohl *Wassif Efendi's* als seiner *Vorfahrer* Werke vielleicht weniger den ehrenvollen Namen einer wirklichen Geschichte, als den einer Reichschronik verdienen, so brauchen wir wohl nicht erst auf das Interesse dieser Werke überhaupt, als kostbarer Quellen der uns noch zu wenig bekannten ottomanischen Geschichte, aufmerksam zu machen; die Kriege der Türken und ihre Eroberungen sind uns zur Genüge beschrieben worden; wir kennen die Thronfolge und die wichtigsten Thaten der ottomanischen Sultanen, in so weit dieselben auf europäische Mächte wirkten, aus *Rycaut*, *Mignot*, *Contemir*, *La Croix*, und den ungarischen Geschichtschreibern; aber was die Vorfälle des Inneren, die Geschichte der Provinzen, die Monumente der Sultanen, die religiösen Stiftungen, die literarischen Anstalten, die

die Aufnahme und den Verfall der Wiſſenſchaften und der Geſetzgebung, die Biographie verdienter Staatsmänner und Gelehrten betrifft: ſo kennt Europa hievon wohl gröſstentheils ſehr wenig; und gerade über alles dieſes gewähren die unter öffentlicher Autorität zuſammengetragenen Annalen des Reiches Kenntniſs und Belehrung. Seltner, aber indeſs noch immer öfter, als man es von den Hiſtoriographen einer für ſehr deſpotiſch gehaltenen Regierung erwarten ſollte, finden wir darin freymüthige Bemerkungen über die Fehler und Gebrechen derſelben, Aufſchlüſſe über die wahren Urſachen und Beweggründe wichtiger Veränderungen, Anſichten der äuſseren Staatsverwaltung und Blicke in das Innere des Serails. Endlich enthalten dieſelben eine genaue und fortlaufende Anzeige der Geburten und Sterbefälle aller ottomaniſchen Prinzen und Prinzeſſinnen; der Veränderungen der höchſten Staatsämter ſowohl an der Pforte und bey Hof, als im Defterdarat und in der Armee; der Hof- und Religionsfeſte, der Ehrenerhebungen und Hinrichtungen, der Soldvertheilungen, der Audienzen, der Inveſtituren der öffentlichen Feyerlichkeiten und Gebäude. Freylich iſt darin faſt alles, was chriſtliche Nationen und europäiſche Mächte betrifft, mehr oder weniger ſchief, unrichtig, einſeitig und falſch, je nachdem Unwiſſenheit und Religionsvorurtheile die Lauterkeit der Quellen trübte, aus denen der Hiſtoriograph oder das Miniſterium ſelbſt ſeine Nachrichten ſchöpfte. Das (erſt zu unſern Zeiten geänderte) Syſtem, an keinem Hofe ſtehende Miniſter oder Agenten zu unterhalten, und überhaupt mit chriſtlichen Mächten ſich ſo wenig als möglich zu bemengen, bewirkte nothwendig eine falſche Anſicht aller äuſserer Umgebungen und Verhältniſſe. Was die Pforte davon wuſste, ward ihr entweder durch europäiſche Agenten ſelbſt (deren ſich immer kreuzendes Intereſſe nothwendig auf die Wahrheit ihrer Nachrichten und Darſtellungen Einfluſs haben muſste), oder durch die von Zeit zu Zeit bey Friedensſchlüſſen und Thronbeſteigungen an europäiſche Höfe abgeſandten auſserordentlichen Botſchafter beygebracht, ſo daſs es kein Wunder iſt, wenn das Miniſterium und der Hiſtoriograph von europäiſchen Verhältniſſen entweder gar nichts, oder durch das Glas der Politik und des Islamismus alles gelb und grün ſahen; die von Zeit zu Zeit eingeſchalteten Relationen der auſserordentlichen Geſandten, und die hier und dort eingeſtreuten Reflexionen des Geſchichtſchreibers dienen hiezu als Belege; die letzten ſind öfters äuſserſt albern, und die erſten nicht ſelten äuſserſt komiſch. Allein dieſe falſche Anſicht chriſtlicher Nationen und europäiſcher Verhältniſſe darf uns deshalb über den Werth dieſer Werke, in ſo weit dieſelben das Innere des ottomaniſchen Reichs betreffen, zu keinem ungerechten Urtheile verleiten; der Türke, der *ſeine* Geſchichte aus den Byzantinern, oder aus den Chroniken des 16ten Jahrhunderts lernen wollte, würde nicht weniger darüber erſtaunt ſeyn, als wir über die Urtheile ottomaniſcher Geſchichtſchreiber in chriſtlichen Sachen. Laſst uns daher bey Jedem nur das *Seine*, und die Wahrheit nirgends anders ſuchen, als an der Quelle. Dieſe Quellen ottomaniſcher Geſchichte ſind denn für uns die Annalen des Reichs; aber die Annalen des Reichs nicht ausſchlufsweiſe: denn auch hier, wie anderswo, iſt der Hiſtoriograph nicht immer der beſte Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit; dieſe Quellen ſind für uns das *Corpus ſcriptorum ottomanicorum* überhaupt, und wenn wir der Annalen vorzugsweiſe erwähnen, ſo geſchieht es, theils weil dieſelben allein mit dem Stempel der öffentlichen Autorität gezeichnet, theils weil dieſelben von allen ottoman. Geſchichten allein durch den Druck mehr gemeinnützig, und dadurch auch in Europa mehr zugänglich gemacht ſind. Wir zweifeln nicht, daſs der verdienſtvolle Vf. des *tableau de l'Empire ottoman*. ſowohl dieſe als andere claſſiſche Geſchichtswerke bey der Bearbeitung des hiſtoriſchen Theils ſeines Werkes benutzen, und dadurch den Inhalt derſelben insgemein mehr bekannt machen werde; wenn wir aber nach dem Geiſte des jüngſt erſchienenen Vorläufers dieſes Werkes, worin *Daten* aus *Mirchond*, dem *Shahname* und griechiſchen Geſchichtſchreibern nicht in ein ſchönes Ganzes geſchmolzen, ſondern bloſs aneinander gelöthet worden, urtheilen ſollen: ſo bliebe ſelbſt nach der Herausgabe eines in *dieſer* Manier verfaſsten Werks über die ottomaniſche Geſchichte, worin mehrere bisher unbekannte Quellen benutzt wurden, die Erſcheinung eines Kunſtwerks, das den Namen einer vollkommenen Geſchichte des ottomaniſchen Reichs verdiente, noch immer ein hohes Deſideratum der europäiſchen und aſiatiſchen Literatur. Bis zur Erfüllung dieſes Wunſches denn, oder wenigſtens bis zur Erſcheinung des verſprochenen Werkes des Hn. *Mouradja D'Ohſſon*, begnügen wir uns mit der bloſsen Inhaltsanzeige des vor uns liegenden Werkes, indem wir die Titel der einzelnen Abſchnitte überſetzen, und hie und da einzelne merkwürdige Vorfälle und Anſichten herausheben.

Um aber *Waſſif Efendi's* hiſtoriographiſches Verdienſt wenigſtens in Vergleichung mit ſeinen Vorgängern zu würdigen, iſt es bloſs Gerechtigkeit, zu geſtehen, daſs er ſich durch Klarheit und Zierlichkeit des Vortrags vor ſeinen unerträglich ſchwülſtigen Vorgängern *Sami*, *Schakir*, *Subhi* und *Izzi* gar ſehr zu ſeinem Vortheile auszeichnet. Er ſteht dem *Naima* an edler Einfachheit, und dem *Raſchid* an Bündigkeit, aber vielleicht keinem von beiden an Wahrheitsliebe nach. Dieſe letzte, erſte Tugend des Geſchichtſchreibers wird beſonders durch die Stellen, wo er ſelbſt als handelnde Perſon auftritt, z. B. in den letzten Feldzügen des ruſſiſchen Kriegs, und in den öfters zerſchlagenen Unterhandlungen, welche dem Frieden von *Kainardſche* vorausgingen, beurkundet. Seine Bemerkungen über die Unwiſſenheit der damaligen türkiſchen Miniſter und Feldherren ſind frey und treffend. Daſs aber (da die meiſten Friedenstractaten in den vorigen Geſchichten ganz eingeſchaltet ſind) weder der Friedenstractat von Kainardſche noch die demſelben vorausgegangenen Manifeſte und diplomatiſchen Actenſtücke hier zu finden ſind, muſs wohl

wohl dem Ministerium zu Gute geschrieben werden, und beweiset deutlich, wie verhalst dieser Friede dem ganzen Reiche gewesen, und noch sey, indem man nicht einmal jetzt nach dreyssig Jahren, und bey so veränderten Umständen, die Kundmachung desselben für diensam hält. Da *Wassif* den Inhalt der Historiographen, deren Annalen seiner Redaction anvertraut werden, vermuthlich so treu als möglich liefern wollte: so verfällt er hie und da in Wiederholungen; Rec. aber, der eines dieser Werke seiner Vorgänger im Mspte gesehen, kann versichern, dass es durch *Wassif's* Bearbeitung an Ordnung, Kürze, und besonders am Stile ungemein gewonnen habe. Uebrigens hätte *Wassif* (der selbst so viel in diplomatischen Geschäften gebraucht worden ist, und die Europäer hochachten gelernt haben muss) unstreitig auch dann, wenn vom Feinde die Rede ist, angemessenere Ausdrücke brauchen, und bey der heutigen lange nicht mehr so fanatischen Stimmung des Volkes die alten abgenutzten Ausdrücke von *höllenverdammten Ungläubigen*, *abgötterischen Empörern* und *unglücksbestimmten Bösewichtern*, womit die Russen beehrt werden, seinen Vorfahrern überlassen sollen. Ungeachtet dieser Flecken, welche gleichsam als die angebornen Muttermale aller türkischen Geschichtschreiber angesehen werden müssen, gewährt die Lesung dieses Werkes vieles Interesse und Vergnügen, und wir wünschen nur, dass nicht Rücksichten für noch lebende Personen den Druck und die weitere Herausgabe der schon fertigen Fortsetzung dieser Annalen bis zum Tode des regierenden Sultans verbieten mögen. Denn wenn gleich in diesen Werken der regierende Grossherr *nie* getadelt werden darf, sondern *immer* gelobt werden *muss*: so erlaubt sich der Historiograph doch, die *Grosswesire* und *Minister* seiner Zeit nicht erst nach ihrem physischen, sondern oft gleich nach ihrem moralischen Tode (durch Absetzung oder Verbannung) etwas schärfer zu beurtheilen, eben um dadurch die höchsten Willensausprüche des Sultans vor den Augen der Welt zu begründen. Die baldige Erscheinung der Fortsetzung wird also wohl zunächst von dem Willen des Sultans abhängen, der das Institut der Druckerey vorzüglich begünstiget. Auch zeichnet sich der Druck dieses Werkes durch Reinheit, und besonders durch die Weglassung aller Schnörkeln, womit die Annalen *Subhi's* und *Izzi's* angefüllt sind, sehr vortheilhaft aus. Erschiene nun die Fortsetzung *Wassif's*, und würde dann auch die Historie *Saadeddin's* (deren Druck einmal in Wien angefangen worden, und welche die Annalen von der Stiftung des ottomanischen Reichs bis aufs Jahr 1000. d. Hedsch. enthält) durch Druck ans Licht befördert: so besässen wir die ganze Folge der ottomanischen Historiographen vom Beginnen des Reichs bis auf unsere Zeiten, nämlich:

Saadeddin oder *Chodsche tarichi* vom Ursprung des ottom. Reichs bis aufs Jahr 1000., d. i. 1591.

Naima vom J. d. H. 1000—1071., d. i. v. J. 1591—1659.

Raschid vom J. d. H. 1071—1135., d. i. v. J. 1659—1722.

Tschelebisade vom J. d. H. 1135—1142., d. i. v. J. 1722—1729.

Sami, *Schakir* und *Subhi* vom J. d. H. 1142—1157., d. i. v. J. 1729—1744.

Izzi vom J. d. H. 1157—1166., d. i. v. J. 1744—1752.

Wassif vom J. d. H. 1166., d. i. 1752. bis auf den heutigen Tag.

Da bey den Aemterverleihungen in diesen Werken so oft von den höchsten Staatsämtern die Rede ist, deren Benennungen bis jetzt kaum die wenigsten irgendwo treffend übersetzt worden sind: so glaubt Rec., hier der Inhaltsanzeige keine *Wort-*, sondern eine *Sach*-Uebersetzung der Titel der obersten Staatsämter vorausschicken zu müssen.

Staatsdepartement, oder *die Pforte.*

Sadr asam Grosswesir oder Vicesultan; *Kiajabei* Vicegrosswesir; *Reis Efendi* Staatskanzler; *Tschauschbaschi* Reichsmarschall; *Beglikdschi* Vicestaatskanzler; *Teschrifatdschi* Oberstceremonienmeister; *Mektubdschi* Staatssecretär des Reis Efendi, *Amedschi* Kabinetssecretär desselben; *Nischandschibaschi* Siegelbewahrer; *Kapidschilarkiajassi* Oberstkämmerer; *Kiajakatibi* Kabinetssecretär des Kiajabei; *Reis Efendi Kessedari* erster Commis des Reis Efendi; *Tschauschbaschikessedari* dito des Tschauschbaschi. Unter dem *Tschauschbaschi* stehen: *Mühsiraga* Staatscitator; *Assarbaschi* Gefängnissaufseher; *Subaschi* Executionsführer; das Corps der *Tschauschen*, deren einige *Gerichtsdiener*, andre *Amtsboten*, noch andre eine *Ehrengarde* sind. *Kalemipadischahi* Staatskanzley; *Beglikkalemi* Departement des Staatsarchivs; *Tahwilkalemi* Departement des ersten Staatsexpedits, *Ruuskalemi* dito des zweyten; *Mumejis* Staats- und Kabinetsconcipist; *Diwankatibi* Secretär in der Staatskanzley; *Bujukteskeredschi* erster Staatsreferendär, *Kutschukteskeredschi* dito zweyter; *Ilamdschi* Staatsreferent der einlaufenden Relationen; *Kanundschi* Staatsreferent der abgeforderten Archivsauszüge.

Finanzdepartement, oder *das Defterdarat.*

Vier Defterdare oder Finanzminister stehen diesem aus 32 Kammern bestehenden Departement vor. Jede Kammer hat mehrere Commis *(Chalfa)* und Secretäre *(Kiatib)*, und einen eigenen Präsidenten *(Chodscha)*. Diese Kammern *(Kalem)* sind 1) *Bujukrusname* Hauptstaatsbuchhalterey; 2) *Baschmohassebe* Hauptrechnungskammer; 3) *Anatoli Mohassebe* Rechnungskammer für Anatolien; 4) *Suwarimokabele* Hauptcontrolle für die Kavallerie; 5) *Sipahkalemi* Kammer der *Sipahis*, 6) *Silihdarkalemi* der Silihdars, 7) *Haremein mohassebessi* für Mecca und Medina, 8) *Dschisie mohassebessi* der Kopfsteuer; 9) *Kalemijekalemi* Kammer der Kanzleygebühren, 10) *Mensilkalemi* der Postgebühren, 11) *Addedagnamkalemi* der Viehhutgebühren, 12) *Mewkufatkalemi* der Staatsgefälle überhaupt; 13) *Malie-*

liehalemi Expeditskammer des Finanzdepartements, 14) *Episkoposkalemi* in Kirchenſachen; 15) *Kutſchukmokataſſebeſſi* Rechnungskammer der frommen Stiftungen; 16) *Kutſchukrudname* Kammer der Marine, 17) *Piademokabeleſſi* der Infanterie, 18) *Saliane Mokataa* der Gnadengelder, 19) *Chaß Mokataa* der beſondern Staatseinkünfte; 20) *Birjukkalaakalemi* erſte Rechnungskammer der Gränztruppen, 21) *Kutſchukkalaakalemi* dito zweyte, 22) *Madenmokataaſſikalemi* des Münz- und Berg-weſens; 23) *Iſtanbolmokataakalemi* Kammer der Staatspachten von Konſtantinopel, 24) *Bruſſamokataakalemi* dito von Bruſſa, 25) *Kaffamokataakalemi* dito von Kaffa (ungeachtet daſſelbe längſt in ruſſiſchen Händen iſt), 26) dito von *Avlonia*; 27) *Tarichkalemi* Anweiſungskammer; 28) *Schimkalemi* der Leibrenten; 29) *Defterdarmektobdſchikalemi* geheime Kanzley des Finanzminiſters; 30) *Malikanekalemi* Kammer der Staatspachtungen, 31) *Zimmetkalemi* der Staatsſchulden, 32) *Mokalafatkalemi* des Fiscus. Jeder Präſident dieſer 32 Kammern wird darnach benennet. *Mirlatibi* Fiscal; *Baſchbakkuli* Executionsführer des Fiscus; *Charadſchibaſchi* Kopfſteuereinnehmer; *Gümrük Emini* Mauthdirector; *Mütbach Emini* Oberſtküchendirector; *Arpa Emini* Kornaufſeher; *Schehir Emini* Polizeydirector; *Zarabchana Emini* Münzdirector; *Mimarbaſchi* Bauaufſeher; *Kaſſabbaſchi* Metzgereyenaufſeher; *Barutchana Emini* Aufſeher der Pulverſtampfen.

Generalität der regulären Armee.

Infanterie: 1) *Jeniſcheriagaſſi* General der Janitſcharen; 2) *Boſtandſchibaſchi* G. d. Boſtandſchis; 3) *Topdſchibaſchi* G. der Artillerie; 4) *Toparabadſchi* des Fuhrweſens; 5) *Dſchebedſchi* des Munitionsweſens; 6) *Lagumdſchi* der Mineurs; 7) *Chumbaradſchi* der Bombardier's; 8) *Boſtandſchitufenkdſchiſſi* d. i. der neu regulirten Truppen. *Cavallerie:* 9) *Sipahilaragaſſi* General der Sipahis; 10) Gen. der *Silihdars*; 11) G. des Corps *Gurebaijemin*; 12) G. der *Gurebaijeſſer*; 13) G. der *Olufdſchian jemin*; 14) G. der *Olufdſchian jeſſer*.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Dresden*, b. Walther: *Gottlob Henrici Ohle*, Medicinae et chirurgiae doctoris et legionis pedeſtris electoralis ſaxonicae, cui praeeſt legatus a Nieſemeuſchel protochirurgi, *Obſervationes anatomico-pathologicae*. Accedunt tabulae aeneae. 1800. 44 S. 4. (12 gr.) — Dieſe leſenswerthe Schrift iſt eigentlich die vom Vf. am 2ten April des vor. Jahrs zu Wittenberg ohne Vorſatz vertheidigte Inaugural-Diſſertation, welche ſtatt des alten herausgeſchnittenen Titels vorſtehenden neuen erhalten hat, ſich aber vor jener doch dadurch auszeichnet, daſs die drey dabey befindlichen Kupfer illuminirt ſind. — Aus dem Schatze ſeiner vierzehnjährigen Erfahrungen theilt der Vf. hier drey Beobachtungen mit, die ihm vorzüglich wichtig und daher ſeinem Zwecke angemeſſen zu ſeyn ſchienen. Die *erſte* betrifft einen *Hodenbruch* von auſserordentlicher Gröſse; ſeine Länge vom Bauchringe bis zum Boden des Hodenſacks betrug 14½ Zoll, oben und unten war er 9, in der Mitte aber 8½ Zoll breit, der ganze Umfang des Hodenſacks betrug in der Mitte 23 Zoll. Der Penis war faſt ganz zurückgezogen, und ragte nur im obern Theile des Bruchs wie ein Nabel hervor. Der linke Bauchring war ſo weit, daſs man ſehr leicht mit der ganzen Hand herein kommen konnte. Im Bruchſack ſelbſt waren der gröſste Theil des Magens, das Pankreas, beide Netze, alle dünne und dicke Gedärme, wie auch der Boden der Urinblaſe enthalten. Durch dieſe widernatürliche Herabſenkung der genannten Eingeweide waren, wie leicht einzuſehen iſt, auch die Leber und Milz aus ihrer natürlichen Lage verzerrt. Die Samenbläschen lagen neben der Verbindung der Schambeine. Die Nieren und Harngänge hatten ihre natürliche Lage und Beſchaffenheit behalten. Das Zwergfell stand war in der Mitte und linkerſeits etwas herabgezogen. Bekanntlich ſind die Wundärzte in Rückſicht der Richtung, nach welcher der Schnitt bey der Operation des Bruchs gemacht werden muſs, verſchiedener Meinung; Hr. O. hält ſich durch vielfältige Unterſuchungen des Laufs der epigaſtriſchen Gefäſse beym Daſeyn eines Bruchs, und durch mehrere Erfahrungen überzeugt, daſs es am ſicherſten ſey, die Mitte des bogenförmig ausgedehnten Bauchringes in ſolcher Richtung zu durchſchneiden, daſs der Schnitt mit dem wagrechten Aſte des Schambeins einen Rechtwinkel macht; durch die natürliche Lage der gedachten Gefäſse verleitet, ſchnitt er ehedem einwärts und verunglückte. Die *zweyte* Beobachtung betrifft *ein ſehr groſses Steatom des Netzes* in einem weiblichen Körper, welches beym Leben der Frau für eine *Conceptio extrauterina* gehalten wurde. Es iſt in Rückſicht ſeiner äuſsern Beſchaffenheit und Verbindung mit den benachbarten Theilen ſehr ausführlich beſchrieben, und durch Kupfer erläutert. Seine Subſtanz war an einigen Stellen äuſserſt feſt, und hart wie Knorpel; an andern aber ſo weich, daſs es mit den Fingern zerrieben werden konnte. Sein Parenchyma war, nicht mit Fett, ſondern mit einer gallertartigen koagulirten Lymphe angefülltes Zellgewebe. Alle übrigen Eingeweide des Unterleibes befanden ſich in einem mehr oder weniger widernatürlichen Zuſtande. Entzündung beider Netze ſcheint dem Vf. zur Entſtehung dieſes Tumors Gelegenheit gegeben zu haben. Die *dritte* Beobachtung betrifft den *Kaiſerſchnitt*. Der Vf. giebt nicht nur eine genaue leſenswerthe Beſchreibung von dem Zuſtande des Körpers einer am fünften Tage nach dem Kaiſerſchnitt geſtorbenen Frauensperſon, ſondern beſchreibt auch die an ihr verrichtete Operation ſelbſt, und eine von ihm dazu erfundene vereinigende Binde. Er ſelbſt war nur Gehülfe ſeines Freundes *Weiſse*, welcher die Operation verrichtete. Der Querdurchmeſſer der obern Oeffnung des kleinen Beckens betrug 4 Zoll 4 Linien, der ſchiefe Durchmeſſer 3 Zoll 5 Linien, und die *Conjugata* nur 2 Zoll und 1 Linie. Wenn Hr. O. übrigens ſagt, daſs man die Kreiſende, weil ſie ſich auſserordentlich gegen die Operation ſträubte, habe mit Gewalt ergreifen und ihr des beſtändigen Geſchreyes wegen den Mund zuhalten müſſen: ſo wird er wahrſcheinlich dieſes hart ſcheinende Verfahren zu rechtfertigen wiſſen. Zuletzt ſind noch einige Theſes und eine Erläuterung der auf mittelmäſsigen Kupfer angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Februar 1806.

GESCHICHTE.

SCUTARI: محاسن الآثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Wassif Efendi* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 47. abgebrochenen Recension.*)

Das J. 1166. n. d. Hedsch. 1752. n. Chr. Geb. Absetzung des *Kiajabeg* und Verleihung der Stelle des *Tarsana Emini*. Verleihung von Pascholasstellen. Verleihung von Ulemaswürden. Verleihung des Rangs eines Beglerbegs an den ersten Tschauisch des Diwans. Verleihung von Richterstellen. Verleihung der Würde eines Pascha an den Beglerbeg von Bosnien. *Dito* an den Capitain *Mohamedbeg*. Auszug der Karawane nach Mekka. Fest, gegeben vom *Bostandschibaschi* auf der Wiese *Ibrahimaga's*. Verleihung von Pascha's- und Beglerbegsstellen. Se. Maj. der Sultan bezieht den Pallast der Walidesultanin. Ableben des Commandanten von Belgrad. Fest, gegeben vom obersten Stallmeister. Se. Maj. der Sultan bezieht den Sommerpallast zu Beschiktasch. Aemterverleihungen. Der Grosswesir baut eine Moschee und ein Kloster für Derwische. Absetzung der zwey *Kasiaskers* oder Oberrichter. Auszahlung von zwey Quartalen des Truppensoldes. Gewöhnliche (dreyjährige) Aenderung der Woiwoden (Fürsten) der Moldau und Wallachey. Festlicher Besuch des (im Serail aufbewahrten) Kleidungsstückes des Propheten. Feyer des Bairams. Fest des Janitscharenaga, dem Grosswesir gegeben. Ableben des *Mohamed Kaad Efendi*, vormaligen Mufti. Eine kurze Lebensbeschreibung, sammt einer Würdigung seiner literarischen Verdienste und Werke, worunter sich die poetischen Paraphrasen mehrerer berühmten *Cassiden*, als *Borda*, *Lamia*, *Hamsija* u. s. w. befinden. Aemterverleihungen. Fest, vom Wesir dem Sultan gegeben. Aemterverleihungen. Se. Maj. der Sultan bezieht wieder das Serail. Feyer des zweyten Bairams. Nachrichten aus Persien. *Solimanpascha*, Statthalter in Bagdad, berichtet: Nach *Nadirschahs* Tode seyen *Kerimchan*, *Mustaphachan* und *Asadchan*, deren jeder nach der obersten Herrschaft trachtete. *Kerim* wird von *Asad* zu Iffendabad geschlagen, und dieser belagert die Festung Peri. Der Statthalter von Bagdad ist wider einen Stamm von *Jesiditen*, der das Gebirge *Sandschar* nahe bey Mossul unsicher machte, ausgezogen, und hat dieselben zum Gehorsam gebracht. Dreytausend Familien derselben erhalten Pardon unter der Bedingung, dass sie sich künftig um *Maredin* herum ansässig machen sollen, und 300 Köpfe der Widerspenstigen werden nach Constantinopel geschickt.

Das J. 1167. Chr. 1753. Ableben des Statthalters von Saida. Anstellung eines neuen *Defterdars*, *Reis Efendi* und *Tesketedschi*. Rückkehr der Flotte (vom Archipelagus). Soldauszahlung. Verleihung der Richterstellen von Konstantinopel und Kairo. Absendung der gewöhnl. Geschenke nach Mekka. Feuersbrunst. Verleihung von Ulemaswürden. Ausstaffirung des auf dem Stappel liegenden Dreydeckers. Es ist der Gebrauch, dass die Minister und Grossen des Reiches verschiedene Spenden an reichen Zeugen und Stoffen machen, um die bald fertig werdenden Kriegsschiffe damit auszuschmücken. Weitere Nachrichten aus Persien. *Asadchan* erobert Peri, sendet die Gefangenen nach Rumia, und geht selbst nach Ispahan. Die Gefangenen finden Gelegenheit, ihre Eskorte zu überrumpeln und sich zu befreyen, und plündern die Gegend um Hamadan; *Kerimchan* stösst mit 6000 Mann, die er zusammengerafft hat, zu denselben. *Asadchan* mit einem Corps von derselben Stärke, begegnet seinem Feinde nahe bey Jesdedschird, und wird geschlagen; seine Truppen gehen zu *Kerimchan* über; er selbst flüchtet nach Ispahan. Der Scheich *Alikulichan* befindet sich in Hamadan, und *Kerimchan* nicht weit von Ispahan. Diese Nachrichten, vom Statthalter von Bagdad eingesendet, werden auch von den übrigen Gränzcommandanten bestätigt. Neue Feuerspritze. Mohameds Geburtsfeyer. Veränderung des Kiajabei, des Münz- und Küchendirektors. Ernennung eines Sora Emini. Ankunft des jährlichen Tributs aus Aegypten. Verleihung des Rangs eines Beglerbegs an den vormaligen Janitscharenaga. Se. Maj. der Sultan wohnt in der Moschee des Sultan *Mohamed* der Lesung des Bochari bey. Feuersbrunst. Aemterverleihung und Truppenbezahlung. Tod des *Chalil Efendi*, eines berühmten Staatsmannes. Verleihung von Ulemaswürden; dito von Paschastellen. Feuersbrunst. Eine kaiserliche Feluka und Boot fertig geworden. Der Dreydecker im Arsenal wird vom Stappel gelassen. Die Karawane von Mecca bricht auf, und die Flotte läuft aus. Lustpartie des Sultans nach Saalabad oder Kiafetchana. Veränderung der beiden Oberrichter von *Rumili* und *Anatoli*. Soldauszahlung für zwey Quartale. Der Grosswesir wohnt dem Stückgiessen bey. Feuersbrunst. Besuch des Kleids des Propheten. Feyer des Bairam. S. M. der Sultan sendet dem Grosswesir ein Pferd als Geschenk. Der Janitscharenaga giebt dem Grosswesir ein Fest. Verleihung von Pa-

ſchaftellen. Der Groſswefir giebt ein Feſt dem Sultan. Bau eines Bücherſaals im Galata ſerai. Der Sultan ſtiftet eine Bibliothek ſammt ihrem Aufſeher in dem zur Erziehung der für das Serail beſtimmten *Itſchoglan* gewidmeten Galata ſerai. (Da dieſes Gebäude unmittelbar in Pera, dem Aufenthalte aller Europäer, gelegen iſt: ſo iſt es um ſo mehr ſeltſam, daſs weder irgend ein Reiſebeſchreiber, noch ſelbſt *Toderini* von dem Daſeyn dieſer Bibliothek Kenntniſs gehabt hat; was jedoch ſich theils aus der ſtrengen Clauſur dieſes Erziehungshauſes, theils aus der Sorgloſigkeit der Einwohner Pera's, von dem, was ſie auch am nächſten umgiebt, Kenntniſs zu nehmen, leicht erklären läſst. Uebrigens dürfte dieſe neugeſtiftete Bibliothek wohl nicht vielmehr als die gewöhnlichen Schul- und Religionsbücher enthalten.) Hinrichtung des *Sandſchakbei Aſis*. Verleihung der Richterſtelle von Damaſk, und Tod des vorigen Oberrichters von Anatolien, *Lutfallah Efendi*. Hängung eines Diebes. Der Obermauthner giebt ein Feſt dem Sultan. Stückgieſung. Erdbeben. Tod des Soldſchreibers *Jemin*. Rückkehr des Sultans in den Winterpallaſt. Feyer des zweyten Bairams. Verleihung der Statthalterſchaften von Rumelien und Widin. Tod des Scheich *Juſſuf Efendiſade*. Literariſche Verdienſte deſſelben, beſonders im theologiſchen Fache. Abſetzung des *Kiajabei*, des Groſswefirs.

Das J. 1168. Chr. 1754. Einrichtung der Bibliothek im Galataſerai mit Büchern. Feuersbrunſt. Beſuch des Sultans im Galataſerai. Ankunft des Scheich *Murad*. Er hat das Grab des Vaters des Propheten bey Nabiga nahe bey Medina entdeckt, und geziemend ausgeſtattet. Audienz des Bailo von Venedig. Tod Sultan Mahmuds. Sein Lob. Er kam mit 35 Jahren zur Regierung, der er 25 Jahre rühmlich vorſtand. Nach ſeiner Beſtattung ward *Osman*, Sohn des Sultan Muſtafa, ſogleich als Sultan anerkannt. Beſtätigung des Groſswefirs und Mufti in ihren Stellen. Feyer der Säbelumgürtung (Krönung) in der Moſchee *Ejub*, worauf der Sultan die Moſchee Sultan Mohameds beſuchte. Erlaſſung der gewöhnlichen Krönungsſteuer. Feuersbrunſt. Die Sultanin Walide ſendet dem Groſswefir Dolch und Pelz. Vertheilung der gewöhnlichen Krönungsgeſchenke an die Truppen. Ankündigung des Regierungsantritts an fremde Höfe. Die dazu ernannten Geſandten ſind: *Ali aga* von Siſchtok nach Polen; *Derwiſch Efendi* nach Ruſsland; *Chalil Efendi* nach Wien. Geburtsfeyer des Propheten. Veränderung des Oberſtkämmerers. Der Kanal von Konſtantinopel gefriert. Ernennung eines Kiaja der Walide. Abſetzung des Mufti. Verleihung der Statthalterſchaft von Trabeſon und Anatoli. Verleihung von Paſchaſtellen. Erbeutung malteſiſcher Schiffe. Tod des *Naſſf Muſtafa Efendi*, eines verdienten Staatsmannes. Aemterverleihung. Tod des *Kara Chalil Efendi*, vormaligen Mufti. Abſetzung des Groſswefirs *Muſtafapaſcha* (der nach Mitylene verwieſen ward), und Ernennung des vormaligen Oberrichters an ſeine Stelle, *Hakimſade Alipaſcha*. Der *Chaſſeki Aga* wird *Boſtandſchibaſchi*. Abſetzung verſchiedener Perſonen von Hofämtern, und Erhebung Anderer zu Ulemaswürden. Der Groſsherr ſendet dem Groſswefir ein aufgezäumtes Pferd. Tod des Groſsceremonienmeiſters *IzziEfendi*; der vormalige Hiſtoriograph des Reichs, an deſſen gedrucktes Werk ſich dieſes anſchlieſst. Verleihung der Statthalterſchaft von Trapeſon an den *Kaimakam*. Soldauszahlung. Rechnungsreviſion des Obermauthners und deſſen Arreſt. Abſetzung des *Kapudanpaſcha* und Ernennung des *Soleiman Kapudan* an ſeine Stelle. *Welieddin Efendi* wird Kaja des Groſswefirs. Ein Jude gehängt wegen Mord. Tod des Beglerbeg von Meraſch. *Halimi Efendi*, vormaliger Defterdar, von ſeiner Statthalterſchaft nach Konſtantinopel zurückberufen. Abſetzung des *Boſtandſchibaſchi*, und Auszug der Pferde des Sultans auf die Weide nach Kiafetchana. Auslaufen der Flotte nach dem Archipelagus. Der Sultan bezieht den Sommerpallaſt von Beſchiktaſch. Abſetzung des Groſswefirs und Ernennung des erſten Defterdars *Naili Abdallah* an ſeine Stelle. Einige beiſsende Ausfälle und Wortſpiele, den vorigen Wefir betreffend, welche der Vf. aus dem eigenen Munde der genannten Perſonen vernahm. Der Oberſtwaffenträger des Sultans erhält die Würde eines Paſcha. Veränderung der zwey Oberrichter. Abſetzung des Mufti und Ernennung *Feisallah Efendi's* an deſſen Stelle. Bairamsfeyer. Feuersbrunſt. Kleiderordnung, beſonders wider die groſsen Kragen der Weiberüberröcke gerichtet. Verleihung verſchiedener Paſchaſtellen. Feſt, dem Sultan gegeben vom Groſswefir. Wiedererbauung der (abgebrannten) Moſchee der Otakdſchis. Audienz des deutſchen Geſandten. Tod des Generals der Dſchebedſchis. Verleihung von Ulemasſtellen. Abſetzung des Kiaja des Groſswefirs. Tod des Defterdars *Behdſchet Efendi* und Anſtellung des *Halimi Efendi* an ſeine Stelle. Abſetzung des Groſswefirs und Ernennung *Alipaſcha's* an ſeine Stelle. Er bekleidete ſein Amt gerade 99 Tage, und ward nach Scio verwieſen. Abſetzung des *Reis Efendi Abdi*. Er war ein unerträglicher Mann von grober Art, der daher ſchlecht für ſein Amt paſste. Der Kaiſer bezieht den Winterpallaſt, und Feyer des zweyten Bairams. Abſetzung des oberſten Verſchnittenen *Beſchiraga*. *Derwiſch Efendi* kommt zurück von ſeiner Geſandſchaft nach Ruſsland. Auszug aus ſeinem Journal, worin ſeine Reiſe nach Petersburg, die empfangenen Freundſchaftsbezeugungen, das Ceremoniel ſeiner Audienz, ein maskirter Hofball u. a. beſchrieben werden. Sehr groſse Feuersbrunſt. Da die Pforte, d. i. der Pallaſt des Groſswefirs, auch in Flammen aufging: ſo ward bis zur Wiedererbauung deſſelben dem Wefir der Pallaſt der Esmaſultanen in Kadrigaliman (*Portus Juliani*) angewieſen.

Das J. 1169. Chr. 1755. Der abgeſetzte Groſswefir erhält Pardon, wird von Famaauguſta, wo er im Elend war, als Statthalter in Kairo angeſtellt. Wiederaufbauung der abgebrannten Gebäude. Verweiſung ins Elend des *Sia Efendi*, Richters in Mekka. Abſetzung des Janitſcharenaga. Verleihung von Paſchaſtellen (oder, was daſſelbe iſt, von Roſsſchweifen). Ab-

Abſetzung und Verweiſung des oberſten Kämmerers. Abſetzung und Hinrichtung des Groſswefirs *Alipaſcha* wegen erwieſener Beſtechlichkeit. Den Sultan reute jedoch ſeine Hinrichtung. Das Siegel erhielt *Mohamed SaidEfendi*, vormaliger Kiaja des Wefirs. Soldauszahlung. Beſuch des Sultans in der Stückgieſserey. (Gewöhnliche) Ueberſendung des geſchmückten Zelters vom Sultan an den neuen Wefir. *Ismail Efendi* erhält den Rang eines Oberrichters. Rückkehr der Flotte. *Piriſade* wird erſter Imam des Serails. Der Richter von Ezuk in Ruheſtand verſetzt. Verleihung von Roſsſchweifen. Vollendung der Moſchee Nur osmani. Sultan Mahmud legte den Grund zu dieſer Moſchee, die unter die ſchönſten Konſtantinopels gehört, im J. 1162. *Osman* feyerte die Weihe derſelben, und ſie behielt ſeinen Namen. Rettung eines (an den Stadtmauern Konſtantinopels) geſcheiterten Schiffes. Abſetzung des Defterdars *Halimi* und Ernennung *Ahmed Efendi's* an ſeine Stelle. Hinrichtung *Kara Osmanſade's* wegen Erpreſſungen. Tod des Turakpaſcha. Abſetzung des Hauptes der Scherife. Der Kiaja des Groſswefirs erhält den Rang eines Paſcha. Erſcheinung eines Flammenmeteors zu nächtlicher Zeit. *Ibrahim Efendi* wird Kücheninſpector. Soldauszahlung. Feuersbrunſt. Eine Seltenheit. Der engl. Geſandte denunzirt der Pforte ein malteſiſches Schiff, das mit engliſcher Flagge nach Konſtantinopel kam (was denn beſonders mit einem Seitenblick auf Malta's heutige Verhältniſſe, und auf die Anzahl der ottomaniſchen Schiffe, die ohne Gefahr einer Annunciation unter fremder Flagge ſegeln, für eine wahre Seltenheit gelten mag). Dem *Abdi* und *Jehim Mohamed Efendi* wird das Elend nachgeſehen. Verbot der Hermelinpelze für die hohen Staatsbeamten, die nichts als Zobel tragen ſollen. Abſetzung des Fürſten der Wallachey. Abſetzung des Groſswefirs *Saidpaſcha* und Ernennung des vormaligen Groſswefirs *Muſtafapaſcha* an ſeine Stelle. Auslaufen der Flotte. Tod des *Baſchbakikuli*. Wegnahme eines Corſaren. Abgang des jährlichen Schatzes nach Mekka. Tod der Walideſultanin. Sie liegt in der Moſchee Sultan Osmans begraben. Sie betete täglich die Sera Ichlafs vor dem Schlafengehen funfzehnhundertmal. Auszug der kaiſerl. Pferde auf die Frühlingsweide. Ankunft des neu ernannten Groſswefirs in Konſtantinopel. Aenderung der zwey Oberrichter. Verleihung von Hofämtern. Eine kaiſerl. Feluka ins Waſſer gelaſſen. Tod des Schönſchreibers *Tſchelebi Efendi*. Der Sultan zieht in den Sommerpallaſt. Feuersbrunſt. Soldauszahlung. Tod der Prinzeſſin *Zobeide*, Tochter Ahmeds, liegt in der Moſchee der Walide neben ihrer Mutter begraben. Beſuch des Kleides Mohameds. Bairamsfeyer. Der Tſchauſchbaſchi erhält den Rang eines Paſcha. Tod des *Muſtafapaſcha*. Groſse Feuersbrunſt, die gröſste ſeit Konſtantinopels Eroberung. Bau der Feſtung Sagri, auf der Weſtſeite von Mitylene, ein befeſtigter Hafen zur Sicherheit wider Corſaren. *Waſſif Efendi* beſichtigte denſelben auf ſeiner Rückkehr von der Geſandtſchaft nach Spanien. Anſtellung verſchiedener Agas. Abſetzung des Mufti *Damadſade Feisallah*. Der Sultan zieht nach Kara Agadſch. Tod des vormaligen Hauptes der Scherife *Riſa Efendi*. Zweyte Bairamsfeyer. *Mohamedaga*, Oberſtwaffenträger des Sultans, erhält den Rang eines Paſcha. Stillung einiger Unruhen in Meraſch.

Das J. 1170. Chr. 1756. Anſtellung und Beförderung verſchiedener Agas des Hofſtaats. Feſt, vom Wefir dem Sultan gegeben. Soldauszahlung. Abſetzung und Verweiſung des Oberrichters von Natolien. *Mohameds* Geburtsfeyer und kaiſerl. Geſchenke an die Groſsen des Reichs. Tod des Prinzen *Mohamed*, Sohn *Ahmeds*, liegt in der Moſchee ſeines Vaters begraben. Abſetzung des Wefirs *Muſtafapaſcha* und Ernennung *Ragibpaſcha's*, dieſes wahrhaft groſsen Staatsmannes. Sein Vorfahrer ſtürzte ſich ſelbſt, indem er den *Ragib* dem Sultan mit zu groſser Hitze (um ihn zu entfernen) zur Statthalterſchaft in Syrien empfahl. Der Sultan, eingenommen durch das Lob ſeines Groſswefirs, beſchloſs, einen ſo vortrefflichen Mann, wie *Ragib*, nicht ungebraucht zu laſſen, und verlieh ihm die Stelle ſeines warmen Empfehlers. Der vorige Defterdar *Halimi Efendi* vom Elend zurückberufen. Soldauszahlung. Die (abgebrannten) Kaſernen der *Adſchemoglans* (Rekruten) und der Janitſcharen wieder aufgebaut. Tod des Controlleurs des Tributdepartements. Ankunft *Ragib's* und feyerlicher Empfang deſſelben. Abſetzung des *Defterdars* und *Kiajabei*, dito des *Oberſtkämmerers*, dito des *Mufti*, dito des *ReisEfendi*. (Man ſieht, wie viele wichtige Veränderungen *Ragib's* Eintritt auf einmal nach ſich zog.)

Das J. 1171. Chr. 1757. Tod Sultan *Osman's* und Thronbeſteigung Sultan *Muſtafa's*. Sultan *Osman* regierte 3 Jahre weniger 2 Tage, ein guter freygebiger Fürſt, unter deſſen Regierung ſich aber groſse Unglücksfälle, als groſse Feuersbrünſte, Peſt, Plünderung der Karawane von Mecca u. ſ. w., ereigneten. Hier werden die verſchiedenen Ceremonien der Beſtattung des Verſtorbenen und der ſogleich darauf erfolgenden Huldigung des neuen Sultans umſtändlich beſchrieben. Säbelumgürtung. Abſetzung des *Kislaraga*, des *Silihilaraga*, des *Kapudanpaſcha*, des *Leibarztes*, des *Geheimſchreibers des Serails* und mehrerer andrer Perſonen bey der ganzen Coalition von *Ragib's* Feinden, der dieſelben durch Aufdeckung einer wider ihn noch vor dem Tode *Osman's* geſponnenen Intrigue ſtürzte. Der *Kislaraga* und *Kapudanpaſcha*, die den nahen Tod des Sultans ſahen, machten den Anſchlag, *Ragibpaſcha* ins Serail zu rufen, und ihm im Namen des ſchon ſterbenden Sultans das Siegel abzunehmen, das dann der *Kapudanpaſcha* erhalten ſollte. *Ragib* erhielt Wind davon, verſteckte ſich eilends, und war, ungeachtet aller Nachforſchungen, nicht zu finden, bis der Tod des Sultans kund ward, wo er dann dem neuen Herrn die Intrigue durch ein aus dem Serail an ihn geſchriebenes Billet aufdeckte, und ſo über alle ſeine Gegner triumphirte. Der Geheimſchreiber, welcher Wind davon gegeben hatte, fiel ebenfalls, weil der Sultan keinen Menſchen um ſich haben wollte, der die Geheimniſſe des Serails ver-

verrieth. Nachsehung der Thronbesteigungssteuer Vertheilung der Geschenke an die Truppen. Verleihung von Rofsschweifen. Ernennung von Gesandten. *Resmi Ahmed Efendi* nach Wien, *Schehdi Osman Efendi* nach Rufsland, *Mohamed Aga* nach Polen. Absetzung des Oberrichters von Rumelien. Grofse Conferenz, wie dem Unwesen der Araber, welche die Karawane nach Mekka geplündert hatten, zu steuern sey, in Gegenwart des Sultans. Gemessene Befehle an den *Emiralhadsch*. Revision und Regulirung der Einkünfte von Mekka und Medina. Die Gelder der für diese zwey Städte bestimmten frommen Stiftungen wurden seit einiger Zeit veruntreuet und verschleudert. Unter den Augen des Sultans und auf Veranlassung des Grofswesirs wird eine bessere Verwaltung derselben veranstaltet. Kleiderordnung, die Juden, Griechen und Armenier betreffend. Absetzung des *Kiaja* des Grofswesirs. Verleihung von Rofsschweifen an den Janitscharenaga. Besuch des Sultans im Arsenal. Verleihung einer Beglerbegstelle. Loslassung von Gefangenen. Einladung des *Kutschuk Mustafa Pascha* nach Konstantinopel, Schwager des Grofsherrn, mit dessen Schwester *Zeineb* vermählt, war er über 15 Jahre in Asien abwesend gewesen. Hinrichtung des *Aga* der Turkomanen wegen verübter Grausamkeiten an seinen Untergebenen. Der Dreydecker, genannt *Meerschloß*, wird vom Stappel gelassen. Absetzung des *Kulkiaja*. Vermählung der Sultanin *Aischa* (Schwester des Grofsherrn) mit *Mohamedpascha*. Absetzung des *Reis Efendi*. *Mohamed Saleh Efendi* wird *Mufti*. Soldauszahlung. Tod des Gouverneurs von Belgrad. Absetzung des Richters von Konstantinopel. Ueberschufs der Einkünfte von Mekka und Medina. Zufolge der eingeführten besseren Verwaltung kommen tausend Beutel mehr ein. Abgang der gewöhnlichen Geschenke nach Mekka. *Kutschuk Mustafa Pascha* wird Siegelbewahrer. Absetzung des Secretärs des *Kislaraga*. Aemterverleihungen. Vermählung der Schwester des Grofsherrn *Salehasultanin* mit dem Grofswesir. Die Feyerlichkeiten der Verlobung und Vermählung beschrieben. Rückberufung einiger Verbannten. Hinrichtung des *Emiral-Hadsch Essaadpascha*. Verleihung von Rofsschweifen an den *Kiaja* des Grofswesirs. Auslaufen der Flotte. Tod des Oberrichters von Rumelien, und Besetzung seiner Stelle. Soldauszahlung. Verbannung des obersten Waffenträgers. Absetzung des Janitscharenaga und Defterdar Efendi. Bairamsfeyer. Aemterverleihungen. Ankunft des Statthalters von Silistrien, und Helog in Konstantinopel. Verleihung von Rofsschweifen an den *Saralisade Feisallahpascha*. Absetzung des Leibarztes. Der Sultan, der verkleidet vor den Stadtthoren spatzieren ging, befahl, einen Kurier des Fürsten der Wallachey anzuhalten, und liefs die Briefe desselben in seiner Gegenwart erbrechen. Darunter fand sich einer des Leibarztes, der vom Fürsten sich eine Gunst erbat, wodurch nicht nur er, sondern auch der Fürst in des Sultans Ungnade gerieth. Absetzung des Fürstens der Wallachey. Sein Fürstenthum wird dem bisherigen Fürsten der Moldau, und dieses dem bisherigen Pfortendollmetscher verliehen. Der Oberststallmeister erhält Rofsschweife. Absetzung des Münzdirectors.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Odense*, b. Hempel: *Forsög til en Theorie for det mdvortes Foredrag i Veltalenheden* etc. (*Versuch einer Theorie der äufsern Beredtsamkeit* u. s. w.) af *Sören N. Joh. Bloch*, Dr. i Fil. etc. 1805. VIII u. 80 S. 8. (6 gr.) — Der Vf., dem als Oberlehrer an der Kathedralschule zu Odense die Ertheilung des Unterrichts in der dänischen Sprache und den schönen Wissenschaften obliegt, vermifste ein zweckmäfsiges Lehrbuch, nach welchem er die Schüler der obersten Classe zur *Declamation* und *Action* anleiten konnte. Und wirklich fehlt es der dänischen Literatur, wenn man *Bastholms* geistliche Redekunst ausnimmt, worin aber dieser Gegenstand nur kurz und unvollständig abgehandelt wird, an einem solchen Buche gänzlich. Er entschlofs sich also zur Ausarbeitung der vorliegenden Schrift, und band sich dabey genau an des Hn. Prof. *Maafs* „Grundrifs der allgemeinen und besonders reinen Rhetorik;" weil ihm unter allen Schriften über diesen Gegenstand keine bekannt war, welche denselben „so consequent und nach so bestimmten und richtigen Grundsätzen behandelt habe," als diese (Vorr. S. III.). — In der Einleitung wird die Wichtigkeit der äufsern Beredtsamkeit bewiesen, und, was unter Declamation und Action zu verstehn sey, kurz erläutert. Das Buch selbst zerfällt in *zwey* Haupttheilungen, in deren *erster* S. 3 — 19. die *absolute*, und in der *zweyten* S. 20 — 80. die *relative* Schönheit der Declamation und Action abgehandelt wird. Die Ausdrücke des pathologischen Zustandes, welche §. 41 — 58. beschrieben werden, gehören inzwischen mehr für den Schauspieler, als für den Redner. — Der Vf. ist übrigens seinem musterhaften Vorgänger *Maafs* nicht blind gefolgt; und sowohl das, was er von ihm aufgenommen hat, als was ihm eigenthümlich ist, findet man hier auf eine sehr zweckmäfsige Art bearbeitet. Doch vermifst Rec. ungern passende Regeln für die Aussprache, besonders für die nichts weniger als leichte Aussprache vieler Wörter der dänischen Sprache, wogegen in der subjectiven Semiotik der Declamation und Action besonders S. 53 ff. manches Willkürliche und mehr Specielles vorkommt, als Rec. für ein solches Lehrbuch dienlich zu seyn scheint. — Im 63sten §. sind die besten deutschen, englischen und französischen Schriftsteller, welche über die äufsere Beredtsamkeit mehr oder weniger ausführlich geschrieben haben, namhaft gemacht; Rec. wundert sich, unter den Deutschen weder *Maresoll* (dessen Best. d. Kanzelredners doch selbst ins Dänische übersetzt ist), noch *Bahrdt*, und unter den Engländern nicht einmal *Sheridan* zu finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Februar 1806.

GESCHICHTE.

Sefaret: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von Ahmed Wassif Efendi u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 48. abgebrochenen Recension.*)

Das J. 1172. Chr. 1758. Rückkehr *Ahmed Efendi's* von seiner Gesandtschaft nach Wien. Sein Journal *in extenso*. Es besteht *erstens* aus seiner Marschrute, wo besonders die Verstümmelungen von Namen sehr häufig sind, als: اغوشتريا *Oesterreich*, عشوهكتن *Schwächut*, لوبلتن *Leopoldstadt*. Ferner aus der Beschreibung seines feyerlichen Einzuges, Audienz u. s. w. Der *zweyte* Theil enthält einige Notizen von Deutschland überhaupt, die sehr sonderbar ausgefallen sind. Z. B. Deutschland wird von neun Königen (*Electores*) und einem Kaiser (*Imperator*) regiert. Der mächtigste Kurfürst ist der von *Prandabur* (Brandenburg), der die Kaiserin Königin zur Ehe wünschte, dieselbe aber als Kurfürst (*Lectoran*) nicht erhalten konnte. Dann einige Notizen über Ungarn, von demselben Gehalte als die von Deutschland; dann über Oesterreichs Finanzsystem. Die vorzüglichsten Quellen seiner Staatseinkünfte seyen die Mauthgebühren, der Sperrkreuzer, und die Theatereinnahme!! — Der *dritte* Theil ist eine Beschreibung Wiens und des Charakters seiner Einwohner. Sie lieben sehr die Spatziergänge und das Schlafen bis an den hellen Tag; um Mittag speisen sie, fahren Nachmittags spatzieren, gehen Abends in die Oper und Komödie, und dann in die Gesellschaften zum Souper. Absetzung des Richters von Konstantinopel. Tod des vormaligen Grosswesirs *Hakimsadealipascha*. Er war dreymal Grosswesir, zweymal unter Sultan *Mahmud*, und einmal unter *Osman*. Kurze Lebensbeschreibung desselben. Proben seines poetischen Talentes. Beschneidungsfest der zwey Söhne des vorigen Grosswesirs *Alipascha*, wobey mehr denn hundert andre Knaben beschnitten wurden. Rückkehr des ottomanischen Gesandten aus Polen. Auszug aus seinem Journale, enthält nichts als die Marschrute nach Warschau und die Ceremonie der Audienz. Entfliehung einiger Sklaven aus dem Bagno. Nachricht von einem Siege, den der *Emirhadsch* über die arabischen Stämme (welche die Karawane angriffen) erfochten hat, nämlich in der Nähe von *Dschedida* über die *Beni Harb*. Die vier Imame in Mekka rufen dafür den Sultan als *Gasi* (siegreich) aus. Desgleichen trieb der Statthalter von *Dscherda* unweit von *Maan* die syrischen Stämme *Beni Anisa* zu Paaren. *Mohameds* Geburtsfeyer. Verschiedene Vorfälle, als Aemterverleihung u. dgl. Tod des vormaligen Grosswesirs *Naili Abdallahpascha*. Feuersbrunst. Soldauszahlung. Erbauung von Kornmagazinen im Arsenal für hunderttausend Kilots. Sendung des *Abbas Efendi* nach Kairo, um durch ernstliche Drohungen die Beghen, die sich den jährlichen Tribut zu zahlen weigern, zum Gehorsam zu bringen. Absendung kaiserlicher Geschenke an den Statthalter von Damaskus und Napolis, und Unterstützung desselben mit Truppen wider die widerspenstigen arabischen Stämme. Hinrichtung des *Alaibeg* von Tschorom. Absetzung des Chans der Krim. Arrest des Fürsten der Wallachey, *Konstantin*. Verleihung einer Beglerbegstelle an den zweyten Defterdar, und der Würde eines Pascha an den Beglerbeg von Trapesun. Geburt der Prinzessin *Heibetallahsultan*; das bey dieser Gelegenheit gegebene *Donanma*, d. i. die dreytägige Illumination, und die Erlustigungen, die bey dieser Gelegenheit dem Volke gegeben wurden, beschrieben. Abgang des jährlichen Geschenkes nach Mekka. Vermählung der *Chanumsultanin* (Tochter der Sultanin *Aischa*) mit *Miribeg*. Verleihung von Statthalterschaften. Soldauszahlung für zwey Quartale. Absetzung des *Kiajabeg*. Die Truppen von Siwas und Erserum werden befehligt, die an den Gränzen streifenden *Lesgis* in Ordnung zu halten. Absetzung des Oberrichters von Rumelien, und andre Veränderungen. Gelehrte Disputationen der *Ulemas* in Gegenwart des Sultans. Hinrichtung des *Insufkiaja* und Verleihung von *Salanik*. Bairamsfeyer. Der Oberstwaffenträger erhält Rosschweife. Verschiedene Vorfälle. Verlobungsfeyer der neugebornen Prinzessin *Heibetallahsultanin* mit dem Oberstwaffenträger *Hamsapascha*. Der Sultan bezieht den Sommerpallast von *Beschiktasch*. Absetzung des Mufti *Saleh Efendi* und Ernennung *Assim Ismail Efendi's* an dessen Stelle. Zurückrufung *Welieddin Efendi's* aus dem Elende. Tod des *Reis Efendi* und Absetzung des *Tschauschbaschi*. Verschiedene Vorfälle, als zweyte Bairamsfeyer u. s. w. Absetzung des Oberrichters von Rumelien und des Richters von Konstantinopel. Beginnen und Einstellung der Arbeiten zur Vereinigung des Flusses *Sakaria* mit dem See *Sabandscha*. Dieser Vorschlag ward schon im J. 900. (1494.) von *Sinanpascha* in Anregung gebracht. Eine Commission von Geometern und Hydraulikern untersuchte und nivellirte das Terrain, und stattete einen Bericht über die Ausführbarkeit

des Vorſchlags ab; der Fluſs Sakaria ſollte nämlich mit dem See von Sabandſcha und dieſer mit dem Meerbuſen von Nikomedien verbunden werden. Dadurch würde nicht nur die Zufuhr der Lebensmittel aus dem Innern des Landes für die Hauptſtadt ungemein erleichtert worden ſeyn, ſondern beſonders für das Seeweſen durch den erleichterten Transport des Bauholzes aus den groſsen Waldungen in dieſer Gegend der gröſste Vortheil entſtanden ſeyn; es unterblieb aber damals. Im J. 1064. (1653.) beſtimmte Sultan *Mohamed* einen gewiſſen *Hindiogli* zur Ausführung dieſer Unternehmung, der aber ſo viele Vorſtellungen wider den für einzelne Güterbeſitzer daraus erwachſenden Schaden machte, daſs es auch damals unterblieb. In dieſem Jahre wurde es abermals aufgefriſcht, blieb aber wieder ohne Erfolg, wiewohl der ReisEfendi, der General der Dſchebedſchi, und mehrere geſchickte Erdmeſſer ſich durch Augenſchein von der Thunlichkeit des Vorſchlages überzeugt hatten.

Das J. 1173. Chr. 1759. Abſetzung des *Kapudanpaſcha*. Einſperrung der Thürhüter des Serails, welche der Sultan des Nachts nicht auf ihrem Poſten fand. Verſchiedene Vorfälle, als: Audienz des neapolitaniſchen Geſandten, der den Hintritt des Königs von Spanien, die Thronbeſteigung Karls als König von Spanien, und Ferdinands als König von Neapel notificirt u. ſ. w. Abſetzung des Scherifs von Mekka. *Moſſaid Ibn Said* wird abgeſetzt, und die Würde ſeinem Bruder *Dſchaſer* verliehen. Beſtätigung des Statthalters von Damask. Hinrichtung des vormaligen Defterdars *HalimiEfendi* wegen aufgedeckter Beſtechungen und Geldſchneidereyen; eine kurze Lebensbeſchreibung deſſelben. Einige beſondere Vorfälle. Ein Haufe Kaliondſchi's will mit Gewalt einige eingeſperrte Freudenmädchen befreyen. Der Richter von Konſtantinopel erhält einen Ehrenpelz. Widerherſtellung der Ordnung in Aegypten; ein für die innere Geſchichte dieſes Landes intereſſanter Artikel. Die dorthin abgeſandten Commiſſäre und der dortige Gouverneur Muſtafapaſcha, gehen mit den ſtörigen Begs, nämlich *Hoſſein Keſchbeſch* und *Riswan Kiaja*, einen förmlichen, von beiden Seiten unter der Garantie der Scheiche der Moſchee *Aleſher* unterzeichneten, Vertrag ein, vermöge deſſen ſie ſich verbinden, den gewöhnlichen Proviant nach Mekka und Konſtantinopel richtig abzuliefern, den Sold der Landesmiliz alle drey Monate auszuzahlen, die ſultaniſchen Befehle zu vollziehen, den Statthalter und Richter anzuerkennen, die Widerſpenſtigen auszuliefern. Dieſer Vertrag wird im Departement Baſch Mahaſſebe einprotocollirt, 380 Beutel als Betrag der Sorra oder jährlichen Geldes nach Mekka einkaſſirt, 15000 Erdeb Getreides nach Sues abgeführt, 200 Erdeb für die Ulemas von Kairo beſtimmt, und als Schuld von den Rückſtänden an die Pforte 1009 Beutel nach Konſtantinopel geſendet, und 2000 Centner Werg, 100 Centner Bindfaden, und 50 Ctr. Draht aus dem Hafen von Alexandria ins Arſenal von Konſtantinopel abgeliefert. Abſetzung des Statthalters von Tſcheldir. Aemterverleihung. Soldauszahlung. Staatsconferenz in Gegenwart des Sultans, und Abſetzung des *Mir Hadſch*. Der alte Scherif wird wieder eingeſetzt. Aenderungen einiger Staatsbeamten. Erdbeben zu Damaſkus und Saida. Der Grund zur ſchönen Moſchee Laleli in Konſtantinopel gelegt. Einige Vorfälle und Veränderungen. Der Beglerbeg von Tripolis erhält die Würde eines Weſirs, d. i. den dritten Roſsſchweif. Bairamsfeyer. Aemterverleihungen. Auslaufen der Flotte. Hinrichtung *Abdarrahmibegs*. Tod des Alkaſultan; ſeine Stelle erhält Makſudperai. Abſetzung der beiden Oberrichter. Abſetzung des Defterdars und des ReisEfendi. Der erſte Stallmeiſter wird als Commiſſär nach Mekka ernannt, um die dort in Verfall gerathenen Waſſerleitungen wieder herzuſtellen. Der Statthalter von Karamanien abgeſetzt, und der vormalige Defterdar in Ruhe verſetzt; Ende der Begebenheiten dieſes Jahrs. Fünf ſchöne alte Säulen, die bisher in Konſtantinopel noch unverbraucht gelegen hatten, werden zum Bau der neuen Moſchee des Sultans *Laleli* (die tulpenförmige von der Geſtalt ihrer Minare ſo genannt) verwendet.

Das J. 1174. Chr. 1760. Soldauszahlung. Aemterveränderungen. Vollendung der neuen Moſchee in Skutari, von der Mutter des Groſsherrn erbaut und reichlich geſtiftet. Abſetzung des Boſtandſchibaſchi. Tod des *Kaſchgari AbdallahEfendi*. Abſetzung und Verbannung des Richters von Skutari, und einige Sterbfälle. Kleiderordnung; Zobel- und Hermelinpelze den gemeinen Leuten zu tragen verboten. Seltner Zufall; die auf dem ſultaniſchen Admiralſchiffe befindlichen Sklaven bemächtigen ſich deſſelben, während die Commandanten deſſelben in Stancho am Ufer ſind, und fliehen mit günſtigem Winde davon (nach Malta). Die beiden Commandanten werden für ihre Unvorſichtigkeit enthauptet. Der Oberſtſtallmeiſter wird Kapudanpaſcha. Verleihung von Roſsſchweifen. Tod des *Tſchededſchi Abdallahpaſcha*. Verleihung von drey Roſsſchweifen an den erſten Defterdar, und Verleihung der Defterdarſtelle an *Ramipaſchaſade Muſtafabeg*. Ernennung eines Oberſtkämmerers. Der Statthalter von Bosnien ſeiner Stelle entſetzt. Tod des Commandanten von Widin. Auszug des jährlichen Geſchenkes nach Mekka. Tod des vormaligen Groſsweſirs, und dermaligen Gouverneurs von Halep, *Abdallahpaſcha*. Seine Lebensbeſchreibung. Abſetzung des erſten Defterdars. Geburt der Prinzeſſin Schah ſultan. Aemterverleihungen. Verſchiedene Begebenheiten. *Kerimchan* in Perſien unterliegt ſeinen Feinden, flüchtet ſich nach Kars und Bagdad, und ruft den Schutz der Pforte an. Soleimanpaſcha von Bagdad erhält den Befehl, ihn mit Arabern, Kurden und Artillerie zu unterſtützen. Aber auch dieſe Truppen wurden geſchlagen, und Kerimchan floh nach Tiflis. Der König von Preuſsen erhält auf wiederholtes Anſuchen die Freyheit des Handels und Wandels für ſeine Unterthanen in den ottomanniſchen Staaten, laut dem hiervon in dem Staatsarchive vorfindigen Inſtrumente. Tod des vormaligen Mufti *Waſſaf*

Ab-

AbdallahEfendi; ein berühmter Gelehrter, Epitomator des عنوان الشرف, Verfaſſer des تحفه نامه in Verſen u. ſ. w. Der Sultan bezieht den Sommerpallaſt in Karaagadſch. Feyer des zweyten Bairams. Abſetzung des Getreideinſpectors.

Das J. 1175. Chr. 1761. Verſchiedene Todesfälle. Groſses Gewitter, ſchlägt in die Minares verſchiedener Moſcheen ein. Stiftung der Bibliothek des Groſswefirs *Ragibpaſcha* (v. *Toderini*). Abſetzung des Oberrichters von Natolien und des Oberhauptes der Emiren. Abſetzung des *Kiajabeis*; dito des *Mufti*. Aemterverleihungen. Der Sultan bezieht das Serail. Geburtsfeyer *Mohameds*. Dem *Abdarrahmanpaſcha* wird die Würde von drey Roſsſchweifen beſtätigt, und der Richter von Konſtantinopel abgeſetzt. Einlaufen der Flotte. Tod des vormaligen Groſswefirs *Saidpaſcha*. Er begleitete in ſeiner Jugend ſeinen Vater auf deſſen Geſandtſchaft nach Frankreich, brachte dann das Abgränzungsgeſchäft von Bosnien zu Stande, ging hierauf ſelbſt als Geſandter nach Paris, ward Siegelbewahrer, Statthalter von Aegypten, Groſswefir. Soldauszahlung. Tod des *Damadſade*. Geburt des Prinzen *Selim* (heut regierenden Sultans) Mittwochs am 27ſten Dſchemaſiel-ewel. Die Feyerlichkeiten, Illuminationen u. ſ. w. dauerten volle ſieben Tage. Eine Menge glücklicher Chronographen, ſowohl auf die Geburt als ſpätere Thronbeſteigung. Zurückſtellung des nach Malta entführten Kriegsſchiffes, durch Vermittelung Frankreichs (welches das Schiff vom Orden kaufte) und mit erlöſten ottomaniſchen Sklaven zurückſandte. Ankunft eines Geſandten des Beherrſchers von Fez und Marokko. Abſetzung des *Kapudanpaſcha*, mit ſeltſamen Umſtänden begleitet. Er weigerte ſich nämlich hartnäckig, den Befehlen des Groſsherrn zu gehorchen. Aegyptiſche Begebenheiten. Die *Beghen* ſenden Abgeordnete nach Konſtantinopel, um die Zurückrufung des auf die Vollziehung der ſultaniſchen Befehle ſtreng wachenden Statthalters *Ahmedpaſcha* zu verlangen. Auszug der *Sorra* und Hinrichtung des *Sortainſpektors*. Ankunft des jährlichen Tributes aus Aegypten. Feuersbrunſt. Aenderung des Oberrichters von Natolien. Der *Boſtandſchibaſchi* erhält drey Roſsſchweife. Abſetzung des Mufti *Bekir Efendiſade Ahmed Efendi*. Aemterverleihung. Tod des Statthalters von Bagdad, *Soleimanpaſcha*, 66 Jahre alt, von den Arabern der *Vater des Wurfpfeils* ابو سبر genannt, ein Mann voll Kraft und Thätigkeit. Ein kaiſerliches Handſchreiben, das bey Gelegenheit eines Zwiſtes zwiſchen ihm und *Mohamedpaſcha* erlaſſen ward, wird hier eingeſchaltet. Zurückberufung des *Welied-din* von der Verbannung und Verleihung einiger Ulemasſtellen. Tod der Prinzeſſin *Heibetallahſultanin*, 3 Jahre alt.

Das J. 1176. Chr. 1762. Verleihung von drey Roſsſchweifen an den Commandanten von Belgrad. Verleihung von Ulemasſtellen. Tod des Statthalters von Aegypten, *Weſirbekirpaſcha*. Er war beſonders ein berühmter *Dſchiridwerfer*, und hatte als ſolcher, als er in ſeiner Jugend den Geſandten *Reis Muſtafa Efendi* nach Wien begleitete, dort in Gegenwart des Kaiſers Proben ſeiner Geſchicklichkeit und beſondern Gewandtheit abgelegt. Verleihung des Rangs eines *Beglerbegs* an den *Alaibeg* von Siwas. Verſchiedene Zufälle, als der Tod des Scheichs von *Aja Sofia*. Starkes Gewitter. Verleihung von drey Roſsſchweifen an *Hamſa Hamid Efendi*. Veränderung des Oberrichters von Rumelien. Geburt der Prinzeſſin *Mihrmahſultanin*, 17. Rebielachir. Soldauszahlung. Verſchiedene Zufälle. Der Blitz ſchlägt im Hafen ein. Abſetzung des Wefirs *Abdipaſcha* von Belgrad. Geburt der Prinzeſſin *Mihrſchahſultanin*, 23. Dſchemaſielewel. *Raif Ismailbeg* wird Intendant der Münze. Verſchiedene Todesfälle. Soldauszahlung. Verſchiedene Zufälle. Vollendung des Baues der Bibliothek des Groſswefirs. Die ſchon vollendete Kuppel ſtürzt ein. Eine üble Vorbedeutung beſtätiget durch den bald darauf erfolgten Tod des Groſswefirs *Ragibpaſcha*. Lebensbeſchreibung dieſes groſsen Staatsmannes und Gelehrten. Seine berühmteſten Werke ſind سفينة العلوم *das Schiff der Wiſſenſchaften* arabiſch über verſchiedene Gegenſtände; eine Sammlung von *Gaſals* türkiſch, und eine Sammlung von Geſchäftsaufſätzen *Inſcha*. Er fing auch eine Ueberſetzung *Saadis* und *Mirchonds* an, die aber durch ſeinen Tod unterbrochen ward. Hinrichtung des *Adſchem Aliaga*. Aemterverleihungen. Verbannung des *Atar Efendi*, weil er die Hand gegen einen der Ulema aufhob. Bairamsfeyer und Aemterverleihung. Verleihung von Ulemaswürden. Verbannung des *Abdelkerim Efendi*. Feuersbrunſt. Auslaufen der Flotte. Verſchiedene Vorfälle. Zweyte Bairamsfeyer. Abſetzung des *Defterdar Efendi*.

Das J. 1177. Chr. 1763. Verleihung von Ulemasſtellen. Abſetzung des *Tſchauſchbaſchi*. Feuersbrunſt. Schleifung eines Kaffehauſes, Unfugs wegen. Zerſtreute Vorfälle. *Mohameds* Geburtsfeyer. Abſetzung des Groſswefirs *Hamſapaſcha* und Anſtellung des vormaligen Groſswefirs *Muſtafapaſcha*. Tod des *Kamil Ahmedpaſcha*. Ankunft des neuen Groſswefirs zu Konſtantinopel. Antritt der Geſchäftsführung deſſelben. Tod des *Kutſchuk Muſtafapaſcha*. Der Beglerbeg von Adna erhält den dritten Roſsſchweif. Vollendung des Baues der kaiſerl. Moſchee *Laleli*. Der Oberſtſtallmeiſter erhält drey Roſsſchweife. Tod der Prinzeſſin *Mihrmahſultanin*. Hinrichtung des Statthalters von Innia und Ueberſendung von Rebellenköpfen an die Pforte. Bairamsfeyer und Aemterverleihungen. Aufruhr der Einwohner Bagdads wider ihren Statthalter *Alipaſcha*, angeführt von einigen Leuten des verſtorbenen Paſcha, die, mit dieſer Ernennung nicht zufrieden, den neuen Statthalter austrieben und ums Leben brachten. Verlobung der Prinzeſſin *Saliheſultanin* mit dem *Kapudanpaſcha*. Auslaufen der Flotte und andere Vorfälle.

Das

Das J. 1178. Chr. 1764. *Derwiſch Efendi* als Geſandter nach Moskau ernennt, auf Begehren der Kaiſerin, die, wie der Vf. erzählt, mit Hülfe der *Orlofs* und auf Koſten des Lebens ihres Gemahls den Thron beſtiegen hatte, um ihr zur Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Beſchneidungsfeſt des Sohns des Groſswefirs. Verſchiedene Zufälle. Rückkehr des *Resmi Ahmed Efendi* von ſeiner Geſandtſchaft nach Preuſsen, ſeine ganze Relation *in extenſo* eingeſchaltet, ſehr anziehend und unterhaltend. (*Ahmed Efendi* zeigt ſich durchaus als ein Mann von richtigem Blick und geſunder Beurtheilungskraft. Sowohl der topographiſche als hiſtoriſche Theil ſeiner Relation tragen den Stempel der möglichſten Wahrheit und Treue. Man ſieht daraus, dafs die Pforte von den damaligen politiſchen Begebenheiten Europa's genau genug unterrichtet war. Wiewohl für europäiſche Leſer eigentlich nichts Neues daraus zu lernen iſt: ſo würde eine Ueberſetzung des ganzen Geſandtſchaftsberichtes in irgend einem hiſtoriſchen Journale eine in Deutſchland gewifs ſehr willkommne Erſcheinung ſeyn. Die Anſicht des erſten ottomaniſchen Geſandten im nördlichen Deutſchland, ſeine politiſchen Beobachtungen, ſeine Charakteriſtik des groſsen Königs u. ſ. w. haben den Werth der Eigenthümlichkeit. Das Ganze nimmt 21 Seiten ein. Wir begnügen uns auch hier mit der kurzen Inhaltsanzeige.) Veranlaſſung der Geſandtſchaft, auf wiederholtes Anſuchen des Königs. Reiſebeſchreibung. Beſchreibung von *Chotyn*, *Kaminiek*, *Lemberg*, *Krakau*, *Warſchau*, von *Polen* und ſeinen Bewohnern, Nationaltracht, Lebensart u. ſ. w. Fortſetzung der Reiſe. Die Neugierde, einen ottomaniſchen Geſandten zu ſehen, habe die Leute drey bis vier Tagereiſen weit auf ſeinen Weg herbeygelockt. Beſchreibung von *Berlin*. Schönheit der Gebäude und der Bewohnerinnen. Porcelainfabrik. Botaniſcher Garten. Kirchen ohne Bilder. Abneigung der Proteſtanten gegen die Katholiken. Grundlage der Vergröſserung des preuſsiſchen Staats durch Schleſiens Eroberung und Heinrichs kriegeriſchen Genius, weit ausgeholt durch Belege der Geſchichte von verſchiedenen Eroberern, welche Reiche geſtiftet oder vergröſsert haben. Friedrich habe ſeine beiden Brüder, Schweſtern und Neffen immer gerne um ſich geſehen; beſonders für die Verpflegung verdienter Officiere und Invaliden Sorge getragen; darauf geſehen, dafs beſonders die Officiere *ſchöne* Männer ſeyen; ſeine Armee in beſtändiger Bewegung erhalten. Verſchiedene Details der Militärdiſciplin: Waffenübung, Uniformirung; Viele *grün*, worüber man ſich denn in Europa luſtig gemacht habe, als ob dieſs aus Vorliebe für die *Moslimen* geſchehe. Literariſche Talente des Königs, gleich geübt als Schriftſteller in Proſa und Verſen. Als Beleg giebt *Resmi Efendi* die Ueberſetzung eines Schreibens Friedrichs an die Kaiſerin-Königin, und einer poetiſchen *epître* deſſelben; welche ihm bey ſeiner Rückkehr durch Polen mitgetheilt wurden. Beſchreibung der Mark *Brandenburg*. Erzählung der erſten Streitigkeiten, Schleſien betreffend u. ſ. w. *Waſif Efendi* ſchliefst endlich dieſe Relation mit dem Bemerken, dafs alle dieſe Begebenheiten heute zwar weltbekannt ſeyen, dafs aber nach 30 oder 40 Jahren ſich kein bewährter Zeuge mehr finden, und daher vieles, was ausgemacht wahr iſt, als ungegründet bezweifelt werden würde, weswegen er dann die ganze Geſandtſchaftsrelation der Reichsgeſchichte einverleibt hat. Tod des ReisEfendi *Elhadſch Abdi*. Verſchiedene Vorfälle. Lage des *Nakſchi Muſtafapaſcha*, aus Verdruſs geſtorben. Abſetzung des *Tſchauſchbaſchi*. Hinrichtung eines Banquiers wegen Veruntreuung von Waiſengeldern. Tod des Statthalters von Kairo. Verſchiedene Begebenheiten, als Abſetzung des Chans von der Krim u. ſ. w. Verſchiedene Abſetzungen und Anſtellungen. Tod des Prinzen *Sultan Noman*, Bruder des Groſsherrn, 43 Jahr alt. Vorläufer des Kriegs in Georgien. Die Einwohner Georgiens, ſich verlaſſend auf ruſſiſche Unterſtützung, weigern ſich, den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen. Der Statthalter von Tſcheldir als commandirender General dorthin ernannt. Soldauszahlung für zwey Gararlali. Verſchiedene Vorfälle. Aemterverleihungen. Abſetzung des *Kiajabei*. Abſetzung des Groſswefirs *Muſtafapaſcha* und Ernennung des *Mohſinſade Mohamedpaſcha* an ſeine Stelle. Feuersbrunſt in der Stückgieſserey. Hinrichtung des *Tſchepanſade Ahmedpaſcha*. Ankunft des Groſswefirs. Hinrichtung des vorigen Groſswefirs, angeblicher Erpreſſungen wegen. Kurze Lebensbeſchreibung deſſelben. Verſchiedene Begebenheiten, als Auslaufen der Flotte u. ſ. w.

Das J. 1179. Chr. 1765. Tod des Statthalters von *Dſchedda*. Aenderung des Oberrichters von Rumelien. Der *Beglerbeg* von Halep erhält den dritten Roſsſchweif. Ernennung eines Richters von Conſtantinopel. Geburt der (noch heute lebenden) Prinzeſſin *Beichanſultanin*, am 2. Schaban. Gewöhnliche Feyerlichkeiten. Soldauszahlung. Wiederherſtellung von Derwiſchenklöſtern, die in der letzten Feuersbrunſt niedergebrannt waren. Verſchiedene Vorfälle, als Bairamsfeyer, Aemterverleihungen u. ſ. w. Groſses Erdbeben, Mittwochs am 13. Zilhidſche, ſammt mehrern nachfolgenden leichten Stöſsen, den ganzen Monat hindurch verſpürt. Der angerichtete Schaden zum Theil aus den Stiftungen der Moſcheen, zum Theil aus dem öffentlichen Schatze vergütet, unter Aufſicht eigens hierzu ernannter Commiſſäre.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Februar 1806.

GESCHICHTE.

SCUTARI: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Wassif Efendi* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 49. abgebrochenen Recension.*)

Das J. 1180. Chr. 1766. Beylegung der cyprischen Unruhen durch Absendung von Truppen. Verschiedene Todesfälle, und Absetzung des Oberrichters von Rumelien. Erbauung eines neuen Bend d. i. Wasserdammes, wodurch das Wasser eines Thals gedämmt, und für die Versorgung von Konstantinopel gesammelt wird, im Thale von Aiwat (hinter den grosen Wasserleitungen von Burgas). Mohameds Geburtsfeyer. Festliche Versammlung zum ersten Unterrichte des Kronprinzen. Ein hergebrachtes Fest; die Ulemas versammeln sich in Gegenwart des Grosherrn, und der Erzieher desselben beginnt den Unterricht desselben, worauf dann alle Anwesenden zum Handkusse gelassen und bewirthet werden. Verschiedene Vorfälle, als Aenderungen von Richtern u. s. w. Ernennung eines Richters von Konstantinopel. Aufbruch der Truppen nach Georgien. Der dahin als Feldherr ernannte Statthalter von Tschildir nimmt die Schlösser Bori und Siantscho ein, und läst in dem letzten den von der Pforte wider den Fürsten Salomon als Beherrscher ernannten *Tahmuras* zur Besatzung zurück, belagert und erobert Salomons Sitz, die Festung *Sojar*, und nimmt die Unterwerfung Georgiens, dessen Einwohner um Verzeihung bitten, im Namen der Pforte an. Auszug des jährlichen nach Mekka bestimmten Geschenkes. Einlaufen der Flotte vom Archipelagus. Feuer im Hafen. Geburt des Prinzen Sultan Mohamed, Sonnabends den 9. Schaaban. Soldauszahlung. Absetzung des Kapudanpascha, dem das Feuer, das im Hafen entstand, zur Schuld gelegt ward. Feuersbrunst. Theologische Disputation in Gegenwart des Grosherrn von 120 Ulemas, im Monate Ramasan. Tod des Statthalters von Aidin, *Abderrahmanpascha*. Bairamsfeyer. Aemterverleihungen. Absetzung des Chans der Krim, *Selim Gerai*, und Ernennung *Arslangerai's*. Ulemasanstellungen. *Ibrahimbeg* erhält drey Rosschweife. Verschiedene Vorfälle. Grosherrliche Geschenke; Schiff vom Stappel gelassen u. s. w. Tod des Statthalters von Kars, *Kiaja Mohammedpascha*. Absetzung des Mufti *Derisade*, und Ernennung *Welieddin Efendi's*., *Rakim Mohamedpascha* wird Statthalter in Kairo. Auslaufen der Flotte, und zweyte Bairamsfeyer. Kurze Darstellung der Unruhen zu Medina. Zwischen den Einwohnern Medina's und den benachbarten Stämmen Beni Ali und Beni Sofer war eine tödliche Feindschaft ausgebrochen, die nach manchem Raub und Mord durch Dazwischenkunft des Pascha von Dscheda und des Scherifs von Mekka beygelegt ward. Aegyptische Angelegenheiten. Uebertretung des von den Beghen schriftlich eingegangenen Versprechens, für diesmal nachgesehen aus Ohnmacht. Verleihungen von Rosschweifen.

Das J. 1181. Chr. 1767. Ankunft eines Glückwünschungsschreibens vom Kaiser von Marokko. Verschiedene Vorfälle; der Grosherr bezieht den Sommerpallast u. s. w. Tod des vormaligen Mufti *Ebubekr Efendisade Ahmed Efendi*. Der Grosherr besichtigt den neuerbauten Bend von Aiwat. Verleihung von Ulemasstellen. Tod des *Nilisade*. Wiederherstellung der Wasserleitungen von Mekka, wodurch die Wasser von Arafat und Honain hineingeleitet werden. Nachrichten von der Flotte; einige zum Vortheile der ottomanischen Schiffe ausgeschlagene Gefechte mit Maltesern. Feuersbrunst. Tod des Oberrichters von Rumelien *Nasis Feisallah Efendi* und des *Sabik Halil Efendi*. Aemterverleihungen. Aegyptische Angelegenheiten. Der vormalige Statthalter *Hamsapascha*, und der eben von Mekka zurückgekommene *Mirdhidsch Ahmedpascha* waren in Kairo. Die Häupter der misvergnügten Beghen *Salehbeg* und *Alibeg Boluttapan* d. i. der Wolkengreifer, unterstützt von *Alikiaja* und dem Scheich *Hamam*, hielten sich in Oberägypten. Ihr Gegner *Hoseinkischkisch* empfängt den neuen eben in Alexandria angekommenen Statthalter *Rakimpascha*, wird aber bald nachher von Alibeg geschlagen, der mit seinem Anhange in Kairo einzieht, sich der Pforte unterwirft, um die Bestätigung des Scheichalbeled zu erhalten, und bald darauf für die erhaltene Bestätigung 500 Beutel nach Konstantinopel übersendet. Die Einkünfte des Districtes von Boli werden den Schreibern des Mufti angewiesen. Verschiedene Vorfälle; Aemterverleihungen. Der Oberststallmeister erhält drey Rosschweife. Tod des *Mohsinsade Ahmed Efendi*, gewesenen Oberrichters von Rumelien.

Das J. 1182. Chr. 1768. Absetzung des Statthalters von Kairo *Rakim Mohamedpascha*, theils Alters, theils natürlicher Langsamkeit wegen. Aemterverleihung und einige Vorfälle in der Gegend von Achascha. Der Pascha treibt die Rebellen dieses Platzes, die ihn verjagt hatten, zu Paaren. Geburt der noch

jetzt lebenden Prinzeſſin Chadidſcheſultanin, Montags den 7. Moharrem. Tod des *Kislaragaſſi*, Verweiſung ſeines Imams ins Elend, und groſsherrliche Befehle, die Aerzte betreffend. Er ſtarb durch Unwiſſenheit ſeines Arztes; hierauf erging der Befehl, daſs künftig kein Arzt, ohne gehörig geprüft geworden zu ſeyn, in Konſtantinopel eine Bude öffnen dürfe. Beylegung der Unruhen in Montenegro, von München angezettelt. Der Oberſtſtallmeiſter *Chalilaga* erhält drey Roſsſchweife. Truppen werden an die Gränze geſchickt; die polniſchen Unruhen lieſsen einen nahen Krieg befürchten; ſechstauſend Mann werden vorſichtsweiſe zur Verſtärkung von Bender, Chotyn und Otſchakow beordert. Verbot, neue Bäder in Konſtantinopel zu errichten, indem derer ohnehin genug ſind. Geburtsfeyer des Propheten, und Verleihung von Ulemasſtellen. Abſetzung des Groſswefirs *Mohſinſade Mohamedpaſcha* und Ernennung des *Silihdar Hamſapaſcha* an deſſen Stelle. Tod des Protomedicus. *Salomon* von Georgien unterwirft ſich der Pforte, und wird als Fürſt wieder eingeſetzt, mit der Bedingung, daſs Sojar geſchleifet, und der Mönch, der die Unruhen gröſstentheils angeſtiftet hatte, eingeſperrt werden ſollte. Ankunft des Groſswefirs zu Konſtantinopel. Abſetzung des ReisEfendi... Aemterverleihungen. Groſse Conferenz in Gegenwart des Sultans, ob der Krieg mit Ruſsland zu erklären ſey. Die tractatwidrige Einmiſchung Ruſslands in Polens Angelegenheiten erlaube der Pforte nicht, länger ruhig zuzuſehen; es ward beſchloſſen, dem ruſſiſchen Miniſter eine kategoriſche Erklärung abzufordern, ob Ruſsland ſeine Truppen aus Polen zurückziehen, und mit Garantirung Dänemarks, Preuſsens, Englands und Schwedens den Frieden aufrecht erhalten wolle, oder nicht. Der ruſſiſche Miniſter wird vorgefordert, und da er die verlangte Erklärung nicht auf der Stelle zu geben vermochte, in die ſieben Thürme geworfen, und der Krieg erklärt. Abſetzung des Chans der Krim *Makſud Geraichan*. Abſetzung des Groſswefirs *Hamſapaſcha*, und Ernennung des *Niſchandſchi MohamedEminpaſcha* an deſſen Stelle. In den verſchiedenen Gefahren, die *Hamſapaſcha* während ſeiner Statthalterſchaft in Kairo zu beſtehen hatte, ſoll er vieles von ſeinem Geiſte und der Kraft ſeines Gemüthes verloren haben, und daher in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte zur Führung des Krieges untauglich befunden worden ſeyn. Tod des Mufti *Wehieddin*, und Ernennung des *Piriſade OsmanEfendi* an ſeine Stelle. Verſchiedene Vorfälle. Der Defterdar, wiewohl ein geſchickter Finanzmann, wird ſeiner Grobheit wegen abgeſetzt. Aemterverleihungen. *Hafis Muſtafapaſcha* erhält drey Roſsſchweife. Soldauszahlung. Ernennung eines Kapudanpaſcha. Auszug des Groſswefirs als Oberfeldherr wider die Ruſſen unter den gewöhnlichen Ceremonieen einer feyerlichen Verſammlung aller Ulemas, Vortragen von Roſsſchweifen, Schlachten von Schafen u. ſ. w. Tod der Prinzeſſin Mihrſchahſultanin, Tochter des Groſsherrn. Feyerlicher Aufzug der die ſultaniſche Armee begleitenden Handwerkszünfte. Aufbruch des Groſswefirs ſelbſt, nachdem er und der Mufti vom Sultan feyerlich beſchenkt worden ſind. Der Kapudanpaſcha erhält drey Roſsſchweife. Nachricht vom Tode des Chans der Krim. Verleihungen von Ulemasſtellen.

Das J. 1183. Chr. 1769. Der Groſsherr erhält den Beynamen *Gaſi*, d. i. Siegreich, wegen des vereitelten Anſchlages der Ruſſen auf Chotyn. Die nöthigen Befehle, daſs dieſer Beyname künftig dem Kaiſer auf allen Kanzeln im Gebete (Chotba) beygelegt werde, ergehen durchs ganze Reich.

(*Die Fortſetzung folgt nächſtens.*)

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Hinrichs: Ξενοφῶντος Ἀνάβασις, *de expeditione Cyri minoris*. Curavit *F. H. Bothe*. 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Abſicht dieſer nützlichen Handausgabe iſt, das Leſen der Anabaſis auf Schulen zu befördern, die ſich, bey der groſsen Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit ihres Inhalts, durch den einfachſten hiſtoriſchen Stil, und durch eine glückliche, anmuthige Darſtellung empfiehlt. „In dem letzten Punkt, ſagt der Herausg., übertrifft dieſs Werk *Xenophons Hellenica*, ſo wie (meiner Meinung nach) durch Vermeidung langer Räſonnements, und ſichtbar moraliſcher oder politiſcher Beziehungen, ſowohl die *Kyropädie* als die *ſokratiſchen Denkwürdigkeiten*." Der Text iſt gröſstentheils nach *Zeune* (warum nicht nach *Weiske?*) abgedruckt, und in viele einzelne Abſchnitte mit deutſchen, die Erwartung erregenden, Ueberſchriften, zerlegt. *Zeune's* Wortregiſter, der Beſtimmung dieſer Ausgabe gemäſs, bald vermehrt bald verkürzt, iſt angehängt.

LITERATURGESCHICHTE.

1) (Angeblich) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeſchichte des Kaiſerl. Ruſſiſchen Etatsraths M. A. Weikard*. Nach ſeinem Tode zu leſen. 1802. IV u. 554 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) BREMEN, b. Seyffert: *Zimmermann's Verhältniſſe mit der Kaiſerin Katharina II. und mit dem Herrn Weikard*. Nebſt einer Anzahl Original-Briefe der Kaiſerin. Von *H. M. Marcard*, Leibmedicus zu Oldenburg und erſtem Arzte zu Pyrmont. 1803. XVIII u. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die zufällig verſpätete Anzeige von Nr. 1., der zweyten Autobiographie des Vfs., wurde bereits im J. 1802. entworfen, und ſie erſcheint hier, einige unbedeutende Veränderungen abgerechnet, wie ſie damals niedergeſchrieben wurde. Was Rec. (der mit dem Autobiographen nie in perſönlichen Verhältniſſen ſtand) über *Weikard* ſagte, als er noch lebte (er ſtarb am 25. Jul. 1803.), blieb unverändert.

Ueber

Ueber den sonderbaren Beysatz auf dem Titel: „Nach seinem Tode zu lesen," sucht der angebliche Herausg. den Vf. in dem kurzen Vorberichte auf eine — sollen wir sagen, sophistische, oder ironische? — Weise zu rechtfertigen. Zu der Aeusserung des sogenannten Herausg., wenn er sagt: „Uebrigens kann doch Niemand dem Verfasser absprechen, dass er in allen seinen Schriften und Unternehmungen meistens (?) suchte auf der Landstrasse zu bleiben, und immer seinem Axiom treu war: *Allzu klug ist dumm*," wird diese Autobiographie den besten Beweis oder Gegenbeweis liefern.

Der Vf. hat die wichtigeren Abschnitte seines Lebens mit Ueberschriften bezeichnet. Er beginnt mit: *Geburt, Knabenalter*. Nachdem über das Zufällige der Geburt und der Erziehung, über Regierungszwang und Glaubenszwang (wo auch der Menschenhandel der deutschen Fürsten gerügt wird), über katholischen Unterricht, den sein Vater und er selbst genossen, Verschiedenes beygebracht worden, erfährt man endlich, dass der Vf. „im J. 1742. am Ende Aprils zur Welt gekommen," (erst S. 389. bestimmter, dass er am 27. April geboren sey). Sein Geburtsort war das Dorf *Römershag* im Fuldaischen, eine kleine halbe Stunde von dem Kurorte Brückenau. Wie er zu dem Unglück gekommen sey, einen gekrümmten Rückgrat zu haben, und was es für Einfluss auf seine Schicksale hatte, wird hier erzählt. S. 12. heisst es: „Ich hatte schon als Kind den Fehler, der mir fast (?) immer geblieben, und oft sehr nachtheilig geworden ist, nämlich: ich war zu gut, freygebig, mittheilend. Man mag es Schwäche heissen." S. 43.: „Ich muss hier erinnern, dass eine gewisse Schüchternheit bey der *Weikard*'schen Familie war." Und S. 44.: „Aus Schüchternheit rührte auch zum Theil meine Vorliebe zur Einsamkeit." Hier, wie oft, eine Digression — über die *Schüchternheit*. Der Unparteylichkeit zu Liebe unterlässt Rec. nicht, zu bemerken, dass in einer solchen Digression (S. 61. 62.) der Vf. einen Ausfall auf die A. L. Z. thut. — *Säuglingsalter, Universitätsjahre*. Hier (S. 103. 104.) erzählt der Vf. u. a., wie ihn folgende Stelle: „„Wo „„haben Sie studirt? Sind Sie in Göttingen gewesen?„„ „So hatte man mich in meinem Leben sehr oft ge„fragt, und eben so oft in Verlegenheit gesetzt. — Von „der Zeit an habe ich allen Studirenden aus Leibes„kräften gerathen, wenn es nur irgend möglich wäre, „nach Göttingen zu gehen." — mit einem bekannten medicinischen Schriftsteller in Streitigkeit verwikkelte. — *Episode über das Heyrathen, oder ein Kapitel für jene, welche noch nicht geheyrathet sind*. In diesem Kapitel besonders fehlt es nicht an Paradoxieen, an schiefem Witze, an einer seltsamen Mischung des Ernsthaften mit dem Scherzhaften, über einen für die Menschheit sehr wichtigen Gegenstand; z. B. S. 123. heisst es: „Allemal thut es empfindlich wehe (wenn Eheleute durch den Tod getrennt werden), vielleicht just so, als wenn man sich an den Ellenbogen stösst, *welches* eine schmerzhafte, höchst unangenehme Empfindung ist, *welche* sich bis in die Fingerspitzen erstreckt, freylich aber bald vorüber ist. Für Weiber ist *aber* der Wittwenstand mit mehr Bitterkeit und Traurigkeit verbunden." Und S. 116.: „Ein rauher Mann, der eine würdige Frau misshandelt, wird bey ehrlichen Männern eben so widrigen Eindruck machen, als die an dem würdigen, allgemein geschätzten *Desaix* verübte Flegeley des englischen Obermatrosen *Keith*." (Flegeley ist ein Lieblingsausdruck des Vfs.) — *Medicinisch-praktische Laufbahn*. 1) *Physikat zu Brückenau*. 2) *Medicinisch-praktische Laufbahn in Fulda*. 3) *Laufbahn in Rußland*. 4) *Reise nach Cherson und Ausreise aus Rußland*. Dass nicht hier Manches vorkomme, was nicht nur in dem Leben eines Gelehrten überhaupt, sondern insbesondere auch eines Arztes, *denkwürdig* genannt werden könne; dass nicht diese Abschnitte vorzüglich auch interessante Beyträge zur Charakteristik der Höfe enthalten; dass nicht die erzählten Thatsachen wahr seyn sollten, wollen wir zwar nicht bezweifeln, da wir nicht das Gegentheil bezeugen können, und ihm gern glauben, wenn er S. 365. von sich selbst sagt: „Ich lüge nie; und wer mich genauer kennt, wird überzeugt seyn, dass ich nicht ein einziges verstelltes oder unwahres Wort geschrieben habe;" allein wir fragen doch, ob die Wahrheit in einem so derben oder platten Tone gesagt werden muss, dass man von *Schöpsen* spricht, von *Schafsköpfen*, von *Schafkopfsperioden*, von *Schafkopfszeiten*; von *schlechten Kerlen*, von *gesetzten, kernhaften, rohen Kerlen*, von *miserablen Kerlen*; von einem *alten Knaster, mit dem ein Physikat besetzt worden*, oder von *Schlingeln in Folio*? Fragen, ob die Wahrheit überall und unter allen Umständen gesagt werden muss? Fragen, ob nicht ein Schriftsteller, der gelesen, vielleicht viel gelesen wird, und der selbst oft versichert, es sey ihm nicht wenig daran gelegen, in einem günstigen Lichte zu erscheinen, die grosse Pflicht doppelt auf sich habe, durch keinerley Art von Renommisterey im Schreiben üble Eindrücke zu veranlassen, und mittelbar oder unmittelbar Schaden zu stiften? — Es folgt ein Abschnitt, betitelt: *Aufenthalt in Frankfurt, Maynz, Aachen*. Auch eine Reise nach *Holland*, mit der Prinzessin von *Holstein-Beck* oder *Baratinski*, in deren Beschreibung wohl nicht Alles *denkwürdig* seyn möchte. In diesem Abschnitte, wie öfters, Allotria, betreffend die politischen Begebenheiten damaliger Zeit. Auch hier wird polemisirt. S. 437. sind dem Vf. „Narren oder Engländer" Synonyma. Das gewöhnliche Beywort, womit er Engländer bezeichnet, ist „grob." In Aachen ist die Sittenlosigkeit in Ansehung der Luftdirnen gross; in Spaa etwas geringer. S. 440. ein Paar Beyspiele von Despotismus; das eine schauderhaft. S. 452. liefet man von dem „Jenenser Orakel, *Hufeland*;" wo zwey gleichnamige Gelehrte mit einander verwechselt sind. [In der Folge immer *Guarin* statt *Quarin* (Leibarzt in Wien); ingleichen *Hartenberg* st. *Hardenberg* (preussischer Minister); in der obigen Reise nach Holland immer *Hoppe* für *Hope*.] Dieser Abschn. ist unterzeichnet: „Geschrieben den 12. Junius 1801.," und zwar, wie man aus dem Vorhergehenden sieht, von *Heilbronn* aus, wo

Hr.

Hr. *W.* damals wohnte. — *Badekur*, *Fehden*. Die Kur wurde zu Baden im Badenſchen gebraucht. Bey Gelegenheit dieſer Kur manches Unbedeutende. Die *Fehden* betreffen beſonders des Vfs. Streitigkeiten wegen ſeiner Anhängigkeit an den Brownianismus, wo wir für das ewige Schimpfen ſelbſt in dem Schimpfen ſeiner Gegner keinen hinlänglichen Rechtfertigungsgrund finden, ob ihn gleich der Vf. zu Ende des *Nachtrages*, S. 554., darin finden will.

Nr. 2. hat Rec. mit einem peinlichen Gefühle geleſen. Muſs es nicht ein ſolches Gefühl erwecken, wenn man genöthigt iſt, ſich durch eine Menge Beſchuldigungen durchzuarbeiten, die der undankbare, äuſserſt heftige, cyniſche *Weikard* ſeinem Wohlthäter *Zimmermann* macht? einem *Z.*, der zwar auch ein Feuerkopf war, der aber bey der Fehde mit *Weik.* nicht nur als der beleidigte Theil erſcheint, ſondern auch bey weitem nicht in einem ſo entehrend leidenſchaftlichen Zuſtande, wie ſein Gegner, ſich darſtellt. Für jenes peinliche Gefühl indeſſen findet man eine ſehr angenehme Schadloshaltung in den angehängten *dreyſsig franzöſiſchen Briefen*, die *Katharina II.* und *Zimmermann* einander ſchrieben. Hr. *M.* hätte, wie er verſichert, die Zahl dieſer Briefe noch ſehr vermehren können: allein, um den Raum zu ſchonen, wählte er hauptſächlich diejenigen aus, welche zur Erläuterung der Verhältniſſe dienen, worin *Z.* mit der *Kaiſerin* ſtand, und die vorzüglich als Beweiſe von der Nichtigkeit der *Weikard*'ſchen Beſchuldigungen gegen *Z.* gebraucht werden können. Und in der That konnte Hr. *M.* kein zweckmäſsigeres Mittel wählen, um zu zeigen, wie ſehr *W.* in der Ausgabe ſeiner Autobiographie von 1802. ſeinem Freunde *Z.* Unrecht gethan; wie er dieſen ſeinen Wohlthäter eben ſo ſchnöde behandelt habe, als manchen andern Gelehrten, der das Unglück hatte, mit ihm in Streitigkeiten zu gerathen; wie ſehr er Thatſachen verunſtaltet und verdreht habe; wie unbeſchreiblich leidenſchaftlich und ſeiner ganz und gar nicht mächtig er geweſen ſey, ſo bald er ſich für beleidigt hielt, in welchem Falle er an dem präſumirten Beleidiger durchaus nichts Gutes mehr wollte gelten laſſen, ſondern ihn als einen Inbegriff moraliſcher und intellectueller Schlechtigkeit betrachtete. Wie verdächtig hierdurch die in Nr. 1. aus S. 365. der *Weikard*'ſchen *Lebensgeſchichte* angeführten Verſicherungen *W's* von ſeiner Wahrheitsliebe werden, brauchen wir nicht zu erinnern.

Aus den geiſtreichen Briefen der *Kaiſerin* theilten wir gern etwas mit: aber, wie viel müſsten wir da abſchreiben! Sie machen der Güte ihres Herzens eben ſo viel Ehre, als ihrem Verſtande. Und in *Z's Briefen* wird man ebenfalls den Mann von Geiſt nicht verkennen, ſo wie auch ſein Herz in einem vortheilhaften Lichte erſcheint. Folgende köſtliche Worte jedoch, die den Inhalt eines Zettelchens ausmachten, welches die *Kaiſerin* einigen polemiſchen Blättern, die ihr *W.* einſt zugeſchickt hatte, bey ihrer Zurückſendung beylegte, können wir nicht umhin, den Leſern mitzutheilen. Sie lauten alſo: „Die Herren Gelehrten thäten wohl, wenn ſie das Zanken und Schelten beyſeiten laſſen wollten. Denn dabey iſt wenig Ehre zu verdienen." Schade nur, daſs die Gelehrten ſo oft Veranlaſſung finden, manchen Regenten, bey deren Fehden obendrein Menſchenwerth und Menſchenleben ſo ſehr gefährdet werden, etwas Aehnliches zuzurufen.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Pirna*, in d. Verlagsh.: *Gründlicher und vollſtändiger Unterricht, auf die kürzeſte und leichteſte Art die beſten Aquavite, Liqueure und gebrannten Waſſer ohne groſse Koſten ſelbſt zu fabriciren, als Breslauer, Danziger, Perſico, Zimmtwaſſer und andere Sorten mehr.* Nebſt einem untrüglichen Mittel, den Branntwein deſſen Liebhabern gänzlich abzugewöhnen, und einer kurzen Anweiſung, Bier, Eſſig, Punſch, Biſchoff, Chocolade und andere Sachen mehr zu verfertigen. Auf vieljährige Erfahrungen gegründet, herausgegeben von *C. A. Beſtke.* Ohne Jahrzahl. (1803.) 102 S. 8. (8 gr.) — Dieſer Unterricht giebt zuvörderſt eine Anweiſung, den gemeinen Getreidebranntwein zu bereiten, was auf dem langen Titel nicht einmal angezeigt iſt. Die Anweiſung erſtreckt ſich aber nur auf ½ Dresd. Schffl. Getreide, alſo auf Sudel-Brennereyen, durch die nur Getreide und Holz verſchwendet, und dem Brenner faule Tage verſchafft werden; Brennereyen, die billig von den Regierungen gar nicht geſtattet werden ſollten, da ſie nie den Vortheil der groſsen Brennereyen gewähren, weil die Koſten an Feuerung, Hefe und Zeitverluſt ſich bey einer kleinen faſt eben ſo hoch belaufen, als bey einer groſsen Brennerey; oder der Ertrag an Branntwein iſt bey einer kleinen Brennerey nach Verhältniſs geringer, als bey einer groſsen. Unſer Vf. beſtimmt auf 1 Dresd. Schffl. Roggen 21 — 30 Kannen Branntwein; — dieſs iſt unrichtig, 40 Kannen muſs der Regel nach ein Scheffel geben. — Wie weit ſich aber die Kenntniſs des Vfs. in der Bereitung des Getreide-Branntweins erſtreckt, ſieht man aus ſeiner Forderung: das zum Branntwein zu nehmende Waſſer, wenn etwas ordentliches dabey herauskommen ſolle, müſſe einen innerlichen *Spiritum* haben. Auch empfiehlt er, zur beſſern Gährung der Meiſche, wenn ſie nicht recht ſäuern wolle, Sauerteig hinzuzuthun. Welcher Unſinn! — Zum Färben des Branntweins nimmt er unter andern auch braunes Braſilienholz, Blauſpähne; zur grünen Farbe, den Samen vom Weizenacker; was ſoll das ſeyn? zu Cramoiſi, *Amarantum paxifer*, ſoll heiſsen: *Amaranthus baccifer*, oder richtiger: *Phytolacca decandra Linn.* Aus allem dieſem wird man dieſe Anweiſung ſchon beurtheilen können. Die Aquavit-Recepte ſind aus andern Schriften zuſammengetragen, und ſind eben ſo entbehrlich, wie jene Anweiſung. Um den Branntwein abzugewöhnen, ſoll man 3 Gran Brechweinſtein in einer Portion Branntwein auflöſen, und dieſes etliche Mal wiederholen. Zum Schluſs lehrt der Vf. auch die Bierbrauerey aus Getreide, fertigt aber dieſe ganze Kunſt, von der ſo viel zu ſagen iſt, auf zwey Seiten ab.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Februar 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Adamſon: *König Oedipus.* Eine Tragödie des *Sophokles*, in den Versmaſsen des Originals, aus dem Griechiſchen überſetzt. 118 S. 8.

Es iſt nicht zu läugnen, daſs von den vier Verſuchen einer metriſchen Ueberſetzung des Sophokles, die wir beynahe zu gleicher Zeit erhalten haben, der gegenwärtige eines Ungenannten den Anforderungen, die man gegenwärtig an einen Dolmetſcher der alten Meiſterwerke der klaſſiſchen Literatur zu machen berechtigt iſt, noch am eheſten Genüge thut, wenn ſchon auch dieſer hinter dem Ideal, das ſeinem Urheber gewiſs lebhaft vorſchwebte, noch ziemlich zurückbleibt. Offenbar hat der Vf., mit den Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe nicht unbekannt, und von Grundſätzen ausgehend, dabey ausgerüſtet mit gehöriger Sprachkenntniſs, mit Geiſt und Gefühl und einem feſten Zwecke gearbeitet. Er giebt uns darüber in dem Vorberichte Rechenſchaft. In das Geſetz, ſagt er S. VII daſs die Form ſtreng nachgebildet werden müſſe, ſtimme ich vollkommen überein: „Aber es ſcheint, als wollte dieſe Seite anfangen, die Ueberhand zu gewinnen. Dieſs wünſchte ich am wenigſten an Sophokles zu erleben, für deſſen Geiſt und Ausdruck man eben ſo leicht zu viel, als zu wenig thun kann."

Wirklich hat Hr. *Aſt*, deſſen Ueberſetzung allein mit dieſer des Ungenannten verglichen zu werden verdient, da ſie von Seiten der Sprachkenntniſs und Treue nicht wenig geleiſtet hat, über dem Beſtreben, den Buchſtaben treu zu geben, oft Geiſt und Ausdruck des groſsen Griechen vernachläſſiget. Die letzte Seite iſt es auch, von der die neue Verdeutſchung den Preis vor jener behauptet. Der Ausdruck iſt würdiger und edler, und dem Genius des Griechen mehr annähernd. Zwar bleiben auch hier noch manche Wünſche, die der Fleiſs des Vfs. gewiſs bey einer Ueberarbeitung zu befriedigen im Stande ſeyn wird, zurück. Wer indeſs die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens kennt, wird des bereits geleiſteten ſich freuen, und von den Fehlern zugleich mit Achtung gegen das Talent des Vfs. ſprechen. Als Proben glücklichen und geiſtvollen Ausdruckes heben wir folgende Stellen aus: wir wählen gleich aus der Eingangsſcene die Rede des Prieſters:

O Oedipos, Machthaber meines Vaterlands
Du ſiehſt, *wie alt wir ſitzend* und verſammelt ſind
Um deinen Altar, jene, die nicht allzu weit
Schon fliegen mögen; jene, vom Greisalter ſchwer,
Die Prieſter, ich des Zevs, und dort der Jünglinge
Auswahl. Es ſitzt die andre Schaar Bezweigeter
Auf dem Markt verſammelt, vor der Pallas doppelter
Wohnung und an Iſmenos ſeheriſchem Herd.
Die Stadt ja, wie du ſelber auch anſchauteſt, *ſehr*
Umkämpft der Meerſturm, vorzutauchen ſtrebt bereits
Umſonſt ihr Haupt aus Tiefen blutgen Wogenſchwalls,
Hinſchwindend mit den Keimen reicher Erdenfrucht,
Hinſchwindend mit Viehherden, ungeſegneter
Geburt der Weiber; auch der feuervolle Gott
Treibt mit Verfolgung, *grauſe Seuche*, dieſe Stadt,
Von dem geleert wird Kadmos Herrſcherhaus und von
Wehklag und Angſtſchrey Hades ſchwarzes Reich erfüllt.
Den Göttern nun dich *nimmer gleich anſehend, ich*
Noch dieſe Kinder, ſitzen wir an deinem Herd,
Jedoch der Männer Erſten in des Lebens Gang
Erachtend, und in gottgeſandten Fügungen,
Der aufgelöſet zu des Kadmos Stadt gelangt,
Den Zins der grauſen Sängrin, den wir dargereicht,
Und das von niemand *unſrer* je zuvor belehrt,
Noch durch Erkundung; nur mit Gott beyſtand allein,
So ſagt und glaubt man, haſt du uns empor gelenkt,
Nun, o vor allen, Oedipus gewaltig Haupt,
Umflehn wir dich nur, alle zu dir hingewandt,
Daſs du erſinneſt Hülfe, wenn von Göttern wo
Ausſpruch du hörteſt, oder auch von Menſchen Rath.
Denn ſtets Erfahrungsreichen ſehn wir ja zu meiſt
Aufblühn den Ausgang ihrer Rathsverkündungen.
Auf, o des Volkes Hort, erheb' uns wiederum.
Auf hilf mit Vorſicht: Wie dich auch ſchon dieſes Land
Errretter ausrühmt um den dargereichten Schutz!
Doch dieſer Herrſchaft nimmermehr gedenken wir,
Erſt hergeſtellt zwar, doch ſodann zurückgeſtürzt.
Nein, unzerrüttbar nun erheb' uns wiederum.
Mit gutem Vogelfluge ſchon gewährteſt du
Einſt uns Erlöſung: Solchem gleich erſcheine nun.
Denn, wenn du herrſcheſt ob dem Lande, wie bisher,
Iſts menſchenreich wohl ſchöner dir als ausgeleert;
Denn nichts iſt wahrlich weder Feſtung, weder Schiff,
Geleert von Mannſchaft, unbewohnbar innerhalb.

Schritt und Klang des hohen Sophokleiſchen Kothurns iſt in dieſen Verſen, wie uns dünkt, meiſt glücklich erfaſst: Nur fürchten wir, in den curſiv gedruckten Zeilen möchte die den Worten zu ſehr ſich anſchmiegende Treue auf Koſten des Genius unſrer Sprache und der Verſtändlichkeit wahrzunehmen ſeyn. Z. B. ηλικοι προσημεθα (von welcherley Alter) wird doch durch: *wie alt wir ſitzend*, nicht gut ausgedrückt. Hr. *Aſt* hat dieſe Bedeutung, die wegen des folgenden nicht wohl verwiſcht werden darf, umgangen: dafür iſt ſeine Ueberſetzung hier wirklich auch weniger hart.

Du ſiehſt, Beherrſcher meines Landes Oedipus
Die Schaar des Volkes, welch' an deinem Opferherd
Hier ſitzet — —

Die Verſetzung im 9ten und 10ten Vers iſt offenbar auch, wenigſtens für unſre Ohren, zu hart, ſo wie im 15ten die Auslaſſung des Artikels *die*. Eben dieſs gilt von der angezeichneten Wendung im 18ten und 19ten v. Hr. *Aſt* giebt jene Stellen ſo:

Denn, wie du ſelbſt ſiehſt, ſchwankt die Stadt in heftiger
Erſchütterung jetzt, daſs nicht ihr Haupt ſie mehr vermag
Empor zu heben aus dem *Schlund* der blutgen Fluth.
Sie geht zu Grunde mit des Landes blühnder Saat,
Zu Grunde mit der Rinder Zucht und mit des Weibs
Unzeitiger *Nachkunft*: denn der flammenwilde Gott,
Die grauſe Peſt, ſtürzt auf die Stadt und mordet ſie.
So wird geleert das Kadmoshaus, und reich gefüllt
Der ſchwarze Hades mit Geſeufz und Klageſchrey:
Wir ſitzen jetzt an deinem Heerd', und ſchätz' ich auch
Mit dieſem Volk dich einen Gott nicht gleich, doch biſt
Du unter uns der erſte Mann im Ungemach
Des Lebens, wie beym Misgeſchick von Götterhand, u. ſ. w.

Der Leſer wird finden: Dieſe Ueberſetzung ſteht an Kraft des Tons und Würde des Ausdrucks im Ganzen genommen der des Ungenannten nach: Beſonders iſt *Nachkunft* (τοκοι) in dieſem Sinne gegen den Sprachgebrauch, und Schlund (σαλος) gegen die eigentliche Bedeutung des griechiſchen Worts: aber die an jener gerügte Härten, wenn ſchon Hr. *Aſt* ſonſt von andern nicht frey iſt, wohin z. E. ſeine ſo häufigen Zuſammenziehungen gehören: *gewähr'n*, *hör'n*, *eil'n* u. ſ. w. wie in folgendem Verſe.

Was drängt euch, mir zu dieſen Sitzen herzueil'n
Oedipus. I. Scene, 2.

findet man doch hier nicht. Man ſieht übrigens aus der angeführten Probe, daſs der Vf. auch auf das Sylbenmaſs viele Sorgfalt gewendet, und dabey die Regeln derjenigen, die als Meiſter geachtet zu werden verdienen, befolgt. Nur in den Chören wich er in einigen Stellen von dem Original ab, da es unſrer Sprache doch nicht möglich iſt, eine ſolche Reihe von kurzen Sylben auf einander folgen zu laſſen, und eine zu ängſtliche Nachbildung hier, wie die Erfahrung lehrt, immer den peinlichſten Ohrenzwang nach ſich zieht. So iſt z. B. die Antiſtrophe S. 896 etc. ſo gegeben:

— ουκ ἐτι τον αθικτον εἰμι —
— — — —
Nie ferne dem heiligen Mittel
Nah' der Erde verehrend *ich*,
Noch je der Abaier Tempel
Noch dazu Olympia
Wenn ſolches ſich augenſcheinlich
Nicht zuſamt den Menſchen zeigt.
Doch dir, Gewaltger, wenn man recht dich anruft,
Zevs Weltregent ſeyn nicht verhüllt,
Noch deiner ſtets endloſen heiligen Herrſchaft
Vernichtend ſchon Laios
Verjährt Orakel, ſtöſst
Es aus die Menſchheit: nimmermehr
Glänzt noch Apollon hoch verehrt!
Hinſinket die Gottheit.

Da der Vf. doch von dem Metrum des Originals etwas nachlaſſen muſste: ſo hätte wohl noch mehr nachgelaſſen werden können, um deutſche Ohren noch beſſer zu befriedigen, als ſie hier befriediget werden. Einige Stellen ſind gar zu proſaiſch, andre zu rauh, und wie der Vf.:

φθινοντα γαρ Λαιου
Παλαια θεσφατ' — ἐξ —
αιρουσιν ηδη — —

geben konnte,

Vernichtend ſchon Laios
Verjährt Orakel, ſtöſst
Es aus die Menſchheit,

ſehen wir nicht ein: Wir würden es ſo überſetzen:

Schon ja verwelket, es dräut zu nichts zu
Werden der alte Spruch an Lajos;
Kündlich erliſcht ſchon Apollos Ehr',
Und das Heilge ſinket.

Vielleicht wären auch in ὀρᾳ' ακουεις die gewöhnlichere Auslegung „*wenn du recht höreſt*," vorzuziehn.

(Nun Gewaltiger, wenn dein Ohr recht höret,
Zevs, Allherrſchender, nicht verborgen bleib' es
Dir und deiner unvergänglichen Macht nicht.)

Deutlicher wenigſtens, wenn wegen einer ähnlichen Homeriſchen Stelle Il. α. 540. die Erklärung, *wenn du recht ſo genennet* wirſt, Vorzug verdient, wäre die Ueberſetzung, wenn man dich mit Recht verehret, denn ſonſt ſchlieſst der Satz eine Zweydeutigkeit ein, und man kann es auch nehmen für: *wenn man dich richtig verehret*, was gegen den Zuſammenhang iſt. — Sonſt hat der Vf. den *Brunkiſchen* Text zu Grunde gelegt, und auf die wenigen Veränderungen *Herrmanns* in dieſer Tragödie darum noch nicht Rückſicht nehmen wollen, weil er ſie noch nicht genug geprüft zu haben glaubte. In den jambiſchen Trimetern hat er ſtatt der Tribrachen und Daktylen zuweilen Anapäſten geſetzt, aber ſich ſorgfältig gehütet, dieſe in die gleichen Stellen zu bringen. Er hat ferner das Muſter des *Voſſiſchen* deutſchen Homers bey ſeiner Nachbildung vor Augen gehabt, und ſich beſtrebt homeriſch zu ſeyn, wie Sophokles es ſelbſt iſt. Die griechiſchen Namen hat er ſich die Freyheit genommen zuweilen nach ihrer Quantität zu kandiren: z. B. v. 300.:

O alles ſchauend Tireſias, Verkündliches
Unſägliches auch u. ſ. w.

Eben ſo mit Mĕrŏpe, Pŏlybŏs. Er beruft ſich dabey auf *Voſſens* und *Schlegels* Autorität. Rec. zweifelt indeſs, ob *Voſs* ſeinen Grundſätzen zufolge (ſ. *Zeitmeſſung der deutſchen Sprache* S. 19.) Pŏlybŏs und Mĕrŏpe ſich würde erlaubt haben. Von Seiten neuer Erklärungen oder kritiſcher Verbeſſerungen fanden wir nur weniges. v. 541. lieſt der Vf. nach der Verbeſſerung eines nicht genannten Kritikers πλουτου ſtatt πληθους.

Ik

Iſt nicht dein Streben thöricht, voll Vermeſſenheit,
Ganz ohne Reichthum, ohne Freunde die Gewalt
Zu *jagen*, die durch Volk und Gold gefangen wird.

Die Lesart giebt, man muſs es geſtehen, wegen des letzten Gliedes *durch Volk und Gold*, einen paſſenderen Sinn; S. 616. lieſt der Vf. wieder für:

καλως ἑλεξεν ενλαβουμενω πεσειν
αναξ —

nach der Verbeſſerung eines Kritikers:

ἐυλαβου μενει πεσειν.

Schaue, daſs nicht Zorn dich ſtürzt. Die Lesart iſt ſcharfſinnig, aber ſie ſcheint unnöthig. Auch ſcheint die feinere indirecte Warnung an den König in der gangbaren Lesart mehr Sophokleiſch zu ſeyn, als dieſe minder feine geradezu fahrende in der vom Vf. benutzten.

LEIPZIG, im Induſtrie-Comptoir: *Verſuch einer Aeſthetik der Toilette*, oder Winke für Damen, ſich nach den Grundregeln der Malerey geſchmackvoll zu kleiden. Herausgegeben von *Ernſt Müller* und *F. G. Baumgärtner*. 142 S. 8. Mit 18 bunten und ſchwarzen Kupfern.

Ein Zeitalter, wie das unſrige, das über der Beachtung der äuſseren Formen ſo oft den inneren Gehalt überſieht, und das daneben ſo reich an Kunſt-Theorien und Bücher-Speculationen überhaupt iſt, hat ja wohl auch einen Verſuch einer Aeſthetik der Toilette hervorbringen müſſen! Ob daher gleich keine Jahrzahl auf dem Titel zu ſehen iſt, und ſich dieſs Werk daher in Reihe und Glied mit den Schriften „*gedruckt in dieſem Jahre*" ſtellt: ſo wird ihm doch ein ſcharfſichtiger Literator, der mit unſerem Zeitalter Beſcheid weiſs, auch ohne andere Data, immer ziemlich richtig ſein Geburtsjahr anweiſen können. Rec. iſt alſo auch weit entfernt davon, mit den Herausgebern über die Idee zu dieſem Buche und über die Ausführbarkeit derſelben zu ſtreiten, da, nach ſeiner Anſicht, der Geiſt der Zeit ſie trieb, mit dieſem Buche die hülfsbedürftige Damenwelt zu beſchenken, und ſie alſo nun als Werkzeuge einer höheren Macht anzuſehen und zu bedauern ſind. Bey voller Freyheit und Unbefangenheit des Geiſtes würde es ihnen vielleicht eingeleuchtet haben, daſs eine Kunſt, wie die Putzkunſt, wegen ihrer ewigen Abhängigkeit von Convention, Laune und Mode, feſten Grundſätzen und Regeln nur ſelten gehorchen kann und will; daſs in einer Angelegenheit, wo faſt nie die beſonnene Ueberlegung, ſondern meiſtens nur der augenblickliche Einfall einer entfernten Tonangeberin entſcheidet, die Theorie, je breiter und wichtiger ſie ſich macht, um ſo weniger beachtet und befolgt wird; und daſs ein Buch, das halb weiſe und halb galant ſeyn will, und an ſeine 142 Seiten Text 18 ſolche bunte und ſchwarze Kupferblätter ſchlieſst, wie das gegenwärtige, von der galanten Damenwelt als zu ſchwerfällig, und von ernſthaften Richtern, als bunte, auf den Kauf gemachte Waare, zur Seite geſchoben werden wird. — Rec. unterſchreibt gern einige der hier aufgeſtellten allgemeineren Grundſätze als wahr; aber das Detail der weitläuftigeren Ausführung hält er weder für geordnet und gründlich genug, noch für zweckmäſsig; und er zweifelt, daſs dieſer Verſuch einer Aeſthetik der Toilette auf die Toiletten ſelbſt einen beſonderen Einfluſs haben werde. Allgemeine, echte Geſchmacksbildung kann allein geſchmackvolle Bekleidungen ſichern. So lange wir aber jene noch nicht haben, werden wir in dieſen immer ein unſicheres Schwanken von Extrem zu Extrem ſehen, das ſich nur zufällig manchmal, eben wenn es die Mode ſo will, auch dem wahrhaft Schönen nähert.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Poetiſche Fragmente*, von *Tian*. 1805. 221 S. 8. (20 gr.)

Dieſes Bändchen enthält zwey dramatiſche Skizzen von ungleichem Werthe, und einige Romanzen von gleichem Unwerth. Der Vf. iſt nicht ohne Talente, wovon manche ſeiner Producte, die Rec. in Taſchenbüchern und Journalen geleſen zu haben ſich erinnert, Beweiſe geben. Aber der unſelige Hang zur empfindſamen Myſtik, die man bey einer groſsen Menge junger Schriftſteller jetzt trifft, ſcheint auch bey unſerem Vf. noch vorherrſchend zu ſeyn. Schwerlich würde er ſonſt ſolche Verſe dichten:

Was iſt die Herrlichkeit der Welt,
Und *aller* (?), was dem Sinn gefällt —
Ich will ihm froh entſagen. (?)
Die irrdiſche Kette fällt von mir,
Und Jeſu, nur zu dir, zu dir
Will ich mein Sehnen tragen.

Das Fragment des Dramas: Hildgund, iſt nicht in dieſem Geſchmack gearbeitet, und läſst uns hoffen, daſs der Vf. zu dem wahren und reinen Ideal vielleicht zurückkommen werde. Doch es läſst ſich aus dieſem kleinen Bruchſtück von dem Ganzen noch nicht urtheilen. Das zweyte Drama, der Prophet von Mekka, iſt von weit geringerm Werth. Unter andern läſst ſich Mahomed ſo vernehmen:

Mein doppeltes Leben knüpft mich *theilweiſe* an das Geſchäft der Welt, und *theilweiſe* an das Ueberirrdiſche. Wenn die Geſtirne um Mitternacht hoch über meinem Scheitel ſtehen, ſo fallen mit ihren ſenkrechten Stralen allerley *wunderliche Lichter* in meine Seele u. ſ. w.

Die eingemiſchten Chöre werfen übrigens wirklich ein wunderliches Licht in dieſes Drama!

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Früchte des Aſiatiſchen Geiſtes*. Von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnaſiums zu Herford (gegenwärtig Lehrer am Gymnaſium zu Oldenburg).

burg). *Zwey* Theile. 1803. 420 S. und 397 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Dieſe Schrift macht keine Anſprüche auf wiſſenſchaftlichen Werth. Sie iſt blofs für Dilettanten geſchrieben, und will dieſe dadurch, dafs ſie ihnen ein anſchauliches Gemälde von der eignen Denk- Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe der Aſiaten zu entwerfen bemüht iſt, nicht nur ergetzen, ſondern auch belehren. Dieſen Zweck kann ſie ſchon erreichen, wenigſtens wird es keinen Leſer gereuen, dieſen Früchten einige Stunden der Muſse geſchenkt zu haben. Hr. *H.* hat ſich ſchon durch andere Arbeiten als einen guten Kenner der orientaliſchen Sprachen und als einen geſchmackvollen Bearbeiter der Denkmäler des orientaliſchen Geiſtes gezeigt: ſo dafs man ihm alſo auch hier ſchon im voraus eine gute Auswahl, Treue in der Ueberſetzung und gefällige Einkleidung zutrauen darf. Die meiſten Stücke in dieſer Sammlung gehören *Indien* an, und ſind nach dem Engliſchen eines *Jones*, *Dalrymple* u. a. bearbeitet. Blofs von der erſten Erzählung Theil 1.: *Duſchwanta und Sakuntala* ſagt der Vf., dafs ſie aus *Dalrymple's Oriental Repertory* Vol. *II.* Nr. 3. London 1794. (einem ſehr ſeltenen Werke, wovon nur 160 Exemplare abgedruckt wurden) genommen ſey. „Woher ich, heifst es Th. *I.* S. IV. den Stoff zu den übrigen echt - morgenländiſchen Dichtungen geborgt habe, wird der gelehrte Orientaliſt leicht errathen, und der blofse Dilettant nicht zu wiſſen verlangen."

Wir glauben bey einer ſolchen Sammlung nichts weiter thun zu können, als dafs wir einige Proben, ſowohl von dem mannichfaltigen Inhalt, als von der Behandlungsart des Vfs. ausheben. Th. *I.* S. 65. ſagt *Sakuntala:* „Die Berührung eines Kindes, welches in unſeren Armen liegt, iſt weit ſüſser als die Berührung ſchöner Kleider, oder Frauenzimmer, oder Waſſers. Der Brahman iſt der erſte unter den Zweyfüſsigen, die Kuh iſt die erſte unter den Vierfüſsigen; der Guru, (d. h. der Brahman, der alle heiligen, vom Geſetz vorgeſchriebenen, Gebräuche bey der Empfängniſs, Geburt u. ſ. w. beobachtet) unſer geiſtiger Führer, verdient vor allen andern Menſchen verehrt zu werden; aber die Berührung eines Kindes läſst alle andern Gefühle weit hinter ſich zurück." Der Ueberſetzer hat hierbey folgende Anmerkung (dergleichen er zuweilen, wiewohl ſparſamer als man wünſcht, mittheilt): Ich erinere mich nicht, eine ähnliche Bemerkung angetroffen zu haben; aber die Wahrheit und Richtigkeit dieſer Beobachtung, die einen natürlichen Zug menſchlicher Gefühle ausdrückt, iſt ſehr einleuchtend." Theil *I.* S. 384.: „*Abu Newas*, der durch ſeine ſchwänkevollen Einfälle ſo berühmt iſt, fing, wie er eines Tages einen trunkenen Menſchen erblickte, herzlich an zu lachen, und ſchien ſehr erſtaunt. „Warum lachſt du? fragte ihn jemand. Biſt du nicht alle Tage, wie Er?" „Bey meiner Treue, antwortete er, ich hatte noch nie einen Menſchen in dieſem Zuſtande geſehen: denn ich berauſche mich vor allen und erhalte den Gebrauch meiner Vernunft erſt nach andern wieder." — Eben derſelbe hatte bey Gelegenheit einer Schmauſerey ein Glas in der Hand. Zu ſeiner Rechten einen Kamm friſcher Trauben; und zu ſeiner Linken eine Hand voll Roſinen. So oft er trank, aſs er eine Beere von der *friſchen* Traube und eine Beere von den Roſinen. Man fragte ihn um die Urſache dieſes ſonderbaren Benehmens. „Dieſs iſt, entgegnete er, das Bild der Dreyeinigkeit, der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt." Rec. hätte gewünſcht, dafs die Quelle dieſer Anekdote angeführt wäre.

Im *zweyten* Theile ſind auch einige poetiſche Stücke mitgetheilt, die aber meiſtens in Proſa überſetzt ſind, obgleich die Zeilen abgerückt wie Verſe ausſehen. Die Ueberſchrift „*Sonnett*," welche einigen längern Gedichten gegeben iſt, will nicht recht paſſen. Folgende Ode von *Hafiz* S. 314—315. verdient Auszeichnung:

Ohne Mädchen und ohne Becher iſt die Roſe,
Oder der muntere Frühling freudenleer.
Ohne der Lerche lieblichen Geſang iſt der Hain,
Und der bunte Garten freudenleer.
Ohne die Tulpen- Wangige iſt die Blume,
Und die wallende Fichte freudenleer.
Selbſt Zucker-triefende Lippen haben keinen Werth,
Fehlt ein Kuſs, der Freude verleiht.
Wein und Roſenlauben ergötzen; doch ſind ſie,
Ohne unſere Liebe, freudenleer.
Ohne die Gluth lebendiger Reitze,
Iſt die Kunſt des Mahlers freudenleer.
Hafiz! Dein Leben iſt eine verächtliche Münze,
Die bey Feyerlichkeiten keine Freude gewährt.

Dem Stil des Ueberſetzers fehlt zuweilen die Feile. Theil *II.* S. 267. heifst es: „Was verlangſt du von mir, fragte er den ſchmeichelnden Dichter, der Prachtliebende Khalif?" Es ſoll heifsen: fragte der prachtliebende Chaliphe den ſchmeichelnden Dichter. Aehnliche Nachläſſigkeiten kommen hin und wieder vor. S. 262. Z. 5. muſs es *Barmeciden* ſtatt Barmeniden heifsen. Druck und Papier ſind vorzüglich gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. März 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

HELMSTÄDT, bey Fleckeisen: *Bemerkungen über die deutsche Sprache.* Eine Vorarbeit zu einer kritischen Grammatik der hochdeutschen Sprache, von *J. H. P. Seidenstücker*, Rector des Gymnasiums zu Lippstadt. 1804. VIII u. 213 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist aus zwey Programmen erwachsen, denen der Vf. ohne Zweifel in der gegenwärtigen Gestalt ein gröfseres Publikum verschaffen wollte. Wirklich verdienen sie auch dasselbe, da der Vf. zu unsern denkenden besseren Sprachforschern gehört, ob man gleich nicht allen seinen Bemerkungen beypflichten kann. Er selbst wünscht in der Vorrede eine unparteyische gründliche Prüfung derselben, um davon zum Behufe seiner herauszugebenden kritischen Grammatik der hochdeutschen Sprache, welche auch auf dem Titel des obigen Buches erwähnt ist, Gebrauch machen zu können. Da aber der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, alle Bemerkungen zu würdigen, so hebt Rec. einige aus, die ihm wichtiger als die übrigen schienen, um darüber sein Urtheil zu sagen. Vor allen andern beschäftigte den Rec. die kleine voranstehende Abhandlung, unter der Ueberschrift: *Er war — er ist gewesen.* Sie enthält eine *neue Theorie der Temporum* eines Verbi, besonders des Unterschiedes zwischen dem deutschen *Imperfecto* und *Perfecto*, und verdient schon deswegen alle Aufmerksamkeit. Damit aber der Leser in den Stand gesetzt werde, selbst urtheilen zu können: so gehe die Gedankenfolge des Vfs. voraus, und zwar, so viel als möglich, mit dessen eigenen Worten.

„Man hat bisher den Unterschied der Temporum eines Verbi an der *Zeitlinie* zu bestimmen gesucht, aber mit welchem Erfolge, liegt am Tage. Ich will daher diesen Weg verlassen, und die Gränzscheidung nach dem *Raume* versuchen. Alles was in der Erfahrung *ist*, und *geschieht*, ist und geschieht im Raume, und zwar jedes Einzelne, in einem bestimmten, beschränkten Raume. Unser Verhältnifs gegen diesen beschränkten Raum, ist entweder *einschliefsend*, oder *ausschliefsend*, d. i. wir befinden uns entweder *innerhalb* des Raumes, in welchem etwas vorgeht, oder wir befinden uns *aufserhalb* desselben. Im *ersten* Falle müssen wir (hier blofs in Rücksicht auf das deutsche *Imperfectum* und *Perfectum*), wenn wir von dem, was in dem beschränkten Raume vorgefallen ist, sprechen wollen, das *Imperfectum*, im *zweyten* Falle das *Perfectum* gebrauchen. Die Beschränkung und Begränzung dieses Raumes hängt aber von dem Ein- oder Ausschliefsungsverhältnisse ab, welches zwischen dem, welcher erzählt, und dem, welchem erzählt wird, Statt findet. Der eine befindet sich in einem gewissen Raume, so fern ein anderer aufser demselben ist, und beide befinden sich wieder in einem und demselben; aber ausgedehnterem Raume, so fern ein Dritter wieder aufserhalb dieses ausgedehnteren Raumes ist. Z. B: Es stirbt ein Fürst. Der Kammerdiener ist bey dem sterbenden Fürsten. Jener spricht den andern Tag mit einigen Hofleuten von dem Fürsten und sagt: Der Fürst *starb* sehr sanft. Diese Hofleute sprechen mit andern Hofleuten und sagen: Der Fürst *ist* sehr sanft *gestorben*. Die Hofleute gehen vom Schlosse in die Stadt, und sagen zu einigen Bürgern: gestern *starb* unser Fürst. Diese Bürger erzählen andern Bürgern: gestern *ist* unser Fürst *gestorben*. Eben diese Bürger schreiben ihren auswärtigen Bekannten: gestern *starb* unser Fürst u. s. w. Aus diesem Beyspiele sieht man, dafs dieselben Personen ihre Nachricht bald im Imperfecto bald im Perfecto erzählen, wovon der Grund nicht die Vergangenheit eines Punktes in der grofsen Zeitlinie, sondern die verschiedene Begränzung des *Raumes* ist, welcher die Handlung oder die Begebenheit einschliefst." —

Um die Frage zu beantworten, ob der Unterschied der *Temporum* eines Verbi vermittelst der *Zeit* oder des *Raumes* zu bestimmen sey, kommt alles; wie man dem Rec. leicht einräumen wird, auf richtige Begriffe sowohl von dem *Tempus* eines Verbi, als auch von *Zeit* und *Raum* an. Hätte sich der Vf. diese Begriffe mehr verdeutlicht, so würde er keinen Fehlgriff gethan haben. Das *Tempus eines Verbi* nämlich ist diejenige *Form* desselben, vermittelst welcher der Begriff, den man durch ein Verbum bezeichnet, nach der *Zeitfolge* dargestellt wird. Schon der Begriff an und für sich, den man durch ein Verbum bezeichnet, indem nur entweder ein *Zustand* oder eine *Handlung* der Gegenstand eines Verbi seyn kann, ist blofs in der *Zeitvorstellung* möglich. Denn jeder *Zustand*, und jede *Handlung* ist etwas, das nur als etwas *Successives* gedacht werden kann. Selbst der Begriff von dem einfachsten Zustande: *ich bin*, schliefst etwas Successives oder Fortschreitendes in sich. Nun aber ist ja die *Zeit* nichts anders als die Form der innern Anschauung, durch welche uns sinnliche Dinge als *successive* oder *nach einander* kommende Erscheinungen gegeben werden, und die *Zeitfolge* stellen wir uns daher als eine ins Unendliche fortgehende Linie vor, welche aus *nach einander kommenden* Theilen besteht.

Der *Raum* hingegen ist die Form der äufsern Anschauung, durch welche uns sinnliche Dinge, als *neben einander vorgehende* Erscheinungen gegeben werden. Soll also der Unterschied der Temporum eines Verbi bestimmt werden: so mufs dieſs vermittelst der *Zeit*, nicht aber vermittelst des *Raumes* geschehen. Unser Vf. selbst sagt im Anfange seiner obigen Erklärung: „alles was in der (äufsern) Erfahrung *ist* und *geschieht, ist* und *geschieht* im Raume;" der Begriff aber von diesem *Seyn* und *Geschehen* ist ja die Hauptsache, von welcher man bey der Bestimmung sowohl eines *Verbum* als eines *Tempus* desselben ausgehen mufs, und nicht anders möglich, wie wir eben gezeigt haben, als in der *Zeitvorstellung*. Da nun der Vf. auf ein unrichtiges Princip baute, so konnte es nicht anders kommen, als dafs er sich Ausnahmen erlauben mufste; diese sind aber so ausgefallen, dafs sie die Hauptregel wieder umstürzen. So heifst es S. 10.: „Dagegen ist es sehr wohl erlaubt, im *Perfect* zu erzählen, ob man sich gleich in dem Raume befunden hat, in welchem das Erzählbare vorgefallen ist. Der Augen- und Ohrenzeuge kann die Rolle des bloſsen Erzählers übernehmen; aber der Fall läfst sich nicht umkehren. Wer ein Vorrecht besitzt, kann sich dessen entäufsern, aber wer ein solches nicht besitzt, darf sich dessen nicht anmafsen." — Fühlte denn der Vf. nicht, dafs durch diese Ausnahme seine obige Hauptregel unkräftig gemacht wird? Nach der Hauptregel soll man, wenn man sich *innerhalb eines Raumes befindet*, und von dem sprechen will, was darin vorgefallen ist, das *Imperfectum* gebrauchen; hingegen nach dieser Ausnahme kann man, wenn man nur ein Augen- oder Ohrenzeuge gewesen ist, auch das Perfectum gebrauchen, ob man sich gleich innerhalb des Raumes befunden hat, in welchem das Erzählbare vorgefallen ist. Was hat denn nun der Hörende oder Lesende für ein sicheres Merkmal (welches doch der Vf. nach allen seinen Aeufserungen beabsichtigt), um sogleich aus dem gebrauchten Tempus den wahren Sinn abzunehmen? Warum behauptet denn der Vf. in seinem oben angeführten Beyspiele, dafs der Kammerdiener, der bey dem sterbenden Fürsten war, habe im Imperfecto erzählen müssen: *Der Fürst starb sehr sanft?* Nach der Ausnahme konnte er auch sagen: *Der Fürst ist sehr sanft gestorben.* Dann aber wird es ja, nach des Vfs. eigenen Regeln, für den Leser oder Hörer völlig ungewifs, ob der Kammerdiener sich bey dem sterbenden Fürsten befunden habe oder nicht, welche Ungewifsheit eben durch die neue Theorie aus dem Wege geräumt werden sollte.

Ferner sagt der Vf. S. 12.: „Die Anwendung der gegebenen Regel (der obigen Hauptregel) kann bey der *ersten* Person vielleicht noch etwas schwierig scheinen, weil wir bey eigenen Handlungen immer in den Raum der Handlung eingeschlossen sind, und nach der Natur der Sache eingeschlossen seyn müssen. Es könnte scheinen, als wenn wir in diesem Falle immer sagen müfsten: *wir waren; wir erhielten; ich schrieb* u. s. w. welches doch nicht ist." Diesem selbst gemachten Einwurfe begegnet der Vf. (S. 13.) durch folgende neue einschränkende Regel: „Bey Erzählungen solcher Vorfälle, *von welchen wir nicht die wirkende Ursache sind*, müssen wir in den Raum des Vorgefallnen eingeschlossen gewesen seyn, wenn wir im Imperfecto erzählen wollen. Eine solche Einschliefsung eines Dritten, in Beziehung auf uns, mufs auch in dem vorliegenden Falle vorhanden seyn. Diese Einschliefsung in einen und eben denselben Raum kann sich *erstens* auf mich und den Dritten, dem ich etwas von mir erzähle, beziehen; z. B. ich bin mit einem Freunde in einer Gesellschaft, spreche daselbst mit Cajus über eine Sache, und sage nun an einem der folgenden Tage zu meinem Freunde: *ich sprach* bey M. mit Cajus über die Sache. Wäre mein Freund *nicht* mit in jener Gesellschaft gewesen, so müfste ich sagen: *ich habe* nämlich bey M. mit Cajus gesprochen. Die Einschliefsung kann sich nun aber *zweytens* auch auf jedes Dritte, es mag dieses Dritte eine *Person*, *Handlung*, *Begebenheit* u. s. w. seyn, beziehen. Man wird sagen: ich *schrieb* vor vier Wochen gerade einen Brief an ihren Bruder, als er auf mein Zimmer trat, und nicht: *ich habe geschrieben.* Dagegen wird man sagen: *ich habe* vor vier Wochen gerade in der Stunde einen Brief an ihren Bruder *geschrieben*, in welcher er zu Hamburg gestorben ist. Im letzten Falle bin ich von dem andern getrennt, im ersten mit ihm vereinigt." So weit unser Vf. Also abermals eine Einschränkung. Nach dieser dürfen wir nur solche Vorfälle (wenn wir im Raume des Vorgefallenen eingeschlossen gewesen sind) im *Imperfecto* erzählen, von welchen wir nicht die *wirkende Ursach* gewesen. Merkte denn aber der Vf. nicht, indem er sich diese Einschränkung erlaubte, dafs er abermals etwas (die *wirkende* Ursach) zur Bestimmung macht, dessen Begriff nur in der *Zeitvorstellung* möglich ist? Und was soll man zu seiner weiteren obigen Auseinandersetzung sagen? Natürlich nichts anders, als dafs man seine Gesetze *nicht* annehmen kann, da er von einem unrichtigen Principe ausgegangen ist. Sollte man denn aber bisher gar keine Regel gehabt haben, wie der Vf. meynt, nach welcher man das *Imperfectum* vom *Perfecto* sicher unterschieden hätte? Es ist wahr, unsere Grammatiker sind in den Regeln über den Gebrauch der Temporum sehr unbestimmt. Unser achtungswerther *Adelung* z. B. sagt in seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache (Th. 1. S. 379.) vom *Imperfecto:* „es wird überhaupt gebraucht, wenn eine Handlung erzählt werden soll, welche in Ansehung des Redenden als erst kurz vergangen dargestellt werden soll;" aber wie unbefriedigend ist das! Indessen hat sich Rec. die Sache immer auf folgende Art gedacht, und erinnert sich, dafs sie auch von andern auf eine ähnliche Art ist vorgetragen worden. Das *deutsche Imperfectum* nämlich ist dasjenige Tempus, welches *vergangene* Handlungen oder Zustände als *gegenwärtig* oder *gleichzeitig* in Beziehung auf andere Handlungen oder Zustände bezeichnet; das *Perfectum* hingegen dasjenige Tempus, welches etwas *Vergangenes* als *vergangen*, ohne alle Beziehung auf etwas anderes, darstellt.

Wenn

Wenn man diese Erklärung zum Grunde legt, so passen alle oben angeführte Beyspiele des Vfs. zu derselben, ohne dafs man nöthig hat, zu Ausnahmen, die sich einander widersprechen, seine Zuflucht zu nehmen. Im *ersten* obigen Beyspiele konnte der Kammerdiener, je nachdem er das Sterben als gegenwärtig oder gleichzeitig auf andere Handlungen und Umstände bezog, oder nicht, entweder sagen: der Fürst *starb* sehr sanft, oder: der Fürst *ist* sehr sanft *gestorben*. Im *ersten* Falle bezog er seine Rede auf gleichzeitige Handlungen oder Umstände, die er aber verschweigt, und dem Zuhörer hinzu zu denken überläfst. Im *zweyten* Falle bezog er das Sterben als vergangen auf keine andere Handlung oder keinen andern Zustand, oder mit andern Worten, er bezeichnete den Tod des Fürsten als *vergangen* ohne alle Beziehung. Hätte er aber irgend etwas genannt, womit er das Sterben des Fürsten als gleichzeitig in Beziehung gesetzt: so hätte er das Imperfectum gebrauchen *müssen*; z. B. *als ich in das Zimmer trat, starb der Fürst sehr sanft*. Hier kann es nicht heifsen: *ist der Fürst sehr sanft gestorben*: denn *das Sterben* wird als *gleichzeitig* mit *dem in das Zimmer treten* angekündigt. Unsere Regel wird auch völlig durch den *Sprachgebrauch* bestätigt. Hr. *S.* scheint zwar, laut der Vorrede, den Sprachgebrauch nicht hoch anzuschlagen, indem er S. VII. äufsert: „Ueberhaupt möchten wohl alle kritische Untersuchungen über Sprachen ins Lächerliche fallen, wenn sie dem Sprachgebrauche untergeordnet seyn sollten;" allein hat Hr. *S.* wohl bedacht, dafs alle kritische Sprachuntersuchungen darauf hingehen, die Gründe aufzufinden, auf welchen der Sprachgebrauch beruht, und dafs der Sprachgebrauch nichts anders als ein Abdruck des bey allen Sprechenden nach gleichen Gesetzen wirkenden Verstandes ist? Der Sprachgebrauch kann wohl bisweilen durch irgend einen Umstand oder Zufall in einem einzelnen Falle von der allgemeinen Analogie abweichen; aber im Ganzen befolgt er Regelmäfsigkeit und Einheit. — Was das zweyte Beyspiel des Vfs. betrifft: „*Ich sprach bey M. mit Cajus über die Sache*, und: *Ich habe neulich bey M. mit Cajus über die Sache gesprochen*: so läfst es sich gleichfalls unter unsere Regel stellen, ohne dafs wir nöthig haben, uns Ausnahmen zu erlauben, oder uns zu widersprechen. Im *ersten* Falle bezieht sich das *Imperfectum* als gegenwärtig oder gleichzeitig auf etwas das man sich hinzudenkt; z. B. als du hinzukamest, oder als wir vom Tische aufgestanden waren u. s. w. Stünde das Letzte wirklich dabey: so *müfste* das *Imperfectum* gebraucht werden. Im *zweyten* Falle: *ich habe neulich* u. s. w. *gesprochen*, wird das Sprechen als *vergangen* ohne alle Beziehung auf eine andere Handlung dargestellt, und also *mufste* das *Perfectum* gesetzt werden."

Viel befriedigender, als diese Theorie, ist der Unterschied, den der Vf. (S. 21 – 35.) zwischen den schwierigen Conjunctionen, *da*, *weil*, *als* und *indem* angiebt, und die Sache ist weit philosophischer behandelt, als es in unsern *synonymischen Handwörterbüchern* geschehen ist. Besonders ist dieis mit *da* und *weil* der Fall. *Da* nämlich giebt, nach *Seidenstückers* Bestimmung, den *Grund* von etwas an, und *weil*: die *Ursache*. *Grund* aber wird von ihm ganz recht auf das *Gedachte*, *Ursache* aber auf das *Geschehende*, *Wirkliche*, bezogen, oder mit andern Worten: der *Grund* ist das, worauf ein *Urtheil* beruht, *Ursache* aber dasjenige, was eine *Handlung* oder einen *Zustand* bewirkt. Er fafst daher S. 22. den Unterschied zwischen jenen Conjunctionen kurz so zusammen: *Da* begründet oder beweiset ein Urtheil; *weil* giebt die Ursache an, warum etwas *ist*, oder *geschieht*.

Einen auffallenden Mifsgriff hat der Vf. in der Festsetzung des Unterschiedes zwischen *worin* und *worein*, *darin* und *darein* gethan. Er sagt S. 46.: „Obgleich der zwischen *worin* und *worein* obwaltende Unterschied längst von accuraten Grammatikern angegeben worden ist: so fehlen doch die Schriftsteller, mitunter sehr klassische, so oft gegen diesen Unterschied, dafs eine Anfrischung der Regel nicht überflüssig zu seyn scheint. Alle *Zeitwörter*, mit welchen diese Beziehungswörter in Verbindung gesetzt werden können, *enthalten* den Begriff einer *Ruhe* oder einer *Bewegung*. Die *ersten* erfordern *worin* u. s. w. Die *zweyten*: *worein*, *darein*" u. s. w. Nach dieser Regel dürfte man also nicht fragen: *worin gehst du?* Antwort: in Wasser. Ferner: *worin läuft diese Kette?* Antwort: in einem Gehäuse: denn *gehen* und *laufen* sind ja Zeitwörter, welche den Begriff einer *Bewegung enthalten*. Aber jeder Deutsche, der seine Sprache versteht, fragt, wie eben angegeben ist, und das ganz richtig. Wie sind denn aber nun *worin* und *worein* verschieden? *Worein* zeigt das *Ziel* an, wohin eine *Bewegung gerichtet* ist; *worin* aber den *Raum*, in welchem etwas *ist* oder *geschieht*. Man kann also nach dem verschiedenen Sinne, den man ausdrücken will, sagen: *worein legst du den Ring?* und *worin liegt der Ring?*

Sehr bemerkenswerth scheint dem Rec. das, was der Vf. (S. 76 — 80.) über die Construction der Zeitwörter: *kosten*, *versichern*, *kleiden*, *lehren* u. s. w. sagt, und den Satz aufstellt, dafs jedes *active* und als solches mit einem Accusative verbundene *Zeitwort*, sobald es *neutrale Bedeutung* annimmt, den Dativ erheische. — Auch die Abhandlung von S. 83. an: *Ueber die Ausmärzung der sogenannten unregelmäfsigen Formen deutscher Zeitwörter* ist sehr wichtig. Der Vf. zeigt hier, dafs zwar durch die Umwandlung jener *unregelmäfsigen* Formen in *regelmäfsige* eine gewisse Einheit in die Sprache gebracht werde; aber dafs diese Einheit von den Vortheilen, die jene unregelmäfsigen Formen gewähren, überwogen werde. Besonders aber müsse man diese Formen bey denjenigen Verbis zu erhalten suchen, die für das *Activum* eine regelmäfsige und für das *Neutrum* eine unregelmäfsige Form hätten, z. B. *schmelzen*. Activum: *schmelzte*, *schmelze*, *geschmelzt*; Neutrum: *schmolz*, *schmilze*, *geschmolzen*. Ueberhaupt stellt er folgende Resultate auf: 1) Die Scheidung des *Subjectiven* (Neutrum) und *Objectiven* (Activum) durch *eigene Formen* befördert

dert die Deutlichkeit und Bestimmtheit der deutschen Sprache; 2) die Scheidung des Subjectiven und Objectiven durch eigene Formen liegt als Bildungsprincip in der deutschen Sprache. Diesen Resultaten fügt er folgende Bemerkung bey: „Wenn diese Resultate als richtig anerkannt werden, so ist eben dadurch der wahre Weg zur fortzusetzenden Ausbildung der deutschen Zeitwörter gewiesen. Es ist dadurch nämlich die Umschaffung irgend einer subjectiven Form in die objective durchaus verboten, wenn die Bedeutung des Zeitwortes nicht objectiv ist; geboten ist dagegen: 1) Die Umschaffung der subjectiven Form, wenn die Bedeutung objectiv ist. 2) Die Wiederaufnahme der veralteten und ausgemärzten subjectiven Formen, wenn die Bedeutung subjectiv ist; 3) die Einführung einer doppelten Form, einer subjectiven und objectiven, wenn die Bedeutung eines Zeitwortes *subjectiv* und *objectiv* zugleich ist. — Wir könnten noch manches aus dieser gehaltreichen Schrift ausheben, allein der Raum dieser Blätter verstattet es nicht. Nur noch eine Anmerkung erlauben wir uns über Hn. S. Schreibart, die bey einem Manne, der so viel über unsere Sprache nachgedacht hat, nicht so sorglos seyn sollte. Da heisst es z. B. S. 4.: „eine solche Arbeit könnte allenfalls als ein wohlangebrachtes Notabene für den Romanschreiber von Nutzen seyn, wofern er die Stunde der Besserung nicht schon *passirt wäre*; (wie undeutsch!) für die Sprache selbst wäre sie ohne Gewinn." Auf eben dieser Seite: „Waren Sie gestern auch im Konzerte, fragte mich einmal *ein Quidam*." (Warum denn nicht *jemand?*) S. 37.: *Hier* deutet einen Ort an, an welchem man sich *dermalen* befindet. (Warum denn dieses *veraltete* Wort?) S. 46.: Obgleich der obwaltende Unterschied längst von *accuraten* Grammatikern angegeben worden ist u. s. w. (Man sollte denken, das deutsche *genau* wäre wohl dem fremden *accurat* vorzuziehen, da es den Begriff desselben ganz erschöpft.)

Doch wir brechen ab, und ermuntern zum Beschluss Hn. S.; doch ja alles aufzubieten, um uns bald die versprochene kritische Grammatik der hochdeutschen Sprache zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Marburg*, gedr. mit Bayrhöffer. Schriften: *Ueber das Gemeinnützige chemischer Kenntnisse.* Ein Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen im Sommer 1805., von D. *Ferdinand Wurzer*, Kurhess. Hofrathe, ord. Prof. d. Chem. u. Pharm. auf der Universität Marburg, der Röm. Kais. Akad. der Naturforscher u. vieler andern gelehrten Gesellsch. Mitgliede. 22 S. 8. — Man muss der Universität Marburg Glück wünschen, dass die, von dem verstorbenen *Mönch* mit Ruhm bekleidete, Lehrerstelle durch Hn. *Wurzer* wieder so gut besetzt wurde. Wie sehr dieser eine solche Stelle verdiente, wissen alle die, welche ihn als Chemisten und als Schriftsteller kennen. Will man aber wissen, wie leidenschaftlich er seiner Lieblingswissenschaft huldiget, und mit wie gegründeter Erwartung man hoffen darf, dass diese in seinem neuen Wirkungskreise zahlreiche Verehrer finden, und einen ausgebreiteten Nutzen stiften werde: so lese man dieses Programm, woraus auch, gelegentlich, einige schätzbare Züge von dem Herzen des Vfs. hervorblicken. Aus welchem Gesichtspunkte er seinen Zuhörern des *Gemeinnützige chemischer Kenntnisse* darzustellen suche, erhellet aus folgenden, auf S. 6. befindlichen Worten: „Zur gesammten Naturkunde ist die Scheidekunst der einzige Weg. Auch ist sie eine fruchtbare Mutter zahlreicher Künste geworden, und fast in alle wusste sie sich einen entscheidenden Einfluss zu verschaffen." Diese Stelle kann man zugleich als den Plan ansehen, wornach er seine Materie behandelt hat. Mit dem wohlthätigen Einfluss, den die Scheidekunst auf die Haushaltungskunst äussert, wird der Anfang gemacht. Rumfordische Suppen, mit allen ihren Abänderungen, bis zur Verwandlung der Knochen und Fischgräten in nährende Substanzen, so gut wie Thermolampen, sind ihr Werk. Auch der Ackerbau hat von ihr seine Vervollkommnung zu erwarten. Dem Bier- und Essigbrauer, dem Branntweinbrenner, dem Stärke- und Puderfabrikanten u. s. w. werden in Zukunft noch mehr Vortheile durch dieselbe erwachsen, wenn sie mehr Zutrauen zu rechtlichen Chemikern gefasst haben. Auch die Bereitung des Weins ist ein chemischer Process. Was hat nicht die Physik durch die Entdeckungen, welche ihr die neuere Chemie in Ansehung der Luft, des Wassers und des Feuers mittheilte, für Aufklärungen gewonnen! Weder Bergbau noch Mineralogie, weder militärische, noch medicinische Wissenschaften können der Scheidekunst entbehren. An diese verschiedenen Vortheile der Chemie schliesst sich zuletzt noch einer an, zu dem der Vf. S. 18. mit den Worten übergeht: „Der wichtigste aber, und durch nichts zu compensirende Nutzen, den uns chemische Kenntnisse gewähren, besteht in der Vervollkommnung unsers intellectuellen und moralischen Werthes, der jedem ihrer Verehrer in dem Maasse zu Theil wird, je mehr er in ihr Heiligthum einzudringen vermag;" worüber er sich mit viel Wärme und Empfindung so verbreitet, dass man es dem Gemälde ansieht, wie sehr es ein Abdruck seiner eigenen Art zu empfinden ist. Wer wird in den Wunsch, womit Hr. *W.* schliesst, er möge durch den Eifer seiner Zuhörer in Benutzung seiner chemischen Vorträge „für manche Wunde, die das Schicksal seinem Herzen schlug, mit Wucher entschädigt werden," nicht mit einstimmen!

Vermischte Schriften. *Nordhausen*, b. Nitzsche: *Das Hombre-Spiel*, oder Anweisung dasselbe in wenig Stunden zu erlernen. Nebst einen (m) Unterricht im Sequilleſpiel. 1806. 32 S. 8. — Unter mehrern ähnlichen Anweisungen vermuthlich die schlechteste; so kümmerlich, mager und unordentlich abgefasst, dass sie geradezu gar nichts werth ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. März 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Ohne Druckort: *Auch ein Beytrag zur Geſchichte der Organiſation der Coburg-Saalfeldiſchen Lande*, durch den geheimen Rath und dirigirenden Miniſter *von Kretſchmann*, geliefert von *Karl Aug. von Wangenheim. Erſter* Theil. *Die Geſchichte der Dienſtentſetzung des Präſidium der Landes-Regierung und der Suſpenſion des Rechnungs-Departements und die von dem Vf. erhobene rechtliche Klage*, mit einem Urkundenbuche. Vorr. 48 S. Text 183 S. Urkundenbuch 243 S. *Zweyter* Theil. *Reſultate der ſeitherigen Finanzoperationen des Hn. v. K., mit beſonderer Rückſicht auf die S. Coburg-Saalfeldiſchen Hausgeſetze*, mit einem Nachtrage *zur Klage des Vfs*, und einem Urkundenbuche. 1805. 182 u. 203 S. (beide Theile 2 Rthlr. 6 gr.)

2) Hildburghausen, b. Haniſch: *Des Vice-Präſidenten von Wangenheim Sendſchreiben an den Hn. Prof. K. F. Lange zu Berlin*, als Herausgeber *des Nordiſchen Merkur*, und öffentlich legitimirten Anwald Sr. Excellenz des dirigirenden Staatsminiſters, Hn. *Theodor von Kretſchmann*. 1805. VI u. 126 S. 8. (12 gr.)

3) *Häberlins Staats-Archiv. 51. Heft.* Nr. VI. *Geſchichte der Dienſtentſetzung des Präſidiums der S. Coburg-Saalfeldiſchen Landes-Regierung.*

4) Ohne Druckort: *Gegenerklärung* auf das Publicandum vom 14. Jul. 1804. in Betreff des bey *Rüppel* und *Hornier* zu Frankfurt am Mayn für das Fürſtl. Haus Sachſen-Coburg-Saalfeld eröffneten Anlehens von 660,000 Fl. 1804. 43 S.

Die Adminiſtration des Coburgiſchen Hn. Miniſters von Kretſchmann iſt, groſsentheils durch deſſen eigene Veranlaſſung, vor den Richterſtuhl des aufgeklärten deutſchen Publikums gezogen worden. Das 99ſte und 100te Stück des Jahrgangs 1804 dieſer A. L. Z., hat unſere Leſer mit den erſten darüber erſchienenen Schriften bekannt gemacht.

In dem jetzt anzuzeigenden Werke Nr. 1. wird ein Gegenſtand dargeſtellt, welcher in einem hohen Grade die Aufmerkſamkeit jedes deutſchen Staatsdieners, ja, wir können wohl ſagen, jedes für Wahrheit und Recht warm fühlenden deutſchen Mannes verdient.

Der Vf. ward am 6. May 1803. zum Vice-Präſidenten der Landesregierung in Coburg ernannt. Neben dieſem Amte wurden ihm ſpäterhin die Stellen eines Vicedirectors der Coburgiſchen Staatsbanquen u. ſ. w. übertragen. Die Coburgiſche Verfaſſung bringt es mit ſich, beſonders ſeit dem merkwürdigen Hausgeſetze vom 1. April 1802., daſs die Landes-Regierung zugleich das Finanz-Collegium ausmacht, und in den wichtigſten Theilen der Finanz-Verwaltung den Regenten und den Miniſter controllirt. Die Erfüllung der gedachten Amtspflicht iſt in dem Hausgeſetze der Landesregierung durch folgende Diſpoſition beſonders wichtig gemacht worden. Jedes Mitglied der Landes-Regierung ſoll in ſeinem Dienſteide ausdrücklich mit verpflichtet werden, nie in Schulden zu willigen, welche zu einem andern Zwecke als dem des allgemeinen Landesbeſten und zu Erhöhung der Staatseinkünfte gemacht worden ſind — bey Strafe der Caſſation und der Verantwortlichkeit der Mitglieder und ihrer Erben für die geſetzwidrig gewirkte Schuld. — Der vorgeſchriebene Weg um ihre Pflicht auszuüben, iſt übrigens: erſt beſcheidene Vorſtellungen, dann der Recurs an das Reichsoberhaupt.

Unter dem 27. December 1803. erhielt das Präſidium der Landes-Regierung (Hr. Geh. Rath *Göbel* und Hr. *v. Wangenheim*) im Namen des Hn. Herzogs von dem Miniſter den Befehl, „ungeſäumt Vorſchläge zu machen, wie die Domänen-Gefälle auf eine ſolche Art beygetrieben werden könnten, daſs keine Verlegenheit bey den Caſſen eintrete?" Die Regierung hatte ſchon vorher an die Kammerämter den Befehl ertheilt, die Intraden beyzutreiben und binnen vier Wochen einzuliefern. Da auf jenes Reſcript nur geantwortet werden konnte, daſs alle Gefälle *unnachläſslich* beygetrieben werden müſsten: ſo wollte die Regierung die Berichte der Kammerämter erſt abwarten, ehe ſie ihr Gutachten erſtattete. Durch ein zweytes Reſcript vom 18. Januar 1804. aber erinnert und zugleich befehligt, *über den Zuſtand der Caſſen* zu berichten, ſtattete das Präſidium dieſen Bericht unter dem 7. Februar ab. Das Reſultat deſſelben war, daſs in dem Etat für das Rechnungsjahr vom 1. Jun. 1803. bis letzten May 1804. *wahrſcheinlich* ein Deficit von 102,108 Fl. (reſp. von 80,253) und noch auſserdem ein *wahrſcheinliches* Caſſenbedürfniſs von 118,684 Fl. rhnl. ſich zeigen werde. Um ſich vor aller Verantwortlichkeit zu ſchützen, führte das Präſidium an, die Regierung hätte bereits vorher durch Separatberichte zu des Hn. Herzogs Kenntniſs gebracht, daſs *manche Poſitionen bey den Etats überſpannt* worden; führte zugleich auch an, daſs von den dem Berichte beygefügten frühern Erläuterungen (auf Befehl des Miniſters?) manche nicht hätten vollſtändig im *mundo* aufgenommen werden dürfen. — In jenem Berichte kommen noch folgende Ausdrücke vor, die wir, da derſelbe das eigentliche *Corpus delicti* conſtituirt, hier forgfältig

tig herausheben wollen. Das Präsidium äufsert über den Cassendefect: dafs *sie* nicht *einsehen*, wie derselbe *mit Beyfall des Hausgesetzes* überhaupt gedeckt werden sollte: er würde, wenn er nicht in sehr kurzer Zeit gedeckt werden könnte, die nothwendige Folge nach sich ziehen, dafs die Cassen noch vor Ablauf des Etatsjahres nicht mehr zahlen könnten; — dafs der Credit des Landes fürchterlich erschüttert werden oder ganz zu Grunde gehen könnte. Unter den manchen, durch die Natur der Sache herbeygeführten Vorschlägen, spricht das Präsidium auch von der Nothwendigkeit der Einzahlung gewisser 50,000 Fl. in die Bank, weil sonst die in der Bankordnung bey fürstlichen Ehren und Würden ertheilte Versicherung unerfüllt bleiben würde. Endlich zeigt das Präsidium unter andern zu hoch angenommenen Positionen, dafs an dem von dem Minister seinem Herrn verkauften Rittergut Erkersreuth wenigstens 4241 Fl. rheinl. jährlich verloren gingen.

Der eingereichte Bericht hatte die Dispensation des Präsidiums (und des Regierungsraths Feder) in einem Rescripte vom 14. Februar zur Folge, in welchem *im allgemeinen von der ganzen Regierung* gesagt wird, dafs sie eigenmächtig die Verhältnisse gegen das Landes-Ministerium verkenne, auch von Personalitäten die Rede ist. *Die Leitung der Regierungsgeschäfte wurde inzwischen bureaumäßig dem Minister übertragen.* Zugleich wurde dem Vicepräsidenten *v. W.* durch ein besonderes Rescript bekannt gemacht, sich bey einer, in Gegenwart der herzoglichen Agnaten, der gesammten Landes-Regierung und der landständischen Bevollmächtigten zu haltenden Conferenz, worin der Minister öffentlich Rechenschaft ablegen wolle, einzufinden, *und alle Desideria vorzubringen, welche er (v. W.) vorzubringen für nützlich und nöthig erachten werde.* (Indessen erhielt er auch in demselben Rescript den Befehl, alle Regierungsacten *ad Registraturam* sogleich abzugeben.) — Die Vorstellung der Regierung gegen die Leitung der Geschäfte *en bureau* durch den Minister, und die Bitte um Wiedereinsetzung des Präsidii waren vergebens. Die *öffentlichen Conferenzen* nahmen am 20. Februar ihren Anfang. Der Vf. machte gleich in der ersten seine Erinnerungen gegen die Legalität des Erkersreuther Guts-Kaufs (Es kommen hierbey viele Particularitäten vor, die für die meisten Leser *curiosa* seyn würden: allein wir begnügen uns, auf die Recension in Nr. 99. der A. L. Z. von 1804. zu verweisen. Dafelbst wird angeführt, dafs der Hr. Minister endlich das Gut, welches ihm so vielen Verdrufs gemacht hat, zurück genommen habe. Das Factum ist an sich richtig. Der Vf. erzählt aber, dafs es nun des Hn. Erbprinzen Durchlaucht erkauft habe, wodurch freylich in der Zukunft die Sache von neuem zur Sprache kommen, eine neue Verlegenheit entstehen, und die Regierung dereinst in eine gleiche Lage wegen des Hausgesetzes, welches unglücklicher Weise überall im Wege ist, gesetzt werden dürfte.) Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die von dem Vf. gemachte Bemerkung: der Hr. Minister habe übel gehandelt, dem Herzog jenen Kauf aus dem Grunde anzurathen, weil das Gut an der böhmischen Gränze gelegen, zu einem Contrebandhandel vortrefflich geeignet sey: es könnte aber, da der Hr. Herzog wegen Salfeld ein böhmischer Vasall wäre, ein solcher Handel von der Krone Böhmen für Felonie ausgelegt werden. — Am Schlusse der ersten Conferenz fragte der Vf. an: *ob er nun als Präsident mit seinen Collegen wieder arbeiten dürfe; worauf Serenissimus sich äußerten, daß solches nun wohl kein Bedenken mehr haben und die Dispensation wieder aufgehoben werden könne.* Hr. *v. W.* wünschte, dafs deshalb ein eigenes Rescript erfolgen möchte; worauf Serenissimus äufserten, dafs Höchstdieselben das erforderliche würden besorgen lassen. Dagegen erschien aber noch an demselben Tage ein Rescript, wodurch die vorige Verfügung aufrecht erhalten wurde. Aus dem Grunde, *weil die widrige Stimmung mehr zu als abgenommen* habe, *wovon das Betragen, welches sich der Präsident v. W.* in der *Conferenz zu Schulden kommen lassen, den Beweis darlegte;* damit war die Verwarnung verbunden, dafs künftig gegen solche, in des Hn. Herzogs Gegenwart geschehende, Ausfälle die gebührende Ahndung eintreten dürfte.

Um alles anzuführen, was den Vf. graviren kann, bemerken wir noch folgendes. In der zweyten Conferenz sagte derselbe zu dem anwesenden Hn. Erbprinzen von Leiningen, und des Hn. Erbprinzen von Coburg Durchl.: Der Banquerot sey unvermeidlich, im Fall nicht in den ersten Tagen des März entweder durch die Leipziger Anleihe oder durch sonst ein Mittel Geld herbey gebracht werden könne, um die laufenden Etats-Ausgaben, die aufgekündigten Capitalien und das Deficit am Schlusse des Etatsjahrs zu decken: indessen sey dieser Zustand nicht so absolut, dafs nicht dem Hn. Herzog noch genug Ressourcen übrig blieben, wenn anders Einschränkungen beliebt würden.

Der Hr. Herzog übertrug mittlerweile die Untersuchung des Finanzzustandes dem Hn. Erbprinzen von Leiningen, seinem Schwiegersohn, der dazu seinen Geheimen Rath Lange substituirte. Die Durchlauchtigen Hn. Agnaten so wenig als die ständischen Deputirten waren mit der von dem Minister abgelegten Rechnung zufrieden gewesen: man behielt sich eine weitere, unter Rücksprache mit der Regierung anzustellende, Prüfung vor. Von dem allen geschah nichts. Der Subdelegirte las blofs *sein* Gutachten den 26. März vor, dessen Resultat war, dafs der Finanzzustand nicht so schlimm sey, als ihn der Regierungs-Bericht darstellte. Uebrigens konnte Hr. Geh. Rath Lang demselben nicht anders als die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs die darin enthaltenen Behauptungen sehr wahrscheinlich seyn, und dafs auch sein Gutachten sich nur in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit halte. (Die *Richtigkeit dieses Gutachtens wird* sowohl *von den ständischen Deputirten*, als *von den Agnaten*, als auch insbesondere *von dem Vf. angefochten*, aus dem Grunde, *weil der Subdelegirte die Coburgische Verfassung nicht genug gekannt, und man ihm viele Ausgaben und viele Data verschwiegen habe.*)

Mit

Mit der Vorlesung jenes Gutachtens endigte sich die Commission, und drey Tage darauf erfolgte die Entlassung des Hn. *von Wangenheim*. In dem Rescripte werden im wesentlichen folgende Gründe angegeben: weil derselbe die Zahlungsunfähigkeit nicht nur in den Berichten, sondern auch an öffentlichen Orten laut verkündiget habe. (Hr. *v. W.* sagt in seinem Schreiben an den Herzog, dass er das Gegentheil davon erweisen könne, indem er in der Zeit, da solches hätte geschehen müssen, an öffentlichen Oertern nicht erschienen sey, auch Krankheits halber nicht habe erscheinen können.) *Dieses Dienstvergehen*, heisst es ferner, könne um so weniger mit gleichgültigen Augen angesehen werden, da er durch sein Benehmen in den Conferenzen gezeigt, dass nicht Liebe und Diensteifer die Triebfedern der gemachten Anzeigen gewesen wären.

Diess sind die Hauptmomente, die wir ausgehoben haben, um gleichsam vor den Augen des deutschen Publikums den Prozess zu instruiren. Wir stellen nunmehr einige Fragen auf, von deren Beantwortung die Entscheidung der Hauptsache abhangen dürfte, ohne indessen uns ein Urtheil darüber anzumassen.

Kann ein Landesherr, insonderheit ein deutscher Landesherr, einen seiner Diener, den er nicht unter der Bedingung der Aufkündigung, wie einen Dienstboten, angenommen hat, ohne gegründete Ursache seiner Dienste entlassen? Ist die Untersuchung dieser Ursachen, ist die Entscheidung, welche den Staatsdiener seines Lebensunterhalts, vielleicht seiner Ehre beraubt, weniger als eine Schuldklage, eine Justizsache? und wenn sie eine Justizsache ist, erfordert sie nicht ein gehörig besetztes Gericht, eine gesetzmässige Untersuchung, eine Vertheidigung des Angeschuldigten und ein Erkenntniss nach bestimmten Gesetzen? Ist es eine gerechte Ursache der Absetzung, wenn ein Staatsdiener, sowohl wegen seiner allgemeinen Amtspflicht, als weil er dazu besonders aufgefordert wurde, seine Meinung freymüthig sagt, auch wenn sie etwas enthielte, was man nicht gern hörte? Ist es eine gegründete Ursache der Dienstentlassung, wenn man jemandem einen Irrthum vorwirft? hätte aber ein blosser Irrthum bereits solche traurige Folgen, wie muss die Untersuchung über den angeblichen Irrthum beschaffen seyn, damit man gewiss seyn könne, der Untersuchende selbst habe nicht geirrt?

Wenn man unter diesen Umständen vielleicht auf das Resultat käme, dass der Irrthum allein kein Grund der Dienstentlassung sey, sondern nur wenn böser Wille, Nachlässigkeit in Erwerbung der nöthigen Kenntnisse, Unterlassung der übernommenen Amtspflichten und Amtsverrichtungen, und Unwissenheit in den zur Erfüllung seiner Pflicht erforderlichen Kenntnissen hinzukommt: so wird es darauf beruhen, ob dem Vf. oder seinen Collegen diess mit Grunde werde Schuld gegeben werden können? (Ihre Arbeitsamkeit ergiebt sich aus dem Zeugnisse des Ministers selbst: von dem Vf. insbesondere sagt er, dass derselbe im Monat Januar 1804. ausser seinen Präsidial-Geschäften allein 214 Numern erledigt habe.) Soll die Aeusserung der Vf. des Berichts vom 7. Februar, wie ihnen zur Vorbeugung des besorgten Unglücks kein hausgesetzmässiges Mittel bekannt sey, für eine gänzliche Unwissenheit und Unfähigkeit ihren Aemtern vorzustehen, angesehen werden, da der Minister der Regierung diese Mittel nicht angegeben zu haben scheint? (Der Vf. will seine Besorgniss dadurch rechtfertigen, dass er anführt, es hätten wirklich mehrere Gläubiger nicht befriedigt werden können, eine Gemeinde, die zu fordern gehabt, hätte man durch Drohungen an das vorgesetzte Amt zum Schweigen gebracht, und in Frankfurt habe ein Anleihen von der ungeheuern Summe von 660,000 Fl. negociirt werden müssen. Der letzten Operation widersprechen auch die Herren Agnaten, als einer hausgesetzwidrigen Unternehmung.) Lesenswerth ist das von dem Vf. angeführte Testament des unvergesslichen Herzogs Ernst des Frommen (von 1654.), worin in der herzlichen Sprache jener Zeiten und des biedern Testators befohlen wird, wenn einem Diener etwas ungleiches imputirt werden wollte, denselben darüber gebührlichen zu vernehmen, und da sich gleich auch etwas erweisliches befindet, die *gradus admonitionum* zu beobachten. Der Rec. kann nicht umhin zu bemerken, dass es überhaupt in dem Geiste der sächsischen Verfassung liegt, die Staatsdiener nicht ohne gerechte Ursachen und nicht ohne vorhergehende rechtmässige Untersuchung ihrer Aemter zu entsetzen. Es bedurfte daher eines Landtagsschlusses, um den Patrimonial-Gerichtsherren in Ansehung ihrer Gerichtshalter ein grösseres Recht beyzulegen.

Wir gehen zum Verfolg der Geschichte fort. Der Vf. wendete sich bittend an den Hn. Herzog, erhielt aber die traurige Resolution, dass von einer Wiederanstellung in den H. Diensten und von einer Pension *nie* die Rede seyn könne. Aus *Milde ward ihm sein bisheriger Rang beybehalten.* Hr. Geheime Rath Göbel erhielt Pension.

Der Vf. klagte nunmehr bey dem Reichshofrathe (im Jul. 1804.), und dieser erkannte am 23. Jul. die Berichtserstattung: wogegen man im Coburgischen vier Fristerstreckungen suchte (die letztern wurden am 7. May 1805. auf Einen Monat gegeben). Mittlerweile — am 13. October 1804. — wurde dem Vf. angedeutet, die herzoglichen Lande zu räumen, weil sein Aufenthalt daselbst während der Dauer eines von ihm gegen Höchstdieselben geführten Prozesses unstatthaft oder unthunlich sey. Diese Ursachen wurden jedoch auf einen erstatteten Landes-Regierungs-Bericht dahin modificirt, dass ihm nicht wegen der beym Reichshofrathe angestellten Klage, sondern wegen seines vorigen sträflichen Betragens im Dienst gegen den Landesherrn und den Minister das Verbot gegeben worden sey; welches jedoch nur auf die Residenz eingeschränkt wurde. (Der Vf. besitzt aber dort, und so viel wir wissen sonst nirgends im Coburgischen, Haus und Hof.), und musste also mit Weib und Kind — seine Gattin war damals schwan-

ſchwanger — ſein Eigenthum mit dem Rücken anſehen. — Jenes Verfahren wurde indeſſen durch ein allerhöchſtes unclauſulirtes Reſcript vom 12. Februar 1805. caſſirt: wogegen aber von Coburg aus eine neue Vorſtellung, daſs der Vf. das kaiſerliche Reſcript *obet ſubreptitie* erſchlichen habe, nach Wien gieng. Die Schrift Nr. 2. enthält dieſen Bericht, *in welchem das Verfahren bloß als eine Polizey-Maßregel* gegen den *von Wangenheim dargeſtellt wird.* Unter andern wird dem Vf. darin Schuld gegeben, daſs er den Hn. Herzog öffentlich in der Conferenz Felonie vorgeworfen habe (wir geſtehen, daſs wir in der oben angeführten Erklärung des Vf. keineswegs dieſen Frevel, ſondern nur einen Tadel des Miniſters finden können), und daſs er, wie ſeine Druckſchriften beweiſen, immer darauf ausgehe, Staatspapiere zu erhaſchen und verrätheriſch ins Publikum hinaus zu geben. (Der Vf. aber behauptet, daſs die mitgetheilten Papiere theils gedruckte Verordnungen, theils an ihn ergangene Reſcripte, theils ſeine eigene Briefe und die Concepte der von ihm verfertigten Berichte wären.) Bey dem höchſten Reichsrichter haben indeſſen alle jene Vorſtellungen keinen Eingang gefunden; vielmehr iſt nicht nur die Verbannung des Vfs. aufgehoben, ſondern auch ſeine Wiedereinſetzung und Entſchädigung vor kurzem erkannt worden.

Das Werk des Hn. *von Wangenheim* ſowohl als die Gegenerklärung der Durchl. Hn. Agnaten enthält auch noch eine ſehr ſcharfe Kritik der *Kretſchmannſchen* Finanz-Adminiſtration. Wir enthalten uns bis jetzt noch hierüber ein Urtheil zu fällen, und verweiſen auf dieſe intereſſanten Schriften ſelbſt. Obgleich wenig Hoffnung vorhanden iſt, Hr. *von Kretſchmann* werde die Rechtfertigung derſelben öffentlich vor dem deutſchen Publiko übernehmen: ſo wünſchen wir es doch aufrichtig, da die von ihm im Jahr 1803. herausgegebene Druckſchrift dieſs erwarten lieſs, und das Ausbleiben der Fortſetzung das deutſche Publikum ſehr leicht zu ungleichen Urtheilen veranlaſſen könnte. Das Geſetz welches wir uns auferlegt haben, uns bloſs auf die Geſchichte der Dienſtentſetzung des Vf. zu beſchränken und nur die rechtlichen Geſichtspunkte anzugeben, verbietet uns, manche andere, auf die Hauptſache nicht Bezug habende, ärgerliche Dinge zu referiren.

Der Vortrag des Vfs. iſt nicht von Wiederholungen frey. Durch eine kürzere und gedrängtere Schreibart würde er Platz zum Abdruck mehrerer Beylagen erhalten haben, anſtatt daſs er jetzt viele nur nach ihren Ueberſchriften hat anführen können. Indeſſen wer wird verlangen, daſs ein Mann, der ſich in einer ſolchen Lage befindet, der eilen muſs, um ſeine, vor dem Publikum ſchwer gekränkte, Ehre zu retten, der vielleicht dadurch ſelbſt bey denjenigen, in deren Händen ſein Schickſal iſt, eine leichtere Ueberſicht der Sache und einen vortheilhaften Eindruck hervorbringen wollte, wer wird verlangen, daſs ein Mann unter ſolchen Umſtänden alles gehörig abmeſſen und feilen ſolle?

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunſchweig*, b. Fleckeiſen: *Rettungstafel bey Scheintodten und plötzlich Verunglückten.* Vorzüglich für Nichtärzte. 1803. ein Bogen. 8. (1 gr.) — Wir haben bekanntlich Rettungstafeln genug, und hätten dieſe aus der Feder des Hn. *L. A. Kraus* in Göttingen ſehr wohl entbehren können, zumal da ſie über ihren Zweck, nur bis zur Ankunft eines Arztes Rath zu ertheilen, hinausſchweift, und dadurch ſich den Raum beengt, für ihren Zweck deutlich und beſtimmt genug zu ſeyn. Was ſoll im *erſten* Abſchnitt: *allgemeine Rettungsmittel*, die Stelle wegen des Sauerſtoffgas beym Lufteinblaſen, und was die Elektricität, der Galvanismus, der Sauerſtoffgas ſelbſt, und die Brechmittel unter den Mitteln für den Layen-Gebrauch? Glaubt der Vf. wirklich durch Salpeter oder Braunſtein auf ein glühendes Blech oder auf Kohlen geſtreut, ein zweckmäſsiges Sauerſtoffgas zu erhalten? Warum hat er die Mittel nicht in der Reihe aufgeſtellt, wie ſie angewendet werden müſſen? ohne nähere Anweiſung kann kein Nichtarzt die Röhre zum Lufteinblaſen in die Stimmritze (Luftröhre?) einbringen. *Zweyter* Abſchnitt. *Allgemeine Regeln:* In den folgenden *ſiebzehn* Abſchnitten werden die *Behandlungen der verſchiedenen Arten von Scheintod und Lebensgefahren* angegeben. Die *Ertrunkenen* müſſen nicht bloſs behutſam, ſondern auch mit dem Kopf oben aus dem Waſſer gezogen werden, der Laye darf ſie weder elektriſiren noch galvaniſiren, und warum dieſe Reitzungen früher als die warmen Umſchläge? Hält der Vf. wirklich ein Tropfbad aus 6 Fuſs Höhe für das letzte und alſo wirkſamſte Hülfsmittel? Des Aderlaſſes gedenkt der Vf. bey *Erhenkten* gar nicht. Das Erdbad erklärt der Vf. bey vom Blitz getroffenen für ſchädlich; wie darf ein junger Mann ſo abzuſprechen wagen? Bey Biſſen von tollen Hunden ſollen innere Mittel mehr dazu dienen, den Kranken zu ängſtigen als ihm zu nutzen; wolle man ja einige geben: ſo müſſe es der Kranke weder wiſſen noch ahnden. Was ſoll bey Arſenikvergiftung der Schwefel mit einigen Tropfen Anies- oder Fenchelöl? Die Anweiſung Scheintodte zu retten, welche der Vf. noch vor Ablauf des Jahrs 1803. verſprach, iſt noch nicht erſchienen; verloren ſcheint dadurch nichts zu ſeyn, als daſs man nun nicht weiſs, wodurch der jugendliche Vf. zu manchem dreiſten Abſprechen verleitet wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. März 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Ohne Druckort: *Auch ein Beytrag zur Geschichte der Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande*, — — geliefert von *Karl Aug. von Wangenheim* u. s. w.

2) HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *Des Vice-Präsidenten von Wangenheim Sendschreiben an den* Hn. Prof. *K. J. Lange* zu Berlin, u. s. w.

3) *Häberlins Staats-Archiv. 51. Heft.* Nr. VI. *Geschichte der Dienstentsetzung des Präsidiums der S. Coburg-Saalfeldischen Landes-Regierung.*

4) Ohne Druckort: *Gegenerklärung* auf das Publicandum von 14. Jul. 1804. u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 53. abgebrochenen Recension.*)

Was die Gegenerklärung Nr. 4. anlangt: so können wir — es ist hier blos von unserm individuellen Urtheile über einen Rechtsfall die Rede — nicht anders als den Herren Agnaten Recht geben, dass sie ein Befugniss hatten, den in Frankfurt negociirten Anleihen zu widersprechen, und in Beziehung auf die kaiserliche bestätigte Primogenitur-Constitution vom 2. November 1746., die durch das Hausgesetz von 1802. nicht aufgehoben ist, jede ohne ihre Einwilligung gewirkte Schuld und Verpfändung als null und nichtig zu betrachten.

Rec. fügt noch, veranlasst durch das berühmte Hausgesetz vom 1. April 1802. eine doppelte Bemerkung hinzu. Es ist allerdings eine erhabene Idee, eine Idee die das vortreffliche Herz des edlen Regenten Coburgs ergreifen und hinreissen musste, dass nämlich der Regent in einigen der wichtigsten Staatshandlungen sich selbst durch seine Räthe die Hände bindet, um eine gute Staatswirthschaft zu jeder Zeit nothwendig zu machen, sie gleichsam zu erzwingen. Aber in welcher kritischen Lage befinden sich dabey die Räthe eines solchen Landes, wenn der Fall eintritt, dass sie glauben, sich einer Unternehmung ihres Regenten entgegen setzen, ihn bey dem obersten Reichsrichter vielleicht gar denunciren zu müssen. Auf der einen Seite treibt sie hierzu an, ihr geleisteter Eid, ihr Gewissen, und die schwere Verantwortlichkeit, die sie im Unterlassungsfalle auf sich und ihre Erben laden. Auf der andern Seite müssen sie den Unwillen dessen fürchten, der ihr ganzes Glück in den Händen hat. Wahrlich, wird nicht zugleich ein Weg ausfindig gemacht, dass sie nicht nöthig haben, vor den Folgen ihrer Freymüthigkeit zu zittern, eine Garantie ihres Wohls in dem Fall, da sie, ohne übrigens sich zu emancipiren, nur ihre heilig angelobte Pflicht thaten; so ist die Lage eines solchen Staatsdieners höchst kritisch und so geeignet, dass mancher talentvolle und rechtschaffene Mann künftig Bedenken tragen dürfte, sich dieser Gefahr auszusetzen: welches für den Staat nicht anders als nachtheilig seyn kann. Die zweyte Bemerkung, die wir zu machen haben, bezieht sich insbesondere auf das Coburgische Hausgesetz allein. Irren wir nicht, so enthält die dritte Bemerkung desselben einen wegen seiner Folgen höchst wichtigen Widerspruch. Es heisst daselbst: Damit nicht unter dem Vorwande des allgemeinen Landes Besten oder Erhöhung der Landeseinkünfte für die Zukunft Schulden gewirkt werden, die nichts weniger als diesen Zweck haben, sondern vielmehr zur Befriedigung der Privatneigung des regierenden Landesherrn bestimmt sind: so soll von nun an keine Schuld, sie mag Namen haben wie sie will, mit Ausnahme derjenigen, welche im vorigen §. aufgeführt sind, als für den Nachfolger gültig und zahlbar angesehen werden, als wenn das Zeugniss der Regierung darunter steht, dass sie wirklich zum Besten des Landes verwendet worden ist. Nun befinden sich im zweyten §. unter den ausgenommenen Fällen diejenigen Schulden ausdrücklich, welche zur Verbesserung der Landeseinkünfte, wegen unverschuldeter Unglücksfälle, wegen Ankaufs von Gütern, Emporhebung der Landesindustrie, Errichtung allgemeiner, gemeinnütziger Anstalten und überhaupt zum Landes Besten und wovon ein bleibender Nutzen für das ganze Land nachgewiesen werden kann, sind gewirkt worden. Wie ist das zu verstehen? Heisst das nicht soviel als: Die Einwilligung und das Zeugniss der Regierung ist nothwendig zu den Schulden, die unter dem Vorwande der Beförderung des allgemeinen Besten gewirkt werden; und diese Einwilligung ist in diesen Fällen nicht nöthig? Auch werden die aufmerksamen Leser nicht unbemerkt lassen, dass die Fälle, in welchen das Zeugniss der Regierung nicht nöthig ist, so allgemein angegeben worden sind, dass dereinst ein weniger edel denkender Fürst die schöne Absicht des Hausgesetzes auf hundert verschiedenen Wegen zu eludiren Gelegenheit finden dürfte.

Rec. schliesst mit einigen Erfahrungen, die er in seiner eigenen Amtsführung gemacht hat, und die er nicht etwa auf den vorliegenden Fall direct bezogen haben will. Sie scheinen ihm so wichtig, dass sie nicht oft genug gesagt werden können, wenn sie auch nicht ganz neu wären. Möge es doch nie dem Rathgeber eines Regenten einfallen, diesen zu bewegen, dass er aus der Sphäre des Regenten in die des Mini-

sters übergehe, dass er den der Erörterung noch bedürftigen Gegenstand als bereits aufgeklärt, die des Beweises noch bedürftige Thatsache als gewiss annehme, zu früh selbst über Recht und Wahrheit urtheile, am allerwenigsten aber alle die Handlungen und Ideen seines Rathgebers unbedingt zu den seinigen mache. Die edelsten Kräfte und Tugenden der Staatsdiener werden sonst gelähmt werden. Dürfen sie es noch wagen zu widersprechen und einen Irrthum zu berichtigen, wenn sie nun als Gegner ihres eigenen Herrn auftreten müssen? Möge nie der Eifer selbst für das Gute den Rathgeber eines Regenten so weit führen, dass er die Verhältnisse, die Kräfte, und die Bedürfnisse seines Landes vergesse! mögen ihm besonders die Landesverfassung und die Gerechtsame des Volks heilig seyn! Das Angenehme muss dem Nützlichen, das Nützliche dem Nothwendigen weichen. Es ist besser, dass in einem Lande diese oder jene an sich lobenswerthe Einrichtung der Form, die in einem andern vielleicht gröfsern Staate heilsam, zuweilen wohl gar nothwendig ist, noch zur Zeit fehle, als dass sie durch die Verletzung der Gerechtigkeit und durch Auflösung des gegenseitigen Vertrauens, dieses schönen Bandes zwischen dem Regenten und den Bürgern, erkauft werde.

Frankenthal, b. Enderes: *Der neue deutsche Zuschauer.* Oder Archiv merkwürdiger Vorfälle welche auf den Lüneviller Frieden und die Vollziehung des Hauptschlusses der aufserordentlichen Reichsdeputation vom 25. Hornung 1803. Bezug haben. *Erster* Band. (*drey* Hefte) *Zweyter* Band. (*drey* Hefte) 1804. u. 1805. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der vorzüglichste Zweck dieser Zeitschrift ist die Mittheilung der dem Kurerzkanzler und dem Kurfürsten von Hessen durch den Deputationshauptschluss in dem Kurrheinischen und Oberrheinischen Kreis übertragenen Executionscommission. Doch enthält sie auch noch manche andre schätzbare Actenstücke und Aufsätze, wie folgende Anzeige ihres Inhalts beweisen wird, bey welcher sich an die Numern der zwey ersten Hefte die meisten übrigen werden anschliefsen lassen.

1) *Ersten* Bandes *erstes* Heft: I. *Vorstellung der Rheinpfälzischen General-Landes-Commissariats-Glieder an das Reichskammergericht zu Wetzlar.* Die Imploranten wurden von den neuen Besitzern der diesseits gelegenen Rheinisch-Pfälzischen Länder wegen der Hälfte ihrer Besoldungen an Pfalz-Bayern verwiesen, welches sich aber deswegen weigerte diese Last zu übernehmen, weil das General-Landes-Commissariat zu einer Zeit organisirt worden sey, wo alle Hoffnung den Ueberrhein wieder zu erlangen, längst verschwunden gewesen, mithin dieses als eine Last der diesseits rheinischen Provinz angesehen werden müsse. Es wurde daher gegen erstere bey dem Reichskammergericht um ein unklaufulirtes Mandat gebeten, das auch in der Hauptsache beyfällig erfolgte und Nr. II. mitgetheilt wird. Obgleich gegen dieses Mandat *Exceptiones sub- et obreptionis* übergeben wurden (H. *III.* Nr. II.): so erging doch eine *Paritoria plena* (B. 2. H. 2. Nr. III.) welche die wirkliche Folgeleistung des Mandats bewirkte. III. *Kaiserliche Reichs-Executions-Subdelegations-Commission zu Frankfurt am Mayn.* Unter dieser allgemeinen Rubrik findet man die Protocolle der drey ersten Präliminar-Sitzungen gedachter Commission, worin unter andern der Schluss gefafst wurde: dass man in Zukunft die Geschäftsbehandlung nach einer dreyfachen Abtheilung: für das Sustentationswesen, das Schuldenwesen, und die Regulirung der Kreismatricul vornehmen wollte. IV. *Zur Aufklärung einiger Staatsverhältnisse in der Pfalz.* Enthält eine allgemeine Uebersicht von den Ansprüchen der pfälzischen Staatsdiener und Pensionisten, womit die von einem beträchtlichen Theile derselben bey der Executionscommission eingereichte Vorstellung (Nr. V. und VI.) zu verbinden ist. Auf letztere aber erfolgte die Nr. VII. beygefügte Resolution: „dass man von der Gerechtigkeitsliebe der neuen Landesherrn der pfälzischen Länder erwarte: dass die klagende Dienerschaft der diesseitigen Pfalz nach Mafsgabe des Deputations-Hauptschlusses in Absicht ihrer bisher bezognen Gehalte befriediget und derselben ihre bisherige Besoldung in vollem Mafs nach einer unter den höchsten Theilhabern zu treffenden Repartition künftig verabreicht werde.“ In wiefern dieser Beschluss wirklich nach verschiedner B. 1. H. II. Nr. XI. und B. 2. H. II. Nr. 1. befindlichen Unterhandlungen zur Vollziehung gekommen ist, ergiebt sich aus der ebendaselbst mitgetheilten Partions-Anzeige der zum Rheinpfälzischen Ausgleichungsgeschäft zu Manheim angeordneten Commissarien. Doch wurde in derselben behauptet: dass eigentlich der Reichsdeputationsschluss in Ansehung der Rechte und Pflichten der Pensionisten und Gläubiger der eingetauschten Länder, zu welchen die Rheinpfalz gehöre, gar nichts verfüge, und daher über diesen Fall eine authentische Erklärung der gesetzgebenden Gewalt zu erwarten sey. VIII. *Reclamation der Kurpfälzischen Staatsgläubiger.* Da diesen Gläubigern wegen ihrer Forderung zu 3,600,000 Fl. eine Specialhypothek auf die rheinpfälzischen Oberämter Heidelberg und Mosbach versichert war: so wurden die neuen Besitzer dieser Länder gleichfalls zur Befriedigung derselben angewiesen mit Vorbehalt des Regresses gegen Pfalz-Bayern, welches in der Schuldverschreibung nicht nur die bemerkten Aemter, sondern auch verschiedne Stücke der Oberpfalz zur Special-Hypothek und überdiefs sämmtliche kurfürstliche Einkünfte zur General-Hypothek verschrieben hatte. Auch wegen dieser Resolution erfolgte eine Partionsanzeige (H. III. Nr. V.); doch mufsten wegen der wirklichen Vollziehung derselben noch verschiedne Unterhandlungen gepflogen werden (B. 2. H. 2. Nr. III.). *Zweyten* Heft I—VI. *Domkapitel zu Trier entgegen Nassau-Weilburg.* Das Domkapitel zu Trier trat wegen seines künftigen Unterhalts in Unterhandlungen mit dem Fürsten von Nassau-Weilburg, als Besitzer dies-

diesseitigen Reste von dem ehemaligen Kurfürstenthum Trier. Die Sache wurde anfangs vor einer Commission in Regensburg, nachher aber zu Frankfurt verhandelt, wo endlich sowohl hierüber als auch über die hinzugekommenen Ansprüche der Trierischen Hof- Civil- und Militär-Dienerschaft am 2. July 1804. ein Hauptvergleich zu Stande kam, der in der Fortsetzung H. 3. Nr. I. mitgetheilt wird. VII. *St. Stephans-Stift zu Mainz entgegen die Reichsstadt Frankfurt und Conf.* In dieser Angelegenheit kam der §. 76. des Deputationsschlusses zur Anwendung, nach welchem die diesseits Rheins gelegenen Renten und Gefälle der auf der linken Rheinseite aufgehobenen Stifter, den auf der rechten wohnenden Stifts-Individuen lebenslänglich gelassen werden sollen, und erst nach ihrem Tode hierüber anderwärts von dem Landesherrn verfügt werden darf. Einen ähnlichen Fall enthält VIII. *Ritterstift St. Alban zu Mainz entgegen Kurhessen, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Conf.*: so wie auch B. 2. H. 1. Nr. III. *Wormser Kollegiatstifter zum H. Andreas, Paul und Martin, gegen die derinhaltigen Besitzer der diesseits rheinischen Stiftsgüter.* IX. *Des Kur und Oberrheinischen Kreises Schuldenwesen betreffend.* Mit diesem Aufsatz steht der folgende in Verbindung: X. *Des Kur- und Oberrheinischen Kreises Matrikelwesen betreffend;* beiden Numern aber muss das B. 2. H. 3. N. 1. enthaltene Privatgutachten des kurerzkanzlerischen Subdelegaten und Geheimenraths Reichsfreyherrn von Kienitzen über diese Gegenstände beygefügt werden. — Die allgemeinen Grundsätze über die Vertheilung der Kreisschulden und Abgaben des Deputations-Hauptschlusses werden hier auf die eigenthümlichen Verhältnisse des Kur- und Obertheinischen Kreises angewendet. Der Betrag ihrer Schulden wird bey ersterm zu 200,000 Fl. an Capital und zu 40,800 Fl. an rückständigen Interessen angegeben: bey letzterm zu 450,000 Fl.; auch werden über das Matrikularwesen dieser Kreise, so wie über den Unterhalt des Reichskammergerichts, welches durch die Abtretung des linken Rheinufers einen jährlichen Verlust von 7115 Rthlr. erlitten hat, manche interessante Notizen mitgetheilt.

Die noch rückständigen Actenstücke der folgenden Hefte sind grösstentheils B. 2. H. 1. enthalten, und führen folgende Rubriken.

I. *Nassau-Saarbrückische Dienerschaft und Gläubiger gegen Nassau-Usingen* (fortgesetzt B. 2. H. 3. Nr. II.). Diese Ansprüche gründen sich vorzüglich darauf: dass nach dem am 27. April 1797. erfolgten Absterben des letzten Regenten in der Saarbrücker Linie, die Usinger Erbe derselben geworden ist, und in dieser Hinsicht durch den §. 12. des Deputations-Hauptschlusses diesseitige Entschädigungsländer erhalten hat. Die Unterhandlungen hierüber waren noch nicht geendigt. II. *Französische officielle Note der Verhältnisse zwischen Frankreich und Kurpfalz-Bayern in Betreff der überrheinischen ehemalig Kurpfälzisch- und Zweybrückischen Staatsdiener.* Die in gegenwärtiger Note von Frankreich behaupteten Grundsätze, nach welchen Pfalzbayern zum Unterhalt dieser Staatsdiener soll verpflichtet seyn, können, wie der Herausgeber mit Recht behauptet, auch auf den vorigen Fall angewendet werden. IV. *Fürstbischof zu Speyer contra Se. Kurfürstliche Durchlaucht zu Baden.* Durch einen in der Beylage mitgetheilten Vertrag vom 22. März 1803. wurde dem Fürstbischof von Speyer von dem Kurfürsten von Baden eine Sustentationssumme von 44,000 Fl. ausgesetzt, die man in der Folge unter dem Vorwande zu vermindern suchte, dass der Fürstbischof 1) verbunden sey, sowohl den Weihbischof und die geistlichen Räthe sammt allen zum bischöflichen Generalvicariat gehörigen Dikasterial- und Kanzleyverwandten aus seinem Deputat zu besolden, als auch alle Lasten des geistlichen Fiscus auf seine Rechnung zu übernehmen; 2) sich einen Abzug von 11,000 Fl. an der vertragsmäfsigen Sustentationssumme müsse gefallen lassen, weil sämmtliche im Oestreichischen angelegte Hochstiftscapitalien mit Sequestration verkümmert wären. Zugleich forderte der Bischof eine Entschädigung von Baden für ein gleichfalls von dem kaiserl. königl. Hofe sequestrirtes Capital von 50,000 Fl., welches ihm für seine Ansprüche auf die Vorräthe, Ausstände und Rückstände als Eigenthum geblieben war. — Wegen aller dieser Forderungen erliefs die Executions-Commission ein Fürschreiben, dessen Erfolg aber noch nicht bekannt ist.

Biberach, b. d. Gebr. Knecht: *Ueber das religiöse und sittliche Verderben unsers Zeitalters, und die Mittel ihm abzuhelfen oder es zu vermindern.* In freundschaftlichen Briefen. Herausgegeben von *J. M. R.* 1805. 235 S. kl. 8.

Das sehr gewöhnliche Thema, welches dieser Titel ankündiget, ist in diesem kleinen Werke mit Einsicht, Mäfsigung und reifer Beurtheilung, aber sehr unvollständig, bearbeitet. Der Vf. oder Herausg. — die Entstehungsgeschichte des Buches ist uns gleichgültig — macht keinen Anspruch, verständigen Beobachtern des Zeitalters etwas *Neues* gesagt zu haben; aber er hat richtige Bemerkungen und Urtheile über die Eigenthümlichkeiten unserer Tage zusammengestellt, und kann dadurch die Meinungen derer leiten, welche unsern religiösen und sittlichen Zustand entweder mit zu schwarzen Farben malen, oder in ein zu vortheilhaftes Licht stellen. Die Vergleichung des gegenwärtigen Zeitalters mit den vorhergehenden wird vermieden. Der Vf. meynt, es sey unmöglich die Frage zu entscheiden, ob jenen oder diesem der Vorzug gebühre: denn unsere Zeitgenossen beobachteten wir selbst, über unsere Vorfahren urtheilten wir nur aus fremder Beobachtung. Das kann aber kein Grund seyn, uns von der Schätzung des religiösen und sittlichen Zustandes der Gegenwart und der Vergangenheit abzuhalten. Wir finden ja wohl Schriftsteller der Vorzeit, denen wir soviel Beobachtungsgeist und Unparteylichkeit zutrauen können, als uns selbst. Und für eine blofs überflüssige, nur

für

für müssige Speculanten, welche sich auf einem weiten Felde des Streites herumtummeln wollen, gehörige Sache ist die Zusammenstellung des „Vormals" und „Jetzt" nicht zu halten. Die Kenntnifs des letztern wird dadurch erst recht deutlich und lebhaft. Es werden auch weiterhin die Eigenthümlichkeiten unsrer Zeit in religiöser und moralischer Hinsicht nicht aufgeführt, ohne auf die Vergangenheit zurückzusehen. Es mufs folglich eine Uebersicht derselben in verschiednen Perioden möglich und die Abwägung der Gegenwart und Vergangenheit zur Beurtheilung erfolgter Verbesserungen oder Verschlimmerungen statthaft seyn. — Das Unterscheidende unserer Tage wird nur in eine höhere Cultur des Verstandes und in die Aufklärung über Religionslehren und Uebungen gesetzt; beides aber wieder nur als Eigenthum einer kleinen Anzahl von Menschen dargestellt. Auf Beförderung der Verstandesbildung und die Vertilgung des Aberglaubens wirken auch nach unserm Vf., fast einzig und allein alle die Mittel hin, welche zur Verbesserung unseres Geschlechtes dienen sollen: der öffentliche Religionscultus, die Schulen, die Volksschriften. Ganz übersehen wird das, was in unserm Zeitalter zur Schärfung des Gefühls für das Schöne und des Urtheils darüber — zur Verbesserung des Geschmacks, geschehen ist, und daher der Einfluss davon z. B. auf Verfeinerung der äufsern Sitten, auf das steigende Uebergewicht der Sinnlichkeit, auf den Verfall des Religionscultus, nicht gewürdigt. Zu wenig berücksichtigt ist die Einwirkung der gröfsern, aber zum Theil einseitigen und übereilten Aufklärung, nicht blofs in Religionssachen, sondern auch über Menschenrechte und Staatsverhältnisse auf die Sittlichkeit. Eben so der unbeschreiblich grofse Nachtheil, welcher aus Erweckung der Leselust durch die Volksschriften für die Sitten der mittlern und niedern Stände hervorgegangen ist. Unter den Ursachen der Sittenverschlimmerung sollte die Sorglosigkeit vieler Regierungen und Unterobrigkeiten gegen gegebene bürgerliche Gesetze, nicht vergessen seyn. Rec. sieht in seinem Vaterlande die Sitten ganz unverkennbar dadurch schlimmer werden, dafs nach Befolgung der wichtigsten Verordnungen wenig nachgefragt wird, und sich so bey den niedern Ständen die Meinung festgesetzt hat, es hänge von ihnen ab, wie viel sie von bürgerlichen Gesetzen befolgen wollten; welche Meinung denn sehr leicht auch auf die moralischen Gesetze übergetragen wird. — Alle Mittel, welche bisher zur Verbesserung unseres Zeitalters gebraucht worden sind, findet der Vf., zumal in der Art, wie sie gebraucht worden sind, als unzulänglich zu ihrem Zwecke. Natürlich würde der rechte Gebrauch dieser vereinigten Mittel mehr bewirken. Der Vf. verspricht sich das meiste von einer Verbindung der weisesten und besten Menschen an einzelnen Orten und der kleinern Gesellschaft zu einer grofsen, in der Absicht sich zuerst selbst, und dann ihre Zeitgenossen auf eine höhere Stufe sittlicher Vollkommenheit zu heben. Nächst dieser scheint ihm das wirksamste Mittel die weisere Erziehung der Jugend in den höhern Ständen. Wer wird ihm nicht beystimmen! Wer aber auch nicht mit ihm beklagen, dafs jene Verbindung, wie diese Erziehung, unter die frommen Wünsche gehört! Von Verbesserung der niedern Schulen hätte noch viel eingreifender können gesprochen werden. — Uebrigens wird niemand, für den die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit Interesse haben, diese kleine Schrift eines wahrscheinlich jungen, aber einsichtsvollen Mannes lesen, ohne sich davon angezogen zu fühlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Breslau* u. *Leipzig*, b. Korn: *Ueber Holzersparung*. Von *Carl Wilhelm May*, Königl. Accise- und Zoll-Einnehmer zu Goldberg. 1805. 44 S. 4. m. illum. Kpfn. (12 gr.) — Die Holzersparung soll in dieser Schrift durch einige neue oder vielmehr verbesserte *Heiz-* und *Kochöfen* bewirkt werden. Dies ist freylich ein schon oft behandeltes Thema; der Vf. aber kennt die vorhandenen Schriften und Modelle, und glaubt, dafs seine Vorschriften vor denselben einen Vorzug verdienen. Er hat *erstlich* zum Stuben-Heizofen *Korte's* Säulenofen zum Grunde gelegt und zweckmäfsig verändert. Er besteht demnach in einem Feuerkasten von gegossenem Eisen, worauf eine Säule von Ziegeln steht, welche durch eine von Töpferarbeit verfertigte Kuppel mit noch zwey nebenstehenden, gleichfalls thönernen, Säulen verbunden ist. Die beiden Nebensäulen ruhen auf einem unten stehenden Kanal aus Mauerziegeln. Der ganze Ofen kostet 26 Rthlr. 15 gr. und erwärmt eine Stube von 11 Ellen Länge und 5½ Elle Höhe und Breite, die fast beständig von Kommenden und Gehenden geöffnet wird, mit 2 Pfund Holz und 6 Pfund Steinkohlen bey 5—0 auf 8 Stunden, wie eine beygefügte Tabelle die mehrern Versuche noch vollständiger erläutert und dessen gute Wirkung bekräftigt. Taf. I. ist alles durch illuminirte Zeichnungen deutlich und zur Nacharbeitung vorgestellt. Diese Idee hat der Vf. *zweytens* auch auf die Kochöfen anzuwenden gesucht, und dabey *Magallas* Muster benutzt. Bey demselben wird nicht in der Stube sondern von aufsen geheitzt, und entweder in der Stube, oder auch in einer anstofsenden Gesindestube, oder in der Küche gekocht. Dieser Ofen hat zwey Säulen und in dem Kochofen eine Koch- und Bratröhre und einen Wassertopf und Pfanne. (Nach des Vfs. Angabe mag er etliche 20 Rthlr. kosten. Er kann aber auch wohlfeiler eingerichtet werden, wenn z. B. die Säulen nicht rund sondern viereckig aus Ziegelstücken gebaut werden. Eine Zeichnung Taf. II. verdeutlichet auch diese Idee. — So viel sich aus Zeichnung und Beschreibung dieser Holzsparöfen urtheilen läfst: so glaubt Rec. dafs sie nachahmenswerth sind; besonders da der Heitzofen an sich schon eine nicht ungestaltete Form hat, und mancherley Verzierungen zuläfst, und die Zusammensetzung nicht so grofs und schwierig, wie bey manchem andern Sparofen, ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 5. März 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Verſuch einer ſyſtematiſchen Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den ſymboliſchen Büchern der proteſtantiſch-lutheriſchen Kirche.* Nebſt der Literatur, vorzüglich der neuern, über alle Theile der Dogmatik, von *Karl Gottlieb Bretſchneider*, Adjunct der philoſoph. Facultät u. Privatlehrer der Philoſophie auf der Univerſ. Wittenberg. 1805. XVI u. 551 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hr. *B.*, der ſeit Kurzem das Publicum mit mehrern Producten ſeines Fleiſses beſchenkt hat, giebt für das gegenwärtige den Geſichtspunkt auf folgende Weiſe an: „Bey der groſsen Maſſe der vorhandenen dogmatiſchen Schriften vermiſste ich doch immer noch eine, welche die dogmatiſchen Hauptbegriffe richtig entwickelte, die *Geltung* derſelben nach dem kirchlichen Syſteme genau angäbe, auf die Schriften berühmter Theologen und die in denſelben niedergelegten verſchiedenen Anſichten der Sachen hiſtoriſch Rückſicht nähme, in einer reichhaltigen und gröſstentheils vollſtändigen Literatur die weitere Ausführung der hier zuſammengedrängten Anſichten näher verzeichnete, und zunächſt auf den Candidaten der Theologie, der die Reſultate des kirchlichen Syſtems in Angemeſſenheit zu den ſymboliſchen Büchern unſerer Kirche kennen lernen will, ſo wie auf den Prediger berechnet wäre, der die neuen Forſchungen im Gebiete der Theologie mit dem kirchlichen Syſteme in einer literariſchen Verbindung zu erblicken wünſcht."

Der Gedanke, eine Zuſammenſtellung der dogmatiſchen Hauptbegriffe unſerer Kirche zu liefern, verdient allen Beyfall, zumal da wir noch keinen gelungenen Verſuch dieſer Art haben: denn *Schmerfahls Theologia definitiva* etc. iſt für unſere Zeiten nicht mehr brauchbar, und *Tieftrunks* Cenſur des proteſtantiſchen Lehrbegriffs hat, bey mehrern Vorzügen, den Fehler, daſs ſie Alles auf die Reſultate der kritiſchen Philoſophie zurückführt, und alſo einſeitig wird. Die *Theologie der Neuern*, oder Darſtellung der chriſtl. Glaubenslehren nach den neueſten Berichtigungen von *Nitzſch*, Erfurt 1790. 8. (deſſen Hr. *B.* nicht erwähnt) ſollte etwas Aehnliches leiſten; allein theils iſt ſie unvollendet geblieben (da ſie nur die Prolegomena der Dogmatik umfaſst), theils hat ſie den Fehler einer allzugroſsen Weitſchweifigkeit und Unbeſtimmtheit in den Begriffen. Wir müſſen alſo das Unternehmen des Vfs. vollkommen billigen, und ſeinen Verſuch im Allgemeinen für vorzüglich brauchbar erklären. Man kann ſich deſſelben als eines Repertoriums bedienen, worin man die Meinungen unſerer vorzüglichſten Dogmatiker verzeichnet findet, und man erſpart Zeit und Mühe, die man ſonſt auf das Nachſchlagen verwenden müſste.

Allein damit wollen wir nicht ſagen, daſs dieſe Schrift den Grad von Zweckmäſsigkeit und Brauchbarkeit erreicht habe, den ſie, unſers Dafürhaltens, haben könnte und ſollte. Zuförderſt glauben wir, daſs die Form eines *Wörterbuchs* zu dem Behuf des Vfs. beſſer geweſen wäre, als die Anordnung der Materialien nach den Titeln des Syſtems. Oder wollte Hr. *B.* ja dem Syſteme folgen: ſo konnte er die Definitionen der vornehmſten Dogmatiker unter gewiſſe Rubriken bringen, nach der Zeitfolge, oder nach einer ihm ſonſt gefälligen Methode. Auf dieſe Weiſe würden wir eine *Dogmatik in Tabellen* erhalten haben, deren Nutzen gewiſs groſs geweſen wäre. Auf eine innere Verbindung der Hauptbegriffe hätte denn freylich Verzicht geleiſtet werden müſſen; allein gerade dieſs wäre zweckmäſsiger, als das laxe Band, wodurch Hr. *B.* die Verſchiedenheit der Anſichten zu vereinigen geſucht hat. Dadurch hat er ſich mehr dem Geſchäft des Syſtematikers genähert, und wirklich bleibt man bey manchen Titeln zweifelhaft, ob man eine Dogmatik (worin, zumal nach der Sitte der neuern Handbücher und Compendien, auch die Verſchiedenheit der Meinungen beygebracht wird), oder eine Darſtellung der Hauptbegriffe vor ſich hat. Am häufigſten iſt dieſs in den Prolegomenen unter der Rubrik: Religion, Offenbarung, Chriſtenthum u. ſ. w. geſchehen. Das Raiſonnement aber, das hier eingewebt wird, iſt theils nicht immer treffend, theils bleibt es bey mehrern Punkten ganz aus, ſo daſs man häufig doch nur ein Definitionen-Regiſter erhält.

Hiermit hängt zuſammen, daſs bey den einzelnen Materien nicht immer das gehörige Verhältniſs beobachtet iſt. Manche Titel ſind zu weitläuftig, andere wieder zu kurz ausgefallen. Wollte man ſagen: das Verhältniſs richte ſich nach der ſorgfältigern oder vernachläſſigtern Bearbeitung, welche die Dogmen in der neuern Zeit gefunden haben: ſo würde dieſe Entſchuldigung nur zum Theil gelten können. In einer Darſtellung der Hauptbegriffe des lutheriſchen Syſtems verdient das Aeltere eben ſo gut beachtet zu werden, als das Neuere und Neueſte. Aber geſetzt auch, daſs wir der vorzüglichern Berückſichtigung der neuern Anſichten den Vorzug gäben: ſo hat dennoch der Vf. nicht das gleiche Maſs beobachtet. Wir erinnern alſo nichts dagegen, daſs die durch die neuere

Philoſophie vorzüglich wieder in Anregung gebrachten Materien von Religion, Offenbarung, Theopneuſtie u. ſ. w. vollſtändiger als andere, wo dieſs weniger der Fall war, abgehandelt ſind. Die Lehre von der *Trinität* (S. 224 f.) iſt ungleich dürftiger ausgefallen, als die Lehre von *Gott* S. 179—223. Die Lehre von den *Engeln* wird bloſs als ein Anhang zu dem Dogma von der Vorſehung und Weltregierung beygefügt, und auf wenig Seiten S. 281—288. abgefertigt; ja von den *Dämonen* und dem *Teufel* wird S. 283. ſogar nur in neun Zeilen (wozu S. 286. noch einige liter. Notizen kommen) gehandelt. Und doch iſt grade dieſe Lehre in neuern Zeiten ein wahrer Zankapfel der Theologen und Philoſophen geweſen. Desgleichen kann die Abhandlung über die *Taufe* S. 438—443. keineswegs als befriedigend angeſehen werden. Der *Kindertaufe* finden wir weiter gar nicht erwähnt, als daſs S. 442. die vornehmſten Bücher darüber ohne alle weitere Vorerinnerung verzeichnet werden. Das heiſst doch aber nicht „alle in der Dogmatik vorkommenden Begriffe" darſtellen! Des *Exorcismus* iſt auch nur S. 442. in einer Note, und, wohl zu merken, bloſs literariſch erwähnt. Von den *Anabaptiſten* kommt kein Wort vor.

Gegen die Zweckmäſsigkeit der Literatur müſſen wir auch im Allgemeinen eine Erinnerung machen. Wir verkennen den Fleiſs und die Sorgfalt nicht, womit Hr. *B.* ſeine literariſchen Notizen beygebracht und in ſo reichlicher Fülle mitgetheilt hat, daſs er (was doch viel ſagen will!) in mehrern Punkten ſelbſt *Beck* (*Commentarii hiſtor. decretorum rel. chriſt. et formulae Luth.* Leipzig 1801. 8.) übertrifft. (Einige kleine Unrichtigkeiten und Paroramata wollen wir unten angeben.) Auch wollen wir nicht urgiren, daſs die Ueberladung mit einem Schwall von Büchertiteln beſonders dem Anfänger eher nachtheilig als nützlich ſeyn dürfte; allein die Anordnung derſelben müſſen wir in Anſpruch nehmen. Hr. *B.* hat ſich ſeine Arbeit leichter gemacht, als wir es zum Beſten der Leſer wünſchen. Er pflegt gewöhnlich die Definitionen der Dogmatiker der Reihe nach hinzuſetzen, und ſie, jedoch nicht immer, mit einigen Erinnerungen zu begleiten; dann folgen zum Schluſs die Schriften, worin man weitere Belehrung ſuchen kann. Allein hier fehlt die ſo nothwendige Scheidung des Heterogenen. Dieſe Bücher-Reihen leiſten weiter keine Dienſte, als die in den theologiſchen Bücher-Verzeichniſſen; man hat nun zwar zuſammen, was im Allgemeinen über einen Artikel geliefert worden iſt; aber nun mag man umherſuchen, bis man das Specielle, was man eben zu wiſſen wünſcht, auffindet. Sollte alles recht brauchbar werden: ſo muſste im Text bey jedem einzelnen Punkte auf die Note verwieſen werden. Aber hierbey iſt nicht wenig Beurtheilung und eine vertraute Bekanntſchaft mit der Materie und ihrer Literatur erforderlich. Als Beyſpiel können die ſchon angeführten Titel von den *Engeln* und von der *Taufe* dienen, wo von weſentlichen Punkten der Text gar nichts, und die Noten etwas Verſchiedenartiges und nach keinem Princip Zuſammengeſtelltes liefern. Eben dieſs iſt der Fall in der *Tripitätslehre*, wo am Schluſs S. 235—249. ein ganzes Heer von Zeugen aufgeſtellt wird. Aber die Ausſagen dieſer Zeugen ſind ſo verſchiedenartig und zum Theil einander widerſprechend, daſs es wirklich nöthig wäre, dieſes Zeugen-Rotul anders zu ordnen. In dem Artikel: *vom Sohn*, S. 236 ff., ſind überdieſs *Logologie* und *Chriſtologie* nicht gehörig von einander geſchieden.

Uebrigens iſt es zweckmäſsig, daſs bey allen Dogmen, worüber ſich unſere ſymboliſchen Bücher erklärt haben, die Definition oder Expoſition derſelben vorausgeſchickt und auf die Harmonie oder Differenz der Beſtimmungen in den verſchiedenen Symbolen Rückſicht genommen wird. Man erhält hiermit zugleich die Geneſis des lutheriſchen Lehrbegriffs. Was wir hier aber noch vermiſſen, ſind die Beſtimmungen unſerer eigentlichen Syſtematiker, eines *Chemnitz*, *Abraham Calov*, *Quenſtedt*, *Joh. Gerhard*, *Ge. Calixt* u. a. Wir finden durch das ganze Buch hindurch von ältern Dogmatikern unſerer Kirche bloſs *Buddeus* und *Baumgarten* benutzt, worauf die Meinungen eines *Ammon*, *Döderlein*, *Eckermann*, *Henke*, *Morus*, *Reinhard*, *Stäudlin*, *Storr* u. ſ. w. folgen. Nun ſind wir zwar weit entfernt, den Werth der beiden zuerſt genannten Dogmatiker herabſetzen zu wollen, wir ſind vielmehr gewohnt, in *Buddeus* einen der vorzüglichſten theologiſchen Denker ſeiner Zeit zu ehren; allein als die Repräſentanten unſers kirchlichen Lehrbegriffs mögen wir ſie doch nicht gelten laſſen. Wer wird nicht erwarten, daſs z. B. in der Lehre von der *Offenbarung* und *Inſpiration* die Meinungen eines *Calov*, *Quenſtedt* und *Gerhard*, die hierin conſtitutiv wurden, angeführt werden?

Meiſtens iſt der Vf., wo er ſelbſt Definitionen giebt, *Reinhard* gefolgt, wogegen wir um ſo weniger einzuwenden haben, da *R.*, nach unſerer Ueberzeugung, die Lehre unſerer Kirche vor mehrern andern Theologen am richtigſten gefaſst und in ſeinen Erklärungen treffend und körnig ausgedrückt hat. Nach demſelben wird S. 89. die *Inſpiration* ſo definirt: „Diejenige Thätigkeit Gottes" (*Reinhard* hat: *ſpiritus divini efficacia*, und dieſs iſt bibliſch-beſtimmter), „durch welche er die Lehrer der Offenbarung bey dem Vortrage derſelben vor Irrthum bewahrte." Mit dieſer Anſicht ſtimmen auch ſchon *Storr* (deutſche Dogmatik S. 175 ff.) und *Griesbach* (populäre Dogmatik §. 18.) überein. Aber unnöthig war's, daſs der Vf. S. 90 u. 91. dieſe Definition noch zweymal wiederholte, da er es den Leſern überlaſſen konnte, dieſen Begriff auf die Lehrer der Offenbarung und auf die heil. Schrift überzutragen. Ueberhaupt hätte manche Wiederholung vermieden und mehr Kürze und Präciſion im Ausdruck bewieſen werden ſollen.

S. 436. heiſst es: „Uebrigens zählt *Melanchthon* bekanntlich *drey* Sacramente: *Baptismus*, *Coena Domini*, *Abſolutio*, *quae eſt ſacramentum poenitentiae*; *Luther* aber (*Catech. maj. de bapt.* p. 534.) nur zwey, Taufe und Abendmahl: denn die Taufe begreift auch (wie er p. 549. ſagt) das dritte Sacrament, die Buſse, mit

mit in sich; *quae (poenitentia) nihil aliud est, quam baptismus* (d. i. hier das Ablegen des alten Adams) *sive ejus iteratio — regressus* (p. 550.) *quidam et reditus ad baptismum.*" Richtig! Aber es hätte bemerkt werden sollen, dass auch *Luther* Anfangs, wie *Melanchthon*, drey Sacramente annahm. S. die Schrift *von der babylonischen Gefangenschaft.* Opp. ed. Jenens. T. II. p. 263 ff. Vgl. *Planck's* Gesch. des protest. Lehrbegriffs, Th. I. S. 287. 300. u. a.

Bey Abhandlung der Aemter und Reiche Christi S. 381 ff. sind die Meinungen zu sehr vereinzelt, so dass sie sich nicht bequem übersehen lassen. Von dem prophetischen Amte war schon S. 363 — 364. §. 70. (nicht §. 69., wie es S. 381. heisst), und von dem hohenpriesterlichen S. 367. gehandelt worden. Hier aber vermisst man die concentrirte Darstellung. In der Lehre von der *Höllenfahrt Christi* S. 354 — 355. hätten wir einige bestimmtere Aeusserungen über die Ansicht der *Formula Concord.* p. 788.: „*Totam Christi personam, Deum et hominem, post sepulturam, ad inferos descendisse, Satanam devicisse, potestatem inferorum everti sse et Diabolo omnem vim et potentiam eripuisse*" gewünscht. Die Dogmatiker, welche von dieser Meinung abwichen, z. B. *Baumgarten*, *Döderlein* u. a., haben des grossen, poetischen Gesichtspunktes dieser Lehre gänzlich verfehlt. Auch *Schmidt* und *Reinhard* (p. 280.: *ea animi Christi, corpore soluti, actio, qua animis eorum, qui diluvio perierunt, quaedam (?) nunciavit, in libris sacris haud patefacta*) sind blos bey dem biblischen Buchstaben stehen geblieben.

Wir haben uns noch mancherley angestrichen, worin uns der Vf. nicht Genüge geleistet zu haben scheint; wir lassen es aber bey dem Angeführten bewenden. Da Hr. *B.* auf die Literatur einen so lobenswerthen Fleiss verwendet hat: so ist er es schon werth, dass man ihn in einzelnen Angaben, wo er, wie dies fast unvermeidlich ist, geirrt hat, berichtige. Wir wollen einen kleinen Beytrag hierzu liefern. Manche Schriftsteller-Namen sind unrichtig geschrieben, z. B. S. 26. *Calliesen* statt *Callisen;* S. 97. *Sextro* st. *Sextroh;* S. 103. *Illgen* st. *Ilgen;* S. 378. *Moldenhauer* st. *Moldenhawer* u. a. S. 98. wird eine Abhandlung: *Abweichende Vorstellungen der neuesten. Schriftsteller über einen und denselben Gegenstand* von D. *Th.* angeführt. Der Vf. supplirt *Thieß;* allein so viel wir wissen, ist nicht dieser, sondern der Prediger *Thurn* Verfasser dieser Abhandlung und einer grössern Schrift, die denselben Titel führt: *Sammlung abweichender Vorstellungen* u. s. w. Leipz. 1803. 8. Die S. 57. angeführte Schrift: „Neue Erklärung des höchst wichtigen Paulinischen Gegensatzes: Buchstabe und Geist u. s. w." Jena 1799. 8. rührt vom Stiftspfarrer *Böhme* in Altenburg her, so wie die „freymüthigen Untersuchungen über Jesum, den Sohn Gottes," Halle und Leipz. 1798. s. S. 238. vom Consist. R. *Hasse* in Königsberg. Ebendas. die Abhandlung von *Augusti:* „Arius, Athanasius und Paulus u. s. w." steht ausführlicher in dessen „Apologieen und Parallelen theolog. Inhalts." Gera u. Leipz. 1800. 8. S. 112 — 157. Die S. 162. citirte Abhandlung: *C. F. Rößler Dissert. de theoria historiae dogmatum,* Tübing. 1796. liefert keine Theorie der Dogmengeschichte, sondern *Dogmata über die Theorie der Geschichte,* und gehört also gar nicht hieher. S. 163. Von *Münscher's* Handbuch der christlichen Dogmengesch. sind nicht alle drey Theile in einer zweyten Auflage erschienen. Zu *Münter's* Handbuch, übersetzt von *Evers*, muss noch ein zweyter Theil hinzugesetzt werden. Der Vf. der S. 264. aufgeführten Neuen Conjecturen über die Schriften des alten Bundes 1. B. 1. St. Düsseldorf 1794. 8. (wovon Hr. *B.* urtheilt: „Die Meinung des Vfs. ist mir nicht bekannt"), ist der Pastor *K. Chr. Ludw. Schmidt* in Willmerode. Es erschien auch noch ein zweytes Stück; dann aber wurde die Fortsetzung unterbrochen. Der Plan des Vfs. ging auf ein vollständiges Repertorium nicht nur über die Urgeschichte, sondern auch über das ganze A. T. Unter den nicht angegebenen Druckfehlern haben wir noch S. 65. Z. 5. διασχωψις st. διασχεψις, und S. 515. *corporis* st. *corporibus* bemerkt.

Bremen, b. Seyffert: *Religion, wahre Religion, Christenthum, Confession, katholische Confession, Protestantismus, Lutherische, Reformirte Confession.* Skizzen mit Anwendungen zur Beförderung richtiger Erkenntniss und christlicher Bruderliebe. 1804. 135 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., welcher ein als Schriftsteller berühmter reformirter Geistlicher in *Bremen* zu seyn scheint, (dem man bey seinen schönen Talenten nur weniger Eilfertigkeit und desto mehr Vollendung in der Schriftstellerey wünschen möchte,) benutzt die unseligen Parteystreitigkeiten in *Bremen*, um theils das Verhältniss der Confessionen überhaupt zu einander, theils das Nichts des Unterschiedes zwischen der lutherischen und reformirten Confession, besonders für den grossen Haufen, aus einander zu setzen (der oft nicht weiss, worin dieses alles eigentlich besteht), und daneben allen christlichen Religionsparteyen die grosse Wahrheit einzuschärfen, dass sie bey aller äussern Trennung durch den gemeinschaftlichen Glauben an Christus in einer *höhern Geistes- und Herzens-Verbindung* stehen, welche sie mit einer echt-christlichen Bruderliebe zu cultiviren verpflichtet sind, um endlich einmal die Unduldsamkeit, den Sektengeist und Parteyhass, die dem wahren Christenthume durchaus zuwider sind, aus ihren Herzen zu verbannen. Voran gehen indessen noch einige besondere Abschnitte über Religion, wahre Religion und Christenthum, die der Vf. für nöthig hielt, „um zu zeigen, wie weit entfernt er von Religionsmengerey sey, und was er für das Wesentliche des Christenthums halte; auch um zugleich einigermassen dahin zu wirken, dass die Christen nicht, indem sie die Schale zu kräftig fassten, den Kern herausdrückten und fahren liessen." Das heisst mit andern Worten wohl nichts anders, als, um seine Orthodoxie zu beurkunden, und diese auch bey andern zu erhalten. Ob dieses gerade hier nothwendig war, wo das Hauptobject des Vfs. Stoff genug zu einer Schrift für sich gab, so bald er nur vollendeter

aus-

ausgearbeitet wurde, als es hier geschehen ist, läfst Rec. dahin gestellt seyn; so wie er überhaupt nicht alles, was der Vf. S. 34 ff. Christenthum nennt, für biblisches Christenthum halten kann, wenn es gleich kirchliche Dogmatik ist. Ueber manche Punkte hat nämlich die bessere Exegese längst zum Nachtheil der Dogmatik entschieden, dafs sie nicht weiter als biblisch behauptet werden können, wovon Rec. zum Beweise nur die einzige Stelle Phil. 2, 7.: „er entäufserte sich selbst," anführen will, die der Vf. S. 35. durch: „er leerte sich aus von seinen göttlichen Vorzügen, enthielt sich derselben, wo er sie nur zu *seinem* Vortheile hätte gebrauchen können," erklärt, wovon jedoch in der ganzen Stelle keine Spur ist. Vielmehr ist der Ausdruck ἐκένωσε ἑαυτον hier völlig gleichbedeutend mit dem andern ἐταπείνωσεν ἑαυτον, der gleich dabey steht. Doch darüber will Rec. hier nicht streiten: denn es ist schon sonst bekannt, und ergiebt sich auch aus dieser Schrift, dafs eine genaue Exegese die starke Seite des Vfs. gerade nicht ist, und dafs er eben deswegen auf viele unrichtige Ansichten der Bibel geräth. Vielmehr will er lieber versichern, dafs diese Schrift sehr gut für Unkundige dienen kann, den unbedeutenden Unterschied zwischen dem lutherschen und reformirten Lehrbegriff und Cultus kennen zu lernen, und dafs sie wegen der trefflichen Toleranz-Maximen alle Achtung und Empfehlung verdient. Ein paar historische Punkte hätten indessen noch vorzüglich angeführt zu werden verdient; dafs nämlich die Wittenbergsche Concordie im Jahr 1538. auch von den Schweizern unterzeichnet, und dadurch beide protestantische Parteyen selbst in Hinsicht des Lehrbegriffs (äufserlich wenigstens) vereinbart seyn; dafs ferner *Luther* sich bey dieser Gelegenheit wegen der streitigen Vorstellung vom Abendmahl so human und duldsam geäufsert habe, als es nur irgend ein Toleranzprediger unserer Zeit thun könne. „Er nehme eben so wenig, als die Schweizer, an, dafs Christus sichtbar oder unsichtbar vom Himmel niederfahre, um im Sacrament gegenwärtig zu seyn. Er lasse es vielmehr der göttlichen Allmacht befohlen seyn, wie uns der Leib und das Blut Christi im Abendmahle gegeben werde, und bleibe schlecht und einfältig bey den Einsetzungsworten. Wenn sich die Parteyen auch noch nicht völlig verständen: so sey es doch jetzt das beste, *freundlich gegen einander zu seyn, und sich zu einander das Beste zu versehen.*" Der letzte Punkt ist es nun gerade, den die lutherischen Prediger in Bremen bey der neuen Veränderung des Kirchenzustandes daselbst verletzt glaubten. Rec. ist zu wenig genau mit der ganzen Lage der Sachen bekannt, als dafs er ein bestimmtes Urtheil über diesen ganzen leidigen Streit fällen möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *München*, b. Scherer: *Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt.* Ein Beytrag zu Beurtheilung des Werths landständischer Verfassungen. Von D. *Joh. Jac. Wagner.* 1804. IV u. 99 S. 8. (10 gr.) — Abgesehen von dem manchmal affectirten, manchmal schwerfälligen Vortrag, und einer ungewöhnlichen, unseres Bedünkens unangemessenen Terminologie, empfiehlt sich diese kleine Schrift durch scharfsinnige Ideen, die man in unseren politisirenden Zeiten selten genug entwickelt findet. Der Vf. zeigt in dem *ersten* Abschnitt, *Staatswissenschaft* überschrieben, dafs die Majestät jedes Staats ihrer Natur nach eine und untheilbar sey, und folgert daraus in dem *zweyten* Abschnitt, oder der *Politik*, dafs die vermeinte Kunst, durch Theilung der Majestät dem Despotismus der Fürsten entgegen zu wirken, auf einem nichtigen und verwerflichen Grunde beruhe, und in den Folgen ihre eigenen Zwecke vernichte. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet haben Landstände und Parlamenter nur wenig Werth. Es giebt so wenig ein gewisses Mittel, das Staatsoberhaupt vor der Anwandlung des Despotismus zu bewahren, als die Heilkunde Mittel kennt, ein Hirn vor dem Wahnsinn zu sichern. Für die besten Mittel hält er noch ungebundene Pressfreyheit und volle Publicität der Regierungsacten. In Ansehung des letzteren sind wir völlig einverstanden, wo es dergleichen Acten giebt; die erstere aber halten wir in dem Mafse nicht anwendbar, und glauben vielmehr, dafs dies Mittel gar leicht dem Staat andere schwere Krankheiten zuziehen kann, wovon wir in unsern Tagen die schmerzhaftesten Erfahrungen gemacht haben. Sehr treffend äufsert er sich dagegen noch am Schlufs über den Werth einer festen Organisirung des Ministeriums und der Regierungscollegien. Sind die hier angestellten Männer, sagt er, einsichtsvoll und ihrer Pflicht getreu: so können sie dem Despotismus der Fürsten oft Einhalt thun, indem sie das klare Recht ihm entgegen halten, und lieber ihr Amt verlassen, als ihre Pflicht; und mehr können selbst rechtschaffene Landstände (ständische Deputirte) nicht. Dieser Behauptung pflichten wir auf das vollkommenste bey, und wünschen sie um desto mehr einzuschärfen, da wir uns überzeugt halten, dafs durch Verbreitung eines solchen Sinns unter Beamten des Staats praktisch unendlich viel mehr Gutes gewirkt wird, als durch alle künstliche Verbesserungen und Bestimmungen der Constitution; und dafs umgekehrt eben schlechtdenkende, nachlässige und pflichtvergessene Minister hauptsächlich Schuld an dem Bösen sind, das manche Regenten thun, und daher eine behutsame Wahl derselben nach genauer Prüfung ihres ganzen Charakters eine Sache von höchster Wichtigkeit ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. März 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

OLDENBURG, in d. Schulze. Buchh.: *Die Rechtslehre von der Leibzucht oder dem Altentheile auf deutschen Bauergütern*, nach gemeinen und besondern Rechten — von Dr. *Chrn. Ludw. Runde*, Herz. Holst. Oldenb. Regierungsassessor u. Landesarchivar. *Zwey* Theile. 1805. XXXII u. 566 S. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Es wird den Kritikern selten so gut, dass sie etwas im Ganzen vollendetes und in seiner Art vollkommnes dem Publicum bekannt zu machen haben; bey diesem Werke aber finden wir uns zu unserm Vergnügen wirklich in einem solchen Falle. Wir halten uns um so mehr verbunden, auf so ausgezeichnete Producte kräftig aufmerksam zu machen, als gerade in der Jurisprudenz, vielleicht vor allen andern Fächern, besonders aber bey der Bearbeitung einzelner Lehren, der Antheil, den Geist und umfassende Uebersicht daran haben, gewöhnlich am wenigsten beachtet und gewürdigt wird, und darum die Verfasser solcher Schriften sich oft für das Beste, das sie geben, gar nicht belohnt und aufgemuntert sehen. Allenfalls lobt man Reichhaltigkeit und Vollständigkeit der Materien, Scharfsinn in der Entscheidung einzelner Fragen, und gute Anordnung; und schon dieses Lob kann und wird durchaus niemand der vorliegenden Schrift versagen. Aber es giebt noch ein viel höheres; es hängt im Allgemeinen davon ab, dass man nie den Gegenstand seiner Bearbeitung isolire. Um diess zu vermeiden, um nichts zu überschätzen, um keine Lehre und keinen Satz zu weit und zum Nachtheil der sonst geltenden auszudehnen, ist nun eben eine ununterbrochene Rücksicht auf die gesammte geltende Jurisprudenz unerlässlich, mit der jeder kleinste Theil im passendsten Zusammenhange stehen muss. Gegen die Verletzung dieser Forderungen aber ist man fast nirgends weniger auf der Hut, als in den Materien des deutschen Rechts; und eben deswegen müssen wir um desto fester erklären, dass uns gar keine *grössere* Schrift über eine einzelne deutsche Rechtslehre bekannt ist, die jenen Forderungen in einem so hohen Grade entsprochen habe, als diese. Wir haben des Vfs. erste Schrift: *über die Interimswirthschaft auf deutschen Bauergütern*, wodurch er sich als einen würdigen Sohn seines um das deutsche Recht so hoch verdienten Hn. Vaters darstellte, früher (A. L. Z. 1797. Nr. 18.) mit verdientem Lobe angezeigt; aber auch nicht die Schwächen und das noch etwas ungewisse Verfahren in der Behandlung verschwiegen. Nun ist aus dem viel versprechenden Anfänger ein sehr achtungswerther Meister geworden; hier ist alles mit fester Hand scharf und bestimmt hingezeichnet, nichts über die Gebühr ausgedehnt, alles genau begränzt und unterschieden; aber auch in dieser Beschränkung rein und ohne Schwanken dargestellt. Die Rücksichten auf die Hufelandischen Erinnerungen über die Methode solcher Lehren sind durch das ganze Buch unverkennbar; dafür aber wird auch Hr. *Hufeland* diese Ausführung im Ganzen wohl als den besten bis jetzt erschienenen *Typus* für seine Methode anerkennen.

Die *zwey* schon auf dem Titel genannten Theile dieser Schrift sind: I. *Geschichte und Gesetzkunde.* II. *System.* — Den *ersten* fängt er (§. 1.) mit der Bestimmung des Begriffs der *Leibzucht* an, und setzt diesen unzweydeutig fest. Doch könnte vielleicht noch etwas in der Entwickelung und Bestimmung gewonnen werden, wenn gleich anfangs vorangestellt wäre, was nachher sehr gut bemerkt ist, dass *Leibzucht* überhaupt den lebenslänglichen Unterhalt einer Person, die *Leibzucht* auf Bauergütern aber oder der *Altentheil* die Leibzucht, welche einer Person bey Auflösung der rechtlichen Verhältnisse, in welchen sie bisher zu einem Bauerhofe stand, aus demselben angewiesen worden, bezeichne. — Nun folgt gleich eine Sonderung der in der Leibzucht enthaltenen Vortheile und ihrer Veranlassungen, welche die nöthigen Unterscheidungen der Rechtsverhältnisse trefflich vorbereitet. — §. 2. ist mit Aufzählung der verschiedenen Rechte an Bauergütern und Beziehung der Leibzucht darauf bemerkt, dass das Institut hauptsächlich bey Colonatgütern einheimisch sey. Dann folgt die Geschichte der Entstehung des Instituts. §. 3 — 6. (Was hier und sonst von Vermuthungen gesagt ist, würde noch geringerm Widerspruche ausgesetzt seyn, wenn es, wie fast bey allen Materien des deutschen Rechts geschehen sollte, ausdrücklich auf historische Vermuthungen, *praesumtiones hominis*, die blos den Beweis unterstützen, nicht aber, wie die *praesumtiones juris*, ganz überflüssig machen, eingeschränkt wäre.) Es sey übrigens diess Institut veranlasst 1) durch die deutsche Erbverlassung, vermittelst einer Uebergabe bey lebendigem Leibe, bey der man sich doch häufig den lebenslangen Besitz und Genuss aller übergebenen Güter oder eines Theils derselben vorbehalten habe; 2) durch das Princip der deutschen Erbfolge im Grundeigenthum (das von der Verbindlichkeit zum Kriegsdienste ausging). — §. 7. ist die *erste* (wahrscheinliche) *Spur der Leibzucht* unter Bauern im J. 862.; §. 8. eine weit sichrere aus dem fürstlich-

lich-Salmiſchen Antheile des vormaligen Hochſtifts Münſter vom J. 1363. aufgefunden. In dieſem §. 8. nämlich ſind zugleich die hieher gehörigen Stellen aus den weſtphäliſchen Hausgenoſſenrechten, und hierauf §. 9—47. ſolche aus den verſchiedenen Landesordnungen, oder einzelne Landesgeſetze über dieſe Lehre ſehr reichhaltig, und wir glauben, vollſtändig abgedruckt, und zum Theil vorläufig durch allerhand aus groſser Beleſenheit gefloſſene Nebenbemerkungen über die Arten und Verhältniſſe der Bauern, auf die ſich die Geſetze beziehen, erläutert. Die ausführlichſte und genaueſte unter allen dieſen Verordnungen über die Leibzucht iſt die *Fuldaiſche* vom J. 1773. S. 196 — 215. Nach dieſer Grundlage entwickelt Hr. *R.* §. 48. ſeine Beſtimmungen über die Behandlung der Materie. Er ſagt dabey zur vorläufigen Entſchuldigung: „Es iſt leicht, gewiſſe abſtracte Sätze hierüber (über die Methode und über den Einfluſs des gemeinen Rechts) aufzuſtellen; aber ſehr ſchwer iſt es, ihnen eine ſolche Beſtimmtheit zu geben, daſs ihre Anwendung auf einzelne Fälle gar keinen Schwierigkeiten unterworfen wäre." — Gewiſs hat dieſs ſeine Schwierigkeiten; aber die Ausführung des Vfs. zeigt auch deutlich, daſs man bey dem von ihm befolgten Verfahren alle überwinden kann. Wie feſt er dabey zu Werke ging, zeigen ſchon ſeine fernern vorbereitenden Erklärungen: „Der Begriff (das Weſentliche) des deutſchen Inſtituts, wie er im Eingange dieſer Schrift aufgeſtellt worden, iſt — aus Particularverordnungen abſtrahirt. Dieſer Begriff iſt nun die Urquelle, woraus die eigenthümliche Natur der Sache und damit ſolche Grundſätze abgeleitet werden, welche, ſobald Verträge, beſondre Geſetze oder Gewohnheiten Lücken laſſen, — nicht bloſs in einem oder dem andern Lande, ſondern überall zur Anwendung kommen müſſen, wo ſich das Inſtitut findet." Wir wollen hierbey nur in Bezug auf das oben ſchon Erwähnte einfach bemerken, daſs Hr. *Hufeland* in ſeiner *Einleitung in das deutſche Privatrecht* den Zweck der Wiſſenſchaft darin ſetzt: „die Theorie von — Inſtituten aufzuſtellen, damit 1) die Particulargeſetze, welche jene Inſtitute feſtſetzen, verſtanden, und 2) falls ſie für manche Rechtsfragen keine Beſtimmungen enthalten, dieſe *Lücken* durch Folgerungen aus dem Begriffe und der allgemeinen Theorie ausgefüllt werden können." Nach §. 21. ebend. ſoll der Begriff des abzuhandelnden Inſtituts allein, ſo wie er in den Particulargeſetzen enthalten iſt, der Theorie zum Grunde gelegt werden. u. ſ. w. Man ſieht, wie der ſcharfſinnige Vf. auf alle dieſe Vorſchläge Rückſicht genommen hat, und wird es in der Folge noch mehr ſehen. So geſteht er ſogleich mit Anführung der Hufelandſchen Schrift, und zum Theil Benutzung der eignen Worte derſelben, „den Quellen des römiſchen Rechts im Ganzen Gültigkeit, und den für Gattungen gegebenen Begriffen und Rechtsſätzen Anwendung" zu, ſobald die eigenthümliche Natur des Inſtituts erlaubt, daſſelbe unter eine gewiſſe Gattung zu bringen. — In die gleich folgende Empfehlung groſser Vorſicht — daſs nicht Rechtsſätze für generiſch angenommen werden, welche bloſs für eine beſondere römiſche *Species* gegeben ſind; — und des Miſstrauens gegen alle Analogieen, ſtimmt Hr. *Hufeland*, dem man Vermiſchung des zu ſondernden wohl nicht leicht vorwerfen wird, gewiſs vollkommen ein; ſelbſt im Innern des römiſchen Rechts müſste noch weit mehr als bisher geſondert werden. — §. 49. hat der Vf. die *Terminologie*, die er mit Recht als ein vorzügliches Hülfsmittel anſieht, wieder mit groſser Beleſenheit und Unbefangenheit angegeben und erklärt. (Den Ausdruck *Anſchlag* hat Hr. *Hufeland* aus *Fiſcher's Lehrbegriff der Cameral- und Polizeyrechte* Th. I. §. 62. entlehnt; aber freylich deutet ſchon die Note dabey von neuem auf die Unzuverläſſigkeit dieſes faſt in jeder Zeile unſichern Schriftſtellers.) — §. 50. führt der Vf. die an Zahl und Gehalt ſehr geringe Literatur über dieſe Materie an. Was er S. 283. von *Möllers* Diſſertation ſagt: „Er hat den Leitſtern ſeiner Vorgänger (das römiſche Recht) nur verlaſſen, um — oft im Dunkeln zu tappen," paſst faſt auf alle Schriften über deutſche Rechtslehren aus jenem und den zwey folgenden Decennien.

Der *zweyte* Theil enthält nun das zu jenem Zweck und nach den obigen Regeln aufgeſtellte *Syſtem*, deſſen Anordnung ſich ihr Lob auch dadurch vergewiſſert, daſs alles in einer ſehr natürlichen Folge aus dem vorhergehenden der Erläuterung und dem Beweiſe nach entwickelt: *Erſter* Abſchn. *Grundſätze, auf welchen die Rechtslehre von der Leibzucht beruht.* I. Hauptſt. *Vorbereitende Unterſuchung über die Natur und Wirkung der Güter-Uebertragung.* Die hier vorkommenden Unterſcheidungen ſind auffallend klar und als Grundlage zur Entſcheidung der einzelnen Fragen unter verſchiedenen Geſichtspunkten vollkommen hinreichend. „Eine Hauptquelle von Irrthümern iſt es geweſen, daſs man die Altentheils-Beziehung mit der ihr gewöhnlich vorangehenden Abtretung des Bauerguts an den Nachfolger für ein einziges Rechtsgeſchäft gehalten, — die Leibzucht als eine Vergeltung für die Wirthſchafts-Abtretung, und beides zuſammengenommen als *einen* läſtigen Vertrag angeſehen hat." — Beym aufgefahrnen Ehegatten und beym Interimswirth, die zur gehörigen Zeit dem Anerben das Gut abtreten müſſen, kann die Wirthſchafts-Abtretung den Grund ihres Anſpruchs auf die Leibzucht nicht ausmachen; aber auch ſelbſt die mit gröſserm Schein als ein einziges Rechtsgeſchäft ſich ankündigende Gutsübergabe des bisherigen Colonus mit Antretung der Leibzucht wird doch wegen des groſsen Miſsverhältniſſes zwiſchen dem Werthe des Guts und des Altentheils die Prüfung nicht aushalten. Bey der Nachfolge im Gut allein betrachtet ſind verſchiedene auch dem römiſchen Recht bekannte Rechtstitel denkbar; neben dieſen aber beſonders das urſprünglich deutſche Inſtitut der Güterübergabe, eine wahre anticipirte Erbfolge. Daſs auf dieſe von mehrern Provinzialgeſetzen wirklich gebaut worden, iſt genau belegt. Sie iſt indeſſen nur eine *ſucceſſio ſingularis*, wie denn eine *ſucceſſio univerſalis* ohne einen Todesfall ungedenkbar iſt. (Vielleicht hätten hier bey aller Richtigkeit

keit deſſen, was der Vf. ſagen will, doch die Ausdrücke genauer gewählt werden ſollen, da die Römer wenigſtens ehemals *ſucceſſiones univerſales* ohne Todesfall kannten.) Dieſe Erfrühung des Erbfalls kann freywillig geſchehen, und ruht dann auf einem Erbvertrage; dabey iſt die gutsherrliche Einwilligung nicht nothwendig; gleichwohl oft durch Geſetze vorgeſchrieben. Erzwungen kann aber die Güterabtretung vom Gutsherrn nie anders werden, als wenn Colonatverhältniſſe vorhanden ſind; doch auch hier ohne beſondre Geſetze nur dann, wenn des Gutsherrn Rechte auf keine andre Art zu ſichern wären. Der eventuelle Nachfolger aber kann auf dieſs *jus tertii* keinen Anſpruch gründen. Nebſt dieſem läſst ſich die Uebergabe durch Kauf, Tauſch, Schenkung, Uebergabe zum Brautſchatz, älterliche Vermögenstheilung recht wohl denken; und ſodann ſind auch darauf die römiſchen Grundſätze über jene Geſchäfte anzuwenden, wenn nicht beſondre Verhältniſſe des Guts u. ſ. w. entgegenſtehen. Manche Eigenſchaften der Bauergüter begründeten indeſſen, wenn ſie nicht vollkommen freye Güter ſind, eine Vermuthung für das deutſche Rechtsgeſchäft (die alsdann, aus der rechtlichen Natur derſelben abgeleitet, allerdings nicht bloſs hiſtoriſch, ſondern juriſtiſch iſt). Bey der Uebergabe von Colonatgütern iſt für eine eigenthümliche Uebertragung (juriſtiſch) zu vermuthen, und durch einen gezahlten Weinkauf wird ſie meiſtens zur Gewiſsheit kommen. „Bey weniger ſtrengen Colonatverhältniſſen und eingeſchränkteren gutsherrlichen Gerechtſamen haben die Paciſcenten — freyere Hände in Bedingung eines — Vorbehalts des Widerrufs, der Proprietät, oder des vollen Eigenthums." Doch denkt man ſelten etwas anders, als eigenthümliche Uebertragung. Bedingt man ſich die Leibzucht als ein Recht auf eine *fremde* Sache: ſo iſt es vollends entſchieden; nur iſt nicht immer jede perſönliche Verpflichtung zur Pflege und Alimentation, jede andre Leiſtung gerade als eine Leibzucht anzuſehen. (Zur Hebung der Schwierigkeit, welche die väterliche Gewalt ſolchen Verträgen entgegenſetzt, ſind muſterhafte Unterſcheidungen beygebracht, bey denen weder für das deutſche, noch für das römiſche Recht etwas von ihrem nothwendigen Anſehen verloren geht.) Einige Landesgeſetze machen Verträge dieſer Art widerruflich; aber keins ausdrücklich bey Colonatgütern. Die zuweilen vorkommende Güterübergabe mit Vorbehalt der Herrſchaft ändert die bisherige Hauptanſicht nicht; hält aber doch ausgedehntere Rechte, als die des römiſchen Nieſsbrauchers, zurück. — (Man ſieht hinlänglich, wie durch dieſe genauen Unterſcheidungen die Löſung aller folgenden Rechtsfragen vorbereitet, und alſo auch hierdurch Hn. *Hufeland's* Forderung (§. 21. Not. 2.) entſprochen iſt: „Es können oft von einem Inſtitute mehrere Arten gelten, deren Begriffe alsdann zu ſondern, und mit ihren Folgen zu entwickeln ſind.")

II. Hauptſt. *Rechtsgründe zur Leibzucht:* 1) gegen den Gutsherrn. In der Regel hat dieſer wohl nicht Recht zum Widerſpruch, doch zur Sicherung ſeiner Rechte räumen ihm viele Colonatordnungen eine entſcheidende Stimme bey Auslobung der Leibzuchten. (Nicht ſchon das gemeine Recht, wenn ſeine Rechte wirklich leiden?) „Gegen den Gutsherrn ſey der Anſpruch auf eine Leibzucht ſchon in der erſten Verleihung des Colonatrechts oder in der Geſtattung der Theilnahme an demſelben gegründet. In dem Colonatrecht nämlich iſt ohne Zweifel ſchon das Recht auf lebenslangen Unterhalt aus dem Hofe begriffen." (Nach faſt allen particulären Verhältniſſen ganz unſtreitig; aber flieſst dieſs aus dem Begriff? Wenn auch Hr. *R.* dieſs S. 341. nur für eine natürliche — alſo nicht weſentliche — Folge des Colonatrechts erklärt: ſo können wir ſelbſt davon uns nicht überzeugen; und eben ſo wenig von der Allgemeingültigkeit des — in manchen Colonatordnungen ungezweifelt *ausdrücklich* anerkannten — Satzes S. 342.: daſs nur derjenige Anſpruch auf eine Leibzucht von dem Colonate machen kann, welcher daſſelbe beweinkauft hat.) — 2) Gegen den Nachfolger im Colonate. Hier iſt wieder die trefflichſte Genauigkeit in den Sonderungen: Nach römiſchem Recht hat bey Uebergabe einer *eignen* Stelle der Anſpruch nur binnen den Gränzen der bekannten Alimentationspflicht Statt; ſonſt aus der Natur der Sache wenigſtens dann, wenn das dem Abgehenden zuſtehende Inventarium beym Colonat bleiben ſoll. (Alſo genau genommen denn doch ohne Particular-Geſetze, die nicht ſelten entſcheiden, nur wenn ſie ſich ſo vergleichen!) Auf ähnliche Weiſe iſt die *geſetzliche* Leibzucht auf *fremdem* Colonat des Aufkömmlings, des Interimswirths und gebrechlicher Kinder im Allgemeinen hinreichend deducirt, und immer durch Vergleichung der Geſetze erläutert. „Dagegen fehle es gänzlich an allgemeinen Rechtsgründen, aus welchen demjenigen Ehegatten ein Altentheil aus dem Colonate zugeſtanden werden könnte, der ſich *mit einem Leibzüchter* deſſelben verheyrathet." Selbſt der für des letzten früher verſtorbnen Ehegatten beſtimmte Altentheil müſste an den Hof zurückfallen. Uebrigens ſey zwar nicht die Einbringung eines gewiſſen Vermögens zum Erwerb eines Altentheils nöthig (wie Hr. *R.* mit Zurücknahme einer Behauptung in ſeiner frühern Schrift, gegen die wir auch in der vorher genannten Recenſion unſre Bedenklichkeiten vortrugen, jetzt richtig angiebt); nur könne das vertragsmäſsig eingebrachte in der Regel nicht zurückgefordert, vielmehr müſſe oft, daſs der Vertrag ganz erfüllt ſey, von der Seite des Aufkömmlings bewieſen werden. — Der *Leibzuchtsvertrag* ſey in Rückſicht des *Gegenſtandes* ein Leibrentenvertrag, als ſolcher ein gewagter Vertrag, und nach den Grundſätzen eines *pacti ſpei* zu beurtheilen. In Anſehung der Form aber ſey der Vertrag über aufgelegte Leibzucht zu den ungenannten Contracten zu rechnen (dieſs bezweifeln wir, aber der Einfluſs dieſer Anſicht iſt zu gering, um hier einer genauern Unterſuchung werth zu ſeyn); der über vorbehaltne ein *pactum adjectum.* Die Entſtehung der Leibzucht durch *letzte Willensverordnungen* ſtehe unter den römiſchen Ver-

Verordnungen über die Legate des Nieſsbrauchs, der jährlichen Leiſtungen und Alimente. — *Richterliche Beſtellung* der Leibzucht könne zufolge des römiſchen Rechts, doch ſelten, vorkommen; Erwerbung durch *Verjährung* auch nur in einiger Hinſicht.

III. Hauptſt. *Natur des Leibzuchtsrechts.* Abermals ein Kapitel voll ſcharfſinniger Unterſcheidungen und Beſtimmungen mit ununterbrochner Rückſicht auf den allgemeinen Zuſammenhang. — Dem *Zweck* nach habe die Leibzucht die Natur von *Alimenten;* dieſe aber ſeyen den *Gegenſtänden* nach theils Nutzungen von Sachen, und in ſo fern *jura in rem*, *objectivdingliche* Rechte, theils Leiſtungen aller Art, und ſonach *jura in perſonam*, *objectivperſönliche* Rechte. Den *Subjecten* nach ſey er für den *verpflichteten* Theil ein *ſubjectivdingliches* Recht, für den *berechtigten* bloſs perſönlich. (Der allgemeinen Anſicht von dieſen Rechten werden Unbefangene ihren Beyfall nicht verſagen; ſie läſst ſich aber auch noch vollſtändiger in den allgemeinen Zuſammenhang der Rechte, ſelbſt mit Beyfall der römiſchen Geſetze, verflechten, wovon bald einmal mehr in einer neuen Unterſuchung über dieſe neuerlich mehrmals zur Sprache gebrachte Materie.) Der Vf. fährt nun weiter fort, nach jenen Hauptrückſichten die Abhängigkeit dieſer Lehre von der römiſchen Lehre von den Alimenten anzugeben, dann zu entwickeln, daſs wirklicher Vorbehalt von Gütern zum Eigenthum keine Leibzucht ſey, bey Colonatgütern indeſſen die Vermuthung gegen ſich habe; wirkliche Nutzungsrechte von Gütern zu den Servituten gehören, und als Nieſsbrauch zu betrachten ſeyn; eben ſo auch (und nicht eingeſchränkter) die abgeſonderte Leibzuchtswohnung angeſehen, der Inſitz und das Leibzuchtsrecht an beweglichen Gütern aber mit Rückſicht auf Nebenumſtände, und meiſt eingeſchränkter, beſtimmt werden müſſe. Dieſe Rechte gingen aber ihres Zwecks wegen nicht durch den Untergang der Sache verloren (ein recht gutes Beyſpiel von feſtbegründeter Einſchränkung einer im Allgemeinen anwendbaren römiſchen Rechtslehre). Das Leibzuchtsrecht laſſe ſich als eine Reallaſt des Colonatrechts ſchon gemeinrechtlich begründen; es beſtimmten aber viele Particulargeſetze es ſo. Auf allen Fall ſey es indeſſen rathſam, es durch Vertrag zu begründen; nur ſey zu dieſer Begründung keineswegs eine Uebergabe erforderlich.

Zweyter Abſchn. *Entwickelung der einzelnen Rechtsverhältniſſe des Leibzüchters.* I. Hauptſt. *Rechtsverhältniſſe in Vorausſetzung einer beſtehenden Leibzucht.* Das Beſitzrecht des Leibzüchters iſt nach *Savigny's* Aufklärungen beſtimmt. Das Veräuſserungsrecht in Rückſicht auf verſchiedne Gegenſtände; die Frage: ob der Altſitzer auf die Leibzucht heyrathen könne; der Gebrauch und Fruchterwerb; die Unterſuchung: ob Miſswachs, Hagelſchlag u. ſ. w. den Auszug mindre? die Wiederherſtellung der Leibzuchtsſtücke; Zeit- und Ortbeſtimmung, Sicherung der Leibzucht, Verpflichtung des Leibzüchters zur Caution; Beerbung, Beerdigung, Zahlung der Schulden, Succeſſionsfähigkeit des Leibzüchters, Erbfolge und Abfindung ſeiner Kinder, Verbindlichkeit zu Laſten, Verhältniſs gegen den Gutsherrn (Zinſen, Frohnden, Mortuarium), gegen den Landesherrn und gegen die Dorfgemeinde ſind mit einer ſehr genauen Unterſcheidung und immerwährendem Rückblick auf die abweichenden Verhältniſſe äuſserſt belehrend erörtert. (Einige Zweifel lieſsen ſich S. 452. gegen das Realrecht wegen der *frühern* Laſten machen.)

II. Hauptſt. *Anordnung und Beziehung der Leibzucht.* Hier ſind die Erforderniſſe in der Perſon des Leibzüchters ſowohl als des Uebernehmers der Wirthſchaft, das Notherben (wobey S. 505. gegen einige Behauptungen Zweifel übrig bleiben könnten), die Einwilligung des Gutsherrn, die Entrichtung eines Laudemiums (die S. 517. vorgebrachten neuen Gründe für die Nothwendigkeit der Lehenwaare beym Interimswirth möchten doch noch für die Allgemeinheit nichts beweiſen), die obrigkeitliche Beſtätigung, die Einwilligung des Ehegatten, die Beſtimmung des Objects mit genauer Vergleichung der Particulargeſetze beſtimmt und genau entwickelt.

III. Hauptſt. *Abänderung und Beendigung der Leibzucht.* Die Beendigung beſonders durch Untergang, Conſolidation und Confuſion, Auflöſung des Rechts deſſen, der die Leibzucht beſtellt hat, Tod des Leibzüchters, in einigen Fällen durch Wegziehen, durch Heyrath, Ehebruch, Hurerey, Miſsbrauch, Nachlaſs, Verjährung. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir uns nicht in ein weiteres Detail einlaſſen, und eben darum noch ein paar Erinnerungen gegen einzelne Stellen unterdrücken, beſonders da wir zur Charakteriſirung dieſes vorzüglichen Werks und zum Beweiſe unſers Urtheils darüber ſchon hinlängliche Belege gegeben zu haben glauben.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Mylius: *Kurzer Entwurf der Naturgeſchichte* zum Gebrauch in höhern Schulen, von *C. P. Funke.* 1804. 419 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein zweckmäſsiges Handbuch zur Grundlage von Vorleſungen. Es beſteht aus tabellariſchen Ueberſichten der Eintheilung der Naturproducte jedes Reiches und jeder Claſſe; in Anmerkungen darunter werden mit wenigen Worten die Hauptgegenſtände des Vortrags angegeben; die wichtigſten Gattungen und Arten ſind mit ihren deutſchen Kennzeichen nach *Linné*, *Blumenbach* u. a., und mit ihren lateiniſchen Namen aufgeführt. — Nach unſerm Urtheile würde dieſer Entwurf noch brauchbarer ſeyn, wenn die Kunſtwörter mit ihren Erklärungen hinzugefügt wären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. März 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

RUDOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Sammlung seltner und auserlesener chirurgischer Beobachtungen und Erfahrungen.* Herausgegeben und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von D. *Joh. Barthel von Siebold*, des H. R. R. Ritter, Kur-Pfalz-Baierischem Rathe, öffentl. ord. Prof. der Chirurgie und der chirurg. Klinik an der Julius-Maximilians-Universität und Oberwundarzte am Julius-Spitale zu Würzburg u. s. w. *Erster* Band. 1805. 284 S. gr. 8. mit 3 Kupft. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung soll eingesendete Beyträge enthalten, welche, wenn sie auch nicht geradezu klinisch bearbeitet sind, sich doch durch die Darstellungen eines seltener beobachteten Factums, das für den praktischen Arzt am chirurgischen Krankenbette wichtig ist, auszeichnen; ferner einen Theil der Fortsetzung des chirurgischen Tagebuchs *Siebold's*, des Vaters, und dann alle jene merkwürdigen Fälle, die dem Herausgeber theils in der chirurgischen Klinik am Juliusspitale zu Würzburg, theils in der Privatpraxis vorgekommen sind. Die letzte Abtheilung der Schrift ist in diesem Bande noch nicht ausgefüllt; weil die splendiden Kupferstiche, welche die meisten Beyträge des Herausg. begleiten, diesen Band zu sehr vertheuert haben würden. Das Unternehmen des Hn. Herausg. verdiente gewiss den Dank aller Wundärzte, wenn es sich auch nur auf die Bekanntmachung der lehrreichen und seltnen Beobachtungen *Siebold's*, des Vaters, beschränkte. Dass aber auch unter den eingesendeten Beyträgen mancher gehaltvolle Aufsatz vorkomme, wird der Leser am besten aus einem gedrängten kritischen Auszuge derselben beurtheilen können.

I. *Beobachtungen über die Castration.* Die erste und zweyte Beobachtung ist vom K. K. Leibwundarzte *Zeller Edlen von Zellerfeld*, in Wien, welcher keine Unterbindung machte, sondern die Blutung dadurch stillte, dass er zu wiederholten malen mit kaltem Wasser durchfeuchteten Badeschwamm an den entzweygeschnittenen Samenstrang drücken und die Wunde beständig mit kaltem Wasser fomentiren liess. — Rec. findet diese Methode, der Anpreisungen des Hn. v. *Zeller's* ungeachtet, unsicher, unbequem und nicht selten tödtlich: denn die Blutung aus einer Schlagader kann doch wohl nur durch die Unterbindung sicher gestillt werden; nur die Unterbindung verschliesst die Schlagader ganz gewiss in *allen* Fällen, und wenn sie auch in *einigen* durch die Einwirkungen kalten Wassers oder reitzender Mittel zusammengezogen werden sollte: so sind diess doch immer nur Ausnahmen, welche unser Verfahren in allen Fällen nicht leiten können. Die Unterbindung ist bey weitem bequemer, als das wiederholte Andrücken eines nassen Schwamms und anhaltend fortgesetzte kalte Fomentationen, welche einen geübten Gehülfen erfordern, und die geschwinde Heilung der Wunde, zumal in geschwächten Individuen, nicht befördern werden. — Die dritte Beobachtung vom Hofr. und Prof. *Ficker*, in Paderborn, ist in mancherley Hinsicht sehr interessant. Ein alter Wasserbruch war schon mehrmalen durch die Palliativ-Operation gehoben. Nach der letzten Punktion entdeckte der Vf., dass der Hoden verhärtet und eine Vereiterung im Scrotum entstanden sey. Eine bald nachher erscheinende Pneumonie ward durch die, wie es scheint, zweckmässig gewählte sthenisirende Methode gehoben, aber der Eiter, welchem durch einen hinreichenden Einschnitt ein Ausweg geöffnet war, vermehrte sich; der Schenkel an der nämlichen Seite ward oedematös und zuweilen äusserst schmerzhaft. Der Patient, welcher Anfangs nichts von der Castration hören wollte, ward täglich schwächer, und bekam auch an der andern Seite einen Wasserbruch, den der Vf. späterhin, nachdem die Castration gemacht war, durch die *Einwicklung des Hodensacks* vergebens zu heben suchte. So viel Rec. weiss, ist diese Kurart, welche gewiss Aufmerksamkeit verdient, bey Wasserbrüchen noch nicht versucht. Der Vf. machte, nach dem Wunsche des Kranken, endlich die Castration, weil sie doch immer, so unsicher bey diesen Umständen auch der Erfolg war, diejenigen Bedingungen setzte, unter welchen eine Heilung *möglich* war. Bey der Operation, welche wegen der Verwachsung des Hodensacks mit der entarteten Scheidenhaut des Hodens beschwerlich war, wurde die Schlagader des Samenstrangs einzeln unterbunden. Anfänglich schien die Operation wohlthätig auf das Befinden des Kranken zu wirken; aber die Besserung dauerte nicht lange. Schmerz und Geschwulst des rechten Schenkels nahmen allmälig zu; auch die linke Hüft- und Lendengegend fing an schmerzhaft zu werden; über dem rechten Bauchringe fühlte man eine länglichte Verhärtung im Unterleibe; auch der linke Fuss schwoll an, die schlaffe Wunde eiterte wenig und heilte bis auf einen kleinen Theil; zu den heftigen Schenkelschmerzen gesellten sich noch ein be-

ſchwerliches Athmen, Beängſtigung, Stiche in der linken Bruſtſeite, Herzklopfen und ausſetzender Puls. Alles, was die Kräfte nur irgend erhalten konnte, ward fruchtlos angewendet. Der Tod folgte zwey Monate nach der Operation. Die Leichenöffnung zeigte eine beträchtliche Waſſeranſammlung in der linken Bruſthöhle und im Herzbeutel, der rechte Pſoasmuskel war von ſeinem Urſprunge bis nahe an ſeine Inſertion in eine ſteatomatöſe Maſſe ausgeartet, wodurch die Gefäſse und Nerven zuſammen gedrückt waren. Die Nieren, Harngänge und der abgeſchnittene Samenſtrang waren geſund. — Mehrere Beobachtungen vom Medizinalrath und Prof. *Winter* in Landshut. Er caſtrirte bisher 15 Kranke und unterband allezeit den ganzen Samenſtrang; weil derſelbe bey allen auf eine bedeutende Strecke an der Krankheit des Hoden Antheil genommen hatte. — Rec. findet hierin keinen Grund zur Unterbindung des ganzen Samenſtrangs, obſchon er mit dem Vf. den zuweilen eintretenden Starrkrampf nicht von jener Unterbindungsart herleitet. — Von den 15 Operirten ſtarben zwey, wovon einer den Starrkrampf mehrere Tage nach bereits abgelöſeter Ligatur bekam. Kauſtiſche Bäder hält der Vf. zur Heilung dieſes Uebels nicht hinreichend, worin ihm wahrſcheinlich viele Wundärzte beyſtimmen möchten. II. *Es ſterben nicht alle Kranke, welche der Arzt für unheilbar hält*, bewieſen durch die Geſchichte eines eingeklemmten und operirten Hodenſacksbruchs von D. *Wendelſtadt*, Kur-Erzkanzleriſchem Phyſikus und Geburtshelfer der Grafſchaft Wetzlar. Ein ſeit mehr als 20 Jahren periodiſch an Krämpfen im Unterleibe und Leibesverſtopfung leidender Mann, hatte ſeit 15 Jahren einen Hodenſackbruch, welcher oft vorgefallen und wieder zurückgebracht war. Er wurde in der Regel (?) durch ein halb und halb elaſtiſches Bruchband zurückgehalten, drängte ſich aber beym Heben einer ſchweren Laſt hervor und klemmte ſich ein. Als die Einklemmung ungeachtet einer zweckmäſsigen Behandlung am ſiebenten Tage noch fortdauerte: ſo machte der Vf. die Operation und brachte den miſsfärbigen ſchwarzblauen Darm zurück. Anfänglich dauerten die Zufälle, wie es bey einer ſo heftigen Darmentzündung wohl nicht anders zu erwarten war — fort, dann kamen zuweilen noch Anfälle von Beängſtigung und Leibſchmerzen; ungefähr in der fünften Woche nach der Operation war er, dem Anſchein nach, geſund, bis zwey Wochen ſpäter abermals eine ſo heftige, mit Erbrechen vieler unverdauter Speiſen verbundene Kolik eintrat, daſs der Tod bald folgte. — Was dieſe Geſchichte eigentlich beweiſen ſoll, beweiſet ſie nicht. Obſchon der D. *Horn*, welcher den Kranken nach der Operation behandelte, einigemal für das Leben deſſelben beſorgt war: ſo folgt daraus noch nicht, daſs der Kranke in der Entzündungsperiode ſterben und ſchon damals für unheilbar gehalten werden muſste. Die Entzündung konnte in Vereiterung und Verhärtung übergehen, und unter beſtimmten Umſtänden erſt einen ſpätern Tod herbeyführen, wie es auch hier der Fall war: denn Rec. zweifelt gar nicht, daſs man bey der Leichenöffnung eine Verengerung an der entzündet geweſenen Stelle des Darms gefunden haben würde. — III. *Beobachtung einer aus der bey einem Leiſtenbruchſchnitte durchgeſchnittenen untern Bauchdeckenarterie entſtandenen und glücklich geſtillten Blutung*, von *J. Nägele*, Kur-Pfalz-Bayeriſchem General-Stabswundarzte und Lehrer der Anat. und Chirurgie zu Düſſeldorf. Bey einem Bruchſchnitte ward der Bauchring einen halben Zoll lang gegen den Nabel zu erweitert und die Bauchſchlagader durchſchnitten. Mehrere in die Wunde eingebrachte Stücke Feuerſchwamm und Charpie ſtillten die Blutung nicht. Der Vf. brachte den Zeigefinger in die Wunde, machte mit dem Daumen einen Gegendruck auf die Gegend der Schlagader, die er zuweilen rieb, und liefs nach drey viertel Stunden langſam mit dem Drucke nach. Hierdurch ward die Blutung geſtillt. — Dieſer Fall, für deſſen Mittheilung der Vf. Dank verdient, beſtätigt die an einem andern Orte bekannt gemachten Verſuche des Rec., nach welchen die Bauchſchlagader beym aus- und aufwärts gerichteten Schnitte nie, bey der Erweiterung nach ein- und aufwärts nur dann verletzt werden kann, wenn der Schnitt zu groſs gemacht wird. — IV. *Geſchichte einer Nervenanſchwellung*, von D. *C. H. Neumann*, ausübendem Arzte zu Meiſsen. Nach einem Schlage auf die untere Seite des Vorderarms, ungefähr in der Mitte deſſelben entſtand eine Geſchwulſt von der Gröſse einer Erbſe, welche in 30 Jahren an Gröſse und Empfindlichkeit zunahm. Man machte den Verſuch, ſie zu extirpiren, fand aber, daſs ſie nichts anders ſey, als eine knotenartige Verdickung eines Hautnerven, deſſen Berührung ſo ſchmerzhaft war, daſs man es für rathſamer hielt, die groſse Empfindlichkeit der Geſchwulſt vorerſt durch äuſsere Anwendung des Opiums und Terpentinöls zu mäſsigen und ſie dann durch Aetzmittel zu zerſtören; dieſer Endzweck ward erreicht und die Wunde beynahe geheilt, als der 70jährige Patient nach einem heftigen Falle auf dem Eiſe apoplektiſch ſtarb. In einem leſenswerthen Zuſatze macht der Herausgeber einen von ihm beobachteten Fall einer Nervenanſchwellung und mehrere ähnliche Beobachtungen von *Cheſelden*, *Camper*, *van Geſcher*, *Biſſet*, *Home*, *Dubois*, *Heſſelbach* u. a. bekannt, welche für die Diagnoſe dieſer merkwürdigen Geſchwulſt wichtig ſind. — V. *Vom Nutzen des Bruchweidenrinden-Extrakts beym kalten Brande*, von D. *G. H. Thilow*, Privatlehrer, Profektor und Mitdirektor des kliniſchen Inſtituts zu Erfurt. — Nicht ſehr erheblich. — VI. *Etwas über den äuſserlichen Gebrauch der Vitriolmittel in beſonderer Beziehung auf das mirakuloſe Steinwaſſer*, von D. *A. J. Schütz*, ausübendem Arzte zu Bruchſal. Eine Maſſe aus 1 Pfund (Civilgewicht) weiſsen Alaun, ¼ Pfund grünen, ¼ Pfund blauen Vitriol, 2 Loth Grünſpan, 1 Loth Salmiak wird zu Pulver geſtoſsen, dann läſst man ſie in einem Tiegel über glühenden Kohlen in eine breyartige Maſſe zergehen, man miſcht ſie wohl unter einander und läſst ſie in kühl-

kühler Luft wieder verhärten. Etwa nach 24 Stunden werde sie wieder zu Pulver gestofsen und fein zerrieben. Zwey Loth dieses Pulvers werden mit zwey Pfund Wasser in einer Bouteille wohl gemischt und zu kalten oder warmen Umschlägen und zum Waschen bey frischen und veralteten Wunden, bey hitzigen und kalten Geschwülsten, Brennmälern, Krätz- und anderm Hautausschlag, bey Entzündung der Augen, Quetschungen und bey Frostbeulen nach den Beobachtungen des Vf. mit grofsem Nutzen gebraucht, welches ihm jeder Wundarzt, der nicht blofs auf die quantitative, sondern eben so sehr auf die qualitative Verschiedenheit der Reitzmittel Rücksicht nimmt, gerne glauben wird. — VII. *Beobachtung eines eingeklemmten brandig gewordenen Schenkeldarmbruchs, welcher durch die Operation ohne Zurücklassung einer Fistel glücklich geheilt ward*, von D. *H. H. Zinke*, ausübendem Arzte zu Cahla. Enthält nichts Neues, aufser dafs der Vf. bey der Operation einen Querschnitt durch die äufsere Bedeckungen machte, welches bey manchen Schenkelbrüchen Nachahmung verdient. — VIII. *Beobachtung einer Eiterung der Stirnhöhle*, von D. *C. F. Dörner*, ausübendem Arzte und Wundarzte in Stuttgard. Der Vf. machte die Trepanation über der aufgetriebenen Stirnhöhle und bewirkte nachher die Vernarbung ohne bedeutende Deformität. — IX. *Beobachtung einer Speichelfistel*, von demselben. Durch die Compression der Parotis ward in kurzer Zeit die Heilung herbeygeführt. — X. *Geschichte einer Auftreibung der Gesichtsknochen, die wahrscheinlich einen in der Oberkieferhöhle befindlichen Polypen zum Grunde hatte*, von D. *W. C. Eichhorn*, aus Wertheim am Mayn. Nebst einer Abbildung. Aus des Vfs. akademischen Streitschrift: *de Polypis, speciatim de Polypis in antro Highmori*. Gotting. 1804. übersetzt. — XI. *Heilung eines Blutschwamms im Gesichte bey einem dreyvierteljährigen Mädchen durch die Abbindung*, von *L. J. Dotzauer*, Leibchirurg bey Sr. Durchl. des Herzogs von Sachsen Hildburghausen. Ein Muttermal, welches sich vom untern Rande der Augenhöhle bis über den gröfsten Theil des Backens verbreitete und beynahe zwey Zoll hoch war, wurde zuerst durch die Ligatur etwas zusammengeschnürt und dann abgeschnitten. Die Blutung war beträchtlich, aber die Zufälle nach der Wegnahme übrigens sehr unbedeutend. Die Heilung erfolgte in der vierten Woche ohne eine grofse, das Gesicht entstellende, Narbe zu hinterlassen. — Das Bernardsche Aetzmittel, welches der Herausg. in diesem Falle vorzieht, würde eine so geschwinde und schöne Heilung nicht hervorgebracht haben. — XII. *Von dem Nutzen des Merc. sublim. corros. als Aetz- und Heilungsmittels bey Krebs- und andern bösartigen Geschwüren*, von D. *H. H. Zinke*, zu Cahla. Der Vf. zieht jenes Queckfilberpräparat dem *Cosmischen* Mittel vor, weil es sicherer und ohne heftige Zufälle zu erregen angewendet werden kann. — Rec. hat die trefflichen Wirkungen des *Cosmischen* Mittels zu oft erfahren, als dafs er, statt desselben, das salzsaure Queckfilber wählen sollte, besonders da dieses, bey einem reichlichen äufsern Gebrauch, unangenehme Nebenwirkungen haben möchte.

II. *Fortsetzung des chirurgischen Tagebuchs* des Hn. *C. C. von Siebold* (des Vaters), des H. R. R. Ritters, Kur-Pfalz-Bayerischen Medicinalraths und Prof. an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg u. s. w. — Der ehrwürdige Veteran der deutschen Chirurgie ergreift die Feder wieder, um, wie er sich ausdrückt, einen und den andern wichtigen Fall aus seiner vieljährigen und mannichfaltigsten chirurgischen Praxis niederzuschreiben, sey es auch nur aus der Ursache, damit seine entfernten Freunde, Schüler und alle diejenigen, für welche sein chirurgisches Thun und Lassen von jeher Interesse hatte, seiner einmal wieder sich freundschaftlichst erinnern. Was ihm selbst von der göttlichen Vorsicht nicht vergönnt seyn sollte, würde sein Sohn, dem er sein seit Anfange seiner Praxis bis jetzt geführtes chirurgisches Tagebuch zum besten Gebrauche überlassen habe, sicher vollenden. Vorerst giebt der Vf. ein chronologisches Verzeichniss aller Schriften und Journalstücke an, in welchen er wichtige chirurgische Fälle mitgetheilt hat, und macht dieses Verzeichniss durch einen kurzen Auszug jeder Schrift um so lehrreicher, da viele derselben selten geworden sind. Den Anfang des fortgesetzten Tagebuchs macht: I. *Die glückliche Heilung einer beträchtlichen und gefährlichen Blutergiefsung aus der verletzten* (innern) *Brustschlagader in die Brusthöhle durch die Paracentesis*. Die Stichwunde, welche mit einem Federmesser gemacht war, befand sich an der linken Seite in der Nähe des Brustbeins zwischen der fünften und sechsten wahren Rippe. Der Patient konnte auf der gesunden, nicht auf der kranken Seite liegen. Die Erstickungszufälle und die zunehmende Schwäche machten die Paracentesis nothwendig. Sie ward zwischen der vierten und fünften falschen Rippe vier Finger breit vom Rückgrade und eben so weit vom Winkel des Schulterblatts gemacht, und eine so grofse Menge scharlachrothes flüssiges Blut ausgeleert, dafs der Vf. daraus vorzüglich auf eine Verletzung der *arter. mamm. int.* schlofs. Zu wiederholten malen flofs beym Verbande eine beträchtliche Menge Bluts aus der Wunde, vor der Operation ward einmal und nach derselben noch viermal zur Ader gelassen und der Patient bis zum achten Tage nach der Operation sehr schwächend behandelt. Am 29sten Tage war er beynahe geheilt. — So gegründet auch die Bemerkung des Herausg. zu seyn scheint, dafs die schwächende Behandlung zu lange fortgesetzt und die Ursache einer schlechten Eiterung und gestörten Verdauung geworden sey: so glaubt Rec. doch auch, dafs auf keinem andern Wege die Blutung, einer beträchtlichen Arterie, welche nicht unterbunden, zusammengedrückt oder mit sogenannten styptischen Mitteln berührt werden konnte, so geschwind, als zur Abwendung der Lebensgefahr nöthig war, gestillt wäre. Denn dafs die Paracentesis hierzu nicht hinreichte, ist so offenbar, als dafs die schlechte Eiterung und andere Folgen allgemeiner Schwäche, gegen die drohende Lebens-

bensgefahr nicht in Betracht kommen. — II. *Eine ungewöhnliche und tödtliche Auftreibung der Oberkieferhöhle durch einen Polypen.* Nebst einer Kupfertafel. Aus *Fr. Chr. Becker Diss. de insolito maxillae superioris tumore aliisque ejusdem morbis. Herbipol.* 1776. — III. *Geschichte der Heilung eines beträchtlichen Beinfraßes an den Gesichtsknochen, mit späterhin erfolgtem plötzlich tödtlichem Leberabscesse, der sich in den Herzbeutel öffnete.* — IV. *Glücklicher Ausgang einer Trepanation, welche bey einem Wahnsinnigen, eines Eiterextravasats unter dem Stirnbeine wegen, vorgenommen werden mußte.* Ein religiöser Wahnsinniger, der wenig sprach, sich oft auf die Knie warf und den Kopf an den Boden stiefs, bekam plötzlich eine schwappende mit Blut unterlaufene Geschwulst über dem Stirnbein, die sich längst der Pfeilnath über die Seitenwandbeine verbreitete. Der Vf. leerte durch einen Einschnitt viel flüssiges Blut aus, und fand die Hirnschale vom Pericranium entblöfst. Der sonst ruhige Kranke sang und sprach jetzt beständig. Einmal bemerkte der Vf., dafs beym Husten eine braunrothe Jauche durch verschiedene Oeffnungen in der hier noch bemerklichen Stirnnath hervordrang. Der Vf. griff auf der Stelle zum Trepan, durch dessen wiederholte Anwendung eine ziemliche Menge Eiter und schwärzbrauner Jauche ausgeleert wurde. Der Patient ertrug die Operation unter Singen, Pfeifen und närrischem Geschwätz, und nach bald erfolgter Heilung ward er ruhiger, höflicher und weniger gesprächig. In einem Nachtrage bemerkt der Herausg., dafs jener Wahnsinnige noch jetzt nach 16 Jahren lebe, dafs er den gröfsten Theil des Jahrs toll und von den ehemaligen religiösen Ideen frey sey, dafs man an der trepanirten Stelle eine tiefe Grube bemerke, und dafs die Trepanation an der Stelle des Organs der Gutmüthigkeit, nach *Gall's* Bestimmung, verrichtet sey. — V. *Glückliche Ausrottung einer im Gesichte, am Ohre und am Halse ausgebreiteten Sackgeschwulst.* Nebst einer Kupfertafel. Nach dieser wichtigen Operation zog sich der Mund schief nach der entgegengesetzten linken Seite, auch schwoll diese Backe beträchtlich an. Der Endzweck bey dieser mühsamen und schmerzhaften Operation, die Deformität zu heben, ward also nicht völlig erreicht. — Rec. hofft durch diesen Auszug die Aufmerksamkeit aller Wundärzte auf diese lehrreiche Sammlung von Beobachtungen gerichtet, und den Wunsch, dafs der *zweyte* Band bald erscheinen möge, gerechtfertigt zu haben.

Breslau u. Leipzig. *Die Heilkraft des Moschus*, aus dem Lateinischen des D. *B. L. Tralles*, als Resultat neuerer Erfahrungen dargestellt, von *M. H. Mendel*, der Heilk. D., ausübendem Arzte und Geburtshelfer in Breslau u. s. w. 1804. XIV und 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Die herrschende Idee, in dem Werke des verstorbenen *Tralles* ist diese: Der Moschus wirkt mit erstaunlich grofser Kraft auf die Nerven, durchdringt das ganze Nervensystem und setzt es in Bewegung; er beschleunigt und verstärkt den Blutumlauf, vermehrt dadurch die thierische Wärme, verdünnt und delnt das Blut aus und veranlafst Congestionen. Nach diesen Vordersätzen werden die Erfahrungen anderer unter den Rubriken einzelner Krankheiten aufgeführt, auf eine sehr ungenügende Weise die dem Gebrauche des Moschus günstigen widerlegt und der Schlufs gezogen: dafs der Moschus ein entbehrliches und gefährliches Mittel sey, an dessen Stelle der Mohnsaft mit grofsem Vortheil gesetzt werden könne. — Der Uebersetzer geht in den Zusätzen von dem Grundsatze aus, dafs der Moschus ein flüchtig reizendes Mittel sey, das in seiner Wirkungsart mit dem Mohnsaft nahe übereinstimme, aber doch nicht durch ihn ersetzt werden könne. Er nimmt seinen Gebrauch in einzelnen Krankheiten in Schutz, führt die Beobachtungen und das Räsonnement der neuern Aerzte zum Beweise seiner Meinung und zur Widerlegung der *Tralles*schen Behauptungen an; dieses geschieht ohne alle kritische Beleuchtung ganz nach dem geschmacklosen Zuschnitte der Compilation seines Vorgängers. — Die Schrift enthält keine einzige eigene Erfahrung, sondern lauter nunmehr allgemein bekannte Dinge, und daher unterläfst Rec. einen Auszug daraus zu liefern; er glaubt, dafs der Herausg. einen weitläufigen, jedoch für ihn keineswegs mühsamen Weg gewählt habe, dem Publikum zu sagen, dafs er den Moschus für ein wirksames Arzneymittel halte. Die Wissenschaft hat übrigens durch seine Arbeit nicht das mindeste gewonnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Braunschweig*, b. Schröder: *Anweisung für die Liebhaber der Wachtel.* Ein Beytrag zur nähern Kenntnifs und Behandlung dieses Vogels. 1804. 20 S. 8. (3 gr.) — Ob gleich der Vf. nicht blofs ausgeschrieben, sondern die Wachteln selbst beobachtet hat: so enthalten diese Blätter doch nichts neues und unbekanntes, und alles was darin steht, kann man leicht von dem ersten besten Vogelsteller lernen. Es fehlen sogar manche Dinge, die schlechterdings in einer solchen Anweisung nicht fehlen dürfen, nämlich die genauere Beschreibung des so angenehmen Wachtelfangs, der sich mit Worten sehr wohl angeben läfst, und eine deutliche Angabe eines zweckmäfsigen und schönen Wachtelkäfigs. Es ist übrigens nicht nöthig, wie hier vorgeschrieben wird, dafs man den Wachteln des Tags mehr als einmal frisches Wasser reicht, und so gar ungegründet, dafs die Wachteln, in der Stube frey herum laufend, besser als im Käfig singen. Diese thun nur zuweilen aufgezogene Wachteln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. März 1806.

PHILOSOPHIE.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik in ihren jetzigen Verhältnissen zur sittlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen.* Eine Preisschrift, gekrönt von der literarischen Gesellschaft der Humanität zu Berlin. Von *Gottlob Benj. Gerlach*, Feldprediger beym kön. preuss. Dragoner Regim. von Katte. 1804. 18 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Einleitung wird die beantwortete Frage so angegeben: In wiefern erleichtern und begünstigt der gegenwärtige Zustand der herrschenden Schulphilosophie, der Gesetzgebung und der schönen Künste das Streben der Zeitgenossen, selbst der minder gebildeten Stände, in Deutschland, nach einer höhern moralischen und ästhetischen Cultur? Die Abhandlung zerfällt in drey Theile, und jeder Theil in zwey Abschnitte. I. Einfluss der herrschenden Schulphilosophie 1) auf die sittliche, 2) auf die ästhetische Cultur; II. Einfluss des jetzigen Zustandes der Gesetzgebung 1) auf die sittliche und 2) auf die ästhetische Cultur; III. Einfluss des gegenwärtigen Zustandes der schönen Künste u. s. w. Die Ausführung leistet das nicht, was man von einer *gekrönten Preisschrift* zu erwarten berechtigt ist. Die Untersuchungen sind durchaus oberflächlich, die Ansichten der Gegenstände nicht selten verfehlt, die Resultate unbestimmt und zweydeutig, und der Vortrag ohne Geist und Energie. Wir wollen zu diesem Urtheile einige Belege geben; in eine ausführliche Darlegung des Plans und nähere Prüfung des Inhalts dürfen wir uns nicht einlassen, da die Schrift von keiner Seite etwas Ausgezeichnetes, und für Wissenschaft und Kunst Bemerkenswerthes darbietet.

Unter der jetzt herrschenden Schulphilosophie versteht der Vf. den *Kriticismus*, und unter diesem die philosophischen Systeme von *Kant* bis *Schelling*; von dem Unterschiede dieser besondern Systeme wird so wenig etwas gesagt, als man von dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie überhaupt unterrichtet wird. Ohne zu erklären, worin die kritische Methode zu philosophiren besteht, wird von ihr behauptet, dass sie durch die Trennung der theoretischen von der praktischen Philosophie (die doch vor *Kant* schon geschehen war) die Aufmerksamkeit mehr wie vorher auf das Wesen der Moralität hingelenkt habe, dass sie *allen Metaphysiken* der theoretischen Vernunft die Ergründung der *Wahrheit* absprechе, und den praktischen Vernunft zuerkenne u. dgl. Der Kriticismus *Kants* wird ein *negatives* System der Philosophie genannt, weil es darthue, dass es keine Metaphysik, kein System der reinen Philosophie geben könne, und von ihm oder der Kritik der reinen Vernunft, denn beides ist dem Vf. einerley, gesagt, dass sie sich auf die Infallibilität der Aristotelischen Logik stütze: denn *Kant* habe aus dieser Logik die Kategorientafel *heraus deducirt*, und auf sie synthetische Urtheile *a priori begründet*. Folgende Stelle, in welcher der Vf. dem Kantischen Kriticismus die Nativität stellt, beurkundet seine Befugniss, über diesen Gegenstand zu urtheilen, zu treffend, als dass wir sie nicht ganz hersetzen sollten. „Nur eine *wahrere* und noch tiefer gehende Begründung der *Anwendung des Denkens*, welche zugleich die Unhaltbarkeit der vorigen *Versuche* einleuchtend darthun kann, vermag den Kriticismus in der Grundfeste zu erschüttern. Ein Deutscher am Neckarstrom hat auf eine genialische Weise die Arbeit versucht. Durch dieselbe hat er einen der grössten Vertheidiger der Kantischen Philosophie zu seinem Schüler und sogar zu seinem Apostel gemacht. Unterstützt von diesen beiden kühnen Gegnern (*Bardili* und *Reinhold*) werden nun tausend kleine *philosophische Insecten* herbeyeilen, um den ehrwürdigen *Stammbaum* des Kriticismus zu *benagen*, bis er endlich *auf den* Boden stürzt, und seine unzähligen Sprösslinge" — nur doch wohl den *wahrer* und *tiefer begründeten* Bardilischen Kriticismus ausgenommen — „mit erstücken wird."

Der ganze *erste* Theil beantwortet eigentlich das gar nicht, was in der Frage liegt, sondern enthält im ersten Abschnitte weiter nichts, als eine auch nur sehr mangelhafte, und auf die praktische Philosophie *Kants*, mit welcher es der Vf. ausschliesslich zu thun hat, eingeschränkte Darstellung einiger Lehren, worin sich der sogenannte Kriticismus von der auf das Glückseligkeitsprincip gebauten Moral unterscheidet; was die neue richtigere Lehre der Kritik der pr. Vern. zur höhern sittlichen Vervollkommnung der Menschheit, auch in den geringern Ständen bis jetzt beygetragen habe, davon erfährt man nichts, wie man denn auch davon, der Natur der Sache nach, nie etwas wird erfahren können; daher auch das Resultat der ersten hundert Seiten langen Abhandlung nur dahin geht, dass der Kriticismus zwar dazu geeignet sey, das Streben nach einer höhern sittlichen Cultur, selbst unter den minder gebildeten Ständen in Deutschland, zu erleichtern und zu begünstigen, — wiewohl auch das mit nichts erwiesen worden, — dass es aber unmöglich sey, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, wie viel er schon zu Gunsten der Sittlich-

keit gewirkt habe, und noch wirken werde. Das einzige Wahre an der Sache ist, dafs die Kantische Moralphilosophie die praktischen Wahrheiten in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange richtiger und deutlicher dargestellt, und dadurch unsere Erkenntnifs in diesem Felde berichtigt und erweitert hat. Diese Beschaffenheit der praktischen Philosophie und ihrer Lehren, und dafs man durch sie weise, wie man handeln soll, ist allerdings von hohem Werthe; aber sie hat doch nur in so fern unmittelbaren Einfluss auf die Sittlichkeit, als die Menschen selbst den Geist dieser Lehre ergreifen, und darnach handeln. *Vor* der kritisch-praktischen Philosophie gab es Menschen von hoher Sittlichkeit, die in ihrem Geiste handelten, ob sie sich gleich des Buchstabens desselben nicht bewufst waren, und *nach* ihr wird es Menschen von eben so tiefer Unsittlichkeit geben, vielleicht solche, die sie den Buchstaben nach kennen, ohne sich ihren Geist eigen zu machen. Hat sich nach der Einführung der prakt. Philosophie *Kants* und seiner Schüler in das Publicum die Zahl der Tugendhaften vermehrt, die der Lasterhaften und der moralischen Indifferentisten vermindert? giebt es mehr Beyspiele hoher Seelengröfse und eines festen guten Willens auf Thronen, in Pallästen und Häusern, als vor ihrer Erscheinung? weniger schädliche Wirkungen des Misbrauchs der Macht, des Reichthums, des Standes? weniger Falschheit, Heucheley, Geiz, Verschwendung, Wollust? wo sind die Kennzeichen, die auf eine vermehrte und weiter verbreitete Herrschaft der Vernunft hinweisen? u. s. w. Das wäre es eigentlich gewesen, worauf die Antwort hätte gerichtet seyn sollen. Das Resultat mochte ausfallen, wie es wollte, es hätte sich den Menschen in den höhern und niedern Ständen viel Treffendes und Nützliches sagen lassen, das nun nicht gesagt ist.

Der *zweyte* Abschnitt, der sich mit dem Einfluss der kritischen Philosophie oder der Kritik der Urtheilskraft auf die Hervorbringung schöner Kunstwerke, und auf die Bildung und Berichtigung des Geschmacks beschäftigen sollte, giebt dafür Betrachtungen über den von *Kant* zuerst bemerkten Unterschied zwischen ästhetischer und teleologischer Ansicht und Beurtheilung der Gegenstände; über das Schöne und Erhabene, an sich und in Vergleichung des einen mit dem andern; über das Wesen, den Zweck und die Eintheilung der ästhetischen Künste und einen Versuch, die Dunkelheiten der Kritik der Urtheilskraft aufzuhellen. In Ansehung des eigentlichen Gegenstandes der Frage schränkt sich die Antwort auf die blofse Bemerkung ein, dafs *Tiedgens* (nicht Tiedchens) *Uranie* ganz das Gepräge der kritischen Philosophie trage, dafs die *Schillersche* Muse sich mit den Grundsätzen derselben genähret habe, dafs ohne die *Fichtesche Wissenschaftslehre* wahrscheinlich keine *Lucinde*, kein *Athenäum*, kein *Schlegelscher Musenalmanach* existiren würde, ob zum Bedauern des Publicums, mag der Vf. nicht entscheiden, da schon andere vor ihm darüber gerichtet hätten. Aber gerade dieses Urtheil hätte der Vf. nicht zurückhalten, er hätte zeigen sollen, in wiefern die Wissenschaftslehre Einfluss auf die Schlegelschen Dichtungen gehabt habe. Dafs Dichter gegebenen philosophischen Stoff bearbeiten können, und Ideen auch aus der kritischen Philosophie benutzt und eingekleidet haben, ist etwas Bekanntes. Aber darauf kommt es hier nicht allein an, sondern auch und hauptsächlich darauf, ob und wo durch die kritische Philosophie auf den Geschmack, die Formen, die Behandlungsart in den Werken der redenden und bildenden Künste der gegenwärtigen Zeit Einfluss gehabt habe, welches denn die Werke und die Merkmale an denselben sind, durch die sich dieser Einfluss offenbaret, und in wiefern durch die strenge Scheidung des Idealen von den Erscheinungen, der Poesie von der Prosa, und der schönen Künste von einander selbst, eine Aenderung in der Darstellung der Kunstwerke und in der Art und Weise, sie zu beurtheilen, bewirkt worden. Davon findet man aber hier nichts, sondern, wie gesagt, ganz andere Dinge, die mit dem Zwecke der Untersuchung in gar keiner Verbindung stehen. So hat der Vf. z. B. viel mit einer sogenannten, vor ihm noch von keinem benutzten, Ansicht der Kritik der Urtheilskraft zu thun, die manche Dunkelheit derselben aufhellen, und die Expositionen des Erhabenen und Schönen fester begründen soll. Wenn man aber das unzusammenhängende und auf falsche Ansichten gegründete Raisonnement gelesen hat: so weifs man nicht, was aufgehellt worden, und wodurch die Expositionen des Erhabenen und Schönen fester begründet seyn sollen. Gleich zu Anfang dieses Räsonnements steht die irrige Behauptung, das Resultat der Untersuchungen der Kritik d. reinen Vern. falle dahin aus: „dafs es keine constitutiven, sondern relative Principien gebe, dafs wir zwar von dem Gegenstande *a posteriori* hinauf zu Grundsätzen *a priori*, wie der gemeine Menschenverstand, hinaufsteigen, aber nicht von den gefundenen allgemeinen Principien, wie es die Anhänger der dogmatischen Systeme thäten, herabsteigen könnten." So steht es Wort für Wort S. 107. ohne alle Einschränkung und nähere Bestimmung, und der Vf. weifs aus seinem *Kant* nicht, dafs der Verstand für das Erkenntnifsvermögen, die Urtheilskraft für das Gefühlsvermögen, und die Vernunft für das Begehrungsvermögen constitutiv sey; nichts von einer progressiven oder synthetischen Methode des Philosophirens, ihrem Zweck und Nutzen. Nach S. 113. kann die *Sinnlichkeit* durch Schönheit ein Symbol der Sittlichkeit werden; kann sich die Menschheit Wahrheit und Sittlichkeit durch ästhetische Darstellungen und philosophische Demonstrationen zueignen. S. 114: „Indem *Kant* die Urtheilskraft in die *ästhetische* und in die *teleologische*, oder in die *subjective* und *objective* eintheilt: so bezeichnet er die beiden Hauptstrafsen, worauf der Mensch zu den erhabensten Gütern, *Wahrheit* und *Sittlichkeit*, wandern kann." Dieses ist die Ansicht, die noch kein Mensch vor dem Vf. gehabt hat, und von der er sagt, er wolle die Wahrheit derselben darlegen, und dann *folgern*, ohne sich um die *Resultate* zu bekümmern: denn diese würden eben so wahr

wahr seyn müssen, als die Conclusionen von wahren Prämissen. Von den noch übrigen beiden Theilen können wir weiter nichts sagen, als dass sie in demselben Geiste abgefasst sind. Doch mag zum Beschluss noch folgende Bemerkung, ihrer Eigenheit wegen, hier stehen. Im *zweyten* Abschn. des *zweyten* Theils wird nämlich ausgeführt, dass der vermehrte Wohlstand der arbeitenden Klasse, die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts, und die Schätzung und Unterstützung der Gelehrten und Künstler, zur höhern ästhetischen Bildung bis in die niedrigsten Stände herab, in den königl. preuss. Staaten beygetragen hätten. Zum Beweis des vermehrten Wohlstandes in diesen Ländern wird nun angeführt: dass zu Gunsten der arbeitenden Klasse eine *erstaunenswerthe* Revolution dadurch hervorgegangen, dass *in dem Maße*, als ihre Arbeit und ihre Producte im Werthe gestiegen, der Werth des Geldes *zur Hälfte* wohlfeiler geworden sey, und also die Geldeinkünfte der höhern Stände, vorzüglich der Staatsbeamten, der Militärpersonen, der Justiz- und Finanzbedienten, der Geistlichen und der Schullehrer *zur Hälfte* von ihrem Werthe verloren hätten. Ein Tagelöhner könne jetzt nebst seinem Weibe in einer nur mittelmäsigen Landstadt 12 gr., und in der Aernte wohl noch mehr Tagelohn verdienen; mehr hätten Militärpersonen bis zum Grade eines Hauptmanns, Subalternen in den Landescollegien, viele Geistliche und die meisten Schullehrer bey mehr Bedürfnissen auch nicht; man könne also leicht glauben, dass der auf diese Weise erhöhte Wohlstand bis zum Tagelöhner und Gutsunterthanen hinab, sehr zu einer *höhern ästhetischen* Cultur beytragen könne. Unter Leuten dieser Klasse fände man auch schon nette Formen an Meublen und Kleidung, einen veredelten Anstand, verfeinerte Sitten, und hin und wieder schon *ästhetische Bildung* der Kinder; auch würde auf Unterricht in Musik und Tanzen Rücksicht genommen u. s. w. Eine solche Revolution, durch welche den höhern Klassen der Werth ihres Geldes zur Hälfte herabgesetzt wird, indess die Tagelöhner und Gutsunterthanen sich von ihrem Gelde, neben dem nothwendigen Unterhalte, auch noch Luxusartikel anschaffen können, ist in der That eine sehr erstaunenswerthe — Träumerey.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Gebauer: *Methodik des öffentlichen Unterrichtes in Bürger- und Landschulen.* Von *Friedrich Fricke*, (damals) Feldprediger (zu Sagan.) *Erster* Theil. Allgemeine Methodik. 1803. XVIII u. 315 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Methodik des öffentlichen Unterrichtes für Bürger- und Landschulen. Von *Friedrich Fricke*, Feldprediger —.

Jedem praktischen Schulmanne und allen, die sich zu Lehrern in niedern Stadtschulen ausbilden wollen, können wir diese *Allgemeine Methodik* mit der gröfsesten Ueberzeugung und mit der gewissen Zusicherung empfehlen, dass sie das Buch nicht ohne Vergnügen und ohne vielfältigen Nutzen lesen werden. Indessen ist es doch nicht ganz, was der Titel zunächst erwarten läfst, und was es, nach der vom Vf. selbst angegebenen nächsten Bestimmung, werden sollte. In gewisser Rücksicht sagte diesem das schon sein eigenes Gefühl. „Der Vf.," heifst es in der Vorrede S. XII., „strebte sehr (dahin), die Methodik der Form einer Wissenschaft nahe zu bringen. Man wird auch dieses Bestreben hin und wieder wahrnehmen; aber es ist ihm nicht gelungen." Doch dieſs war es nicht allein. Der Vf. hatte zunächst den Zweck, durch Ausarbeitung dieses Werks *ein Lehrbuch der Methodik für Seminarien* zu liefern. Auch das ist es nicht geworden, und konnte es vielleicht nicht werden, da der Vf. die zweyte Absicht damit nicht nur verband, sondern auch in allen Theilen am mehresten im Auge behielt, dass es zugleich „auch *ein Handbuch, ein Rathgeber für den Lehrer in den auf dem Titel angezeigten Schulen* seyn sollte." „Daher," setzt der Vf. hinzu, „rührt bey manchem Abschnitte (Rec. würde sagen, fast überall) die gröfsere Weitläuftigkeit, als einem Lehrbuche eigentlich zukommt." Ueberhaupt zeigt der Vf. eine gewisse, dem Schulmanne leicht natürlich werdende, und an ihm, als Schulmanne, nicht leicht zu tadelnde Aufgelegtheit dazu, alles ins Breite und Weite aus einander zu legen. Dadurch nun wird für den Seminaristen und für den Anfänger im Schulfache *das Rathgebende Handbuch* nur desto lehrreicher; aber eben dadurch hört es auch ganz auf, *Lehrbuch* zu seyn.

Auch die Anordnung des Plans dieſer *Allgemeinen Methodik* kann Rec. nicht zweckmäfsig finden. Sie enthält in *zwey* Hauptabtheilungen „Allgemeine Regeln, 1) den Unterricht in Hinsicht auf Lehrgegenstände, und 2) die Behandlung der zu unterrichtenden Kinder betreffend." Bey letztem wird hier durchaus nirgends auf Erziehung und Schulzucht, sondern, wie in der *ersten* Hauptabtheilung, einzig auf den Unterricht Rücksicht genommen. Davon konnte auch nach der ganzen Absicht hier allein die Rede seyn. Aber eben deswegen greifen denn die nähern Auseinandersetzungen der Regeln beider Hauptabtheilungen vielfältig so in einander, dass theils Wiederholungen unvermeidlich wurden, theils Dinge, die zusammen gehörten, und die zusammengestellt in deutlicherem Lichte erschienen seyn würden, auf eine unangenehme Art getrennt werden mufsten. Dieſs läfst schon die Uebersicht des Inhalts erwarten. In der *ersten* Hauptabtheilung werden die Regeln über den Vortrag solcher Gegenstände gegeben, welche 1) zum körperlichen Wohlseyn gehören, 2) das Gedächtniſs, 3) vornehmlich den Verstand beschäftigen, und 4) die Moralität betreffen. Dann folgen Regeln 5) über die Mittheilung mechanischer Fertigkeiten, die in der Schule gelehrt werden müssen, und 6) über die verschiedene Behandlung leichter und schwerer Gegenstände. Die in der *zweyten* Hauptabtheilung gegebenen

nen Regeln aber beziehen sich auf die Verschiedenheiten 1) des Alters, 2) des Geschlechts, 3) der Seelenkräfte, und zwar des Gedächtnisses, des Verstandes und der Moralität (des Willens), endlich 4) des Standes. Schon der erste Ueberblick dieses so angelegten Plans läfst es erwarten, dafs die einzelnen Ausführungen in einander überfliefsen müssen, und das wird denn der aufmerksame Leser auch überall, und vorzüglich bey der Vergleichung der *zweyten*, *dritten* und *vierten* Unterabtheilung der *ersten* Hälfte mit der *dritten* in der *zweyten* Hälfte, in voller Mafse finden.

Zu dem allen kommt, dafs der Vf. manches mit berührt, was in einem Rathgebenden Handbuche immer stehen mag, in ein Lehrbuch aber, nach welchem Seminaristen unterrichtet werden sollen, gar nicht gehört, und dafs er den Fehler, der gerade bey einem Lehrbuche am gewissesten auffällt, etwas ganz anderes zu sagen, als man eigentlich sagen wollte, gar nicht immer zu vermeiden weifs. Von Beidem kann die einzige Stelle S. 29. ein Beweis werden: „Der Vorgesetzte, der sich von Amts wegen in die Methode und Art des Vortrags mischen, und hierin mehr, als freundschaftlichen Rath geben will, überschreitet die Gränzen seines Amts, und handelt despotisch." Gewifs gehört dieser Satz gar nicht in ein Lehrbuch für Seminaristen. Vermuthlich aber wollte auch der Vf. ganz etwas anderes sagen, als er wirklich sagt, und dachte hier nur an Vorgesetzte, die nicht selbst vom Handwerk, nicht selbst Schulmänner und Methodiker sind. So etwas widerfährt ihm öfters. Rec. will nur noch einige Beyspiele davon anführen. S. 85. spricht er von Gelenken, die der *Kopf haben* mufs. S. 94 u. 107. sind ihm bey Maschinen Wind und Waffer *Werkzeuge*. S. 98. „Wenn ihr Acht habt, so könnt ihr in dem Auge eines Andern das kleine Bild von dem erblicken, was er gerade sieht." S. 130. „Allemal bleibt der Grundsatz der erste: dafs man dem Gedächtnisse nie zu Hülfe kommen mufs, so lange der Verstand noch der Hülfe bedarf." S. 223. „Der Lehrer mufs seine schätzbaren Geschenke den Kindern *mit Undank* aufdringen."

Weniger bedeutend werden alle diese Fehler des Buchs, die wir nicht unangezeigt lassen durften, so bald man dasselbe nicht mehr als Lehrbuch, sondern nur als lehrreiches Handbuch für praktische Schulmänner, und besonders für Anfänger in der Methodik, betrachtet. Als solches enthält es gewifs einen wahren Schatz von Erfahrungen und trefflichen Bemerkungen; und wenn es für den, der über Schul-Methodik schon Vieles las und dachte, nur wenig eigentlich Neues aufstellt: so sagt es in einer fast überall reinen und gefälligen Sprache doch sehr viel, was immer noch lange nicht allgemein genug erwogen, anerkannt und zur Ausführung gebracht ist. Ganz besonders empfehlen wir das, was über den Nutzen mehrmaliger, und stufenweise auf das Allgemeinere sich begränzender Wiederholungen, sowohl mit Anwendung auf Verstandesübungen S. 56—110., als mit Anwendung auf historische Gegenstände S. 110—125. gesagt wird, jedem jungen Manne, der durch Schulunterricht wahrhaft nützlich zu werden den ernstlichen Willen hat. Ueberhaupt lasse sich Niemand von dem Lesen dieses Buchs durch die weniger anziehenden ersten §§., wo der Vf. es nur mit allgemeinern Bemerkungen zu thun hat, und wo er weniger in seinem Fache ist, zurückschrecken. Offenbar gefällt er da weit mehr, wo er als praktischer Schulmann erscheint und bestimmtere Regeln für den Unterricht in niedern Stadt- und Bürgerschulen giebt. Deswegen glaubt Rec. denn auch darauf rechnen zu dürfen, dafs der *zweyte* Theil, der *die besondere Methodik* und in derselben „die Regeln, welche auf die Eigenheiten einzelner Kinder und Lehrgegenstände Rücksicht nehmen," enthalten soll, gewifs nicht weniger und vielleicht noch mehr Werth, als *diese allgemeine Methodik*, haben werde, und sieht daher der Fortsetzung dieses Werks, dem er jedoch keine gar zu grofse Ausführlichkeit wünschen kann, mit Verlangen entgegen. Das ganze Werk soll dann mit einem Anhange schliefsen, der „einzelne Vorschriften über die Schulzucht" enthalten wird, und wohin der Vf. auch hier in der *allgemeinen Methodik* alles verweist, was darauf nur irgend Bezug hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Pirna*, in d. Verlagshandl.: *Anleitung zu der Kunst, Weine zu machen.* Nebst einer *Anweisung, wie der Most behandelt werden mufs, wie man den Wein stark machen kann, wie man trüben Wein läutert, wie man dem Weine einen guten Geschmack geben kann, wie man geringen und verdorbenen Wein zu den besten umwandeln kann, wie man guten Einschlag macht, und andere Sachen mehr.* Zum allgemeinen Gebrauch für Weinschenken und Wirthe, herausgegeben von *S. F. Langemeyer.* Ohne Jahrz. (1803.) 93 S. 8. (8 gr.) — Nichts mehr und nichts weniger, als eine Anzahl gesammleter und schon bekannter Recepte für Weine. Aber von einer eigentlichen Anleitung, Wein zu machen, wie der Anfang des Titels verspricht, findet man hier kein Wort. Die Vorschriften werden auch zum Theil dadurch unbrauchbar, dafs sie Provinzialismen enthalten, die man nicht überall versteht, z. B. Beilvorste, Wein Geleger, haintiges Geleger, zickender Wein, Anzicht vom Weine, Wein welcher ennt, Beil statt Spund, Boding statt Bottig, Hausenblatter statt Hausblase, Salver statt Salbey, und Krönwurzel, Steinwurzel, was sind das für Kräuter? — Im letztern Recepte empfiehlt der Sammler, den Wein allemal im Zeichen des Löwen abzuziehen!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. *März* 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Philipps: *Travels in Turkey, Asia-minor, Syria and across the desert into Egypt*, during the years 1799. 1800 and 1801. *in company with the turkish army and the british Military Mission.* To which are annexed *Observations on the Plague and on the diseases prevalent in Turkey* and a Meteorological Journal; by *Will. Wittman*, M. D., *of the Royal Artillery*, Membre of the Roy. College of Surgeons in London etc. 1803. 595 S. 4. (18 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Rein: *W. Wittman's*, d. Arzn. K. Dr. *Reisen in der Europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Aegypten*, in den Jahren 1799 — 1802. Nebst *Bemerkungen über die Pest und andere in der Türkey herrschende Krankheiten*, wie auch einem meteorologischen Tagebuch, *aus dem Englischen*, mit *Anmerkungen* und mit *Desgenettes's, Larrey's, Pugnet's, Sotira's* u. a. *Untersuchungen über die Pest* übersetzt von *J. A. Bergk.* — *Erster* Band. 1804. XIV u. 293 S. m. (16) illum. Kpfrn. *Zweyter* Bd. 1805. VI u. 347 S. 8. m. 4 Kpfrn. (5 Rthlr.)

Zwischen dem März und Julius 1799. erreichte eine Anzahl englischer Officiere, unter General *Köhler*, nach der Bestimmung ihrer Regierung, den Grosvezier auf seinem Zuge gegen Aegypten zu begleiten, die türkische Hauptstadt. Der Vf. war bey dieser militärischen Mission als Arzt angestellt. Aus seinem Reisejournal entstand diese blos als Tagebuch geordnete Beschreibung dessen, was ihm selbst aufgefallen war, und was er aus einzelnen Mittheilungen seiner Gesellschaft gesammelt hatte. Sein Product zeigt ihn als einen einfachen Beobachter, welcher giebt, was und wie er gesehen hat. Wir wollen, ausser dem Topographischen, wo es etwas eigenes enthält, das Militärische und Medicinische, als die Gegenstände, für welche der Vf. nicht blos vorübergehend sich zu einiger Ausbeute interessirte, für wissbegierige Leser benutzen.

Der Feldzug wurde, 40 Tage vor dem Ausmarschiren, durch Weihung der grosen *türkischen Reichsfahne* öffentlich bekannt gemacht. Wenn diese Standarte, wie es seyn muss, gerade um die Mittagszeit, unter Gebeten aufgerichtet ist, so werden 12 Schafe geschlachtet und der Schaft mit dem Blute derselben bestrichen. Ist wohl diese Ceremonie als Symbol der Schuldlosen, deren Blut der Krieg vergiessen wird, oder etwa als ein Rest ehemaliger *Kriegsopfer* zu erklären? Auch an dem Bairamsfeste werden im Tempel zu Mecca, und überall, von den Türken Schafe, als Opfer, geschlachtet. Die türkischen Artilleristen wurden von den Engländern nicht ungeübt gefunden. Sie lernten durch die englische Mission schon *mit glühenden Kugeln schiessen.* Wer weiss, wann und wo sie die neue Kunst gegen ihre Lehrmeister gebrauchen werden! Die Mission verweilte 12 engl. Meilen von Constantinopel im Dorfe Buyukdere am Kanal, nicht weit vom Eingang ins schwarze Meer. Der Name: *grosses Thal*, بيوك دره, ist der angenehmen Lage angemessener. Vgl. *Paulus* Samml. merkw. Reisen in den Orient, S. 333. des 6. Thls. In der Nähe, bey Levant Chiflik (Seemanns-Landhaus), waren für die gemeinen engl. Soldaten Baraken, wo auch ein türkisches Corps regelmäsig exercirt wurde. Die *Hitze* war (Ende des Junius) neben starkem Regen ausserordentlich; unter den Soldaten herrschte die Ruhr. Der Thermometer stand 6 Uhr Abends im Schatten auf 84° bis 88° Fahrenh. Am 28. war *Aernte* von türkischem Weizen. Auch hier wurde mit dem *Dreschwagen* gedroschen. Um diese Zeit wollten sich die türkischen Finanzen (trotz manchen europäischen) mit *schlechteren Geldmünzen* helfen. Die Münze des Sultans im Vorhofe des Serail prägte Silbermünzen, im Verhältnis von blos 30 p. Cent wahren Gehalts zum Nominalwerth. — Das *türkische Admiralschiff*, Sultan Selim, auf welchem der nach Aegypten ausegelnde Capitain Pascha, Namens *Kuschuk* und *Kutschuk Hussein* (der kleine H.), ehemals ein georgischer Sklave, nachher des Sultans Jugendfreund, jetzt der Gemahl von dessen Schwester, seine Flagge aufsteckte, trug 120 Zweyundvierzigpfünder und noch mehrere kleine Kanonen, war aber ein ohne Proportion gebauter, schlechter Segler. Die *militärische Chirurgie der Türken* war so gut besorgt, dass den bey Jaffa Verwundeten erst zu Constantinopel die Kugeln ausgezogen werden mussten. An *Selim III.* fand der Vf. eine leutselige, schöne, ausdrucksvolle Physiognomie. Durch seine Erziehung mehr mit Europa bekannt, gewann der Sultan Sinn für Nachahmung der Europäer bey seinen Land- und Seetruppen, ohne die Liebe der Türken zu verlieren. Sein in einem illuminirten Kupfer beygefügtes Bruftbild soll sprechend seyn.

Um die Mitte des Augusts gab es reife Melonen und Weintrauben in jener Gegend des Kanals, doch beobachtete der Vf. erst am 4. October Weinlese. Von *Krankheiten* fand der Vf. die englische bey Kindern, die Blindheit bey Erwachsenen, die Hautkrankheiten, Geschwulsten, Flechten auf dem Kopfe u. s. w. als

Folgen der fetten, unthätigen Lebensart, auch des unmäfsigen Gebrauchs von Taback und Opium, fehr verbreitet. *Mehr als* 5000 *fogenannte Aerzte* follen zu Conftantinopel feyn, welche der leidenden Menfchheit fich annehmen, oder vielmehr zu ihrem Vortheil fich ihrer zu bedienen wiffen. Ein Italiäner, *Ruine*, wurde vom Sultan und felbft im Harem des Serails gegen einzelne Bezahlung gebraucht. Der türkifche Leibarzt, ein Unwiffender, zog dagegen 5000 Pf. Sterl. Gehalt. Da die natürlichen Blattern, wegen der gewöhnlichen warmen Behandlung, zu Conftantinopel immer grofse Verheerungen verurfachten: fo war es eine grofse Wohlthat, dafs Lord Elgin, der engliffche Gefandte, durch Einimpfung bey feinem eigenen Kinde die *Einimpfung der Schutzpocken* um diefe Zeit felbft unter den Türken wirkfam empfahl. Von dem *warmen Baden und Reiben* der Türken giebt der Vf. im VI. Kap. eine medicinifch beftimmtere Befchreibung, als die vielen fonft gewöhnlichen find.

Nach einiger Zeit wurden die *Dardanellen* vifitirt. Auf dem Admiralfchiff des Capitain Bafcha fah der Vf. die Artillerie pünktlich manoeuvriren, auch wurde gute Mannszucht gehalten. Huffein erklärte, dafs er diefe Ordnung dem Capitain des Saturns, *Sam. Hood*, verdanke, der vor Sir Sidney Smith auf der Station vor Alexandria commandirt hatte. In der Charakterfchilderung des Grofsadmirals bemerkt man leicht, dafs der Vf. den damaligen Freund feiner Nation in demfelben fah. — Die *Leventi*, oder Seeleute der Türken, find meift aus Griechenland und dem Archipel. Wie leicht könnte, wenn diefe Unzufriedenen Muth und Hoffnung faften, das ganze nach dem Vf. jetzt etwas auflebende Seewefen der Pforte die Beute eines feindlichen Angriffs werden, vornehmlich wenn er von Ruffen käme, denen als Glaubensverwandten die Griechen näher vertrauen würden. Die Dardanellenfchlöffer hat fchon *Eton* in feinem wichtigen Ueberblick des türk. Reichs als fchlechte Vertheidigungsmittel befchrieben, die eine engliffche Flotte leicht (fo leicht, als den Sund?) paffiren könnte. Ohne Lavetten liegen hier Kanonen von 30 Zoll im Durchmeffer. Des Vfs. Gefellfchaft fah einen Türken, in einer folchen Mündung fitzend, feine Mittagsmahlzeit halten. Da die Artilleriften den Engländern beweifen wollten, dafs ihre grofse Granit- oder Marmorkugeln im Prellfchuffe bis auf die andere Landfeite hinüberreichten, fchofs der Kanonier dort eine auf dem Felde fitzende Familie von drey Perfonen zufammen. — Einem türkifchen Admiral koftete *Bonaparte's* Entfernung aus Aegypten den Kopf; er hätte die Allwiffenheit haben follen, ihn zurückzuhalten.

Der Vf. befuchte jetzt und dann wieder auf der Rückreife aus Aegypten auch die *Gegend von Troja*. Was Choifeul Gouffier mit einem Firman des Sultans nicht auszurichten vermochte, das erreichten jetzt die militärifch-begünftigten Engländer. Der Marmorblock, auf dem die *figeifche Infchrift* fteht, und welcher einft der Pfeiler einer hermetifchen Säule war, wurde nebft einem merkwürdigen, aber verftümmelten, Basrelief glücklich für England acquirirt. Möchte es nur jetzt auch von dort aus bald wieder, wenigftens durch genaue Abbildungen, für die Alterthumsforfcher zum Gewinn werden, und nicht fo lange, bis erft ein grofser Commentar darüber zufammengebracht ift, in neuer Verborgenheit verfchloffen bleiben! — Den jetzigen Namen von Alexandria Troas fchreibt der Vf., wie meiftens die Europäer, *Eski Stambul*. Wie aber follten die Türken jene Ruinen *Altconftantinopel* nennen? Wahrfcheinlich verwechfeln die Reifenden *Efcondribul* (Alexandersftadt, *Nova Alexandria*) mit jenem bekannteren, etwas ähnlichen Laut.

Beym 22. Januar macht der Vf. die Anmerkung, dafs damals die aufgefangenen Depefchen von der franzöfifchen Armee, die fo vielen Lärm gemacht, und durch den Druck bekannt geworden feyen, (fpätere demnach, als die, welche man während *Bonaparte's* Anwefenheit in Aegypten aus England auch in Deutfchland verbreitete!) an Lord Elgin zu Conftantinopel überbracht worden feyen. Am 15. Junius ging Hr. *W.* nach Aegypten unter Segel. Bey Adam Oglu Bey zu Abydos traf er 6 bis 8 Paar zu Luftkämpfen unterhaltene Kämpfer, welche noch die alte Sitte, nackt und mit Oele befchmiert, fich zur Schau zu geben, fortfetzten. Unter den Infeln des Archipelagos traf es fich, dafs der Vf. *Patmos* befuchen konnte. Die ausfchliefslich von Griechen bewohnte Stadt, ungefähr 200 Häufer ftark, liegt an 500 Fufs über der Meeresfläche. Das Land ift kärglich bebaut und wenig fruchtbar. Zu Stanchio fand fich noch der berühmte Platanus, deffen Stamm 34 Fufs im Umfang hat. Die Ausbreitung feiner Aefte hat im Durchmeffer 199 Fufs, und befchattet das Grab eines türkifchen Heiligen, einen Brunnen und ein Kaffeehaus. Zu Limaffoe auf Cypern hatte kurz zuvor ein Heufchreckenzug Bäume und Gras verwüftet.

Am 2. Julius war *Jaffa* erreicht, wo der von Kleber aus Aegypten zurückgetriebene Grofsvezier mit feinem undifciplinirten Heere campirte. Der Hafen ift durch feine felfigt abhängige Küfte, die gewaltige Brandung, die ftarke Strömung nach Weften, auch durch Felfen und Sandbänke bey fchlechtem Ankergrund, gefchützt. Hier, wird behauptet, haben die Franzofen, ungefähr eine League weit gegen Gaza hin, auf den Sandhügeln 4000 Einwohner von Jaffa und 5 bis 600 türk. Soldaten aus der Befatzung von El Arifch, erft vier Tage nach der Einnahme von Jaffa, unmenfchlich ermordet. Auch behauptet der Vf., man habe ihm jene Sage, dafs die Kranken der franzöf. Armee zu Jaffa beym Rückzug nach Aegypten auf Befehl des Obergenerals vergiftet worden feyen, nicht allein durchaus beftätigt, fondern es fey ihm auch in Aegypten Jemand (warum nennt er diefen Jemand nicht?) gezeigt worden, der den teufliffchen Befehl vollzogen habe. (Der deutfche Ueberf. hat in einer Note aus drey andern Engländern Notizen gefammelt, welche ebenfalls diefe Vergiftung behaupten. Er bemerkt aber auch, dafs *Larrey* in feiner *Relation hiftorique et chirurgicale* etc. einen Abfchnitt habe, der von Fortfchaffung auch der gefährlich

lich Kranken, besonders der Pestkranken, aus Syrien, wie über Jaffa, handle.) Eine lächerliche Sage hatten die griechischen Priester zu Jerusalem (K. IX.), *Bonaparte* habe ihnen drohen lassen, den Freyheitsbaum auf der Stelle des Kreuzes Jesu aufrichten, und den ersten Grenadier, der beym Angriff der Stadt bliebe, ins heil. Grab begraben zu lassen. So sucht die moderne Bellona auch die Waffen der Zunge und der Meinung für sich anzuwenden!

Lange mußte die englische Mission im türkischen Lager bey Jaffa harren, wo der Vf. die Unordnung der Stellungen, des willkürlichen Schiessens mit Kugeln zur bloßen Lust, des Aufstands, besonders der Arnauten (Macedonier, Thracier u. s. w.) über Mangel an Sold u. dgl., der Gefechte von Corps gegen Corps, die bis zur Pest treibende Unreinlichkeit, den Mangel an Volk und an Kriegszucht u. s. w. nicht kläglich genug beschreiben kann. Mit dem 16. Aug. alten Stils liess die Pest das erstemal nach, da sie meist unter den Mamluken gewüthet hatte. *Augenkrankheiten* fand Hr. *W.* unter den Einwohnern äußerst verbreitet; er schreibt sie dem Mangel an guten Nahrungsmitteln und den häufigen Erkältungen zu, weil bey täglichem schnellem Wechseln der Temperatur die armen Leute nicht verhältnißmäßig leichtere oder wärmere Kleidung zu wechseln haben. Noch scheint aber hierdurch nicht ganz erklärt, warum vornehmlich die Augen leiden! In der Folge macht er auch auf den Einfluss des Windes und seinen Flugsandes aufmerksam. Auch ist wohl nicht zu übersehen, dass die Sonnenstrahlen im Orient gerade den Kopf am meisten angreifen, so dass viele am Sonnenstich plötzlich sterben.

Die englische Gesandtschaft erhielt ungewünscht Muße genug, Jerusalem und die heil. Oerter zu besuchen. Sicher ist noch niemand so feyerlich dort herumgeführt worden, als Gen. *Köhler* und seine Gesellschaft. Schade, dass niemand dabey war, welcher die Gelegenheit zu genaueren Erforschungen zu benutzen die Vorbereitung hatte. Der Vf. nimmt alles, wie man es ihm gab, z. B. Ramla sey Arimathäa, d. i. Ramathaim u. s. w. Die Sodomsäpfel werden hier Orangen voll Asche. Vom todten Meer nahm der Vf. zwey Bouteillen Wasser nach England, deren chemische Analyse hier — nicht gegeben ist. Eine denkwürdige Anekdote ist es, dass ein türkischer Santon die griechischen und armenischen Priester durch seinen Einfluss auf den Pöbel rettete, der sie nach der Landung der Franzosen in Aegypten als Verdächtige morden wollte. Eingerückt ist eine Beschreibung aller heil. Oerter, von den dortigen Mönchen selbst.

Der merkwürdigste Abschnitt des *ersten* Theils folgt S. 210 f. am Ende des X. Kap. und im XI. Beobachtungen über Klima, Boden, Producte, Sitten, Krankheiten u. s. w. des palästinensischen Syriens, welches der Vf. vor Augen hatte. Am 14—29. Dec. starb die Gemahlin des General Köhlers, und dieser selbst an der Pest im Lager; im Jan. wurde die Krankheit milder. Unterrichtend ist auch die mit Kupfern verzierte Notiz über die verschiedenen Menschenarten, aus denen eine türkische Armee zusammen gesetzt ist. Nicht ganz richtig aber sagt S. 241.: *By the word Mameluke is implied a native of a distant region.* Mamluck ist wörtlich *ein Sklave*, woher er auch seyn mag. Richtiger wird S. 246. angegeben, dass es bessere *Pferdewärter* nicht gebe, als die arabischen Knechte, und dass ein solcher *Seis* heisse. سايس findet sich nach *Castell.* p. 2492. erst in *spätern* arab. Schriftübersetzungen. S. 285. hingegen ward der Vf. unrichtig berichtet, dass *in the arabik language Theah implies a village.* Vielmehr bedeutet تيهة eine *Irrwüste*, und wird besonders von der Wüste, in welcher Mose's Israeliten einst nomadisirten, gesagt.

Das XII. Kap. ist, weil darin der Durchmarsch durch den noch immer zu wenig bekannten Erdstrich zwischen Jaffa und Aegypten beschrieben wird, und dieser Zug diesmal mit einer landeskundigen Armee zum Theil auf Quellen und Standquartieren, bey denen selbst die Franzosen nicht verweilten, geführt hatte, geographisch sehr merkwürdig. Schon die uralten Heerzüge der Assyrer, Perser u. a. nahmen diese Strasse. Und hier sieht man die Möglichkeit. Ungefähr alle 15 engl. Meilen waren für die Landeskundigen Quellen und Lagerplätze aufzufinden, deren Daseyn, weil es nicht auf Menschenkunst beruhet, als uralt angenommen werden darf. Von Gaza an kann der Zug Schritt für Schritt am besten mit unserm vortrefflichen Geographen Aegyptens (*I. M. Hartmanns* Erdbeschreibung von Afrika. Th. I. Hamburg. 1799.) S. 850—870. zusammengehalten werden, welcher die durch die Bonaparte'sche Expedition möglich gemachten Notizen noch nicht einmal benutzen konnte, und doch auch in diesem Abschnitte viel geleistet hat. S. 257 f. sah und durchzog *W.* ein schlechtes Städtchen, welches die Araber *Esdad* nannten. Er will es mit dem biblischen *Eshtaol* paralleliſiren. Darauf kommt der Marsch bald nach *Mezdel.* Dieſs soll dann *Asdod* seyn, weil der Vf. allerley Ruinen, Säulen u. a. erblickt, die er des alten Ἄζωτος würdig hält. Sollte nicht eher das alte *Ashdod* in *Esdad* versteckt seyn, welches in seinem bessern Zustande sich einst bis zu den beym jetzigen Mezdel übrigen Ruinen erstreckt haben mag? Die Gegend von *Gaza* fand (S. 264 ff.) Hr. *W.* in der Mitte des März äußerst reizend. Der Landungsplatz bey Gaza aber ist sehr gefährlich. (Auch schon deswegen kann Gaza diesen seinen alten Namen nicht als Θησαυρος (Vorrathsort) getragen haben. Vielmehr war sie غزة *Gazza* d. i. *difficilis aperturae!*) Der nächste nicht starke Marsch führte bis *Kahnyounes* (S. 271.) „ein kleines Städtchen in der Ebene, am Rande der Wüste." *Kahn* خان bedeutet ein Karavanserai. Ob *younes* mit Jonas, Johannes oder Ἰωνης يونس zu vergleichen sey, bleibt dunkel. Ungefähr 16 engl. Meilen weiter kam *Zaca*, auch *Scheik*

Scheik Sawych genannt. Man überſehe dieſe Veranlaſſung zu Aenderung der Ortsnamen nicht. Sie zeigt, daſs Orte zuweilen nach neuen Scheiks (Herrn) benannt werden. Bey *El Ariſch* wurde der Zug am 2. Apr. von einem *Hagelwetter* mit Donner und Blitz überfallen. Gegen das Ende des Aprils fiel (S. 291.) bey Salahieh *Regen*, bey ſehr dumpfer, ermattender Luft. In der Zwiſchenzeit aber tobte hie und da ein heiſser *Chamſinwind*, wie aus einem heiſsen Ofen (S. 278.). Auch ſah man eine ſchöne Spieglung (*Mirage* S. 283.). — Zu El Ariſch, 16 Meilen von Zaca (S. 273.), drittehalb Meilen von dem Meerufer, campirten die Türken ſorglos mitten auf dem Todtengarten (S. 277.), und zogen ſich neue Anſteckung zu. Man ſieht hier ein liebliches Kupfer von dieſem einſt ſo berühmten Rhinocorura. Von einem dortigen Fluſſe aber iſt keine Spur. Hr. *W.* rühmt bloſs das friſche Regenwaſſer. Zwey Stunden davon (S. 281.) folgt *Meſſudiſch*, die letzte Quelle vor der Wüſte, welche *Hartmann* noch nicht anführen konnte. Hier fand ſich, wenn man 2 bis 3 Schuh tief grub, ſogar in der Nähe des Meeres, ſüſses Waſſer in Menge. In andern Strecken der Wüſte bis Katieh iſt viel Salzgrund, und gerade da zeigte ſich die Spieglung. *Barrahcat* iſt ein dem Vf. (S. 282.) noch eigner Ortsname. Etwa Barrah Cat, die Wüſte Cat? Der nächſte Ort 30 M. weiter (S. 283.) iſt *Bir el habt;* ohne Zweifel einerley mit Birlehali bey *Hartmann* S. 866. Entweder Habt oder Hali iſt Schreibfehler. 15 M. weiter folgt *Teah*, welches von Catieh nur 1½ M. abliege. Erſt am folgenden Tage fand ſich ein Fluſs *(river)*, über den ſonſt eine groſse ſteinerne Brücke führte. Hr. *W.* hält ihn für einen Nilarm (S. 287.). Was *Hartmann* S. 867. als *Bierdodare* angegeben fand, heiſst hier *Bir denadur* (S. 287.). Bis Salahieh, wohin man nun kam, rechnet der Vf. von Khanyounes an, eine Entfernung von ungefähr 150 engl. M. *Kantarah* aber ſetzt Hr. *W.* nicht erſt nach Salahieh, ſondern auf die nächſt vorhergegangene Tagreiſe S. 288., wogegen bey *Hartm.* Catarah als folgend erſcheint. Erſt am 7. May kam der türkiſche Zug bey Korin, 16 M. von Salahieh an, wo die Cultivation ſchon wieder ziemlich ſtark war. Der Thermometer ſtieg am 11. zu Belbeis, der nächſtfolgenden Station, des Abends auf 97° in einer Kapelle, und 104° im Zelte; Morgens hier bis 108°, Mittags bis 112°. Die Erde bekam breite, tiefe Spalten, welche den Marſch, ſelbſt der Pferde, hinderten (S. 305.). Im December ſtand der Therm. im Schatten nie über 73° (S. 499.).

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Karlsruhe*, b. Müller: *Bemerkungen über die Einrichtung des Beamtungs- und Stadt- Amt- oder Landſchreiberey-Sportelweſens in den Badiſchen Landen.* Nebſt Etats. Vom Juſtizrath *Baurittel.* 1804. 54 S. 8 mit VIII Tabellen. (10 gr.) — Die *Beamtungsſporteln* im Badenſchen werden erhoben von Protokollen, Citationen, Urtheln, Berichten, Geburts- und Lehrbriefen, Beſtätigungen und Siegeln, Bittſchriften und Vorſtellungen, Requiſitionen, Unterſuchungen, rechtlichen Verhandlungen, Extracten, Abſchriften, Atteſtaten, Tanzzetteln, Proclamations- und Copulationsſcheinen, Päſſen und übrigen bey einer Beamtung vorfallenden Geſchäften; die *Stadt-, Amt- oder Landſchreiberey-Sporteln* hingegen von Kauf- und Tauſchbriefen, Obligationen und Hypotheken, Inventuren, Theilungen, Rechnungen, Kapitalien, Theilzetteln, Steigerungen, Karten, Ehepakten, Heirathsbriefen, Verpfründungscontracten, Teſtamenten, Codicillen, Vermächtniſſen und einigen zufälligen Erträgen. Nun machte man ſchon ſeit dem Jahre 1770. in dem Badenſchen faſt allgemein, wiewohl nicht in allen Aemtern zu gleicher Zeit, die Einrichtung, daſs die Beamten auf feſte Gehälte geſetzt, die Sporteln aber ihnen entzogen, und in herrſchaftliche Adminiſtration gegeben wurden, ſo daſs die Verrechnung, ohne weitere Vergütung, zu den Dienſtobliegenheiten gezogen ward. Man hatte dabey die wohlthätige Abſicht, den Ertrag der Sporteln zu ergründen, die Unterthanen vor der Sportelſucht eigennütziger Diener zu ſichern, und aus dem etwa durch jene Adminiſtration erwachſenden Gewinne einen Kapitalfonds zu bilden, der ſeiner Zeit zum Beſten der Unterthanen und ihrer Erleichterung durch Verminderung der Taxen verwandt werden ſollte. Der Erfolg entſprach auch zum Theil der Erwartung; es ergab ſich nämlich bey den über den Ertrag der Sporteln gezogenen Balancen, nach den hier mitgetheilten Etats, ein namhafter Ueberſchuſs, unangeſehen die beträchtlichen Summen, welche unrichtiger Weiſe zum Aufwand gerechnet wurden. Allein da dieſer Ueberſchuſs in den letztern Jahren nicht vermehrt, auch ſchon ſeit 1785. kein Generalextract weiter ausgefertigt iſt, ja ſogar ſeitdem einige Beamten wieder auf Sporteln geſetzt ſind: ſo ſchien man fürchten zu müſſen, daſs die Sporteln nicht mehr für die Herrſchaft verrechnet werden ſollten, ſondern daſs vielmehr zur Erleichterung der Unterthanen die Abſicht nur dahin gehe, die Sporteln mehr gleich zu machen, und wo es thunlich iſt, zu mindern und herunter zu ſetzen. Dagegen erhebt ſich nun der Vf. mit Einſicht und Wärme. Er zeigt, daſs die Einwendungen gegen die verſuchte Einrichtung unerheblich ſind, daſs dadurch vielmehr erhebliche Vortheile erreicht, und inſonderheit die Gebührenſchneiderey völlig unmöglich gemacht würde. Auf der andern Seite würden, wenn die Sporteln wieder den Beamten zufallen ſollten, nur die einträglichſten Arbeiten gefördert werden, Gebührenſchneidereyen gar leicht vorfallen, die Geſchäftsbehandlung leiden, eine genaue Reviſion unterbleiben (ein wichtiger, von dem Vf. evident gemachter, und ſonſt eben überſehener Punkt), die vorige Ungleichheit in den Beſoldungen gegen andere fürſtliche Diener wo nicht ganz, doch gröſstentheils wieder verlieren. Wollte man aber die jetzige Einrichtung beybehalten, welches ſo viele wichtige Gründe allerdings wünſchenswerth machen: ſo lieſse ſich den etwa hie und da befundenen Mängeln ſehr leicht abhelfen, wozu der Vf. einige angemeſſene Vorſchläge thut, die uns dem Zweck völlig zu entſprechen ſcheinen, und ſicher alle Beherzigung verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. *März* 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Philipps: *Travels in Turkey, Asia minor, Syria, and acroſs the deſert into Egypt*, during the years 1799. 1800 and 1801. — — by *Will. Wittman* etc.

2) Leipzig, b. Rein: *W. Wittman's — Reiſen in der Europäiſchen Türkey, Kleinaſien, Syrien und Aegypten*, in den Jahren 1799—1802. — — überſetzt von *J. A. Bergk* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 59. abgebrochenen Recenſion.*)

Am 28. Junius begann ſchon die Uebergabe von Kairo. Vom XIII. Kapitel an giebt deswegen der Vf., welcher in Aegypten ſelbſt das Militäriſche gar nicht berührt, ſeine während des Beſitzes von Aegypten gemachten Bemerkungen. Der längſt bekannte Sphinx-Kopf ruht nicht, wie man bisher glaubte, auf einer dazu paſſenden Thiergeſtalt. Seit die Franzoſen den Sand wegſchaffen lieſsen, zeigt es ſich (S. 324.), dafs ein 25 Schuh hoher Kopf und Hals aus dem Felſen gehauen, das Ganze ausmacht. (Wie mancherley Hypotheſen hat man nicht auf die leere Vorausſetzung, dafs hier eine Sphinx, gleichſam als Myſterienwächter, vor den Pyramiden aufgeſtellt ſey, gebaut. Am Ende iſt bey dem ſteinernen coloſſaliſchen Bruſtbild, das jetzt als wirklich übrig bleibt, *gar nicht an eine Sphinx*, ſondern an ein altes Idol zu denken!) — Im Auguſt, während der Nil überſtrömte, nahm dennoch die Hitze und der Staubwind unerträglich zu. — Beyläufig wurde Hr. *W.* durch einen Abeſſynier von *Bruce's* Glaubwürdigkeit in ſeinen Kupfern über abeſſyniſche Gegenſtände (S. 333.) verſichert. Mit unſerm berühmten Landsmann, *Hammer*, beſuchte der Vf. die Pyramiden von Saccara und die dortigen Katakomben von Mumien der Menſchen, Vögel u. ſ. w. Der heilige Vogel Ibis iſt (S. 340.) nach dem, was Hr. *W.* in den Vogelmumien genau unterſucht zu haben verſichert, gerade der von *Bruce* in der nämlichen Beziehung beſchriebene, in Unterägypten jetzt ſeltene, *Abu hannes*: (حنش bedeutet alle kriechende Thiere, auf welche irgend ein Vogel Jagd macht. Der Name Abu hannes, *pater reptilium aucupio obnoxiorum*, paſst folglich auf den Schlangenfänger, Ibis, recht gut, weil der Beyname *pater* öfters ironiſch geſetzt wird.)

XIV. Kap. Auch zu Altkairo wird in einer koptiſchen Kirche (nahe der armeniſchen Kapelle, welche die Gebeine des heil. Georg beſitzen will) eine Grotte gezeigt, wo Jeſus auf der Flucht mit ſeinen Aeltern verborgen gelebt habe. Man wollte dieſe, nutzbare, Ehre nicht bloſs dem dadurch bekannten Matarea laſſen! Nach S. 346. nennt man den *Lotusbaum* arabiſch *Carnoup*. قرنوب und كرنب iſt ſonſt als ein mehr allgemeiner Name: *braſſica*, bekannt. Auch vom Berge Mokattam, öſtlich von Kairo, behauptet der Vf. (S. 351.), wie von dem Pyramidenberge (S. 324.), dafs er hauptſächlich aus einem gelben Kalkſtein beſtehe, der zum Bauen ſehr wohl tauge. Unter dem arabiſchen Namen *Tuff* finden (S. 353.) die Araber auf jenem Berge einen Stein, welchen ſie zerſtoſsen und in einen Teig verwandeln, womit ſie Pferde, welche den Grind (*the mange*) haben, beſtreichen und kuriren. Dieſe Methode ſcheint leichter, als die ſonſtige bey Kamelen, ſie mit Pech zu incruſtiren. Der *Büffel* iſt, wie der Vf. S. 354. bemerkte, für Aegypten wie gemacht. Er lebt in dem überſchwemmten Sumpfland ſo gerne, als auf trockenem Boden. — Mehrmals ſpricht der Vf. von *Marabuts*, wo nicht, wie ſonſt öfters, eine Art von Einſiedlern, vielmehr ein Gebäude verſtanden ſeyn mufs. Dieſs (z. B. S. 362.) erläutert ſich durch Vergleichung des arab. مربوعة *manſio vernalis*, gleichſam *quadratum*.

Das XV. Kap. betrifft vornehmlich Kairo, deſſen Mauern nach S. 365. nicht mehr als 3 franzöſ. Meilen in Umfang haben. Die Citadelle wird vom Berge Mokattam aus dominirt. Man münzte zu Kairo, aber nur zu 25 Procent vom wahren Werth (S. 367.). In den beſſeren Häuſern ſind Zimmer mit Springbrunnen gewöhnlich. Jedes Kaffeehaus hält ſeine Erzähler (Rhapſoden!), welche Verſe, Mährchen, eigene Improviſos u. dgl. für kleine Geſchenke der Gäſte zum Beſten geben. — Vieles Hervorſtechende in der Stadt wird mit dem Namen Joſephs bezeichnet. Nur iſt dabey nicht an den bibliſchen, ſondern an Sultan *Joſeph Saladin* zu denken!

XVI. Kap. Unter den Anekdoten, welche darthun, dafs ſich die Anſteckung nicht ohne eine gewiſſe Prädiſpoſition oder Opportunität verbreitet, iſt (S. 384.) eine der auffallendſten, dafs ein Barbier zu Kairo, welcher immer an Peſtkranken ſeine Baderkunſt ausgeübt hatte (die ägyptiſche Heilkunde hält auch bey der Peſt auf Aderlaſſen!) und daher längſt für anſteckungsfrey galt, in ſeinem 96ſten Jahre doch noch an der Peſt ſtarb. Am 20. Nov. war zu Kairo wieder ein heftiger Sturm, mit Regen, Donner und Blitzen. Eben ſolches Wetter war kurz zuvor in den ägyptiſch-arabiſchen Wüſten von Suez her. Man

ſieht, wie wenig auf die Verſicherung mancher alten Durchreiſenden, daſs es in Aegypten nicht regne, zu bauen war! — Der Nil fiel ſchnell, und man fing eilends die Saat an. Im November und December ſind ſelbſt die ſüdlichen Winde, welche im Julius und Auguſt oft durch ihre Hitze plötzlich tödten, naſskalt, weil ſie über den abdünſtenden Boden der Nilüberſchwemmung lange daherſtrichen. Doch verloren nur Maulbeerbäume und Weinſtöcke ihre Blätter bald; andere Bäume und Geſträuche behielten faſt immer etwas Grünes. Am Tage ſchien die Sonne ſehr ſtark. Die Abende und Nächte waren deſto kälter.

XVII. Kap. Ueber die Meſſungen des Nils giebt (S. 402.) eine Inſchrift der Franzoſen an dem Mekias (der als Norm errichteten Meſſungsſäule) auf der Inſel Roudah eine beſtimmte Anſicht der zu beobachtenden Verhältniſſe. Die Inſchrift ſagt: „Im neunten Jahre der franzöſ. Republik (1800.) dem 1215ten der Hegirah, 30 Monate nach der Eroberung Aegyptens durch Bonaparte, hat *Menon*, General en chef, den *Mekias* wieder herſtellen laſſen. Der Nil war bey niedrigem Waſſer am 10ten Tage nach dem Solſtitium des Jahrs 8. an der Meſsſäule 3 Ellen 10 Zoll tief. Er begann zu Kairo zu wachſen am 16. Tage nach jenem Solſtitium. Am 107. Tage nach demſelben überſtieg er den Schaft dieſer Säule um 2 Ellen 3 Zoll. Am 115 Tage begann er abzunehmen. Alles Bauland war überſchwemmt. Das ungewöhnliche Anwachſen bis zu 14 Ellen 17 Zoll [nämlich über das niedrigſte gewöhnliche Waſſer] läſst ein überfluſsreiches Jahr hoffen. Der Schaft der Säule iſt 16 Ellen hoch; die Elle hat 54 Centimeters, und iſt in 24 Zolle eingetheilt." (13 dergl. Zolle machen einen engl. Fuſs. 1 Elle iſt 22⅛ engl. Inch.) Der Nordwind kann das Fallen des Nils um 10 bis 15 Tage länger hinausrücken, indem er den Abfluſs aus den Nilmündungen hindert. Am 2. Oct. 1801. hatte der Nil am Mekias 18 Ellen und 4 Zoll ganze Tiefe; alſo 1 Zoll mehr als im vorigen Jahre. Man hält dieſs für das höchſte mögliche Anwachſen. Das ſteigende Nilwaſſer iſt anfangs klar, nach einigen Tagen wird es grünlich, nachher bekommt es eine Ockerfarbe (S. 528.). Nächſt vor und bey dem Anfange der Ueberſchwemmung verbreiten ſich mancherley Hautausſchläge. Auch die Franzoſen klagten über „*bouton du Nil.*"

XVIII. Kap. Am 19. Febr. 1802. begann des Vfs. Rückreiſe, von Kairo aus. Das ſchöne Roſette iſt wegen der Sümpfe der Peſt, Elephantiaſis u. dgl. mehr als andere ägyptiſche Orte ausgeſetzt. Der ſchon ſeit *Homer* berühmte Bogaz (S. 420.) entſteht durch das Hinausſtreichen des Landes auf beiden Seiten in den Fluſs. Er hat die Geſtalt eines halben Mondes. Selbſt die Kühnheit engliſcher Seeleute wagte ſich umſonſt, ihn bey ſtürmiſchem Wetter zu paſſiren.

XIX. u. XX. Kap. Stürmiſches Wetter treibt des Vfs. Schiff auf das ſehr feſte Inſelchen von Caſtel Roſſo, ehemals Ciſtene, alsdann nach Rhodus. Von dieſem ſchönen, gefunden Eylande giebt er mehre gute Notizen. Stanco, Samos, Scio, Mitylene, T nedos, Sigäum wurden berührt. Zu Scio — ein Inſel von 22 Städten und 50000 Einwohnern, groſse theils Griechen, welche viele Freyheit genieſsen, u zur Hälfte in der Stadt Scio wohnen — waren Gri chen und Griechinnen in ihrem Schmuck wegen ein Marienfeſtes. S. 442. beſchreibt die feſtliche Weibe tracht umſtändlich. Das Kloſter *Nahahmonee* (νεα μονη 5 M. von der Stadt Scio, eine Stiftung von Conſtantin füttert 40 Prieſter und mehr als 250 dienende Brüder In einem nahen Thale iſt ein allen Inſeln im Archipe lagus gemeinſchaftliches Leproſorium. Eine Felſengrotte am Meer, dritthalb Stunden nordwärts von der Stadt, heiſst *Homers Schule.* Der Vf. iſt S. 446 ſo gutmüthig, zu glauben, *Homer* habe Scio gewählt *as his reſidence, at the time, he followed the avocation of a Schoolmaſter.*

XXI. Kap. Von Conſtantinopel aus reiſte der Vf. über Varna, Galatz, Siliſtria, Yaſſi, Krakau, nach Wien. Unter andern lernte er auch (S. 483.) Dr. *Gall* kennen, deſſen Lehre über die Functionen des Gehirns ihm — *gefährlich* ſchien. Der nämliche Mann erzählt, mit einem gewiſſen Kitzel, den bekannten Einfall eines luſtigen Kopfes, welcher an das Tollhaus ſchrieb: *Joſephus Ubique Secundus, Hic Primus.* So weit vermag eine gewiſſe Altgläubigkeit durch ihre Folge, die Geiſtesbeſchränktheit, der Engländer von gewöhnlicher Bildung mit der Denkart des gewöhnlichen Oeſterreichers in Verwandtſchaft zu bringen! Die übrige Reiſe über Regensburg, Würzburg, Düſſeldorf u. ſ. w. iſt im gewöhnlichen Stile reiſender Engländer ein bloſser Durchflug, überall fruchtbar an den wichtigen Bemerkungen: ob die Wege gut waren, um welche Stunde man ankam, daſs die Poſtillions in Deutſchland den Pferden Salz und Brot geben u. dgl. m.

Intereſſanter ſchlieſst das Ganze durch einen Anhang mediciniſchen Inhalts. 1) Ein mediciniſches vom Juli 1800. bis März 1802. in Syrien und Aegypten geführtes *Tagebuch über Krankheiten*, nebſt dem Einfluſſe der Witterung auf dieſelben. Der Vf. giebt mehrere vollſtändige Krankheitsgeſchichten von bösartigen Fiebern, Peſt, Luftſeuche u. ſ. w. Von den 76 Männern, welche die engliſche Miſſion ausmachten, ſtarben an Krankheiten 25. 2) Ein beſonderes Tagebuch, die *Peſt* betreffend. Dr. White, ein Schiffschirurgus, wollte die Peſt als nicht anſteckend zeigen, inoculirte ſich ſelbſt aus einer Peſtbeule, und rieb den Eiter hie und da ein, bekam aber Beulen, und ſtarb am vierten Tage (S. 519.). Die ſchlimmſte Zeit iſt vom März bis Ende Juni, während der trocknen, ſtäubenden Hitze der Chamſinwinde. Zu Conſtantinopel hält die Kälte die Peſt auf. Wenn der Nil und zugleich die Hitze im Juli und Auguſt in Aegypten wächſt, folglich die Transſpiration möglicher wird, ſo fällt die Anſteckungsgefahr. St. Johannes, ſagt man, hemme die Peſt. Die Einreibungen mit warmem

mem Oel, nebſt warmer Diät, nach *Baldwin* (S. 537.) ſollen zu Smyrna als ein gutes Gegenmittel ſich immer weiter bewähren. Der Vf. gebrauchte ſie mit Nutzen, (S. 487.) auch bey einem Typhuskranken. 3) *Ueber Augenkrankheiten.* Im May bis Auguſt waren Ophthalmie und Pſorophthalmie bey den engliſchen und türkiſchen Truppen in Syrien und Aegypten ſehr häufig. Im September und October bey kühlerm Wetter, und während das Land überſchwemmt, alſo der Staub gelegt war, hörten ſie auf. Das häufigſte iſt entzündetes Anſchwellen der Augenlieder, welche ganz zugedrückt werden, und in einer Eitermaterie zuſammenkleben. Hitze, feiner Sand, Nachtluft hält der Vf. für die nächſten äuſseren Urſachen hiervon, neben der Erhitzung des Kopfs durch Turbans, Shawls u. ſ. w. Der Vf. gebrauchte vornehmlich Waſſer mit Eſſig und Bleyeſſig *(the acetite of lead)*; auch lieſs er *tinct. opii* zwiſchen die Augenlieder eintröpfeln, nachdem ſie vorher mit einem *ung. hydrargyr. nit.* nebſt 3 Theilen *ung. cerae* eingerieben waren. Die Aegypter ſcarificiren die Augenlieder, und gebrauchen dann gepülverte Galläpfel und rohes Antimonium in Eſſig zu einem Teige gemacht, womit ſie das kranke Auge ganz bedecken. Selbſt der häufige Gebrauch des Antimoniums als Mittel, die Augenwimpern zu ſchwärzen, kann mediciniſchen Einfluſs haben. Wurde vielleicht dieſs Schönheitsmittel um ſo beliebter, weil es zugleich Geſundheitsmittel gegen ein allzu gangbares Uebel werden kann? 4) Folgt ein *meteorologiſches Journal*, welches aber, wie eine Note des Vfs. ſagt, nicht von einigen, in ſeiner Lage unvermeidlich geweſenen, „Ungenauigkeiten" frey iſt. 20 Kupfer von Trachten und Proſpecten, nebſt einer Reiſelandkarte und dem türkiſchen Firman, welchen der Vf. als Paſs zur Landreiſe erhielt, zieren das Werk. Der Sultan und der Groſsvezier ſind Portraits. Unter den übrigen zeichnen ſich der Mamluck, der Arnaute und der Seis vortheilhaft aus. Die Karte gewährt nichts Neues. Sehr nachahmungswerth iſt es, daſs die Engländer die gute Gewohnheit, Werken von ſo gemiſchtem Inhalte ein genaues *Regiſter* beyzufügen, nicht aufgeben.

Der *Ueberſ.*, welcher ſeine Arbeiten dieſer Art, wie auch ſchon der Titel der gegenwärtigen zeigt, gerne mit eigenen und fremden Zugaben ausſtattet, erklärt in der Vorrede, daſs er die Weitſchweifigkeit des Vfs. in unbedeutenden Dingen etwas beſchränkt und um der Lesbarkeit willen den Sinn oft mehr als die Worte übergetragen habe. Immer eine für den genauen Gebrauch der Ausbeute, welche ſolche Werke neben dem vielen Alltäglichen und Bekannten gewähren, gefährliche Freyheit, wenn man ſich nicht darauf verlaſſen kann, daſs der Ueberſ. bey dem minder Bekannten am meiſten bey den Worten geblieben iſt, und nicht mitunter einem kleinen Schlummer ſich überlaſſen hat. Von den Kupfern ſind nur die Reiſekarte und der Stellungsplan der türkiſchen Armee bey Jaffa als völlig unbedeutend, mit Recht, weggelaſſen; die übrigen ſind faſt alle ſo gut, als im Original, haben aber eben deswegen auch die Sonderbarkeit, daſs alle Figuren, wie dort, in einer allzu kurzen, unterſetzten, unbehülflichen Statur gezeichnet, einen unangenehmen Anblick machen und von dem Wuchs dieſer Morgenländer eine ſchlechte Vorſtellung erwecken.

Beym Prüfen der Ueberſetzung hat ſich Rec. folgende Bemerkungen gemacht. *Serai* iſt nicht (nach S. 8.) eigentlich ein *Pallaſt*, ſondern ein groſses Gebäude überhaupt; daher auch Karwan*ſerai*, für ein Hôtel, wo Reiſende und Waaren Dach und Fach finden. *Paſcha* heiſst nicht ein *Verweſer* oder *Stellvertreter* (S. 9.), ſondern ein abhängiger, von einem andern geſetzter Befehlshaber, wie *Veſir* ein von einem andern Committirter, gleichſam mit deſſen Aufträgen Belaſteter. — Hie und da geben die Noten etwas aus einer *Voyage à Conſtantinople*, Paris 1798., welche noch nicht überſetzt iſt. Dieſs iſt beſſer, als wenn dieſe ſentimentale und vielleicht nie gemachte Reiſe ganz überſetzt werden ſollte. — *Twiſted riſle-barrel guns* (S. 9. des Orig.) ſind *gewundene* . . nicht aber: *zuſammengeflochtene* gezogene Feuerröhre, wie S. 14. überſetzt. Der Name des Dorfs, welches der Vf. *Biſhictaſh* ſchreibt, und worüber die Note S. 56. zweifelt, iſt nach dem Dſchihan Name بشكطاش *Beſchiktaſch*. Das Beſte über den ganzen Kanal von Conſtantinopel giebt *Le Chevalier's Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin* (1800.) mit vorzüglichen Karten. — Wenigſtens ſolche Dinge, welche der Vf. anderswo ſelbſt erklärt, hätte der Ueberſ. von Noten frey laſſen können, wie *Kiosk* S. 11., vgl. des Vfs. weitläufige Beſchreibung S. 41. Eben ſo *Hadſchi* S. 52., vgl. den Vf. S. 75. Noch weniger paſſen Reflexionen wie S. 76. zu Erklärung des türkiſchen Glaubens an ein Fatum, daſs der Menſch die erſte beſte Urſache „ſubſtantiire." Wozu dergleichen Scholaſticismus in einer Reiſebeſchreibung? Ueberdieſs iſt das Fatum nichts *Subſtantiirtes*, vielmehr die älteſte Spur einer über alles, was man als Subſtanz denkt, hinaufgerückten bloſsen *Idee* der allbeſtimmenden Thätigkeit. S. 80. macht ſich die Note Schwierigkeiten, ob das *Chennecally* im Kanal ſo viel als *Chanack Lakeſi* ſey. Zuvor aber S. 75. hatte ſich doch der Vf. ſelbſt deutlich gemacht, da er von dem obern Schloſs *Sultanie* oder (!) *Chennecally* auf der aſiatiſchen Seite der Dardanellen ſpricht. Auch S. 92. iſt bemerkt, daſs eins von den vier Schlöſſern, welche die Dardanellen vertheidigen, zu *Chennecally* ſey, dem europäiſchen von Kelletbahar gegenüber; die beiden andern liegen an der Mündung der Dardanellen, das eine zu Setelbahar in Europa, das andere aſiatiſche zu *Kumkali*. *Lechevalier* am angef. Orte S. 14. ſagt, die Türken nennen das Schloſs der Dardanellen auf der Seite von Aſien *Sultanié Kaleſſi*. S. 168. macht der Ueberſ. in der Note abermals den Philoſophen. „Der Menſch bleibt immer Selbſtzweck; und wehe dem, der ſo niedrig denkt, daſs er ihn (wie beym Niederhauen der Beſatzung von Jaffa geſchehen ſeyn ſolle!) als bloſses

Mittel

Mittel zur Erreichung von elenden Zwecken herabwürdigt." Sehr wahr; aber hier sehr unpassend angebracht. S. 253. setzt der Uebersetzer: „Da während der andern Theile des Jahrs (ausser Oct. und Nov.) überhaupt *kein Tropfen Regen fällt.*" Bey weitem nicht so viel behauptet das Original S. 211.: *during the other parts of the year a drought prevails.* S. 214. *the latter (the onions) extremely mild*, darf man nicht überhaupthin übersetzen: die letztern sind *vortrefflich* (S. 258.). — S. 217. sagt: man mache den Pilaw *by stewing the flesh with rice.* Der Uebers.: wo sie den Reis mit Fleisch *bestechen.* Vielmehr wird Pilaw dadurch gemacht, dass man das Fleisch *mit dem Reiß langsam kocht.* Dies ist *stew.* S. 218. *on the revenues of which he (the Mamelucke or Cashef) preys without controul*, heisst nicht: „deren Abgaben er für sich bezieht." Der Cashef muss sie vielmehr an den Bey abliefern, er macht aber seinen Schnitt daran, weil niemand Gegenrechnung führt. S. 221. Die Waffen der Beduinen bestehen aus einer Muskete *provided with matchlock, slung round the arm.* Der Uebers. sagt S. 265. blos: in einer Muskete, mit einem *Luntenschloß.* S. 111. erstaunt man, dass der Vf. bey 201 *Grad* Hitze im Bade sich wohl befunden haben soll. Nach dem Original S. 131. waren es 10 *Grade.* S. 195. sagt der Vf., der Bazar zu Ramla sey *sehr leidlich* mit einigen *wenigen* Früchten versehen gewesen. Das Original setzt: *very indifferently* sehr unbedeutend. S. 197. lässt er nach einem Frühstücke die Reise *bis gegen neun Uhr* fortsetzen. Solche Stellen sind wegen Berechnung der Ortsentfernungen nicht unbedeutend. Der Text sagt, dass sie *von neun Uhr an* reiseten. Nach S. 206. zog der Vf. über den Berg Sion, auf dem zum Theil die Stadtmauern stehen und der *von einem Thale durch einen Hügel* getrennt ist u. s. w. Gerade umgekehrt: *which is separated by a valley from the hill* etc. — S. 212. Der Uebers. lässt denken, der Vf. habe in den sogenannten Gräbern der Könige noch Leichname angetroffen. In einigen dieser Kammern, sagt er, *lagen* die Leichname auf steinernen Bänken. Des Vfs. *were laid* S. 166. drückt blos seine Muthmasung aus. u. s. w. Wie unglaublich gering wird der Werth solcher Uebersetzungen, bey denen sich der Forscher fast nie auf ein Genauigkeit forderndes Datum verlassen kann! Soll denn, mit so manchem andern Ruhm des deutschen Namens, auch endlich vollends das alte Lob des „deutschen Fleisses" zur Ironie werden?

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, b. Knick: *Wie ist dem Laster der Klätscherey und Verläumdungssucht, vorzüglich unter den Frauenzimmern, am leichtesten und zweckmässigsten abzuhelfen?* Ein Buch für alle, denen es um moralische Cultur des Menschengeschlechts zu thun ist. 1805. 60 S. 8. (6 gr.) — Die obige im Reichs Anz. aufgeworfene Frage hat viele Federn beschäftigt. Auch unser Ungenannter fühlte den Drang, zu reden, und seine Erfahrungen und Vorschläge an Mann zu bringen. Und welche Vorschläge? Einige wollen wir doch referiren, und zwar meist mit den Worten des Vfs., weil sie in andere Sprache umgesetzt, verlieren würden. Die Mädchen sollen nicht, beym Anfang ihrer Erziehung, „zum Religionsunterricht angehalten werden, der ihnen, weil ihre *Erkenntniss* dazu noch *nicht fähig* ist, nur Langeweile macht;" vielmehr soll man „durch Anschaulichkeit, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Singen, Lesen, Schreiben, Stricken, Zwirnen u. dgl. allerhand nützliches und angenehmes Wissen zu verbreiten suchen." Mit dem achten oder neunten Jahre „müssten sie aus den Werken der Natur auf Gott geleitet werden, müssten *zu den* grossen Urheber, nachdem sie sich seiner Werke gefreut, und sie bewundert, *durch seine Erkenntniss*, durch seine Wohlthaten *zu seiner* Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit *gegen ihn* hingeführt werden." Im zehnten oder zwölften Jahre würde Christenthum gelehrt. So blieb die später gelehrte Religion erstlich neuer, und erhielt zweytens mehr Ansehn, *als der Inbegriff über alles zu Erlernende.* Drittens hätten die Lehrlinge eher Gelegenheit, bey reifern Jahren die Lehre praktisch anzuwenden, und selbst darüber nachzudenken. Vor dem 16. Jahre dürften die Mädchen nicht confirmirt werden. Von da bis zur Verehlichung sollen sie den ganzen Tag unter Aufsicht von Lehrern oder Lehreriunen entweder in eigenen Instituten oder bey dem Pfarrer der Gemeinde seyn. Hier treiben sie weibliche Arbeiten, und erhalten dabey Unterricht in der ausübenden Moral und anderm Wissenswerthen. „Hier könnte nun dem Laster der Klätscherey, so wie manchem Andern, aus den *schönsten* Gründen und *mit dem unüberwindlichsten Waffen* entgegen gearbeitet werden. Der Pfarrer opfert dem edeln Zwecke sein Besuchzimmer auf, in dem nun gewiss etwas besseres gewirkt wird, als *Weintrinken und Kucheneſſen.* Zur Bibliothek der Anstalt zahlt jedes Mädchen einen Thaler oder Laubthaler, *den ihr die Frau Pathe geben kann.* Das Romanenlesen und der Umgang mit dem andern Geschlecht ohne gehörige Aufsicht muss bey *schimpfender* Strafe verboten seyn. *Die Mädchen müssten sich beständig, und alle überein kleiden.* Weiss sollen die Gewänder seyn. Der Kopf blos, das Haar in losen Locken oder geflochten. Hierdurch hörte 1) die Aemulation im Putze auf, 2) würden sie früh des Luxus in Kleidern entwöhnt, 3) würde der reichhaltigste Stoff des Räsonnirens beseitigt, *wenn man bedenkt*, wie sich das weibliche Geschlecht vornehmern und gemeinern *Schlage* über dieses oder *jene* Aufsätzchen, dieses oder jenes Kleidungsstück der Vorübergehenden aufhalten kann; welchen Reflexionen und Censuren dasselbe, und die es trägt, unterworfen ist. 4) Welch ein *schöner* Anblick für die Bewohner einer Stadt, *in einen Zuge weisser Engel die künftigen braven Gattinnen der Söhne und Mütter ihrer Enkel zu schauen.*" Die Leser werden uns gern der Mühe überheben, noch mehr aus diesem verworrnen Geschreibsel auszuheben. Zur Steuer der Wahrheit sey es indess gesagt, dass einige Partieen erträglicher sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. März 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

WEISSENFELS, b. Leykam u. LEIPZIG, b. Barth in Comm.: *Ulfilas Gothiſche Bibelüberſetzung, die älteſte Germaniſche Urkunde*, nach *Ihre'ns* Text mit einer *grammatiſch wörtlichen Lateiniſchen Ueberſetzung* zwiſchen den Zeilen, ſammt einer *Sprachlehre* und einem *Gloſſar*, ausgearbeitet von *Friedrich Karl Fulda*, weiland Pfarrer in Enſingen im Wirtenbergiſchen, das *Gloſſar* umgearbeitet von *W. F. H. Reinwald*, Herzogl. Sächſ. Rath und Oberbibliothekar in Meiningen, und den (der) *Text* nach *Ihre'ns* genauer Abſchrift der ſilbernen Handſchrift in Upſal, *ſorgfältig berichtigt, die Ueberſetzung und Sprachlehre verbeſſert und ergänzt*, auch mit *Ihre'ns Lateiniſcher Ueberſetzung* neben dem *Texte*, und einer *vollſtändigen Kritik* und *Erläuterung* in Anmerkungen unter demſelben, ſammt einer *hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung* verſehen und herausgegeben von *Johann Chriſtian Zahn*, Prediger in Delitz an der Saale bey Weiſsenfels in Sachſen, auf Koſten des Herausgebers. 1805. 552 S. 4. (8 Rthlr.)

Wirklich hat denn nun alſo Hr. *Z.* ſein groſses Wageſtück beſtanden, wozu ihm vor einem Jahr bey Anzeige ſeiner als Vorläufer bekannt gemachten Erläuterung der in Italien aufgefundenen Ueberreſte der Gothiſchen Sprache (A. L. Z. 1805. N. 72.) Glück gewünſcht und nach Verdienſt geweiſsagt wurde, und ſein Werk lobt gewiſs allenthalben den Meiſter als eine ſeltene Probe des beharrlichen deutſchen Fleiſses, welche ihm neben einem *Hickes*, *Worm*, *Verel*, *Schilter*, *Bodmer*, *Oberlin* u. a. Rettern und Erhaltern der germaniſchen Sprachalterthümer einen rühmlichſt verdienten Platz anweiſen wird. Er hat es dem König von Schweden als Beherrſcher der noch übrigen Gothen, Herren des ſilbernen Codex und Freunde der Gelehrſamkeit überhaupt und der Bibel insbeſondere gewidmet. Nach dieſer herzlichen Zuſchrift folgt eine Liſte von 193 Pränumeranten und Subſcribenten, welche zeigt, daſs die Sache auch unter Groſsen und faſt überall noch Liebhaber findet. In der Vorrede erklärt ſich Hr. *Z.* mit ungemeiner Beſcheidenheit über den Werth ſeiner Arbeit, und läſst ſeinen Vorgängern und Gehülfen billige Gerechtigkeit wiederfahren. Hierauf folgt eine Nachricht von *Fulda's* Leben und Schriften aus ſeinen eigenen Papieren, welche das Eigenthümliche ſowohl des Mannes überhaupt als beſonders auch des Gelehrten ſehr angenehm und lebendig darſtellt, ſo daſs es Liebhabern wahres Vergnügen machen wird, und man bedauern muſs, daſs von ſeinen ausgearbeiteten Schriften nicht noch manches an den Tag kommt, wie beſonders über den *Iſidor* und *Kero* und die allgemeine Sprache und Charakterſchrift. Als Voreinleitung giebt Hr. *Z.* zuerſt die Geſchichte der Gothen und ihrer Sprache aus Hn. Hofrath *Adelungs* noch ungedruckter ausführlichen Geſchichte der deutſchen Sprache gezogen. In dieſer iſt über den erſten Sitz der Gothen an der Oſtſee und Weichſel, ihre Züge nach dem ſchwarzen Meere und Schweden, nach den Alten von *Pytheas* und *Tacitus* her ein neues Licht aufgeſteckt; beſonders werden auch von dem als groſsen Eroberer berufenen Odin die gemeinen Erzählungen berichtiget. In Abſicht der gothiſchen Sprache erklärt er das Verhältniſs ihrer Verwandtſchaft mit andern deutſchen Mundarten der Wahrheit nach dahin, daſs ſie keinesweges für die Mutter, ſondern vielmehr nur Schweſter der Alemanniſchen, Fränkiſchen, Angelſächſiſchen, Holländiſchen und Schwediſchen von einer gemeinſchaftlichen Stammmutter gehalten werden müſſe; die Uebereinkunft mit dem Griechiſchen und Latein aber, ſo wie manche Aehnlichkeit mit Slawiſchen und Finniſchen Wörtern von dem gegenſeitigen Verkehr benachbarter Völker und Pflanzſtädte, beſonders der Aufnahme mit dem Chriſtenthume herrühre, oder gar nur der jenſeits aller Geſchichte bloſs muthmaſslichen Herkunft vieler Völker von einem. Angenehm ſind auch noch am Ende die Nachrichten von den Ueberbleibſeln der Gothen in der Krim nach *Ruysbrock*, *Joſaphat Barbaro* und *Busbek*, welche *Reineggs* und *Pallas* nicht mehr finden können; desgleichen zu Tomis in Niedermöſien nach *Walafried Strabo*, um Siliſtria nach *Ihre*, wobey *Rudbecks* Vorgeben einer Verwandtſchaft der Wlachiſchen Sprache mit dem Gothiſchen widerlegt wird, in der Thurotzer Geſpannſchaft in Ungern nach *Büſching* und um Gotſchee in Mittelkrain nach *Valvaſor*. Wenn die drey letzten nur nicht etwan gute ehrliche Deutſche Anpflanzer ſind, welche aus Liebhaberey des Alterthums ſo zu Gothen gemacht werden, wie die ſchwäbiſchen Waldbauern (Zimmarer) um Vicenz und Verona zu einem Ueberreſte der alten Cimbern!

Die Einleitung von Hn. *Z.* ſelbſt handelt in fünf Abſchnitten von *Ulfilas* Leben, ſeiner Bibelüberſetzung, der ſilbernen und Wolfenbüttelſchen Handſchrift, der Bücherkunde darüber und andern Ueberreſten der Sprache. Bündige Kürze in dem Auszug der Vorgänger beſtimmet das Maſs und eigenes gründliches Urtheil, führt zur richtigen Darſtellung, ſo daſs der

Leſer ihm gern folgt und in Hauptſachen gewiſs überall zum Beyfall wie von ſelbſt aus Ueberzeugung bewogen und zugleich angenehm unterrichtet wird. So iſt die Frage über die Sprache der ſilbernen Handſchrift für das Gothiſche, und den Gründtext, woraus ſie überſetzt ſey, für den Griechiſchen mit lateiniſchen Leſearten verſetzt, ohne Weitläuftigkeit entſchieden, und Hr. *Z.* behält ſich S. 34. ausdrücklich vor, von dem kunſtrichterlichen Gebrauch der Ueberſetzung für das neue Teſtament noch in einem andern Werke ausführlicher zu handeln, wozu hier nur einzelne allgemeine Winke durch Vergleichung mit *Blanchini* gegeben und zugleich aus einem darüber mit dem groſsen Meiſter Hn. *Griesbach*, geführten Briefwechſel lehrreiche Bemerkungen mitgetheilt werden. Beſonders iſt auch zu rühmen, daſs er bey aller warmen Liebhaberey für das gothiſche Alterthum doch immer nüchtern genug bleibt, die Ausſchweifungen anderer, vielleicht zu ſchwärmeriſch entzückten, Liebhaber gehörig zu würdigen, ſo wie die Erklärungen des gothiſchen Neujahrwunſches an den griechiſchen Kaiſer, welche *Forſter* und *Grüter*, und des Liedes aus der Krim bey *Busbek*, welche *Peringſkiold* und *Knittel* auf der Folterbank herausgebracht haben. In der Bücherkunde nur iſt Hr. *Z.*, vielleicht aus Beſtreben nach Vollſtändigkeit und genauer Abtheilung, auch Vertrauen auf die Anführungen anderer, ein wenig zu weit gegangen. Dieſes verleitet ihn zu Wiederholungen. *Knittels* Werk iſt z. B. unter den Ausgaben und dann wieder unter den Wörterbüchern doppelt aufgeführt. Eben ſo ſtehen *Michaeler's tabulae parallelae* unter den Sprachlehren und dann wieder unter den Erläuterungsſchriften. Auch ſind mehrere Stücke der *Büſchingſchen* Sammlung vorher ſchon einzeln und alſo zweymal angegeben. *Verel's* Runenſchriften, *Dialectus Veſtrogothica*, *Ihre de dialectis Sviogothica* und *de mutationibus ling. Sviogothicae*, ſeine *Notae ad catalogum regum ſviogothicorum* und ſein ſchwediſches Dialect-Lexicon gehören gar nicht hieher, und *Schöber's* Bericht von altdeutſchen Bibeln handelt zwar auch vom *Ulphilas*, enthält aber eben ſo wenig irgend etwas eignes darüber als etwan *le Long's*, *Hagemann's* oder *Lork's* bekannte ähnliche Werke. Von des Niederländers *ten Kate* Werken iſt die *Gemeenſchap* unter die Sprachlehren geſtellt, weil ſie die Gothiſchen Wörterbeugungen enthält, die *Aenleiding* aber ſoll nach S. 67. ein Wörterbuch zu Vergleichung der alten Mundarten mit dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Niederdeutſchen ſeyn. Dabey hat nun wohl Hr. *Z.* ſeinen S. 65. erklärten Vorſatz alles zu übergehen, was er nicht genau kenne und gründlich beurtheilen könne, aus der Acht gelaſſen. Denn die *Aenleiding* iſt ebenfalls eine weit vollſtändigere Ausführung der *Gemeenſchap* der alten ſowohl als neuen deutſchen Mundarten nur ſelten aber mit Vergleichung des Franzöſiſchen mit dem Niederländiſchen durch alle Theile der Sprachlehre in Abſicht der Bildung und Beugung der Wörter, die beſonders im *zweyten* Theil ſehr weitläuftig auf die Wurzeln der ungleichflieſsenden Zeitwörter angewendet wird.

Der *Ulphilas* ſelbſt iſt nicht mit den ihm eigenthümlichen Gothiſchen Buchſtaben gedruckt, welche den Ungeübten nur abſchrecken und ſelbſt dem beſten Kenner doch nichts helfen würden, da ſie überall deutlich und beſtimmt genug durch die Lateiniſchen erſetzt werden. Unter jedem Gothiſchen Worte ſteht mit kleiner Schrift eine lateiniſche Ueberſetzung, welche ſo genau angepaſst iſt, daſs dadurch allezeit ſelbſt das Geſchlecht, der Caſus u. ſ. w. im Gothiſchen mit angezeigt wird, und weil alſo dieſes im Zuſammenhang äuſserſt fehlerhaft und oft ſelbſt unverſtändlich herauskommt, wie z. B. *tenebrum*, *fructus bonum*, *ad tibi:* ſo fand Hr. *Z.* der Deutlichkeit wegen rathſam, auch noch die gleichfalls ſehr wörtliche Ueberſetzung von *Benzel*, *Lye* und *Ihre* in einer ſchmalen Spalte auf beiden Seiten nach innen zu mit einer mittlern Curſivſchrift beydrucken zu laſſen. Sowohl die Urſchrift als Ueberſetzung hat er in unzähligen Stellen nach der *Ihriſchen* Abſchrift und Sprachähnlichkeit zu berichtigen geſucht, worüber er in untergeſetzten Anmerkungen Rechenſchaft und nähere Erläuterungen giebt, auch oft die Fehler der vorigen Ausgaben bemerkt, verbeſſert, und die Richtigkeit ſeiner Behauptungen durch kurze Verweiſungen darthut. Kenner werden darin ſeinem mühſamen Fleiſs Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und beſonders auch ſeiner Beſcheidenheit ihren Beyfall geben, daſs er die beſſern Leſearten gleichwohl nicht ſo dreiſt in die Urſchrift ſelbſt aufgenommen, ſondern lieber nur in den Anmerkungen beygebracht hat. Eben ſo viel Lob gebühret auch ſeinem Verdienſt um die Gothiſche Sprachlehre und das Wörterbuch, welche zuſammen etwas ſonderbar und nicht recht ſchicklich *Ulphilas zweyter* Theil genannt werden. Der Sprachlehre hat er die Gothiſchen Buchſtaben und eine damit gedruckte Seite als Probe voran geſetzt. Aber zur völligen Befriedigung der Liebhaber wäre doch eigentlich wohl eine Kupfertafel mit genauen Proben der ſo nahe überein kommenden ſilbernen und Wolfenbüttelſchen, und der mehr abweichenden Ravennaiſchen und beſonders flüchtigen Arezzoiſchen Handſchriften erforderlich geweſen. Auch hätte billig die Ordnung der Buchſtaben nach dem Zahlwerth hergeſtellt werden ſollen, wenn auch gleich das Wörterbuch der Bequemlichkeit wegen nicht danach eingerichtet, ſondern in der bey uns üblichen Ordnung geblieben wäre. Sonſt hat er zur Vollſtändigkeit und Berichtigung oft lehrreiche Zuſätze gemacht. Das Eigenthümlichſte dabey iſt wohl der Eifer, womit er behauptet, daſs die Gothiſche Sprache nicht hart und rauh ſeyn, vielmehr eine bewundernswerthe Liebe für den Wohllaut im Periodenbau darin herrſchen ſoll. Um das zu beweiſen, lehrt er die überhäufigen Doppellaute mit griechiſcher oder franzöſiſcher Zartheit, das heiſst im Grunde nur halb ausſprechen, *ai* wie *ä*, *au* wie *o*, *ei* wie *i* und *iu* wie *ü*. Das iſt aber ſehr gewagt, wo nicht gar bloſs willkürlich erſchlichen. Aus der Veränderung griechiſcher Wörter, wie *Praufetais*, *Fareiſaius* u. d. gl. folgt es ſo wenig, daſs vielmehr das Gegentheil zu ſchlieſsen iſt.

Denn

Denn hätten die Gothen eben so gesprochen wie die Griechen: so würden sie natürlich bey der allgemeinen Nachahmung ihrer Schrift auch eben die Buchstaben gebraucht haben. Aber die Breit- und Vollmäuligkeit des rohen Volkes verführte sie überall die gewohnten volltönenden Doppellaute einzuschieben: so wie z. B. jetzt wohl noch in Hamburg *Syfleim* und *Majesteit*, oder in Leipzig *Kottes einkebaurner Sauhn Jeisus* gehört wird. Wenn aber sonst im Gothischen manche Endigungen schwankend, z. B. bald *sokan* bald *sokjan*, *sokeith*, *sokith* und *sokid* lauten, oder gewisse Beugungen zusammen gezogen werden, Z. B. *figida* in *sihta*, *braggida* in *brahta*, *thaurbida* in *thaurfta*, *namona* in *namna*: so ist das nach dem unbefangenen Urtheil des nicht gerade wie Hr. *Z.* in die schöne Gothin verliebten Sprachlehrers die allgemeine Unbestimmtheit und nachläßige Eil des ungebildeten Sprechers, welcher nach genauer Richtigkeit nichts fragt, am wenigsten aber Liebe zum Wohllaut, wovon er gar keinen Begriff hat, und der auch in der That bey jenen Veränderungen nichts gewinnt, sondern eher verliert. Das Wörterbuch endlich ist von Hn. *R.* hauptsächlich deswegen umgearbeitet, weil *F.* es seinem Lehrgebäude zufolge nach Ordnung der Wurzeln eingerichtet und also die mit zwey Mitlautern anfangenden Wörter immer unter den letzten gesetzt hatte, z. B. *Blod* unter *l. quam* unter w. Hr. *R.* hat es daher nun besser nach dem A B C geordnet, doch *d* und *th* als gleichgültig beybehalten, übrigens aber doch jedem Wurzelworte die Abgeleiteten und Zusammengesetzten beygefügt, alles deutsch erklärt, manche Herleitungen und viele Anführungen und Verbesserungen hinzu gethan. Dieses hat denn Hn. *Z.* veranlasset, noch einen Nachtrag zu machen, worin alle nicht nach dem A B C stehende Wörter aufgeführt und ihre Wurzeln nachgewiesen, auch sonst noch manche gute Anmerkungen gemacht sind. Ueberhaupt ist also nun durch alle diese vereinten Bemühungen das dornige Feld der gothischen Sprache so gut bearbeitet, dass auch dem besten Kunstrichter schwerlich noch etwas nachzubessern übrig bleiben möchte. Desto mehr sollten besonders alle öffentliche Bibliotheken, die es noch nicht gethan haben, eilen, sich in den Besitz dieses Werks zu setzen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Degen: *Le Peintre Graveur.* Par *Adam Bartsch. Premier* Volum. 1802. VIII u. 402 S. *Second* Vol. 1803. 327 S., *Troisi.* Vol. 1803. 300 S. *Quatr.* Vol. 326 S. *Cinq.* Vol. 498 S. 8. (18 Rthlr. 16 gr.)

Ebendaf.: Copies faites d'après des Estampes très rares de différens maitres, décrites dans les Vol. I — V. du Peintre Graveur, par *Ad. Bartsch.* 1803-1805. Querfol.

Hr. *B.* verdient den Dank aller Künstler und echten Kunstliebhaber, besonders der Sammler, für die Herausgabe dieses *Peintre Graveur*, eines Werkes, das in seiner Anlage und Ausführung gleiches Lob verdient. Der ungebildete Laye, der nur nach dem Bunten, dem sogenannten Feinen, dem mechanisch Vollendeten, oder durch irgend etwas Unwesentliches das Auge Bestechenden greift, um seine Wände zu tapeziren und seiner blinden Liebhaberey zu frönen, bedarf eines Werkes, wie das gegenwärtige freylich nicht; aber desto nützlicher ist es dem Künstler oder dem gebildeten Liebhaber, der echten Werth von blosem Scheine zu unterscheiden versteht, und auch in dem flüchtig, aber geistvoll hingeworfenen Umrisse eines Baumes oder anderen malerischen Gegenstandes die Hand des Meisters erkennt und zu würdigen weis. — Die von geschickten Malern nach ihren eignen Zeichnungen oder Gemälden verfertigten Kupferstiche haben daher in den Augen des gebildeten Kenners und Liebhabers einen ungleich höheren Werth, als die Arbeiten des blosen Kupferstechers, der nach fremden Compositionen arbeitet. Mag der Letzte auch in dem mechanischen Theile seiner Kunst einen noch so grosen Vorsprung haben: so wird jener doch in den vielleicht roheren, aber dafür freyeren und dreisteren Zügen seiner Radirnadel ein weit lebendigeres, geistvolleres Kunstproduct liefern, woran der echte Kenner sich immer von neuem ergetzt, und der Künstler, ausser dieser Ergetzung, auch Stoff zu dem belehrendsten Studium findet. — Da die Kupferstiche geschickter, besonders alter Maler aber zum Theil sehr selten und nur von geübten Augen zu erkennen sind: so sind möglichst vollständige Verzeichnisse und genaue Beschreibungen derselben für Künstler und Liebhaber, denen nicht ausgezeichnete Sammlungen zu ihrer Belehrung offen stehen, fast unentbehrlich. Hr. *B.* erwirbt sich daher mit dem gegenwärtigen Werke kein geringes Verdienst; und Rec. wünscht ihm sehr lebhaft die gehörige Unterstützung des Publikums, damit er in den Stand gesetzt werde, nach dem Muster der schon gelieferten Verzeichnisse und Beschreibungen, noch mehrere nachfolgen zu lassen. Die Hülfsmittel, welche Hn. *B.* zu diesem Zwecke zu Gebote stehn, sind so erwünscht, wie möglich, da bekanntlich Wien so reich an den trefflichsten Kunstsammlungen ist. Die in diesen *fünf* Bänden gelieferten Verzeichnisse und Beschreibungen betreffen die Werke folgender Meister: *van Aken, Almeloveen, Backhuisen, Bega, Berghem, Bleker, Boel, Boom, Boresom, Andre* und *Jean Both, Bout, Breenberg, Bronkhorst, de Bye, van der Cabel, de Deyster, van der Does, le Ducy, van Everdingen, Flamen, Fyt, Genoels, Johann* und *Johann Gottlieb Glauber, Gottzius, Hackert, van Hafften, van den Hecke, de Heusch, van Hoecke, Hondius, Hugtenburg, du Jardin, Jonkheer, van der Koogen, de Laer, Martss, Mathant, Mattue, van der Meer, Meyering, Miele, Milet, Molenaer, Molyn*, der Vater, *Müller, Naiwynk, de Neue, Neyts, van Nikkelen, van Ossenbeeck, van Ostade, Potter, P. V. H., Roghmen, Heinrich, Melchior* und *Theodor Roos, Ruisdael, Rysbraeck, Saenredam, Saftleven, du Sart, Smees, Stopp, Storck, van Swanevelt, Sweerts, de*

de Vadder, *van Uden*, *van Velde*, *Verschuuring*, *de Vlieger*, *den Vyl*, *van Uytenbrouck*, *de Wael*, *Waterlo*, *Weenix*, *Wouwermans*, *Wyck*, und *Zeeman*. — Einige, wiewohl nur kurze, Notizen von dem Leben jedes Künstlers, und etwas weitläuftiger und mit vieler Einsicht geschriebene Bemerkungen über die Manier, über das Charakteristische in den Arbeiten eines jeden, und über die Stufe, auf welcher jeder als Künstler stand, stehn sehr zweckmäßig an der Spitze jedes Verzeichnisses; und als besonders belehrend ist mit Recht hier zu rühmen, was über *Waterlo's* mechanisches Verfahren beym Bearbeiten seiner Kupferplatten gesagt wird. Die Aufzählung der Werke selbst ist möglichst vollständig; und mit offner Bescheidenheit gesteht es der Vf., dass er hier und da eine kleine Lücke lassen musste, weil er, nur mit wenigen Ausnahmen, nichts beschreiben wollte, als was er selbst gesehen und als echt anerkannt hatte. Die Beschreibungen sind, nach den verschiedenen Vergleichungen zu urtheilen, die Rec. zwischen ihnen und den Kunstwerken selbst hat anstellen können, als äußerst genau und deutlich zu loben. Von jedem Blatt ist die Größe nach Pariser Zollen angegeben; ein jedes hat eine charakteristische Benennung nach seinem wichtigsten Gegenstande erhalten, und zum leichteren Ueberblick ist den Beschreibungen der Werke jedes Meisters allemal eine Aufzählung der beschriebenen Stücke nach den ihnen ertheilten Ueberschriften angehängt. Hr. *Bartsch* sorgte also auch durch bequeme Einrichtung und Ordnung dafür, die Zufriedenheit seines Publikums zu verdienen.

Die radirten Blätter (unter Nr. 2.) schliefsen sich an das beschreibende Werk an, und auch hier verdient Hr. *B.* als praktischer Künstler Lob. Er hat mit vieler Gewandheit die Manieren verschiedener Meister nachgeahmt, und da die Originale der gelieferten Blätter gröfstentheils höchst selten sind: so werden diese glücklichen Kopieen gewifs von vielen mit Dank aufgenommen werden. Die Abdrücke des *ersten* Heftes sind auf gelblich gefärbtes *Papier* gemacht, um auch von dieser Seite einige Aehnlichkeit mit den veralteten Originalen zu erreichen. In jedem Hefte befinden sich acht Blätter, und zwar im *ersten* eins nach *Potter*, eins nach *H. Roos*, eins nach *le Ducq*, zwey nach *van der Velde*, zwey nach *Weenix*, und eins nach *Wouwermans*; im *zweyten* aber eins nach *Potter*, eins nach *Heinrich Roos*, eins nach *le Ducq*, zwey nach *van der Meer*, eins nach *van der Does*, eins nach *Melchior Roos*, und eins nach *Berghem*. Die näheren Hinweisungen auf die Beschreibungen dieser Blätter, findet man auf den Umschlägen der beiden Hefte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg* u. *Leipzig*, b. Nettling: *Israel* oder *der edle Jude*. Eine wahre Geschichte, von *Karl Witte*. Zur Beförderung eines guten Zwecks. m. 1 Kpf. (Wir finden keines in unserm Exemplar). 1804. 848. 8. (6 gr.) — In dieser Biographie erscheint uns ein schönes Beyspiel, dass das Gute in einer Familie oft auf Kind und Kindeskind forterbe, indem uns drey durch Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit ausgezeichnete Israëliten, Vater, Sohn und Enkel vorgeführt werden. Die Hauptperson dieser Geschichte, der kluge und fromme Israel in Halberstadt, hatte in seiner ersten Jugend mit Armuth zu kämpfen, fand aber durch seinen Fleifs und seine Ehrlichkeit Vertrauen, und erhob sich allmählig zu einem grofsen Wohlstand, bey welchem er nie einen Fingerbreit von der Bahn der Redlichkeit abwich. „Unter manchen andern Tugenden, die er gern und freudig ausübte, war er besonders *mohlthätig*. Selbst als er noch *sehr arm* war, theilte er schon, wo er konnte, noch Aermeren mit; kaum aber war er so weit, dass er und die Seinigen nothdürftig leben konnten: so hielt er ein förmliches Armenbuch, worin er alle Nothleidende, die er kannte, aufgezeichnet hatte, und wo bey jedem bemerkt war, wie viel er alle Monate von ihm bekomme. Diefs waren aber nicht blofs arme *Juden*, nein! *sehr viele*, ja bisweilen die *meisten* darunter waren *Christen*. Und gewifs nicht *zu wenig* zu geben, legte er alle Jahre *den zehnten Theil seines reinen Gewinnstes* bey Seite, und theilte diesen mit der gröfsten Redlichkeit das folgende Jahr hindurch unter die Armen aus, oder wandte ihn zu *guten Anstalten* und *nützlichen Stiftungen* an. Dieser zehnte Theil betrug mit der Zeit *Hunderte*, ja späterhin wohl gar *Tausende*; aber der fromme Israel blieb seinem Vorhaben getreu, und führte es gewissenhaft aus bis an sein Ende." So bezeigte er sich auch dankbar dafür, dass man ihn als Anfänger unterstützt hatte, indem er Anfängern und in Noth befindlichen durch Credit und Vorschüsse zu Hülfe kam, selbst dann, wenn er dabey grofsen Verlust für sich mit grofser Wahrscheinlichkeit vorhersah. Zur innern Verbesserung des christlichen Waysenhauses in Halberstadt trug er viel bey. Er gab Veranlassung, dass der Kurfürst von Baden in seinen Ländern den Juden-Leibzoll aufhob, und er vereinigte sich mit seinem Sohn, Israel Jacobssohn, aus Dankbarkeit dem Kurfürsten 1000 Fl. zum Besten einer Armenanstalt zu überreichen. In seinen letzten Lebenstagen beschlofs er, zum Besten armer Halberstädtischer Juden 10.000 Rthlr. zu schenken. Ungeachtet ihn aber der Tod übereilte, eh' er diese Stiftung vollenden und ihr durch gerichtliche Vollziehung, die für seine Erben bindende Kraft geben konnte: so meldete doch sein einziger Sohn und Erbe, der Braunschweigische Hofagent, Israel Jacobssohn, gleich nach seines Vaters Tode dessen gehabte Absicht der Landesregierung in Halberstadt, zahlte das Capital freywillig aus, und fügte noch ein Geschenk von 400 Rthlr., so viel als die jährlichen Interessen des Capitals, von denen Arme unterstützt werden sollen, betragen, hinzu, um Arme sogleich zu erfreuen. — Wen die Lectüre dieses Büchleins gerührt hat, der ist wohl in der Stimmung, gern etwas zu Beförderung der Absicht beyzutragen, in welcher Hr. *Witte* Prediger in Lochau bey Halle, diese Schrift abfafste. Er versucht nämlich dadurch Beyträge zu einer Orgel zu erhalten, die seine arme Gemeinde zu haben wünscht, aber aus ihren schwachen Mitteln allein anzuschaffen nicht vermögend ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. März 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Ueber die Erhaltung der öffentlichen Verfassung in den Entschädigungslanden nach dem Deputations-Schlusse vom 25. Febr. 1803. mit Anwendung auf das Herzogthum Westphalen*, von D. *Justus Frid. Runde*, Hofr. und ord. Prof. der Rechte zu Göttingen. 1806. 70 und 272 S. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk würde blos als eine Deduction für die Stände des Herzogthums Westphalen gegen die Unternehmungen der neuen Landesherrschaft, welcher dieses Land nach dem Reichsdeputations-Schlusse von 1803. zufiel, der bekannten Vorzüge wegen, die alle Arbeiten des Vfs. auszeichnen, zu den schätzbarsten Producten des neuesten Staatsrechts gezählt werden. Die uneingenommene Ansicht der Dinge, der gerade Sinn, der alle juristischen Künste, die Sachen zu Gunsten einer Partey zu verstellen, verschmäht; die Gründlichkeit, gute Ordnung und Klarheit des Vortrags, empfehlen diese Schrift, wie andre Producte derselben Feder. Sie ist aber noch in einer weit höhern Absicht interessant genug, näher erwogen zu werden. Sie liefert einen schätzbaren Beytrag zu der Geschichte der grosen Veränderung, welche Deutschland durch den Lüneviller Frieden erlitten: und giebt Gelegenheit zu lehrreichen Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten, und über die Denkungsart unserer Zeitgenossen.

Es ist allerdings eine schreckliche Periode in der Geschichte, wenn die Staaten durch gewaltsame Bewegungen erschüttert werden, und grose Veränderungen in ihren äusern und innern Verhältnissen entstehen. Nur ein verächtlicher Leichtsinn kann der Zerstörung so vieler alten Verhältnisse und dem Schmerze unzähliger Menschen die dabey verlieren, mit Gleichgültigkeit zusehen: nur verblendete Leidenschaft verfolgt in solchen Crisen ihre Zwecke, ohne die Uebel zu beobachten, die unvermeidlich damit verbunden sind. Jeder der einiges ruhigen Nachdenkens fähig ist, wird durch das Spiel unmoralischer Triebfedern, die in solchen Zeiten in so lebhafte Bewegung kommen, den glücklichen Erfolg schlechter Absichten, und die Ohnmacht wohlgesinnter, die so oft einem vergeblichen Kampfe unterliegen, mit einem edeln Unmuthe erfüllt. Es ist dem denkenden Manne unmöglich, mit einiger Zufriedenheit in der Welt zu leben, wenn seine Grundsätze, Absichten und Wünsche in geradem Widerspruche mit der Richtung stehen, die das ganze Zeitalter von einer höhern Gewalt erhält, wenn alle öffentlichen Verhältnisse einen Charakter annehmen, der mit seinen persönlichen Gesinnungen unvereinbar ist. Aber wie können die Alten ganz abtreten, eignem Glücke und der Wohlfahrt ihrer Familien entsagen, und die Angelegenheiten ihres Vaterlandes der unerfahrnen und leidenschaftlichen Jugend überlassen! So schwer es auch ist, gewohnte Vorstellungen und Vorurtheile aufzugeben, die mit Gefühlen des Rechts und Unrechts verwebt sind: so ist es dennoch Pflicht, sich aus dem unthätigen Brüten über mismuthigen Empfindungen herauszureisen. Wer Kraft des Geistes und des Herzens in sich fühlt, der bemühe sich vielmehr, Gutes zu schaffen, dergleichen in jeder Lage der öffentlichen Angelegenheiten wenigstens möglich, und allemal wenigstens des Versuches werth ist; wäre es auch nur, um sich selbst zu befriedigen. Hierzu ist aber vor allem eine ruhige Untersuchung nöthig, was denn unter den neuen Umständen in der Reihe der Möglichkeiten geblieben; um nicht durch falsche Schritte für die Erhaltung alles Alten, die Bemühungen zu vereiteln, wodurch einiges gerettet werden konnte. Das grösseste Verdienst politischer Schriftsteller besteht daher nicht in der kräftigen Darstellung des Ungemachs das alle fühlen, ohne ihm abhelfen zu können, sondern in der Belehrung über das Gute was ausführbar ist, und über die Mittel dazu. Jene Gemälde mögen Tacitus und seines gleichen der Nachwelt hinterlassen. Für unsre Zeitgenossen müssen wir uns andre Zwecke vorsetzen.

Es ist ein Gegenstand interessanter Speculation, wie die geistlichen Fürstenthümer in Deutschland allenfalls hätten beybehalten werden, und nach den Bedürfnissen der Zeiten modificirt werden können, wenn nicht der Reichstags-Schluss von 1803. die ganze Verfassung des deutschen Reichs erschüttert, und eine gänzliche Auflösung derselben vorbereitet hätte. Diese Speculation ist zwar in praktischer Hinsicht trostlos. Nicht blos, weil die Aufhebung der geistlichen Staaten einmal ganz unvermeidlich war, und sich kein Mittel mehr denken liess, sie zu erhalten, nachdem der einzige Schutz den sie in den politischen Verhältnissen des Hauses Oestreich fanden, der Uebermacht hatte weichen müssen: sondern auch wegen der innern Schwierigkeiten die der Verbesserung im Wege stünden. Die Menschen hängen, wie die Geschichte unserer Tage, und die der frühern Zeiten lehrt, am meisten gerade an den unbedeutenden Kleinigkeiten, durch deren Aufopferung sie die Erhaltung des wesentlichen erkaufen könnten. Sie vermögen es nicht über sich zu gewinnen, sich von kleinen Gewohnhei-

ten und Genüſſen loszumachen, und ſetzen ſich der Gefahr aus, alles zu verlieren, um nicht freywillig aufzuopfern, was ihnen wenige Augenblicke ſpäter mit dem wichtigern abgezwungen wird.

Secularisirt ſollte einmal werden. Die Einwohner der geiſtlichen Staaten muſsten ſich neuen Landesherrn unterwerfen: und eine groſse Veränderung vieler weſentlichen Verhältniſſe im Innern war eine unvermeidliche Folge dieſes Wechſels. Auch diejenigen geiſtlichen Länder, die Fürſten zufielen, die nicht von dem militäriſchen Geiſte ergriffen ſind, dem ſich ſo viele Regenten aus Nothwendigkeit oder aus perſönlicher Neigung ergeben, konnten demnach ſehr weſentlichen Veränderungen nicht entgehen. Denn die Regierung eines weltlichen Fürſten hat ihrer Natur nach ganz andre Triebfedern und Mittel das Wohl der Länder zu befördern, als die geiſtlichen Regierungen, in welchen man unzählige Spuren des Syſtems bemerkte, wodurch die Hierarchie ſich vormals einen groſsen Theil der Welt unterwürfig gemacht hatte. Wenn gleich einige wohlmeinende Delegirte zur Beruhigung ihrer Gewiſſen und ſo vieler Menſchen, deren Schickſal einer ſchrecklichen Ungewiſsheit übergeben ward, durchgeſetzt hatten, daſs die Erhaltung der Staatsverfaſſung in den Ländern die an neue Herren übergehn ſollten, in dem neuen Reichs-Grundgeſetze als eine Hauptbeſtimmung ausdrücklich aufgeführt ward: ſo war doch in dem Augenblicke der Beſitzergreifung ſchon voraus zu ſehen, daſs dieſer Paragraph auch ſelbſt von denen Fürſten, die nur das Wohl ihrer neuen Unterthanen beabſichtigten, nicht ſtrenge befolgt werden *könne*. Wäre es auch möglich, die *auf gültigen Verträgen zwiſchen den vormaligen Regenten und dem Lande, auch andern reichsgeſetzlichen Normen beſtehende Verfaſſung ungeſtört zu laſſen*, wie das Reichsgeſetz vorſchreibt: ſo bliebe es dennoch zum wenigſten zweifelhaft, ob ein ſolches Beharren bey den alten Rechten zum wahren Wohl der Länder dienen würde. Aber es iſt durchaus unmöglich. Die gültigen Verträge zwiſchen vormaligen Landesherrn und Ständen rühren zum Theile aus Zeiten her, ſeit denen weſentliche Veränderungen aller groſsen Staatsverhältniſſe im deutſchen Reiche, eine Abänderung vieler untergeordneten unvermeidlich gemacht haben. Hr. Hofr. *Runde* behauptet mit allen Publiciſten, die ihrem Berufe gemäſs bey dem klaren Rechte ſtehen bleiben, daſs die auf Koſten der kaiſerlichen Majeſtät erworbne Landeshoheit der Fürſten, dieſen keine neuen Rechte gegen die Unterthanen geben konnte, welche den Kaiſern ſelbſt nicht zukamen. Aber eine ſolche Unwandelbarkeit der Verhältniſſe zwiſchen Landesfürſten und Unterthanen, bey einer groſsen Veränderung der höhern Verhältniſſe, mag wohl im Geſetzbuche und im Decrete eines Gerichts vorausgeſetzt werden, in der wirklichen Welt iſt ſie ganz unmöglich. Wer die Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts mit einiger Aufmerkſamkeit erwogen hat, wird erſtaunen und verſtummen, wenn er z. E. hier lieſt, daſs die Stände des Herzogthums Weſtphalen als ein exſtes und vorzügliches Gravamen aufführen, daſs die neue Landesherrſchaft ihnen den Huldigungseid abgefodert, ohne zuvor, ſo wie die Kurfürſten von Cölln zu thun ſchuldig waren, die Beſtätigung der landſtändiſchen Gerechtſame und Privilegien zuzugeſtehen; unter denen die Erblandes Einigung vom Jahre 1590. oben anſteht, in welchem Landes-Grundgeſetze vorgeſchrieben iſt, daſs *der Landesherr kein Bündniſs machen ſoll, ohne Wiſſen des Capitels, Ritterſchaft und Städte*.

Es kann einem Rechtsgelehrten nicht verdacht werden, wenn er den Auftrag übernimmt, eine rechtliche Deduction aller Beſchwerden der Stände eines Landes gegen den antretenden Landesherrn, nach den Grundſätzen des deutſchen Staatsrechts und der Reichsgeſetze aufzuſtellen, und dieſen Auftrag ohne Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe ausführt. Aber diejenigen ſind zu tadeln, welche die Erhaltung ſtändiſcher Verfaſſung und Rechte auf einem Wege ſuchen, der ſo wenig geſchickt iſt zum Zwecke zu führen. Die allgemeine Ausführung welche Hr. Hofr. *Runde* vorausſchickt, und worin er aus dem Reichsgeſetze und den Verhandlungen der Reichsdeputation beweiſet, daſs die ſtändiſche Verfaſſung des Herzogthums Weſtphalen unverändert beſtehen bleiben muſste, iſt ganz bündig. Man wird aber in der That ſchon, ohne alle Rückſicht auf die zufälligen Umſtände unſrer Zeiten, miſstrauiſch gegen die Anwendbarkeit einer ſolchen *rechtlichen* Ausführung, wenn man die Gründe erwägt, zu denen der Vf. hin und wieder ſeine Zuflucht nehmen muſs. So lieſt man S. 10. daſs *ein auf ſtillſchweigender Uebereinkunft mit den Landſaſſen beruhendes Herkommen*, zu den Quellen wohlgegründeter Rechte gezählt werden müſſe; und dieſs iſt auch ganz richtig: denn in der Verfaſſung aller Völker beruht das meiſte auf einem allmälig gebildeten Herkommen. Wenn man aber erwägt, wie dieſes zu entſtehen pflegt, wie oft Gewaltthätigkeit auf einer Seite, und gedankenloſe Vernachläſſigung, Nachgiebigkeit eines einzigen bedeutenden Mannes, Ermüdung über vergeblichen Vorſtellungen, und viele andre ſolche Umſtände auf der andern Seite, ein Herkommen begründen, deſſen wahrer Urſprung ſich ſehr oft ganz der Nachforſchung entzieht: ſo wird man gleichgültig gegen die Unterſuchung, was in der Verfaſſung der Staaten rechtmäſsig ſey, und ſehr geneigt, auf das gegenwärtig nützliche allein Rückſicht zu nehmen. Ein Staatsrechts-Prozeſs kann überall nicht ohne gewaltſame Verdrehung der Begriffe nach den Normen des gemeinen bürgerlichen Prozeſſes beurtheilt werden. Da giebt es zwar beſtimmte Geſetze über die Verjährung und das Herkommen. Dem gemeinen Weſen aber kommen ſelbſt nach den gewöhnlichen Rechtsbegriffen *jura minorum* zu: und eine *Reſtitutio in integrum* wird ſchwerlich verſagt werden können. Will man den Beweis einer *laeſionis enormis* zulaſſen, ſo bleibt kein Staatsvertrag unangefochten. Nimmt man hiezu die Gründe des natürlichen Staatsrechts, ohne die Hr. Hofr. *R.* ſelbſt nicht ganz fertig werden kann, da er S. 30. die Einwilligung *der ganzen Staatsgenoſſenſchaft* zur Abänderung der Staatsverfaſ-

faſſung effodert: ſo kommt man vollends in ein ſo feſt verwickeltes Gewebe, daſs nichts übrig bleibt, als alle feingeſponnenen und zuſammengedrehten Fäden des Räſonnements durchzuſchneiden.

Die Stände des Herzogthums Weſtphalen hätten alſo beſſer gethan, auf alle rechtliche Ausführung ihrer geſammten Anſprüche, die hier ſo wenig leiſten konnte, Verzicht zu thun, und die Erhaltung einer, den neuen Umſtänden gemäſs modificirten, ſtändiſchen Verfaſſung des Landes durch kluge Unterhandlung zu ſuchen. Die ſtändiſche Verfaſſung hat ſo viel vorzügliches, und kann auch dem Regenten in ſo vortheilhaftem Lichte dargeſtellt werden, daſs ſich von einem ſolchen Verſuche allerdings etwas erwarten lieſs. Da die Beſitzergreifung mit einer Berufung der Stände verbunden ward, ſtatt daſs andre Souveräne zugleich mit der Beſitznahme eine gänzliche Auflöſung derſelben ankündigten: ſo zeigte dieſer erſte Schritt des eintretenden Regenten, das er verſuchen wolle, das Beſte des Landes mit und durch die Stände zu beſorgen. Es wird in der vorliegenden Deduction als eine Beſchwerde angeführt, daſs der neue Landesherr den Ständen die nöthigſten und wichtigſten Rathgeber und Werkzeuge ihrer vorhabenden Bemühungen gegen Eingriffe entzogen habe, indem er jene Perſonen zu ſeinem Geſchäfte der Organiſation des Landes angeſtellt. Wie könnte aber wohl ein Regent, oder derjenige dem er den Auftrag gegeben, eine neue Provinz zu organiſiren, ſeinen guten Willen für ihre Wohlfahrt beſſer beweiſen, als wenn er Perſonen zu Rathe zieht, die vermöge ihrer vorherigen Lage mit allen Umſtänden am beſten bekannt ſind. Und gewiſs, für wirklich landesväterliche Abſichten kann nichts vortheilhafter ſeyn, als wenn dieſe Männer aus Verhältniſſen herausgezogen wurden, die ſie veranlaſſen konnten, ein proceſſualiſches Verfahren einzuſchlagen; wenn der juriſtiſche Geiſt aus ſolchen Verhandlungen ganz verbannt ward. Auf die Geſinnungen, die Abſichten, den Charakter dieſer Perſonen kommt alles dabey an. Laſſen ſich Männer in ſolchen Lagen verleiten, das Intereſſe ihres Vaterlandes den Abſichten und Neigungen mächtiger Männer aufzuopfern, um für ſich ſelbſt etwas zu gewinnen; oder laſſen ſie ſich aus Schwäche des Charakters in verderbliche Plane hineinziehen: ſo verliert freylich ihr Vaterland die letzte Stütze und Hoffnung. So wenig läſst ſich aus der allgemeinen Anzeige einer politiſchen Maſsregel ſchlieſsen, wenn man nicht die handelnden Perſonen ſelbſt vor Augen hat, oder durch eine genaue Kenntniſs des Schauplatzes in den Stand geſetzt iſt, ihre Unternehmungen zu beurtheilen. Dem Rec. ſind alle Perſonen des Darmſtädtiſchen Hofes, der angeordneten Organiſations-Commiſſion, der Weſtphäliſchen Stände völlig unbekannt. Er maſst ſich daher nicht an, über einzelne Verfügungen und Vorfälle zu urtheilen; und beſchränkt ſich auf die Grundſätze die von beiden Theilen aufgeſtellt werden.

Nachdem der Vf. im *erſten* Abſchnitte aus dem Reichsdeputations-Schluſſe vom 25. Februar 1803. bewieſen hat, daſs die Stände des Herzogthums Weſtphalen befugt waren, die Aufrechthaltung der ganzen Verfaſſung des Landes zu verlangen, geht er im *zweyten* Abſchnitte zu der Unterſuchung der einzelnen Beſchwerden über, zu denen das Verfahren der neuen Landesherrſchaft Anlaſs gegeben. Folgendes ſind die vornehmſten unter ihnen, welche Veranlaſſung geben, die Verhältniſſe deutſcher Fürſten und Stände, und das Verfahren, wodurch beide das Wohl der Länder befördern können, näher zu prüfen.

Die erſte Beſchwerde betrifft die Verweigerung der in einer Vorſtellung vom 30. Auguſt 1803. nachgeſuchten Beſtätigung der Privilegien. Es wäre zu wünſchen, daſs man dieſe Haupturkunde hier ganz leſen könnte. Der Geiſt der Verhandlungen erhellt indeſſen ſchon aus den abgedruckten Stellen. Ganz nach der bey ſolchen Gelegenheiten hergebrachten Weiſe werden alle alte Privilegien, ſie mögen zu den neuen Umſtänden paſſen oder nicht, und alles was ſich zu einem Eingriffe qualificiren läſst, zuſammengetragen. Je mehr Beſchwerden, deſto beſſer. Wenn nur alles recht vollſtändig geſammelt iſt, ſo denkt man durch das Ganze Eindruck zu machen, und unter dem vielen gebetnen etwas zu erhalten: oder man iſt auch zufrieden, ſeine Klagen alle ausgeſchüttet zu haben. Die Erfahrung zeigt aber, daſs dieſs Benehmen zu keinem Zwecke führt. Solche *Gravamina* oder *Doléances* haben nie viel Eindruck gemacht. Sie ſehen zu ſehr danach aus, als ob nur *pro forma* etwas habe geſchehen ſollen. Um etwas auszurichten, muſs man ganz andre Wege einſchlagen; nicht ſo wie in einem Civilprozeſſe vielerley und recht viel fodern, um nur etwas zu erhalten: ſondern vielmehr alles unweſentliche ganz übergehen, ſich bloſs an das halten, was ausführbar iſt; und durch die Bereitwilligkeit in allem nachzugeben, was weſentliche Rechte nicht nahe angeht, ein Einverſtändniſs zu bewirken ſuchen. Die Privilegien, deren Beſtätigung die Stände verlangten, gehen im Ganzen dahin, daſs das Herzogthum Weſtphalen als ein für ſich beſtehender, einem fremden Fürſten zwar unterworfner, aber von deſſen andern Beſitzungen ganz abgeſonderter Staat angeſehen werde. Dem neu acquirirten Lande ſoll ganz fremd bleiben, was in den andern Provinzen des Herrn vorgeht, und die Bedürfniſſe einer jeden ſollen für ſich erwogen werden. Auf der andern Seite iſt die Abſicht der Organiſations-Commiſſion dahin gegangen, die geſammten Lande des Landgrafen mit einander ſo viel möglich iſt zu conſolidiren. Jenes iſt in der Maſse als die Stände verlangen, unmöglich: dieſes iſt ſehr ſchwierig, und muſs mit groſser Feinheit und Schonung in der Behandlung ausgeführt werden, um Ungerechtigkeit und Härte zu vermeiden. Es iſt ganz unmöglich, eine einzelne Provinz ganz als ein für ſich beſtehendes Land zu behandeln: denn die Bedürfniſſe des Landesherrn und des Landes hängen nicht von den Verhältniſſen eines einzigen Landestheils allein ab. Wie kann eine deutſche Provinz ſich ſo iſoliren? Die Kurbraunſchweigiſchen Staaten ſind vielleicht das einzige Land von einigem Umfange, das von einem fremden Souverän

ganz

ganz ohne alle Rückſicht auf das Intereſſe ſeiner übrigen gröſsern Staaten regiert worden iſt, und regiert werden kann. Aber wie viele Umſtände kommen zuſammen, dieſs möglich zu machen! Die Entfernung von Groſsbrittannien, die Abſonderung durch das Meer, die gänzliche Verſchiedenheit der Nation, die ſo groſse Disproportion der Menſchenzahl, des Reichthums, aller Kräfte des Landes, die ganz eigne Staatsverfaſſung, nach welcher die hannöveriſchen Lande an der brittiſchen geſetzgebenden Verſammlung keinen Theil nehmen, und ihr auch nicht untergeordnet ſeyn können. Weder Holſtein noch Schwediſch Pommern ſtehen in den nämlichen Verhältniſſen: der deutſchen Länder nicht zu gedenken, die dem Preuſsiſchen und Oeſtreichiſchen Scepter unterworfen ſind, und ſchon lange *facto* Theile von fremden Monarchien ausmachen. Keine deutſche Provinz kann ſo unabhängig von andern, demſelben Landesherrn unterworfnen, Ländern regiert werden.

Das vortheilhafteſte für alle Provinzen Eines Regenten iſt es immer, die Stände zu vereinigen. In einer zahlreichern Verſammlung der Deputirten des ganzen Landes findet man mehr Männer die Kenntniſs des Landes mit gutem Willen und Geſchäftsfähigkeit verbinden, als in dem kleinen Convente einer einzelnen kleinen Provinz. Die gemeinſame Verſammlung der Stände des Ganzen hat andres Anſehn und Gewicht, wenn ſie auch nicht mehrere Rechte hat, als die Provincial-Verſammlung; und es wird ihr leichter, die verwickelten Verhältniſſe mit dem Regenten zu ſeiner und ihrer Zufriedenheit auszugleichen. Wenn aber eine ſolche wünſchenswerthe Vereinigung der Stände zu einem Ganzen nicht ſtatt findet; und ſie hat oft groſse, in manchen Fällen unüberwindliche Schwierigkeiten: ſo muſs doch ein Centralpunkt ſeyn, der das Intereſſe aller mit einander verbundenen Provinzen mit einander in Verhältniſs ſetzt.

Schon in dieſen Rückſichten hätte eine unbedingte allgemeine Beſtätigung aller alten Privilegien von den weſtphäliſchen Ständen gar nicht geſucht werden müſſen. Eine ſolche Beſtätigung wird ohnedieſs als eine bloſse Formalität angeſehen, über die man ſich wegſetzt, ſobald die Umſtände es verlangen, oder auch nur einen Vorwand abgeben. Was hilft ein unaufhörliches Gezänk, das in jedem Falle durch *Reverſales de non praejudicando* beſänftigt wird, die nur zum Vorgange dienen, im nächſten Falle wieder *Reverſales* zu ertheilen! Und es gereicht gewiſs nicht allemal zum wahren Vortheile des Landes, wenn ein gewiſſenhafter Regent die beſtätigten oder gar beſchwornen alten Privilegien buchſtäblich aufrecht hält.

Unter denen welche hier aufgeführt werden, ſind einige die allerdings die weſentlichen Rechte der Stände angehen; und nach der Miniſterial-Reſolution vom 30. Januar 1804., deren einzelne Punkte hier mitgetheilt ſind, iſt es nicht die Abſicht des neuen Regenten geweſen, dieſe weſentlichen Rechte der Stände ungekränkt zu laſſen. Aber ſelbſt unter dieſen Hauptpunkten iſt keiner ganz ohne Schwierigkeit. Gleich der erſte betrifft die Concurrenz der Stände zu der Geſetzgebung. Der Vf. der Deduction ſieht mit ſeinen Clienten die Mitwirkung bey der ganzen Geſetzgebung als ein ungezweifeltes Recht deutſcher Landſtände an: dahingegen die Miniſterial-Reſolution vorausſetzt, daſs ſie nur in beſondern Fällen gehört werden müſſen. Es fehlt durchaus an hinlänglichen Entſcheidungsgründen dieſes Streites, und alles was Rec. über die eingeſchränkte Anwendbarkeit der Rechtsgründe auf Gegenſtände der Staatsverfaſſung behauptet hat, findet auch hier ſeine Anwendung. Alle innern und äuſsern Verhältniſſe der deutſchen Staaten haben ſich ſeit einigen Jahrhunderten zu ſehr geändert, als daſs die Begriffe und Beſtimmungen der vormaligen Verfaſſung noch anwendbar ſeyn ſollten. Der Begriff der Landeshoheit iſt nicht allein neu; er iſt nirgends durch geſetzliche Beſtimmungen über allen Zweifel erhoben, und gegen Streit geſichert. Dieſer Landeshoheit zufolge kommt die Polizey-Gewalt dem Fürſten zu. Aber auch dieſer Begriff iſt neu, und ſehr ſchwankend. In jedem Lande iſt die Obſervanz über die Concurrenz der Stände zu der Geſetzgebung verſchieden, und ſchwerlich wird ſich irgendwo ein Vertrag aufzeigen laſſen, der eine hinlängliche Beſtimmung darüber enthielte: ſo wie auch im Herzogthum Weſtphalen keiner exiſtirte. Wenn man die Schriften desjenigen Publiciſten lieſet, der das in den neuern Zeiten herrſchende Syſtem über die Verfaſſung und Verwaltung der deutſchen Staaten ausgebildet, und in der Anwendung brauchbare Begriffe und Grundſätze darüber aufgeſtellt hat, (*Pütter*): ſo wird man bey jedem erheblichen Punkte darauf geführt, daſs die Grundſätze, welche die Convenienz unſrer Zeiten durchaus erfodert, nur durch allgemeine Gründe und Räſonnements, und ſehr ſelten durch poſitive geſetzliche Beſtimmungen bewieſen werden können. Es iſt in der That nicht bloſs in Abſicht auf die Grundſätze des natürlichen Staatsrechts wahr, was von groſsen Köpfen längſt behauptet worden, daſs die Menſchen ſich am beſten dabey ſtehen, wenn ſie die Fragen von den Rechten der oberſten Staatsgewalt und dem Grunde der Verbindlichkeiten der Unterthanen gar nicht zur Sprache bringen. Auch vom poſitiven deutſchen Staatsrechte gilt das nämliche. Stände und Unterthanen fahren am beſten dabey, wenn ſie die Nachforſchung und juriſtiſche Ausführung ihrer Rechte und Verbindlichkeiten zu vermeiden wiſſen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. März 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Ueber die Erhaltung der öffentlichen Verfassung in den Entschädigungslanden nach dem Deputations-Schlusse vom 25. Febr. 1803.* — — von D. *Justus Fried. Runde* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 62. abgebrochenen Recension.*)

Ein andres der vorzüglichsten und unbestrittensten Rechte der Stände besteht in der Befugniss *Steuern* zu bewilligen oder zu verweigern. In der Ministerial-Resolution behält sich der Landesherr vor, zu bestimmen, wie viel die Verhältnisse des ganzen Staates erfodern. Diese Prätension läuft zwar geradezu gegen das Recht der ständischen Bewilligung; alle Schritte welche in Gemäfsheit derselben geschehen sind, können nur für unbefugte Gewaltthätigkeit gelten: allein ganz ohne alle Schwierigkeit ist auch sogar dieser einfachste und klärste Punkt der ständischen Rechte nicht. Die vornehmste Veranlassung zu öffentlichen Beyträgen liegt in unsern Zeiten fast allenthalben in der Unterhaltung des Militärs. Nun kann es zwar freylich nicht von der Willkür des Fürsten abhängen, die Zahl seiner Soldaten zu bestimmen, und die Kosten vom Lande zu fodern. Die Reichsgesetze haben sich gegen diese Anmafsung, die gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts laut ward, so deutlich und ausdrücklich erklärt, dafs jede Weigerung der Stände, solche willkürlich angesonnene Lasten zu übernehmen, für gegründet und rechtmäfsig gelten mufs, so lange die deutsche Verfassung noch etwas mehr als ein blofser Name seyn soll. Bey der wirklichen Anwendung rechtlicher und politischer Grundsätze über diesen Gegenstand, kommt aber alles darauf an, was unter den Worten der kaiserlichen Erklärung auf den Antrag der Reichsstände von 1670., *erheischende Nothdurft* zu verstehen sey, und worauf sie angewandt werden können. Der Militärgeist, der sich so weit verbreitet hat, der durch seinen ungeheuern, oft zweckwidrigen und vergeblichen Aufwand das Glück der Völker untergräbt, ist das gröfseste Uebel unsrer Zeiten. Die Erfahrung lehrt vergeblich, dafs kleine Fürsten nichts dadurch bewirken, wenn sie ihre Unterthanen bis auf den äufsersten Punkt der Möglichkeit anstrengen, um ein paar tausend Mann mehr mit Exercier-Reglements zu quälen: und die Uebermacht einiger grofsen Monarchieen könnte für kleine Staaten wohlthätige Folgen haben, wenn sie diesen das Spiel mit Militäranstalten, die im Ernste nichts leisten, untersagte. Wenn aber, so wie es in mehreren Ländern der Fall wirklich gewesen ist, dem deutschen Reiche fremde Verhältnisse und eine höhere Gewalt, gröfsern Militäraufwand unvermeidlich machen: können alsdann die Stände einer Provinz sich von ihrem Antheile an einer durch unglückliche Umstände herbeygeführten Last losfagen? Können sie sich überhaupt weigern, an irgend einer Last Theil zu nehmen, die den Regenten unvermeidlich trifft? und sie ihren entfernten Mitunterthanen allein aufbürden? Nach deutschem Staatsrechte müssen zwar die Fürsten manche Regierungslasten aus ihrem Kammergute ganz bestreiten, und dürfen ihre Unterthanen nur zu einer billigen Mitleidenheit ziehen, wenn ihre eignen Kräfte nicht zureichen. Aber wie schwankend und unbestimmt sind diese Grundsätze! Wenn die Unterhandlung über diese Gegenstände fruchtlos bleibt: so verweiset der Publicist an die Reichsgerichte. Aber ohne sich in die Untersuchung einzulassen, ob diese wirklich nach der ursprünglichen Bestimmung dazu geeignet sind, die kaiserliche Aufsicht über die Staatsverwaltung der Fürsten zu führen, braucht man nur die Executionsmittel zu erwägen, die ihnen zu Gebote stehen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, dafs ihre Erkenntnisse nur selten etwas gutes fruchten können. Einen Reichsgrafen, der etwa das Ländchen zu theuer gekauft hätte, und um höhere Zinsen seines Capitals zu ziehen, seinen Unterthanen Steuern aufdringen wollte, möchte das Reichs-Kammergericht wohl mit Mandaten in Ordnung halten. Gröfserer Länder Beschwerden erfodern Executions-Mandate an solche Reichsstände, die nach Bewegungsgründen, welche den Rechtsbegriffen und Erkenntnissen ganz fremd sind, die Aufträge annehmen, oder ablehnen, oder vernachlässigen.

Noch schlimmer ist die Sache, wenn es auf die weise Vertheilung der Lasten ankommt, die das Land anerkanntermafsen übernehmen mufs. Unter den Beylagen der *Rundeschen* Deduction findet man einen Recefs vom Jahre 1654., worin die Quote des Beytrags der Städte zu den gemeinen Landeslasten auf ewige Zeiten festgesetzt, und dagegen der Ritterschaft ebenfalls auf ewige Zeiten eine völlige Befreyung von aller Mitleidenheit zugesichert wird, den Fall eines Türkenkrieges oder wirklicher feindlicher Invasion ausgenommen. Dieser Vertrag ist wirklich vom Kurfürsten von Cölln bestätigt worden. Die Städte mögen sich also im Wohlstande heben, oder sinken und verarmen: sie zahlen nie mehr, nie weniger. Die Zeiten mögen sich ändern, wie sie wollen; diese Bestimmungen, die allein in Zeitumständen ihren Grund haben, sollen unveränderlich bleiben. Wenn die Ritterschaft, — so schwer es auch zu glauben ist, so mag es doch einstweilen gelten; — wenn die Ritterschaft in den damaligen Verhält-

hältniſſen zu ihren Hinterſaſſen hinlänglichen Grund hatte, ſich ſelbſt eine Befreyung von allen *damaligen* öffentlichen Abgaben zuzuſprechen, und auf dieſe Art mit den Städten über die Rechte eines Dritten zu pacisciren: ſoll die dreiſt hingeſchriebne und leichtſinnig mit beſtätigte Clauſel *auf ewige Zeiten* einen hinlänglichen Grund abgeben, alle neu entſtehende Bedürfniſſe des Landes auf die Bauern zu wälzen? wenn ſich nicht etwa die Türken einmal wieder ermannen, und das Reich überziehen? Der Receſs läuft zwar gerade zu gegen die Reichsgeſetze, denen zu folge ritterſchaftliche Exemtionen bey Reichs- und Kreisſteuern nicht gelten: er iſt alſo an ſich ſelbſt nichtig. Aber wer darf als Kläger auftreten, um die Aufhebung zu bewirken? Der Fürſt hat ihn beſtätigt, und vielleicht läſst ſich gar, eben ſo wie bey einem andern hiernächſt zu erwähnenden Privilegio, nachweiſen, dafs die Beſtätigung *titulo oneroſo* erworben worden. Wenn der neue Landesherr an die Handlungen ſeiner Vorfahren in der Regierung gebunden iſt: ſo darf er gegen dieſe beſtätigte Urkunde keine Klage erheben. Die Unterthanen haben aber keinen andern Vormund als ihn. Sie dürfen nicht zuſammen treten, Syndicos wählen, und bey den Reichsgerichten gegen die Stände Klage erheben, um von der Vertheilung der öffentlichen Laſten und der Verwendung der öffentlichen Gelder Rechenſchaft zu fodern. Sie haben gar kein *jus ſtandi in judicio*. Alles nicht allein den Reichsgeſetzen und der Verfaſſung nach, ſondern auch in der That zum wahren Wohl der Länder. Als Hr. Hofr. *R.* im J. 1793. die Stände des damaligen Biſsthums Hildesheim gegen die Anfechtungen der Aufwiegler verfocht, welche vermittelſt einer Klage bey dem Reichskammergerichte eine Revolution in juriſtiſcher Form verſuchten, hatte er nicht allein das Recht, ſondern auch die Wünſche aller wohlmeinenden auf ſeiner Seite. Aber dieſe Sache ward bald durch einen billigen Vergleich zu Gunſten der pflichtigen Einwohner beendigt. Die Hildesheimiſchen Stände fiengen damit an, ihre verbrieften Freyheiten bey Seite zu ſetzen, und zu überlegen, was unter den obwaltenden Umſtänden billig und gut ſey. Wenn die Stände eines Landes nicht von dieſem Geiſte beſeelt ſind: ſo bleibt nichts andres übrig, als dafs der Fürſt ſeine Befugniſſe hohen Pflichten zu Liebe überſchreite. Was dabey herauskommt, hängt vom Charakter der handelnden Perſonen und den zufälligſten Umſtänden ab. Wenn alſo auch die Stände die juriſtiſche Befugniſs haben, auf ihrem Herkommen, Rechten, Freyheiten zu beſtehen: ſo iſt es dennoch ihre erſte moraliſche Pflicht, die Wohlfahrt des Staates, welcher zu Gefallen das ganze Gebäude von Rechten und Pflichten aufgeführt iſt, nicht in Gefahr zu bringen; den Zweck nicht den Mitteln, und die Sache nicht der Form aufzuopfern. Nur durch einen weiſen Gebrauch des Rechtes der Mitwirkung bey der Vertheilung der gemeinen Laſten, können ſich die Stände als wahre Repräſentanten des ganzen Landes beweiſen: und nur dadurch können ſie ſich ſelbſt erhalten. Indem ſie das Intereſſe aller Unterthanen mit ihrem perſönlichen verbinden, ſchaffen ſie ſich eine Stütze in der öffentlichen Meinung; und wenn ſie am Ende durch einen gewaltthätigen Miſsbrauch höherer Macht dennoch fallen: ſo fallen ſie wenigſtens mit Ehre. Die vierte Beſchwerde, *über die dem Lande aufgedrungenen ungewöhnlichen Laſten, und willkürliche Umformung der Verfaſſung* hätte alſo ganz abgeſondert werden ſollen. Hierüber hätte man eine vorſichtige Unterhandlung verſuchen müſſen: und wenn es recht klar dargelegt werden konnte, dafs die gefoderten Summen für die Kräfte des Landes zu hoch waren, dafs ſie das Verhältniſs deſſelben zu den altheſſiſchen Provinzen überſchritten, und dafs das Wohl des Landes nicht ſo viel erfodre: ſo mochten ſie alle Mittel verſuchen, die ihnen die deutſche Verfaſſung anbot, um eine willkürliche Behandlung abzuwenden.

Unter den Privilegien der weſtphäliſchen Stände die hier aufgezählt werden, finden ſich verſchiedne, die Privatverhältniſſe einiger Klaſſen von Einwohnern angehen, und deren Beſtätigung zum Theile zu erhalten war, wenn ſie einzeln nachgeſucht wäre, ohne ſie mit Dingen in Verbindung zu ſetzen, die ſo viel Bedenklichkeit erregen muſsten. Die herkömmliche Abfindung adlicher Töchter und Schweſtern, zur Aufrechthaltung des Stammgutes, iſt von Werthe für die ganze Staatsökonomie, die unter häufiger Verſplitterung alles Grundvermögens leidet; die morganatiſchen Ehen hingegen, die im Weſtphäliſchen Rechtens waren, ſind mit den heutigen Sitten nicht wohl zu vereigen. Noch andre alte Privilegien ſind mit einer guten Ordnung der Staatsverwaltung ganz unverträglich. Nach einem Privilegio von 1662. ſollen die wichtigſten Landesſtellen mit Eingebornen beſetzt werden. Man wird in der Deduction gar belehrt, dafs dieſs Privilegium *titulo oneroſo* erworben ſey, weil das Land dafür übernommen habe, 4000 Rthlr. jährlich zur Unterhaltung des höchſten Gerichtshofes aufzubringen. Im Falle ſich nun zu den Stellen, von denen hier die Rede iſt, unter den Landeskindern kein taugliches Subject fände; und dieſer Fall kann in einem ſo kleinen Lande leicht eintreten: ſo hätten die Stände auf Koſten der Unterthanen das Recht erworben, eine ſchlechte Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten beyzubehalten, damit die aufzubringenden Gelder unter dem Namen von Beſoldungen einigen Familienſöhnen oder Günſtlingen zufliefſen. Auf das Anſinnen, dieſes Privilegium zu beſtätigen, iſt daher auch mit gutem Grunde erwiedert worden, es werde auf junge Weſtphälinger, die ſich qualificiren, bey der Anſtellung im fürſtlichen Dienſte, vorzüglich in ihrem Vaterlande, und wenn ſie dazu Verlangen tragen, auch in den übrigen fürſtlichen Landen Rückſicht genommen werden. Mehr erfoderte das wahre Intereſſe des Landes nicht.

Ein andres Privilegium hätten die Stände ſelbſt zu ihrem eignen Vortheile wünſchen müſſen, vernichtet zu ſehen: die Beſchränkung des Stimmrechts auf dem Landtage auf nicht bloſs adliche Beſitzer landtagsfähiger Güter, ſo wie es in mehrern weſtphäliſchen Ländern der Fall war, ſondern ſogar auf Eingeborne. Hieraus waren ſchon vormals auffallende Miſsverhältniſſe entſtanden, indem der Landdroſt, den der Landesherr ſetzt, und der gewiſſer maſsen Präſident der Stände war,

war, oftmals nicht in der Verſammlung erſcheinen durfte: ſo wie es noch vor kurzem mit einem Landdroſten, Grafen von Solms, der Fall war. Dieſes Statut wodurch die eingebornen Familien ſich auf ewig in dem Beſitze ihres Anſehns im Lande zu erhalten hofften, führt bey einer Veränderung in den Sitten und der Lebensart, die allmählig allgemein geworden iſt, und der das Herzogthum Weſtphalen nicht entgehn wird, wenn ſie gleich vielleicht dorthin zuletzt dringt, eine gänzliche Vernichtung der ritterſchaftlichen Rechte herbey. Denn wenn die Zahl der Berechtigten ſehr zuſammenſchmilzt: ſo hält ſich ihr Recht ungeachtet des todten Buchſtabens ihrer Privilegien, nicht lange gegen den allgemeinen Geiſt der Zeit.

Die zweyte Beſchwerde betrifft die am 12. October 1803. ohne landſtändiſche Concurrenz publicirte neue Landes-Organiſation. Die Urkunde darüber, nebſt einem zugleich bekannt gemachten erläuternden Patente, ſind unter den Beylagen abgedruckt. Sie enthalten Dispoſitionen über die Einrichtung der Landescollegien und Vorſchriften über die Vertheilung der Geſchäfte. Die mannichfaltigen Regierungsveränderungen welche der Reichsſchluſs von 1803. im Gefolge des Lüneviller Friedens herbey geführt, haben zu mehreren ſolchen Organiſations-Patenten Veranlaſſung gegeben, deren Vergleichung intereſſant iſt: aber doch vorzüglich nur alsdann, wenn man die vorher beſtandenen Einrichtungen und die Bedürfniſſe der Länder genau kennt. An ſich ſelbſt iſt ein Schema der Vertheilung der Geſchäfte leicht gemacht. Die Klarheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks iſt faſt das einzige, wodurch eine ſolche Arbeit ſich vor ähnlichen auszeichnet. Den Gehalt der einzelnen Dispoſitionen kann nur der ſchätzen, der die Sachen ſelbſt in der Ausführung vor Augen hat, oder zufälliger Weiſe die Wirkung ähnlicher Anordnungen beobachten konnte. Im Ganzen wird der Kenner der Welt und der Geſchäfte immer miſstrauiſch gegen ſyſtematiſch geordnete Reformen ſeyn. Mit einzelnen Verfügungen, die einzeln getroffen werden, um bemerkten Mängeln abzuhelfen, wird leicht mehr reformirt, als durch eine nach Principien angeordnete neue Vertheilung aller Geſchäfte, die oftmals mehr neues in der Form, als weſentlich gutes ſchafft. Der Fall kann eintreten, da eine durchaus veränderte Ordnung der Dinge nothwendig wird. Sollte dieſe aber wohl in einem bis dahin fremden Lande, wenige Monate nach der Beſitznahme zweckmäſsig gemacht werden können? Und doch erſtreckt ſich das Organiſations-Patent auch auf das neuacquirirte Land, das, wie es ſcheint, einer Einheit zu gefallen, die ſich auf dem Papiere gut ausnimmt, mit den alten Provinzen in Uebereinſtimmung geſetzt werden ſollte. Manche Beſtimmungen über das Herzogthum Weſtphalen ſind zwar vorbehalten, und man hat vielleicht Schwierigkeiten gefunden, indem man die Hand an die Ausführung legen wollte. Hoffentlich iſt dabey mit einiger Zurückhaltung verfahren: denn es würde in der That ein ſchlechtes Vorurtheil für die Regierungsweisheit einer Organiſations-Commiſſion erregen, wenn ſie eine entfernte, in Lage, Menſchenart und früherer Verfaſſung, Bedürfniſſen, Religion und Sitten ganz verſchiedne Provinz nach einigen theoretiſchen Ideen und armſeligen Formeln, mit andern Provinzen in vollkommne Uebereinſtimmung ſetzen wollte. Ein ſolches Verfahren erregt überall Abneigung. Wiſſentlich wird aber doch kein Regent ſich den Hals neuer Unterthanen aufladen wollen. Seit dem Lüneviller Frieden haben ſich nur zu viele Vorgänge in Deutſchland ereignet, die den lebhaften Wunſch erregen, dafs es doch möglich ſeyn möchte, den Regenten ſelbſt vor die Augen zu bringen, was es eigentlich iſt, was in ihrem Namen geſchieht. Wer ſo wie Rec., einer Secularisation in der Nähe zugeſehen hat; wergeſehen hat, wie alle Einwohner eines Landes das eine Veränderung in der Regierung erleidet, durch die geſpannte Erwartung der bevorſtehenden Neuerungen erſchüttert, und zugleich durch die Furcht vor der Uebermacht gelähmt werden; wie viel unvermeidliche Kränkung der Gefühle, wie viel unvermeidliche Nachtheile für die perſönlichen Verhältniſſe und Vermögensumſtände, vorzüglich aber für die Erwartungen der Menſchen in den höhern Klaſſen mit einer Secularisation verbunden ſind; wer das alles beobachtet hat, und nicht ganz von feineren Gefühlen entblöſst iſt, wird zu dem lebhafteſten Wunſche veranlaſst, dafs die Ausführung ſolcher Geſchäfte doch allemal Männern anvertraut werden möge, die ſich nicht bloſs in cameraliſtiſcher Abſicht empfehlen, ſondern mit den Einſichten und der Feſtigkeit des Charakters, die dazu nothwendig iſt, edle Geſinnungen und Intereſſe für das Glück andrer Menſchen verbinden.

An der Spitze der Vertheilung aller Geſchäfte in dem Organiſations-Patente, ſteht die Anordnung des Miniſterii für das ganze Land. Auswärtiges Departement, Finanzen, Departement des Innern, mit ihren Unterabtheilungen ſind hier aufgeführt, ſo wie in gröſsern Reichen üblich iſt. In dieſen muſs jedem einzelnen Fache ein Mann vorſtehen, der der zahlreichen Klaſſe der ihm untergeordneten Staatsdiener, als ein gerade zu dieſem Fache gebildetes Oberhaupt zu imponiren vermag. In kleinen Ländern muſs ſich die Vertheilung der Geſchäfte mehr nach den Perſonen richten, die man eben im Dienſte findet, oder darin anſtellen kann. Man hat nicht hinreichend freye Wahl fähiger Männer für jeden beſondern Geſchäftskreis. Das wohlgeordnete Schema, das hier aufgeſtellt wird, macht auch einen ſeltſamen Contraſt mit den ſpätern Begebenheiten zu Darmſtadt, die vermuthen laſſen, dafs die höchſte Leitung der Geſchäfte einen ganz andern Gang genommen habe, als das Organiſations-Patent anzeigt, deſſen Hauptzweck vielleicht ſchon erreicht ſchien, als die ganze Arbeit auf dem Papiere ſo ſchön vollendet da ſtand.

In dieſem iſt etwas eigenthümliches enthalten, das einer Bemerkung werth iſt: eine Geſetzgebungs-Commiſſion, die aus hin und wieder in andern Collegien zerſtreueten Mitgliedern beſteht. Ein ſolches Inſtitut kann ſehr viel wirken. Es fehlt mehrentheils in Deutſchland an Männern, die vermöge ihrer Stellen, Veranlaſſung haben, die Mängel der Geſetzgebung in allen

allen Theilen zu bemerken, und das Recht, Anschläge zur Verbesserung bey der höchsten Behörde zum Vortrage zu bringen. Ein höchstes Collegium hat selbst nicht leicht die Betriebsamkeit die dazu nöthig ist. Wer da sitzt, hat seinen Weg gemacht, und wenige Menschen behalten alsdann noch Thätigkeit, neues auszudenken und zu betreiben. Hiezu gehört Kraft, Thätigkeit, Ehrgeiz der Tugend: und es ist daher sehr gut ausgedacht, eine solche Gesetz-Commission ohne Rücksicht auf sonstige Bestimmungen, Rang und Alter, willkürlich zusammen zu setzen. Es kommt nur darauf an, sie in Thätigkeit zu erhalten; und da dies ganz allein vom Persönlichen abhängt, so hat Rec. nichts weiter darüber hinzuzufügen.

In welchem Sinne und welcher Ausdehnung die westphälischen Landstände eine neue Organisation der Administrations-Behörden als eine unrechtmäsige Veränderung der Verfassung ansahen, erhellt schon aus der ersten Beschwerde. Sie verlangen eine Concurrenz bey der ganzen Gesetzgebung: und da es so leicht ist, die Gesetze selbst, in der Ausführung, und die Staatsverfassung vermittelst der Verwaltung abzuändern: so wünschten sie wohl nicht mit Unrecht auf die Einrichtungen in dieser letztern, Einfluss zu haben: desto vorsichtiger hätten sie aber auch in ihren Anfoderungen seyn müssen, die so weit gehen, dass ihr Sachwalter selbst in mehreren Punkten zurückbleibt.

Die Siebente Hauptbeschwerde betrifft einige neue Einrichtungen das Religions-, Kirchen- und Schulwesen betreffend. Unter allen Gegenständen der Regierung eines Landes erfodert keiner so viele Rücksichten auf die Denkungsart der Zeiten, als diejenigen, welche mit Religionsbegriffen zusammenhängen; und die Schwierigkeiten welche hier entstehen, sind noch weit gröser in einem Lande, dessen Einwohner einer andern Religion zugethan sind, als der Regent. Bey der Beurtheilung der Masregeln welche im Herzogthum Westphalen ergriffen sind, um die geistlichen Behörden in ein den Grundsätzen der Organisations-Commission angemessenes Verhältnis zu den weltlichen zu setzen, kommt so viel auf Bekanntschaft mit Localumständen an, dass sie andern überlassen bleiben muss.

Die *letzte* Beschwerde betrifft ein landesherrliches Verbot, ständische Zusammenkünfte ohne Bewilligung der Regierung zu halten. Dieses Verbot giebt allen Eingriffen in ständische Rechte, die man sich erlaubt hatte, den rechten Nachdruck, da es auch sogar alle Klagen und Beschwerden zum voraus vereitelt, indem es alle Masregeln verhindert, solchen Klagen Eingang zu verschaffen. Hr. Hofr. *R.* beweiset sehr bündig, aus den Reichsgesetzen und der Provincial-Geschichte, dass die westphälischen Stände das Recht haben, sich ohne Mitwirkung des Fürsten zu versammeln, um die Verfassung zu schützen. In mehrern deutschen Provinzen haben die Stände ausdrückliche Privilegien, die sie autorisiren zusammenzutreten, ohne vom Landesherrn berufen zu seyn. Solche Versammlungen können aber auch in der Absicht angestellt werden, um das Band zwischen Landesherrn und Unterthanen aufzulösen. Die Organisations-Commission hatte selbst eigenmächtige Versammlungen ständischer Ausschüsse gut geheissen; sogar die Veranlassung dazu gegeben. Plötzlich nahm das Verfahren des Landesherrn eine andre Wendung; und diejenigen welche den Ausschuss berufen hatten, wurden darüber zur Verantwortung gezogen. Rec. sieht in diesem Vorgange, so weit er hier dargestellt ist, eine Bestätigung der Betrachtungen, die er über das ganze ständische Verfahren mitgetheilt hat. Das eigensinnige Widerstreben gegen alle, den neuen Umständen angemessene, Veränderungen führt zuletzt eine gewaltthätige Entscheidung des mächtigern Gegentheils herbey. Die Klage beym Reichshofrathe ist in ihrem Erfolge sehr zweifelhaft: denn in allen Staatssachen ist das *Possessorium* wichtiger als das *Petitorium*, und jenes wird leicht durch die Gewalt behauptet.

In England veranlasste im 17ten Jahrhunderte ein Streit, gleich demjenigen der uns hier beschäftigt, einen bürgerlichen Krieg. In einem deutschen Fürstenthum und im 19ten Jahrhunderte kann nicht einmal die Frage entstehn, ob es sich verlohne, alle schrecklichen Folgen eines solchen Unternehmens zu ertragen, um den Nachkommen die alte Verfassung wieder zu überliefern. Jede Einmischung fremder Mächte, zu denen deutsche Stände ihre Zuflucht nehmen könnten, fällt aber in unsern Zeiten zuletzt zum Nachtheile des Anrufenden aus, so günstig auch anfangs der Anschein seyn mag: und diejenigen welche die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu führen haben, laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie nicht wenigstens alles versuchen, ein Einverständnis zu bewirken, das jener gefährlichen Einwirkung fremder Autoritäten und Gewalten vorbeugt.

Die Betrachtungen, welche hier mitgetheilt worden, sind vielleicht in ihrer unmittelbaren Beziehung auf das Herzogthum Westphalen überflüssig. Für das Interesse dieses Landes mögen sie wohl zu spät kommen: und die Zahl derer, die sich für die Verfassung und die Schicksale einer deutschen Provinz genug interessiren, um sich mit genauer Prüfung ihrer Angelegenheiten zu beschäftigen, ist vermuthlich sehr klein. Aber Rec. hat geglaubt, dass es in einem Augenblicke, da die Verfassung des ganzen deutschen Reichs und seiner einzelnen Bestandtheile bis in ihre Grundlagen erschüttert worden; da auf das behagliche Vertrauen auf Rechte und Herkommen, welches bis zu dem J. 1790. in Deutschland herrschte, eine allgemeine Besorgnis über die Zukunft gefolgt ist; und kein einziger deutscher Staat mit Zuversicht auf die Erhaltung seiner bisherigen Verhältnisse rechnen darf: dass es in einem solchen Augenblicke nützlich seyn könne, über das Schicksal einer Provinz Betrachtungen anzustellen, die sich auf jede andre, welche in ähnliche Umstände geräth, mit Nutzen anwenden lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. März 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Magimel: *Instruction pour le Service et les Manoeuvres de l'Infanterie légère en Campagne;* par *Guyard*, colonel du ci-devant premier regiment d'huſſards à pied. An XIII. VIII u. 69 S. kl. 8.

Der Einleitung zufolge wurde die Nützlichkeit der leichten Infanterie bereits im J. 1780. durch den Kriegsrath anerkannt, doch dachte dieſer nicht daran, dem von ihm errichteten Jägercorps die geringſte Inſtruction über ihre Manoeuvres und ihren Felddienſt zu geben. — Seit der Revolution wurde dieſe Waffe ſehr vermehrt und durch die meiſten Generale vorzugsweiſe gebraucht. Alles aber, was die Jäger im Felde geleiſtet, haben ſie, wie der Vf. ſagt, bloſs ihrem Muth und ihrer Erfahrung zu danken. — Die Inſtruction Friedrichs II. (den leichten Dienſt betreffend) hält der Vf. für unzuläſſig, weil ſie mehr den Kavallerie- als den Infanteriedienſt betreffe. Aus dieſem Grunde glaubt er nun die ſeinige hier vorſchlagen zu dürfen, und dieſs meynt er um ſo eher thun zu können, da er ſeit dem Jahre 1792. Chef dieſer Waffe iſt, im Felde ſtets bey den Vorpoſten geſtanden, und ein Journal ſeiner militäriſchen Operationen gehalten, worin er alle merkwürdige Begebenheiten eingetragen habe. Dieſes alles habe ihn nun bewogen, dieſes Werkchen Sr. Majeſtät als die Reſultate ſeiner Campagne unterthänigſt darzulegen.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen aus der Einleitung wird Rec. aus den 7 Kapiteln des Werks herausheben, was dem Vf. eigenthümlich iſt, und eine neue Anſicht gewährt.

Nach dem *erſten* Kapitel ſoll im Kriege ein jedes Corps (worunter der Vf. eine Halb-Brigade oder Regiment verſteht) leichter Infanterie aus zwey Bataillons und jedes derſelben aus 9 Compagnien beſtehen, die Zahl der Fechtenden aber unbeſtimmt ſeyn. Dieſe Eintheilung ſchlägt der Vf. deswegen vor, weil, ſeiner Meinung nach, drey Bataillons zu einer Halb-Brigade leichter Infanterie zu viel ſey, und ſie der Chef in einer Action unmöglich überſehen und dirigiren könne. — In Friedenszeiten ſoll von jedem Corps leichter Infanterie ein Bataillon reducirt, ſämmtliche Officiere des aufgehobenen Bataillons aber nebſt dem zweyten Bataillons-Chef beybehalten werden, damit ſie nach Umſtänden ihre Compagnien ſogleich wieder organiſiren können. — Die Zahl der ſchon vorhandenen Corps dieſer Waffe ſoll durch dieſe neue Organiſation weder geſchmälert, noch vermehrt werden, ſondern es ſollen deren 30, wie vorher, bleiben. Auf dem *Kriegsfuſse* ſoll ein ähnliches leichtes Corps aus folgendem Perſonale beſtehen: aus einem *Oberſten*, einem *zweyten Oberſten*, dem das Detail u. ſ. w. übertragen iſt; zwey *Bataillons-Chefs;* zwey *Adjutants-Majors;* einem *Quartier-Zahlmeiſter;* zwey *Fahnenträgern;* 18 *Capitains;* 18 *Lieutenants* (Ober-Lieutenants, Premier-Lieutenants), 18 *Unterlieutenants*, und aus einem ſtarken *Depôt*, der durch 4 Officiere commandirt wird. Nächſt dieſem befinden ſich beym Corps der kleine Generalſtab und die Arbeiter *(ouvriers)*, wie bey der Linien-Infanterie. Auf dem *Friedensfuſs* beſteht das Corps nur aus einem *Oberſten*, zwey *Bataillons-Chefs*, wovon der eine das Detail führt; einem *Quartier-Zahlmeiſter;* 9 *wirklichen Capitains;* 9 *Stabscapitains;* 9 *Lieutenants;* 18 *Unter-Lieutenants;* einem *Fahnenträger;* 630 *Unterofficieren* und *Jägern* — 70 Mann auf jede Compagnie gerechnet — mit Ausſchluſs des kleinen Generalſtabs und der Arbeiter. In Friedenszeiten ſoll die zweyte Fahne beym Oberſten bleiben, und der Officier unter die Unterlieutenants gezählt werden. — Nächſt dieſen 30 Regimentern oder Halbbrigaden ſollen noch zwey Corps *Parteygänger* errichtet werden, wovon das erſte die *Kaiſerliche*, das zweyte aber die *Freye Legion* benannt werden ſoll. Sie ſollen eben ſo, wie die übrigen leichten Truppen, organiſirt, und bey beſonders wichtigen Expeditionen gebraucht werden.

Im *zweyten* Kapitel unterſucht der Vf. die Art Menſchen, die am beſten zum leichten Dienſt paſſen, und meynt nun, — worin auch Rec. vollkommen mit ihm einverſtanden iſt, — daſs man hier nicht auf Körper-Gröſse, ſondern auf fehlerfreye Organiſation, Geſundheit und Jugend der Individuen ſehen müſſe. Das Minimum und Maximum der Gröſse nimmt er daher zu 5 Fuſs und 5 Fuſs 4 Zoll an.

Im *dritten* Kapitel rügt der Vf. mit Recht den bisherigen eingeführten zu engen Anzug der Jäger, der ihn in der ſo nöthigen Bewegung hindert, und folglich die ſeinem Dienſt ſo nöthige Behendigkeit hemmt, und ſchlägt, dieſem Uebel abzuhelfen, nun folgenden zweckmäſsigern Anzug vor: Die Kopfbedeckung ſoll nämlich aus einem Czako beſtehen, und die Haare ſollen *à la Titus* rund abgeſchnitten werden. Das Kopfwaſchen mit kaltem Waſſer wird hier anempfohlen, und dieſe Reinigung ſoll wenigſtens alle Monate einmal vorgenommen werden. Nach Rec. müſste dieſs, wo möglich, alle Tage geſchehen. — Die oben vorgeſchlagene Kopfbedeckung fand Rec. bereits vor zwey Jahren bey den franzöſiſchen leichten Truppen eingeführt. *Rock* und *Weſte* ſollen von eiſengrauer Farbe,

und erſterer mit einem karmoſinrothen Kragen und ähnliche Aufſchläge aufgeſchlagen, aber ohne Rabatten ſeyn: weil der Rock von oben bis unten mit groſsen metallenen Knöpfen zugemacht werden ſoll. Die Weſte, oder das *Gilet*, wie ſie unſer Vf. nennt, ſoll von Tricot, aber mit Aermeln verſehen ſeyn, die jedoch am Gilet bloſs angeſchnürt werden. Das *Unterkleid* ſoll aus einem eiſengrauen tuchenen Pantalon beſtehen, der aber ſehr weit ſeyn muſs, damit er den freyen Umlauf des Geblüts, und hierdurch die freye Bewegung der Glieder des Jägers nicht hemme. — Nächſt dieſem erhält der Jäger noch einen *himmelblauen Kittel*, den er alle Tage, auch ſelbſt beym Exerciren, zur Schonung ſeiner Montirung anziehen ſoll. — Ferner beſteht ſein Equipement — wie unſer Vf. die eigentlichen kleinen Montirungsſtücke nennt — aus einem Paar *Halbſtiefeletten* von ſchwarzem Leder mit dergleichen Knöpfen, weil dieſe, wie der Vf. bemerkt, beſſer als andere halten ſollen, und Schuhe, die vom Corps-Schuſter angefertigt ſeyn müſſen, ohne daſs jedoch ihre Form und ihr Gehalt angegeben wird. Nächſt dieſem erhält der Jäger eine ſchwarze ratirte Halskrauſe, die aber, wie der Vf. bemerkt, nicht zu dick ſeyn darf, weil ſie ſonſt den Hals zu ſehr erhitzen möchte. An Parade-Tagen wird ſie mit einem weiſsen Strich verſehen. Die Torniſter ſollen viel kleiner ſeyn, als die der übrigen Infanteriſten, und dennoch alles, was zum Kriege durchaus unentbehrlich iſt, enthalten. Dieſe Bekleidung des leichten Infanteriſten ſchien Rec., bis auf den *himmelblauen Kittel* und die *ledernen Stiefeletten*, zweckmäſsig. Da der Kittel nämlich nicht allein zur Schonung der Montirungsſtücke, ſondern wahrſcheinlich auch als Schutzmittel gegen die üble Witterung wird dienen ſollen: ſo wird ihn der Jäger im Felde ſehr oft anziehen müſſen, folglich leicht beſchmutzen, und überdieſs wird deſſen helle Farbe zu ſtark leuchten und dem Feinde bey Tage das Daſeyn oder die Annäherung dieſer ſo bekleideten Truppen bald verrathen. — Rec. würde die graue oder braune Farbe als zweckmäſsiger vorſchlagen.

Der nun folgende Abſchnitt, die *Bewaffnung* betreffend, wird nur mit wenigen Worten abgefertigt; jedoch bemerkt, daſs es bey der jetzigen Bewaffnung verbleiben ſoll. Der Vf. meynt aber, daſs es unumgänglich nöthig wäre, die bisherigen Gewehre der mittlern Körpergröſse des Jägers, nämlich zu 5 Fuſs 2 Zoll, anzupaſſen. Der Vf. will die leichte Infanterie auf zwey Glieder geſtellt wiſſen, und zwar ſoll die Mannſchaft in Friedenszeiten nach der Gröſse, im Kriege aber nach der Anciennetät in den Compagnien geſtellt werden. Der Grund hiezu iſt folgender: Sollen nämlich aus einer in Schlachtordnung ſtehenden Halbbrigade *Blänker (Eclaireurs)* herausgezogen werden: ſo commandirt der Chef der Brigade: *Blänker — vorwärts — marſch!* — Auf das erſte Commandowort tritt, falls der Chef die Anzahl der Rotten vorher nicht beſtimmt hat, aus jedem Peloton die rechte Flügel-Rotte aus. Sollen zwey Rotten heraus, ſo tritt dann auch die linke Flügel-Rotte mit heraus; und dieſs geht bey mehreren abwechſelnd vom rechten und linken Flügel, ſo daſs von dieſem ſtets die geraden, von jenem aber die ungeraden Rotten ausfallen. Hierdurch geſchieht nun, ſagt der Vf., daſs immer eine gleiche Anzahl alter erfahrner und neuer unerfahrner Blänker zuſammen kommen und ſo einer den andern anleitet und übertragen hilft. — Dieſe Idee des Vfs. hat gewiſs ihr Gutes, weil hierdurch die Truppen bey jeder Gelegenheit gemiſcht ſind, der Unerfahrne durch den Erfahrnen übertragen wird, und erſterer überdieſs ſich durch das Beyſpiel des letztern um ſo eher ausbilden kann; allein Rec. würde dieſe Idee dahin modificiren, daſs er alle erfahrne Mannſchaft nach der Anciennetät im erſten *Gliede* vom rechten Flügel nach dem linken, die unerfahrne aber im zweyten vom linken nach dem rechten Flügel ſtellte. Hierdurch würde die Mannſchaft gleichförmiger vermiſcht, und nie würden, wie dieſer Fall nach unſerm Vf. eintreten muſs, zwey Erfahrne vom rechten Flügel und zwey Unerfahrne vom linken zuſammen treffen. — Die *Karabiniers* (worunter der Vf. wahrſcheinlich die *Schützen* verſteht) fallen nie mit aus, ſondern bleiben immer zuſammen. Die *Blänker* werden durch ein gegebenes Zeichen mit der Trommel oder einem hierzu beſtimmten Horne eingerufen. Auf das erſtre Signal zieht ſich das erſte Glied der Schwärmer 50 Schritt zurück, macht alsdann Front und deckt den Rückzug des zweyten Gliedes, welches ſich nun ebenfalls 50 Schritte zurückzieht; und dieſs wiederholen dieſe beiden Glieder ſo lange, bis ſie ans Bataillon gelangen, worin ſie ſogleich ihre Plätze wieder einnehmen. Der Brigade-Chef ſoll daher darauf ſehen, daſs dieſe Plätze offen bleiben, damit die Blänker vor der Front nicht aufgehalten werden. Nach Maſsgabe der Umſtände ſollen die Blänker durch neue aus dem Bataillon tretende aufgenommen werden. — Die Blänker ſollen nie mehr als 100, nie weniger als 50 Toiſen vom Bataillon entfernt ſeyn, welches, ſo lange das Blänkern dauert, das Gewehr beym Fuſs, oder in Arm nimmt. — Rec. billigt das unmittelbare Eintreten der Blänker ins Bataillon nicht, weil unter dieſen Umſtänden der die Blänker raſch verfolgende Feind leicht mit denſelben zugleich ins Bataillon eindringen, und dieſes, um ſeine eigenen Leute nicht zu tödten, nicht feuern kann. Beſſer wäre es daher, wenn man die zurückgerufenen oder gedrängten Blänker entweder auf den Flügeln, beſſer aber hinter den Bataillons, oder zwiſchen den Intervallen ſammeln, und von da aus eintreten lieſse.

Alles, was der Vf. in den übrigen Kapiteln und den ihnen zum Theil untergeordneten Abſchnitten ſagt, iſt äuſserſt dürftig und ſeicht abgehandelt, und ſein Werk macht daher die ältern bekannten Schriften ſeiner Landsleute, als z. B. die eines *Foſſi*, *Grandmaiſon*, auch ſelbſt die von ihm für unzuläſſig befundene Inſtruction Friedrichs des Groſsen, die zu Anfange der Revolution auf Befehl des Königs von Frankreich gedruckt wurde, durchaus nicht unentbehrlich, ſondern dieſe laſſen vielmehr das unreife Werk unſers Vfs. weit hinter ſich. — Sein Werk verräth weder beſon-

besondere taktische Kenntnisse, noch grosen Scharfsinn; und man forscht vergebens nach Kriegserfahrungen, die doch der Vf. gemacht haben will, und auch gemacht haben könnte; aber von denen, bis auf einige triviale Bemerkungen, nichts zu finden ist. Ein Beweis von der niedern Sphäre, worin er schwebt und auch sein Publicum hält, wird folgende S. 31. beygefügte N. te lehren. Sie heifst: *Il faut qu'un Officier sache faire la distinction d'un rédant, d'un épaulement d'avec une redoute; les premiers servent à défendre l'entrée d'un village, d'un bois, d'un passage de rivière, à masquer le feu des postes; enfin, quand ils doivent tenir, les mettre a l'abri du feu de l'ennemi: dans ces premiers, il n'y à ordinairement pas de canon, tandisque dans les redoutes le plus souvent il y en a, qu'elles servent à protéger des retrenchemens et qu'elles sont toujours soutenues par des forces supérieures à celles des Avant-gardes et des postes ordinaires.*

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: Oberst *v. G*** (Groß) über die höhere Taktik*, oder kurze Uebersicht der Veränderungen, welche der letzte Krieg in dem bisherigen Kriegssysteme nothwendig machte. 1804. 293 S. kl. 8. mit 4 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Einleitung äufsert der Vf. zuerst Besorgnisse gegen die überhandnehmende Macht der Franzosen, und ahndet traurige Folgen für Europa, falls es diesen letztern noch gelingen sollte, das neue Karthago zu unterjochen, und erklärt sich dann über das aus dem amerikanischen Kriege herstammende, und dem Charakter der Franzosen, besonders der südlichen, angemessene Tiraillirsystem dieser neuen Meister in der Kriegskunst (wie der Vf. die Franzosen S. 6. nennt), dem er den günstigen Erfolg ihrer Feldzüge zuzuschreiben scheint; eine Fechtart, die allerdings bey andern Armeen in Erwägung gezogen, aber wohl nicht pedantisch nachgeahmt zu werden verdient. Auch geht der Vf. in dieser Einleitung ferner die Bekleidung, Bewaffnung und Dressur aller Truppenarten, so wie die Bildung brauchbarer Officiere und Generale durch; und handelt zuletzt noch von der Erleichterung des Gepäckes und der Verringerung der Magazine. Man findet hier manche richtige Bemerkung, und mehrere zweckmäfsige Vorschläge; allein das Meiste ist, wie die geringe Zahl von 30 Seiten schon vermuthen läfst, nur kurz und unvollständig abgehandelt.

Das eigentliche Werk ist in *neun* Kapitel getheilt. Das *erste* Kap. (S. 31—88.) handelt *von den Verrichtungen der Feldingenieurs und des Generalstabs im Kriege.* Der Vf. spricht zuvörderst von den Verrichtungen des Generalstabs und von dessen Organisirung bey den Franzosen und Oestreichern, und dann von den Kenntnissen und Fähigkeiten, die ein Officier dieses Korps haben mufs. Der Vf. sagt hierüber S. 33.: „Es ist nicht gerade nöthig, ein vollkommener Ingenieur zu seyn, um in dieser Charge (nämlich als Generalstabsofficier) gute Dienste leisten zu können." — Hierin stimmt Rec. mit dem Vf. überein, obgleich die vollkommene Kenntnifs der einem Ingenieur nöthigen Wissenschaften einem Officier des Generalstabs auch sehr zu Statten kömmt; allein mit dem, was der Vf. weiter sagt, nämlich: „Mit ein wenig gesundem Verstand und Theorie, die ein jeder einsichtsvoller Officier leicht begreifen und anwenden kann, giebt es viele Mittel, sich zu behelfen", ist Rec. nicht einverstanden: denn diese Forderung, sammt dem hierzu gelieferten Beyspiele von der Aufnahme einer Gegend und Vergröfserung eines Plans — wozu die erste Kupfertafel gehört — ist für einen Officier vom Generalstabe, an den man gröfsere Forderungen zu machen berechtigt ist, zu unbedeutend. — Hiernächst folgt noch Einiges über die Führung der Kolonnen, über den Uebergang über Flüsse, wozu die 2. 3. und 4. Kupfertafel gehört; über das Aufnehmen der Lager, über die Wahl derselben und deren Verschanzung. Ferner über den Bau der Schanzen, nebst einigen dahin gehörigen Bemerkungen über die Anstellung der Arbeiter; über die Höhe und Dicke der Brustwehr u. s. w. Einiges von den Minen, Verhauen, dem Aufnehmen der Wälder und Berge. — Das *zweyte* Kap. (S. 88—99.) handelt *von dem Dienste des General- und Flügeladjutanten und des Generalquartiermeisters im Felde.* Das *dritte* aber (S. 99—121.) *von dem Dienste eines Chefs der Pionniers, Pontonniers, Guides oder Stabsdragoner im Felde und von der Correspondenz.* Hier sucht der Vf. die Nützlichkeit der Pionniers und Sappeurs aus ihren Verrichtungen darzuthun, und lobt die Franzosen, dafs sie verschiedene Bataillons Sappeurs auf ihrem Kriegsetat haben. Rec. stimmt über den Grad ihrer Nützlichkeit mit dem Vf. überein, und wundert sich, dafs man den Nutzen dieser Truppenart bey den meisten Armeen so wenig einsieht, da man dergleichen Arbeiter im Felde doch stets gebraucht, und man sie bereits kurz nach Einführung der Artillerie bey den meisten Armeen unter dem Namen von Guastadoren, Schanzbauern u. s. w einführte, und dem Artilleriepark zugesellte. Das *vierte* Kap. (S. 122—136): *Vom Director der Hospitäler; von dem Commissar oder den Commissarien der Lebensmittel, und Profoß-Marschall einer Armee im Felde*, enthält manche gute und menschliche Vorschläge; hätte aber wegen der Wichtigkeit seines Inhalts mehr ausgeführt zu werden verdient. Das *fünfte* Kap. (S. 137—156.) sagt einiges: *Von den Pflichten eines Commandanten der Artillerie im Felde;* und das *sechste* (S. 157—168.): *Ueber die Pflichten eines General-Majors, oder Chef einer Brigade.* In beiden finden sich manche gute Gedanken, deren Anwendung wünschenswerth wäre; allein im Ganzen trifft auch sie der Vorwurf der Unvollständigkeit. — Das *siebente* Kap. (S. 169—184.) handelt: *Von dem Dienste eines Generallieutenants oder Divisionschef;* das *achte* (S. 185—226.) *Von einigen besondern Fähigkeiten, welche man in dem General en chef einer Armee zu finden wünschen möchte.* Diese beiden Kapitel enthalten ebenfalls manches Gute; allein es liefse sich zu beiden, besonders aber zu letzterm, viel hinzusetzen. Die Lösung dieses letztern

The-

Thema's ist äusserst schwierig, weil es eigentlich die ganze Kriegskunst in sich fasst, und der Theorie nach wohl ein eignes Buch bedürfte. Der Feldherr wird als solcher geboren, und blosse Theorie vermag ihn nicht zu bilden, und ein Turenne, Montecuculi, Eugen und Friedrich hatte sein Jahrhundert. Die alleinige Bildung des Feldherrn durch Theorie gehört wohl zu den *piis desideriis*. — Das *neunte* oder letzte Kap., welches durch einen Druckfehler ebenfalls das achte heisst, (S. 226—284.) führt die Ueberschrift: *Endliche Betrachtungen über den militärischen Zustand von Europa*. Die Beurtheilung dieses Abschnitts überlässt Rec. seinen Lesern; ihm aber schien das darin Enthaltene leidenschaftlich behandelt zu seyn. Schliesslich folgt eine Demonstration, *einige geometrische und trigonometrische Auflösungen* enthaltend, welche eigentlich zum *ersten* Kap. gehört. — Im Ganzen enthält dieses Werkchen manche gute Gedanken und viel treffende Bemerkungen; allein das Meiste darin enthaltene ist unvollständig abgehandelt und zu wenig geordnet; auch findet man so Manches darin, was Rec. unmöglich der höhern Taktik unterzuordnen vermag. Druck und Papier ist gut; die vier erläuternden Kupfertafeln aber vermisst Rec. in seinem Exemplar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *München*, b. Lindauer: *Historischer Abriss von den teutschen Kaiserwahlen, mit stäter Hinsicht auf das baiersche Kurrecht, vom Anbeginne der deutschen Verfassung bis zur Verkündung der goldenen Bulle.* Zur Namensfeyer Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern Maximilian IV. in einer öffentlichen Versammlung der kurfürstl. Academie der Wissenschaften vorgetragen von *Vincenz v. Pallhausen*, kurpfalzbaierschem geheimen Staats-Archivare und Mitgliede dieser Akademie. 1804. 77 S. 4. (8 gr.) — Von einem Schriftsteller, welcher im Namen einer Akademie der Wissenschaften öffentlich auftritt, um durch Vorlesung einer Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand irgend ein Fest feyerlich zu begehen, fordert man mit Recht, dass er entweder etwas ganz neues vortrage, oder wenigstens einen schon zuvor bearbeiteten Stoff gründlicher, als bisher geschehen war, erörtere, und dass die Wissenschaft, in deren Gebiet seine Abhandlung gehört, durch sein Product im eigentlichen Verstande gewinne. An den Vf. der gegenwärtigen Abhandlung, worin es auf die Beantwortung der Frage ankommt, ob Baiern schon vor dem Anfalle der Pfalz das Kurrecht besessen habe, oder nicht, findet eine solche Forderung um so mehr Statt, da schon mehrere, und unter diesen einige berühmte Gelehrte, z. B. *Crollius*, *Fischer* u. a. über denselben Gegenstand geschrieben hatten. Allein Hr. *v. P.* nahm es nicht so genau. Nach S. 7. war seine Absicht nicht, sich in eine Untersuchung der verschiedenen Meinungen der Staatsrechtsgelehrten über diesen Gegenstand einzulassen, noch auch in historischer Hinsicht etwas Neues zu sagen, sondern allein dasjenige, „was die Alten in zerstreuten Schriften aufgezeichnet haben, zu sammeln, von dem Ungewissen das Zuverlässige zu sondern, und dieses so zusammen zu stellen, dass es dem Leser eine leichte Ansicht des Ganzen gewähre." Das Hauptthema dieser Schrift ist also eine aus den Quellen zusammengesetzte, kurze Geschichte der deutschen Königswahlen, woraus vornehmlich erhellen sollte, welchen Einfluss die baierschen Herzoge auf dieselben jederzeit gehabt hatten. An und für sich ist wohl dieser Plan sehr natürlich; aber die Ausführung gelang nicht zum Besten. Hauptsächlich bemerkten wir zwey bedeutende Gebrechen in diesem Abriss. Das erste besteht darin, dass der Vf. eben denjenigen Punkt, welcher der wichtigste ist, zu oberflächlich behandelte, und den Einfluss der baierschen Herzoge auf die Königswahlen bey weitem nicht überall, wo es möglich gewesen wäre, ausführlich genug zeigte. So wird gleichsam nur im Vorbeygehn die Anzeige hingeworfen, dass der Herzog von Baiern bey der Krönungsfeyerlichkeit des Kaisers Otto I. das Erzmarschallamt bekleidet habe. In wie weit sich von diesem Umstande auf seine Theilnahme an der Wahl schliessen lasse, davon findet man hier kein Wort. Von manchem Herzoge wird nichts anders berichtet, als dass er bey der Wahl zugegen war, was wohl auch in Ansehung anderer Fürsten, die kein Wahlrecht hatten, Statt fand. Bey der Wahlgeschichte manches Königs ist gar nicht angegeben, ob ein baierscher Herzog zugegen gewesen sey, oder nicht. — Das zweyte Gebrechen, welches uns bey der Durchlesung dieser Schrift auffiel, ist, dass der Vf. nicht kritisch genug verfuhr. Er stellte hier und da Meinungen, deren Unrichtigkeit längst anerkannt ist, als ausgemachte Wahrheiten auf; legte, um einen Beweis für sie aufzubringen, gewissen Stellen alter Schriftsteller einen Sinn unter, den sie nicht haben; führte zuweilen solche Gewährmänner an, die viel zu jung sind, als dass sie gültige Zeugnisse über ältere Begebenheiten ablegen könnten, und berief sich hier und da auf Zeugnisse, deren Echtheit nichts weniger als erwiesen ist. Wir wollen dieses Urtheil durch ein paar Beyspiele rechtfertigen. Offenbar unrichtig ist, was S. 10. behauptet wird, dass die Wahlfreiheit der deutschen Völkerschaften, und besonders der Franken, sich bis zur Unterdrükkung der Merovinger erhalten habe. Die zum Beweise angeführte Stelle aus *Ammian. Marcellin. l. 20. Impositum scuto* etc. spricht von keiner Wahl, sondern von der bekannten Sublimation, einer Art von Huldigung; und aus dem Umstande, dass die Nation einen fränkischen König (Theodorich III.) nicht als solchen erkannte, weil der Grosshofmeister (Ebroin) diese feyerliche Handlung unterlassen hatte, lässt sich kein Wahlrecht der Nation folgern. S. 37. hätte der Vf. nicht *Welbertum de electione Lotharii*, und S. 48 nicht *Amandum de primis actis a Frederico in imperio peractis* blos auf *Gewolds* Ansehn als Zeugen anführen sollen. *Leibnitz* hatte bereits in der Vorrede zu seinem *Cod. jur. gent. dipl.* die Echtheit dieser Schriften bezweifelt, und seitdem ist sie noch von niemand anerkannt worden. Auch spricht wohl die erstere Schrift nicht von einem schon zu Lothars Zeit fest gegründeten Unterschiede zwischen eigentlichen Wahlfürsten und solchen, welche keine Stimme hatten, sondern von dem bekannten Compromiss, welches bey Lothars Wahl allein Statt gehabt hatte. S. 54. heisst es: ein fast gleichzeitiger Geschichtschreiber, nämlich *Urstisius*, bezeuge, dass Otto der Erlauchte zu den eigentlichen Wahlfürsten gehört habe. Allein dieser fast gleichzeitige Zeuge war nicht *Urstisius*, sondern das *Fragmentum historicum incerti auctoris*, wovon jener nur der Herausgeber war.

Noch ist ein drittes Gebrechen dieser Schrift anzuführen, welches auf Leser von Geschmack einen unangenehmen Eindruck machen muss, nämlich eine auffallende Sorglosigkeit in der Schreibart. Gröstentheils matt und wässrig, erhebt sie sich fast nie über das Gemeine, und von Fehlern gegen die Rechtschreibung und gegen die Grammatik ist beynahe keine Seite frey. Nur S. 53. geräth der Vf. auf einmal in eine poetische Begeisterung; er kommt aber bald wieder zu sich selbst, und zu seinem alten wässrigen Vortrage zurück.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. März 1806.

OEKONOMIE.

ROSTOCK, b. Stiller: *Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. — Erster* Theil. 1803. 232 S. 8. (16 gr.)

Die Mecklenburgische Landwirthschafts-Gesellschaft, in welche die ersten Stände und Gutsbesitzer des Landes in der Absicht zusammen getreten *sind*, die Landwirthschaft durch praktische Prüfung theoretisch entwickelter Sätze, mithin durch Beyspiele zu verbessern, hat sich durch Bekanntmachung vorliegender Annalen ein neues Verdienst erworben, indem sie hiedurch auch das auswärtige Publicum in den Stand setzt, von ihren wohlthätigen Bemühungen Vortheile zu ziehen. Nach dem entworfenen Plan werden in dieser Zeitschrift, ausser den Statuten, Namen-Verzeichnissen der Mitglieder, Preisaufgaben und Preisvertheilungen, die Resultate der von der Gesellschaft angestellten Versuche, Erfahrungen und Vorschläge einzelner Landwirthe, gemeinnützige Aufsätze, Anfragen und Beantwortungen in Bezug auf Gegenstände der Landwirthschaft geliefert werden. Diese Rubriken sind in dem vorliegenden *ersten* Theil sehr zweckmäfsig ausgefüllt, und wir können uns daher um so weniger enthalten, von dem Inhalt das Interessanteste wenigstens bemerklich zu machen. Zu den Versuchen, welche die Gesellschaft statutenmäfsig von sechs gleichmäfsig über den Gegenstand des Versuchs, und das dabey zu beobachtende Verfahren, instruirten Mitgliedern anstellen liefs, gehören: der Versuch über das sogenannte Kasten des Getreides, das Eggen der bereits aufgelaufenen Hafersaat, die Prüfung der Klapmeierschen Methode, Kleeheu zu machen, der Versuch, ob die Kartoffeln durch Beraubung ihrer Blüthen im Ertrage ergiebiger werden, die Untersuchung eines von dem Engländer *Pattenson* in London erfundenen Holzanstrichs — und die praktische Auflösung der Frage: ob es vortheilhafter ist, den Dünger gleich unterzuackern, oder ihn so lange ausgebreitet auf dem Acker liegen zu lassen, bis er allenfalls durchgewachsen ist? Die bey jedem dieser Versuche mit vieler Sorgfalt angestellten und hier abgedruckten Beobachtungen sind äufserst belehrend. Das Resultat des zuletzt erwähnten Experiments, ob es gerathener ist, den Dünger gleich unterzuackern, oder ihn ausgebreitet einige Wochen auf dem Acker liegen zu lassen, fiel mehr zum Vortheil der letztern Methode aus, und wir dürfen hiernach wenigstens das gleichmäfsige Verfahren unsrer gemeinen Landleute nicht so leidenschaftlich verdammen, als es von manchem Oekonomen, auf blofse Theorie gestützt, geschieht.

Unter den Erfahrungen und Vorschlägen einzelner Landwirthe findet man eine sehr ausführliche Anleitung zur Vertilgung des Hederichs. Das Verfahren des Hn. *Rauer* S. 75 f., edle und gesunde Obstbäume, ohne Anwendung des Oculirens und Pfropfens, blofs durch öftere Verpflanzung zu erziehen, scheint uns doch zu mühsam zu seyn. Eben so ist der Vorschlag zur vortheilhaftesten Düngervermehrung S. 89. sinnreich genug ausgedacht, dürfte aber in Rücksicht der Kosten und der künstlichen Vorrichtungen, welche erfordert werden, nur die wenigsten Landwirthe zu nachahmenden Versuchen reizen. Einen grofsen Theil dieser Sammlung nimmt die Beantwortung der Preisfrage ein: ob der Mecklenburgische Landwirth ferner noch allein mit dem Ertrage aus dem Kornbau und der Viehzucht sich begnügen könne — oder nicht vielmehr, um bestehen zu können, die Summe seiner Erwerbzweige vermehren müsse? Der Vf. dieser Beantwortung ist der kurhannöversche Kammerconducteur *J. C. Fischer*. Er ist mit dem *Accessit* belohnt worden. Dem Haupt-Inhalte nach wird nur auf Verbesserung der Landwirthschaft durch Meliorirung der Wiesen, vergröserten Futterbau und Vermehrung des Düngers gedrungen. Die S. 145. empfohlne englische Drill- oder Pferdehecken-Wirthschaft wird in der Praxis immer Schwierigkeiten finden; und ob die Anwendungen, welche auf die Mecklenburger Koppel-Wirthschaft gemacht werden, passend sind, kann wohl nur von praktischen Landwirthen in Mecklenburg genau beurtheilt werden. Wir sind begierig, die mit dem ersten Preise gekrönte Schrift zu lesen, welche in dem nächsten Heft geliefert werden soll. Unter den Anfragen einzelner Landwirthe, die mit ihren Beantwortungen jedesmal in den letzten Hauptabtheilungen dieser Annalen geliefert werden sollen, finden sich hier mehrere interessante, z. B. ob die Erfahrung es bestätige, dafs eine Kuh, ohne Nachtheil für deren Gesundheit, Wachsthum und Dauer, so wie für die des Kalbes, welches sie zur Welt bringt, schon früher als vor Erreichung des dritten Jahres tragend seyn könne? Ob es sich bestätige, dafs der Klee, wenn er eine Reihe von Jahren auf derselben Ackerfläche, wenn auch mit zwischendurch abwechselndem Korn und andern Früchten gebaut worden, endlich auf dieser nicht mehr gedeihen will? Ob Haber in eine Furche gesäet, unter gewissen Umständen eine bessere Aernte verspräche, als solcher, welcher mehrere Furchen erhalten hat? Ob der Kartoffelbau in der Brache den ihm nachfol-

genden Winterkornbau Nachtheile verurſacht hat, oder nicht? Ob es Mangel an Abſatz in den Mecklenburgiſchen Handelsſtädten oder vielmehr Mangel an Induſtrie der Landbewohner ſey, daſs man ſo manches Handelsproduct, welches mit der Mecklenburgiſchen Oekonomie verträglich iſt, und in Hamburg ſehr gut bezahlt wird, nicht bauet? Auf dieſe, ſo wie auf die mehreſten der übrigen Anfragen, deren überhaupt *eilf* hier bekannt gemacht ſind, werden in dem nächſtfolgenden Abſchnitte die Bemerkungen verſchiedener praktiſchen Landwirthe mitgetheilt, die, da ſie reich an Erfahrungen ſind, und eine mehrſeitige Anſicht des Gegenſtandes liefern, dem Leſer eine ſehr belehrende Unterhaltung gewähren.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Die Bienenzucht nach den neueſten Erfahrungen*, vorzüglich zum Gebrauche für den Bürger- und Bauernſtand, möglichſt faſslich dargeſtellt von *Friedr. Valentin Andreä*, Chur-Wirtembergiſchem Rath. 1804. 248 S. 8. (16 gr.)

Ein ſehr guter Unterricht für den gemeinen Bienenwirth, aber auch brauchbar für den gebildeten. — Nach einer Einleitung, worin der Vf. die Vorzüge der Magazine in Strohringen vor den einfachen Körben oder ſogenannten Stulpſtöcken auch für den gemeinen Mann zeigt, und die Vorurtheile widerlegt, welche ihn gewöhnlich von dieſer nützlichen Methode abhalten, trägt er ſeinen Unterricht in Abſchnitte u. ſ. w. geordnet vor. Im *erſten* Abſchn. redet er von den *nöthigen Einrichtungen zur Bienenzucht*. 1. Kap. Von den Bienenſtänden. — Bey der Lage derſelben ſcheint er die *Nordbienenſtände* (die Ausflucht der Bienen gegen Mitternacht) ſehr zu begünſtigen, und glaubt, daſs man ſie in wenigen Jahren häufiger ſehen würde, als bisher. Doch getraut er ſich nicht, ſie geradezu zu empfehlen. Und das war auch wohlgethan. Denn ſo viel auch dieſe Richtung gegen Norden für ſich hat, da ſo die Bienen im Winter ruhiger ſitzen und weniger zehren, auch nicht ſo viele Bienen im Frühjahr umkommen, als wo die Sonne anſcheint, und die Bienen bey Schnee, kalten Winden u. ſ. w. herauslockt: ſo haben ſie doch weſentliche Fehler, die ihre Vortheile weit überwiegen. Wegen der ſtärkern Kälte, welche die Bienen empfinden, ſetzen die volkreichſten Stöcke ſehr ſpäte Brut an, da andere mittägliche Stöcke oft ſchon um Weihnachten anfangen, in der Mitte des Stocks Brut einzuſchlagen. Jene ſchwärmen daher manche Jahre theils gar nicht, theils ſehr ſpät, welches der Bienenwirth natürlich ſehr ungern ſieht; bleiben in der Arbeit nicht nur in der Jahreszeit zurück, und fliegen im Frühjahr nicht ſo bald aus, als die andern, ſondern fangen auch Morgens ſpäter an zu fliegen und einzutragen, als wenn ſie die Morgenſonne wecken könnte. Ueberhaupt aber iſt den Bienen die Sonne eine Wohlthat; die mittägliche Lage wäre daher die beſte, wenn ſie nicht in den heiſsen Tagen die aufprallenden Sonnenſtrahlen in der Arbeit hinderten, wo ſie nicht durch Gebäude u. dgl. geſchützt ſind. Daher bleibt immer die Lage zwiſchen Morgen und Mittag die zuträglichſte. Hängt ſie nicht von freyer Wahl ab: ſo meide man wenigſtens einen feuchten und kalten Platz, und eine Ecke, wo Windzug iſt; Umſtände, woran der Vf. nicht gedacht hat. — Das 2. Kap. handelt von den Wohnungen der Bienen, und zwar zuvörderſt von den theilbaren, zuſammengeſetzten Körben, oder ſogenannten Magazinen, die aus Stroh verfertigt werden. Sie müſſen alle inwendig einen Fuſs Weite und 6 Zoll Höhe haben. Der Deckel kann gewölbt oder platt ſeyn, nur muſs er in der Mitte eine Oeffnung von 2—4 Zoll Weite haben, und mit einem beſondern Strohdeckelchen geſchloſſen ſeyn. Wer mehr daran wenden will, kann ſie auch nach *Chriſts* Methode von Holz als viereckigte Käſtchen von gleicher Weite und Höhe als jene machen laſſen, wobey er zugleich ein Glasſcheibchen an der hintern Seite anbringen kann. Anſtatt des Deckels von Holz aber räth der Vf. von Stroh geflochtene, weil ſie ſich nicht werfen; und ſtatt der Fluglöcher in jedes Käſtchen oder Strohring empfiehlt er einen Rahmen von einer Latte zu 2½ Zoll breit, worein das Flugloch 2½ Zoll lang und einen halben Zoll hoch eingeſchnitten wird. Bey dem Schieber von Blech oder Schachtelholz mit Löchern wird nicht bemerkt, ob er von oben herunter oder von der Seite ſolle gerichtet werden; das letztere iſt beſſer, weil er leicht von ſelbſt zufallen und die Bienen verſchlieſsen könnte. — Das 3. Kap. redet vom Einkauf der Bienenſtöcke, entweder als Schwärme oder überwinterte Stöcke im Frühjahre, und wie ſie ſollen transportirt werden.

Der *zweyte* Abſchn. handelt *von der Behandlung der Bienen im Frühjahre;* und zwar im 4. Kap. vom Bretterwechſeln oder Reinigen der Stöcke. 5. Kap. Von Stöcken, die auffallend viele Todte haben, welchen es entweder an Honig fehlt, oder die weiſellos geworden, oder wegen allzugroſsen leeren Raumes im Stocke durch Kälte umgekommen ſind. Bey dieſer Gelegenheit beſchreibt er das Verkürzen der Stöcke, oder die Wegnahme der überflüſſigen Unterſätze. Im 6. Kap. vom Füttern leichter Stöcke, werden die verſchiedenen Arten des Fütterns aufgezählt, und einige Grundſätze vom Füttern, nebſt einer Nothfütterung von Gerſten- oder Waizenmalz, vorgetragen. — 7. Kap. Vom Verſtellen oder Verwechſeln der Stöcke. — 8. Kap. Von mutterloſen Stöcken, deren Entſtehung, Kennzeichen und Abhülfe, entweder durch Vereinigung mit einem leichten und volkreichen Stock, oder durch Einheftung einer Bruttafel. — Im 9. Kap. iſt das Rauben der Bienen beſonders gut abgehandelt.

Dritter Abſchn. *Von der Vermehrung der Bienen durch natürliche und künſtliche Schwärme, oder ihrer Behandlung im Sommer.* — 10. Kap. Vom Erweitern der Fluglöcher. — 11. Kap. Vom Entſtehen der Schwärme. — 12. Kap. Von den ſchädlichen Folgen, die das viele Schwärmen hat, und den daher nöthigen Mitteln dagegen. — 13. Kap. Vom Faſſen der Schwärme. — 14. Kap. Von künſtlichen Vermehrungsarten, und zwar vom Ablegermachen. Zur

Tren-

ung der Körbchen, so wie zu allen Geschäften
enstande, räth der Vf. die Abendstunden als
n an. Rec. findet die Mittagszeit am besten,
die meisten Bienen im Felde, und überhaupt
nmeln am eifrigsten beschäftigt, daher theils
zu behandeln, theils auch nicht in der
age beysammen sind; da sie hingegen Mor-
bends sich am schlimmsten zeigen. Vom
en mit Körbchen oder Kästchen, die von
n Stöcken zusammengesetzt werden, sagt
s. — 15. Kap. Von dem Austreiben.
n durch Austrommeln. — 16. Kap.
ichen Vermehrung in Verbindung mit
Nachschwärme, die man durch Füt-
lässt hat, und zwar von volkreichen
e nicht schaden, zu den Ablegern zu
Königin haben abgeben müssen, in
das Brutgeschäft und die Erzeugung
n nicht so lange (bis 18 Tage) aus-
ein zu dieser, dem gemeinen Mann
thsam scheinenden Methode, wird
esen, und sie ist ihm auch nicht
eniger das Aufsuchen der Köni-
ung der Nachschwärme mit Bö-
n Honigmagazinen. Allerdings
Vorsicht bey der Bienenzucht,
einer Stöcke zu blossen Honig-
weder schwärmen läßt, noch
da man nicht zum Voraus wis-
u Missjahr einfalle, das den
Gefahr setzt, fast alle seine
nn er ihnen nicht mit Auf-
reichen Magazinen zu Hülfe
icht *allemal* das Untersetzen
thut: so räth der Vf., die
mten Stöcke von Zeit zu

zu Honigmagazinen
Zeit zu versetzen.

Vierter Abschn. *Vom Untersetzen und Verpflanzen der Stöcke.* — 18. Kap. Vom Untersetzen. Bey der Zeit zum Untersetzen verfällt der Vf. in den obigen Fehler, dass er dazu den *Abend* bestimmt. Bey vielen Untersätzen und allzuschweren Stöcken in sehr guten Bienenjahren hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, § 108. zu Maschienen mit Räderwerk zum abermaligen Untersetzen zu rathen. Hat der Magazinstock einmal fünf bis sechs Aufsätze, so sind gewiss die zwey obersten voll zugesiegelten Honigs, und man kann einen oder zwey Aufsätze auch mitten im Sommer am hellen Mittag (da es auch geschehen solle) bequem abschneiden, ohne die Bienen im geringsten zu beunruhigen, ja öfters ohne eine einzige Biene darin anzutreffen. Wären aber mehrere Bienen darin, so kann man sie in einer Ecke des Gartens ausklopfen, und dann wieder bequem untersetzen. — 19. Kap. Vom Verpflanzen, d. h., die Bienen aus einem vollen Korbe in Magazine zu bringen. Dazu weiset der Vf. an 1) das frühe Untersetzen und nicht Schwärmenlassen. Wenn man nun gerade ein gutes Jahr trifft, so können die Bienen vier Körbchen voll ausbauen, und zwey dabey mit Honig anfüllen, da man dann den vollen Korb Beute machen kann. — 2) Das Füttern, oder Honiggeben. 3) Das Verstärken des Volks durch Verstellen. 4) Das Austreiben — ist, nach der umständlichen Methode des Vfs., dem Landmann gar nicht anzurathen; eben so wenig 5) das Zerschneiden des Korbes, wie es der Vf. empfiehlt.

Fünfter Abschn. *Von Behandlung der Bienen nach der Schwarmzeit.* 20. Kap. Von der Spätlingsräuberey und seiner vorzüglichsten Ursache, der abermals entstehenden Weisellosigkeit. Ursachen und Mittel sind hier ganz gut angegeben. — 21. Kap. Vom Verkürzen, oder Wegnehmen der untersten Körbchen oder Kästchen, damit die Bienen im Winter nicht zu kalt sitzen. — 22. Kap. Vom Abnehmen des Honigs und seiner Benutzung (Auslassen des Honigs). Als die Zeit zum Abheben der Aufsätze räth der Vf. die, wenn es einmal so kalt ist, dass sich die Bienen enge zusammen gezogen haben. Rec. aber will eher rathen, es zwar nicht zu früh, jedoch noch bey schönen späten Herbsttagen, und zwar um die Mittagszeit, vorzunehmen, damit nicht nur die abfliegenden Bienen sich wieder ohne Schaden zum Stock sammeln, sondern auch vor Nacht die abgeschnittenen Rosen und Honigzellen in Ordnung bringen können, wozu man Tags zuvor alles Nöthige in Bereitschaft setzen muss. Vom Honigauslassen sagt der Vf. das Nöthigste gut; den Nachhonig richtet er zum Essigmachen ein. Bey Bereitung des *Honigessigs* rechnet er auf ein Mass Syrup (des bereits mit Wasser ausgekochten Nachhonigs) zwölf Mass Wasser; aber acht Mass sind besser und rathsamer, um wenigstens eher zum Essig zu kommen. — 23. Kap. Von Bereitung des Wachses.

Sechster Abschn. *Von der Behandlung der Bienen den Winter über.* 24. Kap. Von einigen Feinden der Bienen im Winter: Mäusen, und unter den Vögeln vornehmlich Spechte und Meisen. — 25. Kap. Von dem schädlichen Einfluss der Sonne im Winter. Das Wegstellen der Stöcke in kalte, stille und finstere Kammern rühmt der Vf. sehr, und zwar mit Recht; allein man muss auf etwa einfallende warme Witterung wohl Acht haben. — 26. Kap. Vom Vergraben der Stöcke. Welche Bienenwirthe mit dem Vergraben ihrer Bienen so glücklich gewesen, meldet der Vf. nicht. Nach den vielen misslungenen Proben möchte Rec. keinem dazu rathen. — 27. Kap. Vom Lüften und Reinigen der Stöcke.

Siebenter Abschn. *Von den Krankheiten der Bienen.* 28. Kap. Von der Faulbrut. Als Ursache giebt er an: Verkältung, Volksverlust, unreine Fütterung, angesteckte Körbe. 29. Kap. Von der Ruhr.

BERLIN, b. Maurer: *Georg Cutley über die Auswahl und Veredlung der vorzüglichsten Hausthiere.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen von *Franz Daum*; mit Kupfern von *Witte*. 1804. XXIV und 178 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das dem Rec. unbekannte Original dieser Schrift erschien bereits im J. 1786., und dann im J. 1794. in einer

einer zweyten vermehrten Ausgabe. Diese wurde bey dieser Uebersetzung zum Grunde gelegt. Hr. *Daum* hat aber das, was in dem Original von der Zucht der Kaninchen, der Esel und Maulesel, der Ziegen und Damhirsche und des Federviehs vorkömmt, weggelassen, und den deutschen Landwirthen nur dasjenige mitgetheilt, was über die Zucht und Rassen der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine und über ihre Veredlung von dem englischen Landwirth bemerkt wird. Man findet hier bey jeder Gattung die Eigenschaften, die zur Vollkommenheit eines Individuums gehören, hienächst die verschiedenen Rassen nebst ihren Eigenheiten, Vorzügen und Fehlern beschrieben. Wie weit es der Engländer in der Veredlung besonders des Rindviehs und der Schafe gebracht hat, mit welchem Eifer er sie noch betreibt, und zu welchen ungeheuern Preisen er die Producte seiner Industrie ausbringt, hievon liefert auch diese Schrift Thatsachen, die praktischen Wirthen in Deutschland beynahe unglaublich seyn werden. Ochsen von der kurzhörnigen oder holländischen Art wiegen gemästet gewöhnlich 60—100 Stone zu 14 Pfd. Zwey siebenjährige Ochsen des Sir Henry Grey auf Havick in Northumberland, welche im März 1787 geschlachtet wurden, wogen, und zwar blos das Fleisch, ohne Talg und Haut, bey dem einen Ochsen 152 Stone 9 Pfd., bey dem andern 154 St. 8 Pfd. Ein Stier von der Backewellschen veredelten Rasse wurde gemästet im J. 1800. zu Weihnachten auf dem Markte zu Smithfield zur Schau ausgestellt und verkauft. Er wog ausgeschlachtet 165 Stone 7 Pfund. Backewell, dessen Name schon erwähnt wurde, ist einer der grösten Viehzüchter, und hat die Rasse, zu welcher das kurz vorher angeführte Beyspiel gehört, in Leicestershire eingeführt. So auffallend das angegebene Gewicht ist, eben so sehr muss man über die Preise erstaunen, die für einzelne Stücke der veredelten Gattung bezahlt werden. In J. 1791. wurden in Little Rollright in Oxfordshire öffentlich ein fünfjähriger Bulle für 205, ein zweyjähriger für 210, ein einjähriger für 200, eine Kuh für 260 Guineen verkauft. Am 14. Nov. 1793. wurde auf Hn. Payels Auction ein Bulle für 400 Guineen verkauft — und der berühmte Backewell vermiethete im Frühjahr 1792. eilen Bullen für 152 Guineen, unter der Bedingung, dass derselbe nur 4 Monate lang, nämlich vom 1. May bis zum 1. September zum Bespringen gebraucht werden sollte. In dem Abschnitt von den Schafen ist der Vf. am ausführlichsten. In einer tabellarischen Uebersicht vergleicht er die verschiedenen Rassen, deren 14 aufgeführt sind, nach den Abzeichen der Hörner, der Farbe, der Gesichter und Beine, nach der Qualität, dem Gewicht und dem Preise der Wolle, so wie nach dem Gewicht der Hämmel, und dem Alter, in welchem sie geschlachtet werden. Die mehreste Wolle liefert die Lincolnshirer Rasse. Im höchsten Preise steht die Wolle von der Dunfaced Rasse und von den Schottländischen Schafen. Im Gewicht des Fleisches aber übertrifft die Teeswater Rasse und Dartmore-Nater die übrigen. Ein sehr auffallendes Beyspiel hievon ist S. 99. angeführt. Doch alle diese Eigenschaften sind nicht hinreichend, einer dieser Gattungen den höchsten Werth zu geben. Vielmehr wusste der schon oft aufgeführte Backewell durch Aufmerksamkeit und angestrengten Fleiss eine neue veredelte Rasse hervorzubringen, die im Werth alle übrigen hinter sich lässt. Dies ist die Dishley Rasse, die nach dem Wohnort Backewells den Namen führt. Sie unterscheidet sich vornämlich durch die sehr dünnen Knochen, durch die dünne Haut, und die Anlage in einem frühen Alter fett zu werden, wozu noch der Vorzug eines feinfaserigen saftigen Fleisches kömmt. Die Hammel dieser Rasse müssen schon zweyjährig geschlachtet werden, weil sie alsdann den meisten Vortheil gewähren, und wenn man sie länger füttert, sie zu fett für die vornehmen Tafeln werden. Backewell liess sich für Böcke, die er für eine Sprungzeit vermiethete, für jeden 400 Guineen bezahlen, und nahm fremde Schafe zu sich, um sie durch seine Böcke für 10 Guineen das Stück bespringen zu lassen. Der Veredler hat bey dieser Rasse seinen Endzweck, eine grosse Quantität Fleisch von der besten Qualität bey wenigem Futter zu erzielen, erreicht. Dem experimentirenden Landwirth bleibt nun noch übrig, die Veredlung noch weiter zu treiben, und dieser vollkommenen Fleischmasse, durch neue Vermischungen, das schätzbarste Fliess zu verschaffen. Wir bemerken noch beym Schluss dieser Anzeige, dass die Uebersetzung, da sie nicht steif, sondern dem Genius der deutschen Sprache angemessen ist, sich mit Vergnügen lesen lässt. Die 7 Kupfer, auf welchen die vorzüglichsten Rassen des Rindviehs und der Schafe abgebildet sind, empfehlen sich durch Feinheit und grösstentheils treue Darstellung der jeder Gattung eignen Merkmale.

1) Leipzig, b. Graffe: *Der vollkommene Kuchen-, Biscuit-, Pasteten- und Tortenbäcker.* 1803. 324 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Eisenach, in d. Wittekind. Hofbuchh.: *Recepte für Lehrlinge der Kochkunst, Hausfrauen und Köchinnen.* 1803. 8. (16 gr.)

Der Unterricht in Nr. 1. ist in der That so vollständig, dass der Titel nicht zu viel verspricht.

Wider die Recepte in Nr. 2. hat Rec. nichts zu sagen; desto mehr aber wider die Unrechtschreibung so vieler französischer Küchenkunstwörter, z. B. *Fricando* st. *Fricandeau*, *Pauquetts* st. *Bouquets*, *Blangiren* st. *Blanchiren*, *Degressiren* st. *Degraissiren*. Zuweilen muss ein mit der französischen Sprache nicht unbekanntes Frauenzimmer stutzen, wenn es z. B. S. 148 lieset: *Haasen en filles* st. *Haasen en filets*, S. 158. *Filles von Capaunen en four* st. *Filets* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. März 1806.

PHYSIK.

1) Göttingen, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik*, von *Johann Tobias Mayer*, Königl. Grosbritt. Hofrath und Professor zu Göttingen. *Zweyte* verbesserte und vermehrte Auflage. 1805. 554 S. 8. ohne das Register. m. 3 Kpft.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Lehrbuch über die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie*, von *J. T. Mayer* u. s. w. 1805. VIII und 340 S. 8. m. 2 Kpft.

Dass Gründlichkeit, Deutlichkeit, und geschickte Auswahl des Vfs. Lehrbuch der Naturlehre (Nr. 1.) sehr vortheilhaft auszeichnen, wurde in der Recension der ersten Ausgabe desselben (A. L. Z. 1802. Nr. 10.) nach Verdienst gerühmt. Eben dieses Lob kann hier um so mehr wiederholt werden, da der Vf. in dieser *zweyten* Ausgabe auf die Fortschritte, welche die Physik in den letztern Jahren gemacht, mit Hinweisung auf die neueste Literatur, Rücksicht genommen hat. Diess ist vorzüglich in der Lehre vom *Galvanismus* geschehen: dass der Vf. auch in dieser, wie im Ganzen, sich in den Schranken der Experimentalphysik gehalten, und auf die neuen Ansichten, welche *Schelling*, *Steffens* und *Eschenmayer* gegeben haben, sich nicht eingelassen hat, kann ihm für seinen Zweck eben so wenig zum Fehler angerechnet werden, als dieses, dass er, auch in der Lehre von der Wärme, der Atomistik getreu bleibt. Die *Experimentalphysik* soll gemeinnützig seyn; um dieses zu seyn, muss sie sich nicht in die höhern Regionen der *Naturphilosophie* versteigen. Um in dem grosen Buche der Natur lesen zu können, muss man erst in der Experimentalphysik sich die einzelnen Züge ihrer erhabenen Schrift bekannt zu machen suchen; dazu ist die atomistische Darstellung wirklich brauchbarer, als die dynamische, und daher möchte es selbst für gute Köpfe gerathener seyn, erst diese gemeine Physik in der atomistischen Form zu lernen; wenn sie nachher fähig werden, die dynamische zu fassen, so ist die Berichtigung leicht. Hingegen können wir es nicht billigen, dass der Vf. bey dieser neuen Ausgabe die bescheidenen Bemerkungen, welche in jener Recension über einige Stellen seines Buches gemacht wurden, gar nicht beachtet, und diese Stellen, ohne alle Gegenbemerkungen, ungeändert gelassen hat. Offenbar ist es Gewinn für die Wissenschaft, wenn die Schriftsteller bey jeder neuen Ausgabe ihrer Werke sich bestreben, die Beurtheilungen der vorigen zu benutzen, und Mängel zu bessern, welche dem Leser immer leichter bemerklich werden, als dem Schriftsteller selbst. In dieser Ueberzeugung können wir nicht unterlassen, hier noch einige Bemerkungen beyzufügen. Die Ordnung möchte hie und da einer Verbesserung bedürfen. §. 159. ist schon von der *paraboliſchen Bahn* horizontal oder schräg geworfener Körper die Rede, obwohl erst in den folgenden §§. die Lehre von der *zuſammengeſetzten Bewegung* und vom Parallelogramm der Kräfte folgt. Schon im *achten* Kapitel von der Wärme wird §. 364. davon geredet, wie das *Licht* die Temperatur der Körper erhöhe, welches eigentlich erst im *neunten* Kapitel vom Lichte hätte geschehen sollen. Bey der Porosität §. 39. sollen schon die *sympathetiſchen Dinten* gelegentlich mitgenommen werden, deren Eigenschaft doch erst im chemischen Abschnitte erklärt werden kann. Die Gränze, welche man in Vorlesungen und Lehrbüchern zwischen Physik und angewandter Mathematik zieht, ist freylich nur willkürlich; der Vf. hat sie für den grosen Haufen, welcher Physik ohne tiefere mathematische Kenntniss hört, glücklich genug getroffen, indessen scheint in der Lehre von der Schwungbewegung, von der doch in der gemeinen Physik nur die *prima Elementa* vorgetragen werden können, der §. 166. schon zu weit in das Gebiet der angewandten Mathematik einzugreifen und über die Gränzen hinauszugehen, welche der Vf. sich sowohl in dieser Lehre als im Ganzen gesetzt hat, indem in dieser Lehre nicht einmal der viel leichtere Satz mitgenommen ist, nach welchem der *Radius Vector* in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume durchläuft, und in der Lehre vom *Hebel* der noch zur gemeinen Physik gehörende Satz fehlt, nach welchem der wirkende Theil einer schief am Hebel wirkenden Kraft sich zur ganzen Kraft, wie der Sinus des Winkels, unter dem sie angebracht ist, zum Sinus Totus verhält. Die *Cohäſion* §. 113. kann wohl nicht in einigem Abstande wirken, wenn anders Cohäsion (eine *Wirkung* der anziehenden Kraft) das Bestreben der Körper ist, in schon bestehender Berührung zu beharren. Das Gesetz des Hebels zu beweisen, fängt der Vf. §. 183. mit dem *Winkelhebel* an, und dehnt dann den von diesem geführten Beweis auf den geradlinigten Hebel aus, indem er diesen als einen Winkelhebel ansieht, dessen Arme einen Winkel von 180° mit einander machen. Allein einmal ist ein Winkel von 180° doch eigentlich eine *Contradictio in adjecto*, und zum andern kann der hier vom Winkelhebel geführte Beweis nicht auf den

geradlinigten Hebel angewandt werden, da die Construction eines Parallelogramms aus den Längen der beiden Hebelarme, als Linien, und dem Winkel, welchen sie einschliefsen, bey diesem, nicht Statt finden kann. Bey den *Kalien* sind der ätzende Zustand, der mit Kohlensäure gesättigte und der Mittelzustand, in welchem sie schon beträchtlich viel Kohlensäure enthalten, aber nicht damit gesättigt sind, nicht genug unterschieden. Es heifst §. 412.: „Im reinen Zustande ist die Pottasche — sehr ätzend; sie hat eine starke Anziehung zum Wasser und zerfliefst daher schon durch die Feuchtigkeit der Luft (*Oleum Tartari per deliquium*)." Allein das sogenannte *Oleum* etc. ist nicht ätzendes zerflossenes Kali, sondern solches, das Kohlensäure, nur nicht bis zur Sättigung enthält. „Die Soda" heifst es §. 414.: „zerfliefst nicht an der Luft." Allein das reine Natrum, von dem hier doch offenbar die Rede ist, zerfliefst allerdings. Der Vf. würde sich in diesen §§. ohne Zweifel deutlicher und bestimmter haben ausdrücken können, wenn er nicht, dem *Lavoisierschen* System zu unbedingt anhängend, sogar vermieden hätte, die unbequemen und so leicht Verwechslung mit den diese Namen führenden Waaren veranlassenden Namen *Pottasche* und *Soda* abzuschaffen, und die viel schicklichern *Kali* und *Natrum* zu gebrauchen. Nach §. 460. ist die *Kalkerde* im reinen Zustande weifs; ganz richtig. Allein warum wird denn das nicht auch §. 461. von der *Schwererde*, und §. 462. von der *Talkerde*, gesagt? (So hat hingegen *Fourcroy* in seiner Philosophie der Chemie, eben so sonderbar, von der Talkerde gesagt, sie sey sehr weifs, und es von der Kalkerde und Schwererde verschwiegen). Von der *Schwererde* wird §. 461. gesagt, dafs sie unschmelzbar sey, da sie doch mit Hülfe der Lebensluft auf der Kohle schmilzt; hingegen die Unschmelzbarkeit der *Kalkerde*, der strengflüssigsten aller Erden, ist §. 460. nicht erwähnt. §. 419. wird, doch ohne Erklärung, die Erhitzung des *Vitriolöls* mit Wasser, genannt, hingegen §. 411. ist dieses bey dem ätzenden *Kali* nicht geschehn. Dafs die reine Schwefelsäure wasserhell, d. h. farbenlos sey, gilt nur vom *Acidum sulphuricum;* rectificirt man Nordhäuser Vitriol auf das vorsichtigste, läfst aber vom Anfange bis zum Ende alles in *eine* Vorlage gehen: so erhält man eine Schwefelsäure, die ganz rein und doch bräunlich, obwohl klar, ist. Das bräunliche rührt dann nicht vom Eisen, oder von halbverkohlten organischen Stoffen, sondern von dem mit dem *Acido sulphurico* gemischten *Acido sulphuroso* her. Auch das sogenannte *Oleum Vitrioli glaciale* (die sternförmigen Kryftalle, welche sich bey der Destillation in der Vorlage anlegen) rührt von eben diesem her, und entsteht schon in mittlerer Temperatur; dahingegen das Gefrieren des *Acidi sulphurici* erst in grofser Kälte erfolgt. Bey der *Salzsäure* §. 420. kommt die *oxydirte* Salzsäure nicht vor, sondern erst nachher bey den Luftarten; dafs sie ohne Wasser Gas ist, kann kein Grund dazu seyn: denn das gilt ja von der gemeinen Salzsäure auch. Nach dem Unterschiede, welchen einige deutsche Chemiker zwischen *lösen* und *auflösen* machen, kann man wohl nicht sagen, dafs die Salpetersäure mit Salzsäure das Gold *löse*. Dafs *alle* Säuren §. 427. aus Sauerstoff bestehen, ist noch nicht erwiesen. In dem, was der Vf. §. 445. vom *Stickgas* sagt, hätten *Böhmanns* treffliche und, so weit bis jetzt Chemie entscheiden konnte, entscheidende Versuche, mehr Rücksicht verdient. Das *Queckfilber* §. 447. gehört im festen Zustande allerdings zu den *dehnbaren* Metallen. Auch einige Druckfehler, wie S. 15. *kathegorisch* statt *kategorisch*, S. 106. *Hypothenuse* statt *Hypotenuse*, — werden noch zu berichtigen seyn.

Nr. 2. das man als eine Beylage zu Nr. 1. anzusehen hat, vereinigt, wie dieses, alle Eigenschaften eines zweckmäfsigen Lehrbuchs; eine Gerechtigkeit, die man dem Vf. durchaus widerfahren lassen mufs, wenn man auch mit einzelnen Meinungen desselben, besonders in der Theorie der Erde, und in der Meteorologie nicht ganz zufrieden seyn könnte.

Der *erste* Abschnitt (S. 1—84.) handelt von der physischen Astronomie. *Zuerst* nöthige Erklärungen. Begriff der Wissenschaft selbst: Kreise, Horizont, Zenith — Bewegung der Himmelskugel — Tagekreis u. s. w. Ueberall werden kurze Begriffe von den gewöhnlichsten astronomischen Operationen angedeutet, welches bey dem Vortrage selbst natürlich das Interesse des Zuhörers erhöhen mufs. — Ueber die Fixsterne, Planeten; (von Juno konnte natürlich nur wenig vorkommen, weil sie während der Abfassung des Buchs erst entdeckt und beobachtet wurde,) Sonnenbahn, Tageslänge, Jahrszeiten, Sonnenjahr, Sonnentafeln, Stern- und Sonnentag; mittlere Zeit, Zeitgleichung u. s. w. — Ferner über den Erdkörper insbesondere. — Allgemeine Betrachtungen über die wahre Bewegung der Erde und die daraus hervorgehenden Erscheinungen; beyläufig von Himmels- und Erdkugeln, wobey doch einige der brauchbarsten hätten angegeben werden sollen. — Ueber die Figur der Erde; wo S. 29. die Abplattung $\frac{1}{313}$ statt $\frac{1}{311}$ zu setzen ist; geographische Breite und Länge; die brauchbarste Methode, die Länge zu finden, kürzlich angedeutet; hier konnte auch wohl von der Erfindung der *Breite* und von den sichersten Längenbestimmungen durch Feuersignale, mit wenigen Worten geredet werden. — Von der *Sonne* und der Bewegung der *Erde* um sie; die letztre nebst den Grundsätzen derselben geht voran; dann von der Lage der Sonnenkugel gegen die Erdbahn, und der Umdrehung derselben um ihre Axe. — Die verschiednen Meinungen über die Sonnenoberfläche und die Erscheinungen zu derselben sind nicht so ganz richtig aufgestellt. Im Allgemeinen halten alle neuere Erklärer derselben diese Erscheinungen für *atmosphärisch* — können das auch nicht anders, wegen ihrer anerkannten Veränderlichkeit; nur dafs sie sich auf folgende Weise unterscheiden. *Einige* halten dieselben für wirkliche Vorgänge in der Atmosphäre der Sonne selbst; und zwar theilen sich diese wieder; *entweder* nehmen sie die dunkeln Flecken als atmosphärische Bedeckungen, und die lichten als lichte Anhäufungen und Erhebungen der wahren Sonnensphäre an, wie z. E. *Schröter* in seiner

Schrift

Schrift über die Sonnenflecken und Sonnenfackeln, Erfurt 1789.; — *oder* sie halten die *dunkeln* Flecken für durch Zurückweichung der Lichtsphäre entblöfste Sonnengegenden, die helle aber für durch eben diese Zurückweichung zusammengedrängte Lichttheile, wie z. B. *Bode*, *Fischer* und *Herschel*, welcher letztre inzwischen in der Erklärung der Fackeln durch atmosphärische glänzende Zersetzungen, und in der Erörterung der mehrfachen veränderlichen Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche von erstern beiden abweicht. — *Andere* halten dagegen diese Erscheinungen für Gegenstände der Oberfläche selbst, die wir mittelst der verschiednen Veränderungen in der Atmosphäre derselben, und eben darum so oft verändert wahrnehmen. Dieser Meinung sind von *Hahn* (s. astr. Jahrb. 1795. S. 226.) und *Fritsch* (s. *M.* Corr. 1800. *erster* Bd. S. 179 u. f.). Der *erste* giebt die *Fackeln* für durch den zurückgewichnen glänzenden und leuchtenden atmosphärischen Theil von der Seite her erleuchtete Sonnenhöhen, die *dunkeln Flecken* aber für Schatten aus, welche diese würfen, und sieht in dem Ganzen anmuthige Sonnenlandschaften, welcher Meinung auch *Schröter* (s. astron. Beyträge *zweyter* Band S. 56—77.) jetzt nicht abhold ist. — *F.* dagegen erklärt die *Fackeln* für wahre, überall erleuchtete Sonnenhöhen, welche über die atmosphärischen dichtern Schichten hervorragen, die dunkeln Flecken dagegen für Darstellungen des an sich dunkeln Sonnenkörpers selbst, die *schwärzer* oder *grauer* ins Auge fallen, je nachdem die untern oder nur die höhern atmosphärischen Schichten sich erheitern. — In einem Lehrbuche, wo auf verschiedene Meinungen doch Rücksicht genommen wird, müssen diese zwar kurz, aber doch vollständig und in einer deutlichen Uebersicht dargestellt werden, was auch der Vf. an andern Orten und bey andern Gegenständen sehr gut gethan hat. — Nach einem §. über das *Zodiakallicht* wird weiter von den *Planeten* und *ihren Monden* geredet. Alles kurz und deutlich. Dass bey Angabe der Neigungen, des Umlaufs, der Entfernungen und der Gröfse der drey neuen Planeten, Ceres, Pallas und Juno, die Resultate der neuesten Elemente eines *Gauß* und der neuesten Beobachtungen eines *Schröter* noch nicht benutzt sind, kann diesem Buche unmöglich zum Vorwurfe gereichen, und kann das Wahre leicht aus *v. Zachs* mon. Corresp. *eilften* Band, und *Schröters* neuester Schrift über diese drey Planeten genommen werden. — Uebrigens sind die Uranustrabanten nicht blos in dem 40 füfsigen Herschel, welches ohnehin jetzt nicht mehr brauchbar seyn soll, sondern auch durch ein 25 füfsiges Teleskop, welches für die Madriter Sternwarte bearbeitet war, und wodurch sie zunächst entdeckt wurden; ingleichen auch zum Theil durch die 20 füfsigen, 27 füfsigen und 13 füfsigen Reflectoren schon sichtbar, welche die Hn. v. *Hahn* und *Schröter* besitzen. — Vom *Monde;* das Neueste mit guter Auswahl. Allein das Bild des Herumschwingens einer Kugel an einem Stabe um die Hand pafst zum Umschwunge des Mondes um die Erde eben so wenig, als es zum Umschwunge der Erde um die Sonne passen würde. Denn in diesem Fall würde z. B. bey der unverrückten Neigung der Erdenaxe gegen ihre Bahn überall derselbe Pol der Sonne zugeneigt seyn, und der eine immer Winter, der andere immer Sommer haben. Bekanntlich aber ist dies nicht der Fall, und die Ursache davon die beständig gleiche Richtung der Erdkugel bey dem Fortrücken in ihrer Bahn, wonach derselbe Strahl der Sonne, der im nordlichen Sommer den Wendezirkel des Krebses trifft, im Winter auf den Wendekreis des Steinbocks fällt. Auch läfst sich die Erscheinung, dafs der Mond während seiner Umwälzung um die Erde einmal rotire, und doch dieselbe Seite der Erdkugel zuwende, nach *Schröters* Winken (*erster* Band der Selenotop. Fragm. S. 35. §. 6.) sehr deutlich darstellen. Ja es ist begreiflich, dafs der Mond, wenn er *nicht* rotirte, uns während seines Umlaufs, nach und nach gröfstentheils seine ganze Oberfläche zuweisen und bekannt machen würde. Rec. scheint demnach eine Speculation über die Ursachen dieser Erscheinung um so mehr, und besonders in einem solchen Buche überflüfsig, da die Erscheinung selbst ohne diese zu erklären ist. — Von den übrigen Planeten und ihren Monden, von der Bewegung der Fixsterne, und dem Zusammenhange des Weltgebäudes und dessen Unermefslichkeit. — *Endlich* wird von den *Cometen* gehandelt, wo so ziemlich das Neueste beygebracht ist, bis auf die Bemerkung der bisher berechneten Zahl von Cometen, gröfsern und kleinern, wovon *Bode* (in seiner Erläuterung der Sternkunde) schon 80 angegeben hat, und welche sich jetzt bereits über 100 beläuft.

Der *zweyte* Abschnitt enthält die *Theorie der Erde.* — So viel auch hier auf Hypothesen beruht, so hat doch der Vf. überall mit Deutlichkeit und Bestimmtheit Erfahrungen und darauf gegründete Schlüsse dargestellt, eine gute Auswahl getroffen, und das Wahrscheinlichste über die blofsen Vermuthungen erhoben. Nach vorausgeschickten Erörterungen über die Bestandtheile des Erdkörpers, so weit wir sie kennen, geht er zur Bildungsgeschichte des Erdballs über, und schlägt sich zu der Partey derer, welche annehmen, dafs eine von Nordwest nach Südost gehende Fluth, wovon sich bey allen ältern Völkern Nachrichten vorfinden, eine Umbildung der Erdoberfläche veranlafst habe; dafs die südlichen Thiere, deren Knochen sich noch in den nordlichen Gegenden unter der Erde finden, nicht durch eine Fluth von Süden her, dahin gespült wären, sondern daselbst einheimisch gewesen, und das Clima in denselben wärmer, als gegenwärtig gewesen seyn. — So gut sich dies hören, und so leicht sich eine Ursach denken läfst, welche die Veränderung der Climaten veranlassen möchte: (es braucht hier gerade von keiner gewaltsamen Revolution des ganzen Erdkörpers oder einer Verrückung der Erdaxe die Rede zu seyn) so kann doch auch der *Forsterschen* Meinung von einer von Süden her kommenden Fluth nach sehr gegen den Vf. das Wort geredet und angenommen werden, dafs diese Fluth jene Thiere todt, oder zum Theil ihre

Kno-

Knochen, nach einer gänzlichen Zerstörung ihres Wohnsitzes in unsre Gegenden geführt habe, womit des Vfs. ganzes Räsonnement S. 99 — 101. dahin fiele. Ueberhaupt scheint derselbe hin und wieder in den beiden letzten Abschnitten zu sehr von seinen einmal angenommenen Meinungen eingenommen zu seyn, und zu wenig die Gründe seiner Gegner zu beachten. Es wird sich noch eine und die andere Gelegenheit finden, hierauf aufmerksam zu machen. — Nach diesen Auseinandersetzungen wird dann weiter geredet von der Gröfse des festen Landes und der Inseln, von den Bergen und deren Höhen, besonders wie solche durch Barometer gemessen werden, von den feuerspeyenden Bergen, den Erdbeben, und den Gebirgshölen; endlich von dem Gewässer, den Quellen, Bächen, Flüssen und Strömen, wobey Winke über den verschiedenen Gehalt der Wasser, über die Quellen und Wassermenge gröfsrer Flüsse u. dgl. nicht am unrechten Orte gewesen wären; von dem Meerwasser, dessen Beschaffenheit, dem Leuchten desselben, und den Strömungen des Meers, besonders von Ebbe und Fluth. Hier hätten auch die, auf die Meeresströmungen gegründeten, interessanten Vorschläge zu einer Seebriefpost mit ein paar Worten bemerkt werden können, worüber in der Mon. Corresp. *dritten* Band S. 292 u. f. ein mehreres zu lesen ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

CHEMIE.

Nürnberg, in d. Stein. Buchh.: *System der antiphlogistischen Chemie*, nach den neuesten Entdeckungen entworfen, von D. *Carl Wilhelm Juch*, ordentl. Professor der Medicin und Chemie auf der Univers. zu Altdorf. *Erster* Theil. *Theorie.* 1803. 399 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bey den schon vorhandenen guten chemischen Lehrbüchern, konnte es dem Vf. nicht schwer werden, das vor uns liegende zu entwerfen. Der Vf. hält sich eigentlich ganz an die *Lavoisier'sche* Vorstellungsart, nur dass er unter den unzerlegten Dingen auch die Electricität und den Galvanismus mit aufführt; doch läfst ers unentschieden, ob diese Wirkungen nur von einem oder von mehrern Stoffen abgeleitet werden müssen. „Höchst wahrscheinlich sagt er S. 65., spielt das Oxygen eine thätige Rolle bey den electrischen Erscheinungen, und man kann mit Recht vermuthen, nach allen darüber gemachten Erfahrungen, dass Electricität nur eine andere Form des Sauerstoffs sey, vielleicht blofs durch mechanische Hülfsmittel in eine andere Gestalt gebracht, seine Intensität vermehrt oder selbst schon aus einem elastisch-flüssigen in einen strahlenden Körper verwandelt." Zugleich wird hier auf die Uebereinstimmung und Abweichung der Electricität und des Galvanismus hingewiesen. Hätte nicht hier auch der Magnetismus eine Stelle verdient? — wenigstens ist er dazu eben so gut als die Electricität geeignet. Eine Grundlage der Salzsäure, Boraxsäure und Flufssäure wird zwar unter den chemischen Elementen aufgeführt, aber von diesen Säuren selbst sey erst bey den zusammengesetzten Dingen zu sprechen (bekanntlich hat man neuerlich diese Säuren selbst mit unter die unzerlegten Dinge gebracht). In der Einleitung giebt der Vf. den Begriff von der Chemie überhaupt, von der Nomenklatur der Chemie, von Kraft, Verwandschaft u. s. w. Hierauf kommt er zu den Elementen, welche allein sinnlich darstellbar sind, als Electricität, Galvanismus, Licht und Wärme. Elemente welche in Verbindung mit dem Wärmestoff (kann hier das Licht wohl ebenfalls Theil haben?) darstellbar sind, als: Feuerstoff, Stickstoff und Wasserstoff. Dann folgen die Elemente welche für sich allein sinnlich darstellbar sind, als der Phosphor, die Kohle, der Schwefel, die Metalle, die Erden und die Alkalien, wozu auch, wie man jetzt angefangen hat, der Kalk, der Baryt und der Strontian mit gezählt werden, — Der *zweyte* Band scheint noch nicht herausgekommen zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Hemmerde und Schwetschke: D. *Martin Luthers Denkmal*, oder Beyträge zur richtigen Beurtheilung des Unternehmens, diesem grofsen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten, von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld. Mit Luthers Bildnifs. (1804.) 82 S. 8. (8 gr.) — Die hier gelieferten wenigen Bogen sind gewissermafsen als ein Programm des bekannten ruhmwürdigen patriotischen Unternehmens anzusehn. Sie enthalten Nachrichten von dem Unternehmen selbst, dessen Zweck aus dem von den Unternehmern angenommenen Gesichtspunkt dargestellt wird, um die mancherley theils unrichtigen Beurtheilungen, theils schiefen Ansichten, womit die öffentlichen Blätter überfüllt waren, zu berichtigen. Es sind einige solcher Beurtheilungen mit den darauf erfolgten Antworten u. s. w. in diese Schrift eingerückt, und in der *zweyten* Abtheilung derselben verschiedne eingegangne Ideen und Vorschläge zu dem Denkmal mitgetheilt, unter denen mancher, immer zwar ganz gut gemeinter, aber doch sehr unreifer und unpassender Einfall ist. — Da die Gesellschaft zu Mansfeld in öffentlichen Anzeigen versprochen hat, sie werde die sämmtlich eingegangnen, mit Zeichnungen begleiteten, Vorschläge und Plane dem Publikum — (doch wohl nur dem Richterstuhl einiger *bewährtern Kenner*) — zur Beurtheilung und Entscheidung vorlegen, so ist der weitere Erfolg zu erwarten. Das als Frontispice gelieferte Bildnifs, ist voll wahren, kräftigen Ausdrucke des felsenfesten, kühnen Mannes, und recht brav geätzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. März 1806.

PHYSIK.

1) Göttingen, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik*, von *Johann Tobias Mayer*, u. s. w.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Lehrbuch über die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie*, von *J. T. Mayer* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 66. abgebrochenen Recension.*)

Der *letzte* Abschnitt betrifft die *Meteorologie*, und ist der weitläufigste. Nach einigen vorläufigen Erläuterungen handelt der Vf. *zuerst* von dem Zustande und der Veränderlichkeit der Atmosphäre in Absicht auf ihren Druck, und hiebey vorzüglich vom Barometer; *ferner* von der Veränderlichkeit derselben in Absicht auf die Temperatur; daher von der Wärme und Kälte, worüber sich der Vf. gründlich erklärt. „Seine Meinung ist (nach S. 135.), dass, wenn man sich die Wärme als eine durch den ganzen Weltraum verbreitete feine Flüssigkeit denkt, von der jeder Weltkörper so viel angenommen hat, als er nach der Capacität seiner Materie vermag, dadurch auch die eigentliche Temperatur unsers Erdkörpers am natürlichsten erklärt seyn möchte." — Ueber den Gefrierpunkt und die Schneegränze; Erwärmung der Erde; Einfluss des Sonnenlichts; Abkühlung der Erde und Entstehung des Reifs; Erklärung, warum in der südlichen Hälfte der Erdkugel unter einer noch sehr mässigen Breite sich schon Eis findet, und zwar aus der hier so geringen Menge von Land; — mittlere Temperatur, Maximum der Wärme. — *Weiter* vom Zustande der Atmosphäre in Rücksicht der Ausdünstung. Hier von den wässerichten Lufterscheinungen; Entstehung des Eises; über die Verdunstung; über den Hygrometer; mehrere Erläuterungen über die Schwere der Luft, welche nachgelesen zu werden verdienen, und über die verschiednen Ursachen der Barometerveränderungen. — *Sodann* folgt die Betrachtung des Zustandes der Atmosphäre in Absicht auf Elektricität. Nachdem über Luftelektricität im allgemeinen geredet worden, macht der Vf. von eignen Meinungen Anwendungen auf die Bildung und Beschaffenheit der Wolken und den Regen, welche allerdings einer weitern Prüfung werth sind. So z. E. betrachtet er die Wolken als Luftschichten, wovon immer eine das Wasser der andern anzöge; auf die Art lasse es sich erklären, wie oft eine grosse Menge Wasser aus einer Wolke herniederstürzen könne, ohne dass man anzunehmen brauche, dass diess Wasser in der Wolke selbst vorhanden gewesen; vielmehr sey diese nur der *Ort*, aus dem das, aus mehrern Luftschichten angehäufte, Wasser herabstürze. — *Hierauf* kommt er zu den Bewegungen in dem Luftkreise; zur Theorie der Winde; erörtert dann die beständigen Ostwinde gröstentheils nach *Halley*, *Kirwan*, *de Luc*, mit überall eignen Ansichten; darauf handelt er von den Mousons, von den See- und Landwinden, von den veränderlichen Winden; von der Schnelligkeit der Winde, der Wirbelwinde, von giftigen Winden, woran er auch der Electricität einen gewissen Antheil zuschreibt; — *dann* geht er zu den wässerichten Lufterscheinungen der Wolken und Nebel über, die oben nur berührt wurden; hierüber ist er, wie überhaupt in diesem ganzen Abschnitte, ziemlich ausführlich; über *Höhenrauch*, besonders von dem sehr merkwürdigen von 1783., welchen er eher von dem Erdbrande in Island (welches Rec. aber *sehr* unwahrscheinlich ist) als von dem Erdbeben in Calabrien herleiten möchte. — Vom *Thau und Reif* handelt ein eignes Kapitel. Beym *Mehl-* und *Honigthau*, so wie bey andern unbekannten, giftigen, kleinen Substanzen, welche, unstreitig in der Atmosphäre gebildet, bisweilen mehrere Pflanzenarten befallen, und eine mehr, eine andre weniger verderben, ist der Name *Thau* gewiss sehr übel angewandt. — Vom *Regen*, wo, wie bey jeder Erörterung, noch viel dunkel bleibt und natürlich bleiben muss. — Vom *Gewitter*; auch hier der Schwierigkeiten noch so viele; man sieht, wie wenig man durch Erklärungen aus blosser Electricität befriedigt wird, und das *Rollen* des Donners ist bey weitem, auch nach des Vfs. Erklärung, nicht so begreiflich geworden, als er glaubt. Inzwischen lässt es sich hören, dass durch die Erschütterung beym Entladen gewiss leere Räume in den Wolken hervorgebracht werden, wo hinein sich die umgebende Luft knallend stürzen müsse; aber das eigentliche *Rollen* des Donners ist dadurch bey weitem noch nicht hinlänglich erklärt, wovon man bis jetzt noch nichts weiter sagen kann, als dass es in den Erschütterungen der Wolken seinen Grund habe. — Warum aber sagt der Vf. über das Einschlagen, die Atmosphären der Gewitterwolken, die Beobachtungen an Barometern während der Annäherung des Gewitters, wodurch z. E. begreiflich wird, warum, wie nicht wenige Erfahrungen allenthalben bestätigen werden, der Blitz oft nahgelegene, hohe Gegenstände verschont, und ganz niedre trifft? — Warum beym *Hagel* nichts über die Versuche, ihn durch Electricität nachzubilden? — Sehr selten sind freylich *Hagelwetter* zur Nachtzeit; inzwischen hat man in der Ge-

gend des Rec. vor einigen 40 Jahren allerdings dergleichen erlebt. — Vom *Schnee*, der uns nicht weniger zu erklären übrig läfst. *Grens* Erklärung über den Ausdruck: „es könne vor Kälte nicht schneyen" mufste nicht so geradehin, oder wenigstens mit der Aeufserung abgefertigt werden, „dafs sie so viel als nichts sage;" zumal, wenn sie der Vf. nicht besser widerlegen konnte. Denn wenigstens sagt sie noch immer soviel, als die des Vfs., und Rec. hält es, mit *Gren*, noch für sehr wahrscheinlich, dafs die gröfsere Wärme beym Schnee, Folge und nicht Ursach desselben sey, wiewohl er es sich nie anmafsen wird, auf einem so unsichern und mifslichen Grunde etwas festes errichten zu wollen. Jemehr wir die Atmosphäre und ihre Erscheinungen beobachten, desto mehr erfahren wir, wie wenig wir noch davon wissen. — Von *optischen Lufterscheinungen*, — Regenbogen, Höfen, — Nebensonnen und Nebenmonden, — Luftgebilden, z. E. die Erhebung, das Seegesicht, die Fata Morgana u. s. w., wovon in den geogr. Ephem *fünfter* Band S. 195—222. ein mehreres nachzusehn ist. — Von *glänzenden Lufterscheinungen;* dem Nordlichte; von Feuerkugeln; vom Himmel gefallnen Steinen; Sternschnuppen und Irrlichtern; überall das Neueste und Richtigste. — Sollte Rec., aufser den gemachten kurzen Erinnerungen, welche die Aufmerksamkeit, womit er dieses Buch studierte, bezeugen mögen, noch etwas für eine neue Auflage zu verbessern wünschen: so wäre es besonders das, dafs der letzte Abschnitt von der *Meteorologie* in der Ordnung vorgetragen würde, dafs allgemeine Grundsätze, worin überall das Wahre von den Vermuthungen geschieden wäre, den nachfolgenden einzelnen Anwendungen auf die atmosphärischen Erscheinungen vorangiengen. Bey sorgfältiger Sonderung derselben würde sich der Vf. manche Wiederholungen ersparen, und dem Leser die Uebersicht des Ganzen sehr erleichtern.

Tübingen, b. Heerbrandt: *P. H. Nysten neue an den muskulösen Organen der Menschen und rothblütigen Thiere angestellte galvanische Versuche.* Aus dem Französischen, von *Christ. Fried. Dörner.* 1804. XVI u. 140 S. 8. nebst einer Tabelle.

Die Schrift *Nystens*, welche im Brumaire des Jahres XI. (October — November 1802.) zu Paris unter dem Titel: *Nouvelles experiences Galvaniques, faites sur les Organes musculaires de l'homme et des animaux à sang rouge* herauskam, was wir darum bemerken, weil der Uebersetzer seine Arbeit mit keiner Nachricht hierüber begleitet hat, verdiente eine Uebersetzung, da sie mehrere interessante physiologische Thatsachen enthält. Im *ersten* Theile beschreibt nämlich der Vf. die Versuche die er an einem guillotinirten Menschen nicht volle ¾ Stunden nach seiner Enthauptung anzustellen anfing, und durch welche die frühere Behauptung *Hallers*, dafs die Erregbarkeit des Herzens für mechanische Reize am spätesten erlösche, auch für den galvanischen Reiz bestätigt, und das Herz, insbesondere aber der Hohlvenenstock mit seinem Ohr auch von dieser Seite als das *Ultimum moriens* im Körper erscheint. Der *zweyte* Theil handelt von der an warm- und rothblütigen Thieren angestellten Versuchen, wobey der Vf. vorzüglich den Einfluss verschiedner Todesarten auf die Modification der Empfänglichkeit der muskulösen Organe für den galvanischen Reiz, so wie die Bestimmung der Folge, in welcher dieselben allmälig absterben, zu seinem Augenmerk nahm. Die Versuche wurden an Hunden, Meerschweinchen und Tauben angestellt. Beym Strangulationstode zeigte das Herz von allen muskulösen Organen am wenigsten Dauer der Reizbarkeit. Im *dritten* Abschnitte sind einige Versuche an Karpfen und Fröschen erzählt. Zur leichtern Uebersicht der Resultate dieser sämmtlichen Versuche ist hinten eine Tabelle angehängt. Die Uebersetzung ist treu und beynahe buchstäblich.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Bremen, in Comm. b. Seyffert: *Fufsreise durch Sachsen und dessen romantische Schweizergegenden, einen Theil der Anhaltschen, Brandenburg- und Braunschweigischen Lande, nach Hannover;* im Sommer 1804. Mit einer Ansicht vom Königstein und Lilienstein.

Auch unter dem Titel:

Vaterländische Reisen. Erster Theil. 1805. XXXVIII u. 10 S. Inhaltsverz. u. 287 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Reisen durch einen Theil Deutschlands, vorzüglich durch Sachsen, Thüringen, Franken* u. s. w. nebst freymüthigen Bemerkungen über Cultur, Bildung, Sittlichkeit, Regierungsverfassung u. s. w. dieser Länder. 196 S. 8. (16 gr.)

Jetzt ist Reisen einmal an der Tagesordnung, und unverkennbar bleibt es, dafs nur zu oft Reisen zu Fufse und zu Wagen, langsam, schnell und überschnell unternommen werden, — *um eine Reise drucken zu lassen*, ohne zu fragen, ob dadurch für die Erd-, Länder- oder Menschenkunde neue Aufschlüsse erworben werden. Unsre Landsleute ziehen sich leider Vorwürfe der Art häufig zu, und die Beurtheilungen solcher Werke müfsten billig nach und nach schärfer werden, sobald es am Tage liegt, dafs die öffentliche Bekanntmachung derselben in keiner Hinsicht für das lesende Publikum mit Gewinn verknüpft war,

Der Vf. von Nr. 1. der sich am Ende der Vorrede, *Wilhelm Lohmann*, in Hannover, nennt, macht unter der grofsen Zahl von Reisenden, welche sich durch den Druck ihrer Bemerkungen in die Zunft der Schriftsteller aufnehmen lassen, im Allgemeinen eine rühmliche Ausnahme. Ein correcter, nicht überladener blühender Stil, eine lichtvollere Darstellung der obgleich schon vielfach beschriebenen Gegenstände, und die Bemühung, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, sind Verdienste, die man dem Vf. ein-

einräumen kann. — Die in 22 Tagen, vom 25. May 1804. an vollendete Reise geht von *Leipzig* aus über *Machern*, *Hubertsburg*, *Meißen*, *Dresden*, *Loschwitz*, *Pillnitz*, den *Königstein*, *Schandau*, zurück nach *Dresden*, den *Plauenschen Grund*, *Tharant*, *Grillenburg*, *Chemnitz*, *Penig*, *Waldenburg*, *Altenburg*, *Leipzig*, *Wörlitz*, *Koswig*, *Brandenburg*, *Magdeburg*, *Helmstädt*, *Wolfenbüttel*, *Braunschweig*, durch das *Hildesheimsche*, nach *Hannover*, in die Vaterstadt des Vfs. zurück. — Nun zu einigen einzelnen Bemerkungen. Bey dem kurzen Aufenthalte zu Hubertsburg thut der Vf. einen Rückblick auf den merkwürdigen Zeitpunkt des im J. 1763. daselbst geschlossenen Friedens, der den jetzigen blühenden Zustand von Sachsen zur Folge hatte, und, als Freund seines zeither so unglücklichen Vaterlandes, überläßt er sich den traurigen Gefühlen, die jedem Patrioten eigen sind. (Die Stelle S. 40.: „*auch mein Vaterland genoß die Früchte des segensreichen Friedens — und war glücklich*," bedarf mancher Modificationen. Nur in wenigen Districten der kur-hannövrischen Lande herrschte einiger Wohlstand, die Auflagen, welche der siebenjährige Krieg nothwendig machte, um die Schulden des Landes zu tilgen, dauerten fort, sie wurden wohl noch vermehrt, und nie erfuhr das Land, wie groß die Schuldenmasse noch war. Daß einige Klassen der Einwohner, vorzüglich in der Hauptstadt, die Pachtamtleute u. s. w. mit ihrer Lage sehr zufrieden waren, ist weltkundig; aber auch eben so gewiß ist es, daß die Mehrheit der Unterthanen bey einer andern Regierungsform hätte glücklicher seyn können). Die Beschreibung der vortrefflichen Gegenden von Meisen nach Dresden sind dem Vf. nicht mißlungen. Der Wunsch, daß die dunklen gewölbten Thore von Dresden abgetragen würden, wird, so lange diese Stadt Festung ist, unerfüllt bleiben, und mit sehr großen Schwierigkeiten würde es verknüpft seyn, das Schloßthor niederzureißen, um von dem großen Marktplatze die Aussicht auf die Brücke und die Neustadt zu erhalten. Dem schönen Militär läßt der Vf. volle Gerechtigkeit wiederfahren, und die Grenadiergarde zu Fuß, so wie die Leibgarde zu Pferde erregten seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Wenn die Bevölkerung von Dresden vor dem siebenjährigen Kriege bis auf 60,000 gestiegen, und nachher sehr gesunken war: so hat sie dagegen in den letzten Zeiten beträchtlich zugenommen: denn sie beträgt 54,000. Pillnitz, der Königstein und der Lilienstein werden beschrieben, mehrere, jedoch nicht unbekannte, historische Bemerkungen eingeflochten, dann noch die Meinung beygefügt, daß der Königstein keineswegs unüberwindlich sey, wie man gewöhnlich glaubt. Diese Behauptung mag der Vf. mit Männern vom Metier verhandeln, und auch beweisen, daß die Franzosen im letzten Kriege *ähnliche Felsenfesten erstürmt* und *erobert* haben. Luxemburg und Ehrenbreitstein gingen ohne Sturm über. Leichter denken läßt sich allenfalls eine Ueberrumpelung. In der Gegend von Thürmsdorf, auf dem Ziegenrück, besuchte der Vf. den sogenannten *kleinen Diebskeller*, ein von zwey zusammengestürzten Felsenmassen gebildetes Dreyeck, wodurch eine geräumige Höhle entstand, die bey Gewittern ein Zufluchtsort für die Hirten und ihre Herden ist. An einem, nicht fern davon liegenden, senkrecht steilen Felsen ist zum Andenken eines, im 30jährigen Kriege von den Schweden verfolgten, Mädchens aus Pirna, das hier Schutz suchte, ihn nicht fand, und in der Verzweiflung sich vom Felsen herabstürzte, ein Kreutz eingehauen. Seit dieser Zeit heißt der Felsen die *Keuschheitsprobe*; der Vf., voll Enthusiasmus ob dieser That, *besingt das Mädchen* von *Pirna oder die Keuschheitsprobe* in einer Romanze von 16 Strophen (*nach Bürgers Lenore*), die aber ganz mißlungen ist. Schandau, den Gegenden um diese Stadt, so wie der sogenannten sächsischen Schweiz widmete unser Reisender nur einige Tage; seine Nachrichten darüber haben kein besonderes Verdienst der Neuheit. Die Rückreise nach Dresden machte der Vf. auf der Elbe: die wenigen Bemerkungen welche er über die Stadt noch liefert, sind oberflächlich und sie bedürfen keiner Erwähnung. Berichtigen muß der Vf. S. 134. die Nachricht, daß „die im großen Garten befindlichen Statuen im siebenjährigen Kriege, als die Kaiserlichen von den Preußen aus der Gegend von Dresden vertrieben wurden, ein Opfer der rohen blinden Kriegswuth und ein Raub der Vernichtung geworden wären." Sehr beschädigt wurden mehrere, aber der größte Theil derselben macht jetzt die im Japanischen Palais aufgestellte Antiken-Sammlung aus. — Von Dresden wanderte der Vf. durch den Plauenschen Grund, und kam noch an diesem Tage nach Chemnitz. Von Penig aus besuchte er das gräflich v. Einsiedelsche Dorf Wolkenburg, dessen Kirche wahrscheinlich die prächtigste aller Dorfkirchen Kursachsens ist, mit einem Altarstücke von *Oeser*. Bey Altenburg bemerkt der Vf. den Garten des geh. R. v. Thümmel (Bruder des geistvollen Dichters), die schöne Esplanade am großen Teiche, die auffallende allgemeine Wohlhabenheit der Land- und Stadtbewohner, und die von dem letztverstorbnen Herzog von Gotha, *Ernst II.*, unter des Hn. von Thümmels Direction gestifteten prächtigen Armenpfleghäuser. Nach einigen mit Würde gesagten Worten, dem Andenken *Ernst II.* gewidmet, ruft der Vf. mit Herzlichkeit aus: Möge der Geist der Humanität, welcher den Vater beseelte, auch den Sohn des guten Fürsten beleben, und sein Genius ihn stets umschweben! — In diesen Wunsch stimmen alle Bewohner beider dem Herzoge von Gotha unterworfenen Fürstenthümer, um so vollkommner ein, da sie von Ernst I. Zeiten an, in ununterbrochener Reihe Fürsten ehrten, die das Wohl ihrer Lande und der Unterthanen, als den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Regentenpflichten ansahen, und dafür unendlich geliebt wurden. — Auf der fernern schon oben angeführten Reiseroute boten sich freylich keine Gegenstände dar, die nicht schon von frühern Reisenden bemerkt worden wären, und der Vf. beschließt seine Reise mit einer kurzen, gutgeordneten Beschreibung seiner Vaterstadt *Hannover*.

Nr. 2. Der ungenannte Reisende, ein Familienvater, tritt, nach einem rührenden Abschiede von den Seinigen, nach einem drey Tage langen Fluge und 30 zurückgelegten Meilen, in dem fürstlich schwarzburgisch sondershausischen Städtchen *Greußen* auf. Hier bewundert er das Aeussere und Innere der schönen Kirche, mit Ausnahme des geschmacklosen Deckenstücks, die Hölle vorstellend, hört eine schlechte Predigt, besucht die Grabhügel seiner Aeltern, und besteht ein Abenteuer mit einer in seinem Gasthofe angekommenen Dame, Caroline, die ihn für ihren Eduard, den sie aufsucht, ansieht, und die dann nebst dem sich auch vorfindenden Eduard, in dem ganzen Büchlein eine Hauptrolle spielt. Auf dem Wege nach Sondershausen nöthigt ihn ein über dem Aethersberge (Ettersberge) aufgethürmtes und schnell sich näherndes Gewitter, in einem Dorfe Obdach zu suchen; er tritt in das erste beste Haus, wird gut aufgenommen, und von den Söhnen des Landmannes mit einem Trio von Hayde (*Hayd'n*) regalirt. Dennoch findet er die Geistescultur in Thüringen, verglichen mit vielen andern Ländern, noch unreif. Im Gasthofe zu Sondershausen macht der Vf. die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Geschichte auch Cassel berührt ist, und die platte Erdichtung vorkommt, dass von dieser Stadt zwey Thore, ein *adliches* und ein *bürgerliches* nach der Wilhelmshöhe führten. Von dem unglücklichen *Wezel* einige Nachrichten, und die Meinung, dass durch zu späte Hülfe, sein Uebel unheilbar geworden sey. Die Spöttereyen über das Militär in Sondershausen hätten unterdrückt werden können. Die Reise auf den *Kyffhäuser* giebt wieder zu einigen schwärmerischen Auswüchsen Gelegenheit. Von *Sachsenburg* kommt der Vf. nach *Erfurt*. Auf diesem Wege erscheinen ihm die Dörfer armselig, die Einwohner schlecht gekleidet. Vor *Erfurt* macht er mit einem jungen Mann, den er lesend unter dem Schatten eines Baumes trifft, Bekanntschaft, bezieht mit ihm in *Erfurt* ein Stübchen, und sie wollen mit einander nach *Leipzig*. Als Episode wird nun die Geschichte des neuen Freundes geliefert: er ist Eduard, für den man in Greusen den Vf. hielt, und auch Caroline wird gefunden. Dieser Zufall ändert den Reiseplan, und der Vf. kommt nach *Gotha*, wo er den Wirth im Lobe des letztverstorbnen Herzogs unerschöpflich findet. Von der Stadt nichts, als die falsche Nachricht, dass man das Schloss aus allen Hauptstrassen sehen könne, wohl aber eine ermüdende Gasthofscene zwischen zwey Philosophen. Von *Gotha* geht die Reise nach *Weimar* zurück, und über *Jena*, *Dornburg*, *Kamburg*, *Schulpforte*, *Naumburg*, *Merseburg*, nach *Halle*, und sie endigt sich mit den Worten: *Morgen reisen wir* (der Vf., Eduard und Caroline) *nach Leipzig*. Rec. wünscht glückliche Ankunft, setzt aber in den Vf. das Vertrauen, er werde so bescheiden seyn, die künftigen Bemerkungen nicht durch den Druck bekannt zu machen.

Bunzlau, in d. Officin des Waisenhauses: *Post- und Reise-Buch*, das ist: *alphabetisches Oerterverzeichniß von Schlesien;* oder Anzeige aller Städte, Marktflecken, Dörfer, Colonien, Feldklöster, Vorwerke, Mühlen, Wirthshäuser, mit deutschen und polnischen Namen; und zwar nach der Lage und Entfernung der Dörfer zu den Städten und Kreis-Städten, und dieser zur Hauptstadt von Schlesien, Glatz, Neu-Schlesien, Crossen, Kaiserlich Schlesien u. s. w. im weitesten Umfange des Worts überhaupt Schlesien, wie es ehemals war und jetzund (jetzt) ist. Für Officiere, Posten, Herrschaften, Beamten, Officianten, Schulen, Reisende, und jeden, der etwas hieher gehöriges nachschlagen will, von *Joh. Gottl. Meißner*. 1803. XII und 340 S. 8. (16 gr.)

Was dieses Buch enthält, sagt der lange, obgleich etwas verworrene Titel. Man findet in sieben Kolonnen die Namen der Orte, ihre Entfernung von der in der vierten Kolonne angegebenen Stadt, ihre Lage gegen die in der vierten Kolonne genannte Stadt, den Kreis, in welchem der Ort liegt, die Bestimmung, ob der in der ersten Kolonne genannte Ort eine Stadt, ein Dorf, oder was sonst ist, und in der letzten Kolonne die Bestimmung des Besitzthums im Allgemeinen, ob es nämlich königlich, adlich, städtisch, geistlich u. s. w. ist. Dass ein solches Ortsverzeichniss, wenn es mit Genauigkeit gemacht ist, für eine bevölkerte, gewerbreiche und kultivirte Provinz von mannigfaltigem Nutzen seyn könne, ist nicht zu läugnen, und nach den Vergleichungen, welche Rec. im Einzelnen anstellen konnte, darf er versichern, dass dieses Verzeichniss mit Genauigkeit gefertigt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Ulm*, in d. Stettin. Buchh.; *Neueste Erfahrungen über zweckmäßige Aufbewahrung, Zubereitung und Anwendung des thierischen Düngers*, als einzig ächten unfehlbaren Mittels der höchst möglichen Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche Regenten-Wohlfahrt und Völker-Glück sicher befördert wird. Allen Fürsten und Regenten Deutschlands ehrerbietigst gewidmet. 1803. 63 S. 8. (5 gr.) — Offenbar ein zu glänzendes Aushängeschild, indem die Vorschriften, welche hier zur Aufbewahrung des Düngers unter Schoppen oder in Gruben, zu Dünger-Mischungen, zur Vermehrung der Düngermasse u. s. w. ertheilt werden, in den mehresten Lehrbüchern über die Landwirthschaft und in den ältern und neuern Abhandlungen, die wir schon über vorliegende Materie besitzen, vorkommen. Die Beschreibung der Behandlung des Ableidüngers in dem ehmaligen Flandern S. 57 u. fg. möchte vielleicht nicht allgemein bekannt seyn. Uebrigens ist es auffallend, dass zur Zusammenschreibung dieser wenigen Bogen, wie man aus der Vorrede erlieht, die vereinigten Kräfte mehrerer Personen nöthig gewesen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. März 1806.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Annales du Muſeum national d'Hiſtoire naturelle* par les Profeſſeurs de cet établiſſement. *Tom. I.* 1802. *T. II.* 1803. *T. III—V.* 1804. Jeder etwa 500 S. mit 30 Kpfrn. 4.

Die Männer, welche dieſe Zeitſchrift herausgeben, gehören unſtreitig zu den vorzüglichſten Naturforſchern unſerer Zeit, und ihre Namen werden überall mit Achtung genannt. Sie gehen ohne Abweichung den Weg, auf welchem man ſicher iſt, der Wiſſenſchaft Vortheile zu verſchaffen, den Weg der Erfahrung. Sie verachten alles bloſse Raiſonnement, und ſchätzen nur Schriften, welche neue, wenigſtens in Frankreich unbekannte Thatſachen mittheilen. Seit *Lavoiſier* fing dieſer Geiſt an in Frankreich herrſchend zu werden, nachdem man lange genug nur glänzende Hypotheſen geſucht hatte, und es iſt zu wünſchen, daſs er ſich noch einige Zeit gegen die wiederum häufiger auflebenden Hypotheſen erhalten möge. In dieſem Geiſte iſt auch dieſe Zeitſchrift geſchrieben; gewiſs die vorzüglichſte im Fache der Naturbeſchreibung, unter den zahlreichen Zeitſchriften dieſer Zeit. Die Herausgeber haben nicht allein ſelbſt ſchätzbare Beyträge geliefert, ſondern auch eine groſse Sorgfalt und ſtrenge Auswahl in der Aufnahme fremder Abhandlungen beobachtet. Man lieſt hier gewiſs nichts ganz Schlechtes, aber freylich auch nichts Heterodoxes, was den ſeit einiger Zeit in Frankreich angenommenen und von den Herausg. begünſtigten Syſtemen widerſpräche, wie ſich denn auch nicht läugnen läſst, daſs ſich eine Neigung zum literariſchen Deſpotismus ſchon ſeit mehrern Jahren in Frankreich zeigt, der zwar ſonſt ſeine ſchlimmen Seiten hat, doch aber nicht ohne Nutzen ſeyn mag, um der Sucht nach Hypotheſen, welche bey dieſer lebhaften Nation nicht gering iſt, Einhalt zu thun. Doch wir wollen das Merkwürdigſte aus dieſer Zeitſchrift ausheben, die ſich auch durch ſchönes Papier und ſchönen Druck, ſo wie durch vortreffliche, oft von Meiſterhand geſtochene, Kupfertafeln auszeichnet.

Tom. I. Die Geſchichte des botaniſchen Gartens und des Muſeums erzählt *Juſſieu* in Aufſätzen, welche die erſte Stelle in jedem Theile einnehmen. Mit Recht wurde *Juſſieu* erwählt, dieſe Geſchichte zu ſchreiben; der Mann von literariſchen Ahnen durfte nur zum Theil Familiennachrichten geben. *Hauy* liefert Beyträge zu ſeinem bekannten Syſtem der Kryſtallographie; er giebt die verſchiedenen Formen des arſenikſauren Kupfers (Olivenerzes nach *Karſten*) an, deren Grundgeſtalten ſich nur hypothetiſch beſtimmen laſſen; und da ſie verſchieden ſcheinen: ſo ſucht er ebenfalls eine Verſchiedenheit der Beſtandtheile aus den verſchiedenen Angaben der Chemiker wahrſcheinlich zu machen. Er beſchreibt 13 neue Abänderungen von der Kryſtalliſation des kohlenſauren Kalkſteins, und zwey neue Abänderungen des geſchwefelten Eiſens (Schwefelkieſes). Von Hn. *Langsdorff* erhielt er braſilianiſche Topaſen, welche nicht, wie gewöhnlich, an einem Ende abgeſtumpft waren, und beſchreibt ſolche hier. An einem dieſer Topaſe, welcher an einem Ende abgeſtumpft war, bemerkte er die ſonderbare Erſcheinung, daſs die beiden Enden negativ, die Mitte poſitiv elektriſch wurde. Den gelben ſtrahligen Zeolit aus Zweybrücken rechnet er zum Prehnit; mit Recht, da er, nach des Rec. Prüfung, viel ſchwerer vor dem Löthrohre ſchmilzt, als die vier Zeolitgattungen; den Indicolit ſieht er für eine Abänderung des Turmalins an, wovon ihn allerdings nur die ſonderbare blaue Farbe unterſcheidet. Von *Faujas Saint Fond* ſind ebenfalls mehrere Abhandlungen. Man weiſs, daſs er überall erloſchene Vulkane ſucht und etwas flüchtig in ſeinen Beobachtungen iſt. Er handelt von dem Traſs um Andernach. Merkwürdig iſt ein blaues Foſſil im Bimsſtein, welches *Hauy* für Pleonaſte (Zeylanit *Karſt.*) erkannte. Die Steinbrüche um Niedermennich beſchreibt er ebenfalls aus dem vulkaniſchen Geſichtspunkte. Intereſſant iſt die Abhandlung über die köllniſche Umbererde, worin er zeigt, daſs die Umbra von zerſtörtem Holz herrühre; auch bemerkt man noch zerſtörte, aber kenntliche Stücke von Holz dazwiſchen zerſtreut. Eben dieſes beweiſt die Analyſe von *Brongniart* im zweyten Theile dieſer Annalen. Auffallend ſind die Früchte, welche man darin findet, und welche den Arekanüſſen gleichen, wenigſtens gewiſs von einer Palme abſtammen. Fände man noch in den Steinkohlengruben foſſile Früchte, ſo würde man wahrſcheinlich überzeugt werden, daſs alle Steinkohlen und alles unterirdiſche Holz von unbekannten Bäumen herrührt. Er beſchreibt den Abdruck von dem Skelette eines Fiſches, in Kalkſtein bey Paris gefunden, der zur Gattung *Coryphaena* zu gehören ſcheint; doch im fünften Theile von einem Hn. *Barry* zu *Sparus* gebracht wird. Die Nachrichten von dem Vorkommen des elaſtiſchen Erdharzes in Derbyſhire ſind nicht hinreichend. *Fourcroy.* Die vortreffliche Abhandlung von *Fourcroy* und *Vauquelin* über die thieriſchen Concremente iſt aus dem N. Journ. der Chemie bekannt. In dem zweyten Theile dieſer Annalen ſtellt er allge-

meine Betrachtungen über dieſe Concremente an; im dritten liefert er die Analyſe vom Blaſenſtein einer Hündinn; im vierten die Unterſuchung der Bezoare. Die Abhandlung über die Ameiſenſäure iſt ebenfalls aus gedachtem Journal bekannt, und Hr. *Suerſen* hat daſelbſt gegründete Erinnerungen gegen die Reſultate derſelben gemacht. Eben ſo iſt die Analyſe des Pollen der Dattelpalme in vielen Journalen wiederholt. Daſs er bey der Analyſe der reinen Thonerde von Halle ſich geirrt, wahrſcheinlich ein untergeſchobenes Mineral zerlegt habe, beweiſen die Verſuche von *Simon*, *Gehlen* und *Bucholz*. *Desfontaines* beſchreibt verſchiedene neue Pflanzen, *Tithonia*, ſchon von *Willdenow* aufgenommen; *Scorzonera aſpera* aus der Levante; *Dianthus ſpinoſus* aus Perſien, ſtrauchartig, dem *D. prolifer* ähnlich, mit ſteifen, faſt ſtechenden Blättern; *Carica monoica* aus Peru, der *C. Papaya* ähnlich, mit weniger zertheilten Blättern und gefurchten Blattſtielen. Der ſtehende Artikel über die ſeltenen Pflanzen, welche im *Jardin d. plantes* geblühet haben, enthält viele ſchätzbare Bemerkungen und genauere Beſchreibungen, als man vorhin hatte. *Savigni* beſchreibt *Nymphaea coerulea*, eine neue Art, welche zwiſchen *N. Lotus* in Aegypten auf dem Nil wächſt und ſich *foliis repandis*, *antheris apice ſubulato-petaloideis* unterſcheidet, auch blaue Blumen trägt. *Raffeneau-Delille* giebt eine gelehrte Abhandlung von dem Lotus der Alten. *Theophraſt* und *Herodot* beſchreiben offenbar *Nymphaea Lotus*; beym *Athenäus* kommt *N. coerulea* vor, aber ſonderbar iſt es, daſs *N. Nelumbo*, welche die Alten unter dem Namen der ägyptiſchen Bohne als eine ägyptiſche Pflanze deutlich beſchreiben, nicht mehr in Aegypten wächſt. *Juſſieu* macht aus *Erica Dabeori*, der Kapſel wegen, eine *Menzieſia*, und bringt ſie zu der Ordnung *Rhododendra*. Das iſt künſtlich und nicht natürlich, wie denn überhaupt ſein Syſtem ein vortreffliches künſtliches Syſtem werden kann; aber, aller Bemühungen ungeachtet, nie natürlich werden wird. *Bosc* beſchreibt eine neue Eichhornart aus Karolina, *Sciurus capiſtratus*, mit ſchwarzer Stirne, weiſsen Ohrenſpitzen und weiſser Schwanzſpitze. *Daudin* beſchreibt eine neue Art von *Tanagra*, *malimbica* nach dem Aufenthalte genannt. Die allgemeinen Bemerkungen enthalten einige ſchätzbare Berichtigungen der Arten; aber die Charakteriſtik dieſer ſchwierigen Gattung hat dadurch nichts gewonnen. Der Geyer von Pondichery, von *Sonnerat* daſelbſt entdeckt, wird von demſelben beſchrieben. Die Abbildungen dieſer Vögel ſind meiſterhaft. Merkwürdig iſt *Geoffroy's* Beobachtung, daſs alle Rochen ähnliche Werkzeuge, wie der Zitterroche, haben, nur ſind die Prismen bey jenen länger, gekrümmt, und haben einen Ausgang unter der Haut. Er beſchreibt einen *Pleuronectes* aus dem rothen Meere, deſſen *Gronovius* ſchon gedenkt, und eine neue Fiſchgattung aus dem Nil, *Polypterus*, aus der Ordnung *Branchioſtegi*, kenntlich an den vielen Rückenfloſſen. Vortrefflich, aber keines Auszuges fähig, iſt die Abhandlung von *Latreille* über einige Weſpenarten und ihre Neſter. Derſelbe beſchreibt eine neue *Caſſida* nebſt Larve aus Domingo. Eben ſo wenig ſind eines Auszuges fähig die vortrefflichen anatomiſchen Abhandlungen von *Cuvier* über einige *Molluſca* und *Teſtacea*, über die *Lingula anatina* (*Patella Unguis Linn.*), *Bullaea* (*Bulla aperta Linn.*), *Clio borealis* und *Tritonia*, wodurch es in dieſem dunkeln Theile der Naturbeſchreibung anfängt Tag zu werden. *Dufresne* und *Lamark* theilen die Gattung *Balanus* mit Recht in vier andere: *Tubicinelle*, *Coronule*, *Balane*, *Anatife*. *Lamark* über die Foſſilien um Paris. Viele Abhandlungen über dieſen Gegenſtand in allen Theilen dieſer Annalen zerſtreuet, welche wir hier zuſammenfaſſen wollen. Sie ſind merkwürdig, nicht ſowohl wegen der Beſchreibungen der Verſteinerungen um Paris, welche ſo kurz ſind, daſs man wohl ſchwerlich danach etwas erkennen möchte, ſondern wegen der lange genug vernachläſſigten Eintheilung der Conchylien in genau beſtimmte Gattungen. *Linné's* Eintheilung iſt äuſserſt mangelhaft, die meiſten andern Conchyliologen ſind unſyſtematiſche Schwätzer; *Bruguiere* leiſtete etwas in der Encyklopädie, am meiſten aber unſtreitig *Lamark* durch dieſe Abhandlungen, welche wir genauer durchgehen müſſen. Die Gattung *Chiton* bleibt unverändert; *Patella* wird nach den Familien ſehr gut in *Patella*, *Emarginula*, *Fiſſurella*, *Calyptraea* getheilt. *Conus* und *Cypraea* bleiben. *Terebellum* iſt richtig von *Bulla* getrennt. *Voluta* wird ſehr getheilt; *Oliva* unterſcheidet ſich durch den Kanal, welcher die untern Windungen von den obern trennt; *Ancilla* durch die Schwiele an der Baſis der Spindel; *Voluta* durch die gröſsern untern Falten der innern Lippe und ſtumpfe Spitze; *Mitra* durch die kleinern untern Falten der innern Lippe und ſcharfe Spitze; *Marginella* durch den dicken äuſsern Saum, und *Cancellaria* durch die Näthe. Aber der Kanal iſt an manchen Oliven nicht merklich, und dagegen ein Hauptkennzeichen dieſer Gattung nicht beachtet: die innere ungezähnte gewundene Spindel. Unter den gröſsern untern Falten der innern Lippe an *Voluta* finden ſich oft noch kleinere, welche den angegebenen Charakter undeutlich machen; die Schärfe der Spitze bedeutet nichts. *Voluta* und *Mitra* ſind alſo zu vereinigen, wohl aber die Kahnſchnecken als eine Gattung *Cymbium* zu trennen. *Marginella* muſs in zwey Gattungen getrennt werden, in *Marginella* mit verſteckten Windungen, und *Pterygia* mit ſichtbaren Windungen. *Purpura*. So nennt er Schnecken mit Näthen oder Stacheln und einer platten Spindel, und rechnet *Buccinum Lapillus* dahin. Sonderbar genug, da dieſe Schnecke deutlich ein *Buccinum* iſt, wovon ſich die Schnecken mit wirklich plattgedrückter Spindel, als *Buccinum patulum*, *Fucus* u. ſ. w., ſehr unterſcheiden. *Bolten* gab ſolchen Schnecken den Namen *Thais*. *Buccinum* wird ſonſt richtig charakteriſirt. *Tenebra* heiſsen die langen *Buccina*, beſſer *Vertagium*. *Harpa* (beſſer *Harpalis*) richtig charakteriſirt durch die ribbenförmigen Anſätze. *Caſſis* (beſſer *Caſſidea*) ſchon von vielen Conchyliologen getrennt. *Strombus*. Das Kennzeichen, der Ausſchnitt der äuſsern Lippe gegen die Baſis, ſehr gut

angegeben. *Roſtellaria (Strombus Fuſus)* unterſcheidet ſich dadurch, daſs der Ausſchnitt dicht am Schwanze liegt, und könnte wohl mit *Strombus* vereinigt bleiben. *Murex.* Nicht genau bezeichnet. Die langgeſchwänzten (*Murex Tribulus* etc.) machen eine beſondere Gattung *(Murex)* aus; die übrigen *(Purpura)* unterſcheiden ſich durch aufliegende, nicht verwachſene Anſätze. *Fuſus.* Hieher gehören die langgezogenen Arten von *Murex*, als *Murex Galus*, ohne Ausſchnitt der äuſsern Lippe und ohne Näthe. Rec. nennt dieſe groſse Gattung *Neptunea.* *Pyrula*, mit kurzen Windungen, glatter innerer Lippe, ohne Näthe und Ausſchnitt der äuſsern Lippe. Hieher *Murex Melongena*, *canaliculatus*, *Bulla Ficus.* Sehr unnatürlich. Die erſtern Arten *(Volema nob.)* zeichnen ſich durch die hohlziegelförmigen Erhöhungen oder Anſätze von den letztern *(Pyrula)* aus. *Pleurotome*, trefflich charakteriſirt durch den Ausſchnitt der äuſsern Lippe *(Murex babylonius)*, und eben ſo auch *Cerites* oder *Cerithium* (*Murex Aluco* etc.), nach *Bruguiere* durch die ſchiefſtehende Mündung. *Trochus.* Die gewöhnlichen Charaktere werden hier wiederholt, wodurch ſich dieſe Gattung keineswegs von *Turbo* unterſcheidet. Die am Nabel ſpiralförmig gedrehte innere Lippe giebt den wahren Charakter, ſo wie durch die ſpiralförmig gedrehte Spindel ſich eine andere, hier nicht genannte Gattung, *Plotia (Trochus dolabratus)*, auszeichnet. *Turbo* unterſcheidet ſich, doch nur undeutlich, wie der Vf. ſelbſt erinnert, durch die oberwärts abſtehenden Ränder der Mündung von *Helix.* Ein beſſeres Kennzeichen macht der ſchwielige Ueberzug der Mündung, und beſonders der innern Lippe. *Cycloſtoma* enthält die *turbines terreſtres.* *Solarium (Trochus perſpectivus)*, *Delphinula (Turbo Delphinus)* und *Scalaria (Turbo Scalaris)* unterſcheiden ſich leicht. *Turritella* ſind die langgezogenen *turbines*, deren Mündung oben eine (oft undeutliche) Bucht hat. *Bulla* gut charakteriſirt, wovon ſich *Vulvaria* durch die Falten an der Baſis unterſcheiden ſoll. Aber *Bulla biroſtris* hat dieſe nicht, und gleicht ſonſt *B. Volva* ſehr. Beide gehören zur Boltenſchen Gattung *Cyphoma*, mit gefaltener äuſserer Lippe. Wir übergehen die Land- und Fluſsſchnecken, wo der Vf. oft nur nach dem Aufenthalte die Gattungen getrennt hat, ſo wie die Schnecken mit Kammern, um nicht zu weitläuftig zu werden. Die *Correſpondanz* enthält, auſser einigen aus andern Journalen ſchon bekannten Nachrichten, viel über die Cultur der Gewürzpflanzen in den Colonieen, und eine Verbeſſerung des Pfluges von dem Präſidenten *Jefferſon.*

(Die Fortſetzung folgt.)

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buiſſon: *Mémoires hiſtoriques, politiques et militaires de M. le Comte de Hordt*, Suédois, Lieutenant-general des armées Pruſſiennes, redigés par *M. Borelly*, ancien Membre de l'Acad. de Berlin. 1805. *Zwey* Theile, von 361 und 328 S. 8.

Der im J. 1798. ohngefähr achtzigjährig verſtorbene Graf *von Hordt* hatte vierzehn Jahre zuvor die von ihm ſelbſt aufgeſetzten Memoiren ſeines in der That mannichfaltig merkwürdigen Lebens dem Hn. Prof. *Borelly* zur Ueberarbeitung anvertraut; nachmals behielt der Graf das Manuſcript, bis er ſich erbitten lieſs, daſſelbe einem Buchhändler in Berlin, welchem er aufhelfen wollte, zu verehren; jetzt erſcheint die von *Borelly* zurückbehaltene Abſchrift. Bey dem Intereſſe mehrerer Kapitel muſs man bedauern, daſs die Herausgabe nicht in die Hände eines Mannes gefallen, welcher für genaue hiſtoriſche Wahrheit einen feinern Sinn gehabt hätte. Erſtlich iſt alles Charakteriſtiſche des Vortrags ausgewiſcht; nie hört man den alten General in der eigenthümlichen Naivetät ſeiner Sprache, welche doch mit Verbeſſerung der grammatiſchen Fehler wohl hätte erhalten werden können. Zweytens bekommen wir einen Schwall von Noten, deren viele aus dem erſten beſten *Dictionnaire des hommes illuſtres*, andere aus bekannten Büchern *(Voltaire, Sheridan, Ségur)* ſehr überflüſſig abgeſchrieben ſind, einige aber Anekdoten und Urtheile enthalten, von denen gar nicht gleichgültig war, anzugeben, ob ſie dem welterfahrnen Vf. zugehören, oder nur von dem Herausgeber hier und da aufgefaſst ſind. Wäre es einerley, über die Einnahme von Bergen-op-Zoom dieſen oder jenen urtheilen zu hören (I, 252 f.)? Soll man die Erzählung von Peter dem Groſsen, der eigenhändig und zum Theil durch ſeine Hofleute achttauſend Ruſſen der Bärte wegen niedergemetzelt (I, 100.) durch den Namen des Grafen von Hordt beglaubigt achten? Wo die deutſche Literatur ihre Lectionen bekömmt (II, 171 ff.), ſoll man da etwas oberflächliche Bemerkungen des Weltmanns oder die Naſeweisheit des franzöſiſchen Profeſſors erkennen, welcher findet, daſs unſere Dichter (deren es doch *quelques-uns* gebe) *dégradent leurs productions les plus eſtimables par la profondeur des leurs penſées?* Dann würden wir wiſſen, wie der Ton zu nehmen, mit welchem die wohlgemeinten Lehren (II, 175.) den guten Deutſchen, *qui à peine entrent dans la carrière des belles-lettres*, an das Herz gelegt werden. Es iſt wahr, daſs nach der Schreibmanier ihrer Namen zu glauben iſt, man habe ſie von Hörenſagen gekannt, und nie einen Blick auf die gelehrten Werke geworfen: *Guerart* (Gerhard) wenigſtens und *Gleydich* (Gleditſch) müſſen ihrem ehemaligen Collegen *Borelly* auch nicht in den Memoiren der Akademie vorgekommen ſeyn. In der That ſcheint dieſe Seite des Buchs überhaupt auf *ſeine* Rechnung zu gehören; der ſelige Hr. General möchte doch wohl ſeinen alten Freund *Walldeck*, den ihm einmal ſo wichtigen *Schwalow* (Schuwalof), den General *Kalſtein*, *Wreech* und *Kapphens*, einſt ſeine Reiſegefährten, ſo wie den Staatsminiſter *Finck*, das Schloſs zu *Schonkauſen*, die Stadt *Viſmal* (Wismar), die Univerſität *Greiſwalde*, das Schlachtfeld von Dettingen (hier *Ettingen*) mit ihren

wahr

wahren Namen geschrieben, von *Welner* und *Bischoffswerder* 1784. wohl gar nichts gesagt haben; auch ist wohl nicht von ihm, dass der unglückliche Ivan 1764. *in einem Thurme verbrannt worden sey* (I, 65.).

Diese Nachlässigkeiten (welchen wir die fast durchgängige Versäumniss der Zeitbestimmung beyfügen müssen, die bisweilen verwirrend ist) abgerechnet, wird man das Buch mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Letztere ist zuerst über den elenden Krieg zu finden, wozu Schweden 1741. sich gegen Russland hat verleiten lassen; alsdann über die niederländischen Feldzüge, welche der Graf unter Waldeck mitgemacht; hauptsächlich über den blutigen Reichstag zu Stockholm 1756. und den unweisen Despotismus der damaligen Aristokraten; endlich über seine Kriegsgefangenschaft in Petersburg, und die erste Zeit Peters des Dritten. Besonders die letzten zwey Artikel sind durch Wahrheit und Herzlichkeit der Darstellung sehr merkwürdig. Nach besonders wichtigen Beobachtungen und Notizen, wie etwa kein anderer sie hätte beybringen können, haben wir vergebens gesucht; auch haben die letzten Kapitel seit dem siebenjährigen Kriege wenig Interesse; über die Reisen mit Prinz Heinrich findet man wenig mehr, als in den Zeitungsberichten; auch über die schwedische Revolution 1772. ist *Sheridan* gebraucht, wo wir eigene Nachrichten erwartet hätten. In wiefern in den Papieren des Grafen keine solche gewesen, überhaupt wie viel der Herausg. weggestrichen und ersetzt, bleibt theils unbekannt, theils einer genauern Kritik ausgesetzt, als sich in einer A. L. Z. liefern lässt. Der Graf v. Hordt hat vielen Feldherrn und Staatsmännern ein nachahmungswerthes Beyspiel der Vorsorge, die wichtigsten Erfahrungen seines Lebens aufzuzeichnen, hinterlassen; aber dessen können unsere Grossen immer überzeugt seyn, dass die eigene, deutsche Manier, dass ein gediegener Verstand und gerader Sinn keiner ausländischen Aufstutzung bedarf, und eine gesunde vaterländische Nahrung durch fremde Köche weder geniessbarer noch kräftiger wird.

Leipzig, b. Weigel: *Leben des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen*, des grossen Beförderers der Freyheit, in Angelegenheiten der Religion, unabhängig von menschlichen Machtsprüchen zu denken und zu urtheilen. 1805. 144 S. 8. (12 S.)

Eine weitschweifige und in einem schleppenden Stile abgefasste Compilation. Das Meiste, was der Vf. zusammengetragen hat, ist freylich richtig: denn es fehlt, dem Himmel sey Dank! nicht an einer Menge brauchbarer Materialien zu der Lebensgeschichte dieses Kurfürsten. Manches hat er auch, wie er selbst bemerkt, mit den eigenen Worten Hn. *Heinrichs* in seiner sächsischen Geschichte vorgetragen. Aber Wahl, Stellung, Beurtheilung, und besonders unparteyische und vollständige Charakterisirung, sind Dinge, von denen der Vf. wenig weiss. Niemand wird dem Kurfürsten Johann seine grossen Verdienste um die Reformation absprechen; er hatte aber auch seine Schwächen, die hier gänzlich übergangen sind. Wenn der Vf., welches sich selten zuträgt, etwas Eigenes sagen will: so verunglückt es; wie S. 16. die Gründe, warum Friedrich der Weise in die Wahl Karls von Spanien zum röm. Könige nicht willigen wollte. Die venetianische Stadt *Tarris* (S. 12.) wird man vergebens auf irgend einer Landkarte suchen. Auch bekam Johann nicht im J. 1526. (wie S. 28. steht), sondern schon im vorhergehenden Jahre die Kurwürde. Sein Widerspruch gegen die röm. Königswahl Ferdinands ist S. 103. ganz schief dargestellt. Der Vf. droht am Ende der Vorrede, dass, wenn sein Schriftchen nicht ganz missfallen sollte, mehrere ähnliche folgen dürften. Dagegen muss Rec. seines Theils auf das feyerlichste protestiren.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Rudolstadt*, b. Langbein u. Klüger: *Anweisung zur Kultur einiger dem Landwirthe zum Anbau vorzüglich zu empfohlenden Holzarten, und zur Behandlung der Kopfweiden; um von solchen eine gröfsere Nutzung als gewöhnlich zu ziehen.* Zum Unterricht für Landwirthe, öde Plätze zu nutzen und in Anbau zu bringen, von *Johann Christoph Gottlob Weise*, Weimarschen Landfeldmesser. 1805. 124 S. 8. (8 gr.) — Der Absicht des Vfs. gemäss werden hier die Ulme, der Ahorn, die Birke, die Erle, die Esche, die Pappel, die Saalweide, die rauhblättrige Sommerlinde und der Lerchenbaum als solche Bäume beschrieben, welche wegen ihres schnellen Wuchses und ihrer übrigen guten Eigenschaften die Aufmerksamkeit des deutschen Landwirths verdienen. Rec. möchte hier aber noch die Kiefer (*pinus sylvestris*) als einen schnellwüchsigen und zu manchem Gebrauch für den Landwirth zu empfehlenden Baum nennen. Die vorgenannten neun Holzarten werden ihrer Natur und ihren Eigenschaften nach, so wie die Anzucht derselben aus den Samen, deutlich und so vollständig, als der Zweck der Abhandlung es erfordert, beschrieben. Der Vf. geht darauf zu der Anpflanzung der Holzarten überhaupt über, und schreibt gewisse Beobachtungsregeln vor, wenn der Erfolg davon gut seyn soll. Diese Regeln sind die Erfahrungen der vorzüglichsten Forstmänner, wovon sich also um so mehr ein guter Erfolg erwarten lässt. — Als eine, besonders in Brennholzarmen Gegenden, vorzügliche Aushülfe hat der Vf. die Behandlung der Kopfweiden hinzugefügt. Diese ist besonders für den Landwirth mit mannichfaltigen anderm Nutzen verbunden, und daher hier an ihrem rechten Orte. Die hier zur Behandlung derselben angegebenen Regeln sind übrigens als die vorzüglichsten durch Erfahrung bewährt gefunden. Zuletzt wird die Einträglichkeit einer Weidenanlage dargethan, und der Vf. glaubt, dass manche verschuldete Gemeinde durch solche Anlagen nicht nur mit der Zeit ihre Schulden tilgen, sondern selbst Capitale gewinnen könnte, und die deshalb angestellten Berechnungen scheinen nicht übertrieben zu seyn. Im Ganzen verdient diese Anweisung einem jeden Landwirth, der die Absicht hat, Holzanlagen zu machen, empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. März 1806.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Annales du Muſeum national d'Hiſtoire naturelle* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 68. abgebrochenen Recenſion.*)

Tom. II. *Hauy* über die labradoriſche Hornblende. Sie unterſcheidet ſich von der gemeinen (*Amphibole*) dadurch, daſs ſie ſich in vierſeitige Prismen theilen läſst, deren Seiten mit einander rechte Winkel machen. Sie zeigen ferner Fugen, welche noch eine Theilung in dreyſeitige Prismen zu erkennen geben. Auch fand Rec. das Verhalten vor dem Löthrohre verſchieden. Derſelbe beſchreibt eine neue Abänderung der Quarzkryſtalliſation, und eine Abänderung von Kalkſpat mit Eiſenoxyd ohne Braunſtein. *Faujas Saint Fond* liefert in dieſem Theile nur Nachrichten von foſſilen Knochen und Pflanzen. Ein Stück vom Eckzahn eines Elephanten, dem aſiatiſchen ähnlich, in Baſalttuf im Departement de l'Ardèche gefunden; ein groſser Hayfiſchzahn im Kalkſtein bey Paris und eine Schildkrötenſchale in Gyps bey Paris. Beſchreibung zweyer foſſilen Köpfe von Ochſen, wie ſie in mehrern Gegenden gefunden werden. Da ſich groſse Thiere dieſer Art in Indien finden, ſo vermuthet der Vf., daſs eine Fluth dieſe ſowohl als die Knochen von Elephanten u. dgl. aus Indien nach Sibirien u. ſ. w. gebracht habe. Aber alles leitet uns vielmehr darauf, anzunehmen, daſs die Originale aller dieſer Thiere nicht mehr exiſtiren. Rec. hat Mammouthzähne aus Sibirien vor ſich, und ſieht, daſs ſie einem vom indiſchen Elephanten deutlich verſchiedenen Thiere zugehörten. Merkwürdig ſind die foſſilen Pflanzenblätter von Rochefauve Depart. de l'Ardèche, in einem Lager von feinem Sand mit Kalkerde gemengt und mit einem mächtigen Lager von baſaltiſchen Materien gedeckt. Schade, daſs auch hier *F.* alles vulkaniſch ſieht. Man erkennt Blätter von *Populus tremula*, *Fagus Caſtanea* u. ſ. w., aber auch ſolche, welche *Goſſeppium arboreum* gleichen. Sehr wahrſcheinlich ſind alſo auch jene Blätter nicht von den genannten Pflanzen. *Fourcroy's* chemiſche Analyſe des Waſſers im *Jard. d. plant.* zeichnet ſich durch nichts aus. *Desfontaines* beſchreibt *Salſola radiata*, eine neue Gattung aus N. America, *foliis lato-lanceolatis, dentatis; calice corymbula denticulata cincto; ſemine orbiculari hinc emarginato*, eine Mittelart zwiſchen *Chenopodium* und *Salſola*, mit einem Membran am Kelche, aber linſenförmigen Samen. *Geranium hirtum Forsk.* beſchrieben und abgebildet. *Sonchus divaricatus*, eine neue Art aus Aegypten, *glaber, procumbens, foliis glaucis runcinatis, denticulatis, floribus lateralibus, ſemine rugoſo. Rheum Ribes*, das echte *Ribes* der Araber, eine ſchon von den Alten gerühmte Arzneypflanze, beſchrieben und abgebildet. Eben ſo *Convolvulus Jalapa*, welche nach *Thiery de Menonville's* Nachrichten die echte Jalappa-Wurzel liefert. Der Vf. kannte des Portugieſen *Paiva* Unterſuchungen nicht, welche dieſes ebenfalls zeigen. *Michaux* fand die Pflanze auch in den Floriden, und glaubt, ſie laſſe ſich in Frankreich cultiviren. *Juſſieu* beſtimmt einige neue Gattungen, *Acicarpha* und *Boopis*, ſchon von *Willdenow* aufgenommen; *Petunia*, der *Nicotiana* nahe verwandt, und durch die hier angegebenen Kennzeichen nur wenig davon unterſchieden: denn die *folia floralia oppoſita*, die *flores axillares* und die etwas ungleiche *corolla* reichen nicht hin, eine beſondere Gattung daraus zu machen. Die Bemerkungen über die *Amarantaceae* und *Nyctagineae* zeigen den Zuwachs dieſer Ordnungen in neuern Zeiten. *Decandolle* ſtellt die von *la Roche* zuerſt beſtimmte Gattung *Vieuſſeuxia* wieder her. Er rechnet dazu *Iris tripetala*, *martinicenſis*, *pavonia*, *edulis*, *tricuſpis*, *Vieuſſeuxia ſpiralis la Roche*, und zugleich beſchreibt er eine neue Art *Vieuſſeuxia glaucopis*, jetzt ſchon in manchen deutſchen botaniſchen Gärten bekannt. Dieſe Gattung hat die zuſammengewachſenen Staubfäden von *Siſyrinchium* und blumenblattförmigen Narben von *Iris*. Rec. räth bey ſolchen wahrhaften Mittelgattungen, wie dieſe iſt, und oben *Salſola radiata* war, die Wiedereinführung der alten zuſammengeſetzten Namen an, als *Chenopodio-Salſola*, *Siſyrinchio-Iris* u. ſ. f. Sie würden eine groſse Erleichterung für das Gedächtniſs ſeyn, und die Charaktere ſogleich anzeigen. *Thouins* Gartennachrichten enthalten manche Bemerkungen über die Cultur verſchiedener Pflanzen, ob ſie gleich meiſtens local ſind. *Geoffroy* liefert die Beſchreibung und Abbildung einer Ziegenart aus Nord-Amerika von der ſchlanken Geſtalt des Hirſches, aber mit groſsen Widderhörnern. Sie iſt in der Nähe des Miſſouri unter dem 50° N. B. und 115° W. L. geſchoſſen worden. Er giebt eine kurze Nachricht von drey wilden Böcken (*bouquetins* nennt er ſie), welche die Bauern vom St. Bernhard dem Muſeum ſchickten. Er hält ſie für die wilde Stammart der Hausziege. Man vergleiche damit die Beſchreibung und Abbildung in der Menagerie des Muſeums und die Nachrichten von der wilden Ziege in Portugal in *Links* Reiſebeſchreibung, und man wird es auffallend finden, daſs dieſe über ganz Europa verbreitete wilde Ziege ſo lange unbekannt bleiben konnte. Bey Gelegenheit eines Ichneumons, welches das Muſeum erhielt

hielt, wird die Gattung, wozu es gehört, bestimmt, und von *Viverra* durch die scharfe Zunge, die complete Nickhaut, den Bisambeutel vor dem After und die halbverbundenen Zehen unterschieden. Beschreibung einer neuen Krokodilart von St. Domingo, dem Nil-Krokodil sehr ähnlich, aber doch verschieden. Die vordern Zähne der untern Kinnlade durchbohren die obern, und passen nicht blofs in die Höhlungen derselben. Aeufserst merkwürdig ist *G's* Anatomie des Nilkrokodils, aus deutschen Journalen bekannt, und keines Auszugs fähig. *Phascolomis*, eine neue Gattung aus N. Holland, der Gestalt nach dem *Opossum* ähnlich, aber mit dem Gebisse der Nagethiere, wird kurz charakterisirt. *Lacépède. Erpeton*, eine neue Schlangenart mit einer Reihe von sechseckigen Schildern unter dem Bauche, sonst überall, aufser auf dem Kopfe, mit Schuppen bedeckt. Das Vaterland der einen hier beschriebenen, nicht giftigen, mit Fühlspitzen versehenen, Art ist unbekannt; sie kam in der Sammlung des Erbstatthalters aus dem Haag. Aus eben derselben Sammlung erhielt man zwey Arten von Eidexen (*Chalcides Laur.*), wovon die eine kleine Füfse mit einer Zehe, die andere kleine Füfse mit vier Zehen hat. *Daudin.* Beschreibung und Abbildung einer Spechtart von Porto Rico, *niger, subtus sanguineus, fronte supercilüs, uropygioque albis.* Ferner *Merops bicolor, supra atro-violaceus, subtus roseus, mento albo; cauda longa et bifurcata* aus Congo. *Alcedo ultramarina* von den Philippinen, wozu als Abarten *Buffon Pl. enl.* S. 356 und 783. fig. 1. gehören. *Strix hudsonia* wurde im Elsas gefunden. *Tupinambis ornatus*, aus Congo. Die Gattung *Tupinambis* kommt sehr mit *Seps Laur.* überein, und *Laurenti's* Bestimmung sowohl als Benennung scheinen sehr vorzuziehn. *Cuvier* liefert eine vortreffliche Anatomie von *Aplysia*, und eine gelehrte Abhandlung über die Krebsarten, welche bey den Alten vorkommen. *Correspondenz. Van Marum* berichtet, der Torf entstehe aus Conferven. Dieses ist gewifs nicht immer der Fall. Der meiste Torf in den nordischen Gegenden erhält unstreitig seine erste Grundlage von den *Sphagnis. Labillardiere* handelt von der Cultur des *Phormium tenax*, welche er auch in Frankreich im Grofsen für möglich hält. Die übrigen Nachrichten, besonders die von *Humboldt*, sind aus andern Zeitungen bekannt.

Tom. III. *Hauy* findet keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem sibirischen rothen Schörl, welchen *Lhermina* Siberit nannte, und dem Stangenschörl. Dafs er nach *Lhermina's* Versuchen vor dem Löthrohre nicht schmelze, rühre von zufällig beygemengten Magnesiumoxyd her. Der treffliche Mann läfst sich zuweilen durch seine Lieblingshypothese hinreifsen, dafs die Grundgestalt der Krystallen immer die Grundmischung darstelle. Was heifst hier zufällig? Und kann man wohl einen sicherern Führer zur Kenntnifs der Grundmischung auffinden, als das Löthrohr? Das Verhalten der Mineralien vor demselben zeugt offenbar von jener Mischung; aber der Ursprung der Krystallen ist uns noch ganz unbekannt. Als ein Kennzeichen der metallischen Fossilien empfiehlt er die Prüfung derselben auf Elektricität. Ein isolirtes glattes Stück derselben reibt er über Tuch, und bemerkt, vermittelst des Voltaischen Collectors, ob die Elektricität harzig, glafig (negativ oder positiv) sey. Einige Anomalien führt er selbst an. Die Erregung einer bestimmten Elektricität hängt aber von so manchen kleinen Nebenumständen ab, welche wir noch nicht übersehen können, dafs ein solches Kennzeichen keine Ueberzeugung gewährt. *Faujas Saint Fond* über einige seltene Fossilien von Vestena nova im Veronesischen. *Gazola's* vortreffliche Sammlung dieser Fossilien befindet sich jetzt zu Paris. Hier werden einige deutliche nicht zu bezweifelnde Abdrücke von Vogelfedern, ferner die Abdrücke von einer Krabbe und einem unbekannten Seethiere vorgelegt. Die grofse Seltenheit der Ornitholiten macht die Abdrücke von Vogelfedern sehr merkwürdig. Desselben Classification der vulkanischen Producte; fortgesetzt im fünften Theile. Besonders von den erloschenen Vulkanen. Man findet hier trappartige, porphyritische, feldspatige u. s. w. Laven; nicht mit der gehörigen Genauigkeit beschrieben. Er glaubt, die Neptunisten und Vulkanisten streiten nur um Worte. Das wohl nicht, indessen ist die Sache ganz einfach. Von dem Ursprunge der Mineralien wissen wir nichts, weil wir kein einziges können entstehen lassen; es ist also der allgemeine Neptunismus wie der Vulkanismus eine müfsige Hypothese. Wer aber sagt, der Basalt ist vulkanisch, nimmt eine besondere, von der allgemeinen abweichende, Bildung dieses Fossils an. Er mufs die Analogie der Basaltberge mit noch brennenden Vulkanen durchaus zeigen, und so lange dieses nicht, oder nur durch Hülfshypothesen geschehen ist, dürfen wir die basaltischen Mineralien nicht als vulkanische in einem System, wo man keine Hypothese dulden darf, aufstellen. *Fourcroy.* Analyse der Meteorsteine, hinreichend bekannt wegen der Uebereinstimmung mit den andern Analysen, wodurch ebenfalls Nickel darin gefunden wurde. Eben so kennt man bereits aus dem N. Journ. der Chemie seine Untersuchungen über das Platin und die Entdeckung eines neuen flüchtigen riechenden Metalls. Die Fortsetzung steht im vierten Theile. Analyse eines phosphorsauren Eisens von Isle de France, in kleinen, leicht zu trennenden, zum Theil durchscheinenden, zum Theil undurchsichtigen blauen Blättchen, welche vor dem Löthrohre erst gelb werden, dann zu einem metallisch-glänzenden Kügelchen schmelzen. Die äufsere Beschreibung ist also sehr mangelhaft. *Jussieu.* Ueberficht der Gattung *Cantua*, wozu noch *C. quercifolia* aus Peru, nach einer Zeichnung von *Antoine de Jussieu*, und *C. cordata* eben daher aus dessen Herbarium, ferner *Phlox pinnata Cavan.* und *Gilia laciniata Ruiz-Pav.* gesetzt werden. *C. pyrifolia* und *buxifolia* sind abgebildet. *Solanum cornutum Lam.* beschrieben und abgebildet. Verschiedene neue *Hyperica: H. laricifolium, trigynum, calice nudo, fruteſcens, foliis linearibus brevibus fasciculatis, floribus lateralibus aut terminalibus subcompositis* aus Peru, nach *Joseph de Jussieu's* Herbarium. *H. struthiolaefolium, trig. frut.*

frut. c. n. foliis angustis subulatis brevibus, floribus parvis in ramorum apice et dichotomia solitariis; aus Peru, nach *Dombey's* Herb. *H. filenoides, trig. herb. c. n. foliis lanceolatis, pedunculo terminali bipartito multifloro, flore indichotomia unico, caeteris diffantibus fecundis*, aus Peru, nach *Dombey's* Herb. Sind alle abgebildet nebst *H. elatum Lam.* Derf. beſchreibt verſchiedene neue Anemonen, nebſt einer Ueberſicht der Gattung. *Anemone fumariaefolia, caule unifloro brevi, foliis bi- aut triternatis, foliis obtuſe aut acute lobatis, involucro triphyllo multifido, feminibus lanatis*, eine niedliche Pflanze, bey Montevideo von *Commerſon* gefunden. Eben daher: *A. trilobata, foliis ſubcordatis profunde trilobatis, involucris triphyllis bis trifidis, corollis ſubdodecapetalis.* Nahe verwandt mit der portugieſiſchen *An. palmata.* Es iſt, als ob gegen den Südpol dieſelben Formen mit kleinen Veränderungen unter denſelben Breiten wiederkehren. *An. alba, caule ſimplici ſubunifloro, foliis quinquepartitis, lobis apice ſinuato-dentatis, involucro triphyllo conformi*, aus Daurien von *Patrin* erhalten. *An. iſopyroides, foliis longe petiolatis biternatis, foliolis ſubcuneiformibus ſinuato crenatis involucro triphyllo ternato, petulis oblongis*, aus des Vfs. Herbarium. Der Standort iſt unbekannt. Aehnliche Bereicherungen des Syſtems werden dem Vf. wegen des Beſitzes der vortrefflichſten Herbarien leicht werden. Derſelbe giebt eine Ueberſicht der natürlichen Ordnung *Onagrae.* Hiezu kommen nun auch *Trapa, Myriophyllum, Isnardia, Ludwigia* und *Hipuris;* doch letztere zweifelhaft. Die Verwandtſchaft dieſer Pflanzen mit den *Onagris* läſst ſich nicht läugnen; aber die zwey bis vier zuſammengewachſenen Nüſſe trennen *Trapa* und *Myriophyllum* von den übrigen. *Isnardia* hingegen iſt ohne Zweifel eine *Onagra.* *Poiteau* beſtimmt eine neue *Thouinia*, da die von *Thunberg* ſo benannte ein *Chionanthus*, die von *Smith* ein *Endrachium* iſt. Sie gehört zur natürlichen Ordnung *Sapindi*, hat einen viertheiligen Kelch, vier inwendig rauhe Blumenblätter, acht Staubfäden, einen Staubweg, drey einſamige an den Griffel befeſtigte Kapſeln, die oben in einen Flügel auslaufen. Beide Arten, *Th. ſimplicifolia* und *trifoliata*, wachſen auf Domingo. *Thouin* über die Cultur der Bataten (*Convolvulus Batatas*, welche man anfängt im wärmern Frankreich zu naturaliſiren, nebſt Anzeige einer ſehr frühzeitigen Abart der Kartoffeln aus Penſylvanien. Glückliche Verſuche mit den erſtern erzählt *Faujas Saint Fond* im fünften Theile. Auch handelt *Thouin* von der Cultur der Heide-Arten und der *Dahlia*, einer Prachtpflanze, welche abgebildet iſt. *Geoffroy* trennte auf *Buffons* Behauptung, daſs ſich nur echte Beutelratten in Amerika finden, das gefleckte Opoſſum aus Neuholland von den übrigen, unter dem Namen *Daſyurus viverrinus.* Wirklich unterſcheidet es ſich durch acht Schneidezähne in der obern und ſechs in der untern Kinnlade. Hiezu kommen jetzt viele andere Arten, als: *D. macrourus (Viverra maculata Shaw), D. Maugei*, durch *Maugé* von *Baudins* Expedition mitgebracht, *D. Tafa (Tapoa tafa White), D. penicillatus (Didelphis penicillata Shaw)* und *D. minimus*, ebenfalls durch *Baudins* Expedition aus N. Holland gebracht. Die Gattung iſt gut gebildet; ihr weſentlicher Charakter iſt aber mehr in dem rauhen Schwanze als den Zähnen zu ſuchen. Aber die Veranlaſſung iſt ſonderbar. Daſs es keine Thierarten giebt, welche Amerika und den übrigen Welttheilen gemeinſchaftlich ſind, ſcheint wohl gewiſs; aber Gattungen, dieſe künſtlichen Abtheilungen ſind beiden gemein, wie die Katzen- und Hundegattungen deutlich beweiſen. *Daudin* über eine methodiſche Eintheilung der Bewegungsarten der Thiere. Die Claſſen ſind: Stehen, Bewegung ohne Veränderung des Ortes, Anklammern, Anheften oder Ergreifen, Gehen, Klettern, Springen, Kriechen, Fortſchleppen und Gleiten, Schwimmen, Fliegen. Dieſe Eintheilung iſt unbequem, weil jede dieſer Bewegungen nach den verſchiedenen Werkzeugen auf eine äuſserſt verſchiedene Weiſe geſchieht; ſie iſt unnatürlich, weil die verſchiedenſten Bewegungen, z. B. das Klettern des Menſchen und das Fortbewegen des Blutigels, zuſammen kommen. Die merkwürdigen Bewegungen der Infuſionsthierchen, die Arten, wie die Schlangen klettern, ſind ganz überſehen. Das Zuſammenziehen und Ausdehnen des gerunzelten Körpers, wodurch ſich viele Inſectenlarven, viele vollkommene Inſecten und Würmer mit und ohne Füſse fortſchieben, iſt nicht gehörig angegeben. Derſelbe beſchreibt eine neue Art, *Lanius gutturalis* aus Congo. Zugleich Bemerkungen über drey Vögel-Familien, die *Colluriens (Lanius)*, die *Moucherolles (Tyrannus* und *Raſcicapa)* und *les Tourdes (Turdus, Rupicola, Calvi frons, Garrulus, Oriolus, Formicicapa, Sylvia, Motacilla).* Lieſet man aber die Charaktere, ſo findet man keinen einzigen, an welchem man ſicher eine Familie vor der andern erkennen könnte. *Latreille* beſchreibt ſehr genau *Apis parietina Fabr.*, und macht daraus eine beſondere Gattung *Anthophora.* Er beſchreibt die *Palinuri* im Muſeum, und darunter als neu, *P. Argus* und *verſicolor.* *Lamark* beſtimmt zwey neue Inſectengattungen aus N. Holland. *Chiroſcelis*, eine Käfergattung mit Scheeren, und *Panops*, eine Diptera mit ſonderbar geſtellten Augen. Die erſte zeigt doch auch die ſonderbaren Formen jener Gegenden, welche ſonſt unter den gröſsern Thieren dort häufiger ſind, als unter den kleinen. Derſelbe trennt ſehr richtig die äuſsern mit gekerbtem Schloſs, unter dem Namen *Crenatula*, von den übrigen. *Cuviers* Oſteologieen des einhörnigen Rhinoceros, des Tapir und des Daman (*Hyrax capenſis*), des Hippopotamus im vierten und fünften Theile dieſer Annalen, ſo wie ſeine vortrefflichen Abhandlungen über die foſſilen Knochen in den Gypsbergen um Paris und die foſſilen Tapirknochen in Frankreich, kennt man bereits aus deutſchen Zeitſchriften. Die letztern ſind für die Geologen von gröſster Wichtigkeit; ſie zeigen, daſs kein foſſiles Thier mit Sicherheit auf ein bekanntes Original gebracht werden kann. Ja hier findet man zwey ganz neue Gattungen, *Palaeotherium* und *Anoplotherium*, beſtimmt. Im vierten Theile iſt die Fortſetzung dieſer Abhandlungen, worin ein faſt vollſtändiges Gerippe

von

von einem *Palaeotherium* beschrieben wird. Im fünften Theile beschreibt der Vf. auch ein fast vollständiges fossiles Skelet aus den Gypsbergen um Paris von einem Thiere aus der Gattung der Opossums, einer Gattung, welche Amerika ausschliefslich eigen ist. Also bedeutenden Instanzen gegen die von *Pallas* zuerst aufgestellte Hypothese, dafs eine Ueberschwemmung aus den ostindischen Gewässern die fossilen Knochen nach Sibirien und Europa gebracht habe. Nach den neuern Untersuchungen scheint es nicht mehr zu bezweifeln, dafs die nordischen Länder einst die Thiere und Pflanzen hervorbrachten, welche sich dort unter der Erde finden; dafs sie einst ein wärmeres, wenigstens Thieren und Pflanzen günstigeres Klima hatten, und endlich dafs der Charakter der organischen Schöpfung zwischen dem amerikanischen und dem der alten Welt das Mittel hielt. Interessant ist endlich *Ramonds* Besteigung des Gipfels vom Mont-Perdu, des höchsten unter den Pyrenäen. Man findet dort keine unversehrte Schicht, sondern nur Trümmer von einem Kalkstein, welcher nach des Vfs. Angabe etwas feinen Sand, Kohlenstoff, Eisen, und ein stinkendes Wesen enthalten soll.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in d. Joachim. Buchh.: *Gemälde und Scenen aus Paris.* Von Dr. *J. F. Miller.* 1805. 176 S. 8. (20 gr.)

Es ist doch nur sehr wenig, wenn man von einer Ephemere, wie diese, nichts weiter sagen kann, als, das Ding läfst sich ganz gut lesen. Was Hr. *M.* uns von *Gemälden* und *Scenen* malt und darstellt, ist das alltäglichste, ist von der Menge seiner Vorgänger seit 10 Jahren fast unzählig oft gemalt und mitunter auch — gesudelt. Die Reise ward schon im J. 1802. gemacht, und was der Vf. davon dem Publicum mitzutheilen sich gedrungen fühlt, sind höchst unbedeutende, oberflächliche Blicke auf die bekanntesten Merkwürdigkeiten von Paris. Auch keinen einzigen neuen Gegenstand hat er beobachtet, und keinen andern auch nur aus einem neuen Gesichtspunkt angesehen und dargestellt, wie man doch von einem denkenden und nicht blofs nachschreibenden Reisenden billig erwarten kann. Vergebens sucht man nach Beobachtungen und Notizen dieser Art; oder man müfste sich denn begnügen können, sie z. B. in einem erzählten Rencontre mit einer Gassendirne, die Hr. *M.* für eine vornehme Dame ansah, in der Beschreibung eines alltäglichen Festes im Garten Tivoli, in den Sujets einiger mittelmäfsigen Opern und Farcen, in den Schwänken des Bauchredners Fizjames und in ähnlichen dem Vf. erheblichen Seltenheiten von Paris, die er recht mit Wohlgefallen und ausführlich erzählt, zu finden. — Eine Probe seiner Kenntnifs in der französischen schönen Literatur giebt er unter andern S. 158., wo er bey Gelegenheit des lebenslänglichen Consulats von *Rousseau's* Grundsatz: *Le premier (des) Roi (s) fut un Soldat heureux*, spricht. Jeder Neuling weifs, dafs *Voltaire* diese Worte den Tyrannen Polyphont in der Merope sagen läfst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen*, b. Dieterich: *Brief eines Arztes an einen Landpfarrer*, von *Karl Ferd. Becker*, A. in Höxter. 1804. 56 S. 8. (6 gr.) — Der Inhalt dieses Briefes besteht in einer Anweisung, wie ein Nichtarzt einen vernünftigen Krankenbericht abzufassen habe. Nächst diesem ergiefst sich der Vf., welchem das Wohl seiner kranken Brüder am Herzen liegt, über die Vernachlässigung ärztlicher Hülfe unter den niedern Ständen, über den Mifsbrauch der Heilmittel und den Unfug der Quacksalber. Er zeigt, dafs der Mensch desto mehr für sein Leben und seine Gesundheit sorge, je cultivirter er sey. Der uncultivirte Mensch legt auf das Unwichtigere einen gröfsern Werth, als auf das Wichtigere; auf sein Vieh mehr, als auf seine Menschen, er traut den Kräften seiner Natur blindlings, er verehrt die Hausmittel und Recepte, die seine Ahnherren schon brauchten, abgöttisch, er traut den Quacksalbern, welche sich zu seinen Fassungskräften herablassen, um ihn zu berücken, allzu viel. Er scheuet die Kosten, um zu einem rechtlichen Arzte zu gehen, und berechnet nicht, dafs eine Haruschau für 2—3 gr., ein Loth *Elix. propr.* oder *pectoral.* für 6—8 gr., ein Kräuterthee für 7 gr. und eine Salbe aus ranzichtem Fett für 5 gr. eben so viel, ja noch mehr kosten, und weniger helfen, als der Besuch eines geschickten, rechtlichen Arztes. Oft legt sich der Quacksalber 14 Tage bis 3 Wochen zu dem Kranken ins Haus, und schreibt vor, was er an Kaffee, Branntwein, geräuchertem Fleische u. s. w. geniefsen will. Der Vf. glaubt, dem Landmanne werde der Zugang zum Arzte am besten dadurch erleichtert, wenn der Landpfarrer bey vorkommenden Fällen einen guten Bericht über die Krankheit abzufassen belehrt werde, so dafs der Arzt nicht nöthig habe, jeden Kranken sogleich zu besuchen. Das Schema, welches der Vf. beylegt, ist gut; es bezieht sich auf Constitution des Kranken, Ursachen der Krankheit, Verlauf derselben und die gegenwärtigen Symptomen. Diese Punkte werden in einzelnen Unterabtheilungen näher aus einander gesetzt. Wir zweifeln nicht daran, dafs dergleichen Berichte in den meisten Fällen dem Arzte Genüge leisten werden; nur daran zweifeln wir mit Recht, ob viele Landpfarrer, bey der Bequemlichkeit und Unthätigkeit, welche die meisten sich zum Lebenszweck gemacht haben, dergleichen Berichte abfassen mögen —, und ob viele dieser Herrn, bey dem so sehr gesunkenen Ansehn und Einflusse derselben auf ihre Gemeinden, dergleichen Berichte abzufassen veranlafst werden dürften.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. März 1806.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Annales du Muſeum national d'Hiſtoire naturelle* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 69. abgebrochenen Recenſion.*)

Tom. IV. *Fourcroy* und *Vauquelin* unterſuchten den Arragonit (excentriſchen Kalkſtein *Karſt.*) aus Auvergne in Vergleichung mit dem blättrigen Kalkſteine aus Island, und fanden ſowohl in Rückſicht der Beſtandtheile als ihrer Verhältniſſe nicht den geringſten bedeutenden Unterſchied. Es iſt bekannt, daſs der primitive Kryſtall des Arragonits zwar ein Rhomboeder, aber mit andern Winkeln, iſt, als der primitive Kryſtall des blättrigen Kalkſteins; auch weichen beide Mineralien in andern äuſsern Kennzeichen von einander ab. So ſchätzbar und wichtig auch *Hauy's* Unterſuchungen über die Kryſtalle ſind, ſo war es doch eine bloſse Hypotheſe (eigentlich nur Vermuthung), daſs ihre Grundgeſtalt von der Verſchiedenheit der Beſtandtheile, oder dem Verhältniſſe derſelben herrühre. Das Zuſammentreffen einiger Beobachtungen begründet noch nichts. Dieſe Abhandlung iſt alſo ſchätzbar, weil ſie Behutſamkeit in dieſer Rückſicht empfiehlt. *Vauquelin.* Analyſe des Schmirgels von der Inſel Gerſey (Jerſey). Er fand darin in Hundert 53⅛ Alaunerde, 24⅜ Eiſenoxyd, 12½ Kieſelerde, 1⅛ Kalk und 1⅛ Verluſt durch die Calcination. Er glaubt, der Kalk rühre von beygemengtem Talk her, und das Eiſen ſey nicht chemiſch mit den übrigen Subſtanzen verbunden, weil es ſich vor der Zerlegung deſſelben durch Säuren ausziehen laſſe. Ein ſonderbarer Schluſs, da dieſes Ausziehen bloſs von der Stärke der Verwandtſchaft zu den übrigen Beſtandtheilen, auch von dem Verhältniſſe der letztern beſtimmt wird. Er glaubt alſo mit *Tennant*, daſs der Schmirgel zum Corund oder nach *Hauy* zur Teleſin gehöre. *Brongniart* hat die Mineralwäſſer von Balaruc auf die gewöhnliche Art unterſucht. *Laugier.* Analyſe des Meteorſteins aus der Gegend von Apt, Depart. de Vaucluſe. Kieſelerde, Eiſenoxyd, Talkerde, Schwefel, etwas Magneſiumoxyd und Nickeloxyd waren die Beſtandtheile. Alſo ebenfalls eine ſonderbare Zuſammenſetzung. *Godin Saint Memin* bereitet eine ſchöne, an der Luft und im Licht unveränderliche grüne Farbe aus drey Theilen Queckſilber-Chromat und einen Theil Alaunerde zuſammen geglühet. *Juſſieu* über die Gattung *Grewia.* Dieſe Gattung enthält einen ſehr groſsen Zuwachs von neuen Arten nach Herbarien, und einer nach dem Leben beſchrieben. Von allen ſind kurze Zweige abgebildet. Er beſtimmt eine neue Gattung *Gymnoſtyles* aus der natürlichen Ordnung *Corymbiferae*, der *Hippia* nahe verwandt; aber die weiblichen Blüthen im Umfange haben keine *corolla.* Hieher rechnet er eine *Hippia minuta* aus *Commerſons* Herbarium, in Buenos Ayres gefunden. Aber dieſe Pflanze iſt von *H. minuta*, welche nach *Linné flores pedunculatos* haben ſoll und wirklich hat, ſehr verſchieden, und Rec. begreift nicht, wie *Correa* dem Vf. ſagen konnte, dieſe Pflanze ſey als ſolche in den engliſchen Herbarien benannt. Rec. hat in *Banks* Herbarium *Hippia minuta* mit deutlichen *floribus pedunculatis* geſehen, und ſogar Hn. *Correa* darauf aufmerkſam gemacht. Die hier abgebildete Pflanze iſt der in Portugal einheimiſchen *Hippia ſtolonifera Broteri*, welche *Juſſieu* zweifelhaft anführt, ſo auffallend ähnlich, daſs man ſie kaum unterſcheiden kann. Denn was *Brotero* als *corolla* der weiblichen Blüthen angiebt, iſt die äuſsere, etwas laxe, aber doch mit dem Griffel dicht verwachſene Haut deſſelben. Die beiden andern, *G. anthemifolia* und *pteroſperma*, ſind neu; erſtere aus N. Holland, letztere aus Buenos Ayres. Die Gattungen *Paullinia* und *Operkularia Gaertn.* erhalten ebenfalls eine anſehnliche Vermehrung. *Desfontaines* über den Thee. *Thea bohea* ſey von *Th. viridis* nicht verſchieden. Die Abhandlung enthält bekannte Sachen. *Stevenſia*, eine neue Gattung, aus der natürlichen Ordnung *Rubiaceae*, von *Poiteau* beſchrieben und auf S. Domingo gefunden. Der Charakter iſt: *Calix limbo bifido deciduo, Corolla tubuloſa, limbo plano 6—7 fido. Stamina 6—7 ſeſſilia, fauci corollae inſerta. Capſula bilocularis, polyſperma, apice 4 farium dehiſcens, a calice veſtiente ſolubilis.* *Geoffroy* über einige Thiere in der Menagerie des Muſeums. Intereſſant iſt die Beſtimmung des Jaguars, eines oft und auch von *Buffon* verwechſelten Thieres. Der Jaguar gleicht dem Panther auſserordentlich, aber er hat ein ganz anderes Geſchrey; die ſchwarzen Flecke ſtehen lange nicht ſo dicht zuſammen; die Flecken auf dem Rückgrathe ſind ganz ſchwarz; nicht im Centrum heller; das Ende des Schwanzes iſt ganz umher ſchwarz geringelt. Das Paca hat eine ſonderbare Taſche am Kopfe. Der *Vultur Papa* iſt in der Jugend ganz ſchwarz. Nachricht von Baſtarden, von einer Wölfin und einem Hunde. Das *Aguti* muſste das Weibchen mit Gewalt und durch Wunden zur Begattung zwingen, welche wegen der ſpitzen Warzen und einer geſägten Platte am männlichen Gliede ſehr ſchmerzhaft ſeyn muſs. Die Menagerie hat den Löwen aus Tunis, einen Elephanten und einen Tiger durch den Tod verloren. Der letztere lieſs ſich in der letzten Krankheit ſeine Wunden

von einem Hündchen lecken. *Perameles*, eine neue Gattung aus N. Holland, dem Opoſſum ähnlich, mit einem Beutel wie dieſes, und dem Gebiſſe der Raubthiere, aber anders gebildeten Zehen. Die Nägel ſind nämlich lang und gerade, die letzte *phalanx* iſt geſpalten, wie an den Faulthieren. Zwey Arten, *P. naſuta*, bisher unbekannt, und *obeſula (Didelphis obeſula Shaw)* werden beſchrieben und abgebildet. *La Cépède* über einige unbeſchriebene Thiere aus N. Holland. Zuerſt einige Bemerkungen über dieſes Land, welches, wegen der geringen Ströme und der tropiſchen Regen, wahrſcheinlich einen groſsen inländiſchen See hat. Dann kurze Nachrichten von verſchiedenen Amphibien und Fiſchen dieſes Landes, und Beſtimmung einiger neuer Schlangengattungen, *Trimereſurus*, mit Giftzähnen, einer Reihe Schilder unter dem Bauche, und einem Schwanze in drey Abſätzen, am After mit kleinen, dann mit groſsen und endlich wieder mit groſsen Schildern. *Aipyſurus*, mit plattem, vertical ſtehendem Schwanze, groſsen Schildern unter dem Bauche, dickem Halſe, wie an der Brillenſchlange, ohne Giftzähne. *Leioſelasma*, dem vorigen ſehr ähnlich, aber ohne dicken Hals, mit einer Reihe kleiner Schilder unter dem Bauche und dem Schwanze. *Diſteira*, dem vorigen ſehr ähnlich, aber mit Schuppen unter dem Schwanze und einer Reihe zweyfach gekielter Schilder unter dem Bauche. Wenn man die jetzt bekannten Gattungen der Schlangen überſieht: ſo fällt die Art auf, mit welcher die Natur verſchiedene Charaktere nach allen Combinationen mit einander zu verbinden geſucht hat. Abgebildet ſind: *Bipes (Chalcides) lepidopus*, *Raja cruciata*, *Lophius hirſutus*, *Lophius laevis*, *Trimereſurus leptocephalus*, *Tr. viridis*, *Aipyſurus laevis*, *Leioſelasma ſtriata*, *Diſteira doliata*, *Oſtracion 14 aculeatus*, *Tetrodon argenteus*, *Syngnathus taeniolatus*, eine ſonderbare Form. *Latreille* über Honigwaben aus Indien, welche von der *Apis indica* und einer neuen Art *A. ſocialis* kommen. Er findet Unterſchiede zwiſchen den Bienen der alten und neuen Welt, welche etwas geſucht und durch ein Raiſonnement veranlaſst ſcheinen, wovon wir ſchon oben geredet haben. In ganz Europa hält man *Ap. mellivora*, nur im Genueſiſchen eine andere Art. *Lamark*. Beſchreibung einer neuen Muſchelart, *Trigonia margaritacea*. *Bruguiere* hat dieſe Gattung nach einer foſſilen Muſchel beſtimmt, aber die linke Schale nicht geſehen, welche vier platte Zähne hat. *L.* glaubt nicht, daſs die Originale der foſſilen Muſcheln untergegangen ſind, er giebt dieſes nur von den gröſsern Thieren zu, und vermuthet, daſs wir jene noch in den Tiefen des Meeres entdecken werden. Aber von den Gattungen kann man dieſes nur gelten laſſen, von den Arten iſt es auch nicht in einem einzigen Falle erwieſen. Ferner Beſchreibung der *Oſtrea tuberculata*, einer neuen Art aus N. Holland. *Pyroſoma*, beſchrieben von *Péron* (welcher die Reiſe mit *Baudin* machte), ein *Molluſcum corpore libero, ſubconico, extremitate ampliore aperto, vacuo, aperturae margine intus tuberculis cincto.* Die eine Art, *P. atlanticum*, fand ſich im atlantiſchen Meere, zwiſchen dem 3 u. 4° N. B. und 19 u. 20° W. L. von Paris. Sie gab im Dunkeln einen hellen Schein von ſich. Keines Auszugs fähig ſind *Cuviers* Anatomieen von einigen Mollusken, *Hyale* und *Pneumoderma*, einer neuen Gattung, welche beiden mit *Clio* eine beſondere Familie bilden, von *Thalia Brown.*, *Biphora (Salpa Forsk.)* und *Doris*. Intereſſant iſt die Unterſuchung der Ibis-Mumien. Der Ibis der Alten iſt alſo nicht *Tantalus Ibis Linn.*, es iſt ein viel kleinerer Vogel, deſſen Schnabel Aehnlichkeit mit dem Schnabel der Doppelſchnepfe *(Numenius Arquata)* hat, und ſich gänzlich von dem Schnabel der *Tantalorum* unterſcheidet. Ein Vogel aus der Sammlung des Muſeums, welchem der wahre Ibis ſehr gleicht, iſt hier abgebildet. *Bruce's* Abu-Hannes gehört dahin, und der Vogel mag ſich jetzt nur noch höher am Nil, als Aegypten liegt, finden. Aber mit Unrecht nennt ihn *C.: Numenius*. Dieſe Gattung hat einen mit Federn bedeckten Kopf und anders gebildete Füſse; der Ibis macht eine beſondere Gattung aus. *Ramond* über Vegetation auf den Gebirgen enthält einige Data zur botaniſchen Geographie, denen doch noch Haltung fehlt. *Dureau de la Malle* über die von den Alten gekannten Eſchenarten. Der Vf. kennt nicht alle Eſchenarten des ſüdlichen Europa, kann alſo nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Rec. kennt eine neue Art, worauf die Charaktere der *Bumelia* und *Ornus* ſo gut paſſen, als auf *Fraxinus excelſior*.

Tom V. Statt der Geſchichte des Muſeums macht den Anfang eine Nachricht von *Juſſieu* über Kapitän *Baudins* Expedition nach Neuholland. *Faujas Saint Fond* geologiſche Reiſe von Mainz über Kreutznach, Martenſtein und Kirn nach Oberſtein. In dem Gebirge um Oberſtein ſah doch der Vf. nur Trapp und nicht, wie ſonſt, dichte Lava. Die Felſen um Am-Gefallen-Fels ſind abgebildet. Die Abhandlung enthält nicht viel von Bedeutung. *Fourcroy's* und *Vauquelin's* Analyſe des Ichthyophthalmits. Er hält im Hundert 51 Theile Kieſelerde, 28 Th. Kalk, 17 Th. Waſſer und 4 Th. Kali, und ſchmilzt vor dem Löthrohre. Von wem die Vff. ihr Mineral erhielten, ſagen ſie nicht. Es iſt offenbar von dem Mineral verſchieden, welches *Schumacher* beſchreibt: denn das letztere ſchmilzt durchaus nicht vor dem Löthrohre, und beſteht nicht aus trennbaren, etwas biegſamen Blättchen. Ungeachtet die Angabe der Beſtandtheile ſehr gut übereinſtimmt: ſo weicht doch die äuſsere Charakteriſtik ſehr von dem Mineral ab, welches *Karſten* (N. Journ. d. Chem. Th. 5. S. 35.) unter dieſem Namen beſchrieben, und *Roſe* chemiſch unterſucht hat. Der Ichthyophthalmit von Finngrufra bey Utö, welchen Rec. vor ſich hat, kommt mit *Karſtens* Charakteriſtik überein, und ſchmilzt nicht vor dem Löthrohre. *Vauquelin* über den Cerit, wodurch die Gegenwart eines neuen Metalls in dieſem Mineral beſtätigt wird. Es gelang ihm ſogar die Reduction. In groſser Hitze iſt das Metall flüchtig. *Laugier* liefert mehrere, nach den Regeln der Kunſt angeſtellte Analyſen: des Diſthene (Cyanit), der Amphibole (Hornblende) vom Cap de Gates, und des grauen Epidote

dote (Arendalit oder Thallit) aus dem Walliserlande. Zwar enthält der Actinote (Strahlstein) etwas Chromium, weniger Eisenoxyd und Alaunerde, als die Amphibole; doch glaubt *Laugier*, die Analyse nähere beide Mineralien eben so, wie die Krystallographie. Auf diese Weise läfst sich viel vereinigen. Das Löthrohr verräth uns viel besser die Bestandtheile, als die Krystallographie, und Rec. setzt den Charakter des Actinote darin, dafs er sich erst weifs brennt, dann zu einem weifslichen Glase schmilzt; Amphibole hingegen sogleich zu einer schwarzen Kugel fliefst. Eben derselbe beschreibt und untersucht eine Steinart vom Cantal in Auvergne, welche im Hundert aus 85 Theilen Kieselerde, 8 Th. Eisenoxyd und 7 Th. Wasser besteht. Sie gehört nach der äufsern Beschreibung, dem Verhalten vor dem Löthrohre und den Bestandtheilen offenbar zu dem Eisenkiesel. Merkwürdig ist es, dafs das Eisenoxyd in dieser Verbindung mit viel Kieselerde sich in reinem Kali auflöste. Sollte vielleicht etwas Magnesium diese Auflösung vermittelt haben? *Desfontaines* giebt Nachricht von einer Abhandlung *Mirbels* über die Anatomie der Pflanzen, nebst zwey Kupfertafeln. Sie soll zeigen, dafs die *fausses trachées* sich schon in sehr jungen Pflanzen befinden, und also nicht aus den wahren Tracheen entstehen. Aber warum enthält ein junger Kürbiszweig wenig *fausses trachées*, und desto mehr, je mehr man sich dem alten verholzten Stamme nähert? *Mirbels* Werk über die *Physiologie vegetale* ist das Werk eines Mannes, der noch nicht durch das Mikroskop sehen gelernt hat. *Jussieu* bereichert aus dem Schatze der Pariser Herbarien die Gattung *Loasa*, welche mit *Mentzelia* eine neue Familie, *Loaseae*, ausmacht. Seine Abhandlungen über die Verbesserungen und Bestimmungen, welche die natürlichen Ordnungen der Pflanzen durch *Gärtners* Bemerkungen erhalten, erlauben keinen Auszug. *Turpin* beschreibt eine neue *Thouinia* von St. Domingo, *pinnata* genannt, und giebt eine Abbildung von dieser und *T. trifoliata*. Derselbe beschreibt das *Rhus aromaticum* aus Nordamerika, und bemerkt zugleich, dafs *Rhus suaveolens* in Frankreich gewöhnlich *Myrica trifoliata* heifst. *Latreille* über die Gattung *Apis* nach seiner Bestimmung und Beschreibung verschiedener neuer Arten. *Lamark* beschreibt einige neue *Volutae* aus Neuholland, der *V. vespertilio* ähnlich. Er bestimmt eine neue Gattung *Galathea*, welche sich von *Venus* durch vom Schlofs entfernte, an den Seiten liegende Zähne, von *Mactra* durch das aufserhalb liegende Band unterscheidet. Die eine Art, *Galathea radiata*, ist nur von *Bruguière* genannt. *Cuvier* hat diesen Theil mit vielen Abhandlungen über Mollusken und fossile Knochen bereichert. Er handelt von der Gattung *Onchidium* und einer neuen Art, *Onchidium Peronii*, von zwey neuen Gattungen, *Phyllidia* und *Pleurobrancha*, von *Dolabella*, *Testacella* und einer neuen Gattung *Parmacella*. Einige der Abhandlungen über fossile Knochen sind schon oben angeführt; hier müssen noch erwähnt werden die Abhandlungen über die fossilen Hippopotamusknochen, über das Megatherium, ein ungeheures Thier aus der Familie der Faulthiere, wovon sich ein fast vollständiges Skelet in dem Museum zu Madrid befindet, und über den Megalonix. *Jefferson* hatte dieses Thier für ein Raubthier gehalten, und damit die Nachrichten von einem noch existirenden grofsen Raubthiere am Ohio in Verbindung gebracht; aber *Cuvier* zeigt deutlich, dafs dieses Thier ebenfalls zur Familie der Faulthiere gehöre; eine neue Instanz, dafs kein fossiles Thier im Original gesehen worden ist. Mit dem *Bos Arni* in Indien, von dem man als ungeheuerm noch existirenden Thiere Nachrichten haben will, und wozu man die grofsen fossilen Ochsenknochen rechnet, möchte es wohl eben so der Fall seyn. *De la Torre's* Nachricht vom letzten Ausbruche des Vesuvs ist von *Toscan* übersetzt. *Peron* über die Temperatur des Meeres auf der Oberfläche und in verschiedenen Tiefen. Am Mittage ist das Meer auf der Oberfläche kälter, als die Atmosphäre im Schatten, um Mitternacht wärmer. Um die Temperatur in der Tiefe zu erforschen, umgab er das Thermometer mit schlechten Leitern, und liefs es lange in der Tiefe, damit es dort die Wärme annehmen, und beym Aufziehen nicht leicht verlieren konnte. In der Nähe der Küsten ist das Meer auf dem Grunde wärmer, als in der Mitte. An den Küsten von Neuholland fand der Vf. eine auffallende Wärme auf dem Grunde; zugleich wurden viele phosphorescirende Thiere mit aufgezogen. Sollte die Wärme, welche *P.* den Thieren überhaupt zuschreibt, vielmehr von der Phosphorescenz herrühren? Fern vom Lande ist das Meer auf dem Grunde viel kälter, als auf der Oberfläche. Als er eine wohlverstopfte Bouteille tief ins Meer liefs, zog er sie mit eingedrücktem Stöpsel halb voll Wasser heraus, welches trübe und säuerlich war. Sehr wahrscheinlich ist seine Vermuthung, der Druck der Wassersäule habe den Stöpsel eingedrückt, und die Luft mit dem Wasser verbunden. *Correspondenz.* Hr. Graf *v. Sternberg* giebt interessante Bemerkungen über fossile Pflanzen, besonders über *Schlottheims* unterirdische Flora. Zuletzt müssen wir noch bemerken, dafs *Deleuze* in mehrern Theilen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten liefert, welche sich durch in Frankreich ungewöhnliche literarische Kenntnisse auszeichnen.

London: *The Paradisus Londinensis*, or coloured figures of plants, cultivated in the vicinity of the metropolis, by *Will. Hooker*, pupil of *Franc. Bauer* Esq. N. 1—6. 4. Mit 18 Kpfrt.

Der Anfang eines Prachtwerks, welches *Andrews botanist's repository* ersetzen soll. Nach diesem Anfang zu schliefsen, wird der künstlerische Theil ungemein gut ausgeführt. Aber weit weniger Beyfall verdient der wissenschaftliche. *Rich. Ant. Salisbury* ist der Vf. des Textes; wer die frühern Arbeiten dieses Botanikers kennt, wird daraus auf den Hang zum Paradoxen, auf das Sträuben gegen alle Gesetze der Kunstsprache, auf den Mangel am wissenschaftlichem Sinn und auf die Empfindlichkeit schliefsen können, die man auch hier gegen *Smith*, *Willdenow* und andere bemerkt.

merkt. In der That ist zu bedauern, dass die Bearbeitung des Textes in solche Hände fiel: denn das Werk verliert dadurch desto mehr an Brauchbarkeit, je mehr einzelne wesentliche Merkmale übergangen sind, die doch zur genauen Bestimmung erfordert werden. Die Pflanzen, welche hier dargestellt werden, sind folgende: 1) *Trillium grandiflorum.* Gleich bey der Bestimmung dieser ersten Pflanze bleibt es zweifelhaft, wohin man sie zu rechnen habe: denn es wird weder im Kupfer noch im Texte ausgedruckt, ob die Blume gestielt ist. Sie scheint nickend und ungestielt zu seyn, und dann wäre es freylich eine neue Art; oder ist es nur eine Abart von *Tr. undulatum Willd.* (Abh. der Berl. Naturf. Gesellsch. III, 421.)? 2) *Protea acuifolia.* Hier beliebt es dem Vf., der übrigens wunderschön gezeichneten *Pr. nana Thunb.* einen neuen Namen zu geben. 3) *Bryophyllum calycinum.* So nennt der Vf. die *Cotyledon pinnata Lam.* (*encycl.* II, 141.). Der Name ist unglücklich gewählt: denn jedermann denkt an die Aehnlichkeit der Blätter mit einem Moose (βρύον), die doch nicht im Geringsten zu bemerken ist. Sollten die Cotyledon-Arten mit acht Cantheren von den übrigen getrennt werden: so müsste dies auch mit der *C. laciniata* geschehn, und dann haben wir ja schon die Gattung *Verea*, welche offenbar zu der natürlichen Gattung *Cotyledon* gehört. 4) *Vaccinium buxifolium* ist *V. brachycerum Michaux*, welches hier zwar eine andere, aber nicht viel bessere Bestimmung erhält, als bey *Michaux:* denn die Blätter heissen, zum Unterschiede von *V. Vitis idaea*, *subtus aequata*, statt *epunctata plana.* 5) *Magnolia annonaefolia*, gränzt sehr nahe an *M. acuminata*: doch ist sie aus China und blüht purpurroth. Warum vergleicht man nicht die neuen Arten mit den bekannten, und zeigt, worin sie abweichen? Denn, was hilft es zu sagen: *folia saepius grandia, petala valde inaequalia?* Erlaubt man sich eine solche Sprache, so verliert man seine Stimme als Botaniker. 6) *Gompholobium psoralcaefolium:* eine wirklich neue Art, die sich vom *Gomph. grandiflorum* (*Smith anot. bot.* t. 5.) durch *fol. ternata spathulato-linearia patentia* unterscheidet. Mit diesem Ausdruck ist die ganze Differenz gegeben; aber Hr. *Salisbury*, um sich an *Smith* zu rächen, verspottet alle Gesetze so sehr, dass er folgendes Ungeheuer von Differenz giebt: *caule angulato glabro cum rore, foliorum laminis 1½ lineam latis, anguste obcuneatis* (als ob es auch umgekehrt keilförmige Blätter gäbe; diese aber sind nicht einmal keilförmig) *convexiusculis, carina discolori, valde fimbriata. Carina ciliata*, nicht *fimbriata*, ist auch bey der andern Art. 7) *Podalyria argentea:* so gefällt es Hn. *S.* die *Podaliria biflora* zu nennen. Er meynt, man müsse *Podalyria* schreiben *ob vexillum basi* (πους) *lyratum.* Das wäre aber eine ungrammatische Zusammensetzung, und die Basis des Wimpels ist auch weder hier noch bey andern Arten leyerförmig. Daran dachte *Lamark*, der Erfinder dieser Gattung, gewiss nicht; sondern er hatte die seltsame Grille, den alten Heros der Chirurgie dadurch zu verewigen. 8) *Gladiolus concolor* ist wirklich *Gl. tristis*, so sehr der Vf. auch ihn zu trennen sucht: denn dieser hat vier Furchen in den Blättern. 9) *Aphyllanthes juncea*, wieder ein neuer Name für *A. monspelienſis.* 10) *Moraea odona*, eine Abart von *M. iridioides.* In des Vfs. Differenz liest man: *folia glabra cum multo rore intus, rigida:* die Blätter sind aber vielmehr *flaccida.* 11) *Protea glaucophylla*, ein neuer Name für *Pr. acaulis:* aber das Kupfer ist unvergleichlich. 12) *Aoſſandra undulaefolia (undulata)*, eine angeblich neue Gattung. Cl. XIV. *Angiosperm. Cal. 5phyllus. Cor. limbus 8partitus subaequalis. Antherae ciliatae ſeſſiles in tubo corollae.* Es soll dieser Strauch in den bengalischen Pagoden-Gärten häufig gezogen werden. In der Abbildung sieht die Pflanze der *Justicia infundibuliformis* oder *rosea Vahl.* so ähnlich, dass man sehr in Versuchung geräth, sie damit zu vergleichen und Hn. *S's* Untersuchung für fehlerhaft zu erklären. 13) *Coronilla viminalis.* Aus dieser angeblich neuen Art kann man wieder nichts machen, weil die Blattansätze vergessen sind. Die *folia* heissen *retusa cum mucrone* (hat man auch andere?) Rec. glaubt: es ist *C. juncea.* 14) *Caſtalia magnifica.* Unter diesem Namen wird hier eine Abart von *Nymphaea Lotus* aufgeführt, die sich durch nichts von der letztern, als durch die köstlich rothen Blumen, unterscheidet. *Roxburgh* brachte sie aus Bengalen mit. Die Zeichnung und Farbengebung ist meisterhaft. 15) *Eucalyptus obliqua.* 16) *Dahlia ſambucifolia* ist *Georgia rosea Willd.* 17) *Dioscorea tamifolia* ist *D. bulbifera Linn.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Bamberg*, gedr. b. Klebsadel: *Welches waren bisher und ſind noch die allgemeinen Hinderniſſe einer glücklichen Vorbauung und Heilung bey einer bevorſtehenden oder ſchon gegenwärtigen Seuche?* Ein Programm von *Joſeph Friedrich Gotthard d. j.*, der Arzney und Wundarzney Doctor, der Anatomie und Thierheilkunde öffentlichem und ordentlichem Professor der medicinischen Facultät und des Medicinal-Collegiums Assessor. 1803. 40 S. 8. — Durch die Viehseuche, welche im J. 1796 wüthete, und den dritten Theil des im Lande befindlichen Viehstandes aufrieb, wurde der Vf. veranlasst, in diesem Programm es dem Publicum ans Herz zu legen, dass die Natur der Viehseuche von den Aerzten noch bey weitem nicht erforscht ist, und dass dieser Umstand, so wie Vorurtheile, Unwissenheit, Eigensinn und Kargheit des Landmanns, ingleichen Schläfrigkeit der Behörden in Handhabung einer guten Polizey, die Hindernisse sind, welche dem glücklichen Erfolg der Vorbauungs- und Heilungsanstalten zur Wegräumung dieses Uebels entgegenstehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. März 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Beyträge zur Einleitung in das Alte Teſtament*, von *Wilhelm Martin Leberecht de Wette*, D. der Philoſ. und Privatdoc. zu Jena. Mit einer Vorrede von dem Hn. Geh. Kircheurath D. *Griesbach*. — *Erſtes* Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Kritiſcher Verſuch über die Glaubwürdigkeit der *Bücher der Chronik* mit Hinſicht auf die Geſchichte der *Moſaiſchen Bücher* und Geſetzgebung. Ein Nachtrag zu den *Vaterſchen* Unterſuchungen über den Pentateuch. 1806. XVI u. 299 S. 8.

Ein gehaltvolles Werk, das ſich durch Tiefe der Unterſuchung, Schärfe und Conſequenz des Urtheils, durch Originalität der Gedanken und Anſichten, und durch einen gefälligen und lebendigen Vortrag empfiehlt! Solcher Bearbeitungen bedarf das Feld der Einleitung das A. T. Die glückliche Wiederherſtellung dieſes Studiums durch den würdigen *Eichhorn* begann zu geiſtvoll und in einer zu gefälligen Form, als daſs die Kritik überall, nach kalter Abwägung triftiger Gründe, in die Tiefen des Details der Forſchungen über das entfernte Alterthum eingedrungen ſeyn, und als daſs nicht das Heer bequemer Jünger, ſtatt auf dem Wege des verdienten Führers fortzugehen, ihm bloſs nachgeſprochen haben ſollte. Bey einer ſolchen herrſchenden Stimmung ſprachen ſich andere Ueberzeugungen ſeltener anders, als etwa zerſtreut in einzelnen Aufſätzen und in Commentaren zu bibliſchen Büchern aus, von welchen eine, aber bloſs literäriſche, Anzeige in die neueren Ausgaben der *Eichhorniſchen* Einleitung gekommen iſt. Der ſehr gründliche D. *Jahn* hat unläugbar groſse Verdienſte um dieſes Fach; aber ſie ſind weniger bekannt und genutzt. Und der ſcharfſinnig entwickelten Vorſtellungen in *Otmar's* gedankenreichen Fragmenten glaubte man ſich entſchlagen zu dürfen, weil man damit verbundene Hypotheſen beſtreiten konnte.

Mit doppeltem Vergnügen zeigen wir demnach das Werk eines viel verſprechenden, jungen Gelehrten an, welches, wenn der Vf. mit gleichem Sinn für eigene und tiefe Forſchung, und mit gleich regem Eifer für bibliſche Philologie und Geſchichte fortfährt, ihnen eine recht vorzügliche Ausbeute gewähren wird. Schon dieſes erſte Bändchen gewährt ſie. Es zerfällt, wie auch der ſpeciellere Titel beſagt, in zwey Theile: I. eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung über die Bücher der Chronik S. 1—134. II. Reſultate für die Geſchichte der Moſaiſchen Bücher und Geſetzgebung, S. 135—299. Der Vf. theilte, nach dem vollgültigen Zeugniſs des ehrwürdigen Vorredners, dieſem ſchon vor längerer Zeit eine Schrift mit, worin er ausführlich aus inneren und äuſseren Gründen zu beweiſen ſuchte, daſs auch das zweyte, dritte und vierte Buch Moſe eine Sammlung ſehr verſchiedener, urſprünglich weder zuſammengehörigen, noch immer unter einander harmonirender Aufſätze ſey; daſs das Deuteronomium einen ganz andern Vf. habe, und für ſich ein Ganzes ausmache, in dem ein Geiſt wehe, der von dem der drey andern Bücher merklich ſich unterſcheide; daſs die Abfaſſung des Pentateuchs in ſeiner jetzigen Geſtalt in eine weit ſpätere Zeit zu ſetzen ſeyn möchte, als ſelbſt diejenigen Gelehrten, welche ihn dem Moſe abſprechen, anzunehmen pflegen; daſs dieſer Behauptung weder der ſamaritaniſche Pentateuch nebſt dem, vermeintlich uralten Haſſe der Samariter gegen die Juden, noch die Auffindung des Geſetzbuches im Tempel zur Zeit des Joſias, noch ſonſt etwas in den hiſtoriſchen Büchern des A. T., wofern ſie richtig verſtanden würden, entgegenſtehe, bloſs einzelne Erzählungen in den Büchern der Chronik ausgenommen; daſs aber gegen das Alter und die durchgängige Glaubwürdigkeit dieſer Chronik erhebliche Zweifel ſich aufſtellen lieſsen. Eben als dieſe, indeſs noch aufgefeilte, nun zum Druck völlig fertig liegende Schrift einem Verleger übergeben werden ſollte, erſchien *Vater's* wichtige *Abhandlung über Moſes und die Verfaſſer des Pentateuchs* in dem *dritten* Theile des Commentars deſſelben über den Pentateuch. Wenn auch dem einen Wahrheitsforſcher ein ſolches Zuſammentreffen mit einem andern in dem Weſentlichen des Weges der Unterſuchung und in den Hauptſachen der Reſultate derſelben erfreulich ſeyn konnte: ſo wäre es doch beſonders für den jüngern Gelehrten, welcher hoffen durfte, durch ein ſehr intereſſantes, mit vieler Anſtrengung ausgearbeitetes Buch dem gelehrten Publikum vortheilhaft bekannt zu werden, und welcher bey der nunmehrigen Erſcheinung deſſelben kaum den völlig unverdienten Schickſal hätte entgehen können, es für einen Nachhall des *Vaterſchen* gehalten zu ſehen; es wäre niederſchlagend für ihn geweſen, alle jene Anſtrengung vergeblich aufgewendet zu haben. Es iſt ein Verluſt für die Literatur, daſs nicht beide Werke, das *de Wetteſche* und das *Vaterſche*, zu gleicher Zeit im Druck erſchienen ſind, wie ſie zu gleicher Zeit ausgearbeitet wurden; jeder von dieſen eingehenden Forſchern hätte erhebliche Bemerkungen zum

ausschliefslichen Eigenthum gehabt, indem der eine die eine Untersuchung, der andere die andere tiefer verfolgte, wie aus den nachher zu beschreibenden *de Wetteschen* Aufsätzen erhellet. Die Leser von beiden Werken hätten sich, durch manche Verschiedenheiten des Ganges hindurch, zu Einem Ziele geführt gesehen; und deutlicher hätte das Zusammentreffen schon selbst für die Wahrscheinlichkeit des Beiden gemeinschaftlichen Fundes gesprochen, so wie wir es z. B. in der zu jener Zeit erschienenen wackeren *Dissertatio* des Hn. *de Wette*, *qua Deuteronomium a prioribus Pentateuchi libris diversum alius cujusdam recentioris auctoris opus esse monstratur* (Jen. 1805.) in der ganzen Ausführung der Abweichungen der Phraseologie des *Deuteronomium* von der der vorher stehenden Bücher, bey manchen Verschiedenheiten der Wendung dieses Arguments, bemerkt haben. Die *de Wette*sche Schrift würde, wenn wir aus der vor uns liegenden Probe, urtheilen sollen, einen lebendigeren Vorschritt der Gedanken und durchgreifendere Urtheile und Resultate vor der *Vater*'schen voraus gehabt haben, wenn diese, durch zu schonende Rücksicht gegen alle entgegengesetzte Argumente und Einwürfe, sich zwar bey Andersdenkenden den Schein gröfserer Unparteylichkeit erwerben mufs, aber auch durch vielleicht zu weit getriebene Entfernung von allem, was blofs Hypothetisch ist, über die Verfolgung der Resultate, und über die Combination aller Umstände zu einem Ganzen der Geschichte des Pentateuchs blofse Winke giebt. Hoffentlich wird Hr. *de W.* Gelegenheiten finden, künftig noch manche eigenthümliche Wendungen seines Ganges dem denkenden Publikum mitzutheilen.

Die erheblichsten Eigenthümlichkeiten seiner Forschungen giebt Hr. *de W.* in seiner vor uns liegenden Schrift, und es wäre ein noch gröfserer Verlust für die theologische Literatur gewesen, wenn diese ihr vorenthalten geblieben wären. Diese Ausführungen zerfallen in der *zweyten* Abtheilung (von der *ersten* reden wir hernach) in folgende *drey* Abhandlungen: *Revision der geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs, als eines geschriebenen Ganzen* S. 136 — 188.; 2) *Beweifs aus dem Alter des Samaritanischen Codex* S. 188 — 223.; 3) *Ueber den Zustand des Religionscultus der Israeliten in Hinsicht auf die Gesetzgebung des Pentateuchs* S. 223 — 299. Ganz neu und vorzüglich wichtig sind die merkwürdigen Resultate der *dritten* Abhandlung; viel weiter ist die Untersuchung über den Samaritanischen Codex und Cultus durch den Vf. gefördert; beide Gegenstände hatte Hr. *V.* bey weitem nicht so ausführlich behandelt, und so tief verfolgt. Aber auch die *Revision der geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs als eines geschriebenen Ganzen*, war neben der, obwohl umfassenderen *Vater*'schen Untersuchung desselben Gegenstandes nichts weniger als unnütz. Zwar die sogenannten Anführungen aus dem Pentateuch in den übrigen Büchern des A. T. werden von unserm Vf. nicht einzeln durchgegangen, aber schöne Nachträge zu der Untersuchung über dieselben liefert man hier, indem Hr. *de W.* über die Bücher des A. T. der Reihe nach handelt, und besonders die Notizen vom Daseyn des ganzen Gesetzbuches genau würdigt. Wir können überall nur Einiges ausheben. Aus Jos. 15, 63. hat man bekanntlich beweisen wollen, dafs dieses Buch vordavidisch seyn müsse. Der Vf. vergleicht S. 140. sehr passend 1. Chron. 11, 8. „und Joab liefs den Rest der Stadt leben;" also noch nach Davids Zeit können Jebusiter unter Judäern, oder wie es Richt. 1, 11. heifst, unter den Benjamiten zu Jerusalem wohnen. Mit Recht vermuthet der Vf., dafs jene ganze Notiz von einer Eroberung des Jebus in den Zeiten Josua's ungegründete Tradition, und jene Angaben und Bücher aus einer Zeit seyen, wo es schon in Vergessenheit gerathen seyn mufste, dafs erst David die Stadt erobert, und die alten Einwohner aus Gnade hatte leben lassen. S. 147. heifst es von den Büchern der Könige und dem Buche Josua: „Es läfst sich aber auch denken, dafs beide Bücher, wo nicht Einen Vf. gehabt haben, doch (wenn ich den Ausdruck brauchen darf) aus Einer Fabrik hervorgegangen sind. Wer kann es verkennen, dafs alle historische Werke unsers Canons nach Einem Plane geschrieben und in einen unzertrennlichen Zusammenhang gesetzt sind? Sie machen alle gleichsam eine grofse Epopöe aus, deren Hauptheld Jehovah auf der einen, und das Volk Gottes auf der andern Seite ist. Von dem gröfsten Theil dieser historischen Schriften, von den Büchern Samuels und der Könige wissen wir es gewifs, dafs sie erst nach dem Untergange des Staates zusammen gesetzt sind: mit ihnen ist die Sprache und Darstellungsart des Buchs Josua sehr übereinstimmend: womit wollen wir doch beweisen, dafs es um vieles früher verfafst seyn soll." Ueber das Buch Josua hatte schon (Hr. *Hasse*) in seinen, von *Eichhorn* und Andern zu wenig genützten; *Aussichten zu künftigen Aufklärungen über das A. T.* (Jen. 1785.) treffende Untersuchungen angestellt. Was aber den „Einen Plan aller historischen Werke unsers Canons" anbetrifft: so sind wir damit weniger einverstanden, und noch weniger gefällt uns der besonders seit *Herder* gewöhnlich gewordene Ausdruck: *Epopöe* von der höchst magern und fragmentarischen Erzählung, die in diesen Büchern herrscht. Von einerley Vorstellungen und Zwecken gehen die Vff. derselben aus, alle diese Bücher haben einerley Charakter, und sehr wahr wird bemerkt, dafs sie alle in eine Art von Zusammenhang gesetzt sind; aber deshalb sind sie noch nicht „nach Einem Plane geschrieben." Jene Einheit des Charakters zeigt sich, aufser der Sprache, besonders darin, dafs sie alle mehr oder weniger sichtbar, aus sich mehr oder weniger leicht an einander schliefsenden ältern Aufsätzen zusammengesetzt sind. Dieses ist so sehr wahr, dafs selbst die Bücher Esras und Nehemias in mehrere, nicht verbundene, Stücke zerfallen. Man hat dieses, zum Theil anerkannt, aber eben darin sogleich den Beweis gefunden, dafs die hebräischen Vff. eigentliche Quellen, und den Begebenheiten gleichzeitige Urkunden vor sich gehabt hätten. Gleich als ob

ob das, was zur Zeit des Exils ältere Schrift war, deshalb so alt als die Begebenheit selbst seyn müsste. Ueberdem erhellet ja dabey auch gar nicht sogleich, *wie viel* aus alten Schriften geschöpft sey. Auf jenes halb erschlichene Vorgeben gründete man also die historische Autorität der historischen Bücher des A. T., und nachdem man das spätere Alter derselben *im Ganzen* erwiesen hatte, nahm man inconsequent genug die *einzelnen* Nachrichten für eben so zuverläßig, als sie die älteren Theologen aus religiösen Grundsätzen genommen hatten. Bey unserm Vf. haben wir eine solche Inconsequenz nirgends gefunden. — Doch wir gehen mit demselben zu den einzelnen Büchern zurück. Sehr richtig wird S. 152. bemerkt, dass wenn die Erzählung 1 Sam. 8 — 12. wahr ist, damals das Königsgesetz 5 B. Mos. 17, 14 ff. nicht vorhanden seyn konnte. Consequent und eingreifend heisst es S. 155.: „Hiermit ist uns also ein Recht gegeben, an der Echtheit eines jeden Psalms zu zweifeln, und es muss erst von einem jeden *erwiesen* werden, ob er von dem angeblichen Vf. sey, wenn wir ihn als ein historisches Document benutzen wollen." Mit vollem Grunde zweifelt der Vf. S. 159., ob die Rede Davids 1 Kön. 2. so ganz buchstäblich wahr sey. Bey den Reden der handelnden Personen bey Thukydides und Livius denkt niemand anders, als dass sich der Historiker in die Lage jener Personen versetzt, und sie sprechen läßt. Also sagt aber auch die dortige Erwähnung des Gesetzes Mose nichts weiter, als dass der in der Zeit des Exils lebende Vf. des Buchs der Könige dahin eine solche — beyläufige — Erwähnung eines geschriebenen Gesetzes verlegt. Ueber die Auffindung des Gesetzbuches unter Josias verbreitet sich der Vf. von S. 168 — 179. als über „die erste *sichere, factische* Spur von unsern Mosaischen Büchern, wenigstens von einem Theile derselben, dem 5ten Buch." — S. 180 ff. ist ausgeführt, dass wir in Esras und Nehemias Spuren von *allen* Mosaischen Büchern finden.

Die *zweyte* jener Abhandlungen bringt es zu hoher Wahrscheinlichkeit, *daß die Samaritaner erst seit Alexanders des Großen Zeit diejenige religiöse Constitution erlangten, welche sie auf immer als eine eigene religiöse Secte von den Juden trennte, in welcher Trennung erst die Einführung des Pentateuchs oder jedes andern Buchs von den Juden her unmöglich war.* Vermuthet hat ungefähr etwas Aehnliches Fulda in seinen trefflichen Winken in *Paulus Memorabilien* St. 7. — bestimmt und bewiesen sind jene Sätze erst hier. Die Hauptmomente sind folgende: Nicht Hass oder Eifersucht gegen den Stamm Juda, und auch nicht einmal gegen das Haus Davids, lag der Trennung der zehn Stämme zum Grunde, sie verlangten eine mildere Regierung, und machten ihr Recht geltend, den Königsthron zu besetzen, auf welchen blosse Erbfolge dem Enkel Davids noch kein Recht gab, da noch bis auf Saul der Zusammenhang unter den Stämmen sehr lose gewesen war, und noch, als David schon König von Juda war, die übrigen Stämme Jahre lang zauderten, ehe sie ihn anerkannten. Auch nennt der Mann Gottes, der 1. Kön. 12, 21 ff. zu Rehabeam spricht, die Israeliten: *Brüder*. Zwar führen beide Reiche oft Kriege gegen einander, aber andre mal ist Freundschaft zwischen beiden Königen. Die aus der politischen Trennung erfolgende Trennung im Religionscultus war gar nicht so auffallend. Auch nach Erbauung des Tempels zu Jerusalem, blieb neben diesem Haupt- und National-Heiligthum die alte Freyheit der Gottesverehrung (wie in der folgenden Abhandlung gezeigt wird), wenigstens kann das Volk am Ende der Regierung des Erbauers, Salomo's, noch nicht an den alleinigen Tempeldienst gewöhnt gewesen seyn. Selbst im Königreiche Juda lag ja der Tempeldienst, und sogar die Verehrung des Jehova im ewigen Kampfe mit auswärtigem Götzendienste. Jetzt urtheile man, ob es so sehr auffiel, wenn Jerobeam den Dienst der goldenen Kälber einführte, ob daraus ein Religionshass entstehen konnte? Unter jenem Kampfe und dieser Verwirrung suchte sich eine bessere Religion durch die Propheten emporzuarbeiten, und diese bessere Partey in beiden Reichen war durch nichts getrennt, wie die Geschichte deutlich verräth. In Israel, wie in Juda, stehen Propheten auf, durch die Jehova's Wort verkündigt wird, und die als Männer Gottes gelten. Sie betrachten auch die Nation der zwölf Stämme als Eine vergl. 1. Kön. 18, 31 ff. Besonders aber legt der Vf. der Bücher der Könige ein vollgültiges und umfassendes Zeugniss der toleranten Denkart, die zwischen beiden Reichen geherrscht, und zwar also bis zur Zeit des Exils gedauert hat, in der ganzen Anlage seines Werks und besonders in einzelnen Stellen z. B. 1. Kön. 17. ab. Hierdurch ergiebt sich die Möglichkeit, dass von dem Stamme Juda her ein religiöses Gesetzbuch in das Reich Israel eingeführt werden konnte. Was nun aber die Samaritaner betrifft: so giebt uns die Geschichte keine bestimmte Auskunft, wie sie sich vor dem Exil gegen die Juden in religiöser Hinsicht verhalten haben. Nach dem Exil erscheinen sie zwar in den Büchern Esras und Nehemias als „Widersacher von Juda und Benjamin." Aber nur die Vff. dieser Bücher scheinen so argwöhnisch und erbittert gegen sie gewesen zu seyn. Parteylichkeit gegen die Samaritaner spricht sich in diesen Erzählungen aus, da diese den freundlichen Antrag thun, sich zu einerley Gottesdienst mit den Juden zu vereinigen, und also keinen Religionshass gegen die Juden hatten. Sie wollen den Gott der Juden mit diesen erst nun verehren, und hatten also damals noch nicht Einen Cultus und einerley Religionsgebräuche mit den Juden, folglich auch noch nicht den Pentateuch. So weit reicht das A. T. Ueber die folgende Zeit finden wir bey Josephus (Ant. XI. 7 u. 8.), dass der Satrap von Samarien *Sanaballetes* dem Bruder des Hierosolymitanischen Hohenpriesters, dem Manasse seine Tochter zur Ehe giebt, um die Freundschaft des jüdischen Volks zu gewinnen, dass aber jener Hoherpriester, und mit ihm das Volk, vom Manasse verlangen, dass er entweder seiner Gattin oder dem Priesterthum entsagen soll. Dieser erhält von seinem Schwiegervater das Versprechen, dass er,

wenn

wenn er seine Tochter zum Weibe behalte, selbst Hoherprieſter eines, dem Hierosolymitaniſchen ähnlichen Tempels werden ſolle. Auſser Manaſſe ſollen damals noch mehrere Juden, ſogar viele Prieſter in *ähnlichen* Ehen gelebt, und mit dem Manaſſe nach Samarien übergegangen ſeyn, wo ſie neben dem Berge Garizim wohnen, auf dem, mit Bewilligung Alexanders des Groſsen, jener Tempel wirklich erbaut wird. Bis dahin alſo, wie aus jenen Ehen, und der erſten Abſicht des Sanaballates erhellet, kann noch kein Religionshaſs zwiſchen Juden und Samaritanern obgewaltet haben, und letztere keinen feſten, durch eine ſchriftliche Norm, wie der Pentateuch, feſtgeſtellten Cultus gehabt haben; ſondern nichts iſt wahrſcheinlicher, als daſs hier mit dem Uebergange des Manaſſe und anderer jüdiſcher Prieſter zu den Samaritanern, mit der Einführung eines dem Hierosolymitaniſchen ähnlichen, prieſterlichen Cultus auch die Vorſchrift deſſelben, das Geſetzbuch zu den Samaritanern gekommen iſt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Verl. d. Landes-Induſtrie-Compt.: *Chirurgiſch-Anatomiſche Abbildungen, für Aerzte und Wundärzte*, von *Johann Chriſtian Roſenmüller*, Prof. Anat. et Chirurg. Ordin. in Leipzig. *Erſte* Lieferung. 1805. VI u. 18 S. Text u. 5 Kupfert. (eigentlich 10). Royalfol. (4 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Icones Chirurgico-Anatomicae in uſum Medicorum et Chirurgorum. Edidit *J. C. R.* — *Faſciculus I.*

Die Verlagshandlung, bekannt durch ihren Eifer in Beförderung nützlicher typographiſcher Unternehmungen, und beſonders wiſſenſchaftlicher Werke, erwirbt ſich durch die Herausgabe dieſer *Chirurgiſch-Anatomiſchen Abbildungen* des Hn. Prof. *Roſenmüller* ein neues Verdienſt. Ihre Abſicht iſt, auf die, von ihr beſorgten, und, wie man weiſs, beendigten *Loder*'ſchen *Anatomiſchen Tafeln*, worin nach und nach von allen Syſtemen des menſchlichen Körpers Abbildungen und Beſchreibungen geliefert wurden, ein (dem Arzte und Wundarzte ſicher willkommenes) Werk folgen zu laſſen, welches man als eine Art von Ergänzung, von Vervollſtändigung des gedachten *Loder*'ſchen anſehen kann. In dieſem Werke ſollen, um, in ärztlichen und wundärztlichen Vorfällen, die Ueberſicht und Vergegenwärtigung der, verſchiedenen Syſtemen angehörenden, verborgenen Theile zu erleichtern, dieſe durch einfache Schnitte in ihrer *Lage*, *Geſtalt* und *Verbindung* ſichtbar gemacht, getreu abgebildet und beſchrieben werden. Ueber dieſe Abſicht erklärt ſich auch Hr. *R.* in dem *Vorberichte*, wo er zu erweiſen ſucht, daſs, ob es gleich an vortrefflichen anatomiſchen Werken nicht fehle, worin die einzelnen, auſser ihrer Verbindung mit andern betrachteten Theile des menſchlichen Körpers abgebildet und beſchrieben werden, man dagegen an ſolchen noch keinen Ueberfluſs habe, worin ſie, in ihrer Verbindung mit den benachbarten Theilen, gut dargeſtellt ſeyen, oder von manchen dieſer Verbindungen habe man wohl noch gar keine ſolche Darſtellung. Hr. *R.* iſt Willens, das Publikum nach und nach mit mehreren Darſtellungen dieſer Art zu beſchenken, wovon die, welche jedesmal einen Heft ausmachen, in ſofern auch als ein Ganzes für ſich betrachtet werden ſollen, als ſie gewiſſe in näherem Zuſammenhange mit einander ſtehende *Theile* zum Gegenſtande haben.

Die äuſsere Einrichtung iſt folgende. Der Text, der, wie auch der Titel zu erkennen giebt, in deutſcher und lateiniſcher Sprache gegenüberſtehend geliefert iſt, beſchreibt zuerſt das auf einer Kupfertafel Abgebildete im Allgemeinen, und läſst alsdenn eine, auf die Buchſtaben und Numern derſelben ſich beziehende Erklärung folgen. Den Beſchluſs jener Beſchreibung im Allgemeinen macht die Darlegung des Nutzens, den die Kenntniſs der Theile, nach der hier gegebenen Anſicht, bey ihrer Behandlung, wenn ſie krank ſind, gewähren. Daraus, daſs derſelbe Gegenſtand jedesmal auf zwey Blättern, auf dem einen bloſs in Umriſſen, und mit den Buchſtaben und Numern verſehen, auf dem andern ohne dieſe und völlig ſchattirt vorgeſtellt iſt, entſtehen zehn Tafeln, wovon aber immer zwey mit einerley Numer bezeichnet ſind. Die Arbeit erhält dadurch einen beſondern Werth, daſs die Zeichnungen alle von dem Vf. ſelbſt herrühren, und die Kupferplatten von dem geſchickten Künſtler Hn. *Schröter* in Leipzig geſtochen wurden. Der Stich empfiehlt ſich ſehr durch eine zarte Verſchmelzung, die doch der Natur in der Nachbildung nicht untreu wird, durch eine liebliche Weichheit, die beſonders bey den nicht fleiſchigen Theilen in die Augen fällt. (Das, immer zwiſchen den zwey, einander gegenüber liegenden bedruckten Seiten zweyer Kupfertafeln befindliche loſe Blatt Flieſspapier ſollte bey dergleichen Werken nie fehlen.)

Die in dieſem Hefte bearbeiteten Theile ſind die *Naſenhölen*, die *Mundhöle*, der *Schlund* und der *Kehlkopf*. Die *erſte* Tafel beſchäftiget ſich mit der *Rachenhöle* und den ſie bildenden Theilen, wo unter andern viel Lehrreiches über die Verbreitung und die Wichtigkeit der *Schleimhaut* beygebracht wird; die *zweyte*, *dritte*, *vierte* und *fünfte* aber mit den verſchiedenen Hölen, den *Naſen-*, *Stirn-*, *Oberkieferhölen*, u. ſ. w. unter verſchiedenen Anſichten, mit beſtändiger Hinſicht auf den Nutzen, den dieſe Anſichten in den Krankheiten der ſie betreffenden Theile in ſo fern verſchaffen, als ſie uns Fingerzeige zu ihrer rechten Behandlung geben. Es wäre überflüſsig, auf die Nutzbarkeit dieſer Darſtellungen nochmals aufmerkſam zu machen; wofern es nicht etwa dazu diente, den beſcheidenen Vf. zur Fortſetzung ſeiner lobenswerthen Arbeit zu ermuntern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. März 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Beyträge zur Einleitung in das Alte Teſtament*, von *Wilhelm Martin Leberecht de Wette*, u. ſ. w.

Auch unter dem Titel:

Kritiſcher Verſuch über die Glaubwürdigkeit der *Bücher der Chronik* mit Hinſicht auf die Geſchichte der *Moſaiſchen Bücher* und Geſetzgebung u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 71. abgebrochenen Recenſion.*)

Die *dritte* Abhandlung: *über den Zuſtand des Religionscultus der Iſraeliten in Hinſicht der Geſetzgebung des Pentateuchs* ſtellt ſo viele, bisher gar zu wenig beachtete, offenbar geſchichtliche Data zuſammen, daſs der Eindruck des Reſultats ſo überzeugend, als dieſes neu iſt. Nicht bloſs die von andern, z. B. von *Otmar* und *Vater*, gezeigte Nicht-Beobachtung vieler moſaiſcher Geſetze, läſst auf ihr Nicht-Daſeyn ſchlieſsen, ſondern der Vf. hat aus allen hiſtoriſchen Büchern des A. T. (die Bücher der Chronik ausgenommen, von denen nachher die Rede ſeyn wird) augenſcheinlich dargethan, *daſs bis zu David und Salomo an kein Nationalheiligthum zu denken ſey, wo Jehova allein verehrt werden mußte; ſondern daſs es mehrere heilige Oerter gab, wo man gewöhnlich gottesdienſtliche Handlungen vornahm. Es herrſchte in dieſer Hinſicht eine völlige Freyheit des Gottesdienſtes, und jeder Prophet, König oder Hausvater opfert als Prieſter. Erſt mit David ſcheint der Gottesdienſt eine gewiſſe prieſterliche Einrichtung erhalten zu haben.* Bey der Einweihung des Tempels finden wir Prieſter, die kommen bey David und Salomo als Hofbeamten vor. *Aber auch nach der Erbauung des Tempels dauert jene Freyheit des Gottesdienſtes fort, man opfert auf Höhen.* Dieſe Opfer können nicht für Götzendienſt gehalten worden ſeyn, und die Prieſter können noch keine hierarchiſche Gewalt und keinen Einfluſs auf das Volk gehabt haben, da jener Gebrauch und auch der ewige Kampf mit dem Götzendienſte neben dem Hieroſolymitaniſchen Cultus fortdauert. *Dieſer ganze Zuſtand der Freyheit und Ausſchweifung nimmt ein Ende mit der Findung des Geſetzbuchs unter Joſia.* Die Deduction der *Vielheit der heiligen Orte* iſt vorzüglich gelungen; zu *Silo*, zu *Sichem* (wo zu Joſuas Zeit eine Terebinthe bey dem מקדש des Jehova ſteht), zu *Mizpa* (wo Samuel die in ein Buch geſchriebnen Rechte des Königthums לפני יהוה niederlegt), zu *Bethel*, zu *Gilgal*, zu *Ramath*, zu *Bethlehem*, zu *Nobe* (wo zu Saul's Zeit ſich 85 Mann, das *Ephod* tragend, beym Heiligthum befinden), zu *Hebron* ſind *Heiligthümer, Altäre, oder Opfer für Jehova*; noch Salomo opfert auf der *groſsen* Höhe zu Gibeon. Nach den Worten der Bücher der Könige, die bey allen, auch den gottesfürchtigſten Königen von Juda ausdrücklich wiederholt ſind, wird *der Dienſt auf den Höhen nicht abgeſchafft*, bis zu *Hiskias*, deſſen Sohn ſie aber wieder herſtellt. Erſt unter *Joſias* hört dieſs auf, und das *Paſſa wird gefeyert, wie keins von der Richter Zeit an war gefeyert worden.* — Bey jener ſehr gründlichen Beweisführung haben wir ſehr wenig bemerkt, was der Sorgfalt des Vfs. entgangen wäre. Z. B. Hoſ. 3, 4. Jerem. 7, 21. 23. Wenigſtens beyläufige Erwähnung hätte indeſſen wohl das Haus des בעל ברית in dem, vorher erwähnten Sichem verdient, welcher in dem, durch eigenthümliche Ausdrücke hinlänglich ausgezeichneten, neunten Kapitel des Buchs der Richter vorkömmt, und unter dieſen Umſtänden und bey dieſem ſeinen Namen: Gott des *Bundes*, gar noch nicht ſo gewiſs ein Götze war, wenn ihn dazu auch die Kap. 8, 33—35. vorhergehende, verbindende Einladung dazu macht. In Gilgal, wo ebenfalls häufigſt religiöſe Handlungen *vor Jehova* geſchehen, ſind nach Richt. 3, 19. פסילים, von denen Ehud herkömmt, und דבר אלהים dem König Eglon zu überbringen vorgiebt. — Der Vf. widerlegt hinlänglich eine neuere, völlig unhiſtoriſche Vorſtellung, als ob unter Mizpa und Bethel in den angedeuteten Stellen kein anderer Ort als Silo und das heilige Gezelt (das Haus Gottes und eine Warte bey demſelben) zu verſtehen ſey. — Ueber *Mizpa* ſelbſt hätten wir eine genauere geographiſche Beſtimmung gewünſcht. Man begreift kaum, wie es herkömmlich geworden iſt, Mizpa im Stamme Benjamin für den Ort zu nehmen, wo Samuel abwechſelnd Gericht hält, und die Volksverſammlungen Richt. 7. 10 u. 21. gehalten werden, da doch die letzteren *gegen* den Stamm Benjamin gerichtet ſind, und ein Mizpa in Benjamin nur ein einziges mal ſo vorkömmt, daſs viele Gelehrte es mit hoher Wahrſcheinlichkeit für einerley mit dem anderwärts beſtimmter erwähnten Mizpa im Stamme Juda gehalten haben, welches wenigſtens ganz in der Nähe geweſen ſeyn müſste, und zu jenen Verſammlungen wenigſtens beſſer paſst. Indeſſen לפני יהוה geſchieht auch in dem jenſeitigen Mizpa ohne Zweifel das, was Richt. 11, 11. erzählt iſt, und wir hätten alſo auch hier einen Ort gottesdienſtlicher Handlungen, wenn nicht die ganze Notiz Verwechſelung iſt. Samuels Gerichtsort iſt, der Analogie Bethels und Gilgals nach, wohl eher der näher gelegene Ort zwiſchen Jeruſalem und Lydda, ſonſt würde man überall an das jenſeitige Mizpa denken kön-

können. — Bey der offenbar spätern Einrichtung des levitischen Priesterthums bleibt noch die Lösung des Umstands übrig, der aber nach jenen deutlichen Zeugnissen die Sache selbst nicht zweifelhaft machen kann: wie nämlich der Stamm der Leviten kein bestimmtes und zusammenhängendes Stück Land, sondern in den Gebieten aller zwölf Stämme zerstreute Städte zum Erbtheil erhielt, da er doch nicht von jeher die grossen Vortheile und Einkünfte, wie nachher durch die levitischen Vorschriften des spätern Priester-Codex hatte. Indessen haben sie nach Jos. 21. *vierzig* Städte erhalten, und nicht einmal der Stamm Benjamin hat so viele, die übrigen Stämme, ausser Juda, Ephraim mit Manasse und die jenseits dem Jordan scheinen deren noch weniger erhalten zu haben. — Jene Resultate verwendet der Vf. von S. 258. an zur *innern Kritik des Pentateuchs*, wobey sich derselbe zwar häufig auf *Vater's* erwähnte Abhandlung bezieht, aber besonders einige eigene Ansichten darlegt, oder schon gegebene weiter verfolgt. „Von der ganzen, so berühmten *Mosaischen Stiftshütte* möchte wohl nichts als der Name wie bey eines Zeltes, wie auch andere Zelte waren, mosaisch und geschichtlich wahr; dagegen die Bundeslade müsste ein altes Erbstück aus Moses Zeiten seyn. Vielleicht ist die Beschreibung des angeblich Mosaischen Gotteszeltes nach dem Davidschen gemacht, vielleicht liegen dabey nur einige wenige wahre Data zum Grunde." „Es ist an sich befremdend und unglaublich, dass Mose alle, so genau bestimmte, so künstlich ausgesonnene *Ritualgesetze* gegeben habe." „Diese Gesetze des Levitikus sind eine Erfindung und Aufzeichnung späterer Priester. Ein Priesterthum mag Mose allerdings eingeführt haben; aber wie viel von den dahin gehörigen Gesetzen, auch nur der Sache nach, Mosaisch ist, wer mag das bestimmen? Wäre der Stamm Levi, in dem Sinn und auf die Art, wie sie uns der Pentateuch darstellt, in Moses Zeitalter so ausgezeichnet, und als Priestercaste sanctionirt worden: so wäre dadurch eine Hierarchie begründet worden, die alles ausrichten konnte, was die Geschichte gar nicht zeigt." (Auch Hr. *Woltmann*, in dessen *Menschengeschichte* jede Begebenheit der hebräischen Nation seit Moses bis zu Samuel Folge der Priesterintrigue ist, muss dort S. 192. zugeben: das Ansehen des Hohenpriesters scheine vor der Gewalt des alten Sehers Samuels völlig verschwunden gewesen zu seyn — und zeigt es sich denn etwa nachher, ausser in den spätern Zeiten des Reichs von Juda?) „Eine *successive Ausbildung der Gesetzgebung* entdeckt sich in dem *Verhältniß des Deuteronomium zu den früheren Büchern des Pentateuchs.*" „Aus der *spätern Abfassung und Sammlung des Deuteronomium* lässt sich die ganze offenbare Verschiedenheit desselben erklären." „Kap. 28. ist augenscheinliche Nachahmung von 3. B. K. 26., weiter ausgesponnen, ausgeschmückt und übertrieben." „Das Deuteronomium setzt die früheren Bücher seiner Anlage nach voraus. Ausserdem begreift man nicht, nach welchem Plane der Sammler gearbeitet haben sollte." „Der ganze Charakter des Buchs trägt das Gepräge einer spätern Zeit. Es ist in einem Geiste geschrieben, der sich schon ziemlich jener rabbinischen, allegorisirenden und mystischen Philosophie und einer kalten und schielenden Theologie nähert, da wir in den frühern Büchern Mythologie und Gesetz in ihrer einfachen natürlichen Gestalt finden; im Deuteronomium hören wir einen *Moralisten.*" „Hier lesen wir zuerst Abmahnungen vom Gestirndienste, den Manasse einführt, und wogegen Jeremias eifert." „Das Königsgesetz und mehrere andere Gesetze, z. B. über die Richter in den Thoren, sind Zeichen des spätern Alters des Buchs; Opfer- und Festgesetze sind genauer bestimmt, als in den frühern Büchern. Im Deuteronomium endlich finden wir zuerst etwas von *einem Ort, den Jehova erwählen werde, um seinen Namen daselbst wohnen zu lassen*, welches z. B. mit 2. Mos. 20, 20 ff. in geradem Widerspruche steht, diese *Einheit des Gottesdienstes* — in dem Tempel zu Jerusalem. Das Schlachten, aber nicht als heilige Handlung, wird 5. Mos. 12, 15 ff. erlaubt, und das Opfern ausschliessliches Recht der Priester." „Die Feste scheinen mehr das Werk der Zeit und einer successiven Ausbildung, als einer absichtlichen gesetzlichen Stiftung zu seyn. Moses in der arabischen Wüste unter Gefahren, Unruhe und Mangel konnte nicht an Feste denken." „Mose soll das Passa und das Laubhüttenfest mitten in den Begebenheiten, die sie veranlassen, selbst, ja noch vor denselben gestiftet haben. Man vergleiche 2. Mos. 12, 12., womit aber v. 39. im Widerspruche steht: denn sie werden durch den Befehl zum Aufbruche überrascht, statt dass sie nach v. 12. vorbereitet seyn müssten." „Die ganze Relation verräth sich selbst als unwahr durch ihre Zweydeutigkeit und Schwankung." „Nach dem Deuteronomium dürfen diese Feste nur an dem Einen auserwählten Orte zu Jerusalem gefeyert werden. In den wiederholten und so genau bestimmten Festgesetzen der frühern Bücher ist nichts von dem Orte, wo diese Feste gefeyert werden sollen, auch nur angedeutet. Zwar ist 2. Mos. 23, 27. geboten, dass jährlich dreymal alles, was männlich ist, *vor Jehova* erscheinen solle; aber damit ist noch lange nicht gesagt, dass man dreymal (nach Silo oder) nach Jerusalem wallfahrten müsse: denn der Heiligthümer des Jehova sind viele." — „Unter Josias erst werden alle Forderungen des Deuteronomium erfüllt, und unter Josias wird ein Gesetzbuch gefunden; alles stimmt also zusammen für die damalige Einführung des Deuteronomium." — Alle die bisher zusammengestellten Sätze sind von dem Vf. genau erörtert, und mit Beweisstellen belegt. Wenn sich auch gegen einzelne Sätze (z. B. gegen manches, was über die Entstehung des Passa gesagt ist) etwas einwenden lässt, und die Beweiskraft der einen Stelle nicht so gross ist, als die der andern: so kann man doch den Eindruck und die Richtigkeit der Durchführung im Ganzen nicht verkennen, sobald man ohne Vorurtheil zur Prüfung dieser Untersuchung hinzutritt. Nur war unsere Meinung immer, dass, obwohl die Abfassung des Deuteronomium später als die der vorherigen Bücher ist, doch dasselbe früher als diese übrigen Bücher

als

als Ganzes da gewesen seyn möchte. Der Vf. giebt selbst zu, dafs fast in allen Erwähnungen des Gesetzbuches Mosis im übrigen A. T., und in allen Beziehungen auf dasselbe, entweder bestimmt Deuteronomium gemeint ist, oder gemeint seyn kann. Im Gebrauch also mufs dieses gewesen seyn, bevor wir irgend eine Notiz von den übrigen Büchern finden.

Die obigen Resultate sind dem ganzen übrigen A. T. gemäfs. Blofs *die Bücher der Chronik* enthalten einige andere Ansichten. Hier liest man mehr und früher von Priestern und Levitismus, und von der Abschaffung des Dienstes auf den Höhen, in offenbarem Widerspruch mit andern wiederholten und deutlichen Angaben der Bibel. Aus den Büchern der Chronik ist die gewöhnliche, von dem Vf. so gründlich widerlegte Ansicht von dem Zustand des Religionscultus unter den Israeliten und der ununterbrochenen Beobachtung des mosaischen Gesetzes hervorgegangen. Der Vf. mufste also bey jenem Widerspruche den historischen Gehalt der verschiedenen Nachrichten untersuchen.

Die *historisch-kritische Untersuchung über die Bücher der Chronik* macht also den *ersten* Haupttheil dieses Werks aus, und geht voran, um auf die Resultate derselben das Folgende zu beziehen und zu stützen. (Wir haben umgekehrt die Anzeige der Untersuchungen über die mosaischen Bücher vorher gegeben, um die Wichtigkeit jener durch die Anzeige dieses Verhältnisses in ein helles Licht zu stellen.) Nach einer Einleitung über den *Status causae* betrachtet der Vf. I. S. 10 – 41. das *genetische Verhältnifs des zweyten Buchs Samuels zu dem ersten Buch der Chronik, und der zwey Bücher der Könige zu dem zweyten Buch der Chronik.* Der Vf. widerlegt sehr gründlich und überzeugend die *Eichhornische* Hypothese, dafs eine kurze Lebensbeschreibung Davids und Salomo's die gemeinschaftliche Quelle der Nachrichten bis zu Salomo's Tode sey, und dafs man dieses aus den gleichlautenden Abschnitten zusammensetzen, alles übrige aber für Zusätze aus andern Nachrichten und für Ueberarbeitungen halten müsse. (Wem fällt hier nicht in die Augen, wie diese Hypothese der *Eichhornischen* Hypothese über die Entstehung der drey ersteren Evangelien aufs Haar ähnlich ist?) Hn. *de Wette's* Gründe sind, dafs die Existenz einer solchen summarischen Biographie dieser Könige blofs der Hypothese zu Gefallen, und Ueberarbeitung überall, wo man sie brauche, angenommen werde; dafs die Annahme keinen Nutzen und kein Licht über das Verhältnifs dieser Bücher bringe, und dafs aus der Zusammensetzung der gleichlautenden Stücke ein so sehr dürftiger Aufsatz hervorgehe, dafs derselbe von den wichtigsten Factis z. B. im Leben Davids von seiner Jugendgeschichte, Sauls Feindschaft gegen ihn, seiner siebenjährigen Herrschaft über den alleinigen Stamm Juda u. s. w. nicht ein Wort enthalten haben würde; ja dafs man durch Aussonderung des Harmonischen nicht einmal ganze Stücke erhalte. Letzteres ist unter andern mit 2. Sam. 6. vergl. mit 1. Chron. 13., und überhaupt alles mit hinreichenden Beweisstellen belegt.

Die fernere *Eichhornische* Hypothese, dafs der Vf. der Bücher der Könige die Geschichten der Könige von Israel, und die Geschichten der Könige von Juda als seine zwey Quellen gebraucht habe; dagegen in den Büchern der Chronik eben dieselben Geschichten der Könige von Juda, und demnächst die Quellen selbst gebraucht seyen, indem aufser vier allgemeineren Werken viele specielle Nachrichten von einzelnen Königen citirt werden, und dafs in den Büchern der Könige die Geschichte der Könige von Juda und auch die des Gottesdienstes nur nebenbey, in den Büchern der Chronik hingegen mit genauer Sorgfalt behandelt werde, ist mit eben so vielem Glücke bestritten. Das *Vorurtheil einer gröfseren Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik* hat Hr. *de Wette* völlig *widerlegt.* Was die Bücher der Könige betrifft: so bemerkt der Vf., dafs es in der Geschichte des Königreichs Juda an merkwürdigen Ereignissen gefehlt, dafs in die Hauptbegebenheiten desselben das Reich Israel verflochten, und dafs letzteres politisch das Hauptreich gewesen sey. Hieraus erkläre sich das Verhältnifs der Behandlung des ersteren Reichs in den Büchern der Könige. Von Rehabeam und Joas sey ausführlich genug gehandelt, dagegen von sechs Israelitischen Königen 1. Buch 16. und 2. Buch 13. kurz genug. Den Religionszustand habe der Vf. der Bücher der Könige hinlänglich berücksichtigt, z. B. die Einrichtungen des Gottesdienstes unter David und Salomo und besonders die Geschichte der Propheten. Aber freylich wisse er nichts von dem Levitismus, von dem die Bücher der Chronik so viele besondere Umstände beybringen, — weil dieser damals noch nicht eingeführt war. (Allerdings läfst sich gar kein solcher Plan der Bücher der Könige denken, wie ihn Hr. *Eichhorn* voraussetzt: denn dann müfste der Vf. von Rehabeam bis zum Hiskias das Reich Juda kaum berücksichtigt, und es doch von Hiskias bis zum Exil zum Hauptgegenstand seiner Darstellung gemacht haben.) Die Voraussetzung, dafs das Buch der Könige von Israel und Juda, welches in den Büchern der Chronik, und die Geschichten der Könige von Juda, welche in den Büchern der Könige citirt werden, einerley Werk sey, hält Hr. *de Wette* mit Recht für unerweislich. Wo die Bücher der Chronike speciellere Schriften citiren, und nach der *Eichhornischen* Annahme auf die Quellen selbst zurück gegangen seyn sollen, müsse man demnach gröfsere Abweichungen von den Büchern der Könige erwarten; aber auch in diesen Fällen finde sich wörtliche Harmonie z. B. 2. Chron. 13, 22. 24, 27. Ueber diese sogenannten besondern Quellen der Chronik verbreitet sich der Vf. nicht weiter. Uns aber hat es immer geschienen, dafs es mit denselben eben nicht weit her ist, und dafs diese Citationen vielleicht nur ein literarischer Prunk, eine Anzeige gewisser Theile der allgemeineren Werke unter besonderen Titeln waren. 2. Chron. 21, 34. und 32, 32. ist dieses ausdrücklich gesagt. Bemerkenswerth ist auch, dafs bey Asa, Ama-

Amaña, und Ahas das Buch der Könige von Juda und Iſrael, bey Joſias und Jojakim in umgekehrter Ordnung das Buch der Könige von Iſrael und Juda, und bey Joſaphat und Manaſſe das Buch der Könige von Iſrael citirt iſt, da es doch zu des letztern Zeit kein Reich Iſrael mehr gab. Das ספר מלכי ישראל muſs doch ſpäter geweſen ſeyn, als das ספר מלכים ſelbſt, ſo wie das ſpäte ספר רות des Buches Ruth jünger, als dieſes Buch iſt. Vielleicht fallen die allgemeinen citirten Schriften ziemlich zuſammen, und vielleicht iſt dieſes ספר Quelle der einſeitigen Zuſätze des Chroniſten geweſen, welche Hr. *de Wette* charakteriſirt.

Die nächſte Unterſuchung geht S. 42. zu dem *kritiſchen Verhältniſs der beiden Relationen* fort, zu den Fragen, welches die *frühere*, und welches die *urſprünglichere* ſey, und entſcheidet mit Grund in beiden Fällen *gegen die Bücher der Chronik*. In dieſen zeigt der Vf. in den folgenden Abſchnitten: Mangel an Präciſion, *Nachläſſigkeit und compiloteriſche Manier*, *Wunderſucht*, groſse *Vorliebe für die Leviten*, denen überall eine Hauptrolle beygelegt wird; parteyiſche und unhiſtoriſche *Ehrenrettungen des jüdiſchen Cultus*, und Ausſchmückungen der Begebenheiten zu dieſem Zweck, und *Vorliebe für Juda und Haſs gegen Iſrael*. Und dieſs alles iſt durch eine Menge der zum Theil eclatanteſten Beyſpiele hinlänglich bewieſen. Nur ein paar derſelben zur Probe: Drey Verſe 2. Chron. 1, 14 — 17. ſtehen da ganz am unrechten Orte, und ſtehen wörtlich noch einmal 2. Chron. 5, 25. an dem gehörigen Platze, den ſie auch 1. Kön. 10, 26. haben. — In die Erzählung von der Translocation der Bundeslade 1. Chron. 14. iſt ein gar nicht dahin gehöriges Stück von Hirams Geſandſchaft eingeſchoben, welches dagegen 2. Sam. 5, 11 — 25. an ſeinem paſſenden Platze ſteht. — 2. Chron. 18, 31. ſoll Jehova unmittelbar gewirkt haben, was 1. Kön. 22, 32. ganz natürlich erfolgt. — Die Leviten leiten die gottesdienſtlichen 1. Chron. 13. und 15. 2. Chron. 23., wo von denſelben 2. Sam. 6. und 2. Kön. 11. gar nicht die Rede iſt. — 2. Kön. 12. ſind ſie erwähnt, aber nicht in einem vortheilhaften Lichte. Dieſs haben ſie bey der Darſtellung derſelben Begebenheit 2. Chron. 24, 4 — 14. — Der Götzen- und Höhen-Dienſt der Könige von Juda iſt in den Büchern der Chronik überall, verſchwiegen, wo die Bücher der Könige offen davon reden.

Das Reſultat des ſcharfſinnigen Vfs., *daſs in allen dieſen Zuſätzen die Bücher der Chronik keinen Glauben verdienen*, ſteht gewiſs feſt, wenn auch gleich der Vf. eben dieſen Büchern, wenigſtens beyläufig, hätte die Gerechtigkeit widerfahren laſſen können, daſs ſie auch manche unparteyiſche alte Notizen allein erhalten haben, z. B. 1. Chron. 7. von Ephraim, und Kap. 11. von der Eroberung Jeruſalems, worüber 2. Sam. 5. unvollſtändig iſt. Wenn ſich der Unwille des Vfs. über jene unhiſtoriſchen Zuſätze, als Täuſchungen, zuweilen etwas lebhaft und ſtark ausgeſprochen hat: ſo hat dieſs doch keinen Einfluſs auf die Forſchung und Abwägung der Gründe gehabt, und der Ton des Vfs. bey der Darlegung derſelben iſt nichts weniger als abſprechend.

Der ehrwürdige D. *Griesbach* ſucht in einer ſehr anſprechenden Erörterung in der *Vorrede* S. VIII — XVI. Leſer zu beruhigen, die Anſtoſs nehmen könnten an Unterſuchungen, ob alle im Pentateuch verzeichneten Geſetze, und der levitiſche Cultus von Moſes herrühren, und ob die Nachrichten der Chronik über dieſen Cultus hiſtoriſch wahr ſeyen, und verweiſet ſie liebreich auf den Apoſtel *Paulus*, welcher die Geringhaltigkeit des Levitismus und die Rechtmäſsigkeit der Abſchaffung deſſelben eifrig behauptet. Die Methode dieſes Apoſtels, mit welcher er das Judenthum, bey wahrer Ehrerbietung gegen den reinen Kern deſſelben, behandelt, iſt in unſerm Zeitalter noch mancher anderer Anwendung fähig. — Die Vorrede ſchlieſst mit dem Wunſche, daſs die Vorſehung Hn. *de Wette* bald in eine günſtigere Lage verſetzen möge, wo derſelbe ſorgenfreyer mehrere Früchte ſeiner gelehrten Studien liefern könne. Wir ſtimmen demſelben von Herzen bey, und ſehen der Fortſetzung dieſer Beyträge mit Verlangen entgegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Popp: *Prøver paa en Døvstummes H. J. Smidt's Oplysning i den christelige Religion* u. ſ. w. (Proben der chriſtlich religiöſen Aufklärung eines Taubſtummen, Namens *H. J. Sm.* u. ſ. w.) Aflagte under Veiledning af P. *Holſt*; Catheket (Katechet) ved Fruekirke. 1805. 25 S. 4. (4 gr.) — Ein junger Menſch, der in ſeinem neunten Lebensjahre in einer Krankheit Gehör und Sprache verloren hatte, legte am Tage ſeiner Confirmation die hier mitgetheilten Proben von ſeinen Religionskenntniſſen ab. Sie verrathen einen, für ſeine Lage ſeltenen, Grad des Nachdenkens und der Einſichten, und geben zugleich einen ſchönen Beweis, wie wohl ſich der Lehrer deſſelben, Hr. Katechet *P. Holſt*, darauf verſtanden hat, ſeinem taubſtummen Schüler aus dem *Balle*ſchen Religionslehrbuche, wonach er unterrichtet wurde, gerade das Anwendbarſte und Wiſſenswürdigſte beyzubringen. — Daſs die Antworten, wie ſich von ſelbſt verſteht, *ſchriftlich* gegeben und bey der Confirmation *vorgeleſen* werden muſsten, das veranlaſste (nach S. 8.) den Vater des Katecheten, Hn. Prediger *Holſt*, die Confirmationsrede über Eſ. 44, 5. zu halten. Dieſe hier abgedruckte Rede enthält zu viel Künſteley, als daſs ſie groſse Wirkung hätte thun können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. März 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Halle, b. Kümmel: *M. Tullii Ciceronis de Finibus bonorum et malorum libros quinque* ex recenſione *Joannis Davisii* cum ejusdem animadverſionibus et notis integris Pet. Victorii, P. Manucii, Joach. Camerarii, D. Lambini ac Fulvii Urſini edidit *Rudolphus Godeholdus Rath*, D. Philoſ. et Conr. Gymnaſii Halenſis. — Accedunt Gruteri notae ex ſex Palatinis codd. et editoris emendationes ad libros priores duos. 1804. 508 S. gr. 8.

Ebendaſ.: M. Tullii Ciceronis Tuſculanarum diſputationum libros quinque cum commentario *Joannis Davisii* edidit *Rud. God. Rath.* — Accedunt *Richardi Bentleji* emendationes et editoris praefatio critica. 1805. 28, 481 u. 96 S. gr. 8.

Es iſt eine beyfallswürdige Unternehmung, die Davieſiſchen Ausgaben Ciceroniſcher philoſ. Schriften, die in Deutſchland ſelten und koſtbar ſind, durch einen neuen Abdruck mehr zu verbreiten, und wir wünſchen es eben ſo ſehr, als wir Grund haben zu hoffen, daſs Herausgeber und Verleger zur Fortſetzung ermuntert werden. Mancher möchte wohl glauben, es ſey nicht nöthig, den Ciceroniſchen Text wieder drucken zu laſſen. Indeſſen da hierüber die Stimmen ſchwerlich zu vereinigen ſind, und man doch auch in den Originalausgaben die Anmerkungen nicht erhalten kann, ohne den Text mit zu kaufen, ſo iſt es wohl das ſicherſte, dieſen auch in dem neuen Abdrucke beyzubehalten. Dieſer Abdruck iſt correct, und fällt ſchön ins Auge. Der Herausg. zeigt in der Vorrede an, daſs er Willens ſey, noch mehr Fleiſs auf die philoſ. Schriften des Cicero zu wenden, um einmal eine eigne Bearbeitung derſelben ans Licht treten zu laſſen, hat auch Einſicht und Beſcheidenheit genug, zu geſtehn, daſs dazu noch ein Studium von mehreren Jahren erfordert werde. Mehr alſo, weil es der Verleger wollte, als weil es ihm ſelbſt darum zu thun war, gab er jetzt ſchon eine Probe kritiſcher Conjecturen. Man ſieht daraus, daſs Hr. *R.* bey vielen Stellen gezweifelt hat; und Zweifeln zeugt immer von eignem Nachdenken, und von einer Freyheit des Geiſtes, die ſich nicht geradezu dem, was andre geſagt haben, unterwirft. Viele dieſer Zweifel werden indeſs bey mehrmaliger Reviſion verſchwinden; vielleicht daſs wir durch folgende Bemerkungen dazu beytragen.

de Fin. I, 1. *quidem autem non id tum reprehendunt, ſi* — Der Ausdruck iſt hier ganz deutlich; warum ſollten wir alſo *ita* für *id* leſen? C. 2. Nachdem Cicero denen geantwortet hatte, die das Studium der Philoſophie entweder ganz verachteten, oder es doch ſehr beſchränkt wiſſen wollten, geht er zu denen über, die ſie wenigſtens nicht in lateiniſcher Sprache abgehandelt wünſchten, da man Griechen genug hätte. *His igitur eſt difficilius ſatisfacere qui ſe Latina ſcripta dicunt contemnere. In quibus hoc primum eſt, in quo admirer.* Hr. *R.* will nach *ſatisfacere* einen Punkt ſetzen, und dann *Qui ſe — in iis hoc* leſen. Aber das iſt gegen Cicero's Meinung. Mit der erſten Einwendung war er leicht fertig geworden, weil er ſich gegen die Verächter der Philoſ. auf ſein Buch über die Philoſophie beziehn, und die Vorſchrift, dabey ein gewiſſes Maſs zu halten, mit einigen Worten abfertigen konnte. Hingegen iſt es ſchwerer, ſagt Cicero, mit denen ſich abzufinden, die die lateiniſchen Schriften verachten. C. 3. läuft ja die Vulgata *ego autem mirari non queo* ganz gegen den Sinn, daher *Manucius* und *Lambin.* ganz Recht hatten, *ſatis mirari non queo* zu leſen. C. 5. ſagt Torquatus, er glaube, Cicero fände wohl deswegen nur kein Behagen am Epicur, *quod iſta Platonis — — ornamenta neglexerit*, denn das kann ich kaum glauben, daſs es geſchehe, weil *dir* (wir leſen *quod ea*) ſeine Sätze nicht wahr ſcheinen ſollten; und Cicero antwortet: Gerade umgekehrt, mit ſeinem Vortrage nähm ich wohl vorlieb; nur die Sachen befriedigen mich nicht eben ſo. Wie könnte man da ſtatt *ut ea — tibi non vera videantur*, wie Hr. *R.* will, *mihi* für *tibi* ſetzen? C. 7. *quae mutat (Epicurus) ea corrumpit, quae ſequitur ſunt tota Democriti.* Warum empfiehlt hier der Herausg. die Lesart *ſequuntur*, was ſehr matt iſt? da *ſequitur* doch den Gegenſatz gegen *mutat* macht, wie *Lambin* ſchon bemerkte, auch durch die Stelle vorher: *Epicurus autem, in quibus ſequitur Democritum, non fere labitur*, beſtätigt wird. Nämlich Cicero ſagt: wo Epicur vom Demokrit abweiche, mache ers ſchlechter; wo er ihm folge, ſetze er auch nichts Neues zu, ſondern ſpreche völlig dem Demokrit nach. C. 16. darf in den Worten: *ſed contra ſemper alit aliquid, alit* nicht in *allicit* verändert werden. Die Gerechtigkeit ſoll die Beruhigung der Gemüther nicht herbeyziehn, ſondern durch ſich ſelbſt erzeugen und pflegen. C. 19. würde der Text nicht emendirt, ſondern nach *Lichtenberg's* Ausdruck *verſchlimmbeſſert*, wenn die Worte *in Phyſicis plurimum poſuit* hinter *ea ſcientia — perſpici* verſetzt werden ſollten. Denn bekanntlich verwarf Epicur faſt die ganze Logik, und ſchränkte ſie auf die Kanonik ein, die er aber als einen Theil der Phyſik anſah; auf die Phyſik des Epicur alſo beziehn ſich die Worte: *ea ſcientia et verborum natura* etc.

behandelt zu ſeyn. Die Miſchung der Trümmer beider Welten, der antiken und romantiſchen, die ſich oft ſo wunderbar verſchlungen in einer *einzigen* Ruine dem Auge des Betrachters darſtellten, iſt es unſtreitig, was den höchſten Genuſs bey Anſchauung der röm. Denkmäler gewährt, und wir erwarteten um ſo mehr hier ein Gemälde des Contraſtes dieſer zwey durch Kunſt, Religion und Politik ſo verſchiedenen Zeitalter, in denen Rom beidemal weltherrſchend ward, als Hr. *Schlegel* bekanntlich dieſen Gegenſtand in ſeinen frühern Gedichten mit vorzüglicher Liebe für die Poeſie ſchon umfaſst hat.

Wenn wir nun dieſe Elegie, als ein Seitenſtück zu den Göttern Griechenlands von *Schiller*, durch ihren Inhalt aufzuſtellen, beſtimmt werden: ſo müſſen wir ſie, in Rückſicht ihrer *Form*, weit über dieſes Gedicht, das bisher für die vollendetſte Elegie in unſerer Literatur galt, ja ſelbſt über alle bisherigen Meiſterſtücke der neuern Poeſie in *dieſer Dichtungsart* überhaupt erheben. Je vertrauter man mit den Schwierigkeiten iſt, die ſich bey der Armuth unſerer Sprache an echten Spondeen, und ihrem Ueberfluſs an Trochäen, dem Bau des Hexameters und Pentameters ohne alle trochäiſche Füſse entgegenſetzen, deſto inniger wird man das metriſche Talent bewundern müſſen, dem es hier in einem Gedicht von 296 Verſen im elegiſchen Sylbenmaſse ſo vollkommen gelungen iſt, dieſe Aufgabe zu löſen. Wir haben in der That darin nicht einen einzigen Trochäus entdecken können, und wenn ſich Hr. *Schlegel* auch ſchon ſeine Arbeit durch deſto häufigere Einmiſchung daktyliſcher Füſse und den öftern Gebrauch der mythologiſchen Namen etwas erleichtert hat: ſo bleibt doch das Ganze in künſtlicher Wahl der Spondeen und in muſikaliſchem Wohllaut in der Compoſition der Wortfüſse gewiſs das höchſte, was die neuere Poeſie in dem elegiſchen Versmaaſse aufzuweiſen hat.

STRASBURG, in d. Treuttel. u. Würz. Buchh.: *Gedichte* von *Joh. Jak. Jägle.* 1805. XIII u. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Sammlung enthält Dichtungen der lyriſchen, humoriſtiſchen, epigrammatiſchen und erzählenden Gattung. In keiner ſcheint uns das Eigenthümliche einer jeden verfehlt, in keiner das Höchſte erreicht zu ſeyn. Am meiſten möchte jedoch der Vf. Talent für das leichtere Lyriſche beſitzen, wenn er ſich nur mehr Beſtimmtheit und Kraft der Diction eigen machen, und gewiſſe Reminiſcenzen vermeiden wollte. Oft iſt die Weitſchweifigkeit ſo groſs, daſs ſie Langeweile macht, wie in dem Gedicht: *die Villa Reale in Neapel*, und Stellen, wie S. 196.:

Dein iſt der Gedanke,
Wenn die Bruſt ihn wahret,
Spricht ihn aus die Zunge,
Dann gehört er allen —

ſind von bekannten Dichtern längſt und weit beſſer geſagt worden. Kleinere Gedichte, wie z. B. die Hoffnung, des Minneſängers Lied (nach einer Elegie des Provenzalen *Foulquet* im 13. Jahrh.) und einige andere der Art wird jeder mit Vergnügen leſen. In der humoriſtiſchen Gattung hingegen iſt der Vf. am wenigſten glücklich. Sein Humor iſt nicht ein ſilberner Springquell, der durch die Lebendigkeit ſeines Steigens und Fallens ergözt, ſondern ein trägſchleichender Wieſenbach, der den Zuhörer eher einſchläfert als erweckt. Dabey ſinkt die Darſtellung oft bis zum Niedrigen und Gemeinen herab, z. B. in der Rede Satans an einen neuangekommenen Bürger der Hölle;

Zu gut iſt jeder Ort für dich,
Sey's, welcher dich empfange,
Doch halt, es zeigt mir einer ſich
Grad recht für dich, du Range!

Auf, Teufel, macht die Höll' ihm heiſs,
Ohn' ihm das Fell zu ſchonen —
Und wiſst, daſs unter meinem St —,
Der Hund ſoll künftig wohnen!

Platter kann man ſich ſchwerlich ausdrücken! Die Sammlung beygefügter Epigrammen ſind ebenfalls von mittelmäſsigem Werthe, doch heben ſich einige hervor, wie z. B.

Die Stellungen.

Unübertrefflich erſcheint als Grazie ſie, als Megäre,
Und der Leidenſchaft Spiel ſtellt ſie bezaubernd uns vor.
Alles vermag ſie zu ſcheinen, was ihr nur immer gelüſtet,
Was iſt aber an ihr wahr? und was täuſchet uns nur?

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Arnſtadt* und *Rudolſtadt*, b. Langbein u. Klüger: *Anfangsgründe der Geometrie* in Verbindung mit der *Arithmetik* für den erſten Anfang in der Mathematik, von *Joh. Chr. Wilh. Nicolai.* 1804. 104 S. 8. (6 gr.) — In der Vorrede heiſst es: weil dieſe wenigen Bogen für den erſten Anfang in der Mathematik beſtimmt wären: ſo werde man nicht genaue mathematiſche Strenge in den Beweiſen, aber eben ſo wenig eine für Kinder falſche Deutlichkeit erwarten. Unter Kindern, die den Anfang mit der Mathematik machen, verſteht Rec. etwa ſolche, die zehn bis zwölf Jahr alt ſind, und für dieſe, falls übrigens *mens ſana in corpore ſano* da iſt, läſst ſich Strenge der Beweiſe und Faſslichkeit recht wohl verbinden. Es contraſtirt ſehr, die leichteren anſchaulichen Lehren der Geometrie kurz und zum Theil oberflächlich: dagegen die Ausziehung der Wurzeln, die Proportionen und Progreſſionen mit der für gründlichen Unterricht paſſenden Buchſtaben Bezeichnung abgehandelt zu finden. Was von Stereometrie und Trigonometrie vorkömmt, iſt ſo unbefriedigend, daſs es beſſer ganz weggeblieben wäre. — Die beiden auf dem Titel erwähnten Kupfer hat Rec. bey ſeinem Exemplare nicht gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. März 1806.

GESCHICHTE.

SCUTARI: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Wassif Efendi* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 50. abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Band enthält folgendes: Begebenheiten des Jahrs 1183. Chr. 1769. Darstellung der Gründe, welche die Pforte zum Kriege wider Rufsland bewogen haben. Der mächtigste von allen scheint das von *Potozky* im Namen der Conföderation gemachte Versprechen gewesen zu seyn. Man versprach nämlich, der Pforte für gewaffnete Hülfe *Podolien* zu überlassen. *Hosseinpascha* zum Commandanten von Chotyn ernannt. Tod des Sekretairs des Janitscharencorps *Subhi Efendi*, auch einer der ottomanischen Historiographen, dessen Geschichte mit der des *Samir* und *Shatir* zusammengedruckt erschienen ist. Feindlicher Ueberfall. Die Russen verbrennen die Vorstadt bey Chotyn, werden aber von *Abasa Mohamedpascha* zurückgeschlagen. Ankunft der (türkischen) Hauptarmee in *Isabtschi* und Kriegsrath. Der Grofswesir ist so aufrichtig, zu gestehen, dafs er vom Kriegswesen nicht viel verstehe; man beschliefst den Uebergang über die Donau. Verschiedene Vorfälle. *Potozky* kommt ins Lager des Grofswesirs und erhält die stärksten Versprechungen von Beystand. Absetzung des Fürsten der Moldau, und Hinrichtung desselben in Konstantinopel wegen angeblichem Einverständnifs mit dem Feinde. Ankunft verschiedener Pascha's im Hauptlager. Grofser Kriegsrath, und Beschlufs, ein *Corps d'armée* nach Polen zu senden, weil man vernommen hatte, dafs ein Drittheil der zur Belagerung von Chotyn bestimmten Armee aus Polen bestände. Vier Fetwa, welche deshalb einen Einfall und Streifereyen im polnischen Gebiete für gesetzmäfsig erkannten, wurden abgelesen; *Mohamedpascha* ward zum General ernannt, und *Potozky* versprach, für 60,000 Mann Lebensmittel herbeyzuschaffen. Verschiedene Vorfälle. *Kaplangeri*, Sohn des regierenden Chans, wird mit einem Ehrenpelz bekleidet. Aufbruch der ottomanischen Hauptarmee. Man passirte die Donau, schlug das Lager zu *Chandepe* auf, und beschlofs dann, gegen *Bender* vorzurücken. Der *Defterdar* von Bender wird abgesetzt, weil er aus Geiz die Anschaffung der nöthigen Lebensmittel für die Armee vernachläfsigt hatte. Verschiedene Vorfälle.

Der Chan von der Krim kommt ins Lager, sich mit dem Grofswesir zu berathschlagen. Kriegsrath. Beschlossen, zwey *Corps d'armée* abzusenden, das eine zur Besetzung der Moldau, das andere, um die Orte *Ilasawat* und *Orchangrad* zu decken; — Kundschaftsnachrichten, dafs zu *Bar* ein starkes russisches Corps stehe, dafs 4000 Kosaken in der Gegend um Kaminiek streifen u. s. w. Der Chan der Krim bricht gegen *Kauschan* auf, erhält 86,000 Piaster Geschenk. Absetzung des Statthalters von Halep, *Redschebpascha*. Aemterverleihungen und Rofsschweifvertheilungen. Annäherung des Feindes gegen Chotyn, getroffne Anstalten. Mit Beyziehung des Chans bey der Krim wird beschlossen, denselben durch den Statthalter von Diarbekir und den Janitscharenaga mit vorläufig 20,000 Mann zu verstärken, die Magazine zu *Chandepe* zu decken, und *Jassy* mit 2000 Albanesen zu besetzen. Treffen und Niederlage. Der Commandant von *Chotyn* und *Abasa Mohamedpascha* verfolgen unvorsichtig den Feind, und werden geschlagen. Verschiedene Zufälle. Misvergnügen und Murren im Lager wegen Mangel an Lebensmitteln; der Fürst von der Moldau, *Ligurâki*, abgesetzt, an seine Stelle kommt *Konstantin Scarlatti*. *Alipascha* wird zum commandirenden Generale um Chotyn ernannt. Aufbruch des Lagers, und Ernennung eines Seraskers und Commandanten von Bender. Die Truppen fingen an gewaltig auszureifsen, aus Mangel an Lebensmitteln; um die Zufuhr von *Isabtschi* und *Ibrail* zu erleichtern, ward *Alipascha* zum Sérasker ernannt, der sich aber lange weigerte, das Commando anzunehmen, bis er durch Zureden des Oberrichters der Armee sich dazu entschlofs. Er erhielt 100,000 Piaster zur Bestreitung der nöthigen Kosten, und *Abasa Mohamedpascha* wird an seiner Statt Commandant von *Bender*. Da die Russen einige Bewegungen gegen *Ozakow* machen, so werden 5000 Mann, und 25,000 Piaster Kriegsgelder dorthin abgesendet. Hinrichtung des *Kahramanpascha*, Statthalters von *Drukabni*, der auf seinem Wege nach dem Lager wie in Feindes Land presste und plünderte. *Abasa Mohamedpascha* erhält den dritten Rofsschweif, und der *Kiajabeg* wird abgesetzt. Hinrichtung des Pfortendolmetschers *Nikolaki*, verschiedener Intriguen und Widerspenstigkeiten wegen. Seine Stelle erhält *Michalaki*. Belagerung von Chotyn, und Martertod des Commandanten. Die Feinde eröffnen die Laufgräben an zehen Orten. Am eilften Tage der Belagerung wird der Commandant durch die Explosion einiger um ihn herum liegenden Flinten tödtlich verwundet. Kurze Lebensbeschreibung desselben. Fortsetzung der Belagerung. Absetzung des Grofs-

weſirs *Mohamed Emirpaſcha* und Ernennung *Alipaſcha's* ſtatt dieſem. Das Murren der Truppen über den Mangel an Lebensmitteln und das Ausreiſſen derſelben hatte den Groſsherrn unzufrieden gemacht, und bewogen, den Groſsweſir nach *Dumitoka* zu verbannen. Verſchiedene Begebenheiten. Ein *Kapidſchibaſchi* kommt mit 3500 Beuteln, d. i. 1,750,000 Piaſtern, im Lager an. Dem Statthalter von Natolien zur Beſchleunigung ſeines Marſches werden 25,000 Piaſter verwilligt; das Hauptlager bleibt in *Chandepe*. Die Feinde paſſiren Abſu und ſtreifen um *Ozakow*. Tod des Oberfeldrichters *Abdollah Efendi*, Verfaſſer eines Commentars über die zweyte Sura des Korans, und mehrerer Gedichte. Eine Brücke wird geſchlagen, und Truppen paſſiren über die *Turla*. Der Feind ſucht dieſelbe mit einer Brandmaſchine anzuſtecken, der Verſuch miſslingt; die Ruſſen bringen die vorgerückten ottomaniſchen Truppen zwiſchen zwey Feuer, und nöthigen dieſelben zum Rückzuge. Ausfall der Ottomanen, ſie ſchlagen die Ruſſen aus den erſten Laufgräben zurück und machen 800 Gefangene. Der angeſchwollne Fluſs zerbricht die Brücke. Verſchiedene Scharmützel. Die Belagerten werden von zwey Seiten eingeſchloſſen. Elender Zuſtand der Beſatzung; der Commandant giebt endlich die längere Vertheidigung auf, überläſst die Feſtung mit 300 Kanonen dem Feinde, und zieht ins Hauptlager. Die ottomaniſchen Generale werden entſchuldigt, und Alles wird aufs unerbittliche Schickſal geſchoben. Ankunft des Oberſtwaffenträgers des Groſsherrn im Lager mit Geſchenken und Belohnungen für die wohlverdienten Officier. Hinrichtung des vorigen Groſsweſirs *Mohamed Emirpaſcha*. Der Groſsherr, nicht zufrieden mit der Abſetzung deſſelben, und vermuthlich durch deſſen Feinde aufgereizt, ſendet dem erſten Befehle der Abſetzung, den zweyten der Hinrichtung nach. Lebensbeſchreibung dieſes ſehr verdienten Mannes. Er war ein Sohn des durch ſeine Geſandtſchaft in Indien berühmten *Juſſufaga*, begleitete erſt ſeinen Vater, und dann den nach demſelben abermals als Geſandter nach Indien abgehenden *Salim Efendi* dorthin; bereiſte Indien, führte nach *Salim Efendi's* Tod ſelbſt die Geſchäfte der Geſandtſchaft in den kritiſchen Umſtänden der Eroberung *Nadirſchah's*. Auf ſeiner Rückreiſe litt er Schiffbruch im arabiſchen Meerbuſen, kam dann nach Konſtantinopel, wo er dann ſtufenweiſe bis zur höchſten Würde des Reichs gelangte; ein geſchickter Schriftſteller, wie ſein Werk *Roſenhain der Fantaſie* bewährt. Ankunft des neuen Groſsweſirs im Lager und Kriegsrath. *Abaſapaſcha* nach Jaſſy, und ein Artillerie-Regiment nach *Iſabdſchi* beordert. Der *Silihdar* des Groſsherrn bekleidet den Groſsweſir mit dem gewöhnlichen Ehrenpelze. Aufbruch des Lagers gegen *Iſabdſchi*. Abſetzung der Sekretäre des *Reis Efendi* und des *Kiajabei*. Der erſte *Iniſi Soliman Efendi* ein Geſchöpf des vorigen Groſsweſirs, und ſehr geſchätzter Dichter. Proben ſeiner Dichtkunſt. Ernennung eines *Seraskers* in der Moldau. Der Feind hatte Gelegenheit gefunden, ſich Jaſſy's zu bemeiſtern, die Proviantſchiffe am Pruth wegzunehmen, und ſeine Abſichten ſchienen nun auf *Ibrail* und *Galaz* gerichtet zu ſeyn. Der Commandant von Ibrail ward daher zum Serasker in der Moldau ernannt. Eingelaufene Nachrichten von *Bender*. Der Commandant von Bender verheert einige polniſche Dörfer. Ein Fetwa ergeht, wodurch die feindliche Behandlung aller mit dem Feind verſtandenen chriſtlichen Bewohner der Moldau für rechtmäſsig erklärt wird. Die ottomaniſche Armee bezieht die Winterquartiere zu *Babatag*. In den vorigen Kriegen kehrten die Groſsweſire meiſtens im Winter nach Konſtantinopel zurück; da es aber von äuſserſter Wichtigkeit war, *Galaz*, *Matſchin*, *Siliſtra* und *Ibrail* zu decken, ſo blieb der Groſsweſir in Babatag. Treffen, geliefert dem Serasker der Moldau. Von ſeinen Leuten verlaſſen, von den Bewohnern der Moldau an die Ruſſen verrathen, und in Galaz vom Feinde angegriffen, ſah er ſich in der Nothwendigkeit, dieſen Ort zu verlaſſen. *Mohamedpaſcha* und *Chaſundaralipaſcha* erhalten den dritten Roſsſchweif ihrer ausgezeichneten Tapferkeit wegen. Tod des Seraskers von Bender, *Ahmedpaſchazade Alipaſcha*. Ein verdienſtvoller Mann, mit dem der Vf. 3 Jahre lang gelebt hatte. Ernennung eines neuen Seraskers von Bender, und des *Resmi Ahmed Efendi* zur Stelle des *Kiajabei*; der Statthalter von Anatolien wird abgeſetzt, weil er unnütz befunden worden. Treffen bey *Galaz* und Flucht der Feinde. Um die Ruſſen an der Plünderung der Magazine bey *Tomarowa* zu hindern, rückte ein anſehnliches Corps nach Galaz, vertreibt daraus den Feind, verbrannte und ſchleifte die Stadt. Abſetzung des *Großweſirs* und Ernennung *Patilpaſcha's* Statt ſeiner. Wiewohl ſeine perſönlichen Verdienſte allgemein anerkannt waren, ſo wurde ihm doch Chotyns Verluſt und mehrere andere Unfälle des Kriegs zur Laſt gelegt. Abſetzung des *Kiajabei*. Verſchiedene Aemterverleihungen und getroffene Maſsregeln. Abſetzung des *Tſchauſchbaſchi*. Abſetzung des Chans der Krim, *Deweletgerai*, und Einſetzung *Kaplangerais* in die Chanswürde. *Deweletgerai* hatte ſich nicht nur durch wiederholte Geldforderungen läſſig, ſondern auch durch manche unerfüllte Erwartungen, die man in ſeine kriegeriſchen Talente geſetzt hatte, dem Groſsherrn unangenehm gemacht. Marſch der ottomaniſchen Armee gegen *Fokſchan*, Belagerung von *Ibrail* und *Jerkoi* (Gurpada). *Abdipaſcha*, Serasker der Moldau, fand es für nöthig, die Wallachei zu decken, er zog die Truppen von *Rusdſchuk*, *Siliſtrien* und *Jerkoi* an ſich, und beſetzte *Fokſchan*. Unterdeſſen griffen die Ruſſen die Feſtungen *Ibrail* und *Jerkoi* an, ohne dieſelben jedoch zu erobern; ſie verbrannten blos die Vorſtädte, und zogen ſich dann zurück. Gefecht bey *Krajowa*. Der Feind hatte durch Einverſtändniſs mit den Bewohnern einen groſsen Theil der Wallachey, und unter andern Orten auch *Slatina* an der Alt beſetzt; von hier aus wollte derſelbe auch *Krajowa* beſetzen, ward aber vom Commandanten *Wedins* zurückgeſchlagen; und der dem Intereſſe der Pforte treue Woiwode von Krajowa ward zum Fürſten der Wallachey ernannt. Aus-

zug der Roſsſchweife, d. i. Eröffnung der Campagne. Abſetzung des *Aga* der Janitſcharen, der bey der letzten Affaire von Ibrail nicht die gehörige Hülfe geleiſtet hatte. Der General der *Dſchebedſchis* geht nach *Iſabiſchi* ab. Abſetzung des *Kapudanpaſcha Ibrahimpaſcha*, der im ſchwarzen Meere unthätig geweſen war. Befeſtigung einiger Schlöſſer und Gränzfeſtungen in Morea wider feindlichen Ueberfall. Neuigkeiten (und dieſs wirklich ſehr ſonderbare), vom Commandanten von Belgrad eingeſandt, der da in richtige Erfahrung gebracht hatte, daſs die groſse Reiſeluſt des deutſchen Kaiſers, der ſeit einigen Jahren Europa durchreiſte, eigentlich einer Krankheit, welche ihm dieſe beſtändige Bewegung nothwendig machte, zuzuſchreiben ſey. Vorläufige Begebenheiten des Seekrieges. (Ein, durch das hier vom Geſchichtſchreiber des Reichs aufbewahrte Zeugniſs, der Unwiſſenheit in der Geographie, ſehr merkwürdiger Artikel.) Sie läugneten nämlich geradezu die Möglichkeit der Erſcheinung einer ruſſiſchen Flotte im Archipelagus, und ſpotteten derjenigen, welche ihnen die Verbindung der Nordſee mit dem mittelländiſchen Meere darzuthun ſuchten. Erſt als die Flotte wirklich im Archipelagus erſchien, dachte man an Vertheidigungsanſtalten. Vereinigung der Maniotten mit den Ruſſen, die, wie der Vf. ſagt, durch mehrere dort ausgeübte Grauſamkeiten ihren *magoliſchen* Urſprung beurkundet haben ſollen. Treffen bey Tripolizza; Einverſtändniſs des Feindes mit den Einwohnern von *Patras*, wo derſelbe jedoch geſchlagen ward. Verleihung von Ulemaswürden. Tod des Oberrichters von Natolien, *Baſchmabdſchiſade Efendi*. Verleihung von Ulemasſtellen. Tod des Mufti *Piriſade Osman Efendi*. Lebensbeſchreibung deſſelben; Würdigung ſeiner literariſchen Verdienſte, die ihm manche Gegner zugezogen hatten.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Lagarde: *Handbuch der Geſchichte der griechiſchen Literatur*, von *J. Aug. Rienäcker*, Domkandidaten in Berlin. Mit einer Vorrede vom Hn. Prof. *Kieſewetter*. 1802. 283 S. 8. (18 gr.)

Der Titel, noch mehr die Vorrede, erregten die Erwartung eines nützlichen Buches, dergleichen man neben den bändereichen Werken berühmter Literatoren zum Behuf der erſten Ueberſicht ſchon längſt wünſchen muſste; die Ausführung bleibt weit unter den Forderungen, die man an ein ſolches Handbuch zu machen hat. Viele Fehler, die Hr. *R.* beging, ſind ſogar von der Art, daſs ſie ſich bloſs aus unrichtigem Nachſchreiben eines mündlichen Vortrags, oder aus übereilter Benutzung erklären laſſen dürften. Da Plan und Anordnung der Materien nicht ſein Eigenthum ſind — er nennt in der Vorrede ausdrücklich *Wolf* und *Eichhorn*, denen er beides verdanken will — ſo mag Folgendes, was ſich bey flüchtigem Durchblättern darbot, das Eigenthümliche charakteriſiren.

Wenn S. 7. der Name *Pelasger* als *gemeinſch*
cher Name der zuerſt nach Griechenland einwand
den Horden angegeben wird: ſo möchten wir, ſ
wöhnlich dieſe Behauptung noch immer in hi
ſchen Schriften iſt, gern den Beweis davon ſe
S. 9. kömmt Danaus auf *funfzehn*rudrigen Sch
nach Argos, ſo wie früher Cadmus *aus Böotien*
Dort ſollte es wohl heiſsen, *funfzig*rudrigen; o
war es beſſer, den griechiſchen Ausdruck beyz
gen; hier iſt vielleicht nur eine Auslaſſung des Set
S. 10. iſt die Rede von einer unglücklichen Fahrt
Helle und Phrixus ins ſchwarze Meer: ohne Zw
ſtatt des unglücklichen Rittes *der Helle*, welcher
bekannten Meerenge den Namen gegeben haben
S. 13. wandern die *Aeolier* 1064. v. Chr. nach *Thra*
einem Stück Landes in Böotien. Die Kürze des E
matorſtils überläſst in der That zuweilen dem L
zu viel zu denken oder zu fragen; wer wünſchte
nicht nähere Nachricht von dem *Böotiſchen Thra*
Anderwärts kamen uns ſonderbare Vermuthun
Urtheile und Zuſammenſtellungen vor, z. B. S.
wo die vielen Geſetze, welche gegen Solons Z
gegeben wurden, als wahrſcheinliche Veranlaſ
betrachtet werden, daſs man in dieſer Periode
lich anfing, Gebrauch von der Schreibkunſt zu
chen. So wird S. 32. vom *Zeitalter des Athenaeus*
merkt, daſs es *nun ſchon* Vielſchreiber gab.
nicht weit früher? S. 58. nimmt mit *Heſiodus* das
ſche Gedicht eine *mehr didaktiſche Wendung*, und
Umſtand, daſs *darin die Göttergeſchichte der Haup*
genſtand iſt, *machte es gleichſam ſpeculativer* u. ſ. w.;
gleich im Folgenden: Die Heſiodiſchen moraliſ
Ausſprüche finden wir einzeln als Sentenzen *in*
Munde der Gnomiker — an die kosmogoniſchen My
aber *ſchlieſſen ſich die Myſtiker an* u. ſ. w. S. 61. ſo
Pythagoras goldene Sprüche *vielleicht von ſeinen*
tern Schülern geſammelt und in Verſe gebracht
Es ſollte wohl heiſsen: *von ſpätern Pythagor*
(nicht aber *Pythagoräern*, wie der Vf. ſonſt mit
len andern unrichtig ſchreibt). S. 70. fehlt n
Archilochus und *Simonides aus Amorgus* der dritte
Jambographen, *Hipponax;* wie unter andern Ru
ken mehrere, z. B. *Antimachus*, welchen doch
Harles bereits eingereiht hat. S. 75. leſen wir
nächſten Anlaſs des elegiſchen Diſtichons oder
vereinten Hexameters und Pentameters „die ſtatt
in dem heroiſchen Alter üblichen Citharödik da
üblichere Auletik, beſonders den Gebrauch der
ſchen *Doppelflöte*, welcher *der doppelte Vers* gleich
zu entſprechen ſcheint." Woher dieſs miſsverſtan
ſeyn mag? S. 91. zählt Hr. *R.* die erotiſchen Proſai
die man insgemein mit dem modernen Namen *Ro*
ſchreiber belegt, zu den Dichtern; wofür ſie
ſchwerlich ſelbſt mögen gehalten haben; glaubt
aber neuere Theorieen der Poeſie befolgen zu dü
warum nahm er dann nicht vor allen den *Lucian* u
die Dichter auf?

Von S. 97. bis 238. geht die Aufzählung der
ſaiſchen Werke. Hier wird uns beym Thucyd
die Anekdote mitgetheilt: er, *noch ein Zeitgenoſſ*
ra

rodots, habe ſchon im 16. Jahre ſeines Alters auf den olympiſchen Spielen ein Stück ſeiner Geſchichte vorgeleſen, worüber *Herodot* Thränen der Bewunderung vergoſs. Eine uns ganz neue Art von Thränen; aber nicht weniger neu iſt, ſo umgekehrt erzählt, das Geſchichtchen. Und gerade derſelbe Fehler verunſtaltet S. 102. eine Bemerkung über Xenophons Anabaſis, ein Werk, das hier *nicht ganz ſo angenehm und ausgearbeitet als die Hellenica* heiſst. — Die Lectüre und Kenntniſs ſolcher Xenophontiſchen Schriften ſollte doch auch einem Candidaten nicht erlaſſen werden, der über dergleichen Dinge für das Publicum compiliren will. Wie ſeltſam aber mit Unkunden dieſer Art die hin und wieder eingeſtreuten kritiſchen Urtheile über Alter und Neuheit mancher Schriften griechiſcher Autoren, oder über Echtheit und Unechtheit derſelben, abſtechen, fühlt man auf eine ſehr widerliche Weiſe. Doch auch hier ſcheint Mehreres auf Irrungen und Miſsverſtändniſſen zu beruhen; wie wenn S. 56. bey dem Gedicht des Q. Smyrnaeus erinnert wird, *nach der Meinung einiger Gelehrten* beſtände es aus zuſammengeſetzten Fragmenten verſchiedener Zeitalter und Verfaſſer. Rec. geſteht, daſs ihm noch kein Gelehrter dieſer ſonderbaren Meinung vorgekommen iſt. Allein der Fall kömmt jetzt nach und nach allzu häufig vor, daſs Anfänger nach geendigten Univerſitätsjahren aus Vorträgen, zu deren Anhörung ſie im Grunde noch unreif waren, und aus dem erſten beſten der darin citirten Bücher, gedruckte Hefte und Handbücher liefern, die freylich unter ſolchen Umſtänden ein leichtes Fabrikat ſind. Bey dem vorliegenden möchte es dem Rec. ſogar nicht ſchwer werden, die Vorleſungen, woraus es gefloſſen, mit Namen des Gelehrten, der ſie hielt, und mit Angabe des Jahres, bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit auszumitteln, wenn es der Mühe lohnte. Gleich das erſte Citat im Buche machte uns aufmerkſam, *Ruhnken Or. de Graecia artium inventrice*, da es gerade auch das erſte in jenen Vorleſungen war, und ſo noch eine groſse Anzahl Bemerkungen und ſelbſt Ausdrücke aus denſelben. Ja, auch die von S. 239. angehängte Notiz von neuern Humaniſten iſt dem Rec. aus andern Stunden erinnerlich, wo der Vf. jedoch gleichfalls einiges verhört oder verſchrieben hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Lippſtadt*, b. Lange: *Vorſchlag, die in Lippſtadt getrennten Schulen zu Einem Ganzen zu vereinigen*, von *Joh Heinr. Philipp Seidenſtücker* (Rector des Gymnaſ. in Lippſtadt). Zur Anzeige der Prüfung und Redeübung — am 26. Sept. 1805. 60 S. 8. — Nachdem der gründlich und aufgeklärt denkende Vf. dargethan hat, daſs das öffentliche Erziehungsweſen eines Landes, wenn es den Namen eines wohlorganiſirten führen wolle, auf alle Einwohner ſich gleicher Weiſe erſtrecken müſſe, ohne auf die Gröſse, ſtärkere Bevölkerung u. dgl. Rückſicht zu nehmen; zeigt er ſehr einleuchtend, daſs alle Einwohner, ſie mögen in Städten oder in Dörfern wohnen, einen gleichen Anſpruch auf Menſchenbildung, oder auf diejenige Geiſtesausbildung haben, welche dem Menſchen als ſolchem zukomme; ſo wie dagegen die Anſtalten verſchieden ſeyn müſſen, welche zur profeſſionellen Bildung führen, und ſich alſo auf die irdiſchen Bedürfniſſe des Menſchen beziehen. Für dieſe Zwecke müſs der Staat Sorge tragen: denn er iſt nicht bloſse Sicherheitsmaſchine, wie neulich einige das Paradoxe liebende Gelehrte behauptet haben, ſondern er ſoll das Höchſte der Menſchheit verwirklichen. Nun geht der Vf. zu der Unterſuchung, wie dieſe Sorge jetzt ſeyn könnte, nicht wie ſie ſeyn ſollte, und thut alſo den eben ſo neuen als wohldurchdachten Vorſchlag, alle in den Mittelſtädten vereinzelten, zum Schulweſen ſchon beſtimmten und angewandten Kräfte aller Confeſſionen zu ſammeln, und daraus ein Ganzes zu bilden. Es iſt bekannt, daſs in dieſen Städten jede Parochie und Kirchengeſellſchaft ihre eignen Schulen hat, die nichts Zweckmäſsiges ausrichten können, da ein Lehrer oft 100 Schüler, und noch drüber, beiderley Geſchlechts, von allerley Alter, Fähigkeiten und Kenntniſſen zu unterrichten hat. Er ſtellt alſo den paradoxen aber wahren Satz auf, und beweiſt ihn: je mehr Schulen in einer Mittelſtadt ſind, deſto ärger iſt der Verfall des Schulweſens, und empfiehlt des ſel. Priors *Hogan* neulich erſchienene Schrift: die Volksſchulen. Wie viele Fehler gegen den geſunden Menſchenverſtand hiebey überall gemacht werden, leuchtet leicht in die Augen. Aufs Erſte verſtöſst man gegen die beiden Hauptforderungen: 1) alle Lehrlinge, die gemeinſchaftlichen Unterricht genieſsen, müſſen gleich reif und empfänglich für den Unterricht ſeyn. 2) Knaben- und Mädchenſchulen müſſen von dem Zeitpunkte an getrennt werden, in welchem die längere Vereinigung anfängt, für die Sittlichkeit ſowohl, als für die individuelle Beſtimmung nachtheilig zu werden. Dieſe wendet er nun auf Lippſtadt an, und räth, die ſämmtlichen Parochialſchulen, luther. ſowohl als reform. Confeſſion, mit dem Gymnaſium, woran jetzt vier Lehrer arbeiten, zu vereinigen. So würden ſieben Lehrer zuſammenkommen, welche in Verbindung mit den Predigern wöchentlich 204 Lehrſtunden der ganzen in zehn Klaſſen vertheilten Jugend, die aufs höchſte 250 Köpfe ausmacht, ertheilen könnten. Daraus würde noch der Vortheil erwachſen, daſs für die Mädchen, welche drey Klaſſen hindurch mit den Knaben vereint unterrichtet werden, vom neunten Jahre an eine eigne Anſtalt, die aus zwey Klaſſen beſtände, errichtet werden könnte. Die letzte Klaſſe iſt für die zum Studieren beſtimmten Knaben, vom 15. Jahre an. Unſtreitig verdient die Idee des Vfs. den Obern des Schulweſens, die helfen wollen, zur Beherzigung ſehr dringend empfohlen zu werden. Selbſt die Hinderniſſe, welche ſich dieſem wohldurchdachten Plane von mehr als einer Seite entgegenſtellen, ſind ihrem Weſen nach alle vom Vf. richtig aufgefaſst und dargeſtellt worden. Er zeigt unter andern, daſs das Intereſſe der Einwohner ſowohl als der Nebenlehrer, die nun Mitglieder dieſer vereinten Anſtalt würden, dabey befördert werde. Jetzt erhält hie und da der Hirt für die halbjährige Hütung eines Schweins oder einer Ziege mehr, als der Nebenlehrer für den ganzjährigen Unterricht eines Kindes. (Wem fällt hier nicht die bekannte Anekdote vom Kaiſer Auguſtus und Herodes ein?) Der Vf. ſchlägt mit gutem Grunde die Einziehung von zwey lutheriſchen und einer reformirten Pfarrſtelle nebſt zwey Küſterſtellen in Lippſtadt vor. Alles dieſs iſt einleuchtend, den Umſtänden angemeſſen, und in einem edeln Tone vorgetragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. März 1806.

GESCHICHTE.

SCHATARI: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Waſſif Efendi* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 74. abgebrochenen Recenſion.*)

Das J. 1184. Chr. 1770. Der Vf. beginnt die Geſchichte dieſes Jahres mit einer poetiſchen Beſchreibung des Frühlings, von der er dann zur Eröffnung des Feldzuges übergeht, in der Manier der perſiſchen und arabiſchen Geſchichtſchreiber *Nadir*- und *Timurſchaks*. Todesfälle. Aufbruch des ottomaniſchen Lagers von *Babadag* nach *Iſabiſchi*. Berichtigung der topographiſchen Beſchreibung *Babadag's*, die *Enweri* gegeben hatte. *Babadag*, eine groſse Stadt, 47° L. und 45° B., in einer ſumpfigten Fläche zwiſchen zwey Anhöhen gelegen. Sultan *Bajaſed* (welcher?) baute dort die erſte Moſchee, ſeine Nachfolger mehrere andere. Schöne Gärten, ſchlechtes Waſſer, die Einwohner träge, diebiſch und feige, beſonders wegen ihrer Nachläſſigkeit in Verrichtung des Gebetes berühmt; den Namen erhält ſie von der Grabſtätte eines frommen Mannes *Baba*, der am Abhange des Bergs (tag) begraben liegt. Am Ufer des Sees, einer Einbucht des ſchwarzen Meeres, ſind die Ruinen eines alten Schloſſes zu ſehen. Vortreffliches Obſt, doch ohne Cultur. Neuigkeiten. Günſtige Scharmützel bey Krajowa; Verſuch, die Wallachey zu befreyen. Verbrennung der Flotte, und darauf erfolgte Abſetzung des *Kapudanpaſcha*. Der Kapudanpaſcha bohrt ein feindliches Schiff im Grund in den Gewäſſern von Napoli (di Romania), und ſteuert dann auf *Scio*. Die ruſſiſche Flotte greift die ottomaniſche an. *Haſſan von Algier* (nachmals als Kapudanpaſcha berühmt), der das ottomaniſche Admiralſchiff commandirte, entert das ruſſiſche, das vom Commandanten deſſelben mit Fleiſs in Brand geſteckt worden ſeyn ſoll. (Nach den ruſſiſchen Relationen ſteckten die Ruſſen das türk. Admiralſchiff durch Granaten zuerſt in Brand.). Beide verbrannten. Am folgenden Tage verbrannten die Ruſſen die türkiſche Flotte; um den Hafen von Smyrna zu ſchirmen, wurden am Eingange deſſelben Schiffe verſenkt, auch alle Anſtalten zur Vertheidigung der Dardanellen getroffen. Marſch des Chans der Krim, um den Feind aus der Moldau zu treiben. Kriegsrath und Beſtimmung des Janitſcharenaga zum Uebergange über die Donau, wozu er ſich ſelbſt freywillig angeboten hatte, und zur Entſetzung von Jaſſy, woran er aber vom Feldmarſchall *Romanzow* verhindert ward. Andere Kriegsbegebenheiten und Abſetzung des *Kiajabei*. Uebergang des Groſswefirs über die Donau in einem Kriegsrath beſchloſſen, und die nöthigen Anſtalten dazu getroffen. Erlittene Niederlage. *Romanzow* greift die türkiſche Armee an, und zerſtreut dieſelbe gänzlich. *Arnebudmuſtafapaſcha*, der den Rückzug deckte, lieſs mehreren Flüchtlingen zum warnenden Beyſpiel Ohren und Naſen abſchneiden, ohne dadurch dem Fliehen Einhalt zu thun. Der Groſswefir hatte befohlen, mit Zurücklaſſung aller Schätze ſo leicht als möglich aufzubrechen, aber ſeine Befehle wurden nicht erfüllt, und die Schätze fielen den Ruſſen in die Hände. Bemerkungen über die Schädlichkeit des Reichthums in Lagern, und wie weit beſſer die Ruſſen thaten, bloſs Papier- oder Kupfergeld mit ſich zu führen, als ſich mit Gold und Silber zu belaſten. Bey dieſer Gelegenheit wird eine Anekdote von *Selim*, dem Eroberer Aegyptens, eingeſchaltet, der Tags vor der Schlacht, welche das Schickſal dieſes Reiches zu *Merdſch Dabil* entſchied, die beiden Heere überſchaute, und ganz traurig ward über den glänzenden Reichthum des feindlichen, und die Armuth des ſeinigen. Sein Wefir aber tröſtete ihn mit dem Verſprechen, der morgende Tag werde zeigen, wie viel beſſer Eiſen als Gold in der Hand des Soldaten ſey. Verſchiedene Vorfälle. Allgemeines Ausreiſsen der Armee nach der unglücklichen Schlacht von *Kartal*. Ankunft des *Chans* im Lager und Vorfall bey *Ismail*. Ein groſser Theil der geſchlagenen Armee hatte ſich nach Ismail geflüchtet, das ſie nun zu decken ſuchten. Sie wurden von *Repnin* angegriffen und mit gewaltigem Verluſte zerſtreut. Abſetzung des *Aga* der Janitſcharen und des Fuhrweſens. Niederlage der Ungläubigen, und Sieg der Rechtgläubigen in der Krim. Die Ruſſen, ſich ſteifend auf ihre Einverſtändniſſe mit einigen tatariſchen Stämmen, dachten auf die Eroberung von Or, in deſſen Nähe ſie ſich gelagert und verſchanzt hatten. Die Türken griffen ſie an, und zwangen ſie, das Lager zu verlaſſen, das ſo feſt verſchanzt war, daſs die Eroberung deſſelben nichts weniger als ein Wunderwerk des Propheten zu ſeyn ſchien. *Waſſif* bemerkt, er habe hier einen von *Enweri* ſeinen Annalen eingeſchalteten Artikel über den Brückenbau (der damals noch ganz etwas Neues in der ottomaniſchen Taktik war) ausgelaſſen; die Brücke über die Donau (von *Iſakdſchi* nach *Kartal*) wird (vom Winde) zerriſſen; die Ungläubigen bemächtigen ſich der Feſtung *Kila* nach einer Belagerung von zehn Tagen. Wiewohl ſich die Beſatzung noch

noch lange hätte vertheidigen können: so fanden diese verfluchten Feigen, wie sie der Vf. schilt, es für unthunlich, sich länger als zehn Tage zu halten, und ergaben sich an den Fürsten *Repnin*. Kriegsrath, worin man sich über die Auffindung der wahren Gründe eines so beständigen Mifsgeschicks und die Hinwegräumung dieser Ursachen berieth. Einige meynten, man habe die Wohlverdienten zu wenig ermuntert; andere, man habe die Janitscharen zu viel vernachläfsigt, und unnütze Summen an die *Lawendi* und *Turkomanen* verschwendet; andere endlich hielten fürs Beste, ohne viel übers Vergangne zu grübeln, schnell auf die Vertheidigung von *Ozakow* und *Akerman* zu denken; endlich beschlofs man, den *Bogas von Suma* zu schirmen. Gefechte des *Chans* und dessen Rückzug nach der Krim. Verschiedene Vorfälle, als Vertheilung von Geld unter die Verwundeten. *Tagifsani Aliaga* erhält drey Rofsschweife. Er hatte sich vorzüglich in der Affaire bey Ismail ausgezeichnet. Tod des *Sherif* von Mekka. *Abdipascha* wird zum Commandanten von *Matschin*, und *Abafapascha* zum Commandanten von *Hirfowa* bestimmt. Tod *Ibrahimpaschas*, und Verleihung von Rofsschweifen. Die Ungläubigen bemächtigen sich der Festungen *Akerman* und *Kili*, und senden einen Abgeordneten an den Grofswefir, mit einem Briefe des Feldmarschall *Romanzow*, der Friedensvorschläge machte; der Grofswefir sandte das Schreiben nach Konstantinopel, und antwortete seinen von dort aus erhaltenen Instructionen gemäfs, dafs, da Oefterreich und Preufsen bereits verschiedene Male sich als Vermittler angetragen hätten, man sich, ohne dieselben angehalten zu machen, in keine unmittelbare Verhandlung einlaffen könne. Eine Begebenheit aus der älteren Geschichte des Islamismus auf die gegenwärtigen Zeitumstände angewendet. Als *Moslima Ben Abdolmelek*, Feldherr des Chalifen *Omer*, von seinem Zuge, den er mit 80,000 Mann bis nach Konstantinopel unternommen hatte, nach Damask zurückkam, verfiel er auf lange Zeit in Ungnade bey dem Chalifen, der ihm den Vorwurf machte, dafs er sich nicht mit einem Streifzuge bis Angora begnüget, sondern so vieler Rechtgläubigen Leben geopfert habe; durch diese Aeufserung des Chalifen rechtfertigt der Vf. den Wunsch nach Frieden, besonders nachdem die Schlachten bey *Kartal* und *Ismail* so blutig gewesen waren, und nachdem der Feind selbst die ersten Anträge gemacht hatte. *Meffudgeraifultan* wird nach Bukarest befehligt. *Heffameddinpascha* ftirbt, und *Haffan* von Algier wird *Kapudanpascha* zum Lohne der Tapferkeit, mit der er die Ruffen aus Lemnos (das schon capitulirt hatte) vertrieb; sogleich wurden neue Kriegsschiffe gebauet. Belagerung von *Ibrail*, und Bestimmung des *Mektubdschi Efendi*. Ein russisches Corps passirte im Inland den Pruth, und kam über *Fokschan* nach *Ibrail*. Der *Mektubdschi* ward befehligt, für die Mittel der Vertheidigung Anstalten zu machen. Die Belagerer und Belagerten erhalten Verstärkung. Aemterverleihungen und Gnadengeschenke. Sturm der Ungläubigen und ihre Niederlage nämlich bey *Ibrail*, wo die Befatzung sich tapfer hält, und die Ruffen beyläufig 2000 Mann verloren; Dank den guten Anstalten des *Mektubdschi Efendi*. *Ibrail* wird verlaffen, und die Einwohner ziehen nach *Matschin*. Das Lager des Grofswefirs war bis auf einige tausend Mann zusammengeschmolzen. In *Matschin* murrten die Einwohner; zu Ibrail war die Befatzung des langen Widerstandes, ohne auf Hülfe rechnen zu können, überdrüffig; sie überliefsen daher die Festung dem Feinde. Die Soldaten (die meisten aus Sinope) schützten, als Gründe der Uebergabe, den unerträglichen Gestank der unbegrabenen Körper und den wenigen Sold vor. Abreise des *Mektubdschi Elhadsch Abdor-rafak Efendi* nach Konstantinopel, um dort die wahre Beschaffenheit und Lage der Sachen, die Ursachen so vieler mifslungenen Unternehmungen, und die Mittel zur Abhülfe vor den Thron zu bringen. Die Hauptarmee rückt in die Winterquartiere, wo der Grofswefir die verfallnen Brunnen wieder herstellen läfst. *Abafa Mohamedpascha* wird des Ranges eines Pascha von drey Rofsschweifen entsetzt, und der Janitscharenaga verliert seine Stelle. *Abafapascha*, ein tapferer, unermüdeter, wohlverdienter Krieger, bekannte selbst mit Mifsmuth, dafs, ungeachtet der ungeheuern Summen, die er unter seine Mannschaft vertheilt hatte, er immer in seinen Unternehmungen unglücklich gewesen war, und dafs er wenig Nützliches geleistet habe. Der Grofsherr, der hievon Nachricht erhielt, setzte ihn ab, und verbannte ihn. (Vermuthlich wollte *Abafapascha*, der da sah, dafs, ungeachtet alles guten Willens, und ungeachtet aller Anstrengung des Feldherrn, mit *solchen* Truppen nichts auszurichten war, durch eine sich selbst zugezogene Entsetzung wenigstens seinen Kopf sicher stellen.) Absetzung des *Chans* der Krim, eines zwar tapferen, aber unerfahrnen jungen Mannes, dem verschiedene Nachläffigkeiten zur Last gelegt wurden. Absetzung des *Kiajabei*. Absetzung des Grofswefirs *Chalilpascha* und Ernennung des Silihdar *Mohamedpascha* an seiner Statt. Ankunft des neuen *Chans*, und Berathschlagung wegen der Winterquartiere. Man brachte Konstantinopel, Adrianopel oder wenigstens Schumna in Vorschlag, und der Grofswefir dachte, vom *Chan*, der eben aus Konstantinopel gekommen war, eine die Zurückkehr der Armee begünstigende Antwort zu erhalten. Dieser aber zog sich mit der Entschuldigung seiner Unerfahrenheit aus der Schlinge. Man verschob daher die Entscheidung auf den nächsten Morgen, wo nach einigem Zweifel, ob man *Bafardschik* oder *Babatag* wählen sollte, fürs Letztere entschieden ward. Lage des *Chans* der Krim. Da er in Babatag kein gutes Quartier erhalten konnte: so lagerte er sich zwey Stunden davon in dem Dorfe *Kanbur*. Soldauszahlung und Geldvertheilungen. Rückkehr des *Mektubdschi*, des Grofswefirs von Konstantinopel. Er war dort zu mehreren Conferenzen, sowohl bey der Pforte als im Serail, gezogen worden, wobey er anrieth, die regulären Truppencorps besser als bisher zu unterstützen, indem alle an die zusammengelaufenen Provinzen-Truppen verspendeten Summen nicht nur weggeworfen seyen, sondern auch unter den regulären

Trup-

Truppen Mifsvergnügen und Muthlofigkeit hervorbrächten; zugleich empfahl er, neue Kanonen giefsen zu laffen. Der Sultan billigte die Vorfchläge, und verfprach, zur Ermunterung der Armee, felbft nach Adrianopel zu marfchiren. Die regulären Corps wurden aufgemuntert, und der Efendi kehrte mit zwey Handfchreiben des Sultans ins Lager zurück. Verfchiedene Vorfälle. Ausgeriffne und verlaufene Truppen werden zufammen gefammelt. Der Fürft der Wallachey, *Manolaki*, zieht fich bis *Widin* zurück. Neue Kanonen werden gegoffen und fehr fchnell abgefendet. Tod des Prinzen Sultan *Bajafed*, 45 Jahre alt. Aemterverleihungen. Verfchiedene Vorfälle, als Erhöhung der Goldmünzen, der Dukate *Semahbub* wird auf 120, der *Fundukli* auf 160 Paras erhöht. Sonft galten diefelben 120 und 150. Hinrichtung des Seraskers der Wallachey, *Mohamedpafcha*. Der *Kiajabei* erhält den Rang von drey Rofsfchweifen, und *Resmi Efendi* (vormals Gefandter in Berlin) wird *Kiajabei*. Gnadengefchenke des Sultans an den Wefir und die anderen Generale. Verbannung des *Aga's* der *Silihdars*, Zurücknehmung der Commiffionen einer neuen Janitfcharenanwerbung, weil fich nämlich kaum 200 Rekruten vorgefunden hatten. Die Ungläubigen nehmen Befitz von *Jerkoi*. *Kendfch Ali* wird hingerichtet, verübter Gewaltthätigkeiten wegen. Der Feind wagt einen Ueberfall auf *Toldfchi*, und vertreibt die Befatzung. Verleihung von Ulemasämtern. Abfetzung des Oberrichters von Anatolien, und Ernennung eines andern.

Begebenheiten des J. 1185. Chr. 1771. Die Ungläubigen bemächtigen fich *Ifabdfchi's*, und der Grofswefir bricht auf nach *Babadagi*. Ein Corps von 3000 Truppen ging über die Donau, verbrannte die Brücke, fprengte die Palanke mit Pulver, und zerftreute die Bewohner. Ankunft von Geld und Gnadengefchenken des Sultans. Eine fonderbare Anekdote (ja wohl, aber befonders charakteriftifch). Der Grofswefir hatte mündlich feiner Generalität zu verftehen gegeben, ihre Knaben und Günftlinge, des guten Beyfpiels wegen, aus dem Lager zu entfernen. Diefs erregte vieles Murren, aber keiner ward fo laut, als der Staatsreferendär *Menib Efendi*. Er meynte, dafs folch ein Verbot die höheren Beamten gar nicht angehn könne, indem z. B. bey den wiederholten Verboten des Sultans, welche zur Steuerung des Luxus das Tragen von Edelfteinen unterfagen, den Grofsen des Reichs doch immer ein brillantirter Dolch, oder fonft fo eine Kleinigkeit geftattet und nachgefehen werde; kurz, er lärmte fo viel, dafs der Grofswefir zum Schweigen gebracht wurde, zur grofsen Freude feiner Sinnesgenoffen. *Dagiffanialipafcha* wird zum Commandanten von *Totraban* ernannt. Aemterverleihungen. Sieg der Rechtgläubigen, und Entfatz der Feftung *Jerkoi*. Details diefer Unternehmung, welche der Serasker von *Resdfchuk* ausführte, und welche die ganze Armee mit neuem Muth belebte; der Serasker aber erlaubte fich, von feinem Siege, mit Umgehung des Grofswefirs, unmittelbar an den Sultan Bericht zu erftatten, wodurch zwifchen diefen beiden Feldherren ein langer Hader entftand. Der Grofsherr fendet dem wohlverdienten Janitfcharen-Aga einen brillantirten Dolch, und verleiht dem Commandanten von Tuldfchi den dritten Rofsfchweif. Sieg der Islamiten bey Kalo (*Caracal*) in der Wallachey, wo fie eine ftreifende Partey von Ruffen zurückfchlagen. Kriegsrath. Mehrere Vorfchläge des Grofswefirs fanden als unthunlich keine Zuftimmung; endlich befchlofs man nach langen Debatten, die Armee mittelft der bey Tuldfchi befindlichen Flotte überzufetzen, und einen Angriff auf Ismail zu wagen. Der Feind geht bey Tuldfchi über die Donau, und zerftreut die ottomanifche Flotte und die dort befindlichen Truppen. Erfcheinung des Feindes und Gefechte mit demfelben. Verfchiedene kleine Scharmützel mit den Kofaken, in der Gegend von Tuldfcha und Befchtebe. Verfchiedene Begebenheiten. Lage des Seraskers von Widin, *Mokfinfade Mohamedpafcha* (derfelbe, der in europäifchen Berichten *Mofunogli* heifst). Diefer wackere Mann, der eigentlich hatte Grofswefir werden follen, fetzte bey Widin über die Donau, marfchirte auf Kajowa und Karakal, und erwartete dort Verftärkung. Aufbruch des Chans, und erfte Nachricht von der Eroberung der Krim. Er hatte fich geweigert, aufzubrechen, wenn er nicht die verlangten Geldfummen erhielte; man gab ihm alfo hundert Beutel. In der Krim felbft dachte er wenig an Kriegszurüftungen, bis er hörte, dafs Or von 3000 Ruffen und 6000 nogaifchen Tatarn belagert werde. Nach der Eroberung von Or, Kaffa und Taman floh er nach Konftantinopel, wo er in Bujuldere abftieg, und vom Grofsherrn weiter nicht zur Verantwortung gezogen ward. Niederlage der Ungläubigen bey Cilburn und Ozakow. Niederlage der Ungläubigen bey Dfchurdfchowa oder Jerkoi. Der Verfuch der Ruffen, diefe Feftung durch Sturm wieder zu erobern, mislingt. Diefer Sieg wird mit grofser Freude im Lager gefeiert. Verleihung des Rangs eines Beglerbegs an *Ibrahimbeg*. Kriegsrath und Abfendung des *Mektubdfchi Efendi* nach Konftantinopel. Der Mangel an Geld und Lebensmitteln, die daraus entftehende häufige Defertion mache die Uebertragung des nächften Winterquartiers von Babatag nach Adrianopel oder Konftantinopel rathfam; diefer Wunfch der Armee wird vor den Thron gebracht. Eröffnung eines Briefwechfels mit Rufsland. Der Vf. brachte felbft das erfte Schreiben der Kaiferin (?) ins Lager, und die Antwort des Grofswefirs zurück (ohne dafs von deffen Inhalt etwas erwähnt wird). Verleihung von Aemtern, und Abfetzung des Statthalters von Damaskus mit den nähern Details von dem Zuge des verftorbenen *Alibegs* nach Syrien, feine Vereinigung mit *Scheich Daher*. Der Serasker von Dfchurdfchowa überfendet Gefangene und Waffen, die dem Feinde abgenommen worden. Drey Officiere, eilf Soldaten, fieben Kanonen, hundert Flinten. Eine feltene Anekdote; die Freymüthigkeit des *Mektubdfchi* in Gegenwart des Grofsherrn betreffend. Er fprach nämlich fo frey von allen Fehlern und Gebrechen der Armee, dafs man für feinen Kopf fürchtete. Der Grofsherr aber nahm feine Freymüthigkeit in Gnaden auf.

auf. Angriff der Ruſſen abgeſchlagen, und Rückzug des Groſswefirs nach *Baſardſchik*. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich des ganzen Lagers bey Babatag, ſobald man von der Idee des Feindes, daſſelbe anzugreifen, gehört hatte. Alles flüchtete in der gröſsten Verwirrung. Schlappe des Seraskers von Widin, ſeine ganze Armee zerſtreute ſich nach allen Seiten. Verſchiedene Begebenheiten, als Aemterverleihungen u. ſ. w. *Dagiſſoni Alipaſcha* wird nach Koſſendſche beſtimmt, um Truppen zu ſammeln. Vorfall bey Baſardſchik. Aufruhr in der Armee, die Truppen wollten nach Adrianopel, die Einwohner von Baſardſchik verlangten Vertheidigung wider den Feind. *Mohſinſade Mohamedpaſcha* ward Groſswefir; der unglückliche Feldzug hatte die Abſetzung des *Silihdarpaſcha* herbeygeführt. Einige Betrachtungen des Geſchichtſchreibers, daſs es ungerecht ſey, die unglücklichen Begebenheiten des Krieges immer dem Feldherrn zur Laſt zu legen. Ein franzöſiſcher König habe ſeinen Feldherrn, wiewohl er ſieben Jahre hindurch unglücklich war, dennoch nicht abgeſetzt; im achten Jahre habe er die Feinde geſchlagen, und der König habe dann geſagt, daſs die ſieben vorhergehenden Jahre nothwendig geweſen ſeyen, um durch Erfahrung die Liſt und Stärke ganz kennen zu lernen. Der Groſswefir macht die erſten und wichtigſten Anſtalten für die Fortſetzung des Krieges. Verdiente Beſtrafung einiger unverſchämten Unruhſtifter. *Mahſud Gerai* wird zum Chan der Krim ernannt. Die ganze Familie der Gerai ward nach Konſtantinopel berufen, und dort im Pallaſt von *Dawidpaſcha* in Gegenwart des Kaiſers und aller Ulemas der neue Chan ernannt, welcher die abtrünnigen Tatarn wieder zurückzuführen verhieſs. Weitere Geſchichte des Chans. Es werden ihm monatlich 35000 Piaſter zum Unterhalte ſeines Hofſtaates angewieſen; da aber ſein Gefolge noch mehr forderte: ſo ward er durch ein Handſchreiben zurecht gewieſen. Soldauszahlung. *Elhadſch Abdor-rahſade Efendi* (bisheriger Mektubdſchi) wird ReisEfendi. Eine kurze Notiz ſeines Lebens, und Würdigung ſeiner Verdienſte; er war ſchon dem berühmten *Ragibpaſcha* ſehr anempfohlen worden, der ſeinem Anempfehler ſagte: er fürchte, ſich lächerlich zu machen, wenn er eine ſo unanſehnliche Figur, als der Empfohlene hatte, unter die Staatsbeamten aufnähme. Deſſen ungeachtet ward er bald nachher Mektubdſchi u. ſ. w. Verſchiedene andere Vorfälle. Ankunft eines preuſsiſchen Officiers von Petersburg mit einem Briefe des Feldmarſchalls Romanzow, welcher Vorſchläge zu einem Waffenſtillſtande enthielt. Da Ruſsland auf Frankreich, und die Pforte auf England nicht gut zu ſprechen war: ſo konnte von der Vermittlung dieſer Mächte keine Rede ſeyn; es bemühten ſich alſo Oeſterreich und Preuſsen um dieſes Geſchäft. Tod des erſten Defterdars. Ankunft neuer Geldſummen im Lager, und Tod des *Elhadſch Ahmedpaſcha*. Kaiſerliche Gnadengeſchenke an den Groſswefir. Rückſendung des preuſsiſchen Officiers, dem die Reiſe bezahlt wird. Beſtätigung des Janitſcharenaga in ſeinem Poſten. Auflauf in Galata (der Vorſtadt von Konſtantinopel), wo es zwiſchen Janitſcharen und Kaliondſchi's zu Raufereyen kam, die jedoch mit der Hängung eines Mannes beygelegt wurden. Aemterverleihungen. *Suleimanpaſcha* erhält drey Roſsſchweife. Waffenſtillſtand und Friedensunterhandlung, durch ein kaiſerliches Handſchreiben genehmigt, auf der Grundlage, daſs die Krim unabhängig erklärt, und die Wallachey der Pforte zurückgegeben werde. Romanzow verſtändigte dem Groſswefir, daſs Gr. Orlof und Hr. Oberskow von der Kaiſerin zur Verhandlung dieſes Geſchäftes ernennet ſeyen, die dann in Bukareſt oder Dſchurdſchowa zuſammenkommen könnten. Der Chan von der Krim, den man hievon ein Geheimniſs gemacht, der aber davon Wind bekommen hatte, machte den Unwiſſenden, und unternahm neue Streifereyen, welche bald den Groſswefir compromittirt hätten. Der vormalige Groſswefir erhält das Gouvernement von Amabachti. Erhöhung einiger Richterſtellen. Abſetzung und Anſtellung des Oberrichters von Anatolien, und Verleihung der Richterſtelle von Adrianopel.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin* und *Wien*, b. Nathan u. Comp. (wahrſcheinlich zu *Hamburg*, b. Vollmer): *Nathan der Weiſe*. Schauſpiel von *Leſſing*, traveſtirt und modernſirt in fünf Aufzügen. 1804. 7½ S. 8. (8 gr.) — Einige ganz drollige Einfälle und glückliche Verſe abgerechnet, hat Rec. wenigſtens dieſer Traveſtirung keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen können. Es iſt dabey überall von keiner feſten und beſtimmten Richtung ausgegangen, und auch die heterogenen Theile haben nichts Beſtimmtes, noch Charakteriſtiſches. Des Seltſamen, um nicht zu ſagen, Ungereimten, findet ſich dagegen deſto mehr. Dahin gehört beſonders der Einfall, *Leſſing* ſelbſt als Derwiſch auftreten zu laſſen, und die Unart, ihn nicht nur viel Abgeſchmacktes ſagen zu laſſen, ſondern auch ſeine Sinnesart und Handlungsweiſe in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen. Wer unter dem *Saladin* hat gemeynt ſeyn ſollen, erräth man bald; aber auch in ſeiner Zeichnung ſind die Züge theils verfehlt, theils jetzt ſchon durch Zeitenwechſel verbleicht und ohne Wirkung. Der Schluſs iſt durchaus unvorbereitet, und daher mehr Abfertigung des Leſers, als Auflöſung oder Entwickelung, obgleich dieſe, wo keine eigentliche Verwickelung vorausging, ſich auch nicht erwarten lieſs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. März 1806.

GESCHICHTE.

SCUTARI: محاسن الاثار وحقايق الاخبار لاحمد واصف افندي etc.

Die Vortrefflichkeiten der Denkmäler und die Wahrheiten der Kunden von *Ahmed Wassif Efendi* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 75. abgebrochenen Recension.*)

Begebenheiten des J. 1186. Chr. 1772. Der Waffenstillstand wird geschlossen. *Abdolkerim*- und *Derri-Efendi* mit dem Pfortendolmetscher *Storlatti* machten ihre Ankunft in *Resdschuk* dem Hn. *Sinolair*, der russischer Seite zur Abschliessung des Waffenstillstands bestimmt war, bekannt, und beschlossen nach einer Unterhandlung von dreyssig Tagen die Convention des Waffenstillstands, die aus *neun* Artikeln bestand. Die Convention *in extenso* eingeschaltet. Aufbruch des Grosswesirs nach *Schumna;* Vertheilung von Geschenken, und eine Beschreibung von *Schumna*. Eine grosse Stadt von vier- bis fünftausend Häusern, ward zuerst von *Chaireddinpascha*, dem Wesire Sultan *Murads*, erobert im J. d. H. 789. Chr. 1387., mit angenehmen Spaziergängen umgeben (seitdem noch merkwürdig geworden durch des tapfern *Hassanpascha's* Grabmal nahe bey der Stadt). Soldvertheilung und Gnadengeschenke. Verschiedene Vorfälle. Geschichte des *Scheichalbeled* von Kairo, *Alibegs*. Eine kurze Geschichte der verschiedenen Unternehmungen, und Schicksale dieses äusserst kühnen Mannes, begleitet von einigen Bemerkungen über die beständige Zügellosigkeit und Unwissenheit der ägyptischen Beghe, selbst in Religionssachen. Der Feldzug *Alibegs* nach Syrien, sammt dem Manifeste, das er überall verbreiten liess, im arabischen Originale ganz eingeschaltet. Ein durch die Zierlichkeit des Stiles sowohl, als durch die Freyheit und Kühnheit des Inhaltes sehr interessantes Aktenstück. Es nimmt zwey volle Seiten ein. *Abusaheb* steht auf als *Alibegs* Gegner; hier bricht die Erzählung ab, und die Fortsetzung derselben weiter unten wird versprochen. Verleihung von Stellen des Stabs der Armee. Ankunft des Commandanten von Tenbala. *Mohomeds* Geburtsfeyer. Ankunft der Bevollmächtigten der Pforte im ottomanischen Lager. Der Nischandschi *Osman Efendi* und der Scheich der Moschee von *Aja Sofia* gehen als Bevollmächtigte der Pforte ab, begleitet von den österreich- und preussischen Ministern, denen jedem 25,000 Piaster Reisegeld angewiesen werden. Auch der in Geschäften sehr erfahrne *Usreibeg Efendi* hatte die türkischen Bevollmächtigten begleiten sollen; allein *Osman Efendi* fand auf eine sehr feine Art Mittel, ohne denselben seine Reise anzutreten. Der *Motesselim* von Kutahio erhält drey Rossschweife. Fortsetzung der Reise der ottomanischen Bevollmächtigten über *Dschurdschowa* nach *Fokschan*. Verleihung der Würde eines Richters von Konstantinopel an den zweyten Bevollmächtigten, *Bejasinsade Efendi*, weil nämlich die russischen Minister wider die Ungleichheit des Ranges protestirt hatten, indem der zweyte russische Bevollmächtigte, Hr. *v. Obershow*, sich ebenfalls als Botschafter legitimirt hatte. *Arslanbeg* wird *Beglerbeg*. Conferenz, besondere, mit dem preussischen Gesandten, der durch ein Memoire insinuirt hatte, dass der Grosswesir nicht ganz unthätig bleiben, und durch Zusammenziehung einiger Truppen wenigstens einige Demonstrationen machen sollte, um dem Feinde Achtung einzuflössen. Anfang der förmlichen Conferenzen. Nachdem man über einige Maasregeln, die Polizey des Conferenzortes betreffend, übereingekommen, und den Waffenstillstand bis zum 10. Julius verlängert hatte, fertigte und wechselte man die Instrumente des Waffenstillstandes aus. Resultat der ferneren Conferenzen, und Rückkehr der Bevollmächtigten. Gr. *Orlof* protestirte wider alle Vermittelung von Oesterreich und Preussen, und bestand vor Allem auf der Erkennung der Unabhängigkeit der Tataren; da die ottomanischen Minister diese nicht zugestehen konnten, so trennte man sich. Gr. Orlof gieng nach Petersburg, und Hr. Oberskow blieb beym Feldmarschall. Bemerkungen über *Osman Efendi's* ungeschicktes Benehmen und schiefe Verhandlungsweise. Die russischen Minister, die nicht so unartig seyn wollten, ihn geradezu einen Narren zu nennen, und doch auch sein Betragen keinesweges für vernünftig ansehen konnten, sagten: der Mann mag sehr vielen Verstand haben, nur ist sein Verstand von einer Art, die wir noch nie gesehen haben. Der Grosswesir, der sich durch die Abbrechung der Unterhandlungen in grosser Verlegenheit befand, sandte den (Verfasser) *Wassif Efendi* mit neuen Aufträgen, um wo möglich eine kurze Verlängerung des Waffenstillstands zu erhalten. *Wassif Efendi* begegnete dem *Osman Efendi*, und bewog ihn zur Rückkehr. Dieser beklagte sich bitter über seinen Collegen, den Scheich von Aga Sofia, der, statt die Unterhandlungen wirksam durchzuführen, seine Freude und Lust gehabt habe, Hühner zu füttern. In Dschurdschowa unterredet sich *Wassif Efendi* mit den österr. und preuss. Ministern, die ihm zur Fortsetzung seiner Reise nach Jassy zu dem Feldmarschall Romanzow rie-

riethen, dem er den Brief des Grofswefirs übergab, und nach manchem Hin- und Herreden die Verlängerung des Waffenſtillſtandes auf 40 Tage auswirkte. *Osman Efendi* war indeſſen ins Lager zurückgekehrt, und hatte durch ſeine Behauptung, es ſey unmöglich, eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes zu bewirken, den Grofswefir ſehr betroffen gemacht. Deſto freudiger ward *Waſſif Efendi* mit der entgegengeſetzten Nachricht empfangen. Er ward zum Amedſchi ernannt, und erhielt zur Belohnung ſeiner Sendung ein Lehn in der Nähe von Karahiſſar; dieſs Lehn ward ihm, wie er ſagt, unter der Regierung Abdolhamids durch den Einfluſs der Prinzeſſin Esmaſultanin weggenommen; das Protokoll der Conferenzen, deren Reſultat er hier aus dem Gedächtniſs niederſchrieb, ward ein Raub der Flammen. Verſchiedene Vorfälle. Aemterverleihungen. Todesfälle. Rückkehr der bevollmächtigten ottomaniſchen Miniſter nach Konſtantinopel. Conferenz zu Konſtantinopel, und Ernennung des ReisEfendi. *Elhadſch Abdor-raſak Efendi* als neuer Bevollmächtigter zu den Friedensunterhandlungen in Bukareſt. Dem ReisEfendi war beygegeben der *Baſch Mohaſebedſchi* als Bothſchaftsrath, und *Waſſif Efendi* als Sekrerär zur Protokollführung in den Conferenzen u. ſ. w. Soldvertheilung. Aufbruch des ReisEfendi nach Bukareſt über Rusdſchuk und Dſchurdſchowa, wo er von Hn. Oberskow bewillkommt ward. Gegenſeitige Geſchenke. Am folgenden Tage kamen dieſe beiden Miniſter in einer förmlichen Conferenz über eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes auf vier Monate überein. Ankunft des Statthalters von Aramanien im Lager des Grofswefirs, und Kriegsrath über die Winterquartiere. Der alte Wunſch, die Winterquartiere nach Konſtantinopel oder Adrianopel zu verlegen, ward abermals laut; allein die vernünftigere Partey, welche vorſtellte, dafs man keinen Mann mehr bewegen würde, an die Gränzen zurückzukehren, wäre man einmal nach Konſtantinopel gegangen, behielt die Oberhand, und man blieb in Schumna. *Ali Aga* erhält drey Roſsſchweife. Tod des Richters des Lagers. Aemterverleihungen. Reſultat der folgenden Conferenzen, und Rückkehr der Bevollmächtigten. In der zweyten Conferenz trat der ruſſiſche Miniſter mit Entſchädigungsforderungen auf; allein der ReisEfendi ſchob dieſelben auf die Ruſſen zurück. In den folgenden kam man nach langen Debatten über zehn Friedensartikel überein, die jeder beſonders unterzeichnet und ausgewechſelt wurden. Aber der Stein des Anſtoſses waren die Feſtungen der Krim Kereſch und Jenikala, welche Ruſsland behalten, und die Pforte nicht abtreten wollte. Man ajournirte die weitern Conferenzen auf 40 Tage. Indeſſen kam Hr. Oberskow mit einem neuen Vorſchlage, wo man die Abtretung der Feſtungen Kereſch und Jenikala, die garantirte Unabhängigkeit der Krim, die Anſtellung eines Agenten der Moldau an der Pforte, die Schleifung von Ozakow u. ſ. w. begehrte, zum Vorſchein. Dieſe Vorſchläge wurden in Konſtantinopel gerade als unannehmbar verworfen; indeſſen wurde der ReisEfendi im Geheim befehligt, die Negotiationen nicht abzubrechen; allein ungeachtet aller angewandten Bemühungen deſſelben erklärte Hr. v. Oberskow, nicht weiter in Conferenzen treten zu können, und der ReisEfendi verliefs Bukareſt. Einige Bemerkungen. Der eigentliche Zweck Ruſslands war, die Feſtungen Jenikala und Kereſch zu erhalten, und Cinburn geſchleift zu wiſſen. Hätte man damals nachgegeben, ſo wäre der Frieden für die Pforte ehrenvoller, als der zu Kainardſchi ausgefallen. Der Grofsherr war auch entſchloſſen, den Frieden, wenn der ReisEfendi dieſe Punkte eingegangen hätte, zu ratificiren, aber dann den ReisEfendi zu verbannen, um das Murren des Volks zu ſtillen. Der ReisEfendi, der hiervon durch ſeinen Bruder Nachricht erhalten hatte, war um ſo vielmehr behutſamer und bedächtlicher. Unter andern Gegenreden des ottomaniſchen und ruſſiſchen Miniſters wird auch des Friedens am Pruth und der damaligen Grofsmuth der Pforte nicht ohne bittern Seitenblick auf Ruſslands gegenwärtiges Benehmen erwähnt, und vom Hn. v. Oberskow treffend beantwortet. Verſchiedene Vorfälle. Aenderung des Oberrichters von Anatolien. Verleihung von Ulemasſtellen. Tod des erſten Aſtronomen zu Konſtantinopel, *Chalil Efendi;* ſeine Stelle erhielt der zweyte Aſtronom, *Abdallah Efendi.* Als eines beſondern Umſtandes in der Friedensunterhandlung erwähnt *Waſſif Efendi* auch des von dem ReisEfendi auf höchſt eigenen Befehl des Sultans gemachten Antrags von 15 Mill. Piaſtern, wenn Ruſsland die Feſtungen Kereſch und Jenikala fahren laſſen wollte. Hr. v. Oberskow erwiederte ſogleich: gehet nur die vier Punkte, die wir verlangen, ein, und unſer Hof, den ihr für bankerut anſeht, iſt bereit, euch dieſelbe Summe zu geben. Eine Replike, wodurch der ReisEfendi und ſeine Sekretaire in der Unterredung nicht wenig verlegen gemacht wurden.

Begebenheiten des J. 1187. Chr. 1773. *Nomanpaſcha* wird beſtimmt zur Vertheidigung Warnas. Kaiſerliche Ermunterungsbefehle, um den erloſchenen Muth der Truppen wieder anzufeuern. Uebergang der Ungläubigen bey Tuldſchi über den Kanal von Balia zwiſchen Hirſowa und Siliſtria. Aufbruch des Grofswefirs nach Schumna. Die Feinde werden bey Rasdſchuk geſchlagen, der Bruder des Generals *Reynis* wird bey dieſer Gelegenheit gefangen, und mit Triumph ins Lager geführt. Aenderung des Seraskers von Karaſu. Hinrichtung des *Turkmeſade.* Treffen bey Karaſu. Rückkehr *Dewletgeraichans* nach der Krim, um die tatariſchen Völker, die es gereut haben ſoll, ſich an Ruſsland gehalten zu haben, wieder der Pforte zu unterwerfen. *Alibegs* Gefangennehmung und Tod; (hier wird die oben abgebrochene Geſchichte dieſes ägyptiſchen Begs fortgeſetzt bis zur Schlacht bey *Salchia*, wo er blieb.) Uebergang der Feinde bey Balia, und Belagerung von Siliſtria. Fortgeſetzte Erzählung der feindlichen Unternehmungen auf Siliſtria; die Feinde werden zerſtreut. Der unter der Leitung der Generale *Weiſsmann* und *Potemkin* unternommene Sturm miſslang. *Nomanpaſcha's* Lager wird zerſtreut bey

Kainard-

Kainardſchi, wo der tapfere General *Weißmann* bleibt. Aenderung des Seraskers von Resdſchuk und des Janitſcharenaga. Verſchiedene Vorfälle. Der Commandant von Widin erhält zum Lohn ſeines wackeren Verhaltens 150 Beutel und drey Roſsſchweife. Ankunft des Statthalters von Anatolien, und deſſen Beſtimmung. *Tſchelebiſade Eſſeid Haſſanaga* erhält drey Roſsſchweife. Sieg der Rechtgläubigen auf der Inſel *Stanko (Cos)* über die ausgeſchifften Truppen des Admirals *Orlof*, der einen Angriff auf Bodrum *(Halicarnaſus)* verſichert hatte. Der *Tſchauſchbaſchi* wird beordert, ſich mit dem Lager bey Karaſu zu vereinigen. Abſetzung des Seraskers von Karaſu. Ankunft der Wintertruppen; weil die Truppen nie länger in einem Feldzuge als ſechs Monate aushalten wollten, ſah man ſich gezwungen, für eine doppelte Armee zu ſorgen, und andere Truppen für das Sommerlager, andere für die Wintercampagne anzuwerben. Die letzten kamen nun an. Ankunft einer neuen Feldcaſſe, und Soldaustheilung. Das Lager bey Karaſu wird zerſtreut, *Omerpaſcha* und *Iſperaga* gefangen genommen. Der *Janitſcharenaga* erhält den dritten Roſsſchweif. Neuer Angriff der Ungläubigen; der *Serasker* von *Baſardſchik* wird geſchlagen, und der *ReisEfendi* als Feldherr ernannt. Die Einwohner von Baſardſchik hatten kaum Zeit zu fliehen; die Hälfte rettete ſich nach Warna, die andere Hälfte nach dem *Balkan*. Die Wintertruppen hielten ſich wacker im Gefechte mit den Koſaken; aber das Feuer der Artillerie hielten ſie nicht aus. In dem nach dieſer Niederlage gehaltenen Kriegsrath trug ſich der ReisEfendi an, ſelbſt aufzubrechen, und die um Jenibaſar, Karaſu und Baſardſchik zerſtreuten Truppen wieder zu ſammeln. Glückliches Reſultat der lobenswerthen Bemühungen, die Feinde fliehen von Baſardſchik. Die Ruſſen, welche Baſardſchik beſetzt hatten, waren durch die falſche Nachricht, daſs der Groſswefir ſelbſt in Anzug ſey, ſo eilig verſprengt worden, daſs der ReisEfendi mit ſeinen Leuten das Fleiſch noch in den Keſſeln kochend fand. Hier erhielt er Kunde von einer Unternehmung des Feindes auf Warna; des Nachts aber wäre bald das ganze ottomaniſche Corps durch eine Mine, welche die Ruſſen unter der Moſchee in Baſardſchik angelegt hatten, und die blinden Lärm verurſachte, in Unordnung gerathen. Die Feinde werden bey Warna geſchlagen. Ein Corps von 6000 M. Infanterie und 3000 M. Kavallerie ſuchte ſich Warna's durch einen *Coup de main* zu bemeiſtern; ſie werden mit dem Verluſt von einigen hundert Mann zurückgetrieben. Einige Vertheidigungsanſtalten. Ernennung eines *Tſchauſchbaſchi* an die Stelle des in Gefangenſchaft gerathenen. Hintritt des regierenden Groſsherrn Sultans *Muſtapha* in einem Alter von 55, und nach einer Regierung von 16 Jahren 9 Monaten. Lobrede deſſelben. Er ſchonte des Schatzes nicht, um den Krieg mit Nachdruck fortzuführen, deſſen übler Erfolg nicht ihm, ſondern dem Schickſal zur Laſt gelegt werden muſs. Denkmäler deſſelben. Er hinterliefs drey Prinzeſſinnen im Leben, bereicherte die Ulema's durch groſsmüthige Geſchenke, ſtiftete mit guten Einkünften eine Moſchee in Scutari, und baute die ſchöne Moſchee *Laleli* zu Konſtantinopel, wo er auch begraben liegt. Die Groſswefire ſeiner Zeit waren: *Ragibpaſcha* durch 6 Jahr; *Hamſapaſcha* ein Jahr, ſtarb verbannt in Arabien; *Muſtaphapaſcha* anderthalb Jahr, ward nach Mytilene verwieſen, wo er ſtarb. *Mohſinſade Mohamedpaſcha* nach drey Jahren abgeſetzt; *Silihdarpaſcha* nach 27 Tagen ſeiner Würde entſetzet; *Niſchandſchi Elhadſch Emirpaſcha*, *Niſchandſchi Alipaſcha*, *Silihdar Mohamedpaſcha*, und dann *Mohſinſade Mohamedpaſcha* zum zweyten Male; die *Mufti's* eben ſo aufgezählt. Erlaſſung eines kaiſerlichen Handſchreibens, wodurch der Groſswefir beſtätiget wird. Verleihung von drey Roſsſchweifen an *Haſſanpaſcha*. Abſetzung des Mufti *Mirſaſade Mohamedſaid Efendi*. Tod des *Babiſade* und Verleihung von Ulemasſtellen. Aenderung des Oberrichters von Natolien. Abſetzung des *Protomedicus*, nach dem hergebrachten Gebrauche, vermöge deſſen bey jedem Sterbefalle eines Groſsherrn der Leibarzt (er mag nun denſelben behandelt haben oder nicht) abgeſetzt wird. Abſetzung des jüngſt ernannten Mufti *Scheriſade Mohamed Efendi*. Abſetzung des Oberrichters von Anatolien und des Richters von Konſtantinopel. Abſetzung des neu ernannten Mufti *Duriſade Muſtapha Efendi* (alſo vier Mufti's binnen einigen Monaten).

Begebenheiten des J. 1188. Chr. 1774. (Der Tod des Groſsherrn ereignete ſich am 20. Januar 1774., der noch in das Jahr 1187. fällt). Unruhen in Ruſsland. Nach wiederholter Geſchichte der Thronbeſteigung der Kaiſerin, des Todes ihres Gemahls, des Einfluſſes der Orlof's und der abſichtlich vernachläſſigten Erziehung des Groſsfürſten werden die Bewegungen der Koſaken unter *Jugatſchefs* Anführung erzählt. Der Vf. greift hier der Zeitordnung der Geſchichte durch einige Betrachtungen über den Tod der Kaiſerin vor; daſſelbe thut er auch ſchon weiter oben, wo er bey Gelegenheit des zurückgeſchlagenen Angriffs der Ruſſen auf Siliſtria bemerkt, daſs die ottomaniſchen Truppen den europäiſchen an Tapferkeit überlegen ſeyen, aber an Ordnung und Kriegszucht weichen; daſs die erſten den zweyten in der Vertheidigung von Feſtungen, die zweyten den erſten in der Feldſchlacht überlegen ſeyen. Dieſe Bemerkung ſey durch einen Ausſpruch *Bonaparte's* beſtätigt. Er habe geſagt: „Im offenen Felde ſeyen zehentauſend Mann regulirter Truppen einer ottomaniſchen Armee von hunderttauſend gewachſen; aber um zehntauſend Türken aus einer Feſtung zu vertreiben, genügten auch hunderttauſend Mann nicht. Dieſs habe er aus eigener Erfahrung gelernt." (Das erſte zu Abukir, das zweyte zu Akri.) Der Groſswefir bezieht das Winterquartier von *Schumna*. *Schumna* wird mit einem Graben befeſtigt. Der Wefir *Gaſihaſſan* wird als Serasker von *Resdſchuk* ernannt. Treffen bey *Resdſchuk* und *Siliſtria*. Verſchiedene Vorfälle. Der preuſsiſche Geſandte giebt ein Memoire bey der Pforte ein, wodurch er Ruſslands friedfertige Geſinnungen garantirt. Hierauf ſich ſtützend, ſchreibt der Groſswefir an Feldmarſchall *Romanzow*, der ihm aber antwortet,

daſs

dafs ihm von diefen Verficherungen des preufsifchen Miniſters nichts bekannt ſey. Tod des Seraskers des ſchwarzen Meeres. Aemterverleihungen und Vertheilung von Rofsſchweifen. Kriegsrath. Der Aga der Janitſcharen und der ReisEfendi werden nach *Hirſowa* beſtimmt. Der ReisEfendi trägt ſich aus eigenem Eifer abermals zu dieſer kriegeriſchen Unternehmung an. Aufbruch des Grofswefirs von Schumna ins Feld. Angriff des Feindes auf *Baſardſchik*. Der Janitſcharenaga und ReisEfendi werden geſchlagen. Der ReisEfendi tadelte bey dieſer Gelegenheit mit etwas zu viel Hitze die Nachläſſigkeit der Truppen, und liefs ſogar einige Worte wider den Janitſcharenaga ſelbſt fahren, wodurch denn all ſein Eifer unnütz, und er ſelbſt nur verhaſst ward. Der Feind dringt bis *Jenibaſar* vor. Verwirrung und grofse Unordnung im Lager, der ReisEfendi geht nach Konſtantinopel. Eine allgemeine Zügelloſigkeit der Truppen und Aufruhr im Lager wider den *ReisEfendi*, der kaum ſein Leben rettet, und dann, zur Belohnung ſeines unermüdeten Eifers und ſeiner den ganzen Krieg hindurch ſo redlich mit dem Degen und der Feder geleiſteten Dienſte, entſetzt, nach Bruſſa verbannt, und dann gar in *Kutaja* eingeſperrt wird. Ende des Kriegs und Schliefsung des Friedens in Kainardſchi. Verſammlung der Bevollmächtigten beym Feldmarſchall *Romanzow*. Ganz kurz, und ohne Einſchaltung des Friedensinſtruments. Abtretung der Bukowine, zu der ſich die Pforte *nolens volens* verſteht. *Izzet Mohamed Efendi* wird *Kaimakam*. Verſchiedene Vorfälle. Aufbruch des kaiſerlichen Lagers; Tod des Grofswefirs *Mohſinſadepaſcha* auf dem Marſche nach Konſtantinopel, wird in Adrianopel begraben. Lebensbeſchreibung deſſelben und Würdigung ſeiner Verdienſte. *Izzet Mohamedpaſcha* wird Grofswefir; die Armee kehrt nach Konſtantinopel zurück. *Beſchluſs*, ein *exegi monumentum* des Vfs., der ſich, ſagt er, hiedurch ein immerdauerndes Gebäude aufgeführt hat, deſſen Erhaltung keines *Motewali*, d. i. Verwalters oder Bauinſpectors, bedarf.

SCHÖNE KÜNSTE.

EISENACH, b. Wittekind, u. ARNSTADT, b. Langbein: *Gedichte* von *Karl Nehrlich*. 1805. 160 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. dieſer Gedichte, dem es nicht an Anlagen fehlt, ſcheint mit dem, *was* er leiſten ſoll, und *wie* er es leiſten ſoll, noch nicht aufs Reine gekommen zu ſeyn. Statt ein unendliches *Leben* des Gemüths individuell auszuſprechen, beſchränkt er ſich zu oft auf Gegenſtände ſeiner Individualität, und auf das, was ihm als Einzelnen, aber nicht der Menſchheit, am nächſten liegt. Statt den klaren natürlichen Ausdruck zu ſuchen, liebt er ferner dunkle, oft ganz unverſtändliche myſtiſche Bilder, und dieſer bizarre Zug ſeines Geiſtes läſst ihn ſelten zur einfachen Darſtellung des Schönen gelangen. Uebrigens ſcheint Hr. *N.*, den wir aus frühern Producten als einen excentriſchen Schwärmer kennen gelernt, von ſeinen überſpannten Ideen allerdings zurückgekommen zu ſeyn. Die dichteriſchen Arbeiten, die er uns hier vorlegt, ſind meiſtens mit beſonnener Begeiſterung geſchrieben; es fehlt ihnen nicht an Zartheit und Fülle des Gefühls, an Ernſt und Würde der Gedanken, an Leichtigkeit des Ausdrucks und der Ideenfolge. So iſt von dem Vf. für die Folge noch manches zu erwarten, wodurch er den Theil des Publicums, den er vielleicht ehemals gegen ſich eingenommen, wieder verſöhnen und ſeiner Muſe geneigt machen kann.

Was das Einzelne dieſer Poeſieen betrifft, ſo ſcheint dem Vf. die Elegie — im modernen Sinne — am beſten zu gelingen. Faſt alle ſeine Producte nähern ſich dem Elegiſchen, und es wäre zu wünſchen, dafs er dieſe Dichtart für ſich beſonders ausbildete. Weniger gelingt ihm das Lied, in dem er oft ſogar bis zum Mittelmäſsigen und Trivialen herabſinkt. Und ſo wenig auch einige hier mitgetheilte Balladen, z. B. die Harfnerin u. a. unter die gelungenen zu zählen ſeyn möchten: ſo ergiebt ſich doch aus andern, und beſonders aus der: die vier Gräber, dafs Hr. *N.* auch für dieſes Fach Talente beſitzt.

Zu welchem Ungeſchmack eine falſch aufgefaſste Idee den Dichter verleiten kann, zeigt ſich beſonders in der Schilderung, die der Vf. von einem wahnſinnigen Mädchen im Julius-Hoſpital zu London macht. Da heifst es unter andern:

> Drüben ein praſſender Mann hatt' ihr für Blumen aus Golde
> Ewige Thränen geſchickt, ſchäumend (!) und brennend, und voll (?)
> Schaurige Küſſe von dir; ach komm, und umhauche noch kälter
> Mein dir lächelnd Geſicht, u. ſ. w.

Oder wenn es in der Skizze eines Gemäldes von Paul Moréelſe heifst:

> Eine Verirrung zerfällt, gewirret, das Band aus den Flechten
> Und um den ſchönen Hals, der ſich herunter mir neigt,
> Küſſen ſich Perlen, die ein' an der andern, in doppelten Reihen
> Engelblickend; ich kenn' reiner die Seele durch ſie!!

Was endlich den Versbau, und beſonders den Bau der Hexameter und Pentameter, die in dieſen Gedichten oft wiederkehren, betrifft: ſo merkt man faſt den meiſten an, dafs ſie ohne alle Regel und Wohlklang flüchtig niedergeſchrieben worden ſind. Vorzüglich ermüdet der häufige Gebrauch der Trochäen ſtatt der Spondeen das Ohr. Solche Mängel ſollten junge Dichter vorzüglich vermeiden, wenn nicht durch aufserordentliche Schönheit und Originalität des Gedankens der minder vollkommene Ausdruck in etwas entſchuldigt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 31. März 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Phillips: *A northern Summer, or Travels round the Baltic through Denmark, Sweden, Ruſſia, Pruſſia and Part of Germany in the year 1804.* By *John Carr*, Esq., Author of the Stranger in France etc. 1805. XII u. 480 S. 4. (Mit 11 Kupfern.) (2 Liv. 2 Sh.)

Bemerkungen und Nachrichten, die bloſs die Individualität des Reiſenden betreffen, dürfen in einer Reiſebeſchreibung wohl nur dann Platz finden, wenn ſie auch für mehrere Perſonen intereſſant ſind. Dieſs glauben aber mehrere neuere, vorzüglich engliſche Reiſende nicht, die ihr Machwerk durch die trivialſten Reiſebegegniſſe anſchwellen und damit den Leſer angenehm und nützlich zu unterhalten glauben. Der Vf. der vorliegenden Reiſebeſchreibung gehört zu dieſer Klaſſe; und ſein Buch würde bey den noch in den Kauf gegebenen Witzeleyen und oft einſeitigen und ſeichten Urtheilen nicht des Durchblätterns werth ſeyn, wenn man nicht darin manche Sitten- und Charakterſchilderungen und manche intereſſante Anekdoten fände, die der Vf. ſeinen Verbindungen in den nordiſchen Hauptſtädten dankt, und die er in einem zwar etwas geſuchten und häufig durch eigne oder fremde Verſe unterbrochenen, ſonſt aber ganz angenehmen Vortrage, oft ſehr freymüthig wieder gegeben hat. Wer hier daher keine eigentlich geographiſchen und ſtatiſtiſchen Angaben ſucht und jene Mängel bey dem Leſen überſehn kann, wird hier eine ziemlich angenehme und *hier und da* belehrende Unterhaltung finden. Freylich aber ſind dergleichen Stellen nur *nantes in gurgite vaſto*. Die nähere Anzeige des Inhalts wird dieſes Urtheil belegen.

Bey der allgemeinen Bewaffnung Groſsbritanniens bot *Devonſhire* allein 20,000 Freywillige an, von denen aber nur 9000 gebraucht wurden. Unter den Ueberflüſſigen befand ſich auch das kleine Corps aus *Totnes*, dem Geburtsorte des Vfs., an deſſen Spitze er ſtand. Er hatte alſo Muſse zu reiſen, „um Menſchen und Völker zu ſehn und zu vergleichen," wie er angiebt, und wählte die baltiſchen Länder, weil der Krieg ihm den Süden Europa's verſchloſs. Er begab ſich daher über *Harwich* nach *Huſum*. Dafs er die Ueberfahrtskoſten und andre Ausgaben hier, ſo wie die folgenden Reiſekoſten, die Münzſorten jedes Landes, das er durchreiſete, und deſſen Geld- und Wechſel-Cours ſpecificirt, mag für künftige Reiſende auf dieſem Wege ſeinen Nutzen haben. Von *Huſum* ging die Reiſe über *Fleusburg (Flensburg)*, *Abenraac (Apenrade)*, *Hadersleb (Hadersleben)*, — (die Namen ſind oft ſehr verkrüppelt; auch iſt das Buch durch andre Druckfehler entſtellt,) — und den *kleinen Belt* nach *Odenſee* und *Nyborg*, und von da über den *groſsen Belt*, *Korſöer* und *Röeſkild* nach *Kopenhagen*. Statt einiger intereſſanten Nachrichten von den genannten Orten, mit Ausnahme von *Kopenhagen*, findet man hier neben ähnlichen wichtigen Dingen, dafs die däniſchen Poſtillons gern Schnaps trinken, was der Vf. in *Flensburg* aſs, dafs ein Geldwechsler zu *Hadersleben* ihm einen neuen Thaler aus *Bolton's* Münze abwechſelte, dafs er auf ſeiner ganzen Reiſe keinen Eſel ſah, wie ein Schlagbaum in Dänemark ausſieht, welche Meubles in dem Speiſezimmer zu *Apenrade* waren u. ſ. w. Dieſe nur aus den erſten Kapiteln ausgezeichneten und noch dazu ſehr weitläuftig erzählten Kleinigkeiten mögen hinreichen, die obige Aeuſserung zum Theil zu beweiſen.

Von den Merkwürdigkeiten in und um *Kopenhagen*, z. B. von dem Monumente der in der Seeſchlacht am 2. April 1801. Gefallenen, welches aber dem Vf. für ein National-Denkmal zu kleinlich ſcheint, ſind, ſo wie von dieſer Schlacht ſelbſt, mehrere gute Nachrichten gegeben. Man war damals mit Erweiterung der ſehr ſtarken *Kronbatterie* und der Anlegung einer neuen Lunette unweit davon beſchäftigt. — Dem humanen und echt-landesväterlichen Geiſte der däniſchen Regierung und den hohen Verdienſten des Regenten widerfährt alle Gerechtigkeit; nur glaubt der Vf., dafs die Ermunterung des Handels und der Induſtrie für *Dänemark* wichtiger, als die Vergröſserung der Kriegsmacht wäre, da dieſes Reich wohl noch lange nur unter den Mächten des zweyten Ranges ſtehn dürfte. — Die Sternwarte in *Kopenhagen* ſoll in ſehr gutem Stande ſeyn, und unter andern ein treffliches 12füſsiges Teleskop von einem däniſchen Künſtler, Namens *Alh* (?) beſitzen. Die Zahl der Bücher der Univerſitäts-Bibliothek wird zu 4000, die der Manuſcripte zu 2000 angegeben. Die erſte Zahl iſt doch wohl zu gering, obgleich bey der groſsen königl. Bibliothek von 250,000 Bänden die Univerſität eine gröſsere eigne füglich entbehren kann. — In dem Zuchthauſe daſelbſt werden auch Rennthierhörner zu Suppen für die Züchtlinge geraſpelt.

Von *Kopenhagen* ging die Reiſe über *Frederiksborg*, deſſen Lage und Bauart nicht ſonderlich gelobt wird, und *Fredensborg* nach *Helſingör*. Der Gouverneur dieſes Orts wohnt im feſten Schloſſe *Kronborg*, welches 365 Kanonen enthalten ſoll, und ſeit

oben erwähnter Seeschlacht Fremden, wie der Vf. vielleicht zu voreilig urtheilt, aus Gefühl der Schwäche verschlossen ist. Da hier die unglückliche Königin *Mathilde* bis zu ihrem Exile gefangen sass: so nimmt der Vf. Gelegenheit, ihr das mit dem ihrigen verbundene Schicksal der Grafen *Struensee* und *Brandt* zu erzählen, wo Rec. aber nichts Neues gefunden hat.

Von *Helsingborg* reiste der Vf. grade nach *Stockholm*, und fand so wie andre Reisende, die schwedischen Strafsen vortrefflich, und die Einrichtung der Posten für den Reisenden eben so zweckmäfsig, als für den dortigen Landmann nachtheilig. Der Strich von *Gothland*, durch den er kam, schien ihm nur wenige, aber zufriedne Bewohner, desto mehr Nadelholz-Wälder und Wildnisse zu haben. Mehrere Bauern fragten die Reisenden nach dem Aufenthalte ihres damals lange abwesenden Königs, und der Vf. mag ganz Recht haben, die Schweden für sehr anhänglich an ihre Regenten zu halten; aber aus diesem Zuge allein folgt das noch nicht.

Ueber *Stockholm* und seine Umgebungen finden sich hier verschiedne interessante Notizen, die aber einzeln auch nur anzuführen, der Raum verbietet. — Von des berühmten, jetzt an tiefer Melancholie leidenden *Sergel's* wahrscheinlich letztem grofsen Meisterwerke, der kolossalen pedestrischen Statue *Gustavs* III. in Bronze, die 240,000 Rthlr. kostet, und dem Andenken seiner Siege zur See von Stockholm's Bürgern gewidmet ist, wird mit dem verdienten Lobe gesprochen. Sie war damals (im Sommer 1804.) bis auf das Poliren fertig. — Bey der Erzählung der Ermordung *Gustav's* III. ist ein Umstand erwähnt, der die kaltblütige Entschlossenheit des Mörders beweiset. Um seines Opfers gewifs zu seyn, fafste *Ankerström* den König bey der Schulter, und schofs erst, als dieser sich gegen ihn kehrte. — Von *Karl* XII. werden einige wenige bekannte, aber unbedeutende Anekdoten (S. 145 f.) erzählt. Sir *Sydney Smith*, der, wenn man einer etwas weiter hin mitgetheilten Erzählung glauben darf, eine Art Divinations-Vermögen besitzen mufs, soll ihm sehr ähnlich sehen, weshalb ihn auch der verstorbene König besonders liebte.

Vor der Abreise nach Rufsland besuchte der Vf. noch *Dannemora* und *Upsala*, wo ihn zwey sehr heterogene Dinge befremdeten, dafs nämlich *Oxenstierna*, der hier begraben ist, noch kein öffentliches Denkmal in Schweden habe, und dafs daselbst die Professoren der Philosophie — Stiefel tragen, was er aber doch aus der dortigen Wohlfeilheit des Leders erklären zu können glaubt; und schiffte dann nach *Åbo* über, von wo er aber bald über *Friedrichshamn* und *Wyborg* nach *St. Petersburg* mit möglichster Eile reisete. — Die Finnische Sprache hält er (S. 192.) irrig für eine Mischung der Russischen und Schwedischen. — Die Differenzen zwischen Rufsland und Schweden über das Recht, die Gränzbrücke über den *Kymene* zu unterhalten und zu bemalen, sollen sehr ernsthaft gewesen und endlich dahin ausgeglichen seyn, dafs jeder Theil die Hälfte der Brücke zu besorgen habe. — Das Schwedische Papiergeld ist in Rufsland streng verboten und wird confiscirt. — In Wyburg konnte der Vf. den nöthigen Postbefehl zum Weiterkommen erst nach mehrern Stunden erhalten. Er vergleicht sich daher mit einer Maus, die leicht in eine Falle hinein, aber schwer wieder heraus komme. Dieis mag ein Pröbchen von dem Witze des Vfs seyn.

Die Nachrichten über *St. Petersburg* und seine Umgebungen, über seine höhern und geringern Bewohner und über die Russen überhaupt, nehmen den gröfsten Theil des Buches (von S. 217 — 415.) ein, und verbreiten sich fast über alles Merkwürdige dieses in *einem* Jahrhunderte aus wenigen schlechten Hütten in einem Sumpfe zu einer der ersten Städte der Welt gebildeten Sitzes der russischen Regenten. Einen grofsen Theil seiner eigenthümlichen Schönheit verdankt *St. Petersburg*, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, dem Umstande, dafs es das Resultat eines *einzigen* grofsen Plans ist und nicht wie andre Hauptstädte *Europa's* allmählig mit Zunahme der Macht und des Reichthums ihrer Nation sich zu dem bildete, was sie ist. Hier könnte ein Fremder denken, „dafs das Ganze von *einem* Kopfe entworfen und von einer Hand *ausgeführt* sey." Mit gerechtem Stolze zeigt der Russe noch das kleine Haus, welches *Peter der Grofse* bey Gründung dieser Stadt bewohnte, und der Fremde kann bey seinem Anblicke sich des Gefühls echter Ehrfurcht nicht erwehren. Der Vf. hat von demselben eine Abbildung und einige Nachrichten gegeben, und bey dieser Gelegenheit eine sehr charakteristische Anekdote von jenem grofsen Manne erzählt, welches alles interessant genug scheint, hier wiedergegeben zu werden.

„Das Haus oder vielmehr die Hütte, welche *Peter der Grofse* während der Gründung von *St. Petersburg* bewohnte, steht links von der Kaiser-Brücke an der Strafse nach der Citadelle. Die letzte Kaiserin liefs dieses den Russen so heilige kleine Gebäude mit einem Gemäuer von Zügeln mit Arkaden umfassen, und gegen die Verwüstungen der Zeit bedecken. Es enthält drey sehr niedrige Zimmer, alle auf der Erde. — Hier trug sich während des Baus der Citadelle eine drollige Anekdote zu. Ein Holländischer Schiffer hatte von dem Baue *St. Petersburg's* und von der Vorliebe des Kaisers für Schiffahrt und Handel gehört. Er beschlofs daher, hier sein Glück zu versuchen, und langte mit dem ersten Handelsschiffe, das die *Newa* befuhr, daselbst an. Ein Empfehlungsschreiben an den Hafen-Capitän von einem Bekannten aus Holland, ersuchte diesen, dem Schiffer eine Fracht zu verschaffen. *Peter der Grofse* arbeitete, wie die Galliote vorbeyfuhr und mit zwey oder drey kleinen Kanonen grüfste, wie ein gemeiner Zimmermann in der Admiralität, und diese Erscheinung erfreute ihn aufserordentlich. Er erkundigte sich nach den Geschäften des Schiffers, und befahl, um sich mit ihm einen Scherz zu machen, dem Hafen-Capitän, gleich nach der Landung zu dem Schiffer zu gehn

und

und ihn in die Wohnung des Kaisers, als eines kürzlich dort etablirten Kaufmanns — denn diesen wollte er vorstellen — zu weisen. Um den Spas vollkommen zu machen, begab er sich mit der Kaiserin in diese Hütte, wo sie sich völlig bürgerlich, so wie es einer Kaufmannsfrau ziemt, ankleidete. Der Kaiser nahm den zu ihm gebrachten Holländer sehr gefällig auf, und sie assen mit einander Brod und Käse und rauchten eine Pfeife. Der Holländer sah sich inzwischen in der Stube um, und fing an zu glauben, dass der Bewohner eines so ärmlichen Ortes ihm wohl von keinem Nutzen seyn würde. Jetzt kam die Kaiserin herein, an die sich der Schiffer wandte und sagte, er habe ihr einen Käse mitgebracht, wie sie ihn wohl noch so gut nicht gegessen habe. Sie dankte ihm dafür auf eine etwas linkische Art. Da ihr Aeusseres dem Schiffer gefiel, holte er aus seinem Ueberrocke ein Stück Leinwand und bat sie, es anzunehmen, um Hemden daraus zu machen. „Ha! Käthe!" rief *Peter* aus, und nahm die Pfeife aus dem Munde, „nun wirst Du so schön und so schmuck, als eine Kaiserin! Du bist eine glückliche Frau! Solche Hemden, wie Du jetzt bekommst, hast Du in Deinem Leben nicht gehabt." Zum Dank erbat sich der Schiffer einen Kuss, den sie ihm auch, aber mit Sprödigkeit, gab. Jetzt trat *Peter des Großen* Liebling und Minister, Fürst *Menzikoff*, der ihn in Staatsangelegenheiten repräsentirte, mit allen seinen Orden bekleidet herein und stand unbedeckt vor dem Kaiser. Der Schiffer sah dies mit Erstaunen; aber *Peter* winkte dem Fürsten, sich gleich zu entfernen, worauf der verwunderte Holländer sagte: „wie es scheint, habt Ihr hier vornehme Bekanntschaft?" „Ja!" erwiederte *Peter*, „und wenn Ihr hier nur zehn Tage bleibt, so wird es Euch eben so gehn. Hier giebts solcher armen Edelleute, wie der da war, die Menge, und mich haben sie grade ausgespürt. Aber, Freund! hütet Euch vor den Burschen, widersteht ihrem Anlaufe, wenn sie gleich schmeicheln, und lasst Euch nicht durch ihre Sterne und Ordensbänder und dergleichen Betrug blenden." Diese Erklärung setzte den Fremden wieder etwas mehr in Ruhe, der tüchtig rauchte und trank und mit dem kaiserlichen Kaufmann einen Handel wegen einer Ladung schloss. Es war dies grade zu seiner Zufriedenheit geschehen, als der Officier von der Wache, die eben aufgezogen war, hereintrat, um seine Order zu holen, mit tiefem Respekt und bloßem Kopfe da stand, und ehe ihn *Peter* hindern konnte, ihn: kaiserliche Majestät nannte. Der Holländer sprang auf und fiel vor dem Kaiser und der Kaiserin nieder, um sie wegen der genommenen Freyheiten um Vergebung zu bitten. *Peter*, der über den Vorgang vergnügt war und herzlich lachte, hob den erschrockenen Supplikanten auf und liess ihn die Hand der Kaiserin küssen. Dann schenkte er ihm 1500 Rubel und eine Schiffsladung und befahl, dass dieses Schiff, so lange es dauerte, frey von allen Abgaben in die Russischen Häfen einlaufen sollte. Dieses Privilegium machte sehr bald das Glück des Eigenthümers. Einer meiner Bekannten hat es vor mehrern Jahren öfter zu *Kronstadt* gesehn. — Rechts an der Hütte unter den Arkaden steht ein von *Peter dem Großen* eigenhändig gezimmertes Boot. Es gleicht einer grosen Jölle auf der *Themse*, und macht dem kaiserlichen Schiffszimmermann wirklich Ehre. Wie ich in meinem Wagen auf meine Gefährten wartete, machte ich einen Abriss *) von dem Hause, dem Boote, einer Droschka und einer Gruppe von mehrern Russen und einem Amerikaner, die in der Nähe war."

Nach dieser Ausschweifung folgt Rec. dem Vf. ferner in seinen Streifereyen in und um *St. Petersburg*, begnügt sich aber mit der Aushebung einiger kurzen Notizen und mit Hinweisung auf interessantere Stellen. — Die Vergrösserung *St. Petersburg's* geht so rasch, dass allein im J. 1803. an 500 neue Gebäude errichtet wurden. Demungeachtet soll die Volksmenge abnehmen. — Den Russischen National-Charakter stellt der Vf. in ein sehr vortheilhaftes Licht. Den etwas weit getriebenen Erwerbgeist der Russen sucht er zu entschuldigen, und schreibt ihnen, trotz dem harten Drucke der Leibeigenschaft, Gutmüthigkeit, Frohsinn, Toleranz, Geduld und Barmherzigkeit — auch gegen Thiere zu. — Wohlthuend wirkt die Schilderung des milden und edeln *Alexanders* nach den empörenden Anekdoten von *Elisabeth's* Grausamkeit (S. 253 f.). — — — Der Graf *Scheremetoff* ist einer der reichsten Grosen in Russland. Er besitzt an 140,000 Bauern und die ihm zugehörige Stadt *Pawlowa* ist das *Birmingham* Russlands. Er macht von seinem Reichthume den edelsten Gebrauch. — Manche russische Ehegatten, unter den höhern Ständen sehen sich jährlich, wenn das Glück gut ist, zweymal; nämlich auf der Strasse von Moskau nach St. Petersburg, wenn sie ihre Wohnsitze vertauschen. — Das *sechszehnte* Kapitel (S. 302 — 320.) ist mit Erzählung der traurigen Katastrophe erfüllt, welche die Regierung Kaiser *Paul's* schloss. Ueber die Wahrheit derselben mögen andere urtheilen. — Interessant sind die Schilderungen der Petersburger Sonntags-Parade, des damaligen dortigen englischen Gesandten, Sir *Borlase Warren*, die Nachrichten von D. *Guthrie's* Sammlungen, von dem Taurischen Pallast, den *Pauls* üble Laune in eine Kaserne, und dessen prächtige Halle, in eine Reitbahn umschuf; und von dem berühmten Feste, welches *Potemkin* in demselben *Katharinen* II. gab, — letztre nach Hn. *Gould's*, eines Engländers Erzählung, der die Aufsicht über den Garten hat und nicht wenig zur Verschönerung des Fests beytrug. Eben dieser Hr. *Gould* fand auf einer Reise, die er als Begleiter *Potemkin's* nach Bender machte, die Trümmern des Hauses auf, in dem sich *Karl* XII. gegen die Janitscharen vertheidigte. *Potemkin*, von dem hier einige Anekdoten erzählt werden, war darüber sehr froh und liess es wieder herstellen. — Unter andern englischen *Whim's* verdient der eines in Petersburg angesessenen Engländers Erwähnung, der, um

*) Eine treue Nachbildung davon ist das Titelkupfer zu dem *ersten* Bande der A. L. Z. vom laufenden Jahre.

um auch dort auf vaterländischen Boden zu gehn, seinen Garten mit Erde belegte, die mit schweren Kosten aus England gebracht war. — Die Freyheits-Manie, welche sich auch in *St. Petersburg* zu ihrer Zeit zeigte, heilte *Katharina* II. dadurch, dafs sie die ärgsten Schwärmer ins Irrenhaus bringen und sie dort durch medicinische und diätetische Mittel, Haarabscheren, Vesicatorien, Ausleerungen, Fasten u. s. f. als Wahnsinnige behandeln liefs, wofür sie der grofse Haufe auch nach ihrer Rückkehr von da zu halten anfing und auf ihre Declamationen keinen fernern Werth legte. Im Falle dieses Mittel nicht geholfen hätte, war das weitläuftige Gebäude, das jetzt den Matrosen zu Baracken dient, zum Staats- und Criminal-Gefängnisse aufgeführt. — Die folgenden Nachrichten von dem Michailowschen Pallast, von der St. Isaaks-Kirche, der Akademie der Künste, auf welche Katharina II. so grofse Summen verwandte, die aber noch nicht ausgezeichnete Früchte getragen haben sollen, — ferner von *Kamennoi Ostrow*, dem Lieblingsaufenthalte des regierenden Kaisers, von *Gr. Stroganoff's* Gärten, die Sonntags dem Publicum offen sind, von dem Winterpallaste und der Eremitage können hier nur erwähnt werden. Ausführlicher spricht der Vf. (S. 366 f.) von der unter dem Schutze der Kaiserin-Mutter blühenden, trefflichen Erziehungsanstalt für junge adlige und bürgerliche Töchter. Diese Fürstin, welche beyläufig gesagt, in ihren Nebenstunden die Kunst des Medailleurs mit vielem Erfolge treibt, besucht dieses Institut, welches mit dem verbundenen Catharinen-Institute 800 Kinder enthält, gern und oft, und die Mädchen drängen sich dann zu ihr, wie zu ihrer gemeinschaftlichen Mutter. Unstreitig ist diese Stiftung die gröfste, und durch die unmittelbare Theilnahme der Glieder der kaiserlichen Familie an ihrer Leitung, die einzige ihrer Art in Europa. Das Marien-Institut für 56 verwaiſete und verlassene junge Mädchen ward von der Kaiserin-Mutter gestiftet. — Im Findelhause befanden sich an 6000 Kinder. Aber grade diese Ausdehnung der Anstalt scheint ihre wohlthätigen Absichten zu beschränken. Im J. 1803. starben von 2500 aufgenommenen Kindern 500. — Die Festivitäten bey der Vermählung der Grofsfürstin *Maria* sind, so wie die darauf folgende Illumination zu *Peterhof* ausführlich beschrieben. — Von *Kronstadt*, *Oranienbaum*, dem kaiserlichen Cadettenhause, der Juwelen- und Pelz-Kammer, von *Sarskoselo*, *Gatschina* und *Pawlowsk* findet man hier zum Theil wenig bedeutende Nachrichten. Die weitläuftige Erzählung einer Prügeley u. s. f. zwischen den Dienern bey ein Paar Kutschen soll zur Kenntnifs des russischen Nationalcharakters beytragen, wäre aber gewifs besser ganz weggeblieben.

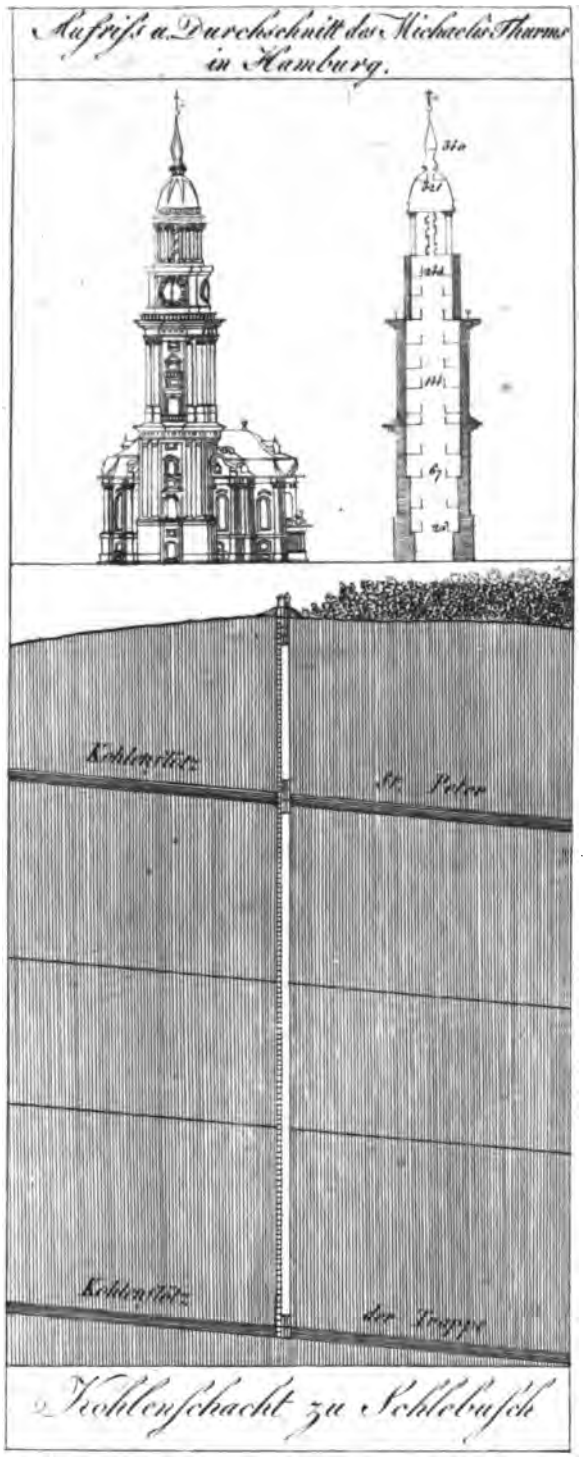
Die Rückreise ging nun durch *Livland*, *Kurland* und *Preufsen* nach *Berlin*. Nach *Danzig* hatte der Vf. keine Empfehlungsschreiben mitgebracht, und die betriebsamen Danziger bekümmerten sich wenig um ihn. Seine üble Laune vermehrte noch der Poſtmeister, der ihm für das Wrak seines Carriols nur einen Dukaten bot. Deshalb scheinen ihm „die Wälle dieser Stadt nur da zu seyn, um Gastfreyheit und Edelmuth auszuschliefsen,“ und deshalb ist Danzig der Sitz der Erpressung und der Unwirthbarkeit!“ — Seit der Theilung soll sich im Ganzen die Lage der Polen ungemein verbessert haben. Ein Wunder, dafs dieſs der Vf. sehen wollte! — Unter den wenigen Notizen über *Berlin* finden sich auch falsche. Die Dimensionen dieser Stadt, welche im Verhältnifs zu ähnlichen Hauptstädten sehr grofs sind, nennt er klein; sagt: sie sey fast ganz unter einer Regierung gebauet und deshalb so regelmäfsig u. s. f. Erstres ist nicht, und letztres nur zum Theil wahr. Der Begleiter des Vfs erkundigte sich auf dem Wilhelmsplatze bey einigen Soldaten nach den Namen der Feldherrn, deren Bildsäulen dort stehn. Da diese Leute es nicht wusten, bemerkt er: „es ist auch sattsam bekannt, dafs kein lebendiges Wesen unwissender, als der preufsische Soldat ist!“ Diefs Urtheil des Vfs. hat ungefähr gerade so viel Werth, als seine Lästerungen gegen Friedrich II., die man nicht ohne Unwillen lesen kann. — Von *Berlin* ging die Reise über *Lübeck* und *Husum* zurück nach *England*, wo er aus derselben das endliche Resultat zog, dafs dieses Land in jeder Rücksicht das allervollkommenste unter dem Monde sey.

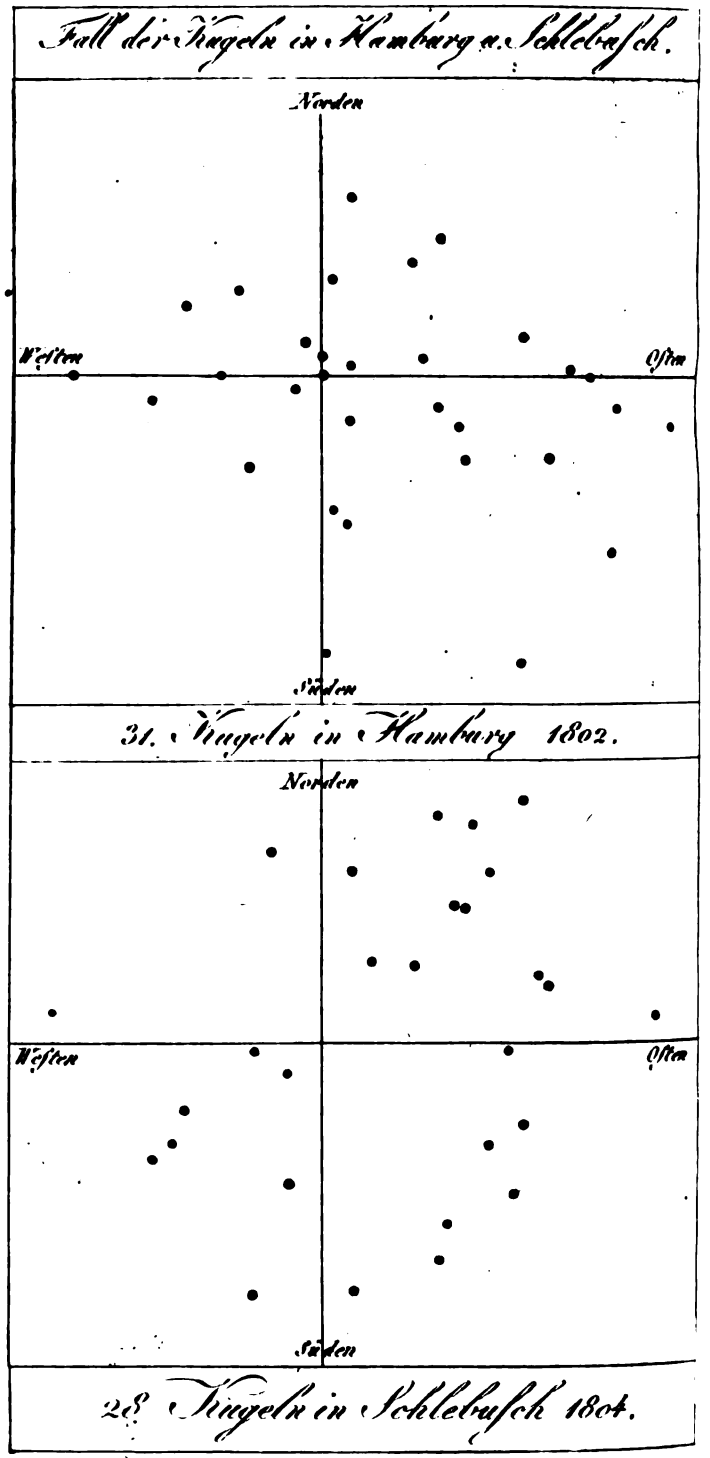
Die Kupfer sind in Aquatinta-Manier, von *T. Medland*, und stellen mehrere Ansichten von Städten vor, die der Vf. durchreisete. Manche darunter sind sehr artig, wie die Ansicht von Kopenhagen, Haga, St. Petersburg, der Halle im Taurischen Pallast, dem brandenburger Thore in Berlin; andre sind aber oft wie es scheint, absichtlich aus einem dürftigen Gesichtspunkte genommen, wie die Ansichten von Stockholm, Upsala, Narwa. Auf einem Blatte ist die Ansicht einer schwedischen Dorfkirche in einem Fichtenwalde gegeben, die ärmlich genug aussieht. Die Kirche ist von dem Thurme, der sich wie ein mäfsiger Taubenschlag auf einem besondern Gerüste erhebt, getrennt, und scheint nicht viel gröfser, als ein deutsches Hirtenhäuschen zu seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Döring: *Historisch charakteristische, komische und moralische Züge aus dem Leben gebildeter und ungebildeter Menschen. Erstes* Bändchen. 109 S. 8. *Zweytes* Bändchen. 154 S. Beide ohne Jahrzahl. (Die Vorrede ist vom Blüthen-Monath des dritten Jahrs des neunzehnten Jahrhunderts datirt.) (18 gr.)

Ein Mischmasch aus Anekdoten-Sammlungen, Geschichten mit einigen Brocken aus irgend einer Sentenzen-Sammlung und einigen Reimen aus einem Collectaneen-Buch, nebst verschiedenen eignen poetischen Versuchen.





Zu dem Aufsatze
Benzenbergs Versuche über die Umdrehung der Erde
betreffend. A.L.Z. 1806. II Bd. S. III.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

ZWEYTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

APRIL, MAY, JUNIUS.

HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1806.

Benzenbergs
Verſuche zur Beſtätigung der Lehre von der Umdrehung der Erde.

In ſeinem unſterblichen Werke: *de Revolutionibus orbium caeleſtium*, hatte der groſse *Copernicus* den vor ihm, ſo viel man weifs, von keinem Sterblichen gefaſsten Gedanken ausgeführt, daſs die mannichfaltigen ſcheinbaren Bewegungen der Planeten ſich alleſammt aus der Bewegung der Erde erklären laſſen, indem er annahm, daſs ſie ſich täglich um ihre Achſe drehe, und daſs ſie jährlich Einmal um die Sonne fliege. Dieſes Syſtem machte in den erſten 50 Jahren wenig Aufſehn; aber die Erfindung des Fernrohrs, die Entdekkung der Jupiterstrabanten, der Sonnenflecken, der Umdrehung der Sonne um ihre Achſe, und die ſichelförmige Geſtalt der Venus, verſchafften der Aſtronomie die Aufmerkſamkeit und die Theilnahme der Welt; und alle dieſe Entdeckungen waren in den Händen des groſsen Galiläi eben ſo viele Beweiſe für die Copernicaniſche Weltordnung.

Unter den Gründen, die man gegen die Bewegung der Erde anführte, war beſonders einer, auf den die beiden berühmten Gegner des Syſtems, *Tycho* und *Riccioli*, ein vorzügliches Gewicht legten. Es war dieſer: Wenn man aus der Spitze eines Thurms einen Stein frey herabfallen läſst, ſo fällt dieſer am Fuſs deſſelben nieder; wenn ſich aber die Erde bewege: ſo müſſe der Stein weit nach Weſten fallen, weil der Thurm ſich in jeder Secunde um 600 Fuſs nach Oſten bewegt. Aber hierauf hatten ſchon *Copernicus* und *Keppler* geantwortet: daſs, wenn ſich die Erde bewege, ſie ſich auch mit allem bewege, was auf ihr iſt, und der Stein, der vor dem Falle dieſelbe Bewegung nach Morgen hat, wie der Thurm, dieſe nicht verliere, wenn er anfängt zu fallen. Er gehe alſo während des Falls immer mit dem Thurme nach Morgen fort, und müſſe natürlich am Fuſse deſſelben niederfallen. Eben ſo fällt ein Stein, der auf einem ſegelnden Schiffe von der Spitze des Maſtes fällt, am Fuſse deſſelben nieder, obſchon das Schiff nebſt dem Maſte ſich während des Falls um vielleicht 25 Fuſs fortbewegt. *Tycho* läugnete dieſes; aber die Verſuche, welche *Gaſſendi* im Hafen von Marſeille auf ſchnell ſegelnden Schiffen anſtellen lieſs, beſtätigten es. — Auch die Verſuche, welche die *Academie del Cimento* in Florenz anſtellte, bewieſen, daſs ein Körper ſeine erſte Geſchwindigkeit nicht verliere, wenn noch eine zweyte hinzukomme.

In dem Jahre, in welchem *Galiläi* ſtarb, wurde *Newton* gebohren (1642.), vor deſſen Geiſte das Sonnenſyſtem mit ſeinen mannichfaltigen Bewegungen ſtand. Er war der erſte, welcher mit Beſtimmtheit ſagte: „Wenn die Körper ſenkrecht fallen: ſo bewegt ſich die Erde nicht; — aber ſie müſſen nicht, wie die gemeine Meinung iſt, nach Weſten abweichen, ſondern nach Oſten."

Wenn die Erde ſich um ihre Achſe dreht: ſo iſt die Spitze des Thurms weiter von der Erdachſe, als der Fuſs deſſelben. Je entfernter ein Körper von der Achſe der Bewegung iſt, deſto gröſser iſt ſein Schwung, und folglich muſs die Spitze des Thurms einen gröſsern Schwung nach Morgen haben, als der Fuſs. Hat man in der Spitze des Thurms einen Punkt, der genau ſenkrecht über einem Punkte im Boden iſt, und man findet, daſs ſich der in der Spitze ſchneller nach Oſten bewegt, als der im Boden: ſo muſs ſich die Erde um ihre Achſe drehen.

Die Art, dieſes zu unterſuchen, iſt ſehr einfach. Man hängt eine genau gedrehte Kugel in den oberſten Punkt, und läſst ſie hangen, bis ſie zur Ruhe kommt. Wenn die Erde ſich um ihre Achſe dreht, ſo bekommt die Kugel dieſelbe Geſchwindigkeit nach Oſten, die der Punkt des Thurms hat, wo ſie hängt. Läſst man ſie dann ohne Störung los, ſo verliert ſie während des Falls dieſe Geſchwindigkeit nicht, und ſie fällt nun nicht auf den ſenkrechten Punkt im Boden. Denn da die Kugel während des Falls ſich mit einer gröſsern Geſchwindigkeit nach Oſten bewegt, als der Punkt im Boden: ſo muſs ſie dieſem voreilen, und öſtlich von ihm niederfallen. Dieſes beträgt in unſern Breiten auf 250 Fuſs Fallhöhe ungefähr 4½ Linie, um das die Kugel öſtlich vom Lothpunkte im Boden niederfällt.

Dieſes lehrte *Newton* im J. 1679. Die Nachrichten hierüber finden ſich in *Birds* Geſchichte der königl. Societät. Die Akademie erkannte die Wichtigkeit dieſer Verſuche, welche die Umdrehung der Erde auf eine ſo entſcheidende und in die Augen fallende Art bewieſen. Sie gab ihrem Sekretär, dem Dr. *Hook*, den Auftrag, dieſe Verſuche mit allem Fleiſse anzuſtellen. Dieſer that es auch, aber nur bey einer Fallhöhe von 27 Fuſs. Dieſe Höhe ſchien der Geſellſchaft zu geringe; ſie befahl neue Verſuche, und ernannte eine Commiſſion, die ihnen beywohnen ſollte. Es wurde dazu der 18. Januar 1680. beſtimmt. — Hier ſchweigt auf einmal die Geſchichte der Akad. von dieſen Verſuchen, und man findet weiter keine Spur von ihnen. — Ob dieſe ſehr feinen Verſuche miſslungen ſind, oder ob die Akad. ihren Sekretär ſchonen wollte, bleibt ungewiſs. Vielleicht daſs auch *Newton* endlich ſelbſt nicht wünſchte, daſs man die Frage über die Umdrehung der Erde ſo ſchwierigen, und ſo leicht miſslingenden

genden Verſuchen ausſetzen möge; — ſo wie er auch gegen die Beſtimmung der Abplattung der Erde aus ſolchen Gradmeſſungen war, die nur wenige Grade von einander entfernt lagen; weil hiebey der Fehler der Meſſung gröſser ſeyn konnte, als die ganze Gröſse, welche man beſtimmen wollte.

Auch ſpäterhin benutzte der thätige *Deſaguliers* die St. Paulskirche nicht zu dieſen Verſuchen, obſchon er hier eine Fallhöhe von 255 Par. Fuſs hatte. Eben ſo wenig benutzte *Bouguer* in Paris den Dom der Invaliden, wo er faſt eine gleiche Fallhöhe hatte, noch *Mariotte* die Pariſer Sternwarte, wo er Verſuche über den Widerſtand der Luft bey 168 Fuſs Fallhöhe machte.

Da die Abweichung nach Oſten unter obigen Bedingungen nur 4½ Linie beträgt: ſo glaubte man wohl nicht, daſs es möglich ſey, ſo genaue Verſuche anzuſtellen, um über eine ſo kleine Gröſse zu entſcheiden. Wenigſtens findet man von nun an in einem Zeitraume von 110 Jahren Niemanden mehr, der es gewagt hätte, ſie anzuſtellen. Und dieſes iſt um ſo auffallender, da die Idee dazu von einem Manne herrührte, den ganz Europa vergötterte, von dem man vorzüglich in England kein Wort auf die Erde fallen lieſs, und deſſen Irrthümer ſelbſt man erſt nach einem halben Jahrhunderte zu bezweifeln wagte.

Nach 110 Jahren unternahm es *Guglielmini*, ein junger Geometer in Bologna, dieſe Verſuche auf dem Thurme degli Aſinelli anzuſtellen. Es iſt dieſes derſelbe Thurm, auf dem *Riccioli* vor 150 Jahren die Verſuche über das Galiläiſche Geſetz des Falls gemacht hatte. — Die groſsen Schwierigkeiten, die ſich *Guglielmini* bey dieſen Verſuchen entgegenſtellten, überwand er durch Scharfſinn und Beharrlichkeit, und er ruhte nicht eher, bis er ſeinen Verſuchen die Genauigkeit glaubte gegeben zu haben, welche nothwendig war, um dieſe ſo wichtige Frage zu entſcheiden. Es macht *G.* Ehre, ſich wieder an Verſuche gewagt zu haben, die man ſeit 110 Jahren nicht allein aufgegeben, ſondern auch ſo vergeſſen hatte, daſs ſie in den Lehrbüchern der Aſtronomie faſt gar nicht mehr erwähnt wurden; — beſonders da bey ſeinen erſten Verſuchen die Kugeln ſehr fehlerhaft fielen, und er anfangs die kleinen Urſachen nicht auffinden konnte, die auf den Fall der Kugeln ſo nachtheilig wirkten. Und damals war es noch nicht entſchieden, ob es überhaupt möglich ſey, die Verſuche ſo genau zu machen, daſs man im Fall der Kugeln bis auf 4½ Linie ſicher ſey.

Aus einer Höhe von 240 Fuſs lieſs er 16 Kugeln bey ſehr ſtillem Wetter in ſieben verſchiedenen Nächten, des Morgens zwiſchen 1 und 3 Uhr, wenn keine Wagen über die Straſse fuhren, herunterfallen. Die Kugeln waren ſehr ſorgfältig gedreht und poliert. Sie hingen an einem feinen Faden, der von einer kleinen Zange gehalten wurde, welche ihn beym geringſten Drucke losliefs. 25 Minuten nach dem Aufhängen hingen die Kugeln ſo ſtill, daſs man an ihnen im Mikroſkop keine Bewegung bemerkte. Aber die geringſte Zitterung im Thurme, oder der kleinſte Luftzug, machte ſie wieder ſchwingen.

Guglielmini beſtimmte durchs Loth den Punkt im Boden, der genau unter dem Aufhängepunkt lag. Er fand, daſs der Punkt, welcher aus allen Kugeln das Mittel war, um 8 Linien nach Oſten, und um 5 Linien nach Süden vom Lothpunkte liege. Dieſes ſtimmte mit ſeiner Berechnung gut überein, und er machte ſeine Verſuche im J. 1792. in einer kleinen Schrift unter dem Titel bekannt: *de diurno terrae motu, experimentis phyſico mathematicis confirmato; opuſculum*.

Einige Jahre nachher fand indeſs der Kanzler *la Place*, daſs *Guglielmini* einen doppelten Fehler in ſeiner Theorie begangen habe; daſs die Abweichungen der Kugeln nach Oſten um 5 Linien vom Lothe ſeyn müſſe, und daſs nach Süden gar keine Abweichung ſtatt finde. — Wahrſcheinlich hatte der Thurm während der Verſuche von *Guglielmini* eine kleine Krümmung gemacht, da er den Lothpunkt erſt ſechs Monate nach den Verſuchen beſtimmte. Da zufällig die Fehler ſeiner Rechnung mit den Fehlern ſeiner Verſuche übereinſtimmten: ſo glaubte er irrig, daſs ſeine Verſuche genau ſeyen, bis *la Place* ihm den Fehler in ſeiner Theorie zeigte.

Im J. 1802. ſtellte Dr. *Benzenberg* dieſelben Verſuche im Thurme der St. Michaeliskirche in Hamburg an. Dieſer Thurm iſt einer der höchſten in Deutſchland, und ganz zu phyſiſchen Verſuchen vom Baumeiſter Sonin erbaut. Er iſt 402 pariſer Fuſs hoch, und weil die ganze Achſe des Thurms frey iſt: ſo iſt eine freye Fallhöhe in ihm von 340 Fuſs. Doch konnten zu den Verſuchen über die Umdrehung der Erde nur 235 Fuſs Fallhöhe genutzt werden, weil der Luftzug unter der Kuppel zu ſtark iſt. Da der Thurm an einer volkreichen Straſse liegt: ſo findet beſtändig eine kleine Dröhnung in ihm Statt, und die Kugeln, welche mit aller Sorgfalt gedreht und polirt waren, fielen nicht genau auf eine Stelle. Die Fehlergränze war 18 Linien. Um ein ſicheres Mittel zu haben, muſsten die Verſuche ſehr oft und an verſchiedenen Tagen wiederholt werden; denn: *bey einer groſsen Reihe von Beobachtungen verhält ſich die Genauigkeit des Mittels aus allen, wie die Anzahl der Beobachtungen, dividirt mit der Fehlergränze.* In den Fällen, wo man die Fehlergränze nicht verengern kann, muſs man alſo, um ein genaues Reſultat zu haben, die Anzahl der Verſuche vermehren, und aus der ganzen Reihe das Mittel nehmen. — Will man in der Genauigkeit noch weiter gehen: ſo macht man mehrere Reihen Verſuche, und nimmt aus jeder das Mittel. Aus dieſen wird dann zum zweyten Male das Mittel genommen, welches der Natur der Sache nach nur äuſserſt wenig von der Wahrheit abweichen kann; weil bey unendlich vielen Verſuchen die kleinen Fehler eben ſo oft auf die eine Seite fallen, als auf die andere, und ſich alſo wechſelſeitig gegen einander aufheben. — *Auf dieſe Weiſe iſt es dem Menſchen gegeben, ſich mit ſicherem Schritte der Wahrheit zu nähern.*

Das Mittel aus 31 verſchiedenen Kugeln, welche an ſieben ſehr ſtillen Tagen mit aller Sorgfalt losgelaſſen

lassen waren, lag 4 Linien nach Osten und 1¼ Linie nach Süden. Von diesen 31 Kugeln waren 21 nach Osten gefallen, 2 auf die Linie, und 8 nach Westen. Aus der gröfsern Anzahl der Kugeln, welche nach Osten fiel, sieht man schon, dafs eine Kraft da ist, welche die fallende Kugel nach Morgen treibt. — Die Zitterung des Thurms brachte kleine Fehler im Falle der Kugeln hervor, und daher konnten auch einige Kugeln nach Westen abweichen. Diese kleinen Fehler hoben sich indefs gegen einander auf, und daher kam es, dafs das Mittel aus 31 Versuchen so gut mit der Rechnung übereinstimmte. Nach dieser mufste der Punkt, um den die Kugeln fielen, 4 Linien nach Osten vom Lothpunkte liegen.

Aber die 1¼ Linien Abweichung nach Süden waren fehlerhaft: denn nach der Theorie von *la Place*, von Dr. *Gauß* und von Dr. *Olbers* mufs die Kugel genau nach Osten fallen, wenn die Erde sich um ihre Achse dreht. Wahrscheinlich kam diese Abweichung nach Süden von der ungleichen Erwärmung der Luft in dem Thurme her, die an der Südseite wohl immer wärmer ist, als an der Nordseite, und daher Strömungen hat, welche die Kugel nach Süden treiben.

Um hierüber zu entscheiden, müssen die Versuche unter der Erde in einem Bergwerke angestellt werden; weil man hier annehmen darf, dafs die Luft durch den ganzen Schacht gleichförmig erwärmt ist. Zugleich hat man hiebey nichts von der Dröhnung und von der Zitterung zu befürchten, welche die Kirchthürme immer haben.

Dr. *Benzenberg* fand bey einer Reise durch die Grafschaft Mark im Herbst 1803. einen alten Kohlenschacht, der eine Tiefe von 260 Fufs hat, und zu diesen Versuchen sehr geschickt ist. Es ist dieses die alte Roskunst zu Schlebusch im Bergrevier Wetter. Da auf diesem Schachte nicht mehr gekohlt wurde, so war keine Dröhnung und keine Störung zu befürchten. Dr. *B.* erhielt vom Bergamte in Wetter die Erlaubnifs, den Schacht zu diesen Versuchen einzurichten, und er liefs noch in demselben Herbste oben auf dem Schachte ein kleines Häuschen bauen, in dem er die Versuche anstellen wollte. — Da aber hier noch zu viel Luftzug war, so liefs er den Schacht mit Brettern und Rasen dicht zulegen, und hing die Kugeln inwendig unter Tage auf. — Unten wurde der Schacht mit Stroh und Erde verstopft, so dafs die Luft in ihm völlig ruhig war. Die starken Grubenwasser machten es indefs unmöglich, die Versuche im Herbst von 1803. zu vollenden, und sie konnten erst mit Erfolg im J. 1804. angestellt werden. Die Kugeln hatten ungefähr einen Zoll im Durchmesser, und waren sorgfältig gedreht und polirt. Sie hingen an einem geplätteten Pferdehaar, welches in der Kugel befestigt war. Eine feine Zange, welche auf einen Balken geschraubt war, hielt das Haar, und liefs beym geringsten Drucke die Kugel, wenn sie still hing, fallen.

Das Mittel aus 28 Kugeln lag 5 Linien vom Lothpunkte nach Osten. Nach der Rechnung sollte bey 262 Fufs Fallhöhe dieser Punkt 4⅞ Linie vom Lothpunkte nach Morgen liegen. Der Unterschied von ⅛ Linie, zwischen den Versuchen und der Rechnung, ist unbedeutend. Er rührt von kleinen Fehlern in den Versuchen her, und würde bey einer gröfsern Anzahl derselben verschwunden seyn. — Die Kugeln wichen vom Mittel bis auf 15 Linien ab. Dieser Unterschied würde kleiner gewesen seyn, wäre der Schacht vollkommen trocken gewesen, und hätte nicht bald von dieser bald von jener Seite ein kleines Wassertröpfchen die Kugel berührt. — Da aber diese Tröpfchen bald von der einen, bald von der andern Seite kamen, so hoben sie sich gegen einander auf, und das Mittel aus allen Versuchen wich daher so wenig von der Rechnung ab. Um die Versuche völlig genau zu machen, mufste man die Kugeln durch eine Röhre von Tuch fallen lassen, welche durch den ganzen Schacht hinunterging, und alle aufspritzende Wassertröpfchen von ihr abhielt.

Durch diese Versuche war es also entschieden: 1) dafs die Kugeln von einer grofsen Höhe nicht senkrecht fallen, sondern östlich von ihrem Lothpunkte abweichen. 2) Dafs keine Abweichung nach Süden statt findet, wie dieses anfangs einige Geometer wegen des Widerstandes der Luft glaubten. 3) Dafs die Abweichung der Kugeln nach Osten zwar zu klein ist, um an einer einzelnen Kugel bemerkt zu werden, dafs man sie aber durch Anhäufen in mehrern Versuchen mit Bestimmtheit wahrnehmen kann. Auch sieht man, sobald man diese Versuche zeichnet, dafs eine Ursache da war, welche die Kugeln mehr nach Osten als nach Westen trieb. Unter diesen 28 Kugeln fielen 20 ostwärts vom Meridian des Lothpunkts.

Zu den Zeiten des Copernicus hätte man indefs die Umdrehung der Erde durch diese Versuche nicht so beweisen können, wie jetzt; weil es damals noch zu sehr an den Kenntnissen gebrach, welche vorhergehen mufsten, um nur berechnen zu können, wie weit die Kugeln nach Osten bey einer gegebenen Fallhöhe abweichen mufsten. — Um dieses zu können, mufste zuerst das Gesetz vom Falle der Körper entdeckt werden, damit man wufste, wie viel Zeit die Kugel zu ihrem Falle brauche. Ferner mufste man den Widerstand der Luft kennen, um zu bestimmen, wie viel dieser die Kugel in ihrem Falle aufhalte.

Da diese Versuche einen so innigen Zusammenhang mit den Versuchen über die Umdrehung der Erde hatten: so wurden sie zu gleicher Zeit im Hamburger St. Michaelisthurm mit der Tertienuhr der Göttinger Sternwarte angestellt, welche der Hr. geh. Justizrath *Heyne* deswegen nach Hamburg schickte.

In folgender Schrift sind alle diese Versuche umständlich beschrieben, und alles dasjenige beygebracht, was den interessiren kann, der diese oder ähnliche Versuche anstellt:

Dortmund, b. Mallinkrodt: *Versuche über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und über die Umdrehung der Erde*, nebst einer *Geschichte aller frühern Versuche von Galilei bis auf Guglielmini*. 1804. 540 S. mit 8 Kupferplatten. gr. 8.

Diese

Dieſe Schrift hat, auſser der Einleitung, welche die Geſchichte des Michaelisthurms und die ſeines Baumeiſters *Sonin* enthält, *neun* Abſchnitte. Der *erſte* handelt von der Höhenmeſſung des Thurms, mit der Schnur, mit Pendelſchwingungen und mit dem Barometer. Verzeichniſs der höchſten Thürme von Europa. Unterſuchungen über den Gang der Tertienuhr. Verſuche über die Anziehung der Sonne und des Mondes auf lange Lothe, nebſt den früheren Verſuchen hierüber, von *Grante*, *Bouguer* und *Meyer*. Der Vf. brauchte bey dieſen Verſuchen Pendel und Lothe, die 340 Fuſs lang waren. — Im *zweyten* Abſchn. die Verſuche über das Geſetz des Falls, nebſt der Geſchichte dieſer Verſuche ſeit *Galiläi*. — Im *dritten* Abſchn. die Geſchichte der Verſuche über den Widerſtand der Luft. Verſuche von *Riccioli*, von *Mariotte*. — *Newtons* Geſetz des Widerſtandes. — Verſuche von *Deſaguliers* und *la Hire*. — *Bernoulli's* Verſuche mit geſchoſſenen Kugeln. — Verſuche von *Robins*, *d'Arcy*, *Borda*, *Hutton* u. ſ. w. — Der *vierte* Abſchn. enthält die Verſuche über den Widerſtand der Luft im Michaelisthurm mit der Tertienuhr. Hiebey wurden verſchiedene Fallhöhen von 25, 67, 144, 240, 321 und 340 Fuſs gebraucht. Bey jeder Fallhöhe wurden 60 bis 70 Verſuche gemacht. Aus dieſen Verſuchen ergab ſich, daſs das Newtonſche Geſetz den Widerſtand für ſchnelle Bewegungen zu klein giebt, und daſs ſelbſt *Euler's* Formeln, die er nach *Robins* Verſuchen mit geſchoſſenen Kugeln machte, den Widerſtand für die Geſchwindigkeit von 90 bis 400 Fuſs noch zu klein angebe. Mehrere Unterſuchungen über *Eulers* und *Lamberts* Formeln ſind am Ende des Abſchnitts vom Deich-Inſp. *Brandes* beygefügt. — Bey dieſen Verſuchen mit der Tertienuhr war beſonders die Genauigkeit merkwürdig, mit welcher ſich die mittlere Fallzeit aus einer groſsen Reihe Beobachtungen beſtimmen lieſs. Bey mehrern Stadien wich die beobachtete Fallzeit von der aus der Pendellänge berechneten noch nicht um $\frac{1}{10}$ Tertie ab. Aber hiebey wurden auch 7 Reihen Verſuche gebraucht, aus deren ſieben Mitteln der Vf. wieder das Mittel nahm. Vorher war der conſtante Fehler der Uhr und der conſtante Fehler der Sinne durch 120 Beobachtungen bey 10 F. Fallhöhe ſo genau beſtimmt worden, daſs zwey Mittel, wovon jedes auf 6 Reihen beruhte, deren jede 10 Beobachtungen hatte, noch nicht um $\frac{1}{15}$ Tertie von einander abwichen. — Im *fünften* Abſchn. iſt die Geſchichte des Copernicaniſchen Syſtems, und die der Verſuche über die Umdrehung der Erde erzählt. Hier zugleich ein vollſtändiger Auszug der Schrift von *Guglielmini*. — Im *ſechsten* Abſchn. ſind die Verſuche über die Umdrehung der Erde in Hamburg, nebſt einer kleinen Abhandlung *über Genauigkeit in Verſuchen*, *über Fehlergränze* und *über Mittelnehmen*. —. Der *ſiebente* Abſchn. enthält die tiefſinnigen theoretiſchen Unterſuchungen über dieſes Problem von Dr. *Gauſs* in Braunſchweig, von Dr. *Olbers* in Bremen, und von *la Place* in Paris, nebſt einem Auszuge aus mehrern Briefen von *Guglielmini* an den Vf. — Im *achten* Abſchn. die Verſuche über die Umdrehung der Erde im Kohlenſchachte zu Schlebuſch. — Der *neunte* Abſchn. enthält die Unterſuchung der Frage: ob die Alten ſchon die Copernicaniſche Weltordnung kannten? Man hat oft, und vorzüglich in Frankreich, behauptet, daſs die Copernicaniſche Weltordnung lange ſchon vor Copernicus bekannt war; daſs es das Syſtem der Pythagoreer und überhaupt der aufgeklärteſten Griechen geweſen — und da es den Griechen zwar zu ſehr an Kenntniſſen gefehlt habe, um es zu erfinden: ſo hätten dieſe es von den Chaldäern, und dieſe, gemeinſchaftlich mit den Indiern, von den Atlantiden erhalten; — einem Volke von ausgebreiteten Kenntniſſen, im mittleren Aſien, vom Norden eingewandert; deſſen Daſeyn jenſeits dem Anfange unſerer Geſchichte liegt, und von deſſen Kenntniſſen wir nur noch einige Bruchſtücke in Aſien finden. So lehrt *Bailly* in ſeiner Geſchichte der Aſtronomie, und er nennt daher, ſo wie mehrere Franzoſen, den Copernicus nur *den Wiederherſteller* der wahren Weltordnung.

Um die Wahrheit dieſes Ausſpruchs zu beſtimmen, iſt es wohl am beſten, daſs man vorher die Frage unterſuche: Ob die Alten die wahre Weltordnung kannten? Und ſollte ſich am Ende der Unterſuchung finden, daſs ſie ſie nicht kannten: ſo wäre es doch wohl erwieſen, daſs Copernicus ſie von ihnen nicht entlehnen konnte.

Der Vf. hat in dieſem Abſchnitte alle Stellen der Alten geſammelt, in denen von einer Bewegung der Erde die Rede iſt. In allen dieſen Stellen wird zwar von der Bewegung der Erde geredet; aber nicht von der Copernicaniſchen Weltordnung. Bloſs Ariſtarch von Samos ſcheint eine Ausnahme gemacht zu haben, wie man dieſes aus einer Stelle ſchlieſsen muſs, welche in Archimedes bekanntem Buche von der Sandrechnung ſteht. „Du weiſst," ſagt Archimedes, „daſs die meiſten Aſtronomen die Sphäre Welt nennen, deren Mittelpunkt die Erde iſt. Der Halbmeſſer derſelben aber iſt eine Linie zwiſchen dem Mittelpunkte der Sonne und der Erde. Dieſes ſucht Ariſtarch zu widerlegen, und hat deswegen verſchiedene Sätze bekannt gemacht, aus denen folgt, daſs die Welt ein Vielfaches von der durch die Sonnenbahn begränzten Welt ſey. Um dieſes zu beweiſen, nimmt er an, daſs die Fixſterne und die Sonne unbeweglich wären; daſs die Erde aber um die Sonne in einem Kreiſe laufe. — Die Fixſternſphäre aber habe ihren Mittelpunkt in dem Mittelpunkt der Sonne, und ſey von der Gröſse, daſs der Kreis, in dem nach ſeiner Vorausſetzung die Erde laufen muſs, ſich zur Fixſternſphäre verhalte, wie der Mittelpunkt zum Umkreiſe."

Eine zweyte Stelle, die hiezu gehört, findet ſich bey Plutarch, wo es heiſst: „daſs Ariſtarch, bemüht, die Erſcheinungen des Himmels durch gewiſſe Berechnungen zu erhalten, angenommen habe, daſs der Himmel ruhe, daſs aber die Erde einen ſchiefen Kreis durchlaufe und zugleich um ihre Achſe gedreht werde."

In welchem Zuſammenhange Ariſtarch dasjenige geſagt habe, was hier Archimedes von ihm anführt, das können wir nicht mehr beſtimmen, da wir hierüber

über nichts weiter bey den alten Schriftstellern finden. Wir besitzen aber von Aristarch noch ein Buch: *de magnitudinibus et distantiis solis et lunae*, in dem wir ihn als einen sehr vorzüglichen mathematischen Kopf kennen lernen. Er war der erste, welcher auf einem geometrischen Wege die Entfernung und die Gröfse von Sonne und Mond zu bestimmen suchte. Er that dieses in einem Zeitalter, als noch gar keine Messungen gemacht waren, und wo er sich mit jedem neuen Schritte in neue Schwierigkeiten verwickelt sah, die er aber mit seinem hellen Verstand immer glücklich aus dem Wege räumte. Das Einzige, was er bey diesen Bestimmungen gebrauchte, waren die Beobachtungen der Mondfinsternisse. Er ging von dem Satze aus, dafs der Mond sein Licht von der Sonne bekomme. Dann: dafs der Erdschatten in der Gegend des Mondes zwey Mondbreiten betrage. Und endlich: dafs der Mond, wenn er nur Hälfte erleuchtet ist, noch 3 Grad von der Quadratur entfernt sey. Zur Erläuterung schickt er einige Sätze aus der Optik voraus, besonders den Satz: dafs eine gröfsere leuchtende Kugel mehr als die Hälfte einer kleineren erleuchte.

Hieraus folgert er, dafs die Mondbahn näher sey als die Sonnenbahn, und dafs, weil der Mond noch zur Hälfte erleuchtet sey, wenn er 3 Grad von der Quadratur ist, die Entfernung der Sonne von der Erde 19 Mal gröfser sey, als die Entfernung des Mondes von der Erde. — Da nun die Halbmesser sich verhalten wie die Entfernungen, und da die scheinbaren Halbmesser von Sonne und Mond sich gleich sind, so folgert er weiter: dafs die Sonne 19 Mal gröfser im Halbmesser, oder 6918 Mal gröfser im cubischen Gehalt sey, als der Mond. (s. *Schaubach's* vortrefflich geschriebene Geschichte der Astronomie bis auf Eratosthenes, S. 415.)

Da damals die Parallaxen noch nicht erfunden, und auch noch keine genaue Messungen der Erde bekannt waren: so sucht er nun die Gröfse der Erde aus der Gröfse des Schattens zu bestimmen, den sie in der Gegend des Mondes macht, und dessen Gröfse er aus den Mondfinsternissen kannte. — Hiebey mufste er zuerst das Verhältnifs vom Durchmesser des Erdschattens zum Durchmesser der Sonne bestimmen — und so bahnte er sich allmälig den Weg, das Verhältnifs des Sonnendurchmessers zu dem der Erde zu finden. Er fand auf diese Weise, dafs die Sonne 311 Mal gröfser wäre, als die Erde.

Man sieht aus dem Gange, den Aristarch in seinem Buche nimmt, dafs es auch von ihm gilt, was *Keppler* so schön von Copernicus sagte: *Vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est — animo liber.* — In diesem Werk des Aristarch findet sich indefs nichts von der Bewegung der Erde. Und wenn es auch seine Absicht nicht war, hier davon zu sprechen: so scheint es ihm doch nicht an Gelegenheit gefehlt zu haben, ihrer gelegentlich zu erwähnen. — Es ist ein Verlust für die Geschichte der Astronomie, dafs wir von seinen Ideen weiter nichts wissen, als was Archimedes und Plutarch in den beiden angeführten Stellen von ihm sagen.

Was veranlafste aber Aristarch, die Sonne unbeweglich in die Mitte zu setzen? War es die Pythagoreische Idee vom Ehrenplatze? Er war von der Insel Samos, dem Mutterlande der Pythagoreischen Schule. Oder wurde er durch die Untersuchungen, die er uns in seinem Buche *de magnitudinibus et distantiis solis et lunae* erzählt, darauf geleitet, dafs es wahrscheinlicher wäre, dafs die grofse Sonne ruhe, und die 311 Mal kleinere Erde um sie herumgehe? — Die grofse Entfernung, die er den Fixsternen gab, und gegen welche die Erdbahn nur wie ein Punkt erschien, folgerte er vielleicht aus ihrer scheinbaren Kleinheit. Diese Idee lag ihm vorzüglich nahe, da er bey seinen Untersuchungen, *de magnitudinibus*, gefunden, dafs die grofse Sonne wegen ihrer Entfernung so klein erschien — und es war ihm leicht, die Entfernung zu berechnen, in der die Sonne nicht gröfser erscheinen würde, als ein Stern.

Ich stelle mir die Sache so vor: Aristarch zeichnete bey seinen Untersuchungen über die Entfernung von Sonne und Mond wahrscheinlich ihre Bahnen und Durchmesser nach einem verjüngten Mafsstabe. — Die Idee, dafs der Kreis, den er für die Sonnenbahn beschrieb, nicht die Gränze der Welt sey, lag nahe. Die hohe pythagoreische Idee von der Sonne, verbunden mit ihrer Gröfse, die er durch Rechnung bestimmt hatte, veranlafste ihn vielleicht, eine Figur zu zeichnen, in der die Erde einen Kreis um die Sonne beschrieb. — Er wufste, dafs die Erde der Mittelpunkt der Mondbahn war (er sagt dies bestimmt in seinem Buche), und er wufste ferner, dafs der Mond 20 Mal kleiner sey, als die Erde. — Und so konnte ein Mann mit einem freyen Geiste, der sich lange mit einem Gegenstande beschäftigt, darauf geführt werden, den Kreis für die kleinere Erde um die gröfsere Sonne zu beschreiben, so wie der Kreis des kleineren Mondes um die gröfsere Erde ging.

Durch seine Annahme, „dafs die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne gehe und sich zugleich um ihre Achse drehe," wurden alle damals bekannten Erscheinungen erklärt: nämlich der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne, und der jährliche Lauf der Sonne um den Himmel, nebst ihrem Herauf- und Hinuntersteigen in der Ekliptik. — Dafs der jährliche scheinbare Umlauf der Sonne um den Himmel sich eben so gut durch einen jährlichen Umlauf der Erde erklären lasse — dieses folgte so leicht aus jeder Construction der Sonnen- oder Erdbahn, dafs man recht gut begreift, wie Aristarch hierauf kommen konnte, sobald er nur den Versuch machte, die Bahnen zu construiren und mit den Beobachtungen zu vergleichen. — Es wäre auch möglich, dafs Aristarch später auf diese Sätze kam, als er sein Buch *de magnitudinibus* schrieb, und dafs dieses die Ursache wäre, warum man in diesem nichts von der Bewegung der Erde findet.

Aber alle diese Sätze von Aristarch waren noch nicht die wahre Weltordnung, und noch nicht dasjenige, was den Copernicus und sein Buch *de revolutionibus*,

nibus orbium ſo berühmt gemacht hat — *dieſes war die Planetentheorie.*

Um die verwickelten Bewegungen der Planeten zu erklären, konnten ſich bekanntlich die Aſtronomen nicht anders helfen, als durch die Annahme noch verwickelterer Kreiſe, die ſich auf die verworrenſte Weiſe auf und durch einander fortbewegten. — Je mehr Ungleichheiten im Planetenlauf entdeckt wurden, deſto mehr Kreiſe muſsten zur Erklärung angenommen werden, ſo, daſs einige Aſtronomen 59 Sphären hatten, welche die Planeten herumführten. In dieſen Sphären — ſo nahm man an — wären die Planeten befeſtigt, und durch die mannichfaltigen Bewegungen, welche dieſe Kreiſe machten, entſtünden die ſonderbaren Bewegungen der Planeten, welche die Aſtronomen beobachteten. Eine gemeinſchaftliche Sphäre führte die Planeten von Morgen nach Abend täglich um die Erde. Dieſe Sphäre war *feſt*, weil ſie die Planeten drehen muſste; *durchſichtig*, weil ſie die hinteren nicht verdecken durfte; und von *ungeheurer Dicke*, weil ſie alle Himmelskörper in allen Entfernungen von ihrem Mittelpunkte in ſich faſſen und drehen muſste. Zugleich war dieſe Sphäre wieder *nicht feſt*, weil alle übrigen Sphären, welche die Privatbewegungen jedes Planeten machten, wieder frey durch ſie hindurch gehen muſsten. Und dieſe Privatſphären gingen wie Cykloiden durch die allgemeine Sphäre, weil ſie annahmen, daſs die Mittelpunkte dieſer Sphären ſich wieder auf die Peripherieen anderer Kreiſe fortbewegten. Ohne dieſe Annahme konnten ſie das Vor- und Rückwärtsgehen der Planeten nicht erklären.

Dieſs war das Syſtem des Ptolemäus, des berühmten Alexandriniſchen Aſtronomen, im zweyten Jahrhundert nach Chr. Geb.

Copernicus war der Erſte unter allen Sterblichen, der die verwickelten Bewegungen der Planeten, ihren Auf- und Untergang, ihr Vorwärtsgehen, ihr Stillſtehen und ihr Rückwärtsgehen auf eine befriedigende Weiſe erklärte und ſo das groſse Problem löſte. Er lieſs die Erde, ſo wie die übrigen Planeten, um die Sonne gehen, und zwar zwiſchen der Venus und dem Mars, und zeigte nun, daſs die verworrenen Bewegungen der Planeten gerade ſo erfolgen müſſen, wie wir ſie beobachten, weil ihre ſcheinbare Bewegung aus ihrer eigenen Bewegung und aus der Bewegung der Erde zuſammengeſetzt ſey.

Hätte Ariſtarch alle ſcheinbare Bewegungen der Planeten gekannt, und die Beobachtungen gehabt, die ſpäter Hipparch und Ptolemäus beſaſsen: ſo hätte er vielleicht dasjenige gefunden, was anderthalbtauſend Jahre ſpäter ſein groſser Geiſtesverwandter, Copernicus fand. — War dieſes einmal gefunden, dann konnte es nicht wieder verloren gehen, wenn auch Volk und Prieſter es verdammten. Und wenn auch Aſtronomen, wie *Tycho*, die Lehre von der Bewegung der Erde aus Engherzigkeit oder Eiferſucht nicht angenommen hätten: ſo hätten ſie doch, wie man dieſes auch von *Tycho* ſagt, ſie wenigſtens als Rechnungshypotheſe gebraucht, um den Planetenlauf darnach zu berechnen und ſich ihre Arbeit zu erleichtern.

Das, was Ariſtarch von der Bewegung der Erde lehrte, war für den Aſtronomen, der die Bewegungen aller Himmelskörper erklären ſollte, gerade der unwichtigſte Theil. Denn die Erſcheinungen im Sonnen- und im Mondlauf blieben eben einfach und genau dieſelben, die Erde mochte ſich um die Sonne drehen, oder die Sonne um die Erde. Aber der Planetenlauf war das Labyrinth, aus dem die Aſtronomen ſich ſelbſt mit ihren 59 Zirkeln nicht herausfinden konnten. — Deswegen hat auch Hipparch, der gröſste Aſtronom ſeines Zeitalters, und der vielleicht nicht über 100 Jahre nach Ariſt. lebte, Ariſtarchs Sätze für weiter nichts gehalten, als für bloſse Philoſopheme, wie deren die Philoſophen damals, ſo wie heute, zu Hunderten aufſtellten, und die auf keine Erfahrung gegründet, auch keine erklären konnten. — Hipparch, der Entdecker vom Fortrücken der Nachtgleichen, der Erfinder der Parallaxenrechnung, und der Begründer der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie, verzweifelte an der Möglichkeit, die Erſcheinungen im Planetenlauf befriedigend zu erklären, und er begnügte ſich daher damit, alle ältern Beobachtungen zu ſammeln und ſie mit den ſeinigen bereichert auf die Nachwelt zu bringen. Hipparch berechnete die erſten Planetentafeln, und die ſeinigen haben allen ſpäteren 2000 Jahre hindurch zum Muſter gedient, und gerade er hätte ein ſolches Syſtem zu benutzen gewuſst, wäre es, wie *Bailly* glaubt, damals wirklich vorhanden geweſen. Hipparch lebte in einem Zeitalter, wo noch beynah alle die Schriften exiſtirten, die für uns verloren gegangen ſind; und ſein bekannter Scharfſinn hätte gewiſs aus bloſsen Bruchſtücken die wahre Weltordnung wieder zuſammengeſetzt, wenn damals welche davon vorhanden geweſen. Und unbemerkt wären ihm dieſe bey ſeiner groſsen Gelehrſamkeit ſicher eben ſo wenig geblieben, wie *Bailly*. — Um die Epicyklen zu vermeiden, nahm er ſchon an, daſs die Erde nicht im Mittelpunkt der himmliſchen Bewegungen ſtehe, und er hätte ſicher, wenn auch nur als Rechnungshypotheſe, angenommen, daſs die Erde, gleich den übrigen Planeten, um die Sonne laufe, wenn er gewuſst hätte, wie leicht ſich aus dieſer Annahme die Erſcheinungen der Himmelskörper erklären und berechnen lieſsen. Und geſetzt, er hätte Gründe gehabt, warum er ſein Syſtem den Uneingeweihten nicht hätte mittheilen wollen: ſo hätte er es ja machen können, wie es Copernicus machen wollte: nicht das Syſtem ſelbſt geben, ſondern Tafeln, nach dieſem Syſtem berechnet, und er hätte dann ſicher ſeyn können, daſs weder Prieſter noch Volk ein Syſtem würden angefeindet haben, deſſen Daſeyn ſie nicht geahndet hätten. — Aber Hipparch, der groſse Stifter der älteren Aſtronomie, der 150 Jahre vor Chr. Geb. lebte, weiſs von der Copernicaniſchen Weltordnung nichts, die damals nach der Meinung einiger Neuern ſoll bekannt geweſen ſeyn.

Düſſeldorfer Sternwarte, im Jan. 1806.

Joh. Friedr. Benzenberg.

Num. 78.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. *April* 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

HALLE, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: *Französische Sprachlehre für Schulen.* Zunächst für die Lehranstalten des Königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Hallé. Von *Friedr. Chr. Kirchhof*, Lehrer am Königl. Pädagogium. 1803. VIII und 206 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *Kirchhof* ist mit den jetzt gewöhnlichen praktischen französischen Sprachlehren gar nicht zufrieden: denn er glaubt, dass, da der Verschiedenheit der Zwecke, die sie als Grammatiken, als Wörterbücher, und als Uebersetzungsbücher erreichen sollen, die genauere und vollständigere Entwickelung der Redetheile und aller Abweichungen derselben von den gegebenen Regeln aufgeopfert werden, der Begriff, den *er* von einer Grammatik hat, gänzlich verloren gehen müsse. Zwar spricht er ihnen nicht alle Nützlichkeit ab; aber er findet sie für den Schulgebrauch unzureichend, und eben deswegen entschloss er sich zur Bearbeitung der vorliegenden Sprachlehre, wozu ihm, seiner Versicherung zufolge, die vorzüglichsten ältern und neuern Grammatiken nebst dem Dictionnäre der Akademie zu Wegweisern dienten, ohne sich eben sclavisch von ihnen gängeln zu lassen, besonders wo sie in der Erklärung der Regeln denjenigen Grad von Deutlichkeit nicht hatten, nach welchem er strebte. Rec. stimmt in jenes Urtheil insofern ein, als er selbst nie einen bestimmten und festen Zweck von der sonderbaren Sitte unserer Grammatikenschreiber sich denken konnte, ihre Sprachlehren zugleich zu Wörterbüchern zu machen; aber andererseits ist es ihm auch nicht möglich, nur Einen haltbaren Grund zu finden, warum eine vollständige Bearbeitung aller Redetheile und jeder Ausnahme derselben von den dargebotenen Regeln absolut unverträglich mit der Bestimmung einer praktischen Grammatik seyn soll. Dass uns ein solches, jede Forderung befriedigendes Werk noch fehlt, beweiset keineswegs für die unbedingte Unmöglichkeit der Realisirung der Idee, zumal da noch gar kein Versuch darüber angestellt wurde. Will ja Hr. *K.* hierin einen unumstöslichen Beweis für seine Annahme finden: so setzt Rec. die Behauptung entgegen, dass wir *Deutsche*, trotz der Legion von theoretischen französischen Sprachlehren, doch noch keine einzige durchaus brauchbare und völlig lückenfreye besitzen, (die des Hn. *K.* nicht ausgenommen) und man also sich dem Ideale einer vollkommnen Sprachlehre immer noch mehr annähern könne. Man prüfe sie sämmtlich, (nämlich diejenigen, die sich über den mittelmäsigen Grad des Werthes erheben), so wird man finden, dass sie alle, ohne Ausnahme, folgende Hauptvorwürfe mit einander theilen: 1) dass sie theils *zu viel*, theils *zu wenig* enthalten. *Zu viel*, indem in ihnen nicht nur alles als französische Sprachregel aufgeführt ist, was mit dem Deutschen genau übereinstimmt, sondern auch mehreres in den Syntax gezogen wird, was der Schüler, wenn er anders einen gründlichen Elementarunterricht genossen hat, nothwendig schon wissen muss; — nicht zu gedenken, dass oft viele Worte über manche französische Eigenheiten verschwendet werden, die man sich nie anders, als durch eine fleisige, und (wie sich von selbst versteht) verständige Lectüre, welche allein, um uns so auszudrücken, einen gewissen Sprachtact giebt, wird aneignen können. *Zu wenig*, indem man vergebens über sehr schwierige und verwickelte Fälle Belehrung sucht. Was das *Zuviel* betrifft, so entschuldigt dasselbe gewissermafsen die bestehende Einrichtung unsrer Schulen, nach welcher von dem Unterrichte in einer besondern Sprache, das heisst, von der Anwendung der Grundsätze der allgemeinen Grammatik auf eine solche, die Rede ist, ehe noch eben diese Grundsätze mitgetheilt wurden, und also der Verstand des Lehrlings durch eine solche vorbereitende Uebung und Schärfung des Nachdenkens eine feste und sicher leitende Richtung erhalten hat. — 2) Dass sie, im Ganzen genommen, nur eine todte Körpermasse ohne Leben und Geist darstellen, indem sie gröstentheils ihre Regeln gleichsam historisch und erzählend vortragen, und das mit einer Umständlichkeit, die erst durch eine mühsame Vergleichung der erläuternden Beyspiele den Sinn jener errathen lässt. Ueberall despotisirt das grammatische *sic volo, sic jubeo*, selten wird die Regel aus dem Naturgange der Sprache entwickelt; daher denn die nächste und unmittelbare Folge, dass, indem der Schüler gleich Anfangs gewöhnt wird, die Sprache als blosses Resultat einer willkürlichen Uebereinkunft zu betrachten, nicht aber als kraftvolles Product freyer Vernunftthätigkeit, er bald genug dem unerträglichen Zwang, unter welchem die grammatische Herrschaft seinen Verstand hält, frostige Gleichgültigkeit und entschiedene Abneigung für dies Sprachstudium entgegensetzt. Endlich 3) sind mehrere Regeln so geformt, dass man glauben sollte, die Vff. hätten mehr für Franzosen, als für Deutsche, geschrieben, oder, sie dachten sich ihre deutschen Leser mit einem französischen Buche in der Hand, aus welchem erst sie ihnen jene vordemonstrirten und analysirten, jedoch

meiſtens unabhängig von der Art des Gebrauches der deutſchen Redetheile und von dem Verhältniſſe der deutſchen Conſtruction zur franzöſiſchen. —, Das ſind ungefähr die Hauptgebrechen, die den gemeinſchaftlichen Charakter der beſſern in Deutſchland erſchienenen franzöſiſchen Grammatiken ausmachen. Die Sprachlehre des Hn. *K.* kann eben ſo wenig, als ihre Vorgängerinnen, davon frey geſprochen werden, und wenn gleich Rec. auf eine detaillirte Erörterung dieſes Untheils ſich nicht einlaſſen kann, da ſie nicht hieher, ſondern in eine Kritik der franzöſiſchen Grammatiken überhaupt, gehört: ſo wird er doch die Gelegenheit, die ſich im Fortgange ſeiner Prüfung anbietet, nicht unbenutzt laſſen, um auf manches aufmerkſam zu machen. Uebrigens hält er es für Pflicht, Hn. *K.* das Zeugniſs zu geben, daſs ſeine Arbeit hie und da theils durch zweckmäſsigere Kürze, Beſtimmtheit und Deutlichkeit des Ausdruckes, theils durch eine fehlerfreyere Aufſtellung der Regeln, mehrern ähnlichen Producten, ſowohl deutſcher, als franzöſiſcher Schriftſteller den Vorzug ſtreitig macht. Nur Schade, daſs er ſich zu Neuerungen verführen lieſs, die der allgemeinern Einführung ſeiner Schrift bedeutende Hinderniſſe in den Weg legen dürften. Was dieſs für Neuerungen ſind, darüber, ſo wie über manche andere Punkte, will Rec. nun Bericht erſtatten, und für ſeine entgegenſtehende Meinung immer, ſo kurz als möglich, die Gründe anführen. — Tadeln muſs er, 1) daſs Hr. *K.* in einer Schulſchrift, die nicht dem Lehrer allein, ſondern auch dem Lehrlinge, gewidmet iſt, keine Declinationen und *Caſus*, und nur Einen, und zwar den beſtimmenden, Artikel gelten läſst, nämlich *le* für das männliche Geſchlecht, *la* für das weibliche, und *les* für den Plural beider, während er alle übrigen, gewöhnlich adoptirten Artikel mit ihren Veränderungen nach den *Caſibus* als reſpective Zuſammenſetzungen aus den Präpoſitionen *de* und *à* betrachtet, wodurch, wie er ſagt, der Franzos bloſs verſchiedene Verhältniſsbegriffe auszudrükken ſuche. Dieſem zu Folge ſey *du* aus *de le*, *au* aus *à le*, *des* aus *de les*, *aux* aus *à les* entſtanden. Was für den *allererſten* Unterricht, der ſelbſt bey fähigern Köpfen nur mechaniſch und ſinnlich leitend ſeyn kann, durch dieſe philoſophiſche Anſicht gewonnen werden ſoll, vermag Rec. um ſo weniger einzuſehen, als ſie bey dem Anfänger als ſolchen (denn ſogar in dem *Auszuge* aus dieſer Grammatik, die wir unten anzeigen werden, kommt ſie vor), eine Abſtractionsfähigkeit, ununterbrochene Aufmerkſamkeit, und immer gleiche Nüchternheit des Geiſtes vorausſetzt, die doch nach den Geſetzen der Entwicklung der menſchlichen Natur gar nicht erwartet werden können. Wie mag der Vf. glauben, daſs ſelbſt der weiter vorgerückte Schüler, um die *Beyſpiele* des Gebrauchs der Artikel mit den Regeln in Harmonie zu bringen, ſo bald die Fertigkeit erlangen wird, unter *du*, *de le*, unter *au*, *à le* u. ſ. f. ſich zu denken? Und wie ſonderbar muſs es ihm vorkommen, wenn er z. B. lieſt: „der Franzos ſetzt den *Artikel* vor ein *Subſtantif commun*, von welchem er ein einziges oder mehrere beſtimmte Individuen anzeigen will," — und er findet nun als Erläuterung: *La lecture des livres* etc. da man ihm doch geſagt hatte, daſs *des* kein beſonderer und ſelbſtſtändiger Artikel, ſondern ein aus dem Artikel und einer Präpoſition Zuſammengeſetztes iſt, nämlich *de les! Nicht alles gehört für alle*, und da Hr. *K.* für keine beſtimmte Klaſſe von Schülern arbeitete: ſo hätte er doch auf die Bedürfniſſe und Forderungen der überall, und in jedem öffentlichen Lehrinſtitute, ungleich gröſsern Anzahl Rückſicht nehmen ſollen, die aus Mangel an den erforderlichen *vorzüglichen* Talenten theils nie, theils ſehr ſpät, für philoſophiſche Sprachbildung Empfänglichkeit zeigt, und daher lange Zeit ihr Verſtand bloſs grammatiſch beherrſcht, aber noch nicht logiſch regiert, werden muſs. Im Privatunterrichte, wo der Lehrer freyer wirken und ſeine Methode nach der Beſchaffenheit des Schülers einrichten kann, mag immerhin jene kritiſche Behandlung der Artikel bisweilen zu empfehlen ſeyn; allein in einer Schulanſtalt, wo viele an den Sprachbelehrungen Antheil nehmen, und die Abſtufungen der Geiſteskräfte, des Grades der Aufmerkſamkeit, und der Lernbegierde, ſo unendlich mannichfaltig ſind, iſt ſie durchaus am unrechten Orte, eben weil ſich ihre Anwendbarkeit, folglich Nützlichkeit, nur auf eine ſehr kleine Minorität der Lernenden beſchränkt, die die Mutter Natur mit ungewöhnlichen Gaben und Vorzügen ausgeſtattet hat. Rec. könnte noch mehreres gegen das Verfahren des Hn. *K.* beybringen, wenn er nicht fürchten müſste, zu weitläufig zu werden; er hält aber das eben Geſagte für zureichend genug, um alles übrige, was ſich noch einwenden läſst, übergehen zu dürfen. — 2) Eine eben ſo verwerfliche Nachahmung franzöſiſcher Sprachlehrer iſt es, wenn der Vf. bloſs den paſſiven Zeitformen, z. B. *aimé*, *eu*, u. dgl. den Namen *Participien* zuerkennt, dagegen die activen, z. B. *aimant*; *ayant aimé*, u. dgl. *Gérondifs ſimples*, ſo wie *en aimant*, *en ayant aimé*, u. dgl. *Gérondifs particulés* nennt. Rec. giebt folgendes dem Vf. zur beliebigen Prüfung: *a*) Die gewöhnlich ſo genannten *Gérondifs*, z. B. *d'aimer*, *à aimer*, *en aimant* etc. *d'avoir aimé*, *à avoir aimé*, *en ayant aimé* etc. correſpondiren oft dem Gebrauche der Lateiniſchen Gerundien und erleichtern daher ihre richtige Anwendung demjenigen Schüler, der mit der Beſtimmung dieſer letztern ſchon bekannt iſt; *b*) ſcheint es uns nicht philoſophiſch genau verfahren zu ſeyn, zwey in ihren Beziehungen und Functionen ſo verſchiedene grammatiſche Formen unter einerley Rubrik zu bringen. *Aimant*, *ayant aimé*, *faiſant*, *ayant fait*, u. dgl. bezeichnen ein Thun, Leiden oder Seyn dem *Objecte* des vorausgehenden Satzes *ſelbſt*, da im Gegentheil *en aimant*, *en ayant aimé*, u. ſ. f. das *Thun*, *Leiden* oder *Seyn* des Subjectes, d. h. *die Art und Weiſe* oder ſonſt einen nähern und erläuternden Umſtand *dieſes Thuns* u. ſ. w. anzeigen; *c*) Hr. *K.* hat ſelbſt nicht mehr, als 156 active Participien, aufgeführt, die an der Natur der Adjectiven und der Zeitwörter Theil nehmen, und doch will er ihnen kei-

nen

nen Anſpruch an dieſer Benennung geſtatten. Nicht zu gedenken, daſs jene Anzahl noch mangelhaft iſt (es fehlen z. B. *qualifiant*, *agiſſant*, *appartenant*, *approchant*, *répugnant*): ſo hätte doch der Vf. auch diejenigen paſſiven Participien herzählen ſollen, die ohne Unſchicklichkeit als Adjective gar nicht benutzt werden können. *d*) Daſs Hr. *K.* den adoptirten Gerundien an ihrem logiſchen und grammatiſchen Werthe Abbruch zu thun ſucht, iſt gerade bey ihm, der ſo philoſophiſch ſeine Grammatik anfängt, um ſo befremdender, als z. B. *d'aimer*, *à aimer*, in vielen Fällen eben ſo gut Verhältniſsbegriffe ausdrücken, als es die nämlichen Präpoſitionen *de* und *à* vor den Subſtantiven thun. Aber die Philoſophie rächte ſich auch wegen dieſer Vernachläſſigung an ihm: denn indem er durch die willkürliche Verläugnung des weſentlichen Charakters unſerer Gerundien ſich der regulativen Principien zur feſten und ſichern Beſtimmung des Gebrauches derſelben beraubt hatte: ſo muſste er ſich bey dieſem ſo wichtigen und ſchwierigen Gegenſtande auf die gemeine Rolle eines hiſtoriſchen Referenten einſchränken und namentlich die Verba herzählen, welche *de* oder *à* nach ſich haben. — Endlich 3) iſt es nicht minder unphiloſophiſch, *Conjonctif* und *Subjonctif* für identiſche Begriffe anzugeben und alſo auch unter conjunctiven und ſubjunctiven Partikeln keinen Unterſchied zu machen. Hr. *K.* ſagt: „Conjunctionen dienen, mehrere Worte (Wörter) und Sätze mit einander zu verbinden" — allein da dieſe Verbindung auf eine zweyfache Art denkbar iſt, nämlich coordinirend und ſubordinirend: ſo folgt daraus die natürliche Eintheilung: in coordinirende und ſubordinirende Conjunctionen, und nur die letztern erfordern den Subjunctiv. Da nun *que* in beide Klaſſen gehört (inſofern es nicht als Beſtandtheil einer ſubjunctiven Partikel dieſe repräſentirt, oder auch inſofern es nicht die Stelle der bedingenden Conjunction *ſi* vertritt): ſo iſt es ein einſeitiges und zweckwidriges Verfahren, es in den Conjugationsſchematen allein vor die ſubjunctiven Zeiten zu ſetzen, und zwar um ſo mehr, als die ſubjunctive Form des franzöſiſchen *Préſent* und *Parfait* zugleich auch für die *optative* gilt. Zweckwidrig iſt es deswegen, weil (wie Rec. oft die Erfahrung an Schülern machte, die nach ſolchen Schematen von einem andern Lehrer, bey dem ſie vorher gelernt hatten, geübt wurden), die irrige und lächerliche Meinung erzeugt wird, als wenn *que* ſchon an und für ſich und abſolut den Subjunctiv erfordere, was doch ſchlechthin logiſch unmöglich iſt. — So viel im Allgemeinen. Nun wollen wir noch einige ſpecielle Bemerkungen beyfügen: S. 35. §. 27. *ad* 5. Selbſt klaſſiſche Schriftſteller ſchreiben *ne - - - pas auſſi*. — S. 42. und 43. Statt *de ſoi* ſoll auch *en* geſetzt werden können; die Widerlegung dieſer Behauptung findet ſich aber in der von Hn. *K.* ausdrücklich gegebenen Regel S. 132. §. 103. — In die Conjugationsſchematen hat ſich der übel combinirte Ausdruck *futur compoſé* eingeſchlichen; richtiger ſagt man: *futur antérieur*, oder, *paſſé*. — S. 91. Hier heiſst es: „auch ſetzt man *zuweilen* das *pronom ſe (es)* vor das *Verbe*, obgleich der Satz, auf den es ſich eigentlich bezieht, erſt nachfolgt." Die Einſchränkung *zuweilen* iſt ein *mala avis* und wird durch die, ſie begleitende, Anmerkung noch ominöſer. Rec. erklärt dieſe Regel für einen reinen Germanism, und ſeine Leſer mögen hierüber aus dem beygebrachten Beyſpiele ſelbſt urtheilen, welches ſo lautet: *Je ſ' avois bien prévu que ce haut dégré de grandeur ſeroit la cauſe de ſa ruine.* — S. 93. *ad* §. 61. fehlt, daſs, wenn zwey Imperative durch *et* oder *ou* verbunden werden, der zweyte das *Pronom perſonnel conjoint* haben kann. — S. 100. *ad n.* 18. Hier hätte zugleich der entgegengeſetzte Fall beygefügt werden ſollen: *c'eſt un de mes voiſins qui a eu le malheur d'être incendié.* Beym Leſen ſolcher Regeln iſt der Mangel eines leitenden logiſchen Princips vorzüglich fühlbar; denn was nützt es dem Schüler, ihm bloſs zu ſagen: daſs in Phraſen, wie: *Hiſiochus fut un de ceux qui*, das *Verbe* mit dem darauf folgenden *Pronom* im *Pluriel* geſetzt wird? — S. 126. *ad* §. 85. Hier fehlen die Ausnahmen: *Charles-Quint* und *Sixte-Quint*. — S. 129. oben: *je taille mes plumes avec*; iſt ſchlecht geſprochen. — S. 130. *ad* §. 98. Hier iſt zu ergänzen, daſs *ſoi* mit Anhängung des Wortes *même* auch im Nominativ ſtattfindet. — S. 160. wird zwar geſagt: *daſs die Wörter, die einen Zweifel anzeigen, den Subjonctif erfordern;* allein man findet bald *que* mit dem *Subjonctif*, bald *ſi* (ob) mit dem Indicativ oder auch Optativ; eben dieſs iſt auch der Fall nach verneinenden Sätzen, wie z. B. nach *je ne ſais* etc. Hierüber, ſo wie über mehrere tiefer liegende grammatiſche Gegenſtände beobachten unſere Grammatiker ein tiefes Stillſchweigen, von einem logiſchen Grunde iſt bey ihnen ohnehin ſelten die Rede. Rec. wird bey einer andern Gelegenheit über dergleichen beſondere Fälle ſeine Urtheile zur Prüfung darbieten. — S. 161. §. 156. wird unter andern bemerkt: „daſs *que* den *Conjonctif (Subjonctif)* erfordere, wenn es für *auſſitot que*, *dès que*, oder *de ce que* ſteht." Dieſe Regel (die ſich ſogar in der Sprachlehre manches ſonſt ſachkundigen Franzoſen vorfindet), wäre gewiſs die inconſequenteſte, die je in einer Sprache ſtatt fände, — und die ſo cultivirte franzöſiſche Sprache ſollte eines ſolchen Vorwurfes ſich ſchuldig machen? Wie mag Hr. *K.* dem hier *bloſs Stellvertretenden que* eine grammatiſche Wirkſamkeit zuſchreiben, welche die von ihm repräſentirten Verbindungspartikeln ſelbſt nie hatten und haben können? Auch hat er (gleichfalls nach dem Vorgange ſeiner Wegweiſer) eben dieſe Letztern unter die *ſubjunctiven* Conjunctionen (§. 154.) wirklich nicht mitgezählt, und was ſein Beyſpiel betrifft, nämlich: *qu'il faſſe le moindre excès* etc. ſo iſt hier *ſoit* zu verſtehen. — S. 171. *ad c.* muſs die Einſchränkung ſtehen: „und in dem erſten Satze *ein bejahender Comparativ* befindlich iſt." — S. 176. Bey *puisque* und *parce que* hätte zugleich der Unterſchied von *c'eſt que* und *de ce que* angedeutet werden ſollen, worüber nicht minder faſt alle Grammatiker ſchweigen. — S. 177. *avant que de* etc. ſagt man längſt nicht mehr. — S. 187. §. 209. *entre quatres yeux.* So ſpricht man wohl im ge-

gemeinen Leben, aber im Schreiben bekommt *quatre* kein *s Pluriel.* — Die bezeichnete Aussprache des Hn. *K.* hätte gleichfalls hie und da Verbesserungen nöthig. So z. B. ist es falsch, *examen* mit einem Nasenlaut hören zu lassen; dergleichen *unveränderl* in das Französische aufgenommene fremde Ausdrücke behalten ihre ursprüngliche und eigenthümliche Pronunciation bey. — *un ami* schreibt der Vf. *ün ami* statt: *ön ami;* allein da in der gemeinen Umgangssprache die weiblichen *e* nicht gehört werden: so würde man dort nicht wissen, ob der Redende *un ami* oder *une amie* im Sinne hätte. — Eben so unrichtig ist es, *nuit* und *bruit* wie *nüih* und *brüih* zu pronunciren. — Endlich was den Unterricht über die vom Deutschen so auffallend abweichende, aber gewiss in vielen Fällen logisch richtigere französische Interpunktionsart betrifft; so hat Hr. *K.* hierin eben so wenig etwas nur halb befriedigendes gegeben, als alle seine Vorgänger, keinen ausgenommen. — Hiemit schliefst Rec. seine Beurtheilung, und will nun noch etwas über den *Auszug* aus dieser in so vieler Rücksicht empfehlungswerthen Sprachlehre sagen:

Ebendaselbst: Kleine französische Sprachlehre für die untern Klassen. Zunächst für die Lehranstalten des Königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Halle. Von D. *Friedr. Chr. Kirchhof*, Lehrer am Königl. Pädagogium. 1805. kl. 8 (5 gr.)

Dieser Auszug ist für die *allererstten* Anfänger bestimmt und daher sehr abgekürzt. Gleichwohl findet sich ein *Syntax* von sechs Seiten eingeschoben, dessen Zweck um so räthselhafter ist, als einerseits er selbst äusserst dürftig erscheint und daher unbrauchbar wird, andererseits der ganze übrige magere Inhalt der Schrift nicht einmal fähig ist, zur richtigen Anwendung und zum deutlichen Verständnisse seiner Regeln vorzubereiten. Wozu aber auch ein Syntax für den Elementarschüler? Und wozu für diesen der beygefügte: *Anhang einer kleinen Sammlung von Germanismen und Gallicismen?* Weit zweckmäfsiger wäre es gewesen, wenn es Hn. *K.* gefallen hätte, die oben gerügten philosophischen Neuerungen überhaupt hier zu vermeiden, und aufserdem vorzüglich die Conjugationsschemate mit den *vollständigen deutschen* Zeit-Benennungen zu versehen. Hiedurch hätte er, was den letztern Punkt betrifft, den Lehrling beym künftigen Uebersetzen aus dem Französischen ins Deutsche nicht nur die glückliche Auswahl des passenden Zeitausdruckes der Muttersprache erleichtert, sondern auch manche Regel über den Gebrauch der französischen subjunctiven und optativen Zeiten, so wie der (gewöhnlich so genannten) *Gérondifs*, erspart, und die Einsicht in manche andere schneller befördert, ohne eben viel Worte nöthig zu haben. Grammatische Unrichtigkeiten fand indessen Rec. hier nicht, eine einzige abgerechnet, welche jedoch als Uebereilungsfehler anzusehen ist, S. 39. wo es heifst: *y* wird blofs von local Dingen gebraucht. S. 41. fehlt die Eintheilung der *Verbes pronominaux.*

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Grimma*, b. Goeschen: V. S. R. *Jo. Aug. Henr. Tittmann*, Summos in Theologia honores nonnulli eorum, qui olim ejus usi sunt institutione, pie gratulantur Interprete *Christ. Fr. Fritzschio*, eccl. Steinbachiensis (ad Bornam) Pastore. Praemissae sunt *Obss. exegeticae ad Matth.* 19, 28. 29. — Der Vf. vertheidigt mit Geschicklichkeit und Anstand die gewöhnliche Auslegung des τι αρα εσται ημιν; *was wird uns* sc. *dafür werden?* gegen die im Commentar des Hn. Prof. *Paulus* aufgestellte: *Was wird seyn uns* sc. *noch zu thun?* Die Worte an sich lassen unstreitig jenen Sinn wohl zu. Ob aber auch der Context? Im Vorhergehenden lag wenigstens zu einer, ohnehin für den sonst so uneigennützigen Petrus allzu eigennützigen, Anfrage kein Anlafs. Der reiche Jüngling hatte nicht gefragt: was er für sein Guthandeln *zu erwarten?* sondern: was er noch, um völlig gut zu handeln, *zu thun* habe? Auch sprach Jesus nächst zuvor vom nöthigen Aufopfern aller Aufsendinge gegen das Gottesreich, nicht vom Gewinnen irgend welcher Vortheile. Und wenn Lukas und Markus, nach der Frage des Petrus, Jesus die Aussicht eröffnen lassen, dafs die Apostel sogar auch etwas gewinnen, dafs sie nämlich durch Rettung vieler dem Geiste nach mit ihnen verwandten Menschen sich den Verlust von Brüdern u. s. w. auf welche als auf Feinde des Christenthums sie etwa (wie Jesus selbst nach Joh. 7, 5.) hatten Verzicht thun müssen, sich ersetzen würden: so war fürs erste, wenn man Matthäus mit den beiden andern Evangelisten vergleicht, diese Hinsicht auf etwas, das ihnen „dafür werden könne," erst ein *entfernterer*, freyer Gedanke Jesu, und dann war ja selbst dieses Gewinnen Folge von dem künftigen *Thun* der Apostel, ihren Eifer für das Christenthum zu verbreiten. Stöfst sich Hr. *F.* an das *εσται*, so ist wohl an den Sinn des hebräischen Futurum: *sollen, dürfen* (*ecquid esse deberet nobis?*) zugleich aber auch daran zu denken, dafs τι αρα εσται ημιν doch nichts anders ist als מה-לנו, *εσται* macht nur die gräcisirende Umschreibung, wie in jenen Worten des Abendmals: τουτο εστι το σωμα μου, wo gerade das streitige *est* gar nicht oder nicht ein Hauptwort der ursprünglichen Rede war. Wenn endlich sich der Vf. auf die Regel von der *Leichtigkeit* einer Erklärung, als Kriterium ihrer Wahrheit, (ραδιον το αληθες, sagt Lykurg) beruft, so ist jene Leichtigkeit etwas sehr relatives. Eine Auslegung, welche eine philologisch mögliche, wenn auch gleich nicht die häufiger vorkommende, Wortbedeutung zum Grunde legt, wird, nach unsrer Einsicht die leichtere d. h. die, welche sich am besten fügt und passt, wenn ihr Sinn dem Vorangehenden und Nachfolgenden sich am meisten anschliefst. Das Leichtere, welches die hermenevtische Regel (*Ernesti Interpr.* c. 7. §. 22.) empfiehlt, ist eben nicht das, was bey den Worten einer Stelle einem leicht zu allererst beyfallen kann. Nur dem erkünstelten und erzwungenen ist dieses Leichte, wie die Wahrheit selbst, sie sey theoretisch oder praktisch, entgegen. Rec. bittet übrigens den Vf. diese Bemerkungen als Ausdruck der Achtung und Aufmerksamkeit anzusehen, welche ihm seine exegetische Bemühungen zu verdienen schienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. April 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh., LONDON, b. Payne u. a.: *C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico et Civili*, accedunt *libri de bello Alexandrino Africano et Hispaniensi*. E recensione *Francisci Oudendorpii*. Post *Cellarium* et *Morum* denuo curavit *Jer. Jac. Oberlinus*, Argentoratensis, Instit. liter. franc. adscriptus. 1805. XXIX u. 902 S. 8. (5 Fl.)

Julius Caesar hatte das Glück, an dem sel. *Morus* einen Herausg. zu finden, der mit gediegener Sprachkenntniss, mit scharfem Blicke und ruhigem Fleisse an das Werk ging, und eben daher seinen Schriftsteller so rein und völlig durchschaute, wie es von *einem* Manne nur irgend möglich war; der ferner nach einem festen Plane mit genauer und richtiger Kenntniss seines Publikums in weiser Sparsamkeit und in bescheidener Resignation nur das, und so viel gab, als er geben musste; und der endlich auch selbst in einer Sprache sich vernehmen liess, welche des bearbeiteten Schriftstellers höchst würdig war. Es ist also sehr erfreulich, dass diese Bearbeitung bey einer neuen Auflage in die Hände eines Mannes gekommen ist, welcher gleich gründliche Sprachkenntnisse und noch weitläuftigere historische Kenntnisse besitzt als sein Vorgänger; allein mit eben so grosser Nüchternheit und Bescheidenheit die Ausgabe nicht überfüllte, und die Arbeit seines Vorgängers nicht vertilgte, sondern, dem vorigen Plane treu, nur das nachholte, was zur zweckmäfsigen Vervollkommnung des Ganzen beytrug. — Die Vorrede enthält, ausser der Angabe dessen, was in dieser neuen Ausgabe geleistet worden ist, eine vollständige literarische Nachricht von den Angriffen auf die Glaubwürdigkeit der Caesarischen Commentarien und ihrer Vertheidigung, von den tactischen Erläuterungen, welche sie erhalten haben, und dem Streite zwischen *Lo-Looz* und *Guischard* über die Zeitbestimmungen der Ereignisse, die in diesen Commentarien erzählt werden. Dann folgt hier wieder die *Dodwellische* Abhandlung *de auctore* etc. — und endlich die *Guischardische* Zeitangabe jener Ereignisse nach dem römischen Kalender vor und nach Caesars Verbesserung desselben.

Dem Texte eines jeden Buchs stehn sehr gut geordnete vollständige Inhaltsanzeigen voran, und auch das rühmt Rec. als eine nicht geringe Erleichterung für den Leser. — Der Text selbst ist im Ganzen zwar jener der *Morus*schen Ausgabe, allein an sehr vielen Stellen sind Lesarten für welche die *Codd.* und andere kritische Hülfsmittel und Gründe sprachen, und für welche zum Theil schon *Morus* in den Noten entschieden hatte, wie billig, jetzt in den Text aufgenommen, und Zusätze, gegen welche jene Hülfsmittel und Gründe sich erklärten, herzhaft aus dem Texte weggewiesen worden. Wir haben auf diese Weise einen wirklich *emendirten* Text erhalten. Auch ist der Text mit grofser Sorgfalt abgedruckt und mit noch gröfserer durchgesehn worden, so dafs ausser den wenigen hinten angezeigten Druckfehlern dem Rec. weiter keine aufgestofsen sind. — Die Noten der *Morus'schen* Ausgabe sind hier mit Recht alle und vollständig wieder abgedruckt worden. Zu diesen sind die des jetzigen Herausg. gekommen, welche der Anzahl und noch mehr dem Inhalte nach sehr bedeutend sind. Sie sind zum Theil kritischen Inhalts. Wir erhalten in ihnen die wichtigsten Lesarten der *Codd.*, welche die gröfsere *Oudendorpische* Ausgabe enthält, eine reiche Nachlese aus den Arbeiten der ältern Kritiker, die kritischen Vorschläge von *Turin* und *Bentley*, auch die Bemerkungen von *J. C. H. (arenberg)* — welche aber sehr selten einige dankenswerthe Ausbeute geben — und einiger neuerer Gelehrten. Dieses alles ist sehr weise und zweckmäfsig benutzt worden, um die aufgenommenen Veränderungen in dem Text zu bestätigen, auch hie und da die Vulgata zu vertheidigen, die Geschichte der Lesarten nachzuweisen. Ausser diesem allen enthalten sie auch die eigenen kritischen Entscheidungsgründe des Herausgebers. Ein grofser Theil der hinzugekommenen Noten ist ferner *historischen. antiquarischen* und *geographischen* Inhalts. Sie finden sich, wie es zu erwarten ist, hauptsächlich in den Büchern über den *gallischen Krieg*. Hier standen dem Herausg. seine ausgebreiteten Kenntnisse in diesen Fächern zu Gebot, und er konnte auch die Arbeiten mehrerer französischer Gelehrten, welche zum Theil neuer sind als die vorige Ausgabe, theils dem vorigen Herausg. unbekannt geblieben waren, benutzen. Es ist besonders von dieser Seite diese Ausgabe höchst schätzbar. Aber es fehlt auch nicht an *grammatischen* und *exegetischen* Bemerkungen des neuen Herausg., und auch diese sind gelehrt, treffend und zweckmäfsig. — Doch kann sich Rec. nicht enthalten einige Stellen zu bemerken, wo ihm noch etwas übrig gelassen scheint. In der Stelle *d. b. G.* IV. 14. *Quorum qui celeriter arma capere potuerunt — — commiserunt, at reliqua multitudo puerorum mulierumque* etc. — scheinen dem Rec. die Gegensätze nichts weniger als richtig; er vermuthet *ut reliqui at multitudo*

tudo etc. — Ferner ſteht *d. bello Gall.* V. 29. auch jetzt noch die gewiſs falſche Interpunction, nach *conveniſſent* nämlich ein Colon, nach *acceptum* aber ein Comma, da man gerade umgekehrt hätte abtheilen ſollen. Denn beide Sätze *quum majores — conveniſſent, quum - acceptum* gehören zu *ſero facturos:* Hingegen *brevem conſulendi eſſe occaſionem*, iſt ein Satz für ſich. Auch *b. G.* VI. 24. muſs durch eine andere Interpunction für den Zuſammenhang und die Deutlichkeit dieſes Kapitels geſorgt werden. Rec. würde vor *itaque* das Zeichen der Parentheſe ſetzen und dieſe bey *largitur* ſchlieſsen. In dieſer Parentheſe würde er rathen nach *conſederunt* ein Colon zu ſetzen, nach *opinionem* ein Punctum; und ferner leſen *Nunc hi quoque* — Auf alle Fälle gehört dieſe ganze Stelle *Itaque — largitur* zu denjenigen, die wir als Noten anzuſehn haben, die wir *unter* den Text ſetzen, die Alten aber *in* den Text aufnahmen; und ſo daſs der erſte und letzte Periode dieſes Kapitels von dem Leſer müſſen als genau zuſammengehörend verbunden werden. — Nicht ganz accurat iſt *d. b. G.* VI. 27. das Comma nach *figura* weggefallen, und doch die Anmerkung und Erklärung des ſeligen *Morus* ohne Gegenerinnerung ſtehn geblieben; allein *capreis* iſt in eben dieſer Stelle mit allem Rechte aufgenommen worden. Die Stelle *d. b. Civ.* I. 81. *caſtra caſtris convertunt* hat doch noch nicht alle nöthige Hülfe erhalten. Denn auch die *Bentleyiſche* Conjectur *continuant* iſt noch nicht befriedigend; ſchon weit mehr die von *Guiſchard*, *conferunt*, die Hr. *Oberlin* S. 827. nachträgt. Rec. möchte lieber das *convertunt* erklären: „Ungeachtet der Nachtheile, die ein Lager hier hatte (und welche ſie alſo hätten beſtimmen ſollen, ſich hier nicht zu lagern), ſchreiten ſie doch mit den Verſchanzungen des Lagers die ganze Nacht über vor, und wenden ihr Lager dem des Caeſars zu, d. i. ſie dehnen ihr Lager, und zwar die Fronte ihres Lagers, der Linie des Caeſariſchen gegenüber, aus, und alſo ganz nach dieſem zu." Davon war nun die Folge *quanto opere proceſſerant et caſtra protulerant, tanto aberant ab aqua longius;* aber auch was Kap. 82. folgt — *non amplius pedum duobus millibus ab caſtris caſtra diſtabant.* Die gewöhnliche Erklärung *commutant, permutant* thut dem Rec. durchaus nicht Genüge. Noch ſieht Rec. auch die Stelle *d. b. Civ.* III. 25. *durusque — — — expectabant* ohne neue Hülfe, deren ſie doch nach unſerer Meinung noch bedarf. Die Erklärung, die *Morus* davon gegeben, iſt hart. Nein, nicht nur die Syntax, ſondern auch die Sache erfordert, daſs das Ganze auf die Pompejaner gezogen werde; dieſe erwarteten, daſs es mit jedem Tage ſchwerer werden würde für die Caeſarianer, die Armee überzuſetzen, indem die Winterſtürme nun anfingen ſich zu legen, ſie ſelbſt alſo mit ihren überlegenen Flotten See halten und die Ueberfahrt der Caeſarianer deſto leichter und ſicherer hindern konnten. — Nach gleichen kritiſchen Grundſätzen, wie die Caeſariſchen Schriften, ſind auch die Bücher *de bello Alex. Afric.* (beide werden hier dem *Hirtius* in der Ueberſchrift beygelegt) und *Hiſpan.* Die Erläuterungen ſind ſparſamer. Dann folgt als neu hinzugekommen eine reiche Sammlung der *Fragmente* Cäſars, auch *dicta Caeſaris* und zuletzt auch Urtheile ſeines und des nächſten Zeitalters über ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werth. Da die Ausgabe bey der jetzigen Bearbeitung allerdings in mehrerer Hinſicht einen weitern Umfang gewonnen hat: ſo iſt es ſehr zu billigen, daſs wir auch dieſes alles hier finden. In der angehängten *Mantiſſa* (S. 813 — 830.) werden ſehr ſchätzbare Anmerkungen und Erläuterungen jeder Art und eigene ſowohl des Herausg. als ſolche von andern Gelehrten nachgetragen. Jedes der vier Regiſter der vorigen Ausgabe hat Zuſätze und Beſtimmungen erhalten, welche an Gehalt, aber auch an Zahl, als ſehr bedeutend angeſehn werden müſſen. Einzelne ſolcher Zuſätze anzuführen würde leicht ſeyn, aber unnöthig.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

PARIS, in d. kaiſ. Druckerey: *Oratio dominica CL linguis verſa, et propriis cujusque linguae characteribus plerumque expreſſa.* Edente *J. J. Marcel*, Typographeii imperialis adminiſtro generali. Anno Repar. Sal. 1805. Imperiique Napoleonis primo. 326 S. gr. 4.

Seitdem *Conr. Gesner*, *Cl. Duret* und ſogar *Leibnitz* bey ihren Sprachvergleichungen in Ermangelung beſſer gewählter Proben die Vaterunſer dazu gebrauchten, iſt es gleichſam herrſchende Sitte geworden in dieſer Abſicht ganze Sammlungen davon zu machen. *Megiſer*, *Mauer*, *Reuter*, *Müller* u. a. brachten bis hundert zuſammen, *Chamberlayn* 152, ein unwiſſender Buchmacher *Fritz* in dem orientaliſch- und occidentaliſchen Sprachmeiſter, vorzüglich mit Vorſchub des Miſſionar *B. Schulz* über 200, und endlich neuerlich der ſpaniſche Jeſuiten-Miſſionar Abt *Lor. Hervas* gar über 300. Alle dieſe Sammlungen aber können gleichwohl mit dieſer in Gegenwart des Papſtes ihm zu Ehren mit den von Rom gebrachten Lettern ſo ſchön und prächtig gedruckten Ausgabe nicht verglichen werden. Jedes Vaterunſer iſt auf einem eigenen Blatt ſchönes Velinpapier, meiſtens nur auf der Vorderſeite, manche aber auch auf mehreren mit ſchönen, meiſtens groſsen Buchſtaben in einer zierlichen rothen Einfaſſung geſetzt, und in dieſer Abſicht verdient Hr. *M.* als Buchdrucker und Herausgeber alles Lob. Da er ſich aber in der Zuſchrift zugleich als Mitglied der *ſocietas academica*, des *Athenaei artium* und *Muſaei (Muſei) Aegyptiaci*, ankündiget; ſo hätte man auch wohl in Abſicht des Innern mehr zweckmäſsige Sorgfalt für Vollſtändigkeit und beſonders für genauere Kunſtrichtigkeit erwarten ſollen.

Die Ordnung iſt nach den Welttheilen und Ländern mit weniger Rückſicht auf die Sprachſtämme eingerichtet, und überhaupt oft verwirrt und willkürlich genug; daher einzelne Bemerkungen am ſchicklichſten in eben der Folge zu machen ſind. Das Hebräiſche und Chaldäiſche hat gar keine Punkte, das

alte

alte Arabiſche nach *Erpen* eine ſchöne groſse Schrift mit Vocalen, das gemeine nach einer Handſchrift, aber eine kleine. Das Javaniſche iſt mit perſiſchen Buchſtaben gedruckt, da es doch ganz eigenthümliche hat. Das Mantſchuiſche iſt nach Langlés berichtiget und mit *Didotiſchen* Lettern gedruckt. Das Koreaniſche nach demſelben iſt dieſer Sammlung eigenthümlich. Hingegen fehlt das Formoſaniſche nach einem in Amſterdam 1662. gedruckten *Formulier des Chriſtendoms* gänzlich. Bey dem Chineſiſchen nach *Hager* wird bemerkt, es ſey *primum ſpecimen textus mobilibus typis editum;* es ſind ja aber, ohne die neuerlichen Verſuche von *Breitkopf* ſogar mit aus einzelnen Strichen zuſammengeſetzten Charakteren, und *Klaproth*, zu rechnen, auch ſchon *Menzel's Lexicon latino-ſinicum.* Nürnberg, 685. 4. und *Fourmonts Grammatica* Paris, 742. Fol. ſo gedruckt. Auch iſt die dabey hinzu gefügte Anzeige der Ausſprache durch fünf Muſiktöne gar nicht paſſend, weil die von den Miſſionarien angenommenen Tonzeichen eben ſo wie in andern Sprachen, Kürze und Länge, Weichheit und Härte, Naſenlaute, Hauche u. ſ. w., keinesweges aber muſikaliſche Höhe und Tiefe anzeigen und das vermeinte Singen der Chineſen im Grunde nichts weiter iſt, als pathetiſche Ausſprache nach ihrer Volksſitte. Das Georgiſche iſt nur lateiniſch gedruckt, und es müſſen alſo die Buchſtaben, womit bey der Propaganda ſchon, 629. ein *Alphabetum Ibericum* mit dem Vaterunſer, Glauben, Geboten, Litaney u. ſ. w. in 8. und *Paolini Dittionario Georgiano e Italiano* in 4. auch, 643. *Maggio's* Sprachlehre in Fol. gedruckt ſind, verloren gegangen, oder doch nicht mit nach Paris gebracht ſeyn. Eigentlich aber iſt auch das alles nur die gemeine weltliche Schrift, und die ſehr abweichende, mehr kritzliche, geradlinige und eckige Kirchenſchrift nur erſt aus dem, von den geflüchteten Zaren in Ruſsland veranſtalteten, Abdruck der Bibel u. a. gottesdienſtlichen Bücher bekannt. Die Sprache der *Tartarorum Crimorum*, wie es hier heiſst, iſt ganz ſonderbar zwiſchen die Perſiſche und Malaiſche geſtellt, da ſie doch überhaupt gar nicht zu den Aſiatiſchen gehört, ſondern am ſchicklichſten bey der Türkiſchen ihren Platz gefunden hätte.

Von den Griechiſchen iſt das alte mit lauter Verſalbuchſtaben gedruckt, das neue mit groſser, eins in Verſen mit ſehr kleiner Currentſchrift und ein ganz ungereimt aus allen abweichenden Mundarten zuſammengeflicktes mit einer Menge Abkürzungen. Das Portugieſiſche iſt aus einer chriſtlichen Lehre der Trankebariſchen Miſſionarien hergenommen, und daher fehlerhaft nach der dortigen Creolenmundart. Unter den Franzöſiſchen iſt ein altes aus dem 13ten Jahrhundert und zwey in den Mundarten der Provençe und Rouergue's dieſer Sammlung eigenthümlich und ſchätzbar; weniger bedeutend aber eins in Verſen. Das Deutſche zeigt Mangel der genauen Kenntniſs, da erſt *gib* und dann *vergieb*, *kome* und *Himmel* gedruckt iſt, eben ſo das Isländiſche mit *uor* für *vor*, unſer. Bey dem Slawiſchen fehlt die alte Glagoliſche Schrift, womit ſonſt in Krain und noch neuerlich in Rom gedruckt ward. Das Polniſche und Böhmiſche hat nur lateiniſche Buchſtaben ohne die nöthigen Punkte u. a. Zeichen, wie bey *Fritz*, und das ſogenannte Wlachiſche nach *Raland* iſt vielmehr Slawiſch; auch prangt ſogar nach demſelben ein Novazembliſches, verderbt Ruſſiſches, das vermuthlich die Ruſſen beten, wenn ſie dort überwintern. Unter den ſeltſam zuletzt folgenden Italiäniſchen Mundarten iſt ein ſogenanntes Griechiſch-Sicilianiſches und Calabriſches, beide in der That Arnautiſche Mundarten.

Unter die Afrikaniſchen iſt nach dem Arabiſchen aus der Barbarey das Malteſiſche geſtellt! Das Angolaniſche iſt eigenthümlich aus einer in Portugal gedruckten chriſtlichen Lehre und alſo beſſer als das *Fritziſche* nach *d'Avity*.

Unter den Amerikaniſchen iſt ein Canadiſches, nach der Mundart im Gebirge (ſehr unbeſtimmt in Abſicht des Volkes) *ex Maſſeo*, wie es heiſst, und ein Illineſiſches aus einer Handſchrift ſchätzbar; hingegen fehlt das Chileſiſche nach *Haveſtadt* und Creoliſche aus den Däniſchen Zuckerinſeln nach dem gedruckten neuen Teſtament, ſo wie auch von *Herons* nur acht aufgenommen ſind, da er über 40 neue geliefert hat. Im Ganzen wird alſo die Sammlung bey aller Koſtbarkeit unterrichteten Kennern und Liebhabern wenig Genüge leiſten, und ſie werden vielmehr gern noch einige Zeit auf die von Hn. Hofrath *Adelung* in Dresden mit deutſchem Fleiſs angefangene warten, die ſich durch möglichſte Vollſtändigkeit und ſprachkundige Anmerkungen gewiſs rühmlich auszeichnen wird, wie ſchon der erſte abgedruckte, und nur an Freunde mitgetheilte, Bogen in Abſicht des Baſkiſchen beweiſet.

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Dujardin Sailly: *Liſte alphabétique des Auteurs morts jusqu' en* 1805. 131 S. 8. (20 gr.)

Dieſe von Hn. *Dujardin Sailly* zuerſt als Beylage zu ſeinem *Journal typograph. et bibliogr.* bogenweiſe, nachher aber als ein beſonderes Werkchen ausgegebene Liſte der ſeit 1700. verſtorbenen franzöſiſchen Autoren (weiter hinauf reicht es nicht) iſt allenfalls für den erſten Anlauf brauchbar, wenn man in der Geſchwindigkeit, im Allgemeinen, wiſſen will, ob ein franzöſiſcher Autor noch lebt, oder in welchem Jahre er geboren ward oder ſtarb, und durch welche Hauptſchriften oder welche Art von Schriften er ſich bekannt machte. Mehr aber darf man nicht erwarten. Die Notizen ſind nur ſehr kurz und dabey oft ungleich, ſo daſs man in einigen Artikeln den Todestag findet, in andern, wo er eben ſo leicht anzugeben war, und, in Rückſicht auf die Wichtigkeit des Autors, wohl noch eher angeführt zu werden verdiente, nicht; in einigen iſt das Todesjahr entweder irrig oder gar nicht angegeben; in noch andern fehlt zuweilen gerade die Hauptſchrift des Vfs., die ſeinen

Ruhm

Ruhm gründete; und mehrere Artikel ſtehen hier ganz mit Unrecht. Wir heben nur einige Beyſpiele von bekannten Schriftſtellern aus, zugleich mit einigen Artikeln zur Probe. Unſerm Vf. zufolge wurde *Jean Debry* bey Raſtadt ermordet, ungeachtet er bekanntlich der einzige der drey Geſandten war, der ſein Leben rettete; der hier als Selbſtmörder angegebene *Romme* war der Conventsdeputirte; der Mathematiker, der ſtatt ſeiner hier ſtehen ſollte, ſtarb erſt vor kurzem; der verſtorbene Dichter *Segur* iſt hier, dem Vornamen nach, mit einem ſeiner noch lebenden Neffen verwechſelt. — *Paradis Raymondis*, deſſen Andenken *La Lande* in einer Lobſchrift feyerte, ſtarb nicht 1792, ſondern erſt 1800. *Souverain*, der berühmte Vf. des Werks über den Platonismus der Kirchenväter, ſoll erſt gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts geſtorben ſeyn; wahrſcheinlich iſt jedoch dieſe wie ſo manche andere Angabe von Zahlen, ein Druckfehler. — Vermiſst werden die Todesjahre unter andern bey den Dichtern *Pezay*, *St. Lambert*, *Senécé*; ferner bey *H. B. Sauſſure* u. a. — Von dem doch wohl ungleich mehr noch durch ſeine ſtaatswirthſchaftlichen als durch ſeine mediciniſchen Schriften berühmten *Quesnay* heiſst es bloſs: *Quesnay (François) célèbre Médecin; né an 1694. mourut en 1774. Ecrivit ſur la ſcience qu'il profeſſoit;* und von dem berühmten *P. Quesnel*: *Oratorien - connu par des ouvr. de piété et ſes Réflexions morales.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Römiſche Literatur. *Kiel*, gedr. b. Mohr: *Commentatio prima in D. Jun. Juvenalis Satiras.* Scripſit *Car. Frid. Heinrich*, D. et Prof. P. O. 46 S. 4. — Der Vf. dieſes inhaltreichen Programms eröffnet daſſelbe mit dem Satze, daſs ohne Kritik und Hermeneutik keine Philologie und kein Studium der alten Literatur, wie ſie ſeyn ſollen, gedacht werden könne. Ohne ſie iſt keine gelehrte Behandlung irgend einer Wiſſenſchaft möglich. Dieſs ſowohl als die Schätzung, welche *Juvenalis* durch die von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorleſungen des eleganten Juriſten, Prof. *Andr. Wilh. Cramers*, über deſſelben Satiren in Kiel genieſst, veranlaſst den Vf. ſeine Bemerkungen über dieſen Schriftſteller in Programmen, welche er Namens der Univerſität zu ſchreiben hat, mitzutheilen. Da bekanntlich die Satire den Römern ganz eigenthümlich und den Griechen ganz unbekannt war: ſo iſt es befremdlich, daſs Lucilius, der Urheber der Satire, dieſer Nachahmer der alten griechiſchen Comödie, nicht lieber Comödien geſchrieben hat. Der Neuheit wegen geſchah es ſchwerlich. Neu war ja den Römern in der Kindheit ihrer damaligen Literatur alles Literariſche, und Verſtöſse gegen die Vornehmen und Mächtigen ſcheuete Lucilius gewiſs auch in den Satiren nicht. Ohne dieſen Zweifel zu heben, und zu zeigen, wie es kam, daſs man in Rom dieſe Ungeſtraftheit der Athenienſer in der alten Comödie nicht geſtatte, ſondern dergleichen Gegenſtände zu Privatrecitationen beſtimmte, zeigt er, daſs *Juvenal* es eben ſo gemacht, und ſich einen groſsen Ruf verſchafft habe, der auch noch nach ſeinem Tode lange fortdauerte. Vergl. *Ammian. Marc.* 28, 4; doch dieſs verdient noch eben ſo wohl eine genauere Unterſuchung, als verſchiedenes andre, was bey Macrobius, S. Hieronymus, Apollinaris Sidonius u. a. ihn betreffend zu finden iſt von dem, der zu ſuchen und zu finden weiſs, und wovon Caſaub. *ad Sueton. Domit.* c. 4. ein ſchönes Beyſpiel giebt. Noch zu Sidonii Zeit wurden die Codices ſehr genau abgeſchrieben. Deſto nachläſſiger behandelte man die Alten nachher, folglich auch den *Juvenal*; daher die Menge ſchlechter Handſchriften kurz vor der Erfindung des Bücherdruckens. *Juvenal* hatte das Unglück, bisher keinen Herausgeber zu finden, der hinreichend Kritiker und Literator zugleich geweſen wäre; daher ſind die Subſidien zur Feſtſetzung des Textes und einer richtigen Recenſion deſſelben noch gar nicht gewürdigt und beurtheilt, welches doch vor allen Dingen zuerſt geſchehen muſste, da überall von einer ſo groſsen Menge Handſchriften geſprochen wird. Wie unkritiſch iſt es nicht, aus ganz unbekannten Handſchriften Lesarten anzuführen, einen Codex ſo zu citiren, als wären es mehrere, weil er von mehrern Gelehrten, die ihn nach einander beſaſsen, ausgezogen ward u. dgl. Gleichwohl verſpricht der neueſte Herausgeber dieſe Satiren herauszugeben „*ad optimorum exemplarium fidem recenſitas.*" Ganz nach dem Geiſte des jetzigen Zeitalters, denn die ganze Ausgabe zeugt von keiner ſonderlichen Urtheilskraft, und enthält herzlich wenig brauchbares. Was hilft das Preiſen der Handſchriften, wenn ſie keinen Nutzen für Berichtigung des Textes geben? Kam es auf die Menge derſelben an, ſo hätten ſtatt der 40 leicht 100 aufgetrieben werden können. Sehr viele giebt Hr. Dir. *Gurlitt* in einem Kloſterbergiſchen Programm vom J. 1801. an, ſechs beſitzt die Rhedingerſche Bibliothek in Breſslau, 27 die Nationalbibliothek zu Paris, und ſechs däniſche hat der Vf. ſelbſt benutzt. Wie nützlich jedoch ſolche Vergleichungen noch ſind, hat der Vf. vortrefflich gezeigt. Noch geringer iſt der Vortheil, den ein kritiſcher Scharfſinn dem *Juvenal* geleiſtet hat, ſelbſt in der neueſten Ausgabe, wo ein beſtändiges Tappen, Schwanken und Fehlgreifen ſich drängt. Bey dieſer Gelegenheit werden *R. Aug. Heinecken's Animadv. in Juvenalis Satiras ſ. Cenſura editionum Rupertianarum*, Hal. Sax. 1804. angeführt, welche zwar, nach des Vfs. Urtheile, verſchiedenes Gute, aber mit einem anmaſsenden Stolze enthält, der einem Anfänger übel anſteht. Am rühmlichſten zeichnet ſich *Jacobs* in der Kritik beym *Juvenal* aus. Endlich hat *Juvenal* noch keinen Herausg. gefunden, der die in ſeinen Satiren liegenden Sachen gehörig entwickelt hätte. Nicht einmal Lucian iſt von den Erklärern des *Juvenals* recht gebraucht worden. Sehr geiſtreich und gelehrt ſind dann die Bemerkungen ſelbſt, welche der Vf. über die *erſte* Satire beybringt, und wovon wir nur einiges ausheben dürfen. 1—18.: über das Recitiren der Tragödien, welches in Athen nie geſchah: denn bey Plut. *in X. Oratt. Vit.* T. IV. p. 377. ed. Wyttenb. (XII. p. 252. Tubing.) heiſst παρανεγινώσκειν τοῖς ὑποκριταῖς, nachleſen, indem die Acteurs recitiren. Zu Rom geſchah es, beſonders unter den Kaiſern. *Frontonis platani:* wo über den Platanus, berühmt durch Plato's Phädrus, und Fronto ſchöne Bemerkungen vorkommen. Athenae. V. p. 192. e. lieſet er Θησεαδαι πλατάνῳ λασίῃ ὑπο, wie ſchon Mitſcherlich *ad Horat.* T. I. p. 456. billigte, der eilende Schweighäuſer aber überſah. 40. *Maculonus*, ſonſt *Maculonis*, verbeſſert der Vf. ſehr gefällig in *maculoſas*, voll Spinngewebe. 15. *manum ferulae ſubducere*, von einem der noch Schüler iſt: vergl. Wernsdorf. *P. M. L.* T. VI. P. I. p. 36. v. 36. lieſet er: *ut a trepida Thymele ſubmiſſa Latino:* denn die Rede iſt von der *mima Thymele* und dem *mimus Latinus*, die einen eiferſüchtigen Ehemann zum Beſten haben und verſöhnen. Vortrefflich iſt die Erläuterung der Verſe 55—57. 154—157. 165—170., die wir nur anzeigen, weil ihre auch kurze Darſtellung unſerm Raume zuwider iſt. Der ſchöne Stil, die humane Denkart, das feine Gefühl und die groſse wohlbenutzte Beleſenheit empfehlen den Vf., zu deſſen Beſitze wir Kiel Glück wünſchen, und die Abhandlung, welche kein Humaniſt ungeleſen laſſen wird, und wovon wir nur einige Proben haben anführen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. April 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Traduction d'un fragment du XVIII. Livre de Polybe trouvé dans le monastère Ste Laure au Mont Athos.* 1805. 80 S. 8.

Die Abſicht dieſes erdichteten (angeblich auf dem Berge Athos gefundenen) Fragments geht dahin, zu beweiſen, daſs ſich ein weiſer und mächtiger Monarch unſrer Zeit, anſtatt bey dem Syſtem einer bewaffneten Neutralität zu beharren, lieber an eine Coalition gegen einen durch ſeine Uebermacht, und das groſse Genie, das Glück, und die Unternehmungen ſeines jetzigen Beherrſchers ganz Europa (wie manche glauben) bedrohenden Staat hätte anſchlieſsen ſollen.

Es wird alſo angenommen, daſs Philippus (der Dritte), König von Macedonien, nach der Schlacht bey Cynoscephalae, welche ihm einen ſehr nachtheiligen Frieden mit den Römern abzwang, Geſandte an den König von Syrien, Antiochus den Groſsen, abgeſchickt, um ihn zu einem Bündniſſe gegen Rom zu vermögen. Antiochus habe ſeinen Staatsrath berufen, habe zuerſt den Hannibal um ſeine Meinung befragt, darauf habe des Königs Kabinetsrath Polycrates das Wort genommen, und zuletzt ſey gegen dieſen Calliſthenes, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, aufgetreten. Dieſe drey Reden alſo machen, bis auf eine kleine Einleitung, den Inhalt dieſes angeblichen Fragments aus.

Hannibal bekennt gleich anfänglich, daſs er noch nicht gewuſst habe, Antiochus ſey mächtig genug, um zwiſchen Krieg und Frieden zu wählen. Friede für einen Staat ſey die Gewiſsheit, jede Gefahr von ihm entfernt zu haben; die Gewiſsheit, daſs er in ſeiner innern oder relativen Stärke, d. i. ſeinen Verbindungen das Mittel gefunden habe, ſeinen Feind zu zwingen, ihm den Frieden zu laſſen. Er beſchreibt nun den Staat des Antiochus als einen Staat, deſſen Theile nur durch den Geiſt zuſammengehalten werden könnten, durch welchen ſie vereinigt worden. „Nur ein Band vereinigt die Theile dieſes groſsen Reichs, die Kriegsmacht und der Ruhm, der es umgiebt. Man zerreiſse dieſes Band, und ſogleich müſſen gefährliche Erinnerungen und *grauſame* (?) Vergleichungen eintreten. Der Thron des Antiochus kann nur durch das Genie derjenigen, die ihn errichtet haben, beſtehen; iſt dieſer Geiſt erloſchen, ſo iſt das Reich aufgelöſet." Er ſchildert darauf mit feuriger Beredtſamkeit die Eroberungsſucht und die argliſtige Politik der Römer. Er wirft dem Antiochus vor, Karthago in ſeinem Kampfe gegen Rom nicht unterſtützt zu haben, weil ſeine Miniſter ihm zur Neutralität gerathen, ihm gerathen hätten, mit Schlauheit den Erfolg dieſes Kampfes abzuwarten, und von dem Sieger für dieſe ruhige Zurückgezogenheit Belohnungen zu erwarten. Er ſchildert endlich das Benehmen der Römer, wie ſie einen Staat nach dem andern angegriffen, und über ihn durch die Schwäche der Fürſten, und die Schlechtigkeit, Verderbtheit, Dummheit und Verblendung ihrer Rathgeber triumphirt hätten. So ſey denn auch der Krieg mit Philipp ausgebrochen; dieſer Fürſt habe alles gethan, um Rom mit Karthago in Fehde zu verwickeln, ohne etwas zu ſeinem Beyſtande zu thun. Dafür habe er nun den Lohn erhalten. Er habe ſich zwar an den Antiochus gewendet, dieſer aber ſey neutral geblieben. So ſey denn Philipp bey Cynoscephalae überwunden, und unter dem Titel des Friedens dem Namen nach ein Schützling und Freund der Römer, in der That aber ihr Sklave geworden. Jetzt, da er von neuem ſich gegen Rom rüſten wolle, und Hülfe ſuche, müſſe man ſie ihm zugeſtehen; aller bisherige Zwiſt müſſe ſich in dem allgemeinen Haſs gegen Rom auflöſen. „Philipp fordert euren Beyſtand; bietet ihm alle Mittel an; bittet euch Hülfe vom Ptolemäus aus; ja geht zu den Parthern, und bittet den Arſaces um Beyſtand; hier findet ihr Eigenſchaften, *die ihr nicht mehr habt; Rechtlichkeit in Principien; Mäſsigung in der Macht; Feſtigkeit in Entſchlieſsungen; Muth im Unternehmen, und Schnelligkeit in der Ausführung.*" (Fürwahr, wenn der König den Hannibal bey einer ſolchen Impertinenz nicht hätte zur Thür hinauswerfen laſſen, ſo war er nicht unwürdig, ſie anzuhören, wenn auch es Hannibal's unwürdig war, ſie zu ſagen. Wie ganz anders ſpricht der wahre Hannibal? (*Liv.* 36, 7.)

Polykrates behauptet, nach einigen dem Genie und dem Ruhme Hannibals gemachten Complimenten, die Liebe zur allgemeinen Freyheit der Menſchen, die allgemeine Menſchenliebe müſſe ſtets der Liebe des Vaterlands und ſeiner Mitbürger untergeordnet werden. Es ſey der guten Politik gemäſs, Zweck und Nutzen der Unternehmungen zu prüfen, den Zweck mit den Mitteln, den Nutzen mit den Aufopferungen zu vergleichen. — Die Moral der Könige ſey eine andre als die der Privatperſonen. — Er räth alſo nicht bloſs, die Neutralität zu behaupten; er räth, den Philipp mit der bloſsen Hoffnung einer Allianz mit ihm hinzuhalten; und weil doch die Römer unverholen ankündigten, ſich zu Herrn der Welt machen zu wollen: ſo ſolle man einſtweilen dieſer Trunkenheit ſo viel als möglich nachgeben; dieſes Eroberungsfieber werde zu ſeiner Zeit ſchon eine ſolche

Schwäche nach ſich ziehen, daſs ſich Antiochus für die etwa gemachten Aufopferungen reichlich bezahlt machen könne. Einige Unterthanen, die den Römern nicht gefielen, aus ſeinen Staaten verweiſen; einige Verletzungen der Neutralität von Seiten der Römer geduldig ertragen; das ſeyen Kleinigkeiten, die gegen den gröſsern Gewinn nicht in Anſchlag kämen. Sogar wenn Rom verlange, daſs Antiochus gewiſſe ihm miſsfällige Miniſter entferne, müſſe man ihm zum Behuf der ehrenvollen Neutralität nachgeben. Durch ſolche Maſsregeln werde Syrien mit der Zeit das vollſtändigſte Uebergewicht ſelbſt über die Römer erhalten.

Die Rede des Calliſthenes ſtrömt vom feurigſten Unwillen gegen des Polykrates Vorſchläge über. Daſs Philipp einſt des Antiochus Feind war, berechtige nicht, gegen ihn immerwährenden Haſs zu faſſen. „Die Politik der Staaten kennt Eiferſucht, kennt Gegenſtände der Nacheiferung, Bewegungsgründe zur Furcht, aber ſie kennt den Haſs nicht. Dieſe Empfindung des Haſſes wirft ſie bloſs auf denjenigen, der die Exiſtenz des Staats bedroht, auf den, der ihn zu vernichten ſucht, und der die Elemente ſeiner eignen Exiſtenz aus der Herabwürdigung, dem Ruine oder der Vernichtung anderer Staaten zuſammenſetzt. Die Furcht vor ſeiner eignen Zerſtörung bringt den einzigen Haſs, den ſich die Politik erlaubt, zum Ausbruche, und da dieſer Haſs bald die herrſchende Empfindung aller andern wird: ſo löſcht ſie ſie alle aus, und ſo lange ſie dauert, (und ſie dauert ſo lange, als die Gefahr, aus der ſie entſprang) lenkt ſie alle Empfindungen, unterwirft ſich jedes Intereſſe, belebt alle Gedanken, und bewaffnet alle Arme auf einmal. So lange dieſer Haſs beſteht, kennt die Regierung keine andern Antriebe, als die ſeinigen; alles, was ihm dient, iſt mit ihm verbündet; alles, was ſich ihm widerſetzt, iſt ſein Feind. Die Regierung hat ein Recht, dieſen Grundſätzen zu folgen: denn obgleich der erſte Zweck jeder Staatsgeſellſchaft iſt, zu exiſtiren, ſo iſt das ſchrecklichſte Uebel für ſie doch nicht das Aufhören ſeiner Exiſtenz, ſondern die Unterwerfung unter den Willen eines andern. Wenn alſo in der Welt ein Volk auftritt, dem der Geiſt der Zerſtörung weſentlich einwohnet, welches alle Arten von Verbrechen wie aus einer reichhaltigen Mine zu Tage fördert, welches mit haſſenswürdigen Verbrechen belaſtet, und ſcheuſelig durch Mordthaten, ſich an ſeinen eignen Herden nicht halten kann, weil es ſie durch Gewiſſensbiſſe furchtbar findet, und dort durch Erinnerungen geſchreckt wird; wenn dieſes Volk verſchwenderiſch mit dem, was es beſitzt, und unerſättlich nach Raube, kein andres Glück als Genüſſe kennt, und keine Mittel, ſie ſich zu verſchaffen, als daſs es die Nachbarn plündert; wenn dieſes Volk, von der Rache der Götter getroffen, ſich unter einer Regierung krümmt, die wilder iſt, als das Volk, welches ſie unterjochen ſoll; und wenn es von Reue, Schande und Schrecken zerriſſen, gleichwohl eben ſo ſehr ſeine Tyrannen zittern macht, als es vor ihnen erzittert; wenn das einzige Sicherheitsmittel dieſer gräuelvollen Regierung, welche das gräuelvollſte Volk beherrſcht, dieſes iſt, das Volk immer hinauszujagen, um ſich vor ſeinen Angriffen im Innern zu wahren; um es zu hindern, an die Schande ſeiner Sklaverey zu denken; wenn ſich dieſe Regierung in die ſchreckliche Alternative geſetzt hat, entweder von dem Volke zermalmt zu werden, oder ihm immer neue Schlachtopfer zu liefern; wenn dieſe Regierung ihren Aufwand nicht anders beſtreiten kann, als durch Ausſaugung der Unterthanen, oder durch Plünderung der Nachbarn; und wenn die Furcht vor einheimiſchen Dolchen es zwingt, die Heere fremder Länder zum Streit heraus zu fordern: dann erhebt ſich der Haſs in der Mitte der verwüſteten Welt. Er allein (?) ſitzt dann im Rathe der Fürſten, er allein erſcheint in der Mitte der Armeen, er allein ruht am häuslichen Herde, und er allein erhebt ſich in den Tempeln mit dem Weihrauche, der von den Altären zum Himmel hinaufdampft. Seine unermüdliche Stärke vernichtet alles auſser ihm ſelbſt, ſchafft alles, was ihn unterhalten oder ihm dienen kann; er kennt in der Welt nur einen Feind, denjenigen, den ſeine Verbrechen gezwungen haben, Feind des Menſchengeſchlechts zu werden. Ihn ſtürzen, ihn in ſeine Schranken zurück zu führen, oder ihn durch eine Regierungsveränderung zur Verträglichkeit zu bringen, das iſt der Zweck, den er ſich vorſetzt." Dieſer Haſs ſey alſo nicht gegen Macedonien, ſondern gegen die Römer zu richten, deren Eroberungsſucht und weltſtürmende Politik mit den brennendſten Farben geſchildert wird. Zuletzt ergieſst ſich Calliſthenes in den lebhafteſten Abſcheu gegen den Satz, daſs Könige eine andere Moral haben ſollen, als andere Menſchen, und ſchlieſst mit einer affectvollen Apoſtrophe an den *Seleucus Nicator*, den groſsen Vorfahren des Königs.

Betrachten wir nun dieſe Schrift in Anſehung ihrer Compoſition, ſo gereicht es ihr nicht zum Vortheil, daſs ſie ſich als ein Fragment aus der Geſchichte des Polybius ankündigt. Nicht zu gedenken, daſs Reden, in denen ſolche üppige Wortfülle und ein ſo feuriges Pathos ausſtrömt, keineswegs im Geſchmacke des Polybius ſind, der überhaupt ſehr ſelten Reden anbringt: ſo fehlt es in dieſem Fragmente nicht an Stellen, die der Geſchichte, und inſonderheit der Geſchichte des Polybius, geradezu widerſprechen. Es war keineswegs dem Philippus nach der Schlacht bey Cynoscephalae eingefallen, beym Antiochus Hülfe gegen die Römer zu ſuchen; er ſtand vielmehr ſelbſt den Römern im Kriege gegen dieſen bey. (*Polyb.* Exc. leg. T. II. p. 554. ed. *Erneſt.*) Mehrere Stellen klingen ſo, als ob der Vf. des Fragments Carthago ſchon für zerſtört gehalten hätte, zur Zeit, als ſich Hannibal beym Antiochus aufhielt. Wir nehmen aber die Redensarten: *Carthage n'était plus — Hannibal ſurvivant à Carthage*, lieber für Hyperbeln, weil der Anachronismus zu arg wäre; aber ſicherlich hätte der bedächtige Polybius ſich ſolche Hyperbeln nicht erlaubt. — Wenn es von Arſaces heiſst S. 73.: *Arſace vous offre ſes invincibles legions*, ſo hatte der

der Vf. vergeſſen, dafs Antiochus dieſen Arſaces mit ſeinen *unüberwindlichen* Legionen ſchon vor dieſer Zeit nachdrücklich beſiegt hatte. (*Polyb.* fr. Hiſt. X. T. II. p. 240 ſqq. ed. *Erneſt.*)

Der Vf. hätte weit beſſer zu ſeinem Zwecke kommen können, wenn er zuerſt einen Aetolier hätte auftreten laſſen, der den Philippus wieder gegen die Römer aufzuhetzen verſprochen, oder gar, wie Dicaearchus beym Livius 35, 12., *libero mendacio* behauptet hätte *paratum ad rebellandum eſſe.* Dieſem hätte Hannibal beyſtimmen, und, wie er wirklich gethan hat (Liv. 34, 60.), dem Antiochus rathen können: *ut in Italia bellum gereretur — ſi nihil ibi moveatur liceatque populo Romano viribus et copiis Italiae extra Italiam bellum gerere, neque regem, neque gentem ullam parem Romanis eſſe.* Nun hätte einer von des Antiochus Miniſtern die Gründe für die Neutralität, ein andrer, wie der Acarnanier Alexander Liv. 35, 18., die Gründe für den Krieg entwickeln können: ſo hätte es keiner ſolchen häſslichen Carricatur, wie der Vf. hier im Polykrates aufſtellte, bedurft, und ſein Calliſthenes hätte ſich viel von ſeinem zornmüthigen Eifer erſparen, und dafür hie und da mehr Beſonnenheit zeigen können.

Wäre nun der Vf. der Geſchichte getreu geblieben (wie es durchaus nothwendig war, ſobald er ſeinen Aufſatz durch den Titel: *ein Fragment des Polybius*, maskiren wollte): ſo hätte er auch einen andern Fehler vermieden, der dem unparteyiſchen Leſer unangenehm auffällt. Denn in dieſem Falle durfte man billiger Weiſe nur das aus der Geſchichte des Antiochus auf die Begebenheit unſrer Tage, die der Vf. ins Auge faſste, anwenden, was mit jener eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte. Jetzt geräth man in Verſuchung, zu glauben, der Vf. habe *alles*, was in ſeinem Fragmente von Hannibal und Calliſthenes über die Römer geſagt wird, auf Frankreich, und *alles*, was über den ſyriſchen Staat und ſeine Maſsregeln geſagt wird, auf das Kabinet jenes Monarchen, den er S. 80. deutlich genug bezeichnet, und dem er für ſeine Perſon Gerechtigkeit, Ehrliebe und unerſchöpfliche Güte beylegt, angewandt wiſſen wollen. Es ſpringt in die Augen, dafs beides eben ſo wenig mit der Wahrheitsliebe als mit der Delicateſſe eines politiſchen Schriftſtellers beſtehn könnte. Wenn in einem ſolchen Kabinette über Krieg und Frieden gerathſchlagt wird, ſo können die Meinungen getheilt ſeyn, aber es kann keine Stimme darin geben, die wie des Vfs. Polykrates ſpräche; und wie dann auch die Entſcheidung des Monarchen ausfällt, wird ſich keiner der Rathgeber etwas vorzuwerfen haben, und nur elenden Folliculaires und Bülletinſchreibern kann es einfallen, die Vertheidiger der Meinung, die nicht durchging, in den Verdacht niedriger Triebfedern bringen zu wollen.

Am Ende der Rede des Calliſthenes ſteht folgendes:

Tel fut le diſcours de Calliſthenes; le Roi ſe leva auſſitôt, paraiſſant très-ému; il entra dans ſes appartemens; mais Polycrates ſeul le ſuivit, et. . . . .

Nach der Abſicht des Vfs. ſollen wir dieſe Lücke ſo ergänzen: *und der König blieb bey ſeiner Neutralität.* Wir wiſſen aber aus dem Livius 35, 19., dafs er *nicht* dabey blieb, ſondern mit dem Entſchluſſe, Krieg zu führen, aus dem Staatsrathe ging. *Ex conſilio ita diſceſſum eſt, ut bellum gereretur.* Daher könnte man aus Montesquieu (*Grandeur et décadence des Romains* Chap. VI.) die Stelle ſo ergänzen:

et le Roi entreprit la guerre contre les Romains, mais il fut battu, et ſ'enfuit en Aſie plus effrayé que vaincu. Les Romains ſ'y ſuivirent, il fut vaincu encore; et dans ſa conſternation il conſentit au traité le plus infame, qu'un grand Prince ait jamais fait.

Freylich paſst dieſe Ergänzung nicht zu der Abſicht der im Fragment gelaſsnen Lücke, aber mit der Geſchichte des Antiochus ſtimmt ſie buchſtäblich überein. Wie konnte es ſonach dem Vf. einfallen, gerade einen Fürſten, wie Antiochus, deſſen Unternehmung ſo kläglich ablief, mit einem Monarchen zu paralleliſiren, der den Krieg bey ſeinen Heeren und ſeinen Heerführern mit gröſster Zuverſicht führen kann; dennoch aber aus weiſer und väterlicher Fürſorge für ſeine Staaten den Frieden ſo lange vorzieht, als er mit der Ehre und Würde ſeiner Regierung und ſeiner Nation vereinbar iſt.

Vielleicht hätte der Vf. in dieſer Hinſicht es für ganz überflüſſig gehalten, ſein Fragment zu ſchreiben, wenn er folgende Stelle von Montesquieu a. a. O. erwogen hätte: *C'eſt une choſe commune de voir des princes, qui ſavent donner une bataille. Il y en a bien peu, qui ſachent faire une guerre; qui ſoient également capables de ſe ſervir de la fortune, et de l'attendre, et qui, avec cette diſpoſition d'eſprit qui donne de la méfiance, avant que d'entreprendre, aient celle de ne craindre plus rien après avoir entrepris.*

Wenn es gleichwohl in einer am Schluſſe des Textes ſtehenden Anmerkung heiſst:

Ici finit ce qui nous reſte de ce precieux fragment de Polybe.

L'original eſt entre les mains du Comte d'Antraigues auteur de cette traduction;

ſo läſst ſich begreifen, wie ein übrigens geiſtvoller und wohldenkender Mann, wie der Hr. Graf, dieſes Fragment *ſo koſtbar* finden konnte. Er iſt nicht der erſte Ueberſetzer, den die auf ſein Original verwandte Bemühung zum Vortheile deſſelben beſtach.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Lehr- und Handbuch der Politik, mit Rückſicht auf die neuere praktiſche Staatsklugheit*, von Dr. *C. G. Röſſig*, des Conſiſtor. zu Leipzig Beyſitzer, Prof. des Nat. u. Völk. Rechts. 1805. VIII u. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. wollte durch dieſe Arbeit ein Lehrbuch liefern, welches das Syſtem in ſeiner Verbindung in *kurzen* Sätzen darſtellt, aber auch zugleich die Stelle eines *kurzen* Handbuchs vertritt, das die Sätze *in der Kürze* erläutert und ausführt, zugleich aber auch litera-

terarische Nachweisungen zum weiteren Nachlesen liefert. Im Ganzen hat er auch seinen Zweck ziemlich erreicht, obgleich sein Werk nicht zu den vollendeten gerechnet werden dürfte, indem theils manches unbestimmt und sowohl an sich als verhältnissmässig unvollständig abgehandelt ist, theils mehrere Urtheile bey weitem nicht den Grad der Reife haben, den man in einem Lehrbuch billig erwarten sollte, wie z. B. S. 135. §. 16., auch selbst der Ausdruck gewiss nicht mit der gehörigen Sorgfalt gewählt ist, wovon schon die aus der Vorrede abgeschriebene Bezeichnung der Behandlungsart eine auffallende Probe giebt. Der Begriff, den er von der Politik giebt, dass sie die Wissenschaft der Klugheitsregeln in Ansehung der Grundverfassung des Staats und bey der Ausübung der wesentlichen Majestätsrechte sey, müsste in Rücksicht auf den systematischen Zusammenhang mit andern Wissenschaften noch erheblichen Zweifeln unterworfen seyn, so wie daraus gleichfalls nicht erhellet, warum diejenigen nach des Vfs. Meinung irren, welche sie *Staatslehre* oder Staatswissenschaft nennen, welche alle philosophische Staatswissenschaften umfasse: dagegen leitet er aus jenem Begriff die Gegenstände der Wissenschaft vollständig genug ab, nämlich die Grundsätze in Absicht auf den höchsten Zweck des Staats; die klügliche Einrichtung eines Staats in Ansehung seiner Form überhaupt; die verschiedenen wesentlichen Majestätsrechte in Absicht ihrer klüglichen Ausübung; die aus dem obersten Aufsichtsrecht fliessenden allgemeinen Grundsätze über die Verhältnisse der Polizey- und Staatswirthschaft und der Finanzwissenschaft; des Staatsinteresse im Allgemeinen. Nach diesem System handelt er, nachdem er in dem *ersten* Abschnitt den Begriff, die Geschichte und Literatur der Politik, auch einige Einleitungslehren vorgetragen hat, in dem *zweyten*, oder dem allgemeinen Theil, von dem Staat überhaupt, dessen Entstehung und Endzweck; in dem *dritten*, von den einzelnen Regierungsformen und ihrer zweckmäsigen Einrichtung; in dem *vierten*, von der Majestät und den Majestätsrechten überhaupt, und den einzelnen insbesondere; in dem *fünften*, von der auswärtigen Politik, dem Unterhandlungs- und Vertrags-Gesandtschafts-, auswärtigen Handels- und Kriegs-Hoheitsrecht; in dem *sechsten* (freylich aber nicht nach den Regeln eines Systems), von einigen allgemeinen politischen Gegenständen, nämlich vom Staatsinteresse, vom politischen Tabellenwerk, von der politischen Rechenkunst (sehr unzulänglich), von der politischen Moral und Moralität und dem Unterschied zwischen wahrer und falscher Politik. — Die Bearbeitung der Literatur ist ebenfalls ziemlich flüchtig, und man vermisst auch hier die zweckmäsige Vollständigkeit und Gleichförmigkeit, welche eine der ersten Forderungen an ein Lehrbuch ist, das diesen Gegenstand mit umfassen soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Ulm: Das Diöcesan-Verhältniss katholischer Bischöfe, in Ansehung katholischer Unterthanen und Einwohner protestantischer Lande.* Zur Beleuchtung des §. 48. art. V. des Osnabr. Fr. Instruments. Nebst einer Ansicht über die Verhältnisse der landesherrl. und kathol. Kirchengewalt, im Hinblick auf die neuesten publicistischen Ereignisse. Vom fürstl. Hohenlohe-Waldenburg. geh. Rath u. Oberamtmann *Reibel.* 1806. 114 S. 8. (7 gr.) — Die Absicht des Vfs. geht hauptsächlich dahin, die Meinung der katholischen Schriftsteller zu widerlegen, welche behaupten: dass die Verordnung des O. F. L. §. 48. art. V. nur die Fälle angehe, wo 1) von einem katholischen Regenten gegen Protestanten, und 2) von einem Protestanten gegen seine Religionsgenossen, die bischöfliche Gerichtsbarkeit ausser den Gränzen seines Territoriums ausgeübt werden wolle; dass hingegen von einer Suspension des Diöcesanrechts und der geistlichen Gerichtsbarkeit *inter Catholicos solos* darin nichts vorkomme, daher es in Ansehung dieser lediglich beym alten Verhältnis geblieben sey; und dass jene Stellen, wo von katholischen Unterthanen eines Landes die Rede sey, welches sich zur Zeit der Reformation zur protestantischen Lehre bekannt habe, wenigstens auf solche Regenten oder Unterthanen keine Anwendung leide, die in der Folge zur katholischen Religion übergegangen seyen, oder die Aufnahme von Katholiken zu begünstigen, sich veranlasst gesehen hätten. Er zeigt mit vieler Deutlichkeit und Consequenz, dass bey der ausdrücklich bestimmten Ausübung bischöflicher Gerechtsame gegen katholische Einwohner eines protestantischen Landes nach dem Besitzstande des Normaljahrs, die Modification der Religionseigenschaft des Landesherrn keinen Unterschied machen könne, als welche nur persönlich, ohne rechtliche Wirkung und Einfluss auf das Land sey, mithin den Zustand des Normaljahrs, das nach jenem Grundgesetz den Massstab und die umfassende Bestimmung gebe, nicht abändern könne; — dass die reine kathol. Lehre von keiner Eintheilung der Diöcesen wisse, welche erst durch die bürgerliche Staatsverfassung ihr Daseyn erhalten habe; mithin, da die Diöcesan-Gerechtsame in protestantischen Landen nach dem Normaljahre suspendirt seyen, statt derselben sich gar wohl eine Kirchengewalt des kathol. Landesherrn denken lasse, ohne der allgemeinen Verfassung der kathol. Kirche zu nahe zu treten. Obgleich diese Controvers schon vorhin zwischen katholischen und protestantischen Schriftstellern sehr betrieben worden: so ist doch der Revision derselben in vorliegender Abhandlung, besonders in Hinsicht auf die durch das Entschädigungswerk entstandenen Verhältnisse, die praktische Nützlichkeit nicht abzusprechen. In dem ersten historischen Theile werden die Fortschritte der Hierarchie und die desfallsigen Verträge etwas weitläuftiger abgehandelt, als es der Zweck, den Ursprung der Diöcesan-Eintheilung und deren weitere Organisation zu zeigen, erforderte. Am Schlusse geht der Vf. alle Verhältnisse zwischen der landesherrlichen und kathol. Kirchengewalt durch, und bemüht sich, solche nach der Analogie älterer Gesetze und Herkommen, mit Hinsicht auf die neue Verfassung, welche durch das Entschädigungswerk und den jüngsten Reichsschluss entstanden ist, zu bestimmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. April 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dem Geiſt geht es wie dem Auge, das alles ſieht, nur ſich ſelbſt nicht, auſser daſs dieſes doch bisweilen des Glücks theilhaft wird, in einem fremden Auge ſich zu ſehen, weswegen es noch keinem eingefallen iſt, deſſen Daſeyn zu läugnen, wie man öfter ſchon des Geiſtes Daſeyn geläugnet hat. Und doch hat nichts für uns ein ſo hohes Intereſſe, als dieſer Geiſt. Ob er, wie er ſey, und ob er einſt fortdauern werde; ob Unſterblichkeit ein Traum ſey, entſprungen durch nächtliches Wirken der Einbildungskraft, die in den Zuſtand des Nichtſeyns ſich nicht verſetzen kann, aufgeregt durch leidenſchaftliche Bewegungen der Seele, genährt durch Erſcheinung eines geliebten Todten im Traume, feſtgehalten von Liebe und Sehnſucht, in Umlauf gebracht durch Leichtgläubigkeit und Hang zum Wunderbaren, ausgebildet von Prieſtern und Schamanen, die für die geraubten Freuden der Erde Anweiſung an den Himmel gaben, und nur geglaubt von einer kränkelnden Menſchheit; oder ob jenem Glauben Wahrheit zum Grunde liege: das ſind Betrachtungen, welche uns ſelbſt für das an ſich ſo unangenehme Geſchäft, mit Hn. *Wötzels* Geiſtergeſchichte uns zu beſchäftigen, ſchadlos halten, und unſere Leſer wohl gar einladen können, einer Reihe gegen dieſelbe erſchienener Schriften ihre Aufmerkſamkeit zu widmen.

1) Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Kilian, ich komme wieder!* Oder: *Meiner Frauen wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode.* Eine wahre Geſchichte. Item: *Aufzählung der Abentheuer, die mir, meinen Hunden, meinem Freunde, dem Advokat Krummfinger, und noch mehreren Freunden dabey begegnet;* nebſt einem *Glaubensbekenntniſſe über die Möglichkeit der Wiedererſcheinung nach dem Tode*, von D. *Kilian Zebedäus Spiznagel*, nicht unrühmlich bekanntem Vf. mehrerer Schriften aus allen Zweigen einer Philoſophie, die weder das Komiſche der Schlegelſchen, noch das Anmaſsliche der Kantiſchen, noch das Unhaltbare der Fichteſchen Schule hat. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von dem Vf. der Aurora Fortuna. 1805. 140 S. 8.

2) Berlin, b. Schmidt: *Meiner Katze wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode.* Eine wahre ohnlängſt erfolgte Geſchichte, für jedermann zur Beherzigung und vorzüglich für alte Weiber. Zur unparteyiſchen und ſorgfältigen Prüfung von *Susanna Eierkuchen*, einer 60jährigen Jungfrau. *Zehnte* Auflage. 1803. 94 S. 8. (12 gr.)

Nieſswurz für Hn. *Wötzels* Gehirn. — Die Zettel auf den Büchſen, ſieht man, ſind lang genug, wäre der Nieſswurz nur von mehr draſtiſcher Natur! Wie's jetzt iſt, wird man zu ſehr an die Wurmdoctoren erinnert, deren Zettel mit dem Inhalt ihrer Büchſen nicht in Verhältniſs ſtehen, da wir doch hier auch die Arzney ſo ſtark und wirkſam gewünſcht hätten, als möglich, und es den Anſchein hat, der Vf. von Nr. 1. hätte ſie wirkſam genug machen können. Es iſt alſo ſeine Schuld, wenn uns der Marktſchreyer aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern einfällt:

> Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen!
> Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Jungfer *Suſanna* (der ein römiſcher *Triumphir* ſtatt Triumphator wohl hingehen kann) muſs etwas von Haltung der Charaktere gehört haben, und hält den übrigen, als 60jährige Jungfrau, zum Bewundern: denn ſie wird breit und langweilig bis zum Einſchläfern.

Wie aber, wenn gerade dieſs die feinſte Perſiflage wäre? Iſt es nicht ganz die Manier, in welcher Hr. *W.* erzählt? Und wie, wenn auch der erſte Vf. gedacht hätte, du ſchreibſt *für Hn. W's Publicum*, und muſst wiſſen, was ſich *für dieſes* ſchickt! Der Vf. von Nr. 2. giebt wenigſtens ſehr deutlich zu verſtehen, es könne dieſes Publicum nur aus alten Waſchweibern beſtehn. Es wäre für den Menſchenverſtand tröſtlich, wenn er Recht hätte. Aber es mögen wohl noch ganz andre Leute dazu gehören; ſonſt hätten ſich Männer, wie einige der folgenden, der Mühe nicht unterzogen, dieſes Publicum eines Beſſern zu belehren.

3) Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Sendſchreiben an den Hn. D. J. K. W. über die wirkliche Erſcheinung ſeiner Gattin nach ihrem Tode.* Ein Nachtrag zur *Volksnaturlehre* von *J. A. Helmuth*, Herzogl. Braunſchw. Lüneb. Superint., Prediger zu Calvörde und der Herz. deutſch. Geſ. zu Helmſtädt Ehrenmitgliede. 1805. VI u. 103 S. 8.

4) Leipzig, im Compt. f. Lit.: *Gedanken über die menſchliche Seele, deren Fortdauer und Erſcheinung nach dem Tode.* Veranlaſst durch die Schrift: *Meiner Gattin wirkl. Erſcheinung n. d. T.* Von *H. G. Camabich*, Kircheur. u. Superint. zu Sondershauſen. *Zweyte* verb. Aufl. 1805. 32 S. 8. (6 gr.)

Läugnen können wir nicht, daſs auch Hr. *H.* breit genug geworden; allein er mag freylich ſelbſt am beſten wiſſen, welchem Volke ſeine Naturlehre eigentlich beſtimmt ſey. Sein Buch verdient deſſen ungeachtet

tet Freunden und Feinden der W'schen Spuckgeschichte bestens empfohlen zu werden; jenen, weil sie kürzer und zusammenhängender, anständiger und wohlfeiler, die Wötzeliade erzählt zu lesen bekommen, als aus Hn. *W's* dicken Büchern selbst; diesen, weil es zur Tilgung des Aberglaubens allerdings beytragen kann. Der Vf. sucht alles auf eine natürliche Art zu erklären, und betrachtet die Vorfälle aus einem dreyfachen Gesichtspunkte. So lange er aus dem ersten betrachtete, schien er uns bey dem alles erklärenden gläubig-ungläubigen *Hennings* in die Schule gegangen zu seyn. In der uns umgebenden Luft, in den Käfern, Phalänen u. s. w. sucht er den Grund von einigen Begebenheiten; andre hält er für ein Späßchen lustiger Brüder, und den frappantesten unter allen für ein Phantasiespiel. Die Punkte *contra Adv. K.* in Sachen der W'schen Spuckgeschichte S. 46—50. machen dessen Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit verdächtig genug, und man hat allerdings Ursache zu glauben, dass weit mehr dieser Adv. *K.* als Hannchen *sich ein Späßchen mit Hn. W. oder ein Attentat auf seine nächtliche Ruhe habe machen wollen.* Sonderbar war es uns, S. 60. zu lesen: „Da Sie *als ein aufgeklärter Gelehrter* diese Erscheinung erlebt haben: so ist die Frage für die Menschheit von der grösten Wichtigkeit, ob — u. s. w." Als ob ein Gelehrter nicht auch ein Narr seyn könnte! — Jedoch ein *aufgeklärter* Gelehrter? Wir läugnen aber geradezu, dass Hr. *W.* ein solcher sey, und wer uns das nicht aufs Wort glauben will, der lese nur bey dem Vf. S. 83 ff. nach, und sage dann selbst, ob einer, der so ins Gelag hinein denkt und schreibt, als von Hn. *W.* gezeugt wird, ob ein solcher aufgeklärt genannt werden könne. Nur einen kleinen Beweis. Hr. *W.*, nicht begnügt, das Factum erzählt zu haben, sucht auch *die Möglichkeit des Wiedererscheinens von Verstorbenen* darzuthun. Er nimmt an, Lichtstoff sey der Grundstoff des Menschen, er, dieser Lichtstoff, mache mit der sich aus ihm entwickelten Seele ein unzertrennliches Ganze aus, bilde das *nächste* Seelenorgan, und könne, vereint mit der Seele, nach dem Tode noch den ganzen Menschen vorstellen und seinen Raum erfüllen. Ohne nun hiegegen ein eignes Wort zu sagen, fragen wir blos nach dem Vf.: *Ob denn auch Hannchens Sterbekleid, worin sie erschienen seyn soll, zu ihrem Lichtstoff, und mithin zu ihrem Seelenorgan gehört habe?* Hr. *W.* weiss darauf zu antworten. *Das* freylich, sagt er (Nr. 2.), kann Täuschung gewesen seyn. Wenn aber *das*, warum nicht Alles? Da besinnt sich Hr. *W.*, er habe zu viel zugegeben, und behauptet schnell, eine abgeschiedne Seele könne wohl auch andre Bekleidungen annehmen, als das gewöhnliche Seelennegligé. Kurz, der Aufklärung Hn. *W's* ist keine, noch so widersprechende, Behauptung unmöglich.

Der Vf. von Nr. 4. ist der Meinung, dass der Ton der W'schen Schrift nicht so ganz der natürliche und passende zu seyn scheine, dass manche *äussere Gründe* seine Erzählung verdächtig machen, dass Hannchen nicht allzu wohl für ihn gesorgt, indem ihr Gatte alle Ehre und Reputation seines Verstandes dabey zugesetzt habe, und sein Herz dabey in Anspruch genommen werde. Von S. 22. bis ans Ende wird das Bekannte gegen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Wiedererscheinens Verstorbener vorgebracht. Vom Anfange bis S. 22. über Seele und Unsterblichkeit; davon nachher! — Gleiche Tendenz mit dieser Schrift hat

5) Leipzig, b. Seeger: *Fortdauer und Zustand des Menschen nach dem Tode.* Eine Schrift für unser Zeitalter, wo man nicht nur nach Weisheit, sondern auch nach Erscheinungen und Gespenstern fragt. 1805. VIII u. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch diese Schrift scheint einen Theologen zum *Vf.* zu haben, und zwar einen jungen: denn er declamirt gern und sucht zu erbauen. Fast glauben wir, diese Schrift sey ihm aus einer Sammlung von Predigten erwachsen, denen er hier nur eine andre Gestalt zu geben versucht hat, ohne den Predigtton dabey vermeiden zu können. Gegen Hn. *W.* verweist er S. 180. an *Cannabich* und den *Reichsanzeiger*, von S. 198—219. aber soll ein Abschnitt: *Erscheinungen der Abgeschiedenen*, gegen Hn. *W.* gerichtet seyn. *Soll seyn, — ist aber nicht!* Der Vf. hält es wider den Charakter des braven Mannes, sich über seinen irrenden oder schwachen Bruder lustig zu machen, und das Mass der satyrischen Lauge zu vermehren, welches man in verschiedenen Blättern über ihn (den schwachen Bruder *Wötzel* nämlich) ausgegossen habe (S. 202.). Jeder auf seine Weise! Rec., der weder schadenfroh noch boshaft zu seyn glaubt, der die Menschen liebt, aber die Menschheit höher achtet, glaubt überzeugt zu seyn, dass es besser um uns stehen würde, wenn die alte Komödie der Griechen wieder eingeführt werden könnte, als jetzt, wo wir nur ins Blaue hinein satirisiren. Missbrauch freylich taugt auch hier, wie überall, nichts; ists aber Missbrauch, die Waffen der Satire gegen den Einzelnen zu brauchen, der sich am Ganzen versündigt? Und am Ende, ist nicht eben so viel Narrheit, Dummheit und Bosheit aus der Welt hinausgelacht, als gepredigt worden? Dass ja doch die Prediger nicht gegen die Satire eifern! Meynt denn unser Vf., der sich so ängstlich gebehrdet, wenn er „*in die Gefahr kommt, witzig scheinen zu wollen*" (S. 213.), mit dem Abendsegen, den er S. 214. aus *Tiedens Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden* hat abdrucken lassen, mehr auszurichten, als etwa ein Aristophanes, Lucian, Juvenal, Swift, wenn sie ihre Lauge über die *Wötzels* ausgiessen? Freylich wohl, jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort, Satire mag vielleicht nicht auf die Kanzel gehören (wiewohl hierüber die alten Prediger auch anders dachten); allein gute, starke Gründe — die können wir uns doch wohl von der Kanzel erbitten? Die Hauptsache ist überall die Wahrheit, und diese muss über jede Rücksicht gehen. Die Leute mit den vielen Rücksichten, wenn sie Wahrheit sagen sollen, scheinen — um auch *mit Lessing* zu reden — Kuppler der Wahrheit, aber ihre Liebhaber sind sie nicht. Bey dem Vf. mag der Grund wohl darin liegen, dass er nicht tief

genug

genug eingedrungen ist (nachher mehr über ihn), und wir müssen bekennen, dafs der Vf. von Nr. 6. seinen Zweck besser erreichen wird, als er.

6) Dresden, b. Arnold: *Die erste merkwürdige Geistererscheinung des neunzehnten Jahrhunderts.* Eine strenge und freymüthige Kritik der Schrift: *M. G. w. E. n. i. T. und der nähern Aufschlüsse darüber.* Für Gläubige und Zweifler. 1805. VI u. 202 S. 8. (18 gr.)

„Einige — sagt der Vf. — haben die Widerlegung durch Spott versucht. Dieses Mittel ist nicht ganz unglücklich gewählt. Indefs wird es doch nur bey dem Theile des Publicums die meisten Früchte bringen, der von der Nichtigkeit des Gespensterglaubens schon ganz überzeugt ist. Einige lachen ein Stündchen und — fühlen doch den Mangel eines gründlichen Urtheils. Andere ärgern sich, und Hr. D. *W.* schreyt über Unrecht. Das wollte ich vermeiden." Also — dieses thun, und jenes nicht lassen! Hn. *W.* mufs man auf allen Wegen entgegen wirken. Schlägt der Mann nicht vor, *daß wir in den Schulen den Kindern Glauben an Geistererscheinungen einflößen sollen? Ex ungue leonem!* Kinder finden sich ohnedem leicht und frühzeitig in die Geisterwelt, spät erst in die Körperwelt, weil sie dort nur Phantasie, hier Verstand und mühsame Beobachtung brauchen. Will denn nun der Mann, dafs die ganze junge Welt einst *ihm* gleichen solle? Leider laufen der *Wötzels* ohnedem genug umher, und von kopflosen Phantasten wimmelt es: wenn nun gar noch die Schulen dahin wirkten! Ists nicht genug, dafs es auf mancher Akademie geschieht? Frisch also die Schellenkappen in Scherz und Ernst gerüttelt! Unser Vf. thut es im Ernst. Er zeigt in *fünf* Abschnitten: 1) dafs die Erzählungen von den Erscheinungen Verstorbener an sich sehr unwahrscheinlich sind; 2) dafs sich gegen die Glaubwürdigkeit derjenigen, welche wir von Hn. *W.* erhalten haben, viele Zweifel erheben lassen; 3) dafs dasjenige, was in ihr Wahres liegen mag, sich sehr wohl ohne Beyhülfe einer wirklichen Erscheinung erklären läfst; 4) dafs auch die Hypothese, wodurch jene Erscheinung für möglich erklärt werden sollte, höchst unbefriedigend ist; 5) erklärt er sich über die Vorschläge des Vfs., den Gespensterglauben nach seiner Methode zu verbannen, und durch ähnliche Versuche Erscheinungen Verstorbener zu veranlassen. In das Einzelne dieser Schrift einzugehen, wird uns die Mehrzahl unsrer Leser gern erlassen, demjenigen Theil des Publicums aber, den diese Begebenheit mehr interessiren möchte, können wir sie als eine lehrreiche und zugleich unterhaltende Schrift, als das Werk eines philosophischen Kopfes und scharfsinnigen Prüfers, kurz, als die beste hierüber erschienene, mit gutem Gewissen, empfehlen, und empfehlen sie wirklich.

7) Leipzig, b. Göschen: *Euthanasia.* Drey Gespräche *über das Leben nach dem Tode.* Veranlafst durch D. *J. K. W—ls Geschichte d. w. E. f. G. u. i. T.* Herausgegeben von *C. M. Wieland.* 1805. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

C. M. Wielands Sämmtliche Werke. — Sieben und dreyßigster Band. *Euthanasia.*

„Ach! — klagte ein Freund — nun sieht man doch, dafs *Wieland* alt ist! Auch Er hat der Schwachheit seinen Tribut gezahlt. Wie hätte Er sonst gegen *Wötzel* geschrieben? Spürt man dem Buche denn die Altersschwäche sehr an? Oder sollte es im Ernste mit *Wieland* so weit gekommen seyn, dafs Er, um seinen Schriften Abgang zu verschaffen, *Wötzels* Namen zum Aushängeschilde brauchte?" Rec. versicherte dem Freunde, *Wielands Euthanasia* habe ein so frisches, jugendliches Ansehn, als eins seiner Werke; man fühle sich dabey so wohl, wie in *Wielands* Gesellschaft immer, und er solle sich nur erinnern, dafs der Sänger des Oberon schon früher über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben, geschrieben, im Agathodämon seine Bekenntnisse darüber niedergelegt, überhaupt aber an Entwicklung seltsamer Verirrungen des Geistes und Herzens stets sich vergnügt habe; dieses alles solle der Freund bedenken, um sich zu überzeugen, *Wötzel* komme nur darum zu der Ehre, von *Wieland* einer (nicht eben erfreulichen) Unsterblichkeit übergeben zu werden, weil dieser ihn für ein taugliches Subject zu seiner Gallerie von — Verirrten halte, und in der That sey es ihm gelungen, das neue Subject so abzukonterfeien, dafs es für eine Rarität gelten könne. Kurz, Rec. verwies seinen Freund, um über die Euthanasia urtheilen zu können, auf S. 113. derselben: „*Wir haben also dem guten* D. *W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht eben langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr, als ich von dem größten Theile seines Buchs rühmen kann.*" S. 69. heifst es: *Wer wird auch einem Filosofen, wie Hr. Wötzel, so streng auf jedes Wort lauern, und bey allem immer nach dem Warum fragen?* Weil es solcher Leute doch geben könnte, und der Vf. von Nr. 6. diese befriedigt: so ertheilte ihm Rec. den Preis. Hat man die vorigen Schriften gelesen: so wird man bey *Wieland* nichts Neues finden, der im Wesentlichen ganz mit *Helmuth* übereinstimmt. Der Unterschied zwischen beiden Schriften ist aber ungefähr so, wie zwischen dem Volke, welchem dieser seine Naturlehre, und dem Publicum, welchem jener seine Werke widmet; dort weitschweifige Popularität, hier Laune und Jovialität bey leichtem, doch nicht gehaltleerem Vortrage.

Mehr oder weniger stimmen alle diese Vff. darin überein, Hr. *W.* sey, trotz seiner Faustgerechtigkeit und Philosophie, theils von andern, theils von sich selbst betrogen worden. Wie dieß letzte möglich sey, suchen die Vff. von Nr. 3 und 6. durch Beyspiele zu erhärten: *Wieland*, indem er ihn als einen zeichnet, der sich immer selbst bey der Nase hat, um sich daran zu führen. Bedarf es nun noch eines Beyspiels von möglichem Selbstbetrug dieser Art: so wird man dasselbe finden in

8) Er-

8) Erfurt, b. Hennings: *Amalie Balbi.* Eine wunderbare Vision, die ich selbst gehabt habe. Von *Theod. Ferd. Kaj. Arnold*, d. W. W. u. R. W. Dr. u. Lehrer an d. Univ. zu Erfurt. 1805. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir geben aus der etwas weitläuftigen Geschichte, bey deren Erzählung der Vf. mehr auf Inhalt als Form, mehr auf das Darzustellende, als auf die Darstellung scheint gesehen zu haben, folgenden Extract. Der Vf., weil man ihn für einen Geisterbanner hält, wird auf ein Landgut gebeten, um dort einen Geist zu vertreiben. Der Besitzer des Gutes macht ihn mit den nähern Umständen bekannt. Aus einer unglücklichen Ehe hat er zwey Töchter, die er, um sie ihrer schlechten Mutter zu entreissen, in einem Erziehungsinstitut bilden läst. In ihrem 16ten Jahre kommt die ältere nach Haus; ihre Schönheit reizt einen der Anbeter ihrer Mutter: diese sucht seine Wünsche zu befördern; die Tochter schlägt ihn aus. Ein edler Jüngling gewinnt ihr Herz; jener entführt sie. Ihm jedoch wieder entrissen, wird sie Gattin des Geliebten, der aber in einem Duell durch die Hand des Räubers fällt. Amalie wird krank; man fürchtet ihren Tod; langsam folgt ihre Genesung; der Zeit endlich gelingt ihre völlige Heilung. Graf L. bewirbt sich um sie; aber — ihr erscheint jede Nacht der Geist ihres ermordeten Gatten, sie erinnernd an ihre Schwüre, ihr streng verbietend, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Unsäglich sind die Leiden der ohnehin zur Schwärmerey geneigten Wittwe, und dringend des Vaters Bitte, den Geist, wo möglich, zu vertreiben. Das gelingt auch dem Vf. glücklich, denn — das Ganze war Betrug. Als Wohlthäter der Familie reiset der Vf. ab, und wechselt eine Zeitlang mit ihr Briefe, die erst Amaliens Krankheit melden, dann ihren Verlust fürchten lassen, endlich ausbleiben. Einst zu Mitternacht sitzt der Vf. und arbeitet noch, als seine Lichter ungewöhnlich und ohne Ursache flackern. Nachdem er lange dieses vergebens untersucht hat, er endlich Amaliens denkt, sieht er jetzt auf einmal diese stehen, und athmet einen Weihrauchsduft. Dasselbe begegnet ihm in der folgenden Nacht, wo er mit Amalien — ein Gespräch führt. Betrug war nicht möglich. Die dritte Nacht, wo der Vf. das Zimmer verändert hat, kehrt die Erscheinung zum drittenmal; wieder Gespräch. Am Morgen fühlt sich der Vf. krank, und erhält die Nachricht, Amalie sey gestorben. Alles erscheint dem Vf. jetzt verschönert, die Sonne, der Klang der Orgel, seines alten Fortepiano, die Speisen. Er geht spatzieren mit seiner Schwägerin, und — *beide* sehen *am hellen Tage* eine weibliche Lichtgestalt an sich vorüberschweben. Abends noch ein Gespräch mit Amalien. Die Krankheit des Vfs., seine Verschönerungen aller Umgebung nahmen zu, und während dieses Zustandes dauerte die Erscheinung 15 Tage lang fort. Jetzt mufste er sich legen, und lag ein Vierteljahr ohne Bewufstseyn. Nach seiner Genesung geht er einst in die Kirche, der Gottesdienst war vorüber, und er — erblickt Amalien. Sie war — nicht gestorben, hatte damals nur in einer langen Ohnmacht gelegen.

„Ich versichere — sagt der Vf. — vor Gott und aller Welt, und als ein ehrlicher Mann, diese Geschichte ist wahr, und so wahr, dafs ich in jedem Augenblicke sie beschwören will." Dieser Eid könnte wenigstens ungleich mehr Bedeutung haben, als jener, zu welchem sich Hr. *W.* erbot. Zwar wäre bey dem Vf. auch wohl manches zu erinnern; allein das lassen wir gern dahin gestellt seyn. Nur wenn in Zeiten, wie die unsrigen, wo die Philosophie von dem Pfade des Lichts und der Wahrheit sich wieder in das Dunkel des Pfaffenthums verirrt hat; wo man die Reformation ein Unglück für unser Geschlecht zu nennen, frech genug ist; wo man den Aberglauben das Palladium der Menschheit preiset, die Physik gern wieder in Magie, die Astronomie in Sterndeuterey verkrüppelte; wo die Poeten ihren Olymp von Bettelmönchen organisiren lassen; wo Finsterlinge auf Akademieen die, durch das Mark des Alterthums nicht gestärkten, Geister unsrer Jünglinge durch Schattenspiele an Nacht und Gespenster gewöhnen, während zugleich die Jesuiten wieder auftreten; italiänische Politik die Wissenschaften nur im Dienst *ihrer* Speculation und des Kriegs noch ehrenwerth findet, und die Barbarey schon bereit steht, mit allen ihren Greueln wieder über das verheerte Europa hereinzubrechen: wenn zu solch einer furchterregenden Zeit ein, jenen schauderhaften Tendenzen des Zeitalters günstiger, Versuch gelingt, dann ist es jedem, dem die Menschheit werth ist, heilige, unerläfsliche Pflicht, mit aller Kraft und schonungslos gegen den Versucher aufzutreten. Muthig herunter gerissen jede Maske! Gelindigkeit gegen Verbrecher ist Versündigung an den achtungswerthen Gliedern der Gesellschaft; die gröfste Versündigung aber ist der Hochverrath an der Menschheit. Wird einer aus Schwachheit, aus Dummheit dazu verleitet: so kann ihn der Richter zwar bedauern, aber die Strafe an ihm vollziehen lassen mufs er. In welchem Falle sich Hr. *Wötzel* befinde, ein Finsterling ist er offenbar, und gehört also zum mindesten in das literarische Bedlam, worin er freylich jetzt vornehme Gesellschaft findet.

Wir wenden uns aber jetzt weg von dem Schattenspiel seines Geistes, und richten den Blick auf etwas, zu dessen Betrachtung jeder nach allen Anlagen seiner Natur ausgebildete Mensch mit immer neuem Interesse zurückkehrt. Die Vff. von Nr. 4, 5 und 7. haben die Gelegenheit ergriffen, ihre Bekenntnisse theils über Unsterblichkeit, theils über die Art der Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode mitzutheilen, und hierüber sind wir noch eine kurze Rechenschaft schuldig.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. April 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Anzeige verſchiedener Schriften gegen Wötzel.

(*Beſchluſs von Num. 81.*)

Hr. *Cannabich*, der ſich wahrſcheinlich kein philoſophiſches Publicum als Leſer ſeiner Schrift gedacht hat, dringt weder tief ein, noch ſagt er etwas Neues; er wollte ſich nur das Verdienſt erwerben, ſchon Bekanntes verſtändlich vorzutragen. Bisweilen aber iſt der Ausdruck unrichtig, bisweilen der Gedanke; — manche Behauptung iſt gänzlich unhaltbar. Nur einiges wollen wir bemerken. Hat wirklich (S. 4.) das Gehirn mit der Denkkraft nichts gemein? Warum wird (S. 5.) geſagt: der Gedanke geht *gleichſam* aus der Sinnenwelt heraus? Darum, weil der Gedanke *unkörperlich* iſt, iſt er noch nicht *göttlich* (S. 8.). Das öftere *Gleichſam* in des Vfs. Philoſophie iſt uns auch (S. 12.) ſehr verdächtig. Der Erbfehler bey der Lehre von der Immaterialität der Seele findet ſich auch hier (S. 13.). — Woher weiſs der Vf. (S. 14.), daſs die feinere Hülle der Seele *lichtſtoffartig* iſt? Daſs die Luft *unzerſtörbar*, erdige Theile aber *zerſtörbar* ſind? Ueberhaupt was denkt ſich der Vf. unter *zerſtörbar?* — Und was wollte er wohl antworten, wenn wir ihn (bey S. 14.) fragten: Ob er nicht glaube, daſs es bloſs des Menſchen Schuld ſey, wenn dieſer nicht richtig denke, urtheile, wähle und handle? Soll der Menſch ein zweytes Leben darum beginnen, weil er das erſte nicht benutzt hat, wie er konnte? Wir wiſſen wohl, was der Vf. hat ſagen wollen: allein er hat es nicht geſagt. Auch dagegen, daſs in der Natur alles ſeinen Zweck erreiche, nur der Menſch nicht (S. 15.), läſst ſich, nicht ohne Grund, mancherley einwenden. Der moraliſche Beweisgrund für Unſterblichkeit ſieht (S. 16.) ein wenig eigennützig aus, und wer mit ſolchen Anſprüchen aufträte, was Wunder, wenn der bloſs mit der Sentenz abgefertigt würde: *Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen!* — Die Berechnung S. 20. in der Note iſt — beluſtigend. — S. 19. weiſs man nicht, ob die Gedanken oder die Sterne die Seele ſelbſt ſind, und ein ähnliches *Qui pro quo* findet ſich S. 4. — Das alles aber in einer — *zweyten verbeſſerten Auflage!*

Und der Vf. von Nr. 5. —, ja, wer jene Erbauung ſucht, die eigentlich nichts aufbaut, der findet bey ihm ſeine Rechnung! Bisweilen ſpricht er, als wäre er ſchon einmal im Jenſeits geweſen, und überall iſt er ſeiner Sache ſehr gewiſs. Wenn er aber S. 89. die Einbildungskraft als Bürgen für die Unſterblichkeit ſtellt: ſo möchte Rec. ſie (in der Qualität, wie ſie vom Vf. vorgeführt wird) doch nicht annehmen, weil er ſonſt den Mann im Monde, den Käfer, worauf Trygäos in den Olymp fliegt, und wer weiſs, was noch, am Ende würde glauben müſſen. Bürgſchaft von dem Trieb nach Eigenthum (S. 96.) und von dem Ehrtrieb (S. 100.) und ähnlichen Trieben nimmt Rec. vollends gar nicht an. Den moraltheologiſchen Beweis übrigens für die Unſterblichkeit hat dieſer Vf. eben ſo wenig gefaſst, als der vorige. Hier kommt der Dogmatismus immer ins Spiel, wodurch der Beweis dem metaphyſiſchen ähnlicher ſieht, als dem moraltheologiſchen. Bey dem Beweis aus dem Chriſtenthum hält er ſich am längſten auf. Da ergiebt ſichs denn, daſs der Vf. echtdogmatiſch zwiſchen Unſterblichkeit und Auferſtehung nicht unterſcheidet. Wie ſollte er alſo ſtreng unterſchieden haben, was *Chriſtus* und was *Paulus* behauptet. Auf die Verſchiedenheit in den Charakteren Beider Rückſicht zu nehmen, iſt ihm nicht eingefallen. Dennoch war das ſo nothwendig, und es könnte ja wohl ſeyn, daſs Chriſtus, deſſen Lehre dem Fundamental-Artikel der Sadducäer nicht ungünſtig iſt, ſobald man denſelben nur richtig faſst, etwas ganz anders behauptet hätte, als der ehemals zur Sekte der Phariſäer gehörige Paulus; wenigſtens läſst die Stelle: *Ich bin die Auferſtehung und das Leben*, eine noch ganz andere Erklärung, als die des Vfs., zu, ſo wie die Stelle im Hiob K. 19., welche der Vf. S. 139. ganz richtig erklärt von Hoffnungen für *dieſes* Leben. Jeſus, der *die Todten ihre Todten begraben läſst*, konnte das Leben wohl meiſt im Gegenſatz jener erſten, der geiſtig, moraliſch Todten nehmen, die übrigen Jünger aber, wie tief waren ſie in den Sinn ihres Lehrers eingedrungen, und wie viel legten ſie aus dem Judenthum ihm zu? Uebrigens ſchlieſst der Vf. ganz Pauliniſch, und wir billigen wenigſtens das an ihm, daſs er lieber an die Auferſtehung Jeſu, als an die Wiedererſcheinung der Dame *Wötzel* glaubt. Hier wird er weit weniger inconſequent, als unſer Zeitalter, welches einerſeits Chriſtum nur von einem Scheintod erwachen läſst, andrerſeits aber lieber an Hannchen glaubte, weil hier doch ein — Factum ſey. Rec. hält ſich an das: „Sie haben Moſen und die Propheten: glauben ſie denen nicht, ſo würden ſie auch nicht glauben, wenn Einer von den Todten auferſtünde." *Kant* hat dieſs paraphraſirt: „Nun, da wir mit aller Anſtrengung unſerer Vernunft nur eine ſehr dunkle und zweydeutige Ausſicht in die Zukunft haben, der Weltregierer uns ſein Daſeyn und ſeine Herrlichkeit nur muthmaſsen, nicht erblicken oder klar beweiſen läſst; dagegen das moraliſche Geſetz in uns, ohne uns

etwas mit Sicherheit zu verheifsen oder zu drohen, von uns uneigennützige Achtung fordert, übrigens aber, wenn diese Achtung thätig und herrschend geworden, allererst alsdenn, und nur dadurch, Aussichten ins Reich des Uebersinnlichen, aber auch nur mit schwachen Blicken erlaubt: so kann wahrhaft sittliche Gesinnung Statt finden." Also lehrten auch die Sadducäer gegen diejenigen, welche eine Unsterblichkeit darum behaupteten, weil die Tugend doch irgendwo ihren Lohn finden müsse. Tugend dürfe nicht aus solcher Hoffnung geübt werden. — Endlich: das abgenutzte Gleichniss von der in einen Schmetterling verwandelten Raupe soll doch wohl nicht für Unsterblichkeit beweisen? Höchstens beweist es für die Hypothese der Seelenwanderung in die Runde. Sonderbar ists, dafs noch keinem hiebey scheint eingefallen zu seyn, die Raupe werde zwar Schmetterling, allein der Schmetterling habe keinen andern Zweck, als — wieder Raupen zu produciren. Das wäre dann eine feine Unsterblichkeit! Das Resultat von allem ist, die beiden wohlmeynenden Vff. können zwar von Gläubigen zur Repetition sehr gut benutzt werden, befriedigen aber den strengeren Denker nicht. Wie fern das wahrscheinlich auch nicht in ihrem Plane lag, kann ihnen kein Vorwurf darüber gemacht werden, wofern man nicht zu fordern berechtigt ist, dafs jeder überall so scharf als möglich prüfe.

Weit bündiger und schärfer philosophirt der Aldermann der Dichterzunft, und sollte man freylich auch seine Meinungen nicht unbedingt unterschreiben können: so wird man doch gestehen müssen, er habe zum Denken geweckt, manche neue Aussicht eröffnet, und uns noch überdiefs das eigne Vergnügen gewährt, einen liebenswürdigen Greis zu hören, der, nah der dunkeln Pforte, durch die wir alle wandern müssen, mit einer Heiterkeit davon spricht, wie einer, der vergnügt von dem Gastmahl des Lebens aufsteht, um zur Ruhe zu gehen. Wir hören einen Mann, der in den Gärten Epikur's seine Weisheit lernte, nicht jenes verschrieenen, sondern des wahren, der Hochachtung aller Guten so würdigen Epikur's. Oder — da man ja die Verwandtschaft der Epikureer mit den Sadducäern längst schon zu Tage gelegt hat: wir hören einen echten Sadducäer, und es ist, da man hierüber der Pharisäer so viele vernimmt, wohl der Mühe werth, die Behauptungen eines solchen, ohne jüdischen Parteygeist, zu vernehmen.

Wie man nicht wird läugnen können, dafs der Glaube an Unsterblichkeit oft seinen Grund im Eigennutz habe, der nicht ohne Lohn die Tugend üben mag: so wird man auch gestehen müssen, dafs es einen Unglauben geben könne, der seinen Grund in einem reinen Eifer für die Tugend habe, und dafs dieser, einen *gewünschten* Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit aufgebende, Unglaube gröfser sey, als jener Glaube. Aber auch weiser und dankbarer könnte der Unglaube seyn, als der Glaube: weiser, indem er des Lebens Glück mit Mäfsigung geniefst, bewahrend ruhigen Gleichmuth mit Heiterkeit auf das blickt, was jede Stunde bringt; richtig unterscheidend, nicht alles Unglück nennt, was dem Verzärtelten solches scheint, kurz, indem er dem Ideal des Horazischen Weisen sich annähert; dankbarer, indem er für einen geringen Dienst nicht übermäfsige Belohnung erwartet, und das in dem Raum des Lebens eingeschlosne Gute schon für unverhältnifsmäfsig grofs zu seinem Verdienste hält. Einen Unglauben dieser Art mufs *Wieland* im Sinn gehabt haben, als er wünschte, der Glaube an Unsterblichkeit möge nie unter den Menschen allgemein geworden seyn, und als er hoffte, „dafs wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenufs sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadducäische Glaube, dafs der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte" (S. 218.). Rec. bekennt aber doch, dafs er nicht eben so sanguinische Hoffnungen hievon hegen kann. Wenn *Wieland* z. B. hofft, dafs durch diesen Glauben alle Bande der Liebe und Freundschaft stärker würden zusammengezogen werden, wie etwa in den Momenten, wo wir uns von einem sehr theuern Freunde ohne alle Hoffnung des Wiedersehens trennen müssen, seine ganze Person ein ganz anderes Interesse für uns erhält: so kann Rec. nicht einstimmen. Freylich wohl suchen wir im letztern Falle jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern: allein das ist die Stimmung, wenn nicht von Momenten, doch nur von Tagen, die ein Leben nicht stets gleich zart-unruhig aushalten kann. Nicht *der* Glaube, der unser gegenwärtiges Daseyn *ins Unendliche* fortlaufen läfst (S. 223.), vermindert unvermerkt das Gefühl der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen, sondern *der* Glaube, der das gegenwärtige Daseyn *ins Längere* fortlaufen läfst. Wir schlagen einem Freunde heute etwas ab, weil wir es ihm Morgen geben können ohne den Nachtheil, den es uns heute selbst zufügen würde: anders ist es in einer bedrängten Lage des Freundes, wo wir uns über ihm selbst vergessen, anders wenn wir ihn Morgen nicht mehr haben werden, wo die Betrachtung der Unmöglichkeit, ihm Morgen zu dienen, jede andre überwiegt. — Dafs durch festeren Glauben an die heidnische, als an unsre christlich-philosophische Unsterblichkeit, alles das Gute für Welt und Menschheit bewirkt werden möge, was der Vf. so zuversichtlich von ihm erwartet, kann Rec. mehr wünschen, als hoffen: und wie sehr auch ihn der herzerhebende Gedanke begeistert, in dem Herzen der Nachwelt jener Unsterblichkeit sich zu versichern, die wir in unsrer Gewalt haben: so kann er doch nicht läugnen, dafs er, ohne den Glauben an eine andre Unsterblichkeit, als selbst der, welche den Namen Sokrates apotheosirt hat, sich mit seinem ganzen Wesen in einem trostlosen Widerspruche befangen sehen würde. *Wieland* nimmt es mit dem moralischen Beweisgrunde dafür ein wenig zu leicht, hat ihn nicht in seiner Schärfe gefafst; den Beweisgründen aber für seine Meinung, dafs wir über der Hoffnung

nung der Zukunft das Glück der Gegenwart vernachläſſigen, traut er zu viel und folgert zu viel daraus. Er zieht nämlich den Satz des Seneca als Folgerung daraus: *Sanabilibus aegrotamus malis, et nos in rectum genitos, ſi ſanari velimus, natura adjuvat*, welchen Satz er auf ſeine Weiſe, d. h. als Komiker, interpretirt. Mag es nun ſeyn, daſs wir in der chriſtlichen Sentimentalität zu weit gegangen ſind, indem wir auf Untergang des Endlichen an und in uns kamen: ſo wird doch wohl auch nicht zu läugnen ſeyn, daſs die komiſche Anſicht des Lebens, wie wohlthätig ſie ſonſt auch iſt, doch *hier* nicht die rechte ſey. Der Komiker läſst die Idealität in der Realität untergehen, und das darf nicht geſchehen, wo es darauf ankommt, zu zeigen, es ſey Charakter der Menſchheit, über die Menſchheit hinauszugehen. Daher entſtehen höhere Forderungen, als die ſogenannte Lebensphiloſophie kennt, und ein anderer Calcul für die menſchliche Glückſeligkeit, als deſſen ſich die Eudämonie bedient. Wenn *Wieland* alſo meynt, die Schuld liege an uns, wenn wir in dieſem Leben nicht ſo glückſelig würden, als wir werden könnten: ſo möchte er ſich doch wohl zum Theil irren. Der Cyniker mit ſeinem Entbehren, der Epikureer mit ſeiner allvermögenden Klugheit beym Genuſs muſs häufig zur Stoa flüchten, und bekennt damit ſtillſchweigend, die Natur habe es weder auf Glückſeligkeit allein abgeſehen, noch das Streben nach Tugend um der Glückſeligkeit willen in uns gelegt. Ja, wenn bloſse Klugheit unſer Höchſtes wäre! Wie nun aber, da es etwas in uns giebt, welches häufig gebietet, der Klugheit kein Gehör zu geben? Vergebens winden wir uns von Syſtem zu Syſtem durch beſchwerliche Labyrinthe, um eine Ausflucht zu erhalten, die Vernunft treibt uns aus allen dieſen Stellungen und Verſchanzungen, und zwingt uns an die Stelle, wo zwiſchen Erkennen und Wollen der Glaube die ungeheure Kluft ausfüllt. Und warum denn nicht glauben? Iſt unſre Fortdauer etwa ein gröſseres Wunder, als unſer gegenwärtiges Daſeyn? Unſer ganzes Leben iſt ein fortwährendes Wunder, und das Wunderbare, das aus des Menſchen innerer Welt als nothwendig ſich ergiebt, iſt kein bloſser Nachtſchatten, keine Luftſpiegelung der Phantaſie, nicht der Traum eines Traumes, wofern man nicht annimmt, das ganze Daſeyn ſey ein Traum. Doch, da *Wieland* die Unſterblichkeit nicht eigentlich läugnet: ſo würden wir unſre Gränze überſchreiten, wenn wir ausführlicher ſeyn wollten.

Läugnet aber *Wieland* gleich die Unſterblichkeit nicht: ſo ſpricht er doch demjenigen Subſtrat unſres Menſchenweſens, welches nach deſſen Tode als Subſtrat eines höhern Weſens fortdauern ſoll, in dieſer Fortdauer jene Eigenſchaften ab, ohne deren Beſitz Keiner ſagen könnte, daſs *Er* fortdaure. Ein ganz fremdes Weſen tritt an die Stelle des jetzigen Ichs, und alle individuelle Unſterblichkeit hört auf, ſobald das *Bewuſtſeyn der Perſonalität* und *die Erinnerung* (wie *W.* will) aufhört. Zwar läſst ſich mit Zuverläſſigkeit auch hierüber nichts ausſagen; aber natürlicher iſt es doch gewiſs dem Menſchen, ſo lange die Form ſeiner Vernunft die Norm ſeines Denkens und Glaubens iſt, ſich an dasjenige zu halten, was dieſer Form am gemäſſeſten iſt. Ohne nun das künftige Daſeyn nach der Analogie des jetzigen ſymboliſch vorſtellen zu wollen, werden wir doch bekennen müſſen, daſs dasjenige, was *die Bedingung* iſt, unter welcher der moraliſche Endzweck allein erreicht werden kann, zu deſſen Erſtreckung allein das moraliſche Weſen unendliche Fortdauer zu verlangen durch eine Vernunft ſich genöthigt ſieht, daſs gerade dieſes als vertilgt in ſeinem Weſen zu denken widerſprechend iſt. Ohne dieſe Bedingung iſt keine Fortdauer da, ſondern eine völlige Verwandlung, welche anzunehmen wir keine Befugniſs haben; da wir hingegen zur Annahme jener von unſrer moraliſchen Natur genöthigt ſind, und mithin auch zur Annahme einer Fortdauer mit Bewuſstſeyn der Perſönlichkeit und Erinnerung, wiefern ohne ſolche eine unendliche moraliſche Ausbildung mit Freyheit nicht gedenkbar iſt. Die Gründe, welche *Wieland* zur Behauptung ſeiner Meinung vorbringt, werden nicht überall ſo leichten Eingang finden, als bey Selmar und Blandinen, die ihm den Sieg leicht genug gemacht haben. Um nur Etwas anzuführen: ſo beweiſt z. B. die angenommene Präexiſtenz, deren wir uns auch nicht mehr bewuſst ſeyen, gar das nicht, was *W.* glaubt. Rec. nimmt ſie nicht an, weil ſie die Entſcheidung nur verſchiebt, ohne ſie beſſer zu geben; allein geſetzt, ſie fände Statt, was wäre dann dadurch bewieſen? Gewiſs nicht das, was *W.* will. *W.* wird doch nicht eine Präexiſtenz *ins Unendliche* annehmen wollen? Alſo eine begränzte. Nun gut; wir haben ſchon *zweymal* exiſtirt. Das beweiſe ich mit den Formen unſers Geiſtes. Das Reſultat unſers erſten Daſeyns war die Form der Anſchauung, das Reſultat des zweyten die Form des Denkens, unſer drittes Leben iſt der Anfang eines moraliſchen, und das Reſultat deſſelben könnte ſeyn eine Form der Moralität. In einem vierten Daſeyn würde z. B. uns aufgehellt, was uns hier als Leitſtern erſcheint, die Ideen der überſinnlichen moraliſchen Welt. (Ein Schwärmer könnte uns von dem Merkur auf die Venus, von dieſer zur Erde wandern laſſen, und dann weiter, erſt unſere Planeten durch.) Gut, ſagt man, ſo iſt eine neue Form das Reſultat einer ganzen vorhergegangenen Periode; wir haben dieſe Form, ohne zu wiſſen, wodurch und woher. So mit der Form der Anſchauung, ſo mit der des Denkens; wird es mit der Form der Moralität anders ſeyn? Allerdings! Beym Anſchauen und Denken ſind wir gebunden, zu moraliſchen Weſen ſollen wir durch die Freyheit des Willens (welche *Wieland* wohl nicht annehmen wird, aber ſehr mit Unrecht) uns ſelbſt bilden. Woran wir die Anſchauung und die Denkkraft geübt haben, das iſt gleichgültig, wenn ſie nur geübt wurden; woran wir den Willen übten, iſt vielleicht weniger gleichgültig. Und geſetzt auch, *dieſes* wäre gleichgültig: ſo kann es doch gar nicht gleichgültig ſeyn, zu wiſſen, *daſs* und *ob* und *wie* wir ihn übten, weil die Freyheit allein, ohne Bewuſstſeyn des Vergangenen, uns

nicht

nicht fördern würde. Alſo iſt hier ein ganz anderer Fall, als dort, und die Lethe kann zwar wohl um ein Elyſium fließen, allein nicht am Geſtade einer neuen Welt, wo wir nicht bloſs bleiben, was wir waren, ſondern durch eigne Kraft höher ſollen, wo wir nicht Schatten, ſondern wieder Weſen ſind. Vielleicht auch, daſs die Erinnerung ſelbſt uns Lohn und Strafe iſt; aber auch ſchärferer Sporn. Daſs ſie in Anſehung der uns theuern Hinterbliebenen uns mehr quälend als wohlthätig ſeyn werde, iſt eine gar zu menſchliche Vorſtellung. Wird denn der weiſere Vater weinen, wenn er ſein Kind umfangen von einer Noth ſieht, die er als ſchönes Mittel zu deſſen Bildung erkennt? —

Wie wenig übereinſtimmend wir in dieſen Punkten mit *W.* denken: ſo finden wir doch andere Stellen, denen wir unſre gänzliche Zuſtimmung nicht verſagen können: z. B. dem, was er über Möglichkeit des Wiedererſcheinens, über Einwirkung und Annäherung Verſtorbener auf und an uns, über reine Liebe zur Tugend ſagt. In Stellen, wo er uns tiefere Blicke in ſein Inneres thun läſst, zieht er die Herzen unwiderſtehlich an ſich. Das dritte Geſpräch indeſs hat uns weniger befriedigt, als das zweyte, und wozu die Geſchichte S. 239—250. erzählt worden, haben wir nicht recht begreifen können.

Nicht *Athanaſia*, ſondern *Euthanaſia* aber hat er ſein Buch überſchrieben. Damit dieſer Titel ſich rechtfertige, und mit ihm zugleich unſer Ausſpruch über *Wieland* und ſein Buch, ſtehe der Schluſs deſſelben am Schluſſe unſerer Recenſion. „Wer in der Welt ſollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein ſo unſchuldiges und gutes Weſen, wie du? Denn ich wenigſtens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniſs des alten Sokrates, *das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens.* Das Bewuſstſeyn, das man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt, und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewuſst iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelaſſen und getroſt, was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoos des Unendlichen, und ſchlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieſs iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen *Euthanaſia* nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſerer Gewalt iſt, warum ſollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Von allem, was guten Menſchen *gewiß* iſt, das *Gewiſſeſte* bleibt doch immer, daſs ſie ſich nicht betrügen können, wenn ſie in ruhiger Ergebung, und gleichſam mit geſchloſsnen Augen, bis zum letzten Athemzug *das Beſte hoffen.*"

Laſst uns mit *Wieland* hoffen, und Thoren ihren Glauben an Kobolde überlaſſen. Ohnedem poltern jetzt der heilloſen Kobolde zu viel in der Welt, und es thut Noth, an das Bannen ernſtlich zu denken.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Schöne: *Beyträge zu einem zweckmäſsigen Elementarunterrichte für angehende Stadt- und Landſchullehrer*, von *Joh. Gottfr. Eger*, Schullehrer beym Hochlöbl. von Götzeſchen Regimente in Berlin. Nebſt zwey Zeichen- und einer Buchſtabentafel. 1805. XII u. 73 S. 8. (12 gr)

Das Buch iſt ein rühmlicher Beweis, wie weit es ein Mann, der nur die erſten Anfangsgründe des menſchlichen Wiſſens zu lehren hat, bringen könne, wenn er darüber nachdenkt, und wie ſehr er ſich dann auszeichne und Achtung verdiene. Hr. E. hat ſich, während ſeines dreyzehnjährigen Schulamts, ſo viel Erfahrung geſammelt, ſo manche eigne Entdeckung gemacht, die gründlichſten Pädagogen, und unter ihnen auch *Peſtalozzi*, ſo glücklich benutzt, und ſich eine richtige, lichtvolle und gefällige Schreibart ſo eigen gemacht, daſs er das völlig, durch dieſes Buch, erreicht hat, was er dadurch erreicht zu haben wünſcht, angehenden Schullehrern einen Leitfaden zu geben, nach welchem ſie Unterricht und Schuldiſciplin, mit gutem Erfolge, beſtimmen, ſich mancher ängſtlichen Sorge überheben und unnöthige, der Geſundheit ſchädliche Anſtrengung erſparen können. Gewiſs werden dieſe alle das Buch mit groſsem Nutzen in die Hand nehmen, und bey der Deutlichkeit und guten Darſtellungsgabe des Vfs., ohne ſchleppende Weitläuftigkeit, in kurzer Zeit mehr daraus lernen, als aus manchem andern Buche deſſelben Inhalts, in welchem mehr wiſſenſchaftliche Demonſtration, als praktiſcher Geiſt herrſcht. Vorgeſetzten von Elementarſchulen empfehlen wir daher das Buch, um es in die Hände der ihnen untergeordneten Stadt- und Landſchullehrer zu bringen. Man findet hier zuvörderſt in der *Einleitung* ſehr gute Bemerkungen über den Elementarunterricht in öffentlichen Schulen überhaupt beyſammen; dann folgen 7 Kapitel: 1) von der Uebung der äuſsern Sinne; 2) von der Selbſtbeſchäftigung der Kleinen in der Zeit, wo der Lehrer den Gröſsern Unterricht ertheilt; 3) von der Erlernung der Buchſtabenlaute nach dem Gehöre; 4) von der Erlernung der Buchſtabenzeichen; 5) von den täglichen Unterhaltungen mit den Kleinen; 6) vom erſten Unterrichte im Rechnen; 7) vom richtigen Sprechen; und auf dieſe noch in einem Anhange kürzere Aufſätze, z. B. über das Gebet; Hülfsmittel, das ſchlechte Leſen mancher Kinder zu verbeſſern; vom Herausgehen der Kinder während des Unterrichts u. a. m.

Berichtigung.

A. L. Z. 1806. Nr. 63. S. 503. Z. 8. von oben leſe man: *Ehrgeiz der Jugend* für Ehrgeiz der Tugend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. April 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LINZ, b. Feichtinger: *Caji, Romani Presbyteri, ut videtur, Fragmentum acephalum de Canone divinorum Novi Foederis Librorum*, commentatur *Franc. Freindaller*, Collegiatae ad S. Florianum ecclesiae Canonicus regul. in Academia Licensi sacrorum dogmatum Prof. publ. ord. 1803. 50 S. 8.

Ludw. Muratori machte aus einem in eckichter Majuskelschrift sehr fehlerhaft geschriebenen Codex der Ambrosian. Bibliothek zu Mayland (vorher des Monasterium Bobiense) im *III. Tom.* seiner *Antiquitates Italicae medii aevi* p. 854. das für den Kanon des N. T. merkwürdige Fragment bekannt, welches der Vf. durch Untersuchung der Frage über den Urheber desselben, und durch Sinnerklärungen erläutert. Das Fragment ist ohne Anfang und Namen. Der Codex fängt mit einer Inschrift von Chrysostomus an, ist aber eine Sammlung von Miscellaneen. *Muratori* hielt seinen Fund für eine lateinische Uebersetzung aus des röm. Presbyters *Cajus* Disputation mit dem Montanisten *Proclus*, welche in die Zeit des röm. Bischofs Zephyrinus um's J. 212. fiel, und in welcher auch eine Erklärung über den Kanon, oder eigentlich über 13 Paulinische Briefe (also mit Ausschluss des Br. an d. Hebr.) vorkam (s. *Euseb.* Kirchengesch. 6, 20. *Hieron. de Scriptor. eccl.* c. 20.) Er wäre demnach, da auch nach *Photius Biblioth. Cod.* 48. *Cajus* ins J. 196. gesetzt wird, ziemlich alt. Hr. *Fr.* ist geneigt, den nämlichen *Cajus* auch in der Unterschrift der *Acta genuina Martyrii S. Polycarpi* (herausg. von *Usher*, dann von *Ruinart* und *Galura*) zu finden, in den Worten: *Acta haec Cajus descripsit e Manuscriptis Irenaei, Polycarpi discipuli, cui coaevus fuit.* Dieser *describens e Mssptis* aber scheint ein blosser *Abschreiber* zu seyn. Das einzige sichere, aber auch bedeutende, in dieser Rücksicht ist, dass jener, wie das Fragment sagt, *in Urbe Roma, sedente (in) Cathedra Urbis Romae ecclesiae, Pio Episcopo, fratre ejus*, von *Hermes* verfasste *Pastor* für den Vf. des Fragments etwas „*nuperrime nostris temporibus conscriptum*" war, dass dieser sich also für einen Zeitverwandten Pius I. wenigstens ausgiebt.

Zur kritischen und exegetischen Aufklärung des Fragments hat Hr. *Fr.* in der That sehr wenig beygetragen. Nicht einmal der Text ist hier genau abgedruckt. p. 4. fehlt Z. 26. *in semetipso* nach *dicens.* p. 6. giebt als Text: *Apocalypsis quoque Johannis, et Petri, quam quidam e nostris legi in Ecclesia nolunt.* p. 43. aber setzt nach *Petri* noch: *tantum recipimus.* Seine Conjecturalverbesserungen sind entweder solche, die gar nicht anders gemacht werden können, oder unrichtige. Wir können das, was Hr. *Fr.* anbietet, und was uns zur Berichtigung und Erklärung des noch allzu wenig bearbeiteten Textes beyfiel, nicht kürzer vorlegen, als wenn wir den Text selbst, und dabey das Kritische und Exegetische in Parenthesen, folgen lassen.

Text mit Hn. *Fr's* Verbesserungen.	Text nach dem Rec.
... *quibus tamen interfuit* (viell. *Marcus*) *et ita posuit. Tertio* (*Tertium*) *Evangelii librum secundo* (*secundum*) *Lucam. Lucas iste medicus post ascensum Christi cum eo Paulus, quasi ut juris studiosum secundum adsumsisset, numeni* (*nomine*) *suo ex opinione conscripsisset* (*conscripsisset*). *Dominum tamen nec ipse vidit in carne, et idem prout assequi* (vgl. Luk. 1, 3. παρηκολουθηκοτι „*assecuto*") *potuit. Ita et a nativitate Johannis incipet* (*incipit*) *dicere.*	... *quibus tamen* [*non* müsste, wenn Markus gemeint ist, ausgefallen seyn] *interfuit. Et ita posuit* [die Autorität, welche den Kanon bestimmte, weiter unten die *ordinatio disciplinae ecclesiasticae* genannt!] *tertio Evangelii librum secundum Lucam. Lucas iste medicus* [sc. *erat*]. *Post ascensum Christi eum eum Paulus, quasi ut juris* [του δικαιου, der Rechtschaffenheit] *studiosum* [oder nach der glücklichen Emendation eines Gelehrten in der Leipz. L. Z. *quasi itineris socium*] *secum adsumsisset, nomine suo ex* [wahrscheinlich *suo, ejus*, sc. *Pauli, ex*] *opinione conscripsit; dominum tamen nec ipse vidit in carne. Et idem* [sc. *Lucas pariter ac Marcus, scripsit*] *prout assequi potuit. Ita et a nativitate Johannis incipit dicere.*
Quarti evangeliorum (*Quarto Evangelii librum*) *Johannis e discipulis. Cohortantibus condiscipulis* (den Aposteln) *et episcopis suis dixit: conjunate mihi hodie triduo, et quid cuique fuerit revelatum, alterutrum nobis enarremus. Eadem nocte revelatum Andreae ex apostolis, ut, recognoscentibus cunctis, Johannis suo nomine cuncta describeret. Et ideo licet varia singulis Evangeliorum libris principia doceantur, nihil tamen differt credentium fidei cum uno et principali spiritu* (*sint*) *in omnibus omnia, de nativitate, de passione, de resurrectione et de gemino ejus adventu. Primo in humilitate. despectus, quod ro ..... secundum potestate regali praeclarum, quod*	*Quartum evangeliorum Johannis* [sc. *est, unius*] *e discipulis. Cohortantibus* u. s. w. [Die ganze folgende Anekdote bleibt gleich. Welche Mährchen über Entstehung der Evangg. schon am Ende des zweyten Jahrhunderts!] ... *alterutrum* [wahrsch. *alternatim*] .... *principia* [d. i. *rei christianae initia*] .... *et principali* [τῳ ἁγιῳ πνευματι] ....
	et de gemino ejus adventu, primo in humilitate despectus [der Verachtung], *quod ro* .... [viell. *quod retro est*].

Text mit Hn. *Fr's* Verbeſſer.

futurum eſt. Quid ergo mirum, ſi Johannes tam conſtanter ſingula etiam in epiſtolis ſuis proferat, dicens in (d. i. *de*) *ſemetipſo: quae vidimus oculis noſtris et auribus audivimus et manus noſtrae palpaverunt, haec ſcripſimus. Sic enim non ſolum viſorem, ſed* (*et*) *auditorem, ſed et ſcriptorem omnium mirabilium Domini per ordinem profitetur.*

Acta autem omnium Apoſtolorum ſub uno libro ſcripta ſunt. Lucas: optime Theophile, comprehendit, quia ſub praeſentia ejus ſingula gerebantur, ſicut et remote (*ſemote*) *paſſionem Petri* [*Act. XII.* meint Hr. *Fr.*] *evidenter declarat, ſed et profectionem Pauli ab Urbe in Spaniam proficiſcentis.*

Epiſtola (*Epiſtolae*) *autem Pauli quae, a quo loco vel qua cauſa directae ſint voluntatibus* (*volentibus*) *intelligere ipſe* (*ipſae*) *declaranti Primum omnium Corinthiis ſchiſma haereſis interdicens; deinceps Collactis* (*Galatis*) *circumciſionem. Romanis autem ordine Scripturarum ſed et principium earum eſſe Chriſtum intimans prolixius ſcripſit, de quibus ſingulis neceſſe eſt a nobis diſputari, cum ipſe Apoſtolus Paulus ſequens praedeceſſoris ſui Johannis ordinem, nonniſi nominatim ſeptem eccleſiis ſcribat, ordine tali: ad Corinthios prima, ad Epheſios ſecunda, ad Philippenſes tertia, ad Coloſſenſes quarta, ad Galatas quinta, ad Theſſalonicenſes ſexta, ad Romanos ſeptima. Verum Corinthiis et Theſſalonicenſibus licet pro correctione* (*correptione*) *iteretur, una tamen* (*epiſtola*) *per omnem orbem terrae Eccleſia diffuſa eſſe dinoſcitur* (*dignoſcitur*). *Et Johannes enim, in Apocalypſi licet ſeptem eccleſiis ſcribat, tamen omnibus dicit.*

Verum ad Philemonem una et ad Titum una et ad Thimotheum duae (*duae*) *pro affectu*

Text nach dem Rec.

Secundum poteſtate regali praeclarum, quod futurum eſt. Quid u. ſ. w.

per ordinem [= καθεξῆς], *profitetur.*

Acta autem omnium [?] *Apoſtolorum ſub uno libro ſcripta ſunt Lucae.* [*Τὸ*] *optime Theophile! comprehendit* [jenes: *optime Theophile!* bedeutet zugleich] *quia* [daſs] *ſub praeſentia ejus ſingula gerebantur. Sicut et remote paſſionem Petri evidenter declarat,* [dem römiſchen Vf. des Fragments iſt ſehr darum zu thun, daſs Petrus's Märtyrerthum zu Rom nicht etwa aus dem Stillſchweigen der Apoſtelgeſch. bezweifelt werde; er will alſo andeuten, jenes ſey eben ſo durch den ſchnell abbrechenden Schluſs der Apg. angedeutet, wie die, gleichfalls nicht erzählte, Reiſe des Paulus nach Spanien] *ſic et profectionem Pauli, ab Urbe in Spaniam proficiſcentis*

Epiſtolae u. ſ. w. *ipſae declarant. Prima omnium Corinthiis ſchiſma haereſis* [welches der latein. Genitiv iſt, für: *haereſeos*] *interdicens* u. ſ. w. *Romanis autem, ordinem* [διαταγὴν] *ſcripturarum, ſed et principium eorum* [ſc. *Romanorum*] *eſſe Chriſtum, intimans prolixius ſcripſit. De quibus ſingulis* [*nec*] *neceſſe eſt a nobis diſputari, cum ipſe Apus Paulus ſequens praeceſſoris* [näml. *anteceſſoris in ſcribenda Apoc.*] *ſui Johannis ordinem, non niſi* u. ſ. w.

... una tamen (*epiſtola*) *per omnem orbem terrae Eccleſiae* [für die Kirche] *diffuſa eſſe dignoſcitur...*

Verum et ad Philemonem, una et ad Titum una et ad Timotheum duae pro affectu et

Text mit Hn. *Fr's* Verbeſſer.

et dilectione, in honore tamen Eccleſiae catholicae in ordinatione eccleſiaſticae diſciplinae ſanctificatae ſunt. Fertur etiam ad Laudecenſes (*Laodicenos*) *alia ad Alexandrinos Pauli nomine fictae* (*fictas eſſe*) *ad haereſin Marcionis* (vgl. *Epiphan. haer. LII.*) *et alia plura, quae in catholicam eccleſiam recipi non poteſt* (*poſſunt*). *Fel enim cum melle miſceri non congruit.*

Epiſtola ſane Judae et ſuperſcripti Johannis duas (*duae*) *in Catholica habentur, et ſapientia ab amicis Salomonis in honorem ipſius ſcripta.* (Sonderbar allerdings, dieſe zum N. T. gerechnet zu ſehn!)

Apocalypſis (*Apocalypſin*) *quoque Johannis et Petri* (deſſen Briefe hier fehlen!) *tantum recipimus, quam quidam e noſtris legi in Eccleſia nolunt.*

Paſtorem vero nuperrime temporibus noſtris in Urbe Roma Herma conſcripſit ſedente (*in*) *cathedra Urbis Romae eccleſiae Pio Epiſcopo, fratre ejus. Et ideo legi eum quidem oportet, ſe* (*ſed*) *publicare vero in Eccleſia populo* (wie die Montaniſten gerne wollten) *neque inter prophetas completum numero neque inter apoſtolos in finem temporum poteſt.*

Arſinoi autem ſeu Valentini vel Mitiadis nihil in totum recipimus, qui etiam novum pſalmorum librum (nach *Tertull. de carne Chr.* c. 20. gab es Valentiniſche Pſalmen!) *Marcioni conſcripſerunt unum Baſilide, Aſianum Cataphrygum conſtitutorem.*

Text nach dem Rec.

dilectione [näml. *ſcriptae extant*]. *In honore tamen Eccleſiae catholicae* [als Dativ: für die Kirche] *in ordinatione eccleſiaſticae diſciplinae* [bey Anordnung des kirchlichen Rituals] *ſanctificatae ſunt. Fertur* [= *Circumfertur*] *etiam ad Laodicenſes, alia ad Alexandrinos. Pauli nomine fictae* [*ſunt*] *ad haereſin Marcionis. Et alia plura* [*ſunt*], *quae in catholicam eccleſiam recipi non poteſt.* [*ου δυναται.* Grücismus nach dem Neutrum]. *Fel* u. ſ. w.

Epiſtola ſane Judae et ſuper [*ſupra*] *ſcripti* u. ſ. w.

Apocalypſis quoque (ſo. *extat*) *Johannis. Et Petri* [ſc. *apocalypſin?* ſ. *Euſeb.*] *tantum recipimus, quam quidam ex noſtris legi in eccleſia nolunt.*

Paſtorem vero u. ſ. w. *Et ideo* [weil er von einem Bruder des Biſchoffs iſt] *legi eum* [*Paſtorem*] *quidem oportet, ſe* [*ipſum Herma*] *publicare vero in Eccleſia populo, neque inter prophetas, completo* [weil längſt voll war] *numero* [der Propheten] *neque inter Apoſtolos in fine temporum* [= *εν τῃ συντελειᾳ των καιρων*, da die Weltalter zum Ende eilen, es gleichſam zu ſpät iſt, jetzt noch als Apoſtel aufzutreten] *poteſt*

Arſinoi u. ſ. w. *nihil in totum* [durchaus nichts] *recipimus.* Das Uebrige ſcheint den Sinn zu haben, daſs jener von den Gnoſtikern Valentinus u. s. mit Hülfe des Baſilides geſchriebene Pſalter, von dem Vf. des Fragments für den Begründer (d. i. ein Hauptbuch) der kataphrygiſchen Sekte in Aſien gehalten worden ſey. So wäre denn wohl *Aſianorum* zu leſen?]

Als Ueberſetzung aus dem Griechiſchen verräth ſich das Fragment oft genug, ſelbſt in ſeinen Fehlern, ſ. *in Spaniam*, εἰς τὴν Σπανιαν Röm. 15, 24. das angeführte *poteſt* als Atticismus; *inſemetipſo* f. *de*. Daſs der Fragmentiſt eine *Apocalypſis Petri* ſchätzte, zeigt wider den Römer. Iſt gleich die eigentliche Stelle über die *Apoc. Johannis* dadurch verdunkelt, daſs man nicht weiſs, ob das *quam quidam e noſtris in eccleſia legi nolunt* auf ſie, oder auf *Apoc. Petri* allein geht, und iſt ferner die Ableitung des Fragments vom *Presb. Cajus* gleich ganz ungewiſs und eine bloſse Möglichkeit,

keit: so bleibt doch als Hauptresultat: dafs es ein griechisch schreibender *vir ecclesiasticus*, dem des Bisch. Pius Zeiten nahe waren, ist, welcher zu Rom von der *Apocalypsis Joh.* so vortheilhaft dachte, dafs er sie mit Paulus Briefen in Parallele stellt („*et Joh. enim in Apocalypsi* etc.") und offenbar den Apostel als Vf. derselben voraussetzt. Dafs dieser sie früher geschrieben habe (*praecessor Pauli in scribendo* dadurch gewesen sey), kommt auch mit *Tertullian* überein, in sofern dieser (*de Fuga in persecut.* c. 9. p. 187. ed. *Semler.*) auf ähnliche Art annahm, die Apocalypse sey vor dem ersten Brief des Johannes geschrieben gewesen. *Johannes pro fratribus quoque animas ponendas docet* (1. Brief 3, 16.) *sedum pro Domino. Denique memor Apocalypsis suae, in qua* (c. 21, 8. vgl. *Tertullian. ib.* c. 7. p. 185.) *timidorum exitium audierat, de suo sensu* (als eigenen Gedanken) *admonet et ipse, timorem rejiciendum. Timor, inquit* (1. Br. 4, 18.) *non est in dilectione.* Dafs das Fragment von einer *ordinatio disciplinae ecclesiasticae* in Absicht auf die Sanctification der kanon. Schriften des N. T. spricht und diese Semlerische Vermuthung historisch belegt, ist unstreitig wenigstens eben so wichtig, als das darin über die Johanneische Apocalypse angegebene. — Uebrigens ist ein neuerer Versuch, dem *Papias* das ganze Fragment beyzulegen, viel unwahrscheinlicher, als die Muthmafsung auf den *Presb. Cajus.* Der alte Vf. war sicher ein Mann, welcher alles aus dem Gesichtspunkt der damaligen Kirche zu Rom ansah.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Theologisches Journal für ächte Protestanten.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Bremi*, Prof. in Zürich. *Ersten* Bds. *erstes* Stück. 1802. 12½ Bog. 8. (20 gr.)

Dieses Journal sollte sich an die von dem sel. *Corrodi* herausgegebenen und in Deutschland mit Beyfall aufgenommenen *Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion*, wovon bis zu dieses Herausgebers Tode 18 Hefte, und nach demselben unter der Redaction des Hn. *Andreas Keller* Pfarrers zu Illnau im Kanton Zürich, noch zwey Hefte erschienen, anschliefsen; allein das Glück war ihm nicht günstig; es blieb bey diesem *ersten* Stücke des *ersten* Bandes, und seit viertehalb Jahren ist nichts weiter davon in dem Publicum erschienen. Vielleicht kömmt dies mit daher, weil Hr. *Br.* als ein überaus kluger, vorsichtiger, bedächtlicher Mann, in seinem Journale einen gewissen *Mittelweg* gehen wollte, und es gerade dadurch mit beiden Parteyen, den *Altgläubigen* und den *Neugläubigen*, jenen, weil es ihnen schon zu frey — diesen, weil es ihnen bey weitem nicht frey genug war, verdarb. In *bürgerlichen* Verhältnissen kömmt man zwar mit einer solchen Umsicht, wobey man allen alles zu werden sucht, oft weit, und wer Ehrbegierde genug hat, um in seinem bürgerlichen Wirkungskreise eine bedeutendere Rolle spielen zu wollen, darf es an dieser Klugheit, womit man sich unter allen Parteyen, so lange es für einen gegebenen Zweck nöthig ist, Freunde macht, nicht fehlen lassen; allein in der *gelehrten* Welt kömmt man damit nicht weit; da mufs frey herausgesprochen und entschieden Partey genommen werden; da mufs man zeigen, dafs man weiter geht und weiter führen will, als nur so weit es etwa ein Bürgermeister oder Antistes loci für ihr besonderes Reich gerathen oder doch noch erträglich finden; da mufs man sein besonderes Vaterland, seine täglichen Umgebungen, die individuellen Zeitumstände, in denen man gerade lebt, gewissermafsen vergessen, über sein Zeitalter sich erheben, seinem Zeitalter dreist vorgreifen, und ihm auf einige Zeit ein Aergernifs seyn können. Auch das kann diesem Journale geschadet haben, dafs es zwar auch für Gelehrte sorgen, aber doch das praktische Fach mehr bearbeiten wollte, wodurch es das Vorurtheil wider sich erregte, dafs die Wissenschaft einen verhältnifsmäfsig geringern Vortheil daraus ziehen würde; dahingegen *Corrodi* seinen Beyträgen mehr Interesse für *gelehrte* Theologen, als gerade nur für theologische Geschäftsmänner, welche durch andere periodische Schriften berathen werden, zu geben wufste. Doch wir wollen es gern auf sich beruhen lassen, warum dies Journal nicht genug Aufmerksamkeit erregte, um ohne Schaden fortgesetzt werden zu können, zumal da es allerdings auch in einer für seinen Vertrieb sehr ungünstigen Periode an das Licht trat. Gewifs hätte es ein besseres Schicksal verdient. Eine schöne Schilderung von Zürichs religiösem und literarischem Zustande im achtzehnten Jahrhunderte in einer von Amtswegen gehaltenen Rede des Chorherrn *Hottinger*, gereicht diesem Journale zur wahren Zierde; auch empfehlen sich die Beyträge des Chorherrn *Nüscheler*, Prof. *Bremi* und Prof. *Ochsner* von verschiedenen Seiten. Was dieser letztere Gelehrte lieferte, scheint am meisten in dem Geiste der Corrodischen Beyträge geschrieben zu seyn.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh.: *Ueber II. F. 43. und die Descendentenfolge in Lehne nach Longobardischen Rechten;* vom Postdirector *Hennemann* in Schwerin. 1804. 175 S. 8. (12 gr.)

Es giebt wohl keine Stelle des Longobardischen Lehnrechts, über deren Sinn bey gleicher Klarheit der Worte in neuern Zeiten so sehr gestritten worden wäre, als diejenige, deren Erläuterung die gegenwärtige Schrift gewidmet ist. Was die Worte des Texts ausdrücken, fand man zwar nicht im mindesten zweydeutig; aber es liefs sich so wenig mit der vorausgesetzten Natur der Lehen und der Lehnsfolge vereinigen, dafs man Zwecke der Verordnung ausfindig machen zu müssen glaubte, mit deren Hülfe man, wo nicht die vermifste Consequenz herstellen, doch der Anwendung des Texts Schranken setzen könnte. Gegen diese Behandlung nun, die seit *G. L. Böhmer* mehrere Vertheidiger gefunden hat, erklärt sich der Vf. der vorliegenden Schrift. Er hat es zunächst mit dem neue-

neueſten Verfechter der Böhmerſchen Meinung, dem Hn. *von Kampz*, zu thun, welcher derſelben ſeit Kurzem drey beſondere Abhandlungen gewidmet hat. Der Vf. ſetzt ganz richtig voraus, daſs man nach einem beſondern Zwecke des Geſetzes gar nicht zu fragen brauche, ſo bald man zu zeigen vermöge, daſs daſſelbe ſeine Entſtehung nicht einer eigenen poſitiven Geſetzgebung zu danken habe, ſondern aus andern bekannten Grundſätzen des Lehnrechts abgeleitet ſey. Er übernimmt es nun, dieſen Beweis zu führen. Die Vertheidiger der beſchränkenden Auslegung nehmen an, alle Succeſſion ins Lehen, die der Deſcendenten ſowohl als der Collateralen, ſey keine univerſelle, ſondern ſinguläre Succeſſion, und der Deſcendent wie der Collaterale verdanke das Lehen nicht dem letzten Beſitzer, ſondern dem erſten Erwerber, und leite alles Recht am Lehen von dieſem und deſſen Belehnung und Convention mit dem Lehnherrn ab. Zu dieſer Vorausſetzung will nun freylich der angeführte Lehnstext nicht recht paſſen. Lieſse ſich hingegen erweiſen, daſs nach dem Longobardiſchen Lehnrechte alle Deſcendentenfolge ins Lehen eine wahre Erbfolge ſey, nicht *titulo ſingulari*, ſondern *univerſali* geſchehe, daſs mithin der folgende Deſcendent nicht ſowohl aus der Belehnung des erſten Erwerbers, als vielmehr aus der Belehnung und dem Rechte des letzten Lehnsmann's und Aſcendenten, unmittelbar oder durch Transmiſſion des väterlichen Folgerechts, zum alten Lehen gelange: ſo würde es auch ganz klar, warum nur der Agnat, nicht aber der Deſcendent das Lehen behalten, und die Erbſchaft ausſchlagen darf. Dem Beweiſe jenes Satzes iſt nun ein groſser Theil der gegenwärtigen Schrift gewidmet. Und es ſcheint uns auch, daſs es dem Vf. damit gelungen ſey, wenn wir gleich einige ſeiner Gründe nicht für ſehr durchgreifend halten können. Es ſind kürzlich folgende; „Im Longobardiſchen Lehnrecht ſowohl als in den Inveſtitur-Urkunden werden die Deſcendenten immer als Erben bezeichnet, Erben; *haeredes legitimi* im Römiſchen Sinne genannt. Enkel folgen dem Groſsvater *jure transmiſſionis*; überhaupt ſey in den Longobardiſchen Lehnrechtsbüchern die Succeſſionsbeſtimmung nach den Römiſchen Geſetzen, ſelbſt mit Beybehaltung ihrer Worte, gemodelt; die bekannte Conradiniſche Verordnung, welche die Erblichkeit der Lehen zuerſt feſtgeſetzt habe, räume dem Sohne jedes Vaſallen, als ſolchen, die Lehnsfolge ein; jeder ſpätere Vaſall empfange das Lehen ſo gut durch Inveſtitur, als der erſte Erwerber, und bringe es dadurch auf ſeine nächſte Deſcendenz wie dieſer." Erneurung der Belehnung kennen die Geſetze nicht: Und dann, argumentirt der Vf. weiter, „wie lieſsen ſich die Folgen der Felonie, wie die II. F. 50. vorausgeſetzte Ausſchlieſsung der Deſcendenz, wie die II. F. 39. zugeſtandene Veräuſserung des Lehns rechtfertigen, wie könnten ſelbſt nach II. F. 45. Agnaten durch ihren Conſens die Agnationsrechte künftiger Deſcendenten aufhören machen, wie nach II. F. 26. §. 15. die Ausſchlieſsung von der Inteſtatfolge auch auf die Lehnsfolge ſich erſtrecken, wenn das Recht des Sohns vom Rechte des Vaters unabhängig wäre?" In einer langen Note ſucht der Vf. beyläufig zu zeigen, daſs bey Lehen überhaupt nur die Deſcendentenfolge Statt finde, und der Collaterale des letzten Beſitzers unabhängig von dieſem als Erbe ſeines nächſten Aſcendenten ins Lehen folge. Die Stellen des Lehnrechts, welche die Collateralen zur Folge berufen, enthalten, nach der Meinung des Vfs., bloſs eine temporäre Succeſſionsfeſtſetzung zum Beſten derjenigen, welche das Lehen nicht als Deſcendenten eines ſolchen Vaſallen anſprechen konnten, der daſſelbe nach Feſtſetzung der Deſcendentenfolge beſeſſen hatte. Da es nun heut zu Tage wohl kein Lehen mehr giebt, das vor feſtgeſtellter Deſcendentenfolge entſtanden wäre, ſo fällt alles praktiſche Moment jener Stellen weg. Nach einer kurzen Beleuchtung der Gründe, auf die ſich die Böhmerſche Theorie ſtützt, wobey der Vf. auch auf die Unangemeſſenheit des aus dem Römiſchen Rechte entlehnten und vom Hn. *von Kampz* dem Geſetze untergelegten Zwecks, Verhütung der Schande der Erbloſigkeit, aufmerkſam macht, folgt die Aufzählung der Reſultate. Der Sohn kann auch nicht die Erbſchaft behalten und das Lehen ausſchlagen. Er muſs als Repräſentant des Vaters deſſen Handlungen und Verbindlichkeiten als die ſeinigen anerkennen und erfüllen. Selbſt Veräuſserungen, und alles, was der Vater unter Lebendigen über das Lehen verfügt hat, muſs er ſich gefallen laſſen. Die Einwürfe, die man dagegen vorbringt, werden von dem Vf. §. 32 f. befriedigend widerlegt. Von §. 34. an folgen dann noch einige Fragen, welche die Anwendbarkeit des Lehntexts betreffen. Unter dem *filio* II. F. 45. ſind auch entferntere Deſcendenten begriffen. Das Geſetz iſt auf alle Lehen, ſelbſt die, welchen die Fideicommiſs-Eigenſchaft beygelegt iſt, anzuwenden. Die Fälle, die man gewöhnlich ausnimmt, machen entweder keine Ausnahmen, oder ſie ſind unter der Regel gar nicht begriffen, wie z. B. wenn dem Sohne die väterliche Erbſchaft nicht zugleich mit der Lehnsfolge zufällt. Zuletzt zeigt der Vf. noch, daſs der Sohn ſich der Wohlthat des Inventars bedienen könne, jedoch nur, um ſein eigenes Vermögen zu ſichern, nicht um von der Uebernahme der Erbſchaftslaſten und Verwendung des Lehens und deſſen Früchte zu dieſem Zwecke frey zu werden. Wir ſind dem Vf. das Zeugniſs ſchuldig, daſs er ſeine Hypotheſe gründlich durchgeführt hat. Nur vermiſst man hie und da logiſche Ordnung und Gedrängtheit. Auch iſt der Stil etwas ſchwerfällig, und nicht ganz correct. Beſonders liebt der Vf. einen undeutſchen Gebrauch des Particips *habend*; er ſagt: beſeſſen *habenden* S. 19. verwirkt *habenden* S. 37. eingewilligt *habenden* S. 92.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. April 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler*. 1803. 171 S. 8.

Ebendaſ.: *Verſuche in der organiſchen Phyſik*, von D. *Troxler*. 1804. 525 S. 8.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler*. 1805. 395 S. 8.

Das wiſſenſchaftliche Gewühl der modernen Speculation im Reich der Medicin giebt ſeinem Innern und Aeuſsern nach eine traurige Ausſicht für die Anſprüche auf eine feſte Begründung der Theorie. Es iſt noch ein heilloſes Spiel, welches ein ungebildetes Wiſſen mit dem ungeregelten Kennen treibt, es ſind noch dunkle Ahndungen, die man zu bald als die herrlichſten Deutungen emporhebt, und in der kaum begonnenen Dämmerung rennt und ſtöſst noch alles gegen einander. Es iſt voraus zu ſehen und zum Theil ſchon eingetroffen, daſs die, dem einen Boden der Naturphiloſophie entkeimten, mediciniſchen Theorieen ſich in kurzem ſo ſchneidend widerſprechen werden, als irgend jemals zwey verſchiedene Meinungen in der Medicin. Hr. *Troxler*, deſſen Werke unter die jüngſten und kräftigſten Triebe dieſer Schule gehören, ſah frühzeitig ſchon die Unzulänglichkeit mancher, daher entſprungnen, Meinungen ein. Er fühlte die Miſsverhältniſſe, die ſogleich und immer entſtanden, wenn die Apoſtel der Erregungstheorie (ſelbſt der begründet ſeyn ſollenden) ihre Allgemeinheiten auf das wirkliche Leben beziehen wollten. Sein genialiſcher Geiſt lieſs die Formen der Schule, die ihn beengten und dort feſthielten, wo er nichts erwarten konnte, zurück, und in dem erſten Andrang ſeiner Ahndungen entſtand ihm ſeine erſte Schrift (Nr. 1.), von der ſchon manches in Nr. 2. eine andere Geſtalt erhielt. Beide berechtigten zu der Erwartung eines neuen Productes ſeines fruchtbaren Genie's, wodurch nicht nur das, noch loſe zuſammenhängende, vereinigt, ſondern auch die ganze Anſicht des Vfs. mehr mit dem, was vor und neben ihm gedacht und geſagt war in Einklang gebracht, oder beſtimmter davon getrennt, ſie ſelbſt aber durch die ganze Medicin durchgeführt würde. Nr. 3. erſchien, und Rec. iſt verlegen, wie er dieſe Schrift einführen ſoll. In der Eile entworfen, wie wohl auf eine Anſicht gegründet, die Hr. *Tr.* Ehre macht — vielleicht früher für eine weitere Ausführung beſtimmt, widerſpricht es den meiſten der in Nr. 1. aufgeſtellten Ideen — das übrige tritt in vervielfachter Beziehung und in neuer Geſtalt auf. An Nr. 2. reiht es ſich mehr an. Ob und wie die Theorie des Vfs. ſich an das Gleichzeitige anſchlieſst, ob und wie ſie als vollſtändiges Ganze die Fülle ihrer Objecte erſchöpfe und in ſich klar und durchgeführt ſey, wird aus ihrer Entwicklung und Prüfung ſelbſt hervorgehn. Indeſs iſt vorher noch einiges abzumachen. Hr. *Tr.* will als Reformator in der Medicin auftreten und eine neue, aber nach ſeiner Ueberzeugung wahre Theorie, und mit ihr einen, vom bisher Gewöhnlichen abweichenden, Inbegriff von Normen und Daten für die Jaterie aufſtellen. Die Verhältniſſe aber, in welche er als ſolcher tritt, ſcheint er nicht zu kennen, ſonſt würde er ſeine Producte nicht in einer, ſo wenig genieſsbaren, Form gegeben haben, und nicht mit ſo ungeſchickter Manier über alles hergefallen ſeyn, was ihm nicht gefiel, und das iſt ſehr viel. Kaum iſt noch ein wiſſenſchaftliches Verhältniſs der Medicin, kaum noch eine ihrer Formen in der Wirklichkeit, in der praktiſchen Sphäre und im Staat übrig, die er nicht toll beſtürmt, umwirft, läſtert und geiſselt, um ſeine Idole im Ton der Anmaſsung aufzuſtellen. Man nehme dieſe beiden — gerade dieſe beiden — Fehlgriffe zuſammen — und man wird bedauern, daſs das Gute mit dem Verwerflichen verloren gehen muſs, zumal da des Vfs. Gebäude wenigſtens noch nicht genug begründet iſt. Gewiſs — es gehören eine mehr berechnetere Kraft und geſchicktere Eingriffe dazu, um irgend eine univerſelle Richtung wiſſenſchaftlicher Anſichten aus dem Gleiſe zu rücken, und auch zugleich die Neue feſt und für die Dauer zu begründen. Die Form der *Troxlerſchen* Schriften hat zwar weniger abſchreckendes, als *die* von manchen andern, indeſs damit iſt noch nicht viel geſagt. — Nicht Terminologie und Sprache, ſondern Einkleidung, Ideenverbindung, planmäſsige Ordnung ſind die Vernachläſſigten, wiewohl man auch Affectation in der Sprache und unverſtändliche Perioden findet. Gerade für ſein ungezwungnes Ideenſpiel ſollte der Vf. mit beſtimmten Ruhepunkten, Inhaltsanzeige des Einzelnen und ſeiner Uebergänge und Beziehungen ſchreiben. Unnöthige Weitläuftigkeit, ſinnverſtellende Kürze, Inconſequenz und gezwungene Conſequenz in aufgeſtellten Entſprechungen; Epiſoden und Wiederholungen, die es nicht ſcheinen ſollen, Flüchtigkeit der Ausarbeitung und Planloſigkeit der Zuſammenſtellung des Einzelnen geben den Schriften des Vfs. eine eigne widrige Form. Die Interpunktion iſt vernachläſſigt, die Druckfehler ſind häufig. Endlich iſt noch eine ſonderbare Affectation des Vfs. zu rügen. Er vermeidet alle Erörterung von Gegenſtänden, die ſchon

irgend wo einmal behandelt oder zum Theil bekannt ſind mit Aufopferung aller Deutlichkeit, und wo ihre Berührung nicht zu vermeiden iſt; zerrt er die trivialſten Gegenſtände ſo lang herum, bis man ſie am Ende gar nicht wieder erkennt. Er giebt z. B. nirgends eine detaillirte Entwickelung der Wechſelwirkung des organiſchen Lebens und ſeiner Aufsenwelt, worauf Rec. weiter unten kommen wird. Hieher gehört auch noch die Mode des Vfs., Thatſachen und Bemerkungen anderer anzuführen, ohne die Quellen anzugeben, aus welchen er ſchöpfte. Endlich verdient auch noch die Art, eigne Grundſätze ohne Beweiſe oder Erläuterung einzuführen, vielen Tadel. Es mag dieſs letzte wohl einen löblichen Grund haben, und war allerdings vernünftig vom Vf. jene einſchläfernde Weitläuftigkeit anderer ſeiner Zeitgenoſſen zu vermeiden. Warum aber das entgegengeſetzte Extrem in einer Schrift, wo der Werth und die Vorzüge des Inhalts allgemeine Einſicht nöthig machen? Doch nun zur Prüfung des Inhalts.

Der Inhalt von Nr. 1. beſchränkt ſich auf die Entwickelung eines richtigen Begriffs von Krankheit, auf eine, bis jetzt noch nicht erkannte Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit derſelben, auf eine Ueberſicht des Verhältniſſes der Aufsenwelt zum Organismus und daraus reſultirenden Sätzen für die Therapie. — Nachdem (bis S. 28.) gezeigt iſt, dafs die Verſuche der Erregungstheorie, Krankheit mit Hyperſthenie und Aſthenie zu begreifen, nicht weiter als zu einem differenzirten Leben, oder bloſser Modification deſſelben führe, welches doch auch ſchon in den verſchiedenen Conſtitutionen liege mit dem, hier nichts ſagenden, Unterſchied, dafs dort durch eine eingreifende Potenz, was hier im normalen Verlauf des Lebens geſchehe; beſtimmt er, dafs Krankheit das *Inadäquatſeyn der organiſchen Thätigkeit zu ihrem gegebenen Exponenten* ſey. Nämlich der Organismus iſt Thätigkeit und Product in Einem; darum mufs die Erſtere in dem Letzteren real und an eine gewiſſe Breite gebunden auftreten. Dieſe Breite fällt aber mit dem Exponenten zuſammen. (Dieſe ganze Entwickelung iſt nur die, weiter ausgeführte Idee *Schellings* vergl. *erſter Entwurf* u. ſ. w. S. 256. 273. *erſte* Ausgabe). — Etwas unhöflich werden *Kilians* Definitionen der Krankheit beſpöttelt. Die Definition des Vfs. möchte aber wohl nun auch in einer anderen Geſtalt auftreten, da er in Nr. 3. feſtſetzt, dafs das Product gleicher urſprünglichen Differenzirung als die Thätigkeit fähig iſt. Dort giebt er aber gar keine. Uebrigens läſst ſich die, für die Geſundheit beſtimmte Breite, wo Differenzirung des Lebens Modification bleibt, weder aus dem Exponent im Product, noch irgend durch etwas, was der Vf. hier oder anders wo ausgedrückt hätte, erklären. — Es wird nun gezeigt, dafs alles organiſche Leben, im Einzelnen, wie im Ganzen ſich gleich und unter dem Schema der Linie aufzufaſſen ſey, wo auf einen Pol + Contraction, auf den andern + Expanſion (aber nicht als abſolute, ſondern immer nur relative Differenzen und Indifferenzen für ſich) und in die Mitte eine Indifferenz von beiden falle. (In dieſem Werk iſt dem Vf. + Expanſion noch immer = +Senſibilität oder Receptivität und + Contraction = + Irritabilität oder Actuoſität. Darin ändert er irgend einmal ſeine Geſinnung). Von hier geht der Vf. zu den urſprünglichen Differenzen der Krankheit nach zwey Seiten über, für deren jede er in der Folge drey Entwickelungsſtufen — Dimenſionen auffindet. Die Gröſse der Krankheit in eine bald gröſsere, bald geringere Anzahl erkrankter Theilganzen zu ſetzen, was bey der Eintheilung der Krankheit in allgemeine und örtliche geſchieht, ſey falſch, weil es nur die Wiederholung einer und derſelben Gröſse ſey, die in allen ergriffnen Theilganzen wiederkehre, in ſo fern in allen ein identiſches Leben der Thätigkeit liege. Sobald aber die Thätigkeit des Organismus der Determination von aufsen folge (differenzirt werde), dann ſey auch das Product nach Mafsgabe den fremden Beſtimmungen Preis gegeben. Da nun aber jene Differenzirung drey Dimenſionen durchlaufen kann; ſo müſſen auch dieſe drey Verhältniſſe in der Metamorphoſe des Products ſich ausdrücken. Wenn der Vf. ſich nun die Mühe giebt, zu zeigen, dafs in der *erſten Dimenſion* die Pole in ihrer Entgegenſetzung an den Endpunkten ſich relativ überwiegen, oder dafs die Indifferenz hier als Gleichgewichtspunkt zwiſchen den Polen, die organiſche Einheit der Länge nach und die Wirklichkeit der organiſchen Bewegung angegriffen ſey; — dafs in der *zweyten Dimenſion* die Pole — in ſich disproportional, in Hinſicht auf ihre innre Indifferenz abſolut ſich überwiegen ſollen; die Indifferenz aber den Polen ſelbſt unterworfen, oder als Gleichgewichtspunkt in der Einheit *dieſer* Individualität und die organiſche Einheit in der Breite, oder die Bewegung, der Möglichkeit nach, angegriffen ſeyn ſoll, — dafs in der *dritten Dimenſion* ein Pol den andern aufnehme, die Indifferenz über die Pole hinausfalle, oder in ihren Innerſten als Einheit von Contraction und Expanſion überhaupt, und die Möglichkeit und Wirklichkeit der Bewegung angegriffen werde: ſo iſt dieſs nichts als ein Verſuch etwas anſchaulich zu machen, von dem der Demonſtrirende ſelbſt noch keine reine Anſchauung hatte — ein Verſuch, etwas zu ſagen, was nicht geſagt wird, ein Ringen der Ideen, was jeder Ueberzeugung vorhergeht. Warum gehen dieſe Anſichten eines und deſſelben Objects von ſo verſchiednen Standpunkten aus? Gewiſs, weil der Vf. den rechten noch nicht gefunden hatte, aber auch alles umfaſſen wollte, um ihn nicht zu verfehlen, woraus denn jenes gewaltſame Hindrängen widerſtrebender Begriffe auf einen Punkt entſteht. — Die zweyte Dimenſion unterſcheidet ſich von der erſten, dafs in ihr die Indifferenz ganz dem einen Pol unterworfen iſt, und alſo die Krankheit in ihren Innerſten *ganz* den Charakter der einen oder andern Differenz trägt, während in dieſer zwar auch ein Mifsverhältniſs zwiſchen beide Pole geſetzt iſt, aber der unterliegende Pol noch ſeiner urſprünglichen Tendenz gemäſs wirkt, nur *weniger* als im Normalzuſtand. In ihr liegt alſo die Indifferenz noch zwiſchen ihrem vorigen Stand-

Standpunkt und dem Pol, so wie in der zweyten Dimension auf den Pol selbst, wo sie gar nicht mehr als Gleichgewichtspunkt des ursprünglichen Gegensatzes zu betrachten ist, und also nicht mehr als Einheit der Factoren *dieser* Individualität. So bestimmt, widerspricht der Annahme dieser zwey Dimensionen die Natur keinesweges; jedoch wird nicht mehr zugegeben, als was verlangt werden kann, dass es immer nur verschiedene Grade eines Verhältnisses sind, die wir nicht einmal durch bestimmte Gränzen unterscheiden können. Die Auseinandersetzung der dritten Dimension fängt der Vf. mit der Behauptung an: „dass noch immer eine höhere Stufe von Krankheit möglich sey, da bis jetzt (in der zweyten Dimension) noch Contraction und Expansion im Gegensatz bestanden hätten." Es ist nun aber doch nicht zu läugnen, dass, so lang das Leben dauert und also auch in der höchsten Stufe der Krankheit (diese fällt aber nach dem Vf. in die dritte Dimension) dieser Gegensatz bestehen muss, mithin müsste der Vf. eine *höhere Stufe als die Höchste* statuiren, es sey denn, er läugne die Gegenwart jenes Gegensatzes wirklich. — Das Letzte ist der Fall: denn es ist die Rede von einem Angegriffenseyn der Indifferenz (mithin auch des Gegensatzes der Pole) in der dritten Dimension. Es fragt sich: wie kann sie noch höher angegriffen seyn, wenn sie einmal auf der Gränze des Lebens selbst, auf dem Pol (in dem Extrem der zweyten Dimension) liegt, ohne nicht auch zugleich gänzlich aufgehoben zu werden? Der Vf. spricht ja ohnehin von einem Hinausfallen der Indifferenz über den Pol. — Das soll doch wohl keine Modification des Lebens mehr seyn? Oder soll die dritte Dimension nur ein Verlauf vom Extrem der zweyten Dimension bis an das Hinausfallen der Indifferenz über den Pol seyn? Das wäre mit andern Worten soviel als *ein Verlauf von der Gränze des Lebens in Tod.* Aber hier liegt kein Punkt dazwischen. Die leiseste Bewegung des Angegriffenseyns ist eine Bewegung von Leben in Tod. Wie kann aber der Vf. diesen Act der „Vernichtung des organischen Gegensatzes in seinem Innersten und durchaus" als eine Krankheitsstufe aufstellen; wohin er eine Menge Krankheiten setzt? Es liess sich dies nur dann (zum Theil) vertheidigen, wenn in allen diesen Krankheiten nur ein theilweises Absterben statt fände, und also Leben neben dem Tode läge. Mit den, vom Vf. hieher gestellten Krankheiten reimt es sich zusammen, obschon nicht der mindeste Grund da ist, diesen Zustand zu einer Krankheitsdimension zu machen. — Die Bestimmung der Metamorphose soll von der Intensität der, die Krankheit veranlassenden Potenzen abhängen. „Je nachdem der Einfluss in das Innre des Lebens eingreift wird ein Hervortreten eines unorganischen Prozesses im Organismus geschehn." Wenn der Vf. dies im Sinn eines *stärkeren oder schwächeren Hervortretens* sagte: so würde man ihm beypflichten müssen. Wenn er aber behauptet, dass von der Intensität des Einflusses das Hervortreten einer electrischen, magnetischen oder chemischen Form der Krankheit abhänge: so braucht man nur Nr. 3. nachzusehn, um von dem Vf. selbst zu erfahren, dass diese Formen schon in dem Leben selbst und nicht erst in dessen Anomalieen zu suchen sind; dass ferner nicht die Intensität der Einflüsse, sondern verschiedene Klassen von Einflüssen diese Formen bedingen. Nach der Meinung des Vfs. müsste nämlich die Intensität des Einflusses hier in so fern berücksichtiget werden, als dieser das Leben auf die erste Dimension der Differenzirung = relative Duplicität, oder auf die zweyte = relative Identität verlegt, was sich aber gar nicht mit der, ihrem qualitativen Charakter angemessenen Tendenz der äussern Einflüsse zusammenreimen lässt, so wenig als jene Verschiedenheit der Metamorphose mit diesem einfachen Verhältnis der Dimensionen. Der Vf. bleibt sich aber auch in anderer Hinsicht nicht treu: denn er vertheilt die elektrische Form der Krankheit an verschiedene Theilganze, da doch ihr Charakter (der in der ersten Dimension ausgedrückt ist) im Leben jedes Theilganzen und nicht erst in deren synthetischen und antithetischen Verhältnissen zu suchen wäre. Die electrische Form soll durch Ausgleichung differenter Qualitäten bedingt seyn. Das Entsprechende im Organismus findet der Vf. in Krankheiten mit Paroxismen, namentlich katarrhalische, rheumatische, arthritische, convulsivische und die (deren Benennung) von ἀκρα (ποδάγρα!!!) und ἄλγος herzuleiten sind. Alle fasst der Vf. unter dem Begriff spasmodischer zusammen. Die Belege sind meistens von wenig Werth, z. B. dass diese Krankheiten an der Fläche verweilen sollten; dass sie durch Binden der Glieder, wie durch Isolation gehemmt würden; dass sie — wie Electricität mit Cohäsionsveränderung enden u. s. w. Die magnetische Form soll durch den Ansteckungsprocess eingeleitet seyn, weil die Ansteckung dem Magnetismus entspreche, wo nämlich ein Körper, mit dem andern in Berührung gesetzt, ihm eine adäquate Beschaffenheit mittheile. (Was es heisst, dass „der Magnet mit dem identischen Pol zusammenhänge und, durch denselben integrirt, von seiner Indifferenz aus die Differenz erhöhe," versteht neben Rec. mancher andere und wohl auch der Vf. selbst nicht?). Die contagiösen Krankheiten sollen meistens ansteckend für eine gewisse Thierklasse seyn (gerade die hervorstechendsten *nicht*, Hundswuth, Kuhpocken und manche andere Ausschlagskrankheiten), die Bedingungen der Ansteckung soll Starrheit des ansteckenden Stoffs seyn (Eiter, Speichel?). Die Luft sey nur Vehikel. Der Magnetismus wirke in die Länge, eben so hieher fallende Krankheiten an einem lymphatischen Gefäss fortlaufend (??) — In Nr. 3. fällt dies alles weg, und Rec. glaubt also der Mühe überhoben zu seyn, darüber Worte zu verlieren. — Der Charakter der chemischen Form ist, dass in ihr der Organismus in dem Grund seines Bestehens angegriffen wird. Ihre Vollendung ist Desorganisation. Der Vf. stellt hieher die *colliquativen* Krankheiten, wo die organische Substanz der Aussenwelt assimilirt wird. Reinste Formen sind Entzündung, Eiterung und Brand. Der Vf. geht davon aus, dass alle Entzündung eine Annäherung zur Auflösung der

der organiſchen Individualität verrathe. Daſs Entzündung *nur* durch bedeutende Eingriffe von aufsen geſetzt ſey, iſt in der Wirklichkeit nicht bewährt. — Das Weſentliche dieſer Krankheit ſey exceſſivſte Contraction oder Expanſion, und dieſe in jedem Theilganzen des Organismus, und nicht bloſs in den Gefäſsen möglich. Dem ungeachtet demonſtrirt der Vf. den Verlauf der Entzündung in dem einfachen Gegenſatz von Vene und Arterie. „Durch aufgehobene Relation von beiden iſt erſt Congeſtion geſetzt (ob und wie ſich die Phänomene der beiden erſten Dimenſionen dabey verrathen, iſt nicht weiter angezeigt, ſo nöthig es auch geweſen wäre). Sobald die Indifferenz angegriffen wird, ſtellen ſich Schmerz, Geſchwulſt und Röthe ein. Daſs *ſie* und mit ihr das innre Beſtehen aufgehoben ſey, beweiſt die folgende Eiterung: denn dieſe ſetzt Trennung des Zuſammenhangs — zerſtörte Organiſation voraus. Die, dadurch differenzirten Pole verfolgen frey ihre Tendenz. Nun tritt das Blut zwiſchen beide, durch welches ſie ſich wieder potenziren, was bey vorhergehender Stagnation nicht möglich war (warum nicht?), und ſo zu Leitern werden, mittelſt deren ſich die ganze Stelle reconſtruirt. Dadurch erleidet das Blut eine Veränderung, und in dieſem depotenzirten Zuſtand — vielleicht durch Entziehung von Kohlenſtoff und Sauerſtoff — wird es Eiter." — Der, *nur* nach geſchehner Trennung eintretende Einfluſs des Blutes, ſo wie überhaupt des Vfs. Meinung von Stagnation und *Dazwiſchentreten des Blutes* iſt ein Räthſel. Was die Hauptſache, nämlich die Trennung des Zuſammenhangs in der Entzündung und den Regenerationsproceſs in der Eiterung betrifft: ſo ſtimmen wir gern dem Vf. bey. „Wenn aber nun mehr abſtirbt, als ſich regenerirt: ſo tritt Vereiterung ein — nothwendig aber bey fortdauernder Entzündung, deren erneuerte Tendenz den Heilungsproceſs der Eiterung immer wieder vernichtet. Der höchſte Grad wird Brand — Auflöſung ohne Regeneration, Sphacelus durch exceſſive Contraction, Gangrän durch exceſſive Expanſion geſetzt. Trockner Brand iſt ein raſches Abſterben, feuchter zeigt noch immer einige Verſuche, die Organiſation im Einzelnen zu erhalten, und die wüſteſten Phänomene von dem Erliegen des Lebens in einem ſcheuſslichen Kampf." Mehr aus einander geſponnen treten alle dieſe Stufen in der Phtiſis auf. Die Vereiterung ſoll ſich vorzugsweiſe in der Peſt und dem Kindbetterinfieber finden. Brand in *marasmus* und Raphanie. Sachkenntniſs leitete hier gewiſs nicht die Wahl des Vfs. Auch ſprechen die aufgegriffnen Belege nicht gut an. Gelingt es ihm aber nur eine Krankheit in die dritte Dimenſion, ohne nicht auch Tod neben das Leben zu ſtellen? Denn was iſt es, das die verſchiednen Stufen von Entzündung, Eiterung, Vereiterung, feuchtem Brand zu Modificationen *eines* Abſterbungsproceſſes macht, als das Verhältniſs des daneben liegenden Lebens? Selbſt in der Phtiſis ſind es ja nur die colliquefacten Theile, neben welchen, als völlig abgeſtorbenen, noch ein mattes Leben ſchlägt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Bohn: *Lübeck und Hamburg.* Bey Gelegenheit des dreyſsigſten Junius 1803., an welchem des Hn. *Friedrich Daniel Bohn*, Doctors der Philoſophie und Rectors des lübeckiſchen Gymnaſium, vierzigjähriges öffentliches Lehramt von ſeinen würdigen Amtsgenoſſen, von ſeinen edeln Söhnen, von vielen ihm herzlich ergebenen Mitbürgern, von ſeinen dankbaren Schülern, und von mir, ſeinem ſeit acht und vierzig Jahren innigſten Herzensfreund, *Johann Heinrich Vincent Nölting*, Profeſſor in Hamburg, gefeyert ward. 1804. 88 S. 8. (3 gr.) — Wenn man, bey Anſicht der drey erſten Worte dieſes *langen* Titels, etwa eine Parallele der beiden benannten Schweſterſtädte, in dieſen Bogen erwartete, ſo würde man ſich durch den Inhalt ſehr getäuſcht finden. Die Brochüre enthält eine unendlich weitſchweifig vorgetragene und mit zahlloſen Mikrologieen durchwebte Erzählung von den freundſchaftlichen Verhältniſſen des Vfs. mit mehrern Lübeckern, von verſchiedenen nach Lübeck gemachten Reiſen, und von der auf dem Titel der breitern namhaft gemachten Jubelfeyer ſeines Freundes *B.*, bey deſſen Freundſchaftverſicherungen Hr. *N.*, wie es in der Dedication heiſst; „ſein Haupt erhebt und dadurch ſeiner Länge *wenigſtens einen Zoll* hinzuſetzt; und ſich ſo glücklich, wenn nicht noch glücklicher fühlt, *als weiland Seine Majeſtät Salomo in aller ihrer Herrlichkeit mag geweſen ſeyn.*" — Statt weiterer Bemerkung über dieſe, an ſich ſelbſt wohlgemeinte, aber doch wohl keinem, als dem Freund den ſie gilt, allenfalls intereſſirende Gelegenheitsſchrift, will Rec., zur Bezeichnung des Tons und Inhalts, ein Paar Perioden, ſo wie ſie ihm in die Hand kommen, ausheben. „Auf einem der Spazierwege des wandsbeckiſchen Gehölzes erblickten wir ihn" (einen unvermuthet aus Lübeck angekommnen Freund) — „und freuten uns wie die Weiſen aus dem Morgenlande, als der Himmelsglanz, welcher ihr Geleitsmann war, über dem Hauſe des im Bethlehem Gebornen, den ſie ſuchten, ſtillſtand (Matth. 2, 9. 10.)." — — Ein Stück der Abſchiedsſcene des Vfs. von ſeinem Jubelfreunde, iſt ſo vorgetragen: „Meine Erinnerungen, mein Augenmerk, meine Empfindungen, und mein Vorgefühl der Trennung brachten mich in ein Gedränge, deſſen Wahrnehmung vorzubeugen ich zur *Vielſprecherey* meine Zuflucht nahm, einem Mittel, welches in einem ſolchen Fall angewandt, wenigſtens bey mir, nur auf eine kurze Zeit hilft. So bald ich das empfand: entſagte ich ihm, und rettete mich aus der anwandelnden Verlegenheit durch einen Abſchied ohne Worte, deren ich auch nicht mächtig war. Ich weiſs nicht, von wem das Urtheil herrühret, daſs der innigſte Schmerz ſtumm ſey; *aber daſs er wahr geredet habe, weiſs ich* etc."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. April 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num.* 84. *abgebrochenen Recension.*)

Die Reflexion der Krankheit nach synthetischen und antithetischen Verhältnissen der Theilganzen im Organismus gegen einander und zum Ganzen giebt uns aber erst das Wirkliche der Erscheinung (welcher Satz sich aber erst in Nr. 3. durchgeführt findet). Hier entwickelt nun der Vf. die Idee des Fiebers und der Krisen, und einiger angränzender abnormen Bewegungen des Lebens daraus. Das kömmt bey Nr. 3. alles wieder zur Sprache, wo es auch an den nöthigen Parallelen nicht fehlen soll. — Der Uebergang der Nosologie in Therapie und was zunächst dahin fällt, ist gut, — vollständiger im vierten Aufsatz von Nr. 2. gezeigt. Der Vf. betrachtet nun hier, was nach seinen, in spätern Schriften geäusserten Meinungen als Fehlgriff erscheint, das Verhältniss der Aussenwelt zum Organismus im Sinn der Heilmittellehre. Er geht von dem Grundsatz aus, „dass Organismus und Aussenwelt Producte einer schaffenden Natur sind, und dass eine Norm der Ausbildung über beiden schwebe. In beiden geschieht die Potenzirung des *einen Identischen* nach zwey Richtungen, die sich wie allgemeines und besonderes verhalten. Wir finden dieses in der Aussenwelt — Wasserstoff und Sauerstoff das Allgemeine, Stickstoff und Kohlenstoff das Besondere im chemischen Process darstellend, in so fern jene die stete Tendenz zur Vereinigung haben, und sich in der In- und Auseinanderbildung der beiden andern stets thätig zeigen. Die beiden ersten drücken an sich die Influenz der Sonne auf die Erdsubstanz aus. Oxydation und Desoxydation sind Processe, durch diese beiden Pole erregt, die in ihrer Einheit erst Princip des chemischen Processes werden. (Dass man den Einfluss der Sonne als das Stiftende des electrischen und chemischen Processes ansah, ist bekannt. Dabey bleibt auch im Ganzen der Vf., nur weicht er darin bedeutend ab, dass er den Sauerstoff keine so unumschränkte, und den Wasserstoff keine so zweydeutige Rolle in dem Lebensprocess der Erde spielen lässt, als den speculativen Auslegern der Natur vorher beliebte, ihnen zuzuschreiben. Wer sich überhaupt für diese Ansicht des chemischen Processes im Allgemeinen erklärt, wird auch der Meinung des Vfs. viele Vorzüge einräumen müssen. Aber nicht nur in diesen angegebenen Punkten weicht er von den andern ab, sondern auch darin, dass er nun nicht mehr den Sauerstoff als negativen Reiz den andern als positiv reizenden, sondern ihn, auf gleicher Stufe mit dem Wasserstoff, dem Kohlenstoff und Stickstoff entgegensetzt, jeden aber als einen, das Leben nach einer bestimmten Richtung potenzirenden, aufstellt, wie aus dem folgenden schon klar wird. Indess wird der Vf. in diesem Werk dieser Ansicht noch nicht recht mächtig, sondern sie entwickelt sich erst in Nr. 3. vollkommen.) „Jene zwey Pole der Sonneninfluenz verhalten sich so zu der Erdsubstanz, dass der Wasserstoff sich dem Stickstoff, der Sauerstoff dem Kohlenstoff entgegensetzt. Die zwey, so entstandenen Sphären greifen aber gegenseitig in einander ein." Als Belege giebt der V. einige Beweise für die innige Verwandtschaft der beiden ersten und der beiden letzteren, die nun freylich sehr an der Rinde stehen bleiben. Eine Verwandtschaft zwischen Sauerstoff und Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff möchte er gern ganz aus der Chemie hinwegbringen, obgleich unter der Concurrenz der verschiedensten Stoffe bey der Gährung gekohltes Wasserstoffgas sich entwickelt, und der Sauerstoff dem Salpetergas nicht, wie der Vf. will, durch alle andern Substanzen entzogen werden kann, sondern im Gegentheil das letztere zu dem Sauerstoffgas eine starke Verwandschaft bey seiner Säurung in der atmosphärischen Luft zeigt. Warum vergass aber der Vf. das oxydirte Stickstoffgas so ganz, in welchem selbst der brennende Phosphor, Schwefel und Kohle verlöschen? — Diese Entgegensetzung einer Wasserstoff-Sauerstofffeite gegen eine Stickstoff-Kohlenstofffeite herrscht durch alle Schriften des Vf. — Wasserstoff und Stickstoff sollen nun im chemischen Process die Expansionsseite, Kohlenstoff und Sauerstoff die Contractionsseite darstellen. Dafür spreche, dass Leichtigkeit, Flüchtigkeit im abnehmenden, Schwere und Cohäsion im zunehmenden Verhältniss mit der Reihe von Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff stehen. (Die Benennung des Stickstoffs als „Mittelding zwischen Wasserstoff und Sauerstoff" ist ungereimt.) Hieran reiht der Vf. noch einige Erörterungen über die Substanzen der Aussenwelt, wie sie uns als Producte der Naturprocesse vorkommen, und durch ihre sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften den Charakter nach prädominirenden Stoffen, verrathen, wo z. B. süss und ätherisch dem Wasserstoff, Bitterkeit und *aroma* (?) dem Kohlenstoff, Enpyreuma und das Aetzen (?) dem Stick-

Stickſtoff, Säure und Schärfe dem Sauerſtoff zufällt. An das Ganze knüpft ſich eine Tabelle mit manchen Fehlgriffen. Metallität ſteht in der Indifferenz von allem. Abgeſehn davon, daſs eine ſolche in der wirklichen Natur nicht exiſtirt, fällt auch das Eiſen in die Mitte der Metallität und nicht — wie hier — mit dem Waſſer ihr zur Seite, als die primitivſten Differenzen aus ihr. Waſſer verhält ſich ohnehin zur Metallität nicht wie das Differentere zum Indifferenten, ſondern iſt auf ſeiner Seite eben ſo indifferent als dieſe, was auch der Vf. nach Nr. 3. annehmen muſs. Die Mineralwaſſer ſtehen hier weiter vom Eiſen als die Säuren; überhaupt iſt es aber falſch, die Mineralwaſſer in Eins zuſammen zu faſſen. Die Gifte ſtehen an den Extremen (von ihnen wird bey Nr. 3. die Rede ſeyn). Die nächſten Subſtanzen, die ſich an ſie anſchlieſsen, ſind zur Hälfte willkürlich geſtellt. Uebrigens äuſsert der Vf. in Nr. 2. einmal ſchon ein Miſsfallen an dieſer Tabelle." Dieſe Elemente der Aufsenwelt wirken in ihren verſchiedenen Syntheſen auf den Organismus, der Tendenz nach, chemiſch, finden aber mehr oder weniger (im Verhältniſs ihrer abſoluten Gewalt) in dem, auf ein individuelles Beſtehen tendirenden Gegenſatz (in der Indifferenzthätigkeit) des Organismus, ihre Beſchränkung. Ihre verſchiedenen Syntheſen haben im Organismus (dem *mikrokoſmus*) entſprechende Gegenſätze. Im allgemeinen bringt der Vf. Stickſtoff und Waſſerſtoff mit dem ſenſiblen, Sauerſtoff und Kohlenſtoff mit dem irritablen, und Metallität mit dem indifferenten Syſtem in Beziehung, ſo, daſs Waſſerſtoff die Exp. Seite, Stickſtoff die Contr. Seite des erſten, Sauerſtoff die Exp. Seite, Kohlenſtoff die Contr. Seite des zweyten, die Cohäſionsloſeren Metalle die erſtere; die cohärenteren die zweyte Seite des indifferenten Syſtems erhalten. Die Differenzirung des einen oder andern Syſtems wird immer durch den reſp. Gegenſatz gehoben, alſo z. B. Expanſionsdifferenzen des ſenſiblen durch Stickſtoff u. ſ. f. Der Vf. ſpielt mit einigen, ſehr vereinzelten, Thatſachen recht gemüthlich, hält ſich aber an keine näheren Beſtimmungen dieſer Differenzirungen, ſondern immer an Hyperſthenie und Aſthenie, weshalb man ihm auch nicht nachkommen kann. In Nr. 2. und 3. dringt er vorzüglich auf eine, mehr determinirte Beziehung der Syntheſen der Aufsenwelt auf das Leben, in Nr. 3. fallen aber *dieſe* therapeutiſchen Spiegelfechtereyen ohnehin über den Haufen. Die Lehre des Vfs.: *„leiſe Uebergänge und die zwiſchen den Polen liegenden Syntheſen zu Heilmitteln zu wählen,"* iſt viel zu voreilig: denn weder er, noch ein anderer haben jene Syntheſen, oder ihre Beziehungen aufs Leben gezeigt, und eben ſo wenig hinlänglich geordnete und geprüfte, Thatſachen geliefert. S. 155. thut der Vf. einen Ausfall auf diejenigen, welche glauben, daſs die Narkotika als kohlenſtoffhaltig die Senſibilität potenziren, und ſetzt dieſs weitläuftig aus einander. Warum zeigte er nicht *jenen*, dieſem zu Grunde liegenden, Elementarſatz ſeiner Theorie an, nach welchem die, auf das Leben wirkenden, Einflüſſe nicht den entgegen geſetzten Pol ſteigern, ſondern nur den befreundeten, und jenen nur zur Reaction erregen, zu welcher Annahme wir nur die vom Vf. aufgeſtellten Gegenſätze und Beziehungen im Leben und der Aufsenwelt ſetzen müſſen, um alle jene Widerſprüche des Vfs. gegen andere Theorien zu durchblicken. Er hütet ſich aber ſichtlich durch das Ganze (was von allen ſeinen Schriften gilt) vor näheren Erörterungen über die Fundamentalanſicht des Lebens, in Hinſicht auf den Sinn jener urſprünglichen Factoren des Lebens, die er confus paralleliſirt, ſo wie er auch vieles in Nr. 3. anders ſagt, das meiſte übergeht, manches noch dunkler macht, wovon zu ſeiner Zeit mehr.

Die, in Nr. 2. zuſammengefaſsten Abhandlungen ſprechen für ſich. Sachverſtändige von engerem Ausſchuſs werden geſtehen, daſs des Vfs. Blicke tiefgreifend, daſs ſeine Bilder lockend, ſeine Deutungen vielverſprechend, ſeine Schöpfungen originell ſind; wiewohl er bey letzteren nicht oft daran gedacht haben mag, daſs die wirkliche Welt mehr aus der Ideenwelt zu enthüllen als in ſie einzuhüllen ſey. Scharfſinn, Gedächtniſs, Phantaſie und alle jene glücklichen Talente, die nur zu oft beweiſen, daſs aus einem gegebenen Object, auſserdem, was es iſt, noch alles zu machen ſey, gaben ihm Mittel an die Hand, ſeinen Schöpfungen wenigſtens eine ſcheinbar wirkliche Auſsenſeite zu geben, wobey er ſich aber auch die Freyheit heraus nimmt, Modificationen der Wirklichkeit anzubringen, wo es ihm beliebt. Das Ganze zerfällt in ſechs gröſsere Aufſätze und einige Lückenbüſser, die auſser der Medicin und Phyſiologie in die Naturgeſchichte eingreifen und in verſchiedenen Zeiten entſtanden ſeyn mögen. Sie hängen mehr oder weniger zuſammen, und die drey erſten ſcheinen ſich aus einander entſponnen zu haben. Rec. beſchränkt ſich vorzüglich auf die Anzeige und Prüfung derer, die mit der mediciniſchen Theorie des Vfs. in näherm Zuſammenhang ſtehn. *Erſter* Aufſatz: *Ueber die Sinne und Elemente der Senſation.* Senſation iſt das Product der Determination von auſsen und Action von innen. Das Empfindende in ſeiner höchſten Identität in der Wechſelbeziehung mit der Natur, iſt Selbſtgefühl. Es findet im Schlaf, Traum, dunkeln Empfindungen, Hunger, Durſt, Schmerz, dunklen Trieben der Thiere (z. B. Wetterkunde) ſtatt. Aber nur der Menſch iſt ſich deſſen bewuſst. Rec. möchte es lieber das Gefühl der eignen Vielheit oder Differenz nennen: denn es iſt hier ein inneres erregendes Cauſalmoment, ſo wie beym Sinn ein äuſseres, und läuft alſo auf eine innere Entzweyung zurück, auf eine Wechſelerregung die der Vf. nur für den einzigen Traum ſtatuirt. „Sobald das Selbſtgefühl über die Einheit des Individuums hinausgeht, wird es Sinn. In der äuſsern Natur liegt nur das objective Cauſalmoment; das Empfundene aber ſelbſt liegt in unſern Sinnen. In jedem Sinn iſt eine Beſchränkung einer Determination von auſsen geſetzt; aber Beſchränkung beſteht nur in der Aufhebung der Ewigkeit und Unendlichkeit, in der Limitation von Zeit und Raum. Wie aber dieſe beide nach ihren drey Dimenſionen ausgelegt ſind, ſo werden

den sie unter diesen von den Sinnen aufgefasst. Nämlich die Sinne für den Raum begreifen ihn nach Länge, Breite und Tiefe, durch Getast, Gefühl und Gesicht; die Sinne für die Zeit fassen sie nach Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, mit Geruch, Geschmack, Gehör auf." Bey Betrachtung der drey letztern kömmt der Vf. vorzüglich darauf zurück, dass durch sie sich die innere Seite (die Intensität) der Körper unsern Sinnen verrathe. Auch gelingt es ihm nicht, jene Momente der Zeit mit den angegebenen Sinnen in nahe Beziehung zu bringen. Ueber Licht, Schall und Atmosphäre sagt er einiges Bemerkenswerthe. Die Durchhörbarkeit der Luft und die Möglichkeit, durch ihre Mitwirkung die Individualität der Töne oder viele Töne zugleich zu hören, fand Rec., ungeachtet des hohen Tons des Vfs, nicht entwickelt. Zuletzt kömmt dieser wieder an die Doppelseitigkeit der Sensation, wo er, von der Originalität seiner Idee zur Begeisterung hingerissen, zeigt, wie die sinnliche Sphäre des Individuums in den Sinnen für die Zeit durch die Sprache, in den Sinnen für den Raum durch die Zeugung in die Gattung hinauslaufe. Was Geruch und Geschmack mit der Sprache, Gesicht mit der Zeugung zu thun habe, wird der Vf. noch genauer untersuchen. An diesen Aufsatz reiht sich ein andrer; *Ueber das Problem, die Thiere zu ordnen.* In der Verschiedenheit der Thierklassen nach den vorwaltenden Sinnen, will der Vf. den innern Charakter der, schon angenommenen, sechs Thierklassen finden. Er scheint nämlich nicht zu wissen, dass man die Thiere auch anders klassificirt hat, und dass gerade die *Blumenbach'sche* Classification, welche der Vf. annimmt, unter den Würmern Thiere zusammenfasst, die in Hinsicht ihres Innern und Aeussern so verschieden und vielleicht verschiedner sind, als die Repräsentanten der Insekten und Wurmnatur. Er hat aber den Vortheil, in dieser Classification, seinen sechs Sinnen entsprechend, gerade sechs Thierklassen zu finden, und nun erhalten die Würmer das Getast, die Insekten das Gefühl, die Fische den Geruch, Amphibien den Geschmack, Vögel das Gehör, Säugthiere das Gesicht: *Gegen* das Getast der Würmer, den Geruch der Fische und Geschmack der Amphibien lässt sich mehr aufstellen als der Vf. *dafür* sagt; bey den übrigen lässt sich eben so viel *dagegen*, als *dafür* sagen. Ueberhaupt hat aber der Vf. damit noch weiter nichts gethan, als zu den alten Unterscheidungsmomenten ein Neues hinzugefügt, was nicht ausreicht. Aber er geht noch weiter und versucht die Totalität im Einzelnen aufzeigen, d. h. alle sechs Klassen in einer. Zu diesem Behuf raffte er nun alles, was nur als Unterscheidungsmerkmal dienen kann, vorwaltende Sinne, Gestalt, Farbe, Heimath, Nahrung, Gewohnheit u. s. w. zusammen, und alles, was die Naturgeschichte Wahres und Irriges, seine Phantasie Sinnreiches und Fades bot, um alle Klassen in jeder als Unterabtheilung nachzuweisen. Er macht die Säpie zum Vogel unter den Fischen, weil sie sich aus dem Wasser erhebt; er vergleicht den Ibis und Chamäleon, weil jener viele Farben hat, dieser zu haben scheint; er findet Entsprechungen zwischen Amphibien und Sumpfvögeln, weil jene von diesen gefressen werden; zwischen Schlangen und Insekten, weil die Brillenschlange geschickt mit ihren Hörnern raubt, die Klapperschlange ein Geräusch macht, wie manche Arten der letztern; zwischen Bär und Insekten, weil beide gefräsig sind, weil diese stechen und jener wegen seines dicken Fells nicht gestochen werden kann, weil jener das Honig frisst und diese — machen. In dieser Manier abzutheilen findet freylich nicht das Tode, Einseitige nach Freswerkzeugen und Fusszehen, statt; allein noch etwas viel Schlimmeres, nämlich die Möglichkeit, alles (auch das, was der Vf. hier giebt) über den Haufen zu werfen, dadurch dass man nicht gebunden ist, sich an dieses oder jenes Hervorstechende zu halten, sondern bey der Mannichfaltigkeit der Phänomene, bey dem Unvermögen, das charakteristisch Prädominirende immer abwärts zu verfolgen, jedem Einfall, jeder oberflächlichen Bemerkung, jeder Faseley Gewicht geben kann, wie der Vf. zur Gnüge bewiesen hat. Vielleicht ist der ganze Aufsatz nur ein Scherz des Vfs.: denn Rec. kann sich nicht vorstellen, wie er mit dem Wenigen, was ihm *Blumenbachs* Handbuch (sein einziges Evangelium, in welchem sich auch fast alle jene empirischen Kenntnisse finden) gab, eine neue Ordnung in der Naturgeschichte zu predigen, sich unterfangen könnte. *Dritter* Aufsatz: *Fragmente einer Zoologie.* Dieser Aufsatz hat, trotz der abermaligen Spielereyen des Vfs., viel Werth. — Nachdem ziemlich breit dargelegt ist, dass es ein Leben und ein Organismus sey, welcher in subjectiver Gestalt als Seele, in objectiver als Körper sich offenbare; wird gezeigt, dass es Unrecht sey, die Seele als ein heterogenes Wesen in den Körper zu kerkern; und alle jene Verwirrungen und Widersprüche, wo man das Leben zum Spiel mechanischer oder chemischer Kräfte machte und — nicht ausreichende — specifische Körper und Geisteskräfte zu Hülfe nahm, wären aus diesem Misgriff entstanden. „Subjectivität und Objectivität des Lebens sind nur Formen einer, an sich identischen Existenz. Wir fassen sie nach ihrem innern Charakter als Selbstbewusstseyn und Reproduction auf. Aber jene, dadurch entstandnen, primitiven Sphären des Lebens können sich selbst nur unter wiederholter Entzweyung darstellen, welches zwar immer nur eine Wiederholung des Allgemeinen im Besondern ist, aber uns doch im Einzelnen jene primitiven Differenzen giebt, die wir den Grundsystemen des Organismus unterlegen, und so finden wir in der subjectiven Sphäre (im physischen Leben) wieder ein System mit subjectiven und objectiven Functionen, Intelligenz und Sensation. Dasselbe findet sich in der objectiven Sphäre (physisches Leben) in der Assimilation und Egestion; Assimilation und Intelligenz drücken nach innen gehende, Egestion und Sensation nach aussen gehende Functionen aus." Diese, übrigens richtige und naturgemässe, Entwickelung des Organismus ist hier zu kurz und flüchtig behandelt und in der Auseinandersetzung unbefriedigend. Auch hätte der Vf. hier mehr sollen diese, und die von ihr ganz verschiedne, in Nr. 1. gegebne Ansicht des organischen Lebens gegen

gen einander ſtellen, und lieber über die Nichtigkeit der Annahme eines, als indifferent zwiſchen die andern hingeſtellten, reproductiven Syſtems etwas mehr, und über die Trennung des Organismus in Geiſt und Körper etwas weniger ſagen ſollen. Jenes indifferente Syſtem führt er ja ſelbſt noch in Nr. 1. mit vielen Beziehungen auf, ob er ſchon in einem der folgenden Aufſätze eine beiſsende Note über deſſen Annahme fallen läſst. In jedem dieſer Syſteme kehrt nun jener *typus* wieder, der von einer Seite im Reich der Senſation (im *erſten* Aufſatz) nachgewieſen wurde. Dort aber gab der Vf. eine doppelte Anſicht dieſes *typus*: *Erſtlich* wies er eine objective und ſubjective Seite der Senſation nach, und alſo müſste dieſes in jedem Syſtem hier wiederkehren; allein das findet ſich *hier* nur von Seiten der Intelligenz nachgewieſen, Egeſtion und Aſſimilation bleiben in ihrem einfachen Gegenſatz ſtehen. *Zweytens* wurde dort jede Seite der Senſation auf drey Stufen ihres Verhältniſſes, die ſich dort an die drey Dimenſionen von Zeit und Raum knüpften, zurückgebracht. Einen ähnlichen Typus giebt der Vf. nun auch hier; dadurch entſteht folgendes Schema für die Syſteme und ihre Functionen:

Subjective Sphäre.	=	*Selbſtbewuſstſeyn.*	—	*Objective Sphäre.*	=	*Selbſtreproduction.*
Intelligenz.		Senſation		Aſſimilation.		Egeſtion.
Erkennen.	Wollen.	Gehör.	Geſicht.	Circulation.		Muſcular-Action.
Ueberlegung.	Leidenſchaft.	Geſchmack.	Gefühl.	Digeſtion.		Secretion.
Ahndung. Erinnerung.	Trieb.	Geruch.	Getaſt.	Reſpiration.		Excretion.

Der Vf. fügt noch hinzu, daſs die Functionen der Intelligenz durch Geometrie und Arithmetik in Vernunft, die Senſationen durch Sinn für Muſik und Malerey in Phantaſie, Phantaſie und Vernunft aber in das höchſte Selbſtbewuſstſeyn übergehn. (Um ihn hier nicht falſch zu verſtehen, muſs man eine Note S. 125. zu deuten wiſſen.) Es könnte hier ſcheinen daſs bey genauer Durchführung ein durchkreuzender Widerſpruch der Beziehung der einzelnen Functionen entſtehen müſste, indem jede der Functionen der objectiven Sphäre in der ſubjectiven eine doppelte Beziehung erhält, die ſich immer um die Hälfte wieder aufhebt. Der Vf. ſelbſt verfolgt ſie aber nicht ſo weit, ſondern ſetzt immer einer Function der objectiven Sphäre den Innbegriff der zwey, in dem — ihr entſprechenden — Syſtem der ſubjectiven, auf gleicher Potenz ſtehenden Functionen gegenüber, aber doch läſst die einzelnen Functionen der Aſſimilationen in zwey zerfallen, um ſie mit den entſprechenden Gegenſätzen in dem Syſtem der Intelligenz in Harmonie zu bringen, z. B. Digeſtion in Digeſtion und Reſorbtion — ihnen entgegen — Ueberlegung und Leidenſchaft. Circulation in Function der Arterie und Vene — ihnen entgegen — Erkennen und Wollen. Die Entſprechung der auf einer Stufe der Potenzirung ſtehenden Functionen wird auch nur in ſo weit nachgezeigt, als die reſpectiven Syſteme derſelben, wie angezeigt, übereinſtimmen. Die Beziehung der Sinnesfunctionen und denen der Intelligenz ſind auch aus dem Schema und dem Geſagten klar, und Rec. glaubt ſich nun zu folgenden Zweifeln berechtigt. Welcher innere Charakter ſpricht für eine ſolche Stellung der Functionen jeder Sphäre auf drey Potenzen? Auf die der Sinne nach ihren relativen Dimenſionen ſind ſie doch nicht zu bringen? und im Uebrigen verläſst uns der Vf. Iſt es ſelbſt nur ein dunkeles Gefühl, welches ihm dieſes Verfahren eingab? An Ausdrücken fehlt es dem Vf. nicht, dieſe den Sinnen entſprechende Potenzirung bildlich zu machen. Z. B. die Ahndung und Erinnerung zum Geruch, und dieſen wieder mit dem Getaſt zur Excretion (wie kömmt die Erinnerung zum Geruch nach dem erſten Aufſatz?) oder alsdann Reſpiration zur Ahndung und Erinnerung („So wie in der Ahndung, gleichſam unter einem geheimen Flüſtern des, ſich ins Licht emporarbeitenden Geiſtes, die höhere Welt aufgeht: ſo beginnt hier unter dem Anwehen der äuſseren Natur das untere Leben der Welt") oder Leidenſchaft zum Gefühl. Kann Leidenſchaft überhaupt für eine *Function* der höhern Sphäre gelten? Der Zuſammenhang der Leidenſchaft mit der Digeſtion in der Wirklichkeit iſt eben kein anderer als der mit dem ganzen Blutumlauf, Muſkelaction u. ſ. w. Der Vf. will ſie aber vorzüglich zum Gefühl in Uebereinſtimmung bringen, und nennt ſie ein ſich ſelbſt ſteigerndes (ſich ſchwellendes) Streben des Gefühlsſinnes, in dem „ſchwellen und ſteigern" liegt doch wohl erſt der Begriff der Leidenſchaft? Auſserdem ſind manche Beziehungen erzwungen, die mit den Sinnen nicht in Berührung kommen, z. B, das Wollen zum Sehen, ob ſchon der Vf. ſagt, daſs im Willen das Individuum ſich ſelbſt als Handelndes, und die Handlung als Wirkung dieſer Anſchauung überſähe, auch noch den, hier in keinen Zuſammenhang ſtehenden, Scharfſinn zu Hülfe nimmt. Die Functionen der Intelligenz erhalten in Nr. 3. neue Verhältniſſe. Was der Vf. hier von dem, durch Prävalenz des einen oder andern Syſtems geſetzten, differenzirten Wachen und Schlaf und die dadurch beſtimmten Formen der Wirklichkeit ſagt, widerlegt ſich in Nr. 3., wo er dieſe Krankheitsformen in ganz andere Verhältniſſe bringt. Zuletzt verliert er ſich wieder in Reflexionen über Sprache und Zeugung, was ihn ſehr zu intereſſiren ſcheint.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. April 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 85. abgebrochenen Recension.*)

An diesen *dritten* Aufsatz knüpft sich ein Anhang mit der Ueberschrift: *Sind die Thiere nicht individualisirte Systeme des Centralorganismus?* Wie in dem Menschen die Sinne in eine gleichmäfsige allseitige Ausbildung treten, in dem generischen Thier aber immer ein Sinn in seiner Vollendung auftritt: so stellt sich auch in Hinsicht auf die Gesammtheit organischer Functionen, und zwar besonders der physischen Sphäre, der Mensch als Gesammtorganismus dar, und es müssen die generischen Thiere immer freylich in der Umfassung des Ganzen, aber mit Prävalenz des Einen oder andern erscheinen. Dieß sucht der Vf. nachzuweisen. Es ist übrigens klar, daß diese Classification zu jener nach den Sinnen sich so verhält, wie im vorigen Aufsatz die Stellung der Functionen zu den Sinnen. Jene ganze Spielerey des Vfs. zeigt sich nur hier von einer andern Seite: Excretionen fallen an die Würmer, (warum bewundert und erhebt man nur die Ungemessenheit der Excretionen dieser Thiere und nicht die unermefsliche Menge Thiere, welche sie hervorbrachten? Uebrigens findet diese Art Excretionen weder bey den *intestinis*, noch Mollusken, noch Polypen statt) Secretion erhalten die Insekten, Muskularaction die Säugthiere, (hier ist Muskularaction wohl am Auffallendsten, aber nicht am Vollendetsten), Fische die Respiration, Amphibien Digestion (*Weil sie lang hungern und also aus dem Ingerirten viel assimiliren können!* — also soll es wohl eine Vollkommenheit der Digestion dieser Thiere seyn, daß sie mit dem, was sie zu jeder Zeit ingerirt und assimiliren einmal länger ausreichen als das andermal?), Vögel die Circulation. (Daß den Vögeln mehr die Circulation, den Säugthieren mehr die Muskularaction zufalle, wird außer dem Vf. niemand finden.) — *Etwas über den Begriff negativer Einflüsse auf den Organismus.* Einzelne hier aufgestellte Meinungen des Vfs. hat Rec. benutzt um andere Sätze in den andern Schriften des Vfs. in ein helleres Licht zu setzen. Hier nur so viel? „Für die Erregbarkeit eines organischen Wesens existirt nichts Aeufsseres, was entweder für sie gar nicht da ist, oder die Lebensthätigkeit erhöht. Die expansive Tendenz der Aufsenwelt wird diejenige Tendenz im Leben, deren Indifferenzbestreben + Expansion ist, potenziren, deren Indifferenzbestreben + Contraction ist, depotenziren und umgekehrt. Im ersten Fall ist sie positiver, im zweyten negativer Reiz. Jede Tendenz der Aufsenwelt trifft aber eine Entsprechende im Leben, und darum sind alle Reize positiv. Absolut negativ sind nur Reizentziehungen. (Um das Ganze zu fassen, vergleiche man, was zu Ende der Recension von Nr. 1. über eine, von andern abweichende, Idee des Vfs. gesagt wurde.). *Vierter* Aufsatz: *Was ist Medicin? Grundriß zu einer Encyclopädie derselben.* Medicin ist ein Wissen und Handeln, welches sich auf das Leben individueller Naturen unmittelbar bezieht, und kann einmal als Wissen in sich aufser allem Verhältnifs, zweytens als Handeln in ihrer Objectivirung, in ihrer wirklichen Existenz im Staat betrachtet werden. Jenes ist dem Vf. das subjective Verhältnifs der Medicin, dieß das Objective. Im Subjectiven stellt sie sich *als Wissenschaft* = Physiologie dar. Diese zerfällt in drey Theile. Erstlich in den fundamentalen, wohin der Vf. die allgemeinsten Ansichten des Lebens in Hinsicht auf dessen ursprüngliche Differenzen setzt. Diese Ansichten werden hier oberflächlich, zu Anfang von Nr. 3. in *extenso* gegeben. Der zweyte Theil der Physiologie umfafst den Organismus in seinen wesentlichen Differenzen nach seinen primitiven Theilganzen. Dasjenige nämlich, was sich im Fundamentaltheil als Polarität zeigte, mufs hier wieder als Indifferenz für sich aufgenommen werden, und hier liegen die ursprünglichen Systeme des Organismus. Der dritte Theil entwickelt den Organismus in seinem concreten Daseyn, — das Kapitel von den Functionen und Organen, was man bis jetzt als Anthropologie begriff — Geschichte der äufserstен Producte und Phänomene. Der dritte ist nur eine weitere Durchführung des zweyten. Der Vf. will nun aber einen Uebergang der Physiologie zur *eigentlichen* Medicin forciren (Bis jetzt war also nur von *uneigentlicher* die Rede?). Er versichert: in der Physiologie läg kein Grund, warum sie Medicin aus sich gestalten solle: denn die Aufgabe der Medicin als Wissenschaft sey: Darstellung des Lebens in seiner Absolutheit — also in seiner Normalität, und wirklich führe ihre Entwickelung des Lebensprocesses immer nur auf die Form der Gesundheit, die Physiologie folge hier dem Gesetz, welchem jede Wissenschaft unterworfen sey, in so fern sie nur das Wahre und Regelmäfsige nicht den Widerspruch entwickele. (Ist der Widerspruch des differenzirten Lebens ein Wi-

Widerſpruch in der wiſſenſchaftlichen Conſtruction? iſt endlich Krankheit ſelbſt Widerſpruch?). Wo ſoll der Gränzpunkt (Uebergangspunkt, — denn jener iſt ja gefunden) liegen? Antwort: *In der Hygiene* (Geſundheiterhaltungskunde). Schon im Ausdruck liegt ein *Schwanken zwiſchen einem Gegebnen und vielleicht künftig zu Verlierenden.* Die Geſundheit muſs wanken, ehe man von Medicin ſprechen kann. (Das Schwankende wenigſtens wird anſchaulich. Rec. faſst das *Eigentliche* aber doch nicht, theils weil das Schwanken zwiſchen Geſundheit und Krankheit gar nichts ſagt, theils weil ein Schwanken zwiſchen dem Gegenwärtigen und *vielleicht künftig zu Verlierenden* Unſinn iſt. Es ſoll aber am Ende nichts, als die Möglichkeit der Erkrankung bey gegenwärtiger Geſundheit begriffen ſeyn.) Hygiene umfaſst alſo von einer Seite die Bedingungen des abſoluten, normalen Lebens; von der andern Seite die Bedingungen ſeiner Differenzirung. Dadurch wird ſie einerſeits das gelungenſte Reſultat der Phyſiologie, andrerſeits der gediegene Keim der Medicin. (Von allen dieſem wird ſogleich mehr folgen.) *Medicin als Theorie.* Sie wurzelt in der Phyſiologie, ohne Wiſſenſchaft zu ſeyn: denn ihre Conſtructionen gehen über die Gränze des abſoluten Lebens, ob ſchon ſie ihrer Möglichkeit nach darin liegen. Die Differenzen, welche ſie entwickelt, ſind aber entweder aus dem abſoluten Leben herausgehend, oder dahin zurückkehrend. Jenes (in der Erkrankung Gegebne) iſt Object der Noſologie, die alſo analyſirt, dieſes (in der Geneſung liegend) iſt Object der Therapie, welche alſo ſyntheſirt. Da nun die Möglichkeit aller Differenzirung ſchon in der Hygiene liegen ſoll: ſo müſſen beide ihren oberſten Grund in ihr haben. Um ihn zu finden, führt der Vf. darauf, „daſs es nicht hinlänglich ſey, die Geſundheit als eine indifferente Form feſtzuſetzen, ſondern ſie müſſe auch durch ihre Negation definirt werden, und weil dieſe Negation unter zwiefacher Richtung zu denken ſey: ſo wäre hiemit auch der Begriff des Erkrankens und Geneſens gegeben.“ Es iſt wirklich unbegreiflich, wie der Vf. der Hygiene die Entgegenſetzung der Indifferenz gegen die Einheit aller *noch unbeſtimmten* Differenzen beyzulegen, ſich für berechtiget halten mag! Iſt denn Angabe Geſundheits erhaltender Lebensmittel möglich, ſo lang wir auſser dem Begriff der Geſundheit nur deſſen Negationen durch alle möglichen Bedingungen von Differenzirung, unbeſtimmt welche? — feſthalten. Möglichkeiten ſind der Hygiene dieſe Differenzirungen — aber doch beſtimmte: denn ſie ſoll ja *dieſe* oder *jene* negiren. In der Phyſiologie aber liegt keine Ahndung davon, daſs die, von ihr entwickelte, indifferente Form des Lebens Geſundheit ſey. Das Aeuſsere, in deſſen Beziehung ſie dazu wird, iſt das *Selbſtgefühl.* Dieſs giebt uns aber mit dem Begriff der Geſundheit auch den der Krankheit: denn für die Reflexion exiſtirt keine ohne die andere. Hieraus läſst ſich aber nun gegen den Vf. zweyerley abnehmen. Erſtlich daſs der Uebergang der Phyſiologie in Hygiene, und *jener* in Medicin coexiſtent und coordinirt, nicht einander ſubordinirt ſind. Zweytens muſs doch auch ſchon etwas vorhanden ſeyn, welches die Reflexion als Krankheit auffaſst. Nun könnte man zwar ganz einfach ſchlieſsen, daſs, weil bis jetzt alles Entwickeln des Lebens der Phyſiologie anheim gefallen ſey, dieſe auch die differente Form umfaſſen müſſe. Davon aber und von der widrigen Idee, daſs ein und derſelbe Blick über die Gränze der Phyſiologie — Geſundheit und Krankheit und Differenzirung der Indifferenz entdecken ſoll, wollen wir nicht einmal Notiz nehmen und nur fragen: warum die wiſſenſchaftliche Conſtruction der Phyſiologie bey der indifferenten Form des Lebens ſtehen bleiben, und die Differente ſo wenig finden ſoll als Logik und Mathematik logiſche und mathematiſche Schnitzer? — Fällt die Abſolutheit des Lebens (die auch erſt in der Reflexion zur Normalität wird, ſo wie die Differenzirung zur Abnormität) nicht mit mehr Recht in jene Indifferenz, die überhaupt in dem relativen Gegenſatz von Determination von auſsen und Action von innen begriffen iſt, als erſt in eine beſtimmte Form des Lebens, die, von einer niedern Stufe angeſehn, den Begriff der Normalität involvirt? Daſs der Vf. nun gleich darauf die Lehre von den äuſsern Einflüſſen und allen ihren Vermögen und Beziehungen auf das Leben an die Spitze der Theorie hinſtellt, beweiſt zur Gnüge, wie wenig ſeine Beſtimmung der Phyſiologie ſich an den Sinn des Ganzen knüpft, — hätte nämlich der Vf. die Wirkungen der Auſsenwelt auf das Leben in das Innere der Phyſiologie gebracht: ſo hätte er zugeben müſſen, daſs dieſe mehr als das indifferente Leben umfaſſe; weil in Hinſicht auf die äuſseren Einflüſſe der Unterſchied wegfällt, den der Vf. zwiſchen das abſolute und getrübte Leben zieht. Uebrigens gehört auch wirklich dieſs ganze Kapitel von den äuſseren Einflüſſen in die Phyſiologie, und erhält zuerſt mit dem Ueberſchreiten ihrer Gränze jene Beziehung, in welcher die Einflüſſe Schädlichkeiten diätetiſche und Heilmittel u. ſ. w. werden. Daſs die Theorie aufzuweiſen hat, wie Geſundheit vergehe und wieder werde „iſt wahr, daſs ſie aber zeige, wie dieſem Ideale gemäſs die Krankheit gehoben wird,“ iſt falſch: denn im ſtrengen Sinn kennt ſie, als „Geſchichte aller möglichen Krankheiten und Geneſungen“ jene Beziehung gar nicht. „Die Noſologie wird auf ihrer erſten Stufe *Pathogenie*, wo ſie die, durch ſchädliche Potenzen geſetzte Differenzirungen in ihrer Allgemeinheit im Organismus zeigt; auf der zweyten *eigentliche Noſologie* und entwickelt das Weſen der Krankheit in Beziehung auf die in die zweyte Stufe der Phyſiologie fallenden, Verhältniſſe des Organismus (allgemeine Noſologie); auf der dritten wird ſie — in Beziehung auf die dritte Stufe der Phyſiologie — durchgeführte Phänomenologie (ſpecielle Noſologie?). Die drey Stufen der Therapie verhalten ſich nun im Gegenſatz gegen die der Noſologie wie Lehre von den Heilmitteln, von den weſentlichen und ſpecielleren Differenzen des Heilungsproceſſes; — *Medicin als Kunſt.* Der Kreislauf der Theorie wiederholt ſich in individuellen Bildern, und ſo realiſirt ſie ſich in der Kunſt (Klinik). Der Vf.

zeigt

zeigt gut, wie hier der Arzt die Krankheit in der Anamneſtik wurzelnd, in der Semiotik ausſchlagend finde, wie dieſe beiden in ſeinem Wiſſen ſich zur Aetiologie und Symptomatologie ſteigern und ſo die Diagnoſe des einzelnen Falles vollendet iſt; wie die Vollendete in ſich ſelbſt zum Heilplan wird und in Indication und Prognoſe zerfällt. Uebrigens reiht ſich dieſs alles wieder an Noſologie und Therapie an — hier nur mit der Beziehung auf ein einzelnes Object. — Dieſes Ideal der Kunſt, was die Wirklichkeit nie erreichen kann, iſt eines der intereſſanteſten Gemälde des Vfs, und jeder Arzt, der Sinn für die höchſte Tendenz ſeiner Kunſt hat, wird ſie hier ausgeſprochen und meiſterhaft durchgeführt finden. Freylich giebt der Vf. hinlänglich zu erkennen, daſs er ſelbſt kein *Künſtler* iſt, wenn er in einem gemeinen Ausfall die gewöhnliche, auf Succeſſion der Phänomene in der Erfahrungskenntniſs gegründete, Prognoſe ein *Errathen* aus *praktiſcher Schulfuchſerey* nennt. Ob der Vf. wohl ſeine chimäriſche Prognoſe für möglich oder etwa gar durch *ihn* ausführbar hält? *Medicin als Handwerk.* Wollte der Vf. eine Satire ſchreiben und verdiente Männer angreifen (das Verdienſt, empiriſche Daten geſammelt und geſchrieben zu haben, iſt für die Welt und Wiſſenſchaft von mehr Werth, als alle Jahr eine neue Anſicht des organiſchen Lebens ins Publikum zu ſchicken): ſo hätte er keine Encyclopädie ankündigen ſollen. Dahin gehört keine Perſiflage! — Wollte aber der Vf. nur anzeigen, daſs etwas nicht Theorie und Wiſſenſchaft ſey, was man ſo genannt habe, — nun ſo hätte er es den Menſchen nicht ſo übel nehmen ſollen, daſs ſie etwas nicht wuſsten, was ſie nicht wiſſen konnten. Oder glaubt er nicht auf ähnliche Nachſicht rechnen zu müſſen, wenn ein Naturhiſtoriker ſeinen zweyten Aufſatz lieſt? — Die Kunſthandlung des Arztes iſt noch eine Innre, aber ſie tritt ganz in deſſen Peripherie; ſie wird Aeuſseres, um mit ihrem Object, der erkrankten Individualität, in Berührung zu kommen und Geſundheit zu ſchaffen. Sie zerfällt in drey Functionen der ärztlichen Technik. 1) Mediciniſche Unterſuchung ſchlieſst ſich an Diagnoſe an (wie Handwerk überhaupt nur das mechaniſche der Kunſt iſt und mit ihr zuſammenfällt, ſo gut als der Strich, den der Maler macht mit der Idee, die ihn leitete, — hier aber nur ſeine Exiſtenz dem ſatyriſchen Kitzel des Vfs. zu danken hat.) und enthält das mediciniſche Examen u. ſ. w. 2) Operation ſchlieſst ſich an die ärztliche Indication und Verordnung als Ausführung an. Dieſs Praktiſche iſt an eine Menge ärztlicher Gehülfen vertheilt. Chirurg, Hebamme, Krankenwärter u. ſ. w. 3) Mediciniſche Pflege. Es ſollen in ihr die beiden vorigen vereint ſeyn und darum ſieht der Vf. ſie einerſeits als ein fortdauerndes Examen, andrerſeits als ununterbrochne Operation an — (Hr. *Tr.* ſcheint es ſo! — uns nicht! — Sie iſt nur eine fortgeſetzte Operation). Der Arzt ſoll, obſchon er nicht alles thut und thun kann — alles leiten — (das verſteht ſich ohnehin: denn es iſt ja zugleich mit der Verordnung begriffen.) *Objectives Verhältniſs der Medicin.* Niemand wird zweifeln, daſs dieſs Verhältniſs der Medicin im Staat, etwas anders als die verſchiedenen Formen des mediciniſchen Handelns begreife. — Der Vf. aber findet alle Stufen der Medicin als Wiſſenſchaft u. ſ. w. im Staat ausgedrückt, und hält dieſs für eine nothwendig beſtimmte Aeuſserung des Weſens der Medicin. *Medicin als Praxis im Staat.* Die Organe des Examens ſind die Phyſici, der Operation die Praktiker, und die Pflege iſt an das Spital gewieſen. Auch fällt hieher die Diätetik im Staat. Der Vf. findet nun die Vereinung der Functionen des Phyſikus und Praktikers höchſt nothwendig (nachdem er ſie ſelbſt getrennt hat, denn in der Wirklichkeit iſt es, ſo weit Rec. bekannt iſt, anders — wenigſtens anders vorgeſchrieben und davon kann nur die Rede ſeyn) Jenes Examen und jene Operation im ausgedehnten Sinn ſind Pflicht und Function jedes Arztes. Da dieſer aber nicht durch die Gewohnheiten, Neigungen und das bürgerliche Verhältniſs der Menſchen durchgreifen kann: ſo iſt ihm der Einfluſs durch die Polizey verſtattet. Der Praktiker und Phyſikus unterſcheiden ſich nur dadurch, daſs dieſem letzten alles Pflicht iſt, während jener weiter keinen Beruf dazu hat, als der ihm als Menſch und Staatsbürger und Sachverſtändiger obliegt. Die ſogenannte gerichtliche Medicin kann hiebey, ſo wie überhaupt, wo von Medicin die Rede iſt, gar nicht in Anſpruch genommen werden. Der Wirkungskreis, welchen der Vf. dem Arzt im Staat giebt, iſt wirklich ungeheuer. Daſs das Spital die eigentlich mediciniſche Praxis im Staat ſey, iſt gut durchgeführt, wenn man nur nicht überall auf die magre Idee von mediciniſcher Pflege ſtieſs.) *Medicin als Kunſt im Staat.* Von der Kunſt (Klinik) hat Rec. viel Gutes und Schönes geleſen, — von ihrer Exiſtenz im Staat faſt gar nichts. Wenn das vorige Handwerk war: ſo verſteht ſich, daſs, was durch ſie wirkt, Kunſt ſey, und der Vf. verweiſt auf die Klinik, aber eine Klinik im Staat, alſo — — Schule der Kunſt (?). Mit welchem Recht hier der Sprung von der ärztlichen Hülfe auf die kliniſchen Schulen, (die freylich von einer andern Seite noch zuſammenhängen) geſchieht, begreift Rec. nicht. Von nun an findet ſich durch das ganze Kapitel nichts als eine fortgeſetzte, aber treffliche Entwickelung der Kunſt ſelbſt, was als Zuſatz zu dem obigen angeſehen werden kann. „Beobachtung gehört nicht zur Kunſt, weil dieſe in der Diagnoſe auch die Indication und Prognoſe faſſe, alſo alle Beobachtung und Verfolgung der Vorgänge anticipire.“ (Wahrlich, wer ſich nur zum dritten Theil als ſolcher Künſtler bewährt, verdient eine Ehrenkrone.) „Die Individualität des einzelnen Falles wird weder durch Auffaſſen der urſachlichen Momente, noch durch Reflexion, oder Denken, oder ſinnliche Perception erreicht, — ſondern durch Einheit der Empfindung und des Gedankens, nicht praktiſches Gefühl oder Tact, ſondern — Genie.“ (Wenn nur dieſs unerkannt hohe nicht auch manchmal Fehlſchüſſe machte und dadurch deutlich bewies, daſs es ſich an das gewöhnliche Denken und Reflectiren anſchlieſst, oder wohl noch eher die geſchäftige Phantaſie des Arztes ſelbſt iſt. Auf die Vernachläſſigung dieſer fruchtbaren Momente, wo dieſer Blitz aus der Ferne

die

die, unſern Sinnen und Denken verſchloſsne, Scene erleuchtet, in den gewöhnlichen kliniſchen Schulen macht der Vf. aufmerkſam. Mit dieſer klaren Anſicht iſt die Diagnoſe vollendet, und, wie oben erwähnt wurde, alle Handlung der Kunſt. Das Praktikum beſchlieſst die Handlung in dem hier nöthigen Sinn.

Medicin als Theorie im Staat. „Sie tritt als mediciniſche Verfaſſung des Staats auf. Dieſe zerfällt in gerichtliche Medicin und mediciniſche Polizey. Jener entſpricht die Noſologie, indem ihr Princip iſt, die Läſionen des öffentlichen Lebens zu entwickeln. Die mediciniſche Polizey iſt die Therapie des öffentlichen Lebens, und iſt als eine, das öffentliche Leben beſtimmende und durch ihre Officianten zu behandelnde anzunehmen. Ueber beiden ſchwebt, wie Therapie und Noſologie in der Hygiene zuſammentreten, das Sanitätscollegium" (?). — Hier liegt eine unſelige Verwirrung der Begriffe. Gerichtliche Medicin hat nicht das mindeſte mit andern Läſionen des öffentlichen Lebens zu thun, als mit ſolchen, die zur Entſcheidung gerichtlicher Fälle (um z. B. die Strafe eines Verbrechers zu modificiren) vor das gerichtliche *forum* gehören, und wohin wollte der Vf. in dieſem Sinn die Unterſuchungen *tendirter* Läſionen, der Schwängerungen, die Unterſuchung des wirklichen Mordes bringen? Die *medic. forenſis* iſt ein der Medicin fremdes Feld, wohin nur einige Reſultate aus dieſer verpflanzt ſind, zu angeführtem Endzweck. Die mediciniſche Polizey hingegen möchte allein wohl *das* umfaſſen, was der Vf. beiden zu ertheilt, ſo wie das Sanitätscollegium nur die oberſte Inſtanz von ihr iſt. Nun ſtehen wir aber noch immer bey der Schwierigkeit, eine mediciniſch-polizeyliche Verfaſſung uns als eine Theorie im Staat zu denken. Was in ihr lebt und thätig iſt, kömmt freylich am Ende auf ein mediciniſches Wiſſen, Theorie zurück, und möchte wohl dahin fallen, wo das Sanitätscollegium liegt, oder was ſonſt für die Polizey denkt. Aber mit dem Begriff der Polizey iſt dieſes Wiſſen auch ſchon zum Handeln gediehen, und in dieſem Handeln wäre nun die Kunſt und Praxis der Medicin im Staat aufzuſuchen. Aber beide müſsten dort nachgezeigt werden, wo der Arzt, er ſey Phyſicus oder Praktiker, — ſelbſt oder durch die Polizey und andere Hülfe, auf ganze Klaſſen und Maſſen von Menſchen wirkt, wo nun freylich die kliniſche Schule eine ganz fremde Rolle ſpielen würde. — Eine objective Theorie iſt aber keine Theorie mehr, ſondern Kunſt oder Handlung. Es lieſse ſich wohl annehmen, daſs die mediciniſche Verfaſſung im Staat ein zum Handeln gewordnes Wiſſen ſey: — denn eine Verfaſſung im Staat iſt ja nichts als ein, an verſchiedene Glieder vertheiltes Handeln, und der eigentliche negative Begriff der Theorie liegt weit über ihr. Iſt es dem Vf. aber gelungen, hier etwas anders, als Unterſuchung und Behandlung, und alſo ein weiter fortgeſetztes Handwerk zu entwickeln? Das Wiſſen iſt hier und dort *eines*, dem es ganz einerley iſt, ob es Läſionen im Groſsen oder im Kleinen, im Bett, auf dem Feld oder auf dem Markt geſchehen, ſind, die es umfaſst.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Amor und Hymen; ein Warngedicht*, nebſt hundert den Eh- und Weheſtand beleuchtenden Epigrammen, allen Hageſtolzen geweiht von ihrem Kollegen X. P. Z. Gedruckt in dieſem Jahr. 69 S. 8. — Auch dieſe kleine neueſte Sammlung eines fruchtbaren und geiſtreichen Epigrammatiſten, deſſen Namen wohl die meiſten unſrer Leſer errathen werden, gereicht dem vielgewandten Witze ihres Vfs. zur Ehre. Das voranſtehende kleine Scherzgedicht S. 7—15. iſt nur als Einleitung anzuſehen; die Epigrammmen ſelbſt machen die Hauptſache. Wenn nicht alle gleiches Salz haben, wie z. B. Nr. 27. 37. 42. die uns mit wenigen andern der Geſellſchaft nicht werth ſcheinen; wenn ob einigen vielleicht doch die Grazien erröthen dürften, wie z. B. in der Vergleichung, Nr. 48. S. 40.

Der Mond erſcheint heut röthlich, morgen bleich;
Das, junge Weiber, paſst auf euch.
Er füllt ſich an und wandert Nachts umher,
Auch das behagt euch Weibern ſehr! u. ſ. w.

ſo wird der gröſsere Theil derſelben mit Wohlgefallen geleſen werden. Wir heben hier einige der beſſeren aus. Nr. 25. *An B. und ſeine Gattin:*

Ihr liebet euch ſo lang — ſo wahr —
Ihr ſcheint durchaus kein Ehepaar.

Nr. 47. *Heilſame Vorſicht:*

Wer um eine Gattin wirbt,
Sollt erwägen bis er ſtirbt.

Nr. 70. *Veit über Fool:*

Fool raspelt nun ſechs Mond' im Arbeitshaus,
Weil er zumal zwey Frau'n genommen.
Ich hielte gern ſein Raspeln doppelt aus,
Um nur von einer los zu kommen.

Die epigrammatiſche Vorrede ſoll, hoffen wir, den Vf. mit dem ſchönen Geſchlechte wieder ausſöhnen. Sie iſt folgende:

Ach! bäte grollend meinem Scherz',
Ein holdes Mädchen augenblicklich
(Im Reichsanzeiger würs ja ſchicklich)
Mir Eheloſen Hand und Herz,
Und machte mich aus Rache — glücklich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. *April* 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num.* 86. *abgebrochenen Recension.*)

Medicin als Wissenschaft im Staat. Ist das, auf der Akademie rein ausgesprochne medicinische Wissen. Es hebt mit Physiologie an und geht durch Hygiene zur Nosologie und Therapie über, worauf alsdenn der Unterricht in der medicinischen Technologie folgt. Man vermißt hier den Zusammenhang. Wie kommt der Unterricht *de aere aquis et locis* u. s. w. und alles was dem Arzt in Hinsicht auf Natur und alles Aeußere historisch zu wissen vortheilhaft ist (was der Vf. medicinische Statistik genannt wissen will) mit dem Unterricht von den Rechten und Würden des Arztes unter eine Numer, und diese unter die Rubrik von medicinischer Technologie zusammen, wohin er die medicinische Technik, chirurgische Praxis u. s. w. noch rechnet? Nun bildet der Vf. aber auch wieder zurück und zeigt, daß jenes rein ausgesprochne Wissen, zur Theorie fortgebildet, sich dürfte zur Medicinalordnung aufwerfen; daher müßten auch die medicinischen Dikasterien in Verbindung mit der Akademie stehen. (Das ist wenigstens ein sinnreiches Auskunftmittel, um das unrechtmäßig getrennte scheinbar wieder zu vereinen.) Klinik, als die Norm des medicinischen Handelns in selbst objectivirter Gestalt, soll nichts anders als ein Reflex der akademischen Weisheit unter der Form von Handlung seyn. (Wie klug der Vf. mit „Weisheit" den Begriff der Theorie umgeht, der hieher gehört, aber schon einen andern Platz hat!).

Faßt man das Ganze, hier aufgestellte, objective Verhältniß der Medicin ins Auge: so findet es sich bald, daß dasjenige, was der Vf. unter Praxis und Theorie aufführt, bloße Formen des medicinischen Handelns sind, die mit dem Handwerk in dem ersten Abschnitt zusammenfallen und *dort* das objective Verhältniß der Medicin bilden. (Will der Vf. aber jene Verfassung im Staat eine Theorie nennen; gut so nennen wir die Verfassung in der Krankenstube auch eine Therapie und den Krankenwärter die Personificirte.) Für alle aber existirt nur eine Theorie und Wissenschaft, die der Vf. hinlänglich im ersten Abschnitt entwickelt hat. Die Academie ist nicht nur die medicinische Wissenschaft im Staat, sondern die ganze Medicin, in so fern sie ausgesprochen wird; verhält sich aber nicht zu der Praxis der praktischen Aerzte und zu dem Thun der Polizey, wie Wissenschaft zur Praxis, sondern die Wissenschaft für diese letzteren ist jene *eine* Physiologie überhaupt, ohne den Nebenbegriff ihrer akademischen Existenz. Diese ausgesprochne Wissenschaft *verhält sich aber überhaupt zu nichts*, was von ihr als Theorie, Klinik und Praxis verschieden wäre, sondern durch sie wird alles ausgesprochen, was, in so fern es Unterricht seyn soll, eine eigne Welt bildet. In so fern dieses aber als Nebendeutung daran hängt, ist sie nicht von Theorie, Kunst und Praxis verschieden, selbst nicht so, wie man im gemeinen Leben Theorie und Praxis unterscheidet: denn die akademische Theorie und Praxis ist eben so deducirend und handelnd als die Wirkliche. Die Medicin als Kunst im Staat möchte darum endlich auch die, zur Akademie gehörige, ausgesprochne Kunst (in der klinischen Schule) seyn, und in Vereinung mit dieser (der Academie) die akademisch medicinische Welt bilden, die, wie gesagt, nur die ausgesprochne Medicin überhaupt, in ihrem ganzen Umfang ist. Wie wenig es übrigens dem Vf. gelungen sey, hier im objectiven Verhältniß der Medicin einen seiner Ansicht gemäßen Zusammenhang zu finden, läßt sich leicht zum voraus vermuthen. Der Vf. nehme sich das zur Lehre, in keine Sphäre eingreifen zu wollen, wo die Wirklichkeit sich das Schalten und Walten der Ideen verbittet. Der Staat ist nicht da, um sich in seine „*Schattenrisse*" zu fügen und Hr. *Tr.* nicht, andere zu berichtigen in Dingen, die er selbst nur von Hörensagen kennt. Glaubt er aber, daß ihm der Schattenriß einer vollkommnern Welt erschien, nun so bitten wir ihn, diese Erscheinungen in Zukunft fest zu halten, wenn er anders wachen sollte.

Fünfter Aufsatz: *Ueber das Princip und den Antagonismus der Muskularthätigkeit bey der Respiration.* Die erste, fleißig und mikrologisch umständlich ausgearbeitete Hälfte beschäftiget sich mit der Function der verschiedenen Muskelgruppen, die sich am Thorax ansetzen, und ihn bey der Respiration bewegen: 1) nach oben und unten *sternocleid.*, *Scal.*, *Subclav.*, — — *rectus abd.* etc., 2) nach oben und außen und nach unten und innen *pectoral.*, *serrat.*, *lat. dorsi.*, — — *obliqu.* und *transv. abd.*, *serrat. post. inf.*, *sternocost.*, 3) jeder Muskel dieser Gruppe setzt sich mit einem entgegenkommenden Antagonisten an die Rippe, die, gleichmäßig nach auf und abwärts gezogen, dadurch eine gleichmäßige Nutation erhält. Die Muskeln sind von oben herab kommend: *cervic. descend. levat.*,

levat. coſt., von unten hinauf ſteigend: *longiſſ. dorſ.*, *ſacrolumb.* — Die Intercoſtalen, als die vierte Muskelgruppe beſchränken ſich auf die Erhaltung des gleichmäſsigen Standes der Rippen bey dem Athemholen, und erhalten ihre Fixirung durch die concurrirende Gewalt, der vorigen, am Rückgrad inſerirten, die Rippen auf und abwärts fixirenden Muskeln. Durch die nach oben und auſsen ziehenden wird die Inſpiration, durch die, nach unten und innen ziehenden die Exſpiration bewirkt, (gegen *Rooſe* und andre). Daſs Elaſticität und Schwere des Thorax zur Exſpiration beyträgt, iſt eben ſo wenig zu läugnen (wie der Vf. will), als die letzte einzig aus den erſten abzuleiten. Dieſes Mitwirken beſteht in einer Erſchwerung der Inſpiration und Erleichterung der Exſpiration, was nun freylich durch die Beſchaffenheit der Muskeln compenſirt iſt. Daſs die Bauchmuskeln zur Exſpiration wirken, ſoll doch nichts Neues ſeyn? — Das Diaphragma iſt dem Vf. der Centralmuskel der Reſpiration, in ſo fern von ihm das + und — der Thätigkeit und dadurch geſetzte Contraction und Expanſion der übrigen Muskeln ausgeht. Es iſt der Willkür nicht unterworfen und muſs nach geſetzter Bedingung von auſsen (wo der Vf. den Einfluſs des *n. ſplenicus* und der Arterie zu Hülfe nimmt, auch eine Parallele mit dem Herz zieht) ſich zuſammen ziehn und ausdehnen. Der Schein von Willkür beruht nur auf dem Vermögen, die Reſpiration in ihren Perioden zu beſtimmen, was durch die Mitwirkung der andern Reſpirationsmuskeln, die der Willkür unterworfen ſind, möglich wird. (Dieſs iſt eine — übrigens gar nicht zu verachtende — Hypotheſe und muſs es bleiben, bis uns einmal die Experimente Aufſchluſs geben, ſo ſehr der Vf. auch im Anfang gegen dieſe ſpricht.) Er zeigt nun ferner, daſs das Zwergfell nicht allein hier als vermittelnder Muskel zwiſchen Exſpirations und Inſpirations Muskeln, ſondern als Centralmuskel aller willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung auftrete. Zuletzt kömmt er auf die Bewegungen des Herzens, Diaphragma und Gehirns, und ſucht zu erweiſen, daſs ſie nicht von einander abhängig ſind, ſondern einen Rhythmus ausdrücken, der von ihnen als den Centralpunkten in unmerklichen Undulationen ſich durch das Ganze verliere. Der Vf. behauptet auch hier die Originalität und Schärfe ſeines Blicks, aber auch ſeine Unarten, z. B. willkürliche Annahmen, beliebige Erklärungen u. ſ. w. *Sechster* Aufſatz: *Kreislauf des thieriſchen Lebens zwiſchen Schlafen und Wachen.* So ſehr dieſer Aufſatz für das Genie des Vfs. ſpricht, ſo wenig iſt die Schwierigkeit der Aufgabe zu verkennen. Ideenverbindung und Sprache dunkler als irgendwo, letzte vielleicht zu bilderreich. Der, (oft vermiſste) Zuſammenhang und Ordnung fehlt hier vorzüglich. Der Vf. zeigt, daſs das Weſen des Organismus nicht unmittelbarer Grund der normalen Periodenwechſel iſt, ſondern daſs dieſe aus der Relation der Theilganzen unter ſich hervorgehn. Je mehr aber dieſe Wechſelverhältniſſe aus der Selbſtthätigkeit des Organismus ſelbſt kommen, je mehr die Perioden im Ganzen in ſich beſtimmt ſind, und je normaler ihr Rhythmus iſt, deſto vollkommner müſſe das Ganze ſeyn, und dieſs iſt im menſchlichen Organismus der Fall. Die allgemeinſten Sphären des Lebens ſind Bewuſstſeyn und Reproduction. Dieſe ſollen *zugleich* im Leben beſtehen, da ſie aber ſich gegenſeitig negiren: ſo iſt ein *Zugleichſeyn im Leben* nur durch Alternation möglich. Jenes iſt das Leben im Wachen, dieſs im Schlaf — gegenſeitige und wechſelſeitige Einſeitigkeit des Lebens — das primitiv wirkliche Leben. Das Leben des Bewuſstſeyns geht durch das Mittelglied der Circulation in das Leben der Vegetation über, indem zu beſtimmter Zeit das Blut als Element der Indifferenzirung nach der Seite der Reproduction eingreift, wodurch Unverträglichkeit mit Bewuſstſeyn — Schlaf entſteht. Im Schlaf treten nach einander Digeſtion, Reſpiration, Excretion, Secretion hervor. Die Producte der Secretion verfolgen immer weniger die, ihnen angewieſene, Tendenz, häufen ſich in der Circulation, werden erregende Potenz, greifen in die Muscularaction ein, und da dieſe durch die Nerven mit der höhern Sphäre verknüpft iſt: ſo laufen dieſe Potenzen als ſubjectivirte Objecte in die Senſation, der Menſch erwacht mit *ſtark gehobener Bruſt und umarmt den Tag.* Die Beſchreibung iſt dichteriſch. Die Belege aus der Wirklichkeit mitunter unrichtig. Uebrigens iſt es nach des Vfs. eigner Demonſtration beynahe deutlich, daſs es ein und daſſelbe Kauſalmoment ſey, welches einmal durch ſeinen Einfluſs auf Circulation — Schlaf und auf Muſcularaction Wachen erzeuge. — Warum endlich laufen die Functionen des productiven Lebens in das Wachen hinüber und dauern dort ſelbſt mit normalen Wechſeln fort, da die Functionen der höheren Sphäre im Schlaf faſt ganz verſchwinden? Der Kreislauf des Lebens im Wachen iſt ganz übergangen. Noch glaubt Rec. auf die ſinnreiche Anſicht des Vfs. von Circulation und Muscularaction und ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, auf die Erörterung über ſcheinbare Freyheit des pſychiſchen und ſcheinbare Nothwendigkeit des phyſiſchen Lebens aufmerkſam machen und zuletzt noch eine gehaltloſe magre Hypotheſe anführen zu müſſen, nach welcher die Leber das Centralorgan der Reproductionsſphäre ſeyn ſoll. Glaubt der Vf. mit ſeinem Satz, „daſs die Leberfunction, als die Objectivſte, der Gehirnthätigkeit entgegen geſetzt ſey, und darum kein Beweis aus dem Bewuſstſeyn geführt werden könne," durchzukommen, um uns ſeine Fehlſchlüſſe mit dem Zurückwerfen der Nerven von Seiten der Leber, mit der Centralvereinung von Aſſimilation und Egeſtion in ihr, mit dem ſtarken treuen und raſchen Conſens derſelben zum Gehirn aufzudringen? hat er bey dem Reflex im entgegengeſetzten Brennpunkt etwas gedacht? In dem ganzen Organismus iſt der Reflex eben ſo ſtark als in der Leber und vielleicht noch ſtärker in der Circulation, Senſation, Muscularaction bey heftigen Affecten. Uebrigens erſcheint dieſe Hypotheſe auch ganz zufällig und ſteht verlaſſen, ohne merklichen Zuſammenhang mit dem übrigen, was doch der Fall nicht ſeyn ſollte, wenn vom Centralorgan der Reproductionsſphäre und

alſo

alſo von der innerſten, durchgreifendſten (?) Reproduction die Rede ſeyn ſoll. — Wie hängt endlich die, in dieſem Aufſatz gegebne Anſicht mit dem, im *dritten* Aufſatz im vorbeygehn Erwähnten zuſammen, wo es heiſst, daſs *Reproduction und Bewußtſeyn im Wachen im Gegenſatz unter einander aufbrechen und im Schlaf ſich in ununterſcheidbare Identität verlieren??* — Dieſem Aufſatz ſind einige Corollarien angehängt, worin der Vf., wie ein anderer Rec. ſagt, einzelne Verhältniſſe des Lebens betaſtet. — Im letzten Aufſatz: *Hermaphrodite*, wird gezeigt, daſs es ein und daſſelbe ſey, was bey geſchlechtsloſen Thieren unter der Form der Indifferenz; bey Thieren, wo beide Geſchlechter in einem Individuum vereinigt ſind, unter der Form einer relativen Identität; bey Thieren mit, an verſchiedne Individuen vertheilte Geſchlechter als relative Differenz erſcheint, nämlich Hermaphroditismus; wobey ferner erwogen wird, daſs es in keinem Thier zu wirklicher Geſchlechtsverſchiedenheit komme und jedes Individuum die Gattung repräſentire. Ueberall in dem ganzen Werk vermiſst man die Elementaranſicht des Vfs. vom organiſchen Leben und der Natur. In jedem Aufſatz fällt er aus der Sphäre der Naturphiloſophie in die Wirklichkeit, und der Wiſsbegierige findet an den Fragmenten, die der Vf. dorther mitbringt, keine Befriedigung ſeines Bedürfniſſes.

(*Die Fortſetzung folgt nächſtens.*)

PÄDAGOGIK.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böſe: *Ideenmagazin für Lehrer in obern Klaſſen der Gymnaſien und Lyceen zu zweckmäſsigen ſchriftlichen Arbeiten für ihre Schüler.* Von *J. Dan. Schulze*, D. und Lehrer der Philoſophie auf der Univerſität zu Leipzig. 1804. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Ideenmagazin, welches durch ſeine innere Einrichtung geeignet iſt, die Stilübungen in den obern Klaſſen der Gymnaſien und Lyceen zweckmäſsig zu leiten, bleibt immer für den Lehrer ein erwünſchtes Hülfsbuch. Ein ſolches Magazin darf ſich aber nicht auf ein bloſses Sammeln und Zuſammenſtellen der Ideen beſchränken — jedem Lehrer bietet ja die tägliche Lectüre Ideen zum Ueberfluſſe dar — ſondern die Ideen müſſen nach einer Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern hinauf geordnet werden. Dieſes Anordnen der Ideen ſetzt ein Anordnen der verſchiedenen Arten ſchriftlicher Arbeiten voraus, theils damit jede Idee unter diejenige Klaſſe von Ausarbeitungen geſetzt werde, zu welcher ſie ſich am leichteſten benutzen läſst, theils damit überhaupt der naturgemäſse Gang der ſtiliſtiſchen Uebungen gezeigt werde. Schon ein ſolches Magazin würde dem Lehrer gute Dienſte leiſten, d. h. ihm eine zeitkoſtende Arbeit erſparen, der er ſich ſonſt unterziehen muſs. Da aber ein ſolches Ideenmagazin einmal auf die Bequemlichkeit, oder vielmehr auf Zeiterſparniſs berechnet iſt, und nur berechnet ſeyn ſoll; ſo muſs es billigermaſsen nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Wir glauben daher von einem ſolchen Magazine noch fordern zu dürfen, daſs es die Ideen zu vollſtändigen Dispoſitionen verarbeitet aufſtelle. Bücher dieſer Art ſchreibt man bis zum Ueberfluſſe für den Prediger; wäre dem oft ſo ſehr belaſteten Schulmanne nicht eine gleiche Erleichterung ſeiner Arbeiten zu gönnen? In wie weit das vorliegende Ideenmagazin dieſen Wünſchen entſpricht, oder nicht, wird ſich aus der Anzeige ergeben. Der ganze Ideenvorrath iſt in *zwölf* Kapitel vertheilt. *Erſtes* Kapitel: Skitzen (Skizzen). In dieſen Skizzen ſind die ſechs Paradoxien des Cicero, die 13te und 15te Satire des Juvenals und der Ajax des Sophokles theils ausgezogen, theils erläuternd dargeſtellt. *Zweytes* Kapitel: Anthropologiſche Fragmente. Stellen aus Livius, Tacitus und Plautus. *Drittes* Kapitel: Combinationen. Stellen aus Livius. Dieſe ſollen vom Lehrer chaotiſch dictirt, und vom Schüler nach einem beliebigen Plane geordnet werden. Die ausgehobenen Stellen beziehen ſich alle auf Livius religiöſe Denkart. *Viertes* Kapitel: Fabeln. Aeſopus, Phädrus und Leſſing werden ſkizzirt neben einander geſtellt. *Fünftes* Kapitel: Horaziſche Parallelen. Ein ſtarkes Kapitel; zuweilen ſind ganze Oden abgedruckt. *Sechstes* Kapitel: Ovidiſche Parallelen. Ein nicht minder ſtarkes Kapitel. *Siebentes* Kapitel: Virgiliſch-Homeriſche Parallelen. *Achtes* Kapitel: Virgiliſch-Ovidiſche Parallelen. *Neuntes* Kapitel: Varianten im Meſſias von *Klopſtock*. *Zehntes* Kapitel: Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche. Stellen aus dem Meſſias; oben ſteht das Original, unten die ungebundene Ueberſetzung. *Elftes* Kapitel: Literariſch-methodiſche und andere Aufgaben. Dieſes Kapitel ſtellt vierzehn vollſtändig disponirte Themata auf. *Zwölftes* Kapitel: (fünf) Gleichniſſe. — Wir wollen gar nicht in Abrede ſeyn, daſs ein Lehrer von dieſem Buche zum Behuf ſeiner ſtiliſtiſchen Lehrſtunden Gebrauch machen könne; allein zu den wohlgelungenen, auf ein beſtimmtes Bedürfniſs berechneten und daſſelbe befriedigenden Büchern können wir dieſe Arbeit nicht zählen. Zuförderſt fehlt es dieſem Magazine, welches eigends dazu angelegt iſt, Ideen zu liefern, ſelbſt an der allerwichtigſten Idee eines gehörigen *Stufenganges*. Man muſs es einem bloſsen Zufalle zuſchreiben, daſs das *erſte* Kapitel nicht das letzte, und das letzte nicht das erſte geworden iſt: denn wirklich ſind die Arbeiten, welche das letzte Kapitel von dem Schüler erheiſcht, bedeutend leichter, als die Aufgaben, welche demſelben von vorn herein vorgelegt werden. Es bleibt daher dem Lehrer die Mühe, das Ideenchaos ſelbſt erſt zu ſondern und zu ordnen. Nun ſcheint es uns aber, daſs, wenn der Lehrer einmal dieſer Mühe nicht überhoben werden ſoll, ihm auch jeder klaſſiſche Autor die Materialien ſo, wie in dieſem Magazine geſchieht, an die Hand biete. Wendet man den Blick von dieſem Mangel an, Ordnung weg und richtet ihn einzig auf die innere Beſchaffenheit der einzelnen Materialien: ſo kann man auch in dieſer Hinſicht kein ſehr günſtiges Urtheil über das Buch fällen. Was ſoll der Lehrer mit

den skizzirten Paradoxen des Cicero anfangen? Das Skelett mit Fleisch bekleiden lassen? Dann wird der Schüler natürlicherweise nach seinem Cicero greifen und diesen übersetzen. Einzelne Sätze ausheben und als ein abgesondertes Ganze bearbeiten lassen? Dazu bedurfte es keines neuen Buches; diesen Dienst leistet auch der unskizzirte Cicero jedem Lehrer. Soll der Schüler, welchen Zweck der Vf. auch mit aufstellt, dadurch angeleitet werden, Lücken, Sprünge, übereilte Schlüsse u. dgl. zu entdecken, Haupt- und Nebenideen von einander abzusondern: so wird der Vf. einräumen, dass der Schüler in allem diesen eben so gut an dem Originale, und in so fern, als der Lehrer freye Hand behält, die Skizze, welche hier geliefert wird, vom Schüler selbst ausziehen zu lassen, noch besser geübt werden kann. Dem Lehrer wird daher wirklich durch solche Skizzen die Wahl der Arbeiten, die er dem Schüler aufgeben könnte, mehr erschwert, als erleichtert. Wollte der Vf. sagen, dass sein Magazin nur in den Händen des Lehrers, nicht des Schülers seyn sollte: so müssen wir ihn fragen, wie der Lehrer die Skizze des Ajax, die nicht weniger, als zehn eng gedruckte Seiten einnimmt, benutzen solle? Unmöglich kann eine so weitschichtige Skizze dem Schüler in die Feder dictirt werden. — Den Abdruck der Parallelen, welcher über die Hälfte des Buches ausmacht, will der Vf. damit rechtfertigen, dass derselbe dem Lehrer die Beurtheilung der von den Schülern gelieferten Arbeiten erleichtere. Wahrlich! eine theure Erleichterung! Diese Art Erleichterung würde jeder Lehrer dem Vf. gern erlassen haben, wenn er nur da erleichtert hätte, wo es mehr Noth thut. Aber man kann sich bey der unverhältnissmässigen Stärke dieser Kapitel kaum des Gedankens erwehren, dass Hr. S. mehr gesucht habe, sich seine Arbeit bey Verfertigung dieses Buchs, als den Lehrern ihre Arbeit bey der stilistischen Bildung ihrer Schüler zu erleichtern. Gegen die Varianten aus *Klopstocks* Messias, als einen Arbeitsstoff für den Schüler, haben wir an sich nichts zu erinnern. Aber es fragt sich doch, ob es dem Lehrer in einer obern Klasse der Gymnasien an Stoffe dieser Art fehle, welches wir durchaus verneinen, da die tägliche Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller gerade diesen Arbeitsstoff in reichem Masse darbietet. Wenn wir nun aber auch hiervon absehen wollen, so müssen wir doch abermals den unnöthigen Abdruck des Textes rügen. Das *zehnte* Kapitel halten wir für völlig überflüssig. Dagegen wird jeder Lehrer das *vierte* und die beiden letzten Kapitel mit Dank annehmen; möchten diese das ganze Buch ausmachen! Unser Endurtheil ist: ein solches Buch, als Hr. S. hat liefern wollen, bleibt noch immer Bedürfniss; wer dieses Bedürfniss befriedigen will, muss sich aber Zeit dazu nehmen, und vor allem einen durchdachten Plan zum Grunde legen.

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Die Kinderstube von ihrer physischen Seite dargestellt*, zur Beherzigung für Hausväter und Hausmütter, denen das Glück und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt. Nebst einer Vorrede darüber, von D. *Joh. Chst. Rosenmüller*. 1803. XVI u. 142 S. 8. m. Kupfern. (einem Titelkupfer) (20 gr.)

Der Titel giebt keinen bestimmten Begriff von dem, was man hier zu suchen hat, einen für Mütter berechneten Unterricht über das, was man in physischer Hinsicht für noch ungeborne und für neugeborne Kinder in dem ersten Jahre ihres Lebens zu thun hat, welches unter folgenden Rubriken abgehandelt wird: Ueber Ehe, Schwangerschaft, Entbindung, Sorge für die Reinlichkeit der Kinder, Wochenstube, erste Kindesnahrung, Entwöhnung, Ammen, Kinderküche, Kinderkleidung, Schlaf und Ruhe der Kinder, Bewegung der Kinder, Wärterinnen. Das Titelkupfer stellt eine zweckmässig eingerichtete Wiege und ein leichtes, von *Frank* vorgeschlagnes Gestelle vor, dessen sich die Mütter bedienen können, um dadurch das Erdrücken der kleinen, neben ihnen im Bette liegenden Kinder zu verhüten. Die billigende Vorrede eines Arztes, des Hn. D. *Rosenmüllers*, gereicht übrigens der kleinen Schrift des Ungenannten zur besondern Empfehlung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Rostock*, b. Stiller: *Helena Pawlowna*. Eine Skizze zur Erinnerung an die entschlafene Holde; von *J. C. F. Wundemann*. 1804. 32 S. 8. (4 gr.) — Es ist nur Eine Stimme darüber, dass die an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin im October 1799. vermählte, und schon im September 1803., im neunzehnten Lebensjahre verstorbne Grossfürstin von Russland die vielen Lobsprüche verdiene, welche ihr in dieser kleinen Schrift ertheilt werden. Die Sprache des Lobes und der Bewunderung wird darin nur zuweilen etwas deklamatorisch und preziös, wie dies letztere schon auf dem Titel der Fall ist. Diejenigen, welche nach etwas Schatten in dem Gemälde fragen möchten, weiset der Vf. mit folgenden Worten ab: „Die ihr nur Sinn für das *Gemeine* habt, und geflissentlich Schatten und Flecken aufsuchet, wo ein reines Auge nur *reinen Aether* sieht! für euch schreibe ich hier nicht, für euch weiss ich hier nichts. An diesem *Weichbild* (?) voll Tugend und Grazie ist alles Licht." Die Erwähnung ihrer letzten Krankheit wird mit den Worten eingeleitet. „Der Keim des Todes entwickelte sich bey unsrer Unvergesslichen in ihrer *morschen* Brust."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. April 1806.

PHILOSOPHIE.

ALTONA, b. Lemaire: *Apologie de Spinoza et du Spinozisme;* par M. *Sabatier* de Caſtres. Xbre 1805. 122 S. 12. (14 gr.)

Luſtig genug, und doch merkwürdig in ihrer Art, iſt die Erſcheinung dieſes Büchleins. Hier tritt, als Ritter der Spinoziſtiſchen Lehre, und zwar, ſeiner Meinung nach, der allererſte (*le premier*, S. 38.), ein alter *Abbé* auf, der ehemals von *Voltaire* öfters *le Sabotier de Caſtres* (Holzſchuhmacher) genannt wurde, und lange das unglückliche Ziel der ſatiriſchen Einfälle dieſes unerſchöpflichen, bey ſeinem Volke ſo beliebten Witzling's war; übrigens ein Mann, der ſeine altfränkiſche Literatur ziemlich kennt, und dem man einige Darſtellungsgabe nicht abſprechen kann; wovon ſeine frühern Arbeiten, unter andern ſeine *Trois Siècles de la Littérature françaiſe*, Belege liefern können. Daſs der Apologet ſeinen Clienten nur gewiſſermaſsen verſtehe, daran iſt gar nicht zu denken. Die Unternehmung geht dahin, den *Spinoza* von allem Verdacht des Atheismus loszuſprechen, und ihn als einen Rechtgläubigen, ja als einen guten, eifrigen Katholiken, und zuletzt als einen Legendenheiligen zu ſchildern. Alſo, wider des vortrefflichen *Jacobi's* Richterſpruch (über die Lehre des *Spinoza*. 1789. S. 223.): „Spinozismus iſt Atheismus." — wozu dieſer tiefeindringende Forſcher in einer Note hinzuſetzt: „Ich bin weit entfernt, alle Spinoziſten für Gotteslängner zu erklären .... Ein gewiſſer Schaum von Spinozismus iſt hingegen ſehr verträglich mit allen Gattungen des Aberglaubens und der Schwärmerey." — Der Hr. *Abbé* iſt freylich bey dem lockerſten Schaume ſtehen geblieben. Ihm iſt Alles daran gelegen, einen Syncretismus zwiſchen dem gröbſten Realism, oder der materialiſtiſchen Fünfſinnenlehre, und der Lehre des Daſeyns Gottes zu bewerkſtelligen. Wenn Er nur den unſeligen *Spiritualisme*, oder *Platonisme* (welche er durchgängig als Synonym angiebt) aus dem Wege räumt, ſo will Er ſchon zufrieden ſeyn. *Tant que le Chriſtianisme profeſſera l'immatérialité ou la nonétendue de Dieu et des Ames, il aura indiſpenſablement contre lui tous les obſervateurs de la nature. C'eſt cette abſurde doctrine qui a peuplé le monde chrétien d'impies, d'incrédules et d'athées* .. (S. 45. 46.). *La Controverſe a engendré le ſcepticisme, celui-ci la philoſophie moderne, et cette dernière l'immoralité et le mépris de toutes les autorités, de tous les principes, de toutes les convenances; et de-là les malheurs de la France et ceux de l'Europe* (S. 85.). So weit hätte der Spiritualismus die Welt verdorben! — Die franzöſiſche Revolution, die Kriege, die Schlacht bey Auſterlitz ſind lauter Reſultate dieſer *Ineptie*, wie der Vf. ſie oft qualificirt. Demnach iſt ſein Gott, nach Homeriſcher Art (denn der alte, wackere Poetenfürſt, mitten unter einem Schwall von diletantiſcher Erudition, wird hier auch als ein Gewährsmann angeführt), ein Gott, der Hände und Füſse hat; ein Gott, der wirklich *donnert* und *ſchlägt* (S. 27.), und den man, etwa mittelſt eines tüchtigen Tubus, noch wohl entdecken könnte. *En rapprochant de notre vue les globes qui brillent ſur nos têtes, le téleſcope a rapproché Dieu de nos ſens* (S. 82.). Zum groſsen Aergerniſs des atheiſtiſchen Aſtronomen *Delalande*, der einſt gegen Rec. keck behauptete: „Er hätte den ſogenannten Gott durch ſein Teleſkop nie erhaſchen können." (Aber wiederum, Gott ſey Dank! So was kann Hr. *Delalande*, vermöge eines kaiſerlichen *Decrets*, in Frankreich nicht mehr behaupten.) — Weiter rühmt noch der Vf. den hohen Gewinn ſeiner Lehre für chriſtliche Exegeſe und Dogmatik. Um wie viel leichter, führt er an S. 52., läſst ſich die Menſchwerdung Chriſti und die Empfängniſs der heiligen Jungfrau mit einem körperlichen Gott begreifen! — Welches wir ſehr geneigt ſind, dem Hn. *Abbé* einzuräumen. So wie Gott aber, ſo iſt auch unſere Seele eine *ſubſtance déliée* (S. 69 fg.), eine *Vapeur*, eine Art Gaz, die der chemiſchen Gewandtheit und Analyſirkunſt eines *Vauquelin* füglich überliefert werden kann. So auch der Raum, wovon S. 26. folgende Definition mit dürren Worten ſteht: *L'Eſpace eſt une matière ſubtile, transparente, inſenſible à la vue.* Was werden wohl die Kantianer zu dieſer craſſen Objectivirung des ihnen ſubjectiven Raums ſagen?

Doch genug von dem Luſtigen in dieſem Werkchen; es iſt Zeit, das Merkwürdige daran zu betrachten. Sein Vf. lebt ſeit ungefähr drey Quinquennien in Deutſchland, und obgleich eine Art Gelehrter, und *homme du métier*, ſich weder um die Sprache, noch um die Literatur des gaſtfreundlichen Bodens im geringſten kümmernd. Er erdreiſtet ſich, im Jahre 1805., über *Spinoza* zu ſchreiben, und hat nicht die leiſeſte Ahndung von dem Betrieb und dem Schwung des Philoſophirens in Deutſchland, ſeit zwanzig Jahren, und drüber; weiſs nicht ein Wort von *Leſſing*, von *Mendelsſohn*, von *Jacobi*, von *Kant*, von *Schelling* und andern; nichts von den ſchätzbaren Geſchichtsſchreibern der Philoſophie in Deutſchland; alle dieſe Männer kennt er nicht einmal dem Namen nach; in der aufgeklärten Welt, in deren Mitte er lebt, wie gleichſam eine Auſter im Glanze des Sonnenlichts, iſt er gänzlich Fremdling geblie-

ben; ja, vielleicht würde er im Nothfall ihre Exiſtenz gar läugnen, ſo wie er überhaupt die des Geiſtes und des Ueberſinnlichen läugnet, und aus demſelben triftigen Grunde, weil er ſie nie geſehen, noch vernommen hat. In Wahrheit iſt dieſe eiſerne Hartnäckigkeit des ſonſt ſo gewandten Franzoſen, ſich allen fremden und neuen Ideen ſorgfältig zu entziehen, ein ſonderbares Phänomen, das ſich vielleicht nirgends, als am äuſserſten, öſtlichen Ende unſerer Hemiſphäre, unter den Chineſern nämlich, in demſelben intenſiven Grade, darthut. Wirklich haben wir ſchon an *Rivarol* und andern franz. *Beaux-eſprits*, oder ſogenannten Literatoren unter den Emigrirten, bemerken können, wie fremdartig beide Elemente ſind. Der Franzoſe muſs in der That, dem Waſſergeflügel ähnlich, eine gewiſſe Fettigkeit an ſich haben, wodurch er ſich immer trocken durch alle Fluthen erhält. Daraus läſst ſich leicht auf die ungeheure Schwierigkeit ſchlieſsen, die diejenigen zu überwinden haben, welche muthig, und vom Eifer zum Guten und Schönen beſeelt, ſich dem undankbaren Geſchäfte unterziehen, unter Franzoſen, und im eiskalten Paris ſelbſt, deutſche Wiſſenſchaft, deutſche Art und Kunſt, beſſere Cultur mit einem Worte, zu predigen.

Schlieſslich ruft der Vf., in dem lächerlichſten Gefühle des Wohlgefallens über ſein Machwerk, (welches Gefühl ihm nur die unverſchämteſte Ignoranz zu gewähren vermochte): *J'en appelle à tous les bons eſprits de l'Europe ſur la ſolidité de toutes les obſervations contenues dans cet Eclairciſſement! J'en défere ſurtout à ce Français inappréciable, dont le courage égale le ſavoir et l'éloquence; à ce journaliſte infatigable, que la Providence avait ſans doute réſervé ..... à ce Mr. Géoffroi qui vaut ſeul une armée à ſa patrie* .. u. ſ. w. (S. 91.). Alſo, der erſte Philoſoph in Europa, der Hr. Abbé *Sabatier;* der zweyte, der Hr. Abbé *Géoffroi!* — An Prahlerey fehlt es überhaupt hier nicht. Vorn und hinten ſtehen beſondere Stücke abgedruckt, *Avertiſſement*, *Lettres*, wodurch dieſe kleine Schrift mit dem Erze des Selbſtlobes bepanzert erſcheint. Da erfahren wir, daſs ſie nur ein Anhang zu einem gröſsern Werke iſt (*Traité de la Souveraineté*), welches künftige Oſtern ans Licht treten ſoll, „den *Eſprit des Lois* von *Montesquieu* weit übertreffen" (S. 118.), und ſeinen Vf. zum *Réformateur des erreurs de ſon ſiècle* (S. 44.) unfehlbar machen wird. Die zwölf letzten Seiten füllt eine *Lettre à Mr. l'abbé Sabatier de Caſtres, ſur ſon ouvrage de la Souveraineté*, von einem uns unbekannten Hn. *P. Motte, de Genève* [*aujour d'hui*], *Profeſſeur de Philoſophie et de Mathématiques, à Haggers en Ruſſie.* Für dieſen Anwald des Anwalden des *Spinoza* ſind auch im heutigen Frankreich keine gröſsere Männer, als eben derſelbe elende *Géoffroi*, und der noch elendere *Jondot.* Alle dieſe ſaubern Herrn, nebſt Abbé *Sabatier*, *Motte* et Conſorten, gehören insgeſammt unter die Clique der ärgſten Obſcuranten, die man in Frankreich mit der Benennung *les frères obſcurantins* zu bezeichnen angefangen hatte. — Von Deutſchland ſcheint auch Hr. *Motte* eben ſo viel zu wiſſen, als der Abbé *Sabatier* ſelbſt: ſo daſs, falls die guten Einwohner von Haggers in Ruſsland den Hn. Profeſſor einſt über die Sprache der Teutonen befragen wollen, er ihnen dieſelbe Antwort ertheilen kann, wie der zurückgekehrte franz. Emigrirte in ſeiner Vaterſtadt: *Ce n'eſt pas proprement une langue; chacun parle ſon jargon; mais ils ſ'entendent entr'eux;* welches letztere freylich als ein nicht geringes Lob anzuſehn wäre, wenn der gute Mann die deutſchen philoſophiſchen Schulen im Sinne gehabt hätte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Polyidos.* Tragödie. 1803. 73 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter mehrern neuern Dramen, die den trefflichen Meiſterwerken des alten griechiſchen Kothurns nachgebildet ſind, verdient dieſs gegenwärtige einen ausgezeichneten Rang. Nicht nur hält es ſich ganz ſtreng, und weit ſtrenger, als alle bisherigen, an die äuſsere Form der antiken Tragödie, ſondern es iſt auch in der That von ihrem hohen Geiſte nicht wenig in dieſe Production übergegangen, ſo daſs, wenn auch ſchon die Kritik manches mit Recht gegen das Ganze einzuwenden hätte, wenn die Behandlung des gewählten Stoffes, vielleicht ſeine Wahl ſchon, nicht durchaus befriedigen dürfte, man gewiſs doch dem edeln Talente des Vfs., der mit ſo glücklicher Ahndungskraft die reine Schönheit des alten Trauerſpiels aufgefaſst, und in ſehr vielen Partieen ſeines Werkes nachgebildet hat, ſeine Achtung und ſeinen Dank nicht verſagen kann. Der Stoff iſt aus Hyginos und ſonſther bekannt; die Wiederbelebung eines Sohnes des Königs Minos in Kreta durch den Seher Polyidos oder vielmehr durch Apoll, der die Ehre ſeiner Götterſprüche retten will, iſt der Inhalt der Fabel. Der Vf. hat einige Aenderungen zum Behufe ſeines tragiſchen Zweckes damit vorgenommen, die von Künſtlerverſtande zeugen. Polyidos, hier, was Tireſias bey Sophokles, hatte durch einen Orakelſpruch, durch den er ſich ſelbſt (S. 28.)

königlichen Ehrenglanz,
Wenn einſt den Sohn des Königs die Gruft umſchlieſst,

geweiſſagt, den ſcheuen Zorn des Königs aufgeregt, und war von dieſem aus dem Lande verwieſen worden. Minos, über den Verluſt ſeines Sohns empfindlich bekümmert, erhielt von Phöbos ſtatt der Antwort die Aufgabe eines Räthſels mit dem Beſcheid, nur der werde ihm den Sohn bringen, der das Räthſel zu löſen im Stande ſey. Polyidos löſt es, und bringt dem getäuſchten Vater den todten Sohn zurück. Der von Schmerz und Argwohn zerriſſene Vater, beſtärkt durch dieſen Vorfall in ſeinem vorausgehegten Verdachte gegen Polyidos, beſchuldigt dieſen der Mordthat ſelbſt, und läſst ihn, den Lebendigen zum Todten, in das ſeinem Sohne voraus ſchon errichtete Mauſoleum einkerkern, im reichſten Schmucke eines Königs, um ſo ſeiner Weiſſagung zu ſpotten. Aber gegen

gen seinen Willen muſs er dem Willen des Schickſals dienen. Das Orakel ſoll bey Ehren bleiben; wunderbar wird das Grabmal geſprengt, wunderbar der unſchuldige Seher gerettet, und aus ſeinen Händen erhält der Vater ſtatt des todten Sohnes jetzt den wieder belebten, von Polyidos auf ein von Apollo geſendetes Zeichen durch wunderſame Mittel zum Leben gerufen. Dieſs ungefähr iſt der ſehr einfache Inhalt des Stückes, wie man ſieht, eigentlich mehr Begebenheit als Handlung, mehr geeignet, Andeutungen von Charakteren, als vollſtändige Charaktere vor die Anſchauung zu bringen; aber die Situationen ſind poetiſch, und Intereſſe zu wecken geſchickt. Der Vf. hat auch ſeine Leſer — ob auf dem Theater dieſe Tragödie Glück machen dürfte, zweifeln wir — vorzüglich durch eine treffliche edle Sprache, bey dem ſo einfachen Gange des Stücks, dennoch ſich zu gewinnen gewuſst. Beſonders iſt die hohe Geſtalt des Sehers ungemein glücklich aufgefaſst und gezeichnet. Er iſt ſo ganz hingeſtellt als der Mann, der einer unſichtbaren Welt angehört, und an der ſichtbaren nur wie eine Erſcheinung des Himmels vorübergeht. Wie edel ſind nicht ſeine Worte zum erzürnten Könige S. 29.:

In deinem Reiche, König, herrſchen Götter auch!
Gehorſam neiget deinen Winken ſich das Volk,
Doch ſicher über deinem Haupte führet Zevs
Die Wolken hin, und Baſſareus der Sterne Chor;
Und ob du ihnen zürnteſt, ziehn ſie ruhig fort
Im hohen ätherhellen Götterreich der Luft.
Du bannſt ſie nicht, zu ihnen reicht dein Zürnen nicht.
So wandelt auch der Seher durch der Fürſten Land,
Doch unberührt von ihres Herrſeherwillens Macht.

Minos iſt ganz Repräſentant willkürlicher Macht. Nur ſeinem tiefen Schmerze können wir die widrigen Aeuſserungen derſelben gegen den unſchuldigen Boten und gegen Polyidos verzeihen. Indeſs ſein Schmerz um den todtgeglaubten Sohn offenbart ſich würdig, ja voll tiefen Gefühls S. 5.:

Sprich mir von Troſt nicht, ehre deines Königs Schmerz!
Der Troſt um Todte iſt ein frecher Tempelraub.
Was bleibt dem Todten von der Erdengüter Zahl,
Als eine Wohnung in der Freunde treuer Bruſt,
Gehütet von der Wehmuth bitterſüſsem Schmerz?
Den Hüter ſchläfert eure glatte Zunge endlich ein,
Und bannt den Todten aus der warmen Bruſt ins Grab.

Dieſs wird zum Chor geſagt, der von Anfang bis zum Ende, nach alter Weiſe, als Zeuge und Mithandler, Rather und Warner, Erreger und Sänftiger der Leidenſchaft durch das Stück herrſcht. Einen der ſchönſten lyriſchen Wechſelgeſänge des Chors, im Sophokleiſchen Geiſte gedichtet, findet man S. 35.—41. Ueberhaupt erinnert manches, ſchon der Anfang, an den *Oedipos des Sophokles*, einzelne Partieen an *Aeſchylos*, vieles an die *Braut in Meſſina*; nur ſcheint es, durchaus ſey des Lebendighandelnden, das man doch mit Recht von einer Tragödie will, und die alte Tragödie auch gewährte, zuviel einer enggeſchloſſenen antiken Form aufgeopfert worden. Daſs man gar nicht erfährt, wie der Sohn des Minos umgekommen, auch dann nicht, da er wider zum Leben erweckt wird — daſs es voraus nicht geſchieht, motivirt eher den raſchen Verdacht des Vaters — daſs ſeine Geſtalt uns gar nicht vorgeführt wird, daſs endlich die Wunder bey ſeiner Wiederbelebung zu gehäuft ſind — giebt wenigſtens keine wohlthuende Empfindung. Von der techniſchen Form iſt geſprochen worden. Wie glücklich die Trimeter des Vfs. ſind, in denen das Dialogiſche, nur da und dort unterbrochen von Tetrametern, abgefaſst iſt, mögen die ausgehobenen Proben beweiſen. Wir wünſchten von ihm einen deutſchen Sophokles oder Aeſchylos; doch auch ſeine eignen Geiſtesproducte, wenn ſie dieſem gleich ſind, und es vielleicht noch übertreffen, werden jedem Freunde des Schönen willkommenſeyn.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Federzeichnungen von Ernſt Scherzer. Erſtes* Bdchen. 1805. 313 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Leſer von Geſchmack wird in dieſen Erzählungen viel Geiſtreiches und Treffliches finden; der Humor des Vfs. hat Originalität und Kraft genug, die Wirklichkeit zu veredeln, und dem Gewöhnlichen Reiz zu geben. Dabey fällt er nicht in den Fehler, der dem begeiſterten Humor ſo oft eigen iſt, mitten im griechiſchen Tanze einige nordiſche Kraftſprünge zu machen! — Am eigenthümlichſten offenbart ſich der Geiſt des Vfs. in der Erzählung: Bandow der Glückliche, und in den Papageno's. Die Briefe einer verunglückten Kammerjungfer ſind reich an einzelnen komiſchen Einfällen; aber zuweilen blickt durch die Maske der Ironie zu ſehr der Vf. hervor, welches dem Ganzen Schaden thut. Das Opiat für den Poſtmeiſter in K. iſt gut erfunden, aber auf den Helden, der in dem Mährchen geſchildert zu werden ſcheint, nach unſerer Meinung nicht ganz anwendbar; auch iſt die Einleitung ein wenig zu gedehnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig* u. *Breslau*, b. Buchhelſter: *Sendſchreiben an den Prediger Hrn. Haertel, ſein Lob und Tadel der ſchleſ. Gutsbeſitzer betreffend*, nebſt Vorbericht vom Major *von Foſer*. Ohne Jahrz. (1805.) 38 S. kl. 8. (4 gr.)

Berlin, Leipzig u. *Breslau*: *An den Hrn. Major von Foſer*, nebſt einem Anhange über die Milde, die man in dieſem Jahre von der ſchleſ. Geiſtlichkeit erwartete, von dem Prediger *Härtel*. 1805. 38 S. kl. 8. (4½ gr.)

Der Hr. Pred. *Härtel* zu Karoſchky im Trebnitziſchen hatte im Julius-ſtück der ſchleſ. Provinzialblätter 1805. zwey Aufſätze einrücken laſſen unter dem Titel: 1) das gegenwärtige theure Jahr, in Beziehung auf den robotſamen Landmann. 2) Beweiſe der Güte und Härte ſchleſiſcher Gutsbeſitzer gegen die

die Armen im gegenwärtigen theuren Jahre. In ersterm zeigt er, dafs die Lage derjenigen robotsamen Landleute, welche weniger Getreide bauen, als sie bedürfen, sehr traurig ist. In dem letztern führt er einige gute Handlungen wohlthätiger Gutsbesitzer, mit Benennung der Anfangsbuchstaben an, erwähnt einer grofsen Deterioration eines ungenannten Gutes, wodurch der Unterthan fast die Hälfte der Habe verloren, verspricht, ein stehendes Magazin edler Handlungen der Gutsherrschaften zu liefern, um noch mehrere zum Guten zu erwecken, und droht denjenigen mit der Publicität, welche auch in diesem Unglücksjahre Härte zeigten. Der Beweggrund zu diesem letztern Aufsatze war, wie Hr. *Härtel* sagt, das viele Gute, was man von den böhmischen Gutsbesitzern in Zeitungen gelesen, und das Mifsbehagen, dafs von der Wohlthätigkeit der schles. Gutsherrn in allen öffentl. Blättern ein tiefes Stillschweigen wäre. Er hatte rings um sich her die edelsten Beweise von der erprobten Gutmüthigkeit des schles. Charakters bemerkt, und sammelte noch mehr, um sein Vaterland auch in dieser Rücksicht wieder in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Wider Vermuthen stiefs er aber auf mancherley Anomalien und Härten verschiedener Gutsbesitzer. Als Menschenfreund warf er sich nun zum Sachwalter der Bedrückten auf, mit einem Enthusiasmus, der ihm bey seinem Berufe, auf das Herz zu wirken, wohl zu verzeihen ist, wenn es gleich nicht zu läugnen seyn dürfte, dafs enthusiastische Ausdrücke oft der guten Sache schaden, und jedes Ding zwey Seiten hat, dafs oft ein grofses Uebel local nothwendig oder unheilbar ist, oft ein gröfseres Gut bewirkt, und man zur Radical- oder Palliativkur nur äufserst vorsichtig, zumal mit einem Mittel, wie die Publicität ist, schreiten mufs.

Der Hr. Maj. *v. Poser* fand diese Aufsätze des Hn. *H.* nicht blofs bedenklich und unrichtig, sondern sogar anstöfsig und beleidigend für den schlesischen Adel, und wollte dagegen eine weitläuftigere Zurechtweisung in die schles. Provinzialblätter setzen lassen. Da diese Schrift nicht aufgenommen ward: so gab der Hr. M. *v. P.* Nr. 1. heraus, dessen Inhalt Rec. ganz kurz, und zwar, da der Hr. Maj. alles anonyme Urtheil verbietet, ohne alles Urtheil hier angiebt. Der eigentlich gegen den Herausg. der Provinzialblätter gerichtete Vorbericht zeigt, wie unrecht dieser daran gehandelt, dafs er des Hn. M. *v. P.* Aufsatz nicht auf dessen Kosten aufgenommen habe, wirft ihm nebenbey vor, dafs in diesem Journal oft harte Ausfälle auf die Gutsbesitzer vorkommen, und sucht zu beweisen, dafs er mit Fug und Recht dem Hn. Pred. *Härtel ne sutor ultra crepidam* zurufen könne. Dies geschieht alles in Analysirung und Beantwortung eines Briefes, mit welchem der Herausg. der schles. Prov. Bl. den Aufsatz des Hn. Majors zurückgesendet. Zum Schlusse wird angemerkt, dafs der Ausdruck Gutsbesitzer nur eigentlich Freybauern bedeute, und gar nicht adliche Dominia begreife. (Dennoch braucht der Hr. Maj. diesen Ausdruck mehrmals, vielleicht aus Nachsicht und Connivenz: denn aus Purismus dürfte er es wohl nicht thun, da man die Ausdrücke Grundherrschaft, Erbherrschaft Herrschaft, Grundherr, Erbherr hat, welche allerdings sonorischer klingen, und wirklich vielen adlichen und bürgerlichen Gutsbesitzern mehr gefallen.) S. 11 bis 34. enthält das eigentliche Sendschreiben an den Pred. *Härtel*, d. d. Herrnlauersitz den 28. Aug. 1805. unterzeichnet. Hr. Major *v. Poser* lobt die gute Absicht des Hn. *H.*, versichert aber, dafs er sich gewifs geirrt, nicht recht gehört oder gesehn habe, wenn er irgendwo Härte und Unmenschlichkeit fand: denn so etwas würde in preufsischen Staaten gar nicht geduldet. Dieses von angesessenen Personen zu behaupten, welche den Gesetzen und Richtern nicht entgehen können, heifst Polizey und Gesetzgebung herabsetzen. Zwar wird zugestanden, dafs ein Fliegenstecher unter den Gutsbesitzern hier und da mit unterlaufe, fährt der Hr. Maj. fort; das wenige aber, was man von ihnen wisse, werde hier wenigstens von dem vielen Guten überwogen, was man bey den übrigen Klassen (nicht Ständen) wahrzunehmen Gelegenheit habe, und sie verdienten nicht so oft und so sehr heruntergesetzt zu werden, wodurch das Ganze die Achtung verliere, die ein Gutsbesitzer haben müsse, wenn er nützlich wirken, und die Befehle der höhern Obrigkeit ausrichten solle, oder, wenn dem Gutsbesitzer Amtsgeschäfte übertragen werden, wodurch er ein Diener des Staates wird, welches häufig geschehe, und ohne Gehalt, um dem Staate und seinen Mitmenschen nützlich zu seyn. S. 17. folgt das fürchterliche, im Vorberichte vertheidigte, *ne sutor ultra crepidam*, welches der Hr. Major von dem Organist Keschner, bey dem er als Knabe (als Junker) in Pension auf der reform. Friedrichsschule in Breslau gewesen, vor 40 Jahren *oft gehört* zu haben versichert. Doch die Leser werden aus dem bisherigen schon abnehmen können, wie der Hr. Pred. *H.* abgefertigt wird. Da übrigens dieser auch ein Wörtchen von der Erziehung der Jugend mit einfliefsen lassen: so belehrt ihn der Hr. Maj., dafs er, wenn er Söhne hätte, und nicht einen Mann fände, dessen Meinungen durch Lebenserfahrungen gereift und berichtigt sind, oder den Willen hätte, sich zu berichtigen, sie lieber durch einen gut gedienten ehrlichen Mann von Unterofficier erziehen lassen würde, als von den neuen Erziehern, welche die Welt und die Menschen mit Gewalt zu ihren Idealen hinauf ziehen wollen u. s. w. S. 34. folgt eine wahrscheinlich blofs vorgebliche Ankündigung einer Zeitschrift: Annalen der Verstofse wider gesunde Vernunft und Lebenserfahrung, als Gegenstück zu den Annalen der leidenden Menschheit, von *F. W. Richter*, Organist zu Herrnlauersitz bey Köben in Schlesien, zu welcher alle Menschen, Collegen u. a., besonders solche, denen der Kantische kategorische Imperativ den geraden Menschensinn nicht entwunden hat, eingeladen werden; auch Gelehrte sind nicht ausgeschlossen.

Diese originelle Schrift des Hn. Majors beantwortet und widerlegt Hr. *Härtel* Nr. 2. mit Ernst und Würde. Nach einigen vorläufigen Complimenten beweiset Hr. *H.*: dafs er niemals von dem Adel etwas nachtheiliges schreiben, sondern vielmehr ihn loben wollen, und zeigt: dafs er keineswegs Aufruhr, Diebstahl und andere ihm Schuld gegebene Dinge in seinen unschuldigen Aufsätzen gepredigt. Im Verlaufe seiner Vertheidigung sagt er Manches, was wieder in das schwierige Kapitel der Verhältnisse zwischen Grundherrn und Unterthan einschlägt, was der Hr. Major gar nicht, oder von einer andern Seite zur Sprache bringen lassen wollte, da es freylich nicht zu läugnen ist, dafs der Bauernstand (die Bauernklasse) sich sehr verschlimmert hat, und dies zwar gerade da, wo der Bauer reich und wohlhabend ist; ein gewöhnliches Schicksal der Menschen, die in allen Ständen (Klassen) den Reichthum nicht vertragen können, und den Spruch Matth. 19, 24. wahr machen. — Zur Kunde von Schlesien glaubt Rec. noch zwey auf diesen Streit Bezug habende Facta anführen zu müssen: auf einer Reise im Gebirge fand Rec., dafs die Unterthanen sehr gern zu Hofe gingen, weil sie ein Brot bekamen, das nach den damaligen Preisen Aug. 1805. 6 gr. werth war. Zur Bekundung führt Rec. das dem Kloster Leubus gehörige Gut Seichau, eine Meile von Goldberg, an. Das zweyte weit wichtigere Factum ist die thätige Hülfe, die der König bey der Hungersnoth Schlesien zufliefsen liefs, und die rastlosen Anstrengungen des Minister v. Hoym, in der von der Hungersnoth am meisten bedroheten Gegend Rath zu schaffen. Dadurch allein geschah es, dafs die Noth nicht so hoch stieg, wie in Böhmen, und in Schlesien die preufs. Regierung dem Adel kein solches Compliment machen durfte, als die östreichsche in Böhmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. April 1806.

MATHEMATIK.

WIEN, b. Trattner: *Ephemerides Aſtronomicae anni* 1806., ad Meridianum Vindobonenſem juſſu Auguſtiſſimi a *Franciſco de Paula Trieſnecker*, Aſtronomo Caeſ. Reg. Univerſitatis etc., et *Johanne Bürg*, Adjuncto Aſtron. Caeſ. Regio ſupputatae. Cum Appendice. 1805. 394 S. 8.

In die Berechnung des Himmelslaufes für 1806. iſt noch keiner der neuen Planeten aufgenommen: doch finden ſich, ganz am Schluſſe des Werks, die Oerter der Ceres von 6 zu 6 Tagen berechnet. Der Anhang beſonderer aſtronom. Aufſätze iſt folgenden Inhalts. I. Neue Mercurstafeln, von *Trieſnecker* berechnet. Die Elemente der Mercursbahn, welche Hr. *T.* vorläufig in den Ephemeriden 1799. bekannt gemacht hat, ſind hier, zum Behuf aſtronomiſcher Rechnungen, in Tafeln gebracht. Jene Elemente ſind, zufolge der Tafeln: Epoche der mittlern Länge Mercurs auf 1800., in mittl. Pariſer Zeit 3ᶻ 18° 10′ 34″. Länge der Sonnenferne 8ᶻ 14° 20′ 27″, des Knoten 1ᶻ 15° 57′ 24″. Hundertjährige Bewegung der mittl. Länge 2ᶻ 14° 4′ 25″, der Sonnenferne 1° 33′ 56″, des Knoten 1° 10′ 18″. Neigung der Bahn 7° 0′ 5″. Mittl. Entfernung von der Sonne 0,387099, Excentricität 0,079608, und gröſste Gleichung des Mittelpunkts 23° 40′ 58″,1. Die Excentricität und Neigung der Bahn ſind aus Greenwicher Beobachtungen, in der Nähe des Apheliums und Periheliums, und im Zeitpunkte der gröſsten Breite Mercurs angeſtellt, und die übrigen Elemente aus ſorgfältig geprüften Beobachtungen der Durchgänge Mercurs durch die Sonne abgeleitet. Perturbationsgleichungen ſind dieſen Tafeln nicht beygefügt. — II. Geographiſche Längen, aus Fixſternbedeckungen und Sonnenfinſterniſſen, berechnet von *Trieſnecker*. Man kennt aus älteren Jahrgängen der Wiener Ephemeriden die verdienſtliche Arbeit des Vfs., die er durch aſtronomiſche Beſtimmung der geographiſchen Länge einer groſsen Anzahl Oerter in und auſser Europa unternommen hat. Nur echte Geographen, welche wiſſen, was zur aſtronomiſchen Orientirung einer Karte gehört, und welche das Schwankende in den Angaben verſchiedener Karten für die Poſition der meiſten, oft ſelbſt der berühmteſten Orte aus eigener Einſicht kennen, ſind im Stande, den Werth einer ſolchen Arbeit ganz zu ſchätzen; um ſo mehr werden ſie es dem Vf. danken, daſs er die weitläuftigſten und mühſamſten parallaktiſchen Rechnungen nicht geſcheut hat, um faſt in allen Gegenden der Erde fixe aſtronomiſch beſtimmte Punkte, vorzüglich in Hinſicht auf geogr. Länge, zu liefern, die meiſtens mit noch weniger Sicherheit als die geogr. Breite bekannt iſt. Der Vf. glaubte dieſe geographiſchen Beyträge, die für gründliche Verbeſſerung unſerer Landkarten ſo wichtig ſind, mit dem Jahrgange 1802. der Ephemeriden geſchloſſen zu haben; liefert aber, nachdem er inzwiſchen einen neuen Vorrath von Beobachtungen geſammelt hatte, im gegenwärtigen Bande einen ſehr beträchtlichen, an neuer Ausbeute für die Geographie ungemein reichen Nachtrag. Es finden ſich darunter auch verſchiedene ihrer geogr. Lage nach bisher wenig genau bekannte Orte, z. B. Bagdad, Diarbekr, Dmitriewsk, Georgstown (nahe bey der Stadt Waſhington in Nordamerica), Peterwardein, Smyrna, Tanger (in Africa), Veracrux, Waſhington. Die Länge von Amſterdam berechnet nun der Vf. aus 12 neueren Beobachtungen von D. *Keyſer* 1801 — 1803. im Mittel zu 10′ 9″,6, die Länge von Peking zu 7 St. 36′ 8″,5 öſtlich in Zeit von Paris; letzteres Reſultat beſtätigt Pat. *Hallerſtein's* Angabe für die Länge von Peking gegen *Pingré* und *Roumovsky*. — III. Geographiſche Längen mehrerer von *Cook* auf ſeiner Reiſe um die Welt beſuchten Plätze an der Seeküſte, ſammt der Länge von Tobolſk in Sibirien, berechnet von *Trieſnecker*. Man hatte bisher von den aſtronomiſchen Originalbeobachtungen, welche die beiden Sternkundigen, *Wales* und *Bayly*, die Begleiter *Cook's* auf ſeiner Reiſe um die Welt in den Jahren 1772 — 1775. gemacht hatten, und welche das *Board of Longitude* in einer eigenen Sammlung, London 1777., herausgab, für die Geographie keinen Gebrauch gemacht, da dieſe Beobachtungen erſt eine beſchwerliche Berechnung erforderten. *Trieſnecker* hat ihnen dieſen Dienſt erzeigt, und zum Theil dabey eine zwar nicht neue und völlig unbekannte, aber für geographiſche Längenbeſtimmung wenigſtens noch nicht häufig genug benutzte Methode, die an verſchiedenen Orten beobachtete Culmination des Monds, in Anwendung gebracht; mit welch glücklichem Erfolge, zeigen die hier vorkommenden ausführlich dargeſtellten Beyſpiele. Aus Beobachtungen verſchiedener Art fand der Vf. folgende Längen: Bay der Königin Charlotte 191° 49′ 53″, Otaheiti, Venusſpitze 228° 12′ 0″, Inſ. Pudyou bey Neucaledonien 182° 17′ 48″, Vorgeb. der guten Hoffn. 36° 4′ 50″, Tongatabu (Freundſchaftsinſ.) 202° 29′ 36″. Ueber die Länge von Tobolſk waren *Chappe* und *Pingré* lange ungewiſs; *Trieſn.* ſetzt ſie, vermöge der Sonnenfinſterniſs 1761. 2. Jun., durch Vergleichung mit Cajaneburg 4 St. 23′ 58″,7 öſtl. in Zeit von Paris. — IV. Ueber die Bradleyſche Refractionstafel, und die Rectaſcen-

sion des Sterns α im Adler, von *Bürg*. Schon in den Wiener Ephem. 1797 und 1798. hat Hr. *B.* durch umständliche Erörterung der Strahlenbrechung für die Zenitdistanzen 52° und 64° in Greenwich gezeigt, dass die Bradleysche Refraction überhaupt etwas zu klein sey. Diese Untersuchungen setzt er hier fort, und zugleich mit der bekannten Frage in Verbindung, welche seit einigen Jahren die Astronomen stark beschäftiget hat: ob wirklich die Rectascension von α des Adlers bey *Maskelyne*, nach der eigenen Meinung dieses Astronomen, um 3″,8 zu vergrösern, und damit die gerade Aufsteigung aller Maskelyneschen Fundamentalsterne um eben so viel grösser anzunehmen sey? Es waren keine Zenitdistanzen jenes Sterns um die Aequinoctien herum vorhanden, und daher *Flamsteed's* Methode, die absoluten Rectascensionen zu finden, nicht anwendbar. *Bürg* war also genöthigt, zur genaueren Untersuchung der streitigen Frage über die Rectascension des Sterns eine Methode anzuwenden, die zum Theil von der wahren Grösse der Refraction abhängig war, und daher mit der Frage über die allgemeine Zulässigkeit der Bradleyschen Refraction in genauem Zusammenhange stand, und dies gab ihm Anlass, seine frühere Behauptung, dass die Bradleysche Strahlenbrechung, wenigstens für Greenwicher Beobachtungen, vergrösert werden müsse, mit neuen nicht unwichtigen Gründen zu bestätigen. Die schon erwähnte Methode beruht auf folgenden: Zenitdistanzen der Sonne, in der Nähe eines Aequinoctiums beobachtet, wurden durch den Collimationsfehler (den *Bürg* aus einer ansehnlichen Reihe von Greenwicher Beobachtungen genau bestimmte, und mit *Maskelyne's* eigener Angabe nahe einstimmig fand), durch die (Bürgsche) Refraction und die Parallaxe in wahre verwandelt, und daraus weiter die Abweichung, und aus dieser die Ascension der Sonne hergeleitet; da der Gang der Uhr bekannt ist, so kennt man auch die Ascensionen aller an den nämlichen Tagen zugleich mit der Sonne beobachteten Sterne, und der sehr genau beobachtete Maskelyne'sche Ascensionsunterschied zwischen jedem dieser Sterne und α des Adlers giebt eben so viele unmittelbare Data für die Ascension des letzteren Sterns an die Hand. Auf diesem Wege fand *Bürg* für den Anfang des Jahrs 1802. die Rectascension von α Adl. 19St. 41′ 7″,231. *Piazzi* giebt an: 19St. 41′ 7″,236, *Maskelyne* selbst 19St. 41′ 7″,130. Die Maskelyne'sche Vermehrung dieser Rectasc. ist also nicht nur ganz gegründet, sondern diese Vermehrung muss nach *Bürg* und *Piazzi* eher noch um 0″,10 in Zeit oder 1″,5 im Bogen stärker angenommen werden. *Bürg's* neuere Gründe, warum die Bradley'sche Strahlenbrechung für Greenwich zu klein ist, sind unter andern diese: Eine Vergleichung der Declination von 36 der vornehmsten Sterne, die *Maskelyne* mit Anwendung der Bradleyschen Refraction bestimmt hat, mit der Declination eben dieser Sterne nach *Piazzi*, zeigt zu auffallende Verschiedenheiten in den Angaben dieser beiden berühmten Astronomen, als dass ihre Angaben wohl neben einander bestehen könnten; aber jene auffallenden Unterschiede reduciren sich auf eine ganz mässige Grösse, sobald man die Bürgsche Refraction anwendet; beym Gebrauche der letztern findet man auch lange nicht so grosse Verschiedenheiten der Ascensionen, die aus Beobachtungen um die Frühlingsnachtgleiche, und solcher, die aus Beobachtungen um die Herbstnachtgleiche gefolgert worden sind. Auch *Méchain* versichert, dass die grosen Unterschiede, die er für die Schiefe der Ekliptik aus Beobachtungen des Sommer- und Wintersolstitium mit Anwendung der Bradley'schen Refraction gefunden, durch die Bürgsche Refr. beynahe ganz verschwinden. Die Refraction für Palermo ist, nach sorgfältigen Wahrnehmungen von *Piazzi*, nicht merklich von der Bradleyschen verschieden. Um die Frage, ob jedes Klima wohl eine eigene Refractionstafel fordere? zu entscheiden, und die Refraction für jede Sternwarte insbesondere aufs genaueste auszumitteln, schlägt *Bürg* folgendes Verfahren vor: Man bestimmt die Breite jedes Orts theils durch Beobachtungen des Polarsterns über und unter dem Pole (dies kann füglich auch zur Zeit der grösten östlichen und westlichen Digression des Polarsterns vom Meridian, oder zur Zeit der Nachtgleichen geschehen), theils durch Beobachtung der Sonnenhöhen in der Nähe eines Aequinoctiums. Beym Polarstern und bey der Sonne wird der Fehler der gebrauchten Refraction auf entgegengesetzte Seiten fallen; der Unterschied der Breite, die man aus beiden erhält, wird, durch zwey getheilt, den Fehler der gebrauchten Refractionstafel für die Höhe 45° geben, und das Mittel aus beiden Breiten wird von der gebrauchten Refractionstafel unabhängig seyn. — V. Astronomische Beobachtungen, zu Wien und an andern Orten angestellt. Zuerst Beobachtungen in Wien vom J. 1804., worunter auch mehrere von *Seeber* aus Karlsruhe, der als Astronom für die Sternwarte zu Mannheim bestimmt ist. Beobachtungen zu Ofen, von *Taucher* und *Huliman;* die Sonnenfinsternis am 11. Febr. wurde in Gegenwart des Palatinus, Erzherzogs *Joseph*, beobachtet; sie erreichte in Ofen 11 Zolle 49 Min.. Eben dieselbe Sonnenfinsternis zu Karlsburg in Siebenbürgen beobachtet. Verschiedene Beobachtungen zu Prag vom K. K. Astronom *David* und dem Adj. *Bittner*, zu Kremsmünster von *Derfflinger*, zu Regensburg von P. *Heinrich*, zu Amsterdam von D. *Keyser*, zu München von Prof. *Schiegg*, und an andern Orten. Beobachtungen der Ceres und Juno in Mayland, Palermo, auf dem Seeberg; aufs neue wiederholte genaue Beobachtungen der Rectascensionen von 11 Hauptsternen, in Palermo von *Piazzi* angestellt; darunter ist die mittlere Ascension von α des Adlers auf den 22. Dec. 1803. = 295° 18′ 14″,8 aus 16 correspondirenden Beobachtungen, und 295° 18′ 15″,5 aus allen 52 Beobachtungen überhaupt. Um das Sommersolstitium 1804. fand *Piazzi* die scheinbare Schiefe der Ekliptik 23° 28′ 1′,60. Die Polhöhe von Brünn beobachtete Dr. *von Schindler* mit einem Baumannschen Sextanten aus 46 Beobachtungen im Mittel = 49° 11′ 32″,2.

NATUR-

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Frauenholz: *Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands*, in getreuen Abbildungen und Beſchreibungen von *Joh. Wolf*, Doctor der Philoſophie und erſtem Lehrer an der Knaben-Induſtrieſchule zu Nürnberg, und Dr. *Bernh. Meyer*, Fürſtl. Yſenburg. Hofrathe u. ſ. w.

Auch unter dem Titel:

Hiſtoire naturelle des Oiſeaux de l'Allemagne repréſentés d'après nature et décrits par *J. W.* et par *B. M.* Mit deutſchem und franzöſiſchem Texte in geſpaltenen Columnen neben einander. 1805. 88 S. fol. m. Kpfrn.

Dieſs Werk erſchien bisher bloſs mit franzöſiſchem Texte unter dem viel zu engen Titel: *Les Oiſeaux de la Franconie*, und wir haben davon neun Lieferungen vor uns, deren Inhalt die Erweiterung des Titels vollkommen rechtfertigt. Obgleich Rec. für ſeine Perſon von Bearbeitungen einzelner Zweige der Naturgeſchichte nach einzelnen Provinzen kein groſser Freund iſt: ſo muſs er doch geſtehen, daſs die ſpecielle Naturgeſchichte der Vögel durch Arbeiten und Abbildungen, wie die vorliegenden, ſehr gewinnen muſs. Die Herausgg. ſind dem Publicum als Naturgeſchichtsforſcher ſchon vortheilhaft bekannt, und von den Kupfern iſt es genug zu ſagen, daſs Hr. *Frauenholz* ihre Herausgabe beſorgt, um ihre Güte anzudeuten, indem es bekannt iſt, daſs er, wenn er ſich einmal für eine Unternehmung intereſſirt, weder Mühe noch Aufopferung ſpart, um ſie durch gute Künſtler nach Würden ausführen zu laſſen. Ein ornithologiſches Syſtem konnte natürlicher Weiſe bey einem heftweiſe erſcheinenden Werke, wo die Gegenſtände abgebildet werden, wie ſie ſich gerade darbieten, nicht beobachtet werden: vermuthlich wird aber zu Ende des Werks ein ſyſtematiſcher Index folgen. Den Anfang macht der *Uhu (Strix bubo)* mit den deutſchen Synonymen, und den lateiniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Namen, nebſt den Citaten der beſten Abbildungen; dann folgen die *Kennzeichen der Art*, die *eigentliche Beſchreibung des Vogels*, die Angabe des *Aufenthaltes*, der *Eigenſchaften* (ſoll heiſsen Lebensweiſe), der *Nahrung*, der *Fortpflanzung* und des *Neſterbaues*, des *Nutzens* und *Schadens*, den ſie bringen, und der *Feinde*, die ihnen nachſtellen, ſo wie zugleich die *Jagd* und der *Fang* derſelben beſchrieben wird. Den Beſchluſs des Artikels macht die Angabe der *Verſchiedenheiten* (der Varietäten), die man von dem beſchriebenen Vogel kennt. Die Abbildung des (männlichen) Uhu, ſo wie von allen, wo wir es nicht beſonders anmerken, iſt von *Gabler* und ſehr brav. Auf die eben angegebene Weiſe ſind alle folgende Vögel behandelt. — Der *Dorndreher (lanius ſpinitorquus)*, Männchen und Weibchen. — Die *Elſter (corv. pica)*, Männchen. Die Anmerkungen, die ſich oft zu Ende eines Artikels finden, enthalten nicht ſelten brauchbare anatomiſche Beobachtungen; ſo fand ſich hier einmal nur ein Hode, der ſo groſs wie eine groſse Bohne und oval war. — Der *Kernbeiſser (loxia coccothraustes)*, Männchen und Weibchen abgebildet. — Der *Gimpel (loxia pyrrhula)*, Männch. u. Weibch. — Die *Kohlmeiſe (parus major)*, M. u. W. — Der *Thurmfalke (falco tinnunculus)*, Männchen und das Junge; die Darſtellung des Jungen iſt beſonders in einem hohen Grade vortrefflich. — Der *Grunſpecht* (Grünſpecht) *(picus viridis)*, Männchen und ein Junges in der Mauſe. — Die *Dohle (corvus monedula;* die Lebensweiſe davon ſehr ausführlich. Das Männchen. — Der *Stockfalke (falco palumbarius)*, Männchen und Junges. — Der *Pirol (oriolus galbula)*, M. und W. — Das *Rothſchwänzchen (motacilla phoenicurus)*. Die Beſchreibung enthält ſehr artige Bemerkungen über die Veränderungen des Gefieders während des Wachsthums, woraus ſich ergiebt, daſs manche als *ſpecies* aufgeführte Vögel bloſs *Varietäten* einer und derſelben *ſpecies* ſind. Männchen, Weibchen und Junges ſind abgebildet. — Die *weiſse Bachſtelze (motacilla alba)*, M. u. W. — Die *Lachtaube (columba riſoria)*, Männchen. — Der *groſse Haubentaucher (colymbus criſtatus)*, Männchen u. Junges. — Der *Staar (ſturnus vulgaris)*, Männchen und Weibchen. — Der *Grünling (loxia chloris)*, Männch. und Weibchen. — Die *Mauerſchwalbe (hirundo apus)*, Männchen u. Junges. — Der *aſchgraue Kuckuck (cuculus canorus)*. Ueber die Eigenheit des Kuckucks, ſeine Eyer in fremde Neſter zu legen, findet man auch hier das gewöhnliche. (Daſs übrigens das Weibchen ſich nicht mehr um die Nachkommenſchaft kümmere, iſt unſeren Nachrichten zufolge unrichtig.) Die Zeichnung iſt von *Gabler*, der Stich von *Dietrich*. — Die *Biſamente (anas moſchata)*, M. und W. — Der *Hänfling (fringilla cannabina)*, Männchen, Weibchen u. Junges, von *Gabler* und *Dietrich*. — Das *Rothkehlchen (motacilla rubecula)*, Männchen und Junges, von *Gabler* und *Dietrich*. — Die *Ringeltaube (columba palumbaria)*, das Männchen, *Gabl.* u. *Dietr.* — Der *rauchfüſsige Kautz (ſtrix daſypus)*, Männch. u. W. — Der *Schwarzſpecht (picus martius)*, eine vortreffliche Abbildung des Männchens. — Der *Bandſpecht (picus major)*, M. u. W. — Der *Buchfink (fringilla coelebs)*, M. u. W. — Die *Tannenmeiſe (parus ater)*, M. und W. — Der *graue Würger (lanius excubitor)*, M., W. und Junges. — Die *Nebelkrähe (corvus cornix)*, Männchen. — Die *Schneekrähe (corv. pyrrhocorax)*, von *Hergenröder* und *Gabler*. — Die *roſenfarbne Droſſel (turdus roſeus)*, beſonders ſchöne Abbildung von *Hergenröder* und *Bock*. — Der *Grönlitz (loxia ſerinus* des *Scopoli)*, von *Hergenröder* und *Gabler*. — Die *kleine Ohreule (ſtrix ſcops)*, *Hergenr.* u. *Bock*. — Der *Kreutzſchnabel (loxia curviroſtra)*, Abbildung vom Männchen, Weibchen und einem Jährlinge. — Der *Sperling (fringilla domeſtica)*. — Die *Alpenſchwalbe (hirundo melba)*, eine beſonders gute Abbildung von *Stölzner* und *Bock*. — Den Beſchluſs der vorliegenden Hefte macht das *Steinhuhn (perdix ſaxatilis Wolfii)*. Möge doch der Fortgang und die Vollendung des vortrefflichen Werks durch nichts aufgehalten werden!

SALZ-

Salzburg, auf Koſten d. Herausg.: *Sammlung der Wurzeln von giftigen Gewächſen;* herausgegeben von *Balthaſar Preiß*, Doct. der Heilkunde und Kurfürſtl. Salzb. Regimentsarzt. *Erſte* Lieferung. 1804. 40 Stück Würzeln auf Pappdeckel geklebt. (4 Rthlr. 8 gr.)

Seitdem man in unſern Zeiten ſich mehr bemüht hat, die Kenntniſs der Giftgewächſe allgemeiner zu verbreiten, um Unglücksfälle von genoſſenen Pflanzengiften zu verhüten, hat man häufig angefangen, nicht nur umſtändliche Beſchreibungen dieſer Gewächſe zum Druck zu befördern, ſondern auch Kupfertafeln und ſelbſt *Herbaria viva* von denſelben herauszugeben. Aber in allen dieſen Werken werden die Wurzeln meiſtentheils übergangen. Gleichwohl machen bey vielen Giftgewächſen die Wurzeln gerade den ſchädlichſten Theil aus, wie dieſs insbeſondere von dem *Waſſerſchierling*, der *Herbſtzeitloſe* u. a. m. bekannt iſt. In dieſer Rückſicht beſchloſs Hr. D. *Preiß*, eine eigene Sammlung von giftigen Wurzeln zu veranſtalten. Die Wurzeln ſind vollſtändig geſammelt, gut getrocknet, und ſehr niedlich auf 10 Pappdeckel ſo aufgeklebt, daſs jeder in 4 Felder eingetheilt iſt, die immer die Wurzeln von verwandten Pflanzen enthalten. So findet man z. B. auf der vierten Tafel die Wurzeln von *Chaerophyllum ſylveſtre* und *hirſutum*, von *Conium maculatum* und *Aethuſa Cynapium;* die fünfte Tafel enthält: *Helleborus niger* und *viridis*, *Trollius europaeus* und *Actaea ſpicata*, die in Apotheken oft mit einander verwechſelt werden. Die zehnte Tafel enthält die Wurzeln von vier *Euphorbienarten*. Wir können dieſe Sammlung als einen zweckmäſsigen Beytrag zu den bisher von *Hechenberger* u. a. erſchienenen Heften von Giftgewächſen empfehlen, und zugleich bemerken, daſs eine *zweyte* Ausgabe ſammt Fortſetzung bereits angekündigt worden iſt.

STATISTIK.

Paris, b. Dubroca: *Almanac conſtitutionel de l'Empire français pour l'an* 1806. etc.

Auch unter dem Titel:

Calendrier pour l'an 1806. *et deuxième de l'Empire français.* 1806. 316 u. 175 S. 12. (18 gr.)

Dieſe von Hn. *D.* bereits im vorigen Jahre als eine *zweyte* Auflage ſeiner zuerſt im J. 1804. erſchienenen *Conſtitutions de l'Empire français* in Kalenderform gelieferte Arbeit konnte dem Vf. eben nicht viel Mühe machen. Auſser einer Einleitung zu den Conſtitutionen des franzöſiſchen Reichs (S. 1—186.), die in vier Kapiteln eine kurze Geſchichte der drey vorigen Dynaſtieen, des *Interregnums* von Ludwig XVI. bis auf Bonaparte, und der Conſular-Regierung, nebſt einer Ueberſicht des militäriſchen Lebens Bonaparte's enthält, beſteht der übrige Inhalt des *erſten* Theils aus den ſogenannten Conſtitution*en* des Reichs, nämlich der eigentlichen Conſtitution vom 8ten Jahre und den Ergänzungen durch ſechs organ. Senatsbeſchlüſſe; der *zweyte* Theil aber liefert, unter dem glänzenden Titel eines *Tableau de l'Empire français organiſé dans toutes ſes parties*, in XI Kapiteln die geſetzlichen Verfügungen über die Organiſationen des Hofſtaats, des Senats, der Ehrenlegion des Staatsſecretariats, Staatsraths und der Miniſterial-Departements, der Adminiſtrationen, der Juſtiz, des Militärs, des Handels, der Finanzen, des Religionsweſens, der wiſſenſchaftlichen Anſtalten, und, als Anhang, einen Codex der Cantonal- und Wahl-Verſammlungen, die alle leicht aus dem *Moniteur* oder einem andern Journale, und dem *Almanac national* verkürzt und zuſammengeſetzt werden konnten. Bey allem dem iſt dieſe leichte Compoſition für den, der jene Quellen nicht beſitzt, ein nicht unbequemes Handbuch zur leichteren Ueberſicht der darin behandelten Gegenſtände.

Magdeburg, im Verlag der Zeitungsexpedition und in Comm. b. Creutz: *Adreſs-Buch vom Herzogthum Magdeburg und der Grafſchaft Mansfeld preuſsiſcher Hoheit.* — *Erſte* Abtheilung, enthaltend den Holzkreis, den Jerichowſchen und den Zieſarſchen Kreis. 194 S. *Zweyte* Abtheilung, enthaltend den Saalkreis und die Grafſch. Mansfeld. 1803. 105 S. und 1½ Bogen Berichtigungen und Zuſätze. 8.

Dieſes Handbuch iſt, wie ein jedes der Art, dem Vollſtändigkeit nicht fehlt, ein ſehr nützliches Hülfsbuch im gemeinen Leben, und es wäre zu wünſchen, daſs wir von allen Provinzen, wenigſtens von 5 zu 5 Jahren, dergleichen Notizen erhielten, weil dadurch mancher Weitläuftigkeit und unnöthigen Schreiberey vorgebeugt wird. Es enthält, auſser den Landescollegien in der Hauptſtadt, ſämmtliche von ihnen reſſortirende Gerichts-, Polizey- und Finanzbehörden, alle Juſtizcommiſſarien, Aerzte, Acciſe-, Poſt- und Forſtofficianten, Stifter, Klöſter, Prediger, Schullehrer u. ſ. w., und zeigt von jeder Ortſchaft, die nach dem Alphabet aufgeführt ſind, den Beſitzer oder Gerichtsherrn, den Juſtitiarius, den Patron der Kirche und andre öffentliche in den Städten und auf den Dörfern wohnende Officianten u. ſ. w. an. Bey den Landescollegien ſind die Referendarien und Auſcultatoren nicht aufgeführt. Bey den Behörden der Stadt Magdeburg fallen die 10 verſchiedenen Gerichtsbarkeiten in die Augen, und man ſieht, wie viel noch im Juſtizweſen aufzuräumen iſt, ehe es zu der wünſchenswerthen und ſo nöthigen Einfachheit gebracht wird, deren Mangel jetzt das Aufſuchen des Rechts oft ſo koſtbar und langweilig macht. Ein doppeltes Regiſter von allen Ortſchaften und von allen im Buche genannten Perſonen erhöhet die Brauchbarkeit dieſes nützlichen Handbuchs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. April 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Beschreibung einer Reise nach Stuttgart und Strasburg* im Herbste 1801., nebst einer *kurzen Geschichte der Stadt Strasburg während der Schreckenszeit*, von *C. Meiners*, königl. grosbritan. Hofr. u. ordentl. Lehrer d. Philos. in Göttingen. 1803. 534 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. reiste im Herbste 1801. von Göttingen über Cassel, Frankfurt und Heidelberg nach Stuttgart, wo sein Aufenthalt mehrere Wochen dauerte, und nur einige Tage lang durch eine Nebenreise nach Strasburg unterbrochen wurde. Nach der Mitte Octobers kehrte er auf dem nämlichen Wege von Stuttgart nach Göttingen zurück. Schon auf der Reise hatte der Vf. Gelegenheit, über den Wohlstand, die Cultur, die Bevölkerung und das Klima der von ihm berührten Gegenden Beobachtungen zu machen und Vergleichungen anzustellen. Es läst sich aber leicht denken, dass das Meiste, was ein Reisender bey einer schnellen Durchreise in jener Beziehung wahrnimmt, von keinem Belang seyn kann, wenigstens nicht leicht so beschaffen ist, dass es, wie zuweilen hier, zu durchgreifenden Urtheilen über den verhältnismäsigen Zustand ganzer Provinzen erweitert werden kann. Da, wo der Vf. sich länger verweilte, befand er sich mehr in der Lage, nicht nur selbst genau zu beobachten, sondern auch seine Wahrnehmungen und die Schlüsse, die er daraus zog, mit Hülfe anderer zu berichtigen. Die Bemerkungen über Stuttgart und über Wirtemberg überhaupt, so wie die über Strasburg, machen daher den interessantern Theil dieser Reisebeschreibung aus. Besonders theilt der Vf. über Wirtemberg mehrere merkwürdige statistische Notizen mit, die man anderswo vergeblich sucht. Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir einiges ausheben. Kurhessen scheint dem Vf. weniger fruchtbar und wohlhabend, als die Strecken des Hannöverschen zwischen Dransfeld und Eimbeck. Selbst die Wetterau setzt er in Rücksicht auf Cultur und Fruchtbarkeit dem Kalenbergischen nach. Eben so steht derjenige Theil des vormaligen Mainzischen Gebiets, der zwischen Darmstadt und Heidelberg liegt, in Beziehung auf Fruchtbarkeit, Wohlhabenheit und Cultur gegen die Pfalz sehr weit zurück. Auch das Speiersche kommt in dieser Hinsicht dem Pfälzischen nicht gleich, wohl aber dem Theile von Wirtemberg, den man von den Gränzen der Pfalz bis Stuttgart, und von da bis ins Badensche durchläuft. Richtige Bemerkungen über den gartenähnlichen Feldbau an der Bergstrasse. Auf dem Wege von Stuttgart nach Karlsruhe im Badenschen fand er schönere Städte (Pforzheim und Durlach), häufigere und nettere Dörfer, und bessere, oder wenigstens reinlicher, gekleidete Menschen, als im Wirtembergischen. Abnahme der Bevölkerung und Fruchtbarkeit, je mehr man sich auf der Strasse von Karlsruhe nach Strasburg diesem nähert. Der gerühmten Achtung der französischen Krieger für die Crucifixe und Heiligenbilder an den Strasen ungeachtet, fand der Vf. doch die Hälfte derselben ganz neu. In den Gegenden, welche Jahre lang den Contributionen, Requisitionen, Einquartierungen, auch wohl den Plünderungen feindlicher (und nicht feindlicher) Heere ausgesetzt waren, hat der Vf. keine sichtbaren Spuren der überstandenen Drangsale entdeckt. (Freylich hat der Krieg, wenigstens im Wirtembergischen, gerade auf den Wohlstand derjenigen Klasse, deren Lebensweise der Vf. zunächst vor Augen hatte, keinen nachtheiligen Einfluss gehabt. Dies hätte sich der Vf. leicht erklären können, wenn er sich dessen, was er selbst S. 81. bemerkt, erinnert hätte. Da nämlich die öffentlichen Beamten (wenigstens die meisten derselben) die Hälfte ihrer Besoldungen in Naturalien nach der Kammertaxe erhalten: so musten sich ihre Einnahmen während des Kriegs durch die erhöhten Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ungemein vergrösern. Zugleich vermehrten sich durch die Geldanleihen der öffentlichen Kassen (S. 45.) die Gelegenheiten, Gelder zu 5 und 6 p. C. sicher unterzubringen, ohne dass jener Klasse, zu welcher die meisten Rentenierer gehören, ein verhältnismäsiger Antheil an den Lasten des Krieges zugewachsen wäre. Indessen hat freylich auch der Krieg viele Einzelne, besonders Lieferanten, bereichert, die Landescultur befördert, eine grose Menge wohlbezahlter Arbeiten veranlasst, den Geldumlauf lebhafter gemacht, und diejenigen Staatskassen, deren Einkünfte grosentheils aus Erzeugnissen des Bodens bestehen, ausserordentlich bereichert. So hatte nach S. 66. das Kirchengut (denn dieses ist ohne Zweifel gemeint), das zwischen den Jahren 1724 — 34. seine Einnahme nicht viel höher, als auf eine halbe Million brachte, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Einnahme von beynahe zwey Millionen (Gulden). Aber dagegen ruht (S. 45.) auf den Gemeindekassen und auf den Landeskassen eine unglaublich grose Schuldenlast. Denn aus diesen wurde der gröste Theil der Einquartierungskosten, der östreichischen und französischen Lieferungen, und der Lohn der zahllosen Menge von Hand- und Spanndiensten bestritten. Die Verzinsung und Tilgung dieser Schulden

den macht Abgaben nothwendig, die den Steuerpflichtigen zu Boden drücken, und einen grofsen Antheil an den Auswanderungen haben, welche in den letzten Jahren so häufig geworden sind.) Zu den Wirkungen des Krieges im Wirtembergischen zählt der Vf. S. 49. auch den Verfall der Sitten. Ob sich aber aus den vermehrten Ehescheidungsklagen für diesen etwas schliefsen lasse, zweifeln wir. Eher wären wir geneigt, selbst wenn Ehebruch, nicht Blofs die Weigerung, zusammen zu leben, die häufigern Klagen veranlassen sollte, eine Vermuthung für's Gegentheil daraus zu ziehen. Je mehr das Sittenverderbnifs steigt, desto mehr gehört gegenseitige Nachsicht zum guten Tone. Sagt doch der Vf. S. 50. selbst: „in einer gewissen Klasse rechnet man es einem Frauenzimmer beynahe zur Tugend an, wenn es neben seinem Manne nur *einen* Liebhaber hat, und diesem treu bleibt." Die Gefälligkeit des andern Geschlechts werden fremde Truppen wohl an den meisten Orten, zumal da, wo sie Standquartiere halten, zu rühmen haben, wenn anders nicht die Landsmännninnen des Vfs. hierin eine ehrenvolle Ausnahme machen. Auf keinen Fall besorgen wir, dafs die gefällige Dreistigkeit sieggewohnter Krieger die Stuttgartischen Damen für den Schimpf, der ihnen in diesem Buche widerfährt, an den unschuldigen Töchtern Hannovers gerächt haben könnte. Eine andere dauernde Wirkung des Krieges ist nach dem Vf. S. 51. die Abnahme der Neigung zum Studiren. (Diefs möchte jedoch mehr für eine Wirkung der Revolution anzusehen, und auf das Studium der Theologie einzuschränken seyn. Der Arzneykunde wenigstens haben sich weit mehrere als sonst gewidmet. Auch dürfte gerade der Krieg vielmehr die Luft zu einer Lebensweise vermehren, die wenigstens zur Zeit noch gegen Spiefsruthen und den Corporalsstock sichert.) Wenn der Vf. endlich unter die Wirkungen des Kriegs einen Geist des Ungehorsams und der Unruhe rechnet, der sich in einigen Gegenden Wirtembergs des Landvolks und der Einwohner von Landstädten bemächtigt haben soll: so wäre zu wünschen gewesen, er hätte diese Behauptung durch Thatsachen unterstützt: denn die Untersuchung, deren er S. 53 ff. gedenkt, betraf nur wenige Individuen, und der Erfund derselben ist, wie selbst der Vf. bemerkt, bisjetzt nicht bekannt geworden. Der Vf. erwähnt auch der Misverständnisse zwischen dem gegenwärtigen Beherrscher Wirtembergs und seinen Landständen. Seine Ansicht verräth zwar nicht undeutlich die Quellen, aus denen seine Angaben und Urtheile geflossen sind. Indessen vergafs er dabey das *Iliacos intra muros* doch nicht ganz. S. 75 f. zählt der Vf. einige Mängel auf, die nach seiner Meinung dem Verwaltungssystem des Wirtembergschen Landes eigenthümlich sind. Dahin rechnet er die Besetzung der wichtigsten Stellen in der Kammer, dem Kirchenrathe, in den Städten und selbst in der Landschaft mit Personen, die keine gelehrte Bildung erhalten haben, die keine wissenschaftliche Kenntnifs der Fächer, die man ihnen anvertraut, besitzen, und noch weniger eine richtige und vollständige Theorie mit einer gehörigen Praxis verbinden. Wenn gleich hiebey der Vf. die Resultate der Selbstbildung zu gering, die Vortheile des zunftmäfsigen Unterrichts hingegen zu hoch in Anschlag zu bringen scheint, und wenn gleich vielleicht die unvollkommenere Ausbildung der wirtembergischen Geschäftsmänner das Land vor schädlichen Finanzkünsteleyen bewahrt hat: so wird man doch gerne in den Wunsch des Vfs. (S. 78 f.) einstimmen, dafs man einen Theil der beträchtlichen Summen, welche man jährlich auf die Erziehung einer übergrofsen Anzahl von jungen Geistlichen wendet, dazu bestimmen möchte, hoffnungsvollen Jünglingen das Studium solcher Wissenschaften zu erleichtern, welche sie nachher in der Verwaltung aller Arten von öffentlichen Geschäften zum Nutzen des Vaterlandes brauchen könnten. Nach S. 79. enthält kein anderer Theil der Verwaltung so viele Misbräuche, und bedarf so wichtiger Verbesserungen, als das Forstwesen. „Alle (sehr viele) Communen, sagt der Vf., haben mehr oder weniger beträchtliche Waldungen. Die Kammer besitzt 300000, und der Kirchenrath über 127000 Morgen Waldungen. Weder die erstere, noch der andere haben bisjetzt einen genauen Etat von der Gröfse und den übrigen Beschaffenheiten der verschiedenen Forsten. — Man hat in neuern Zeiten keine allgemeine Forstordnung entworfen, die darauf abzielte, dafs die vorhandenen Waldungen auf das beste benützt, so wenig als möglich verletzt, und so viel als möglich ergänzt und erweitert werden." (Wenn nur nicht hiebey von den Cameralisten die Achtung für's Privateigenthum so häufig bey Seite gesetzt, wenigstens diejenigen, denen ihre wohlhergebrachten Gerechtsame aus forstwirthschaftlichen Gründen entzogen oder geschmälert werden, vollständig entschädigt würden!) „Noch bey dem Antritt des jetzigen Herzogs, fährt der Vf. fort, war das Personal der Forstbedienten ungeheuer zahlreich, und dabey nicht so gewählt, dafs die Dienste den Einkünften nur einigermafsen entsprochen hätten. Wirtemberg hatte funfzehn adeliche Oberforstmeister, jeden mit 2000 fl. Besoldung, während dafs das Königreich Preufsen für 6 Mill. Morgen Waldung mit der Hälfte ausreichte." (Seit dem Landesvertrag vom 17. März 1798., nach welchem sämmtliche Oberforstmeisterstellen, mit Ausnahme von vieren, bey nach und nach sich ereignenden Erledigungsfällen, allein mit landeseingebornen bürgerlichen Forstmeistern oder Waldvögten besetzt werden sollen, ist von solchen Stellen, die inzwischen erledigt wurden, eine mit einem Landeseingebornen von unadlicher Herkunft unter dem Titel eines Forstverwalters besetzt worden. Das Amtseinkommen eines Oberforstmeisters dürfte übrigens bey einigen sich höher, als auf 2000 Gulden, bey andern vielleicht nicht so hoch belaufen.) Es soll nicht selten geschehen, dafs beträchtliche Kammerwaldungen in einer Reihe von Jahren mehr kosten als sie eintragen. (Wenn diefs gegründet ist, so sollte man denken, die natürlichste Folge müfste seyn, dafs dergleichen Waldungen, nach dem musterhaften Beyspiele Bayerns, verkauft,

kauft, und wo möglich in Getreidefelder oder Wieſen verwandelt würden. Da übrigens der Vf. den Zuſtand des Forſtweſens, wie er zu Anfang der jetzigen Regierung war, vor Augen gehabt zu haben ſcheint: ſo mögen wohl inzwiſchen die unverhältnifsmäſsigen Verwaltungskoſten ſich ſo bedeutend vermindert haben, daſs nun ſelbſt jene Kammerwaldungen einen reinen Ertrag abwerfen, der demjenigen ſich einigermaſsen nähert, den ſie im Privatbeſitze und bey veränderter Cultur geben würden.) Doch wir dürfen uns mit dem Vf. nicht länger in Wirtemberg aufhalten, wenn wir ihn auch noch nach Strasburg begleiten, und einige Augenblicke mit ihm daſelbſt verweilen wollen. Zu Strasburg erſchien jetzt dem Vf. alles in einem minder ſchönen Lichte, als es ſich ihm kurz vor der Revolution gezeigt hatte. Aermlicheres Anſehn der Männer und Weiber, weniger frohe Geſichter, und mehr zurückſtoſsende Phyſiognomieen als vormals. So glücklich die jetzige Lage der Stadt Strasburg und des Elſaſſes in Vergleichung mit der Schreckenszeit iſt, ſo traurig iſt ſie nach der Meinung des Vfs., wenn man ſie mit der Lage der Stadt und Provinz vor der Revolution zuſammenhält. (Dieſs wird ihm wohl der Landmann im Elſaſs nicht zugeſtehen, der, nach einer eigenen ſpätern Bemerkung des Vfs., durch die Revolution bedeutend gewonnen hat.) Die Abgaben ſind zahlreicher und drückender, als ſolche unter der alten Regierung (doch wohl nicht mit Inbegriff der Feudalabgaben, Zehenten, Frohnen) waren. Handel und Wandel liegen darnieder (das Gegentheil iſt jedoch dem Vf. von einem unterrichteten Manne verſichert worden). Alle einträgliche Stellen werden nicht an Eingeborne, ſondern an Franzoſen oder Lothringer vergeben, welche das Land noch weniger als die Geſchäfte kennen, denen ſie vorſtehen ſollen (und doch ſind gewiſs jetzt ungleich mehr einträgliche Stellen durch Einländer beſetzt, als vor der Revolution). Der Werth der Ländereyen hat ſich ſeit der Revolution ſehr erhöht. Die *Contribution foncière* nimmt nicht mehr als den fünften Theil des *reinen* Ertrags der Ländereyen weg (in einem andern blühenden Staate weit mehr, als den fünften Theil des *ganzen* Ertrags). Die milden Stiftungen, das groſse Bürgerhoſpital und das damit verbundene Waiſenhaus, gewähren einen erfreulichen Anblick. Von ihnen und beſonders auch von den Arbeitsſchulen, einer erſt 1801. errichteten ſehr wohlthätigen Anſtalt, giebt der Vf. intereſſante Nachrichten. Man ſieht, daſs das Detail mit der allgemeinen Schilderung des Vfs. nicht ganz harmonirt. Die angehängte *kurze* Geſchichte der Stadt Strasburg während der Schreckenszeit in den Jahren 1793 u. 1794. nimmt beynahe zwey Drittheile des Buchs ein. Sie enthält eine zuſammenhängende Erzählung der merkwürdigſten Begebenheiten der Schreckenszeit in Strasburg. Die Materialien hiezu bot dem Vf. die unter dem Namen des blauen Buchs bekannte Sammlung von Urkunden und Aktenſtücken dar, welche Hr. *Ulrich*, nun Generalſecretär der milden Stiftungen in Strasburg, im J. 1795. in *zwey* Bänden herausgegeben hat.

LEIPZIG, b. Fleiſcher d. j.: *Paris wie es war und wie es iſt.* Ein Verſuch über den vormaligen und heutigen Zuſtand dieſer Hauptſtadt, in Rückſicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen. Nebſt einer umſtändlichen *Nachricht von den bedeutendſten National-Anſtalten für Wiſſenſchaften und Künſte, wie auch von den öffentlichen Gebäuden.* In einer Reihe von Briefen eines reiſenden Engländers. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung (von *v. Zimmermann*) verſehen. In *drey* Theilen. *Erſter* Theil. 1805. XXIV u. 424 S. *Zweyter* Theil. 266 S. 8. (Alle drey Theile 4 Rthlr. 12 gr.)

Bey der Gerechtigkeit, welche wir dem vorliegenden Werke widerfahren zu laſſen gern geneigt ſind, können wir doch nicht abſehen, warum man, bey der nicht unbedeutenden Zahl guter *deutſcher* Nachrichten über das neuere Paris, ſo geſchäftig iſt, auch alle Erzeugniſſe des Auslandes über dieſen Gegenſtand auf deutſchen Boden zu verpflanzen. Bey dem obigen voluminöſen Werk würde es hingereicht haben, das Neue oder Neugeſtellte, welches es hie und da enthält, den deutſchen Leſern durch eine abgekürzte Ueberſetzung mitzutheilen, ſtatt daſs ſie nun in dem ihnen vorgelegten *Ganzen* allenthalben auf Wiederholungen längſt bekannter Dinge ſtoſsen und gar oft mit ſehr gedehnten Schilderungen und unnöthiger Weiſe erſchöpfenden detaillirten Nachrichten von vielbeſchriebenen Gegenſtänden beläſtiget werden. — Hievon aber abgeſehen, glaubt Rec. dieſem Buch, als dem Werk eines Ausländers und — *Engländers über Paris*, eine etwas nähere Beurtheilung ſchuldig zu ſeyn, um die Leſer mit *ſeiner* guten Art, die Gegenſtände zu betrachten und zu beurtheilen, bekannt zu machen. — Das Intereſſe dieſer Briefe liegt vornehmlich darin, daſs der Vf. drey verſchiedene Mal, in ſehr von einander abſtechenden Zeitperioden, in Paris war, und ſeinen Blick vergleichend zugleich auf Gegenwart und Vergangenheit wirft, und auch in noch entferntere Zeiten zurückgeht, um manche lehrreiche Reminiſcenzen aus der ältern Geſchichte der Hauptſtadt Frankreichs einzuflechten. — In der Einleitung, womit Hr. *von Zimmermann* dieſe Verdeutſchung bereichert hat, iſt eine Parallele der Geſchichte und Anſicht des alten Roms zu den Zeiten ſeines Glanzes und der abgeſchafften Königswürde, und die Geſchichte und Anſicht der Hauptſtadt Frankreichs in der letzten Epoche, und unter ſeiner jetzigen Alleinherrſchaft gezogen; woraus ſich denn mancher auffallende Contraſt ergiebt, zu deſſen grellen Farben es nicht nöthig geweſen wäre, z. B. „die Menſchenfreſſereyen des franzöſiſchen *ſchönen Geſchlechts*" (vielmehr, der *Höllen-Beſtien*), „die *berühmten Feldherren* der deutſchen Mächte" u. dgl. gebrechlich zu Hülfe zu nehmen. Unſer Engländer war zur Zeit des Friedens von Amiens im J. 1801. in Paris, alſo zu eben der Zeit, als ſich unſer *Meyer* zum zweytenmal dort aufhielt. Er geräth in ſeinen Briefen nicht auf die

die Abwege einseitiger Beurtheilungen, dictatorischer Entscheidungen, beleidigender Persönlichkeiten und lächerlicher Eitelkeit und Selbstsucht, welche den Werken späterer deutscher Reisenden über Paris mit Recht vorgeworfen werden. Mit schonender billiger Rücksicht, mit Feinheit und Anstand beurtheilt er Personen, und mit ruhiger Ueberlegung, Sachen; er giebt seine Meinungen mit Sachkenntniss und Bescheidenheit ab, bekennt unbefangen seine Achtung für fremdes Verdienst in den Wissenschaften und Künsten — und sein Lächeln über die Thorheiten der Menschen ist nie sardonisch. Diesem Charakter, worin das Nationale seines Landes nicht zu verkennen ist, bleibt er allenthalben getreu, und erwirbt sich dadurch die Achtung seiner Leser. — Man trifft, wie schon gesagt, vielfältig auf bekannte Gegenstände, aber die (oft nur allzu sorgfältig ausgemalten) Schilderungen des Vfs. bieten doch, mehr oder weniger, immer einige neue Seiten, und selbst manche noch unbekannte Züge dar, und interessiren auch durch die beygebrachten Erinnerungen aus der ältern Geschichte und durch manche merkwürdige Parallelen zwischen Vorzeit und Gegenwart. Beschreibt er z. B. Staatsgebäude, so geht er bis zu ihrer Entstehung und zu den interessanten Scenen zurück, wovon sie der Schauplatz waren; — möchten nur endlich die traurigen Reminiscenzen von blutigen Revolutionsgräueln aus solchen Schilderungen (z. B. hier, bey den Tuillerien der Metzeleyen des 10ten Augusts, bey dem Concordien - Platz der Blutströme der Guillottine u. s. w.) ganz verschwinden! Für finstere Erinnerungen dieser Art im *ersten* Bande, entschädigen manche heitere Ansichten des Vfs. und manche minder bekannte Gegenstände, z. B. die Berichte von dem *Dépot de Guerre*; von der französischen National-Schuld, den National-Festen u. dgl.

Im *zweyten* Bande haben Rec. die Bemerkungen über verschiedene artistische Gegenstände, und die kurze Beurtheilung des Zustandes der schönen Literatur in Frankreich gefallen. Ganz artig ist ferner die Schilderung der Restaurateurs oder Köche Beauvillers, Very u. s. w. — Die so oft beschriebenen Institute der Taubstummen von *Sicard* und der Blinden von *Hauy* sind vielleicht nie mit dieser lichtvollen Kürze, wie von unserm Vf., dargestellt. Auch die gleich darauf folgende, mit einer historischen Einleitung begleitete, Schilderung der verschiedenen Classen der Pariser Lustmädchen hat ihr Interesse. — Aus solchen und ähnlichen Notizen und Ansichten des Vfs. hätte aus *drey* Bänden (wovon der letzte noch erscheinen soll) ein mässiges Bändchen als Auszug geliefert werden können, und wir wären dann mit manchen ewigen Wiederholungen, z. B. über das Theaterwesen, das *Palais royal*, die Vergnügungsarten u. s. w., verschont geblieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Ohne Druckort: *Nachricht von der Eröffnung des hochfürstl. Thurn und Taxischen Lycei Carolini zu Neresheim:* Beylage zur Augsburger Moyschen Zeitung den 12. Jan. 1804.

Buchau, in d. hochfürstl. Thurn u. Tax. Buchdr.: *Gesetze und Vorschriften* für die Zöglinge des hochfürstl. Thurn u. Taxischen Lycei Carolini zu Neresheim. 4. 19 S. 1804.

Als das Reichsstift *Neresheim* in Schwaben durch den Lüneviller Frieden und den darauf folgenden Hauptdeputationsrecess an das fürstl. Thurn - und Taxische Haus kam, wurde sogleich der Plan entworfen, daselbst ein Institut der Erziehung und des Unterrichts anzulegen, und dasselbe dergestalt einzurichten, dass es für die, welche sich künftig bürgerlichen Gewerben widmen, für eigentliche Studirende oder künftige Gelehrte, und für Schullehrer und Candidaten passend wäre. Die *Nachricht* zeigt an, dass der Fürst von Thurn u. Taxis für den Unterhalt der Professoren, für die allgemeinen Bedürfnisse des Lyceums, für Bibliothek, Naturalien- und phys. Cabinet u. s. w. gesorgt habe, dass der Unterricht für die Schüler ganz frey sey, und dass das Institut mit dem Anfange des Februars 1804. eröffnet werden solle. Der Präfekt oder Rector hat die Zöglinge unter seiner genauesten Aufsicht, und an ihn haben sich die Aeltern zu wenden, welche ihre Kinder hier erziehen lassen wollen. Die Lehrgegenstände sind in zwey Klassen getheilt, in allgemeine, für alle Schüler, und in besondere, nach ihrem verschiedenen Berufe. Die Vertheilung dieses sämmtlichen Lehrstoffes geschieht in Hinsicht auf jene drey Klassen der Zöglinge, und ist sehr zweckmässig und überdacht. Zwölf Mitglieder des ehemaligen Klosters sind die Lehrer im Lyceum, sie besorgen auch den öffentlichen Gottesdienst. Das Kostgeld, welches für die Zöglinge, die nicht unter dem zehnten Jahre aufgenommen werden, und schon lesen und schreiben können, zu entrichten ist, scheint sehr billig zu seyn. Da das Kloster vor der Secularisation wegen seiner Theilnahme an der Literatur im guten Rufe war, auch manche Mitglieder sich mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ihrer im Kloster zu führenden Aemter wegen, beschäftigen mussten, als mit der Oekonomie in ihren verschiedenen Zweigen, und mit dem Forstwesen: so ist viele Hoffnung vorhanden, dass die Erwartungen des Regenten und des Publicums in segensreiche Erfüllung gehen werden.

Die *Gesetze* sind sehr verständig und zweckmässig abgefasst. Sie betreffen das äusserliche Betragen, die Sitten, die Religion und den äussern Gottesdienst, so wie auch die Studien und den Unterricht. Die Schüler sollen alle eine *Uniform* tragen, sowohl die im Kloster, als die ausserhalb bey Bürgern wohnenden. Nur von *römischkatholischen* Schülern ist übrigens durchweg die Rede, und den getroffenen Einrichtungen zufolge besucht keiner von einer andern Confession die Anstalt. Rec. findet hierin einen Widerspruch mit dem in diesen Gesetzen durchgehends herrschenden Geiste der Duldung und Liberalität; um so mehr, da ja der Fürst von Thurn u. Taxis auch protestantische Unterthanen hat. Dieser offenbare Verstoss gegen den bessern Geist unserer Zeit wird hoffentlich abgestellt werden, sobald er nur der erleuchteten Regierung bemerklich gemacht wird. Giebt es doch protestantische Schulen, wo man kein Bedenken trägt, auch römischkatholische Subjecte als Lehrer anzustellen. Uebrigens findet man in den getroffenen Einrichtungen und Gesetzen die Einrichtungen und Vorschriften der Lehr- und Erziehungsinstitute neuerer Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, sorgfältig benutzt, und dem dortigen Locale angepasst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. April 1806.

GESCHICHTE.

WEIMAR, im Verlage d. L.-Induſtrie-Comptoirs: *Allgemeines mythologiſches Lexicon* aus Original-Quellen bearbeitet. *Erſte Abtheilung*, welche die nicht altklaſſiſchen Mythologien, nämlich die heiligen Mythen und Fabeln, ſo wie die religiöſen Ideen und Gebräuche der Sineſen, Japaner, der Indiſchen Völkerſchaften — der Nordaſiatiſchen Völker, der Parſen, der alten Araber, des Mohamediſm, der Hebräer, der Afrikaniſchen Völker, der Slawen, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner ſämmtlicher urſprünglicher Völker Amerikas und endlich der Bewohner von Auſtralien u. ſ. w. enthält, von *Friedrich Majer*, der W. W. D., Mitglied der kurfürſtl. Akademie der Wiſſenſchaften in München. *Erſter* Band. 1803. 580 S. *Zweyter* Band. 1804. 558 S. 8. m. Kpfn. (6 Rthlr. 18 gr.)

Ueber den Zweck dieſes ſeines Werks, die Ideen und Grundſätze, welche ihn bey der Ausarbeitung deſſelben leiten, über die Art und Weiſe ſeines Verfahrens bey derſelben, will ſich der Vf. erſt nach Vollendung des Ganzen in einer *Allgemeinen Einleitung* hinreichend erklären. Uebrigens erſieht man ſchon jetzt theils aus der Vorrede, theils aus dem Werke ſelbſt (welches bis zu dem Worte: *Izeds* vorgerückt iſt) folgendes. Die Hauptabſicht iſt darauf gerichtet, *den Grund zu einer kritiſchen und pragmatiſchen, auf eine echte Genealogie gegründeten und mit einer ſyſtematiſchen Darſtellung verbundenen Geſchichte aller Religionen* zu legen. Der Vf. macht ſelbſt Hoffnung, eine ſolche Geſchichte einſt zu liefern, welche übrigens, wenn ſie Geſchichte *aller* Religionen ſeyn ſoll, mehr wird begreifen müſſen, als in dieſem Lexicon vorbereitet wird, nämlich auch die Geſchichte der *griechiſchen*, *römiſchen* und *chriſtlichen* Mythologie und Religion. „Sind Verhältniſſe und Umſtände, ſagt er, in einer auch nur geringen Begünſtigung der Gegenwart mir nur einigermaſsen gewogen: ſo wird es unveränderlich das höchſte und wünſchenswertheſte Ziel meiner Beſtrebungen bleiben, den gröſsten Theil meines Lebens der Vollendung eines ſolchen Werks zu widmen. Die Ahnung für das ganze menſchliche Geſchlecht unendlich wichtiger Reſultate lockt mich wie ein leitendes Geſtirn zu unermüdeter Anſtrengung, um nach dieſer Vollendung in weiter Ferne und vielleicht doch nah die heiligſten Geheimniſſe der Vorwelt unverſchleyert wieder zu finden. Dann wird jene wunderbare Zeichenſprache und geheimniſsvolle Symbolik aus den Frühlingstagen des Menſchengeſchlechts wohl noch mehr enthalten, als einen Inbegriff des Wiſſenswürdigſten, was die erſten Erfahrungen und Bemerkungen der Urwelt über Erſcheinung und Weſen des Unſichtbaren im Sichtbaren der Natur fanden und wähnten; eine *Offenbarung* des Ewigen, deren reine Glorie das geblendete Auge des Sterblichen kaum ertragen wird. Tradition und Weiſſagung von dieſem Unſichtbaren im Sichtbaren ſind das Weſentliche aller Religion und Mythologie bey allen Völkern und unter allen Zonen." Zu einem Werke von ſolcher Tendenz ſuchte er in dem vorliegenden Lexicon eine zweckmäſsige und kritiſch gewürdigte Auswahl von Materialien zu liefern. Er klagt über die Eingeſchränktheit der Hülfsmittel, die dabey überhaupt und insbeſondere ihm zu Gebote ſtanden. Er verſichert, jedesmal, wo es möglich war, nach einheimiſchen Quellen, in Ermangelung derſelben aber nach den beſten Berichterſtattern gearbeitet, die religiöſen Ideen und Mythen eines jeden Volks rein und unverfälſcht in der ihm eigenen Denkungs- und Empfindungsweiſe, oder mit den eigenen Worten ſeiner etwa vorhandenen heiligen Schriften dargeſtellt, und die benutzten Quellen und Hülfsmittel genau, und beynahe durchgängig nach eigener Anſicht und Reviſion, angegeben zu haben.

Einen der Abſicht des Vfs. bey dieſem Lexicon ähnlichen Zweck, hatte ſchon einige Jahre vorher *Ständlin* bey ſeinem *Magazine für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte* angekündiget. In dieſem noch fortgehenden Journale ſollten nach und nach die Materialien für eine zukünftige allgemeine Geſchichte aller Religionen theils geſammelt theils ſchon verarbeitet, die dahin gehörige Literatur zuſammengerückt, die Nachrichten aus den neuen Reiſebeſchreibungen ausgehoben und auch wohl mit den älteren kritiſch verglichen werden, und zu dieſen Zwecken hatte ſich der Herausgeber mit mehreren andern, auch ausländiſchen Gelehrten verbunden. Auch ſchloſs ſich dieſes Journal an ein ſchon vorher von ihm bey Bohn in Lübeck herausgegebenes, an die *Beyträge zur Philoſophie und Geſchichte der Religion* u. ſ. w. in *fünf* Bänden an, in welchem mehrere Abhandlungen zur Religionsgeſchichte enthalten waren. Die beiden Inſtitute ſtehen einander nicht im Wege, ſondern gehen neben einander her, und bieten ſich die Hand, und es iſt erfreulich, zu ſehen, daſs, und zwar in Deutſchland, mehrere Hände für die Vorbereitung eines ſo wichtigen und erhabenen Werks thätig ſind. Das *Lexicon* der *nichtaltklaſſiſchen* Mythologieen

gieen wird von Einem Manne unternommen, welcher darin auf einmal alles ihm bekannte und der Aufzeichnung werth scheinende zusammenfast. Die *altklassischen* Mythologieen werden öffentlichen Nachrichten zufolge ihren besonderen Lexicographen finden, welcher auf diesem Felde bereits viele Lorbeern eingeärntet hat. Das *Magazin* vereinigt die Bemühungen mehrerer Mitarbeiter, dehnt sich auf alle Religionen aus und geht seinen Weg fort, ohne sich eine bestimmte Gränze zu setzen. Und so wird früher oder später eine kritische und philosophische Geschichte aller Religionen möglich gemacht, ein Werk, welches ein allgemeines Interesse haben und grosse Wirkungen hervorbringen kann. Es muss jetzt noch nicht davon die Rede seyn, *wer* es liefern soll, sondern nur davon, dahin zu arbeiten, dass es geliefert, und zwar auf eine unsers Zeitalters würdige Art geliefert werden kann.

Was Hr. *Majer* in den beiden vorliegenden Bänden geleistet hat, verdient grosen Dank. Die Artikel sind fast durchaus mit Fleiss, Gründlichkeit und Treue ausgearbeitet. Die Kenntnisse mehrerer orientalischer und occidentalischer Sprachen, welche man schon lange an diesem Schriftsteller kennt und schätzt, kommen ihm auch bey der Religionsgeschichte trefflich zu statten. Eine ausgebreitete Lectüre verstand sich bey einem solchen Werke ohnehin; die Schriften sind aber auch mit Genauigkeit und Pünktlichkeit nachgewiesen. Mit Recht hat der Vf. die Religionen der Völker in ihren eigenen Dialecten vorgetragen, und sich sorgfältig vor fremden Ansichten, vor fremder Form und Einkleidung, und vor voreiligen Erklärungsversuchen gehütet. Er hat zwischen dem, was in ein *Lexicon* und in eine *Geschichte* gehört, unterschieden; wenn er die Geschichte selbst einst schreiben sollte: so hoffen wir, dass er ihr das Ihrige gleichfalls zutheilen und höhere historische und philosophische Gesichtspunkte gewinnen werde. Uebrigens ist es zu bedauern, dass ihm bey diesem Lexicon nicht noch mehrere literarische Quellen und Hülfsmittel zu Gebote standen: denn dass er alles, was er konnte, treu und fleisig benutzte, glauben wir gerne. Dem Rec. sind nicht wenige Schriften bekannt, welche bey dieser Arbeit angeführt und benutzt werden konnten, und doch unbenutzt geblieben sind. Man kann sich davon schon überzeugen, wenn man auch nur das, was in *Meiners* Grundriss der Geschichte aller Religionen und in *Stäudlins* Beyträgen und Magazin von der Literatur der Religionsgeschichte vorkömmt, mit den Anführungen des Vfs. vergleicht. Aber auch bey denjenigen Schriften, welche er gebraucht und auszieht, kann man oft den Wunsch nicht unterdrücken, dass er ihre Nachrichten mehr verarbeitet und kritisch mit einander verglichen hätte, welches allerdings schon in dies Lexicon und nicht erst in die Geschichte gehörte. Am meisten Raum nehmen die Indischen Religionen ein, und ihnen scheint auch Hr. *Majer* am meisten Fleiss und Nachdenken gewidmet zu haben. Bey den dahin gehörigen Artikeln findet man auch hie und da tiefere Blicke in den Geist dieser Religionen und Vergleichungen von Nachrichten, die aus verschiedenen Quellen geflossen sind. So sind namentlich die Artikel: *Brahm*, *Brahma*, *Brahmanen* mit vorzüglichem Fleisse und Interesse ausgearbeitet. Die heiligen Bücher der Völker haben in diesem Werke keine besondere Artikel erhalten, wenigstens kommen diejenigen, welche schon in diesen beiden Bänden hätten vorkommen können, nicht vor. Dies ist ein grosser Mangel des Werks, wenn ihm nicht etwa noch in der zuletzt zu erwartenden Einleitung vorgebeugt werden soll. Wie soll man z. E. von den Nachrichten, welche in diesem Werke aus der Edda, aus den heiligen Büchern der Indier u. s. w. geschöpft sind, urtheilen, wenn man über Ursprung, Alter, Beschaffenheit dieser Bücher nicht belehrt wird und die Meinung des Vf. von denselben nicht kennen lernt? Bey den Ebräern hält er sich in Ansehung der späteren Traditionen fast nur an *Eisenmenger*. *D'Herbelots* orientalische Bibliothek ist bey denjenigen Völkern, wo sie brauchbar ist, mit Recht stark benutzt. Bey den Artikeln, die zur Skandinavischen und Muhammedanischen Mythologie gehören, findet man häufig poetische Uebersetzungen, welche viel Raum wegnehmen. Zum bequemeren Gebrauche des Werks würden wir noch zweyerley vorschlagen. Die Namen, welche hier vorkommen, werden bekanntlich zum Theil sehr verschieden geschrieben, so sehr, dass man sie oft in einer andern Gestalt, kaum mehr erkennt, und deswegen würde es sehr nützlich seyn, wenn für solche Namen noch ein besonderes Register beygefügt würde, wo immer einer auf den andern zurückwiese und wodurch man in den Stand gesetzt würde, in dem Lexicon selbst am gehörigen Orte nachzusuchen. Hernach kommt manches in dem Lexicon an Stellen vor, wo man es nicht sucht oder erwartet, und manche Artikel sind sehr vielumfassend. Eben deswegen würde es sehr zweckmäsig seyn, wenn am Ende noch ein besonderes Sachregister beygefügt würde, vermöge dessen man sogleich auf die Stellen zurückgewiesen würde, wo man Auskunft über die Sachen findet, welche man sonst nur nach langem Suchen finden wird. Die Kupferstiche sind zu dem Zwecke, wozu sie hier dienen sollen, gut gerathen, und hier dem grösseren Theile nach aus *Paulinus a St. Bartholomäo* und *Sonnerat* genommen. Zu dem *ersten* Bande gehören achtzehn, zum *zweyten* acht Tafeln, auf welchen meistens zwey Bilder dargestellt sind. Auf einem Titelkupfer erblickt man die drey verschwisterten Gestalten der Christusreligion: *Glaube*, *Liebe* und *Hoffnung*. Die Zurückweisungen auf die Kupfer im Werke selbst sind nicht immer richtig. So muss es B. 1. S. 55. statt Taf. 2. fig. 1. heisen Taf. 3. fig. 1. und S. 115. statt Taf. 2. fig. 2. Taf. 3. fig. 2., und bey der Figur selbst muss statt *Amide* stehen: *Arta Narissura*. Zur Kritik einzelner Artikel hatten wir uns manches bemerkt. Wir können uns aber darauf nicht einlassen, ohne diese Recension zu einer ungebührlichen Länge auszudeh-

dehnen. Ohnehin wird Hr. *Majer* in den Supplementen, welche er verſpricht, vieles von ſelbſt berichtigen und über manches wird erſt geurtheilt werden können, wenn das Werk vollendet und die verſprochene allgemeine Einleitung geliefert iſt.

PARIS, b. Barrau u. Cocheris, d. Sohn: *Explication de la Fable par l'Hiſtoire et les Hyérogliphes* (Hieroglyphes) *des Égyptiens*, véritable ſource de la Fable. Ornée de pluſieurs gravures pour l'intelligence des monumens qui nous viennent de l'Egypte, — par *M. J. B. Lionnois*, premier principal du ci-devant Collège-Univerſité, et Doyen né de la faculté des Arts de l'Univerſité de Nancy. Tome *I.* 329 S. Tome *II.* 360 S. Tome *III.* 163 S. 1804. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man laſſe ſich nicht durch den vielverſprechenden Titel verleiten, groſse Dinge hier zu erwarten: denn der Vf. unterhält noch die alten verworrnen und ungeläuterten Vorſtellungen von der Mythologie. Er geht erſt die Götter und Heroën der griechiſchen Welt durch und führt faſt alles auf die Geſchichte zurück; einiges deutet er allegoriſch. Die obſolete Ableitung mehrerer Mythen aus der bibliſchen Geſchichte iſt auch hier noch an der Tagesordnung. Geſpannter wird die Erwartung, wenn man im *zweyten* Band die Ueberſchrift lieſt: *L'Egypte ſource de la fable*, welcher Gegenſtand durch den ganzen ägyptiſchen Fabelkreis durchgeführt und auf die griechiſche Mythologie übergetragen wird. Alles geht eigentlich aus der Arche Noä aus; von da verbreiten ſich die Erfindungen, Künſte, Menſchen; Chams Colonie bevölkerte Aegypten; einer von ihr, Thot, erfand die ſymboliſche oder Hieroglyphenſprache, wodurch die Sternbilder, die Naturerſcheinungen, die Arbeiten des Ackerbaues, der Kalender, fixirt und der Nachwelt überliefert wurde. Die Haupt-Hieroglyphen hat der Vf. durch Holzſchnitte verſinnlicht. Aber der wahre Sinn der Hieroglyphen ging allmälig und vorzüglich für den groſsen Haufen verloren. Er nahm die Bilder für wirkliche Götter, die bildliche Sprache eigentlich: ſo entſtand der widerſinnigſte Götterdienſt, und ſo gingen auch die miſsverſtandnen und eigentlich gedeuteten Hieroglyphen-Götter mehr oder weniger verändert in die griechiſche Fabel über. Dieſs iſt verhältniſsmäſsig der beſſere Theil des Werks. Der *dritte* Band enthält eigentlich ein *Hors d'oeuvre*. In der (einſeitigen) Vorausſetzung nämlich, Aegypten ſey die Wiege und Quelle aller Mythologie, liefert der Vf. hier eine ganz lesbare Geſchichte von Aegypten und ſeinen Denkmälern.

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Philipp Auguſt, König von Frankreich, und Ingeborg, Prinzeſſin v. Dänemark.* Ein hiſtor. Verſuch nach *du Theil* und *Engelſtoft*, frey bearbeitet von *J. M. Schulz.* 1804. XVI u. 478 S. 8. m. Kpf. (2 Rthlr. 12 gr.)

König Philip Auguſt von Frankreich bewarb ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, Iſabellens von Hennegau, um die Prinzeſſin von Dänemark, Ingeborg, eine Schweſter Kanuts VI.; ſein Wunſch ward erfüllt und im J. 1193. begab ſie ſich nach Frankreich; aber während der Vermählungsfeyerlichkeit empfand der König mit einem male einen ſo unbezwinglichen Widerwillen gegen ſeine Braut (die von allen ihren Zeitgenoſſen nicht bloſs als eine Schönheit vom erſten Range, ſondern auch als die liebenswürdigſte ihres Geſchlechts geſchildert wird) daſs es ihm durchaus unmöglich war, ſie für ſeine Gemahlin zu erkennen. Ingeborg ward verſtoſsen, und Philipp vermählte ſich drey Jahre nachher mit der Tochter des Herzogs von Meranien, Agnes. Dieſer Schritt verwickelte ihn aber in weitläuftige Händel mit den Päpſten, welche die von ihm angeführten Gründe einer Scheidung — zu nahe Verwandtſchaft und nachher Behexung — nicht für gültig anſehen wollten; unter dem entſchloſsnen Innocenz III. ward ſogar das ganze Reich mit dem Interdict belegt, und muſste länger als acht Monate die Wohlthaten und Tröſtungen des Glaubens entbehren; allein alles war umſonſt, das Schickſal der unglücklichen Ingeborg ward dadurch nicht beſſer; fern von allen Freunden und aller Unterſtützung, vertrauerte ſie ihre Tage in der Gefangenſchaft und der äuſserſten Dürftigkeit. Endlich nach 20 Jahren änderte Philipp ſeinen unbiegſamen Sinn, er gab im J. 1213. ſeiner Gemahlin die ihr ſo lange verweigerten Rechte wieder, und am Abend ihres Lebens erhielt ſie einen kärglichen Erſatz für die herben Leiden, die ihre Jugend getrübt hatten. — Ein däniſcher Gelehrter, Hr. *Engelſtoft*, hat dieſe Begebenheit zum Gegenſtand einer beſondern, im J. 1801. zu Kopenhagen herausgekommenen Abhandlung gewählt, die Hr. *S.* mit einer hieher gehörigen Schrift des berühmten *du Theil* (in den *mémoires de l'inſtitut national; Litérature et beaux arts* T. IV.) zu einem Ganzen verſchmolzen hat. Rec. muſs aufrichtig geſtehn, daſs der ganze Vorfall ihm nicht die Wichtigkeit zu haben ſcheint, die der Vf. demſelben in der Einleitung beyzulegen ſucht, und die eine eigne ausführliche Behandlung rechtfertigen kann. — Die Hälfte der deutſchen Bearbeitung beſchäftigt ſich mit den früheſten Verhältniſſen zwiſchen Frankreich und Dänemark und iſt mit Digreſſionen angefüllt, deren Zuſammenhang mit dem Hauptinhalt des Buchs ſchwer einzuſehn iſt. Die Urſache, warum Philipp eine ſo groſse Abneigung gegen ſeine Gemahlin fühlte, *ſcheint* der Vf. in einem gewiſſen körperlichen Fehler zu ſuchen; es iſt auffallend, daſs man, da ſonſt auch der geringfügigſte Umſtand mit der gewiſſenhafteſten Ausführlichkeit behandelt wird, die Meinung des Hn. *Engelſtofts* und ſeines Ueberſetzers über dieſen Punkt gleichſam nur errathen muſs. — Sowohl das Original als die Ueberſetzung ſind übrigens vollgültige Beweiſe von dem Fleiſs, der Gelehrſamkeit und der groſsen Beleſenheit ihrer Urheber. Schade, daſs es Hn. *S.* nicht gefallen hat, die Urſchrift, ſtatt ſie um die Hälfte zu vermehren, um ſo viel abzukürzen: dem gröſsern Publikum wird dieſe kritiſche Auseinanderſetzung einer an und für ſich nicht ſehr intereſſan-

fanten Particulargeſchichte ohnehin keine ſehr anziehende Lectüre gewähren. — Das Titelkupfer ſtellt die Prinzeſſin Ingeborg, und das zweyte den Abt Wilhelm, einen Franzoſen, vor, den der Erzbiſchof Abſalon zum Reformator der Kloſterzucht in Eſkilſoe nach Dänemark berief. Am Ende ſind drey erläuternde genealogiſche Tafeln beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Dresden*, in d. Walther. Hofbuchh.: *Ueber die Faulbrut oder Bienenpeſt*, welche auch in der Gegend um Dresden von 1796. bis und mit 1803. geherrſcht: — und (*über*) den Weſtindiſchen *gelben Farin- oder Rohzucker, als dem beſten* (*d. beſte*) *Nothfutter*, von *D. H.* 1804. 112 S. 8. (10 gr.) — Der Vf., ein würdiger Greis, (Hr. *D. Heidenreich*,) der ſich ſchon lange als Forſcher und Kenner der Bienen bewieſen, hat ſich ſehr viele Mühe gegeben, die ſonderbare, oft epidemiſche, Krankheit derſelben, die *Faulbrut*, zu unterſuchen, um die zweckmäſsigſten Heilmittel dagegen ausfindig zu machen. Noch nie hat ein Bienenſchriftſteller ſo ausführlich und aus Erfahrung von dieſer wichtigen Materie geſchrieben, als unſer Vf. Aber wie ſchwer es halte, ein allgemeines Reſultat aufzuſtellen, ſieht man ſchon aus den verwickelten Umſtänden dieſer zum Theil ſeltenen, in manchen Gegenden faſt gar nicht bekannten, Seuche, und aus den mancherley Urſachen, aus welchen ſie ſich herleiten läſst. — Der Vf. machte ſehr viele Verſuche mit faulbrütigen Stöcken in allerley Arten von Bienenſtöcken; allein er fand die Folgen von einerley Behandlung oft ſehr verſchieden, oft ganz widerſprechend. Faulbrütige Körbe wurden immer wieder faulbrütig, wenn nicht die Königin ausgefangen wurde; andere ſetzten wieder geſunde Brut an. Manche Stöcke ſetzten geſunde Brut im Herbſt an, und im Frühjahr wurden dieſe Stöcke wieder faulbrütig. Die faule Brut wurde ausgeſchnitten und geſunde eingeſpündet: auch zogen wohl die Bienen die kranke Königin heraus und ſetzten eine andere an. Der Stock blieb aber doch faulbrütig. Man ſetzte eine geſunde Bienenmutter und geſunde Bruttafeln ein, und der erſte Brutſatz war geſund; bald aber wieder faulbrütig. Setzte man einem geſunden ſchwachen Stock, Volk von einem ausgetriebenen faulbrütigen unter, ſo wurde er faulbrütig. Man trieb einen kranken Korb aus, nahm ihm die alte kranke Bienenmutter, verſah ihn mit Honig und Bruttafeln aus einem geſunden Stock, und dieſer blieb geſund. In manchen Stöcken ſind ſogleich die friſchgelegten Eyer faul, und die Bienen legen dann keinen Futterbrey bey. Manche Eyer werden in fünf bis ſechs Tagen erſt faul und liegen ſchwarz im Futterbrey; manche werden als zugeſpündete Nymphen erſt faul; manche kommen aus den Zellen mit aufgetriebenen Hinterleibern u. ſ. w. — Unſtreitig kommt dieſe Faulbrut von der Bienenmutter her. — *Kennzeichen der Faulbrut* ſind: der widrige und aſigte Geruch am Flugloch; die Menge Krüppel von Bienen, die am Kopf und Hinterleib aufgedunſen ſind u. ſ. w. Auch das *Wachs* verdirbt in ganz faulbrütigen Stöcken. Es zerfällt in kleine Körnchen und hat keinen Zuſammenhang; ſieht unrein und ſchmutzig aus, und hat weder Farbe noch Geruch des Wachſes. — Der Vf. zieht aus allen dieſen Beobachtungen einige *Schlüſſe*, 1) daſs dieſe Krankheit bey anhaltender unfruchtbarer Frühjahrswitterung die thieriſche Natur der Bienen zerrüttet, und hauptſächlich die Eyerlage der Bienenmutter dergeſtalt ſchwächt, daſs die Brut gröſstentheils, endlich aber, wenn die Krankheit den höchſten Grad erreicht, faſt ganz, eher oder ſpäter, abſtirbt, alſo 2) die Krankheit allein in den Müttern ſteckt. 3) Daſs das Wachs oder Gebäude durch die faule Materie und die daraus erzeugten mephitiſchen und laugenhaften Dünſte dergeſtalt angegriffen und in ſeinen Beſtandtheilen zerſetzt wird, daſs endlich in ſolchen Tafeln gar keine Brut mehr ausläuft, und die Bienen ihnen ausweichen und ſich auf die Seitentafeln legen, bis endlich der ganze Stock voll Faulbrut ſteht. — Der Vf. nimmt nur drey *Urſachen der Entſtehung der Faulbrut* an: 1) ausgeſetzte Gifte und Gährungsmittel: 2) in Gährung gegangenes und ſchlechtes Futter der Bienenherrn: 3) unfruchtbare Frühjahre. — Dieſs letztere mag in der Gegend des Vfs. der Fall ſeyn: allein es giebt oft auch in andern Gegenden widernatürliche kalte und hungrige Frühjahrswitterung, durch die zwar die Bienenzucht ſehr zurückgeſetzt, doch aber keine Faulbrut veranlaſst wird. Indeſſen mag die Beſchaffenheit der Witterung wohl, wie bey den meiſten Epidemien, die Haupturſache ſeyn. Der Vf. hat daher ganz recht, wenn er S. 31. dieſe Seuche nicht für anſteckend an und für ſich hält, ſondern der Meinung iſt, daſs ſie einen Körper finden müſſe, der den Krankheitsſtoff anzuziehen fähig ſey. Aber zuverläſsig anſteckend iſt der Weiſel und das Gebäude, worin Faulbrut erzeugt worden. Bloſse Kälte oder durch Erkältung abgeſtorbene Brut kann nicht die Faulbrut verurſachen: denn von der Kälte iſt *alle* Brut in der Tafel faul; aber bey der wahren Faulbrut ſind in allen Tafeln von unten bis oben geſunde und faule *Brut untereinander*. S. 69. kommt der Vf auf den rohen oder gelben *Farinzucker*, als die beſte *Nothfütterung*, und zeigt aus chemiſchen Erfahrungen, daſs dieſer noch die ſchleimigten und honigartigen Theile habe, welche durch das Raffiniren mit Rindsblut, Kalklauge u. ſ. w. abgeſondert werden, und daſs daher der weit wohlfeilere Farinzucker den Bienen noch einmal ſo viel Nahrung gewähre als der Hutzucker und Candis. Alles das beweiſt er aus genau angeſtellten Verſuchen. Zugleich giebt er die *Regeln* an, wie man mit dem Farinzucker füttern müſſe: 1) daſs das zuzuſetzende Waſſer, mit dem Farinzucker *geſotten* werden müſſe; ſonſt finde man ihn im Frühjahr zuckerig in den Zellen: 2) daſs man nur ſo viel Waſſer dazu nehmen müſſe, daſs nur der Zucker aufgelöſst werde, zu $\frac{1}{8}$ Centner oder $13\frac{1}{4}$ Pfund gelben Farin 3 Pfund oder $1\frac{1}{2}$ Kanne Waſſer — (am Rhein, Mayn und Neckar 3 Schoppen oder $\frac{3}{4}$ Maſs), 3) daſs man bey der Ausfütterung auf jedes Pfund Honig, ſo dem Stock fehlt, ein Pfund trockenen Farin rechnen müſſe, und das Waſſer nicht in Anſchlag bringen dürfe: 4) daſs die Fütterung noch in der Jahreszeit den Bienen gereichet werde, da ſie noch etwas Honig und Bienenbrod eintragen, und den Honig zum Winter verſiegeln können: 5) daſs man dieſes Futter in angemeſſenen ſtarken Portionen, und alle Abende nach einander einſetze.

In dem *Nachtrag* (S. 85.) meldet der Vf., wie er bey dem Abdruck der Abhandlung noch Zeit gewonnen, die *Kuren* der Faulbrut fortzuſetzen; ungeachtet aber die Mohnſafttinctur (S. 55.) und das Räucherpulver (S. 54.) oft von der beſten Wirkung geweſen wären: ſo hätte er doch die Erfahrung oft widerſprechend gefunden, und kein Univerſalmittel ausfindig machen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. April 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

AMSTERDAM, b. Doll's W.: *Verhandeling over de Geſlachten der Naamwoorden in de Nederduitſche Taal;* door Mr. *W. Bilderdijk.* 1805. VI u. 144 S. gr. 8.

Wenn ſich gleich die ſcharfſinnigen Unterſuchungen, welche dieſe Schrift enthält, zunächſt auf die niederdeutſche oder holländiſche Sprache beziehen: ſo haben ſie doch gröſstentheils ein allgemeineres, und für unſre deutſche Sprachforſchung noch ein beſondres Intereſſe, auf die ſich viele von jenen Unterſuchungen unmittelbar anwenden laſſen. Auch liefert der, jetzt in Braunſchweig lebende, kenntniſsreiche Vf. darin eine Probe ſeiner Behandlungsart der *Allgemeinen Sprachlehre*, mit deren Ausarbeitung er beſchäftigt, und deren Vollendung, nach dieſer Probe, recht ſehr zu wünſchen iſt. Wir glauben daher einen etwas umſtändlichen Auszug dieſer Schrift ſchon durch dieſe Rückſichten gerechtfertigt.

Unſtreitig gehört die philoſophiſche Prüfung der Geſchlechtsbeſtimmungen der Nennwörter und ihrer Entſtehungsart zu den wichtigſten Gegenſtänden der Sprachwiſſenſchaft. Beſonders hat die Wortforſchung auf die Kenntnils der Geſchlechter, und dieſe wiederum auf jene, einen bedeutenden Einfluſs. Auch hängen die Nennwörter und Zeitwörter jeder Sprache gegenſeitig von einander ab. Faſt nirgend aber findet ſich in den bisherigen Behandlungen der Sprachlehre ſo viel Unſicherheit und Unbeſtimmtheit, als eben in dieſem Theile derſelben; obgleich in der Sache ſelbſt nicht der Grund hievon zu ſuchen iſt. Man hat ſich meiſtens nur mit bloſser Wahrnehmung und Beobachtung des Gebrauchs begnügt, ohne der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, und von dem Beſondern zum Allgemeinen hinaufzuſteigen. Das Geſchlechtsregiſter von *Hoogſtraten* iſt nichts weiter, als eine Sammlung einzelner Bemerkungen dieſer Art, ohne allen philoſophiſchen Scharfblick, und reich an Miſsgriffen, wenn er ja einmal beſondre Fälle auf Grundſätze zurückzuführen verſucht. Auch ſind ſeine Angaben nicht allemal richtig, und ſeine Arbeit iſt, bey allem darauf verwendeten Sammelfleiſse, doch höchſtens nur als Repertorium, und auch ſo nicht immer mit völliger Sicherheit, zu gebrauchen. Zwar hat der verdienſtvolle *Kluit* in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe jenes Geſchlechtverzeichniſſes die Zuſammenſtellung einiger Reſultate aus jenen Bemerkungen verſucht, die nicht ohne Werth iſt, aber doch ganz *a poſteriori*, auf bloſsen Datis gegründet, und die er ſelbſt nicht für ſichre Regeln anerkennt. Auch von ausländiſchen Schriftſtellern iſt dem Bedürfniſſe einer feſten Theorie dieſer Lehre nicht abgeholfen. Was *Harris* darüber in ſeinem *Hermes* vorträgt, iſt nichts weniger als befriedigend. Er ſchreibt das Geſchlecht ſolcher Wörter, deren Gegenſtände an ſich nicht geſchlechtsfähig ſind, ihrer zufälligen Form, ihrer Endung oder Biegung zu, und bey einigen Wörtern einem dunkeln Gefühle von irgend einer Geſchlechtsbeziehung. Seiner Bemerkung, daſs die Sonne männlichen Geſchlechts ſey, wegen der Urſprünglichkeit ihres Lichts, und der Mond weiblichen, wegen des erborgten Scheins, widerſpricht die entgegengeſetzte Geſchlechtsbeſtimmung in der hoch- und niederdeutſchen, in der arabiſchen, und in allen nordiſchen Sprachen. *Stadt*, *Land*, *Schiff*, ſollen, nach ihm, des Umfangs oder der Empfängniſs vieler Dinge wegen, weiblich ſeyn; und *Pallaſt*, *Keller*, *Kerker* u. ſ. f. ſind es bey uns doch nicht; und ſelbſt auf die griechiſche und lateiniſche Sprache trifft dieſe Regel nicht zu, wenn *Harris* ſie gleich, mit manchen ähnlichen, für *Feinheiten* der Sprachbildung ausgiebt. Das Geſchlecht eines Wortes hängt gewiſs nicht von einem Spiele der Einbildungskraft, nicht durchgehends von ſeinem Gegenſtande ſelbſt, ſondern bloſs von ſeiner eigenthümlichen Art und Beſtimmung ab; der Grund davon muſs daher nicht *auſser* dem Worte aufgeſucht werden. Es hat, als Wort, ſein beſtimmtes und eignes Geſchlecht, deſſen Urſache in ihm ſelbſt liegt. Eben daher kömmt auch die Verſchiedenheit der Wortgeſchlechter in verſchiedenen Sprachen, die hierin nur zufällig zuſammentreffen. Auch wird die nämliche Vorſtellung und die nämliche Sache in der nämlichen Sprache mit Wörtern von ſehr verſchiedenen Geſchlechtern angedeutet, je nachdem die Form dieſer Wörter verſchieden iſt. Nur dadurch wird die genaue Beobachtung und Beybehaltung der Geſchlechtsbeſtimmungen für einen Jeden, der ſprachrichtig reden oder ſchreiben will, verbindlich. Daſs dieſs aber wirklich der Fall ſey, hat der Vf. in dieſer Schrift einleuchtend zu machen geſucht.

Im *erſten* Abſchnitte derſelben wird *von den allgemeinen Elementen der Sprache und den Grundwörtern* gehandelt. Das Geſchlecht iſt eine von den Eigenſchaften, die man an den Nennwörtern wahrnimmt. Dieſe Eigenſchaften müſſen ihnen zufällig oder weſentlich ſeyn. Dieſe letztern ſind in der Art des Nennwortes gegründet; da hingegen der Grund von jenen in Beziehungen zu ſuchen iſt, die ihre Urſache auſser dem Worte haben, aber doch das Wort weſentlich an-

angehen. Um beide Arten zu beurtheilen und gehörig zu sondern, ist die Kenntniss der Nennwörter nothwendig. Den Hauptcharakter jeder Sprache setzt der Vf. darin, dass man dadurch etwas zu erkennen giebt. Mittheilung der Gedanken, sagt gewissermasen zu wenig, und in andrer Hinsicht zu viel; und die Sprache blos Ausdruck zu nennen, ist gleichfalls zu unbestimmt. Was wir andern zu erkennen geben, sind entweder unsre unmittelbaren Gefühle und deren Modificationen, oder es sind Gegenstände ausser uns, die zwar eine Vorstellung in uns erwecken, die wir aber doch nicht mit unserm innern Bewusstseyn verschmelzen. Unsre Gefühle drücken wir, gleich andern Thieren, durch körperliche oder thierische Laute aus, die, nach der Verschiedenheit des Gefühls und der körperlichen Spannung, verschieden, und allen Thieren der nämlichen Art verständlich sind. Diese Laute gehören nothwendig zu den Elementen der Sprache, und man nennt sie Interjectionen, weil sie mit der eigentlichen Wortsprache in keinem Zusammenhange stehen, ob sie gleich zu den Wurzeln derselben mit gehören. Anders hingegen verhält es sich mit der Bezeichnungsart der Gegenstände, die ausser uns befindlich sind. Diese wird nicht auf eine nothwendige Weise von der Natur bestimmt und angegeben, sondern ihre Wahl ist dem Verstande überlassen, welcher hier durch Vergleichung und Anwendung der Mittel wirkt, die wir in den Sprachorganen besitzen, gewisse Laute zu bilden und zu vermannichfaltigen. Diese sind von den blos physischen als verständliche und willkürliche Laute verschieden; nur wird bey dieser Willkür der Wille durch den Verstand nach der Art und Uebereinkunft der Mittel sowohl, als des Augenmerks, bestimmt. Wir erkennen bey der blosen Wahrnehmung nicht das Selbstständige der Dinge ausser uns, sondern blos gewisse Beschaffenheiten derselben, wodurch wir sie von einander unterscheiden. Ausdrücke ihrer Eigenschaften und Beschaffenheiten machen daher die Grundlage der Wortsprache aus. Diese Eigenschaften aber stellen wir uns entweder für sich selbst und *in abstracto* vor, so, dass sie von uns als selbstständig im Verstande gedacht werden, oder als in den Gegenständen befindlich, an welchen wir sie wahrnehmen. In diesem letztern Fall aber finden wieder zweyerley Arten von Anschauung Statt: wir stellen sie uns als mit dem Verstande verknüpft vor, oder als Modificationen und Aeusserungen desselben. Jenes geschieht z. B. wenn man sagt: *das schwarze Pferd*, oder, *das Pferd ist schwarz;* dieses, wenn man sagt: das Pferd *läuft*. Hierin liegt das wahre Unterscheidungsmerkmal des *Adjectivs* und des *Verbum*. Daher kömmt es auch, dass jedes Verbum das Verbum Substantivum einschliesst, und dass jenes allemal wenigstens zweysylbig ist, indem es aus zwey Theilen, dem Subject und Prädicat, besteht; jenes wird durch die Endung, als Bestehen, dieses, als wahres Adjectiv, das aber in ausgebildeten Sprachen für ein Substantiv gilt, in der Anfangs- oder Wurzelsylbe ausgedrückt. Adjectiven und Verben machen also die ersten und Grundwörter der Sprache aus, wovon die selbstständigen Nennwörter, und, mit ihnen, alle andre Wörter abstammen.

Von der Bildung der *selbstständigen Nennwörter* (Substantiven) handelt der Vf. im *zweyten* Abschnitte. Jedes derselben hat entweder ein Adjectiv oder ein Verbum zu seinem Primitiv oder Wurzelworte. Sie werden aber von diesen auf verschiedene Art gebildet und abgeleitet; daher auch eine ursprüngliche Verschiedenheit ihrer Bedeutung, indem diese nach dem Unterschiede ihrer Form verschiedentlich modificirt werden. Das Adjectiv drückt eine Beschaffenheit aus, welche auf dieses Wort beschränkt ist, ausser, wenn das Wort auf eine andre, der ersten ähnliche und an sie erinnernde, Eigenschaft angewandt wird; doch wird alsdann der bey dieser Anwendung zum Grunde liegende Begriff, von einem Verbum hergenommen, beygefügt; z. B. durch die Endsylben *ig*, *lich*, *sam*, *haft*, u. s. f. Das Verbum drückt eine Aeusserung oder Modification in dem Seyn einer Sache aus, die von dem Seyn derselben abgesondert vorgestellt wird. Nun verliert das Verbum seine Endung, die das Seyn derselben ausdrückt, und seine Wurzel bleibt. *Laufen* bezeichnet die Modification in ihrem Seyn, und der *Lauf* bezeichnet sie *in abstracto*. Natürlich also gelten diese Wurzeln für Substantive, ob sie gleich eigentlich Adjective sind, und ehedem so gebraucht seyn müssen. Will man hingegen die Modification in dem Seyn der Sache zu einer dem Gegenstande eignen Beschaffenheit machen, so behält das Verbum seine Bestandtheile, und wird sogleich ein Adjectivum. So bildet sich das Participium, sowohl das Activum, als Passivum, welches wesentlich ein Adjectivum ist, ohne dass es aufhört ein Verbum zu seyn. Selbstständige Nennwörter werden folglich auf fünferley Art gebildet, und sind: entweder ursprüngliche Adjective, oder abgeleitete Adjective, oder Participien, oder Wurzeln der Zeitwörter, oder Zusammensetzungen eines Adjectiv's mit einer aus der Wurzel eines Verbum oder Substantiv's gebildeten Endung. Nun aber haben wir auch einen Begriff von Selbstständigkeit als dem Substratum von dem Attribut, und hiefür giebt es noch eine sechste Art von Substantiven, welche durch Beyfügung der Zungenbuchstaben *r* und *l* zu den Adjectiven entsteht. Der erste bezeichnet den Wirkenden, z. B. *Läufer*, *Schneider*, *Thäter;* der zweyte das Werkzeug, z. B. *Löffel*, *Scheffel*, *Klöppel*, *Hebel*. In so fern indess das Werkzeug als selbstwirkend angesehen werden kann, wird es auch oft durch *r* bezeichnet; z. B. in *Hammer*, *Fächer*, *Wecker*. Auch werden beide so nahe verwandte Begriffe oft mit einander vermengt. Die Endung *r* geht durch Verstärkung zuweilen in *rt* über.

Im *dritten* Abschnitte wird *von den Geschlechtern der Nennwörter im Allgemeinen* gehandelt. Die Idee vom Geschlechtsunterschiede ist uns allerdings so natürlich, dass wir sie gern und leicht auf alles Selbstständige anwenden. Auch hat man längst bemerkt, dass das Wirkende, Thätige, Unterstützende uns eine Idee von Männlichkeit; das Leidende hingegen, das Empfangende, Umschliessende und Abhängige, die

Vor-

Vorſtellung von Weiblichkeit erregt. In ſo fern ſich alſo die Wörter nach den Gegenſtänden richten, werden ſie auch eine, jenen Vorſtellungen gemäſse, Geſchlechtsbeſtimmung erhalten. Aber die Worte ſind nicht die Gegenſtände ſelbſt, ſondern von dieſen völlig verſchieden; ihre Beſchaffenheit hängt alſo nicht von jenen ab, ſondern von ihrer eignen Art des Seyns. Es kömmt hier alſo nicht auf das Geſchlecht des Gegenſtandes, ſondern auf das Wort an, welches den Begriff deſſelben bezeichnet. Jener kann ein andres Geſchlecht haben, als dieſes. Das männliche oder weibliche Geſchlecht erhält das Wort nicht von der Beſchaffenheit des Gegenſtandes, ſondern durch den Verſtand, der nur die am meiſten ins Auge fallende Eigenſchaft des Gegenſtandes auffaſst, und dieſe in dem Worte nachbildet. Es fragt ſich nun, welche Wortform mit dem einen, und welche mit dem andern Geſchlechte verknüpft iſt?

Zur Beantwortung dieſer Frage handelt der Vf. im *vierten* Abſchnitte noch beſonders *von dem männlichen und weiblichen Geſchlechte*. Die Subſtantive, welche in *r* und *l* ausgehen, ſind männlich, wegen der darin enthaltenen Begriffe von Selbſtſtändigkeit und Thätigkeit. Und ſo müſſen auch, aus eben dem Grunde, die Wurzeln der Zeitwörter, welche das Prädicat des Wirkens, nicht als Eigenſchaft eines Subjects, ſondern als Modificationen ſeines Seyns ausdrücken, männlich ſeyn. Dieſe drey Klaſſen von Nennwörtern, deren Geſchlecht beſtimmt iſt, enthalten die urſprünglichen Subſtantive in der Sprache. Die übrigen Klaſſen ſind alle Adjective, und zum Theil Participien. Von Alters her und immer bezeichnete man in der Bilderſprache die Eigenſchaften durch weibliche Bilder; und der Grund hievon ſcheint der zu ſeyn, weil man ſie als abhängig von einer Selbſtſtändigkeit oder Subſtanz, und dieſer logiſch untergeordnet, anſah. Daher wurden alle in Subſtantive veränderte Adjective weiblich gebraucht; z. B. von *Gut*, die *Güte*, von *Breit*, die *Breite*, von *Hoch*, die *Höhe* u. ſ. f., ſelbſt, wenn die Eigenſchaft *in abſtracto* durch Hinzufügung des *t* oder *te* ausgedrückt wurde. Eben ſo verhält es ſich mit den Participien, die, wie geſagt, wahre Adjective ſind. Als Subſtantive gebraucht ſind ſie ebenfalls weiblich. Die aus Zeitwörtern gebildeten Subſtantive ſind gemeiniglich aus dem Imperfectum gemacht; z. B. *Macht* von *ich machte*, *Sprache* von *ich ſprach*, *Maß* von *ich maß*. Dieſe hält der Vf. für nichts anders, als für Participien der vergangenen Zeit im Paſſiv; und ſie ſind daher auch weiblich. Das Augment oder die Vorſylbe *ge* bey dieſen Participien war urſprünglich dem ganzen Zeitworte eigen, wie es noch in allen Zeitformen und Modis von *genügen*, *gewinnen*, *gewärtigen*, *geloben*, *genießen* u. a. m. der Fall iſt; und die Participial-Endung *en* iſt aus dem Schluſs-*E* des Imperfecti entſtanden, welches auch dem Präſens angehängt wurde. In den zuſammengeſetzten Subſtantiven macht das letzte Wort das Weſen aus, welches durch das erſte modificirt wird, und es wird daher auch das Geſchlecht des letzten Worts in der Zuſammenſetzung beybehalten. In den mit *heit* und *ſchaft* (von *haben* und *ſchöpfen*) zuſammengefügten Wörtern wird ein Befaſſen, Umſchlieſsen ausgedrückt; aber nicht deswegen ſind ſie weiblichen Geſchlechts, ſondern eben dieſes ihres Ausgangs wegen; und ſo auch die in *niß* ſich endigenden Wörter.

Ueber das *genus neutrum* (Holl. *het onzijdig Geſlacht*), wovon der *fünfte* Abſchnitt handelt, hat der Vf. vorhin ſchon (S. 42.) die richtige Bemerkung gemacht, daſs es eigentlich gar kein Geſchlecht iſt, ſondern daſs man vielmehr gerade den Geſchlechtsmangel eines Worts, oder daſs es *geſchlechtlos* ſey, dadurch bezeichne. Hier geht er tiefer in die, gewiſs ſpätere, Entſtehungsart dieſer Beſtimmung ein. Wenn wir Beſchaffenheiten als den Dingen eigen, oder ihnen angehörig, betrachten: ſo können wir ſie entweder wirklich, als Eigenſchaften, von dem Dinge ſelbſt unterſchieden, d. i. *in abſtracto*, betrachten, oder als mit der Sache zu Einem ungetheilten Gegenſtande der Anſchauung vereinigt, folglich *in concreto*. In dieſem letztern Falle betrachtet man nicht ſowohl die Eigenſchaft, als die Sache, der ſie angehört, mit Abſonderung der Eigenſchaft. Die *Güte* iſt die Beſchaffenheit deſſen, was *gut* iſt, *in abſtracto*. Aber das *Gute* iſt das, was dieſe Beſchaffenheit hat, in ſo fern man es in dieſer Beſchaffenheit betrachtet. Das Abſtractum iſt der Grund von dem *Concretum*; die *Güte* macht das *Gute*; und das Eine iſt von dem Andern ſehr weſentlich verſchieden. Was alſo keine Eigenſchaft iſt, und als ſolche nicht weiblich ſeyn kann, und weil es keine wirkende Subſtanz, noch ein Prädicat des Wirkens iſt, auch nicht männlich, muſs nothwendig geſchlechtlos ſeyn. Man ſieht hier nämlich nicht auf die Eigenſchaft ſelbſt, ſondern auf das, was dieſe Eigenſchaft hat, aber als unabhängig von ſich ſelbſt und von ſeinem ganzen Weſen, blos in ſo fern es die Eigenſchaft beſitzt, und dieſs, ohne von etwas anders, als von der Eigenſchaft, afficirt zu werden, folglich ohne Geſchlecht. Dieſs nennt man nun, in Hinſicht auf die beiden eigentlichen Geſchlechter, das *Neutrum*, und macht daraus ein drittes Geſchlecht. Subſtantive alſo, welche nichts anders ſind, als Adjective, nichts anders, als Eigenſchaften *in abſtracto*, aber *in concreto* gebraucht, ſind Neutra. Das *Große* z. B. iſt nicht die *Größe*, ſondern das, was die Gröſse beſitzt, als ſie beſitzend betrachtet. Eben ſo iſt auch das Verbum, als Nennwort gebraucht, und das Subſtantiv ſelbſt, *in concreto* gebraucht, geſchlechtlos. Man ſagt: *das* Laufen, *das* Schreyen, *das* Lachen u. ſ. f. Zuweilen kann man auch das Selbſtſtändige des Gegenſtandes betrachten, in ſo fern es mehrern Sachen gemein iſt, und, in gewiſſem Sinne, mit der Eigenſchaft zuſammenfällt. Auſserdem ſind die meiſten Subſtantive in der That Adjective, und folglich abſtrahirte Eigenſchaften. Dieſs iſt zuerſt der Fall in den *Diminutiven*. Dieſe ſind geſchlechtlos, weil ſie die Eigenſchaft, welche ſie vermindert ausdrücken, nicht *in abſtracto*, ſondern *in concreto* andeuten. Sage ich, *ein Knäblein*, *ein Bändchen*: ſo denke ich mir einen Gegenſtand, welcher die Eigenſchaft hat, in dieſer Eigenſchaft, und

mit

mit Hinsicht auf dieselbe allein. Ferner sind auch die *Collective* oder Sammelwörter geschlechtlos, wie: das *Gefilde*, das *Gebilde*, das *Gestirn*, wo man gleichfalls die Eigenschaft *in concreto* betrachtet. Das Substantiv wird hier als Adjectiv gebraucht, d. i. als eine mehrern gemeine Eigenschaft, die nicht abstrahirt, sondern in dem, was sie besitzt, genommen ist. Auch in *Volk*, *Wild* u. dgl. ist dies der Fall. Und dann auch bey den *Verbalien*, die auf *sel* ausgehen, wie *Gemengsel*, *Geschreibsel*, wo auch schon die Vorsylbe *Ge* ein zweyter Grund ist. (Im Deutschen gehören auch *Labsal*, *Irrsal*, *Drangsal* u. s. f. hieher.) Was also in der Betrachtung *in concreto* gebraucht wird, ist geschlechtlos; was *in abstracto*, ist weiblichen Geschlechts.

Im folgenden *sechsten* Abschnitte ist die Rede *von der Uebertragung* oder Aneignung *(Toepassing) der Geschlechter*. Zuweilen nämlich wird ein Wort in einem Geschlechte gebraucht, welches ihm, als Wort, nicht eigen ist. Man entlehnt dasselbe entweder von dem Gegenstande des Worts, oder von einem andern Worte, welches wir denken, und legt dessen Geschlecht dem Worte bey, welches wir ausdrücken. So bey Eigennamen, die dem Manne und der Frau gemein sind. *König* (Holl. *Koning*, und so auch im Altdeutschen) sollte, als Wort, weiblichen Geschlechts seyn, wie das Italiänische *podestà*, womit es in der Bedeutung übereinkömmt; weil aber der, auf den wir es anwenden, nothwendig ein Mann ist, so braucht man es durchaus männlich. Eben so das Wort *Jüngling*. Wollte man die weiblichen Wörter, *Königin*, *Fürstin*, als ursprüngliche Diminutive ansehen: so würde man auch hierin eine Anpassung finden, weil die Verkleinerungswörter sonst geschlechtlos sind. Dass dies aber der Fall nicht sey, wird hernach gezeigt. Und in solch einer Aneignung gründet sich auch das *gemeinsame* Geschlecht, *genus commune*. — Nicht minder gewöhnlich ist die zweyte Art solch einer Aneignung oder Uebertragung, wenn man unter einem Worte ein andres versteht, und dann entweder das verschwiegene Wort *neben* dem ausgedrückten, oder es *anstatt* des andern denkt. Hieraus können freylich Unregelmäfsigkeiten entstehen, die aber nur scheinbar sind.

Im *siebenten* Abschn. werden noch einige *Endungen der Nennwörter* erklärt. Die Endung *ing* (im Deutschen *ung*) war ursprünglich in der holländischen, wie noch in der englischen Sprache, den Participien eigen. Ehedem sagte man dafür *inge*, früher noch *enge*, und dies ist nur eine verschiedene Aussprache mit *ende*. Durch Zusammenziehung wurde, nach des Vfs. Meinung, ein blofses *e* hieraus; und daher, glaubt er, seyen so viele weibliche Wörter mit dieser letztern Endung in die Sprache gekommen, nicht durch deren Anhängung an männliche Wörter. Auch die Endung vieler holländischen Wörter in *y* hält er für eine Verkürzung der Endsylbe *ing*; z. B. *maatschappy* für *maatschapping*. So auch die Endung *ny*, im Deutschen *ney*; wie *Wüsteney*, von *wüsten*, woraus *verwüsten* geworden ist. — Dafs die Wörter in *ling* männlich sind, hat nur in der Aneignung seinen Grund, und es sind ursprünglich Participien von Frequentativen. Aus jenen Participien in *ling* stammen auch die Verkleinerungswörter in *lin*, im Deutschen *lein*. Dafs diese beiden Endsylben oft vertauscht sind, zeigt unter andern auch die Umänderung in französischen Wörtern, wo *boudin* für das englische, *pudding*, für *Schilling*, *escalin* gesetzt wird. Die Endung *heit* kömmt von *haben*, *gehabt*, *ich hatte*, wie oben schon bemerkt ist; und *schaft* von *schaffen*, oder vielmehr von *schöpfen*. Jenes bezeichnet das *Haben*, dieses das *Befassen* einer Eigenschaft. — Die Endung in *s* oder *sch* ist weiblich, weil das Wort dadurch ein Adjectiv wird. *Mensch* ist ursprünglich ein Adjectiv von *Man*, und nach Verschiedenheit der Anwendung weiblich oder männlich, und als Eigenschaft *in concreto*, ein Neutrum. Wir übergehen, was hier der Vf. noch von verschiedenen andern Endungen und den Gründen ihrer Geschlechtsbestimmung sagt, und berühren nur noch die Bemerkung, dafs man die Vorsylbe *Ge* in den Collectiven, die dadurch immer Neutra werden, nicht mit der untrennbaren Anfangssylbe *Ge* verwechseln müsse, die mit der lateinischen *co* und der griechischen *συν* — übereinstimmt, und eine Gemeinschaft oder Uebereinkunft in der nämlichen Eigenschaft bezeichnet, und das Geschlecht nicht verändert. Z. B. in *Gebrüder*, *Gevattern* u. s. f. Von den Vorsylben *Be*, *Ver*, *Un* u. a. m. gilt ein Gleiches. Uebrigens ist die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit solcher Vorsylben nicht in ihnen selbst, sondern in den Zeitwörtern zu suchen, von welchen das Nennwort herkömmt. Die Wörter, welche sich im Holländ. auf *dom*, *dome*, *domme*, im Deutschen auf *thum* endigen, waren dort ehedem weiblich; jetzt braucht man sie als geschlechtlos. Der Vf. hält dieses *dome* für das abgekürzte Participium Activum des Zeitworts *domen*, urtheilen, bestimmen: so dafs *dome* von *doming* abgekürzt sey. Durch diese Endung wird also die durch das Adjectiv bezeichnete Eigenschaft bestimmt oder *fixirt*. So ist *Reichthum* die Eigenschaft von *reich*, in ihrem Umfange; *Fürstenthum*, das, was des Fürsten ist, in seinem Umfange. Als Collectiva sind diese Wörter Neutra, wie *Fürstenthum*, *Herzogthum*, *Bisthum*; als Eigenschaften waren sie ehedem im Holländischen weiblich, und jetzt braucht man sie dann meistens männlich, wie auch im Deutschen mit *Irrthum* und *Reichthum* der Fall ist: *der* Reichthum, *der* Irrthum; aber nicht durchgängig, sondern auch hier meistens geschlechtlos. — Die Endsylbe *niss (neß)* bezeichnet Haltung, Befassung, und *Nest* ist daraus gebildet; sie macht die Wörter weiblichen Geschlechts. Die Endung *te* und *de* hält der Vf. für Zusammenziehungen aus *heit*, und deswegen bildet auch sie weibliche Wörter.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. *April* 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

AMSTERDAM, b. Doll's W.: *Verhandeling over de Geſlachten der Naamworden in de Nederduitſche Taal;* door *Mr. W. Bilderdijk* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 92. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *achte* Abſch. macht den *Beſchluſs* dieſer Schrift, und betrifft zuvörderſt den Nutzen der vorhergehenden Unterſuchung, welcher vornehmlich in einer genauern und zuverläſſigern Feſtſetzung der Geſchlechtsbeſtimmungen beſteht, deren Gebrauch bisher, beſonders auch in der holländiſchen Sprache, ſchwankend und unbeſtimmt war; wenn gleich dabey der Sprachgebrauch in ſeinen Würden gelaſſen wird. Die hier gemachte Aufſtellung gewiſſer Grundſätze kann unſtreitig mehr Nutzen ſchaffen, als ein bloſses Geſchlechter-Verzeichniſs. Nur muſs man in ihrer Anwendung vorſichtig ſeyn, und ſich durch die gegenwärtigen Wortformen nicht verleiten laſſen, den Wörtern ſelbſt eine irrige Ableitung zu geben. Auch muſs man auf die Veränderungen Acht haben, welche zuweilen mit den Conſonanten der Wörter vorgegangen ſind, wenn z. B. *r* aus *l*, oder *l* aus *r* geworden iſt. So ſind *Ecker* und *Eichel* das nämliche Wort. Zuweilen iſt auch die Bedeutung eines Worts verändert. Dergleichen Umgeſtaltungen aber beweiſen nichts gegen die für die Geſchlechter feſtgeſetzten Regeln. Oft ſind auch Einem Worte zwey Geſchlechter bey deſſen verſchiedenen Bedeutungen gegeben. (Ein Verzeichniſs ſolcher deutſcher Wörter ſehe man in *Adelung's* Lehrgebäude der deutſchen Sprache, B. I. S. 355 ff.) Es iſt ferner nicht ausgemacht, ob in den unregelmäſsigen Zeitwörtern die Präterita allemal zu ſolchen Wörtern gehören, auf deren Infinitive wir ſie zurückzuführen pflegen, oder nicht vielmehr zu andern, die veraltet ſind. Man weiſs, wie ſehr dieſs im Griechiſchen der Fall iſt; und ſo auch in andern Sprachen. Beſonders iſt er es bey den auf *ngen*, *then* und *nden* ausgehenden Zeitwörtern, und den Frequentativen, die eine Fortdauer bezeichnen, deren es mehr giebt, als man glauben möchte. In ſolchen Nennwörtern nun, die zugleich das Präteritum von dem einen, und das Präſens von einem andern Verbum ſind, iſt jenes unſtreitig primitiv, und muſs daher das Geſchlecht beſtimmen. Ueberhaupt muſs man wohl unterſcheiden, was in der Sprache neu und erſt aufgenommen, und was alt; echt und eigenthümlich iſt. Es kömmt hier auch nicht ſo ſehr auf die Frage an, welch Geſchlecht jedes Wort *habe*, als, welches der Grund ſey, nach welchem es habe beſtimmt werden müſſen, und was dieſer Grund mit ſich bringe. Daher darf man auch die Abweichungen nicht ſogleich als offenbare Widerſprüche der Gründe anſehen, ſondern erſt prüfen, ob man nicht willkürliche Veränderungen mit dem Worte vorgenommen hat. Auch kann dieſe ganze Sache ſelbſt verändert, oder aus einem neuen Geſichtspunkte betrachtet ſeyn.

Nach allen dieſen Unterſuchungen ſtellt nun der Vf. folgende *Tafel der Geſchlechtsbeſtimmungen* auf:

Das Geſchlecht der Nennwörter iſt denſelben entweder *eigen*, oder nur *angeeignet;* daher die Unterſcheidung in *eigne* Geſchlechter, welche durch die *Form* des Wortes beſtimmt werden, und in *angeeignete* Geſchlechter. Die letztern verdrängen die erſtern. *A.* Die *Aneignung* iſt entweder *perſönlich* oder allgemein. *a*) Die *perſönliche* iſt natürlich oder dichteriſch. Die *natürliche* verändert das Geſchlecht der Wörter ſelbſt; die *dichteriſche* verändert bloſs die poſſeſſiven und die relativen Fürwörter. *b*) Die *allgemeine* findet Statt, wenn man entweder durch das Wort ein anderes verſteht, oder durch Wortwechſelung mit fremden oder mit einheimiſchen Wörtern. *B.* Die *Formirung* der Wörter iſt entweder ihre eigenthümliche Bildung, oder Zuſammenſetzung ſchon gebildeter Wörter, oder Umbildung. *a*) Die *eigenthümliche* Bildung geſchieht entweder aus einem Adjectiv oder aus einem Verbum. Aus einem *Adjectiv* geſchieht ſie durch Annehmung deſſelben für ein Subſtantiv, und dann iſt das Wort weiblich; aus einem *Verbum*, entweder durch Annahme der Wurzel als ein Subſtantiv, welches dann männlich iſt; oder durch Annahme des Participiums für ein Subſtantiv, nämlich des Particip. Activ. in *end* oder *ing;* oder durch Annahme des Präteritum von dem Particip. Paſſiv., und in dieſen drey Fällen iſt das Wort weiblich; oder durch gleiche Annahme des Infinitivs, und dann iſt es ein Neutrum; oder endlich durch Hinzufügung der Selbſtſtändigkeitszeichen, wo es männlich wird. *b*) Die *Zuſammenſetzung* ſchon gebildeter Wörter iſt entweder ſichtbar oder verſteckt. Die *ſichtbare* hat bey einzelnen Nennwörtern Statt, und dann nimmt das Verbindungswort das Geſchlecht des letzten an; die *verſteckte* geſchieht durch die Endungen: *heit*, wofür zuweilen *te* oder ein bloſses *e* geſetzt wird; *ſchaft*, *niſs*, *thum* (alle urſprünglich weiblich). *c*) Die *Umbildung* liegt entweder in der Umänderung des Wortes ſelbſt, oder in der damit verknüpften Vorſtellung. Von jener Art ſind die weiblichen Endungen *ſe*, *eſſe*, *ſte*, *ſter;* von dieſer Art, wo der Gegenſtand *in concreto* genommen wird, ſind: die Diminuti-

ven, die Materialwörter, die Collectiven, die Verbalien mit der, ausgedrückten oder verborgenen, Vorſylbe *Ge*, und die Verbalien in *ſel*. Alle dieſe ſind Neutra.

Ungern übergeht Rec. die, nicht minder lehrreichen *Anmerkungen*, welche dieſer Schrift zur Erläuterung angehängt ſind, und ſchränkt ſich, um nicht noch umſtändlicher zu werden, auf die Aushebung einer einzigen ein, deren Prüfung er den Sprachforſchern überläſst. Sie betrifft die Entſtehung des Wortes *Weib*, holl. *Wijf*. Der Vf. glaubt dieſelbe deutlich wahrzunehmen in der Uebereinſtimmung dieſes Worts mit dem alten galiſchen *Oi*, welches eine Perſon von der ſchwächern Art (ſo wie auch das holländiſche *ooi-lam*, ein weibliches Schaf) bezeichnet. Aus *oi-e* wurde *oi-we*, zuſammengezogen *oiw*, welches man *oif* ausſprach; und das *w* zu Anfang iſt eine bloſse Aſpiration. Daher auch das Wort *Ei*, durch eine plattere Ausſprache. Auch das griechiſche *ὄις*, das lateiniſche *ovis*, das ſpaniſche *oveja*, das engliſche *ewe* u. ſ. f. ſtimmen damit überein. Im alten Holländiſchen iſt *euwen* oder *ewen*, ſonſt *oi-en* oder *eeu-en*, füttern, nähren, und *euwſel*, die Nahrung. Ein *ooilam* iſt folglich ein ſäugendes Lamm; engliſch, *ewelamb*. Und *voeder*, *die voedt*, Futter, Fütterung, kömmt eben daher. *Wijf*, Weib, würde alſo urſprünglich eine Säugerin oder Ernährerin bedeuten.

BERLIN, b. Quien: *Lectures hiſtoriques*, ou *Précis de l'hiſtoire de France* depuis le commencement de la Monarchie jusqu'à nos jours, avec des *Obſervations grammaticales* en françois et en allemand, et un Vocabulaire des Mots les plus difficiles. Ouvrage deſtiné aux Ecoles publiques, et aux Maiſons particulières d'éducation. Par *G. Mila*. 1804. 250 S. gr. 8. (16 gr.)

Nach dem kurzen Vorberichte hielt es der Vf. für vortheilhaft, für eine der obern Klaſſen ſeines Lehrinſtituts einen gedrängten Abriſs der wichtigſten politiſchen Ereigniſſe zu bearbeiten, die bey einem Volke ſtattfinden, deſſen Sprache und Literatur zu üben und zu ſtudiren ſeine Lehrlinge beſtimmt ſind, und da ihn eine lange Erfahrung überzeugt hatte, daſs eine zuſammenhängende franzöſiſche Lectüre ein angenehmes und doch ſicheres Vehikel ſey, jungen Leuten Geſchmack für das grammatiſche Studium der Sprache beyzubringen: ſo wollte er nicht unterlaſſen, auch von dieſer Seite zu nützen. Rec. hat gegen dieſen Nebenzweck, der ſich allerdings mit dem hiſtoriſchen Hauptzwecke der Schrift ganz gut verträgt, gar nichts einzuwenden, deſto mehr aber gegen die Art und Weiſe der Ausführung, ſowohl was das Materiale, als das Formale betrifft. Nicht zu gedenken, daſs weit zahlreichere, wichtigere und intereſſantere, in den Geiſt der franzöſiſchen Sprache tiefer eindringende Regeln ſich hätten beybringen laſſen: ſo iſt es beſonders auffallend, wenn man lieſt, daſs der Vf. ſeine Arbeit Schülern einer *obern* Klaſſe widmet (bey welchen man doch mindeſtens die erforderliche Fertigkeit im Declininen und Conjugiren und eine Kenntniſs der gemeinſten Elementargrundſätze der Sprache vorausſetzen darf), und gleichwohl, ohne Rückſicht auf dieſe nothwendige und unerläſsliche Vorausſetzung, in ſeinen Anmerkungen nicht nur über die Declinationen und Conjugationen ſich verbreitet und die allererſten Anfangsgründe lehrt (wie z. B. daſs das Prädicat ſich nach dem Hauptnominativ, das Adjectiv nach ſeinem mit ihm verbundenen Subſtantiv richten müſſe, u. dgl. m.), ſondern auch öfters auf ſie zurückweiſt, und am Ende ſogar das *Auswendiglernen* derſelben anräth. Hr. *M.* ſchrieb alſo für ABC-Schüler und *zugleich* für ſolche, die längſt ſchon die Bahn des propädeutiſchen Unterrichts durchwandert haben, und ſelbſt im Syntax ſchon ſo weit vorgeſchritten ſind, daſs man ihnen, ohne eine übertriebene Forderung an ihre Kräfte zu machen, eine fortlaufende hiſtoriſche Lectüre zum Ueberſetzen aus der fremden Sprache in die Mutterſprache übergeben kann. Dieſe vage Beſtimmung indeſſen abgerechnet, die ſchon an und für ſich eine Schulſchrift gar nicht empfiehlt, erſcheint das vorliegende Product Hn. *M's*, wenn man es bloſs aus dem Geſichtspunkte eines praktiſchgrammatikaliſchen Bildungsvehikels betrachtet, noch in einem ſchlimmern Charakter, indem faſt jede Seite Proben einer unverzeihlichen Uebereilung und Nachläſſigkeit, bald einen incorrecten Stil, bald eine unſtete Orthographie, bald einen durchaus fehlerhaften Gebrauch der franzöſiſchen Temporum, bald grammatikaliſche Unrichtigkeiten und einſeitige Darſtellungen der Regeln, bald grobe Druckfehler, deren Anzeige in dem Verzeichniſſe vergebens geſucht wird, liefert; — nicht zu erwähnen, daſs der franzöſiſchen Interpunction nicht die geringſte Sorgfalt und Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Hier einige Beyſpiele 1) von *incorrectem Stil*: S. 82. heiſst es: *La France ne pouvoit déſirer de maître plus digne que Henri IV. de la gouverner* etc. — S. 135. §. 34. *et qui* (nämlich *Paoli*) *depuis eut la tâcheté, le voyant libre, de chercher* etc. — S. 136. *Dès l'an* 1774. *des germes de mécontentement avoient éclaté entre l'Angleterre et ſes colonies d'Amérique, impoſées d'une manière arbitraire et ſans leur contentement. Leurs plaintes à ce ſujet* etc. Könnte man nicht glauben, daſs *leur* und *leurs* auf England und ſeine Colonieen zugleich ſich beziehen, da ſie die gemeinſchaftlichen Hauptideen des vorausgehenden Satzes ſind? — S. 164. *Ayant apperçu un bonnet rouge, devenu depuis quelque temps l'emblème de la liberté, dans la main* etc. — S. 167. *On trouva que les iſſues du Luxembourg, pour qu'il répondit* (ſoll überdieſs heiſsen: *répondît*) etc. — S. 210. §. 42. *Au milieu de ces orages, qui agitoient les pays voiſins de la France, avec leſquels elle étoit* etc. — S. 46. giebt *La France fut prête à tomber dans l'anarchie* etc. eine wunderliche Idee; es muſs heiſsen: *avoit été près de* etc. — 2) Von *grammatikaliſchen Unrichtigkeiten und einſeitiger Darſtellung der Regeln.* Nach S. 6. *d.* ſoll, obgleich gegen die eigne richtigere Angabe S. 155. *f.*, ein *Superlativ abſolu* (im vorliegenden Falle: *très peu*) den Subjunctiv erfordern (wobey Rec. gelegen-

legentlich bemerkt, dafs dem Vf. der conjunctive und ſubjunctive Modus einer und derſelbe iſt). Zufolge dieſer Regel ſchreibt er daher z. B. S. 41. Z. 26. *Ayant appelé de Grèce et d'Italie un grand nombre d'ouvriers qui puſſent fabriquer* etc., und doch iſt die ausgedrückte affirmative Idee unverkennbar. — Eben ſo ſoll (was gleichfalls logiſch, und in einer ſo gebildeten Sprache, wie die franzöſiſche, auch grammatiſch unmöglich iſt) *dèsque* den Subjunctiv verlangen, zufolge S. 22.; allein der Vf. glaubt ſelbſt an ſeine Regel nicht, wie mehrere Fälle beweiſen, z. B. S. 17. 40. 60. 62., es müſsten denn hier nichts als Druckfehler ſeyn. — S. 25. *b.* Hieher gehört die Einſchränkung: *wenn x ſtumm iſt.* — S. 37. *d.* findet ſich eine unrichtige Behauptung, gegen die Hr. *M.* ſelbſt häufig fehlt. Man kann entweder ſagen: *La France eût ſubi* etc. *ſi l'on eût été* etc.; oder: *La France auroit ſubi* etc. *ſi l'on avoit été* etc. — S. 41. *c'eſt lui qui prit* etc. — S. 43. *une femme toute éplorée.* — S. 59 unten, muſs nach *le premier* im folgenden Satze der Subjunctiv ſtehn. — S. 60. Z. 13. *Ce Monarque poſſédoit une des plus amples collections qui fut* etc. ſtatt: *qui fuſſent.* — S. 76. *c.* iſt die Einſchränkung nöthig: *wenn die Adjective der Farben nicht figürlich gebraucht ſind.* — S. 86. *cette façon* etc. *plut davantage au Roi que* etc. — S. 98. *il n'eſt pas douteux qu'il y ſeroit parvenu* etc., ſtatt: *qu'il n'y fût p.*, oder auch: *qu'il n'y ſoit p.* — S. 162. *Un troiſième décret ordonnoit* etc., *il fut encore paralyſé*, ſtatt: *auſſi*, oder, *à ſon tour.* — Die S. 141. *d.* aufgeführte Regel über *à peine*, wenn daſſelbe einen Satz anfängt, wird nach dem gewöhnlichen Miſsgeſchicke des Vfs. von ihm ſelbſt oft übertreten, wie z. B. S. 62. 142. 203. — Endlich, *commença à* etc. findet ſich nicht ſelten. — 3) Im *Gebrauch der Temporum* verräth Hr. *M.* ſo wenig Gewandtheit und ſo wenig Kenntniſs ihrer natürlichen Verbindung und Folge, dafs er ſich für die Darſtellung gleichzeitiger, aber von einander unabhängiger Thatſachen nicht nur ganz verſchiedener Temporum bedient (wie z. B. S. 81. *Toutes les chaires retentirent* etc., *et les confeſſeurs refuſoient* etc. S. 99. *Le Roi vint faire* etc., *le Cardinal conduiſoit* etc. S. 111. *La guerre contre l'Eſpagne continuoit* etc., *Turenne et Condé déployèrent* etc. S. 114. *Si Louis inſpiroit* etc. bis zu Ende — S. 121 — 122.), ſondern er ſetzt ganz willkürlich, gleichſam, wie es ſcheint, nur der Abwechslung wegen, bald das *Parfait défini*, bald das *Imparfait*, ungeachtet er über die Anwendung beider ſehr richtige Grundſätze aufſtellt. Für das Erſtere beſonders hat er eine ſo regelloſe Vorliebe, dagegen für das *Parfait indéfini* eine ſo ſtarke Abneigung, dafs man dieſes in der ganzen Schrift vielleicht kaum ein Dutzend Mal finden wird, während jenes in mancher langen, fortlaufenden Reihe von Erzählungen und Urtheilen beynahe ausſchlieſsend herrſcht, wie z. B. S. 56. *La gloire des armes françoiſes* etc. bis zu Ende des Abſchnittes. Sogar die Bedingungspartikel *ſi* iſt von dem *Parfait défini* begleitet, wie z. B. S. 57. zu Anfang des neuen Abſchnittes: *Si Louis fut malheureux* etc. und S. 35. oben: *ſi celui ne fut mort* etc. — 4) Beyſpiele von *unſtäter Orthographie.* Vor dem ſtummen *e* ſteht bald *y*, bald *i.* (*La*) *plupart* hat bald einen Circumflex, bald wieder nicht. — Endlich 5) zu *grohen Druckfehlern* will Rec. folgende rechnen: S. 58. *ordonna qu'on ſervit* ſt. *ſervît.* — S. 102. *du bonheur qu'il eut* (ſt. *eût*) *pu procurer* etc. — S. 119. *après pourtant que Tourville eut été battu* etc. *et que .... eût* (ſt. *eut*) *repris* etc. S. 50. *attendoit qu'on ouvrit*, ſt. *ouvrît*, und eben ſo S. 219. *attendoit que Bonaparte ſe rendit*, ſt. *rendît.* —

Laut des Titels iſt die Schrift mit einem *Wörterbuche* verſehen, dem aber, was unangezeigt blieb, ein *Tableau de l'Hiſtoire de France* und ein *alphabetiſches Regiſter über die grammatikaliſchen Anmerkungen* vorausgehen. Das Wörterbuch *ſoll* ein *vocabulaire des mots les plus difficiles* ſeyn, die in jener vorkommen; allein da Hr. *M.* auch für die allererſten Anfänger ſchrieb: ſo wird es nicht befriedigen, dafs er dort zugleich ganz gemeine und alltägliche Ausdrücke aufgenommen hat, wie z. B. *futur*, *bataille*, *écu*, *pean* u. dgl. m. Indeſſen fehlen wieder viele andere, die ſelbſt dem durch Lectüre gebildetern Schüler nicht immer bekannt ſeyn dürften, wie z. B. *bahut*, *tronçon*, *concuſſionnaire*, *ferronnerie* u. dgl. m.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Seyffert: *Otaheitiſche Gemälde.* 1803. 214 S. (1 Rthlr.)

Der Vf. ſagt in der kurzen Vorrede, er habe gewünſcht, in einer Reihe von Idyllen das Glück des Landlebens, der Liebe, der Freundſchaft und der Ruhe, die warmes Religionsgefühl allein gewähren können, zu ſchildern, und er habe keinen ſchönern Schauplatz, als *Otaheiti*, zu wählen gewuſst. Rec. will wegen dieſer Wahl mit dem Vf. nicht ſtreiten: denn jede Idyllenwelt hier unter dem Monde möchte wohl nur eine erträumte ſeyn, und bey näherer, ruhiger Prüfung ganz andere Bilder liefern, als der Dichter von ihr mahlt. Wenn uns die Wirklichkeit nur nicht zu nahe liegt, und mit zu grellen Schattenpartieen anſchreit, ſo dafs der Leſer im Genuſſe dadurch geſtört wird: ſo wollen wir gern den Dichter in der Wahl des Theaters, wo er ſeine idylliſchen Figuren auftreten läſst, nicht ſtören. Willkommen ſollen uns daher auch *otaheitiſche* Idyllengemälde ſeyn, und wir wollen mit Freude und Dank in eine neue poetiſche Unſchuldwelt blicken, wenn der erfinderiſche Geiſt eines neuen *Geſsners* ſie vor uns aufthut, und unſre Phantaſie und unſer Gefühl dadurch zu beleben und zu erwärmen verſteht. Nach Rec. Urtheile iſt aber der Vf. dieſer Gemälde der Mann hiezu nicht. Zwar iſt ihm Wärme des Gefühls, und Sinn für das Schöne und Gute in der Natur und in der Menſchenwelt nicht abzuſprechen; auch iſt ſeine Sprache rein und edel; aber der lebendige Hauch des Genies, durch welchen die Geſtalten erſt beſeelt ins Leben ſpringen, durch welchen das Einfache bedeutend, und das Gemüth

müth des Lesers warm ergriffen wird — der fehlt diesen Gemälden. Das Einfache, an sich Unbedeutende, interessant darzustellen, ist schwerer, als der Vf. vielleicht gedacht hat; weil die Muster, die ihm vorschwebten, so sehr das Gepräge der Leichtigkeit an sich tragen. Aber diese anscheinende Leichtigkeit ist nur das Werk der Hand des Meisters und des entschiedenen Genies. Unser Vf. gehört aber zu den Dichtern, die gewiss nie Dichter geworden wären, wenn nicht Andere ihnen das Kunststück schon vielfältig vorgemacht hätten. Ein Beweis für diese Behauptung ist auch der *Anhang* von Gedichten, welche auf den letzten Bogen noch als Zugabe stehen, und eine Menge Reminiscenzen aus *Klopstock* enthalten, die den eignen Reichthum des Vfs. schlecht documentiren.

Druck und Papier sind lobenswerth; aber das Titelkupfer ist, trotz der sogenannten Feinheit, die den Layen besticht, incorrect und geistlos.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. 1) *Halle*, in d. Trampe. Buchdr.: *Diss. inaug. med. sist. Struthionis cameli embryonis fabricam*, quam etc. auctore *C. Fr. Hildebrand*, Sueco-Pomeran. 1805. 40 S. 8. mit 1 Kpfr.

2) *Ebendas.*, in d. Bathe. Druck.: *De Mammalium oesophago atque ventriculo*, auctore *Fr. A. Schmidt*, Halens. 1805. 28 S. 8.

3) *Ebendas.*: *De organis circulationis et respirationis Reptilium*, auctore *C. G. Westphal*, Halberstadiensi. 1806. 59 S. 8.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass jetzt auf mehreren deutschen Akademieen nicht blos Vorlesungen über vergleichende Anatomie gehalten werden, sondern dass auch mehrere Inauguralschriften über Gegenstände, wie die hier behandelten, zeigen, dass das so sehr interessante Studium der vergleichenden Anatomie sich immer mehr ausbreitet und wirklich Wurzel fasst. Auch ist zu wünschen, dass die Doctoranden künftig öfter Gegenstände aus der Thier- oder Pflanzen-Anatomie sich zur Bearbeitung wählen, wo sie mit mässiger Anstrengung etwas Brauchbares liefern, oft durch neue Beobachtungen sich wirkliche Verdienste erwerben, und so das Vergnügen haben können, dass ihre Dissertationen auch in der Folge gesucht werden und einen bleibenderen Werth haben, als die gewöhnlichen über diese oder jene Krankheit zusammengeschriebenen, die meistens gleich nach dem Druck vergessen werden.

Die oben nach der Zeitfolge aufgeführten Schriften sind nicht von gleichem Werthe, und möchten in dieser Hinsicht so auf einander folgen, dass Nr. 3. zu Nr. 2. würde.

Der Vf. von Nr. 1. behandelt einen fast ganz neuen Gegenstand; er hatte aus der Sammlung seines Lehrers, des Hn. Prof. *Froriep*, etwas sehr seltenes, einen reifen Strauss-Embryo, zur Zergliederung erhalten, und beschreibt hier seine daran gemachten Beobachtungen, die zum Theil sehr bemerkungswerth sind. Er handelt zuerst von der *Lage des Strauss-Embryo im Eye*, von der *Grösse seiner Theile*, und dann von den *äusseren Bedeckungen*, *Haut* und *Federn* mit grosser Genauigkeit. Der Abschnitt *über die Muskeln* ist, da der Vf. nur ein Exemplar hatte, etwas spärlich ausgefallen. *An der Spitze der Zunge fand sich ein besonderes halbmondförmiges Querband*, das eine kleine Tasche bildete, deren Concavität gegen den Schlund gerichtet war. Besonders verweilt der Vf. bey *einem Paar bohnenförmiger Drüsen*, die er *zu beiden Seiten des Untertheils der Luftröhre* liegend fand; ihre Stiele verloren sich an der Substanz der Lungen und in der Nachbarschaft der aus dem Herzen entspringenden Gefässe; über Ausführungsgänge dieser Drüsen findet sich nichts angegeben; der Vf. vergleicht diese Drüsen mit den Thymusdrüsen der Säugthiere, und glaubt, dass ihre Function gewissermaßen ein Ersatz der Respiration sey. Es folgt alsdann die *Beschreibung der übrigen Eingeweide der Brust* und *des Unterleibes*, und des mit den Därmen durch einen Kanal zusammenhängenden grossen *Dotters*. Den Beschluss machen einige *Bemerkungen über das Skelet* des Strauss-Embryo's, nebst einer Vergleichung mit dem über das Skelet des erwachsenen Strausses bekanntgewordenen. Die angehängte sehr instructive Kupfertafel enthält Fig. 1. die vordere Ansicht der Brusthöle, wo man oben die von dem Vf. beschriebenen Drüsen sieht. Fig. 2. zeigt den Dotter, von der linken Seite, nebst dem Kanal, der die Verbindung zwischen Dotter und Darm bewerkstelligen soll.

Der Vf. von Nr. 2. hat seinen Gegenstand etwas leicht und nicht so behandelt, als er es, einigen Stellen der Diss. nach zu urtheilen, wohl im Stande gewesen wäre. Gerade die Speiseröhre, der Magen und Darmkanal der Säugthiere können, bey den vielen Vorarbeiten, die darüber existiren, auf eine der Lehre von der Verdauung sehr fruchtbare Weise betrachtet werden. Der Vf. hat sich begnügt, auf einige Hauptverschiedenheiten aufmerksam zu machen: er handelt zuerst *von der Speiseröhre*, und dann *von dem Magen der Säugthiere* überhaupt; letzteren theilt er ab in *einfache* und *zusammengesetzte*. Und bey der Betrachtung des zusammengesetzten Magens beschreibt er vorzüglich den *Magen der Wiederkäuer* und *der Cetaceen*. Vollständigkeit war hier also nicht zu erwarten.

Die Schrift Nr. 3., die sich unter den gewöhnlichen Dissertationen vortheilhaft auszeichnet, enthält eine sehr artige Zusammenstellung dessen, was bis jetzt über die Circulations- und Respirationsorgane der Reptilien bekannt ist, mit Benutzung der neuesten von *Cuvier* bekanntgemachten Bemerkungen, durch eigne Beobachtung des Vfs. erläutert. Nach einer kurzen *Einleitung* lässt der Vf. die Momente folgen, *worin die Circulation und Respiration der Reptilien sich von der anderer Thiere unterscheidet*; er macht darauf aufmerksam, *in wie inniger Verbindung die Respiration mit der Circulation stehe*. Bey der speciellen Betrachtung nimmt der Vf. die *Eintheilungen* in *reptilia nobiliora* (Schildkröten, Eidechsen und Schlangen) und *rept. ignobiliora* (Frösche, Kröten und Salamander) an — Dann wird im Allgemeinen die *Lage des Herzens* und der *Lungen* auseinandergesetzt, und die *Structur des Herzens*, und die *Vertheilung der Gefässe* beschrieben. Darauf folgt die *Beschreibung der Respirationsorgane*; die Luftröhre wird, wie billig, hier sehr kurz abgehandelt, die innere *Structur* und *Form der Lungen* aber genauer beschrieben. Bey Gelegenheit der Lunge der Schlangen theilt der Vf. die Resultate *eigner Untersuchungen über die Lunge einer sechsfüssigen Boa* mit: die Luftröhre, die gleich nach abgezogener Haut sichtbar wurde, war (wie dies bey sehr vielen Schlangen der Fall ist) häutig, ausgenommen an der Bauchseite, wo sie aus dünnen Knorpeln bestand, die etwa ¼ des Umfanges der Luftröhre deckten, gegen die Lunge zu aber breiter wurden, so dass am untersten Ende der Luftröhre ihre Breite ½ Zoll betrug. Die Lunge war sackförmig, aus festem Zellgewebe bestehend, an der inneren Oberfläche ganz zellicht. Den Beschluss macht eine Ansicht *der Circulation*, *als Function*, und des eigentlichen *Mechanismus der Respiration*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. April 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhnen: *C. Suetonii Tranquilli Vitae XII. Imperatorum.* Erläutert von *Joh. Heinr. Bremi.* 1800. 615 S. 8.

LEIPZIG, b. Fritsch: *C. Suetonii Tranquilli Opera.* Textu ad Codd. MSS. recognito cum *Jo. Aug. Ernestii* Animadversionibus nova cura auctis emendatisque et *Isaaci Casauboni* commentario edidit *Frid. Aug. Wolfius.* Insunt reliquiae *monumenti Ancyrani* et *Fastorum Praenestinorum.* 1802. *Vol. I.* 30 u. 398 S. *Vol. II.* 400 S. *Vol. III.* 501 S. *Vol. IV.* 453 S. 8.

Die erste dieser Ausgaben hat die Absicht, Leser, die noch nicht sehr geübt sind, in den *Suetonius* einzuführen. Daher hat der Herausg. in seinen, in deutscher Sprache abgefafsten, Anmerkungen das Nöthigste aus den besten vorigen Editoren ausgezogen; hat aber, wie man leicht sieht, überall selbst untersucht, und daher in Absicht der Kritik der Lesarten, der philologischen und antiquarischen Erläuterungen seine Vorgänger nicht selten berichtigt. Von *Ernesti* insbesondre, den er oft mit Beyfall anführt, weicht er doch in vielen Stellen mit gutem Grunde ab. So widerspricht er ihm Caes. 23. in dem Vorgeben, dafs *petitores* nicht von denen, die sich um die Staatsämter bewerben, gesagt werde, mit Recht, und man mufs sich wundern, dafs *Ernesti* nicht an die hier angeführten Stellen dachte, indem er schrieb: *petitores honorum nusquam reperiuntur.* Aber doch war *Ernesti* aus andern Gründen c. 41. die Lesart *competitoribus* aufzunehmen befugt. Caes. c. 26. *ac singula interdum mancipia et praedia viritim dedit* sehn wir nicht, warum Hr. *B.* die Verbesserung *ex praeda* matt findet. Dagegen wenn er meynt, *pretiosa* dürfte nicht das unschicklichste seyn, können wir nicht beytreten, es sey nun, dafs er *mancipia pretiosa* verbinden, oder gar (welches völlig unstatthaft wäre) *mancipia et pretiosa* lesen wollte. Die Wortstellung c. 27. *gratuito et levi foenore obstrictis* würde Hr. *B.* weniger hart gefunden haben, wenn er sich erinnert hätte, dafs *foenus* oft den Darlehnsvertrag bedeutet; so dafs *gratuitum foenus* recht gut bedeuten kann einen Darlehnsvertrag ohne Zinsen, und *leve foenus* einen solchen mit leichten oder erträglichen Zinsen. C. 28. hätte die Burmannische Lesart, die *Ernesti* mit Recht aufnahm, *et ne absentis ratio comitiis haberetur, quando et plebiscito Pompejus postea obrogasset*, nicht wieder verdrängt werden sollen. Die Sache verhält sich nämlich so: Nach c. 26. hatte sich Caesar durch die Tribunen ein Plebiscitum ausgewirkt, dafs er auch während seiner Abwesenheit in Gallien könnte zum zweyten Consulate gewählt werden. Ohne an dieses Plebiscitum zu denken, setzte Pompejus eine *legem de jure magistratuum* durch, so dafs er *eo capite, quo a petitione honorum absentes summovebat, ne Caesarem quidem exciperet per oblivionem.* Darauf nun stützte sich Marcellus, indem er verlangte, *ne absentis ratio comitiis haberetur, quando et plebiscito* (zu Gunsten Caesar's) *Pompejus postea* (nämlich durch seine *legem de jure magistratuum*) *obrogasset.* Dafs nun, wie Suetonius erzählt, Pompejus hinterher seinen Irrthum verbesserte (*lege jam in aes incisa et in aerarium condita corrigeret errorem*), davon nahm entweder Marcellus keine Notiz, oder vielleicht machte Pompejus erst diese Abänderung, nachdem ihn der Vorschlag des Marcellus aufmerksam gemacht hatte. C. 42. hat Hr. *B.* die Verbesserung des Casaubonus *ut exhaustae urbi frequentia suppeteret* für *exh. urbis* aufgenommen und sehr gut vertheidigt. — Bey der Stelle: *Poenas facinorum auxit, et quum locupletes eo facilius scelere se obligarent, quod integris patrimoniis exulabant, parricidas, ut Cicero scribit, bonis omnibus, reliquos dimidia parte multavit;* ist *parricidae* zu unbestimmt durch *Mörder* erklärt; es mufste wenigstens einer einen Freygebornen ermordet haben, um *parricida* zu heifsen. Was Hr. *B.* damit sagen will: *Caesar benahm also den Angeklagten die Freyheit, sich vor dem Urtheil wegzubegeben*, verstehn wir nicht. Diese Freyheit hatte ein Angeklagter nach wie vor. Sein Zweck war vielmehr, die Strafe des Exils dadurch zu schärfen, dafs er die Güter der Verurtheilten bey einem *parricidio* ganz, in andern Fällen zur Hälfte confiscirte. Das *ut Cicero scribit* mufs allerdings, wenn es nicht für eine Glosse erklärt werden soll, nach *quod integris patrimoniis exulabant* gesetzt werden. Aber wenn Hr. *B.* sagt: *eine bittre Bemerkung, welche beym Cicero öfters vorkömmt*, so hätten wir gern die Stellen angeführt gesehn. Auf die Rede *pro Caecina* c. 34. kann Suetonius sich nicht haben beziehen wollen, wie auch Hr. *Wolf* erinnert; das dort Gesagte ist zu allgemein. Auch müfste man hier sogar eine Stelle mit eben den Worten nachweisen können. Indessen könnte sie ja aus einer von den verlornen Schriften Cicero's genommen seyn. C. 49. ist *cyathus* kein *Trinkglas*, sondern es bedeutet den Schöpfbecher, womit aus dem *Crater* in die Becher (*pocula*) der Wein gegossen, auch der Wein mit Wasser vermischt wurde. So stehn *crater, cyathus* und *pocula* gerade in dem Verhältnifs, wie unsre Punschterrine, Punschlöffel und Punschbecher gegen einander stehn. — Dafs der Scherz des Cicero

den Suetonius ſelbſt *facetiſſimum* nennt, bey Gelegenheit, daſs Caeſar ſeiner Geliebten, der Servilia, Landgüter um einen Spottpreis verkauft hatte: *quo melius emptum ſciatis Tertia dedicta eſt*, froſtig ſey, können wir nicht finden. Der Doppelſinn in dem Wortſpiele war für ein ſolches Impromtu witzig genug; auch konnte Cicero mit Recht ſagen, daſs die Servilia darum die Güter noch deſto wohlfeiler gekauft habe, da ſie eben dadurch, daſs ihre Tochter Tertia wirklich dem Caeſar überliefert wurde, ihretwegen von neuem groſse Geſchenke zu gewarten hatte. C. 56. kann die Erklärung, die Hr. *B.* von den Worten giebt: *Epiſtolae quoque ejus ad Senatum exſtant, quas primus videtur ad paginas et formam memorialis libelli convertiſſe, quum antea conſules et duces nonniſi transverſa charta ſcriptas mitterent*, unmöglich ſtatt finden. Wie kann *ad paginas convertere* heiſsen *an den Rand ſchreiben? Transverſa charta* heiſst auch nicht das umgewandte Blatt. Das heiſst *charta averſa.* Jenes bedeutet, wie *Erneſti* richtig bemerkt hat, das *Patentformat*, oder die Art zu ſchreiben, da man auf einen Bogen, ohne ihn in Blätter zu falten, querdurch ſchreibt. C. 71. ſteht im Texte: *inter officia proſequentium.* Die Note giebt als Textesworte an: *inter officia ſalutantium*, und überſetzt: *die ihm das Abſchiedscompliment machten.* Es iſt aber von der Ehrenbegleitung die Rede. Octav. 94. heiſst es von der Opferflamme *ſupergreſſa faſtigium templi.* Die Note ſagt: *der Tempel war nämlich unbedeckt.* Wär er aber das geweſen, ſo könnte die Rede nicht von einem *faſtigio* ſeyn. Es hatte der Tempel nur in der Mitte des Dachs eine Oeffnung. Mehr ſagt auch Macrob. Sat. I, 18. nicht, da er die Worte braucht: *cujus medium interpatet tectum.* Tiber. c. 21. fällt Hn. *B.* wie andern auf, daſs Auguſtus an den Tiberius ſchrieb: *rem gere feliciter ἐμοὶ καὶ τῇς Μούσαις στρατηγῶν.* Wie die Muſen in dieſe Verbindung kommen, ſey ſchwer zu begreifen. Es wird aber leicht, wenn man annimmt, daſs Auguſtus den Ausdruck des Antigenidas parodirte, der zu ſeinem Schüler, welcher eben keinen Beyfall beym Volke fand, ſagte: *Mihi cane et Muſis* (Cic. Brut. 50.). Auch iſt ja Clio die Muſe der Helden. C. 43. heiſst *Elephantis* ein Schriftſteller der häſslichſten Gattung. Es war aber eine Frau. Vom Nero wird geſagt c. 20., er habe nicht unterlaſſen, alles mitzumachen, was die Kunſtſänger *vel conſervandae vocis cauſa vel augendae* gethan hätten; er pflegte auch *plumbeam chartam ſupinus pectore ſuſtinere.* Nach Hn. *B.* hielt er eine bleyerne Tafel oberhalb der Bruſt, damit der Ton durch das Anprellen an dieſelbe ſich verſtärke. Dieſer Zweck iſt aber eben ſo wenig phyſikaliſch möglich, als er im Texte gegründet iſt. Nero legte ſich vielmehr, um ſeine Stimme auch unter Hinderniſſen zu üben, auf den Rücken nieder, belegte die Bruſt noch dazu mit einer Bleytafel, und ſo ſang er ſein Uebungsſtück ab. Etwas ähnliches that Demoſthenes, indem er Steinchen in den Mund nahm, und ſo declamirte, um eine ganz freye und reine Ausſprache und Intonation ſich anzugewöhnen. —

Der Druck iſt im Ganzen correct. Doch hätten folgende Fehler eine Anzeige verdient. S. 37. ſteht zweymal *Eurypo* und wieder *Eurypus*, für *Euripp*, *Euripus.* S. 173. *exiguos et ſcabrum* für *e. et ſcabros.* S. 414. ſteht in der Note zu *admoveri*, ohne daſs vorher geſagt iſt, daſs andre *admoneri* leſen, unglücklicher Weiſe: *Admoveri* würde ſich auf den beziehn u. ſ. w. ſtatt *Admoneri.* S. 469. ſteht: „Noch hatte *Caligula* nur Milchhaare;" wofür es *Nero* heiſsen ſollte.

Hr. *Wolf* übernahm auf den Antrag des Verlegers die Beſorgung der Erneſti'ſchen Ausgabe, die jener zum drittenmal auflegen wollte. Er drückt ſich über dieſe Edition und ſeinen Antheil dabey mit eben ſo viel Humanität als Beſcheidenheit aus; *Hunc Erneſtii editionem ſtatim a.* 1748. *et multo magis a.* 1775. *ab ipſo renovatam tanto conſenſu probarunt intelligentes judices, ut nulli ſimilium operum hujus viri poſtponendam cenſerent; in Batavis etiam ubi accuratiſſima Oudendorpiana proſtabat, doctores publici eam lectionibus ſuis adhibuerunt. Atque habet ſane praeter probabilem textus recenſionem, quod in Commentario adoleſcentibus ſcripto eximie commendari poſſit, perſpicuam rerum ad quemque locum pertinentium explicationem, puram ſuoque ſcriptore dignam dictionem, prudentem delectum annotationum illi lectorum claſſi idonearum; denique laudes eas omnes, quibus Erneſtii diſciplina per Germaniam ſaluberrima fuiſſe perhibetur. Jam talis interpretis praeſtantia et auctoritas duriones leges imponere debuit Editori, ipſius vicario, quam quae in alio quovis obſervandae fuiſſent. Etenim male me decuiſſet, quaſi alienae domi agentem, diſturbare et diffingere, quaecunque mihi minus ad animum reſponderent, aut errores omnes, etiam qui minoris momenti eſſent, exagitare; ſatis fuit propoſitum formae exemplar ſequentem, ea tantum mutare et candide reprehendere, quae tironem nondum ſubacto judicio in fraudem impellere poſſent. Itaque ſic feci, ne dum ſcriptorem illuſtrarem, Erneſtii nomen obſcurare velle arguerer, omnia illius perpaucis exceptis, fideliter repetenda curavi, etſi reperiebam paſſim, quae quum immodico amore Burmanni poſita, aut nimis verboſe ſcripta eſſent, prorſus reſecta mallem; quaedam, aliquot verbis ſubſcriptis, ad diverſam ſententiam deduxi, alia tacite correxi, quae ipſe in nova editione, vel ſi in altera majorem diligentiam adhibere voluiſſet, correcturus fuiſſe videretur; poſtremo in augendis animadverſionibus ejus operam dedi, ut ſervato ſimili commentandi temperamento ſubjicerem ea, quae ad rectius intelligendum maxime neceſſaria putarem.*

Dieſe Angaben finden wir der Wahrheit vollkommen gemäſs. Von ſtillſchweigenden Verbeſſerungen des Textes Beyſpiele anzuführen, wäre überflüſſig, und ein trocknes Verzeichniſs ſolcher Stellen würde uns den Raum für dieſe Anzeige ohne Vortheil für den Leſer beſchränken. Wir gehen alſo gleich zu den Anmerkungen über, womit Hr. *W.* die *Erneſti*ſchen Noten entweder ergänzt oder beſtätigt, oder, wie meiſtens der Fall iſt, berichtigt hat. Hier finden wir nun überall ſein feines Urtheil, und ſeine gründliche Kenntniſs der Sprache und Geſchichte wieder.

So

So gleich *Cæſ.* c. 1. die Bemerkung, daſs der Anfang des Lebens Cäſars fehle; daſs die *gentiliciae haereditates*, um die Sulla den Cäſar brachte, nicht die aus der *gente Julia*, ſondern *Cornelia Cinnae* waren. *Hae publicatam dotem ſequebantur* ſetzt er richtig hinzu. Der Unterſchied zwiſchen *divinatio et conjectura*, den *Erneſti* angab, wird noch durch folgenden Zuſatz erläutert: „*In divinando ineſt ſenſus obſcurior et ſpecies quaedam furoris, unde divini ſaepe dicuntur furere; in conjectura ratio eſt; quare haec, rationem et conjecturam jungit Cic. de Div.* I. 56. *Divinare poſſumus etiam ſomniantes, at ſomnia interpretari, quod eſt conjectoris, omninoque conjecturas capere, modo vigilantes, etiam in re critica, opinor.*" C. 22. gab ſich *Erneſti* vergebliche Mühe, in den Worten *ex omni provinciarum copia Galliam potiſſimum elegit cujus emolumento et opportunitate idonea ſit materia triumphorum*, die Lesart *Galliam* ſtatt *Gallias* zu vertheidigen. Es ſey luſtig, ſagt Hr. *W.*, jenes in Schutz zu nehmen, weil *cujus* folge, das doch nicht weniger verderbt ſey. Er hätte aber die herrliche Emendation der Stelle: *Gallias potiſſimum elegit, cuivis emolumento et opportunitate idoneas, et materiâ triumphorum* vollſtändig in den Text aufnehmen ſollen. Jetzt ſteht bloſs *Gallias*, und daneben iſt *cujus* und alles übrige geblieben. C. 25., wo *Erneſti* die *Germanos trans Rhenum* wegdiſputiren wollte, ſetzt Hr. *W.* mit Recht hinzu: *Miris modis errabat vir egregius, ne memor quidem ap. Cæſ.* I. 1. *Germanorum, qui trans Rhenum incolunt.*, C. 26. iſt *ex praeda* in den Text aufgenommen, und ſehr gut vertheidigt. Eben ſo das *obrogaſſet* C. 28. Sehr fein und ſcharfſinnig wird gezeigt, warum C. 30. in *cauſas autem alias fuiſſe opinantur*, *Burmanns* Zuſatz, *alii* vor *alias*, unzuläſſig ſey. Hingegen wird eben ſo ſcharfſinnig die Lesart *deditionem* C. 34. vertheidigt, und ihr Unterſchied von *ditionem* beſtimmt. Aber folgende Note verſtehen wir nicht, die Hr. *W.* bey der Stelle C. 41. wo Cäſars Empfehlung der Candidaten vorkömmt: *Commendo vobis illum et illum, ut veſtro ſuffragio ſuam dignitatem teneant*, anbringt: *Satis immodeſte addidit ſuam, quaſi a Caeſare acciperent dignitatem* (wie konnte dieſs bey *ſuam* verſtanden werden?) *ad quam tamen tenendam dicis cauſa opus eſſet ſuffragiis populi.* Dieſs hatte *Erneſti* ganz richtig erklärt. C. 43. aber wird *Erneſti's* Vorſchlag, die Worte *Repetundarum — movit* zu verſetzen, mit guten Gründen abgewieſen. Auch wie Cäſar ſeine Glatze zu bedecken ſuchte (C. 45.) verſtand Hr. *W.* beſſer, als ſein Vorgänger. C. 59. befriedigt uns auch *Erneſti's* Auskunft über die Stelle: *deſpectiſſimum quendam ex Corneliorum genere cui ad opprobrium vitae Salutioni cognomen erat, in caſtris ſecum habuit*, nicht. Vielleicht ſchrieb *Suetonius*: *deſpectiſſimum quendam opprobrio vitae* (oder *ob probrum vitae*) *ex Corneliorum genere cui Salutioni cognomen erat.* *Octav.* 78. *Poſt cibum meridianum, ita ut veſtitus calceatusque erat retectis pedibus paulisper conquieſcebat, oppoſita ad oculos manu;* nimmt Hr. *W. Burmanns* Erklärung des *retectis* gegen *Erneſti* in Schutz, und ſetzt hinzu: „*Male Perizon. conj. retractis, ridicule Schellerus rejectis. Cur non potius reſectis?*" Beiſsender konnte *Schellers* Einfall (eigentlich ſchon ein Schreibfehler mancher Handſchriften) nicht abgefertigt werden. Doch ſcheint uns immer noch der Sinn hier eher zu fordern, daſs Auguſtus, wie man es zu thun pflegt, wenn man in Kleidern und Schuhen Mittagsruhe hält, eine Decke über die Füſse geworfen habe; und *retectis*, wie *Caſaubonus* auch annahm, für *bene et diligenter tectis* ſtehe. Denn was *Gesnern* einfiel, daſs *retectus* heiſsen könne, er habe ſich die Schnallen und Bänder los gemacht, geht auf keine Weiſe an. Hingegen *retectus*, in der gewöhnlichen Bedeutung für *aufgedeckt*, *entblößt* zu nehmen, oder für *nur nicht zugedeckt*, können wir uns nicht entſchlieſsen.

Sehr gut iſt *Oct.* 86. die Lesart *praepoſitiones verbis addere* gegen die andere *pr. urbibus addere*, hergeſtellt und erläutert. Eine ſchöne Verbeſſerung hat der Text *Tiber.* 27. in den Worten *niſi aut officii aut negotii cauſſa* durch das eingeſchaltete *niſi* erhalten, und *Erneſti's* Zweifel über *officii* ſind ſehr glücklich aufgelöſt. Eben ſo brav C. 64. das *plurima aſſidue* gegen *Erneſti* vertheidigt; auch *Calig.* 13. *fauſta omina* ſtatt *nomina* aufgenommen und beſtätigt. Nicht minder das *chirographa requiſita fraude ac ſtupro*, woran auſser *Erneſti* ſelbſt *Ruhnken* Anſtoſs nahm. Das *requiſita ſtupro* verſteht Hr. *W.* davon, daſs ſich Caligula die Brieffchaften der Complotmacher durch ihre Liebſchaften zu verſchaffen wuſste. Dieſe eben ſo feine als richtige Erklärung läſst ſich durch das Beyſpiel der Catiliinariſchen Verſchwörung beſtätigen, die nach *Salluſt.* 23. auch zuerſt durch die Geſchwätzigkeit des Curius bey der Fulvia, mit der er *ſtupri veterem conſuetudinem* hatte, herauskam. *Calig.* 26. ſcheint uns doch in der für ganz verzweifelt gehaltenen Stelle: *Scenicis ludis inter plebem et Equitem cauſam diſcordiarum ſerens decimas maturius dabat, ut equeſtria ab infimo quoque occuparentur, Erneſti* die Hauptſache richtig erklärt zu haben. Nur glauben wir, *decimas* nicht einmal mit *teſſeras* vertauſchen zu müſſen; allenfalls wäre *decimanas* beſſer, wobey *teſſeras* entweder verſtanden oder eingeſchoben werden könnte. Daſs es *teſſeras* für den Eingang zum Theater gab, wie wir unſre Entréebillets haben, iſt bekannt. Daſs aber dieſe mit Numern für die Reihen bezeichnet waren, davon ſieht man Beyſpiele im IV. Bde der Herculaniſchen Alterthümer zu Anfange. Eine *teſſera* für den zehnten Rang in den *popularibus*, oder der für den dritten Stand (*plebs*) beſtimmten Abtheilung der Sitze, konnte alſo *decimana* heiſsen. In dieſe höhern und von der Bühne weiter entfernten Sitze wies man die ärmern und geringern Bürger durch die *teſſeras* an. Gab man dieſe nun nicht früher aus, als ſich die Ritter, die bekanntlich ihre *quatuordecim* beſonders hatten, ins Theater verfügten, ſo durfte es keiner von dem Pöbel wagen, ſich in die Ritterplätze einzudrängen. Wurden jene aber früher, als zur gewöhnlichen Eingangszeit ausgegeben: ſo konnten die gemeinen Leute, um das Schauſpiel näher vor ſich zu haben, die Ritterſitze einnehmen, weil keiner von den Rittern ſo früh kam. Da gab's denn freylich

ſich Zank, und den wollte eben Caligula veranlaſſen. Eben ſo finden wir C. 41. *Erneſti's* Erklärung über die *ignorantia ſcripturae* bey den Zolltariffen ſehr befriedigend. Hingegen *Claud.* 24. eine ſehr nöthige Berichtigung der falſchen Vorſtellungen *Erneſti's* von den *libertinis*, die in ſo viele andre Bücher übergegangen ſind. Ner. 6. ſtimmen wir Hn. *W.* bey, daſs er die alte Lesart *infelicitatis* zurückrief, da *Erneſti* nach *Lipſius* Vermuthung *felicitatis* vorzog, und C. 10. in der Vertheidigung von *Lipſius* Conjectur *omnes Senatores ordine — ſalutavit.* *Veſpaſ.* 23. wollte *Erneſti* durchaus nicht Wort haben, daſs der Mann *procerae ſtaturae improbiusque natus*, auf den *Veſpaſianus* ſehr witzig den Vers Μακρὰ βιβᾷς, καρδίην δολιχόσχιον ἔγχος anwandte, durch das *improbius natus* als ein mit Uebermaſs der Männlichkeit begabter, als ein *bene peculiatus* oder *vaſatus* bezeichnet werde. Sehr naiv ſagt er: *Si hic ſenſus eſt horum verborum Veſpaſianus ſcire debuit, eum hominem bene peculiatum eſſe. Id vero curet Imperator tam bonus, tam publicae rei curioſus, quis bene vaſatus ſit? idque ei narret aliquis* u. ſ. w. Dagegen ſagt Hr. *W.* ſehr treffend, daſs, ungeachtet dieſer vielen Worte, *Gronovius* doch den wahren Sinn getroffen habe, und ſetzt mit jovialiſcher Laune hinzu: „*Ceterum apud principes, etiam bonos, militares joci et fabulae ſuper coenam vigent hodie quoque, in tanta morum ſive orationis pudicitia; alia res eſt apud gravem et eruditum hominem, praeſertim theologum.*“ Wer erinnert ſich nicht, wie gern der groſse König Leopolds I. Antwort an ſeinen Leibarzt: *Hoc eſt membrum noſtrum imperiale caeſareum* u. ſ. w. erzählte! Der ganze Witz in der Accomodation des Homeriſchen Verſes ginge verloren, wenn man das *improbius nato* nicht ſo wie *Gronov* erklären wollte. Eine andere Frage iſt, ob nicht *Suetonius* ſich deutlicher ausgedrückt, und etwa *improbius mutoniato* geſchrieben habe, wie ſchon andere meynten; iſt aber *nato* richtig, ſo hat auch Hr. *W.* einzig recht, wenn er ſagt: *natus alludit ad obſcoenam ſignificationem vocis natura.* Tit. 8., wo von der Popularität des Titus Beweiſe gegeben werden, ſagt *Sueton.*: *Quin et ſtudium armaturae Threcum prae ſe ferens ſaepe cum populo et voce et geſtu, ut fautor, cavillatus eſt; verum majeſtate ſalva nec minus aequitate.* Dieſe Stelle verſtehn wir ſo, indem wir das Comma nach *ferens* ausſtreichen, und nach *Threcum* ſetzen: Er ſpöttelte auch über die groſse Liebhaberey für die Klaſſe der Fechter, welche *Threces* hieſsen, indem er oft gleiche Liebhaberey mit dem Volke zu haben vorgab, und mit dieſem durch Stimme und Geberden Beyfall gab, als ob er auch ſie ſo eifrig begünſtigte, doch ohne dabey weder ſeiner Hoheit, noch ſeiner Popularität etwas zu vergeben. Das erſte, indem er es mit Anſtand that; das zweyte, indem er den Spott zu verbergen wuſste. Wollte man mit *Graevius* bey *cavillatus eſt* ſuppliren: *diverſam factionem ejusque fautores*, ſo wäre dieſes eine zu harte Ellipſe, die in Gedanken ſo zu ergänzen, *Suetonius* dem Leſer nicht zumuthen konnte.

Von Handſchriften hatte dem Herausg. der treffliche *Langer* in Wolfenbüttel zwey aus daſiger Bibliothek, und Hr. Prof. *Bremi* die Collation von zwey Berner Codd. mitgetheilt. Hr. *W.* pflegt ſie indeſſen nur dann und wann, im Allgemeinen zu citiren, da er keine eigne Recenſion des Textes geben wollte. Er konnte zwar die Vergleichung von zwey Mayländiſchen und 19. Pariſer Codd. erhalten; da er aber aus den Proben ſahe, daſs ſie nicht viel Hülfe in ſchwerern Stellen geben würden: ſo begnügte er ſich mit der Collation eines ehemaligen Colbertiniſchen Cod. über die Bücher *de Grammaticis et Rhetoribus*. Sonſt verglich er noch Auszüge aus *Ruhnken's* Vorleſungen über die vier erſten Cäſares; führt auch verſchiedenemal Hn. *Bremi* mit Beyfall an, ohne ihn, wo er von ihm abweicht, zu nennen.

Uebrigens enthalten die beiden erſten Bände die 12 Lebensbeſchreibungen; dieſen folgen Vol. II. S. 303. die Erneſtiſchen Excurſus, wovon Hr. *W.* mehrere mit kurzen aber ſehr triftigen Epikriſen begleitet. Dann S. 366. die *varietas lectionis in Ed. Gryph. a* 1539. *manu docti viri notata.* Zuletzt das *Monumentum Ancyranum*, mit *Caſaubonus* und *Chiſhull's* Anmerkungen. Im *dritten* Bde. zuerſt *Suetons* Nachrichten *de illuſtribus grammaticis et de claris Rhetoribus*, und die *excerpta vitarum Terentii* etc. Auch hier ſind die Noten von Hn. *W.* mit ſchätzbaren Zuſätzen bereichert. Hierauf folgt der ſehr ſachreiche Commentar des *Caſaubonus*, der bis zu S. 314. des *vierten* Bandes fortläuft. Zuletzt die *Reliquiae Faſtorum Praeneſtinorum* mit *Fr. Foggini's* Noten im Auszuge. Alle dieſe Zugaben ſind ſehr zweckmäſsig, und erhöhen den Werth dieſer Ausgabe weit mehr, als der durch ſie erhöhte Preis beträgt. Den Beſchluſs machen die *Indices*.

Die Correctur des Druckes iſt ſehr fleiſsig beſorgt, und wir haben keine Druckfehler bemerkt, als daſs *Galb.* I. S. 254. *mox triumphantibus* für *mos* ſteht; und daſs *Ner.* 13. (Vol. II. p. 87.) Hn. *Wolfs* Note, worin er ſehr richtig des *Lipſius* Emendation *tanquam nullo reſiduo bello* vertheidigt, nach *Erneſti's* Note zum Worte *Laurea* S. 87. geſetzt worden, da ſie erſt S. 88. am Ende der Erneſt. Note zu *Janum geminum* ſtehn ſollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Sander: *Die Märtyrer der Liebe.* Herausgegeben von *J. S.* 1805. VIII u. 212 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Geſchichte zweyer Liebenden, die zwar nicht neu erfunden, aber doch anziehend dargeſtellt iſt. Es iſt ein ſchöner Kranz von Empfindungen, die ein reiner hoher Sinn hier entfaltet. Der Vf. weiſs das goldene Mittel zwiſchen tiefer Empfindung und hoher Empfindſamkeit gut zu treffen, und ſeinen Charakteren die Richtung zu geben, die ihnen ein bleibendes Intereſſe ſichert. Auch die Sprache iſt der Sache angemeſſen, und eben ſo einfach als blühend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. April 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Dykschen Buchh.: *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte*, von *Joh. Christian Wilh. Augusti*. 1805. XII u. 349 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die nächste Bestimmung dieser Schrift ist, dass sie bey akademischen Vorlesungen als Leitfaden dienen soll. Aber sie enthält nicht blosse Umrisse, sondern wirkliche Ausführung der einzelnen Materien, die zwar dem mündlichen Vortrage zum Erläutern und Ergänzen genug übrig lässt, aber doch auch ohne weitern Commentar gröstentheils verständlich und belehrend ist. „Ein paar Alphabete mehr zu schreiben — sagt der Vf. in der Vorrede, S. XI. — wäre die leichteste Arbeit gewesen; aber die Aufgabe war, den unermesslichen Vorrath von Materialien in ein *Compendium* zu bringen." Dies ist ihm im Ganzen so gut gelungen, dass er durch diese Arbeit einem längst gefühlten Bedürfniss abgeholfen hat. Denn der hinlänglich vorbereitete Anfänger kann hier lernen, wie er sich in diesem weiten Felde zu orientiren habe, und es wird ihm Lust und Muth gemacht, weiter zu gehen; dem Geübtern und Sachkundigen aber muss es sehr angenehm seyn, dass er die Gegenstände seiner Forschungen hier in der Kürze zur leichten Uebersicht beysammen findet, und dieses Lehrbuch als ein gehörig rubricirtes und wohlgeordnetes Fachwerk zum Nachtragen sehr nützlich brauchen kann. Auch wird er mehrere glückliche Ideenverbindungen, und manche historische und literarische Notizen, die ihm vielleicht entgangen waren, darin antreffen.

Ueber die bey Abhandlung der Dogmengeschichte zu befolgende Methode erklärt sich Hr. *A.* theils in der Vorrede, S. X., theils in der Einleitung, S. 11 f.; und schon ehedem hat er darüber einen besondern Aufsatz geschrieben, auf den er sich auch hier bezieht. Sehr richtig bemerkt er, dass sowohl die gewöhnliche, auch neuerlich von *Stäudlin* und *Münscher* befolgte Methode, die Geschichte der Glaubenslehren *nach Ordnung der Materien* abzuhandeln, als auch die von *Lange* und *Ziegler* vorgezogene *Zeitfolge*, *Ordnung*, mancherley für und wider sich habe. Das Nützliche beider Methoden sucht er dadurch zu vereinigen, dass er im *ersten* Theile, nach der *Einleitung* (S. 1—13.) eine *synchronistische Uebersicht* des Ganzen, oder eine *allgemeine* Geschichte der Dogmen, in neun Perioden (S. 14—144.) vorangehn, und dann die *specielle Geschichte* der *einzelnen* erheblichern Dogmen unter zwölf Titeln nachfolgen lässt. Den Anfang machen hier *Prolegomena* über Religion und Religionslehre, über Offenbarung und Christenthum, und über die heiligen Urkunden der Christen; hierauf werden die einzelnen Titel, in folgender Ordnung abgehandelt: Gottes Daseyn, Einheit und Eigenschaften; Trinitätslehre, Schöpfung, Geisterwelt, oder Engel und Dämonen, Vorsehung, Lehre vom Menschen, von der Sünde, Christologie und von den beiden Naturen in Christo; Amt und Verdienst Jesu Christi; Gnade, Prädestination und freyer Wille des Menschen, Sacramente, letzte Dinge, Kirche. — Durch diese Art der Behandlung ist sonderlich für den Anfänger sehr gut gesorgt. Zwar kommt dabey vieles mehr als einmal vor; aber das schadet in einem solchen Buche nicht, sondern ist vielmehr nützlich. Es erscheinen auch die meisten dieser Wiederholungen nicht als überflüssig, da sie gewöhnlich mit Zusätzen, mit näheren Bestimmungen und mit Bemerkungen anderweitiger Gesichtspunkte versehen sind. Nur wäre bey dieser Einrichtung ein vollständigeres Register desto nothwendiger gewesen. — Vor jedem Perioden, und auch vor jedem Abschnitt der speciellen Geschichte einzelner Dogmen, steht ein Verzeichniss der vornehmsten dahin gehörigen *allgemeinern* Schriften; und jedem Paragraphen folgen erläuternde Anmerkungen, deren viele auch literarische Nachweisungen über *einzelne* im §. abgehandelte, oder nur kurz berührte Materien enthalten.

Ueber die streitige Frage, wo die christliche Dogmengeschichte *anfangen* müsse, wird S. 10. dahin entschieden, dass es zu weit führe, wenn man Dogmengeschichte und biblische Theologie unter einander mische, oder diese vor jener abhandeln zu müssen glaube, wie z. B. *Lange* gethan habe; hingegen sey der *Ziegler'sche* Plan, nach welchem die Dogmengeschichte erst am Ende des ersten Jahrhunderts beginnt, allzu beschränkt. Hr. *A.* versucht daher einen Mittelweg, wobey er, wie sein eigener Ausdruck lautet, *die Dogmengeschichte des Neuen Testaments als Basis voraussetzt*. Ganz einverstanden ist Rec. darin mit ihm, dass jene beiden Behandlungsarten zu Extremen führen: aber er glaubt, dass nur die *ausführliche Erörterung* der, sowohl im *Neuen* als auch im *Alten Testament* enthaltenen Dogmen, vorauszusetzen sey. Denn die vornehmsten Bibelstellen selbst, woraus diese oder jene Lehren hergeleitet sind, — sey es nun mit Recht oder mit Unrecht geschehen, — dürfen doch in einer christlichen Dogmengeschichte so wenig unbeachtet und unangeführt bleiben, als in einer Geschichte der Philosophie der Platoniker, oder der Lehren der Muhammedanischen Religionsgesellschaft, die-

diejenigen Stellen aus dem Plato oder dem Koran wegbleiben können, welche den Dogmen der Platoniker oder der Muhammedaner entweder wirklich, oder blofs nach der Auslegung der Dogmatiker unter ihnen, zum Grunde liegen, oder für Grundlagen ihrer Syfteme ausgegeben werden. Dafs der Vf. auch felbft die Nothwendigkeit der Rückficht auf bibliſche Stellen eingefehen habe, beweifen die oft vorkommenden Citationen derfelben, und die bisweilen hinzugefügten kurzen Erklärungen. Aber dafs er fich hierin nicht immer gleich blieb, dieſs ſcheint blofs ſeinen Grund in der allzu weit ausgedehnten Anwendung jenes Satzes zu haben, dafs die *bibliſche* Dogmengeſchichte hier *vorausgeſetzt* werden müſſe. So kann z. B. bey der Darſtellung der neuteſtamentlichen Lehre von Vater, Sohn und heiligen Geiſt, das Wenige nicht genügen, was S. 217., noch dazu nur als Hypotheſe, ſteht. Wer erwartet hier nicht eine Auszeichnung der bibliſchen Hauptſtellen, die man in den folgenden Zeiten den Philoſophemen über Trinität unterlegte? Und dieſs um ſo mehr, da der Vf. ſelbſt richtig bemerkt (S. 221.), dafs das, *von den Apoſteln* bis auf Tertullian und Origenes von der Trinität gelehrte, *allerdings Berückſichtigung verdiene*. Bey der Lehre von der Gottheit des heiligen Geiſtes, werden S. 240. Bibelſtellen angeführt; nicht ſo bey dem Dogma vom Sohne Gottes, wo, nach S. 216., die Bekanntſchaft mit den Ideen der Bibel aus der bibliſchen Theologie voraus geſetzt wird; und S. 234. heifst es, in Beziehung auf eben dieſe Lehre: „Die Dogmengeſchichte kann hier blofs die Reſultate des Exegeten liefern." Sehr wahr. Aber darf ſie deſswegen auch die Anzeige der Stellen weglaſſen, aus denen die Exegeten, und die ſich auf die Vorarbeiten derſelben gründenden Dogmatiker, ihre oft ſo verſchiedenen Reſultate gezogen haben? — Bey den Lehren von dem in der heiligen Schrift enthaltenen Offenbarungsglauben (S. 157.), von der Inſpiration (S. 175.), vom Daſeyn Gottes (S. 195.), von der Theodicee (S. 272.), ſind einige wenige Bibelſtellen angeführt. Bey dem Dogma von den Engeln, werden S. 259 f. mancherley Vorſtellungen, als nur allein den Kirchenvätern, und zum Theil auch dem A. T. angehörig, erwähnt, die im N. T. gleichfalls vorkommen. Was das A. T. von der Einheit Gottes, und das Neue von der allgemeinen Gnade und von den letzten Dingen lehre, wird S. 214., 310. und 333. zwar bemerkt, aber nicht mit einzelnen Stellen belegt. Dagegen ſind bey der Schöpfung aus Nichts S. 248. die Hauptſtellen aus dem N. T. und den Apocryphen angegeben, nicht aber die aus dem A. T., worauf jene ſich gründen.

Sehr vortheilhaft zeichnet ſich dieſe Schrift durch die darin herrſchende Unbefangenheit und Unparteylichkeit aus, die dem Verdienſte einzelner Perſonen und ganzer Geſellſchaften und Kirchenvereine in jedem Zeitalter Gerechtigkeit wiederfahren läſst; fern von der engherzigen Einſeitigkeit derer, die überall nur den Meinungen ihres Zeitalters huldigen, und ſich über das Aeltere, oder das von ihrer Zunft nicht Anerkannte ſo anmaſſend und abſprechend äuſsern, als wenn wirklich die Acten darüber längſt geſchloſſen wären. Wir heben hier einiges, als Beleg hiezu aus, um den Geiſt des Buches in dieſer Hinſicht kenntlicher zu machen, und wollen auch hernach mit gleicher Offenheit anzeigen, was uns mit jener Unbefangenheit weniger übereinzuſtimmen ſcheint. Ein Wort zu ſeiner Zeit, iſt die Erinnerung über das Wichtige und Unwichtige in der Dogmengeſchichte, S. VI f.: Die ſo beliebte *Dogmatik nach den jetzigen Zeitbedürfniſſen*, darf hier nicht zum alleinigen Maſsſtabe genommen werden. — *Wichtig* heifst jedes Dogma, das von Selbſtdenkern und Gelehrten einer gewiſſen Periode zum Gegenſtand der Unterſuchung gemacht, und mit andern im wiſſenſchaftlichen und ſyſtematiſchen Zuſammenhange dargeſtellt ward. Von eben der Art iſt auch die wahre Bemerkung S. 140., dafs aus dem Beſtreben, die Glaubenslehre *nach den Bedürfniſſen und Forderungen der gegenwärtigen Zeit* vorzutragen, Lehrbücher der Dogmatik entſtanden wären, die weder der alten, noch der neuen Zeit angehörten, und die künftig weder den Vertheidigern der alten Dogmatik, noch den Freunden einer blofsen Religionsphiloſophie genügen könnten. Den jetzt ſo oft verkannten Kirchenvätern wiederfährt volle Gerechtigkeit, beſonders dem *Athanaſius* und *Auguſtin*, z. B. S. 51. 67. 237 f. Ihm iſt *Athanaſius der erſte unter den philoſophirenden Theologen ſeines Zeitalters*, und S. 52. ſagt er: „Man bewundert die in dem Streite der Katholiker mit den Arianern aufgebotene Geiſteskraft, die Tiefe der Speculation, und die Feinheit der Dialektik *an beiden Parteyen*, wenn man auch der *katholiſchen* den *Preis der Vortrefflichkeit zugeſtehen* muſs." Viel Richtiges und Treffendes findet man auch in den Bemerkungen über *Myſtik* und *Myſticismus* S. 91 f. 150. 266.; über die *Spenerſche Schule* S. 117 f., und über die Abſicht und Tendenz der *Neuerungen in der Theologie* S. 135.: ſo wie überhaupt hier, und anderwärts, viel Unparteylichkeit im Urtheil über Paläologie und Neologie. (Nur vermiſst man hier noch Fingerzeige über die Urſachen, welche die neuere Criſis in der Theologie herbeyführten, Beſtimmung des Begriffs, den man mit dem gewöhnlich ſo ſehr miſsverſtandenen Wort *Myſtik* zu verbinden hat, Anzeige des Eigenthümlichen der *Spenerſchen* Schule, und der Vorläufer derſelben, als *Arnd's* und anderer. Auch können *Spener*, *Franke*, *Zinzendorf*, *F. H. Jacobi*, und *Spalding* ſo wenig als gleichartig beyſammen ſtehen, wie mehrere von den S. 142., und ſonſt bisweilen, zuſammen geſtellten Männern.) S. 145. wird *Reinhard's* Scharfſinn und tiefe Geiſtespenetration, und *Storr's* gründliche Conſequenz geprieſen, und am Ende hinzugeſetzt: „Ein würdiges Duumvirat am Schluſs einer kritiſchen Periode!" Bey dieſen und mehreren ähnlichen Aeuſserungen wird man es nicht befremdend finden, dafs der Vf. dem *Cruſius* S. 195. das verdiente Prädicat der *Trefflichkeit* beylegt, und dafs er die Schriften verſchiedener, oft ſehr zur Ungebühr verachteten, Paläologen (unter denen Rec. jedoch *Köppen* und einige andere bedeutende Männer vermiſst,) z. B. ſelbſt des *le Maries* (S. 271.),

wie

wieder ins Andenken bringt. — Sehr gemifsbilligt wird S. 302. die *vergebliche Mühe* der neuern Exegeten, die *Verſöhnungstheorie* und andere eigenthümliche Lehren des Chriſtenthums aus dem N. T. heraus zu erklären; ſo wie auch behauptet wird, die Angelologie und Dämonologie ſey ein, von den Chriſten nicht als *Accommodation*, ſondern als *eigentliche Lehre* adoptirtes Dogma (S. 254.); es ſey inconſequent, das *N. T.* auf Unkoſten des *Alten* zu erheben, und letzteres herabzuwürdigen (S. 192.); der Anthropomorphismus und Anthropopathiſmus, in ſeinen gehörigen Gränzen, ſey nichts weniger, als unvernünftig und praktiſch-ſchädlich (S. 204.); die Lehre von Gottes Sohn, der Welt Heiland, der als Gottmenſch und Mittler zwiſchen Gott und Menſchen in leuchtender Glorie für die ganze Menſchheit da ſtehe, ſey das Höchſte und Liebenswürdigſte des Chriſtenthums, worin ihm von keiner andern Religion der Vorzug ſtreitig gemacht werden könne S. 292. u. ſ. w.

Daſs nun bey dieſen freymüthigen und unumwundenen Erklärungen, auch das in den Behauptungen der ſogenannten Neologen enthaltene Wahre und Gute gebilligt und von dem Vf. dankbar aufgenommen wird, wer könnte das anders, als höchſt beyfallswürdig finden? Allein ſchwer möchte es doch vielen werden, mit obigen paläologiſchen Anſichten manche andere in dieſer Schrift aufgeſtellte Lehren und Grundſätze zu vereinigen. Wenn der Vf. z. B. die Dogmengeſchichte eigentlich erſt vom Apoſtel *Paulus* beginnen läſst: ſo gründet er ſich dabey auf die Vorausſetzung (S. 15.), daſs Jeſus und deſſen unmittelbare Schüler bloſs ein *vergeiſtigtes* und *veredeltes Judenthum* beabſichtigt hätten (woraus denn auch S. 183. gefolgert wird, daſs die Abfaſſung der neuteſtamentlichen Schriften *gegen Jeſu Plan und Abſicht* geweſen ſey); *Paulus* aber habe das Chriſtenthum, welches ohne ihn wahrſcheinlich ein auf Paläſtina und Syrien eingeſchränkter *Particularismus* geblieben wäre, erſt *zu einer Univerſalreligion erhoben*. Hiemit ſteht zugleich die von ihm auch anderwärts ausgeführte Behauptung in genauer Verbindung, daſs unter den Apoſteln ſelbſt wirkliche Verſchiedenheit in der Lehre geweſen ſey, nämlich zwiſchen Paulus und Jacobus, zu deſſen Partey auch Petrus und Johannes gehört hätten S. 17. — Nur Paulus, nimmt er S. 281. an, lehre beſtimmt eine allgemeine Verdorbenheit des Menſchengeſchlechts, und gründe darauf die Nothwendigkeit eines Weltheilandes; nicht ſo Jeſus, Johannes, Petrus, und die andern Apoſtel; Λογος und πνευμα ſind, nach S. 234. 239., im apoſtoliſchen Zeitalter gleichbedeutend, und Paulus und Johannes hatten nicht einerley Theorie vom Λογος. — Beſſer aber wäre es, wenn dergleichen Meinungen bloſs als Hypotheſen vorgetragen würden, wie etwa S. 254. die Idee von dem heiligen Geiſte, als *Schöpfer der Geiſterwelt*, wo beſcheiden hinzugeſetzt wird, was daraus folgen *würde*, wenn man es annehmen *dürfte*. Denn was dort geſagt iſt: „Noch bedarf dieſer Gegenſtand einer genauern Unterſuchung," das findet bey ſolchen Sätzen, die in Beziehung auf die Grundfeſten des Chriſtenthums ſelbſt von ſo bedeutenden Folgen ſind, gewifs noch weit mehr ſtatt. Eben ſo wenig würde Rec. es wagen, ſo poſitiv, wie S. 217., zu behaupten, daſs *Vater*, *Sohn* und *heiliger Geiſt* im N. T. aus den Platoniſch-Aegyptiſchen Ideen *unſtreitig* zu erklären wären. Denn wie iſt es möglich, dieſs auſser Streit zu ſetzen? — Der unterſcheidende Charakter des Chriſtenthums beſtand, nicht nur nach dem N. T., ſondern auch nach dem, was der Vf. an andern Orten ſelbſt behauptet, keineswegs nur allein darin, daſs es die Speculation ins menſchliche Leben herabgezogen habe (S. 14.). Und ſelbſt das Eigenthümliche in dem von Jeſu unternommenen Herabziehn der Speculation, bedurfte einer nähern Beſtimmung, da auch Socrates und viele andere dieſs thaten; aber auf andern Wegen. — Der Erfolg, den die Anwendung der verſchiedenen, ehedem langſam, und jetzt ſehr ſchnell vorübergehenden philoſophiſchen Schulſyſteme, auf die chriſtliche Theologie in allen Zeitaltern gehabt hat, liegt zwar ſchon in der Geſchichte, die dieſes Buch abhandelt, jedem uneingenommenen Beobachter offen vor Augen; es wäre aber doch eine ausdrückliche Hinweiſung hierauf in der Einleitung nicht überflüſſig geweſen, um angehende Theologen auf die Früchte der ſectiriſchen Anhänglichkeit an irgend ein philoſophiſches Sectenhaupt durch unläugbare Thatſachen aufmerkſam zu machen. — S. 118 f. wird bloſs die ſchwache und fehlerhafte Seite der *Leibnitziſch-Wolfiſchen* Philoſophie bemerklich gemacht, und zuletzt hinzugeſetzt: „Kein Wunder, daſs ein ſo *kümmerliches* Zeitalter keinen Geſchmack an *Spinoza's ſublimer Religionsphiloſophie* finden konnte!" So lieſt man auch S. 138., die Tendenz der *Fichtiſchen* Philoſophie habe nur aus *momentanen Mißverſtändniſſen* für Atheismus genommen werden können, und in *Schelling's* Identitätsphiloſophie ſcheine, obgleich in kräftigern Formen, der wiedergeweckte Geiſt des Spinozismus ſich auszuſprechen; welches S. 198. ſo ausgedruckt wird, „das *höchſte Abſolute* in *Schelling's* Natur- und Identitätsphiloſophie habe hier einen *ſublimern Sinn*, als in *Spinoza's* Schule." Dieſs ſey ſo: — aber hätte nicht alles dieſes eben ſo deutlich entweder ſogleich ausgeſprochen, oder doch hintennach erklärt werden müſſen, wie die andern vorher erwähnten Unterſcheidungslehren anderer Syſteme? — Die Ueberſchrift zu §. 209.: „Der heilige Geiſt *gelangt* zur Homouſie des Vaters und Sohnes," wird der Vf. wegen des Anſtöſsigen, das darin für viele liegt, künftig gewifs gern abändern; ſo wie auch Stellen *der* Art, wie S. 125. und 139.: *Becker* habe durch ſeine bezauberte Welt den Teufel vorläufig in Ketten zu legen geſucht; und die dogmatiſchen Unterſuchungen hätten in der Lutheriſchen Kirche — *ominös* genug! — vom Teufel begonnen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

KOPENHAGEN, b. Thoring u. Colding: *Kateketik af R. O. Böiſen*, Praeſt i Veſterborg of Birket, Laerer

Laerer ved Seminariet sammelteds. 1803. XVI u. 171 S. 8. (12 gr.)

Der Vf., jetzt Biſchof im Stift Lolland, hat ſich durch dieſen zum Theil wohlgelungenen Verſuch ein Verdienſt um die däniſche Literatur erworben, welche bisher im katechetiſchen Fache wenig oder nichts Originelles aufzuweiſen hatte. Als Stifter, Direktor und Lehrer eines eignen Seminariums muſste ihm allerdings viel daran gelegen ſeyn, ſeine Seminariſten in der ſchweren und wichtigen Kunſt zu katechiſiren unterrichten und üben, und ſich dabey eines zweckmäſsigen Leitfadens bedienen zu können. Ob nun gleich Rec. über viele Punkte ganz verſchieden denkt (z. B. gleich über die Definition der Katechetik S. 1. nach welcher ſie nichts mehr und nichts weniger ſeyn ſoll, als: „die Wiſſenſchaft, welche die Regeln, wonach der Lehrer ſeine Kinder ſo fragen muſs, daſs ſie aus einzelnen Vorſtellungen allgemeine Begriffe bilden lernen, um dadurch aufgeklärt und gebeſſert zu werden, abhandelt;" ferner über die einſeitige und falſche Entwickelung des Begriffes vom Aberglauben S. 67., und über die meiſten Kap. 3. und 4. vorkommenden Erklärungen der menſchlichen Seelenkräfte); ob man gleich im 4ten Kap. über Gott, Vorſehung, Offenbarung u. ſ. w. mit Verwunderung gerade ſo ſprechen hört, wie man vor der *Kantiſchen* groſsen Revolution darüber zu ſprechen pflegte; und obgleich dieſe Schrift auf nichts weniger, als auf Vollſtändigkeit und eine ſyſtematiſche Behandlung der Katechetik, als Wiſſenſchaft betrachtet, Anſpruch machen kann: ſo iſt Rec. dem Vf. doch die Gerechtigkeit ſchuldig, daſs er die moraliſchen und religiöſen Bedürfniſſe der Jugend kennt, die Religion allenthalben von ihrer praktiſchen Seite darſtellt und dem Lehrer eine Menge vortrefflicher Regeln, ſeinen Unterricht faſslich, eindringend und nützlich zu machen, giebt. Sollte die Schrift, wie leicht zu vermuthen iſt, eine *zweyte* Auflage erleben: ſo verſpricht ſich es Rec. von des Vfs. vorurtheilsfreyem Eifer für's Gute, daſs er die wichtigen Veränderungen, welche die katechetiſche Wiſſenſchaft in neuern Zeiten erlebt hat, nicht unbemerkt läſst, ſie mit Sorgfalt prüft, und, was er darin Gutes findet, behält und anwendet.

Ebendaſelbſt, b. denſ. Verlegern: *Laerebog i Kateketiken* etc. af *C. Daub* u. ſ. w. Overſat af *A. Kr. Holm*, Praeſt ved Holmens Menighed. 1802. 560 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Original dieſes *Daubſchen* Lehrbuches der Katechetik iſt zu ſeiner Zeit in der *A. L. Z.* mit verdientem Lobe angezeigt worden. Das Eigene der Ueberſetzung beſteht in vielen Anmerkungen, welche den katechetiſchen Kenntniſſen und dem warmen Eifer des Ueberſetzers für wahre Religioſität zur Ehre gereichen; in der Auslaſſung des (entbehrlichen) letzten §., der den Verſuch, die katechetiſchen Grundſätze des Vfs. auf den Heidelberger Katechismus anzuwenden, enthält; und in einem dem Ueberſetzer vom Vf. mitgetheilten Anhang, worin man das Schema eines, nach des Vfs. Grundſätzen eingerichteten, Religionskatechismus findet. — Die Ueberſetzung iſt flieſsend und treu, und wird gewiſs auch von ſolchen, denen *Daubs* katechetiſches Syſtem nicht in aller Abſicht Genüge leiſten ſollte, mit Nutzen geleſen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Lateinische Sprachkunde. *Salzburg*, b. Mayr: *Lateiniſches Leſebuch*, von *M. Karl F. Hohn*. 1805. 91 S. 8. (5 gr.) — Das Motto: *Duplex ſcholae adeundi finis eſt: Virtus et Eruditio* aus *J. Nieſs de oriu et occaſu linguae lat.* hat den Vf. bey der Abfaſſung dieſes Elementarleſebuchs geleitet. Er hat daher, ungefähr wie der ſel. D. *Peter Miller* u. a. in vorigen Zeiten, lauter kleine, übrigens ſehr bekannte, moraliſche Geſchichtchen zum zweyten Curſus des Lateinlernens gebraucht, die er theils aus andern Schriften entlehnt, theils ins Lateiniſche überſetzt hat, als, die Macht der väterlichen Liebe, Triumph der kindlichen Liebe. Es iſt aus dem Werkchen ganz klar, daſs der Vf. weder den Zweck eines ſolchen Leſebuchs gehörig gefaſst, noch die Geſchicklichkeit habe ein gut geſchriebenes zu entwerfen. Sein Leſebuch ſtrotzt von Fehlern gegen die gute Latinität. Ganz unlateiniſche Ausdrücke, als: *mors extſica*, *motivum*, *regimentum*, *domus* (Handelshaus) *folvebat*, *vermis conſcientiae ſe movet*, *promanant lacrimae*, *vix non* beynahe; *concivis* für *civis* aus dem verdächtigen Tertullian, *amodo* aus ſpätern Zeiten u. dgl. kommen unzähligemale vor. Daran reihet ſich eine ganze Menge unlateiniſcher Wendungen. Alſo wird aus dem Leſebuche ein ſchlechtes Latein gelernt, welches nachher nur mit groſser Mühe wieder verlernt werden muſs. Aber auch der Zweck eines ſolchen Leſebuchs iſt vom Vf. gar nicht gefaſst worden. Man ſoll die Alten nicht blos deſswegen leſen, um lateiniſch zu lernen, ſondern theils um alle Seelenkräfte in der Lectüre und im Studium derſelben zu entwickeln, zu ſchärfen und zu bilden; theils einen paſſenden und mannichfaltigen Gedankenvorrath zu ſammeln und zu verarbeiten; folglich hat das Studium der Alten einen ſo vielfachen Werth zugleich, als kein andrer Lehrgegenſtand darzubieten vermag. Der Vf. hätte alſo beſſer gethan, wenn er durchaus die groſse Zahl der Leſebücher dieſer Art, worunter ſehr viele muſterhafte bekannt ſind, vermehren wollte, keine moraliſche Anekdotenſammlung zu liefern, ſondern lieber ein Werkchen als Leſebuch zu verfaſſen, welches auf eine geſchmackvolle Art zur Einleitung in die Lectüre der Alten hätte dienen, und die nöthigen Vorkenntniſſe aus der Philoſophie, Mythologie u. ſ. w. mittheilen ſollen; zumal, da er darüber klagt, daſs dieſe Kenntniſſe ſehr vielen Jugendlehrern in jenen Gegenden noch fehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. April 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in d. Dykſchen Buchh.: *Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte*, von *Joh. Chriſtian Wilh. Auguſti* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 95. abgebrochenen Recenſion.*)

Nun noch einige Bemerkungen über verſchiedene einzelne Stellen, wo Rec. glaubt, daſs bey einer neuen Ausgabe dieſes brauchbaren Buches etwas abzuändern oder hinzuzuſetzen ſeyn möchte, beſonders in Hinſicht auf literariſche Notizen, womit übrigens dieſe Schrift ſehr reichlich, und gröſstentheils mit recht guter Auswahl, ausgeſtattet iſt. S. 2. und 3. Nicht *Buddeus* brachte die Benennung *Dogmatik*, ſtatt theoretiſcher Theologie (wieder von neuem) auf, ſondern *Pfaff*. Dieſer gab ſchon 1721. eine *Theol. dogmatica* heraus, *B.* erſt 1723. — Bey Anführung des Namens *Antitheſis* (oder vielmehr *Antithetik*) von der kritiſchen Theologie, fehlt die ebenfalls bibliſche Terminologie, *Elenctik*, oder *elenctiſche Theologie*, die *Turretin* brauchte, und die weit ſchicklicher iſt, als die von *Friedm. Bechmann*, in Jena, im 17ten Jahrhundert eingeführte Benennung, *Polemik*. Zur Berichtigung und Vervollſtändigung mancher in dieſem §. abgehandelten Materien, vergl. *Stange's Symnikt.* I, 156 f. — S. 14. 15. fehlt *Storr* über den Geiſt des Chriſtenthums, in *Flatt's* Magazin, und *Küppens* Schrift: die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit; S. 25.: *Tiedemann's* Geiſt der ſpeculativen Philoſophie Th. *III.* (Marb. 1793. 8.) und S. 35., bey dem Gebrauch der Tradition in der alten Kirche, *Tertullian's* Hauptſchrift, *de praeſcriptione*. — S. 45. heiſt es: *Mani* habe ſich, *wie ein zweyter Montanus*, für den Paraklet ausgegeben. Aber das that Montanus nicht, ſondern behauptete nur, daſs der von Chriſtus verheiſsene Paraklet *ihm einwohne;* und ſo iſt es auch S. 30. richtig ausgedruckt. — S. 67. 68. gehören noch zur Literatur über Hieronymus: *le Clerc Quaeſt. Hieronymianae; Hier. vitae ſuae ſcriptor*; Ancon. 1750.; *Engelſtoft Hier. interpres, criticus, exegeta* etc. Hafn. 1797. gr. 8., und zu *Auguſtin's Retractationen*, *Müller's* kernhafter Auszug daraus, in den Bekenntniſſen merkwürdiger Männer, Th. *II.* — S. 72. mangelt die Anzeige der Ausgaben der Briefe des Bonifacius, von *Serarius* und *Würdtwein;* und über den Geiſt des damaligen Miſſionsweſens enthalten des ebengedachten *Müller's* Denkwürdigkeiten der Geſchichte des Chriſtenthums (Leipzig 1804.) weit richtigere und tiefer eindringende Bemerkungen, als die hier citirten Bücher. — S. 75. und 329. iſt bey *Berengarius Abendmalslehre* verſchiedenes zu berichtigen, und das von *Stange* in den *Symnikt.* darüber Geſagte zu vergleichen. — S. 86. fehlt bey den Nominaliſten und Realiſten, *Meiners Commentat. de Nominalium et Realium initiis et progreſſu*, Gott. 1793., und S. 87. bey *Abaelard: the Hiſtory of the Lives of Abeillard and Heloiſe*, by *Joſeph Berington*, Birmingham und Lond. 1787. 4. — S. 96. war zu bemerken, daſs die Benennung *eccleſ. evangelica* ſchon vor der Reformation üblich geweſen ſey, und was die Waldenſer, Wikleſiten und Huſſiten (über welche kleinere Geſellſchaften, und deren Lehr-Eigenthümlichkeiten und erheblichen Einfluſs, auch in der Dogmengeſchichte etwas zu ſagen geweſen wäre) darunter eigentlich verſtanden. Ebendaſelbſt vermiſste Rec. auch die Anzeige der *Büſchingiſchen* Schrift über die ſymboliſchen Bücher, und des dadurch veranlaſsten Streits. — S. 109. iſt nicht bemerkt, wenn zuerſt, und warum die *reformirte* Kirche vorzugsweiſe *ſo* benannt wurde. Zu viel und zu ſtark geſagt iſt, was S. 110. ſteht, daſs die Genfer Univerſität ſich auf *Serveto's* Scheiterhaufen erhoben habe; und zu wenig iſt es, wenn es gleich darauf heiſst, Genf ſey bald das Wittenberg und Jena der Reformirten geworden. Denn dort war mehr, als Wittenberg und Jena. Siehe *Henkens* Abhandlung über Genf's vielſeitige Bedeutſamkeit, zu *Villers* Geiſt der Reformation, S. 549 f. — Bey *Zinzendorf*, und dem von ihm geſtifteten Verein, war S. 118. auſser *Spangenberg's* Lebensbeſchreibung, als das vorzüglichſte Buch anzuführen, *Müllers* Bekenntniſſe m. M., Th. *III.* und ſtatt der ſehr dürftigen *Lynar'ſchen* Nachrichten von d. Br. Gem., *Joh. Loretz ratio diſciplinae Unitatis Frr.*, Barby, 1789. Auch durfte ein Buch, wie *Spangenberg's Idea fidei Frr.*, hier nicht unerwähnt bleiben. — S. 122. iſt ſtatt *Cocceius*, oder *Cock*, geſetzt *Cocceji;* S. 117. *Hermann Franke*, ſtatt *Aug. Herm. Franke;* und anderswo *Capellus*, ſtatt *Cappellus*. Ueber die *Freydenker* in Italien, Frankreich, England und Deutſchland, deren Lehrſätze auf die Dogmatik ſo ſtark gewirkt haben, war S. 128. 132., oder an einer andern ſchicklichen Stelle, noch etwas Mehreres und Beſtimmteres zu ſagen, und der Literatur darüber *Herder's Adraſtea* und *Henkens* Kirchengeſchichte des 18ten Jahrhunderts, Th. *II.* beyzufügen. Des *Wolfenbüttelſchen Ungenannten*, und des Streits über ihn, iſt nicht gedacht. — S. 133. wäre der eigentliche Geiſt des *Socinianismus*, und die Inconſequenz dieſes Syſtems, genauen zu bemerken, und die bekannte *Ziegler'ſche* Abhandlung darüber anzuzeigen geweſen. — S. 140. Note 1. fehlt die *Semler'ſche* Haupt-

Hauptſchrift *de Daemoniacis* N. T.: ſo wie S. 153. unter den ältern Widerſachern der Philoſophie, *Dan. Hoffmann*, in Helmſtädt. — Unter denjenigen Neuern, die den Offenbarungsbegriff des *Clemens Alex.* aufnahmen, hätte vor *Herdern*, beſonders *Semler* genannt werden ſollen, S. 159. — Den apologetiſchen Schriften S. 173. iſt beyzufügen: *Tzſchirner's* Geſchichte der Apologetik, mit *Reinhard's* Vorrede, Th. I. Leipz. 1805. — Am rechten Orte wären S. 175 f. einige Bemerkungen über die Begriffe der alten Welt von *göttlicher Eingebung* überhaupt geweſen, um über die Ideen und Ausdrücke der Bibel, und ſelbſt der Kirchenväter, Licht zu verbreiten; wovon im *Homer*, *Plato* u. ſ. f. ſo viel zu finden iſt. Schon dieſen gemäſs hätte S. 177. nicht behauptet werden können, daſs Origenes, Chryſoſtomus, u. a. Kirchenväter, die bibliſchen Schriftſteller zu Werkzeugen des heiligen Geiſtes *gemacht* hätten. Denn dafür hielten ſie ſich ſelbſt, und galten als ſolche auch im frühen chriſtlichen Alterthum. Eben ſo würden auch die aus Homer bekannten Vorſtellungen von den Götterkörpern, und deren Beſchaffenheit, zur Erläuterung der Lehre von den ätheriſchen Engelkörpern und den feinern menſchlichen Seelenkörpern (S. 256. u. 277.), gedient haben. — S. 182 f., wo vom Kanon des A. und N. T. die Rede iſt, war auch über die Vieldeutigkeit des Wortes *Kanon* ſelbſt, etwas zu erinnern. — S. 187. fehlt die von *Semler* ſchon in ſeinen frühern Schriften aufgeſtellte Behauptung, daſs die apoſtoliſchen Briefe nur für die *Vorſteher und Lehrer* der Gemeinen beſtimmt geweſen wären. — S. 190. iſt *Hegelmeyer's* Geſchichte des Bibelverbots hinzuzuſetzen, und S. 191. ſollte bey §. 173. oder 174. der *Bibelauszüge* in ältern und neuern Zeiten, und der verſchiedenen Tendenz derſelben, gedacht ſeyn; und deſſen, was dafür und dagegen geſagt iſt in *Eichhorn's* allgem. Bibl. der bibl. Lit., im Anhange zu *Köppen's* oben angeführten Schrift, im Halliſchen Prediger Journal, u. ſ. f. — Der nicht berührten Frage, ob die Trinität aus dem A. T. erweislich ſey; und des darüber ſeit 1645. und 1649. geführten Streits, hätte, nebſt *Calixtus* und *Calov's* Schriften, S. 215. gedacht werden können. Auch fehlen S. 226. 227. unter denen, die neue Anſichten über die Trinitätslehre, oder philoſophiſche Demonſtrationen derſelben, zu geben verſucht haben, *Reuſch*, *Gruner*, *Urlſperger*, *Cludius*, *Schwab.* — S. 268. vermiſst man die Erwähnung der Lehre *de providentia circa minima*, und derer, die ſie bezweifelten; unter welche ſelbſt *Hieronymus* gehört. — Als Vertheidiger der Lehrform von dem dreyfachen Geſchäft Chriſti gegen *Erneſti*, war S. 302. vorzüglich auch *Morus* zu nennen: ſo wie S. 312. wenigſtens die Namen der vornehmſten Schriftſteller, die über das Daſeyn der Prädeſtinatianer-Partey geſtritten haben, zu bemerken waren. — Zu allgemein iſt die Behauptung S. 322., daſs alle Myſtiker und Fanatiker von jeher Feinde der Waſſertaufe geweſen wären. — Bey *Teller's* Schrift, „*Fides dogmatis de reſurr. carnis*," verdiente *Erneſti's* ſehr berichtigende Recenſion in d. N. theol. Bibl. IX, 221. zugleich mit angeführt zu werden; und bey dem Artikel von der Kirche, S. 338. oder 340., das wichtige Werk von *Oberthür*: „*Idea biblica eccleſiae Dei.*"

Auſser den am Ende angezeigten Druckfehlern, kommen noch manche andere vor, als S. 40. *Leonidas*, (Origenes Vater,) ſtatt *Leonides*, S. 260. *Laodicaea*, ſtatt *Laodicea*; an einem andern Ort *Stagyrit*, ſtatt *Stagirit*. — Was den Vortrag betrifft, ſo iſt er im Ganzen ſehr deutlich und den Sachen angemeſſen; doch vermiſst man bisweilen das *aequabile genus orationis*, und den ruhigen Lehrton, der auch, ohne geſuchte Kraftſprache, kräftig genug ſeyn kann. Auch werden häufig fremde Wörter und Redensarten ſtatt deutſcher gebraucht, z. B. *Conflikt*, *Diſſenſus*, *controvers*, *ſublim*, *energiſch*, *Propagatoren*, *Emendator*, *theologiſche Fermentation*, *Quinteſſenz der Controvers*, *dem Kirchenglauben ein neues Acceſſit verſchaffen*, u. dgl. m.

Es geſchieht übrigens aus wahrer Hochſchätzung der verdienſtlichen Bemühungen des Vfs., wenn Rec. am Schluſſe ſeiner Anzeige nochmals ausdrücklich erklärt, daſs er dieſe Schrift für eine ſehr erfreuliche Erſcheinung in der neueſten theologiſchen Literatur halte, und daſs es ihm ſelbſt zur Freude gereichen würde, wenn er durch ſeine Bemerkungen darüber, ſowohl zur Verbreitung und zum zweckmäſsigen Gebrauch derſelben, als auch zu ihrer mehreren Vollendung bey einer künftigen neuen Bearbeitung, etwas beygetragen hätte. Die ſehr gute Auswahl der, unter mehrern Paragraphen dieſes Lehrbuchs in der Urſprache abgedruckten Kernſtellen aus den Kirchenvätern, berechtigt auch zu dem Wunſche, daſs Hr. *A.* ſeinen, in der Vorrede S. XI. bekannt gemachten Entſchluſs, eine bloſs zum Behuf der Dogmengeſchichte geordnete *Chreſtomathia patriſtica*, mit einer *Clavis* dazu, herauszugeben, bald ausführen möge.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERFURT, in d. Hennings. Buchh.: *Ueber die Sorge für die weiblichen Brüſte.* Ein Handbuch für alle gebildeten Stände, für Aerzte, Geburtshelfer, Mütter und Erzieher in allen weiblichen Erziehungsanſtalten, die ein geſundes Menſchengeſchlecht bilden und erhalten wollen. Von D. *Joh. Adam Braun*, ehemals Profeſſor zu Marburg. 1805. *Erſter* Band. XXXVIII u. 470 S. m. 2 Kpft. *Zweyter* und letzter Band. 416 S. m. 3 Kpft.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Werth und die Wichtigkeit der weiblichen Brüſte, für das Wohl der Menſchheit und (über) die Sorge für die Erhaltung derſelben, ſo wie auch über die Mittel, die aus Vernachläſſigung dieſer Sorge entſtehenden Nachtheile am beſten zu beſeitigen. Von D. *J. Ad. Braun* u. ſ. w. (3 Rthlr.)

Die Aufgabe, welche ſich Hr. *B.* vorlegte, ergiebt ſich aus den beiden Titeln zur Genüge. Vielleicht er-

erscheint sie manchen zu complicirt, als dafs eine genügende, in allen den angegebenen Hinsichten zweckmäfsige und wohlthätige Lösung derselben zu erwarten wäre — weil sich in der Ausführung die Fehler kaum vermeiden lassen, an denen so viele medicinisch-populäre, und besonders diejenigen Schriften kränkeln, die für Arzt und Nichtarzt zugleich geschrieben seyn sollen. Für diese will Rec. folgende Stellen aus der Vorrede zum *ersten* Theile ausheben: „Ich schrieb, sagt der Vf., blofs für gebildetere Frauenzimmer, nicht als ob ich dächte, dafs die weniger gebildeten nicht auch eines Unterrichtes in dieser Hinsicht nöthig hätten, sondern weil hier jede Belehrung durch Bücher vergebliche Mühe ist, und weil vielmehr das Beyspiel der gebildeteren Stände Leute aus der weniger gebildeten Klasse von den ererbten Vorurtheilen u. s. w. entfesseln mufs." — (Wären diese Beyspiele nur häufiger, und gäbe es nicht auch in den höheren Ständen, zumal in medicinischer Hinsicht, einen so vorurtheilvollen, jede Belehrung mit kindischem Eigensinne zurückweisenden Pöbel; müfste nicht die liebe Hygieine, um in der Sphäre der Gebildetern Freunde zu finden, meist ein Bündnifs mit der launenvollen Göttin der Mode eingehen!) Hr. *B.* verwahrt sich weiter sehr angelegentlich gegen die Meinung, dafs er etwa die Frauenzimmer zu Selbstärzten machen wollte, und ändert da, wo er nur für Aerzte geschrieben haben will, seine Schreibart, z. B. bey der Abhandlung über die Entzündung und Eiterung der Brüste. Unstreitig würde aber der Vf. besser gethan haben, seine Belehrung für Frauenzimmer und Aerzte zu trennen. Doch wir betrachten nun das Buch wie es ist, etwas genauer.

In der Einleitung S. 1 43. verbreitet sich der Vf. weitläufig über die Zweckmäfsigkeit und Nothwendigkeit des Selbststillens. Er hätte hierüber vielleicht noch eindringender und kräftiger gesprochen, wenn er sich weniger wiederholt, und sein Thema etwas kürzer gefafst hätte. *Erster* Abschnitt. *Von dem äufseren und inneren Bau der Brüste.* Dieser Aufschrift zufolge sollte man in diesem Abschnitte nicht schon ein weitläufiges Detail über das *Geschäft* dieser Drüsen, über die Milchbereitung und Aussonderung erwarten. Es wäre wohl zweckmäfsiger gewesen, hierüber in einem eigenen Abschnitte sich zu verbreiten, in welchem zugleich von der verschiedenen guten und weniger guten Beschaffenheit der Milch nach ihren Bestandtheilen u. s. w. die Rede hätte seyn können. Gegen den Aderlafs, das Purgiren u. s. w. bey zu häufiger Milchabsonderung eifert Hr. *B.* mit Recht, aber mit einer Heftigkeit, die seinem Eifer von einer Seite her einiges Zutrauen rauben dürfte: er möchte vielleicht, so sehr er immer auf die Anamnese hinweiset, im Falle ein Aderlafs zweckmäfsig wäre, hinter dem ihm verhafsten Routinier zurückbleiben. *Ne quid nimis!* Zu diesem Abschnitte gehören die diesem *ersten* Bande beygegebenen zwey Kupfertafeln, aus *Kölpin's* oder vielmehr *G. G. Walter's Schediasma de structura mammarum plexus sequioris* etc. c. 2 Tabul. aen. (Berlin 1765.) die gut copirt sind. Rec. hätte aber zugleich auch eine Copie des Kupfers hier gefunden, welches *Joannides* seinem *Spec. physiologiae mammarum muliebrium.* (Halae. 1801.) beylegte. Es ist dasselbe für Layen in der Anatomie instructiver. *Zweyter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste, vor und in den Jahren der Mannbarkeit bis zum Eintritte der Schwangerschaft* (S. 113—203.). Im Ganzen gut, nur wieder etwas zu weitläufig, mit zu häufigen Wiederholungen! Nach der Auseinandersetzung alles des Unsinnes und Unwesens, wodurch man besonders das gleichmäfsige Wachsthum der jungen Mädchen noch sogar häufig untergräbt, wäre es recht gut gewesen, den reellen Gewinn der kunstlosen physischen Erziehung (S. 156.) etwas ausführlicher zu detailliren, und dafür an andern Stellen etwas kürzer zu seyn. Neu war dem Rec. (S. 196.), dafs durch grofsen Säfteverlust, durch zu häufiges Aderlassen und Purgiren, fleifsig angewendete Brechmittel u. s. w. die Dickleibigkeit herbeygeführt werde. *Dritter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste während der Schwangerschaft bis zur Entbindung.* Möchte, was in diesem Abschnitte gelegentlich über den Mifsbrauch der schwächenden Arzneymittel während der Schwangerschaft gesagt wird, doch allgemein gebührend beherzigt werden! — Angenommen, dafs, zufolge der von *Brünninghausen* angeregten Meinung, durch magere Diät u. s. w. das Wachsthum, besonders die Verknöcherung im Fötus zur Erleichterung der Geburt verringert werden soll: so sind doch die von dem sonst so beliebten antisthenischen Apparate bey so vielen Schwangeren und Wöchnerinnen herrührenden Ungemächlichkeiten gewifs so bedeutend, dafs es Rec. nicht für problematisch halten kann, zu bestimmen, ob die von der fleifsig bewirkten Schwächung, oder die von dem mehr sthenisirenden Verhalten etwa herrührenden Inconvenienzen überwiegen. — Der §. 88. gegebene Rath: „Sind die Warzen wirklich entzündet, so bestreiche man sie mit Myrrhentinctur und Rosenhonig —" ist zu einseitig. — *Vierter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste nach der Entbindung, bey dem Stillen und Entwöhnen des Kindes.* S. 250—466. — also die Hälfte des *ersten* Bandes. Die übertriebene Empfehlung des Stärkens abgerechnet und von der auch hier drückenden Weitschweifigkeit abgesehen, ist dieser Abschnitt wohl gerathen. Die darin bearbeitete Lehre von der Entzündung der Brüste enthält zwar nichts Neues, ist aber sehr faslich aus einander gesetzt. Doch mufs Rec. Hn. *B.* darauf aufmerksam machen, dafs er sehr mit Unrecht unter den Mitteln, die er zur Zertheilung von Knoten in den Brüsten empfiehlt, die *Ipecacuanha* in kleinen Dosen vergessen habe. Auch lehrt wirklich die Erfahrung, dafs der *nicht übertriebene* Gebrauch der Abführmittel bey Wöchnerinnen, und bey denen, die dem Säugen entsagen, vielfach wohlthätig sey. Sollte sich Hr. *B.* das Warum nicht enträthseln können? — Um über das, was Rec. zu gegenwärtigem, und zum vorigen Abschnitte sagte, recht verstanden zu werden, hält er für nöthig wiederholt zu erklären, dafs er zwar gern die Layen von dem Mifsbrauch der Laxirmittel

und

und des Aderlaſſens zurück gebracht ſieht; daſs ihm aber an Aerzten durchaus nicht die Sucht gefalle, die ſogenannte evacuirende Methode aus allen Handbüchern der Therapie gänzlich zu verbannen.

Zweyter Band. *Fünfter* Abſchnitt. *Ueber das Selbſtſtillen* (S. 1 — 140.). Auseinanderſetzung der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Selbſtſtillens, der Nachtheile für Mutter und Kind vom Unterlaſſen deſſelben. Erörterung der Fragen: Wann ſoll die Mutter anfangen den Säugling zu ſtillen? Wie hat ſie ſich bey dem Stillen zu verhalten? — Wie lange ſoll ſie ſtillen? — Alles ſehr wortreich. Die Vorſchläge, den Stillenden ähnliche Vortheile von Seiten des Staates zuzugeſtehen, wie den Schwangeren (S. 133 u. ff.), verdienen allerdings die Beherzigung der Polizey-Behörden. *Sechster* Abſchnitt. *Ueber die Säugammen.* Vorſicht bey der Wahl derſelben. Ihre Pflichten u. ſ. w. *Siebenter* Abſchnitt. *Ueber die Ernährung der Kinder mit Thiermilch* (S. 225 — 338.). Unterſuchung und Schätzung der verſchiedenen Thiermilch; Würdigung der ſonſt nebenbey gebräuchlichen Nahrungsmittel für Kinder. Am Ende eine Digreſſion über die ihnen zuſtoſſenden Beſchwerden des Unterleibes, nebſt einer kleinen Predigt gegen die gewöhnlichen, in den Kinderſtuben ihr Weſen treibenden, Afterärzte. *Achter* Abſchnitt. *Von der Sorge für die Brüſte bey dem Aufhören des weiblichen Monatsfluſſes im höheren Alter* (S. 339 — 407.). Die drey dieſem Bande beygegebenen Kupfer geben eine deutliche Anſicht von dem toſkaniſchen Schlafgehäuſe zur Sicherung der Säuglinge vor Druck in den Betten der Mütter oder Ammen, von dem Odenſee'ſchen und Kopenhagen'ſchen Schutzbett'chen, von deren Wohlthätigkeit im *ſechsten* Abſchnitte des Breiteren die Rede war. — Rec. will gar nicht läugnen, daſs dieſe Schrift viel Gutes wirken könne; aber daſs ihn beſonders die Weitſchweifigkeit und die vielen Wiederholungen endlich nicht wenig ermüdeten, kann er eben ſo wenig bergen. Das Ganze hätte wohl in einem Bande vorgetragen werden können, wären zu den Weitläufigkeiten nicht noch ſogar ſchmale und kurze Druckſeiten gekommen. Daſs Hr. *B.* mehrere Schriftſteller benutzte, dagegen iſt nichts zu erinnern; billig hätte er ſie aber auch nennen ſollen, um nicht etwa eines Plagiates beſchuldigt zu werden, wozu mancher könnte verſucht werden, der ſeine und die *Kleeiſche* Schrift *über die weiblichen Brüſte* — Frankf. (1798.) geleſen hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gelehrte Geſchichte. *Zwickau*, mit Höferiſchen Schriften: *Luam Matrem* vindicat *T. Hempel*, Conſ. Zwiccav. 1805. IV und 40 S. 8. — Der Vf., welcher ſich ſchon durch ſeine Abhandlung *de diis Laribus*, Zwickau 1797. 47 S. 8. einen Namen unter den Archäologen erworben, hat ſeine Monographie über die Mutter Lua bey der Gelegenheit, da ſein Sohn die juriſtiſche Doctorwürde angenommen, nur als Handſchrift für Freunde herausgegeben. Da ſie nicht in den Buchhandel kommt, ſo halten wir es für ſachdienlich, wenigſtens das Reſultat dieſer faſt mit juriſtiſcher Weitläuftigkeit geführten Deduction für das Publikum zu erhalten. Die Göttin, über welche der Vf. durch ſcharfſinnige Combination ſo viel Licht, als möglich war, verbreitet hat, kommt nur beym Livius 8, 1. 45, 33. beym Gellius 13, 22. und in einer Inſchrift bey Reineſius vor. In der erſten Stelle des Livius werden die von den Volſcern erbeuteten Waffen der Lua Mater geweiht; in der andern weiht und verbrennt Aemilius Paulus die in Macedonien erbeuteten Waffen: „betend zum Mars, der Minerva, der Lua Mater und den übrigen Göttern, *quibus ſpolia hoſtium dicare jus faſque eſt.*" Im Gellius wird aus den altrömiſchen Formeln *comprecationum* unter andern Gottheiten *Lua Saturni* genannt, welches in jener Zuſammenſetzung mit andern Göttinnen, deren Gemahl beygefügt iſt, wie *Salacia Neptuni*, *Hora Quirini*, vom Vf. unſtreitig richtig erklärt wird: „Lua, die Gemahlin des Saturnus." Es wäre alſo nur ein weniger bekannter Name der Ops oder Rhea, der groſsen Mutter der Götter. Die Devotion oder Conſecration der feindlichen Waffen würde gut zur Ops oder Terra paſſen, da, nach Macrob. Sat. 3, 9. bey Devotionen die Tellus Mater angerufen und die Erde dabey mit der Hand berührt wurde, welches letztre Sat. 1, 10. ebenfalls von der „Terra Ops" geſagt wird. Warum aber der Name Lua ſo wenig gemein worden, darüber wird folgende ſinnreiche Hypotheſe aufgeſtellt. Rom hatte einen eignen geheim gehaltnen Namen (*Amor*, nach *Jo. Laurentius de menſibus* S. 98., d. h. wie wir glauben, man kehrte den Namen Roma bloſs um) und einen Schutzgott, deſſen lateiniſcher Name eben ſo geheim gehalten wurde, um nicht von Feinden herausgerufen werden zu können. Ueber dieſe Schutzgottheit führt Macrob. Sat. 3, 9. verſchiedne Meinungen an, findet es aber am wahrſcheinlichſten, daſs es die Ops geweſen ſey. Deren geheim gehaltner Name könnte demnach wohl Lua geweſen ſeyn, wenn er nicht vielleicht ſelbſt in den Worten des Macrobius: „*alii Luam*" verſteckt liegt, welches leicht mit dem unbekannteren *Luam* verwechſelt werden konnte, wie der Vf. S. 40. bemerkt. Wie dem auch ſey, ſo viel ſcheint uns ſicher, daſs dieſe Lua Mater den *arcanis*, *ignotis diis* beyzuzählen ſey, die bey gewiſſen Weihungen, Todtenbeſchwörungen, u. ſ. w. angerufen wurden (z. B. Statius Theb. 3, 497. Achr. 1, 139.) und deren geheimer Name nicht ausgeſprochen werden durfte Stat. Theb. 4, 516. Wirklich finden wir beym *Martianus Capella de nupt. Philol.* den Saturnus und ſeine Gemahlin nicht genannt, aber auf das deutlichſte geſchildert unter gewiſſen *unnennbaren* Göttern, „*quorum nomina publicari decretum coeleſte non pertulit.*" Vergl. A. L. Z. 1794, Nr. 358. S. 306 f. Uebrigens verdient gerühmt zu werden, daſs der Vf., ungeachtet ſeines Geſchäftslebens, nicht nur der Muſe des Alterthums für ſeine Perſon huldigt, ſondern auch gründliche humaniſtiſche Studien dadurch zu befördern ſucht, daſs er ſelbſt thätigen Antheil an dem Unterricht in der gelehrten Schulanſtalt ſeiner Stadt, deren verdienſtvoller Rector Hr. M. *Görenz* iſt, nimmt, eine Handſchulbibliothek für dieſelbe errichtet hat und erhält, und ihr auſserdem noch ein Geſchenk von 1500 Rthlr. gemacht hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. April 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Göthe (die 2 letztern Thle b. Martini): *Syſtem des Chur-Sächſiſchen Kriegs-Rechts*, von *Karl Auguſt von Winkler*, Churfürſtl. Sächſ. Auditeur in Sr. Königl. Hoheit Herzog Alberts Regimente Dragoner. *Erſter* Theil. 1796. VIII u. 275 S. *Zweyter* Theil. 1803. VIII u. 334 S. *Dritter* Theil. 1804. 467 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Nachdem der Vf. im erſten Kapitel vom Begriffe der Sächſiſchen (Kurſächſiſchen) Kriegsrechtsgelahrtheit und von ihren Quellen und Hülfsmitteln gehandelt, im zweyten die bey der Kurſächſiſchen Armee geltenden hauptſächlichſten Kriegsgeſetze namhaft gemacht hat: ſo folgen drey Kapitel von der Kriegsgerichtsbarkeit, von Verwaltung der Juſtiz, und von der Art, die Streitigkeiten bey den Kriegs-, beſonders Regimentsgerichten zu behandeln. Er handelt ſodann (Kap. 6. u. 7.) von der Werbung und von der Verpflichtung des Kurſächſiſchen Soldaten, und geht hierauf ſogleich zu den Verbrechen der Soldaten über, womit ſich der ganze *erſte* Theil (Kap. 8—24.) und die zehn erſten Kapitel des *zweyten* Theils beſchäftigen, deſſen letzte Hälfte ebenfalls criminaliſtiſchen Inhalts iſt, mit Ausnahme des 21. u. 22. Kapitels, in denen der Vf. wiederum zu einer ganz andern Materie übergeht, nämlich zu den kirchlichen Angelegenheiten der Soldaten und zu den Heyrathen derſelben. Im *dritten* Theile ſind die verſchiedenartigſten Gegenſtände neben einander geſtellt: Von den Vorrechten und Begünſtigungen der Soldaten (Kap. 1. Eine der gelungenſten Abhandlungen des Werks); von Bevormundung der unter die Militärgerichtsbarkeit gehörigen Perſonen (Kap. 2.); vom Schuldenweſen der Soldaten (Kap. 3.); vom Auditeur, Regimentsquartiermeiſter, Regimentsfeldſcherer, den Feldpredigern, den Compagnie-Feldſcherern und den Fourieren (Kap. 4—9.); vom Militär-Hoſpital und von Verpflegung der Kranken (Kap. 10.); von den Kartels (Kap. 11.); vom Verfahren bürgerlicher Obrigkeiten gegen Soldaten (Kap. 12.); von den öffentlichen Abgaben, zu deren Entrichtung der Soldat verbunden iſt (Kap. 13.); von Annahme unbeweglicher Güter, von Erlernung der Künſte und der Handwerke, Erwerbung des Bürger- und Meiſterrechts, auch von Pachtungen (Kap. 14.); von der Gerade und dem Heergeräthe (Kap. 15.); von der Beute und vom Plündern (Kap. 16.); vom Gebrauche der ſuſpenſiven und devolutiven Rechtsmittel im Militäre (Kap. 17.); vom Beyſtande, den das Militär dem Bürgerſtande zu leiſten hat (Kap. 18.); von den Eheweibern und Kindern der unter Militärgerichtsbarkeit gehörigen Perſonen (Kap. 19. Iſt eigentlich Berichtigung und Supplement des 3ten Kap. im erſten Theile, wo von der Kriegsgerichtsbarkeit die Rede iſt); vom Verhalten der Quartierswirthe gegen die Einquartierten, auch vom Verhalten der Landleute gegen das Militär auf Märſchen (Kap. 20.); von Einmiſchung des Militärs in die Polizey der Quartierſtände (Kap. 21.); von der Verabſchiedung (Kap. 22.). Den Beſchluſs macht ein Anhang von mehrern Zuſätzen und Berichtigungen zu allen drey Theilen (S. 335—363.) und ein Regiſter (S. 364—465.), wodurch das Werk viel brauchbarer geworden iſt, als es ſonſt ſeyn würde.

Rec., welcher das angezeigte Werk ſorgfältig durchgeleſen hat, kann dem Vf. das Zeugniſs ertheilen, daſs daſſelbe mit vielem Fleiſse und vieler Beleſenheit abgefaſst, und von allen denjenigen, die mit dem Militär in Kurſachſen in rechtliche Beziehungen kommen, oder die an der Verwaltung der Gerechtigkeit und der Rechtspflege bey dem Kurſächſiſchen Militär Antheil haben, namentlich von Officiers, mit Nutzen gebraucht werden kann; allein eben ſo wenig darf Rec. die zwey Hauptmängel deſſelben verſchweigen, *die Planloſigkeit* und *die Weitſchweifigkeit*. Hr. *v. Winkler* nimmt die gewöhnliche Definition der Kriegsrechtsgelehrſamkeit an, und zieht dahin alle das Militär angehende Geſetze, Rechte, Pflichten, Freyheiten und Verhältniſſe des Soldatenſtandes zu dem Bürgerſtande. Er kann ſich mithin rechtfertigen, wenn in ſeinem Werke ſo manches vorkommt, was die innere Organiſation und Verfaſſung der Kurſächſiſchen Armee angeht. Allein in dieſer Hinſicht wird man das Werk, ungeachtet ſeiner Ausführlichkeit und Weitläuftigkeit, unvollſtändig nennen können, weil ſo manche Gegenſtände, welche ebenfalls die innere Organiſation und Verfaſſung der Armee betreffen und durch Geſetze und Landtagsabſchiede beſtimmt worden ſind, darin nicht abgehandelt werden. — In der Anordnung der Materien hat hiernächſt der Vf. ſich nicht von einem feſten Plane leiten laſſen. Rec. theilt hier ſeine Gedanken mit, wie er *des Vfs. Materialien* geordnet haben würde; vielleicht findet derſelbe für gut, davon bey einer andern Gelegenheit Gebrauch zu machen. — In der Einleitung würden zuerſt der Begriff, die Quellen und die Hülfsmittel der Kriegsrechtsgelahrtheit anzugeben ſeyn. [Das erſte Kapitel des *erſten* Theils hat bey dem Vf. die Ueberſchrift: — — von den *Quellen und Hülfsmitteln*; allein vergebens erwartet man etwas von den Hülfswiſſenſchaften; was der Vf. Hülfsmittel nennt,

nennt, ist nichts anders, als das *jus subsidiarium*, aus welchem die Entscheidung zu nehmen ist, dafern die Kursächsischen Kriegsgesetze über einen gewissen Fall keine Auskunft geben sollten.] Hierauf würde dasjenige folgen, was eigentlich die innere Organisation und die Verfassung der Kursächsischen Armee betrifft und was bey dem Vf. an mehreren Orten zerstreut ist. Z. B. von der Werbung (I. K. 6.); von der Verpflichtung (I, 7.); von einigen der vorzüglichsten Personen im Militär (III, 4—9. incl.); von der Wirthschaft (II, 6.); vom Urlaube (II, 8.); von der Verabschiedung (III, 22.); von den Vorrechten und Begünstigungen der Militärpersonen, sowohl während des Dienstes als nach der Verabschiedung, womit zugleich das Nöthige verbunden werden könnte von den Beschränkungen der Freyheit des Soldaten, gewisse Gewerbe zu treiben [was bey dem Vf. im 13. und 14. Kap. des III. Theils vorkommt]. Sodann würde Rec. auf Entwickelung des Verhältnisses der Kursächsischen Armee sowohl zum Bürgerstande als auch des äussern Verhältnisses derselben zu andern Armeen übergehen. Dahin gehören die Lehre von der militärischen Gerichtsbarkeit [Kap. 3. 4. im I. Th., womit zu verbinden war Kap. 12. im III. Th. vom Verfahren bürgerlicher Obrigkeiten gegen Soldaten, und Kap. 19. ebendas. von den Eheweibern und Kindern der unter Militär-Gerichtsbarkeit gehörigen Personen]; ingleichen (Kap. 2. III.) von Bevormundung der unter die Militär-Gerichtsbarkeit gehörigen Personen. Ferner finden unter dieser Rubrik eine schickliche Stelle Kap. 18. im III. Th. vom Beystande, den das Militär dem Bürgerstande zu leisten hat; von Einmischung des Militärs in die Polizey der Quartierstände (Kap. 21.); vom Militär-Hospital und von Verpflegung der Kranken (Kap. 10.); vom Verhalten der Quartierswirthe gegen die Einquartierten, auch vom Verhalten der Landleute gegen das Militär auf Märschen (Kap. 20.); von den mit andern Armeen bestehenden Kartels (Kap. 11.). Dann könnten diejenigen Kapitel folgen, wo von solchen privatrechtlichen Verhältnissen die Rede ist, in Ansehung deren das gemeine bürgerliche Recht eine Abänderung erleidet, namentlich die Lehre vom Schuldenmachen der Soldaten (III. K. 3.); von der Gerade und dem Heergeräthe beym Militär (K. 15.); von der Beute und vom Plündern (K. 16.); ferner von den kirchlichen Angelegenheiten der Soldaten, insonderheit von den Heyrathen (II. K. 21. u. 22.). — In einem eigenen und besondern Theile des Werks wären die Verbrechen der Soldaten mit den darauf gesetzten Strafen anzugeben: und die letzte Abtheilung wäre am besten dem gerichtlichen Verfahren zu widmen, sowohl dem Verfahren in Civilsachen (I. K. 5.) als in Untersuchungssachen (II. K. 11. 12. 13. 14. 16. 19. 20. 18. 17.), bey welcher Ordnung das K. 17. im III. Th., welches vom Gebrauche der suspensiven und devolutiven Rechtsmittel im Militär handelt, einen natürlichen Platz finden würde, anstatt dass es bey dem Vf. sich an eine so unpassende Stelle verirrt hat, zwischen das Kap., wo von der Beute und dem Plündern, und das Kap., wo vom Beystande, den das Militär dem Bürgerstande zu leisten hat, die Rede ist. Die Unordnung hat die Wiederholung und die Weitschweifigkeit zur unvermeidlichen Folge. Rec. könnte dies mit mehrern Beyspielen belegen. So hat der Vf. im I. Th. ein Kapitel von den Kriegsgesetzen, in welchen die in dem vorhergehenden Kapitel, das von den Quellen des Kursächsischen Kriegsrechts handelt, namhaft gemachten Gesetze zum zweytenmale namentlich aufgezählt werden. Bey den einzelnen Verbrechen führt der Vf. jedesmal die darauf gesetzte Strafe an, und ein eigenes Kapitel: von den in der Kursächsischen Armee üblichen Strafen, nennt wieder die Verbrechen, auf welche jede dieser Strafen gesetzt ist, besonders; also eine Sache wiederum zweymal. Eben so werden in dem Kapitel: wer von der Werbung befreyt oder nicht befreyt sey? dieselben Dinge erst negative, dann affirmative oder umgekehrt wiederholt, z. B. Th. I. S. 64. heisst es: Nicht befreyt, sondern der Werbung unterworfen sind: „Handwerksmeister und Bürger in Städten, so ihre Profession nicht wirklich treiben — sämmtliche Handwerkslehrlinge, die ihre Lehrzeit bis auf ein halbes Jahr ausgestanden haben — Postknechte, so zu Bedienung der Posten nicht unumgänglich nothwendig sind u. s. w." Und S. 67. heisst es wiederum: Dagegen sind befreyt folgende Personen: „Alle Handwerksmeister und Bürger in den Städten, welche ihr Handwerk wirklich treiben; sämmtliche Handwerkslehrlinge, so ihre Lehrzeit noch nicht bis auf ein halbes Jahr ausgestanden haben, diejenigen Postknechte, welche zu Bedienung der Post unumgänglich nöthig sind, u. s. w."

Da einzelne Anmerkungen, welche das Detail des Kursächsischen Kriegsrechts betreffen, für die meisten unserer Leser von geringem Interesse seyn würden: so begnügt sich Rec. mit diesen allgemeinen das System der Wissenschaft überhaupt angehenden Erinnerungen, und fügt nur noch einen Wunsch bey. Das Kursächsische Kriegsrecht muss aus einer Menge einzelner, zu verschiedenen Zeiten erschienener und manchen Veränderungen unterworfener Gesetze erlernt werden. *Hofmann's Codex legum militarium Saxonicus* (Dresden 1763. fol.) enthält nur die ältern Gesetze, und ist selbst nach und nach seltener geworden. Rec. hält es daher für ein Bedürfniss, das Wesentliche und Wichtigste aus den Verordnungen, welche gegenwärtig noch wirkliche Gültigkeit haben, nach einer systematischen Anordnung der Materien, [worüber die vorstehenden Erinnerungen vielleicht einige brauchbare Winke enthalten] mit Beybehaltung der Worte des Gesetzgebers, in gedrängter Kürze auszuziehen und einige kurze Erläuterungen da, wo es nöthig wäre, unter den Text hinzuzufügen. Ein solcher Auszug würde nicht nur für den Officier, sondern auch für den Gemeinen selbst ein höchst brauchbarer und nützlicher Wegweiser seyn, dessen sie sich vielleicht lieber bedienen würden, als eines weitläuftigen Handbuchs, das wohl das Schicksal haben dürfte, von Vielen nicht gelesen zu werden.

ARZNEY.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Annalen einer Anſtalt für Wahnſinnige*, von *Wilh. Perfect*, M. Dr., praktiſchem Arzte zu Weſt-Malling in Kent, und der mediciniſchen Geſellſchaft zu London Mitgliede. Aus dem Engliſchen von Dr. *Ernſt Fr. Wilh. Heine*, Königl. Churfürſtl. Hofmedicus, Lehrer der Anatomie u. Chirurgie zu Hannover u. ſ. w. 1804. XXIV u. 404 S. 8. (Eigentlich nur 344 S.; indem die Seitenzahl von 224 auf 285 überſpringt.) (1 Rthlr.)

Dieſes Werk enthält 108 Geſchichten von Krankheiten, deren Erſcheinungen, Verlauf, Behandlung und Ausgang kurz und bündig erzählt werden, ohne ſich im geringſten in ein Detail von Theorie und Speculation einzulaſſen. In den Augen unſerer in Deductionen *a priori* verliebten Aerzte wird daher eine ſolche empiriſche Schrift wenig Werth haben, zumal da beynahe alle Kranken, im Widerſpruch mit dem *Brown*'ſchen und dem *Erregungs-Syſtem*, rein aſtheniſch, durch Aderöffnungen, Brech- oder Abführungsmittel, durch Haarſeile und Veſicatore behandelt wurden, und ſogar bey einer ſolchen von allen Seiten ſchwächenden und Säfte entziehenden Behandlung meiſtens *genaſen*. — Am Ende muſs denn doch der glückliche Erfolg entſcheiden, und wo die Erfahrung laut ſpricht, müſſet ihr Verzicht leiſten, ſagt *Reil*, auf einen vollendeten Rationalismus in euern Handlungen.

Wenn auch nicht alle erzählten Fälle von gleichem Werth ſind: ſo enthalten ſie doch ſo manche wichtige Winke in ätiologiſcher, ſemiologiſcher und pathologiſcher Hinſicht, daſs Rec. ſich verpflichtet findet, dieſe Schrift jedem praktiſchen Arzt, beſonders aber Vorſtehern von Irrenhäuſern, nachdrücklich zu empfehlen. — Schneller Wechſel von Stille und Niedergeſchlagenheit mit ausgelaſſener Munterkeit verräth eine Anlage zu Seelenkrankheiten. — Beſonderer Wechſel des Trübſinns mit dem Speichelfluſs. Mit deſſen Eintritt verſchwand jener, und kam wieder mit dem Ausbleiben des Speichelfluſſes. Letzter wurde durch Calomel unterhalten, und dadurch bleibende Geſundheit bewirkt. (Rec. kennt eine reizbare Dame, welche bey Affectionen der Nerven, beſonders bey krampfhaften Magenbeſchwerden, jedesmal beträchtlichen Speichelfluſs hat.) Eine leucophlegmatiſche Dame verfiel aus moraliſcher Urſache in Melancholie, wozu ſich Sodbrennen, Ausdehnung des Magens geſellten. Aderöffnung, Brechmittel, und Kampher mit Salpeter ſtellten ſie wieder her. (?) Heilung der mit einem Raſirmeſſer zerſchnittenen Kehle eines Wahnſinnigen. Die Wunde wurde zwar geheilt, aber nicht der Wahnſinn. (Aehnliche Heilungen ſind auch Rec. bekannt, ſelbſt die eines Wahnſinnigen, der ſich mit einer Papierſchere, ſo tief als möglich, die Zunge abſchnitt. Auch dieſer blieb wahnſinnig, und fand das Mittel, ſich, der Aufſicht und Bewachung ungeachtet, zu erhenken.) Tiefſinn von Entſagung gewohnter Geſchäfte. Die Kraft eines an Thätigkeit gewohnten Geiſtes ſchwindet aus Mangel von Beſchäftigung. — Eine Melancholie ging durch Aderöffnung in Irrereden und Stumpfſinn über. Wiederholte Aderöffnungen bis zur Ohnmacht, Brech- und Blaſenmittel, Kampher und Salpeter bewirkten volle Herſtellung. — Der Stolz, als gefährlichſter Feind des Menſchengeſchlechts, führte einen Mann von mittlerem Alter bis zum Wahnſinn. — Nicht immer iſt das Gehirn, ſondern Magen, Darmkanal und Uterus ſind nicht ſelten die eigentliche Quelle des Wahnſinns. Der 36ſte Fall enthält die Geſchichte jenes Wahnſinnigen, welcher das Leben des Königs bedrohte, und ſeine eigene Mutter umgebracht hat. Er ſtarb, ohne Gewiſſensbiſſe gefühlt zu haben, an der Bruſtwaſſerſucht. — Durch mehrere hier angeführte Fälle wird die erbliche Anlage zum Wahnſinn beſtätigt. — Heilung des Wahnſinns durch den Zutritt eines dreytägigen Fiebers, — eines Gicht-Anfalles. — Selbſt der durch Trunkenheit veranlaſste Wahnſinn wurde hier durch Aderöffnungen, Abführungen, Brechwurz, im Verlauf durch Opium und Rhabarber, Zugpflaſter, Haarſeil, Kampher, Baldrian und Senf behandelt und geheilt. Diejenigen, welche am Wahnſinn aus Religions-Schwärmerey leiden, ſterben faſt alle an einem ſchleichenden Fieber. Offenbar unrichtig und nachtheilig iſt die Annahme des Satzes, daſs man Vollblütigkeit als unmittelbare Urſache von Geiſtesverwirrungen annehmen könne. — In Krankheiten des Kopfes wird gegen das Auflegen von Zugpflaſtern auf den Kopf gewarnt, beſonders wenn Röthe des Geſichts Ueberfüllung der Hirngefäſse anzeigt. Der Kampher wird als beruhigendes Mittel in der Manie empfohlen. Gemüthskrankheiten aus Religions-Schwärmerey ſind am ſchwerſten zu heilen, und führen am öfterſten zur Verzweiflung und Selbſtmord. Beyſpiele von Wahnſinn durch zu groſse Freude. Die Widerwärtigkeiten das Loos der Menſchen ſind, ſagt der Vf. ſehr wahr, ſo gehört immer weit mehr Stärke der Seele dazu, den betäubenden Wirkungen eines unerwarteten Glücks entgegen zu ſtreben, als den gröſsten Unglücksfällen zu trotzen. — Mehrere Beyſpiele unglücklicher Folgen zu frühzeitig entlaſſener, und nur ſcheinbar geheilter Wahnſinniger. Heilung eines Wahnſinnigen durch plötzliches Untertauchen unter Waſſer, durch heftigen Schrecken. Verſtandesverwirrung durch unterdrückte Hämorrhoiden, durch Zuheilen eines habituellen Fontanells, durch zurückgetriebene Krätze. — (?) In Complicationen von Manie mit hyſteriſchen Krämpfen und Zuckungen wird der Moſchus empfohlen; in Verbindung mit Bauch- und Hautwaſſerſucht wird die Digitalis; in Verbindung mit Bleykolik, Lähmung und veneriſchen Ueberreſten werden Brechmittel, Calomel und Elektricität empfohlen. Den Beſchluſs dieſer Schrift machen einige glückliche Kuren durch Anwendung der Elektricität.

Die Ueberſetzung iſt ſehr gut gerathen, die Anmerkungen des Ueberſ. ſind nicht überhäuft, aber paſſend und gehaltvoll. — Warum aber immer *Enkel*, ſtatt *Schenkel*?

BER-

Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Grundriß der medicinisch-chirurgischen Arzneymittellehre*, zum Gebrauche bey Vorlesungen, von *Ernst Horn*, D. der AK. u. W. AK., ordentl. Prof. der Heilkunde und Vicesenior der medicinischen Facultät auf der Universität zu Wittenberg u. s. w. 1804. 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das vorliegende Werk ist eigentlich ein Auszug aus des Vfs. gröserem Handbuche der praktischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte, und in dieser Hinsicht bezieht sich Rec. auf die von den beiden Ausgaben desselben gelieferten Anzeigen. Da dieser Auszug als Leitfaden beym wissenschaftlichen Vortrage der Arzneymittellehre gebraucht werden sollte, so mußte statt der alphabetischen Ordnung eine systematische gewählt werden; diese ist nach den von dem Vf. vorgetragenen Grundsätzen folgende: I. Arzneymittel, welche die Thätigkeit des Organismus erhöhen. 1. Abtheilung: Reizmittel vom ersten Grade der Wirksamkeit. Schleimichte und gummöse Substanzen, Kräuter, Wurzeln und Rinden, die durch ihren faden, gelinden Geschmack keine kräftig reizende Bestandtheile verrathen; Syrupe, zuckerhaltige Mittel, Oele, Säuren. 2. Abtheil.: Reizmittel vom zweyten Grade der Wirksamkeit. Die bittern Mittel, die zusammenziehenden Mittel, die Resinen, die aromatischen starkriechenden und schmeckenden Pflanzen, die Eisenmittel u. s. w. 3. Abtheil.: Reizmittel vom dritten Grade der Wirksamkeit. Die spirituösen Mittel, das Ammoniak, die geistigen Tincturen und Essenzen, die ätherischen Oele, die versüssten Säuren, die Aetherarten, Kampher, Moschus, Opium u. s. w. — II. Arzneymittel, welche die Thätigkeit des Organismus vermindern. 1. Art: Mittelbare Schwächungsmittel, durch Säfte-Entziehung, durch Erregung des Erbrechens und Laxirens. 2. Art. Unmittelbare Thätigkeit vermindernde Arzneymittel (direct deprimirende Mittel, *Contrastimuli*), vitalitätswidrige Mittel. Zu diesen werden gezählt: salzsaures Ammoniak, salpetersaures Kali, *pulvis temperans*, kohlensaure Bittererde, kohlensaures Kali, reines Kali, Kalcherde, Kalchwasser, Austerschalen, Weinstein, Sauerkleesalz, Natron, salzsaure Schwererde, Schwefelkalch, Spiesglanz und alle seine Präparate, salpetersaures Silber, weiser Arsenik, Ammoniakkupfer, schwefelsaures Kupfer, Wismuthoxyd, Zinkoxyd, schwefelsaures Zink, Queckfilber und alle seine Präparate, essigsaures Bley. Bey mehreren einzelnen Arzneymitteln sind kurze, sehr dürftige naturhistorische Notizen beygefügt. — Ueber die Manier, nach welcher der Vf. die Arzneymittellehre behandelt, hat sich Rec. schon ehedem ausführlich erklärt; er findet in dem vorliegenden Werke durchaus keinen Anlass, sein Urtheil zurückzunehmen oder zu ändern. Für die wissenschaftliche Begründung der Arzneymittellehre ist durch die neue Arbeit des Vfs. nichts gewonnen worden, und eben so wenig werden wir über die technische Anwendung einzelner Mittel besser unterrichtet. — Die Zusammenstellung der Mittel, welche in der letzten Abtheilung vereinigt sind, ist auf keine Weise motivirt, und man geräth billig in Erstaunen, wenn man die verschiedensten Mittel nach einer blinden Willkür geordnet findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Lübeck*, b. Römhild: *Skeptische Fragmente*, oder Zweifel an der Möglichkeit einer vollendeten Philosophie, als Wissenschaft des Absoluten von D. *H. Kunhardt*, Conrector und Bibliothekar zu Lübeck. 1804. IX u. 84 S. 8. Diese kleine Schrift zeigt recht gut die verschiedenen Gründe, weswegen eine Wissenschaft des Absoluten bis jetzt von keinem erfunden, und auch in keinem Zeitpunkte der Menschheit erreichbar ist. Das Doppelelement, Freyheit und Nothwendigkeit, dieser Conflict widerstreitender Kräfte (S. VIII.), kann nie durch ein Princip erklärt werden. Die Erkenntniss des Menschen ist entweder *unmittelbar* durch Anschauung, Wahrnehmung, Gefühl; oder *mittelbar* durch logische Entwickelung der Begriffe. Die Objecte der mathematischen Anschauung lassen sich construiren, für die Philosophie fehlt diese Construction. Ist sie eine Wissenschaft aus Begriffen, so ist sie auch eine Wissenschaft aus Erfahrung, weil jeglicher Begriff auf ein Mannichfaltiges zurückweist, welches ihm zum Grunde liegt. Ist aber die Philosophie eine Einsicht in die höchsten und absoluten Ursachen alles dessen, wovon wir Gewissheit haben, so ist sie zugleich kein vollendetes System. Denn jeder Grund, also auch der absolute, muss, wenn wir Wissenschaft davon haben sollen, in unser Bewusstseyn gelangen. Demnach wird die Möglichkeit des Bewusstseyns überhaupt durch die Wirklichkeit des Besondern immer vorausgesetzt. Das Nachweisen des Wirklichen geschieht immer in der Sphäre des schon gegebnen Bewusstseyns. Daher kann es keine Erkenntniss des Absoluten geben, und die Vernunft kann nicht für ein Vermögen der Erkenntniss des Absoluten gelten. (Dies ist richtig, so fern eine Erkenntniss in Begriffen gemeynt wird. Abgesehen aber davon wird jede Kunde vom Absoluten, sey sie auch nur als Glaube oder Ahndung offenbaret, aus der Vernunft ihren Ursprung nehmen müssen.)

Der Vf. macht hievon eine Anwendung auf den Kriticismus, der das Bewusstseyn als wirklich voraussetzt, und nur die zu allen Urtheilen und Schlüssen durchaus erforderlichen Bedingungen des Gemüths aufsucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. April 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet*, für das deutsche Theater bearbeitet, von *Karl Julius Schütz*, Prof. d. Philos. zu Halle. 1806. XVI und 240 S. 8.

Seit uns Deutschen sich in *Shakespears* Werken eine neue wundervolle Welt eröffnete, gehörte *Hamlet* zu denjenigen Stücken, die am meisten und von den meisten bewundert wurden, ohne darum verstanden zu seyn. Das Höchste und Bedeutendste, Seyn und Nichtseyn, Zeit und Ewigkeit, Freyheit und Schicksal bewegen sich vor unserm Geiste; alle Erinnerungen und Hoffnungen, jeder Traum und jede nächtliche Furcht der Menschheit erwachen in unserm Innern; unser ganzes Wesen in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt, sehen wir das Verhängniss heraufziehn wie ein schwarzes Gewitter und seinen furchtbar prächtigen Gang drohend über unsern Häuptern nehmen: — wo ist der Stumpfsinnige, der unerschüttert ein solches Schauspiel sähe! von dieser Seite hatte jeder der Shakespear's Gröfse gefühlt und anerkannt; seit Erscheinung des *Wilhelm Meister* erst ward die Aufmerksamkeit auf den gleich hohen *Kunstwerth* des Stücks gelenkt, von welchem diejenigen, die, von jenen Schönheiten bezaubert, ihn nicht gänzlich aus dem Auge verloren hatten, nicht eben die günstigste Meinung hegten. Alle früheren Bearbeiter dieses Stücks haben uns das Erste wiedergegeben, ohne dass wir wegen Vorenthaltung des Letztern klagen dürften; an einen Bearbeiter des Stücks *nach Erscheinung von Wilhelm Meister*, sind wir berechtigt, auch die letzte Anforderung zu machen. Wie er sie erfüllt habe, kann aber dann erst ausgemacht werden, wenn wir über die Oekonomie des Stücks im Reinen sind.

Folgende Vorwürfe sind es, welche man dem grofsen Dichter gemacht hat: Im Charakter des Helden herrsche keine psychologische Einheit, mithin könne auch im Stücke keine Einheit herrschen; der Mangel an gehöriger Motivirung sey auch fühlbar genug; mit dem dritten Akt endige eigentlich das Interesse des Stücks, die beiden folgenden seyen auffallend leer an Handlung. Diese Vorwürfe näher zu prüfen, wird hier um so nothwendiger, da aus der Vorrede des neuen deutschen Bearbeiters, die von einem sorgfältigen Studium des Originals zeugt, erhellt, auch Er gehöre zu der Zahl derer, welche sie gegründet finden, und ihre Meinung mit Scharfsinn durchzuführen wissen.

„Der Mangel an Harmonie — heifst es S. XIII. — in Hamlets Charakter ist also keineswegs blofs scheinbar. Er bleibt, man mag nun annehmen, dass der Dichter in ihm einen leidenden oder handelnden Helden darstellen wollte, und er fällt um so unangenehmer auf, als die Zeichnung Hamlets in den ersten drey Akten ein so vollendetes Meisterstück dramatischer Charakteristik ist, und in der Sache des Laertes die des Hamlet gleichsam parodirt wird." Das letzte kann seyn, ob wohl weniger Parodie als Gegensatz da ist, der dem Hamlet nicht schadet, indem den raschen Laertes wie den zögernden Hamlet das gleiche Schicksal ereilt; dass Erste zuzugeben, ist Rec. bedenklich. Immer hat es ihm geschienen, als ob man bey Darlegung von Hamlets Charakter mehr auf das gesehen, was man wollte, das *Sh.* gegeben haben möchte, als auf das, was er selbst geben wollte. Um dieses auszumitteln, wäre es eine Aufgabe, würdig der Lösung eines grofsen Charakterzeichners, darzustellen, wie Hamlet wohl vor der Katastrophe, mit der das Stück beginnt, sich gezeigt habe. *Göthe* hat eine Skizze geliefert, die meist getroffen scheint, aber der Züge zu wenige enthält.

Uns däucht, wir sehen den blonden, blauäugigen Knaben heranwachsen, sanft, wie er ist, die Freude der Weiber, nicht ohne von seiner Mutter *(come, let me wipe thy face)* ein wenig verzärtelt zu werden. Der Vater, ein Held, ein Mann, verhindert, dass der werdende Jüngling kein Zärtling wird, und der Ruf von des Vaters Thaten reizt ihn zu ritterlichen Uebungen, so wie des Vaters Umgang seinen Sinn für das Grofse und Edle schärft. Doch ist er nicht selbst zu Grofsem bestimmt, Ruhe sagt seiner Natur mehr zu als der Ruhm des Helden. Er ist ein Günstling des Glücks, sein ganzes Wesen harmonisch gestimmt, seine Tugenden mehr Anlagen der Natur, als Früchte von Anstrengung des Willens. Offen, redlich, freundschaftlich und harmlos theilt er sich gern mit, und lebt froh in der Sonne der Liebe, ein zärtlicher Sohn, ein trauter Freund. Was ihm an Kraft des Willens fehlt, hat er doppelt an Scharfblick, Verstand, Tiefsinn, Witz und Phantasie. Mehr deshalb zu einem beschaulichen, als zu einem handelnden Leben, mehr zum Philosophen und Dichter als zum Feldherrn und König, bestimmt, widmet er sich den Wissenschaften, der Philosophie. Nach *Wittenberg* geht er, um in der *deutschen* Metaphysik sich die Lösung des Räthsels der Welt zu holen. Nur zu wahrscheinlich, dass bey einem so phantasiereichen Menschen, wie er, die Farbe der Seele sich dadurch ins Dunklere verwandelte. Konnte es wohl anders

seyn, als dass er eine ideale Welt sich schuf, dass er den Contrast der wirklichen mit jener seiner Natur harmonischen bald erkannte, und nun, mehr mit zarter Empfindsamkeit als kühnem Muth ausgestattet, in Elegieen sich ergoss, wie nur je ein sanfter Dichter über den Verlust des goldenen Zeitalters sie klagte? Dahin aber ist dahin, und er wiegte seine Seele durch goldene Träume zur Ruhe, wie er doch dereinst in seinem Kreise das Glück, das die Welt floh, bannen wollte. Ein Herz wie Hamlets wird nur durch Liebe glücklich. Durch Liebe verschönern Vater, seine Mutter, die Freunde seiner Jugend seinen Traum, und es erwachen jene unnennbaren Gefühle, die in dem Alter, wenn der Flaum um Kinn und Wange sich bräunt, durch eine süfse Melancholie dem Herzen so unbeschreiblich wohl thun.

In diesem Zeitraum kommt ihm unvermuthet die Nachricht von des geliebten Vaters Tode. Seine ganze Seele ist Trauer, und er wünscht mit der geliebten Mutter seinen Schmerz gemeinschaftlich in Klagen zu ergiefsen. Trauernd, wie sich, hatte er sie geglaubt, und findet sie hoffend als Braut. Da ergreift ihn ein ungeheurer Schmerz, und nichts bleibt ihm übrig, als diesen in sich zurück zu pressen. Sein Schmerz wird sein einziger Freund, er hätschelt ihn, schwärmt in seinen düstern Gefühlen, findet Wollust darin, sie zu nähren, und seine Unzufriedenheit mit der Welt geflissentlich zu unterhalten, mit welcher zugleich sich eine Bitterkeit gegen die Menschen in seinem Herzen festsetzt, die vor allen seinen Oheim trifft, in dem er den Zerstörer aller seiner stillen Glückseligkeit ahndet.

In dieser Stimmung läfst der Dichter ihn zuerst erscheinen. Er presst Wollust aus seinem Schmerz, als ein gewandter Sophist. Seine ersten Antworten sind lauter Wortspiele, von welchen auch Hr. *S.* das erste:

A little more than kin, and less than kind

nicht hat ausdrücken können. (*Schlegel* übersetzt:

Mehr als befreundet, weniger als Freund.

Schütz:

Wohl mehr als Freund, doch weniger als Sohn.

Schröder:

Etwas mehr als Vetter, und weniger als Sohn.)

Uebrigens ist er resignirt; sein

intent
In going back to school in Wittenberg,

sieht er sich gleichgültig abgeschlagen; allein man ahndet schon bey jener Laune und dieser Gleichgültigkeit, wie sein Herz sich in der Einsamkeit ergiefsen wird.

Ach, dass doch dieses allzufeste Fleisch
In Thränen sich auflösen möchte, oder,
Dass nicht der Ewige sein grofs Gebot
Gerichtet hätte gegen Selbstmord. Gott!
O Gott! Wie schaal, verächtlich, abgeschmackt,
Scheint mir das ganze Wesen dieser Erde.
Pfui drüber! Pfui! sie ist ein wüster Garten,
Der wild in Samen schiefst. Verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn durchaus!

In der folgenden Scene mit Horatio und Marcellus, seinen lieben *fellow-students*, ströhmen die Sarkasmen aus seinem Munde. Der Trübsinnige, der Metaphysiker, der Jüngling, der eben von der hohen Schule zurückgekehrt ist, sind genug hiemit bezeichnet. Als der Geist ihm das Ungeheure verkündigt hat, was thut er? In *dem Buche* seiner Seele, sagt er, solle allein das Rache fodernde Gebot stehn; er nimmt *seine Schreibtafel*, und *notirt die Bemerkung*, dass man immer lächeln, und doch ein Schurke seyn könne. Um uns wegen seiner scholastischen Eigenthümlichkeit in keinem Zweifel zu lassen, läfst der Dichter ihn sogar ein *hic et ubique?* das der Uebersetzer beybehalten sollte, einflechten, und wir sehen ihn bereit, einen *weitaussehenden* Plan anzulegen, der sich auf ein Urtheil gründen mufste, das uns eine Aussicht rückwärts eröffnet. Unstreitig war er, der Ungewöhnliche, von den Gewöhnlichen ohne weiteres, wie das immer geschieht, für einen Narren erklärt worden. Daher, dass er gleich darauf fällt, diese Rolle zu spielen. Auf rasches Handeln ist diefs alles nicht angelegt.

Die Bemerkung selbst aber, die Hamlet sich notirt, öffnet uns einen eben so tiefen Blick in seine Seele, als der Umstand, dass er sie notirt. Seine offene Seele hat nichts so tief ergriffen, als dass man freundlich, und doch ein Bösewicht seyn könne. Hiemit schlagen Argwohn und Mifstrauen ihre vergiftenden Wurzeln in den reinen Boden seines Gemüths; wir sehen ihn gleich darauf mifstrauisch gegen seine Freunde, und seine Achtung für den Menschen ist dahin. Von allen zieht er sich zurück, selbst von Ophelien, an die er, der gern zur Weiblichkeit hinneigte, als an ein gleichgestimmtes Wesen sich eben jetzt um so enger anschliefsen mufste, und in deren Augen er Trost und Mitleid las. Folgende Aussage Opheliens hat man gewifs nur in diesem Sinne zu deuten: (Act. 2. Sc. 1.)

Er fafste
Mich bey der Hand, und hielt mich fest, ganz fest;
Dann bog er mit der Brust sich weit zurück,
Und mit der andern Hand so überm Auge
Sah er mir scharf in das Gesicht, als ob er
Mich zeichnen wollte. Lange stand er so.
Dann schüttelte er leise meine Hand,
Und dreymal so mit seinem Kopfe nickend,
Stiefs er solch einen Angstbeladnen Seufzer
Mit einemmal aus tiefster Brust hervor,
Als sollte seines Lebens schöner Bau
Zusammenstürzen und sein Daseyn enden.
(*as it did seem to shatter all his bulk*)
Drauf liefs er mich —

denn — *Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!* — er hatte sie darauf angesehen, ob auch sie ihn zu betrügen wohl fähig seyn würde. — Ja, auch sie! — *Gerve* hat sich sehr mit Zweifeln gemartert, ob Hamlet

let Ophelien wohl geliebt habe, und wenn er sie geliebt, wie er ihr (Act 3.) so hart habe begegnen können. Hätten wir auch nicht Hamlets eignes Geständniss an Opheliens Grabe: so müsste uns eben jene Scene des dritten Acts hinlänglich überzeugen, er habe sie wirklich geliebt, denn diese Härte selbst beweist es, so wie sein *wohlgemeinter* Wunsch, sie solle in ein Kloster gehen, wo sie die Reinheit ihrer Seele sicher bewahren könne. Die oben angeführte Scene ist der Schlüssel, der das Verständniss der Scene im dritten Act eröffnet. So wie Hamlet jetzt von Ophelien geschieden ist, ist er von sich selbst geschieden. Er bezweifelt die Ehrlichkeit aller Menschen, und sehnt sich aus einer Welt hinaus, wo ihm das nothwendig ist; er brütet über Selbstmord, aber scheut die That. Die Rache vollzieht er nicht, über der er doch alles andre zu vergessen versprach. Erst will er Gewissheit, dass kein tückischer Geist ihn berückt habe; Schauspieler verhelfen ihm dazu. Auch hier wieder hat *Sh.* es so angelegt, dass wir kaum einen schnellen Erfolg erwarten: denn würde der, der rasch zum Ziel eilte, den Schauspielern *einen solchen* Unterricht in ihrer Kunst gegeben haben? Der ganze Unterricht zielt freylich darauf ab, die Wirkung des Stücks auf den König desto sicherer hervorzubringen, und da ihm daran alles hat liegen müssen: so ist hier nichts weniger als die unzeitige Kritik eines Gelehrten, der seine Theorie an den Mann bringen wollte: allein diese ganze Theorie selbst ist so beschaffen, dass sie nicht einen leidenschaftlichen, im Feuer der Jugend die Schranken aller Rücksicht überstürzenden, sondern vielmehr einen prüfenden, ruhig beurtheilenden und überlegenden, das Mass der Weisheit nicht verletzenden Geist verräth. Und was thut denn Hamlet, nachdem das Stück aufgeführt, und der abscheulichste Mord ihm gewiss ist? Eilt er zur That? Vielmehr findet er neue Gründe zur Zögerung auf (Act 3. Sc. 3.); thut aber, aber nur in überwallender Hitze, der Intention nach, in der unmittelbar folgenden Scene, was er eben scheute, ohne dass der grausere Augenblick erschienen wäre, welchen zu erharren er dort verheisst. Was er übrigens schon wiederholt gethan hat, thut er hier bey der neuen Erscheinung des Geistes wieder, sich selbst *seiner Trägheit* anzuklagen, die — *Zeit und Leidenschaft versäumt.* Säumig in der Ausführung von Zwecken, die Muth und kühne That erfodern, wird er wohl eher selbst zu Grunde gehen, als zu Grunde richten, wofern nicht in aufserordentlichen Lagen das Aufserordentliche in ihm aufgeraft, die Weisheit von dem aufgedrungenen Heldensinne unterdrückt wird. Langsam und spät kommt das gefährliche Etwas bey ihm, in gefährlichen, scrupulösen Fällen, zum Ausbruch; der gewöhnliche Gang wird bey ihm seyn: zu lange überlegter Vorsatz — Reue über Nichtvollendung — endlich abgedrungene That. In seinem Falle hatte Hamlet ein grosses Hinderniss zu überwinden, die *Mordscheu.* Dass er im Zorn einen Mord zu begehen fähig sey, hat seine rasche That an Polonius bewiesen; mit *Ueberlegung ihn zu begehen* verhindert ihn sein ganzes Wesen. Theils seine moralischen Gesinnungen, theils seine Klugheit selbst stellten sich hier entgegen. Selbst von der Rechtmäfsigkeit seines Mordes überzeugt, wie konnte er andre davon zu überzeugen hoffen, ohne seine Mutter aufzugeben, welche zu schonen ihm doch vom Geiste selbst geheissen war? Er musste also sicher fusen. Auf der Reise hoffte er Beweise von neuen Bubenstücken zu erhalten.

> Lasst sie nur machen. Wird der Spass
> Doch lustig, wenn mit seinem eignen Pulver
> Der Feuerwerker auffliegt, und mich trüge
> Die Rechnung sehr, wenn ich nicht dreymal tiefer
> Als ihre Minen grabe, und sie sprenge
> Bis an den Mond! — O es ist gar zu schön,
> Wenn so auf gleichem Weg sich List mit List
> Begeguet.

Einen Plan hat er also, und in dieser Hinsicht hört unser Interesse für ihn mit seiner Reise nach England nicht auf. Wir wissen, er wird seine Belaurer belauern; allein wird er nicht wieder schwach seyn? Um uns diese Sorge zu benehmen, mussten wir ihn durchaus auf der Ebene von Dänemark sehen, wo Fortinbras Heer vorüberzieht. Konnte einen Menschen wie Hamlet, welchem *Garve* wahrlich sehr Unrecht thut, wenn er ihm an die Stelle, wo das Herz sitzt, Gehirn giebt: denn an feiner Empfindung mangelt es Hamlet nicht, — konnte ihn etwas befeuern: so war es das Gefühl der Scham, und das wird nicht sicherer erregt, als wenn wir einen Menschen *von gleichem Stand, gleichem Alter* uns gegenüber und glänzend von ihm übertroffen sehen. Fortinbras ist ein mächtiger Hebel im Stück, denn er giebt Hamlet eine dreyfache Lehre: 1) Muthige That macht den Mann. 2) Die Absicht des Unternehmens, nicht der Erfolg bestimmt ihren Werth. 3) Wahre Gröfse beruht in der Behauptung der Gerechtigkeit, und gienge alles Leben darüber zu Grunde. So eindringlich wie diese Lehren hier gegeben werden, so schneidend, wie der Contrast zwischen dem jungen Helden und dem jungen Denker unsern Hamlet trifft, sind wir fast gedrungen, ihm zu glauben, seine Gedanken werden fortan blutig seyn: der muthige Wille überwächst die friedliche Natur. Wir sind nun gespannt, ob unsre Erwartungen erfüllt werden, da wir hören, der Sturm habe ihn wieder an die Küste zurückgetrieben. Höchst bedenklich für ihn hat sich alles verändert, als wir ihn auf dem Kirchhof zum erstenmal wieder erblicken. Gleich weise ist es vom Dichter angelegt, dass die Todtengräberscene uns auf die Nichtigkeit des Lebens an sich vorbereitet: denn mit Gewalt soll uns das Stück zum grosen Ziel der ganzen Menschheit hinreisen, und dass Hamlet diesen Ort *zuerst* auffucht, wo sein Wunsch ihn hinführen, und wo die Betrachtungen sich vollends entwickeln müssen, die beym Anblick von Fortinbras Heer in ihm aufstiegen, *damals aber nur von noch näheren im Hintergrund gehalten wurden.* Alles, was von Hamlets Natur uns noch zurückgehalten wurde, wird hier uns entdeckt: denn das gewaltige Schicksal eilt

nun

nun rasch zum Ziele. Der Zuruf Hamlets an Laertes in Opheliens Grabe

Though I am not splenitive and rash,
Yet have I in me something dangerous

erhält gleich darauf Gewicht durch die Erzählung der Rache, welche Hamlet an den falschen Freunden, Rosenkranz und Güldenstern, genommen. Hieran schon sehen wir, dass ein entschlossner Wille endlich die Herrschaft über ihn behauptet; diess aber, und die Art, wie er gegen Laertes, Angesichts des Hofs, seine wahre Natur wieder hervorbrechen lässt, erregt schon die zuversichtliche Erwartung, nun werde er die Gelegenheit nicht versäumen. Ja, *er darf nun auch nicht*, denn (so treu blieb sich *Sh.*) — *er mußte* die hinten kahle Gelegenheit jetzt rasch ergreifen. Die Nachricht aus England konnte bald da seyn.

It will be short: the interim is mine;
And a man's life 's no more than to say, one.

Wir schweigen nun von dem Schluss, der mit der gleichen Weisheit angelegt ist, als irgend etwas in diesem mit bewundernswürdiger Kunst eng verkettetem Ganzen.

Nur angedeutet sind alle diese Züge, aber auch das dürfte schon genug seyn, um zu beweisen, dass im Charakter des Helden die seltenste psychologische Wahrheit und Einheit das ganze Stück durch herrsche, wofür, wenn es noch eines Beweises bedarf, eine Zergliederung der verschiedenen von ihm zu verschiedenen Zeiten gehaltenen Monologen ebenfalls entscheiden könnte. Ist dieses erwiesen: so muss der Vorwurf einer nicht gehörigen Motivirung von selbst wegfallen: denn im Gegentheil lässt sich darthun, sie sey von der Art, dass sich in diesem hohen Organismus nicht das mindeste verrücken oder abschneiden lasse (selbst der Seesturm und das Seeräubergefecht nicht), ohne dem Ganzen ans Leben zu greifen. Wie man daher sagen könne, dass mit dem dritten Act das Interesse des Stücks endige, gesteht Rec. durchaus nicht begreifen zu können. Eben so wenig findet er die letzten Acte leer an Handlung, er findet nur, dass sie einen andern Gang nimmt, den sie aber nothwendig nehmen muss. Und so wäre das Resultat seiner Betrachtung: *Hamlet bleibe, wie er ist?* — Wenigstens wird ein Bearbeiter dieses Stücks wohl thun, mit möglichster Schonung zu Werke zu gehn, so wenig als möglich zu nehmen und zu geben. Die bisher auf unsern Bühnen bestandne *Schrödersche* Bearbeitung trifft in dieser Hinsicht mancher nicht ungerechte Vorwurf. Das Verhältniss zu Ophelien bleibt uns ganz im Dunkeln, und dieses bey *Sh.* so wichtige Mädchen wird bey *Schröder* wahrhaft unnütz; wir wissen kaum, was wir aus ihr machen sollen. Mehrere Versetzungen; z. B. das Gebet des Königs, welches die Folge des Schauspiels ist, bey *Schröder* aber *vor* demselben steht, sind ganz unpsychologisch. Der Schluss des Stücks gar, um vieles andre zu übergehen, verfehlt durchaus *Sh's* grossen Sinn: denn weder Hamlet darf leben bleiben, noch, wie es in *Wilhelm Meister* einmal heisst, durch Horatius Königswahl das Ganze zum Freundschaftsstückchen werden. Die Bearbeitung des Hn. *Schütz* behauptet in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorzug. Mit einer höchst beyfallswürdigen Schonung ist er dem Original treu geblieben. Nur hin und wieder hat er eine Scene um weniges verkürzt, einige zusammengezogen, die Motiven näher vors Auge gerückt, und die Scenen mit vieler Einsicht in das Scenische des Theaters geordnet, so dass kein Zweifel ist, er werde die Freunde des Dichters nicht unbefriedigt lassen, und die Schauspieler für die Aufführung sich verbunden haben, weswegen wir auch hoffen, seine Bearbeitung künftig auf der Bühne zu sehen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Paris: Notice sur Sylvain Maréchal*, avec des supplémens pour le Dictionnaire des Athées, par *Jérome de la Lande*. 1805. 64 S. 8.

Ebendas.: Second Supplément au Dictionnaire des Athées, par *Jérome de la Lande*. 1805. 65 — 120 S. 8.

Diese beiden Nachträge machten in Frankreich noch mehr Sensation, als das *Dictionnaire* selbst, wie die öffentlichen Recriminationen des Senators *François* (*de Neufchâteau*) und vieler andern Pariser Gelehrten beweisen. In der That enthalten sie auch mehrere Trugschlüsse, Anmassungen und Indiscretionen. Unter den lebenden und todten Deutschen, welche Hr. *La Lande* als Atheisten darin ausgiebt, sind König Friedrich II. von Preussen, D. Gall, Hofrath Lichtenberg in Göttingen, Christian Wolf, Fichte, Schiller, die Kaiserin Marie Theresia, der Prinz August von Sachsen-Gotha, Hofrath Meiners und Wieland die bemerkenswerthesten. Hr. *L.* verspricht noch eine Nachlese über die deutschen Atheisten, weil ihm solche Hr. *Meyer* in Berlin versprochen habe. Auch Frau von *Stael* (geb. Necker) kömmt in der alphabetischen Reihe hier vor. Bekanntlich veranlassten diese *Supplémens* den Kaiser Napoleon zu dem Befehle, dass Hr. *la Lande* sich in Zukunft der Schriftstellerey *ganz* enthalten solle. Am 8. Jänner theilte der Minister des Innern diesen Brief des Kaisers dem Präsidenten derjenigen Klasse vom National-Institute mit, zu welcher *L.* gehört. Jener berief die Klasse zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammen, in welcher er den Brief des Ministers und des Kaisers verlas. *L.* antwortete, dass er nach den Befehlen Sr. Majestät sich strenge richten wolle. *L.* wollte darauf diesen Befehl des Kaisers und seine gegebene Antwort in die Zeitungen einrücken lassen; den Journalisten wurde aber verboten, Aufsätze von ihm aufzunehmen, und seiner *auch nur* zu erwähnen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. April 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet*, — — von *Karl Julius Schütz*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 98. abgebrochenen Recension.*)

Weggefallen ist im Personale: Voltimand, Cornelius, Osrick, Reynaldo, und — um den es uns leid thut, wiewohl er wahrscheinlich in jeder Bearbeitung wegfallen würde, — Fortinbras. Im übrigen ist in der Oekonomie des Stücks folgendes verändert: Hamlet will nicht zurück nach *Wittenberg*, sondern will nach *Frankreich* reisen; wohin wir ihn aber nicht den Weg hätten nehmen lassen: Er muss durchaus *nach Wittenberg*. Späterhin will ihn der König nicht nach England, sondern nach Norwegen senden, um ihn seiner Furcht zu opfern. Hier thut sich die wesentlichste Abänderung hervor, die folgende Stelle gnüglich zu erkennen giebt. Hamlet sagt:

Schon bringt man meine Sachen nach dem Hafen.
In dieser Stunde noch, sagt mir Horatio,
Sey der Befehl des Königs, dass ich reise. —
Gut! Schickt mich nur! Zwar könnte *ich* den König
Vorher auf eine weitre Reise schicken,
Die mich der meinigen ganz überhöbe.
Doch bleib' es nur dabey. Erst will ich ihn
In diesem neuen Bubenstück erwarten,
Dann soll *mir* Fortinbras die Waffen leihn,
Und so werd' ich als *Held* den Vater rächen,
Wie es der Wille seines Geistes war.

(Vergl. Act. 1. Sc. 13. S. 90. des Geistes Willen.) Der Wind aber hält sein Schiff vor Anker, hier schon hat er das Bubenstück entdeckt, das ihn zu Grunde richten soll, und beschliefst, *nun gar nicht abzureisen*, worauf der Seesturm und alles damit verbundene von selbst wegfällt. Die Begleiter bleiben nun natürlich unbestraft. Nach der Begräbnisscene Opheliens entdeckt sich Hamlet dem Horatio, wobey Hr. *Schütz* ihm diese Worte in den Mund legt:

Ach, mein Horatio, mir sagt's mein Gefühl,
Mich schuf nicht die Natur für die Bestimmung,
Zu der das Schicksal mich berufen hat.
Sieh, welch ein schwacher, kleiner Mensch ich bin.
Im Kriege kämpfen ganze Heere oft
Um eine Grille,

und nun folgt der Monolog, den Hamlet im Original beym Anblick von Fortinbras Heere hält. Der Schluss dem Original gleich in Ansehung des Zweykampfs, nur mit dem Unterschied, dass Hamlet und Laertes die Waffen nicht wechseln. Hamlet allein fällt, Laertes wird König, und Horatio sagt, was im Original Fortinbras.

Um von der Art, wie Hr. *Schütz* im Einzelnen nachgeholfen hat, nur Eine Probe zu geben, stehe hier noch seine Einschaltung bey Gelegenheit von Opheliens Wahnsinn. Horatio meldet:

Grausame Unvorsicht von ihrer Zofe
Hat aus des Schlummers sanften Armen sie
Mit der entsetzensvollen Kunde von
Dem Tode ihres Vaters aufgeschreckt.
Man hat schon oft seither in düstre Schwermuth
Versunken sie gesehn. Fast schien's, als litte
In Hamlets Schicksal ihre Seele mit.
Das aber hat gewaltsam völlig nun
Ihr zartes Herz gebrochen. Jammervoll
Irrt sie seit frühstem Morgen im Pallast
Umher. Sie redet unaufhörlich, bald
Von ihrem Vater, bald vom Prinzen Hamlet.

Man sieht, der neue Bearbeiter ist mit eben so viel Ueberlegung als Einsicht zu Werke gegangen. Die Kenntnifs des Theaterwesens, welche zugleich überall hervorleuchtet, läfst uns erwarten, dass wir Hn. *Schütz* nicht zum letztenmal auf diesem Wege begegnen werden, was wir auch, nach dem Gelungenen seiner Arbeit, nicht wünschen. Deshalb ergreifen wir die Gelegenheit, ihm vorerst auf manches Einzelne aufmerksam zu machen. *Ubi plura nitent* etc. sagt zwar Horaz, allein, Rec. denkt hierin nicht mit ihm einstimmig, und wünscht auch die kleinen Flecken weg, besonders da *ubi plura nitent*. Zu dem *nitor* rechnen wir hier auch, dass Unziemlichkeiten nicht vorkommen, welche allein die *Schlegelsche* Uebersetzung von den Bühnen verdrängen könnten, z. B. *das stürmische Gesenfz, der Aafskuß und die ausgebrüteten Maden im todten Hunde, die vom Wehe erschöpften, schlotternde Weichen, der Schweiß und Brodem eines ekeln Bettes, geräth in Fäulniß*, u. dergl. m. Indefs zu unsern Bemerkungen.

Sh. rhetorisirt niemals, Hr. *Schütz* ist, z. B. gleich im Eingang, in diese Mode unsers Zeitalters verfallen, und hat die Gedrungenheit des Originals verloren gehen lassen. Da ferner *Sh.* auch in Kleinigkeiten die eigenthümlichen Züge der Natur wiedergiebt: so sollte man sich nie ohne Noth darin von ihm entfernen, vielmehr, und gerade jetzt doppelt, ihn auch darin zum Studium machen. Z. B. der Geist spricht zuerst *mark me. Hamlet. I will.* Bey Hn. *Schütz*: — *Geist. So höre denn. Hamlet. Ich bin bereit; heb' an.* Rec. findet das nicht rasch genug, und der ganzen Lage der Sache nach nichts brauchbar, als die Monosyllaba: *Hör' mich! — Ich will*, welche Spannung verrathen, und wiederspannen. Bisweilen liegt bey *Sh.* unaussprechlich viel in der Stellung der

Worte. Wie viel fühlt man nicht, wenn die Königin zu Rosenkranz und Güldenstern sagt:

Good gentlemen, he hath much talk' d of you,
And, sure I am, two men there are not living,
To whom he more adheres.

Folgende Uebertragung ist weit entfernt, die gleiche Wirkung hervorzubringen.

Ich hoffe sehr, Euch wird es möglich seyn.
Er spricht so oft von Euch. Ich weiss gewiss,
Es ist am ganzen Hofe Niemand sonst,
Der sein Vertrauen so besäss', als Ihr.

Dort spricht die liebende, dringende Mutter, mit ihrem fast schmeichelnden *Good gentlemen* anhebend, hier — die Königin. Ein gleiches ist Hn. *Schütz* in folgender Stelle begegnet. Ob die Schauspieler kommen sollen, ist die Frage.

Sie sollen mir willkommen seyn. Der unter ihnen
Den König spielt, soll auch Tribut empfangen.

Wie viel tiefer wirkt dagegen das rasche Wort bey *Sh.*, und welchen tiefen Blick in Hamlets Seele öffnet es uns:

He that plays the king, shall be welcome,
His majesty shall have tribute of me.

Hier sehen wir im Moment, was in Hamlets Seele schnell für ein Gedanke aufgelodert ist, und wie er ihn ergriffen hat; dort nicht. — Befremdend war es Rec. einen Meisterzug verwischt zu finden. Von Hekuba spricht der Schauspieler:

Doch wer, o Jammer!
Die Schmerzbeladne Königin gesehn!

Original.	Hr. *Schütz.*
H. The mabled queen?	
Pol. That's good; mabled queen is good.	*Pol.* Die Schmerzbeladne! — Das ist gut, sehr gut!

Hamlets Frage fehlt bey Hn. *S.*, da der Beysatz, den Polonius nur als Epitheton gut findet, Hamlet doch so gewaltig *auf die Brust fällt*, und durch den Contrast in Polonius Munde noch mehr Gewicht erhält. — Und ob wohl in der Scene Hamlets mit seiner Mutter das einfache *Have you forgot me?* durch

Hamlet!
Mein Sohn! Kennst du mich denn nicht mehr?

entsprechend wiedergegeben ist? Rec. denkt sich der Mutter strafenden Blick bey jenem, und kann es bey diesem nicht.

Genug aber von diesen Bemerkungen, mit denen Rec. blos die Aufmerksamkeit des würdigen Bearbeiters für eine *zweyte* Auflage zu schärfen wünschte. Bey einer solchen wird es Hn. *Schütz* nicht entgehen, dass hin und wieder ein Verstoss gegen das Metrum sich durch eine ganz leichte Versetzung abändern lasse. Das ganze Stück ist in fünffüssigen Jamben gearbeitet, unter die nur selten ein Senar sich eingeschlichen hat, und wir billigen es, dass auch die Stellen des Originals, welche in Prosa geschrieben sind, hier gleichförmigen Rhythmus erhalten haben. Unsern Bühnen diese Bearbeitung zu empfehlen, kann Rec. nicht umhin: denn Zeit ist es nun endlich wohl, die unpassende *Schröderſche* zu verlassen. — Nach *Schlegels* Uebersetzung das Stück geben? — Rec. zweifelt, ob es, ohne auch hier wieder manches zu ändern, thunlich sey; ja er glaubt sogar, die Zuschauer werden es Hn. *Schütz* Dank wissen, dass er dem guten dänischen Prinzen etwas mehr *Heldensinn* mitzutheilen gesucht hat. Zugleich ist auch dessen reine Moralität gerettet, und da selbst *Garve*, dem auch seine wenige Aufklärung nicht recht ansteht, wegen dieser in nicht geringe Sorge gerathen war: so steht zu erwarten, der neue Hamlet werde sich um so mehr des Beyfalls erfreuen, je mehr er von den scheinbaren Fehlern des *Shakespearischen* gesäubert ist, ohne doch von dessen wirklichen Tugenden eine verloren zu haben. Es wird nicht unnöthig seyn, hier wenigstens ein Wort darüber zu sagen, wie es zugehe, dass wir *Sh's.* Stück unverändert wünschen, und doch einer neuen Bearbeitung Beyfall ertheilen können, wobey man sonst den Rec. im Widerspruch mit sich selbst finden könnte.

Schon die mancherley Ansichten, welche die scharfsinnigsten Geister von Hamlet hatten, bezeugen, dieses Stück, so wie es im Original ist, erfordre eigentlich *ein Studium*. Ist nun Klarheit eine Hauptforderung, die man an den Dramatiker zu machen hat, so dass der Zuschauer nicht eigentlich in den blos activen Zustand der Reflexion versetzt werde: so dürfte man beym Original, so wie es zum dritten Act kommt, doch wohl manches zu wünschen übrig haben. Man kann nämlich einwenden, Hamlet sey jetzt zwar eine psychologisch sehr interessante Construction, aber kein geschickter Theaterheld. Kann nun ein Bearbeiter durch eine Motivirung, die von eben so viel Einsicht als Geschicklichkeit zeugt, diesem Uebel abhelfen, ohne jedoch das Ganze zu zerstören; so werden wir ihm unstreitig Dank schuldig seyn. Dieses ist bey gegenwärtiger Bearbeitung offenbar der Fall, und daher unsre beym ersten Anblick vielleicht wiedersprechend scheinende Behauptung. Man muss die gründliche Vorrede prüfen, um sich hievon zu überzeugen, und die Veränderungen des Stücks nicht als blosse Willkürlichkeiten zu finden. Scheint auch hier unsre Ansicht des Hamlet der des Bearbeiters entgegen: so kommt es nur auf den Gesichtspunkt an, welchen man dabey nimmt. Rec. wollte blos die Gründe darthun, aus denen *Sh.* gerade so dargestellt hat; der Bearbeiter wollte darthun, was für den theatralischen Effekt geschehen müsste, und wird in seiner Exposition gewiss Recht behalten, ohne dass der Rec. Unrecht hätte, und ihm also ein Widerspruch nachgewiesen werden könnte: *Sh's.* Oekonomie kann nämlich durchaus vortrefflich seyn, aber nicht für den theatralischen Effekt geeignet. Beym Schluss besonders wird auch der Bearbeiter darin Recht behalten, dass er behauptet, die Vertauschung der Schwerter

ter sey durchaus unmotivirt. Da mithin Aenderungen gemacht worden sind, welche jene vielfältigen Zweifel niederschlagen, die beym Original nothwendig aufstofsen müssen: so dürfen wir auch behaupten, dafs die Anforderungen, welche an den Kunstwerth des Stücks gemacht werden, glücklich erfüllt worden. Der Bearbeiter hat das Recht, zu verlangen, dafs man sich in seinen Gesichtspunkt stelle, und ihn nur aus diesem beurtheile. Zuverläfsig ist *seine* Oekonomie des Stücks befriedigend; und in Rücksicht auf unsre *Theaterbedürfnisse* zugleich sehr weise geordnet. Dafs z. B. gleich im ersten Act nicht zwey Nächte wechseln, dafs im dritten Act Zeit und Raum nicht so unwahrscheinlich variiren, und anderes dergleichen mehr, ist sehr gut. Will man aber dieses, so mufs man andere Veränderungen ohne weiteres gestatten. Man kann aber gewifs nicht mehr zum Lobe sagen, als: alle Veränderungen seyen von der Art, dafs der mifsliche Punkt, die Reflexion des Zuschauers auf Kosten der Einbildungskraft zu beschäftigen, gehoben ist.

Für unsre Bühnen ist die Einführung *Shakspears* jetzt vorzüglich zu wünschen. Man giebt den neuesten Stücken eine sehr rhetorische Tendenz, welche für die Kultur der *Schauspielkunst* einen nachtheiligen Einfluss besorgen läfst. Deswegen sollte man darauf hinarbeiten, dafs unsre Schauspieler kräftig daran erinnert werden, die Kunst der rhythmischen Deklamation mache allein das Spiel noch nicht aus. *Sh's.* Stücke, so reich an theatralischer Handlung und Gestaltung, sollten daher auch für unsre Schauspieler ein gröfseres Studium werden, und jeder, der, wie Hr. *Schütz*, in seinen Bearbeitungen auch auf sie und ihre Kunst eine so lobenswerthe Rücksicht nimmt, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst. Die weitere Ausführung hievon würde uns zu weit führen; wir hoffen aber, dafs hierüber die Bühnen selbst für uns sprechen werden. — Gehe also fortan der gebarnischte Geist nicht blofs einmal im Jahre über die Breter!

Leipzig, b. Beygang: *Spinalba* oder *Offenbarungen aus dem Rosenkreuzerorden.* Aus dem Französischen des *Regnault-Warin*, bearbeitet und abgekürzt von *Friedr. von Oertel.* *Zwey* Theile. 40 Bogen. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Spinalba (Weifsdorn) ist der Name der Geliebten des Helden, dessen Geschichte hier erzählt wird. *Warin* lernt, wie er vorgiebt, diesen in dem Gefängnifs *la Force*, während der Revolution, als einen interessanten genialischen jungen Mann von hohem Sinn und Talent für die Künste, besonders die Mälerey, kennen, weifs sein Zutrauen, seine Freundschaft zu gewinnen, und erfährt von ihm seine Schicksale, die er hier wieder mittheilt. Das Buch ist nichts als ein Roman, und zwar von der schrecklich-romantischen Gattung; Charaktere und Begebenheiten sind, über die Linie des Wirklichen hinaus, in das unbestimmte Ideale, oft zum Nachtheil der Wahrscheinlichkeit hinüber getrieben. Es ist kein Spiegel, in welchem sich der Mensch selbst, seine Sitten, seine Denk- und Handlungsweise, seine Neigungen und Leidenschaften, seine Umgebungen, wieder findet; nichts ist für das Interesse berechnet, das die handelnden Personen selbst einflöfsen, sondern für jenes, das durch das Ungewöhnliche und Abenteuerliche der Begebenheiten erweckt wird, nur die Einbildungskraft in Thätigkeit erhält und das Herz kalt läfst. Dieſs war wenigstens der Eindruck, den die Lesung dieses Romans auf den Rec. gemacht hat. Die Hauptbegebenheit spielt in Rom in unterirdischen Ruinen von meilenweitem Umfange, in welchen auch der Orden der Rosenkreuzer sein Wesen treibt. Die auf dem Titel versprochenen Offenbarungen von diesem Orden, sind nichts als Erdichtungen, und von einer Art, dafs sie um desto unwahrscheinlicher und unglaublicher erscheinen, je abscheulicher, gräfslicher und unmenschlicher die Thaten sind, die ihm hier schuld gegeben werden. Sein Zweck ist die Verlängerung des Lebens. Nach unserm Roman, war *Hans Aldekmaër*, ein deutscher Edler, der Stifter des Rosenkreuzer-Ordens. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts trieb ihn ein Gesicht zu einer Pilgerfahrt ins heilige Land. Hier wurde er krank, und sein Arzt schrieb ihm statt aller Heilmittel eine Reise zur grofsen Pyramide vor. Er schleppte sich dahin und durch eine Oeffnung, die er an einer der Seiten dieses Riesengebäudes fand, gelangte er zur Grabesgruft der ägyptischen Pharaonen. An einem der Särge erblickte er einen unter der Last der Jahre gekrümmten betenden Greis. Dieser entdeckt ihm, dafs er 210 Jahre alt sey, und nun sterben werde; übergiebt ihm ein Buch, mit der Verheifsung eines noch weit längern Lebens, wenn es ihm gelänge, das dritte Problem desselben zu lösen, das so lautet: In den Schofs des Lebens den Tod; aus des Todes Schofse das Leben; hierzu nimm die Zahl sieben, mit der Zahl sieben multiplicirt. Dabey giebt er ihm noch folgende mündliche Anweisung: öffne, nach meinem Tode, mittelst eines in meiner Westentasche befindlichen Schlüssels den in einem Winkel dieser Grotte (der Wohnung des Alten) stehenden Coffer, mit der Säge, die du hier finden wirst, nimm den Obertheil meines Schädels ab, so dafs das Gehirn blofs vor dir liegt. Hier wird sich dir in einer Falte ein Bläschen wie eine ganz kleine Nufs, mit einem rothen Saft angefüllt, zeigen. Von diesem drücke drey Tropfen auf ein glühendes Kohlfeuer. Der davon aufsteigende Dampf wird dein Gesicht bräunlicher färben, deine Kraft vermehren, und deinem Daseyn ein Jahrhundert zulegen, während dessen weder Unfall noch Krankheit dich treffen wird. Der Greis verschied. Aldekmaër vollzog seinen Willen, stieg in voller Gesundheit, aber kupferfarbig wie ein Maure, aus dem Grabe, löste das obige Problem, stiftete den Rosenkreuzer-Orden und starb nach Verfluss zweyer Jahrhunderte. Jenes Problem löste er so: Er versammelte aus mehrern Provinzen Deutschlands und Italiens junge Studierende von Adel, an der Zahl neun und vier-

vierzig, nämlich sieben mit sich selbst multiplicirt. Diese theilte er in sieben Klassen oder Chöre, deren Häupter, in dem Gränzalter zwischen Knaben und Jüngling, noch nichts vom Geschlechtsunterschiede wissen durften. Mit diesen sieben reinen Junggesellen paarte er eben so viele reine Jungfrauen; und da in der Sprache der Kabbala Leben Reinheit, Tod Verderbniss bedeutet: so glaubte Aldekmaër den rechten Weg eingeschlagen zu haben, weil, in materieller Hinsicht, die erste Vermischung der Geschlechter in die Reinigkeit Verderbniss bringt. Die Folge dieser Verbindung musste die zweyte Bedingung der Vorschrift erfüllen, da die daraus erzeugte Frucht das Urbild selbst der aus dem Verderbnisse quellenden Reinigkeit ist. Da Aldekmaër indessen doch starb, so musste er in der Lösung des Problems etwas versehen haben; die Brüder Rosenkreuzer arbeiteten also fort, um es bis zur Unsterblichkeit zu bringen. Einer ihrer geschicktesten Adepten glaubte nun durch folgendes Verfahren zum Ziele zu gelangen. Man suchte einen weniger aus Temperament als aus Grundsatz reinen Junggesellen aufzufinden, der der allgemeinen Sinnenerschlaffung widerstanden hatte, um in Enthaltsamkeit und Keuschheit sein zwanzigstes Jahr anzutreten. Eben so musste das junge Mädchen, das man zu diesem Behufe ausfuchte, beschaffen seyn. Beide aus Grundsatz reine junge Leute mussten sich kennen und für einander die heissesten, und doch heiligste, Leidenschaft empfinden. Aus beider vor dem Altare geweihtem Bunde musste dann ein Mädchen entsprießen, das im funfzehnten Jahre geopfert wurde, um in ihrem Herzen das Bläschen zur Essenz der Unsterblichkeit für die Brüder zu finden.

Uebrigens ist dieser Roman, bey dem wir uns wegen der vorgeblichen Aufschlüsse über die Rosenkreuzer etwas lange aufgehalten haben, mit Leben und Feuer, und die Uebersetzung in einem reinen, geschmeidigen Ausdruck abgefasst. Die Betrachtungen, die dem Buche gleichsam zur Einleitung dienen, hätten, da sie weder mit der Veranlassung zu dieser Schrift, noch mit ihrem Inhalte selbst in Verbindung stehen, weggelassen und auch manches andere, z. B. die lange Episode von dem unglücklichen Schicksale Pallavicini's, den *Urbain*, der Held des Romans in den römischen Souterrains fand, wohl noch etwas mehr zusammengedrängt werden können.

DRESDEN; *Catalogue des Tableaux de la Galerie Electorale à Dresde.* 1804. 322 S. 8. (16 gr.)

Dieses, zum allgemeinen Gebrauch für die Reisenden aller Nationen, welche die vortreffliche kurfürstliche Gemäldesammlung zu Dresden besichtigen, in französischer Sprache abgefasste Verzeichniss, enthält eine blosse Nomenclatur der Gemälde, ohne Absonderung der Schulen, so wie sie in der äussern und innern Gallerie numerirt hängen. Bey jeder Numer ist der Gegenstand des Stücks, des Material worauf es gemalt ist, das Mass und der Meister angegeben z. B. „25. *Ste Madeleine couchée à terre dans une grotte, les mains jointes, et lisant dans un livre, posé sur une tête de mort. Sur toile, de 6 p. 7 p. de l. 4 p. 8 p. de h. par Pompée Jerome Battoni.*" Ausser den Pastellgemälden, wovon ein Verzeichniss beygefügt ist, beträgt die ganze Zahl der Stücke 1184 Numern. Angehängt ist ein alphabetisches Namen-Register der Künstler, mit Bezeichnung des Orts und Jahrs ihrer Geburt, in so fern beide bekannt sind. Bey den mehresten ist auch das Todesjahr angegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Penig*, b. Diensmann: *M. E. G. H. Burdach*, Pfarr-Adjunct zu Kahlo in der Niederlausitz, *über das Armenwesen in Sachsen* nebst einigen Vorschlägen zu einer zweckmässigen Einrichtung der daselbst befindlichen Armenanstalten. Ein Versuch. 1804. 105 S. 8. (9 gr.) — Der Vf. beschäftigt sich hauptsächlich mit der in Sachsen so sehr überhand genommenen Betteley. Diese geht in manchen Kreisen so weit, dass man keinen Spaziergang machen kann, ohne von Bettlern verfolgt zu werden, welche an einsamen Orten sich in ganzen Haufen lagern. Manche fallen sogar als blinde Post-Passagiere den Reisenden zur Last. Der Vf. hat auf seinen durch Sachsen angestellten Reisen manche nützliche Bemerkung gemacht. Noch einem ihm aufgestossenen Vorfall beschwert er sich nicht mit Unrecht über die Nachlässigkeit der Unterobrigkeiten, und der Aufseher, ja über die Betteley selbst in Zuchthäusern. Auch seufzt er sehr über die an manchen Orten so ausserordentlich schlechten Schullehrer, und erinnert verschiedenes, was bey Hospitälern, Zuchthäusern, Erziehung der Kinder in Waisenhäusern, Aufdingen derselben in die Lehre, bey Beschäftigungen der Kinder, auch der Taubstummen zu verbessern seyn möchte. Freylich werden auch hier Erinnerungen gemacht, von deren Schwierigkeit in der Ausführung niemand so überzeugt seyn kann, als ein Geschäftsmann, der viele Jahre lang Gelegenheit hatte sich aus täglicher Erfahrung zu belehren. Deswegen werden viele in dergleichen Schriften vorgeschlagene gute Massregeln selten ausgeführt; ihre Ausführung wird nur dann möglich, wenn man das ganze System einer guten Armenanstalt beständig vor Augen hat. Dieses System erfordert: 1) Unterricht der Jugend in Religions- Industrie- Gesinde- und Haushaltungsschulen, in welchen letztern Heyrathscandidaten zur guten Wirthschaft angeführt werden. 2) Fortdauernden kirchlichen Unterricht für Erwachsene zu Zeiten und an Orten, wo sie auch mit den schlechtesten Kleidern ohne Aufsehen erscheinen können. 3) Fröhliche Geber, Gründer und Unterstützer guter Anstalten. 4) Sorge der Obrigkeit für Armen-Verdienst, wohlfeile Lebensmittel, Speisung der Armen, Erziehung der Waisen. 5) Ein genugsam besetztes Collegium redlicher Männer zur Auffindung würdiger Armen, und Ausmittelung ihrer Bedürfnisse. 6) Strenge und wachsame Polizey. Fehlt in dieser Kette ein einziger Ring, so kann das Ganze nie vollkommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. April 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. d'Hautel: *Voyages de Guibert dans diverſes parties de la France et en Suiſſe*, faits en 1775, 1778, 1784 et 1785. Ouvrage poſthume publié par ſa veuve. 1806. 402 S. 8.

In dieſen nachgelaſſenen Papieren des durch ein taktiſches Werk berühmten Vfs. erhält das Publicum ein ſehr ſchätzbares Geſchenk. Urſprünglich ſind ſie für daſſelbe eben ſo wenig beſtimmt geweſen, als ſeine vor einigen Jahren gedruckte Notizen von den Reiſen durch Deutſchland, von denen ſie ſich jedoch in Anſehung des Stils ſehr unterſcheiden. Die Nachrichten von Deutſchland ſind flüchtig hingeworfene abgebrochene Zeilen zur Erinnerung für den Reiſenden ſelbſt, in ſo kräftigen Ausdrücken, ſo treffenden Charakterzügen, daſs man den ausführlichern Vortrag nicht vermiſst, um ſich ein lebendiges Bild von dem zu machen, was der Vf. ſagen will. Aber auch nur ein Mann von ſo vielem Geiſte durfte ſo ſchreiben, und ſelbſt von ihm dergleichen zu leſen, ermüdet. In den Nachrichten über ſeine Reiſen in Frankreich, die wir gegenwärtig vor uns haben, iſt der Vortrag zuſammenhängender. Jenes Werk ſieht faſt einer Reihe von Rubriken ähnlicher, als einem Buche. In dieſem findet man hingegen viele ausführliche Erzählungen und Schilderungen. Rec. wird einige der merkwürdigſten Züge, welche für die Geſchichte der Zeit aufbewahrt zu werden verdienen, weiter unten auszeichnen. Was aber dem Buche den gröſsten Reiz giebt, iſt das lebendige moraliſche Gefühl, der edle Unwille über Ungerechtigkeit und alles Niedrige und Schlechte, die Wärme für Gröſse der Geſinnungen, für uneigennützige Bemühungen zum allgemeinen Beſten, die durchaus in ihm herrſchen, und zu dem Herzen des Leſers um ſo viel ſtärker ſprechen, da man durch den Ton des Ganzen immerfort daran erinnert wird, daſs der Vf. nur mit ſich ſelbſt redet, und bey den Ergieſsungen ſeiner Empfindungen nicht an die Wirkung gedacht haben kann, die ſie auf andre thun ſollten. Die ſchönſte Stelle im ganzen Buche, in dieſer Hinſicht, iſt die Schilderung des Grafen v. Broglio.

Voila, ſagt der Vf., *l'homme qu'on a dechirt pendant ſa vie, dont on n'a pas aſſez ſenti les grandes qualités pour lui pardonner quelques defauts, qui étoient les inconveniens de ces qualités mêmes, et qu'on a en conſequence toujours ecarté des grandes places de l'adminiſtration: on diſait qu'il était ſujet à prevention, à haines, à animoſités, et par la à injuſtices. Il haiſſait en effet vigoureuſement le vice et les abus: il prononçait ſes ſentimens avec force, et ſans aucun menagement, il denoncait hautement ce qu'il ne pouvait attaquer et detruire. Sans doute il pouvait ſe prévenir quelquefois; il pouvait quelquefois aller par dela le but; ſans doute auſſi l'impuiſſance où il était, de faire tout le bien dont ſon ame ardente concevait la penſée, les obſtacles qu'on lui ſuſcitait, les clameurs que la mediocrité et l'improbité de tant de gens intereſſés jettaient ſur ſon paſſage, donnoient elles quelquefois à ſon caractere de l'acreté et de l'amertume; mais qu'on eût placé cet homme où il devait être, à la tête des affaires, et d'un grand département, toutes ſes facultés étant ainſi miſes en exercice, toute ſon activité étant ſatisfaite, il ſerait rentré dans le calme et dans la juſte meſure de tout. Il y était presque deja les dernieres années de ſa vie. L'age l'avait heureuſement refroidi. Il eſt mort auſſi quand l'envie commençait à ſe laſſer. A ſa mort elle s'eſt tue entièrement, et il n'y a eu qu'une voix ſi non pour le regretter, mais du moins pour le louer.*

Dieſe Stelle iſt zu ſchön, als daſs Rec. ſich enthalten konnte, ſie ſeinen Leſern mitzutheilen. Und wie viel giebt jede Zeile darin zu denken! Denn es iſt in der That nicht der Graf v. Broglio allein, den *Guibert* ſchildert, nicht das individuelle Schickſal eines einzelnen Mannes, das er darſtellt. Faſt alles dieſes wird jeden treffen, der es wagt, ſich über den engen Kreis einer beſchränkten und untergeordneten Lage durch einen höher ſtrebenden Geiſt zu erheben, und mehr für das allgemeine Beſte zu thun wünſcht, als ſeine Verhältniſſe vorſchreiben. Eben das, was *Guibert* hier von ſeinen Zeitgenoſſen ſagt, paſst zu allen Zeiten auf den Haufen von Menſchen, die ſelbſt von kleinlichen Leidenſchaften beherrſcht, unfähig ſind, Groſses und Edles in andern zu begreifen. Und da neuerlich zugleich mit der Ausbreitung mannichfaltiger Kenntniſſe und einer oberflächlichen Bildung des Verſtandes eine Kleinlichkeit des Charakters immer zugenommen, und entſcheidenden Einfluſs auf alle öffentlichen Angelegenheiten im Groſsen wie im Kleinen gewonnen hat: ſo müſſen die ſeltnen Männer, die ſich darüber erheben, immer mehr das Schickſal des Grafen von Broglio haben. Bey ihrem Leben werden ſie verkannt, verfolgt und gehaſst; nach ihrem Tode aber, wie *Guibert* ganz trefflich ſagt, wohl gelobt, aber nicht zurückgewünſcht. Wer das Laſter und die Miſsbräuche haſst, unter denen der Staat leidet, wird verſchrieen, als ob er die Menſchen haſste, die von den Miſsbräuchen Vortheil ziehen; und doch wird immer gerade der Mann, der das gemeine Wohl im Groſsen liebt, am meiſten Fürſorge, ja ſogar Nachſicht gegen die Perſonen beweiſen, die im Stande ſind,

dazu mitzuwirken. Wer mit Wärme für öffentliche Angelegenheiten ſpricht, wird für intolerant ausgerufen, und diejenigen, die einen ſtrengen Cenſor fürchten, wiſſen nur allzugut die Schwäche aller derer, die ihre Mitſchuldigen ſind oder ſeyn möchten, zu gebrauchen, um eine allgemeine Stimme gegen den zu erregen, deſſen Energie ihnen beſchwerlich iſt. Groſse Eigenſchaften, und eine beſchränkte Lage, die ihre Entwicklung hindert: daraus entſpringen Miſsverhältniſſe, die dem groſsen Haufen, der ſie nicht zu beurtheilen weiſs, als Fehler des Charakters erſcheinen, und in ihm eine Abneigung gegen den erzeugen, der ſein Wohlthäter ſeyn würde, wenn er nur die Macht dazu beſäſse. Was für Menſchen ſind es dagegen, die ſich eine allgemeine Gunſt am leichteſten erwerben? Solche, die ſich dem Schutze der Mächtigen zu empfehlen wiſſen, und dadurch den groſsen Haufen blenden, das perſönliche Intereſſe aber ſchonen, wo ihr eignes nicht unmittelbar in Gefahr geräth. Und wer nur dieſes im Auge hat, braucht ſich eben nicht ſo viele Feinde zu machen. Das eingeſchränkte Intereſſe eines einzigen Mannes, ſogar das Intereſſe der Eitelkeit, welches doch viel mehr umfaſst, als der gröbere Eigennutz, iſt nicht ſo durchaus unverträglich mit dem Wohlbefinden anderer, als es die Liebe zum gemeinen Beſten oftmals ſeyn muſs. Es findet ſich darin bald eine Rangordnung; und Mächtigen erlaubt jeder gern Befriedigung ihrer Privatneigungen: denn das macht ſie nachſichtig gegen die Wünſche anderer. Unerbittliche Liebe zum gemeinen Wohl, Gerechtigkeit und die allgemeine Billigkeit, die nicht leidet, daſs Schwachheit für Laſter und Verbrechen ausgegeben werde, aber auch dem überſtrichenen Laſter den Schein der Tugend nicht laſſen will: dieſe allein ſind unvereinbar mit der Nachſicht, die man gern für Güte des Herzens ausgeben möchte, und die nur aus Ohnmacht des Willens oder aus ſchlechten Neigungen entſpringt.

So wie der Graf Broglio müſſen alle Männer, die in dem Gefühle einer höhern Beſtimmung leben, und ſich ihr öpfern, erbittert werden, wenn ſie ſich vergeblich für die edeln Zwecke ihres Lebens abarbeiten. Alsdann dienen die Ausbrüche des Unmuthes, die ſie nicht mehr unterdrücken können, zu Beweiſen der Härte, der feindſeligen Gemüthsart und der Unverträglichkeit. Sie werden gelaſſener, wenn die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, etwas auszurichten, bey ihnen in Gefühl übergeht; und ſo werden ſie dann nach ihrem Tode gelobt, damit man von ihres gleichen unter den Lebenden, wenn es dergleichen giebt, deſto hartnäckiger eben ſo reden könne, als man von dem Verſtorbenen ſprach, ſo lange man ihn fürchtete.

Pour moi, fährt *Guibert* fort, *je l'ai pleuré, et je le pleurerai toute ma vie. Il n'avait jamais ſervi à ma fortune, il y avait nui plutot. Il m'avait fait des ennemis. Son Caractere, ſon ame, toute ſa perſonne avait dès ma plus tendre jeuneſſe tant d'attraits pour moi, et tant d'aſcendant ſur mon ame, que je trouvai une ſorte de charme, après lui avoir reproché ſon tort envers moi, de le lui pardonner.* Wenn der Graf Broglio wirklich alle die groſsen Eigenſchaften beſäſs, die ihm hier beygelegt werden: ſo zeigt Guibert ſich hier würdig, neben ihm genannt zu werden. Eben ſo ſelten, als die Charaktere, die jenem gleichen, ſind auch diejenigen, welche die Superiorität jener anerkennen, und durch Bewunderung und Hochachtung zu thätiger Anhänglichkeit fortgeriſſen werden.

Das edle Gefühl, welches die oben angezogene Stelle eingegeben hat, herrſcht im ganzen Buche. Der gröſste Theil der Reiſen, deren Andenken darin aufgezeichnet iſt, ward durch das Geſchäft veranlaſst, welches dem Vf. oblag, die Invaliden zu viſitiren, die in den entferntern und kleinern Feſtungen vertheilt waren. Dieſs führte ihn in mehrere von ihnen bewachte Staatsgefängniſſe, und hier fand ſich viel Tadelnswürdiges. Es iſt mit Recht als eine Merkwürdigkeit in öffentlichen Blättern angemerkt, daſs in der Baſtille, bey ihrer ſogenannten Eroberung, im Jahre 1789. nur *Sieben* Perſonen ſaſsen: und die Feinde der damaligen königlichen Staatsverwaltung nahmen zu veralteten Geſchichten ihre Zuflucht, um die *Lettres de cachet* und die Staatsgefängniſſe verhaſst zu machen. Hier lernt man aber doch, daſs unter der milden Regierung Ludwigs XVI. manche Opfer des Miniſterialhaſſes oder vielleicht der Verfolgung untergeordneter Staatsdiener in den Winkeln des groſsen Reichs in Kerkern verſchmachten und ſchlechtdenkenden Aufſehern Preis gegeben werden konnten.

Eine Bemerkung, die oft wieder kommt, betrifft den Wegbau. Es iſt aus den Schriften über die franzöſiſche Staatsverwaltung bekannt, daſs die Pflichtdienſte zu dieſem Behufe *(Corvées)* eine Quelle der beſchwerlichſten Bedrückungen der Landleute ausmachten. Turgot, der als Intendant dieſe Plage kennen gelernt hatte, fing an, ſie abzuſchaffen. Aber unter ſeinen Nachfolgern fand man es *bequemer*, den alten Weg wieder einzuſchlagen. Hie und da machte ein Intendant zur Erleichterung der geplagten Bauern die Einrichtung, alle Wegearbeit für Bezahlung thun, und die Koſten durch eine allgemeine Auflage herbeyſchaffen zu laſſen. Allenthalben, wo Guibert dieſe Einrichtung traf, fand er die Wege beſſer, und das Volk zufriedner. Aber nach Turgot hatte kein Miniſter den ernſtlichen Willen, das Uebel für immer im Ganzen abzuſchaffen.

Breſt ſah der Vf. im Jahre 1778. Seine Beobachtungen über den Geiſt, der in der Marine herrſchte, und über die ſchlechte Organiſation des ganzen Seedienſtes ſind für die Geſchichte der franzöſiſchen Staatsverwaltung wichtig. Wir zeichnen hier einen Zug aus, der den Nationalcharakter darſtellt, und in der Erzählung eines Franzoſen ſelbſt um deſto merkwürdiger iſt. Guibert fand in Breſt alles erfüllt vom lauteſten Lobe eines Schiffscapitains *de la Clocheterie*, welcher von dem Seeminiſter Sartines einen Brief voll der übertriebenſten Lobſprüche wegen eines zweifelhaft gebliebnen Gefechtes gegen eine engliſche Fregatte erhalten, unterdeſſen von dem engliſchen Capitain, der ſich mit einem ſchwächern Schiffe eben ſo gut aus der Sache gezogen hatte, in den Zeitungen ſeiner Nation

nur

nur die wenigen Worte gesagt wurden: der Capitain und seine Mannschaft haben ihre Pflicht vollkommen erfüllt.

Alle kleinen Züge, welche die Administration der öffentlichen Angelegenheiten betreffen, charakterisiren die Regierung Ludwigs des XVI., so wie sie überhaupt schon bekannt ist. Keine grosse Missbräuche, keine schreyende Ungerechtigkeiten, das alles konnte unter einem Regenten nicht statt finden, der sich bemühte, wohlgesinnte Männer zu Gehülfen seines hohen Berufs zu erhalten, und bey dem Rechtschaffenheit die erste Empfehlung zu Ministerstellen war. Aber eine solche Schlaffheit in der Verwaltung, eine so grosse Nachsicht gegen das Privat-Interesse einer so grosen Zahl von Menschen, dass der Staat zuletzt mehr davon litt, als einige wenige grosse Favoriten ihm kosten konnten, die nur für sich selbst genommen und andre in Ordnung gehalten hätten.

Im J. 1784. besuchte Guibert Lothringen, und sah bey dieser Gelegenheit in Gesellschaft eines französischen Herzogs von A*** Pirmasenz. Der Landgraf Ludwig IX. von Darmstadt spielte damals den militärischen Souverän, und ahmte den grosen König von Preusen auf eine Art nach, die hier zu einer äuserst komischen Beschreibung Anlass giebt. Er liess zwey Bataillons aufmarschiren: sein drittes war untergesteckt, um jene beiden complet zu machen. In dem erbärmlich meublirten Schlosse sah man nichts als Schildwachen, und die Unterhaltung bey Tafel ward durch unaufhörliches Präsentiren des Gewehrs mit schrecklichem Getöse, das alle Viertelstunden beym Ablösen verdoppelte, unterbrochen. Er selbst, im lächerlichsten Aufzuge, um sich ein preussisch seyn sollendes Militär-Ansehn zu geben.

Von Lothringen aus reisete der Vf. in die Schweiz. Die Beschreibung der unzählige Male beschriebnen Gegend von Bern und Thun ist dennoch anziehend durch den eigenthümlichen Ton des wahren Gefühls. Man gewinnt den Mann lieb, der so denkt und empfindet, und hört ihm gern zu, wenn er erzählt, was er gesehn, so oft es auch von andern schon beschrieben worden. Eben so anziehend sind die Beschreibungen des weniger bekannten Campaner Thals in den Pyrenäen, und von Vaucluse, in der Reise durch das mittägliche Frankreich, die die letzte Hälfte des Buchs einnimmt, und worin der französische Leser viel kleines ihm wichtiges Detail von Bemerkungen über Gegenden, Kanäle und öffentliche Anstalten u. dgl. findet. Der deutsche Leser begleitet mit weniger Interesse, doch allemal mit Vergnügen, den geistvollen Reisenden, und bedauert am Schlusse des Buchs, einen so liebenswürdigen und achtungswerthen Gesellschafter zu verlieren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Der Mann aus dem Grabe*, oder der Lebendigbegrabene und Wiederauferstandene. Eine Geschichte, deren Bekanntwerdung Kabale und Eifersucht bis jetzt verhinderten. Mit Kpfrn. 1803. 208 S. 8. (20 gr.)

Eine Uebersetzung aus dem Französischen, durch welche weder Frankreich an Ruhm, noch Deutschland an Unterhaltung gewinnt: denn das Ganze ist eine schlechte Zusammensetzung von Unwahrscheinlichkeiten, welche alle Täuschung, von Pinseleyen, welche alles Interesse stören, von Theatercoups, welche keine Wirkung hervorbringen, und von Unsinn endlich, welcher den gesunden Menschenverstand beleidigt. Mit der kühlsten Prosa wird nicht nur erzählt, wie ein Verstorbener seinem Sohne (dem nachmals lebendig Begrabenen) und noch einem Andern erscheint und allerley Neuigkeiten erzählt, sondern es wird auch, zur Erklärung solcher Erscheinungen, nachher ein Gewäsch gemacht von unsichtbaren und sichtbaren Substanzen, die sich wieder in irdische und himmlische theilen u. dgl., und zwar in einem so ernsthaften und albernen Tone, dass man den Vf. fast für einen nur zu bekannten, geistlosen Geisterseher in unsrer Nähe halten sollte. — Von Kupfern ist nur eins neben dem Titel, und zwar ein recht erbärmliches, zu sehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Stiller: *Ueber das Bedürfniss eines neuen Systems der christlichen Theologie, und die rechte Art, dasselbe zu erreichen.* Vorzüglich *gegen Hn. D. Ammon*, von D. *Sam. Gottlieb Lange.* 1804. 82 S. 8. (6 gr.) Eine Recension der Götting. gel. Anzeigen (1803. 102. St.) über Hn. D. *Lange's* System der christl. Theologie, I. Th., gab zu verstehen, dass dieser sich bey Festsetzung der ersten Principien und Hauptprobleme in Missverständnisse, Widersprüche, Inconsequenzen u. s. w. verwickelt habe, dass er vornehmlich nicht die Lehre vom höchsten Gute hätte übersehen sollen u. s. f. Hr. L. antwortet darauf vorerst geradezu in einzelnen Bemerkungen über die Recension selbst. Die bedeutendste ist die Rechtfertigung S. 5., dass Er die Moral als eine blos formale Wissenschaft sich denke, welche mit der rechten Art des Strebens nach den dem Menschen gegebenen (?) Zwecken der Moralität und Glückseligkeit, nicht aber mit diesen Zwecken selbst es zu thun habe, dass vielmehr die Lehre von diesen Zwecken selbst, und die Ueberzeugung, sie seyen die echten Zwecke des Menschen, nach seiner Theorie von einem christlich-theolog. System nicht in die Moral, sondern in die Religionswissenschaft gehöre. Diese Antwort zeigt zwar, dass die Anordnung des Hn. L. überdacht und nicht aus Uebersehen entstanden war, sie scheint aber auf einer nicht an sich nothwendigen Beschränkung der systematischen Moral zu beruhen. Die Moral hört nämlich nicht auf, eine blos formale Wissenschaft zu seyn, wenn sie vielmehr *alles Autonomisch-Praktische*, also den Zustand der beglückenden Rechtschaffenheit, welchen man handelnd hervorbringen soll, d. h. den Zweck, von seiner ideellen Seite betrachtet, eben sowohl als die echten Mittel, nach Bewirkung dieses Zustands zu streben, in ihrer doctrinalen Bearbeitung umfasst. Weiterhin folgen manche indirecte Antworten und Bemerkungen des Hn. L., indem er das Neue Lehrbuch der religiösen Moral, und der christlichen insbesondere, von D. *Chstph. Fr. Amnon* (Göttingen 1800.), vornehm-

nehmlich von der wiſſenſchaftlichen Seite einer ſtrengeren Kritik, als gewöhnlich ausgeübt wird, unterwirft. Dieſe ſind eingreifend und für die Sache (denn als perſönlich ſollen dergleichen Differenzien nie angeſehen werden!) wichtig. Hr. *A.* hat in der Vorrede zu dieſem Lehrbuch das Geſtändniſs: daſs die Kantiſchen Lehren ihm ſämmtlich nicht mehr Genüge thäten, und er ſie *mit der religiöſen, namentlich mit der chriſtlichen, Moral für unvereinbar* halte, abgelegt. Auch Rec. erſtaunte hierüber; nicht wegen des Geſtändniſſes, deſto mehr aber wegen der dafür in Maſſe aufgebotenen Gründe, welche nach einer mehrjährigen Bekanntſchaft mit den Kantiſchen Ideen äuſserſt unerwartet ſeyn müſſen. Wie kann Hr. *A.* jetzt erſt (Vorr. S. VIII.) anſtöſsig finden, daſs nach der Kantiſchen Ethik alle *materiellen* Grundſätze der Sittenlehre unmoraliſch, unrein, verwerflich ſeyen, daſs der Wollende ſich von aller Materie des Willens trennen müſſe, um zur reinen Form deſſelben zu gelangen. Hr. *L.* bemerkt ganz evident, daſs materielle (von einem Product des Wollens hergenommene) Grundſätze verwerflich ſeyn müſſen, *wenn* ſie als höchſte *Principe* der *reinen* Moral (der Lehre von einer bloſs durch die Idee des Guten ſelbſt begründeten Entſchloſſenheit für das Gute) aufgeſtellt würden, daſs aber weder *Kant* noch irgend ein durchdringender Erklärer ſeines Sinns ſie aus der angewandten Sittenlehre [eigentlich: aus der moraliſchen Aſcetik] zu verbannen geſonnen ſey. Nähme aber der Moraliſt auf die Materie des Wollens ſchon bey der Beſtimmung ſeiner Pflichtgebote Rückſicht: ſo würde die Pflicht von der Erfahrungswelt, das Gebot von dem möglichen Effect ſeiner Ausübung abhängig. Von ähnlicher Art ſind faſt alle in der *A.* Vorrede gegen *Kants* moraliſche Begriffe in Maſſe aufgeführten Vorwürfe. So verkennt Hr. *A.* S. 3. Anm., was doch kaum zu verkennen iſt, wie nothwendig und gegründet es ſey, daſs die religiöſe Moral noch nicht auf das Seyn der Gottheit baue, ſondern völlig conſequent erſt nur die Idee der Gottheit (das Ideal des heiligen Wollens, als Norm unſers Wollens) zu denken fordere. Gerade dadurch, daſs die moraliſch-religiöſe Rechtſchaffenheit, von alk jenen ſchweren Speculationen über das Seyn der Gottheit unabhängig, feſtſteht, iſt ſie vor Skepticismus geſichert, (das Ideal der Gottheit wird auch der Atheiſt anerkennen!) und, was ſie ſeyn ſoll, ein Gegenſtand der Einſicht und Ueberzeugung aller, auch der von ſpeculativen Demonſtrationen und Poſtulaten noch ſo ſehr entfernten, Menſchen. Hr. *A.* behauptet ferner, daſs eine religiöſe Moral, weil ſie die Annäherung an die Gottheit als das Ziel aller Pflichten betrachte, das Gebiet der Vernunft-Moral *erweitere*, daſs die Freyheit als Vermögen ſchon in dem *Begriff* einer Intelligenz liege, daſs die unbeſtreitbare Sittenformel (die echte Formel des Moralgeſetzes) das Mannichfaltige der *Neigung* in *Harmonie* bringen müſſe, und zwar ſo, daſs der Menſch, wenn er nach dieſem Sittengeſetze handelt, *niemals in Widerſtreit mit ſich ſelbſt komme*, welches geſchehe, indem man *den logiſchen Grundſatz des Widerſpruchs auf den Willen* übertrage u. dgl. m. Auf dieſe und noch andere die Baſis einer religiöſen Moral betreffende Sätze dringt Hr. *L.* mit ſtarken Waffen ein, und Rec. geſteht aufrichtig, daſs er die Vertheidigung derſelben Hn. D. *A.* ganz allein überlaſſen muſs.

In einem *zweyten* Abſchnitt legt Hr. *L.* ſeine Idee, die *Theologia ſtricte ſic dicta* beſſer in ein Syſtem zu bringen, vor. Eine als Wiſſenſchaft bewährte philoſoph. Moral zum Grunde gelegt und mit den Sittenvorſchriften des Chriſtenthums verknüpft, giebt ihm ſein *Syſtem der theologiſchen Moral*, die als eine von der Dogmatik verſchiedene Diſciplin für ſich beſtehen bleibt; wie dieſs bereits von den Pflegern der Wiſſenſchaft anerkannt iſt. Vornehmlich in der Dogmatik aber will Hr. *L.* anders, wie bisher, verfahren. Sie ſoll ein Syſtem der *Glaubenslehren* enthalten, deswegen eine *philoſoph. Glaubenslehre* oder Religionswiſſenſchaft (dieſs ſetzt der Vf., ohne Zweifel weil er den Begriff des *Glaubens* anders, als der gemeine Sprachgebrauch, beſtimmt, als ſynonym!) zum Grunde gelegt, und die *rein-chriſtliche Glaubenslehre* alsdann damit, eben ſo wie in der theolog. Moral die philoſophiſche und reinchriſtliche, verbunden werden. Nun aber ſoll *drittens*, und dieſs wäre das eigenthümlichſte, das *kirchliche*, und zwar *lutheriſche*, *Syſtem der Dogmatik* eine eigene Diſciplin bilden. Eine kurze Geſchichte der Dogmatik ſoll als Einleitung vorangehen, und mit jedem Dogma die *Geſchichte* deſſelben verbunden werden, um dem Uebelſtande abzuhelfen, daſs mancher junge Theologe die Akademie verlaſſe, ohne eine vollſtändige und richtige Anſicht der Lehre ſeiner Kirche erhalten zu haben. Letzteres mag wohl ſehr wahr ſeyn. Allein ſoll denn der junge Theologe, nachdem er durch die reinchriſtlich-theologiſche Religionswiſſenſchaft das Reinſte, was ihm der Zeitgeiſt jetzt geben kann, empfangen haben ſoll, die davon abgehenden Anſichten bloſs nach dem Schema des Lutheranismus geordnet und gewendet kennen lernen? ſoll ihm nur der Lutheranismus mit ſeinen Gründen, andere Anſichten aber bloſs geſchichtlich vorgetragen werden? ſoll er nicht vielmehr ſo, wie *Plank* dazu das Beyſpiel gab, von allen in wichtigen Punkten verſchiedenen Syſtemen eine für die Vergleichung hinreichende, nicht bloſs hiſtoriſche, ſondern wiſſenſchaftliche, Entwicklung ihrer Entſtehung, Haupttendenz und weſentlichen Gründe unparteyiſch kennen und prüfen lernen? wobey der Lehrer bey dem einen kirchlichen Syſtem ſich mit Recht länger als bey dem andern verweilen wird, nicht aber weil es Syſtem ſeiner Kirche, ſondern bloſs in ſo fern es ſchwerer zu erklären iſt, und Sätze, welche immer noch Aufmerkſamkeit und Prüfung verdienen, enthält. Rec. billigt demnach allerdings die Scheidung des (nach jetziger Einſicht) reinchriſtlichen Dogmenſyſtems von der Entwicklung der Syſtems-Verſuche, durch welche früher ſich gewiſſe Kirchen gebildet haben. Aber die wiſſenſchaftliche Parteyloſigkeit fordert, daſs die Diſciplin, welche Hr. *L.* als die dritte aufſtellt, einen weitern Umfang erhalte, und daſs darin kein Kirchenſyſtem über das andere gleichſam dominire. Werden aber alle, welche jetzt noch der Prüfung werth ſeyn können, nach ihrer innern Begründung und Conſequenz mit gleichem Fleiſse dargelegt: ſo iſt hiezu die Idee, der Entwurf und der Erweis des Bedürfniſſes bereits durch Hn. *Plank* (gewiſſermaſsen ſchon durch *Alberti Intereſſe religionum*) vorhanden. Wir wünſchen übrigens, daſs Hr. *L.* alle drey Diſciplinen mit dem ihm eigenen, von philologiſch-hiſtoriſcher Gelehrſamkeit unterſtützten Talent, die Kantiſche Philoſophie für die Theologie ſcharfſinnig zu benutzen, glücklich durchführe, und dabey die wenigen Verbeſſerungen der Kantiſchen Lehre, die in den ſogenannten neueren Philoſophieen liegen und von dieſen ſelbſt leicht das Beſte ausmachen möchten, zum Vortheil des Ganzen aushebe und anwende. — Am Ende folgt eine kleinere Antikritik gegen die Rec. des oben genannten Lange'ſchen Buchs in dieſer A. L. Z., worauf wir dem Vf. jener Beurtheilung, wenn er es für nöthig hält, Rückſicht zu nehmen überlaſſen. Das Bemerkenswertheſte iſt (S. 79.) die beſtimmtere Unterſcheidung des Vfs. über das empiriſche und das freye Wollen: „Die Wahl zwiſchen Gutem und Gutem, Böſem und Böſem iſt Wahl zwiſchen einzelnen Fällen, und gehört daher zum empiriſchen Wollen des Menſchen. Bloſs die geſetzmäſsige und geſetzwidrige *Maxime*, welche dem Betragen des Menſchen zum Grunde liegt, iſt Werk des reinen Willens." Dazu gehört denn noch weiter, daſs die Materie der Maxime, das Geſetz, welches in die Geſinnung aufgenommen wird, Product iſt der reinpraktiſchen Vernunft, deren Unterſchied vom reinen, freyen Willen hierdurch klar einleuchtet. *Wie*, nach welcher Geſinnung, zu handeln ſey, ſagt die Vernunft als etwas, das allgemein gelten ſollte; und dieſs iſt es, was der Wille für das Subject geltend oder nichtgeltend macht. *Was* aber im Einzelnen, jener Geſinnung gemäſs, zu bewirken ſey, dieſs ſagt der Verſtand, nach ſeiner Erkenntniſs der Erfahrung, folglich nicht frey, ſondern unterordnend das Gegebene der möglichen Handlung dem Gegebenen der angenommenen Geſinnung. Darin alſo, daſs der Menſch eine andere *Geſinnung* annehmen kann, im *πρωτον*, iſt er frey, ungeachtet die empiriſchen Veranlaſſungen und Motive zur Handlung nicht ausgeſchloſſen ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. April 1806.

PÄDAGOGIK.

Schriften, die Methode des Unterrichts im Lesen betreffend.

Unser Zeitalter sucht die höchsten Grundsätze, in deren Besitze es sich fühlt, auch auf das anzuwenden, was man vorher als geringfügig dem Zufalle oder den Praktikern überliefs. Ueber die verschiedenen Methoden des Unterrichts im Lesen fing man zwar schon vor langem an zu urtheilen, man tadelte, erfand, pries an, verwarf wieder, machte auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam; und vor mehr als drittehalb hundert Jahren gab *Valent. Ickelsamer* eine Methode an, die Kinder ohne Buchstabiren lesen zu lehren, nachher (1721.) *Venzky*, nach diesem ein Ungenannter in *Nachsinners Lesekunst* u. s. w., bald nachher (1750.) *Hecker*, und hierauf *Basedow*, *Heineke*, *Wolke*, *Gedike* u. a., welches in Nr. 4. der unten angezeigten Schriften in einer kurzen historischen Uebersicht bemerkt ist. Aber nie ist dieser Gegenstand mit solchem allgemeinen Interesse und mit so tiefen Forschungen behandelt worden, wie jetzt bey Hn. *Oliviers* Erfindung der *Lautmethode*, oder, wie er sie auch nennt, des *ortho-epo-graphischen* Systems, welche sich der bisher unter mancherley Formen gebrauchten *Nominalmethode* am stärksten entgegensetzt.

Hr. *O.* kündigte seine Erfindung an durch folgende Abhandlung:

1) Leipzig, b. Gräff: *Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden.* Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen von *F. Olivier.* Bey Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung einiger von ihm, theils wirklich auf ganz *neue*, theils auf einfachere und zweckmäfsigere Grundsätze zurückgeführten Lehrmethoden. 1802. 82 S. nebst einigen Seiten Zeugnisse.

Der Vf. macht hier vorläufig auf die unter seinen übrigen eigenthümlichen Lehrarten ausgezeichnete Methode, lesen und recht schreiben zu lehren, als auf eine nicht ganz unwichtige Entdeckung und Erfindung aufmerksam. Er wünscht, dafs eine so wichtige Angelegenheit der Menschheit, als diejenige sey, womit er sich beschäftige, von Regenten geprüft und beherzigt werde. Er bemüht sich, zu zeigen, dafs bey allem Unterrichte der *subjective* Zweck (die formale Bildung) die Hauptsache sey, vornehmlich bey dem *Fundamental-Unterricht*, und dafs also die *Erfindung* einer solchen Methode als eine der *gröfsten Wohlthaten* für die ganze Menschheit zu betrachten sey. Nur von diesem Unterrichte wird in dieser Rede, welche der Vf. bey der Prüfung der Kinder an die Anwesenden hielt, gehandelt. Allein man findet hier vorläufige Lobreden der Sache, und weniger Belehrung, als man damals wünschte, obwohl das Wesentliche jener Methode, wie auch des Unterrichts im Rechnen, Schreiben, welches ebenfalls elementarisch behandelt wird, sich doch auch daraus abnehmen läfst. Im Dec. 1801. hatte Hr. *O.* bereits eine Ankündigung drucken lassen, welche hier beygefügt ist: „*Die Kunst, lesen und rechtschreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchst einfaches und untrügliches Grundprincip zurückgeführt.* Eine glückliche, in jeder Sprache anwendbare Entdeckung und Erfindung;" dabey wird dem Publicum ein *neues Elementarwerk* für jedes Fach des Fundamental-Unterrichts u. s. w. versprochen. Drey Monate hatte er hierauf, mit Beyhülfe des Hn. *Tillich*, seinen Unterricht mehrern Kindern zu Leipzig ertheilt, und bey der Prüfung fielen die Zeugnisse der Anwesenden, welche hier ebenfalls angehängt sind, und worunter man die Namen *Carus*, *Cäsar*, *Erhard* und mehrerer urtheilsfähiger Männer lieset, äufserst günstig aus. Bald darauf erschien als Anhang zu dieser Schrift:

2) Ebendas.: *Nachtrag einiger wichtigen Zeugnisse und Urtheile über meine Neue Methode, lesen und rechtschreiben zu lehren*, von *F. Olivier.* 1802. 30 S. 8.

Diese Zeugnisse sind allerdings wichtig. Denn der Erfinder hatte sich von Leipzig nach Halle begeben, und erhielt dort die günstigsten Urtheile für seine neue, einfache, naturgemäfse Methode des Lesenlehrens von mehrern dortigen, sehr urtheilsfähigen Professoren, nämlich *Niemeyer*, *Eberhard*, *Wolf*, *Vater*, *Klügel*, *Gilbert*, *Maafs*, *Voss*, *Jacob* und mehrern andern Männern. Diese Urtheile tragen das Gepräge der besonnenen Beobachtung und scharfen Betrachtung. Unter eines *Niemeyers* Auge unterrichtete *O.* die Tochter dieses Pädagogen im Französischen; jedes auch der übrigen Urtheile, so kurz sie auch sind, verdient von den Freunden und Gegnern dieser Methode gelesen zu werden. Rec. setzt, um einer künftigen Bemerkung willen, das von *Gilbert* hierher: „Ob übrigens die Olivierschen Sprach-Elemente die einzig wahren sind, darüber mögen Sprachforscher entscheiden. Mir, als Chemiker, war es interessant, auch hier Elemente aufgeführt zu sehen, die nicht für sich, nur in ihrer Verschmelzung mit andern, darstellbar sind, und so die Rollen, welche in meiner Wissenschaft so manche chemische Elemente spielen, auch in andern Regionen wieder zu finden."

Von der Zeit an wurde das erregte Aufsehen dieser Lehrart in öffentlichen Blättern unterhalten. Hr. *O.* selbst begab sich noch im J. 1802. nach Dessau, um dort praktisch und literarisch seine Idee auszuführen. Nach einiger Zeit erschien wieder folgende kleine Schrift von demselben:

3) Dessau, in d. Schulbuchh.: *Versuch der Charakteristik einer vollkommen naturgemäßen Leselehrart.* Ein Beytrag zur endlichen Entscheidung der Streitfrage: welche Methode, lesen und rechtschreiben zu lehren, ist nach allen Vernunftgründen für die beste und vortheilhafteste anzuerkennen, und als solche allgemein anzuempfehlen? Von *F. Olivier.* 1804. 30 S. 8.

Diese Broschure war gleichsam die Inhaltsanzeige des grösern Werkes. Hr. *O.* legt in derselben theils den redlichen Eifer für die Sache dar, welcher immer an Wärme gewonnen hatte, theils die Hauptmomente seines Systems. Diese werden nämlich gesetzt in die *objective* sowohl als *subjective Naturmäßigkeit* einer Leselehrart. Die erstere fordert vorerst als Bedingungen 1) die Ausmittelung der sämmtlichen Sprachlaut-Elemente, und 2) die Widerherstellung jenes einfachsten ursprünglichen Verhältnisses der schriftlichen Zeichen zu den Elementarlauten. Da nun eine solche Grundreform der Sprachbezeichnung nicht wohl dadurch bewirkt werden kann, dass man jedem Laut-Element sein eigenthümliches, einfaches Zeichen gäbe: so muss ein andrer Weg eingeschlagen werden, welcher sich aber nur darin findet, dass man alle Laut-Elemente, abgesehen von der Sprachbezeichnung, auffassen lässt, und hierauf die *üblichen* Zeichen auf ihre entsprechenden Laut-Elemente bezieht. In seiner Tablatur glaubt nun Hr. *O.* dieses aufgestellt zu haben, wobey sich ihm drey folgende Ideen entwickelten, welche wir, als nothwendig zur Begründung eines Urtheils über die Sache, mit den eigenen Worten des Vfs. hier angeben müssen.

„*a*) Die Idee eines *allgemeinen Sprachtonsystems*, oder eines Mittels, durch welches die willkürliche Combination der Elementarlaute aller Sprachen, durchaus von aller schriftlichen Bezeichnung unabhängig gemacht werden kann. *b*) Die Idee einer *allgemeinen Sprachtonlehre*, oder einer, das Elementar-Tonwesen aller Sprachen umfassenden Wissenschaft, in welcher der ganze Sprachmechanismus und die Theorie der gesammten Elementar-Sprachlaute, ohne alle Rücksicht auf ihre besondere Bezeichnung, vollständig entwickelt, und so ein bisher stets noch unvollkommen gebliebener Theil unserer Sprachlehren seiner Vollendung entgegengeführt wird. *c*) Und endlich die Idee einer allgemeinen *Sprachtonkunst*, oder eines Mittels, alle Elemente der Tonsprache *möglichst* genau zu bestimmen, und sorgfältigst, vermöge einer Art von kunstmäsiger Behandlung und einer strengen Uebung des Gehör- und Sprachorgans auszubilden, und nach Willkür zu combiniren; eine Uebung, aus welcher nothwendig die Fertigkeit, eine jede fremde Sprache, ihrem Tonwesen nach, überaus leicht, sicher und vollkommen zu erlernen, unfehlbar entspringen muss."

Rec. will hier nicht bey den Einwendungen verweilen, welche sich gegen das Fundament dieser Abtheilung machen liessen, nämlich dass der Unterschied der zweyten und dritten dieser Ideen von der ersten nicht im Klaren liegt, und sich die erste ohne die andern nicht wohl begreifen lässt; das hellere Licht verbreitet erst die Darlegung des Systems über die ganze Sache. — Die *subjective* Naturmäsigkeit einer Leselehrart sucht die mögliche unmittelbare Verbindung zwischen dem Elementarlaut und seinem üblichen Zeichen zu bewerkstelligen. Hauptsächlich in diesem Verfahren erklärt Hr. *O.* ihren Charakter als *Lautmethode.*

Mittlerweile aber war diese Methode in dem Publicum durch die Praxis selbst bekannter geworden. Noch im J. 1802. war Hr. *O.* nach Berlin gereiset, und hatte dort den Kindern des Königs Unterricht im Lesen ertheilt, auch noch anderwärts Proben von seiner Methode unter den Augen urtheilsfähiger Männer abgelegt. Auch war die Aufmerksamkeit des Monarchen, der Curatorien, und mehrerer der wichtigsten Männer in Berlin auf diesen Gegenstand gerichtet, und es wurden gutachtliche Berichte gefordert; auf eine sehr würdige Art liess man sich dort die Sache angelegen seyn. Hierdurch wurde folgende Broschüre veranlasst:

4) Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Ueber die neue Leselehrart des Hn. Prof. Olivier, und die damit auf höhere Veranlassung in dem Landküster-Seminario zu Berlin angestellten Versuche.* 1803. 160 S. C Seiten Einleit. u. 4 Tab.

Die Einleitung ist vom Hn. Insp. *Herzberg*, und giebt geschichtliche Nachrichten über die Versuche dieser Leselehrart in Berlin, mit einer interessanten Erzählung des sel. *Gedike* über frühere Versuche dieser Art. Sodann folgt das Rescript des königl. Obercurat. des Friedr. Wilh. Gymnas. an Hn. O. C. R. *Hecker*, dessen Bericht, des Hn. Insp. *Herzbergs* amtlicher Bericht über diese Methode und deren etwanige Anwendbarkeit für niedere Stadt- und Landschulen; ferner zwey gutachtliche Berichte von Lehrern an jenem Gymnasium, Hn. *Zimmermann* und Hn. *Straube*, und endlich einige Gedanken über diese Methode von den Lehrern Hn. *Hensel* und Hn. *Hoffmann*. Diese sämmtlichen Urtheile sind nur ungünstig. Am ausführlichsten betrachtet Hr. *Herzberg* die Oliv. Methode, und zwar so, dass man ihm weder Unbekanntschaft mit derselben, noch auch alle Unbefangenheit absprechen kann. Er macht Bemerkungen 1) über den Ungrund der so uneingeschränkten Vorwürfe gegen die ehemalige Methode; 2) über die Schwierigkeiten der Oliv. Methode, indem dieselbe französirend die Sylben zu viel zusammenziehe, und durch die zu grosse und verwirrende Tablatur zu viel Cultur der Lehrer wie der Lehrlinge verlange; 3) über die Täuschung, welche bey den Beobachtern derselben vorwalte, da er als Augenzeuge die gepriesenen Vorzüge

nicht

nicht habe finden können. Hierauf ſchlägt er eine Modification dieſer Methode für die Schulen vor, welche darin beſteht, daſs *a*) die Kinder Ein Jahr durch Denk- und Sprechübungen zum Leſen vorbereitet werden, jedoch dabey zugleich die Buchſtaben lernen ſollten; *b*) daſs man die Laute zweckmäſsiger zuſammenſtellen und benennen ſollte, nur nicht mit ſo vielen Nüancirungen; *c*) daſs man die Laute hiernach auch collectiv aufſtelle; aber überhaupt *d*) die Nüancirungen im Ausſprechen nur allmählig bekannt mache.

Dieſe Gegenerinnerungen nebſt den andern, welche in der angeführten Sammlung der Berliner Berichte vorkommen; verdienten allerdings Aufmerkſamkeit und ruhige Würdigung. Indeſſen hatte nun einmal Animoſität in den öffentlichen Verhandlungen der Sache begonnen, wovon die mancherley Journale, welche dergleichen Gegenſtände aufnehmen, Zeugniſſe enthalten. Aber auch folgende Sammlung giebt einen Beleg hierzu:

5) Leipzig, b. Gräff: *Pädagogiſch-amtliche Berichte an das Publicum über die Lautmethode des Hn. Prof. Olivier.* 1805. 202 S. 8. (16 gr.)

Durchaus polemiſch gegen jene Gutachten und Berichte. Die Einleitung und die erſten beiden Abhandlungen über den eigenthümlichen Werth jener Methode und Rechtfertigung derſelben gegen Einwendungen — insbeſondre von *Pöhlmann*, *Stephani* und *Herzberg*, und mit Beziehung auf eine weiter unten noch anzuzeigende Schrift von *Teumer* — haben den würdigen Mitarbeiter *Oliviers*, Hn. *Tillich*, zum Vf. Dieſer Pädagog hatte allerdings am erſten ein Wort der Vertheidigung für die angefochtene neue Sache zu ſprechen; er thut es auch mit Einſicht und Ruhe, obwohl mit Wärme durch die Ueberzeugung, daſs es in der Erziehung keine Kleinigkeiten gebe, und dieſe Sache wichtig genug ſey. Er ſtimmt ganz Hn. *O.* bey, manches der Theorie noch genauer darſtellend, z. B. es gebe eine unüberſehbare Mannichfaltigkeit von Wortlauten, die Menge der Sprachelemente ſey dagegen gar wohl überſehbar; ja dieſe fänden ſich in jeder Sprache *beynahe* alle. Die folgenden Abhandlungen ſind indeſſen dieſes Vorgängers nicht würdig. In einem unruhigeren und bitteren Tone eifert Hr. *Ernſt Schelz* in dem erſten dieſer ſogenannten pädagogiſch-amtlichen Berichte; aber gänzlich unwürdig iſt der Ton des Hn. Schul-Ephorus *Perſchke* (des Herausg. dieſer Berichte) gegen Hn. *Herzb.*, z. B. „wir wollen es alſo ihm ſelbſt überlaſſen, ob er mit dieſem ſeynſollenden *Stützvocal* die morſche Buchſtabirhütte, die den Einſturz droht, wird gehörig *ſtützen* können." Das hinkende Gleichniſs, von einer Unmethode der Schwimmkunſt hergenommen, wird durch den wirklich abgeſchmackten Witz, der darin herrſcht, der Sache wenig Erſprieſsliches leiſten. Nicht minder heftig gegen Hn. *Herzb.*, aber in beſſerm Tone, iſt der Bericht von Hn. Cantor *Hilſcher* zu Weiſsig am Bober. Zweckdienlicher iſt die Nachricht, welche der Hr. Premier-Lieut. *von Vieregg* von der Einführung und dem glücklichen Fortgange der *Oliv.* Leſelehrart in der Garniſonſchule zu Naumburg ertheilt. Die übrigen kleinen Anhänge enthalten einige Nachrichten über die Einführung eben dieſer Methode in der Bürgerſchule zu Naumburg von Hn. *Urbach* und von *N—r.* — Doch, wir kommen zum Hauptwerke ſelbſt.

6) Dessau, in d. Schulbuchh.: *Ortho-epo-graphiſches Elementarwerk;* oder *Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunſt, rechtſprechen, leſen und rechtſchreiben zu lehren.* Von *F. Olivier.* — *Erſter* theoretiſcher Theil, enthaltend: die Darſtellung des ortho-epo-gr. Syſtems. 1804. XIV u. 216 S. 8. (Hierzu 1) eine tabellariſche Ueberſicht, in Royalfol. 2) eine ſyſtem. Darſtellung eines nach den Sprachorganen geordneten allgem. Elem. Sprachlaut-Alphab. in R. F. 3) eine kleinere Kupfertafel, die Mundöffnungen darſtellend. Und auſserdem mehrere Uebungstabellen.)

Mit groſser Sorgfalt und Unverdroſſenheit ſucht Hr. *O.* in dieſem Werke ſeine Erfindung theoretiſch zu begründen, indem er in einer *erſten* Abtheilung die Lautmethode als eine vollkommen naturgemäſse und gründliche Leſelehrart zu beweiſen ſucht, in einer *zweyten* Abth. den Commentar zu jener tabellar. Ueberſicht liefert, und in der *dritten* Abth. eine vollſtändige Analyſe der Tonſprache und ihres Mechanismus, nebſt einer Theorie der artícul. Töne oder Sprachlaute verſucht. Man ſieht hieraus, daſs die Aufgabe, an ſich ſchwer, ſich nicht auf wenigen Blättern löſen lieſs. Aber daſs ſie ſolche Ausführlichkeit bedurft hätte, womit ſie hier behandelt worden, muſs Rec. bezweifeln; ja er findet ſogar, daſs dieſe Umſtändlichkeit und Schwerfälligkeit, womit die Begründung der Sache iſt geſucht worden, alles dunkler macht und dem Leſer nur erſchwert; er muſs daher jene tabell. Ueberſicht denen, die ſich mit dieſer Methode bekannt machen wollen, als den leichteren Weg zur Einſicht empfehlen. Unangenehm wird die Lektüre faſt auf jeder Seite durch die längen Noten aufgehalten. — Doch, wir wollen die Sache betrachten.

Die Lautmethode tritt nach *O.* nicht bloſs als eine Leſelehrart auf, ſondern als eins der wirkſamſten Hülfsmittel der Volkscultur und als Grundverbeſſerung des Fundamental-Kinderunterrichts. Denn ſie iſt in ſubjectiver Hinſicht ſowohl als in objectiver naturgemäſs. Erſteres iſt ſie, weil ſie die Kraft des Kindes der Entwickelung derſelben gemäſs erweckt und beſchäftigt, und das genau nach dem Gange des menſchlichen Erkenntniſsvermögens. Dieſen Gang beobachtet ſie dadurch, daſs ſie zuerſt mit dem Bezeichneten, und nachher mit dem Zeichen bekannt macht; zuerſt das Sprechenlehren im Allgemeinen und die einzelnen Sprachlautelemente, dann die Erlernung der Schriftzeichen; die Verbindung von beiden aber auf eine völlig ſinnlich unmittelbare Weiſe vermittelſt des Geſichts und Gehörs. Das Anſchauungsvermögen, wie auch das Combinationsverm. des Kindes

des wird hierdurch in Thätigkeit gesetzt, und es entsteht eine Lesefertigkeit mit reiner deutlicher Aussprache, mit angenehmer Abwechselung des Tons, und mit richtigem natürlichem Ausdrucke; „das Kind lernt so geläufig und gut lesen und richtig schreiben." — Die objective Naturgemäfsheit hat diese Methode, indem sie die Sprache nach dem Körper derselben (dem Tone), wie nach dem Geiste (dem Begriffe), beides vereinigend, behandelt. „Ihr natürliches Buchstabiren, welches, ohne die Sprache wesentlich zu entstellen, dennoch die äufseren Gestalten der Wörter gleichsam wie in einen leisen Schleyer einhüllt, bildet die Sprache für das Ohr zu einer Art von sinnlichem Räthsel um, welches für alle Kinder, fast ohne Ausnahme, wie die Erfahrung lehrt, einen ganz ungemeinen Reiz hat, ihre Neugierde und Aufmerksamkeit erregt, und so den ersten wichtigsten Zweck alles Elementar-Unterrichts: *Erweckung der Geistes-Thätigkeit und Munterkeit*, auf die glücklichste Weise befördert." So wie nun die Sprache zuerst als Gegenstand des Gehörs behandelt werden mufs, so wird ihr Buchstabenwesen zum Gegenstande des Gesichts gemacht, welches durch jene Auflösung der Sprache in ihre Lautelemente möglich wird. Dieses geschieht nun in gehöriger Stufenfolge, und mit der Tendenz, das zerstörte ursprüngliche Princip zwischen Schrift- und Tonsprache wieder herzustellen. Sie bewährt zugleich ihre Gründlichkeit theils durch die vollständige Aufsuchung des Tonwesens und seiner physisch-organischen Ursachen, theils durch die vollkommenste Erreichung ihrer entfernteren so wie ihrer näheren Zwecke. Durch ihren natürlichen Mechanismus beschäftigt sie jenen Trieb des Kindes zu Modulationen seiner Stimme, und führt also auch zu jenem höheren Zwecke der Leseübungen, zum Lesen mit fliefsendem natürlichen Ausdruck. Die Gewöhnung des Kindes so lange anzuhalten, bis die Bearbeitung vollendet ist, macht einen bedeutenden Nebenvortheil dieser Methode aus. Und die so scharf gewöhnte Aufmerksamkeit auf die reinen Bestandlaute der Worte führt zugleich geradezu zur Rechtschreibung.

Rec. findet nun hierin allerdings eine Begründung der Nützlichkeit, welche die Lautmethode hat, sie dient zugleich der Entwickelung des Geistes. Allein damit ist noch keineswegs bewiesen, dafs sie allein es sey, welche dieses leistet. Manche andre Methode wird mit gleich starken Gründen von sich rühmen können, dafs sie auf eine unterhaltende Art den Geist des Kindes beschäftige, während sie ihm die Buchstabenkenntnifs beybringe: man höre und sehe nur so manche geübte Schullehrer und Beyspiele von Kindern. Ja, selbst die alte Buchstabirmethode wird sich das so leicht nicht nehmen lassen, dafs sie unter einem guten Lehrer zu einer Art von belustigendem Spiele werden kann, wobey die Selbstthätigkeit stark aufgeregt wird, indem sie den Lehrling alles selbst finden und abstrahiren läfst. Ueberdiefs fällt es doch in die Augen, dafs dieser einzelne Zweig des Unterrichts viel zu klein ist, als dafs man von ihm allein die Früchte hoffen solle, welche das Ganze des Elementar-Unterrichts hervorbringt. Doch ist dieses auch keineswegs die Meinung des Erfinders. Eben darin schimmert eine Idee durch den unläugbaren Kleinlichkeitsgeist des Ganzen hindurch, dafs diese Lesclehrart mit jenem Organismus zusammengreifen will. Wie dieses geschieht, sollen die folgenden Theile zeigen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Grafs u. Barth: *Drey Briefe eines protestantischen Trebnitzischen Bürgers über das fürstl. Stift Trebnitz*, bey dem allgemeinen Gerüchte der Aufhebung der Stifter in Schlefien. Ohne Jahrz. (1805.) 32 S. 8. (4 gr.) — Herzensergiefsungen eines Bürgers, der bey der Aufhebung dieses Klosters, wegen der dann vielleicht aufhörenden Wallfahrten an seiner Nahrung zu verlieren fürchtet, und deswegen in drey nicht eben blühend geschriebenen Briefen die Unrechtmäfsigkeit und die zu befürchtenden übeln Folgen einer Aufhebung dieses Stifts zu beweisen sucht. Er wird aber durch seine Schrift diejenigen, welche eine Aufhebung oder wenigstens eine veränderte Einrichtung der kathol. Stifter und Klöster in Schlefien für wünschenswerth halten, schwerlich auf eine andere Meinung bringen, und auch der andern Partey, welche für die alte Verfassung derselben ist, wenig nützen: denn sein Räsonnement ist sehr einseitig und oberflächlich. Es fällt ihm gar nicht ein, dafs zwischen dem, was er fürchtet, und dem, was er für recht und billig hält, sich noch ein Mittelweg findet, nämlich der, dafs diese Stiftung als Versorgung für unbemittelte Frauenzimmer recht gut bleiben könne, dafs aber die Klosterverfassung und der fürstliche Rang der Aebtissin, der nicht gut zu einer Armenversorgungsanstalt pafst, aufgehoben werde. Wenn der Vf. den von ihm selbst als vorzüglich wichtig angegebenen Grund gegen die Aufhebung des Klosters, nämlich die Verminderung oder das gänzliche Aufhören der bisherigen Wallfahrten, und des dadurch hervorgebrachten gröfsern Consumtion an Bier, Brot und andern Bedürfnissen in der Stadt Trebnitz aus einem andern Gesichtspunkte, als aus dem Städtchen Trebnitz heraus betrachtet, und wenn er den Einfluss solcher Zeitverschwendungen auf die moralische und ökonomische Verfassung der Theilnehmer in Anschlag gebracht hätte: so würde er gefühlt haben, dafs eben dieser Grund, den er gegen die Aufhebung dieses Stifts vorträgt, am wichtigsten *für* die Aufhebung desselben, jedoch vielleicht mit den oben bemerkten Modificationen, spricht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. April 1806.

PÄDAGOGIK.

Schriften, die Methode des Unterrichts im Lesen betreffend.

(*Fortsetzung von Num. 101.*)

In dem *zweyten* Theile von Nr. 6. folgt die Darstellung dieser Lehrart. Sprache und Schrift sind Correlate. Diese letztere theilt sich in Naturschrift und conventionelle Schrift, und diese wieder in symbolische, auch hieroglyphische und Sylben-, wie auch Buchstabenschrift; jene beiden dienten zur Bezeichnung der Begriffe in den Phrasen und Worten, die beiden letzteren für die Lautelemente. Das Bedürfniss führte endlich zur Buchstabenschrift; die Erfindung derselben setzt eine Analyse der Tonsprache voraus, und ihre Vollkommenheit besteht in einem vollständigen Alphabet sowohl der Sprachlaut-Elemente, als der Sprachlaut-Zeichen, d. i. der Buchstaben. So wandelbar auch bey den verschiedenen Einflüssen die Tonsprache werden musste, und so vielfach sich die Nuancirungen der Töne durch die Nationalverschiedenheit der Sprachorgane modificirten, so ist doch im Grunde die Summe derer, die für unser Gehör noch unterscheidbar sind, nur geringe, und übersteigt kaum die Zahl von 40. Fasst man diese nun auf: so hat man ein *vollständiges allgemeines Elementar-Sprachlaut-Alphabet*, welches nur durch die zufälligen Combinationen eine *relative Wandelbarkeit* hat, aber an sich als der Inbegriff aller Sprachtöne sein bleibendes Gebiet behauptet. Ein conventionelles Verhältniss der Schriftzüge und Laute gab das objective Princip für die Buchstabenerfindung, und die diesem Princip gemässe Behandlung der beiden Correlate gegen einander wäre das subjective Princip. Hiernach lässt sich dieses Verhältniss als vollkommen denken, indem jeder Laut sein bestimmtes Zeichen hatte, und diese Zeichen nach dieser Regel behandelt wurden. Aber es artete aus; man gebrauchte einfache Zeichen für zusammengesetzte Laute (wie ψ, ξ, χ), oder umgekehrt zusammengesetzte Zeichen für einfache Laute (*ch*, *ph*, *th* u. s. w.), ferner einerley Zeichen für verschiedene Laute (*g*, *c* u. s. w.), und verschiedene Zeichen für Einen Laut (*t*, *th*, *k*, *c*, *ch* u. s. w.); endlich die ursprünglichen Lautzeichen für Zeichen der Quantität oder andrer Bestimmungen (*h*, *e*): durch den Missbrauch, den Buchstaben Namen beyzulegen, wurde jenes natürliche Verhältniss noch mehr aufgehoben. *Diese* jetzt noch allgemein übliche *Buchstabir- oder Nominal-Methode ist sonach ein ausgearteter Zustand des Lesenlernens.* Denn sie geht von dem stummen Buchstaben aus, statt von dem Laute auszugehn; sie giebt diese Bestandtheile namentlich an, und täuscht dadurch das Gehör in Absicht der wirklichen Laut-Bestandtheile; sie unterscheidet nicht die verschiedenen Laute eines und desselben Buchstabens, weil sie diesen mit seinem Namen nennt; sie bringt als Buchstaben vor das Gehör, was nicht Lautzeichen, sondern z. B. Dehnungszeichen ist; die Namen selbst sind natur- und zweckwidrig. Hieraus erfolgen Uebel auf Uebel für das Lesenlernen, so methodisch dieses auch dem Anscheine nach getrieben werden mag; so z. B., müssen weit über ein Halbtausend nur von einfacheren Laut-Combinationen auswendig gelernt werden. Diese Unmethode muss also gänzlich zerstört werden, wenn eine naturgemässe jenen vollkommenen Zustand wieder herstellen soll. Sie ergiebt sich aus diesem Zustande selbst. Wir müssen uns demnach eine *vollständige Lautzeichen-Tablatur* verschaffen, und dann jenes ursprüngliche Verhältniss zwischen dem Laute und seinem Zeichen recht anschaulich machen, und hierbey die vorhandenen Buchstaben so viel möglich auf jenes Verhältniss zurückführen. Bey den Forschungen über die selbstständigen Laute in der Analyse der Tonsprache ergab sich denn dem Erfinder die seinem Systeme so wichtige Bemerkung, dass, gegen das bisherige allgemeine Vorurtheil, der *Consonantlaut eben so gut ein Selbstlaut sey, als der Vocallaut;* auch entwickelte sich ihm die oben angegebene dreyfache Idee eines allgemeinen Sprachton-Systems mit einer allgemeinen Sprachtonlehre und Sprachtonkunst, welche sich zu der speciellen Orthoepie einer jeden Sprache ungefähr so verhielte, wie die allgemeine Sprachlehre sich zur besondern Grammatik einer jeden Sprache verhält.

Der Stufengang dieser *Lautmethode* ist nun folgender. Als Vorbereitung wird gesprochen, und die Sprache für die Begriff-Entwickelung behandelt; hier schliesst diese Methode an den Fundamental-Schulunterricht an. Hierauf wird die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Worte ihrem Laute und ihren Lautbestandtheilen nach gelenkt, um diese rein zu hören und zu sprechen. Sodann wird das Kind mit den Buchstaben durch anschauliche Mittel (durch eine Bildertafel) bekannt gemacht. Der Laut eines jeden Buchstabens dient hierbey zugleich zu seinem Namen; den Consonanten hängt man nur ein Schwa an, so lassen sie sich auch aussprechen. Nach diesen Vorbereitungen, worin die Tablatur völlig eingeübt worden, kommt man zu dem Lesen selbst, welches nunmehr nichts anders ist, als das Notenlesen im Abspielen eines Musikstücks, ein fortgehendes Uebersetzen

des Zeichens in seinen Laut. Es geschieht anfangs im Tacte, und zwar bey jeder Sylbe im dreyzeitigen. Man läfst vorerst nichts lesen, was nicht schon verstanden, ja allenfalls auch auswendig gelernt ist, und wenn so das Kind zuerst Sätze und Worte zu lesen geübt worden, so wird bald darauf auch analytisch verfahren, nämlich syllabirt, buchstabirt, elementirt. Auf diesem Wege wird mit der zum Lesen erforderlichen Synthese auch jedes Sprachelement vollkommen rein und tief eingeprägt, eine schöne Aussprache und guter Ausdruck damit verbunden, und alles für das Richtigschreiben gewonnen; dieses Ziel wird, wenn gleich nicht so geschwind, als man geglaubt hat, und wie auch gar nicht nöthig ist, doch sicher erreicht, der Weg ist vollkommen naturgemäfs, und diese ortho-epo-graphische Methode ist die einzige wahre Lehrart für das Lesen und den damit zu verbindenden Fundamental-Unterricht.

Rec. hat diese Lehrart hier getreulich auszugsweise aus dem Buche und der Tabelle dargestellt, er hat sie selbst unbefangen studirt, und findet nun, nach reiflicher Ueberlegung, dafs der Erfinder von unrichtigen Grundsätzen ausgegangen ist; er mufs daher mit aller Achtung gegen die edlen Bemühungen und den redlichen Eifer des würdigen *Olivier* hier seine Gegengründe darlegen.

1) Der Grundsatz einer naturgemäfsen Correlation des Lautes und des Zeichens, bey der Willkürlichkeit und Zufälligkeit der Sprache und Schrift, besteht nicht. Rec. will Hn. *O.* nicht mifsverstehen, wenn er von einer solchen *idealischen* Naturgemäfsheit redet. Ja, wäre diese auch nie in der Welt vorgekommen, so würde sie doch eine fruchtbare und nothwendige Idee seyn zur Begründung einer naturgemäfsen Lehrart. Allein jene ist unrichtig, darum findet auch diese nie Statt. Denn hier ist alles conventionell, von Natur in jenem engeren Sinne des Worts kann hier gar nicht die Rede seyn, die Buchstaben sind lediglich ein Werk der Willkür, und der Naturlaut ist selten und nur bey Vocalen so etwas, was man mit einem solchen einzelnen Zeichen ausdruckt. Die Sylbe war und ist eigentlich nur Ein Laut, erst mit der fortgehenden Cultur schied man die Buchstabenelemente aus derselben in der bestimmten Absicht aus, um dieses zur Erleichterung der Schrift zu gebrauchen. *Das Element*, welches der Buchstabe bezeichnete, *ward also gemacht*, willkürlich durch den zersetzenden Verstand gemacht, es war nicht in dem Sprechen des Wortes vorhanden. Einige Aufmerksamkeit auf das Sprechen der Menschen, besonders der Kinder, kann dieses zeigen. Kaum den Thieren gab die Natur so bleibend die Stimmlaute, dafs auch nicht hier die Willkür Veränderungen hineinbringe: bey dem Menschen sind die Sprachlaute durchaus Werk der freyen Willkür. Der Selbstlauter, d. i. der Laut, welcher aus der Stimmritze kömmt, ist es, an welchen sich in der Sylbe alle andre Buchstaben oder vielmehr Modificationen der übrigen Sprachorgane anlegen; in der Kehle wird der Laut für jede Sylbe gebildet, alles andre, was die Sylbe hat, ist nur die Form, unter welcher dieser Laut ausgesprochen wird. Diese Form hat man nun in ihren mannichfaltigen Nuancirungen, so wie diese in jeder Sprache vorkommen, aufgefafst und für die Aufmerksamkeit und das Gedächtnifs durch Zeichen festgehalten. Auch ist es gänzlich gegen alle Analogie der Natur, dafs ein organisches Erzeugnifs aus einzelnen (aufgelöseten) Bestandtheilen sich sollte in seinem Entstehen zusammengesetzt haben. Eine lebendige Kraft ist es, welche das Wort ausspricht, und als ein Ganzes ausspricht, dynamisch ist das Wort erzeugt, nicht atomistisch. Deshalb war Rec. das oben ausdrücklich angeführte Urtheil des Chemikers *Gilbert* so interessant; es bestätigte ganz sein Urtheil über Hn. *O's* Ansicht der Sprache. Nirgends findet Rec. *in der Natur* Lautelemente, wie sie Hr. *O.* aufstellt, am wenigsten ein Stückwerk von Consonanten mit Schwa's, überhaupt nirgends eine Sylbe als Zusammengesetztes: alle jene einzelnen Consonantelemente sind herausgerissene oder ausgeschiedene Bestandtheile, welche erst gleichsam durch eine chemische Auflösung das geworden sind, was sie sind; der Verstand hat durch Reflexion getrennt, was in der Natur mit einem andern ein Gemeinschaftliches war. Die Consonanten, wie z. B. *b*, *m*, *r*, *t* u. s. w., existiren für sich in keinem Munde, so wie die Vocale existiren, so wenig als in dem lebendigen Blute das Eisen oder ein andrer Bestandtheil, welchen die chemische Kunst bey der Auflösung findet, so vorhanden ist; sie sind dort in den Selbstlauter eingegangen, wie die Form in die Materie. Ist aber dieses so in der Natur, so wäre vielmehr die naturgemäfse Leselehrart die, welche von den Sylben ausgeht, und das Anfangen mit einem solchen Auflösen der Sylben in ihre Bestandtheile wäre so naturwidrig, als wollte man die Kenntnifs der Thiergestalten für das Kind mit der Anatomie und Chemie anfangen. Aber das ist es auch gar nicht, worauf es bey dem Lesenlernen ankommt: denn

2) man will dem Kinde auf die leichteste Art die Fertigkeit verschaffen, die Schriftsprache in Lautsprache zu übersetzen. Mit der Natur hat man es hier nirgends zu thun, sondern lediglich mit einer Sache der Convention, die gar nicht gelernt werden sollte, wenn es nicht einmal nothwendig geworden wäre, so wie es nothwendig ist, sich nach der conventionellen Sitte zu kleiden u. dgl. Der kürzeste Weg, der hier zum Ziele führt, ist der beste. Der natürlichste (in einem andern Sinne des Worts) wäre, wenn man alle Zeichen der Worte, wie die Chinesen, auswendig lernte, aber er wäre so weit, dafs man nicht zum Ende käme, und das Leben ist kurz. Manche hatten daher den Gedanken, man solle die Sylben auswendig lernen lassen; aber auch dieses fand sich als noch zu umständlich. Nun denn, so machte man sich gewisse Bestandtheile aus dem ganzen Vorrathe aller Sylben, und bestimmte sie, so weit man sie unterscheiden konnte, und dieses waren die Buchstaben. Die Selbstlauter machten sich selbst bekannt, die Mitlauter bedurften eines Namens, um in dem Gedächtnisse festgehalten zu werden, und dieser ist alsdann gut gewählt,

wählt, wenn er ihre Bedeutung bezeichnet. Je mehr nun im Erlernen dieſe Bedeutung mit dem Namen zur Aſſociation verwächſt, um deſto eher hört die Reflexion auf den Namen auf, und um deſto geſchwinder weiſs das Kind ihn in die ihm zukommende Mundbewegung zu überſetzen. Die Erfahrung lehrt, daſs dieſes öfters in Zeit von 4 Wochen ſchon zu Stande kommt. Das Leſen ſelbſt nun iſt eine Syntheſe in dieſer Ueberſetzung, welche tägliche Uebung erfordert, um immer vollkommener und, in Verbindung mit Verſtand und Gefühl, ausdrucksvoller zu werden. Beyſpiele genug finden ſich, daſs Lehrer ihre Kinder in Zeit von einem halben Jahre, auch wohl in einem Vierteljahre, dahin bringen, ohne ſie zu ermüden, ohne ein leidiges Gedächtniſswerk zu treiben, ohne die wichtigere Verſtandesbildung zu vernachläſſigen. Was wäre alſo mit jener ſeynſollenden Naturgemäſsheit gewonnen? Nichts an Zeit, nichts an Geiſt, nichts an Natürlichkeit und Leichtigkeit. Und die ganze mühſame Theorie des Hn. *O's* iſt *in dieſer Abſicht* doch nicht mehr, als eine Theorie des Schriftknüpfens jener amerikaniſchen Völker ſeyn würde, die man etwa auf Grundſätze der Mechanik und der Muskelbewegung in den Fingern gründen könnte, mit Auflöſung der Knoten in ihre Elemente, d. i. in die möglichſt kleinen Stückchen ihrer Windungen.

Der *dritte* Theil enthält den Verſuch einer vollſtändigen Analyſe der Tonſprache und des Mechanismus derſelben, nebſt einer Theorie der articulirten Töne oder Sprachlaute. Nach der einmal angenommenen Hypotheſe von den in beſtimmter Zahl vorhandenen Lautelementen ſucht nun Hr. *O.* dieſe durch phyſikaliſch-phyſiologiſche Betrachtungen über den Schall und die Sprachorgane aufzufinden. Dieſe Unterſuchungen gehen tief und geben viele vortreffliche Bemerkungen. Dennoch muſs Rec. ſie als gänzlich miſslungen erkennen. Hätte Hr. *O.* nur ein neueres phyſiologiſches Werk benutzt, nämlich *Sömmerring vom Bau des menſchl. Körpers*, B. I. Abth. 2.: ſo würde er die Entſtehung der Vocallaute nicht ſowohl in der Erweiterung und Verengerung der ganzen Mundhöle, als vielmehr in dem Verhältniſſe des mehr oder weniger eröffneten Zungenkanals zu der Eröffnung des Mundes gefunden haben. Aber auſserdem iſt die Aehnlichkeit der Sprachlaute mit den Geſangtönen durchaus nicht ſo anzunehmen, wie ſie Hr. *O.* annimmt. Schon die hin und wieder angeführten Ausdrücke: Sprach*ton*kunſt u. ſ. w., geben zu erkennen, daſs er nicht beſtimmt genug Laut und Ton unterſcheidet. Hieraus entſprang nun der Grundirrthum, daſs er nach der Analogie der Töne eine beſtimmte Anzahl Hauptlaute annimmt, nämlich 11 Vocal- und 21 Conſonantlaute, und daſs alle dazwiſchen liegenden Nuancirungen (die freylich nach National- und Individual-Verſchiedenheiten ins Unendliche gehen), gleich den halben und Vierteltönen, keine ſolche Rückſicht wie jene verdienen. Das iſt doch wohl eben ſo, als wenn man nach der Zahl der Farben die Grade des Lichts abzählen wollte. Wie ſich Farbe und Licht gegen einander verhalten, ſo Ton und Schall. Derjenige Schall nun, welchen die menſchlichen Sprachwerkzeuge hervorbringen, iſt im Allgemeinen Menſchenſtimme, dieſe giebt den *Laut* der Sprache in dem Worte (Sprechen — die Stimme gleichſam *brechen*), und den *Ton* in dem Geſange. Die Töne ſind ihrem Weſen nach etwas ganz Eigenes, das in der Sprache an ſich gar nicht vorkommt, wie ſchon daraus ſich abnehmen läſst, daſs jeder Ton, auch der tiefſte, der Kehle eine ganz andre Thätigkeit und ſtärkere Anſtrengung koſtet, als der lauteſte Sprachlaut. Eine eigne Naturthätigkeit bringt die Töne hervor, ſie vermag gerade 7, nicht mehr und nicht weniger, hervorzubringen; dieſe ſind daher unter allen Nationen gleich: eine andre Naturthätigkeit bringt Sprachlaute hervor, unerſchöpflich in ihrer Mannichfaltigkeit; dieſe ſind daher bey jeder Nation anders, und nie in einer abgeſchloſſenen Zahl aufzuführen. Selbſt die Vergleichungen der Sprachelemente einer Nation gegen die der andern ſind nur Verſuche, ſich mit der Sprache für das Gehör einander anzunähern, und die Alphabete erſchöpfen noch lange nicht alle die Modificationen, womit dieſe Elemente in den Sylben vorkommen: man denke nur an die engliſche Sprache und *Sheridans* u. a. Gedanken über dieſen Gegenſtand. Ganz natürlich, jede Sylbe, oder vielmehr jedes Wort, iſt ein Ganzes der Sprachkraft, gleichſam ein Monogramm, welche darin nie elementariſch, ſondern ungetheilt und als untheilbare Wirkſamkeit vorkommt. Darum wird alles Elementiren und Buchſtabiren an ſich etwas Todtes bleiben, ſo daſs ein auf ſolche Art (elementirt) ausgeſprochnes Wort unendlich weit gegen das lebendig von Herzen weggeſprochene zurückſteht. Aber eben darum iſt unſer Elementiren, Syllabiren und Leſen nur ein nothwendiges Uebel. Es iſt der möglichſt kurze Weg zu einer Fertigkeit, die der Cultur, welche doch einmal Weisheit in Büchern ſuchen muſs, ſo unentbehrlich iſt, wie ſo manche Geſchicklichkeit der Hände. Man verſchaffe alſo nur dem Schüler dieſe Fertigkeit vermittelſt des beſtehenden Alphabets, man ſorge dabey für ſeine Sprach- und Geiſtesbildung, und man kann ſicher ſeyn, daſs er auch allmälig und gerade auf die rechte Art in die feineren Nuancirungen der Ausſprache eingeweiht werde: denn durch dieſes letztere unterſcheidet ſich der gebildete Mann von dem leſefertigen Schulknaben.

Demnach muſs Rec. die Naturgemäſsheit der Oliv. Leſelehrart gänzlich als nichtig anerkennen, und dafür das Naturgemäſse des Leſenlernens in dem möglichſt geſchwinden Erlernen und Ausſprechen der Buchſtaben nach ihrer conventionellen Bedeutung ſetzen.

Rec. übergeht noch ſo manches andere, wie etwa, daſs eigentlich die Aufſtellung der Naturbedeutungen der Laute (z. B. des *a*) nach den Ideen eines *Leibnitz* und Anderer, und die Anwendung davon auf die Sprache das Höhere geweſen wäre, was vielleicht auch dunkel Hn. *O.* vorſchwebte; ferner: daſs die phyſiologiſchen Unterſuchungen, wenn ſie richtig wären, dem Ganzen eine andere Richtung hätten geben

geben müſſen, z. B. die Erklärung geben, warum das Kind früher *Hand* als *hat* rein ausſprechen kann; weiter: daſs die unrichtige Anſicht, welche in dieſem ganzen Lautſyſtem herrſcht, ſchon in der ſonderbaren Weiſe ſich darlegt, wie der Doppellauter erklärt wird, der hiernach ein *Alllauter* wäre, oder ein Lauf, wie auf der Flöte, vom höchſten zum tiefſten Tone; dann die wirklich lächerliche Erklärung aller Vocale aus dem Schwa, welches doch eigentlich nur durch das Verſchwinden der Stimme entſteht — eine wahre Erklärung aus Nichts, oder der Thätigkeit aus der Ruhe u. dgl. m.

Hiermit verkennt aber Rec. keinesweges den groſsen Nutzen, welchen des vielverdienten Pädagogen redliche und mühevolle Arbeiten gewähren können und werden. Denn 1) ſie zeigen klar die Auswüchſe der alten Buchſtabirmethode als verwerflich; 2) ſie helfen zur Vereinfachung des Leſenlernens, indem ſie die Aufmerkſamkeit auf den Werth der Buchſtaben, und auf die Bildung ihrer zugehörigen Laute ſchärfen, alſo auch dem Lehrer der Taubſtummen ſehr nützlich werden; 3) ſie geben gute Uebungen an; 4) ſie bringen die Reinheit und Verfeinerung der Ausſprache um vieles weiter, und machen das Gehör für das Muſikaliſche, das allerdings die Sprache auch haben ſoll, empfänglicher. Ja, wir hegen ſogar die Hoffnung, daſs aus Hn. *O's* Bemühungen eine Behandlung der deutſchen Sprache hervorgehen wird, welche ſie ihrer hohen Schweſter, der griechiſchen, in dem Wohlklange um vieles näher bringt. Rec. möchte alſo für die Erfindung eines ortho-epo-graphiſchen Syſtems — wozu doch für den Anfangsunterricht in den deutſchen Sprachlauten dieſes ſchwerfällige fremde Wort? — zunächſt mehr die Dichter und Redner, als die Schullehrer gewinnen.

Die Anſicht des Rec: iſt alſo ganz von der des Hn. *O.* verſchieden, und hiernach übergiebt er ſein Urtheil mit den dargelegten Gründen dem Publicum. Vermöge dieſer Ueberzeugung nun muſs er auch diejenigen Stimmen von Hn. *O's* Partey miſsbilligen, welche die Sache als ſo entſchieden anſehen, daſs gar nichts dagegen zu ſagen ſey, und welche damit jene oben angeführten Bedenklichkeiten mancher Männer des Faches ſogleich zurückweiſen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Frölich: *Sammlung von Beyſpielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchſtabenrechnung und Algebra*, von *Meier Hirſch*. 1804. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſes mit vielem Fleiſs ausgearbeitete und nützliche Buch giebt in den 13 erſten Abſchnitten Beyſpiele und Formeln von Decimalbrüchen, Rechnungsarten mit Buchſtaben, Rechnung mit Potenzen, Ausziehung der Wurzeln und Rechnung mit Wurzelgröſsen, Bezeichnung der Wurzelgröſsen durch gebrochene Exponenten, und Rechnung damit, Rechnung mit imaginären Gröſsen, verſchiedene Reductionen, Logarithmen, Permutationen, Combinationen und Variationen, binomiſche und polynomiſche Formeln für ganze bejahte Exponenten, Progreſſionen, Kettenbrüche und Auflöſung der Gleichungen. Sodann folgen in neun Abſchnitten Aufgaben für Gleichungen vom erſten Grade mit einer und mehreren unbekannten Gröſsen; ferner vom zweyten und höhern Grade. Unbeſtimmte Aufgaben, Aufgaben zur Anwendung der Progreſſionen, für Zins- und Rabattrechnungen, für Combinationen, für Wahrſcheinlichkeitsrechnungen. Vermiſchte Aufgaben und ein Paar Zauberquadrate. Lehrer, welche Algebra vorzutragen haben, werden es dem Vf. Dank wiſſen, daſs er ſich die Mühe genommen hat, eine ſolche Menge von Formeln zu berechnen, zu ſammeln und ordentlich zuſammenzuſtellen. Rec. wenigſtens hat dieſe Arbeit mit Vergnügen beym Unterrichte benutzt. Auch die Aufgaben der neun letzten Abſchnitte ſind gut gewählt. Einige, die man in jedem algebraiſchen Buche immer wieder findet, hätte der Vf. lieber weglaſſen ſollen. Man ſieht, daſs er eignen Fond genug hatte, um nicht borgen zu dürfen. Noch müſſen wir zum Lobe des Verlegers und der Officin bemerken, daſs der Druck ſehr nett in die Augen fällt, was bey einer ſolchen Menge von Formeln in der That ein Verdienſt iſt.

PARIS, b. Devaux: *L'Arithmétique des premières écoles et des écoles ſecondaires*, approuvée par Mr. *Chaptal*.... par *Guillard*. An XI. 1803. 208 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Elementarbegriffe im erſten Kapitel, die vier Elementarrechnungen im zweyten, dritten und vierten, ſodann die Regel de tri nebſt deren Anwendungen auf Geſellſchafts- und Zinsrechnung im fünften werden ausführlich und deutlich, und zwar bey ganzen Zahlen und Decimalbrüchen gelehrt, was theils den jetzt üblich gewordenen Eintheilungen in Frankreich, theils auch überhaupt der Natur des dekadiſchen Zahlenſyſtems gemäſs iſt. Erſt im ſechſten Kapitel werden die gemeinen Brüche behandelt, und im ſiebenten Anwendungen der Decimalrechnung auf Berechnungen von Flächen und Körpern gemacht, welches wir in Rückſicht der praktiſchen Nützlichkeit nicht miſsbilligen; wie es denn in dieſem Buche mehr *darauf*, als auf wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, angelegt iſt. Den Schluſs machen ſechs Tafeln zur Reduction der alt- und neufranzöſiſchen Münz- und Gewichts-Eintheilungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. April 1806.

PÄDAGOGIK.

Schriften, die Methode des Unterrichts im Leſen betreffend.

(*Fortſetzung von Num.* 102.)

Neben Hn. *O.* verdienen allerdings immer noch andre Vorſchläge zum verbeſſerten Leſenlehren gehört zu werden. Vorzüglich:

7) Erlangen, b. Palm: *Kurzer Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren.* Von Dr. *H. Stephani*, Conſiſtorialrath u. Hofpr. zu Caſtell. 2. A. 1805. 48 S.

8) *Ebendaſ.: Stehende Wandfibel, nebſt einer Anweiſung zum zweckmäſsigen Gebrauche derſelben nach der Elementarmethode* von *Stephani*. Mit 11 Tafeln (und dieſe zugleich als Handfibel gedruckt). 1804. (Die Anweiſ. 16 S.)

9) Würzburg, b. Stahel: *Ausführlicher Unterricht in der Stephaniſchen Elementarmethode des Leſenlernens, mit vorzüglicher Hinſicht auf ihren ungemein wichtigen und praktiſchen Gebrauch zum richtigen Sprechen, Leſen und Schreiben*, von *Ch. Fr. Schneider*, Kantor zu Albertshofen etc. Mit einer Vorrede von Hn. Conſiſt. *Stephani*. 1805. VII u. 228 S. 8. (16 gr.)

Die Grundſätze dieſer Stephaniſchen Methode ſind im Weſentlichen folgende: Das Leſen iſt die Fertigkeit, die vorliegenden Buchſtaben in einer gewiſſen naturgemäſsen Ordnung zu Sylben, Wörtern und Sätzen auszuſprechen. Das Natürliche beſteht nämlich darin, daſs man die (25) Laute vorerſt einzeln lerne, und zwar im Ausſprechen und Anſehen; alsdann die Sylbe im Zuſammenſetzen der Laute, und weiter das Wort. Die Methode iſt ſonach ſynthetiſch, aber zur Wiederhohlung gebraucht man die Analyſe. Die acht Grundlauter (Vocale) werden zuerſt im Anſehen ausſprechen gelernt, hierauf die Vocalſylben, z. B. *aa*, *ie*. Hier findet weiter keine Benennung des Buchſtabens Statt, denn Laut und Name iſt hier Eins. Sodann lernt das Kind die Figur der Mitlauter und ihren Laut, zugleich dabey die Namen derſelben, um die Aufmerkſamkeit vermittelſt der Namen ſowohl auf die Figur, als auf den zugehörigen Laut zu fixiren, wozu überall die Namen dienen. Nur das macht uns irre, daſs die Grundlaute bey uns keine haben, wie es aber bey den Griechen, Hebräern u. a. der Fall war. Es giebt übrigens einige unechte Buchſtaben, z. B. *c*, *q*, *x* (welche hier genetiſch geordnet ſind). Das Leſen der Sylben geſchieht im Takte. Buchſtabirt wird keinesweges, denn das iſt allerdings Unmethode, d. h. die Buchſtaben werden nicht erſt benannt und dann ausgeſprochen, ſondern jeder ſogleich im Anſehn in ſeinen Laut überſetzt. Dieſe Methode heiſst darum mit Recht *Elementarmethode*, weil ſie die beiden wahren Elemente des Leſens zum Grunde hat, 1) den Laut jedes Buchſtabens, 2) die Fertigkeit, ſolche in Sylben, Wörter und Sätze zu verbinden. Sie iſt auch in ſo fern naturgemäſs, denn ſie lehrt das *Hergebrachte* auf die natürlichſte, leichteſte und kürzeſte Art; und weiter will man nichts mit dem Leſen. Das Leſen iſt und bleibt doch einmal nichts anders als ein Mechanismus, und durchaus keine Verſtandesübung (doch möchte Rec. beſchränkend hinzufügen: eine formale im Auffaſſen, Abſtrahiren u. ſ. w.); wer beide Zwecke mit einander verbinden will (nämlich die Reflexion zugleich auf den Inhalt der Worte lenken), erreicht keinen recht; wird jener durch dieſe unterbrochen, ſo gewöhnt das ſogar an Zerſtreuung. — Der etwas detaillirtere Gang dieſer Lehrart iſt hiernach folgender: 1) nachdem das Kind die Buchſtaben kennt, übt man es, die einfachen Sylben auszuſprechen, ohne Nennung des Buchſtabens; man läſst nämlich den Mitlauter zuerſt in ſeinen Laut überſetzen, und dann den Grundlauter, und dieſe beiden immer geſchwinder hinter einander ausſprechen, bis ſie in Ein Moment zuſammenflieſsen; 2) die Wörter, welche aus dieſen Sylben zuſammen geſetzt ſind, werden ſo geleſen; 3) die unechten Buchſtaben, die Dehnungs- und Schärfungszeichen werden gelernt; 4) die Wörter geleſen, die theils am Anfange, theils am Ende, theils an beiden Orten zugleich mehrere Mitlauter haben; 5) die Ausſprache des *ch* als *k*; 6) die Sylbenabtheilungen und die wichtigſten Leſezeichen.

Die Leichtigkeit, womit Schullehrer dieſe Methode ſich zu eigen machen, und womit die Kinder durch dieſelbe leſen lernen, wird mit Erfahrungen belegt, und ſie fällt auch in die Augen. Sie war bisher wirklich unter mehrern Modificationen bey dem beſſern Unterrichte im Gebrauche. Wir erinnern hier nur an Hn. *Plato's* Leſemaſchine; allein Hn. *Stephani* bleibt das Verdienſt, ſie völlig begründet und beſtimmt und verbeſſert zu haben. Es gereicht ihm zu keiner geringen Empfehlung, daſs ein praktiſcher Schullehrer mit ſo vieler Einſicht, ja mit Geiſt, in Nr. 9. ihre Grundſätze entwickelt und ausgeführt hat. Man findet hier manche vortreffliche Bemerkungen über die Sprache und den Unterricht. Rec. muſs es ſich verſagen, den Inhalt dieſes Buches hier darzuſtellen, weil er ſich auf den Hauptgegenſtand beſchränkt;

ſchränkt; allein er muſs dieſe Anweiſung des Hn. *Schneider* zum Studium, wenigſtens neben der Oliv. Methode, für Männer des Faches nachdrücklich empfehlen.

Das Aufſehn, welches die neue Leſelehrart macht, läſst nun Buchhändler-Speculationen erwarten, wie z. B. folgende:

10) Hamburg u. Maynz, b. Vollmer: *Niederſächſiſches ABC- und Leſebuch* nach *Peſtalozzi's* und *Oliviers* Lehrmethode, von *Karl Witte*, Prediger in Lochau bey Halle. Ein Weihnachtsgeſchenk für Kinder. (Ohne Jahrz.) 160 S. Mit 24 Kpfrt.

Küpferchen — Buchſtaben darunter, und Worte nach dem Alphabeth (zum Theil undeutlich geſtochen) — Weihnachtsgeſchenk — die obige Firma der neueſten Methoden — es bedarf weiter keiner Kritik. Die erſte Erzählung fängt an: „Arbeiten, liebes Kind! muſs jedermann, wenn er anders zu den vernünftigen Menſchen gehören will. Vom Regenten hinunter bis zum ärmſten Mann muſs alles arbeiten;" und endigt ſich mit einem Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn über Unterſcheidungszeichen, Ruheſtriche u. ſ. w.

Wir fügen nun noch einige Anzeigen um der Vollſtändigkeit willen hinzu. Auch Hr. *Pöhlmann* concurrirt um den Preis der beſten Leſemethode. Er ſetzt ſich beſonders dem zu frühzeitigen und verſtandesloſen Leſen entgegen; er will, daſs das Kind nichts leſe, wovon es nicht zuvor die Anſchauung habe, und darum ſey es vor einem Alter von 7 — 8 Jahren nicht reif dazu. Vorher wird nun über einen Gegenſtand katechiſirt, und dann auf den dazu gedruckten Tafeln geleſen, worauf denn freylich um der Buchſtaben willen manche ſonderbare Sachen ſtehen, z. B.: „Wenn ich ein geſchickter Chirurgus wäre, ſagte Hr. Egidius;" darüber läſst ſich denn freylich manche erbauliche Katechiſation halten, wie ſie denn in folgendem Buche in aller ihrer Weitſchweifigkeit gedruckt ſtehen:

11) Erlangen, b. Palm: *Gemeinſchaftliche Leſetafeln* nebſt *Unterhaltungen über den Inhalt derſelben.* Ein Anh. zu dem erſten Bdchen des Verſuchs einer prakt. Anweiſung, Kindern zur Buchſtabenkenntniſs zu verhelfen. Von Dr. *J. P. Pöhlmann.* — *Erſte* Lieferung. 1805. XII u. 195 S. XV Tab.

Wir wollen die gute Abſicht des Vfs. nicht verkennen, daſs man nichts leſen laſſe, was nicht Geiſt wird; allein das Buchſtaben- und Leſenlernen iſt und bleibt einmal eine mechaniſche Fertigkeit und etwas ganz anders, als Verſtandesübungen. Uebrigens iſt in den oben dargeſtellten beiden Methoden, der von *Olivier* und der von *Stephani*, alles geſagt, was auſser den bekannten, insbeſondere der Nominalmethode, zu ſagen iſt. Alle andre nähern ſich bald dieſer bald jener mehr, und können von jedem Lehrer wieder auf eigne Art modificirt werden, welches wir auch gern geſchehen laſſen. In dieſer Hinſicht zeigen wir folgende Schrift bloſs hiſtoriſch an:

12) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Beytrag zur Geſchichte der natürlichen Elementarmethode, beſonders bey dem Leſenlehren*, nebſt einem *kurzen Abriſſe derſelben*: vorzüglich in Hinſicht auf *Peſtalozzi*, *Olivier*, *Stephani*, *Wolke* und *Pöhlmann*. Allen Freunden und Erziehern der Jugend gewidmet von M. *Chr. Fr. Teumer*, Land-Diac. zu Plauen im Voigtl. 1804. 217 S. 8.

Polemiſch insbeſondere gegen *Pöhlmanns* Einwürfe gegen die Oliv. Methode, darſtellend die eigene Methode des Hn. *T.*, welche er ſich ſchon längſt erfand, und die er mit der Stephaniſchen für einerley hält (ſie nennt auch nicht die Buchſtaben) mit ermüdender Weitſchweifigkeit vorgetragen. Uebrigens verdienen die praktiſchen Bemühungen des Hn. *T.* Achtung. — Wir ſchlieſsen mit den Worten *Stephani's* aus N. 7.: „Da es uns für unſere Perſon nur an der Ausbreitung der guten Sache, nicht aber an der damit verknüpften Ehre gelegen iſt: ſo geben wir letztere allen Preis, um ſich davon eine ſo groſse Portion zu erkämpfen, als jeder von ihnen Luſt hat. Nur mögen ſie dabey diejenigen nicht vergeſſen, *die ſchon in den vorigen Jahrhunderten* mit uns auf demſelben Wege waren. — — Nicht in der Erfindung, ſondern in der *Ausbreitung* dieſer richtigſten Methode beſteht das Hauptverdienſt. Und zu letzterm lade ich hiermit alle edle Männer ein."

Nach den oben ausgeführten Gründen müſſen wir Hn. *Stephani* vollkommen beyſtimmen, und ſeine Methode als die richtigſte erklären: ſo daſs es indeſſen mancherley Modificationen derſelben giebt, und daſs in dem ganzen Geſchäfte des Leſenlernens nichts mehr zu thun, zu erfinden, und naturgemäſs zu machen ſey. Die Hauptſache bleibt das Talent des Lehrers. Dieſes wird ſich aber durch das Studium der Oliv. Methode, wegen der oben angegebenen Vortheile, vollkommener ausbilden.

OEKONOMIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Der fränkiſche Bienenwirth*, oder leicht faſslicher Unterricht in der Bienenzucht, zur gründlichen Belehrung des Landmannes und Verbeſſerung der Bienenzucht in Franken. — Nach den bewährteſten Erfahrungen bearbeitet von *F. N. Reuſs*, Pfarrer in dem Bambergiſchen. 1804. 195 S. 8. m. 1 Kpfr. (8 gr.)

Der Vf. hat ſich um ſein Bienen-Publicum verdient gemacht. In gedrängter Kürze und in einem populären Ton trägt er die richtigen Grundſätze einer vernünftigen und möglichſt nützlichen Bienenzucht vor. Sein Vortrag iſt in XII Kapitel geordnet. I. Kap. *Von den Bienen überhaupt.* — Ohne ſich in gelehrte naturgeſchichtliche Streitigkeiten einzulaſſen, beſchreibt der

der Vf. ganz richtig die *Königin* als die *Mutterbiene*, die *Arbeitsbienen* und die *Dronen* nach ihren wahren Geschlechtern und nach ihrer Bestimmung. — Bey der Frage (S. 17.): Woher es komme, dafs man bey einem weifellofen Stock lauter Dronen- und keine Arbeitsbienen-Eyer antreffe? hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, fie von mehr ausgebildeten Arbeitsbienen legen zu laffen, fondern er hätte nur zu feinem richtigern Grundfatz (S. 5.) zurückgehen dürfen. — Das II. Kap. redet *von dem Bienenftande*, deffen Errichtung, Lage u. f. w. — das III. Kap. *von den Bienenwohnungen*. — Bey diefem wichtigen Punkt in der praktifchen Bienenwirthfchaft hat der Vf. den richtigen Grundfatz, dafs die Bienenftöcke die nätzlichften find, welche man nach dem Bedürfnifs und der Befchaffenheit des Bienenvolks grofs und klein machen, in denen man den Ueberflufs ihres Honigs, ohne fie zu tödten, bequem ärnten, die Bienen in ihrem Hang zum Schwärmen mäfsigen, fie bequem mit einander vereinigen, und überhaupt fo behandeln könne, wie man es für fie dienlich erachtet. Dazu bedient er fich der *theilbaren Strohkörbe*, die aus Kränzen von Stroh beftehen, welche überall gleiche Weite, im Durchfchnitte 11 Zoll im Lichten, und in der Höhe 6 Ringe haben, deren Verfertigung und übrige Einrichtung er hier befchreibt, und zugleich auf der Kupfertafel verfinnlicht. — Neben diefer Zeichnung fteht auch eine, welche die viereckigten Magazin-Käftchen von faft gleicher Gröfse, hinten mit einer Glasfcheibe, darftellt. Diefe erklärt der Vf. auch für vorzüglich, nur dafs fie dem Landmann zu theuer find. Sie aber der Wärme wegen aus Doppeldielen zu verfertigen — ift überflüffig; die einfachen tannenen Breter find warm genug, zumal da in kältern Gegenden die Bienenftöcke bey ftrenger Kälte und im Frühjahr, da fchon Brut vorhanden ift, mit Säcken und Tüchern u. dgl. bedeckt werden. — Einen grofsen Vorzug könnte übrigens der Vf. feinen Bienenwohnungen geben, wenn er fich dabey der fogenannten *Rahmen* bediente. Wenn man nämlich von ftarken Latten vier Stücke verbindet, und zwar nach der Gröfse und Weite der Körbe oder Magazin-Käftchen, fo fchneidet man in eine Seite das Flugloch, und richtet den Schieber daran, wenn man fich deffen bedient (der doch zu Verfchliefsung der Bienen und anderem Gebrauch oft fehr bequem ift). Um nun aber diefe Rahmen auch für die runden Strohringe zu brauchen, müffen in die vier Ecken dreyeckichte Stückchen Breter eingenagelt werden. Jedem Stock wird ein folcher Rahmen untergefetzt, und auf jede vier Halbkörbe oder Käftchen wird ein Rahm gerechnet. Man braucht fodann in keinen Halbkorb, Magazin-Strohring oder Käftchen ein Flugloch zu fchneiden und Schieber vorzurichten, weil der Rahmen immer unten ftehen bleibt, welches im Grofsen fchon viele Erfparnifs an Mühe und Koften ift. Ueberdiefs ift diefer Rahmen in gar vielen Fällen, befonders zum Austrommeln u. f. w., fehr bequem. — Im Verfolg diefes Kapitels zeigt der Vf. die echte Verfertigung feiner Stroh-Bienenwohnungen oder Kranzftöcke, wie er fie nennt, und die Vorzüge derfelben vor den bisher im Lande üblichen; worin er überall Recht hat. — Im IV. Kap. handelt er *von den natürlichen Bienenfchwärmen:* eifert mit Recht gegen die Thorheit, von den Stöcken fchwärmen zu laffen, was fchwärmen will, und nur auf die Vermehrung derfelben zu denken; zeigt die Urfachen des Schwärmens; welche Stöcke man fchwärmen laffen foll; wie man fich beym Schwärmen zu verhalten habe u. f. w. Bey dem Vf. werden die Schwärme fogleich in den Korb eingefchüttelt. — In der Vorfchrift: wie es mit den Nachfchwärmen zu halten fey? zeigt der Vf. gründliche Erfahrung und richtige Grundfätze in der Bienenzucht. — V. Kap. *Von den künftlichen Bienenfchwärmen* — durch *Ablegen* und *Austrommeln*. — Letztere Methode erklärt der Vf. für leichter und ficherer, als erftere; hierin kann ihm jedoch Rec. nicht gänzlich beyftimmen. — VI. Kap. *Von den Bienenräubern*. — Da gewöhnlich der Befitzer beraubter Stöcke felbft am Rauben Schuld ift, wenn er entweder unvorfichtig und unklug bey dem Füttern ift, oder nicht auf feine weifellofe Stöcke Acht hat: fo hätte der Vf. die S. 86. endlich zugegebenen gewaltfamen Mittel mit Hinwegfangen, Verbrennen und Tödten der Raubbienen mit vermifchtem Honig gänzlich weglaffen follen; er hätte es bey der richtigen Bemerkung follen bewenden laffen, dafs ein Stock, welcher von Räubern angefallen wird, entweder *fehr fchwach*, oder gar *weifellos* fey. Seine Folgerung daraus ift ganz richtig. — VII. Kap. *Von den Bienenfeinden*. — VIII. Kap. *Von den Bienenkrankheiten:* Ruhr, Faulbrut. — IX. Kap. *Von der Bienenweifellofigkeit*. — Kennzeichen; Mittel dagegen, Vereinigung des weifellofen Stocks mit einem guten fchwachen u. f. w. — *Von fchwachen Stöcken* und den Mitteln, ihnen aufzuhelfen. — X. Kap. *Von der Bienennahrung*. — XI. Kap. *Vom Bienenfüttern* — ift gut behandelt. — XII. Kap. *Von dem Zeidlen* — und dabey vom Auslaffen des *Honigs* und *Wachfes*. — *Anhang*. Von *Wartung der Bienen* im Frühjahr, Sommer, Herbft und Winter; *Vorfchläge zur Verbeffrung der Bienenzucht*. Solche find: gemeinfchaftliche Bienenftände mit Actien, aus *Riem*, wobey der Schullehrer des Orts auch zu Verbeffrung feiner Schulbefoldung die Aufficht zu führen hätte.

Penig, b. Dienemann: *Der Verwalter, wie er feyn follte*, oder praktifcher Unterricht in allen Fächern der Landwirthfchaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die beften Grundfätze derfelben kennen lernen wollen; mit Beyhülfe einiger praktifcher Oekonomen bearbeitet, und herausgegeben von dem Verfaffer des allgemeinen ökonomifchen Rechenbuchs und Hauptrechnungs-Manuals. 1801. XVI u. 512 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Diefs ift, fo wenig der Titel es auch befagt, nur erft der *erfte* Theil einer neuen ökonomifchen Compilation, und zwar, wenn Rec. nicht alles trügt, wie er vielmehr aus der Vergleichung mehrerer Kapitel mit Kapiteln in dem zu Leipzig 1787 f. in 3 Bänden

den

den erſchienenen ſächſiſchen Landwirthe faſt unzweifelhaft erſehen hat, aus der noch immer nicht ermüdeten Feder des Hn. *Du Chaine*, des Vfs. dieſes ſächſ. Landwirths, und ſo vieler andrer an- oder pſeudonymiſchen ökonomiſchen Werke, in deren einem man alle übrigen kauft; und die unter andern in *Webers* Handbuch der ökonomiſchen Literatur alle als Machwerke eines und deſſelben Mannes aufgedeckt ſind.

Das Buch enthält einen allgemeinen Unterricht über alle Theile der Viehzucht und des Pflanzenbaues, mit Ausnahme des Forſtweſens und Gartenbaues, welche nebſt den übrigen Zweigen der Landwirthſchaft wahrſcheinlich der *zweyte* Theil behandeln wird. Der Unterricht iſt, wie in allen Werken des erwähnten Compilators, im Ganzen richtig; nur ohne gehörigen Zuſammenhang, wie man ſehr bald aus der Inhaltsanzeige erſehen wird, und bald zu weitſchweifig (wie z. B. alles, was von S. 328 — 364. über die Kenntniſs des Pferdes geſagt iſt), bald zu kurz (wie z. B. das Kapitel von der Saat), ſo daſs man leicht abnehmen kann, daſs es dem Hn. Schreiber nicht um eine nützliche zweckmäſsige Behandlung ſeiner Arbeit, ſondern nur um Füllung der Bogen zu thun iſt. Hauptſächlich aber iſt nur alles rein weg compilirt; und die praktiſchen Oekonomen, mit deren Beyhülfe der Herausg. dieſs Werk, dem Titel zufolge, bearbeitet haben will, ſind niemand anders, als *v. Eckhart*, *Meyer*, *Leo*, *Chriſt*, die Verfaſſer der ökonomiſchen Nachrichten, und andre ältere ökonomiſche Schriftſteller, aus deren Werken er geradezu ganze Stellen ausgeſchrieben hat. Der Herausg., der ſich alſo mit Recht nicht den Vf. des Buchs nennt, iſt zwar wohl mit einigen neuen ökonomiſchen Schriften bekannt, die er auch citirt, aber nicht ſo häufig. Er hält ſich eigentlich bloſs zu den alten, mit denen er ſchon durch das, was er für ſeine früheren Compilationen aus ihnen abgeſchrieben hat, mehr bekannt iſt. Am meiſten iſt er dieſsmal in der Ordnung, in welcher er jeden Gegenſtand abgehandelt hat, dem ſächſiſchen Landwirth gefolgt; woraus alſo eigentlich dieſs Werk nur ein Auszug iſt.

Weiter läſst ſich über dieſs Buch nichts ſagen. Zu wünſchen wäre es, daſs alle ſolide Buchhandlungen ſich vereinigten, kein Werk dieſes ökonomiſchen Compilators mehr in Verlag zu nehmen, indem ſie wirklich das Publicum damit hintergehen; da ſie ihm ſtatt eines neuen Buches, nur wieder einen Auszug aus einem ſchon bezahlten alten Werke deſſelben Vfs. überliefern.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kuſsler: *Handbuch des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der Haus- und Landwirthſchaft und andern damit verwandten Wiſſenſchaften*, vorzüglich zum Gebrauch aller derjenigen, die ſich auf eine leichte und wohlfeile Weiſe mit den fortſchreitenden Kenntniſſen aus der geſammten Oekonomie bekannt machen wollen, von *D. B. Laubender*, Hohenloh. Hofrath, Arzt zu Rothenburg a. d. Tauber u. ſ. w. *Erſter* Band. 1805. 8. mit 5 Kpfrn. u. Holzſchn. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wer hier eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Landwirthſchaft erwartet, wird ſich ſehr getäuſcht finden. Hr. *L.* hat für gut gefunden, dasjenige, was er ſich bey Leſung der neueſten landwirthſchaftlichen und beſonders periodiſchen Schriften auszeichnete, um ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, dem Publicum in bunter Reihe aufzutiſchen, und beſtimmt ſeinen Abdruck für ſolche Leſer, die aus jenen Quellen, den periodiſchen und anderen Werken nicht ſelbſt ſchöpfen können. Wie gering das Verdienſt bey der Herausgabe ſolcher in groſser Menge vorhandener Receptbücher ſey, bedarf keiner Erinnerung; aber wundern muſs man ſich, wie ſolche Werke immer noch Abnehmer genug finden können, um die, wenn auch noch ſo mäſsigen, Verlagskoſten zu decken.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Tafel der deutſchen Giftkräuter*, oder tabellariſche Beſchreibung derjenigen vornehmſten giftigen, oder doch verdächtigen Pflanzen, welche in Deutſchland einheimiſch ſind und wild wachſen. Zu einem Leitfaden für den Schulen-Unterricht in den Churpfalzbayerſchen Staaten zunächſt gewidmet. 1 Bogen in Tabellenform, ohne Jahrzahl. (3 gr.) — Die Pflanzen, welche hier tabellariſch abgehandelt werden, ſind, nach ihren gemeinen Namen, folgende: Blauer und gelber Sturmhut, Tollkirſche, kleiner, gefleckter und Waſſerſpierling, Kellerhals, Steehapfel, Bilſenkraut, Tollkorn (Taumellolch), Bingelkraut, Einbeern, Bitterſüſs, Nachtſchatten. Die Rubriken, nach welchen ſie abgehandelt werden, ſind: Geſtalt und Farbe der Blumen. Beſchaffenheit des Kelchs. Blüthenſtand. Blühezeit. Beſchaffenheit der Frucht, der Stängel, der Blätter. Wohnort. Dauer. Anmerkungen. Nach dieſen Rubriken iſt das Wichtigſte von den aufgezählten Pflanzen angemerkt worden. Dieſe Darſtellung in Tabellen iſt allerdings geeignet, den Kindern (wenn es ja nothwendig iſt) die Namen der Giftpflanzen einzuprägen; gleichwohl wird immer ein Botaniker zum Unterrichten erfordert werden, wenn die Kinder die Giftgewächſe ſelbſt ſollen kennen lernen. Die Giftſchwämme, deren Kenntniſs vorzüglich nothwendig iſt, um ſie von den eſsbaren zu unterſcheiden, ſind hier ganz übergangen.

Berichtigung.

In Nr. 83. S. 86. Z. 14. von oben, ſind die Worte: *daſs ſeine Geſtalt uns gar nicht vorgeführt wird* — zu ſtreichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. May 1806.

PHYSIK.

Königsberg, b. Göbbels und Unzer: *Immanuel Kants physische Geographie.* Auf Verlangen des Verfaſſers aus ſeiner Handſchrift herausgegeben von D. *Fr. Th. Rink.* 1802. *Erſter* Band. 312 S. *Zweyter* Band. 248 S. 8. (2 Rthlr.)

Mainz u. Hamburg, b. Vollmer: *Imm. Kants phyſiſche Geographie. Erſter* Band. 1801. *Erſte* Abth. 264 S. *Zweyte* Abth. 323 S. *Zweyter* Band. 1802. *Erſte* Abth. 350 S. *Zweyte* Abth. 242 S. *Dritter* Band. 1803. *Erſte* Abth. 276 S. *Zweyte* Abth. 322 S. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Schiegg: *Imm. Kants phyſiſche Geographie.* Für Freunde der Welt- und Länderkunde, und zum Unterricht für die erwachſene Jugend, von *A. G. Schelle.* (Ohne Jahrzahl.) *Erſtes* Bändchen. 306 S. *Zweytes* Bändchen. 304 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Streitigkeiten, wie die, welche zwiſchen Hn. *Rink* und Hn. *Vollmer* über die Herausgabe dieſes Werks entſtanden ſind, machen auf Rec. einen ſo übeln Eindruck, daſs er von ihnen lieber ganz ſchweigt. Soviel erhellt aus dieſen ſowohl als aus dem Werke ſelbſt, daſs die Quelle, aus welcher beide ſchöpften, ſehr trübe iſt. Beide würden daher beſſer gethan haben, wenn ſie dieſes Werk dem Publikum nicht übergeben hätten, da es weder zum Ruhme des groſsen Mannes, deſſen Namen es auf dem Titel führt, noch zum Nutzen der Wiſſenſchaft gereicht. Hr. *Rink* mag immer eine Handſchrift von *Kant* vor ſich gehabt haben, aber von welchem Jahre? Gewiſs fällt ſie in die frühern Zeiten, wo Geognoſie und Chemie die Fortſchritte nicht gethan hatten, wodurch die meiſten der hier vorgetragenen Lehren eine andere Geſtalt erhielten. Rec. muſs daher ſehr bezweifeln, daſs *Kant* in ſeinen beſſern Jahren, ehe ihn die Schwäche des Alters abſtumpfte, den Abdruck dieſer Handſchrift erlaubt hätte. Ueberdieſs ſetzt phyſiſche Geographie in dem Umfange, wie ſie hier genommen wird, eine groſse Maſſe von Kenntniſſen der Thatſachen voraus, welche zwar Kant in einem gröſsern Maſse beſaſs, als ſpeculative Philoſophen ſie gewöhnlich zu haben pflegen, aber doch nicht in einem ſolchen, als zu dieſem Werke erfodert wird. Mit Chemie beſchäftigte er ſich erſt in den letztern Jahren, ſo viel es ihm ſeine andern Geſchäfte erlaubten; aber Geognoſie kannte er nie. Auch fehlte es ihm ganz an eigner Anſicht dieſer Gegenſtände, welche, ſeine Biographen mögen ſagen, was ſie wollen; unentbehrlich zu einer gründlichen Bearbeitung derſelben iſt. Seine ſonderbaren Meinungen über manche phyſiſche Gegenſtände, welche ſeine Biographen nicht verſchwiegen haben, bezeugen dieſes. Unter ſolchen Umſtänden muſste Hr. *Rink*, der durchaus kein Kenner in dieſem Fache zu ſeyn ſcheint, mit der Herausgabe des Werks behutſamer ſeyn. In der Anordnung und Eintheilung der Materien konnte man von dem Philoſophen viel erwarten; aber dieſe iſt ganz die gewöhnliche, und neue, eigene Anſichten findet man höchſt ſelten. Rec. könnte eine Menge Beweiſe anführen, daſs *Kant*, als er dieſe Handſchrift verfaſste, beynahe um ein halbes Jahrhundert zurück war, und daſs man ſich bloſs auf das Mathematiſche, welches ſich ſeit dieſer Zeit nicht geändert hat, verlaſſen darf. Ohne lange zu ſuchen, findet man §. 47. folgendes: „Zu den letztern (den künſtlichen Höhlen) kann man vorzüglich die ſogenannten Bergwerke zählen. Wenn in dieſen Höhlen die Erdſchichten horizontal fortlaufen: ſo heiſsen ſie Stollen, in einer verticalen Richtung aber Schachten. In den Stollen findet man die Bruch- und Marmorſteine, das Steinſalz und die Steinkohlen in England." In demſelben §. heiſst es: „Es findet ſich in dieſer Höhle (der Baumanns-Höhle) eine Art von Kalkſpath. Weil nun die hineinfallenden Tropfen denſelben gleich auflöſen: ſo werden dieſe, wenn das Waſſer abgedunſtet iſt, verſteinert, und pflegen ſich mehrentheils gleich dem Eiſe röhrenförmig zu bilden. Dieſelbe Bewandtniſs hat es mit dem Marmor. Wenn nämlich der mineraliſche Spiritus bey ſeiner Erzeugung hinzutritt, ſo macht er, daſs die Farbe des Marmors höher wird, und ein jeder nach ſeiner Einbildung bald dieſes, bald jenes darin wahrnimmt." Bald darauf: „Zu dieſem Endzwecke (um Getränke kalt zu erhalten) iſt nichts beſſer, als daſs man den Krug, in dem ſich das Getränke befindet, mit naſſen Tüchern umgebe, und in den Wind hänge, da letzteres denn nicht nur kalt bleibt, ſondern es auch, wenn es dieſes noch nicht wäre, um ſo ſicherer wird. Hieraus dürfte man nicht unwahrſcheinlich den Schluſs ziehen, daſs, wenn es an einem Ende kalt wird, das andere in den Zuſtand der Wärme übergehe." Aus dieſen Beyſpielen in einem und demſelben §., deren ſich noch eine groſse Menge anführen lieſse, ſieht man, daſs *Kant* die jetzt erforderlichen geognoſtiſchen, chemiſchen und phyſiſchen Kenntniſſe, als er die Handſchrift abfaſste, noch nicht hatte und vielleicht nicht haben konnte. Auffallend iſt nicht ſelten das, was zur ſogenannten Naturgeſchichte gehört; auch iſt wohl nicht zu billigen, daſs überhaupt ſoviel von ſyſtematiſcher Naturgeſchichte in dem Werke vorkommt.

Auf alles dieſes muſste der Herausgeber einer ſolchen Handſchrift Rückſicht nehmen. — Noch trüber iſt die Quelle, aus welcher Hr. *Vollmer* ſchöpfte. Er legte ein bey *Kant* nachgeſchriebenes Heft zum Grunde, verglich dieſes mit andern bey *Kant* nachgeſchriebenen Heften, und liefs es von einem dieſes Faches kundigen Gelehrten bearbeiten. Hier weifs man nun gar nicht, was *Kant* und was dem Bearbeiter angehört; ja man weifs nicht, ob der Nachſchreiber alles ſo gefaſst und dargeſtellt habe, wie *Kant* es lehrte. Dafs dem Bearbeiter manches angehört, beweiſen die Nachrichten von den Meteorſteinen und *Klaproths* Analyſen derſelben von 1803. (wobey doch der Nickel vergeſſen iſt). Die Ordnung iſt im Ganzen dieſelbe als in *Rinks* Ausgabe; zuerſt werden die mathematiſchen Vorkenntniſſe abgehandelt, dann folgen die Geſchichte des Meeres, des feſten Landes, der Flüſſe, Seen und der Atmoſphäre, die Geſchichte der Erde und die ſogenannte Naturgeſchichte. Die erſtern Theile ſind viel weitläuftiger abgehandelt, als bey *Rink*, neuere Kenntniſſe weit mehr benutzt, viele Fehler vermieden, ſo dafs im Ganzen hier das Werk brauchbarer iſt, als nach *Rinks* Ausgabe. Die Naturgeſchichte iſt ſehr zuſammengezogen; der Artikel: Merkwürdigkeiten der Länder nach geographiſcher Ordnung, fehlt hier ganz; dafür iſt aber das dahin gehörige an andern Orten eingeſchoben. Geſammelt iſt hier manches, ja man findet hin und wieder gelehrte Excurſe, welche wohl auf die Rechnung des Bearbeiters kommen; aber an geognoſtiſchen, chemiſchen und phyſiſchen Unrichtigkeiten oder unbeſtimmten Ausdrücken fehlt es ebenfalls nicht. Mangelhaft, ſchwankend und zum Theil unrichtig iſt der ganze Abſchnitt von den Bergarten in der *zweyten* Abtheilung des *zweyten* Bandes. In dem Abſchnitte von den Gasarten werden die Verſuche mit Kohle oder einem Lichte unter einer Glocke, um die atmoſphäriſche Luft zu zerlegen, angeführt; aber weder hier, noch da, wo die Rede von Athemholen iſt, wird der Kohlenſäure gedacht. In den Lungen wird, dem Vf. zu Folge, Wärme erzeugt, weil die Stickluft ein ſchlechterer Wärmeleiter iſt, als die Lebensluft. Noch lieſsen ſich viele Beweiſe anführen, dafs der Bearbeiter ſeinen Gegenſtand nicht gehörig kannte; auch hat Rec. keine neuen Anſichten und Aufſchlüſſe, oder ſcharfſinnige Urtheile, welche den Gegenſtand aufklären könnten, gefunden. Unter dieſen Umſtänden iſt es auffallend, dafs Hr. *Schelle*, deſſen anderweitige Verdienſte wir zu ſchätzen wiſſen, dieſe phyſiſche Geographie für die Jugend bearbeitete. Dieſe Wahl zeigt ſchon, dafs er kein Kenner dieſes Faches war, und es lieſs ſich erwarten, dafs er keinen Fehler des Originals berichtigen würde. Wirklich findet man nichts verbeſſert, ſondern manches im Gegentheil verſchlimmert. Wie kann man ſagen, die Salze im Meerwaſſer ſeyen durch Kohlenſäure aufgelöſt! Iſt die Anmerkung dabey von Hn. *Schelle*: ſo zeigt ſie eine grobe Unwiſſenheit in der Chemie. Kurz Rec. mufs alle drey Unternehmungen der Hn. *Rink*, *Vollmer* und *Schelle* für mifslungene Arbeiten erklären, durch die man *Kant's* Namen nicht hätte entehren ſollen.

PARIS, b. Agaſſe: *Hydrogéologie, ou Recherches ſur l'influence qu'ont les Eaux ſur la ſurface du Globe terreſtre* etc. par *J. B. Lamarck*. 1802. 8. (2 Fr. 40 Liv.)

BERLIN, b. Nauk: *J. B. Lamarck's Hydrogeologie*. Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen von *E. F. Wrede*. 1805. 294 S. 8. (1 Rthlr.)

Lamarck's Theorieen ſind den in Frankreich am meiſten herrſchenden gerade entgegen geſetzt. Er iſt beſonders ein Gegner der Chemie, wie ſie jetzt gewöhnlich gelehrt wird; er äufsert ſich mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen ſeine Landsleute, welche ſich einen groſsen Ruf in dieſem Fache erworben haben, und wirft ihnen deſpotiſche Unterdrückung der Wahrheit, ehrſüchtiger Abſichten wegen, vor. Er mag hin und wieder Recht haben, wenn er ſich über einen literariſchen Deſpotismus in Frankreich beſchwert; aber ſeine aus der Luft gegriffenen Hypotheſen werden eben ſo wenig jenes Reich zerſtören, als es *Mercier* gelang, durch ſeine Einfälle die ſtolzen Aſtronomen, über die er unaufhörlich klagt, zu demüthigen. Dafs übrigens ein ſo trefflicher Kopf als *Lamarck* Anſichten giebt, welche man nicht verachten ſollte, wird man ſchon vermuthen. Er verwirft zuerſt, vielleicht nicht mit Unrecht, alle auſserordentlichen Revolutionen des Erdbodens, und ſucht durch allmälige Wirkungen, wie ſie noch jetzt geſchehen können, die Veränderungen zu erklären, deren Spuren wir noch bemerken. Auf der einen Seite entfernt uns dieſes allerdings von manchen Hypotheſen und leitet uns zur Beobachtung; auf der andern hingegen ſetzt es der Natur willkürliche Gränzen, indem es ihr das Vermögen der Revolutionen abſpricht. Nach dem Vf. ſind alle Thäler und Berge durch das herabſtrömende ſüſse Waſſer eingeſchnitten und zugeſpitzt, und alle Ungleichheiten vermittelſt des Waſſers aus einer horizontalen Ebene gebildet. Das Meer hingegen gräbt, durch die immerwährende ſchwankende Bewegung, die es durch die Einwirkung des Mondes und der Sonne erhält, ſein Becken immer tiefer ein, und wirft die Körper, welche es auszufüllen ſtreben, an die Ufer. Durch eben dieſe Bewegung verrückt es ſein Becken unaufhörlich, reifst an der einen Seite Ufer ein, und wirft an der andern neue Ufer auf, wodurch die Ueberreſte von Seethieren auf unſer feſtes Land kamen. Die Seethiere, deren Originale unbekannt ſind, wohnen nach ihm noch jetzt in der Tiefe des Oceans, (wobey er nicht bemerkt, dafs faſt alle Ueberreſte von Land- und Uferthieren unbekannten Originalen angehören.) Eine ſolche Verſetzung des Meers bringt eine Ungleichförmigkeit in der Maſſe der Erdhalbmeſſer hervor, ändert die Lage des Schwerpunkts und der Drehpunkte unſerer Erde, alſo auch das Klima. Bis dahin folgt man dem Vf. nicht ungern. Wenn er aber nun ſeine chemiſchen Hypotheſen auf die Geologie anwendet; wenn er behauptet, dafs

Koh-

lenſtoff gebundener Wärmeſtoff ſey, daſs Kieſel-
e die Baſis aller feſten Körper ausmache und ſich
lle andern Erden verwandle, daſs alle Metalle aus
yterde mit Hülfe des Kohlenſtoffs entſtehen u. ſ. w.:
erläſst man unwillig den nach Sonderbarkeiten ha-
ndenden und darauf eigenſinnig beſtehenden Mann;
igen Schein von Grund hat indeſſen die Behauptung,
vermittelſt der Organiſation die Mineralien ur-
nglich zuſammengeſetzt würden. — Durch Hn.
de's Anmerkungen hat dieſe Schrift unſtreitig ſehr
onnen. Er erläutert den Vf. wo es nöthig iſt,
immt ſeine Ausdrücke genauer, berichtigt die
ler, und zeigt das übertrieben Hypothetiſche ſei-
Behauptungen. Oft ſtellt er in den Anmerkun-
ſeine eigene Hypotheſe über die Veränderungen
Schwerpunkts der Erde entgegen, worüber ſich
ſchon bey der Recenſion der Geognoſtiſchen Un-
ſuchung über die Bildung der ſüdbaltiſchen Länder
ſert hat. Er ſtimmt in manchen Stücken mit
arck überein, und dieſe Schrift ſowohl als die
gen des Ueberſetzers, ſind den Geologen zu em-
len, welche überall Kryſtalliſationen und Nieder-
ge ſehen, und alles auf einmal, nichts nach und
geſchehen läſſen. Die Ueberſetzung iſt genau
ſorgfältig gearbeitet; nur eine Kleinigkeit be-
t Rec., daſs *feculæ* durch Hefen ſtatt Stärkmehl
ſetzt iſt.

Weimar, im L.-Induſtrie-Comptoir: *Grundlehren der Phyſik*, von *R. J. Hauy*, aus d. Franz. überſetzt u. m. Anm. begleitet, von *J. G. L. Blumhof.* 1804. *Erſter* Theil. 490 S. 8. *Zweyter* Theil. 450 und Regiſter über beide Theile 28 S. m. 16 Kpft. (3 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Reclam: *Anfangsgründe der Phyſik* als Handbuch in den franz. National-Lyceen, ausgearbeitet von *J. R. Hauy*, aus dem Franz. überſetzt u. m. Anm. u. Zuſ. vermehrt, von *C. S. Weiß*. *Erſter* Band. *Erſte* Abth. 1804. *Zweyte* Abth. 1805. Beide Abth. zuſammen 700 S. 8. m. 8 Kpf. (2 Rthlr. 8 gr.)

war zu erwarten, daſs dieſs bereits dem Originale in der A. L. Z. 1804. Nr. 74. recenſirte Werk, in Frankreich unter höchſter Autorität als Lehr- eingeführt wurde, auch in Deutſchland Sen- machen und ſchnell genug Ueberſetzer finden e; und da iſt es denn ein Glück, daſs es in gute e gerathen iſt. Beide obige Ueberſetzungen laſ- h ſehr gut leſen, und zeugen von dem Fleiſse und orgfalt ihrer Verfaſſer. Wir möchten keine der n überhaupt vorziehen; meiſtentheils ſind ſie ler gleich, hin und wieder iſt bald in dieſer, bald er der Ausdruck beſſer getroffen, die Periode wungener. Im einzelnen Ausdruck ſchien Rec. die erſte, im ganzen Periodenbau öfters die e glücklicher zu ſeyn. In jener Hinſicht findet laſs die erſtere gerade diejenigen Worte deutſch welche die zweyte unüberſetzt läſst, und umge- diejenigen nicht überſetzt, welche dieſe ver- deutſcht, wo denn Rec. meiſtens auf die Seite der erſteren treten würde, weil ſie ſich mehr an den einmal eingeführten deutſchen Sprachgebrauch hält. So braucht die erſte das deutſche richtige Wort Theilchen, wo die andere weniger angenehm und unnöthigerweiſe das franzöſiſche *Moleculs* ſtehen läſst; und umgekehrt jene läſst *Affinität* ſtehen, wo dieſe (hier mit eben dem Rechte) Verwandſchaftskraft dafür ſetzt. Beide ſind übrigens, bey gehöriger Sorgfalt für Sprachreinigkeit, doch von der Verdeutſchungsſucht entfernt geblieben, welche bey techniſchen Ausdrücken eben ſo widrig als verwirrend iſt. Ein paar Proben beider Ueberſetzungen, wie ſie uns der Zufall in die Hand giebt, mögen hier zur Vergleichung neben einander ſtehen.

Blumhof.

§. 134. Wenn aber der Wärmeſtoff in einem Körper ſo ſehr angehäuft iſt, daſs er der Kraft der *Affinität* das Gleichgewicht hält, damit ſich die *Theilchen* nach allen Richtungen frey bewegen können und dem leichteſten Druck nachgeben, *alsdann* wird der Körper tropfbar flüſſig (*liquide*).

Hier zeigt ſich ein merkwürdiges Phänomen, daſs nämlich die neuen Quantitäten des Wärmeſtoffs, welche von dem Augenblicke an, wo das Flüſſigwerden beginnt, nachkommen, durch den Körper, ſo wie er ſie empfängt, abſorbirt, und bloſs dazu angewendet werden, die neuen Schichten zu ſchmelzen. Ein Thermometer, welches in Eis, das ſich in Waſſer aufzulöſen anfängt, *getaucht* wird, bleibt beſtändig auf Null ſtehen, bis dieſes Eis gänzlich geſchmolzen iſt.

Weiſs.

134. Iſt aber der Wärmeſtoff in einem Körper bis auf den Punkt angehäuft, daſs er der *Verwandſchaft* hinlänglich das Gleichgewicht halten kann, ſo daſs ſich die *Molekuls* frey nach allen Seiten hin bewegen, und dem leiſeſten Druck weichen können, *ſo* wird der Körper tropfbar flüſſig.

Hier zeigt ſich nun eine ſehr merkwürdige Erſcheinung; es werden nämlich von dem Augenblicke an, wo die tropfbar flüſſige Form eintritt, die weiter hinzukommenden neuen Quantitäten Wärmeſtoff von dem Körper, ſo wie er ſie aufnimmt, gänzlich abſorbirt, und dienen lediglich dazu, neue Lagen von dem feſten Körper zu ſchmelzen: ſo daſs ein Thermometer in Eis *geſtellt*, welches ſich in Waſſer aufzulöſen anfängt, feſt auf 0 Grad ſtehen bleibt, bis das Eis ganz geſchmolzen iſt.

Noch zur Vergleichung die Stelle womit ſich der Band der *Weißiſchen* Ueberſetzung, den Rec. vor ſich hat, ſchlieſst.

Blumhof.

Vergleicht man alſo die *Effecte* des Waſſers in ſeinen beiden äuſserſten Zuſtänden, nämlich in dem der *Soliditäs* und der elaſtiſchen Flüſſigkeit: ſo ſieht man mit doppelter *Ueberraſchung* die groſse Energie, welche ei *aufbietet*, um ſeine Schranken zu durchbrechen: ſowohl wenn ſeine *Theilchen* der Kraft, durch deren Wirkung ſie zuſammenhängen, überlaſſen, als wenn ſie von derjenigen Kraft, welche ſie von einander zu entfernen ſucht, fort geſchleudert werden.

Weiſs.

Wenn man *nun* alſo die *Wirkung* des Waſſers in ſeinen beiden äuſserſten Zuſtänden, dem der *Feſtigkeit* und dem der elaſtiſchen Flüſſigkeit betrachtet, ſo ſieht man mit doppeltem *Erſtaunen* die groſse Energie, welche es *aus ſich entfaltet*, um ſeine Bande zu ſprengen, eben ſowohl, wenn ſeine *Molekuls* der Kraft überlaſſen bleiben, deren Wirkſamkeit *dahin geht, feſt unter ſich zu verflechten*, als wenn ſie durch die Kraft, die ſie aus einander zu treiben ſtrebt, von einander weg geſchleudert werden.

In

In dieſer letzteren Stelle hätten beide Ueberſetzer vielleicht die Worte beſſer wählen und z. B. das *entfalten*, *verflechten*, *wegſchleudern* mit andern Ausdrükken vertauſchen können. Man wird dieſe Bemerkungen, die allerdings kleinlich ſind, hier wo Ueberſetzungen *als Ueberſetzungen* zu beurtheilen ſind, dem Rec. nicht verargen. Man erlaube ihm bey dieſer Gelegenheit auch noch folgende allgemeinere. Viele ausländiſche, beſonders franzöſiſche, Schriften ſind mit einem Aufwande von *Worten* ausgeſtattet, der ohne Verluſt, und ſelbſt mit Gewinn für Deutlichkeit und Annehmlichkeit vermindert werden kann. Der *Gedanke* (ſelbſt oft ein ziemlich gemeiner), ſchwimmt in dem Strome der *Rede* oder gar in einem ſtehenden Waſſer von *Tautologieen*. Sey es, daſs es dem franzöſiſchen *Ohre* ſo behagt; aber dem deutſchen *Geiſte* iſt es zuwider. Sachkundige und ſprachkundige Ueberſetzer, wie die des vorliegenden Werks unſtreitig ſind, würden ſich ein Verdienſt mehr bey ihren Arbeiten erwerben, wenn ſie uns dieſes Wortgeſchleppe erſparten, und ohne gerade einen ſkelettirten Auszug zu liefern, weniger wörtlich *überſetzten* und dafür mehr kernhaft *verdeutſchten*. — Die Anmerkungen der beiden Ueberſetzer ſind nicht ſehr zahlreich und bedeutend. Hr. *Blumhof* hat hin und wieder literariſche Notizen beygefügt. In der Lehre vom Schalle findet Rec. zwar *Chladni's* einzelne Abhandlungen, nicht aber deſſen vollſtändiges Werk die *Akuſtik* angeführt.

BRESLAU, b. Barth u. d.: *Grundriß der Naturlehre* zum Gebrauch für Vorleſungen, von *L. A. Jungnitz*. *Erſter* Theil. (ohne Jahrzahl.) 148 S. 8. *Zweyter* Theil, 1804. 156 S. 8. m. 1 Kpft. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den *erſten* Theil ſeines Buchs überſchreibt der Vf. den chymiſchen, den *zweyten*, den mechaniſchen Theil. Des *erſten* Theils *erſter* Abſchnitt — (Rec. hat aber keinen *zweyten* Abſchnitt gefunden) enthält die allgemeinen Eigenſchaften der Körper, und ſodann die Lehre von den Verwandtſchaften, von den chemiſchen Operationen, von Salzen, Erden, Metallen. Des *zweyten* Theils *erſter* Abſchnitt die Lehre von der Bewegung, der gleichförmigen, ungleichförmigen, einfachen, zuſammengeſetzten; von Schwere, Stoſs, Widerſtand, ſchiefer Ebne, Pendel; elaſtiſcher Schwingungen, Centralkräften, nebſt einem Anhange über Ebbe und Fluth. Der *zweyte* Abſchnitt die Maſchinenlehre, nämlich die Theorie des Hebels und den darauf beruhenden einfachen Maſchinen, ſodann der ſchiefen Ebne, nebſt Keil und Schraube. Wir vermiſſen unter dieſen Materien einige der wichtigſten phyſikaliſchen Lehren, von der Electricität nebſt den ſogenannten Galvaniſchen Proceſſen, den Magnetismus, den Luftarten, den Geſetzen des Gleichgewichts und der Bewegung bey flüſſigen, tropfbaren ſowohl als expanſiven Materien u. a. m. Ob der Vf. dieſs noch in einem *dritten* Theile oder in einer *zweyten* Abtheilung des *zweyten* Theils bearbeiten will, können wir nicht angeben. So wie das Buch jetzt vor uns liegt iſt es unvollſtändig. Die Anordnung der Materien könnte beſſer ſeyn. Die allgemeinen Geſetze der Bewegung müſsten allen übrigen in der Phyſik vorangehen; hier findet man ſie erſt im *zweyten* Theile. Die Lehre vom Hebel ſteht erſt in der Maſchinenlehre und vorher bey der Lehre vom Schwerpunkte; die ſich ohne die Theorie des Hebels nicht befriedigend erklären läſst, wird ſchon vom ſtatiſchen Moment geſprochen. Manche Materien ſind, dem Zwecke eines zu Vorleſungen beſtimmten Grundriſſes gemäſs, kurz abgehandelt, zum Theil nur angedeutet; dagegen ſcheint es denn ſonderbar, daſs andere Materien, die weit weniger in einen Grundriſs der Naturlehre gehören, ausführlich behandelt ſind. Die Lehre vom Schall z. B., die hier übrigens ganz gut in der Lehre von der Bewegung elaſtiſcher Körper (nicht bey der Luft) ihren Platz hat, iſt in fünf Paragraphen auf vier Seiten abgethan, und die Beſchreibung der Metalle nimmt nicht weniger als vierzig Seiten ein, wovon ein groſser Theil auf die Art der Behandlung in den Hüttenwerken verwendet iſt; welches alles mehr in die Technologie als in die Naturlehre gehört. Der Anhang von Fluth und Ebbe iſt auch hier nicht an ſeinem Platze, und ſteht mit dem übrigen in keinem richtigen Verhältniſs. Die einzelnen Lehren ſelbſt ſind übrigens ſo vorgetragen, daſs das Buch beym Unterricht mit Nutzen gebraucht werden kann. Es kommt beym Unterricht überhaupt mehr auf den Lehrer als auf das Compendium an; je geſchickter jener in ſeinem Fache iſt, deſto gleichgültiger iſt ihm meiſtens dieſes.

KLEINE SCHRIFTEN.

BESCHREIBUNG. *Paris*, b. Michel: *Coup-d'oeil rapide ſur Vienne*. Suivi de la Lettre d'un Officier ſupérieur de la Grande Armée, contenant un précis des Opérations militaires qui ont fait tomber cette Capitale au pouvoir des Français. 1805. 70 S. 8. — Aus dem *Nord litteraire* von *Olivarius* (Dec. 1800.) aus *Townſon*, aus *Guibert* und *Andres* zuſammengetragen und mit manchen Unrichtigkeiten verunſtaltet, welche die Verdienſtlichkeit des Ganzen vermindern. Der *Moniteur* und andere Blätter haben bereits ſtark geleſene Auszüge davon geliefert.

Num. 105.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. May 1806.

STATISTIK.

CARLSRUHE, b. Maklot: *Chur-Badiſcher Hof- und Staatskalender* für 1805. 346 S. und 4½ Bogen Regiſter. 8.

Dieſes Handbuch über die gegenwärtige Verfaſſung eines Staats, welcher durch die Länder-Theilungen ſeinen Umfang (um mehr als das Doppelte) erweitert und ſeit dem Preſsburger Frieden abermals in der Souveränetät eine neue Organiſation in ſeinen politiſchen, gerichtlichen und adminiſtrativen Einrichtungen erhält, zieht ungeachtet ſeiner Unvollkommenheiten, die Aufmerkſamkeit jedes Staatsmanns an. Eben deshalb iſt es auch einer genauern Beleuchtung und Zergliederung, und der Verbeſſerungs-Vorſchläge für die künftigen objectiviſch noch reichhaltigern Ausgaben, nicht unwerth.

Daſs ein Sachkenner dieſen Erſtling des *Kurbadiſchen* Perſonal-Etats bearbeitet habe, iſt, nach der Durchſicht des Buchs, bald bemerkbar. Noch augenſcheinlicher wird man davon überzeugt, wenn man ihn mit andern, nach dem Herkommen ausgefertigten, Schematismen, z. B. dem Oeſtreichiſchen, Kurſächſiſchen u. a. vergleicht. Während daſs letztere entweder nur dunkle oder gar irrige Vorſtellungen von dem Getriebe der Staatseinrichtungen veranlaſſen, hilft der Kurbadiſche manche Begriffe berichtigen und in einfachen Grundzügen das Syſtem des Staatshaushalts durchſchauen. Dabey drängt ſich denn von ſelbſt die Betrachtung auf, daſs es das Werk einer *weiſen* Regierung ſey, die neuen fremdartigen Theile ſo innig mit den ehemaligen zu verknüpfen und alles zu einem Ganzen zu verſchmelzen. Es ſcheint, daſs der Vf. bey der Bildung der neuen Landes-Organiſation mitwirkte; alsdann wird ihm die Ordnung und Zweckmäſsigkeit dieſer Einrichtungen noch ein trefflicher Leitfaden bey der Abfaſſung des Jahrgangs 1806. werden.

Das Materiale zerfällt, mit Inbegriff der nützlichen Zugaben, womit der Kalender beginnt und ſchlieſst, in zehn Abſchnitte. I. *Ein zweckmäſsiger Zeitkalender*, ſowohl für Proteſtanten als Katholiken, nebſt der franzöſiſchen Zeitrechnung (welche wahrſcheinlich im künftigen Jahrgange hinwegfallen wird), und *ohne* Witterungsbeobachtungen, welche (wie beym Mecklenburg-Schweriniſchen Staatskalender) von dem Geſchäftsmann nur überſchlagen werden, auch nicht zur Sache gehören. II. *Genealogie des Kurhauſes*, ſo ausführlich als es der Zweck des Buchs gebietet. Man vermiſst weder den vollſtändigen damals neuen Titel des Kurfürſten, noch die Würden, Titel, Orden, und genealogiſchen Data der übrigen Familienglieder; wohl aber das ſich von ſelbſt verſtehende Prädicat: *Durchlaucht*, welches im Wirtembergiſchen Staatskalender bey der Genealogie des Kurhauſes bis zum Ekel gehäuft iſt. Dem Kurprinzen iſt auch der Titel als *Graf zu Hanau*, und den Markgrafen Friedrich und Ludwig nebſt dieſem auch noch der als *regierende Grafen von Salem* und *Petershauſen* beygelegt. III. *Haus-Orden der Treue*. In einer voranſtehenden Einleitung wird von deſſen Stiftung im J. 1715. durch Markgraf Carl Wilhelm (bey Legung des Grundſteins der damals erbauten Reſidenz Carlsruhe); ferner von deſſen Erneuerung am 8. May 1803., bey Gelegenheit und zur Feyer der an das Haus gekommenen Kurwürde, ſo wie von der dermaligen Eintheilung in zwey Klaſſen, von dem Ordenszeichen u. ſ. w. gehörige Nachricht gegeben. IV. *Militär-Etat*, unter welche Hauptrubrik auch das *Kriegs-Collegium* geordnet iſt. Zur *Infanterie* gehören vier Regimenter, Kurfürſt, und Kurprinz (deren vier Grenadier-Compagnien zugleich als ein beſonderes Grenadier-Bataillon aufgeführt werden), Markgraf Ludwig, und ein Garniſons-Regiment; ferner ein Jäger-Bataillon. Die *Cavallerie* beſteht aus der Garde du Corps, dem leichten Dragoner-Regiment und einem Huſaren-Corps. Bey jedem Regiment und Corps iſt das geſammte Officier-Perſonale (bis zu den Second-Lieutenants herab) nebſt dem Mittelſtabe aufgeführt. Die wirklichen Officiere vom Corps und die Titular-Officiere *à la ſuite* und vom Corps ſind in beſondere Numern zuſammengefaſst. — Man vermiſst hier weiter nichts als die Zahlen von der Stärke eines jeden Regiments und Corps, deren Beyſatz in künftigen Jahrgange ſehr zu wünſchen wäre. Soviel Rec. weiſs, beträgt das geſammte Militär höchſtens 6000 Mann. V. *Hofſtaat*. Bey dieſem Abſchnitte ſcheint die ſyſtematiſche Ordnung zu mangeln, wie ſchon die von S. 66. an unter den Buchſtaben *C. D.* u. ſ. w. angeführten Rubriken bezeugen, da im Vorhergehenden *keine* erſcheinen, welche mit *A.* und *B.* bezeichnet ſind. — Den Anfang macht in ſieben Numern das *adelige* Hofperſonale: 1) Die *Oberhofchargen*, wozu der Obriſthofmeiſter, der Oberkammerherr, der Oberhofmarſchall, der Oberſtallmeiſter, der Oberjägermeiſter und der Hof-Oberjägermeiſter gehören. 2) Diejenigen Perſonen, welche *Maitre-Rang* bey Hofe haben. Dieſe ſind nicht bloſs aus dem Hof- ſondern auch aus dem Civil- und Militär-Etat.

(Hiebey hätte wohl bemerkt werden ſollen, welche Vorzüge mit dieſem *Maitre-Rang* verbunden ſind.) 3) Die *Hofchargen*, unter welche der Hofmarſchall, der Oberſchenk und Reiſemarſchall rangirt ſind. 4) 37 Kammerherren. 5) Kammerjunker, 20 an der Zahl. 6) 3 Hofjunker und 7) 5 Pagen. — Die folgenden Rubriken von Nr. 8. bis 37. hätten wohl unter die Hauptrubrik: *A) Oberhofmarſchalls-Stab* geordnet werden können; nämlich 8) Oberhofmarſchall-Amt; 9) Hofmarſchallamts-Deputation zu Mannheim; 10) Schloſs-Commiſſion zu Mannheim; 11) Hof-Medicinalweſen; 12) Hofgeiſtlichkeit; 13) Hofbibliothek, Münz- und Medaillen-Cabinet; 14) Hofnaturaliencabinet; 15) Gemälde- und Kupferſtich-Cabinet; 16) Hof-Exercitienmeiſter; 17) Kammer-Hof- und Kirchenmuſik in Carlsruhe (über 40 Perſonen); 18) Hoftheater und Muſik in Mannheim; 19) Garderobe; 20) Fouriers und Hofofficianten; 21) Hoftrompeter und Pauker; 22) 6 Laufer; 23) 6 Heiducken; 24) 25 Hoflaquaien; 25) Türnitz (?); 26) Portechaiſeträger; 27) Hofökonomieverwaltung; 28) Hauskammerey; 29) Hausmeiſtereyen und Schloſsverwaltungen (von 19 kurfürſtlichen Schlöſſern und Häuſern); 30) Beſchlieſserey und Hofwäſche; 31) Hofküche (33 Perſonen); 32) Conditoreyen; 33) Caffeeſiederey; 34) Silberkammern; 35) Hofkellerey; 36) Hofgärtnereyen (von 11 Gärten); endlich 37) Hofkünſtler und Hofprofeſſioniſten. — Nun folgt die Hauptrubrik: *Oberſtallmeiſter-Stab*, welche unter *B)* hätte aufgeführt werden ſollen. Die untergeordneten Rubriken, (welche nicht die obigen Numern fortſetzen, ſondern wieder mit Nr. 1. anfangen), begreifen in 6 Numern die Marſtälle zu Carlsruhe, zu Heidelberg und zu Bruchſal, die Hauptgeſtüte zu Stutenſee und zu Achtenbürg und den Baufuhrſtall zu Gottsau. *C)* Die dritte Hauptrubrik begreift den *Oberjägermeiſterſtab* und die folgenden von *D* bis *L* die Hofſtaaten der übrigen kurfürſtlichen Familienglieder; in den beiden letzten namentlich der Frau Reichsgräfin von Hochberg (der das Prädicat Excellenz beygelegt iſt), und deren Kinder, zwey Grafen und einer Gräfin von Hochberg. VII. *Civil-Etat* und zwar Erſtlich *das Perſonale der generellen Staatsverwaltung*, welche Hauptrubrik 1) mit einer Liſte der kurfürſtlichen geheimen Räthe beginnt. Es ſind ſolche 12 wirkliche adelige geheime Räthe, die das Prädicat *Excellenz* haben, 8 wirkliche gelehrte geheime Räthe, 7 adelige Titulargeheime-Räthe und 4 gelehrte Titulargeheime Räthe. 2) Die Reichs- und Kreis-Geſandtſchaften (wobey die Schreibart: *Crays* für *Kreis* auffällt) und welche getrennt ſind von 3) den auswärts angeſtellten Geſandten, Miniſtern und Agenten. 4) Die Miniſter von auswärtigen Höfen (die eigentlich in dieſes Kapitel nicht paſſen, und ſchicklicher hinten in einem Anhange [wie beym *Handbuch für den Preußiſchen Hof und Staat*,] hätten nachgetragen werden können). 5) Das geheime Raths-Collegium, als Staats- und Regiments-Rath (worin der Kurfürſt ſelbſt präſidirt). 6) Der geheime Finanzrath (worin ebenfalls der Kurfürſt oder an deſſen Stelle der Markgraf Ludwig präſidirt). 7) Das Oberhofgericht zu Bruchſal (als oberſte Juſtizbehörde). Die folgenden Numern 8—12. begreifen die fünf für einige Hauptzweige der Staatsverwaltung angeordneten General-Commiſſionen, nämlich die General-Forſt-, die General-Straſsen-, die General-Bau-, die General-Sanitäts- und die General-Arbeitshaus-Commiſſion. 13) Die Univerſität zu Heidelberg, als Generalſtudien-Anſtalt des Kurſtaats. Den Beſchluſs macht 14) eine Liſte charakteriſirter Perſonen ohne Anſtellung. — Zweytens das Perſonale der *Provinciellen Landesverwaltung*, und zwar *A)* der *Markgrafſchaft* Baden, in fünf Numern. 1) *Hofraths-Collegium* in Carlsruhe, wobey ſehr zweckmäſsig die Notizen von deſſen Eintheilung in zwey Senate, den ſtaatsrechtlichen und ſtaatswirthſchaftlichen, ſo wie von den Attributionen und Seſſionstagen eines jeden, voraus geſchickt werden. 2) Das *Hofgericht* zu Raſtatt, wo ebenfalls die nöthigen Bemerkungen über deſſen Reſſort voraus gehen. Wegen der demſelben beygelegten Lehnsgerichtsbarkeit über den *ganzen Kurſtaat* hätte es ſchon oben bey der generellen Staatsverwaltung nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden ſollen. 3) *Directorium der weltlichen Diener Wittwenkaſſe*, welches nur auſserordentlicher Weiſe zuſammen kommt. 4) Die *quiescirenden Räthe und Diener der Markgrafſchaft*. Hierauf folgen endlich 5) die *Bezirksdienſte* oder die der Aemter, welche letzteren in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt werden. Bey jedem Amte wird das Perſonale *a*) der Amtsverwaltung, (Obervögte, Oberamtsräthe, Amtsſchreiber), *b*) der Forſtverwaltung, *c*) des Sanitätsweſens, *d*) der Gefällverwaltung und endlich *e*) die Ortsvorgeſetzten aller zu dem Amte gehöriger Städte, Flecken und Dörfer, die auch wieder in alphabetiſcher Ordnung und mit Anzeige der Seelenzahl eines jeden Orts, eingeführt werden, beygebracht. Eine gleiche Einrichtung iſt bey *B)* der *Provinzverwaltung der Pfalzgrafſchaft* beobachtet. Nach Einführung 1) des Hofraths-Collegii und 2) des Hofgerichts, beide zu Mannheim, folgt wieder 3 u. 4) eine zwiefache Liſte der Rheinpfälziſchen quiescirenden Räthe und Diener, wovon die erſtere die *privative* Kurbadiſchen, die andere die Rheinpfälziſch-gemeinſchaftlichen namhaft macht. Die in dieſer Provinz befindlichen drey Landvogteyen, welche Nr. 5. dargeſtellt werden, ſind eine Einrichtung, welche die beiden andern Fürſtenthümer nicht haben. Bey der Landvogtey Michelsberg iſt der, unter deren Aufſicht ſtehende, Diſtrikt nicht angezeigt. 6) Die Bezirksverwaltungen der einzelnen Aemter, nach der oben gedachten Ordnung, macht auch hier den Beſchluſs. *C)* Die *Provinzverwaltung des Oberfürſtenthums* vereinigt in *einem* Collegio von drey Senaten ſowohl die Hofraths- als die Hofgerichts-Behörde. Die übrigen Einrichtungen ſind wie in den beiden obigen Provinzen. VII. *Kirchen-Staat.* Dieſer Abſchnitt umfaſst die kirchlichen Einrichtungen und die Particular-Studien-Anſtalten des ganzen Kurſtaats in drey Kapiteln, nach Abtheilung der drey chriſtlichen Religionsparteyen. Er wäre daher wohl ſchicklicher:

Etat

tat des Kirchen- und Schulweſens rubricirt worden. 1) In Anſehung des *Lutheriſchen Kirchen- und Schulweſens*, werden nach Einführung des Kirchenraths- nd Ehegerichts-Collegiums zu Carlsruhe die luthe- iſchen Particular-Studien-Anſtalten, ferner die eiſtlichen Miniſterien der Hauptſtädte, und endlich ie Diöcesverwaltungen beygebracht. Bey jeder Diöeſe werden zuerſt die Diöcesvorſteher (General- oder pecial-Superintendenten, Special-Vicarien u. ſ. w.), ann die Pfarrer, nach alphabetiſcher Ordnung der 'farreyen, und zuletzt die Schullehrer angezeigt. 3) In Anſehung des *reformirten Kirchen- und Schulwe- ns* werden eben ſo zuerſt der reformirte Kirchenrath deſſen Sitz: *Heidelberg*, nicht angezeigt iſt), dann die eformirten Particular-Studien-Anſtalten, und zuletzt die Inſpectionsverwaltungen mit den Inſpectoren er einzelnen Diöceſen und den zu jeder Inſpection ehörigen Pfarreyen und Schullehrern aufgeführt. 2) In dem Kapitel von dem *katholiſchen Kirchen- und Schulweſen* begreifen die Unterabtheilungen *a*) das Ordinariat, das noch auf der Berichtigung des deutſchen *Concordats* beruhet; inzwiſchen wird das biſchöfliche Kirchenregiment theils von der geiſtlichen Regierung zu Conſtanz, theils von einem Metropolitanats-Commiſſario in Kippenheim und den Vicariaten zu Bruchſal, Lampertheim und Würzburg beſorgt. *b*) Das andesherrliche Kirchenregiment führt die Kirchen-Commiſſion zu Bruchſal, welche ſich aber nur über den Kurkreis (d. i. die Markgrafſchaft und Pfalzgrafſchaft) erſtreckt. *c*) Stifter und Klöſter. Deren ſind ieben (mit Ausſchluſs der noch nicht organiſirten Mendicantenklöſter), worunter zwey Pfarr- und Schulſtifter (zu Baden und Ueberlingen), zwey Prälaturen (eine männliche zu Gengenbach und eine weibliche zu Lichtenthal). *d*) Die katholiſchen Particular-Studien-Anſtalten begreifen das Lyceum zu Baden, die Gymnaſien zu Raſtatt, Offenburg, Ueberlingen und Bruchſal, die Pädagogien zu Heidelberg, Mannheim, Mahlberg und Gengenbach und die lateiniſchen Schulen zu Biberach, Marktdorf und Mörsburg. *e*) Unter der penſionirten Weltgeiſtlichkeit werden zuerſt die Dom- und Ritterſtiftsherren von Baſel, Conſtanz, Speyer, Straſsburg und Odenheim; dann die Chorſtiftsherren der ſeculariſirten Stifter Allerheiligen, St. Guido und St. German in Speyer, St. Johann und St. Stephan in Conſtanz, St. Peter in Straſsburg, St. Peter und Paul in Baden und des zu Oehningen; hienächſt die Dompräbendirten von Baſel, Conſtanz, Speyer und Straſsburg, und zuletzt die penſionirten Stiftsvicarien namhaft gemacht. *f*) Penſionirte Ordens-Prälaten (4). *g*) Katholiſcher Kirchendienſt der Hauptſtädte. *h*) Kirchenvogteyverwaltung des Kurkreiſes, worin neun, und *i*) des Oberfürſtenthums, worin drey Kirchenvogteyen befindlich ind. Bey jeder Kirchenvogtey werden zuerſt die Kirchenvogteyvorſteher, dann die Kirchenlehnherrn, erner die Pfarrer nach alphabetiſcher Ordnung der Pfarreyen, und zuletzt die Schullehrer angezeigt. Drey Verzeichniſſe nämlich *k*) der kurbadiſchen Patronatpfarreyen im Auslande, *l*) der unverſorgten Titularen und *m*) der Schulkandidaten — machen den Beſchluſs. VIII. *Dienerſchaft derer an die Markgrafen Friedrich und Ludwig cedirten Grafſchaften Salem und Petershauſen.* 1) Die *oberen Behörden* ſind: *a*) Die Regierung, deren Sitz zu Carlsruhe iſt. Unter den Räthen ſind zwey kurfürſtliche und ein markgräflicher. *b*) Das Hofgericht (zu Salem), mit einem Hofrichter und fünf Räthen, die zugleich Beamte in den Grafſchaften ſind. *c*) Das Cancellariat der Grafſchaft Salem, von vier Perſonen. *d*) Die Polizeydirection. 2) Die *Bezirksverwaltung* begreift die Organiſation der Aemter, deren mit Inbegriff der auswärtigen Hofmeiſtereyen und Pflegereyen, neune ſind, unter welchen das Oberamt Salem das beträchtlichſte iſt. Die Amtsverwaltung des letztern begreift ein Juſtizamt, ein Phyſicat, eine Oberverrechnung, ein Steueramt, eine Schulendirection, und die Geiſtlichkeit. Bey den übrigen kleinern Aemtern iſt das Perſonale weit geringer und beſteht meiſtens aus dem Beamten, der Geiſtlichkeit und den Forſtbeamten.

Mit dieſem Abſchnitt iſt zwar der eigentliche Staatskalender vollendet; er liefert aber noch, auſser den Zuſätzen und Verbeſſerungen, zwey ſehr nützliche Zugaben nämlich: IX. *Das Namenregiſter ſämmtlicher Staatsdiener*, welches ſich zugleich über die Grafſchaften Salem und Petershauſen erſtreckt und zuſammen 4809 Perſonen begreift. Die Sorgfalt, mit der es verfertigt iſt, und die genaue Einzeichnung der Vornamen, iſt um ſo verdienſtlicher, je trockner und mühſamer eine ſolche Arbeit iſt. X. *Ein Ortsregiſter*, worin jedoch (aus welchen Gründen?), die Ortſchaften der Grafſchaften Salem und Petershauſen ausgelaſſen ſind.

In *typographiſcher* Hinſicht iſt künftig mehr Oekonomie anzurathen. Ein gefälliges Aeuſsere iſt nicht zu tadeln; indeſſen muſs der Grad der Eleganz nach dem Verhältniſſe berechnet werden, welches aus der Klaſſe von Leſern hervorgeht. Ein Buch, wie dieſes, intereſſirt nicht nur jeden Bürger des Staats, deſſen Perſonal-Etat es enthält, ſondern auch noch viele Auswärtige. Es muſs daher leicht anzuſchaffen ſeyn und darf durch überflüſſigen typographiſchen Aufwand nicht ohne Noth verthenert werden. Hiemit wird keinesweges auf das voranſtehende Bildniſs des ehrwürdigen Landesvaters, noch auf den in Kupfer geſtochenen Titel gezielt. Aber der zu gedehnte Druck, vorzüglich in dem Abſchnitte vom Hof- und Militär-Etat (S. 11—70.), hätte, mittelſt geſpaltener Columnen und durch zweckmäſsige Abkürzungen der Vornamen, durch Weglaſſung oder doch Abkürzung des Prädicats *Herr* ſehr verengt und dadurch die Bogenzahl des Ganzen vermindert werden ſollen. Ein Beförderungsmittel des leichtern Auffindens würde es ſeyn, wenn die Zunamen durch eine beſondere Schrift herausgehoben wären. Dazu würde ſich wohl die Schwabacher am beſten ſchicken, wenn man für die Namen der Dienſte und Ortſchaften, welche mit dieſer gedruckt ſind, andere unterſcheidende Let-

tern,

tern, etwa die bekannten *Ungerſchen*, gebrauchte. Dadurch würden auch hie und da noch andere Zwecke erreicht werden; z. B. bey Doppelnamen die Auszeichnung desjenigen, wobey die Perſon gewöhnlich genannt wird, als *Stockhorner* von Starein, Schutzbar v. *Milchting*, *Gilm* von Roſeneck (S. 27.), Laba von *Roſenfeld*. Eine ähnliche Verbeſſerung würde bey der Genealogie des Kurhauſes ſehr zweckmäſsig ſeyn, wenn nämlich der unterſcheidende oder Haupt-Vorname der einzelnen Familienglieder durch gröſsern Druck kenntlich gemacht würde. Vier Töchter des verſtorbenen Erbprinzen haben den Namen *Wilhelmine*, aber nur bey der jüngſten, der Gemahlin des Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, iſt er der Hauptname. Bey zweyen (*ſub lit. b.* und *d.*) iſt *Friderike* der erſte Taufname, allein nur bey letzterer iſt er zugleich der unterſcheidende Hauptname, während erſtere unter dem Namen *Caroline* bekannt iſt.

In *orthographiſcher* Hinſicht ſtöſst man auch auf manche Irregularitäten, z. B. Hauſs; Beſchlieſserin; Kuchenjung; Bibliothecar (S. 43.); Perſohnen (S. 92.); Amtsbotte; Apothecker (S. 188.). — Auch bleibt ſich die Schreibart nicht immer gleich z. B. Balier (S. 51.) und Ballier (S. 54.); Graf und grävlich an vielen Stellen. Dieſs iſt noch fehlerhafter bey *eigenen* Namen; ſo heiſst z. B. das Dorf Hedingen (S. 218.) am andern Orte (S. 326.) Hödingen; Alwend (S. 314.) wird im Ortſchaftsregiſter unter Almend aufgeführt. Daſs der Name weiblicher Perſonen durch ein angehängtes *in* erweitert wird, iſt überflüſſig; zumal wenn die Vornamen mit angezeigt ſind, z. B. Dorothea Schneiderin (ſtatt Schneider). Aber auch hierin herrſcht Verſchiedenheit, denn S. 68. ſteht richtiger Auguſte Spach, S. 55. Luiſe Hartmann; Caroline Schall u. ſ. w.

Gegen die Deutlichkeit und Cultur der Sprache verſtöſst eine Stelle, S. 286.: „Die katholiſche Kirchengefällverwaltung der Markgrafſchaft beruht auf jedes Kirchſpiels Heiligen (?), die meiſtens von Kirchſpielsgenoſſen adminiſtrirt und durch General-Repartitionen zur allgemeinen Mitleidenheit (?) angezogen (?) werden.“ Sollte dieſer Satz, ſelbſt im Lande, wohl durchaus verſtändlich ſeyn? — Provinzielle Benennungen, die auſserhalb Landes wenig bekannt ſeyn möchten, z. B. *Balier*, *Türnitz* (S. 51.), *Zinken* (an mehreren Stellen) — *Heimburgerthümer* (S. 106.) hätten an ſchicklicher Stelle erklärt werden ſollen.

Daſs S. 26. und 27. zwey verſchiedene Rubriken unter einerley Numer eingeführt werden, iſt wohl nur ein Druckfehler; aber eine Rüge verdient die unpaſſende Bezeichnung der einzelnen lutheriſchen Kirchendiöceſen von S. 227—249., wo in einer ſonderbaren Ordnung Nr. V. auf Nr. XVIII. folgt (S. 249 und 250.). Die einzelnen Diöceſen hätten in ſubordinirter Kategorie unter eigenen Numern oder Buchſtaben dargeſtellt werden ſollen. Zum Behuf des Ortſchafts-Regiſters, womit das Buch ſchlieſst, und welches noch groſser Verbeſſerungen fähig iſt, ſchlägt Rec. vor, die von S. 227—249. vorkommenden vierzehn lutheriſchen Diöceſen künftig mit lateiniſchen Buchſtaben, ſodann die acht reformirten Inſpectionen von S. 269—276. mit Buchſtaben des deutſchen Alphabets, und endlich die zwölf katholiſchen Kirchenvogteyen von S. 299—327. mit gewöhnlichen arabiſchen Ziffern zu bezeichnen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Matzdorf: *Wörterbuch zum Behuf richtiger* (zur richtigen) *Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Accuſativ*, oder mit *mir* und *mich*, *dir* und *dich*, *ihm* und *ihn*, *ihr* und *ſie* u. ſ. w. von M. *Joh. Chrph. Vollbeding*. — *Dritte* aufs neue vermehrte Auflage. 1803. 159 S. 16. (12 gr.)

Seitdem der ſel. *Moritz* vor 25 Jahren über die Märkiſche oder überhaupt niederdeutſche Verwechſelung des *mir* und *mich* zu eifern anfing, haben darüber ſo Viele eigene Schriften geliefert, als ob die ganze Reinigkeit der Sprache darauf beruhete. Auch Hr. *V.* geſellte ſich dazu mit dieſem Wörterbuch. Die *erſte* Ausgabe wurde bereits in der A. L. Z. 1793. Nr. 170. angezeigt; die *zweyte* von 1798. wurde auſser Acht gelaſſen, ſie konnte aber auch um ſo leichter übergangen werden, da der Vf. ſelbſt in dieſer *dritten*, ungeachtet der Vermehrungen, noch nicht einmal die ſchon früher gerügten Fehler berichtigt hat, welche ihm ſelbſt als Niederſachſen anzuhängen ſcheinen. Er lehrt auch noch hier ſagen: Getraueſt du *dir* das wohl; und doch hernach: Ich traue *mich* nicht dieſs zu thun. Eben ſo unrichtig iſt: Was hilfts *mich*, es wird *dich* das Leben koſten. Die *Gottſchediſche* Grille *mir* däucht und *mich* dünkt von einander zu unterſcheiden, ſucht Hr. *V.* ordentlich einzuführen, da doch *Luther's*, *Gellert's*, *Weiſse's* und *Duſch'ens* Sprachgebrauch nach *Adelungs* Wörterbuch dawieder zeugt. Auch wird ſeine Vorſchrift: Dieſs gilt *mich* zu ſagen, das eben ſo gewöhnliche *mir* in dieſem Falle nicht verwerflich machen, da *Luther*, *Hagedorn*, *Gellert*, *Leſſing* und *Roſt* es ſo haben. Gehorſam bin ich *dir*, geläufig iſt *mir* das, zeugen muſs ich wider *dich* u. a. dergl. gehören gar nicht zur Verbindung der Zeitwörter. Auch ſind beyläufig ſonſt noch manche Undeutſchheiten mit eingefloſſen, welche die Jugend und andere Unkundige eher verführen als beſſern werden. Z. B. *Abändern* laſs ich mir mein Kleid, es dauert mich *ſeiner*, für er dauert mich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. May 1806.

STATISTIK

CARLSRUHE, b. Maklot: *Chur-Badenſcher Hof- und Staatskalender für* 1805. u. f. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 105. *abgebrochenen Recenſion.*)

Sehr zweckmäſsig iſt dem *Kirchen- und Schul-Etat* ein beſonderer Abſchnitt angewieſen worden. In den Heſſen-Darmſtädtiſchen und Kur-Wirtembergiſchen Staatskalendern findet man die Kirchen- und Schuldiener gleich bey dem Perſonal-Etat der Aemter, neben den Cameral- und Juſtizbeamten, angezeigt. So bequem dieſes auf der einen Seite iſt, ſo kann doch der Vortheil einer deutlichen und vollſtändigen Ueberſicht des geſammten Kirchen- und Schulweſens, dann der ſämmtlichen obern und niedern Geiſtlichkeit, nur dadurch erreicht werden, daſs, wie hier, die *kirchliche* Organiſation von der *adminiſtrativen* getrennt iſt. Nur hätte bey den Inſpectionen der Reformirten, und allen Diöceſen der lutheriſchen Kirche, eben ſo wie es bey den katholiſchen Kirchenvogteyen geſchehen iſt, bemerkt werden ſollen, welche weltlichen Aemter ſie umfaſſen. Auch hätte in dieſem Abſchnitte die Univerſität *Heidelberg* wohl ihren ſchicklichſten Platz gefunden.

Ungern vermiſst man bey einigen Collegien eine kurze Notiz von dem denſelben zuſtehenden Geſchäftskreiſe, ihren politiſchen Verhältniſſen gegen andere und ihren Attributionen. Die bey dem geheimen Raths-Collegio S. 76. hinzugefügte Beſtimmung: (Staats- und Regiments-Rath) — bedarf der Erläuterung, daſs es nämlich als ſolcher, alle allgemeinen und ſtaatsrechtlichen Angelegenheiten in Anſehung der Landeshoheits- und Gränzſachen, des Lehenweſens, der Verhältniſſe zu auswärtigen Staaten und zum deutſchen Reiche, die adminiſtrative und gerichtliche Landes-Organiſation, als oberſte Behörde zu leiten habe. Eben ſo hätten S. 80. die Attributionen des geheimen Finanzraths, als oberſter Behörde aller ſtaatswirthſchaftlichen Angelegenheiten, dann als der General-Controlle und General-Reviſion des geſammten Kaſſen- und Rechnungsweſens, näher beſtimmt werden ſollen. Wo dergleichen Erläuterungen gegeben werden, z. B. beym Hofraths-Collegio der Markgrafſchaft (S. 94.), dem Hofgericht (S. 98.) ſind ſolche unnöthigerweiſe mit gröſserer Schrift gedruckt. Bey ſolchen Notizen kann, zur Erſparung des Raums, füglicher kleinere Schrift angewandt werden.

Omiſſionen anderer Art finden ſich bey den Aemtern Badenweiler (S. 107.) und Yberg (S. 157.). Bey allen übrigen Aemtern iſt die Summe der Seelenzahl hinzugefügt; nur nicht bey dieſen. Nach den ſpeciellen Angaben bey den einzelnen Orten ſteigt ſolche bey letzterm auf 14,449 und bey erſterm (mit Ausſchluſs von Wintersweiler, deſſen Volksmenge nicht angezeigt iſt) auf 16,572. Bey den Grafſchaften Salem und Petershauſen iſt die Volksmenge nirgends, weder ſpeciel bey den einzelnen Ortſchaften, noch ſummariſch bey den Aemtern angezeigt. Eine rügenswerthe Lücke. Könnte künftig bey jedem Amte dieſe ſummariſche Ueberſicht noch auf die Arealgröſse (in Decimalbrüchen geographiſcher Quadratmeilen), auf die Zahl der dazu gehörigen Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Höfe u. ſ. w. ausgedehnt werden, ſo würde es eine weſentliche Verbeſſerung ſeyn.

Mit wenig Sorgfalt iſt das *Ortſchafts-Regiſter* bearbeitet. Ein genaues und vollſtändiges Verzeichniſs aller zum Staate gehöriger Ortſchaften iſt in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Beziehung eben ſowohl, als wegen des zufälligen Gebrauchs im Geſchäftsleben, eine ſehr nützliche Zugabe eines Staatskalenders. In dem vorliegenden aber fehlt beynahe alles, was die Brauchbarkeit eines ſolchen Verzeichniſſes begründet. Es iſt weder genau noch vollſtändig. Ortſchaften mit ähnlichen Namen (als Oberweiher — Oberweyer) ſind, wenn gleich ihre Schreibart verſchieden iſt, unter eine Benennung zuſammengefaſst; viele ſind ganz ausgelaſſen. So fehlen allein S. 200. folgende: *Lindenbach*, *Groſsſachſen*, *Hohenſachſen*, *Roſenhof*, *Schriesheimerhof*, und von S. 201.: *Unterheubach*, *Riſchweiher*, *Oberhunzenbach*, *Barſchbach*, *Oberheubach*, *Holden*, *Waldeckerhof*. Bey den eingeſchalteten findet ſich, auſser der, auf die weltlichen Aemter hinweiſenden, Seitenzahl gar keine Andeutung, weder ob es Städte, Flecken, oder Dörfer u. ſ. w., ob ſie zu den herrſchaftlichen Domänen, ob ſie dem Adel, oder einer Stiftung zugehören, noch in welchen Kirchſprengel ſie eingepfarrt ſind. Durch einzelne Buchſtaben könnten alle dieſe Verhältniſſe angedeutet werden. Städte könnten mit St. — Flecken mit F. — Pfarrdörfer mit Pf. — Kirchdörfer, ohne Pfarrer am demſelben Orte, mit K. — Dörfer ohne Kirche mit D., die kleinen Dörfer (Zinken oder Weiler) mit W. — Klöſter mit Kl., Schlöſſer mit S. u. ſ. w. bezeichnet werden. Ferner: wenn, im Kirchen- und Schulen-Etat die einzelnen Diöceſen, Inſpectionen und Kirchenvogteyen nach der oben angerathenen Weiſe unter Buchſtaben und Ziffern aufgeführt würden: ſo müſste darauf im Regiſter Rückſicht genommen werden, um, falls man den Geiſtlichen oder Schullehrer eines Orts wiſſen wollte, ſolche ohne vieles Nachſu-

chen finden zu können. Der Ort *Aglasterhausen* würde auf diese Weise im Register so bezeichnet erscheinen: Pf. a. d. 4. 192. Hieraus würde man sogleich ersehen, dass es ein Pfarrdorf sey, mit lutherischen, reformirten und katholischen Einwohnern, dass es wegen ersterer zur Diöcese a (d. i. Aglasterhausen), wegen der reformirten zur 4ten Inspection (Neckarschwarzach) — und wegen der katholischen zur vierten Kirchenvogtey (Heidelberg) gehöre. Sieht man nun die erwähnten Diöcesen nach, so findet man, dass die Lutheraner daselbst ihren eignen Pfarrer haben, dass die dasigen Reformirten nach Aspach und die Katholiken nach Bargen eingepfarrt sind. Die letzte Zahl, welche auf die weltlichen Aemter hinweiset, lässt das Amt finden, zu welchem der Ort gehört, wo denn nicht nur das Personale der Amtsverwaltung, sondern auch der Ortsvorgesetzte (Schultheiss) ersehen werden kann.

Einen Anhang oder eine fernere Zugabe könnte dieser Almanach durch eine Sammlung *einheimischer Staats-Notizen* erhalten, worin z. B. die neuesten Territorialveränderungen, die Grundzüge der jetzigen Verfassung, die Abtretung der Grafschaft Salem und Petershausen als *Paragium*, die Austauschungen mit Hessen-Darmstadt (wegen Wimpfen) u. s. w. und andere merkwürdige historische und statistische Verhältnisse aufgehellt werden könnten.

Amsterdam, b. G. Boos: *Nationaal Volks en Regeerings-Boekjen, of Almanak tot nut van' t algemeen* voor het Jaar 1806. 146 S. 12.

Ein neues Batavisches, nach der Regierungsform vom 29. April 1805. eingerichtetes, Staats-Handbuch. Voran Zeit-Kalender, Post- und Wasserfahrts-Anzeiger nach dem Alphabet der ganzen Republik. Dann statistische Tabellen über die seit 1797. statt gefundenen vier Constitutionen, und die dermalige Regierungsforms-Acte. — Von S. 55. an das Namen-Verzeichniss: der Rathspensionär, die Hochmögenden, der Staatsrath mit Angabe des erwählenden Departements; fünf Staats-Secretäre mit ihrem Geschäftsbezirk; National-Rechen-Cammer; Collegien für Asia und Amerika, dann verschiedene Commissionen und Bureaux; das Finanz-Departement. — S. 84. das Batavische Corps diplomatique: zwey Bothschafter zu Paris und zu Constantinopel; acht bevollmächtigte Minister (unter welchen der von Spaan am Wirtemberger Hofe, seit dem Abdrucke in Montpellier starb), zwey Residenten, drey Geschäftsträger, vier General-Consuls, 24 wirkliche und sieben Vice-Consuls: drey General-Commissare und 15 Commerz-Commissäre. Mitten in dieses Corps diplomatique sind sonderbarerweise die General-Gouverneurs zu *Batavia*, Delmina, Curacao und im Cap verwebt. — S. 91. das Militär mit der detaillirten Besoldung, die Departemental- und die Local-Behörden, von Alkmaar alphabetisch bis Zaandyk; die *Marine* von Alkmaar bis Utrecht; Teich-Behörden u. s. w. Alles dieses ist in 43 Abschnitten — aber nicht systematisch und ohne Register — zusammengedrängt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Copenhagen, b. Brummer: *Opuscula latina.* Scrib. M. *Jac. Baden*, in Univ. Hafn. Eloq. Prof. P. O. 1804. VIII u. 476 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn diese Sammlung von Schul- und akademischen Gelegenheitsschriften auch nicht den *Heynischen* und *Wolfischen* gleich kommt, so gebührt ihr doch wegen ihres innern Gehalts und der Beredsamkeit, womit die einzelnen Aufsätze abgefasst sind, ein ehrender Platz. Wir versuchen die sehr verschiedenartigen Programmen unter gewisse Fächer zu bringen.

In das Fach der *Pädagogik* gehört Nr. 1. *de eo quod leve est in laude praeceptoris.* Das Haschen nach dem Beyfall der Menge, nach eitler Schriftsteller-Ehre, die Eitelkeit eine recht grosse Schule um sich versammelt zu sehen, das Streben nach dem Beyfall der Jugend durch Bequemung zu ihren Neigungen und Sitten und durch Auskramung übel angebrachter Gelehrsamkeit, sind die Fehler, welche hier gerügt werden. Nr. 4. *Dicendo homines apti fiunt ad dicendum, agendo ad agendum*, nach *Facciolati's* Ausspruch. Das Programm wurde in Helsingör bey Einführung öffentlicher Redeactus auf der Schule geschrieben; es beweist den Nutzen der Beredsamkeit für unsre Tage, und zeigt wie sehr diese durch fleissige Uebungen in Reden und durch die damit verbundne Action gebildet werde. Nr. 16. *De vi seculi in constituenda re scholastica.* Gute Bemerkungen über den Einfluss des Zeitgeistes auf das Erziehungswesen, das mit der Cultur gleichen Schritt hält, erläutert durch einzelne Epochen in der Pädagogik.

Dem Gebiet der *Philologie* gehören mehrere Aufsätze an. Nr. 2. *Ingenium et ars Cyropaediae.* Der Vf. verbreitet sich über die Kunst der Composition und die einzelnen Schönheiten dieses idealischen Gemäldes, wofür auch er es mit Plato und Cicero hält. Hieran schliesst sich Nr. 14. *de Cyro Xenophonteo, effigie perfectissimi imperantis.* Nr. 5. *Super Homeri Il. η*, 215. 216. Als Ajax auf die Troër losging, Τρῶας δὲ τρόμος αἰνὸς ὑπήλυθε γυῖα ἕκαστον, Ἕκτορι τ' αὐτῷ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πᾶτασσεν. Es soll eine Spitzfindigkeit von Plutarch und Clarke seyn, dass Homer hier einen verschiednen Grad der Furcht bey den Troërn und beym Hector habe ausdrücken wollen. Gegen Clarks Vorwurf wird Cicero vertheidigt, der den Hector *tolo pectore trementem* aus dieser Homerischen Stelle erwähnt, wiewohl der Vf. selbst bekennen muss, dass Cicero den Homer aus dem Gedächtniss anführe und seinen Sinn nur ungefähr ausdrücke. Nr. 6. *Supplementum ad clavem latinitatis Ernestii Ciceronianam.* Diese Beyträge werden der Aufmerksamkeit der Herren *Schütz* und *Beck* nicht entgehen, welche *Lexica* der Ciceronischen Sprache angekündigt haben. Nr. 7. *Fabula Phaedri* I, 5. *comparata cum duabus Graecis similis argumenti.* Vergleichungen einzelner Fabeln des

Phae-

Phaeder mit den ähnlichen griechiſchen, wie ſie von *Leſſing*, *Huſchke*, *Jacobs* u. a. m. angeſtellt worden, ſind ein herrlicher Wetzſtein des Scharfſinns, und wir billigen aus eigner Erfahrung des Vfs. Benehmen, der ſeinen Schülern Aufgaben der Art vorlegte und hier an einem Beyſpiele zeigt, wie eine ſolche Vergleichung fruchtbar gemacht werden könne. Nr. 8. *De conſtructione latinae linguae ad rationes philoſophicas examinanda.* Es wird an einer Periode im *Cic. ad div.* 1, 10. gezeigt, daſs man vorzüglich auf die natürliche oder pſychologiſche Folge und Verbindung der Glieder eines Satzes zu ſehen habe. Nr. 9. *De augenda vernacula ex antiquioribus linguae noſtrae ſcriptoribus.* Der Vf. führt darüber Beſchwerde, daſs die Dänen angefangen hätten, zu Bereicherung ihrer Sprache aus Deutſchland zu holen, was ſie zum Theil daheim in der Sprache des gemeinen Volks und der Provinzen und in den älteren Nationalſchriftſtellern würden gefunden haben. Nr. 15. *De philoſophiae cum eloquentia conjunctione.* Eine kurze Ueberſicht der rhetoriſchen und philoſophiſchen Schulen der Alten, welche theils beide Wiſſenſchaften mit einander vereinigten, theils trennten. Nr. 19. *Conſtantia Ciceronis in judiciis de hominibus rebusque defenditur.* Neben einigen guten Bemerkungen über Cicero's politiſchen Charakter ſucht der Vf. aus den Briefen, den philoſophiſchen Werken und den Reden zu zeigen, daſs er wirklich ein feſtes, ſichres Urtheil über Menſchen und Dinge gehabt, aber freylich aus Urſachen ſeine wahre Ueberzeugung nicht immer an den Tag gegeben habe. Nr. 21. *de doctrina utili et inutili.* Einige Bemerkungen über die Erhebung der Philoſophie über alle andren Wiſſenſchaften bey den griechiſchen und römiſchen Weltweiſen. Nr. 23. *De poëtica facultate M. Tullii Ciceronis.* Was auch der Vf. für Cicero's dichteriſches Talent ſagen mag, die Verfertigung von ein paar *hiſtoriſchen* Gedichten, wovon ihm der Stoff gegeben war, macht, wenn er dieſen auch auszuſchmücken verſtand, doch den Dichter noch nicht aus. Nr. 24. *Exempla quaedam ſuperſtitioſorum rituum; plebeculae noſtrae cum romana communium.* Es werden verſchiedne Arten von Zauber und die Mittel dagegen aufgezählt. Unter die Mittel, den Nachtheil übermäſsigen Lobes und Glücks abzuwenden und die Nemeſis zu verſöhnen, rechnet der Vf. auch die ungebundnen Scherze der Sklaven gegen ihre Herren an den Saturnalien, die Spottlieder der Soldaten auf die triumphirenden Feldherrn, den Carnifex auf dem Triumphwagen u. ſ. f.

In die Theologie ſchlägt Ein Aufſatz Nr. 2. ein: *De perfecto Theologo.* Es wird das Ideal eines gelehrten Theologen entworfen und auf die Erklärung der heiligen Schriften zurückgeführt. Vortreffliche Rathſchläge zur Bildung junger Theologen.

Die übrigen Abhandlungen können wir füglich unter die Fächer der Geſchichte, Menſchenkunde und Literatur bringen, Nr. 10. *De eloquentia Martini Lutheri, tanquam magno reformationis inſtrumento.* Ein intereſſanter Beytrag zu Luthers literariſchem Leben, worin erſtlich von ſeiner Beredſamkeit aus ihren Wirkungen geſprochen, ſeine Naturanlage und Bildung als der Beredſamkeit günſtig geſchildert, und die Art ſeiner Beredſamkeit, die doch mehr Sache der Natur und des Herzens als Studium war, näher charakteriſirt wird. Nr. 17. *De Enthuſiasmo, ingenioſis quibusque ſcriptoribus communi.* Nur wenige Bemerkungen. Nr. 18. *De rege populari.* Friedrich der Groſse wird als Muſter eines die Rechte des Menſchen und Volkes ehrenden Königs aufgeſtellt, und einiges über die Vorzüge der Monarchien vor den Freyſtaaten, nach Anleitung der alten Geſchichte, vorausgeſchickt. Nr. 22. *De caritate patriae.* Die groſse Anhänglichkeit der Alten an ihr Vaterland wird dem vorgeblichen Cosmopolitism unſrer Tage entgegengeſetzt. Die übrigen Numern dieſer Sammlung beſtehen in akademiſchen Denkſchriften und Reden auf berühmte Dänen Nr. 11. 12. 13. 20. 25. 26., nämlich auf den Biſchof Lud. Harboe, auf den Grafen Otto Thott, auf P. Kof. Ancher und Heinr. v. Stampe.

Fürth, in Comm. b. Korn: *Handlungs- und Gewerbs-Adreſs-Handbuch von Schwaben*, oder Verzeichniſs der Fabrikanten aller Art, Kaufleute, Apotheker, Canditoren, u. ſ. w. nebſt den merkwürdigſten topographiſch-ſtatiſtiſchen Nachrichten und einer Landkarte von Schwaben. 1805. 220 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. hatte ſchon im J. 1796. ein Handlungs-Adreſsbuch von Wirtemberg herausgegeben. Bey der neuen Auflage ſollte es ſich aber zu einem Handlungs- und Gewerbs-Adreſsbuch von ganz Schwaben ausdehnen. Es ſollten darin alle Städte und bedeutende Oerter Schwabens in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt, und die Volkszahl derſelben, nebſt den vorzüglichſten Nahrungszweigen der Einwohner, und die bedeutendſten Merkwürdigkeiten, dann die Namen der Fabrikanten aller Art, Kaufleute, Apotheker, Canditoren (Zuckerbäcker), nebſt den Waaren, die ſie verfertigen oder führen, und der Art ihres Handels angegeben werden. Dieſes Verſprechen hat der Vf. wenigſtens in Beziehung auf Wirtemberg ſo ziemlich erfüllt. Die ſtatiſtiſchen Nachrichten, die er bey jedem Orte der Liſte der Fabrikanten und Handelsleute vorangehen läſst, hat er gröſstentheils aus den *Röderſchen* Schriften entlehnt. Die Volkszahl der wirtembergiſchen Orte lieferte ihm das privilegirte Adreſsbuch dieſes Landes. An Spuren der Flüchtigkeit fehlt es freylich nicht, wohin wir z. B. rechnen, daſs der Stadt Reutlingen, deren Bevölkerung 7500 Seelen beträgt, nur 1900 Einwohner, und dagegen dem Marktflecken St. Georgen, der von 888 Menſchen bewohnt wird, 3924 Einwohner gegeben ſind; daſs bey den Orten Bönnigheim, Möckmühl, Plochingen, Nagold, Weilheim und Steinheim das Land, zu dem ſie gehören, nicht bemerkt iſt, vermuthlich weil die Artikel aus einer Topographie Wirtembergs ausgeſchrieben ſind. Wir würden es dem Vf. weniger zum Vorwurf machen, daſs er ſo

viele

viele minder bedeutende wirtembergiſche Städtchen, Marktflecken und Dörfer, wo Krämer und ſogenannte Chalanden ſind, z. B. Löwenſtein, Ruderſperg, Möſsingen, Walddorf, Schwenningen u. ſ. w. weggelaſſen hat, wenn er nicht andere, eben ſo unbedeutende und zum Theil weit unbedeutendere, wie Strümpfelbach, Eltingen, Kuſterdingen, Guttach u. ſ. w. angeführt hätte. Wenn er aber auch jener wirtembergiſchen Orte, und dann ſo vieler Städtchen und Marktflecken anderer Gebiete, z. B. Wieſenſteig, Oetingen, Kinzingen, Haigerloch, Munderkingen, Waldſee, Schelklingen, Schemberg, und vieler andern, beſonders fürſtenbergiſchen Orte nicht gedenken wollte: ſo hätte er doch in keinem Falle die ehemaligen Reichsſtädte, Offenburg, Pfullendorf, Wangen, und dann Gernsbach, im Badiſchen, ſchon wegen ſeines Vitriolwerks und ſeines bedeutenden Holzhandels, Wolfach, im fürſtenbergiſchen, wegen eines ähnlichen Handels, den das Schifferthum daſelbſt für Holland nach Straſsburg führt, Hauſen, im Hechingiſchen, wegen ſeines anſehnlichen Handels mit Enzianwurzeln und manche andere, durch dieſen oder jenen Induſtriezweig ſich auszeichnende, Orte mit Stillſchweigen übergehen ſollen. Auch der Marktflecken Sunthofen hätte Erwähnung verdient, weil von da nach Spanien und Portugal, und über Bozen und Venedig nach der Levante ſtarker Leinwandhandel getrieben wird, zu dem über 500 Weberſtühle in der Gegend den Stoff liefern. Der Kurbadenſchen Reſidenzſtadt Carlsruhe giebt der Vf. nach dem Lexicon für Schwaben 7—8000 Einwohner. Sie hatte aber ſchon 1801. 8721 Bewohner. Bey Sindelfingen ſollte des Torfſtichs daſelbſt Erwähnung geſchehen. Bey Stuttgart iſt die ſeit einiger Zeit errichtete Hofbank vergeſſen, die beträchtliche Geſchäfte macht. Neuenburg hat eine Senſen- und Sichelfabrik. Zu Gmünd wird auch mit hölzernen Tabaksköpfen und hölzernen und hörnernen Tabacksröhren, die man in den benachbarten Rechbergiſchen und andern Dörfern verfertigt, ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Bey Freyburg iſt bemerkt, daſs ein groſser Theil der bürgerlichen Einwohner ſich vom Granaten- und Kryſtallſchleifen *nähre* — würde richtiger heiſsen: ſich ehmals *genährt habe*.

WIEN u. BAADEN, b. Geiſtinger: *Naturſchönheiten und Kunſtanlagen der Stadt Baaden, in Oeſterreich, und ihrer Umgebungen.* Ohne Jahrzahl. (1803.) 83 S. Quer 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Die wegen ihrer Geſundquellen berühmte, von Wien nur vier Meilen entfernte, Stadt Baaden mit ihren ſchönen Umgebungen, verdiente allerdings durch eine lebendige Beſchreibung ihrer Annehmlichkeiten und durch den Grabſtichel geſchickter Künſtler noch mehr bekannt gemacht zu werden. Dieſs geſchieht in dieſem Werkchen auf eine befriedigende Weiſe. Alles hat ſich in demſelben vereinigt, daſſelbe nett und ſauber auszuſtatten. Der Vf. des Textes, Hr. Hofmedicus *Hofer*, bereits vortheilhaft bekannt durch ſeine „*ſtatiſtiſche Ueberſicht des Rieſengebirges*," der Zeichner *Maillard*, der Kupferſtecher, Hr. *Holdenwang*, in Deſſau, ſo wie der Verleger und Buchdrucker haben alles geleiſtet, was in ihren Kräften ſtand, um den Natur- und Kunſtfreunden ein anziehendes, geſchmackvolles Werk zu liefern. Hn. *Hofers* Beſchreibung iſt anziehend und gröſstentheils wahrhaft pittoresk, die ſechs geätzten Blätter, Darſtellungen einiger nahen Umgebungen Baadens, mit ungemeinem Fleiſse und ſichtbarer Liebe gearbeitet und voll Lieblichkeit und Anmuth, das ganze Aeuſsere geſchmackvoll. Freunden ſchöner Natur-Darſtellungen kann dieſe Schrift in jeder Hinſicht empfohlen werden. Rec. ſieht der Fortſetzung derſelben begierig entgegen, und würde ſich wundern, wenn ſie, des etwa geringen Abſatzes wegen, unterbleiben ſollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Wien*, b. Geiſtinger: *Beſchreibung eines mit einem neunjährigen Knaben angeſtellten gelungenen Verſuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden.* Von *Johann Wilhelm Klein*, Armen-Bezirks-Director. 1806. 26 S. 8. — Man kann es nicht ohne Vergnügen bemerken, daſs der Eifer, Unglücklichen aller Art ihr Loos zu erleichtern, und ſie für die menſchliche Geſellſchaft ſo brauchbar als möglich zu machen, beſonders in unſerm Zeitalter ſehr rege geworden iſt. Man fängt endlich auch an, auf *Blinde* ſein Augenmerk zu richten, nachdem man an verſchiedenen Orten ſich der Ausbildung taubſtummer Perſonen mit vieler Menſchenfreundlichkeit angenommen hat. Den Unglücklichen, die durch den Verluſt des Augenlichtes ihrer ſchönſten Lebensfreuden beraubt wurden, hat man bis jetzt noch nicht ſo viele Sorgfalt geſchenkt, als ſie, in Hinſicht auf die Gröſse ihres Uebels und ihre Bildungsfähigkeit verdienen. Selbſt in den gröſsten Staaten fehlt es noch an Bildungsanſtalten für Blinde. Um ſo mehr Dank gebührt Hn. *K.*, dem Vf. dieſer kleinen leſenswerthen Schrift, daſs er ſich, in einer Hauptſtadt, in der ſo viel für Taubſtumme geſchieht, dem Geſchäfte unterzog, zur Erleichterung jener Unglücklichen etwas beyzutragen, und durch einen mühſamen Verſuch, einen blinden Knaben zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden, es vielleicht dahin zu bringen, daſs durch eine öffentliche Anſtalt für Blinde das Loos derſelben erleichtert und der Werth ihres Lebens erhöht werde. Der Verſuch iſt Hn. *K.*, trotz den Schwierigkeiten, die er dabey zu beſiegen hatte, gelungen. Er hat ſeinen neunjährigen, ſchon in ſeinem dritten Jahre erblindeten Zögling in weniger als zwey Jahren ohne Mithülfe anderer, ohne fremde Anweiſung in Rückſicht der Methode, und ohne im erſten Jahre ihm viel Zeit zu widmen, ſo weit gebracht, daſs derſelbe ausgeſchnittene und in Wachs vertiefte Schrift lieſt, rechnet, ſchreibt, ſich auf den eigens für ihn verfertigten Landcharten gut zu orientiren verſteht, mancherley wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzt, die Harfe ſpielt, in Pappe arbeitet und ſich auch in moraliſcher Hinſicht ſehr veredelt hat. Hr. *K.* beſchreibt in dieſem Berichte, den er über den Fortgang ſeiner Bemühungen dem Publikum abſtattet, die Mittel, die er bey der Bildung ſeines Zöglings erfunden und angewendet habe. Sie ſind einfach und natürlich. Man wird ſeine kleine Schrift nicht ohne frohe Theilnahme, und gewiſs mit dem Wunſche leſen, daſs ſein gelungener Verſuch, beſonders an ſeinem Aufenthaltsorte, in Wien, beherzigt und die Veranlaſſung zu ähnlichen, vom Staate unterſtützten, Verſuchen im Groſsen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. May 1806.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: HECTOPb *Russische Annalen, in ihrer Slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt von A. L. v. Schlözer. Erster* Theil. 1802. XXIV u. 120 S. *Zweyter* Th. XXXIV u. 340 S. *Dritter* Th. 1805. XII u. 364 S. *Vierter* Th. XXXVIII u. 144 S. gr. 8. (Alle *vier* Theile 3 Rthlr. 18 gr.)

Den wenigsten Gelehrten ist es vergönnt, eine Reihe wichtiger, zum Theil Epoche machender, Arbeiten mit einem so vortrefflichen Werke zu bekrönen, wie der Urheber des vorliegenden. Die Deutsche Literatur hat Recht, auf *Schlözers Nestor* stolz zu seyn; vierzig Jahre ward — wenn auch nicht absichtlich — an den Materialien dazu gesammelt, und auf jeder Seite entdeckt man Spuren eines tiefen, lange fortgesetzten Studiums, das den gereiften Geschichtforscher verräth. Die historische Kritik gehört nicht zu den Wissenschaften, die unser Zeitalter liebt, oder die allgemeine Stimme begünstigt; doppelt erfreulich muss es daher allen Freunden eines gründlichen Wissens seyn, dass Russlands erhabener Gebieter und die würdigsten Grossen seines Reichs den unermüdlichen Fleiss des Vfs., seinen noch im Alter gleichsam neu erwachten Eifer mit Theilnahme bemerkt, und ihm durch ihre Ermunterungen Muth zum beharrlichen Fortarbeiten gegeben haben. Es ist vielleicht nie ein so eindringlicher, so überzeugender Beweis von dem hohen Werthe der echten Kritik geführt worden, als durch diese Ausgabe einer alten Chronik, die in ihrer bisherigen Gestalt kaum brauchbar und Quelle unzähliger Irrthümer war, unter *Schlözers* Händen aber zu einer unschätzbaren Urkunde, nicht bloss für die russische Geschichte, sondern selbst für den gesammten Norden geworden ist. Nicht gestehn zu wollen, dass es nach dieser Vorarbeit leicht seyn muss, auch den übrigen Theil der russischen Annalen (oder, wenn man lieber will, Chroniken) brauchbar herauszugeben, würde Undankbarkeit seyn; allen, die sich diesem Geschäft unterziehen werden, ist nicht nur ein Muster aufgestellt, sondern sie finden überall Verhaltungsregeln, wenigstens Winke, die die Arbeit ausserordentlich erleichtern, und sie in den Stand setzen werden, sie zweckmäsig einzurichten. Wie angenehm muss es jetzt nicht seyn, Handschriften zu conferiren, da man einen gedruckten, mit so vielen kritischen Fingerzeigen versehenen, Text vor sich hat!

Der *erste* Theil liefert eine Einleitung in die alte russische Geschichte und in die nordische Gesch. überhaupt. Im *ersten* Abschn. findet man *Nestors* Leben und eine Nachricht von seinen Fortsetzern. Was der Vf. vor 34 Jahren in seiner Probe russ. Annalen darüber sagte, erscheint hier vollständiger, hin und wieder berichtigt, und in einem bessern Zusammenhange. *Nestor* war ein Mönch im Höhlenkloster (*pecszerskoy monastyr*) zu Kiew (die frühere Geschichte dieser Stadt dient diesem Abschnitt zur Einleitung); weder den Ort noch das Jahr seiner Geburt kann man bestimmt angeben, und nur durch Schlüsse läst sich das letztere — 1056 — ausmitteln. Von seinen übrigen Lebensumständen wissen wir nichts, nicht einmal, wann er starb; nur so viel ist erwiesen, dass er ein ziemlich hohes Alter erreichte. Er hat zwey Bücher hinterlassen: *Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtiger Männer seines Klosters*, das nur noch in Excerpten vorhanden ist, und die *Chronik*. Die ununterbrochene Verbindung, die seit 988. zwischen Kiew und Constantinopel Statt fand, verbreitete griechisch-christliche Cultur nach Russland. Nestor ward dadurch mit den byzantinischen Geschichtschreibern bekannt, und ihr Beyspiel erweckte in ihm den glücklichen Gedanken, nach ihrem Vorbild die Geschichte seines Volks in seiner Muttersprache (der altslavonischen) zu beschreiben. In der Art der Darstellung weicht er aber von seinen Vorgängern ab; sie ist biblisch, vermuthlich, weil er durch seine Arbeit zugleich als Moralist nützen wollte. — Wie weit *N.* geschrieben hat, ist ungewiss: denn seine Chronik läuft mit den Fortsetzungen Anderer unabgetheilt in Einem fort. Sein erster Continuator ist der Abt *Silvester*; dann führen zwey andere Vff., deren Namen unbekannt sind, einer nach dem andern, das Work bis 1203. fort. Dies ist der Zeitpunkt, wo die erste Klasse der russ. Annalisten aufhört; bis dahin hat jede Epoche nur *Einen* Chronikenschreiber, der den Faden da aufnimmt, wo ihn der Vorgänger hat fallen lassen; die Handschriften stimmen daher auch im Ganzen mit einander überein. Aber in der Folge standen mehrere Annalisten auf, die besonders die Begebenheiten der einzelnen Provinzen, worin sie lebten, beschrieben; auch ihre Namen sind meistens vergessen, nur so viel weiss man, dass sie fast Alle Mönche waren. Diese Specialchroniken laufen ununterbrochen in grosser Menge vom 13. Jahrh. an durch die folgenden Zeiten fort; sie heissen häufig *Nestor's Chronik*, weil die obigen vier Jahrbücher oft voranstehn. Um das 16te Jahrh. erhalten sie aber eine neue Gestalt; die historischen Fabeln der benachbarten Völker wurden, man

weifs nicht wie, in Moskau bekannt, und man fing an, die vaterländifche Gefchichte mit denfelben auszufchmücken. Das Ende der ruff. Chronikenfchreiberey fällt erft ins J. 1630. (dafs nicht Zar *Alexej* durch feine geheime Kanzley daran Schuld war, hat Hr. *v. Karamfin* bewiefen, und Hr. *v. Schlözer* felbft Thl. IV., 4. berichtigt; jene politifche Inquifition entftand erft unter Peter d. Gr.). Im *zweyten* Abfchn. ift eine allgemeine Ueberficht der hiftor. Literatur des hohen Nordens (im Gegenfatz gegen den Mittelnorden) enthalten, worin *Neftors* grofse Wichtigkeit für die frühere Kenntnifs diefer Gegenden und fein Vorzug vor allen übrigen ältern Schriftftellern, bis auf Heinrich den Letten, erwiefen wird; nur in einer Behauptung, der Herabfetzung *Snorre's*, der, mit *N.* verglichen, nur halb leidlich genannt wird, kann Rec. dem Vf. nicht beyftimmen. Wie würde der Isländer ausfehn, wenn er fich eines folchen Commentators erfreuen könnte, wie der Kiewfche Klofterbruder! Der *dritte* Abfchn. macht uns näher mit den ruff. Chroniken (*Lietopis*, *Lietopifetz*) bekannt; fie werden mit forgfältiger Genauigkeit kunftgerecht und nach allen Rückfichten der Diplomatik befchrieben. Ein anfchauliches Beyfpiel von der Befchaffenheit der Abfchriften, die noch von ihnen vorhanden find, findet fich Th. III. S. 45 f., wo ihre Eigenheiten befonders aufgezählt und durch Exempel erläutert werden. Der *vierte* Abfchn. handelt von den andern inländifchen Quellen der alten ruff. Gefchichte. Zuerft werden folgende 10 Nebenquellen aufgeführt: 1) die *Stufenbücher* (*Stepennije knigi*), weil fie nach den Stufen der Reichsfolge und den Verwandfchaftsgraden der ehemaligen ruff. Fürften in abfteigender Linie verfafst find. Diefe Stufenrechnung fängt von Vladimir dem Grofsen an; von ihm bis zum Zar *Iwan Waßiljewitfch* II. werden 17 Stufen gezählt. Den Grund zu diefen Büchern foll der Metropolit von Moskwa, *Kiprian*, gelegt haben, der unter Zar *Dimitri Ivanowitfch Donskoj* im 14. Jahrh. lebte. Ein anderer Metropolit *Makarij* († 1564.) erweiterte fie durch allerley Einfchiebfel, und vermehrte fie mit der Gefchichte feines Zeitgenoffen, *Iwan Waßiljewitfch*. Ihr Werth ift nur unbedeutend, und gerade die Stufenbücher haben die ganze ältere ruff. Gefchichte dem auswärtigen Publicum verächtlich gemacht. 2) *Chronographen* (*Chronography*) die allgemeine Weltgefchichte aus byzantinifchen Quellen abhandeln; aber auch auf die Begebenheiten Rufslands Rückficht nehmen, und bisweilen wichtige Beyträge zur Berichtigung der Chroniken liefern. 3) Die *Gefchlechtsregifter* (*Rodoslovnyje knigi*), in denen die Gefchichte der vornehmen Familien enthalten ift. Sie find aus den Nachrichten zufammengefetzt, die die Gefchlechter felbft, bis zum J. 1682., auf Befehl der Zaren einreichen mufsten. 4) Die *Dienftregifter* (*Rozriadnyje knigi*). Vor der Errichtung des dirigirenden Senats gab es ein Obergericht in Rufsland, *Rozriad* genannt, von dem der gefammte Adel und alle Kronbediente abhängig waren. Die Akten und Bücher deffelben mufsten in den unaufhörlichen Rangftreitigkeiten der Ruffen den Ausfchlag geben, gaben aber zugleich denfelben fortdauernd Nahrung. Um ihnen ein Ende zu machen, hob Zar Fedor 1682. alle Familienvorrechte auf, und liefs alle Documente und Papiere des Rozriads, bis auf die einzelnen Abfchriften in Privathänden, welche abgeliefert werden mufsten, verbrennen. Einige derfelben find jedoch der Zerftörung entgangen. 5) *Kirchenbücher* (*Tzerkownyje knigi*) d. h. Liturgieen, Leben der Heiligen, und ähnliche geiftliche Schriften. 6) *Münzen*. 7) *Alterthümer*, die man hin und wieder, doch nur in Südrufsland, aus der Erde gegraben hat. 8) *Aufichriften*. 9) *Gemälde in den Kirchen* u. dgl. 10) *Volkslieder* (ob fie entfchieden alt und hiftorifch brauchbar find, ift aber noch zweifelhaft). — Ruffifche *Urkunden* (*Gramoty*), deren Alter dem der Chroniken gleich käme, giebt es nicht mehr; das älteftе bekannte Diplom auf Pergament foll vom J. 1262. feyn: allein in den fpätern Zeiten findet man fie in aufserordentlicher Menge, und es ift auch ein Anfang zu ihrer Herausgabe gemacht; doch bleibt ein würdig ausgeführter *Codex diplomaticus Ruffiae* noch immer ein Hauptbedürfnifs für die ruff. Gefchichte. Endlich folgt im *fünften* Abfchn. eine aphoriftifche aber gediegene *Gefchichte der ruff. Gefchichte* von 1100. bis 1800., die zugleich das Problem auflöft, warum die trefflichen hiftorifchen Materialien, woran die Nation fo reich ift, noch immer nicht gehörig verarbeitet, und gleichfam ein verborgener Schatz find. Man findet eine Aufzählung aller ausländifchen Schriftfteller, die der ruff. Annalen Erwähnung thun, oder mehr oder wenigen die Gefchichte diefes Reiches berühren. Manches, was in diefer lehrreichen Darftellung nur angedeutet ift, empfängt aus dem Leben des Vfs. Fragm. I. ein helleres Licht, und in der Fortfetzung diefer unvergleichlichen Biographie werden noch mehrere hieher gehörige Erläuterungen zu erwarten feyn. — Mit den in der Einleitung behandelten Gegenftänden ftehn einige andere Theile des Werks in genauer Verbindung; es fcheint uns daher am zweckmäfsigften, die Anzeige derfelben hier anzuknüpfen. Anhang 1. zum *zweyten* Thle enthält Belege zum fünften Abfchn. der Einl., oder *Proben, wie die älteftе ruffifche Gefchichte bisher von In- und Ausländern behandelt worden ift*. Im zweyten Anh. finden fich: *Refultate, die Behandlung Neftors insbefondere betreffend*. Bey einer kritifchen Ausgabe des alten Schriftftellers mufs man vorzüglich darauf Rückficht nehmen, was er wirklich fchrieb, was er dabey dachte, und endlich, ob er richtig dachte? Um diefs aber auszumitteln, mufs man vor allen Dingen einen reinen Text des Annaliften zu fchaffen fuchen, der allein aus der forgfältigen Vergleichung vieler Mfpte, die unter öffentlicher Autorität zufammengebracht werden müffen, entftehn kann. Ueber die Art, wie eine folche Collation anzuftellen ift, kommen treffliche Winke vor, die aber in der Vorr. zum *vierten* Thle weitläuftiger ausgeführt werden. Der Vf. holt zuerft noch einige Bemerkungen über die neuere und neueftе Gefch. Rufslands nach. Darauf befchäftigt er fich mit der Aufgabe, *den verlornen Neftor wiederzufinden*, d. h., feine Chronik aus den fchlechten und in-

ter-

rpolirten spätern Abschriften, so viel als möglich wie-
r in die Gestalt zu bringen, in der sie aus seinen Hän-
n gekommen ist. Das Mechanische der anzustellenden
ergleichungen wird zu diesem Ende genau beschrie-
n, und der Werth einer solchen — vielleicht von Man-
en mit vornehmer Geringschätzung behandelten —
orarbeit dargethan. Den Schluss dieser eben so zweck-
äfsigen als gründlichen Vorschläge macht eine Be-
achtung der Aeüfserungen über die Behandlung der
ern russ. Gesch., die Hr. *Richter* in seinen russ. Mis-
llen St. VII. S. 151. eingerückt hat. Hr. *v. Schl.* zeigt
e Widersprüche in denselben, und entkräftet beson-
rs die lächerliche Behauptung (wie traurig, dafs sie
ch immer widerlegt werden mufs!), als wenn nur
n einem Inländer bedeutende Arbeiten in der vater-
ndischen Geschichte zu erwarten seyen. — Im dritten
nhang zum *zweyten* Thle folgen: *Resultate aus allem
sherigen, die Behandlung der ältesten russ. Gesch. über-
upt betreffend.* Die älteste russ. Gesch. rechnet der Vf.
s auf das J. 1054. Ihr Anfang ist die Mitte des neunten
hrh. Vor dieser Zeit ist in Rufsland und überhaupt im
orden alles ganz finster. — In einem Anh. zum *vierten*
hl. (S. 120.) werden als wesentliche Supplemente zur
ss. Gesch. gedrängte Specialhistorieen von folgenden
ölkern gefordert: Finnen, Slaven, Letten, Normän-
rn (als den Elementen, woraus der russ. Staat zusam-
engesetzt ist), den Alt- und Neu-Bulgaren, den Cha-
ren, den Petschenegern, den Polovzern oder Koma-
rn und den Mongolen. Zum Schlufs ist eine kritische
achricht vom *Pseudo-Joakim* angehängt. *Tatischew* er-
elt nämlich das Fragment einer Chronik, die vorgeb-
h 100 Jahr älter, als die Nestorsche, und von dem er-
n Bischof von Nowgorod, dem Griechen *Joakim*,
rrühren sollte. Hr. *v. Schl.* hat das ganze histor. Un-
heuer in einer getreuen Uebersetzung mitgetheilt, und
bedarf in der That weder eines grofsen Scharfsinns,
och eines sehr feinen kritischen Gefühls, um die Un-
chtheit einzusehn.

Im *zweyten* Theil fängt die Chronik selbst an. In
r Vorrede giebt der Vf. von 21, theils gedruckten,
eils ungedruckten, Exemplaren Nestors, die bey sei-
r Ausgabe von ihm benutzt sind, und der Art, wie
es gethan hat, Rechenschaft. Die Chronik selbst
in gröfsere und kleinere Abschnitte (Kapitel) ab-
theilt; die letztern zerfallen wieder in Segmente.
er slavonische Urtext steht möglichst berichtigt, und
it Angabe und Beurtheilung bedeutender Varianten,
ran. Er ist mit lateinischen Lettern abgedruckt,
nd zur Rechtfertigung dieses Verfahrens hat Hr. *v. S.*
em *ersten* Theil einen Vorschlag, *das Russische voll-
mmen richtig und genau mit lateinischer Schrift aus-
drucken*, beygefügt. (Manches hat er den Polen
geborgt, doch das Meiste gehört ihm eigenthüm-
ch. Zwanzig Buchstaben des neu-rüssischen Alpha-
ets, das gegen das Ende des 17ten Jahrh. zum Druck
ngewandt ward, können mit ganz entsprechenden
teinischen Zeichen ausgedruckt werden. Das Б, das
ekanntlich eine doppelte Aussprache hat, durch *V*;
überall durch *g*; з durch ein *Z*, das die Lateiner
elind, und nicht, nach unsrer Art, wie *Tz* ausspra-
chen; и und і beide durch *J*; Ф und ⊙ durch *F*.
Für folgende Buchstaben schlägt der Vf. willkürliche
Bezeichnungen vor; für ш *sh*, ы *y*, щ *sz*, х *ch*,
ч (*tsch*) *tz*, ц *cz*, щ (*schtsch*) *scz*. — Das ь drückt
er durch ', я am Anfang der Sylbe durch *ja*, und
nach einem Consonanten durch *ia* aus, Е durch *je*
und *ie*, ю durch *ju* und *iu*, Е durch *je* und *e*, э durch
e, й durch *i*. Das *Grofs-Jer* nennt er einen Unbuch-
staben, den er aus wichtigen Gründen gänzlich aus-
schliefst. Zum Schlusse liefert er noch eine Vergleichung seiner Art, Russisch mit lateinischen Lettern zu schreiben, mit der, die der Staatsr. *Bacmeister* erfunden hat. Die ganze Abhandlung ist mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit, mit so tiefer Sprachphilosophie geschrieben, und die Gründe sind so einleuchtend, dafs selbst die eifrigsten Verfechter der alten Weise für *Schlözers* empfehlenswürdige Neuerung gewonnen werden müssen. Auch Leser, die, ohne Russisch zu verstehen, den Commentar und die Uebersetzung studiren wollen, werden wohlthun, sich damit bekannt zu machen, um die rechte Aussprache der slavonischen Wörter zu lernen.) Dann folgt eine deutsche Uebers. nach den einzelnen Segmenten, und endlich eine ausführliche Erläuterung, die oft weitläuftige Excurse über die wichtigsten Gegenstände der nordischen und russischen Geschichte enthält. Theil II — IV. zerfallen in vier grofse Hauptabschnitte: I. *Vorgeschichte von Rufsland*, in 22 Kapiteln. *Nestor* hebt mit einer abenteuerlichen Kosmologie, der das bekannte Mährchen von der Theilung der Welt unter Noah's Söhne zum Grunde liegt, an: sie ist aus einem Byzantiner (wahrscheinlich dem *Kedren*) entlehnt: und zur Erläuterung sind einige Gegenstücke aus andern Chronicanten ausgehoben. [Sollte unter Pelenien, wofür Hr. *v. S.* Pelasgia vorschlägt, nicht die Stadt Pellenia in Achaja (s. *Pausan.* L. VII. c. 26.) gemeynt seyn?] Die Erd- und Völkerbeschreibung des spätern Europa (im 2ten Kap.) ist erst durch die Reinigung und den Commentar des Vfs. brauchbar geworden. Es ist ihm gelungen, alle darin vorkommende Namen glücklich zu erklären, nur die *Korliazi* sind ihm bis jetzt durchaus unverständlich geblieben. — Von den Tschuden hat sich nicht blofs in dem russischen Namen des Peipussee, *Czudskoje ozere*, eine Spur erhalten, sondern es lebt noch gegenwärtig in Ingermanland ein Volk, das sich diesen Namen beylegt, und einen andern Dialect, auch andre Gebräuche, als seine benachbarten Geschlechtsverwandten, hat (s. *Tretfurt* in *Gadebusch* Versuchen in der livl. Geschichte, Bd. I. St. 5.). Die isländische Nachricht von dem Gott der Permier aus der Sturlaugs und Heraudsfaga ist allerdings albern: allein *Snorre*, der in K. Olof Haraldson's Saga, Kap. 143., einen norwegischen Zug nach Bjarmaland ausführlich beschreibt, weifs nichts von diesen Uebertreibungen; seine Nachrichten sind im Gegentheil einfach und höchst wahrscheinlich. Die Turci des Adams von Bremen können unmöglich, wie *Ihre* meynt, Finnen seyn: denn das finn. Wort *Turcu*, womit sie vorzugsweise *Åbo* belegen, ist ein Appellativum, bedeutet einen Marktplatz,

platz, und ist offenbar aus dem schwed. *Torg* corrumpirt. — Das vierte Kapitel handelt von der Einwanderung der Slaven von der Donau her in Böhmen, Mähren und Polen: daher ist der Commentar darüber *Origines Slavicae* überschrieben. Auch *Nestor* bestätigt, dass die weissen Chrowaten mit den Böhmen einerley sind. Hr. *v. Schl.* liest: *a druzii Czesti narekoszas a se tishe Slovene Chorvati bielii*, und übersetzt: andre wurden Tschechen genannt, diese Slaven sind die weissen Chrowaten. Unter den Wälschen (Volochen), deren Angriffe die Slaven zum Auswandern veranlassten, versteht Hr. *v. S.* hier die Longobarden; allein Th. III. S. 144. verbessert er diese Meinung, und hält *N's* Volochen für wirkliche Wlachen, Abkömmlinge des uralten Völkerstamms der Thraken, Daken und Geten, die noch Millionen stark in der Moldau, Walachey, in Ungarn und Siebenbürgen wohnen. Darauf beschreibt der Annalist die Ankunft des Volks in Russland. Rec. übergeht die Legenden vom heil. Andreas und der Erbauung der Stadt Kiew. Wichtiger sind die Nachrichten im 16ten Kapitel von den verschiedenen Völkern des alten Russlands, ihren Sitten und ihrer Lebensart. Bey dem Jahre 852. setzt der Chronicant eine Jahrzahl hinzu; doch sind die chronologischen Angaben noch keineswegs zu verbürgen: oft sind sie blos willkürlich oder nach falscher Deutung aus den Byzantinern entlehnt. Die wichtigsten Kapitel dieses Abschnittes sind jedoch Kap. 16—22., die von der Unterjochung der Slaven durch die Normänner und dem Anfang des russ. Staats handeln. Hr. *v. Schl.* hat in seinen Commentar sehr merkwürdige Untersuchungen über die Waräger (Normänner) verflochten, die alles, was sich darüber sagen lässt, erschöpfen. *Nestor* setzt den ersten Einfall dieser Korsaren ins Jahr 859. Da sie aber die Slaven und Finnen zu sehr unterdrückten, jagten diese sie aus dem Lande: allein der Mangel an Ordnung und die Furcht vor der Rache der Waräger mussten sie auf den Gedanken leiten, sich einen Anführer zu wählen, der die gesammte Kraft zweckmässig leiten konnte; sie machten es — wie es bereits 400 Jahre vorher die Britten gemacht hatten — und wählten aus der Nation ihrer Unterdrücker, den Russen-Warägern, drey Männer, denen sie nicht eine unbegränzte Herrschaft über sich, sondern die Vertheidigung ihres Landes auftrugen. Als Resultate werden folgende zwey Sätze aufgestellt: I. unter den Warägern — der allgemeine Name für sämmtliche germanische Anwohner der Ostsee — war eine Nation, Russen genannt, und II. diese Russen sind Schweden. Beweise dafür sind: 1) die Benennung *Ruotzi*, *Rodsi*, die Schweden noch gegenwärtig bey den Finnen hat; 2) eine Stelle in den *annalibus Bertinianis* ad a. 839., worin es heisst, dass Leute, die in Deutschland *Sveones* heissen, sich in Constantinopel *Rhos* nennen; 3) (Zus. S. 204.) die Aehnlichkeit der ältesten geschriebenen Gesetze in Russland mit den skandinavischen. Ein 4ter Grund wird erst in der Folge im *vierten* Theil urgirt, der skandische Klang, den die Namen der ersten bedeutenden Männer des russ. Staats haben. — Rec. muss gestehn, dass sich gegen diese Gründe immer noch Einwendungen machen lassen; aber dass es kein Volk giebt, auf das *N's* Erzählung sich so gut passt, als die Schweden. Die Russen waren vermuthlich ein besondrer Stamm, eben so verschieden wie die Gothländer, die aber allmälig sich mit ihren Nachbaren amalgamirten, da die Noth sie zwang, sich näher an einander zu schliessen. Dass die isländischen Schriftsteller darüber schweigen, darf uns übrigens nicht wundern: selbst von Norwegen sind ihre Erzählungen aus diesem Zeitraum noch sehr mangelhaft; wie lassen sich also von dem entlegnen schwed. Küstenlande Nachrichten bey ihnen erwarten? Dass Rurik Russlands Beherrscher wurde, war ohnehin nur das glückliche Schicksal eines Einzelnen, das durchaus kein grosses Nationalinteresse hatte. Zu der S. 195. gelieferten Literatur über die Waräger sind hinzuzusetzen: *A. Moller D. de Varegia* ward 1734. zu Wittenberg neu aufgelegt: sie steht auch in *J. C. Martini thes. disp.* Norimb. 1768. III. Pars II. S. 13—48. *E. J. Börner sched. de Varegis*, Holmiae 1743. 179 S. 4. (wieder abgedruckt in *Oelrichs Dan. et Suec. liter. opuscula*, Bremae 1776. B. II.). *Su. Bring de origine et nomine gentis Russ. Lond.* Goth. 1754. 20 S. 4. *J. Bilmark de Holmgardia.* Aboae 1750 — 59. P. I—IV. 4. — In einem Anhang erläutert Hr. *v. S.* noch eine fast gleichlautende irländische Geschichte, um den Zweifel zu heben, ob nicht die ganze Erzählung von der Ankunft der drey Warägischen Brüder ein irländisches Mährchen sey? — Im J. 864. schwang Rurik sich endlich, auf Veranlassung eines Aufstands der Slaven, zu ihrem Gebieter empor, und hier endigt der *erste* Abschnitt. — Der *zweyte* schildert die Regierung des ersten Grossfürsten Rurik, vom J. 865—879., in 6 Kapiteln. Die Nachricht von der Eroberung Kiews durch die unzufriednen Waräger Oskold und Dir wird im 2ten Kap. erläutert. Der Vf. stellt bey dieser Gelegenheit eine Vergleichung der Polnischen Annalen mit den Russischen an. Was *Dlugosch* von russischer Geschichte hat, ist dem *Nestor* abgeborgt. Die russ. Belagerung von Constantinopel im J. 866., die der alte Chronicant nach byzantinischen Quellen erzählt, und die Legende von der Bekehrung der Ros bald nach dieser Zeit, ist nach den letztern mit grosser Gelehrsamkeit berichtigt: von S. 247—262. führt Hr. *v. S.* ausführlich den Beweis, dass diese *Ros* nicht die heutigen eigentlichen Russen gewesen sind; vermuthlich waren sie ein Volk *sui generis*, eine unbekannte Barbarenhorde, wahrscheinlich ein Küstenvolk, das in seine Wüsten zurückgedrängt ward, und nachher nicht weiter in der Geschichte, wenigstens nicht unter dem Namen Rhos, vorkömmt. Uebrigens beschreiben sowohl die Byzantiner, als ihre russ. Epitomatoren, nur eine Expedition dieser Barbaren, und *Müllers* Irrthum, der sie zweymal erscheinen lässt, wird widerlegt. Rurik starb (nach dem *Nestor*) im J. 879., und hinterliess einen Sohn Igor, den er unter seines Verwandten Olegs Vormundschaft setzte.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. May 1806.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: HECTOPb *Russische Annalen — — von A. L. v. Schlözer* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 107. *abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Hauptabschnitt (Theil III.) handelt von den Begebenheiten des dritten Grossfürsten *Oleg* (Olof) vom J. 879 — 913. in 17 Kapiteln. Ehe Hr. *Schl.* zur Geschichte dieses Regenten, den er als einen grossen Mann, als den zweyten Schöpfer des russischen Reichs darstellt, übergeht, schickt er eine Einleitung voraus, theils um die wahren, im *ersten* Theil aufgefundnen, Hauptdata zu concentriren, theils in einiges, was dort nicht deutlich genug erörtert war, zu berichtigen und weiter zu entwickeln. I. Ausführlicher Beweis, dass die Zeitangaben in der frühern russ. Geschichte ungegründet sind, und dass der Anfang des russ. Staats nicht ins J. 862., sondern in die Mitte des 9ten Jahrh., kurz vor und nach dem J. 850., gesetzt werden muss. II. Nähere Darstellung der Völker, die den Grundstoff der russ. Nation ausmachten, der Tschuden, Slaven in Novogorod, Meren, Kriwitschen, Wessen und Waräger. Allgemeine Betrachtungen über die höchstauffallende Erscheinung, dass der slavische Stamm der bedeutendste ward, als die übrigen Völker sich in denselben gleichsam verlieren und selbst die herrschenden Waräger zu Slaven werden. III. Gröfse und Umfang des russ. Reichs bey seinem ersten Ursprung. Gegen die Träumereyen einiger einheimischen Schriftsteller von einem alten grossen nord-russischen Reich in Novogorod wird bewiesen, dass auch Russland nur von einem geringen Anfang zu seiner gegenwärtigen Höhe empor gewachsen sey. Welthistorische Ideen über die Ursachen und die Entwickelung der europäischen Cultur. IV. Einiges vorläufig von Oleg und Igor (Ifwar). Oleg war nicht blos des letztern Vormund, sondern wirklicher russ. Grossfürst. V. Uebersicht und Armuth der russ. Geschichte in ihrem ersten Säculum. — Von den beiden ersten Jahren nach Ruriks Tode schweigt die Chronik: im dritten Jahr seiner Regierung (882.) fing Oleg an, Eroberer zu werden; er nahm Smolensk, Ljubicz (am linken Ufer des Dnepr) und Kiew ein, und machte die Oberhäupter der letzten Stadt, Oskold und Dir, nieder. Diese Erzählung wird sehr sorgfältig, selbst topographisch genau, erläutert. Im 5ten und 6ten Kap. kommen eine Menge interessanter Nachrichten über die innere Einrichtung des jungen Staats vor. Kiew wird Hauptort. Von nun an wird der Name Russen auch für diese Slaven allgemein. Oleg setzte seine Eroberungen immer weiter fort. Hr. *v. S.* beschreibt die Völker, die er sich zinsbar machte, und stellt über die Beschaffenheit der ihnen auferlegten Steuern sehr lehrreiche Untersuchungen an. Sie bestanden in Fellen von Eichhörnern und Mardern, und in Grivnen (worunter wohl kein Geld, sondern eine auf Grauwerk gestellte Rechnungsart zu verstehn ist.) Den Tribut, den die Radimitschen entrichteten, wagt der Vf. aus den verschiednen Lesarten der von ihm verglichenen Handschriften nicht zu bestimmen. Die nun folgenden allgemeinen Bemerkungen sind sehr interessant. Dass sie nur Felle von kleinen Thieren, und nicht von Bären, Wölfen u. s. w. liefern, beweist die Schwäche dieser Völkchen, denen es an Muth und Waffen zur hohen Jagd fehlte. Dieser Umstand erklärt auch die geringe Stufe der Cultur, worauf sie standen. Anfänglich sind unter dem Pelzwerk, das die Stelle des Geldes vertrat, ganze Felle zu verstehn; als aber bey wachsendem Verkehr Scheidemünze nothwendig ward, bediente man sich der Stirnläppchen von Eichhörnern (Lobki) und Marderschnauzen (Mordki). Wann diese Erfindung aufkam, weiss man nicht: die Chroniken reden nur von ihrem Ende, dem Anfang des 15ten Jahrh. Sie galten blos in Novogorod und Pskov; doch kommen sie auch in Polen vor. An diese Angaben sind schätzbare Bemerkungen über den Handel Novogorods überhaupt angereiht: der Vf. liefert bey dieser Gelegenheit einige Beyträge zur Erläuterung des alten von *Dreyer* publicirten Entwurfs (dafür sieht auch er die Urkunde an) zu einer Bestätigung der hans. Privilegien. Dem Wäger werden in derselben „9 Schinde cap" bestimmt; unter dem Worte *Schin*, das auch Hn. *Sartorius* dunkel geblieben ist, versteht Rec. *Felle*, vom altgermanischen Schin, schinden, schwed. Skinn, und *cap* war ein Gewicht, wie aus dem Document selbst erhellt. Den Schluss dieses Abschnitts machen einige Notizen über das russ. Geld aus der neuen Ausgabe der Pravda oder des Gesetzes, das Jaroslav 1017. der Stadt Novgorod gab. Rec. übergeht die wunderlichen Einschiebsel des 7ten und 8ten Kap., die theils aus den Byzantinern entlehnt sind, theils ein Verzeichniss der russ. Grossfürsten bis ins 14te Jahrh. liefern, und in gar keiner Verbindung mit der eigentlichen Chronik stehn. Das 9te Kap. handelt von der Flucht der Ungern nach Europa, Kiew vorbey, um das J. 898. Hr. *v. Schl.* hat es mit einem aufserordentlichen Aufwande von Gelehrsamkeit erläutert. Ueber das Factum giebt es noch zwey andre Angaben, eine byzantinische von Constantin, und eine ungrische eines Ungenannten, der gewöhnlich

lich *anonymus Notarius Belae* genannt wird. Der Vf. beweiſt die Identität der Namen *Ungar.*, *Ugra*, *Jugra*, *Wogul.* *Jugrien* hieſs das Land an der Wytſchegda und Petſchora bis ans Eismeer. Die hier wohnenden Völker hatten mit denen, die 898. Kiew vorbey zogen, einen Namen. Die Benennung *Ungarn* ſtammt von den Ruſſen, und iſt von dieſen zu den übrigen Europäern gekommen: das Volk ſelbſt nennt ſich bekanntlich *Madjar.* Allgemeine Ideen über die *Finnenwelt*, ihren Umfang und ihre Entdeckung. Zu ihr gehören die Ungarn. Aus welchem Stamm ſind ſie aber herzuleiten? Die Ruſſen rechnen ſie zu den Ugern und Voguleu: allein dagegen ſtreitet Conſtantin's Zeugniſs, der ſie zu unmittelbaren Anwohnern der Petſcheneger macht. Hr. *v. Schl.* entſcheidet daher für das *Paſcatir* der Reiſebeſchreiber, das heutige Baſchkirien, wo rund umher finniſche Stämme ſitzen, und demnach waren alſo die Gegenden am rechten Ufer des Oberjaiks, dicht am Ural, das Mutterland der Madjaren. Der Vf. verhehlt ſelbſt die Schwierigkeiten nicht, die der Evidenz dieſer Meinung bis jetzt noch entgegenſtehn: in einem Hauptpunkt ſtimmt Rec. aber völlig mit ihm überein, nämlich in der neuen, von *Fiſcher* nur geahndeten, Behauptung, daſs die Baſchkiren tatariſirte Finnen ſind. Es iſt hier nicht der Ort, den Beweis ausführlich darzulegen, aber die Baſchkiren haben, trotz der mohamed. Religion, in ihrer Lebensart, Sitten und Gebräuchen vieles, was unverkennbar den finniſchen Charakter trägt: ſelbſt ihre Sprache ſoll von den übrigen tatariſchen Mundarten abweichen. (Rec. hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, vollſtändige baſchkiriſche Sprachproben aufzutreiben: die wenigen im Pallaſſchen Vocabularium vorkommenden Wörter ſind zu einer gründlichen Unterſuchung nicht hinreichend.) Beſonders merkwürdig aber iſt es, daſs die Baſchkiren bey den Kirgiſen den Namen *Iſtaki* (Oſtjaken) führen, der bey den Tataren jeden Ausländer bezeichnet. — Auf dieſe Unterſuchungen folgt eine Kritik der Angaben zweyer ungenannten ungariſcher Annaliſten, oder, wie Hr. *v. S.* ſie betitelt, Fabelmänner, die noch immer, ſelbſt von angeſehenen Geſchichtforſchern, in Ehren gehalten werden, obgleich ſie nichts als Albernheiten und handgreiflichen Unſinn erzählen: der *treue* Auszug aus ihren Berichten, den der Vf. mittheilt, iſt die bündigſte Beſtätigung dieſer Behauptung. Was die Madjaren in Kiew machten, verſchweigen die ruſſ. Annalen; nur der ſogenannte *Notarius Belae* erzählt von einer Schlacht zwiſchen ihnen und Ruſſen und Comanern: worin die beiden letztern gänzlich beſiegt und ihre Länder von den Madjaren erobert wurden. Die hieher gehörigen Stellen der Chronik ſind wörtlich ausgehoben und werden kritiſch beleuchtet. Die ganze Geſchichte — dieſs iſt das Reſultat der Schlözerſchen Unterſuchung — iſt ſchamloſe Erdichtung, vielleicht in politiſcher Abſicht, und wider die Glaubwürdigkeit des *Notarius Belae*, die noch unlängſt an dem ſel. *Cornides* und Hn. *v. Engel* Vertheidiger gefunden hat; überhaupt werden ſehr triftige Gründe angeführt. Die Chronologie dieſer merkwürdigen Begebenheit iſt nicht gewiſs: *N's* Angabe 898. ſtimmt nicht mit den byzant. und fränk. Jahrbüchern überein. — Noch ausführlicher iſt das 10te Kap. behandelt, das die Bekehrung der Mähren zum Chriſtenthum, den Anfang der Schreibkunſt unter den Slaven und die Bibelüberſetzung beſchreibt. Obgleich dieſe Vorfälle nicht unmittelbar in die ruſſ. Geſchichte gehören: ſo ſind ſie doch alle drey für Ruſslands Kirchen- und Culturgeſchichte äuſserſt wichtig, und *N.* hatte daher Recht, ſie in ſeine Chronik aufzunehmen. Woher er ſie entlehnt hat, iſt Hn. *v. S.* bis jetzt noch nicht gelungen auszumitteln; und bis man dieſe Quelle aufgefunden haben wird, iſt *N.* der Erſte, der die Bekehrung der Mähren beſchreibt: chronologiſch paſſen ſie auch nicht in die Stelle, wo ſie ſtehn. (Sollte das Kap. wirklich von *N.* herrühren? iſt es nicht vielleicht ein ſpäterer Zuſatz, der nachher in die meiſten Handſchriften übergegangen iſt?) Dem Commentar ſind 1) die Erzählungen andrer Schriftſteller, des Prieſters von Dioclea um das J. 1161. und einer neuern Legende aus dem Kloſter Blaubeuern; und 2) Nachrichten von den Mähren und ihren drey Fürſten, die den Kyrill beriefen, vorausgeſchickt. Nach einer gedrängten Zuſammenſtellung der Hauptideen über die frühere Geſchichte der deutſchen Slaven und ihre Verfaſſung überhaupt, und die der Mähren inſonderheit, liefert der Vf., nach *Dobners* Vorgange, gereinigte Angaben von den mähriſchen Fürſten *Roſtislav*, *Sviatopolk*, einem der erſten Männer des 9ten Jahrh., und *Kotzel* und ihren Begebenheiten. Dann folgen 3) Biographieen des *Kyrill* oder *Conſtantin* (der erſtere iſt ſein Kloſtername) und *Methodius*. Dieſe beiden Brüder haben unendlich viel Gutes für die Slaven geſtiftet; allein von ihren Schickſalen hat ſich nur wenig Wahres erhalten. Kyrill ſtarb um das J. 871., Methodius c. 898. (Die Leiche des erſteren ward in der Klemenskirche aufgefunden, unter Sixtus V. aber nach der von ihm erbauten Hieronymuskirche transportirt. *Aug. Rocca bibl. Vaticana* S. 170.) Nach dieſer Einleitung kommt der Vf. zu *N's* Erzählung. Die Mähren waren bereits vorher von Salzburg aus bekehrt worden, aber man kennt die Art der deutſchen Apoſtel: ſtatt die Völker über die neue Religion aufzuklären, und den Werth derſelben durch Unterricht fühlbar zu machen, ſuchten ſie nur ihren Vortheil, und fielen den Neubekehrten mit Zehnten, Stolgebühren u. ſ. w. ſehr hart. Die Mährenfürſten (dieſs iſt Hn. *v. S's* Anſicht) ſahen ein, daſs das, was ihnen die deutſchen Geiſtlichen vorſchwatzten, kein Chriſtenthum ſey: ſie ſchickten daher nach Conſtantinopel, und erbaten ſich Lehrer, die ihnen und ihrem Volke den Inhalt der Religion nach den Büchern, von denen ſie gehört hatten, deutlich machen ſollten. Kaiſer Michael gewährte ihre Bitte, und ſchickte ihnen zwey gelehrte Brüder (Philoſophen), den Methodius und Conſtantin, die beide Slaviſch verſtanden. Es iſt alſo grundfalſch, daſs ſie, wie ſelbſt *Dobner* behauptet, vom römiſchen Stuhl abgeſandt wären. Kyrill und Methodius ſind die Erfinder der ſlaviſchen Schrift, die ohne allen Zweifel aus dem

Grie-

chiſchen geformt iſt; ſie ſind die erſten, die Slaviſch geſchrieben, und die von *Dobner* (und nach ihm von *Anton*) vertheidigte Behauptung: daſs die glagolitiſche Schrift älter als die Kyrilliſche ſey, iſt bloſse Grille. Entwickelung der Gründe, warum die römiſchen Hierarchen nur die lateiniſche Sprache beym Gottesdienſt gebraucht wiſſen wollten: es war, nach Hn. *v. S.*, nichts mehr und nichts weniger, als eine politiſche Finanzſpeculation. Um die vielen neubekehrten Nationen unter der päpſtlichen Herrſchaft zu erhalten, muſste man eine bedeutende Anzahl von Geiſtlichen zu ihnen ſenden: natürlich fehlte es an Subjecten, die Fleiſs und Talent genug beſaſsen, wildfremde Sprachen zu erlernen: man verfiel demnach darauf, die chriſtl. Religion zu einem bloſsen Rituale herabzuſetzen, und ſich dabey der lateiniſchen Sprache zu bedienen; allein wenn Rec. auch zugeſteht, daſs die mannichfaltigen weltlichen Vortheile, die daraus entſprangen, auf die Einführung dieſes Geſetzes mitgewirkt haben: ſo ſcheint doch eine höhere Idee dabey zum Grunde zu liegen; theils glaubte man, ſo wie die ganze Chriſtenheit eine Heerde unter einem Hirten ſey, müſſe ſie auch als ſolche durch eine Sprache verbunden ſeyn; theils mochte man ſich auch einbilden, daſs die heiligen Wahrheiten durch den öffentlichen Vortrag in den barbariſchen Sprachen entweiht würden: man findet ja hundert Vorſchriften, die einzig ſolchen hohen Vorſtellungen von der Würde des Chriſtenthums ihren Urſprung verdanken. Die Miſſionare wurden dadurch keineswegs der Mühe überhoben, ſich mit den Landesſprachen bekannt zu machen: die Heiden muſsten ja katechiſirt werden, und ſelbſt ihre politiſchen Zwecke konnten die Bekehrer nur erreichen, wenn ſie mit ihren Pfarrkindern privatim umgehn und ſich ihnen verſtändlich zu machen im Stande waren. — Die Streitigkeiten, die zwiſchen den Päpſten und den mähriſchen Lehrern über den Gottesdienſt entſtanden, werden trefflich entwickelt: über manche bisher dunkle Punkte verbreiten *v. S's* Unterſuchungen ein neues Licht. Auch der Vf. iſt der Meinung, daſs die beiden Brüder den griechiſchen Ritus einführten; doch war das Schisma noch nicht ſo ausgebildet als in der Folge. — Ueber die Art der ſlav. Bibelüberſetzung; wie und wann die kyrill. Buchſtaben nach Ruſsland gekommen ſind; ob die gegenwärtige ſlavon. Bibel dieſelbe ſey, die Kyrill und Methodius überſetzt haben? dieſe Fragen können nicht mit Gewiſsheit beantwortet werden. Unter allen neuen Sprachen iſt die Slavoniſche eine der ausgebildetſten und von ihnen allen am früheſten cultivirt worden. Zuletzt berichtigt der Vf. noch einige allgemein geglaubte Irrthümer in „der Geſchichte Kyrills und Comp." Kyrills Bekehrungskreis war bloſs in Mähren, nicht in Chaſarien, Bulgarien oder Böhmen. Dieſer mit ungemeinem Fleiſs ausgearbeitete Abſchnitt wird mit einem Auszug aus einer ruſſ. Legende von unſern beiden Helden beſchloſſen, die im *Kniga ſhitij Sviatych*, Moskau 1759. Bd. 3. enthalten iſt: oft ſtimmt ſie mit bekannten Nachrichten überein, noch öfter aber ſteht ſie mit ihnen im Widerſpruch, und verdient in mehr als einer Hinſicht kritiſch beleuchtet zu werden. — Im J. 903. vermählte ſich Igor mit der Olga: von ihrem Herkommen und ihrer frühern Lebensgeſchichte wiſſen wir nichts; um den Geiſt der Stufenbücher zu charakteriſiren, iſt der moraliſche Roman, den ſie über Igors Vermählung liefern, eingerückt. Oleg blieb aber fortdauernd Regent: im J. 907. unternahm er, wie die Annalen, offenbar mit vielen Verſchönerungen und Aufſchneidereyen, erzählen, einen gewaltigen Heerzug nach Conſtantinopel, der einen allgemeinen Schrecken in der Kaiſerſtadt verbreitete: die Byzantier muſsten den Frieden erkaufen, und 5 Jahre nachher ward durch ruſſiſche Geſandte ein förmlicher Vertrag geſchloſſen, der das gegenſeitige Verhältniſs der beiden Reiche beſtimmte. In dem Commentar ſind eine Menge intereſſanter Unterſuchungen beygebracht: der Vf. hat auch eine Ueberſetzung des Tractats, deſſen Text beſonders verdorben und der erſt aus mehrern Handſchriften reſtituirt werden muſs, zu liefern geſucht, die ſpecielle Erklärung aber bis dahin verſchoben. Es iſt merkwürdig, daſs von allen dieſen Begebenheiten kein Wörtchen bey den Byzantinern vorkommt. In dem ganzen Vorfalle, und beſonders in dem Vertrage, liegt ſo viel Unglaubliches, daſs man mit Recht noch zweifeln kann, ob Oleg wirklich vor Conſtantinopel war und der erwähnte Tractat nicht untergeſchoben ſey. Im 18ten Kap. wird Olegs Tod erzählt: der Bericht klingt ſehr mährchenhaft, und iſt wahrſcheinlich den Isländern abgeborgt; es iſt ganz daſſelbe Hiſtörchen, das die Sagen von Orvar Odde und ſeinem Leibroſſe Fax erzählen. (Schon *Björner* hatte dieſe Aehnlichkeit bemerkt, und ward darüber ſo frappirt, daſs er den Odde und den Oleg für eine Perſon hält.) Die Anhänge 1. u. 2. enthalten Auszüge aus byzantiſchen Schriftſtellern und die nur in einigen Handſchriften vorkommende alte Geographie von Ruſsland, die bereits in des Vfs. littbauiſcher Geſchichte abgedruckt iſt, aber noch immer keinen Erklärer gefunden hat. Im 3ten Anhange ſind Stellen aus Byzantinern geſammelt, wo Ruſſen in griechiſchen Dienſten vorkommen.

Igors Geſchichte, im *vierten* Theil, iſt ungleich kürzer, als die ſeines Vorgängers behandelt. Er kam im J. 913. zur Regierung. Die ausgezeichnete Gunſt, die er einem gewiſſen Sventeld erzeigte, erregte den Unwillen des Volks. Im J. 915. erſcheinen zuerſt die Petſchenegen in Ruſsland; den Griechen, die hart von den Bulgaren bedrängt wurden, eilten ſie zu Hülfe. Igor hatte ſchon Händel mit den Petſchenegern, doch machten ſie noch keine bleibende Eroberungen. Die Nachrichten von dem Zuge nach Conſtantinopel im J. 941. (deſſen Urſache die Chronik ganz verſchweigt; was die neuern Schriftſteller darüber anführen, iſt erdichtet) werden aus den byzant. Schriftſtellern erläutert; ihre Erzählungen ſind nebſt dem, was *Luitprand* und der Araber *Elmakin* darüber anführen, wörtlich eingerückt. Die Ruſſen wurden nicht nur überwunden, ſondern der griechiſche Feldherr Theophanes verbrannte ihre Fahrzeuge mit Kunſt-

(oder

(oder griechiſchem) Feuer, und jagte ihnen dadurch eine auſserordentliche Furcht ein. (Zur Geſchichte des griechiſchen Feuers überhaupt, die noch lange nicht erſchöpft iſt, liefert Hr. *v. Schl.* ſehr intereſſante Beyträge. Er beweiſet gegen *Hoyer*, daſs in den älteſten Zeiten Naphta das Hauptingrediens zu den Feuermaſchinen war, und theilt einige Bemerkungen über die Frage mit: ob das griechiſche Feuer unter die *artes deperditas* zu rechnen ſey?) Igor wollte dieſe Schmach aber nicht ungerächt laſſen; gleich nach ſeiner Rückkehr fing er an, ſich zu einer neuen Unternehmung zu rüſten, die 944. vor ſich ging: überall hatte er Streiter geworben; ſogar die Petſcheneger waren ruſſiſche Söldner geworden. Allein die griech. Regenten ſuchten das Ungewitter abzuleiten, ſie ſchickten Geſandte mit Friedensvorſchlägen an den Igor, und es kam ein zweyter Vertrag zu Stande, der mit dem erſten unter Oleg, der Form und dem Inhalt nach, viel Aehnliches hat. Manche Artikel ſind wörtlich einerley, andere weggelaſſen und durch neue erſetzt. Auffallend iſt die groſse Menge der Geſandten mit unverkennbar ſkandiſchen Namen. Hr. *v. Schl.* hat den Tractat mit groſser Treue Wort für Wort überſetzt, und ſelbſt, wenn kein Verſtand darin iſt, keinen hineingetragen; ſtatt der Erläuterungen, die nur hin und wieder beygebracht werden konnten, hat er die bisherigen Ueberſetzungen von *Müller*, *Tatiſcev*, *Lomonoſſow*, *Scherer*, *Emin* u. a., die ſich groſse und willkürliche Freyheiten erlaubt haben, mitgetheilt. Im eilften Kap., das Zuſätze und allgemeine Bemerkungen über Igors Geſchichte enthält, werden zuerſt Zweifel gegen ſeine ganze zweyte Unternehmung erhoben; auch hierüber ſchweigen alle byzantiniſche Annaliſten, und die wichtigen Gründe, die oben gegen die Olegſche Urkunde angeführt wurden, treten auch hier, zum Theil in noch höherm Grade, ein; eh' dieſe Frage aber gehörig entſchieden werden kann, iſt es nothwendig, den Text völlig aufs Reine zu bringen. Bald nachher, noch in demſelben Jahr, als Igor den Drewiern einen neuen Tribut auflegen wollte, ward er von denſelben erſchlagen, und bey Koroſten begraben. Ueber die Lage dieſes Orts weiſs der Vf. keinen Aufſchluſs zu geben; *Tatiſcev* hingegen behauptet, in ihrer Nähe ſogar Igors Grabhügel geſehn zu haben. (Sollte er nicht die Stadt Korſtin in Klein-Ruſsland meynen?) Zuletzt S. 115. wird Igors Charakter geſchildert; er war ein ausgezeichnet ſchlechter Regent, und giebt einen neuen Beweis für die Wahrheit der Bemerkung ab: daſs nicht ſelten Herrſcher, die erſt ſpät den Thron beſteigen, ihr hohes Amt ſchlecht verwalten.

Der *erſte* Band iſt in einer würdigen Zuſchrift *Alexander* I. zugeeignet. Die Leſer wiſſen, mit welchen Beweiſen der Huld der erhabene Monarch den Vf. für ſeine Arbeit belohnte und ihn zur Fortſetzung derſelben aufmunterte; in der Dankſagung vor dem *dritten* Theile verſpricht Hr. *v. S.*, ſein Werk bis zum J. 1054., und alſo durch den ſchwierigſten Abſchnitt der ruſſ. Geſchichte hinabzuführen. — Der Gebrauch des Buchs iſt durch die vorgeſetzten Inhaltsanzeigen, die Ueberſchriften, Abtheilungen, den verſchiedenen Druck u. ſ. w. freylich ſehr erleichtert; doch wünſchen wir am Schluſs des Ganzen ein ausführliches Regiſter, das in mehr als einer Hinſicht unentbehrlich iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Caſſel*, in Comm. d. Griesbach. Hofbuchh.: *Nachricht von der Garniſonſchule zu Caſſel* und der damit verbundnen *Induſtrieſchule*, von *Ludw. Wilh. Wittich*, Diaconus. Eine Gelegenheitsſchrift bey der am 20. März 1804. anzuſtellenden erſten öffentlichen Prüfung der Garniſonjugend. 21 S. 8. (3 gr.) — Der Vf. erzählt, daſs der Kurfürſt von Heſſen, um das Garniſonſchulweſen in Caſſel zweckmäſsiger einzurichten, als bisher, im J. 1803. ein Gebäude für 5000 Thaler kaufen und einrichten laſſen, daſs demnächſt ein zweyter Lehrer angeſtellt, eine weibliche Lehrerin ernannt, und den dürftigen Kindern die Schulbücher und Schreibmaterialien geſchenkt worden. Im Nov. 1803. wurde das Gebäude zur Schule feyerlich eingeweiht; bey welcher Gelegenheit der Vf. eine, nachher gedruckte, Rede hielt. Der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt, in zwey hellen, geräumigen, mit Ventilatoren verſehenen Zimmern, von zwey Lehrern und einer Lehrerin. Der eine Lehrer, Cant. *Wagner*, welcher buchſtabiren und leſen lehrt, hat 74, der andre, *Junghans*, 89 Kinder beiderley Geſchlechts täglich 4 Stunden. Es iſt zu wünſchen, daſs noch einige Lehrer angeſtellt werden: denn es iſt gegen alle Erziehungsphiloſophie, *Einem* Lehrer ſo viele Kinder aufzubürden. Wann wird man dieſs doch einſehen und Hülfe ſchaffen, um eine ſolche Barbarey aus den Schulen zu vertilgen, die unſern Zeiten Schande macht! Die Lehrerin unterrichtet täglich 4 Stunden in der Arbeitsſchule. Der unterſte Lehrer hat jährlich 121 Rthlr., der andre 172 Rthlr., bey freyer Heitzung und Wohnung, einzunehmen. Die Lehrerin erhält jährlich 36 Rthlr. Man ſieht, die Belohnung iſt ein wenig ſparſam. Nähen der Hemden, Mützen, Stricken der Strümpfe, Handſchuhe u. ſ. w. machen die Gegenſtände der Induſtrieſchule aus. Daſs die Kinder die Materialien mitbringen, iſt nicht ſo gut, als wenn ſie denſelben aus einem Fonds dargereicht werden, wie in verſchiednen preuſs. Garniſonſchulen, als in Minden und Bielefeld, geſchieht: denn manche Kinder haben nichts mitzubringen. (Aus dem Verkaufe der Fabrikate in den preuſs. Garniſonſchulen fällt dagegen eine Belohnung für die Kinder ab.) Die Lehrbücher ſind *Raff's* Naturgeſch. und Geographie, *Rochow's* Kinderfreund, *Fauſt's* Geſundheitskatechismus, *Pfeiffer's* Unterricht im Chriſtenthum (Caſſel 1802.) und *Hübner's bibl. Hiſtor.* Hoffentlich wird mancher gute Vorſchlag des wohlmeynenden Vfs., der als Garniſonprediger die Aufſicht über das Ganze führt, künftig noch von oben herab Unterſtützung finden. Der Anfang iſt gut: aber man muſs dabey, wo möglich, nicht ſtehen bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. May 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Realbuchh.: *Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter*, neu bearbeitet und herausgegeben von *Ludewig Tieck*. 1803. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Seit *Bodmer* durch die Herausgabe der Manessischen Sammlung der Minnesänger auf diese köstlichen Ueberreste der altdeutschen Poësie mehr aufmerksam gemacht, haben es verschiedene versucht, den Sinn für das Studium derselben noch weiter anzufrischen. Es war nämlich nicht zu verkennen, dafs der Verdienste ungeachtet, die sich der wackere Mann auch in diesem Felde der Literatur erworben, dennoch seine Absicht, diesen zarten Blüthen reinmenschlicher Dichtkunst mehrere Freunde auch unter uns zu gewinnen, nur halb erreicht wurde, und zwar nicht ganz ohne seine Schuld, weil er selbst nur halb that, was er thun wollte. So wie *Bodmers* 1758. zu Zürch erschienene Sammlung beschaffen ist, ohne alle kritische und erklärende Beyhülfe und Bearbeitung, blofs ein diplomatischer Abdruck des *codex*, ohne gehörige Abtheilung der verschiednen Gedichte der einzelnen Aff., ja oft selber der Strophen, bleibt es auch für den nicht ganz ununterrichteten ein mühsames Geschäft, die darin enthaltenen Gedichte zu lesen und zu verstehen, geschweige, dafs sie für das grösere Publikum, das in der Poësie nur Zeitvertreib, und diesen so wohlfeil als möglich sucht, viel anziehenden Reiz haben dürfte. Was man nach *Bodmer* für die Minnesänger gethan hat, waren neben den geistreichen und gelehrten Bemühungen eines *Lessing*, *Eschenburg*, *Herder*, *Oberlin*, *Müller* u. a. freye Bearbeitungen einzelner Stücke, Nahahmungen oder Nachbildungen, wie man sie von *Gleim*, *Miller*, *Bürger*, *Voss*, *Haug*, *Grater* u. a. hat, und da und dort auch Commentare über verschiedene, wobey jedoch die Aufmerksamkeit meist auf das, was der Neugierde Stoff gab, gelenkt wurde, wie denn der Deutsche gern alles zu irgend etwas anderem, und so auch die Poësie als Mittel zu andern Kenntnissen, der Geschichte, der Sitten der Alten u. s. w. braucht. Hr. *Tieck* verdient daher allen Dank, dafs er uns eine Blumenlese aus den Minnesängern geben wollte, in der vorzüglich die besten Stücke aus der schönen Periode des zwölften Jahrhunderts und aus dem Anfange des dreyzehnten sollten aufgenommen werden, und zwar in ihrer eigenthümlichen Form, die auch bey ihnen den Geist auf eine so innige Weise bedingt, wobey er sich nur leichte Veränderungen, so ferne sie zu besserer Verständlichkeit dienten, erlauben wollte. Das Ausgezeichnete dieser Sammlung und des Herausg. ganze Verfahrungsweise dabey läfst sich weiter, zum Theil nach den eigenen Angaben, in der Vorrede S. 25. und 27. also bestimmen. Er hielt sich bey der Ausgabe ganz an den sogenannten *Manessischen* Codex, von dem er jedoch wegen der vielen Verworrenheiten, ausgelassenen Verse, gestörten Reime u. s. w. zweifelt, ob er von *Manesse*, einem Kenner und Freunde des deutschen Gesanges, herrühre, aus dem Grunde, weil die Sammlung eine gewisse Einheit zeigt, und die vorzüglichsten und besten Manieren der Minnesänger in sich begreift. Er liefs alles weg, was nur den Gelehrten interessiren kann, alles, was sich auf die Geschichte der Zeit bezieht, und unterdrückte sogar einigemal die Namen von Städten und Ländern, um dem Gedicht einen allgemeineren Charakter zu geben; er brachte die Strophen in Ordnung, liefs zuweilen unbedeutende hinweg, oder veränderte auch, wo es ihm nöthig schien, ihre Stellung. Von seinem zarten Sinne liefs es sich erwarten, dafs er sich an die lieblichsten feinsten Blumen halten würde, und man findet diese Erwartung nirgend getäuscht; nur möchte man mehrere zurückgebliebene noch aufgenommen zu sehen wünschen. Man findet von den CXL. Dichtern, welche die *Bodmersche* Ausgabe enthält, hier nur LXX. aufgenommen. Auch folgen sie nicht in der Ordnung auf einander, wie dort. Hr. *Tieck* suchte die leichtern und fafslichen Lieder voran zu stellen, und setzte immer die gleichartigen neben einander; auch war er bemüht, keinen Ton eines Dichters, der von der Art und Weise der übrigen abweicht, zu unterdrükken, so dafs man in diesem Auszuge die schönsten Stücke der *Manessischen* Sammlung besitzt. So wie er mit leichteren anfing und nach diesen schwerere, dunklere (S. 34.) mittheilte: so liefs er die künstlicheren abwechseln mit den mehr natürlichen, die prächtigeren mit solchen, deren Inhalt und Ton mehr zärtlich, mehr anschmiegend ist, und machte den Beschlufs wieder mit einigen allgemeineren, leicht verständlichen Liedern, vom *Kanzler;* kurz er reiht seinen Blumenkranz mit poëtischem Sinn und Verstand. Wir heben hier ein Gedicht aus, um eine anschauliche Probe von der Bearbeitung des Herausg. mitzutheilen. Es ist das achte S. 11. vom *Graf Conrad von Kirchberg;* zur Vergleichung setzen wir den Text, wie er in der *Bodmerschen* Sammlung zu lesen ist, I. S. 12. 13. zugleich bey.

Tieckſche Sammlung.

Thauig Gras, gelb, braune Blumen schöne
Die viel liebe Kunst des Meyen bringet,

Wie die Lerche luftet ihr Getöne,
Dafs ihr Schall auf durch die Wolken dringet,
Dabey höret man gar unverborgen,
In den Auen überall
Süfsen Schall der Nachtigall,
Da mufs ich mein fehnend Leid beforgen.

Steine, Kraut und Wort find kräftiglich,
Billig foll man ihre Tugend preifen.
Mit den Worten die viel Minnigliche
Könnte Herzeliebe mir beweifen,
Süfse Worte zu Liebe aus Liebesmunde
Gehn füfs in des Herzens Grund,
Ach was Liebe ward ihm kund
Der bey Herzeliebe Minne empfunde!

Minniglich gefärbt in Rofenröthen
Blühe der Schönen Wänglein, Mund und Kinne.
Ihre Güte bringt mich in die Nöthen
Dafs ich fie fo herziglichen minne.
Da ift Venus ganz ohn alle Schulden,
Amor deine Fackel ift heifs:
Seligere Noth ich doch nicht weifs,
Wahre Liebe ift Minne ein Uebergulden.

Wem nun fein Herze in Freuden fchwebe,
Der mag und foll mit Recht hinfahren;
Ich mufs wohl trauern, fo lang ich lebe,
Mir ward nie kund in allen meinen Jahren
Von der Minniglichen ein lieblich Grüfsen,
Defs mufs ich in Sorgen feyn,
Sie ift fo gut die Fraue mein,
Wenn fie es will, mag fie es noch wohl abbüfsen.

Bodmerfche Sammlung.

Tovvig gras gel brune blupmen fchoene
Dú vil liebe kunft des meien bringet
So dú lerche lúftet ir gedoene
Das ir fchal uf dur dú Wolken dringet
Da bi hoeret man gar unverborgen
In den ovven uberal
Sueíen fchal der nahtegal
So muos ich min fendes leit beforgen.

Steine krut fint an tugenden reche
Wort wil ich darabe an kreften prifen
Mit ir worten dú vil minnecliche
Mehte herzeliebes mich bewifen
Sueíse wort zeliebe us liebes munde
Sueíse und in des herzes grund
Ach was liebe wurde kunt
Swer bi herzeliebe minne empfunde.

Minneclich gevar in rofen roete
Bluet der fchoenen wengel munt ir kinne
Ob mich des ir guete ir tugende noete
Das ich fie fo herzeklichen minne
Da ift Venus gar an alle fchulde
Amor ift din vakel heis
Selker noete ich niht enweis
Warú liebe ift minne ein ubergulde.

wem nu fin herze in froiden fwebe
Der mac und fol von fchulden vro gebaren
Ich muos eht truren die wile ich lebe
Mir wart nie kunt in allen minen jaren
Von der mineklichen ein lieblich grueíen
Des muos ich in forgen fin
Si ift fo guot die frowe min
Swanne fi wil fi mag es wol gebueíen.

Man fieht aus der gegebenen Probe, wie genau fich Hr. *Tieck*, an fein Original anfchliefst: vielleicht hätte er, ohne dem Geifte zu nahe zu treten, da und dort, wie er dann wirklich mit Recht der Verftändlichkeit halber veraltete Partikeln, Zeit- und Nennwörter oft gegen bekanntere vertaufcht, von zu alten gerade nicht charakteriftifchen Wendungen noch mehr aufopfern können; aber da er, aus Scheu an der innern Form durch Aenderungen an der äufseren etwas zu zerftören, in der That fo wenig änderte: fo befremdet es uns, wie er in der zweyten Strophe des voranftehenden Gedichtes die drey erften Zeilen, die nach der alten Lesart einen fchönern kräftigern Sinn geben und auch verftändlich genug find, nicht eher mochte ftehen laffen; der kräftigere Sinn nämlich geht im Original durch die fteigernde Gegenftellung der Sätze hervor, was in der *Tieckifchen* Aenderung beynahe verloren geht: „*Steine und Kräuter find reich an Tugenden; Worte dürfen über fie* (fo verfteht Rec. diefen Vers) *noch geprieíen werden, ihren Kräften nach* — Mit den Worten könnte mir u. f. w. Auch ftünde vielleicht in der erften Strophe L. 3. ftatt: *wie* beffer, *da;* das nicht ganz verftändliche Wort *übergulde*, für das man auch fonft *überguilde* findet, *das verlih uns der fueze Jefus Chrift, der aller Freud' ein überguilde ift — Gott ift ein Urfprunc und Ueberguilde aller Tugende*, in der Bedeutung *Vergoldung*, *Verzierung* hätte follen wenn nicht einem andern aufgeopfert, doch erklärt werden. Ob *frie nahtegall* in eben den Liedern des Grafen von Kirchberg (bey *Bodmer* nach offenbar unrichtiger Ausfprache *Kilchberg*) durch *freye* Nachtigall, recht gegeben ift, bezweifeln wir. Eher dürfte geleíen werden *frohe. entweren* S. 101. verbunden mit dem zweyten Fall (*entweren des libes*) kann wohl nicht *entführen* heifsen: Eher: *bezwingen, zum Sklaven machen, des Eigenthumsrechtes über feinen Leib berauben.* S. 4. auch *Scherz. Gloff. ed. Oberl.* I. 324. Bey der Sorgfalt, die der Herausgeber auf Ordnung und Erhaltung des urfprünglichen Strophenbaues wendet (es ift bekannt, wie diefe gemüthlichen Sänger der Liebe, der Religion, des Ritterthums und heiteren Lebensgenuffes ihre fchönen Gefühle in den mannichfaltigften, oft freyeren, oft aufs künftlichfte verfchlungenen Reimformen, ihren Lehrern und Muftern den Provenzalen gleich, ausdrückten); bey diefer gewiffenhaften Sorgfalt, die Hr. *Tieck* auch hierin anwendete, ift es doch auffallend, wie er oft das Metrum, das die Vff. hatten, durch kleine Zufätze, vielleicht, weil er glaubte, dem Wohllaute dadurch zu Hülfe zu kommen, zerftören mochte. Diefs ift der Fall fchon in dem angeführten Gedichte. Man apoftrophire da und dort die Vokalen, die in der Handfchrift ftehen, z. B.

Süfse Wort' zu Lieb' aus Liebesmunde

wo im Original das *e* in *Worte*, das *Tieck* gefetzt hat, nicht einmal fteht, und man hat das richtige Metrum. Wenn die Minnefänger, dünkt uns, einem gewählten Metrum nicht immer getreu blieben, fo thaten he diefs doch gewifs in den meiften Fällen, und die

Kri-

Kritik, die bey ihnen noch so vieles zu sondern hat, könnte, von dieser Wahrnehmung ausgehend, manches bey ihnen berichtigen. Wenn sie um Quantität sich nicht viel bekümmerten, so scheinen sie doch die Sylben gezählt zu haben, ungefähr, wie *Rudolf Weckerlin* verfuhr, und dabey hatte die Aussprache, die von der Schrift natürlich sehr verschieden war, vielen Einfluss. Rec. kann daher nicht unbedingt dem beypflichten, was der Herausg. S. 16. und 17. über diese Materie sagt. So ist in den prächtigen Mariengesang von *Bruder Eberhard* von *Saxe*, den man S. 23. im *ersten* Th. der *Bodmerschen* Sammlung — bey *Tieck* S. 180. findet, durchaus ein beständiges Metrum sichtbar, die Versart selbst hat viel ähnliches mit der im *Bürgerschen* Hohenliede gewählten. Durch kleine Nachhülfe, Zusätze oder Weglassungen von Buchstaben, des *e* vorzüglich, kann es leicht hergestellt werden. Diese Herstellung ist aber nicht vollkommen in der *Tieckschen* Bearbeitung da, und dies ist der Fall bey mehrern andern Gedichten, bey deren Bearbeitung Hr. *T.* von mehr willkürlichen Vorstellungen scheint geleitet worden zu seyn. — Dass er viele der religiösen Gedichte aufnehmen würde, war zu erwarten, und wir misbilligen es nicht; um so eher hätten wir auch dem trefflichen Gesange *Walthers von der Vogelweide* beym Anblicke des H. Lands S. 104. I. bey *Bodmer*:

„alrerst leb' ich mir werde
Sit min sundig ouge siehe"

eine Aufnahme gewünscht. Auch würden in Nachträgen etwa, als beyläufige Excurse, kritische Bemerkungen über die doch nicht immer genug aufgehellte Sprache selbst die Theilnahme poëtischer Leser, die der Herausg. vorzüglich beabsichtigte, befördert haben: doch was noch nicht geschehen ist, wird vielleicht noch geschehen. Wenigstens hat Hr. *T.* in der geistreichen Vorrede zu seiner alles Dankes würdigen Arbeit kritische Vermuthungen über einige der bekannten Minnesänger mit historischen Nachrichten über sie und ihre Werke versprochen. Vielleicht dass er dies bey der Herausgabe des Liedes der Nibelungen, womit er sich längst schon beschäftiget hat, dessen baldiger Erscheinung die Freunde alterthümlichen deutschen Gesanges mit Vergnügen entgegen sehen, ausführlicher thun wird.

LUDWIGSBURG, b. Nast: *Würtembergisches Taschenbuch auf das Jahr* 1806. für Freunde und Freundinnen des Vaterlandes. 194 S. mit 5 Kpfn. und einer Musikbeylage.

Dieses Taschenbuch hat einen Vorzug vor vielen andern: Es ist sehr kurz. Um so mehr wünschten wir ihm auch unbedingt das Zeugniss geben zu können, dass es kurz und gut sey. Das ist nun nicht der Fall; aber es fehlt ihm doch nicht an mehreren guten Beyträgen. Von vorn herein scheint es uns schon ein verfehlter Gedanke, dass der Verleger, ein wackerer thätiger Mann, der wahrscheinlich auch vor der Hand der Redacteur ist, es bey seiner Speculation mehr auf einen Hofkalender als Musenkalender angelegt hat, wenigstens, seinem Vorberichte zufolge, mehr ein provinzielles Taschenbuch veranstalten wollte, dessen Inhalt nicht nur von Wirtembergern verfasst, sondern auch zunächst für Wirtemberger sollte interessant seyn. Dahin zwecken schon die Kupfer, das Bildniss des Kurfürsten Friedrich II. als Titelkupfer und Darstellungen mehrerer hübschen Partieen aus den kurfürstlichen Anlagen in Ludwigsburg, die, nach Zeichnung und Stich (jene ist von einem braven Dilettanten, dem Schulmeister Lehrer, und rein und genau) den meisten Kupferstichen, wie man sie in den bessern Almanachen findet, wenig nachgeben. Von diesen findet man Beschreibungen und auf Veranlassung des schönen Denkmales, das dem Grafen von Zeppelin gesetzt ist, ein Elogium des letzten S. 25—33. von einer nicht ungeübten, aber auch nicht unparteyischen Hand. Weniger bedeutend sind die andern prosaischen Aufsätze. Zwar kann die angelegte Rubrik „Biographieen wirtembergischer Künstler" für die Zukunft wichtig werden, da *W.* mehrerer sehr wackeren Künstler sich zu erfreuen hat. (Wir wünschten vorzüglich in der Folge auf *Wächter*, *Hartmann*, *Schick* u. a. die Aufmerksamkeit gelenkt.) Allein Aufsätze dieser Art sollten von Kunstkennern geschrieben seyn, und mehr das Kunstleben des Mannes als sein gewöhnliches, das meist unbedeutend ist, darstellen. Der gegenwärtige, von Hn. Prof. *Christmann*, aus dessen Feder wir eher die Schilderung eines Tonkünstlers als Bildhauers wünschten, liefert trockene Notizen aus dem Leben des vortrefflichen Bildhauers *Dannecker*, und einen eben so magern Catalog seiner bisherigen Arbeiten. Was übrigens die Erzählung S. 113. *die Erscheinung nach dem Tode* betrifft: so zweifeln wir, ob sie selbst den erscheinungslustigsten aller Wirtemberger auch nur ein wenig ergötzen wird. Es ist ein gewöhnliches, aber nicht sehr erbauliches Schicksal, dass ein albernes Buch, wie das berüchtigte: *Meiner Gattin wirkliche Erscheinung*, immer noch einen Tross eben so alberner Bücher oder Aufsätze nach sich zieht. Unter den Gedichten findet sich viel Mittelgut. Die vaterländischen Gesänge S. 36.: *Rundgesang für Wirtemberger*, von *Haug*, einem Bruder des bekannten Dichters, und die Todtenfeyer S. 81. von — *er*. mögen, so Gott will, Wirtembergisch seyn, aber poëtisch sind sie gewiss nicht. Oder sollten Verse, wie folgende, Poësie seyn?

Der Künstler und der Handwerksmann
Gelehrter und Soldat —
Wie schön ists, wenn ein jeder weiss,
Dass er in seinem kleinen Kreis
Stets seine Pflichten that!

Drum, wer ein Wirtemberger ist,
Der stimme mit mir ein!
Fürwahr! es giebt in keinem Stand
Für uns ein besseres Vaterland
Als Wirtemberg allein.

Die

Die vielen Gedichte von *C. Nast* verrathen mehr Luft zur Poëfie, als echtes poëtiſches Talent. Dieſs iſt auch bey den *Denzelſchen, Magenauiſchen, Torikſchen (o poor Torik!)* der Fall. Anlage verkündigen ein Gedicht von *Er. Harprecht* S. 166. und mehrere von *Ritter*, z. B. S. 109. Von bekanntern wirtembergiſchen Dichtern findet ſich weniges, ein paar gute Epigrammen von *Haug*, eine Elegie von *Hölderlin* und einige Kleinigkeiten von *Cz.*, unter denen wohl *die Terzinen* S. 109. (der Traum), von Seiten des Gefühls beſonders, die beſte Compoſition ſeyn dürften.

GLOGAU, b. Günther: *Der Dichterfreund.* Eine Auswahl der beſten Stücke deutſcher Dichter — — *Erſter* Theil. 1804. VIII u. 296 S. 8. (20 gr.)

Nach der weitern Angabe des Titels iſt dieſe Chreſtomathie, von der uns bisher keine Fortſetzung bekannt ward, zum Behuf orthographiſcher, declamatoriſcher und Leſeübungen, vorzüglich aber zur Umarbeitung in Proſa, für Schulen, Erziehungsanſtalten und Privatunterricht, beſtimmt; und dieſe Beſtimmung hat ſie denn mit ſo manchen, ſeit einiger Zeit erſchienenen, ähnlichen Sammlungen gemein. Natürlich findet man hier viele in dieſe letztere aufgenommene Stücke wieder; und der Blumenleſen ſind jetzt ſchon ſo viele, daſs ſie jetzt wieder Quellen abgeben können. Die Fabeln, Erzählungen und Romanzen, welche dieſer *erſte* Theil enthält, ſind von ſehr verſchiedenem Werth; die meiſten ſind indeſs für eine noch ſchwache Faſſungskraft der frühern Jugend paſſend genug. Für dieſe ſind auch nur die kurzen Erklärungen beſtimmt, die ſonſt zum Theil überflüſſig ſcheinen könnten. Der Dichter und Dichterinnen, die ihr Contingent haben liefern müſſen, iſt keine geringe Anzahl. Uebrigens ſcheint die Sammlung auf mehrere kleine Bände angelegt zu ſeyn, da in der Vorrede ſchon von einer *fünften* Abtheilung die Rede iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Eſſen*, b. Bädeker: *Momenta praecipua ad liberaliorem Veteris Teſtamenti interpretationem, quae noſtris temporibus eſt introducta; e collatione ſcriptorum veterum Graecorum et Romanorum cum ſcriptoribus ſacris.* Programma, quod pro aditu Magiſterii theologici in regia Boruſſ. Univerſitate ſcripſit *Michael Weeklein*, Theol. Doct. Exeg. bibl. nec. non ling. orient. Prof. publ. ord. 1806. 70 S. 8. — Hr. *W.* hat nach einem öffentlichen Blatte, bald nach dem Antritt ſeines Lehramts, wegen ſeiner freyern Aeuſserungen Verdruſs gehabt; zum Glück für ihn ſchützt ihn ſeine Lage gegen das Schickſal Iſenbiehls. In dieſem Programm ſucht er ſeine Zuhörer mit dem Grundſatz näher bekannt zu machen, daſs man die altteſtamentlichen Schriften nach der Denkungsart der alten Welt erklären, und dazu vornehmlich die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller benutzen müſſe. In der Einleitung wird bemerkt, wie die Auslegungskunſt des A. Teſt. ſeit der Reformation, beſonders unter den Proteſtanten, durch beſſere Anleitungen dazu und durch die Befolgung richtiger Grundſätze ſey verbeſſert worden; wie aber demungeachtet auch die vorzüglichern Ausleger häufig den Fehler begangen hätten, daſs ſie ſich durch das Syſtem leiten lieſsen, und neuteſtamentliche oder ſpätre Begriffe den alten Hebräern aufdrangen. Erſt ſeit den letzten 20 Jahren kam man durch ſorgfältigeres Studium der Alten zu reineren Anſichten; indem man durch Hülfe der Profanſcribenten die hebräiſchen Urkunden aus der Vorſtellungsart der älteſten Völker, und der Art ihre Begriffe auszudrücken, zu erläutern ſuchte. Die alten Schriftſteller, die in dieſer Rückſicht vornehmlich zu benutzen ſind, und die neuern Hülfsmittel werden kurz angeführt. Hierauf werden die Regeln angegeben, welche der Ausleger bey der Vergleichung der altteſtamentlichen Bücher mit den Profanſchriftſtellern zu befolgen hat. Die drey Hauptregeln mit den daraus abgeleiteten Corollarien werden zugleich durch Beyſpiele erläutert. So wird z. B. bey der erſten Regel: wie die älteren Völker, mit Vorbeygehung der natürlichen Urſachen, alles den Göttern zuſchrieben, ſo ſchreiben auch die Hebräer alles dem einzigen Gott Jehova zu: die Wegnahme des Henochs und Elias mit Iliad. XX. v. 233. und die Erzählung des Livius von dem Tod des Romulus I. B. K. 16. verglichen. — Die Homeriſchen Helden haben den Beynamen διογενης, διοτρεφης; und eben ſo nennen auch die Hebräer ihre Könige Pſ. 2. 7. Bey der zweyten Regel: was Gott nicht unmittelbar wirkt, das thut er durch ſeine Geſandten, die Engel, wird bemerkt, daſs nach Homer bald Minerva dem Ulyſſes beyſteht und ihn durch klugen Rath unterſtützt, bald Mars im Treffen mitkämpft, bald Merkur aus dem Himmel geſandt wird, um die Befehle Zeus auszurichten. Eben ſo, ſagt der Vf., erſcheinen auch die Engel als Gefährten Jehovas dem Abraham und Loth. Auch die Stelle 1 Moſ. 22. wird daraus erläutert. Abraham hatte einen Traum gehabt, welchen er für göttlich hielt, und wollte ſeinen Sohn opfern. Aber die Vaterliebe hielt das Meſſer zurück; er ſah inzwiſchen einen Widder im Geſträuche, und plötzlich kam ihm der Gedanke ein, ein Engel Gottes habe dieſen Widder geſchickt, um ihn anſtatt ſeines Sohnes zu opfern. Auch die Stelle Iliad XV. v. 273 ff. wird mit Joſ. 6, 13—15. verglichen. Eben ſo wird auch die dritte Regel, daſs die älteſten Menſchen ſich Gott unter menſchlicher Geſtalt vorgeſtellt und ihm deswegen auch menſchliche Handlungen beygelegt hätten, durch mehrere Vergleichungen erläutert. Unter mehrern treffenden und bereits bekannten Vergleichungen kommen aber auch ſolche vor, die nicht ganz paſſend und wohl gar geſucht ſind. In der Folge giebt der Vf. ſelbſt einige Vorſichtigkeitsregeln, die bey einer ſolchen Vergleichung der bibliſchen Schriftſteller zu beobachten ſind. Sie ſind allerdings richtig, konnten aber noch vermehrt werden. Zuletzt zeigt er, daſs das Anſehen der Schrift durch eine ſolche freyere Interpretation nichts verliere, indem eben dadurch, daſs man zeigt, daſs die in dem A. T. enthaltene göttliche Offenbarung der Beſchaffenheit und den Umſtänden des früheren Menſchengeſchlechts angemeſſen war, die Offenbarung gerettet wird, indem wir eben dadurch zu reineren Begriffen von Gott und der Beziehung des Menſchen zu ihm gelangen, und eben dadurch auch die erzählten Begebenheiten gröſsere Gewiſsheit erhalten. Wenn man auch nicht immer mit den Anſichten des Vfs. übereinſtimmen kann; ſo darf man doch ſeine gute Abſicht und das Richtige in ſeiner Behauptung nicht verkennen. Sehr wahr ſagt der Vf. S. 55.: „*Quemadmodum in educatione non itur per ſaltum, ſed per longiores ambages, quemadmodum infanti conniventur multa, quae puero prohibentur; et puero rurſus, quae adoleſcenti et adulto non licent, tum quia conceptus in prima infantia ſunt tenuiores et ſubito neceſſariam amplitudinem et puritatem nondum attingere poſſunt, tum in ſimplicitate cordis multa agit homo, quae peccatum ſibi eſſe ne cogitat quidem: ita in revelatione genus humanum nonniſi per gradus, ſub magiſterio praeclariſſimorum virorum, Moſis, Prophetarum et Jeſus Nazareni, ad hanc, qua gaudet, perfectionem Deum perducere oportuit et adhuc oportet.*" Dieſe Stelle mag zugleich als Probe von der Schreibart des Vfs. dienen, die zu ſehr von Germanismen entſtellt iſt, als daſs man ſie lateiniſch nennen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. May 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, in d. Buchh. d. Waisenhauses: *Ge. Christiani Knappii Scripta varii argumenti, maximam partem exegetici. II* Tomi. 1805. 658 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Sehr schätzbar muss den Freunden der biblischen Literatur die Erscheinung dieser Sammlung von Abhandlungen seyn, die von dem Vf. seit 20 Jahren als akademische Programme geschrieben, aber, weil sie nicht in den Buchhandel kamen, bey weitem nicht so bekannt geworden sind, als sie es verdienten. Sie gehören in Hinsicht auf die philologisch-exegetische Gründlichkeit, den reichen, und doch wohlgewählten, Apparat von Gelehrsamkeit, besonders in erläuternden Stellen aus griechischen, römischen und jüdischen Schriftstellern, die seltene Geschicklichkeit in Entwicklung biblischer Hauptnotionen, und dem Gebrauch des Parallelismus, so wie die Klarheit und echte Latinität des Vortrags, zu den vorzüglichsten exegetischen Schriften, und haben, neben den ähnlichen Sammlungen von *Nösselt*, *Morus*, *Storr*, bleibenden Werth. I. *Prolusio in locum* 2. Petr. I, 19—21. *qui est de indole atque usu vaticinationum ad Messiam pertinentium.* Die Stelle wird so gefasst: „*Nos quidem ipsi, doctores vestri, nunc firmiora, quam ante, ac testationa tenemus vatum oracula de Messia, postquam illa nobis eventu et illustrata sunt et confirmata. Sic etiam vos recte facitis, si oraculis his estis intenti, tanquam candelae, quae enebricoso in loco, quamdiu nox erat, (h. e. ante cognitam vobis praesentiam J. C. in terris, vestramque ad eum επιστροφην), vobis tantisper lucebat, dum dies illucescerat, ac Lucifer oriretur in mentibus vestris, h. e. donec constaret vobis de praesentia J. C., et illi vos plane addiceretis; id quod jam evenit. Et sane operae pretium faciunt, qui, ad vatum praedicta animum advertentes, pleniorem illorum interpretationem ex historia atque eventu* (v. 16—18.) *repetunt. Quippe hoc vobis imprimis tenendum est, nullum in Scripturis vaticinium propriae interpretationis esse, (ne ipsis quidem vatibus in promtu esse interpretationem eorum quae vaticinantur.) Vam vates plura eloqui non potuerunt, quam quae a Deo ipsis erant patefacta; igitur non est, quod vaticiniorum obscuritatem ante eventum* v. 19.) *miremini!*" (*coll.* 1 Petr. I, 10—12.) — Diese Erklärung scheint dem Rec. die Schwierigkeit gegen sich zu haben, dass es doch nicht recht zu passen scheint: „*merkt auf* die alten Weissagungen, *als auf ein Licht, das euch vorher*, ehe sie durch den Erfolg ganz aufgehellt wurden, *nur schwachen Schein gab!*" Das Studium der Weissagungen, gerade *in so fern* diese ein *nur schwaches* Licht waren, (προσεχ. λογω προφ. ΩΣ λυχνω φαιν. εν αυχ. τοπω) konnte denen, die das hellere Licht der Geschichte und Lehre Jesu (ημερας, φωσφορον) hatten, nicht empfohlen, sondern es musste eher gesagt werden: προφητικον λογον, λυχνον φαινοντι εν αυχμηρω τοπω, βεβαιοτερον (νυν) εχομεν, αφ' ου ημερα διηγασε, και φωσφορος ανετειλεν εν ταις καρδιαις υμων, ω (φωσφορω) καλως ποιειτε προσεχοντες. Nach der Gedankenreihe, welche Hr. *K.* in der Stelle findet, hätte Petrus das Achten auf den den Weissagungen entsprechenden *Erfolg*, als das, wodurch die Weissagungen aufgeklärt würden, empfehlen sollen. Hingegen so wie die Worte im Text lauten, würde das Achten auf die *Weissagungen, gerade in so fern sie abgesondert von dem Erfolg* für sich selbst den Lesern Petri *vorher*, ehe sie Christen geworden waren, *nur ein schwaches Licht gegeben haben*, (das προσεχειν λογω προφ. ΩΣ λυχνω φαιν. εν αυχ. τοπω) empfohlen, also gerade in einer solchen Rücksicht empfohlen, in welcher sie *jetzt*, da die Christen schon zu einer helleren Erkenntniss (ημερα, φωσφ.) gekommen *waren*, nicht mehr von ihnen gebraucht werden konnten und sollten. — Bey der Erklärung des 20. v. hätte Rec. die Einwendungen beantwortet gewünscht, welche *Storr* (*Opusc. acad.* Vol. *II.* p. 392.) dagegen gemacht hat; um so mehr, da der Vf. die *Storrische* Erklärung des Worts επιλυσις (durch *dissolutio*) bestreitet (S. 20.) mit Gründen, die jedoch dem Rec. nicht zureichend scheinen, um sie umzustossen. Denn unläugbar ist doch, dass die *verba composita* öfters die Bedeutung der *simplicium* haben, mithin επιλυσεως ου γινεται gar wohl eben so viel seyn *kann* als λυσεως ου γινεται, oder ου δυναται λυθηναι (Joh. X, 35.). Ueberdiess hat *Storr* eine Stelle aus *Lysias* angeführt, in welcher επιλυειν wirklich diese Bedeutung hat, und welche der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen zu seyn scheint. Der Einwendung des Hn. *K.* gegen *Storr*, in so fern dieser das ιδιας durch ιδιαιτατων erklärt, kann dadurch begegnet werden, wenn man die Erklärung des letzteren dahin modificirt, dass man dem ιδιας die (von Hn. *K.* S. 20. selbst zugegebene) Bedeutung: *selbst beliebig*, giebt, und die Stelle auf die *Irrlehrer* bezieht, welche die προφητειαν *selbst beliebig*, nach ihrer Willkür *auflösten*, d. h. ihr Ansehen zu vernichten suchten, indem sie (vergl. K. III. 4.) die Wahrhaftigkeit der Orakel vom Messias bezweifelten; und vor welchen die Leser gewarnt werden mussten. — II. *De Jesu Christo, ad dextram Dei sedente.* Die gründliche Ab-

handlung zeigt: dafs der Ausdruck καθιζειν εν δεξια του θεου, von Chriſto gebraucht, heifse: *imperare cum Deo; atque auſpiciis divinis*, und entwickelt den Begriff des N. T. von der Herrſchaft Chriſti, und der βασιλεια των ουρανων. Aus allem ſieht man, dafs der Vf. in den Beſchreibungen des N. T. eine reelle, himmliſche Herrſchaft Chriſti über das Univerſum — nicht bloſs eine fortdaurende Wirkſamkeit ſeiner Lehre — findet. Er bemerkt aber dabey eben ſo richtig, dafs das καθιζ εν δεξ. θ. keineswegs auf die göttliche *Natur* Chriſti zu beziehen ſey. Dem Rec. iſt nur *der* Wunſch übrig geblieben, dafs gerade ein ſo gründlicher Theolog, wie Hr. *K.*, ſich auch auf die Beleuchtung der philoſophiſchen Schwierigkeiten des exegetiſch unläugbaren Dogma: „Chriſtus — ein *Menſch* — beherrſcht das Univerſum!" eingelaſſen, und uns ſtatt Einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand Zwey gegeben hätte. Den genaueren Forſcher kann doch einmal weder die Hypotheſe einer *communicatio idiomatum*, noch die einer *communicatio operationum* befriedigen. — Wie ſehr auch philoſophiſche, beſonders hiſtoriſch-philoſophiſche Forſchungen dem Vf. gelingen, zeigt die Abhandlung Nr. III. *Super origine opinionis de immortalitate animorum apud nationes barbaras atque a cultu veri Dei alienas*, welche mit eben ſo viel Beleſenheit als Scharfſinn zeigt: dafs der Urſprung des Glaubens an Fortdauer nach dem Tode unter unkultivirten Völkern alter und neuer Zeiten, nicht in philoſophiſchen Beweiſen, ſondern in den Erſcheinungen der Verſtorbenen im Traum, zuweilen auch in Viſionen, die man wachend hatte, zu ſuchen ſey. Rec. möchte nur nicht daraus allein alles erklären, ſondern hauptſächlich auch *theils* die ſehr frühe, von dem Vf. ſelbſt bemerkte, Vorſtellung von der Nicht-Identität der Seele und des Leibes (die ſchon allein bey Völkern, welche an ſtrenge Beweiſe nicht gewöhnt waren, die Fortdauer der erſteren glaublich machen konnte), *theils* die Sehnſucht nach den Verſtorbenen, und den Wunſch, mit ihnen wieder vereinigt zu werden (wodurch der Glaube an die objective Realität der Todten-Erſcheinungen im Traum erſt herbeygeführt wurde), in Rechnung bringen. — IV. *De Spiritu S. et Chriſto Paracletis, itemque de varia poteſtate vocabulorum* παρακαλειν, παρακλησις, παρακλητος. Eine Abhandlung, die ein Muſter philologiſch-exegetiſcher Gründlichkeit iſt! Sie zeigt (mit ſorgfältiger Prüfung der verſchiedenen Erklärungen), dafs in den Stellen, wo das πνευμα αγιον als παρακλητος beſchrieben wird, die weitere Bedeutung von *patronus, adjutor, curator, Berather, Helfer, Schutzherr*, hingegen 1 Joh. II, 1. die engere, *Fürſprecher*, anzunehmen ſey, und dem Wort in beiderley Stellen das deutſche *Beyſtand* entſpreche. Zugleich giebt S. 157 — 164. eine ſehr ſchätzbare Ueberſicht alles deſſen, was im A. und N. T. dem *heiligen Geiſt* zugeſchrieben wird. Die Hauptnotion, auf welche der Vf. alle Stellen, wo vom πνευμα αγιον die Rede iſt, bezieht, erhellet aus folgender Stelle (S. 157.). „*Inter eos Spiritus* (רוחות, מלאכים, πνευματα, αγγελους), *quibus, etſi illi ſub aſpectum non cadunt, tamen repletum eſt, movetur ac regitur, auſpice Deo, omne hoc univerſum ac ſingulae ejus partes, unus eminet* Spiritus, *qui proprie et ſingulari ratione divinus, ſacer, auguſtus*, (קדש) *Hebraeis appellatur, natura intelligentiſſima, potentia, ceterisque virtutibus praeſtans reliquis omnibus, univerſitatem rerum permeans, regens, moderans.*" Auf dieſen Geiſt bezieht Hr. *K.* auch 1 Moſ. I, 2. ohne jedoch zu läugnen, dafs Moſes ſelbſt dabey an *Wind* und *Luft* gedacht haben könnte, da man ſich in dem unphiloſophiſchen Kindesalter der alten Welt die Natur eines jeden Geiſtes als körperartig und *luftig (corporeae formae ſimilem, ſed tenuiſſimam, ex aëre quaſi conflatam et ſpirantem)* gedacht habe. Rec. mufs geſtehen, dafs er begierig wäre zu wiſſen, ob der Vf. ſein *exegetiſches* Reſultat über die bibliſchen Vorſtellungen von dieſem heiligen Geiſt auch (wie man nach mehreren Aeufserungen dieſer Abhandlungen, beſonders auch der Vorrede vermuthen ſollte) für *dogmatiſch-wahr* halte, und wie er in dieſem Fall die Vorſtellung von einem *alles* im Univerſum durchdringenden, und regierenden, beſonders unter den Menſchen *alles* religiöſe und moraliſche Gute bewirkenden, überſinnlichen, geiſtigen Weſen *auſſer Gott*, mit der philoſophiſchen, und ſelbſt mit der übrigen bibliſchen Religionslehre vereinigen zu können glaube. Rec. konnte ſich ſelbſt von der *exegetiſchen* Richtigkeit und Nothwendigkeit dieſer Anſicht nie überzeugen, ſondern glaubt, dafs bey weitem nicht überall, wo das πνευμα αγιον, θεου, רוח יהוה u. ſ. w. vorkommt, an ein *perſönliches* Weſen, — wo dieſs aber der Fall iſt, an die *höchſte Gottheit* ſelbſt, als den höchſten, erhabenſten Geiſt, zu denken ſey; ſonſt aber dieſer Ausdruck gar häufig theils *Kraft, Wirkſamkeit, Einfluſs* Gottes (als ein Abſtractum), theils auch heilige, gottähnliche *Geſinnung* bezeichne. Auch kann Rec. die Vorſtellung, dafs *alles* Gute und Vorzügliche unmittelbar und *übernatürlich* von dem πν. αγ. bewirkt werde, nicht einmal im alten, und noch weniger im N. T. finden. — V. *Commentatio in* 1 Joann. V, 6 — 12: *in qua ſimul argumentum ac ſeries ſententiarum per univerſam hanc epiſtolam declaratur.* Chriſtus ſelbſt (ſagt der Vf.) hatte zum voraus von angeblich-göttlichen Lehrern (ψευδοπροφ.) geſprochen, welche unter den Chriſten ſchädliche Irrthümer verbreiten würden (Matth. VII, 15. XXIV, 11. 24.). Als ſich bald nach Jeſu Tod ſolche Irrlehrer unter den Chriſten zeigten: ſo ſahen die Apoſtel darin den Anfang der Erfüllung dieſer Weiſſagungen Chriſti; wiederholten daher dieſelben, führten ſie weiter aus, und erwarteten künftig (εν ὑστεραις καιροις, εν εσχαταις ἡμεραις, *poſthuec*, ohne nähere Zeitbeſtimmung) noch ſchlimmere Irrlehrer. (Apoſt. Geſch. XX, 29. 30. 1 Tim. IV, 1. 2 Tim. III, 1 ff. 2 Petr. II, III, 2. 3. u. a.). Eben darauf bezieht auch beſonders Johannes 1 Br. II, 18. die damals in Aſien ſich zeigenden Irrlehrer, indem er (nach Hn. *K.* Erklärung) ſagt: „*Tempus illud, quod futurum praedixerunt alii, praeſente Chriſto*, (εσχατη ὡρα), *jam adeſt* (εστι)." Dieſe Irrlehrer läugneten, dafs Jeſus *Chriſtus* ſey (II, 22. IV, 2. 3. V, 1.) darum, weil

(IV

LV, 2. 3. 2 Br. 7.) ihnen sein niedriges Leben auf Erden (σαρξ) anstölsig war. In Beziehung auf diese Irrlehrer fasse nun die Stelle 1 Joh. V, 6 ff. die Beweise für die Messianische Würde Jesu kurz zusammen, indem sie sage: „*tum ea praestitisse Jesum, quae a Messia fuerint exspectata, tum ipsum Deum suo testimonio huic rei fidem feciss.*" Der schwere 6. v. wird auf folgende Art erklärt: „*Hic Jesus, qui venit cum aqua, (h. e. qui baptisma instituit, coll.* Jo. I, 25. Matth. III, 7.) *et sanguine, (h. e. qui profuso sanguine suo nos expiavit), est Christus.*" Die folgenden Worte werden so erklärt: και ὁ θεος μαρτυρει περι αυτου· ὁ γαρ θεος αληθης εστι, (so dass also πνευμα i. q. θεος), und auf alle die Beweise, wodurch die Messianische Würde Jesu von Gott bestätigt worden sey (Wunder, Lehre u. a.), bezogen. Rec. bemerkt nur in Beziehung auf die Worte εν ὑδατι και αιματι, dass es schwerlich erweislich seyn möchte, (was doch die Erklärung des Vf. vorausfetzt): Taufe und versöhnender Tod seyen damals als *charakteristische* Merkmale des Messias angesehen, und in so fern „*a Messia exspectata*" gewesen. Die erste sah man selbst nach Joh. I, 25. wenigstens *auch* als eine Function *anderer* Propheten an; und dass der Messias sterben sollte, war wenigstens den herrschenden jüdischen Begriffen im Zeitalter Christi (wie man sie aus dem N. T. selbst, und nicht aus späteren Schriften einzelner speculirender Cabbalisten abstrahiren muss) geradezu entgegen. — VI. *Commentatio in colloquium Christi cum Nicodemo de natura atque usu disciplinae suae* Joh. III, 1 — 21. — VII. *Prolusio ad* Hebr. XII, 18 — 24. Der Uebersetzer der Worte: ψηλαφωμενω ορει durch *mons fulmine tactus* hält der Vf. entgegen: dass von Blitzen nicht ψηλαφαν, sondern θιγειν gebraucht werde, und dem hebräischen נגע das griechische απτεσθαι correspondire. Er übersetzt: *mons contrectabilis, qui tactu, sensu percipi potest*, (αισθητος), im Gegensatz gegen den tropischen Berg *Sion*, „*in quo, quae sub sensus cadunt, non spectantur, sed ea tantum, quae mente percipi possunt*, νοητα, πνευματικα, ηθικα." Dieser sey nämlich Bild der *christlichen*, so wie Sina Bild der mosaischen *Oekonomie*, oder Religionslehre. Bey v. 22 — 24. wird bemerkt: dass sieben (wie v. 18. 19. sechs) besondere, jedesmal durch και unterschiedene *Incisa* vorkommen, diejenigen Worte aber, die mit einem der Sätze ohne και verbunden sind (wie z. B. Ιερουσαλ. επουραν.) erläuternd seyen; eine Bemerkung, auf welche sodann die Behauptung gebaut wird, dass v. 22. 23. zu interpungiren sey: και μυριασιν αγγελων πανηγυρει. Die εκκλησια πρωτοτ. εν ουραν. απογεγρ. wird auf die „*societatem cultorum Christi, qui in terra adhuc vitam agunt*" bezogen, und in den Worten: κριτη θεω παντων das παντων mit θεω verbunden. Alles dies findet Rec. mit starken Gründen unterstützt. Weniger befriedigend ist ihm die Bemerkung (S. 270.), durch welche die bekannte Schwierigkeit des Citats aus Deut. IX, 19. im 21. v. gehoben werden soll: dass nämlich Moses das, noch von der Gesetzgebung her brennende Feuer (vergl. Deut. IX, 15. 10.), welches er beym Herabsteigen vom Berg wieder sah, als eine Anzeige der göttlichen Strafen über das abgöttische Volk betrachtet habe, und in so fern *durch die Phänomene bey der Gesetzgebung* (wie es der Brief an die Hebräer vorstellt) εκφοβος και εντρομος geworden sey. Ohne Zweifel würde man bey einem Profanscribenten die Voraussetzung, dass den citirenden Schriftsteller ein kleines, nicht hoch anzurechnendes Versehen bey seinem Citat beschlichen habe, als die natürlichere vorziehen. — VIII. *Commentatio in* Joann. XIV, 1 — 7. Der Vf. tritt (um nur dies zu bemerken) in Ansehung der Worte: ει δε μη ειπον αν ὑμιν, mit Recht denen bey, die nach ὑμιν ein Punkt setzen, und den Sinn so fassen: *quod nisi ita esset, dixissem vobis (nam falsa spe vos nunquam produxi.)* Die Einwendung, dass dieser Sinn frostig sey, wird S. 314 f. gut beantwortet. — Rec. hätte gewünscht, dass Hr. *K.* in dieser Abhandlung doch auch auf die, freylich sonderbare, und höchst gezwungene, *Schuster'sche* Erklärung der ersten Verse (*Eichhorns* Bibl. B. *X.* S. 808 f.) Rücksicht genommen hätte. Ueberhaupt möchte man öfter, als es auch sonst geschehen ist, manche der neuesten Erklärungen von einem so gründlichen Ausleger beurtheilt wünschen. — IX. *De nexu resurrectionis Jesu C. e mortuis; et mortuorum, ad illustranda varia loca N. T. inprimis* 1 Cor. XV, 12 — 19. Hier ist dem Rec. die Behauptung aufgefallen (S. 340 f.): sowohl Christus (Matth. XXII, 23 — 32.), als Paulus (1 Cor. XV, 18 f. 29 — 32.) haben, wie die Juden vor und in ihrem Zeitalter, Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes nicht genau unterschieden, sondern für einerley gehalten, unter einerley Benennungen (תחית המתים, αναστασις, εγερσις νεκρων) begriffen, und mit dem Erweis der ersteren zugleich auch die letztere als erwiesen angenommen. Dagegen liesse sich manches erinnern, wenn es hier nicht zu viel Raum erfoderte. — X. *Exercitatio in locum de nova praecepto Christi* Joann. XIII, 34. XV, 12. 17. Der Vf. zeigt, dass hier nicht von der allgemeinen Menschenliebe, sondern von der Liebe der Anhänger Jesu unter sich die Rede sey, und bezieht (wie schon Theophylact) das καινην darauf, dass Christus das Gebot der Liebe *mit dem Beysatz:* καθως ηγαπησα ὑμας, (welche Worte noch einen Theil der εντολη selbst ausmachen), seinen Jüngern hier zum erstenmal eingeschärft, und auch durch das *neue* Institut des Fusswaschens hier symbolisch zum erstenmal empfohlen habe. So scheinbar auch der Vf. diese Ansicht vertheidigt: so scheint doch dem Rec. diejenige Erklärung, welche die καινην εντολην von einem *aufs neue eingeschärften* Gebot versteht, beynahe einfacher, und grammatisch wohl möglich. — XI. *Explanatio loci* Matth. V, 3. *et proxime sequentium aliquot sententiarum.* Mit grosser Genauigkeit und den scheinbarsten Gründen sucht der Vf. zu zeigen: dass πτωχοι mit πνευματι zu verbinden, und die *pauperes* oder *egeni animo* solche seyen, *qui animi divitias sibi deesse agnoscunt, vel, quibus non hebet sensus suae tenuitatis, inopiae, insciitiae, imbecillitatis virium.* Diese *Geistesarmuth* sey dann mit *Demuth* und *Bescheidenheit* zwar verwandt, aber doch nicht ganz einerley, sondern verhalte sich zu dieser wie die Ursache zu ihrer Wirkung. Dem Rec. scheint jedoch durch alles,

was

was Hr. K. erinnert, die Schwierigkeit, welche aus der Parallelſtelle Luc. VI, 20. entſteht (wo es bloſs heiſt: μακαριοι οι πτωχοι), nicht gehoben: denn er kann ſich nicht überzeugen, daſs οι πτωχοι ohne Beyſatz, zumal wenn ihnen v. 24. οι πλουσιοι ebenfalls ohne Beyſatz entgegengeſetzt werden, und ohne daſs der Zuſammenhang deutlich auf eine tropiſche Bedeutung hinweiſt, *geiſtig arme* ſeyn können. Bey den Stellen Jeſ. LXI, 1. 2. Matth. XI, 5. iſt erſt noch die Frage: ob nicht *leiblich* arme und elende zu verſtehen ſeyen? Rec. nimmt πνευμα für *Geſinnung*, und überſetzt: „*glücklich durch* eure *Geſinnung ſeyd ihr, meine* (leiblich) *armen* Jünger!" Dieſe Erklärung trifft die Einwendung, mit welcher die ähnliche, welche „glückliche *am Geiſt, der Seele nach*" verſteht, beſtritten wird (S. 400.), nicht. Denn wenn von der *Geſinnung* die Rede war, ſo konnte Chriſtus den obigen Satz ſchlechterdings nicht durch: μακαριον το πνευμα των πτωχων, (vergl. Sir. 34, 15.) ausdrücken, ſondern nur entweder ſo: μακαριοι τω πνευματι οι πτωχοι, oder, wie wir ihn bey Matthäus leſen, μακαριοι οι πτωχοι τω πνευματι. Freylich wäre die erſte Conſtruction minder zweydeutig; aber wer darf bey der Sprache des N. T. die gröſste Genauigkeit erwarten? Und überdieſs verſchwand in der Urſprache, der ſich Jeſus bediente, alle Zweydeutigkeit, wenn er ſagte: אשרי העניים רוח, ſtatt deſſen er nothwendig hätte עניי רוח (im *ſtatu conſtructo*) ſagen müſſen, wenn er *arme am Geiſt* verſtanden hätte. Damit iſt auch die Einwendung S. 402. gehoben. — Noch weniger kann ſich Rec. überzeugen, daſs (wie Hr. K. S. 396 f. will) die kürzere Formel μακαριοι οι πεινωντες νυν bey Luc. VI, 21. von dem Hunger *nach Rechtſchaffenheit*, von welchem der Vf. mit andern Auslegern das πεινωντες την δικαιοσυνην bey Matth. V, 6. erklärt, verſtanden werden *könne*. Rec. kann es aber auch nicht ſo „*inſolens ac durum*" (S. 396.) finden, das δικαιοσυνην mit μακαριοι zu verbinden. „*Glücklich in Hinſicht auf ihre Rechtſchaffenheit ſind* meine *dürftigen* Jünger!" Gerade wie in einer Stelle *Lucians* (*Viger. de idiot.* p. 631. *ed. Hermann.*): ευδαιμων, ω Σωκρατες, ανθρωπος ει ΤΑ γε ΤΟΙΑΥΤΑ. — XII. *Proluſio, qua locus* Röm. VII, 21. *illuſtratur, ſimulque de argumento et nexu* cap. VII. et VIII. *ſtrictim exponitur.* Der ſchwere 21 v. wird ſo aufgelöſet: ευρισκω αρα, ὅτι εμοι το κακον παρακειται, τω θελοντι εμοι τον νομον, ὁ εστι το καλον, ποιειν. Nur bleibt es nach des Rec. Gefühl bey dieſer Erklärung immer hart, daſs im Text τον νομον nicht unmittelbar vor dem damit in Appoſition ſtehenden το καλον ſteht. Deſto mehr aber ſtimmt Rec. mit der ſehr gründlich ausgeführten Behauptung überein, daſs die durch den μετασχηματισμος Röm. VII. bezeichnete Menſchen nicht ſolche ſeyen, die unter dem herrſchenden Einfluſs des Chriſtenthums ſtehen, ſondern ſolche, die demſelben noch nicht ergeben (noch οντες εν σαρκι cap. VII, 5.), wenn gleich keine entſchloſſen Laſterhafte, ſondern das Gute wollende Menſchen ſind. XIII. *De diſpari formula docendi, qua Chriſtus, Paulus, atque Jacobus, de fide et factis differentes, uſi ſunt, itemque de diſcrimine* εργων νομου *et* εργων αγαθων. Schon Chriſtus bediente ſich der doppelten Lehrart, daſs er das einemal den *Glauben*, das anderemal die guten *Werke* als Urſache der Seligkeit angiebt. Paulus, ungeachtet er ſo häufig das erſte thut, thut doch auch das letzte; und Jacobus, ungeachtet er ſo ſehr auf die *Werke* dringt, gedenkt doch auch des *Glaubens* ſehr ehrenvoll. Dabey werden aber unter den *Werken* in dem Satz des *Jacobus*: εξ εργων δικαιουται ανθρωπος, και ουκ εκ πιστεως μονον, — ſolche, die ſonſt καλα αγαθα heiſsen, d. i. echte, aus dem Glauben flieſsende Tugendwerke, unter der πιστις aber ein von ſolchen εργοις αγαθοις entblöſster todter Glaube, — unter dem *Glauben* hingegen, welchem die δικαιωσις zugeſchrieben wird, in dem *Pauliniſchen* Satz: εκ πιστεως δικαιουται ανθρωπος, ουκ εξ εργων νομου, ein mit εργοις αγαθοις verbundener Glaube, unter den εργοις νομου aber nicht jene εργα αγαθα an ſich, ſondern die vom Geſetz Gottes (im weiteſten Sinn) vorgeſchriebenen Werke, *in ſo fern ſie von uns geleiſtet, oder nicht geleiſtet, und als abgeſondert vom Glauben betrachtet werden*, verſtanden. Von dieſen εργοις νομου wird geläugnet, daſs ſie Urſache der Seligkeit ſeyn können, *bloſs darum*, weil kein Menſch dem Geſetz Gottes den *vollkommnen* Gehorſam leiſtet, der zu einer auf dieſem Wege zu erlangenden Seligkeit erfordert würde. — Rec. findet dieſe Bemerkungen zur Löſung des Scheinwiderſpruchs der bibliſchen Stellen, ſo wie die damit verbundene Darſtellung der Lehre des N. T. von der δικαιωσις εκ πιστεως ſehr richtig, und hätte nur gewünſcht, daſs der Vf. die Bemerkung, welche dieſer bibliſchen Lehre erſt Haltung giebt, ausdrücklicher herausgehoben hätte, die Bemerkung nämlich: daſs die Seligkeit, die das N. T., und beſonders Paulus als eine Folge des Todes Jeſu betrachtet, eine dem Grade nach das moraliſche Verdienſt ſelbſt des beſten, aber immer noch moraliſch unvollkommenen, Menſchen überſteigende, oder eine ſolche *vollkommne* Seligkeit iſt, auf welche ein *Rechtsanſpruch* nur unter Vorausſetzung einer *vollkommnen* Moralität ſtatt fände. — Bey der letzten Abhandlung XIV. *in periocham ex epiſtola Jacobi inde a* cap. I, 22. *usque ad* cap. II, 26. müſſen wir uns auf die bloſse Titel-Anzeige beſchränken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. May 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

OLDENBURG, in d. Schulze'schen Buchh.: *Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten.* Zum bequemen Gebrauch für Alle, welche jene Ausdrücke richtig verstehen und gebrauchen, oder auch vermeiden wollen, insonderheit für Schulen, von *J. C. A. Heyse.* — *Erster* Theil, von *A* bis *K.* 1804. XIV u. 410 S. — *Zweyter* Theil, von *L* bis *Z.* 446 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung dieses Wörterbuchs gaben dem Vf. die fremden Wörter in dem Handbuche der Orthographie von *Kruse*, welches er zu erklären hatte. Mit Rücksicht auf dieses Buch sagt er in der Vorrede S. IV. also: „Ein allgemeines *Verdeutschungs-Wörterbuch*, was *Vollständigkeit* mit *möglichster Kürze*, ohne Nachtheil der allgemeinen Verständlichkeit, und *Wohlfeilheit* mit einander vereinigte, und sowohl für *Schulen*, als auch für das *bürgerliche Geschäfts-* und *Gesellschaftsleben* ein eben so bequemes als brauchbares Handbuch wäre, schien mir noch ein Bedürfniss, und die Befriedigung desselben kein ganz undankbares Unternehmen zu seyn. Aufgemuntert durch mehrere einsichtsvolle Männer, die mich in jenem Urtheil bestärkten, unterzog ich mich der mühsamen Bearbeitung eines solchen Werkes, sammelte Jahre lang nicht nur alle in jenem Handbuche der Orthographie (von *Kruse*) vorkommende, sondern auch viele tausend andere in schriftlichen und mündlichen Vorträgen, in Zeitungen und gerichtlichen Verhandlungen, und überhaupt in der Sprache aller Künste und Wissenschaften übliche *fremde Wörter und Redensarten*, deren Verdeutschung und Erklärung die Hauptbeschäftigung meiner Musse war. Mit steter Hinsicht auf meinen Zweck und die so sehr verschiedenen Bedürfnisse, Wünsche und Kenntnisse gebildeter und ungebildeter Leser durchsuchte und benutzte ich dabey die besten und vollständigsten Wörterbücher nebst andern Hülfsmitteln, sowohl in Hinsicht der Sachen als der Sprache." — Als einen Vorzug seines Wörterbuchs vor dem ähnlichen von *Campe* giebt er S. VI. folgendes an: „In Hinsicht der Vollständigkeit und Menge der darin aufgenommenen aus fremden Sprachen in die unsrige übergegangnen Wörter brauche ich zur *Empfehlung* desselben *nur* anzuführen, dass es *über zweytausend* solcher Ausdrücke mehr enthält, als das so reichhaltige in zwey Quartbänden erschienene Verdeutschungs-Wörterbuch des wegen seiner Verdienste um die Reinheit unserer Sprache, wie in anderer Hinsicht verehrungswürdigen Hn. Schulraths *Campe*."

Ein Hauptfehler im *Plane* dieses Wörterbuchs ist, dass sich der Vf., wie theils aus dem, was wir eben aus der Vorrede angeführt haben, theils noch mehr aus der Ausarbeitung selbst erhellt, keine *feste Regel* über die Aufnahme der hieher gehörigen fremden Wörter gemacht hatte. Wer wollte doch bey einem solchen Wörterbuche das Handbuch der Orthographie von *Kruse*, in Absicht der fremden Wörter, die in diesem vorkommen, zur Grundlage machen!! Wer wollte viele tausend (wie sich der Vf. ausdruckt) in der Sprache aller Künste und Wissenschaften vorkommende fremde Wörter so ohne Auswahl unter einander stellen! Bey dieser Manier konnte er freylich sein Buch mit leichter Mühe reichhaltiger an Wörtern machen, als es das Wörterbuch von *Campe* ist. Dass aber Hr. *H.* keine Wahl getroffen hat, das mögen die Wörter unter dem Buchstaben *A.* beweisen, den Rec. zu dem Ende durchgehen will. Hier führt der Vf. die Namen auf: *Acheron*, *Action*, *Adonis*, *Äolus* u. s. w. Mit eben dem Rechte, als diese hier stehen, konnte der Vf. die Namen der ganzen Mythologie der Alten in sein Buch aufnehmen. Will er antworten, dass er blos jene Namen ausgehoben habe, weil sie am häufigsten in deutschen Schriften, z. B. bey Dichtern, vorkämen; so frägt Rec.: warum hat er denn aus diesem Grunde nicht auch *Äsaus*, *Alceste*, *Alkmene*, *Ariadne* u. s. w. aufgenommen, die wenigstens eben so häufig, als jene, bey unsern Dichtern gefunden werden? Ferner aus der Botanik: *Aconitum*, *Agave*, *Akeley*, *Alant*, *Alkanna*, *Amaranth*, *Amarelle*, *Amaryllis*, *Asklepias*, *Asphodill* u. s. w. Wer aber erwartet dergleichen Wörter hier? Die sucht man in einer Botanik. Oder wollte der Vf. auch die ganze Botanik seinem Buche einverleiben? Ferner aus der Jurisprudenz: *abellagium*, *arctior citatio*, *assassinium* u. dergl. m.; aber welch eine grosse Menge von Ausdrücken hätten mit den aufgeführten gleiches Recht gehabt, hier zu stehen! Ferner stösst der Leser auf eine nicht kleine Anzahl französischer und italiänischer Wörter, die ihre völlige fremde Form beybehalten haben; z. B. *abondance*, *accolade*, *accordoir*, *acharnement*, *acreté*, *adversaire*, *affettuoso*, *agréable*, *aigreur*, *all ottava*, *ancora*, *applicable* u. s. w. Hätte der Vf. hier consequent verfahren wollen: so hätte er beynahe ein halbes französisches oder italiänisches Lexicon abschreiben können. Endlich stehen hier viele lateinische Verba, denen eine deutsche Endung angehängt, und auf diese Art ein deutsches Kleid gegeben ist; z. B. *ab-*

juriren, *abrumpiren*, *acceleriren*, *addiciren*, *appropriren* u. s. w.; aber wenn man alle dat. Verba, die einmal in unserer Sprache von einem Sprachverderber so ausstaffirt sind, in ein Wörterbuch eintragen wollte: so würde dies allein einen ansehnlichen Band ausmachen, und dann doch nicht den Sprachgebrauch darstellen, weil Eine oder ein paar Stimmen noch nicht den Sprachgebrauch begründen.

Dieses Wenige wird des Rec. Urtheil über die Planlosigkeit des Buchs bestätigen. Wie aber sind denn die Erklärungen der Wörter und Redensarten ausgefallen? Folgende nicht ängstlich gesuchte Proben mögen die Frage beantworten. — „*Abderiten*, die wegen ihrer Albernheit berüchtigten Einwohner der alten Stadt Abdera in Thracien. Uneigentlich: so viel wie Schöppenstädter." Ist das Letzte eine Erklärung? Was ist denn nun ein *Schöppenstädter?* wird der Unkundige fragen. — „*Abbé*, ein Weltgeistlicher, Aftergeistlicher, eine unechte Art von Geistlichen in Frankreich." Beynahe so viele Fehler als Worte. Hätte der Vf. das *Dictionnaire de l'Academie Françoise* nachgeschlagen, so würde er folgende Erklärung gefunden haben: 1) *Celui qui possède une Abbaye.* 2) *On appelle communément Abbé, tout homme, qui porte un habit ecclésiastique quoiqu'il n'ait point d'Abbaye.* — „*Allegorie*, eine Gleichniss- oder Bildrede; Verblümung oder verblümte Rede; sinnbildliche Vorstellungsart." Wusste denn der Vf. nicht, dass *Allegorie* von *Gleichniß* oder *Gleichnißrede* völlig verschieden ist? — „*Areopagus* oder *Areopag*, ein strenges, unparteyisches Gericht zu Athen." Eine schöne Erklärung! Hätte der Vf. gesagt: ein Kriminalgerichtshof zu Athen, der über Diebstahl, Giftmischerey, Mord und andre grosse Verbrechen richtete, so hätte der unkundige Leser doch einen bestimmten Begriff bekommen. — „*Bischof*, ein Aufseher oder Oberherr über ein geistliches oder weltliches Gebiet (Bisthum oder Stift)." Man weiss doch wahrlich nicht, ob man bey dem Lesen solcher Erklärungen seinen Augen trauen soll. — „*Costume*, der Zeit- oder Trachtgebrauch; die richtige Vorstellung z. B. eines Gemäldes in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Bekleidung, Moden u. s. w." Was für Deutsch! Was soll zuerst der *Zeitgebrauch?* Der Zusammensetzung nach könnte das Wort heissen: 1) *der Gebrauch der Zeit zu einem bestimmten Zwecke;* 2) *der Gebrauch, der zu einer gewissen Zeit herrscht.* Das Letzte meynt der Vf. Wegen dieser Zweydeutigkeit aber verwarf schon *Campe* den Ausdruck *Zeitgebrauch* statt *costume* (s. dessen Wörterbuch). Doch das möchte noch gehen; aber wer sagt wohl: die *Vorstellung eines Gemäldes* in Rücksicht u. s. w. Der Vf. hätte die Erklärung so fassen sollen: *Das zu einer gewissen Zeit Uebliche, oder Gewöhnliche, so fern es die Kunst darzustellen vermag.* — „*Diatribe*, langweilige Abhandlung, oder Schrift." Wirklich? — „*Edda*, das heilige Buch der alten nordischen Völker." Welch ein unbestimmter Begriff! — „*Fabel*, eine erdichtete Erzählung, mit welcher der Dichter eine sittliche Absicht verbindet; Erdichtung; Mährchen." Unter diesem Schwalle kann man nun wählen; aber die wahre Erklärung nach welcher man unter Fabel im engern Sinne die Erzählung einer *allegorischen Handlung* versteht, findet man nicht. — „*Galvanismus* oder *Galvanisme*, eine Art thierischer Electricität, nach ihrem ersten Entdecker genannt, welche nicht durch Reiben hervorgebracht wird, sondern sich von selbst in allen ihren Erscheinungen zeigt, wenn man eine Anzahl Platten von Zink und Silber oder Kupfer wechselsweise mittelst angefeuchteter Blätter von Pappe in eine Säule über einander legt, oder auf andere Art durch eine Flüssigkeit verbindet." — Wenn der Vf. auch nichts von der Sache selbst versteht: so musste es ihm doch auffallen, dass seine Beschreibung von der Entstehung dieser Art Electricität gar nicht zu seinem Ausdrucke *thierische* Electricität passt. Ferner liegt in seiner Beschreibung gar nicht das *Wesen* dieser Electricität. Auch hat er nur *einige* Leiter angegeben. — „*Habeas corpus*, oder *Habeas-corpus-Acte*, ein englisches mit jenen Worten anfangendes Grundgesetz, nach welchem ein Verhafteter das Recht hat, auf die Untersuchung seines Processes beym Oberhofgerichte (?) zu dringen." Eine ganz falsche Erklärung, zu der die weiterhin vorkommende höchst unvollständige Erklärung der *Magna Charta* ein Seitenstück abgiebt. — „*Inversion*, in der Sprachlehre: die Wortversetzung, Versetzung, Umkehrung, Umstellung der Wörter." Wie höchst unbestimmt! — „*Kanker*, eine Spinne." Das hätte doch wohl so lauten sollen: ein im *gemeinen* Ausdrucke gebräuchlicher Name statt *Spinne*." — Zuletzt nur noch Eine allgemeine Bemerkung. Wie konnte der Vf., da er den Raum sparen wollte, einen Schwall von Erklärungen hinter ein Wort setzen, von denen oft eine die andere aufhebt? Wir führen folgende Wörter, wie sie uns gerade vorkommen, zum Belege an: „*Invalidität*, die Unkräftigkeit, Nichtigkeit, das Unvermögen, die Kraftlosigkeit, Schwäche, Leibesschwäche, Unbrauchbarkeit, Dienstunfähigkeit. — *Invective*, eine anfahrende Beleidigung, Anzüglichkeit, Schimpf- oder Stichelrede, eine heftige, beleidigende Strafrede, Schmähung, beleidigende Anzapfung, ein fein verstecktes Schmäh-, Schelt- oder Schimpfwort."

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Crusius: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische*, von M. *Joh. Gottlob Gräße*, Tertius an der Churfürstl. Sächsischen Landschule zu Grimma. *Erster* Theil. Materialien aus der alten Geographie und Geschichte Griechenlandes, und dessen Staatenbewohner, mit Rücksicht auf das verständliche Lesen der classischen Autoren. 1805. XIV u. 229 S. 8. (14 gr.)

Dies ist der *zweyte* Versuch, den der Vf. macht, um das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische zu befördern und zu erleichtern. Der *erste*, der in den Jahren 1800 und 1801. erschien, hatte den Zweck, mittelst einer Sammlung leichter Beyspiele zum gram-

matisch-

natiſchrichtigen Schreiben, nach der vom Vf. herausgegebnen lateiniſchen Grammatik, anzuleiten. Für die ſchon geübtern Lehrlinge iſt die vorliegende Sammlung als zweyter Curſus beſtimmt, deſſen zweytes Bändchen ſeine Materialien aus den griechiſchen Antiquitäten erhalten ſoll. Voran geht eine kleine Geographie Griechenlands, jedoch mit Ausſchluſs des aſiatiſchen und italiäniſchen Griechenlands, wie auch der von Griechen bevölkerten Inſeln, welche ihren Platz auch hier hätten finden ſollen, und nun wahrſcheinlich im zweyten Bändchen nachzuholen ſind. Dann folgen von S. 60. an bis zu Ende im Ganzen recht gut gerathene Auszüge aus der athenienſiſchen, thebaniſchen und ſpartaniſchen Geſchichte meiſt in kleinen Biographieen. — An ſich betrachtet iſt die Anſicht, welche man jetzt ziemlich allgemein beym Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche, zur Erlernung dieſer Sprache, gefaſst hat und befolgt, bey weitem der in ältern Zeiten bey uns üblichen vorzuziehen. Damals hatte man bloſs die Abſicht, eine Menge guter, oft herzlich ſchlechter Phraſen und Wendungen dieſer Sprache, ſyntaktiſch verbinden zu lehren, ohne auf den Stoff, der dieſen Phraſen zum Grunde lag, die gehörige Aufmerkſamkeit zu richten. Herrſchende Studien und Autoren leiteten gewöhnlich die Lehrer, entweder wenn ſie die Ueberſetzungsaufgaben ſelbſt verfaſsten, oder ſchon in dieſem Geiſte herausgegebne brauchten; bald waren es bibliſche Geſchichten, oder fromme, aber dabey ſehr ermüdende, Betrachtungen, bald Curioſa aller Art, bald ſteife Chrien, um dadurch zur Beredtſamkeit (ein feiner Geſchmack!) gelegentlich anzuführen, bald Variationen und Nachbildungen geleſener Autoren, als des Cornelius Nepos u. ſ. w. Die Lichtiſchen, Muzelſchen und ähnliche Arbeiten mögen zu Beyſpielen dienen. Viel zweckdienlicher iſt es dagegen, dergleichen Ueberſetzungsaufgaben zur Beförderung und Erleichterung der Lektüre der claſſiſchen Schriftſteller des griechiſchen und römiſchen Alterthums einzurichten und zu gebrauchen. Nur muſs dabey jedesmal auf echte Latinität und auf die angemeſſenſte Auswahl des Stoffes geſehen werden. Was das erſte betrifft, ſo iſt Rec. im Ganzen mit der Latinität, die dieſen geographiſchen und hiſtoriſchen Materialien untergelegt iſt, zufrieden: denn einzelne Ausdrücke, woran er ſich ſtieſs, als *ſapientia illuminatus* für aufgeklärt, *dexteritas* für Geſchicklichkeit, da es doch die Gewandtheit, ſich beliebt zu machen, heiſst, u. dgl., kann man entſchuldigen. Beym zweyten Punkte lieſse ſich die Ausſtellung machen, daſs der Vf. zweckmäſsiger gehandelt haben möchte, wenn er das Hiſtoriſche vom Statiſtiſchen (oder was man Antiquitäten nennt) nicht ſo ſcharf getrennt, ſondern beides auf eine geſchickte Art mit einander verbunden, und ſich überhaupt der Kürze mehr befleiſsigt hätte. Jetzt iſt nicht leicht eine nur mittelmäſsige gelehrte Schule unſers Vaterlandes, auf welcher geographiſche und hiſtoriſche Lectionen fehlen; dagegen iſt die beſſere philoſophiſche Anſicht des Alterthums ſchon etwas ſeltner. Doch auch hierin hat der Vf. eine Entſchuldigung: es ſind zum Theil Gedächtniſsſachen, denen der Reiz der Unterhaltung nicht fehlt. Seine eigne Entſchuldigung in der Vorrede, daſs jetzt, wie er gehört habe, die Studirenden, wenn ſie Geſchichte hören, oder lateiniſche Stilübungen machen ſollen, nur eine Sammlung von ſkurrilen Geſchichtchen verlangen, und daſs die Lehrer dem Verlangen nicht ſelten ein Genüge leiſten, iſt weniger genügend und ſelbſt unlogiſch: denn wer wird von einem oder einigen, und noch dazu nach einem Hörenſagen, auf alle oder doch die meiſten ſchlieſsen! Uebrigens geſellt ſich dieſe Arbeit ſehr rühmlich zu den beliebten Döringiſchen Anleitungen, und kann, unter der Leitung eines guten Lehrers, der die kleinen Verſtöſse des Vfs. zu berichtigen weiſs, mit Nutzen gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Jena.* Den Prorectoratswechſel am 8. Febr. kündigte Hr. Hofr. *Eichſtädt* in einem Programm an: *Clytaemneſtrae, tragoediae Sophocli in codd. adſcriptae fragmentum nunc primum in Germania editum.* VI S. 4. — Unſre Blätter haben ſchon einmal (1802. Nr. 241.) gelegentlich von dem Funde des jetzigen Hn. Collegienraths *Matthäi* in Moskau geredet, den wir jetzt aber erſt näher kennen und würdigen lernen. Der Vf. des Programms belehrt uns nämlich, daſs ſich das angeblich Sophokleiſche Bruchſtück in einer Augsburgiſchen Handſchrift befinde, und auſserdem noch, nach Hn. *v. Matthäi's* Angabe, in einem *Alexandriniſchen* Codex einiger Aeſchyleiſchen und Sophokleiſchen Stücke, aus welchem es ihm von einem Griechen in Abſchrift mitgetheilt worden ſey. Nun hat es Hr. *v. Matthäi* in Moskau auf Koſten der Univerſität mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und einigen Anmerkungen vor Kurzem abdrucken laſſen. Hr. Hofr. *Eichſtädt* hat nach der Moskauer *ed. princeps* vor der Hand bloſs den Text gegeben, der auch für die Unbekannten und Wiſſenden hinreicht, um ihr Urtheil über das Product zu beſtimmen, denke aber, zu einer andern Zeit, die ihm ſehr erheblich ſcheinende (*graviſſima quaeſtio*) Unterſuchung über die Echtheit deſſelben anzuſtellen, und bemerkt nur, ſich vorgreifend, daſs man es, trotz der Ueberzeugung des Hn. *v. M.* von der Echtheit deſſelben, die ſich auf *einige* ähnliche Verſe des Seneca gründe, wegen der Nüchternheit vieler Gedanken und des modernen Anſtrichs im Ausdruck, vorzüglich der Chöre, unmöglich für echt gelten laſſen könne. Wäre der Fürſt des griechiſchen Trauerſpiels, Sophokles, der Vf.: ſo müſsten wir uns bis dahin, daſs Hr. *v. M.*, wie er hofft, aus dem Alexandriniſchen Codex das Stück *ganz* erhält, an den Seneca halten, deſſen Agamemnon wegen ganz gleichen Plans und groſsentheils wörtlicher Uebereinſtimmung für eine Ueberſetzung des Sophokles angeſehen werden müſste. Indeſſen wird wohl Niemand anders, als der Eine, dieſes nüchterne Uebungsſtück eines neuen Gräculus, oder was ſonſt für eines Landsmannes, der es nicht ſonderlich weit im Griechiſchen gebracht hat, oft matt und proſaiſch ſchreibt, und in Anſehung der Oekonomie eines Drama nicht über Seneca's Weis-

Weisheit hinaufsteigt, für das Werk des Meisters der griechischen Bühne halten. Der Vf. copirte und übersetzte, bald wörtlich, bald abkürzend oder erweiternd, hier und da eigne Lappen anflickend, den Seneca. Der Prolog, worin Tisiphone auftritt, scheint jedoch dem Prologen zu Seneca's Thyest und Agamemnon frey nachgebildet zu seyn. Der Chor über den Unbestand der Reiche V. 54 f. gleichfalls frey nach Agam. V. 57 f.; dann die Anrufung der Götter V. 88 — 119. nach Agam. 310 f. Von V. 120—216. folgt der Gräculus Schritt für Schritt grossentheils wörtlich Seneca's Agamemnon V. 118 bis 188. Von V. 217—340. ist wieder alles aus dem Agamemnon 204—252. entlehnt. Zum Belege des Gesagten, und um das Verhältniss beider Schriftsteller zu einander zu zeigen, wollen wir eine Stelle aus Seneca's Urschrift V. 120 f. mit der griechischen Nachformung hieher setzen:

Clytaemneſtra.

Quid, ſegnis anime, tuta conſilia expetis?
Quid fluctuaris? Cluſa jam melior via eſt.
Licuit pudicos conjugis quondam toros,
Et ſceptra caſta vidua tutari fide.
Periere mores, jus, decus, pietas, fides,
Et qui redire, cum perit, neſcit pudor.
Da frena et omnem prona nequitiam incita:
Per ſcelera ſemper ſceleribus tutum eſt iter.
Tecum ipſa nunc evolve femineos dolos,
Quod ulla conjax perfida atque impos ſui,
Amore caeco; quod novercales manus
Auſae; quod ardens impia virgo face,
Phaſiaca fugiens regna Theſſalica trabe:
Ferrum, venena vel Mycenaeas domos,
Conjuncta ſocio profuge furtiva rata.
Quid timida loqueris furta et exilium et fugas?
Soror iſta fecit, te decet majus nefas.

Τί δυςτάλαινα τῇ ψυχῇ δ' ἀναστρέφεις;
Σὺ δεῖ σε ποιεῖν ταῦτα. Τίς κεῖνος; Πόσις
Ὁ φίλτατος, γῆς τῆς Μυκηναίων ἄναξ,
Νοστῶν δ' ἀπ' Ἰλίοιο καὶ Φρυγῶν πυρός,
Κ' ἄγων ἐκεῖθεν λῃδ' ἐς Ἑλλάδα.
Ἀλλ' ἔστι χ' οὗτος τὴν ἐμὴν σφάξας κόρην,
Καὶ τῷ θυγατρὸς, φεῦ γένους τοῦ Ταντάλου,
Ἰχῶρι (!) παρθενοκτόνον βρέχων Θεάν.
Ἐκεῖνος ἦρξε πρῶτος, ἔμ' ἔπεσθαι πρέπει
Τοῖς ἀνδρὸς ἴχνεσι, χ' αἷμα τ' ἐπίλοιπον χέειν.
Αἰδὼς ἀπῆλθεν, ἁγνὸς ὑμεναίων δ' ἔρως
Ἄπεστι μακράν. Νῦν δέ σοι τολμητέον,
Ὡς τὸν σὸν ἄνδρα καὶ γενέθλην ἀνέρος
Νικᾷν δύναιο. Νῦν δὲ σαυτὴν, ὦ θύμαρ,
Ἀκοίτα' εἰς ὅλεθρον ἐφόπλισον κακόν,
Βλέψον δ' ἑκάστης πρὸς γυναικὸς πράγματα
Εἴ τι 'στὶν ἀνδρὸς ἄξιον τοῦ σοῦ γέρας,
Νικᾷν ἁπάσας δεῖ σε, Ἀγαμέμνονος γυνή.
Πάρεστ', ὁ μοιχὸς· ἡ φυγὴ μόλις κακόν.
Τὸ φάρμακον δ' οὐκ αἶσιν εἰς θάνατον ἄγει·
Ξίφος δὲ πάντων μοι κακῶν μᾶλλον δοκεῖ
Πρέπειν. Ἐκείνῳ γὰρ κόρην ἔσφαξ' ἐμήν.

Nutrix.

Regina Danaüm et inclytum Ledae genus,
Quid tacita verſas? quidve conſilii impotens
Tumido feroces impetus animo geris?
Licet ipſa ſileas, tetus in vultu eſt dolor.
Proin quidquid eſt, da tempus ac ſpatium tibi.
Quod ratio nequit, ſaepe ſanavit mora.

Ἄνασσ' Ἀχαιῶν, Τυνδάρεω κλεινὸν γένος,
Τί δ' ὧδε μούνη σκῖς περιστρέφεις φρεσὶ,
Ἡ ποῖα φρουτὶς σεῖο νῦν ἀάκνει ψυχήν;
Εἰ καὶ σιωπᾷς, ἐκ προσώπου 'στὶν λαβεῖν
Τὸν θυμὸν, ὃν ζέσαντ' ἀποκρύπτεις νόῳ.
Δὸς οὖν διάστημα χρόνον τῷ σῷ πάθει,
Τὰ γὰρ παρόντος τοῦ χρόνου τὰ φάρμακα
Μὴ λαμβάνοντα, χειρὸς ἄλλος ἰάσεται
Ἴσως. Ἅπαντα γὰρ στρέφων ποιεῖ χρόνος.

Clytaemneſtra.

Majora cruciant, quam ut moras poſſim pati.
Flammae medullas et cor exurunt meum.
Mixtus dolori ſubdidit ſtimulos timor.
Invidia pulſat pectus, hinc animum jugo
Premit Cupido turpis et vinci vetat,
Et inter iſtas mentis obſeſſae faces,
Feſſus quidem et dejectus et peſſumdatus
Pudor rebellat. fluctibus variis agor:
Ut cum hinc profundum ventus, hinc aeſtus rapit,
Incerta dubitat unda, cui cedat malo.
Proinde omiſi regimen e manibus meis.
Quocunque me ira, quo dolor, quo ſpes feret,
Huc ire pergam. fluctibus dedimus ratem.
Ubi animus errat, optimum eſt caſum ſequi.

Nutrix.

Caeca eſt temeritas, quae petit caſum ducem.

Χεῖρον τὸ τρῦμα τοὐμὸν, ἢ (ᾗ) καὶ τὸν χρόνον
Δύναιτο μέλλονθ' ἂν μένειν, καὐτοῦ πάρα
Θεράπευμ' ἔχειν. Οὐκ οἶδε περιμένειν πόνος.
Φλέγομαι τάλαινα τῷ πυρὶ τὴν καρδίαν,
Οἶστρον δὲ βάλλει κἠδεῖ δεῖμος ἰσχυρὸν,
Καὶ ζῆλος αἴθει στήθεα, καὶ Ψυχὴν ἔρως
Θλίβει κάκιστος· οὐκ ἐκεῖθεν δ' ἔστι μοι
Αὐτὸν παραβάλλειν, καὶ μέσον τούτων ἔτι
Αἰδὼς ὑποκρούει, κἂν δεδούλωται πάλαι.
Ἄγομ', ὡς σκάφος, χειμῶνι κἀήταις. Τὸ μὲν
Ἐνθένδε Βορέας τύψε, κἀκεῖθεν Νότος,
Ζέφυρος δὲ πρώρην, Εὖρος αὖ πρύμνην βαλὼν.
Ἕνεκα δὲ τούτων οἷαχ' ἁπέβαλον χέρων;
Ὅποι δὲ χειμὼν πικρὸς ἄξει καὶ κλυδών,
Τοῦτ' ἐμε δώσω βίνθεσιν θαλασσίοις.
Ὅταν γάρ ἐστιν ἡ ψυχὴ ἐσφαλμένη,
Ὡς μοι δοκεῖ, κάλλιστος ἡγεμὼν λάχος.

Τροφ. Ὁ θηγὼν ὅστις τὸν λάχον ζητεῖ, τυφλός.

Einzelne Sonderbarkeiten, wie V. 99. Ἀπόλλων ἡλιόμορφος, V. 210. Φοῖβος Ἄνδρας θερίζων χέρμασιν ἑκατηβόλοις, Ἰχὼρ vom Blute sterblicher Mädchen. V. 127. 202. übergehen wir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Ritscher: *Der Mann.* Ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Von *Karl Friedr. Pockels*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofr. *Erster* Band. XL u. 447 S. *Zweyter* Band. XVI u. 480 S. 1805. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

In derselben Art und in demselben Geist, wie „die Charakteristik des weiblichen Geschlechts" geschrieben, aber, wie es uns vorkommt, systematischer geordnet und mit weniger Declamation oder Weitschweifigkeit, und mehr Präcision der Ideen und des Ausdrucks. Es ist das erste Werk in seiner Art: denn — sonderbar genug — die Zahl der Schriften über die Weiber ist Legion, aber über den Mann, aus dem Gesichtspunkte seines Geschlechtscharakters betrachtet, ist noch kein umfassendes Werk vorhanden, so einladend, so herrlich und gros der Gegenstand ist!

Der Vf., entschlossen, in einer successiven Charakteristik beider Geschlechter ein Gemälde des Menschen in der Erscheinung überhaupt aufzustellen, isolirt den Mann im gegenwärtigen Werk nicht ganz, sondern stellt ihn in seinen natürlichen Beziehungen und Verhältnissen zum Weibe dar, woraus hervorgeht, dass beide Geschlechter im Verein ein Ganzes, ein Höchstes ausmachen. Sein Werk enthält ein fortlaufendes beschreibendes (historisches) und erklärendes (psychologisches) Räsonnement über die Eigenthümlichkeit des Mannes von seiner niedern Stufe des hierischen Sinnenlebens an bis zu seiner höhern männlichen Freyheit und Geistigkeit hinauf, oder bis dahin, wo er sich seinen Charakter selbst und durch eigne Kraft giebt; mit andern Worten: es wird der Mann nach seiner sinnlichen Leidenschaftlichkeit, nach seinem Gemüthscharakter, nach seiner intellectuellen Originalität, und zum Schluss als Oberherr des Weibes betrachtet.

Nach allgemeinen Betrachtungen über den Unterschied der Geschlechter, die Nothwendigkeit ihrer Dualität zur Fortpflanzung der Menschengattung, zur Erhöhung des Lebensgenusses und Selbstgefühls und zur sittlichen Entwickelung und Ausbildung der höhern Menschheit durch Aus- und Eintausch ähnlicher Gefühle, beschäftigt sich der *erste* Band mit der *Sinnlichkeit* des Mannes.

I. Die *allgemeine physische Originalität des Mannes* besteht in seinem Uebergewicht an Kraft und Leben vor dem schwächeren Weibe, mit welcher gröfseren Kraft- und Lebensfülle denn Anlagen zu allgemeinern Zwecken, zu einer ausgebreitetern moralischen Thätigkeit und zu einem selbstständigern Beruf und Wirkungskreise seiner Natur verbunden sind. Umständlich wird geschildert, wie das Kraftgefühl in den verschiednen Abschnitten des Lebens im Knaben, Jüngling, Mann und Greis sich entwickle, wachse, wieder abnehme, sich verschieden modificire, wie schwach es bey den durch Luxus und raffinirte Sinnlichkeit Verweichlichten und Entnervten und bey denen sey, welche die Kunst und die Treibhaus-Erziehung unglücklich gelähmt haben. [Viel Wahres wird in dieser Hinsicht über die *ingenia praecocia* gesagt.] In der höchsten Fülle ist seine Kraft, wenn er in die Jahre der Mannheit und des gereiften Zeugungsvermögens tritt, welches überhaupt von dem entschiedensten Einfluss auf den männlichen Charakter ist.

II. *Originalität seiner sinnlichen Natur. Sinnliches Temperament.* Der Mann hat, vermöge seines grösern Masses von Körperkraft, seiner feurigern Phantasie und seines stärkern Willens, mehr Sinnlichkeit oder physisches Empfindungs- und Begehrungsvermögen, als das Weib. Aber die Heftigkeit und Unbändigkeit seiner Leidenschaften macht ihn auch schwach, indem sie ihn in die Gewalt des Weibes giebt, welches dadurch eine wohlthätige Herrschaft über ihn ausübt, dass es des Mannes Rohheit sänftigt und mildert. Was den Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Liebe betrifft: so „geht die Liebe des Mannes bestimmter auf den *Genuss* hinaus; bey dem Weibe ist sie mehr *zärtliches* und *inniges Wohlwollen*, den Geliebten glücklich zu machen, und sie giebt sich hin, weil der Mann den Besitz mit Heftigkeit — als sein höchstes Glück, begehrt. Er, nicht sie, macht den Antrag; sein Affect ist selbstwirkend, angreifend und bestürmend; der des weiblichen Gefühls *stiller*, *nachgebender* und *passiver*. Jener glühet und lodert in Flammen auf, dieser kommt dem Manne mit liebevoller Wärme und Herzlichkeit entgegen. Der Mann zieht das Weib mit einer Art von Gewalt an sich — als ob ihm das Recht des Siegers gehöre. Das Weib zieht den Mann auch an; aber ihre anziehende Kraft kann nur in ihrer stillen Liebenswürdigkeit — ihren schuldlosen Reizen und in ihrer Sittsamkeit liegen — ohne welche Anziehungsmittel das Weib allemal zurückstöfst. Das Weib ist ferner *schamhaft* und *züchtig* in ihrer Liebe." Gut schildert der Vf. die mannichfaltige Art, wie der Mann nach seinem verschiednen Stand, Alter, Temperament und Charakter (der stille, ernste, verständige Mann, der Egoist, der Leicht-blü-

blütige, der Empfindſame, der Weiberſklave und der Geck) ſeine Liebe ausdrückt und ſein Herz anbietet. Von der männlichen Liebe im Gegenſatz der weiblichen werden ferner folgende Charakterzüge angegeben: daſs der Mann in der Regel die Geliebte nur unter dem Bilde körperlicher Schönheit, das Weib in dem Manne nicht das Schöne, ſondern das Gute, und daher oft ſelbſt den häſslich gebildeten Mann, liebe; und daſs des Mannes Liebe, ihres leidenſchaftlichen Charakters wegen, nie ſo dauerhaft und innig als die Liebe des Weibes ſey. Des Mannes leidenſchaftliche Liebe idealiſirt und ſchwärmt. Aus dem Idealiſiren wird vom Vf. das Platoniſiren in der Liebe hergeleitet und genau nach ſeinen verſchiednen Erſcheinungen und Schattirungen analyſirt. Es iſt gewöhnlich Folge phyſiſcher Schwäche oder Erſchlaffung mit einer ſentimentalen Stimmung des Gemüths, iſt mehr dem Alter als der Jugend eigen, und geht weniger von den Männern aus, als es ihnen von den Frauen, beſonders den empfindſamen eines gewiſſen Alters, aufgedrungen wird. Aus dem Egoismus der Liebe wird die Eiferſucht abgeleitet, die bey dem Manne heftiger, ungeſtümer, ſich und den geliebten Gegenſtand quälender, als bey dem ſanftern Weibe iſt. Doch giebt es auch eine veredelte Eiferſucht, die in einer ſtillen, trauernden Beſorgniſs beſteht, ein weibliches Herz zu verlieren. Nur dann ſcheinen die Männer in ihrer Liebe von Eiferſucht frey zu ſeyn, wenn 1) ſie einen ſo hohen Begriff von der Tugend der Geliebten haben, daſs ſie eine Untreue für unmöglich halten; 2) wenn die Liebe des Mannes nur ſchwach iſt, und daher die Abnahme der weiblichen mit Gleichgültigkeit ertragen kann; 3) wenn die Liebe blind iſt. Ueber das Cicisbeat in Spanien und Italien, als Erzeugniſs der Eiferſucht, welches dieſer aber hinwiederum ſelbſt Nahrung giebt, wird viel nicht Gemeines geſagt. Zum Beſchluſs dieſes Abſchnitts handelt der Vf. von den Männern ohne Liebe, die er in drey Claſſen theilt: 1) in kalte, gefühlloſe Phlegmatiker, in denen überhaupt alle lebendigere Leidenſchaftlichkeit ſchlummert; 2) in wirkliche Weiberhaſſer, in welchen die Geſchlechtsliebe aus mehreren Urſachen zur wirklichen Geſchlechtsfeindſchaft übergegangen und zur Maxime geworden iſt; und 3) in Anhänger der ſogenannten *Socratiſchen Liebe*, über welche letztre Gattung ſich der Vf. aber erſt am Schluſs des Werks verbreiten will, wo wir auch den dem ehrwürdigen Schatten des Socrates ſchreyendes Unrecht thuenden Ausdruck mit dem unter uns üblichern der *griechiſchen Liebe* vertauſcht zu ſehen wünſchen.

III. *Sinnliche Natur des Mannes in ſeinen übrigen Gelüſten*, vornehmlich der Befriedigung der Gaumluſt. Der Vf. bemerkt, daſs mit der Zeugungskraft und derjenigen Anlage des Mannes, wodurch ſeiner ganzen innern phyſiſchen und geiſtigen Conſtitution eine gröſsere Lebensmaſſe als dem Weibe mitgetheilt wurde, alle ſeine übrigen Sinnlichkeiten in einer bald nähern, bald entferntern Verbindung ſtehen. „Damit dieſes gröſsere Lebensprincip in ihm nicht vor der Zeit *auslöſche*, — damit er aus ſeinem Charakter als Mann nicht herausfalle, muſs ſeine phyſiſche Natur durch *gröſsere* Genüſſe gereizt und in ſich ſelbſt erhalten werden. Weil in ihm eine gröſsere Conſumtion der Lebenskraft durch die Liebe vorhanden iſt: ſo will die Natur, — daſs immer wieder ein Erſatz der verlornen Kraft vorhanden ſey, und der Zerſtörung des Inſtincts klüglich vorgebeugt werde. Die Einnahme und Ausgabe der Natur wird hierdurch, ſo lange der Menſch nicht in eine totale Unfähigkeit, ſich zu beherrſchen, ſinkt, — ziemlich ins Gleichgewicht gebracht, wenn auch der Mann ſchon deswegen unmäſsiger ſeyn ſollte, — und von Natur unmäſsiger *iſt*, — weil er *liebt*." Doch es vereinigt ſich mehreres, dem Manne die Freuden der Tafel, inſonderheit des Weines, ſo werth zu machen: 1) weil der Genuſs ſtarker Getränke den Frohſinn befördert, 2) das Kraftgefühl ſpannt und ausdehnt, 3) das innere Leben des Geiſtes und Herzens mehr weckt, nährt und gleichſam vervielfältigt, 4) die Geſelligkeit, Mittheilung und Offenherzigkeit befördert. Dieſe guten Eigenſchaften des frohgelaunten Trinkers aber verſchwinden, wenn dieſer Hang in thieriſche Völlerey ausartet. Der Vf. ſpricht nun von dem beſondern Hang zum Trinken, der dem Soldaten und dem Geiſtlichen zugeſchrieben wird, und von den zum Theil ganz entgegengeſetzten und ſonderbaren Wirkungen des Rauſches (z. B. Frömmeley) auf individuelle Charaktere; endlich auch von der natürlichen Abneigung des weiblichen Geſchlechts gegen den Trunk. (Was hier von den Bacchantinnen geſagt wird, bedarf einer groſsen Sichtung. Die R. Bacchanten-Clubs dürfen nicht mit den Feſten der Mänaden in Griechenland verwechſelt werden. Letztre beſtanden, wie der ganze Indiſche Bacchusdienſt, von Anfang her aus wilden, raſenden Orgien, die, an morgenländiſche rohe Religionsvorſtellungen geknüpft, durch ſie eine höhere Weihung erhielten und durch den Genuſs des Weins noch ausgelaſsner wurden.)

IV. *Sinnliche Natur des Mannes* in den *Folgen*, welche aus dem Uebermaſs ſeiner phyſiſchen Liebe und ſeiner übrigen Genüſſe hervorzugehen pflegen, mithin in jener Verweichlichung ſeiner Lebensweiſe, in ſeiner Neigung zur Gemächlichkeit und Unthätigkeit und in jener Verzärtelung ſeines ganzen Gefühlvermögens, ſeiner Kraft und ſeines Willens, die das Kennzeichen ſinnlicher und verdorbener Zeiten iſt. Die verſchiednen Arten von Weichlingen werden geſchildert, 1) der aus Erſchöpfung und Erſchlaffung, der ſich von nun an zu einer ewigen Ruhe und Gemächlichkeit verdammt und bloſs auf das thieriſche Einſchlürfen eines ſüſslichen raffinirten Lebens zurückgebracht ſieht, 2) der kraftvolle Epicureer, der das geſellige Leben um der Luſt willen ſucht, 3) der ſcitäre Genieſser, der einſam für ſich die Wolluſte der Tafel und der Weichlichkeit ſucht. In der weichlichen Natur des ſinnlichen Mannes werden noch folgende Symptome unterſchieden: 1) ein überwiegender Hang zur Trägheit und ein ſichtbarer Widerwille gegen Geſchäfte; 2) eine oft bis in das Kindiſche ausartende körperliche Empfindlichkeit und Schmerzenſcheu;

scheit; 3) ein überwiegender Hang zum Luxus, zur weichlichen Verschwendung, zum glänzenden Aufwand und zu einer die Sinne schmeichelnden Eitelkeit.

Der *zweyte* Band beschäftigt sich mit dem *Gemüthscharakter* des Mannes. Seine sinnliche Natur ist auf die Fortdauer berechnet. Aber „es musste sich zu ihr eine höhere Natur, die *Natur der Freyheit*, gesellen, wenn der Mensch seine Menschwerdung erkennen, und sich ihrer erfreuen sollte. Seine sinnliche Leidenschaftlichkeit musste einem verständigen Willen gehorchen lernen, oder wenigstens einem solchen, der nicht ohne Nachdenken handelt, und sich, als solcher, durch die Freyheit selbstgebietet. Wir nennen dieses sich selbst schaffende und sich selbst bestimmende Willensvermögen in seinem ganzen Umfange das *Gemüth*. — Der Mensch hat also auch darum einen *Gemüthscharakter*, indem er seine Neigungen, aus Gründen, so und nicht anders einrichtet, — und sich dieser Einrichtung und Oekonomie seines Wollens, als einer Handlung seiner Freyheit, bewusst ist. Durch die verschiedene Art *relativer* Sinnlichkeit beider Geschlechter — wollte die Natur für ihre desto innigere gegenseitige Annäherung sorgen, indem sie den sinnlichern Mann zum angreifenden Theile des schamhaften Weibes machte, und hierdurch wollte sie ferner die *Verschiedenheit* des Instincts begründen, welcher, als eine in beiden Geschlechtern gleich stark lodernde Flamme, die Menschheit nur zerstört haben würde. — *Geben* sollte der Mann; — *empfangen* sollte das Weib; eine tiefgegründete Naturbedingung, welche nur unter einer *Aehnlichkeit*, aber nicht durch eine vollkommene Gleichheit ihrer physischen Liebe möglich war. — Diese Liebe sollte unter einem veredelten Charakter des Willens nicht nur zur höhern Natur werden, sondern der Mensch sollte sich auch noch durch eine ganz andere Einrichtung seines Wesens, nämlich durch die Verschiedenheit der gesammten Leidenschaftlichkeit beider Geschlechter, ins Unendliche *vervielfältigen*. Der Mann sollte in allen seinen Ansichten durch seinen Gemüthscharakter eben so nothwendig zum Manne werden, wie der Gemüthscharakter des Weibes das Weib schafft. Eins sollten sie seyn in den Bedingungen, unter welchen wir uns nur ein menschliches Gemüth denken können; aber verschieden in der Kraft, in der Spannung und Vielthätigkeit, mit welcher das menschliche Gemüth in die Welt hineinwirkt." Die Grundlage von dem Gemüthscharakter des Mannes ist eine grösere Willenskraft und Willensstärke.

I. *Egoismus des Mannes*, als individueller Geschlechts- und als Volkscharakter. Es giebt einen edeln, durch die Natur selbst begründeten Egoismus. Der Egoist in dem grosen idealen Sinne des Worts würde sich als ein durchaus nothwendiges Kettenglied der Natur zur Vervollkommnung seines Geschlechts, und sein Ich als den höchsten Naturzweck seiner selbst zum Glücke des Ganzen betrachten." Aber der Mensch pflegt gewöhnlich in seiner eignen Persönlichkeit die Welt um sich her zu vergessen oder zur Begünstigung seines Egoismus zu misbrauchen; daher jene selbstischen Charaktere im unedlern Sinne. Universal-Egoisten giebt es wohl nicht, sondern es sind gewöhnlich nur einzelne Seiten, individuelle Rücksichten, worauf sich der Egoismus anbaut, und worauf er sein kleines Universum einschränkt; daher Egoismus der Devotion, der Schwärmerey, des Despotismus. Da er alle Farben des Naturells, des Temperaments, des Geistes und Herzens, der Zeiten und Umstände annimmt und in sich verschmelzt: so läuft seine Ansicht fast ins Unendliche aus. Es giebt Egoisten des Alters, totale Sonderlinge, Egoisten des Ranges und Standes, der Gilde. Ein gewisser National-Egoismus macht die Grundlage alles sogenannten Nationalstolzes aus. „Indem den einzelnen Volksgliedern ihr liebes Selbst aus ihren meisten Landsleuten schmeichelhaft entgegenstrahlt, und sich gleichsam ein Thor in dem andern zu seiner Satisfaction und Aufmunterung wiederfindet, — bildet die Eigenliebe jenen blinden Nationalhochmuth, der jedes andere Volk tief unter sich erblickt, — jene sich schmeichelnde Selbstbeschauung, die darum infallibel zu seyn glaubt, weil sie mit der National-Unart, alles Nachbarliche zu verachten und zu verkleinern, muthwillig [gutwillig?] zusammenstimmt." Der Vf. geht den National-Egoismus der Griechen, Römer, Italiäner, Franzosen, Spanier, Deutschen, Britten durch. Am Schlusse ein Wort über den verschwundenen Nationalstolz des Deutschen mit dem Verfall seiner Selbstheit und seines alten Thatensinnes. Noch besonders wird der weibliche Egoismus, als zum vergleichenden Gemälde der Geschlechter gehörig, abgehandelt. Der männliche nämlich und der weibliche unterscheiden sich vornehmlich darin, dass „der Mann, als ein wirksameres und zu einer grösern Wirksamkeit bestimmtes Vernunftwesen, mehr *stolz*, das Weib hingegen, als eine zur Einsamkeit und zum Gefallen eingerichtete Natur, mehr *eitel* ist." Ganz aus dem weiblichen Charakter heraus gehen die gelehrten, die sentimentalen, die gekrönten oder Staats-Egoistinnen. Im Allgemeinen ist das Weib weit weniger als der Mann egoistisch, und sucht sein Glück mehr darin, glücklich zu machen. Am reinsten strahlt die weibliche Uneigennützigkeit in der Mutterliebe.

II. *Muth, Selbstständigkeit und Seelengröße*, als echte Bestandtheile der Willensstärke. Der Vf. geht erst die niedern Stufen des männlichen Muthes durch, mit denen sich der thierische Instinct und die Sinnlichkeit mehr oder weniger verbindet: 1) den Muth, welcher blos thierisch durch äusere Eindrücke auf unser Blut und unser Nervensystem, aber auch nur durch eine thierische Furcht gewaltsam angefacht wird, ohne dass die Stärke des Gemüths einigen Antheil daran nimmt; 2) die Tollkühnheit, welche ohne Ueberlegung und Besonnenheit in die Gefahr stürzt, und sich jede Mittel zum Zwecke erlaubt; 3) die momentanen Zuckungen des Muthgefühls, welches, mit dem Aufhören der thierischen Reize, verschwindet; 4) den blinden und fanatischen Muth des Schwärmers, des Religiösen und Andächtlers, der nicht aus persönlicher Selbststärke und Vorstellungen der Vernunft, sondern aus mechanischer Anhänglichkeit an dem einmal angenommenen Glaubenssystem hervorgeht;

5) die

5) die wirkliche Unempfindlichkeit und selbst die Geduld, welche beide blofs negativ sind, und wovon jene keinen moralischen Selbstwerth hat, weil sie die Folge von Mangel an Gefühl ist, diese, weil sie der Gefahr und dem Leiden keine thätige Kraft entgegensetzt. Dagegen ist der *wahre Muth* die aus sich selbst hervorgehende Willensstärke, nicht blofs furchtlos zu scheinen, sondern es auch wirklich zu seyn. Er zeigt sich nicht allein auf dem Schlachtfelde und in Gefahren und Ungewittern des Lebens, sondern führt auch den männlichen Geist durch alle übrigen Beschwerden, Verwicklungen und Intriguen, die sich seinen Planen und seiner Freyheit entgegenstellen. Aber auch der echte Muth ist sich doch nicht allezeit gleich; er scheint bisweilen auf Augenblicke erschöpft, und auch äufsere Umstände, wie Gesundheit, Gewohnheit, Lebensweise und die Bilder der Imagination, haben Einflufs auf ihn. Ein höherer Grad der Willensstärke, der über den Muth weit hinausgeht, ohne ihn jedoch auszuschliefsen, ist daher die männliche *Selbstständigkeit*, die, ohne von einem Affect erzeugt zu werden, ihr Selbstzweck ist, und dem Muthe selbst Dauer und innern Gehalt geben mufs. Der Selbstständige hat seinen Lebensplan mit reifer Vernunft entworfen, und führt ihn, sich immer gleich und folgerecht bleibend, mit derselben Vernunft, mit Klugheit und Muth durch's ganze Leben hindurch. Die höchste Steigerung der Willenskraft in ihrer menschlichen Vollendung ist die *Seelengröfse*, wovon Muth und Selbstständigkeit nur Theile sind, zu denen Weisheit und uneigennützige Grofsmuth kommen. Der seelengrofse Mann hat 1) das reine Bewufstseyn einer von der Sklaverey der Leidenschaften befreyten Seele, einer Willenskraft, die sich muthig und selbstständig allein genug ist, sobald sie sich rein erkannt hat; 2) er wird daher auch nie einer gemeinen Sinnlichkeit Opfer bringen, weil er nicht ihr Sklave seyn kann, und ein freyes Gemüth sich in dem Zustand der Knechtschaft tief gedrückt fühlt; 3) er ist über die tausendfachen kleinlichen Aufsenseiten und Erbärmlichkeiten des menschlichen Lebens, auf welche kleine Seelen einen so grofsen Werth legen, unendlich erhaben; 4) er ist und bleibt seelengrofs in den bedenklichsten und traurigsten Lagen seines Lebens; 5) er zeigt stets einen offnen und geraden Charakter, der keine Menschenfurcht kennt, weil die Menschheit selbst unbefangen und schuldlos in ihm wohnt; 6) er ist ein warmer Verehrer jeder Menschengröfse, wo er sie findet.

III. *Sympathetisches Gefühlsvermögen des Mannes.* Da der Mensch nicht blofs auf sich selbst, sondern auch auf andre ihm gleichartige Wesen berechnet ist: so hat ihm die Natur schon instinctartig den Trieb des *Wohlwollens* ins Herz gepflanzt, woraus das durchaus nur menschliche und liebenswürdige Mitgefühl bey den Freuden und Leiden anderer, welches wir *Sympathie* nennen, entspringt. Diese ist aber gröfser bey dem Weibe als bey dem Manne, und zwar letzteres I. aus dem *allgemeinen* Grunde seiner physischen Constitution. Das ganze Nervensystem des Mannes ist weniger reizbar, empfindlich und empfänglich, als die Fibern des zärtern Geschlechts, und mufs daher stärker angeschlagen und erschüttert werden, ehe es seine Gefühle weckt und zum lebendigern Bewufstseyn erhebt. Hiebey wird auch von der Apathie, dem Menschenhafs, der Menschenverachtung und dem Religionshafs gehandelt. II. Aus *besondern* Gründen: 1) ist die ganze Erziehung des Mannes in der Regel härter, strenger und unempfindsamer, als die des Weibes, weil seine Existenz auf einen gröfsern und vielseitigern Geschäftskreis berechnet ist; 2) eben dieser gröfsere Geschäftskreis, seine nothwendigere Vielthätigkeit und Arbeitsamkeit, sein Beruf, für die Welt zu wirken, lehrt ihn nach und nach eine Festigkeit und Härte des Charakters, die eben so nothwendig aus seiner Natur, als seine physische Gefühlshärte, entspringt; 3) er hat in seinem gröfsern Wirkungskreise, in seinen verwickeltern Verhältnissen und Lagen, in seinem vielseitigern Umgange die Menschen von mehrern, nicht immer sehr liebenswürdigen, Seiten kennen gelernt; 4) die Menge der Zerstreuungen und Vergnügungen, die dem Manne zu Gebote stehen, vermehren gewöhnlich die Kälte seines Gefühls, und seine gröfsere und gröbere Sinnlichkeit macht ihn weniger empfänglich für die feinern Genüsse der Sympathie; 5) macht ihn überhaupt seine gröfsere innere Leidenschaftlichkeit des Gemüths, der Tumult und die Unruhe sich durchkreuzender Gefühle, die lebhaftern Antriebe seines Willens, oft auch der gröfsere Leichtsinn, womit er vor den Menschen vorüberfliegt oder sie verachtet, zu einer zarten und dauernden Sympathie unfähiger. Der *Empfindler* ist ein Schwächling der Sympathie, dergleichen man, vornehmlich bey gelähmten Organisationen und bey Männern, die zu vielen Umgang mit weinerlichen und empfindsamen Frauen haben, findet. Die gröfste Sympathie findet statt zwischen Aeltern und Kindern, Geschwistern und Eheleuten.

IV. *Temperamente des Mannes*, als Supplement zur Bestimmung seines persönlichen Charakters oder seiner engern Individualität. Unter dem Temperament versteht der Vf. die aus der Verbindung des physisch-geistigen Menschen hervorgehende *Naturanlage*, so und nicht anders zu empfinden und zu handeln. Er glaubt nicht, dafs durch die von Neuern versuchte neue Eintheilung der Temperamente neue Aufschlüsse gewonnen worden, und charakterisirt daher die Temperamente nach den hergebrachten Benennungen: das *sanguinische*, sinnliche, süfsliche, genufssuchende und leichtblütige; das *phlegmatische*, kaltblütige, langsame, affectlose, Thätigkeit scheuende; das *cholerische*, warmblütige, feurige, aufwärtsstrebende und ehrsüchtige, und das *melancholische*, schwerblütige, finstere, in sich gekehrte. Bey den drey ersten Temperamenten wird auch auf die Art Rücksicht genommen, wie sie in den Weibern erscheinen.

Zum Beschlufs dieses Bandes wird von der wohlthätigen Mischung der Charaktere und von der *Gemeinheit*, als Charakter, gehandelt, welche letztre Ausführung nicht zu den schlechtesten dieses eben so gut angelegten als mit Geist und Scharfsinn gearbeiteten Werkes, das noch mehrere Bände erwarten läfst, gehört.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. May 1806.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

KOPENHAGEN, in Thoring u. Coldings Verlag: *Plan til Forbedring ved den offentlige Gudstyrkelse. (Plan zur Verbeſſerung der öffentlichen Gottesverehrung.)* Et Forſög af *P. O. Boiſen*, Biſkop over Lolland og Falſter, Sognepraeſt for Veſterborg og Birkets Menigheder, og Laerer ved det Veſterborgske Skolelaerer-Seminarium. 1806. VI u. 246 S. gr. 8. (22 gr.)

Daſs es um die religiöſe Aufklärung in Dänemark, bey manchem Hinderniſſe, womit ſie auch jetzt noch zu kämpfen hat, dermalen doch ungleich beſſer ſteht, als vor etwa 20 Jahren, davon giebt vorliegende Schrift, nebſt der Veranlaſſung ihres Druckes, einen angenehmen Beweis. Man erinnert ſich noch des Schickſals, welches *Baſtholms* 1785. erſchienene Schrift: *über die Verbeſſerung des äuſsern Gottesdienſtes*, erfuhr, der ärgerlichen Streitſchriften, welche ſie veranlaſste, der kalten Aufnahme, die ſie fand, der gänzlichen Verfehlung ihres Zweckes. Die *Deutſchen* rieſen dem Vf. die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren, und veranſtalteten in kurzer Zeit *drey* Ueberſetzungen ſeiner Schrift, während die *Dänen* einem *Baſtholm* das gewöhnliche Loos der „Propheten im Vaterlande" zuerkannten. — Einer dankbarern Aufnahme hat ſich Hn. *Boiſens* Plan u. ſ. w. zu erfreuen. Der würdige Vf. übergab ihn im Manuſcripte der königlich däniſchen Kanzley; dieſes erleuchtete Collegium nahm davon Anlaſs, auf Niederſetzung einer königlichen Commiſſion zur Verbeſſerung der däniſchen Liturgie anzutragen; die Commiſſion ward ernannt, der *Boiſenſche* Plan gedruckt und der ganzen däniſchen und norwegiſchen Geiſtlichkeit, um darüber zu berichten, zugeſchickt. Und ſo muſs man denn nun abwarten, welchen Erfolg dieſes heilſame Unternehmen haben, und ob der ehrwürdige Clerus des Vordens zur Reform ſeiner Liturgie, deren ſie ſo höchſt bedürftig iſt, willig und treu die Hand bieten wird.

Den Plan ſelbſt betreffend, ſo hat er des Rec. Beyfall in einem ſo hohen Grade, daſs er ſich bewogen ſieht, auf eine Ueberſetzung deſſelben, vollſtändig oder im Auszuge (etwa in dem *Wagnitziſchen liturgiſchen Journale?*), anzutragen; überzeugt, daſs man ihn, bey allem Reichthume der Deutſchen an vortrefflichen Schriften dieſer Art, noch nicht ohne Nutzen und Vergnügen leſen werde. — Nach einer kurzen Einleitung über den Werth der öffentlichen Gottesverehrung überhaupt und die vornehmſten Urſachen, warum ihr Einfluſs auf die Veredlung und Beruhigung des Menſchen bisher nicht gröſser geweſen, theilt der Vf. im *erſten* Kapitel ſeine Gedanken über die Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung mit, und thut einige allgemeine Vorſchläge, wie die in Dänemark bis auf den heutigen Tag beſtehende, höchſt fehlerhafte, Liturgie zweckmäſsiger eingerichtet werden könne. So wie *Baſtholm* in ſeinen Vorſchlägen hauptſächlich den Grundſätzen eines *Salzmanns*, *Fiſchers*, *Crichtons* u. ſ. w. gefolgt war: ſo ſind auch die *Boiſenſchen* Vorſchläge nach dem, was *Baſtholm* geſagt hat, nicht eigentlich neu zu nennen; beide dringen auf Leben und Abwechſelung beym öffentlichen Gottesdienſt, auf Vermeidung alles Zweckloſen und Myſteriöſen, auf edle Simplicität und Uebereinſtimmung der verſchiedenen einzelnen Theile des Cultus, auf Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit des Inhaltes ſämmtlicher liturgiſcher Verhandlungen: nur darin unterſcheidet ſich *Boiſen* ſehr zu ſeinem Vortheile, daſs er über das Mangelhafte und Anſtöſsige der gegenwärtigen Liturgie mit aller der Mäſsigung, Schonung und Klugheit urtheilt, welche dem Manne, der ſich Eingang in die Herzen ſeiner Leſer verſchaffen und für ſeine gute Sache auch die Anhänger des Herkömmlichen gewinnen will, ſo unentbehrlich iſt. „Wir wollen (S. 17.) bey dem alten Glauben bleiben. Wir wollen, um ihn hochſchätzen zu können, gut, fromm, gottesfürchtig ſeyn. Aber wir wollen unterſcheiden zwiſchen der wahren chriſtlichen Religion und der öffentlichen Gottesverehrung. Jene iſt ewig. Dieſe darf, kann, muſs verändert werden, iſt oft verändert worden, iſt in vielen andern Ländern, wo doch derſelbe Gott verehrt wird, ganz anders, als hieſigen Landes. Gott ſollen wir anbeten im Geiſt und in der Wahrheit. Das Herz, womit er verehrt werden ſoll, muſs immer ein reines, demuthsvolles, frommes Herz ſeyn. Aber die Art, auf welche dieſes Herz ſeine Andacht äuſserlich zeigt, kann und muſs verändert werden, eben ſo, wie die Aufklärung zunimmt, eben ſo, wie die Sprache, die Sitten und Gebräuche anders werden u. ſ. w." Welcher verſtändige Chriſt, welcher einſichtsvolle und redliche Chriſtenlehrer könnte mit dem würdigen Vf. hadern, oder ihm zu ſolchen beherzigenswerthen und wohlüberlegten Aeuſserungen ſeinen Beyfall verſagen? — Nun liefert der Vf. im *zweyten* Kapitel lauter neue Formulare für die öffentliche Gottesverehrung, wo indeſſen *die Kirchengebete* von S. 35 – 146. einen zu groſsen, die Rituale für die Miniſterial-Handlungen von S. 147 — 246. einen verhältniſsmäſsig zu beſchränkten Raum einnehmen. In den *Fürbitten*, beſonders in denen für beſondere Fälle (S. 135 f.) hat

Rec. ungern die dem Vf. sonst eigenthümliche Energie und wahrhaft erbauliche Sprache hin und wieder vermisst, und dagegen bald einen erzählenden (S. 137.), bald einen ängstlichen Ton (S. 139.), bald eine Sprache, wie sie der *Mensch* mit *Gott* nie reden sollte, eine mit der Bescheidenheit und Unterwürfigkeit nicht ganz vereinbarliche Sprache (S. 141 f.) gefunden. Rec. ist überzeugt, dass sich alle hier angedeutete Stellen mit Leichtigkeit verändern und der Natur des Gebetes, welches in der Freude, wie im Leiden, immer nur der trauliche Erguss eines Herzens voll Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen Gott seyn muss, näher bringen lassen. Unter den Formularen für *die Beichte* S. 147 f. (der Vf. ist mit Recht für die *öffentliche*), *das Abendmahl* S. 154 f., *die Confirmation* S. 189 f., *die Taufe* S. 202 f., *die Copulation* S. 227 f., und *das Begräbniß* S. 240 f. sind die meisten vortrefflich, und schlecht oder alltäglich hat Rec. auch nicht Eins gefunden. Aber warum fehlts an Formularen zur Ordination eines Predigers, zur Vorstellung desselben bey seiner Gemeinde, zur Einsetzung eines Probsten oder Metropolitans, zur Weihe eines Bischofs oder Generalsuperintendenten? In letztem Betrachte erinnert man sich noch aus einigen ganz neuerlich im Drucke erschienenen Bischofsweihen, wie unglaublich weit man in Dänemark hinter dem Zeitalter zurück geblieben ist; und von einem *Boisen* wäre auch für diese Art religiöser Feyerlichkeit nichts Gemeines zu erwarten gewesen. — Mit den so gegründeten Aeusserungen des Vfs.: „alles muss aus dem Wege geräumt werden, was die Andacht des vernünftigen Christen hindern kann; soll die Religion unsern Zeitgenossen theuer seyn: so muss der Cultus dem Geiste der Zeit gemäss eingerichtet werden" (S. 15.) — findet es Rec. nicht ganz verträglich, wenn nach S. 156. bey der heiligen Abendmahlsfeyer die Lichter auf dem Altare brennen und sogar das priesterliche Messgewand vom Prediger beybehalten werden — oder wenn, nach S. 218. der Prediger bey der Taufe auf des Kindes Brust das Zeichen des Kreuzes machen soll. „Das Volk (besonders das dänische) legt einmal einen hohen Werth auf dergleichen," das ist leider! wahr; aber hiermit liesse sich auch das Glöckchen in den katholischen Kirchen, die lateinische Sprache, das Singen der Collecte und hundert andere Dinge, welche doch, selbst nach des Vfs. Aeusserung, dem Geiste der Zeit nicht gemäss sind, entschuldigen. — Dass sämmtliche Kirchengebete mit einer kurzen Antwort des Chores, welche jedesmal den Hauptgedanken des Gebetes wiederholt, beschlossen werden, ist beyfallswerth; es möchte aber bey mancher Gemeinde schwer auszuführen seyn. — Nun ist des Vfs. Wunsch, dass *die allgemeinen Fürbitten* nach der Predigt ein oder etliche mal durch den Gesang der Gemeinde unterbrochen werden mögen, z. B. auf Neujahr S. 114 f., auf Pfingsten S. 131 f. Wenn, wie hier, die Gebete lang sind: so kann dies zur Belebung der Andacht vortheilhaft wirken, und Rec. findet es passender, die Gebete, als, nach dem bekannten Vorschlage anderer Liturgen, die Predigten durch Gesang unterbrochen zu lassen. — So viel Gutes, Vortreffliches und selbst Musterhaftes nun auch des Vfs. Plan zur Verbesserung der Liturgie enthält: so kann Rec. schliesslich doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass er nicht etwa als unabänderliches Ritual für die Geistlichkeit in Dänemark und Norwegen möge eingeführt werden; sondern er glaubt vielmehr, dass es der Würde und Bestimmung der protestantischen Religionslehrer angemessener wäre, sie zwar von dem Gebrauche des bisherigen Rituales gänzlich zu entbinden, ihnen aber auch die Freyheit zu lassen, sich theils eignen Arbeiten, theils der besten Arbeiten anderer Vff., wie z. B. der *Boisenschen*, abwechselnd zu bedienen. Lobenswerth ist es auf jeden Fall und ein Mittel, ärgerlichen Auftritten, wie z. B. bey Einführung der neuen Holsteiner Agende, vorzubeugen, dass dieser Plan, ehe er die obrigkeitliche Sanction erhielt, erst gedruckt und der öffentlichen Beurtheilung überlassen wurde.

Magdeburg, b. Keil: *Theorie der Popularität*, von *Joh. Christoph Greiling*, Prediger zu Neu-Gatersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben. 1805. XII u. 164 S. 8. (14 gr.)

So oft auch über Popularität geschrieben worden ist, so ist es doch nie mit der Gründlichkeit geschehen, mit welcher der Vf. seinen Gegenstand nicht blos für Religionslehrer, aber doch mit vorzüglicher Rücksicht auf sie behandelt; und er hat sich durch dasselbe ein nicht geringes Verdienst zu einer Zeit erworben, in welcher man, theils eine finstere speculative, theils eine phantasiereiche mystische Behandlung der Religion einzuführen strebt, und bald zu viel, bald zu wenig Vernunft in der Religionstheorie finden will. Aufserdem bestreitet die Theorie des Vfs. ein zweyfaches gangbares Vorurtheil. *Einmal*, dass zur Popularität weder wissenschaftlicher Geist im Denken und Ordnen, noch schöne Kunst in der Darstellung erforderlich sey, vielmehr beides den Vortrag unpopulär mache. Dagegen sucht der Vf. zu erweisen, dass nur allein der wissenschaftliche Kopf, vermittelst der schönen Kunst, echt populär, die Popularität nur ein Werk der Kunst seyn könne, und nennt den Vortrag, der keine höhern Ideen und keine Wissenschaft zur Grundlage, und keine schöne Kunst in der Ausführung hat, geist- und geschmackloses, gemeines, plebejes Werk. Gegen ein *anderes* Vorurtheil, welches Popularität in blosse Negation setzt, oder sie nur in der Sprache sucht und in einer Vermeidung aller wissenschaftlichen und poetischen Ausdrücke bestehen lässt, zeigt der Vf. in polemischer Rücksicht auf *Garvens* Abhandlung in dessen *vermischten Schriften*, dass Popularität zwar allerdings zwischen dem wissenschaftlichen und dichterischen Vortrage inne liege, aber nicht als ein Neutralisirtes und Neutralisirendes, sondern als ein Product von beiden.

Dieser Angabe der Tendenz des Buches mag eine kurze Darstellung des Planes dieser Abhandlung folgen.

Zuerst

Zuerst giebt der Vf. die Nominalerklärung von Popularität, nach welcher sie die allgemeine Verständlichkeit eines Vortrags ist, die auch für das Volk hinreicht, nennt diefs aber selbst mehr Uebersetzung als Erklärung, und unfruchtbar, weil es eine Erörterung des Begriffs „Volk" voraussetze. Er geht daher zur etymologischen Erklärung über, nach welcher sie eine Herablassung der obern, vornehmern Stände zu den Niedern und Geringern, und, angewandt auf Gegenstände der Erkenntnifs, eine Herablassung der gelehrt-wissenschaftlich Denkenden zu der Denkweise und zu den Begriffen des Volks ist. Diese führt nun zwar schon zur nähern Bestimmung dessen was populärer Vortrag ist, fodert aber doch noch die Erklärung des Begriffs: Volk, der hier im Gegensatz der Gelehrten, welche die Wahrheit theoretisch und speculativ behandeln, der Inbegriff der sinnlich und concret denkenden, und einer anschaulichen, lebhaften Erkenntnifs des Wahren bedürfenden Menschenklasse ist. Da aber der Begriff von Popularität eine Entgegensetzung des gelehrten und des gemeinen Verstandes in sich fafst: so wird noch die Erklärung von beiden mit praktischer Tendenz gegeben, und dann werden der richtige, gesunde Verstand, welchen der Vf. vorzüglich bey den untersten Volksklassen zu finden glaubt, und die entgegengesetzten Krankheiten desselben beleuchtet. Hierauf bestimmt der Vf. das Verhältnifs des natürlichen Verstandes zu dem Gelehrten, und bahnt sich hierdurch den Weg zu der ausführlichen, in aller Rücksicht lesenswerthen Abhandlung, über gemeine und gelehrte Sprache, in welcher *Garve*, doch mit aller Achtung, zurecht gewiesen wird. Problem und Wesen der Popularität ist dem Vf. die Vereinigung des logischen Volkssinnes mit der höhern Erkenntnifsart des Gelehrten; daher giebt er nun die Erklärung der Popularität im strengsten Sinne. Diese ist ihm diejenige Erkenntnifsart, durch welche das abstracte Denken mit dem Concreten vereinigt wird, und von welcher eine allgemeine Verständlichkeit die Folge ist; oder: die versinnlichende, anschauliche Denk- und Darstellungsart höherer Vernunftwahrheiten für den gesunden Menschenverstand; daher ein populärer Vortrag ein Vortrag an Ungelehrte, über praktische Gegenstände des Lebens ist, gedacht in der concreten Vorstellungsart des gemeinen Verstandes, und dargestellt in der edeln Sprache des Lebens. Diese Popularität, welche den Standpunkt des concreten Denkens berücksichtigt, ist die formelle; die materielle Popularität, besteht in der Vermeidung derjenigen Begriffe und Bilder, für welche das Volk keinen Verstand und keine Phantasie hat. Hierauf setzt der Vf. die Bedingungen der Popularität sowohl die Innern, und zwar formalen und materiellen, als Hülfsbedingungen fest, und kommt nun auf die Theorie von der Versinnlichung. Er unterscheidet sie von der Verständlichung, die er, als zur Logik gehörig, hier als bekannt voraussetzt, so, dafs diese das Verfahren ist, Anschauungen auf Begriffe zu bringen; jene aber die Thätigkeit der Urtheilskraft, durch welche einem Begriffe die ihm correspondirende Anschauung zur Seite gestellt wird; oder auch; die Reduction höherer Begriffe auf Anschauungen, und der Gegenstände des innern Sinnes auf äufsere Anschauungen. Er theilt sie in die *logische* und *ästhetische* Versinnlichung, von welchen die *Erstere* den Begriff blofs klar und anschaulich, die *Andere* ihn anschaulich und schön darzustellen sucht; bestimmt die Gegenstände der Versinnlichung; redet besonders von der Versinnlichung der Verstandes-, dann der Vernunftbegriffe, der Grundsätze, vorzüglich praktischer; ferner von den verschiedenen Arten, den Mitteln, den Hülfsmitteln, den Quellen und dem Horizonte der Versinnlichung, d. i. der Angemessenheit der zu versinnlichenden Gegenstände zu den Fähigkeiten und Zwecken eines Subjects. Diefs bahnt ganz natürlich den Weg zu der Abhandlung: *über den Umfang der Gegenstände der populären Behandlung*. Da aber die Popularität auf Anschaulichkeit beruhet, und Verstand und Darstellungsvermögen bey derselben in Gemeinschaft wirken: so redet der Vf. nun von Verwandtschaft des Populären und des Schönen. Die Cultur aber, sowohl der Phantasie, als des Verstandes ist verschieden, und so wie es Anschauungen giebt, welche über die gemeine Phantasie gehen, so giebt es auch Begriffe die über den gemeinen Verstand gehen; der Vf. unterscheidet also mit Recht, *höhere* und *niedere* Popularität, von welchen die Erstere, Resultate der Wissenschaften, z. B. Moral und Religionsphilosophie, mithin höhere Begriffe und Grundsätze zu ihren Gegenständen hat und den gemeinen Verstand weiter bringen will; die Andere aber sich von wissenschaftlichen Eingebungen entfernt, blofs an die Aussprüche des gesunden Verstandes hält. Nur die *Erstere* ist ihm die eigentliche condescendirende Popularität der Kunst, die Letztere kunstlos und gemein, wobey denn mancher, der sich über seine Popularität Komplimente zu machen anfängt, an seine Seichtigkeit zu denken genöthigt wird. In dem natürlichsten Bande hängt nun mit diesem das folgende Kapitel: *über die im populären Unterrichte mögliche Gründlichkeit und Gewifsheit*, zusammen, in welchem der Vf. am mehresten seine Schule verrathen hat, und mit diesem wieder das nächst folgende: Arten der zur Popularität dienlichen Beweise. Nach diesem allen konnte nun der Vf. eine vollständige Uebersicht der Eigenschaften der Popularität geben, und ferner beweisen, dafs Popularität eine Vollkommenheit des Vortrags sey. Deswegen mufste er aber auch in dem folgenden Abschnitte die Talente zur Popularität nennen, und die recht im praktischen Geist und zu vielem Nutzen geschriebene Abhandlung hinzufügen: *Wie man sich in eine der Popularität günstige Stimmung des Gemüths versetzen könne?* Zum Schlusse redet der Vf. über körperliche Unterstützung der Popularität, aber zu kurz; weswegen er auch zu mehrerer Belehrung, auf Schriften dieser Art hinweist; von den Schwierigkeiten der Popularität; dem Zwecke und Nutzen der Popularität, welches aber füglich hätte erspart werden können, da es von dem Vf. selbst hie und da schon angegebene Resultate der vorhergehenden Abhandlungen sind; von den Fehlern

der

der Popularität von der populären Methode, und von der Methodenlehre, um die Aufmerksamkeit zu erregen und festzuhalten. — Dieſs ſey hinreichend, die Religionslehrer einzuladen, die wohlgerathene und die Sache erſchöpfende Schrift ſelbſt zu leſen, der man mit Unrecht einen Vorwurf daraus machen würde, daſs ſie ſelbſt nicht den Vorzug der Popularität habe, da der Vf. für die Klaſſe von Leſern, für die er ſchrieb, der Popularität nicht zu bedürfen ſchien.

HAMBURG, b. Bohn: *Das weiſe Verhalten eines rechtſchaffenen Predigers.* Einige Gedanken von *Joh. Heinrich Vincent Nülting*, des Hamburgiſchen Gymnaſiums Prof. d. Weltweisheit und der Beredtſamkeit. 1803. 160 S. 8. (14 gr.)

Eine gut gemeinte, und auch viel Gutes empfehlende Schrift! Auf neue Ideen, eine geiſtvolle und glänzende Darſtellung darf man nicht rechnen, eben ſo wenig wird man in allen einzelnen Punkten mit dem Vf. übereinſtimmen; gröſstentheils aber fühlt man ſich doch bewogen, den aus einer langen Erfahrung geſchöpften Reſultaten des verdienten Vfs. beyzutreten. In vierzehn kurzen Abſchnitten handelt Hr. *N.* von der würdigen Vorbereitung zu dem Amte eines Predigers, von dem wahren Prediger-Charakter, der Ausbildung ſeiner Stimme und Rede, von dem Weſentlichen ſeiner Amtsverwaltung, von ſeiner Kleidung, ſeinen häuslichen, bürgerlichen, geſellſchaftlichen Verhältniſſen, u. ſ. w. Nach S. 4. ſoll beym erſten vorbereitenden Unterrichte, die Religion als ein Werk des bloſsen Nachdenkens betrachtet werden. Warum nicht vorzüglich als eine Sache des Herzens? Die Forderungen, die der Vf. an die auf die Akademie vorbereitenden Gymnaſien thut, ſind ſtreng, aber gerecht. Wenige dürften jedoch dieſen Forderungen Genüge leiſten. Nach unſerm Vf. leiſtet das *Hamburgiſche* Gymnaſium, dem er vorſteht, alles, was man von einer ſolchen Anſtalt verlangen kann. Der Abſchnitt über das Studium der Welt- und Menſchenkenntniſs iſt gar zu oberflächlich ausgefallen, S. 30 fg., wo von der richtigen Ausſprache der Buchſtaben die Rede iſt, kommt eine wunderliche Reihe von Proben falſcher Ausſprache vor, wozu man jedoch ohne Mühe Belege genug im wirklichen Leben findet. Dieſer Abſchnitt enthält übrigens manches Beherzigungswerthe. Mit Recht wird es S. 39. getadelt, daſs manche Prediger beym Antritt an die Kanzelbrüſtung eine förmliche Verbeugung an Gott richten, und beym Zurückgehn von der Kanzelbrüſtung dieſe Verbeugung wiederholen. Mit Recht verwirft Hr. *N.* S. 41. das Mienenſpiel auf der Kanzel, das ſich beſſer für den Schauſpieler ſchickt. Ueber die Haltung des Körpers, Geſticulation u. ſ. w. kommt viel Gutes vor. Auch über das Verhalten des Predigers im geſellſchaftlichen Umgange findet man hier manche recht brauchbare Vorſchrift. Die Karten-Spielſucht des Predigers erhält die verdiente Abfertigung. — Von S. 98. an folgt nun ein *bibliſcher Anhang*, zur Beſtätigung einiger der wichtigſten Stücke des Vortrags des Vfs., d. h. gewiſſe Aufſchriften — 31 an der Zahl — z. B. ſorgfältige Vermeidung des böſen Scheins, erlaubte Gefälligkeit, Andenken an gute Prediger, Irrlehrer, u. ſ. w. und unter dieſen Aufſchriften ſtehen bald mehr, bald weniger paſſende Bibelſtellen. So ſteht unter andern unter der Aufſchrift: *gründliche Kenntniſs der Religion, als ein Hauptforderniſs zu dem Predigtamte*, auch Luk. 1, 1. Joh. 15. 16.; unter der Aufſchrift: gründlicher Vortrag der *chriſtlichen* Religion, auch Malach. 2, 7.!! Die meiſten Stellen ſind dagegen paſſend gewählt. — An dem *Vortrage* des Vfs iſt manches auszuſetzen; — einzelner ſonderbaren Ausdrücke und harter Wortſtellungen, wie: *Bläkungen der Ichheit* (ein Ausdruck, den allenfalls nur eine der neueſten philoſophiſchen Schulen paſſend finden würde), *auſserkünſtige Geſellſchaft, unter denen derſelben Art, welche* u. ſ. w., *eine mir entſtandene Bekanntſchaft*, nicht zu erwähnen; ſo iſt auch der Periodenbau oft zu ſchwerfällig und ſchleppend. Unter mehrern Stellen mag hier nur eine ſtehen: „Aber ich genieſse in gewiſſer Rückſicht ſo ſehr, als es geſchehen kann, der Milderung, welche entſtehet aus der ſchon vor einer langen Zeit angefangenen und ſeitdem fortgeſetzten genauen Kenntniſs ſolcher, welche, als der Gottesgelehrſamkeit gewidmete, meine Einleitung in einige Vorkenntniſſe derſelben nicht verſchmäht haben, und als Prediger denen, welche ſie kennen und richtig beurtheilen, und ſo auch mir, in vorzüglicher Würde erſcheinen." Wer glaubt hier nicht eine ſteife Ueberſetzung aus einer fremden Sprache zu leſen? Daſs der Vf. *wigtig, Wigtigkeit*, ſtatt *wichtig, Wichtigkeit* ſchreibt, kommt vielleicht daher, daſs er ſich zu ängſtlich an die Ableitung des Worts von wägen hält.

SCHÖNE KUNST.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novellen und Reflexionen. Aus den älteren Papieren des Herausgebers der Geſchichte des Grafen Donamur.* 1805. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erzählungen, wie dieſe, welche das Feinere und Bedeutendere der Wirklichkeit auffaſſen, und durch geſchickte Zuſammenſtellung der Begebenheiten erhöhen, haben ihren eigenthümlichen Werth, der um ſo gröſser wird, je mehr Kenntniſs des menſchlichen Herzens man bey dem Vf. derſelben vorausſetzen darf. Die hier mitgetheilten Novellen entſprechen faſt ganz den Foderungen, die man mit Recht an ſie machen kann, wenn auch hie und da, z. B. in der *Kantianerin*, die vorgeſetzte Aufgabe einigermaſsen auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit gelöſt werden ſollte. Die angehängten Reflexionen ſind zum Theil recht gut, doch ſagen ſie nichts Neues, und mit unter ſogar wohl etwas Verkehrtes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. *May* 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Patris: *Procès instruit par la cour de justice criminelle et spéciale du département de la Seine, séante à Paris* contre *Georges, Pichegru et autres, prevenus de conspiration contre la personne du premier Consul;* recueilli par des Stenographes. *Tome I.* 1804. IV u. 448 S. *T. II.* 495 S. *T. III.* 390 u. 28 S. *T. IV.* 478 S. *T. V.* 429 S. *T. VI.* 478 S. gr. 8. avec portraits. (22 Rthlr.)

Diese Sammlung von Actenstücken eines der merkwürdigsten Criminalfälle unserer Zeiten, wovon die gegenwärtige Ausgabe die einzige echte ist, hat in mehr als einer Rücksicht ein mannichfaltiges Interesse. Man mag in Absicht auf die politischen Verhältnisse und die innere Verfassung Frankreichs zu dem einen oder dem andern System sich bekennen, zu dem Bourbonschen oder dem Bonapartischen (denn das republikanische scheint völlig ausgestorben, und hat, nach einer nur ganz kurzen Anstrengung der Girondisten, nie eine besondere Kraft gezeigt): so fühlt man sich gleichsam unwillkürlich angezogen durch so manche Züge der Einsicht, der Festigkeit und des Muths, welche es sehr bedauern lassen, dass die Häupter der Verschwörung ihre Talente nicht zu etwas bessern anwandten. In psychologischer Rücksicht bieten diese Verhandlungen ebenfalls manche treffende Bemerkungen dar, unter welchen wir die Einmischung religiöser Empfindungen, zumal bey den weiblichen Mitschuldigen, nicht übersehen dürfen; und dem Staatsmann und dem Richter, die sich mit Entdeckung, Abwehrung und Bestrafung solcher politischer Verbrechen beschäftigen, werden sie vorzüglich lehrreich durch die mancherley aufgedeckten listigen Verkettungen, und durch die Geschicklichkeit, womit mehrere der Angeschuldigten ihre oder ihrer Mitgenossen Schuld zu verschleiern wussten. Ob das ganze Verfahren auch als Muster der peinlichen Rechtspflege zu empfehlen sey, darüber möchten die Stimmen verschieden seyn, und wir unsrerseits glauben eines Urtheils um so eher uns überheben zu können, da die Entscheidung des Processes ohne Zweifel vorher bestimmt war, und nur in Ansehung des Generals *Moreau* durch die, auch dem grössten Despotismus nicht immer bezwingbare Macht der öffentlichen Meinung eine Abänderung erlitt.

Der *erste* Theil hebt an mit dem kurzen Bericht des Grossrichters und Justizministers Regnier vom 7. Pluviose im J. 12., und der darauf und auf die entdeckten Documente und abgehaltenen Verhöre gegründeten Anklage-Acte gegen Georges Cadoudal, Bouvet de Lozier, Rousillon, Rochelle, Armand Franz Polignac, Jul. Armand Aug. Polignac, d'Hozier, Deriviere, Ducorps, Leridant, Picot, Coucherry, Rolland, Lajolais, Moreau, David, Roger, Hervé, le Noble, Coster, N. Victor, Rubin-Lagrimaudiere, Deville, Guillard, Noël Ducorps, Joyau, Datry, Burban, Lemercier, Peter Joh. Cadoudal, Lelan, Even, Merille und Troche, als Staatsverschwornen nach dem Art. 612. des Gesetzes vom 3. Brümaire im J. 4.; ferner gegen Michel Jos. Peter Troche, Mamier und dessen Frau, Danand und dessen Frau, Verdet und dessen Frau, Spin und Marie-Michaele Hizay, als Mitwisser um die Verschwörung nach dem angeführten Art. und Criminalgesetz Th. II. Tit. 3. Art. 1.; endlich gegen Debuisson und seine Frau, Marie Antoinette Caron, Challais und seine Frau, als Mitwisser und Hehler der Verbrecher nach den beiden angeführten Artikeln, und dem 1. 2. und 3. Art. des Gesetzes vom 9. Ventose im J. 12. gegen die Hehler von Georges und andern Verbrechern. Dieser Anklage sind die sehr gut ausgeführten und unstreitig ähnlichen Bildnisse fast aller Angeklagten beygefügt, unter denen die meisten eine sehr ausgezeichnete Gesichtsbildung haben, wenn man gleich nur wenige für einnehmend halten wird. Darauf folgen als *Pièces justificatives* Auszüge aus der bekannten Correspondenz Pichegrü's im J. 1796., welche Moreau, der damals die Rheinarmee anführte, bey der Einnahme von Offenburg erbeutete, und viel später erst, um die Zeit des 18. Fructidors 1797., dem Directorium zusandte, die aber in Paris erst nach diesem Tage ankam. Diese That, die damals allerdings ein zweydeutiges Licht auf Moreau warf, ist jetzt in diesem Proces mit vieler Kunst benutzt, um theils den Vorwurf auf Moreau zu laden, dass er bey Pichegrü leicht verrätherische Absichten vermuthen können, theils durch die Vergleichung der jetzt unterlassenen Anzeige von Pichegrü's Vorhaben mit jener Aufdeckung einer ähnlichen Correspondenz, die ihm so sehr günstige öffentliche Meinung irre zu machen, und eine Vermuthung grösserer Schuld gegen ihn zu erwecken, als die wirklich aufgefundenen Beweise begründeten.

In dem *zweyten* und *dritten* Theile folgen die weitern *pièces justificatives*, nämlich die Drakische Correspondenz, und die Verhöre und Confrontationen der Angeklagten, sowohl die vorläufigen, als die, welche nachher der instruirende Richter leitete. Besonders zeichnen sich hier die von *Georges* und *Moreau* aus. Jener redete stets so offen und wahr, dass er den Richtern wenigstens keine Mühe machte; er betrug

trug sich stets consequent, wie er es nach seinem System auch konnte, da er Bonaparte für einen Usurpator hielt, und sich, als einem treuen Anhänger der Prinzen, alles gegen jenen erlaubt glaubte, nachdem einmal die Regierung den mit ihm und seinen Gefährten geschlossenen Frieden wieder gebrochen, und ihn also, nach seiner Ansicht, zu neuen Feindseligkeiten berechtigt hatte. Moreau hingegen zeigte bey seinen Verhören, nachdem sein auch mit abgedruckter Brief an den damaligen ersten Consul ohne Erfolg geblieben war, und er also sich einlassen mußte, stets die Gleichmüthigkeit eines Mannes, der sich über die ihm gemachten Beschuldigungen gänzlich erhaben weiss, und das Spiel durchsieht, das man mit ihm treibt, ob er gleich seine Gesinnungen nur leise andeuten durfte. So sagte er einst, als man einen Ausdruck in seinem Briefe gegen ihn gebrauchen wollte: er glaube nicht, dass man über Worte streiten wolle, sondern halte sich vielmehr überzeugt, der erste Consul habe seinen Brief als Rechtfertigungsmittel dem Gericht mitgetheilt, und würde ihn zurückbehalten haben, wenn er geglaubt hätte, dass sich irgend ein Ausdruck darin finde, wegen dessen man ihn verurtheilen werde. Zugleich berief er sich auf seine dem Staate geleisteten Dienste, zwar mit Würde, aber doch nie auf eine übermüthige Weise; und dieser überzeugende Grund war so wirksam, dass, als er in seinem zweyten Verhör eine unsinnige Beschuldigung blos dadurch ablehnte, dass er bemerkte, er habe in zehn Jahren an der Spitze der Armee immer gescheut gehandelt, die Beyfallsbezeugungen der Zuhörer so lärmend wurden, dass der Richter den folgenden Tag die urtheilenden Zuhörer unter Androhung des gesetzmäßigen Arrestes zur Ruhe weisen musste. Am Ende des *dritten* Bandes finden sich noch die merkwürdigen officiellen Actenstücke über den sonderbaren und höchst zweydeutigen Selbstmord, wodurch Pichegrü allem Process entzogen ward.

Die drey folgenden Theile enthalten dann die Verhandlungen in den acht Sitzungen des Criminalgerichts vom 8. bis zum 15. Praireal, nachdem es den von einigen Angeklagten angebrachten Einwand der Incompetenz abgewiesen hatte, nämlich die Zeugenverhöre, der 139 Zeugen gegen, und der 16 für die Angeklagten, so wie die dadurch veranlassten weitern Verhöre und Confrontationen der Angeklagten; sodann die eigenen Schutzreden derselben (da die Schutzschriften ihrer Sachwalter eine besondere Sammlung ausmachen sollen), und die abgesprochenen Urtheile des Criminalgerichts und des Cassationsgerichts auf die von einigen der Angeklagten erhobene Nullitätsklage; endlich die Begnadigungsacte, wodurch der Kaiser Napoleon unter den durch das Urtel vom 21. Praireal im J. 12. zum Tode verurtheilten dem Bouvet de Lozier, Rouffillion, Rochelle, A. F. Polignac, d'Hozier, Derivière, Lajolais und Gaillard das Leben schenkte, da sie nach einer vierjährigen Gefangenschaft an einen ihnen anzuweisenden Ort deportirt werden sollten, welcher Beschluss ihnen am 6. Messidor, mittelst einer erbaulichen Rede des Präsidenten des Gerichts, Hemart, angekündigt ward. Die übrigen Verurtheilten, nämlich Georges, Ducorps, Picot, Coster, St. Victor, Deville, Jogaut, Burban, Mercier, Lelan, Cadoudal, Merille und Roger wurden an demselben Tage hingerichtet, und ihr Vermögen confiscirt. Dagegen wurden J. A. A. Polignac, Lériдant, Moreau (gegen den, ungeachtet er während des ganzen Laufs des Proceſſes immer für eines der Häupter der Verschwörung gegolten hatte, und von einem schweren Ungewitter bedrohet schien, wohl schwerlich ein gültiger Beweis angebracht war), Rolland (der als Zeuge gegen Moreau sehr nützlich gewesen war, obgleich Moreau sehr freymüthig, sowohl ihre höchst verschiedene Behandlung, während des Proceſſes, da Moreau immer von zwey Gensd'armes sehr genau im Tempel bewacht ward, jener aber in der Abtei der gröfsten Freyheit genofs, als seine unzusammenhängenden und veränderlichen Aussagen, als einen Beweis anführte, dass er entweder erschreckt oder gewonnen wäre), und die Hizay zu zweyjähriger Gefangenschaft und Erstattung der sämmtlichen Kosten *in solidum* verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden, als nicht überwiesen, gänzlich losgesprochen; nur dass einige von ihnen, weil sie Fremde bey sich logirt hatten, ohne sie vorschriftsmäßig anzugeben, sich nach dem Erkenntnifs des Tribunals der ersten Instanz des Departements der Seine, als welchem die correctionelle Polizey zusteht, unterwerfen mussten.

LEMGO, in d. Meyerschen Buchh.: *Kurze Darstellung der Meierrechtlichen Verfassung in der Grafschaft Lippe;* nach dem Geiste der Gesetze, nach gültigen Observanzen, und sowohl nach gerichtlichen als aufsergerichtlichen Entscheidungen bearbeitet von *Georg Ferdinand Führer*, Fürstl. Lipp. Kammerrath. 1804. 382 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Darstellung des Meierrechts ist, ungeachtet es ihr an strenger systematischer Anordnung fehlt, ein sehr schätzbarer Beytrag zum deutschen Provinzialrechte. Der Vf. lässt im *ersten* Abschnitte einige *allgemeine Ideen über das Leib- und Gutseigenthum, und die daraus fliefsenden Rechte und Pflichten* vorangehen, handelt darauf II. *von den Meierrechtlichen Verhältnissen in der Grafschaft Lippe und der besondern Verfassung der Leibeigenen;* III. *von den übrigen Gattungen der Meiergüter.* Es werden überhaupt vier Hauptgattungen von Meiergütern angegeben: 1) diejenigen, deren Besitzer in einem *leibeigenen* und *Gutsverhältnisse* zugleich stehen. 2) *Persönlich freye* Meier, die aber doch in Fällen der Besitzveränderung den Weinkauf, und an die Landesherrschaft, wenn sie diesen nicht selbst erhält, den Weinkaufsurkund berichtigen müssen. 3) Güter, welche erbeigen, steuerbar, den gemeinen Lasten unterworfen, auch der Landesherrschaft, den adlichen Landsassen und andern Privatpersonen mit gewissen Prästationen verpflichtet sind. Hieher gehören alle hagen- und sattelfreyen Meierhöfe im Lande. 4) Meiergüter, die erbeigen, und

ent-

entweder ganz steuerfrey, oder doch keinen andern als Nachbarlasten unterworfen sind. Von allen diesen ist die erste Klasse, wovon die vorigen Abschnitte das Wesentliche enthalten, die stärkste im Lande, und die Landesherrschaft hat entweder die leib- und gutsherrlichen Rechte allein, oder sie sind getheilt; in *jenem* Falle ist das Colonat herrschaftlich eigenbehörig und meierstättisch zugleich, in *diesem* aber ist der Meier gewöhnlich dem einen leibeigen, und dem andern meierstättisch, oder umgekehrt. Die Meier dieser Art haben nach des Vfs. Ansicht kein wahres nutzbares Eigenthum, sondern nur ein Erbmeierrecht — *ius coloniae perpetuae* — oder nach *Pufendorf Observat.* IV, 177, 7. ein erbliches Niesbrauchsrecht — *ius usufructus hereditarii* — d. i. „alle Nutzung, welche die Verwaltung der Höfe hervorbringt, zu beziehen, und darüber, jedoch *ohne Nachtheil* der Substanz des Guts, und der schuldigen Prästationen an den Leib- und Gutsherrn, zu disponiren, auch das Gut selbst auf ihre successionsfähigen Kinder und Erben, auch Seitenverwandten, jedoch auf diese nur im ersten Grade, zu vererben." IV. *Von den vermischten Rechten und Pflichten, die auf den Meiergütern der ersten drey Klassen haften.* Dann folgen noch V. *verschiedene in das allgemeine Meierrecht einschlagende Nachrichten und Praejudicia, wie auch Erörterungen einiger Fragen, welche jenes betreffen.* Ein Anhang enthält *Notizen von den hagenfreyen Gütern im Lande* — den Abdruck einer *landesherrlichen Verordnung wegen der Gütergemeinschaft unter Eheleuten* vom 27. März 1786. — einer andern Verordnung vom 2. September 1802., die *Hudetermine* betreffend; — und etwas über den *Brautwagen*, was nämlich auf denselben an Sachen der weiblichen Ausstever, nach langjähriger Observanz, gehört. — Der Vf. hat solchergestalt das ganze Meierrechtliche Verhältnis, und alles, was damit in einiger nähern Verbindung steht, zu erschöpfen, auch das Vorgetragene überall mit Gesetzen und allgemeinen Rechtsgründen, besonders aber auch mit Entscheidungen vorgekommener Rechtsfälle zu unterstützen gesucht. Diese *praejudicia juris*, welche mit den Entscheidungsgründen vollständig abgedruckt sind, nehmen einen beträchtlichen Theil des Ganzen ein. Aber ihre Sammlung ist gerade in dieser Materie, wo es so häufig an bestimmten Gesetzen fehlt, desto schätzbarer, da es ohne dergleichen öffentliche Bekanntmachung in den mehresten Fällen sehr schwer hält, da oft unthunlich ist, sich den Gebrauch dessen, was die Gerichtsarchive über ähnliche Gegenstände enthalten, zu verschaffen. Dass übrigens diese Praxis, sie mag von hohen oder niedern Gerichten, von einheimischen oder auswärtigen Urtheilsverfassern herrühren, immer gehörig zu würdigen, und nicht sowohl auf die Entscheidung an sich, als auf die *Gründe* derselben zu achten sey, versteht sich von selbst. — Im Anhange ist besonders die Verordnung wegen der ehelichen Gütergemeinschaft merkwürdig, da sie diesen Gegenstand nach allen seinen Wirkungen völlig umfasst, mithin eine so wichtige Rechtsmaterie zur Gewissheit bringt, deren sie in mehrern Provinzen Deutschlands, wo man jene Gemeinschaft im Ganzen zwar anerkennt, aber fortdauernd über die Folgen derselben streitet, noch entbehren muss. — Ein gutes Sachregister würde den Gebrauch des Werks noch erleichtert haben.

STRAUBING, b. Schmid: *Aufschlüsse über äußere Territorialverhältnisse der churpfalzbayerischen Staaten beym Abzug des Privatvermögens an Nachsteuer.* Ein Beytrag zum äußern Staatsrecht von *Joseph von Wisinger*, churpfalzb. Justizactuar des Landgerichts Burghausen. 1804. XXXII u. 118 S. 8. (16 gr.)

Da die kurpfalzbayersche Generalverordnung vom 6. Jul. 1804. über *Auswanderung* und *Nachsteuer* (Regierungsbl. von München v. J. 1804. S. 633 u. f., welcher Abdruck aber von dem im Reg. Bl. von Ulm S. 505 u. f. in einigen wesentlichen Punkten abweicht), so wie mehrere Freyzügigkeitsverträge erst nach der Erscheinung dieses Buches erfolgt sind: so musste es dadurch schon beynahe ganz seinen praktischen Werth verlieren. Dieser konnte ihm aber, auch ohne diesen zufälligen Umstand, kaum vom nachsichtigsten Beurtheiler beygelegt werden. Statt sich um das einfache und bescheidene Verdienst zu bewerben, die für den ganzen Kurstaat und dessen einzelne Provinzen bestehenden Verordnungen und Normen zusammenzustellen, und auf allgemeine und besondere Grundsätze zurückzuführen, hat der Vf. den übelgeleiteten Ehrgeiz, mit politischen Räsonnements zu glänzen. Dass er aber zu dem einen so wenig, als zu dem andern, Beruf hat, davon liegen wohl die unläugbarsten Beweise hier vor. Die Widerrechtlichkeit der Nachsteuer darzuthun, ist das Thema der Einleitung, aus der wir nur folgende Betrachtungen zur Probe ausheben: „Die Auswanderung der Staatsbürger und die Transportation ihres Eigenthums würde als Bedingung gesetzt, und durch dies ein Gegensatz in den Staat gebracht, der, da er kein mittleres zulässt, ihm (ihn) selbst aufhebe. Der Staat würde auf dem Verlust der Staatsbürger und dessen (deren) Güter seine Existenz sichern. Der Staatszweck würde also für niemand erreichbar seyn, da der Staat die Subjecte hiezu verlustig giebt, die allein die Staatszwecke setzen, d. i. Zwecke ohne zweckfetzende Subjecte sind unerreichbar. Ein Contract ist aber schon cassirt, wenn ein Theil der Contrahirenden aus desselben Bedingungen austritt. Der auswandernde Bürger stellt mit der einen Hand dem Staate das Bürgerrecht unverworgen (?) zurück, und nimmt mit der andern dem Staate das Befugnis zu fordern ab, u. s. w." In der Abhandlung selbst sieht es nicht besser aus; nicht der verworrenen Begriffe, der noch verwornern Sprache, und der äußerst vernachlässigten Rechtschreibung (*methodisch*, *modiviren*, *teritorium*, *erhollen*, *verzüchten*, *verhütten* u. dgl. m.) ausführlich zu erwähnen, fehlt es der Arbeit ganz an dem, was ihr Zweck erfordert. Grundsätze über Auswanderung sind mit Principien der Nachsteuer, allgemeine Bestimmungen mit besondern,

gene-

generelle mit provinziellen, von denen der Vf. überdiefs nur wenige zu kennen fcheint, unter einander geworfen, und nirgends leuchtet ein Funke doctrineller Erläuterung über Gefetze oder Verträge. Dafür wird man durch die ftatiftifchen Zugaben in Beziehung auf die hier vorkommenden Länder nicht mehr, als durch die philofophifch-politifchen Meditationen fchadlos gehalten: denn auch hier zeigt fich Unkunde, oder Flüchtigkeit im Ausfchreiben: *Grumsfeld* ftatt *Grünsfeld*, *Laula* ftatt *Lauda*, *Hamburg* ftatt *Homburg*, *Tellenburg* ft. *Tecklenburg* u. dgl. mögen als Schreib- oder Druckfehler Entfchuldigung finden; aber was foll man für ein Urtheil über einen ftatiftifchen Schriftfteller ausfprechen, der (S. 66.) die Grafichaft *Markt*, *Ravensberg*, *Lingen*, das Fürftenthum *Münden* zu den kön. preufs. Landen in *Franken*, und *Salzburg* (S. 69.) jetzt noch zum *bayerfchen* Kreife rechnet; der (S. 48.) behauptet, der Kurerzkanzler habe vom Erzftifte Mainz *nur allein* das Amt *Afchaffenburg* erhalten; der (S. 21.) nicht einmal zu wiffen fcheint, dafs feinem Landesherrn in Franken auch die Reichsftädte *Rothenburg*, *Schweinfurt* und *Windsheim* durch den R. D. Schlufs zugefallen find; der endlich durch folche Fehler beynahe jede Seite befleckt?

TECHNOLOGIE.

München, in d. Strobel. Buchh., gedr. a. K. d. Vfs.: *Joh. Bapt. Herrmann gemeinnützige Beyträge zur Oekonomie des Brauwefens. — Erfter* Heft: *Befchreibung einer neuen, durch die Erfahrung fchon bewährten, ganz einfachen Kühlmafchine, und ihrer Vortheile gegen die bisher bey uns übliche Art, das Bier abzukühlen.* 1804. XIV u. 52 S. 8. Mit 2 Kpfrn. Geheftet in blauem Umfchlage mit Inhaltsanzeige u. der Jahrz. 1803.

Des Vfs. Erfindung gründet fich auf das Verfahren feiner Gegend, das Bier im Kühlbottiche durch Krükken abzukühlen, wozu mehrere Menfchen erforderlich find, die gleichwohl, und ungeachtet ihrer lange anhaltenden fauern Arbeit, den gefuchten Endzweck nicht vollkommen erreichen, weil der durch das Krücken entftehende ftarke Schaum der Ausdünftung, und alfo der Abkühlung hinderlich ift. Das ift nun freylich eben kein zweckmäfsiges Verfahren, und man würde diefer mühfamen Arbeit überhoben feyn können, wenn man das Bier in flachen Kühlbottichen oder in zweyen Kühlbottichen zugleich abkühlte, in welchen es höchftens nur 6 Zoll hoch zu ftehen käme: denn eben durch die gröfstmögliche Oberfläche, die man dem Biere geben kann, mufs die Ausdünftung des Bieres und deffen Abkühlung befördert werden. Der Vf., der blofs für feine Gegend fchreibt, erfand daher, zu Abhelfung jener Befchwerde, eine Mafchine, die aus einer langen, nicht gar breiten Latte befteht, die mitten im Kühlbottiche eine kreisförmige Bewegung macht, und die das Bier, ohne einen Schaum zu erregen, ftets umrührt. Dafs der gefuchte Endzweck dadurch erreicht wird, und die Abkühlung früher erfolgen mufs, ift kein Zweifel; aber eben fo gewifs ift es auch, dafs durch die beftändige Bewegung der Flüffigkeit unmöglich eine Scheidung der gröbern Theile vor fich gehen kann, das Bier alfo nie fo klar vom Kühlbottich kommt, als gefchehen würde, wenn man es ruhig ftehen liefse. Aus eben dem Grunde ift nicht zu begreifen, wie der Vf. behaupten kann, dafs das mit feiner Mafchine abgekühlte Bier *nicht fo viel* Bodenfatz gebe, als wenn es mit der Krücke abgekühlt würde; und dafs das fich felbft überlaffene und mit keinem Inftrumente abgekühlte Bier *noch weniger* Bodenfatz gebe, als mit der Mafchine. Aber wo kann denn Bodenfatz in einer Flüffigkeit entftehen, die in einer beftändigen Bewegung ift? Er geftehet felbft, dafs das Bier mit feiner Mafchine nicht fchön und helle vom Kühlbottich laufe, aber er verläfst fich auf die Macht der darauf folgenden Gährung, in welcher alle im Biere noch befindlichen erdichtfchleimigen Theile zu Boden fielen, oder ausgeworfen würden. Das gefchieht denn nun allerdings; aber würde denn die Gährung nicht vielleicht noch beffer, fo wie auch das Bier vollkommner feyn, wenn es klar vom Kühlbottich käme, dafs heifst: wenn man es der Natur überlaffen, und es ganz ohne Bewegung geblieben wäre? Dazu gehört denn freylich, dafs die Flüffigkeit fo flach als möglich ftehe, und eben durch die erlangte grofse Oberfläche fich fchnell abkühlen könne. Da das nun nicht der Fall bey unferm Vf. ift: fo verdient er immer den Dank feiner Landsleute, denen er durch feine Mafchinen ihr Braugefchäft erleichtert. Sie werden theils durch Gewicht, theils durch Menfchen in Bewegung gefetzt, koften einzeln nicht über 50 Gulden; find fie aber ganz von Holz, fo koften fie noch weniger. In Branntweinbrennereyen, wo fo viel auf ein fchnelles Abkühlen der Möfchen ankommt, müfste nach Rec. Meinung eine folche Mafchine gute Dienfte leiften. In der Vorrede verfpricht der Vf. in noch zwey oder drey, bald nachfolgenden Heften: die Befchreibung der Einrichtung einer fehr einfachen und vortheilhaften Pferdemühle zum Malzbrechen; Vorftellungen zur Anrichtung der Holz erfparenden Brauöfen; Mancherley Urfachen, warum die kupfernen Braupfannen zuweilen einen Rifs bekommen, oder, wie man oft glaubt, verbrennen können; Ueber einige Eigenfchaften des zum Brauen vortheilhafteften Waffers, und die Unterfuchung deffelben; Ueber den befondern vortheilhaften Gebrauch des Thermometers beym Brauwefen; Ueber den Gang des Brauwefens in der Anwendung felbft, und endlich: Kurze Bemerkungen über das Branntweinbrennen zu liefern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dietrich: *Abhandlung vom Scharlachausſchlage*, von *Ludw. Chriſtoph Wilh. Cappel*, Prof. der Med. in Göttingen. 1803. VIII u. 380 S. 8. (1 Rthlr, 12 gr.)

Die Frequenz des Scharlachausſchlages in den letzten Jahren hat den nunmehr verſtorbenen Vf. zum genauern Studium deſſen, was von andern über dieſe Krankheit geſagt war, zur Vergleichung deſſelben mit ſeinen eigenen, ſeiner Angabe nach, häufigen Erfahrungen veranlaſst. Das vorliegende Werk enthält die Reſultate dieſer Beſchäftigung. In der Einleitung giebt der Vf. einen Abriſs von der Geſchichte des Scharlachausſchlags. Die älteſten Schriftſteller erwähnen dieſer Krankheit nicht. *Avicenna* führt unter dem Namen *Alhumera* eine Ausſchlagskrankheit an, die einige für den Scharlach halten, aber ohne hinreichenden Grund. Mit mehrerem Rechte läſst ſich die von *Ingraſſias* im 16ten Jahrhundert beſchriebene *Roſſania* dafür annehmen. Die *Purpura* des *Foreſtus* war nach des Vf. Meinung Maſern oder Frieſel. Die erſte charakteriſtiſche Beſchreibung glaubt er bey *Smetius* vom J. 1589. gefunden zu haben. *Sennert* kannte und beſchrieb den Scharlachausſchlag ziemlich genau. *Simon Schulz* beſchrieb unter dem Namen *Purpura maligna* eine Scharlachepidemie, die im Jahr 1665. in Polen herrſchte. Zu *Sydenhams* und *Mortons* Zeiten war der Scharlachausſchlag in England keine Seltenheit mehr; der letztere hielt ihn für eine Modification der Maſern. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts wurde die Krankheit an einigen Orten in Deutſchland beobachtet, bis 1720. ſoll ſie jedoch, nach *Pelargus* Behauptung, ſelten geweſen ſeyn, in der Folge wurde ſie allmälig allgemeiner. Die Zeit und der Ort der erſten Entſtehung dieſer Krankheit ſind gänzlich unbekannt. Nach der Verſicherung eines jungen Arztes kam ſie erſt vor fünf Jahren nach Engern.

Erſtes Kapitel. *Von der Erkennung des Scharlachausſchlages und der Unterſcheidung ähnlicher Krankheiten.* Als diagnoſtiſche Zeichen des Scharlachausſchlages hebt der Vf. das Fieber, den Ausſchlag, die Halbentzündung und die beſondere Abſchuppung der Haut aus. Das Fieber hat nichts charakteriſtiſches; der Ausſchlag verbreitet ſich 1) als eine glatte Röthe über den ganzen Körper, 2) iſt nur an einzelnen Stellen, oder erſcheint als eine rauh anzufühlende, mit kleinen Pünktchen verſehene, unterbrochene Röthe. Es befinden ſich Bläschen auf der Röthe des Scharlachausſchlages. Ein Scharlachfieber ohne Ausſchlag nimmt der Vf. nicht an. — Die Diagnoſe in einzelnen Fällen wird beſtätigt durch folgende Umſtände: Der Scharlachausſchlag herrſcht gerade jetzt epidemiſch; das Subject hat ſich der Anſteckung bey einem Scharlachkranken ausgeſetzt und den Scharlachausſchlag zuvor noch nicht gehabt. Hierauf giebt der Vf. die Unterſcheidungsmerkmale der Maſern, Rötheln, des Frieſels, der Petechien und der bösartigen Bräune vor dem Scharlachausſchlage an. Bey der letztern führt er die Meinung *Huxhams*, *Cullens*, *Witherings* an, und ſtimmt am Ende denjenigen bey, die ſie in Rückſicht auf ihren Urſprung für identiſch mit dem Scharlachausſchlage halten. *Zweytes* Kapitel. *Von dem Verlaufe des Scharlachausſchlages nebſt einer Beſchreibung der verſchiedenen Zufälle bey demſelben.* Der Verlauf des einfachen Scharlachausſchlages wird in drey Perioden, nämlich die der Vorläufer, des Ausbruches und Standes des Ausſchlages, und der Abſchuppung abgetheilt, und die eine jede einzelne Periode bezeichnenden Symptome genannt. Angehängt iſt eine ſehr oberflächliche Beſchreibung der waſſerſüchtigen Zufälle, welche zuweilen in der Reconvalescenz vor dem gelinden Scharlachausſchlage eintreten. Unter der Aufſchrift: Verlauf und Symptome des complicirten Scharlachausſchlages werden unter eben ſo vielen Abtheilungen wie bey dem einfachen, die Erſcheinungen, welche die gefährlichen Fälle charakteriſiren, ohne Ordnung, ohne Hinweiſung auf ihre Cauſalität und ihren Zuſammenhang unter ſich aufgezählt und als Nachkrankheiten, das hitzige und ſchleichende Nervenfieber, Waſſerſucht, Geſchwulſt der Drüſen, Ausſchläge, mancherley Nervenbeſchwerden, Entzündungen und Vereiterungen, trockner und feuchter Huſten, nach den Beobachtungen anderer Schriftſteller angeführt. Die ganze Darſtellung enthält durchaus nichts bemerkenswerthes, und deſswegen unterläſst es Rec. einen Auszug davon zu geben. — *Drittes* Kapitel. *Von den Urſachen des Scharlachausſchlages.* Der Vf. führt die Meinungen der verſchiedenen Schriftſteller an, zeigt ihre Unzulänglichkeit, bringt Einwürfe gegen *Röſchlaubs* und *Franks* Theorie der Anſteckung vor, und giebt alsdann folgendes Räſonnement: der Scharlach entſteht von einem beſondern Miasma; wenn, wo und wie ſich dieſes zuerſt entwickelt habe, darüber läſst ſich nicht einmal etwas muthmaſsen; gegenwärtig wird es nur in *dem* Körper wieder erzeugt, in welchen es von auſsenher gelangte. Die Gründe für dieſe Behauptungen ſind folgende: 1) man findet den Scharlachausſchlag bey dem verſchiedenſten Zuſtande organiſcher Kör-

Körper und der äufsern Natur, a) fast bey jedem Scharlachkranken läfst sich die Ansteckung nachweisen. 3) Der Scharlachausschlag wird verhütet, wenn man die Subjecte vor der Ansteckung schützt. 4) Der Scharlachausschlag hat viele Aehnlichkeit mit andern Krankheiten, deren Stoffe auch nicht mehr primär entstehen. Ueber die Eigenschaften des Scharlachstoffes setzt der Vf. folgendes fest: 1) er pflanzt sich zu allen Jahreszeiten fort; doch scheint Feuchtigkeit der Luft die Verbreitung desselben besonders zu begünstigen. 2) Er theilt sich dem Organismus durch unmittelbare Berührung durch die Luft, durch Kleidungsstücke, Betten u. s. w. mit; 3) er ergreift besonders Kinder; 4) er erzeugt den Scharlachausschlag nur einmal; 5) er veranlafst allezeit eine Entzündung des Halses; 6) er wirkt auf zweyfache Weise auf den Organismus. *a*) Auf die Erregung. *b*) Auf die Masse der Säfte. Der Vf. hält den Scharlachstoff für einen phlogistischen Stoff, durch dessen Zurückbleiben im Organismus und nachmalige Ausscheidung die Erregung erhöht wird; und diese Behauptung begründet er folgendermafsen: 1) Wenn der Scharlachstoff auf junge mäfsig gesunde Personen wirkt, so wird eine mäfsige Erhöhung der Erregung bemerkt. 2) Beym gelinden Scharlachausschlage findet kurz vor der Ausscheidung des Scharlachstoffes Zunahme aller Symptome statt, die sich nach erfolgter Ausscheidung verliert. 3) Die Ausscheidung des Scharlachstoffes erfolgt durch die Haut, und diese ist das Ausscheidungsorgan phlogistischer und reizender Stoffe. 4) Gegen den gelinden Scharlachausschlag leistet eine antiphlogistische Diät und Curmethode die besten Dienste. 5) Der gelinde Scharlachausschlag verliert sich in vielen Fällen von selbst ohne Hülfe der Kunst. 6) Der Blattern-, Masern- und Typhusstoff scheinen reizend zu wirken. — Der Scharlachstoff wird von den lymphatischen Gefäfsen resorbirt, erzeugt in demselben einen veränderten Assimilationsproceis, wodurch manche in ihnen befindliche Stoffe ihm selbst homogen gemacht werden. — Beweise dieser Annahme sind: 1) die jüngsten Subjecte werden am leichtesten von dem Ansteckungsstoffe ergriffen und bey ihnen resorbiren die lymphatischen Gefäfse am leichtesten. 2) Was die Resorption der Lymphgefäfse befördert, macht zur Scharlachansteckung geneigt. 3) Was die Resorption hindert, erschwert die Scharlachansteckung. 4) Jeder Scharlachkranke theilt mehrere Tage hindurch andern die nämliche Krankheit mit. Die Säfteveränderung kann nicht secundär, von einer bestimmten Veränderung der Erregung abhängig, sondern sie mufs primär seyn, weil sie bey dem verschiedensten Zustande der Erregung statt findet. 5) Nach dem Scharlachausschlage entstehen leichter und häufiger als nach andern Krankheiten, sowohl sthenische als asthenische Nachkrankheiten im lymphatischen Systeme. Ueber die Bedingungen für die verschiedene Menge des erscheinenden Scharlachausschlages läfst sich nichts bestimmtes angeben; der Vf. nennt (gleichsam fragweise) als Momente: die verschiedene Menge des aufgenommenen Ansteckungsstoffes, seine Beschaffenheit (?) Witterung und Jahreszeit, Beschaffenheit der Säfte des Lymphsystems, das Alter und Geschlecht des Subjects und den Zustand der Erregung. Mit dem Scharlachstoff können noch andere Schädlichkeiten einwirken, unter deren Einfluss der Scharlachausschlag complicirt wird. Als *reizmindernde* Schädlichkeiten führt der Vf. auf: feuchte und neblichte Beschaffenheit der Luft, schlecht nährende wässerichte Speisen und Getränke, Erkältung, Anstrengung des Geistes, traurige Leidenschaften, übermäfsige, willkürliche Bewegung, Mangel des Schlafes, das Eintreten der Entwicklungsperioden; zu den *erregenden* Schädlichkeiten zählt er: reine, heitere mit vielem Sauerstoffgas geschwängerte Luft, Genufs sehr nahrhafter, erhitzender Speisen und Getränke, mäfsig verstärkte willkürliche Bewegung, zu anhaltenden Schlaf, freudige Leidenschaften und Zorn; eine kurze Zeit wirkende trockene, mäfsige Kälte, äufsere Wärme, den Typhusstoff und den übermäfsig starken Gebrauch reizender Arzneyen. — Oertlich wirkende Schädlichkeiten sind gastrische Unreinigkeiten und Würmer. Unter der Aufschrift: *die Säfte primär verändernde Schädlichkeiten*, die zugleich mit dem Scharlachstoff einwirken, nennt der Vf. den Blattern-Masernstoff u. s. w. — *Viertes* Kapitel. *Von den Verschiedenheiten und Eintheilungen des Scharlachausschlages.* Der Vf. führt die bisher gewöhnlichen Eintheilungen des Scharlachausschlags in sporadischen und epidemischen, in gutartigen und bösartigen u. s. w. an und verwirft sie; er giebt als dann zwey neue Eintheilungsarten an, die eine für Diagnose (!) nach der am Eingange erwähnten Verschiedenheit des Ausschlages, und eine andere für die Cur. Nach dieser ist der Scharlachausschlag *A*) *einfach*, die ganz besondere primäre Säfteveränderung macht das Wesen dieser Krankheit aus; mit dieser ist ein ganz gelinder Grad einer erhöhten Erregung gegenwärtig, oder *B*) *complicirt;* nach dem Verhältnifs der gleichzeitig einwirkenden Schädlichkeiten findet 1) eine beträchtliche Veränderung der Erregung statt; und diese äufsert sich *a*) durch eine mit dem Scharlachausschlage verbundene *Synocha*; sie entsteht wenn der Ansteckungsstoff auf solche Subjecte wirkt, die sich in einer Anlage zur Sthenie befinden. *b*) Durch *Typhus*, und zwar *aa*) mit geminderter allgemeiner Receptivität *(debilitas indirecta)* bey einer übermäfsig reizenden Wirkung des Ansteckungsstoffes oder anderer äufserst starker Reize. *bb*) Mit erhöhter allgemeiner Receptivität *(debilitas directa)* bey vorher vorhandener directen Asthenie. *cc*) Durch verschiedene Receptivität der einzelnen Organe *(debilitas mixta)*, ein solcher Zustand verwandelt sich gewöhnlich bald in einen gleichmäfsigen mit erhöhter Receptivität. 2) Der Scharlach ist mit örtlichen Fehlern, oder 3) mit andern primären Säfteveränderungen nach den oben angeführten Bestimmungen complicirt. — *Fünftes* Kapitel. *Von der Vorhersagung des Ausganges beym Scharlachausschlage.* Der Vf. giebt kein durch Erfahrung geprüftes und auf den eigenthümlichen Charakter der Krankheit sich gründendes Merkmal an, nach

nach welchem sich der wahrscheinliche Ausgang des Scharlachausschlages voraussagen liefs. Seine Aeusserungen sind theils Wiederholungen dessen was er unter den concurrirenden Schädlichkeiten und bey der Schilderung des Verlaufs des complicirten Scharlachausschlages anführte, theils einzelne Bemerkungen anderer Schriftsteller, deren Aushebung hier dem Rec. weder nöthig noch nützlich zu seyn scheint. Der Scharlachausschlag tödtet: 1) durch Schlagfluss; diese Todesart ist bey beträchtlicher Entzündung des Halses und hervorstechendem Leiden des Kopfes zu erwarten. 2) Durch Erstickung, wenn die Entzündung sich nach innen erstreckt, oder sich Eitersammlungen bilden, welche die Luftwege comprimiren. 3) Durch Erschöpfung nach starken Blutungen, Erbrechen, Durchfällen, einer zu weit getriebenen reizmindernden Behandlung. 4) Durch den Brand eines wichtigen Organs und 5) durch wassersüchtige Beschwerden, die eine Folge der Krankheit sind. *Sechstes* Kapitel. *Von den Verhütungsmitteln des Scharlachausschlages.* Unter dieser Aufschrift werden genannt und beurtheilt: Der eingedickte Saft der *Belladonna* nach *Hahnemann*, von welchem, als einem stark erregenden Mittel, der Vf. Nachtheile befürchtet. Brechmittel werden die Ansteckung nicht aufheben, aber den Verlauf der Krankheit erleichtern. Die Laxirmittel können die Thätigkeit der Haut leicht zu sehr schwächen. Die Säuren empfiehlt der Vf. nach *Neumanns* Aufforderung zu versuchen. An der Wirksamkeit der Queckfilbermittel zweifelt er nach vorhandenen Beobachtungen. Von den Niesemitteln und dem Auswaschen des Mundes mit Seifensiederlauge nach *Withering* verspricht er sich nichts. *Siebentes* Kapitel. *Von der Heilmethode des Scharlachausschlages.* Unter den im *vierten* Kapitel angeführten Rubriken werden die allgemeinen therapeutischen Ansichten im Geiste der Erregungstheorie kurz berührt; alsdann die von einzelnen Aerzten vorgeschlagenen und gebrauchten Mittel genannt, bey jedem über die Bedingungen seiner Anwendung etwas gesagt, und endlich die einzelnen Symptome z. B. Hals-Entzündung, Durchfall u. s. w. angeführt, die zu einem besondern Heilverfahren auffordern. Das Materiale bietet durchaus nichts neues und erhebliches dar, und deswegen liefert Rec. keinen Auszug. Die von dem Vf. gewählte Form der Darstellung machte eine zusammenhängende kritische Untersuchung unmöglich, aus der ein für die Ausübung fruchtbares Resultat hervorgehen könnte. Das *achte* Kapitel, *von der Heilmethode der Nachkrankheiten*, ist nach dem nämlichen Zuschnitte abgefafst wie das vorhergehende, und enthält eben so wenig bemerkenswerthes.

Das Streben des Vfs. etwas vollständiges zu liefern, ist unverkennbar, und in so ferne sein Werk eine Sammlung der bisher über den Scharlachausschlag bekannt gewordenen Erfahrungen enthält, kann ihm ein bedeutender Werth wenigstens für einzelne nicht abgesprochen werden. Wenn man aber nach dem Nutzen fragt, der für die Wissenschaft überhaupt aus der Arbeit des Vfs. hervorgeht, so wird die Kritik kein so günstiges Urtheil fällen können. Einmal scheinen dem Hn. *C.* nicht genug eigene Erfahrungen zu Gebote gestanden zu haben, um die Widersprüche, die man bey den Schriftstellern antrifft, lösen zu können, und dann hat er nach des Rec. Meinung einen Weg der Untersuchung eingeschlagen, der unmöglich zum Zwecke führen konnte. Die Natur einer einzelnen Krankheit kann nur durch sorgfältige Vergleichung der Thatsachen, durch Abstractionen allgemeinen Sätze aus denselben ergründet werden. Der Vf. reiht an die Annahme eines eigenthümlichen Ansteckungsstoffes ein synthetisches Räsonnement, nach welchem die vorhandenen Thatsachen commentirt werden. Das *erste* und *zweyte* Kapitel, in welchen eigentlich die Naturbeschreibung der Krankheit, die Facta im Zusammenhang geliefert werden sollen, enthalten eine zerstückelte Aufzählung der Symptome, sie geben kein vollständiges Bild der Krankheit, und können dem übrigen Werke nicht, wie es hätte seyn sollen, zur Grundlage dienen. Es fehlt daher dem Ganzen an einem Bindungsmittel, durch welches die isolirten Theile vereinigt werden könnten, und hieraus wird es erklärlich, warum besonders die Abhandlung über die Heilart eine rhapsodische Form bekommen mufste.

PRAG, b. Widtmann: *Bau des Menschenkörpers nebst medizinisch-chirurgischen Bemerkungen und der Bereitungsart der Muskeln.* Von *Joseph Oechy*, D. und Profektor zu Prag. *Erster* Theil, *Knochen- Bänder- Muskellehre.* 1805. 483 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses neue anatomische Handbuch zeichnet sich von den bereits vorhandenen Anweisungen zur Zergliederungskunde, zwar nicht durch neue merkwürdige Entdeckungen aus, hat aber doch etwas Eigenthümliches wodurch es empfehlenswerth wird. Am Schlusse der Knochen-, Bänder- und Muskeln-Lehre befindet sich nämlich für jede dieser Lehren ein Anhang von Bemerkungen, theils über die beschriebenen Theile im Allgemeinen, theils über die einzelnen insbesondere. Diese Bemerkungen beziehen sich entweder auf die gröfsere oder geringere Gefahr einer Verletzung, welcher irgend ein Theil vor andern leicht ausgesetzt seyn kann, auf die Wichtigkeit desselben bey chirurgischen Operationen, und andere Dinge, wodurch der Anfänger mit jedem Schritt auf die Ueberzeugung von dem nothwendigen Einfluss der Zergliederungskunst auf die Chirurgie, Arzneywissenschaft, gerichtliche Heilkunde u. s. w. geführt wird, und manche Winke erhält welche ihm nicht nur dereinst in der Ausübung der Kunst sehr nützlich seyn können, sondern auch gewifs dazu beytragen, dafs er die Gegenstände fester im Gedächtnisse behält, weil er den Grund einsieht, warum er sie kennen lernen mufs. — Die Beschreibungen der einzelnen Theile sind übrigens gedrängt, aber deutlich. Den bisherigen Benennungen der Bänder und Muskeln sind neue beygefügt worden, wodurch jedesmal ihre

An-

Anlage an die Knochen bezeichnet wird, z. B. *ligamentum condylo-ulnare (laterale internum* des Ellbogengelenkes); *lig. condylo-radiale (laterale externum)* u. f. w. Bey den Muskeln sind die neuen Benennungen blofs in deutscher Sprache nach denen gebildet, welche *Chaussier* vorgeschlagen hat, z. B. Schulter-Schnabel-Speichenmuskel *(biceps brachii)*; Schulter-Arm-Hakenmuskel *(triceps brachii)*; Arm-Griffel-Speichenmuskel *(supinator longus)* u. f. w. Der Vf. hält die Schwierigkeiten, welche sich der wirklichen Einführung dieser neuen Namen entgegenstellen, wohl ein; aber der Grund welcher ihn dazu bewog, sie dennoch anzuführen, läfst sich wohl hören; er sagt nämlich, dafs sie doch zu einem schnellen Ueberblick der vorzüglichsten Befestigungsstellen der Muskeln oder Bänder dienen könnten. Die Beschreibungen der Muskeln sind nicht nach den Verrichtungen der letzteren, sondern nach ihrer Lage geordnet, so wie sie bey der Zubereitung auf einander folgen. Daher werden zuerst die Bauchmuskeln, dann die Muskeln der Brust, des Halses, des Rückens, der Lenden, des Nackens, des Kopfes, des Gesichtes und zuletzt die Muskeln der Extremitäten beschrieben. Den eigentlichen Beschreibungen geht allemal die Anweisung zur Zergliederung voraus. Dadurch wird nicht nur überhaupt die Lage deutlich bezeichnet, sondern auch dem Anfänger die Handanlegung sehr erleichtert und der Gebrauch eines besonderen Buches zu diesem Zwecke erspart. Mit den Bauchmuskeln hat der Vf. den Anfang wegen der längeren Benutzung der Leichname gemacht, welche durch die baldige Entfernung der Eingeweide bewirkt werden kann. Rec. hätte es für zweckmäfsiger gehalten, mit der oberflächlichten Lage der Rückenmuskeln den Anfang zu machen: denn die Insertionen der Bauchmuskeln lassen sich weit leichter und bestimmter sichtbar machen, wenn zuerst der breite Rückenmuskel zubereitet und auf die Seite genommen worden ist. Auf den beiden letzten Seiten des Buches sind 87 Verbesserungen und Druckfehler angezeigt; es ist aber sehr zu wünschen, dafs bey der Fortsetzung eines so gemeinnützigen Werkes kein so langes Sündenregister nöthig werde.

C H E M I E.

München, b. Lentner: *Anfangsgründe der Chemie* zum Gebrauche für öffentliche Vorlesungen an der Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften, von *Maximus Imhof*, öffentl. Lehrer der Physik und Chemie am Kurfürstl. Schulhause in München. 1803. 247 S. 8. (20 gr.)

Die grofsen Fortschritte der Chemie und der Vortheil, beym Vortrage seinen Schülern einen eigenen Leitfaden in die Hände zu geben, wozu er sich vermehr *Baaders* Hefte bediente, forderten den Vf. zur Bearbeitung dieses Buchs auf. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, seine Schüler mit den allgemeinen Grundbegriffen der Chemie bekannt zu machen, und die chemischen Zerlegungen und Zusammensetzungen durch gemeinnützige Beyspiele und lauter eigens angestellte (höchstens hätte gesagt werden können, eigens widerholte) Versuche praktisch darzustellen und seine Schüler in seinem Laboratorium selbst manipuliren zu lassen. — Wirklich sind die chemischen Thatsachen der Absicht dieses Handbuchs gemäfs gut gesammlet; doch scheint uns die schon früher versuchte und auch vom Vf. gewählte Aufführung derselben nach den chemischen Verrichtungen nicht ganz zweckmäfsig. Die Rubriken, unter welche der Vf. die Gegenstände der Chemie gebracht hat, sind Auflösung, Niederschlagung, Schmelzung, Verflüchtigung (Dampfbildung, Abtröpflung und Gasbereitung), Krystallisation, Verkalkung, Glaserzeugung und Gährung. Dem Ganzen sind *Bergmanns* Verwandschaftstafeln, *Girtanners* Nomenclaturtafel, auch *Lavoisier's* und *Kirwans* Tafeln über die eigenthümliche Schwere und über die Mengen der alkalischen, erdigten und metallischen Dinge, welche von den Säuren aufgenommen werden, hinzugefügt. In der Einleitung sind einige Stellen aus der Einleitung zu *Göttling's* Versuch einer physischen Chemie fast wörtlich abgedruckt.

Basel u. Arau, b. Flick: *Grundzüge der Chemie* auf Befehl der französischen Regierung entworfen von *A. Adet*. Aus d. Französischen übers. von D. *Huber*. 1805. 421 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Handbuch zeichnet sich von den gewöhnlichen durch eine etwas veränderte Ordnung aus. Sonst pflegt man auf die Stoffe selbst besonders Rücksicht zu nehmen und sie nach ihren Eigenschaften und Verbindungen mit andern Stoffen zu betrachten. *Adet* hingegen sucht besonders die verschiedenen Arten der Verbindungen auf, und bestimmt nach diesen die Abschnitte der Chemie. Hiedurch ist manche Bemerkung in das Buch gekommen, welche man in andern Lehrbüchern von gleicher Gröfse vergebens sucht. Uebrigens hat der Vf. die Schriftsteller seiner Nation gut benutzt, und nichts von Bedeutung ausgelassen. Die Uebersetzung ist getreu und gut; auch sind hin und wieder von dem Uebersetzer Zusätze eingeschaltet, doch fehlt hier manches zur Ergänzung und Berichtigung des Originals gehörige. So konnte der Uebersetzer schon die Yttererde kennen, schon wissen dafs Schleimsäure, Fettsäure u. s. w. unreine Essigsäure sind u. dgl. m. Der Mangel an literarischen Nachweisungen ist ein gewöhnlicher Fehler der französischen Handbücher und auch hier sehr auffallend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. May 1806.

PÄDAGOGIK.

SALZBURG, in d. Mayr. Buchh., u. LANDSHUT, b. Krüll: *Beobachtungen und Vorſchläge über Erziehung und Schulen*, in Briefen an einen Beamten auf dem Lande. Von *J. B. Graſer*. — *Erſtes* Bändchen. 1804. 244 S. *Zweytes* Bändchen. 1805. 390 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe Briefe betreffen die literariſche Erziehung, insbeſondre die Bildung der Erziehungsbeamten, und werden als Vorläufer einer vollſtändigen Erziehungstheorie angekündigt. Der Vf. geht von dem richtigen Grundſatze aus, daſs erſt dann wahre Volksbildung möglich werde, wenn die Volkslehrer vorher wohl gebildet worden ſeyen. Ob er aber darin Recht habe, daſs bisher für die literariſche Erziehung gerade am wenigſten geſchehen ſey, bezweifeln wir; uns ſcheint gerade dieſer Theil unſrer National-Erziehung noch am beſten, wo nicht beynahe ausſchlieſslich, bedacht worden zu ſeyn. Aber daſs man mehr auf Kenntniſſe, Einſichten und Fertigkeiten, als auf Sittlichkeit hingearbeitet habe, dürfte wohl zugeſtanden werden müſſen. Im *erſten* Bande dieſer Briefe bemüht ſich der Vf., die Schädlichkeit der auf das Princip der Zucht gebaueten Erziehungsmethode zu zeigen. Er verſteht unter dieſem Princip dasjenige, nach welchem man die Jugend durch *Zwang*, *Anhalten* und *Angewöhnen zu dem, zu machen ſuche, was ſie werden ſolle;* das entgegenſtehende nennt er das Princip der *Erziehung*, nach welchem man die Jugend *alles durch ſich ſelbſt werden laſſe, und nur ſolche Veranſtaltungen treffe, durch die ein Knabe und Jüngling zur Entwickelung und Uebung ſeiner Kräfte in dem Gewebe von Umſtänden, in welchen er ſich befinde, unaufhörlich neue Veranlaſſung, Aufforderung und Beyhülfe dazu erhalte.* So wie hier der Vf. das Princip der Zucht beſchreibt, dürfte es wohl den harten Tadel nicht verdienen: denn bey der beſten Erziehung muſs *Anhalten*, *Angewöhnen*, und, nach Beſchaffenheit des Zöglings, auch *Zwang* ſo lange Statt finden, bis der Zögling die Stärke gewonnen hat, ſich ſelbſt zu *zwingen*, d. h. eigenwillig der Gewalt innerer und äuſserer Reizungen zum Böſen Widerſtand zu leiſten. Allein der Vf. eifert auch eigentlich nur gegen die Erziehung, welche *alles* durch Zwang, Einſperren und Zurückhalten erreichen will, kurz! gegen jene klöſterliche Erziehung, die in frühern Zeiten auch im proteſtantiſchen Deutſchlande auf vielen Schulen Statt fand. Alles, was gegen dieſen Mönchsgeiſt der Erziehung geſagt wird, finden wir ſehr wahr und gegründet; auch mag dieſs, in Beziehung auf Baiern geſagt, ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen ſeyn; allein wo der Vf. über dieſe Auswüchſe der Erziehung hinausgeht, und gleichſam das Syſtem, aus welchem jene Auswüchſe hervortrieben, angreift, da ſcheint er, hin und wieder, das Böſe mehr in die Sache hineinzulegen, als es in derſelben zu finden. So wird z. B. an dem Syſtem der *Zucht* getadelt, daſs die Correction und Strafe der Willkür und Einſicht des Erziehers überlaſſen ſey, folglich von der *individuellen* Anſicht des vorkommenden Falles abhange. Hiergegen läſst ſich mit Grund einwenden, daſs es zuvörderſt nicht dem Syſteme der Zucht zur Laſt falle, wenn Correction und Strafe weder durch Herkommen, noch durch beſtimmte Geſetze vorgeſchrieben ſind; dieſe Unterlaſſung liegt keineswegs als nothwendig in der Natur jenes Erziehſyſtems; ſodann können wir gar nicht abſehen, warum es ſo nachtheilig ſeyn ſoll, wenn der Erzieher nach ſeiner Einſicht und nach Anſicht der vorkommenden Fälle die Correctionsart beſtimmt; es kann ja wohl bey keinem Erziehungsſyſteme anders ſeyn, weil es unmöglich iſt, dem Erzieher die für jeden einzelnen Fall paſſende Verfahrungsart nach allen ihren Modificationen vorzuſchreiben. Wenn der Vf. meynt, daſs bey der Zucht ein fernes Ziel (Weisheit und Selbſtſtändigkeit) nie geahndet werde, ſo liegt dieſs abermals nicht als nothwendig in dem Princip der Zucht; beide Erziehungsweiſen können ſich dieſes ferne Ziel vorſtecken, obgleich die Wege ſehr verſchieden ſeyn mögen, auf welchen ſie zum Ziele hinſteuern. Beſſer wäre es geweſen, wenn der Vf. ſich auf die Fehler und Nachtheile, welche aus dem Principe der Zucht als ſolchem hervorgehen, beſchränkt, und alles Zufällige, was ſich bey jeder andern Erziehungsweiſe ebenfalls finden kann, als zufällig mit Stillſchweigen übergangen hätte. Durch dieſe Beſchränkung und durch ein mäſsiges Beſchneiden der üppigen Eingänge und Ankündigungen, die jede Materie einleiten, würde das Buch bedeutend kürzer, weniger ermüdend und im Ganzen ſeinem Zwecke entſprechender geworden ſeyn; auch die Popularität, um welche es dem Vf. vorzüglich zu thun war, würde durch dieſe Verkürzung nicht gelitten haben: denn alle Dehnungen und Seitenbetrachtungen erſchweren die Ueberſicht und ſtören folglich die Popularität. — Der *zweyte* Band dieſer Briefe zerfällt in zwey Abtheilungen, in die *Erziehungslehre* und in die *Unterrichtslehre*. Wenn man ſchon im *erſten* Bande den Denker nicht verkennen kann: ſo hat man in dieſem *zweyten* noch mehr Veranlaſſung, den Scharfſinn des Vfs. zu bewundern; muſs aber auch hier die zum Theil

durch die Briefform herbeygeführte Weitschweifigkeit bedauern. Im ersten Brief, der das Princip der Erziehung aufstellt, wird gezeigt, dafs der Begriff vom Menschen, aus der Erfahrung geschöpft, keine allgemeine Gültigkeit haben könne, weil er nur das Werk der Reflexion sey, und daraus gefolgert, dafs alle pädagogische Vorschriften zur Behandlung des Menschen, aus jenem Erfahrungsbegriffe abgeleitet, trüglich seyn. Der Vf. geht daher von einem höhern Standpunkte aus, und dieser höhere, oder höchste Standpunkt ist — die *Idee der Natur*. Das Wesen der Natur besteht in Streben und Leben; dieſs aber ist undenkbar, wenn nicht ein Kampf der Kräfte Statt hat. Dieser Kampf setzt ein *Streben* nach dem Gleichgewichte der Kräfte voraus, und zugleich eine beständige *Störung* des Gleichgewichts, damit der Kampf immer unterhalten werde. Hieraus wird gefolgert: 1) dafs die Urbestimmung der Natur sey, nach Einheit in sich zu streben; 2) dafs nur durch Unterhaltung des Kampfes der Urkräfte der Natur das Streben nach Einheit befördert werde; 3) dafs nur durch Reiz, der auf die weniger strebsame Kraft wirkt, der verhältnifsmäfsige Wechselkampf unterhalten werde. Diesem gemäfs wird nun in jedem Theile der Natur eine Duplicität, nämlich Streben zweyer Kräfte nach Gleichgewicht, und immerwährende Entzweyung, angenommen. Diese Duplicität findet sich also auch in dem Menschen, sowohl in seinem Körper, als in seinem Geiste. Der Zweck der Erziehung ist nun, die menschliche Natur bey ihrem Werden in so weit zu unterstützen, dafs die Hindernisse dieses Werdens beseitiget, und das Werden selbst noch eigends befördert werde. Rec. findet hier zweyerley zu erinnern: Erstlich, dafs er das Neue und Weiterführende nur in der Sprache des Vfs., nicht in der Sache hat entdecken können; was ist denn die Erziehung guter Schulen bisher anders gewesen, als ein Wegräumen der Hindernisse, welche den Zögling von seinem Ziele entfernen konnten, und ein Befördern der Gelangung zum Ziele? Sodann sieht Rec. nicht ab, wie beides besser geschehen könne, als wenn der Pädagog den Menschen mit Fleifs in der Erfahrung studirt, und gerade aus der Erfahrung die Regeln für die zweckmäfsige Behandlung des jungen Menschen hernimmt. Der Vf. theilt nun die Erziehung in die *moralische*, *physische* und *bürgerliche* ein, und tadelt (im zweyten Briefe) diejenigen, welche das *Intellectuelle* und das *Moralische* in den zwey Haupttheilen der Erziehung machen, weil die Bildung des Kopfes und Herzens schlechterdings nie getrennt werden sollte, *auch immer vereinigt sey*. Wir geben dem Vf. zu, dafs von einer guten Erziehung das *Intellectuelle* und das *Moralische* nie getrennt werden darf; allein daraus folgt nichts gegen die Eintheilung der Erziehung in die *intellectuelle* und die *moralische*; man kann den Vf. mit seinen eigenen Waffen angreifen: denn darf wohl die *moralische* und die *physische* Erziehung getrennt werden? darf ein guter Erzieher das Herz seines Zöglings veredeln, und den Körper dabey vernachläfsigen? oder den Körper ausbilden, und das Herz preisgeben? Dennoch hat der Vf. mit Recht beides in der Eintheilung getrennt. Wenn der Vf. behauptet, dafs der *intellectuell-gebildete* Mensch durchaus auch *moralisch-veredelt* seyn müsse: so widerspricht dieses der Erfahrung, auch wird die Behauptung durch den Beweis selbst wieder aufgehoben. Der Vf. sagt nämlich, dafs da, wo das Gegentheil einzutreten scheine, bey dem Menschen die Vorstellung seiner Natur in der Totalität zu wenig *Leben* habe, folglich die Vorstellung eines sinnlichen Guts, wonach sich in ihm ein Trieb rege, die Oberhand auf seine Bestimmung gewinne. Was heifst dieſs anders, als dafs zum Gutwerden etwas mehr, als die *Einsicht* gehöre? Leben mufs noch hinzukommen, und diese Zuthat wird wohl immer das Herz steuern müssen. Noch liefse sich wohl gegen des Vfs. Eintheilung erinnern, dafs die beiden ersten Glieder von der Natur des Menschen, das dritte von einem Verhältnisse desselben hergenommen, folglich von einem doppelten Eintheilungsgrunde ausgegangen sey. Warum theilte der Vf. nicht mit *Stephani* und andern die Erziehung ein in die *a*) des Menschen, *b*) des Weltbürgers, *c*) des Staatsbürgers? Den Plan für die drey Erziehungsarten finden wir im Ganzen recht gut, nur sollte die moralische *vor*, nicht *hinter* der bürgerlichen aufgeführt seyn: denn der Mensch mufs eher zu einem moralischen, als zu einem bürgerlichen Wesen erzogen werden. Durch diese Versetzung ist manches an die unrechte Stelle gekommen; so steht *Angewöhnung zur Ordnung* unter der moralischen, *Angewöhnung zur Arbeitsamkeit* unter der bürgerlichen Erziehung; soll denn der moralische Mensch von Arbeitsamkeit, und der Bürger von Ordnung entbunden werden? Geschichte und Geographie läfst der Vf. den Bürger der *Klugheit* wegen lernen. Was weiter über die einzelnen Theile der drey Erziehungsarten in den folgenden Briefen gesagt wird, müssen wir übergehen, aber dem Pädagogen zum Studiren vorzüglich empfehlen. Die Vorschläge des Vfs, die Organisation der Schulen betreffend, scheinen dem Baierischen Schulplan zum Grunde gelegt zu seyn, und können mit diesem als anderweitig beurtheilt angesehen werden. Ungeachtet wir übrigens der Zerstückelung und Vertheilung der Lehrgegenstände in Triennien und Klassen nicht hold seyn können, weil uns die Erfahrung sagt, dafs es mehr frommt, wenn der Lehrling wenigere Gegenstände auf einmal, und diese wenigern erschöpfend treibt, als wenn ihm so viele Theile und Theilchen aus allerley Wissenschaften und Sprachen vorgelegt werden: so müssen wir doch die Anordnung und Vertheilung selbst für sehr gelungen erklären; kein Pädagoge wird, wie das ganze Buch, so vorzüglich den gewichtvollen neunzehnten Brief ohne viele Belehrung aus der Hand legen. Was Rec. nicht gefallen hat, ist, dafs Geschichte, Philologie und Mathematik unter der abgesonderten Rubrik *Hülfswissenschaften* aufgeführt worden sind. Hätte der Vf. die drey Gegenstände des menschlichen Wissens — Welt, Mensch, Gott — nicht in zu beschränktem Sinne genommen: so möchte sich schon in den andern Rubriken eine Stelle für diese angehängten Wissenschaf-

chaften gefunden haben. Warum wird der Begriff *Welt* nur auf den Punkt der *Gegenwart* beschränkt? liegt nicht die Gegenwart, zumal wenn die Rede von der Natur und Beschaffenheit unsers Erdkörpers ist, als Wirkung in der Vergangenheit als ihrer Ursache? Und ist der *Mensch* nur ein Wesen von heute, das blos zu anatomiren ist, um es kennen zu lernen? Ist er nicht auch ein Wesen der *Vergangenheit*, zu dessen richtiger Kenntnis sein Thun und Treiben von Anbeginn der Welt studirt werden muss? Liess sich also die Geschichte nicht füglich als ein integrirender Theil des Unterrichts über *Welt* und *Mensch* aufführen? Eben so wenig sehen wir ein, warum *Mathematik*, *Logik* aber nicht, unter die Hülfswissenschaften gesetzt worden ist. Wenn der Vf. am Schlusse dieses Briefes die Meinung äussert, dass jedes nach seiner Anordnung anzufertigende Schulbuch, wenn es auch einen *besondern* Gegenstand behandle, doch immer so eingerichtet werden müsse, dass das *Allgemeine* zugleich vorkomme, und nur das *Besondere* hervorgehoben und ausführlicher dargestellt werde: so müssen wir sowohl aus ökonomischen, als pädagogischen Gründen vor einer solchen Büchermacherey warnen; leider! ist diese Manier bey Anfertigung der Schulbücher schon zu üblich, als dass man dazu noch aufmuntern sollte. — Was der Vf. in den letzten Briefen noch über Methode sagt, ist dem Rec. aus der Seele geschrieben. Die beliebte breite Erklärungsmethode, welche dem Schüler alles so klar und deutlich macht, dass er es mit Händen greifen kann, ist das Verderben unserer Schulen; der Schüler kann vor dem ewigen Erklären und Verdeutlichen des Lehrers nicht zum Denken kommen, sondern wird gezwungen, alles papageyenmäsig aufzunehmen. Möge des Vfs. Wort diese schädliche Demonstrirmethode verdrängen helfen! Fragen, Widersprüche und Einwürfe — das sind und bleiben die Hauptmittel des Unterrichts; sie zwingen den Schüler, sein eigner Erklärer zu werden, und diese Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit, nicht das Viel des Gelernten, ist unstreitig die beste Frucht jedes Unterrichts. Wenn übrigens der Vf., der jeden Unterricht auf die Hauptidee — Religion — bezogen wissen will, meynt, dass dies dermalen noch so ganz verabsäumt werde: so hat er offenbar übersehen, dass ein Unterricht auch *mittelbar* auf Religion bezogen werden könne. — In einem Anhange äussert der Vf. auch noch seine Meinung über das Laster der Selbstbefleckung unter andern dahin, dass erst beym Uebergange des Knabenalters in die Pubertät die Belehrung eintreten müsse. Wir betrachten diesen Zeitpunkt als den gefährlichsten für die Belehrung, und wählen in unsrer Praxis die ersten Jahre der Kindheit, um alles der strengsten Wahrheit gemäs mitzutheilen, was später in die Neugierde reizen und auf eine nachtheilige Weise beschäftigen kann. Früh mitgetheilt, geht diese Kenntnis, wie jede andere, ins Gedächtnis über, und wird daselbst eine friedliche Bewohnerin; später stürmt sie auf die Phantasie ein, und wird eben dadurch für Sittlichkeit und Gesundheit oft gefährlich. Endlich bemerken wir, dass der Sprache des, sonst sehr achtungswerthen, Vfs. mehr Correctheit, und seinem Selbstlobe mehr Begränztheit zu wünschen wäre.

Leipzig, b. Köhler: *Stipendien-Lexikon von und für Sachsen*, oder *Versuch eines vollständigen Verzeichnisses* und *Beschreibung der in den Churfürstl. und Herzogl. Sächsischen Landen für Studirende*, auf Schulen und Universitäten, für Prediger, Schullehrer, auch andre Gelehrte, und für Witwen und Waisen derselben, *vorhandenen Stiftungen*. Aus handschriftlichen und gedruckten Nachrichten. *Erster* Theil. Von *Joh. Dan. Schulze*, M. P. C. und Rector des Lyceums zu Luckau. 1805. XX u. 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Stipendien, oder Unterstützungsmittel für dürftige und doch talentreiche oder lernbegierige junge Studirende, Lehrer an Kirchen und Schulen, und deren Nachkommen, sind eigentlich erst in neuern Zeiten entstanden, als fremde Universitäten, z. B. Bologna, Paris u. dgl., und nachher deutsche niedre und höhere Schulen zu besuchen waren. Dieser wirklich liebenswürdige Geist, auch noch nach dem Tode, in unübersehliche Zeiten hinaus, am Wohle der Menschheit zu arbeiten, verbreitete sich nachher in unserm Vaterlande auf die rühmlichste Art unter Hohen und Niedern so sehr, dass nicht leicht eine Stadt sich findet, welche ohne dergleichen Aeusserungen des löblichsten Gemeinsinnes geblieben wäre. Recht schätzbar ist daher diese Arbeit des Vfs., welche sich zwar dem Titel nach nur über Sachsen im engern Sinne erstrecken soll, aber wirklich mehr leistet, indem sie auch manche Städte, die nicht dahin gehören, aufgeführt hat, als Berlin, Halle, Hildesheim u. a. Da sie der erste Versuch in ihrer Art ist: so kann auf durchgängige Vollständigkeit gar kein Anspruch gemacht werden. Doch scheinen dem Vf. manche Artikel ungemein gelungen zu seyn, als Leipzig und die dem Vf. nahen Städte. Was der jetzige König von Preussen für Halle gethan hat, fehlt noch. Zwar könnte Rec. nach dem in der Vorrede vom Vf. geäusserten Verlangen, verschiedne Beyträge zu dem Werkchen liefern; er findet es aber überflüssig, da der Vf. viel leichter zu seinem Zwecke gelangen wird, wenn er sich an die Consistorien geradezu wendet, welche, bey dem Geiste der Liberalität und Publicität unsrer Zeit, kein Bedenken tragen werden, seinem in der geziemenden Form gemachten Antrage Genüge zu leisten. Wir schliessen die Anzeige dieses empfehlungswürdigen Werks mit dem Wunsche, dass über die Stipendien, besonders für junge Studirende, überall mehr Aufsicht von Seiten der Regierungen angewandt werde, und dass mehr Publicität darin Statt finde, als bisher leider der Fall ist.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Radikale Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, insonderheit für Thü-*

Thüringen und die angränzenden Länder, in welchen Dienstboten und Tagelöhner zu fehlen scheinen, um ein vollkommenes Fruchtwechselsystem einzuführen, von *August Hoffmann*, Conrector und ehemaligem Privaterzieher auf dem Domainenamte Chorin in der Ukermark. Mit zwey Tabellen und einigen Anmerkungen von *Johann Riem*, Churfürstl. Sächs. und Fürstl. Anhalt-Plessischem Commissionsrathe, beständ. Secretair der ökon. Societät u. s. w. 1803. 165 S. 8. (16 gr.)

Vorzüglich zur Verbesserung der Landwirthschaft in Thüringen sind diese Bogen geschrieben. Um der Einführung eines bessern Fruchtwechselsystems den Weg zu bahnen, macht der Vf. zuvörderst Vorschläge, wie dem vermeintlichen Mangel an Menschen durch allgemeine Einführung der Sense statt der Sichel beym Abmähen des Wintergetreides, durch Abschaffung des Grasholens zur Sommerfütterung, durch eine vortheilhaftere Anwendung der Menschenkräfte beym Dreschen und Reinmachen des Getreides, und durch eine andre Einrichtung der Ochsenpflüge abgeholfen werden könnte. Hierauf werden die Unvollkommenheiten der Dreyfelderwirthschaft geschildert, und ihnen die Vortheile entgegengestellt, die mit einer Fruchtbestellung verbunden sind, in welcher Halmtragende Gewächse mit Hülsenfrüchten und Futterkräutern gehörig abwechseln. Zur Erläuterung der letztern Wirthschaftsart sind Tabellen und vergleichende Berechnungen beygefügt. Wir wollen der aufgestellten Theorie, die aus den Werken *Thaers* und mehrerer ökonomischen Schriftsteller bekannt ist, keine Zweifel entgegensetzen. Auch verkennen wir die lobenswürdige Absicht des Vfs. gar nicht, durch seine Schrift die Landwirthe Thüringens zur Einführung eines vollkommnern Fruchtwechselsystems, zum Vortheil der Landwirthschaft, zu ermuntern. Es wird indessen immer schwer halten, den Landmann aus dem gewohnten Geleise herauszubringen; auch entsteht noch die Frage, ob, wenn auch der Landmann zu solcher Reform geneigt wäre, seine Unternehmungen überall einen glücklichen Erfolg haben würden? Soll die gute Sache gewinnen: so müssten von Landwirthen, die in öffentlichem Zutrauen stehen, auf Landstücken von mehreren Hufen, wenigstens zwölf Jahre hindurch, Versuche mit dem neuen Fruchtwechselsystem auf das sorgfältigste angestellt, der Erfolg derselben mit dem Gewinn bey der alten Bewirthschaftung der nämlichen Hufen, nach Ausweisung der Wirthschaftsrechnungen, verglichen, und diese Resultate in einem Volksblatte populär vorgetragen, und, mit allen Beweisen unterstützt, dem Landmann zur Beherzigung vorgelegt werden. Nur durch solche praktische Erfahrungen und durch wirkliche Beyspiele von vorher durch die Dreyfelder-Eintheilung verfallenen, durch das neue Fruchtwechselsystem aber emporgebrachten Wirthschaften, kann der Trieb zur Nachahmung belebt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, b. Knick: *Der Passagier zu Pferde.* Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Reisende, um ihre Pferde gesund zu erhalten, sich vor Schaden zu hüten, und jeder Gefahr auszubeugen. Von *Gottlob Meyer*, Königl. Preuss. Stallmeister und praktischem Thierarzt zu Erfurt. 1805. VI u. 58 S. 8. (6 gr.) — Obgleich Rec. diesem Büchlein, das 1) allgemeine Vorsichtsregeln vor der Abreise, und zweckmässige Reisevorbereitung, 2) Verhaltungsregeln auf dem Wege, 3) schnelle Hülfsmittel bey eintretenden Krankheitszufällen angiebt, nicht allen Nutzen abspricht, welchen es für reisende Layen haben kann, um diese auf so manche Dinge, welche eine weite Reise erfordern, einigermafsen aufmerksam zu machen: so würde es doch mehr Werth und eine allgemeinere Nützlichkeit gewonnen haben, wenn der Vf. die vorgetragenen Gegenstände besser geordnet, deutlicher dargestellt, und gründlicher abgehandelt hätte. S. 2. giebt er die Regel, man solle beym Beschlagen genau darauf sehen, dass weder von der *Tracht*, Sohle, noch auch vom Strahle etwas weggenommen werde u. s. w. Diese Vorschrift könnte leicht zu grossen Irrthümern verleiten, und ist, was die Trachten betrifft, nicht allgemein anwendbar: bey vielen Pferden wächst der Huf an den Trachten so stark und hoch, dass, wenn man dieselben nicht verhältnifsmäfsig niedriger schneiden läfst, die Fesseln und Köthengelenke an ihrer freyen Bewegung gehindert werden, wodurch das Pferd zu viel auf den Zehen zu gehen veranlafst wird; Unsicherheit und frühzeitige Abnutzung der Vorderschenkel sind die Folgen davon. S. 3. drückt sich der Vf. über die Art, wie der Sattel auf das Pferd gelegt werden mufs, nicht deutlich genug aus, wenn er sagt: „Nimmt er den Sattel vor, sey es ein deutscher oder englischer, so lege er ihn aufs Pferd, und zwar so, dass *er vorne dicht am Widerrofs aufliegt* u. s. w." Da die richtige Lage des Sattels besonders für Reisende etwas sehr Wesentliches ist, so hätte er sie etwa auf folgende Art darüber belehren müssen: Der Sattel mufs mit seinen vordern Kissen gegen die Schultern des Pferdes, welche hier eine sehr fühlbare Vertiefung bilden, gelegt werden: er mufs bey dieser Lage so gestopft seyn, dass er weder den Widerrofs, noch die Rückwirbelbeine des Pferdes im geringsten berührt, so dafs man sowohl vorne unter dem Sattelknopf, wie auch in der Mitte des hinteren Baums, bequem einige Finger dazwischen stecken kann, die Kissen hingegen müssen an allen übrigen Stellen ganz gleich anliegen. — S. 7. hat der Vf. einen groben Druckfehler übersehen. Es heifst nämlich, die richtige Lage ist, dass das Mundstück bey Hengsten und Wallachen einen Daumen breit über *den Backen* u. s. w. Statt *Backen* sollte es *oberen Haaken* heifsen. — Die angegebenen Hülfsmittel bey eintretenden Krankheitszufällen sind als bewährt zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. May 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Ueber Meklenburgs Creditverhältniſſe nebſt einigen Reflexionen über Getreidepreiſe und Güterhandel*, vom Kammerrath Dr. *Zimmermann*. 1804. XV u. 280 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., welcher ſich, laut eigner Ausſage in der Vorrede, ehemals viel mit Geldgeſchäften und Güterhandel im Meklenburgiſchen abgegeben, hatte ſchon längſt den Gedanken, das Meklenburgiſche Creditweſen einmal einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, und wurde durch die im J. 1799. von der Meklenburg. ökonom. Geſellſchaft über die Abhelfung des Geldmangels aufgegebene Preisfrage von neuem zur Ausführung jener Idee gereizt, die er jedoch erſt, wegen mancher Hinderniſſe, ſpäter, als er ſich vorgeſetzt hatte, in dem gegenwärtigen Verſuche zu Stande gebracht hat. Die genaue Bekanntſchaft, welche ſich der Vf. von Meklenburgs Zuſtande ſeit mehrern Jahren durch ſeine Amts- und Geſchäftsverhältniſſe erworben hat, und die gute Bekanntſchaft mit den ſtaatswirthſchaftlichen Theorieen, machen ihn allerdings vorzüglich zu der Unterſuchung eines ſo wichtigen Gegenſtandes geſchickt; und da mehrere Länder ſich mit Meklenburg in gleicher Lage befinden: ſo hat die Abhandlung einen viel weitern Umfang, als der Titel andeutet. *Mutato nomine fabula de te narratur.* In dieſer Hinſicht wird es für unſere Leſer intereſſant ſeyn, den Gang der Unterſuchung des Vfs. kurz verzeichnet zu finden; insbeſondere aber iſt es wichtig, die Heilmittel zu beleuchten, welche der Vf. für ſein Vaterland vorſchlägt. Denn bey keiner Krankheit iſt eine ſo groſse Behutſamkeit nöthig, als bey den Creditfiebern.

Die Schrift beginnt mit einer hiſtoriſchen Skizze der Creditverhältniſſe Meklenburgs ſeit dem ſiebenjährigen Kriege. Im ſiebenjährigen Kriege litt Meklenburg unendlich, doch fehlte es während deſſelben eben nicht an baarem Gelde; es war aber ſchlechtes, gehaltloſes Geld, und da der Handel ſtockte, kein Güterverkauf vorfiel, und alle Circulation ſich bloſs auf die Unterhaltung der in und bey Meklenburg ſtehenden Armeen beſchränkte: ſo war das Phänomen, daſs bey aller Noth kein Geldmangel war, leicht zu erklären. Nach dem Kriege wurde das durch denſelben verurſachte Uebel erſt recht empfunden. Die Reduction des ſchlechten Geldes machte den allgemeinen Mangel deſto fühlbarer. Insbeſondere traf die Noth den Landmann und den Gutsbeſitzer, der zu einer Subſiſtenz und zur Verbeſſerung ſeiner Güter des Geldes bedurfte. Aber ſelbſt die ſicherſten Gutsbeſitzer konnten oft nicht die kleinſten Summen auftreiben. Ein allgemeiner Miſscredit, eine Menge von Concurſen, ein bedeutendes Fallen der Güterpreiſe war die Folge davon. In den Jahren 1775. und 1776. ſtand mehr als der achte Theil der Güter im Concurſe, und das baare Geld und der Credit war gänzlich verſchwunden. Von dieſer Zeit an aber bis zur franzöſiſchen Revolution wuchs Meklenburgs Reichthum und Credit ununterbrochen. Die Urſachen dieſer Veränderung findet der Vf. S. 22. ganz richtig theils in dem ſeit 1776. ſicher geſtellten Verkauf der in Concurs gerathenen Landgüter, theils in dem ſteigenden Preiſe der Producte, den guten Aernten, dem anſehnlichen Verkauf der Landeserzeugniſſe, beſonders des Getreides und der Pferde. Hierdurch wurden zugleich reiche Ausländer in's Land gezogen, welche nebſt den im Auslande gemachten öffentlichen Anleihen den Geldſtock ſo vermehren halfen, daſs man in den letzten Jahren vor der franzöſiſchen Revolution überall keinen Geldmangel mehr bemerkte, und es keinem Gewerbe an dem zum gehörigen Betriebe erforderlichen Geldvorrathe und Credit gebrach. Geld war vollauf zu fünf, ja am Ende dieſer Periode zu vier p. C. zu haben, und die Landgüter ſtanden zuletzt um 100 bis 150 p. C. höher als zu Anfange dieſer Periode, und ſtiegen mit jedem Jahr um 10 p. C. Während der franzöſiſchen Revolutionszeit blieb dieſes alles im Steigen, und Geld und Güterpreiſe nahmen in erſtaunlicher Proportion zu. Die Höhe der Getreidepreiſe und aller übrigen Landesproducte ſtieg; die Kauf- und Pachtluſtigen vermehrten ſich unglaublich, und der Güterpreis hob ſich dieſe Periode hindurch noch um beynahe 100 bis 120 p. C. Indeſſen lag der Grund der groſsen Geldeinnahme und des Steigens der Güterpreiſe in dieſer Periode nicht ſo ſehr in der verbeſſerten Cultur und in ihrer vermehrten Production, als vielmehr allein in dem hohen Preiſe der Producte. Hr. *Z.* behauptet aus guten Gründen, daſs ſeit 1789. die Aernten bey weitem nicht ſo ergiebig geweſen ſeyn, als vorher, und daſs eben deswegen eine viel geringere Quantität Getreide während dieſes Zeitraums ausgeführt worden. Den Grund dieſer mindern Production findet er (S. 49 f.) theils in den ungünſtigen Naturereigniſſen während dieſer Zeit, theils in den künſtlichen Veränderungen der bisherigen Bewirthſchaftungsart, und belegt die Richtigkeit des Facti ſelbſt durch die Ausfuhrliſten der Stadt Roſtock und andere Erfahrungen. Dieſes erklärt zum Theil ſchon den Geldmangel, welcher ſich nach dem letzten Frieden eingefunden hat, und der jetzt immer drückender zu werden anfängt. Der Credit dauert zwar auch nach dem Frieden noch fort, aber ſeit dem J. 1803. wird

ein sehr grosser Mangel an Capitalen bemerkt, und es hält schwer, bedeutende Capitale auch gegen unerschütterliche Sicherheit zu erhalten. Das Geld scheint rein verschwunden zu seyn, obgleich die Getreidepreise immer noch einen hohen Stand behaupten. Der Zinsfuss ist allgemein auf 5 p. C. in die Höhe gestiegen, und selbst der Schwindel im Güterhandel scheint abzunehmen. Die Ursachen dieser neuen Abnahme des baaren Geldes findet der Vf. S. 58. theils in den gewesenen schlechten Aernten, theils in den hohen Preisen der ausländischen Bedürfnisse. Wie sehr der verschiedene Ertrag der Aernten auf Meklenburgs Geldeinnahme wirke, da sie allein von dem Verkaufe seiner rohen Producte abhängt, wird S. 60. f. sehr gut gezeigt, und eben so, was das Steigen und Fallen des Luxus, der vermehrte Gebrauch der Luxusartikel, und der verschiedene Stand der Getreidepreise für einen Unterschied in der Geldsumme mache, die sich in Meklenburg ansammeln kann.

Da nun die Güter in den letzten Zeiten zu den übertriebensten Preisen gekauft, und nicht zur Hälfte bezahlt sind; da die Pachtungen den höchsten Gipfel erreicht haben: so hält der Vf. die Lage Meklenburgs für äusserst bedenklich, und prophezeihet im *zweyten* Abschn. seinem Credit kein grosses Glück. Das künftige Schicksal desselben wird vorzüglich 1) nach der Beschaffenheit der künftigen Aernte, und 2) nach den Preisen seiner Producte, vornehmlich des Getreides, bestimmt werden. Die erstern hängen hauptsächlich von der Natur ab, und es läfst sich in Ansehung ihrer nichts Gewisses vorausagen. Ob das Getreide bey den hohen Preisen auf die Dauer bleiben werde, darüber wird S. 73 f. eine sehr interessante Untersuchung eröffnet.

Mit Recht werden die Gemeinsprüche von der Steigerung des Werths aller Dinge durch Vermehrung der edeln Metalle, Vermehrung der Bevölkerung als Gründe, die jetzige plötzliche Theurung zu erklären, verworfen, und der Vf. verfolgt die wahren Ursachen, welche die Preise der Dinge seit 1789. erhöht haben, weit gründlicher, als man dieses in den gewöhnlichen Flugschriften findet. Er giebt davon neun Hauptursachen an, die sich leicht auf folgende reduciren lassen: nämlich erstlich solche, welche auf Verminderung der Production, und Vermehrung der Consumtion wirkten. Dahin gehörte die Revolution in Frankreich, Polen, Holland, Irland, der Schweitz und Italien. Unter denselben litt der Ackerbau unglaublich, und die damit verbundenen Kriege vermehrten die unnütze Consumtion. Beides mufste auf Erhöhung der Kornpreise sehr stark wirken. Die Production wurde aber auch in dieser Periode durch die Natur sehr zurückgehalten. Denn es ist fast kein Staat in ganz Europa, dessen Aernten nicht während der letzten zwölf Jahre weit schlechter ausgefallen sind, als sie nach dem gewöhnlichen Gange der Natur hätten seyn sollen. Dieses wird S. 89 f. durch Facta bewiesen. Dabey nahm dennoch die Bevölkerung in allen Theilen Europa's zu, und die vergrösserte Consumtion forderte also bey den schlechten Aernten theils die Cultur neuer Surrogate, theils fremde Zufuhr, wodurch nothwendig die Preise steigen mufsten. Zweytens solche, welche die Zahlmittel vermehrt und wohlfeil gemacht haben. Dahin rechnet er die Vermehrung des Papiergeldes in den europäischen Staaten in den neuesten Zeiten, und den sowohl dadurch als durch die hohen Preise des Getreides vermehrten Geldumlauf, bey welchem letztern der Landmann seine Producte mehr an sich halten, und auf höhere Preise dringen konnte. Endlich drittens wirkten die politischen und künstlichen Verhältnisse sehr auf Erhöhung, vorzüglich die Störungen des Handels, und die aller Orten verfügten Getreidesperren, wobey die grosen Speculationen auf Getreide den Preis nothwendig noch höher treiben mufsten, als er an sich gestiegen seyn würde.

Von allen diesen Ursachen, sagt der Vf., ist keine, der Wahrscheinlichkeit nach, dauernd, als der wachsende Metall-Reichthum und die zunehmende Bevölkerung. Die Wirkung der erstern könne nicht sehr bedeutend seyn, da sich früher die edeln Metalle noch nicht um 2 p. C. jährlich vermehrten, und in den neuern Zeiten dieses Verhältnifs noch viel zu gros sey, da es vielleicht kaum 1 p. C. betrage; der andern Ursache aber werde eine erweiterte Cultur wüster Ländereyen, und ein verbesserter Ackerbau, der bisjetzt noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht habe, ebenfalls stark entgegenwirken. Der Vf. zeigt, dafs nach einer allgemeinen Berechnung (S. 103 f.) Europa schon jetzt mehr Getreide baue, als es bedarf, und dafs besonders in Frankreich durch die neue Gestalt der Dinge eine Menge Hindernisse, die sonst der grösern Production im Wege standen, gehoben sind. Wenn also jene übrigen Ursachen wegfallen: so glaubt er, werden diese beiden die Getreidepreise nicht bey dieser Höhe erhalten können; er hält vielmehr dafür, dafs die Regel, welche für die vergangenen Jahrhunderte gilt, auch für die künftigen gelten werde, nach welchen sich die Getreidepreise von einem Jahrhundert zum andern etwa nur um 10 p. C. gehoben haben, und ist der Meinung, dafs ein Fallen der Preise um so leichter bewirkt werden könne, je mehr die Theurung der Producte die Vervollkommnung und Vergrösserung der Production allenthalben aufgemuntert habe.

Aus diesen Betrachtungen folgert der Vf. einen schlimmen Zustand für Meklenburg. Denn auf den hohen Getreidepreisen allein ruhen 1) die hohen und übertriebenen Pachtungen; 2) der Geldvorrath und der Reichthum des Landmannes und 3) der hohe Kaufwerth der Güter. Fallen also jene, so müssen die Pächter entweder ein grosses Vermögen zusetzen, oder den Bettelstab ergreifen, der Geldvorrath schwindet, und der Preis der Güter, da dessen Steigerung allein auf der Theurung der Producte, nicht auf Meliorationen der Grundstücke beruhet, sinkt, die darauf haftenden Capitale werden aufgekündigt, und da viele, ja die mehresten Güter mit weit grösern Schulden behaftet sind, als ihr ehemaliger ganzer Kaufwerth betrug: so werden Concurse ohne Zahl entstehen, in welchen die Besitzer als Bettler davon gehen, und die Gläubiger einen grosen Theil ihres Capitals einbüsen wer-

werden. Eine erbauliche Betrachtung über die Meklenburgiſche Güter-Jobberey macht den Beſchluſs dieſes Abſchnitts.

Der *dritte* Abſchn. hat die Kritik der Mittel zum Gegenſtande, wie dieſem Uebel zuvor zu kommen, oder das Unglück zu vermindern ſeyn möchte. Er verwirft 1) *das Papiergeld*, insbeſondere für Meklenburg *a*) weil der Geldumlauf in demſelben viel zu ſchwach ſey, als daſs ſich ein Papier darin in vollem Credit erhalten könnte, und die gröſsern Geldzahlungen nur ſtoſsweis kommen; *b*) weil der Geldſtock daſelbſt zu veränderlich und ſchwankend, und *c*) weil das Volk nicht daran gewöhnt ſey. 2) Die Errichtung einer *Zettel-* oder *Leihbank*, wogegen ein ganzes Dutzend Gründe von ungleicher Stärke angeführt wird. Der erheblichſte, oder vielmehr der Grund, welcher der Einführung die mehreſten Schwierigkeiten entgegenſetzen würde, iſt wohl der, daſs eine ſolche Bank, wenn ſie nach ſolidem Fuſs verfahren wollte, die Unſicherheit der bisherigen Güterhypotheken ans Licht bringen, und dadurch den Ruin der verſchuldeten Gutsbeſitzer deſto eher befördern würde; daſs mit einer ſolchen Bank in Meklenburg keine merkantiliſchen Operationen verbunden werden können, da es an einem lebhaften Handel fehlt, zeigt der *fünfte* Abſchnitt, der eigentlich zu dem *dritten* gehört. 3) *Anleihen im Auslande*, weil dieſe nur dem vorübergehenden Mangel abhelfen, und der jährliche Zinsverluſt das National-Capital ſchwächt. 4) Die Errichtung eines *Creditſyſtems*, wogegen die allgemeinen Gründe §. 51. 52. ſchwach und unbedeutend ſind; daſs es aber Meklenburgs Grundherrn nicht von ihrem Unglück auf den Fall, daſs die Güterpreiſe ſinken, befreyen könne, iſt durch den unter Nr. I. S. 187. aufgeſtellten Grund hinreichend bewieſen. Er beſteht darin, daſs ein Creditſyſtem den Privatcredit der Gutsbeſitzer, welche hohe hypothekariſche Schulden haben, über den Haufen werfen würde.

Endlich thut der Vf. im *vierten* Abſchn. ſeine Vorſchläge, wie dem Geldmangel in Meklenburg abzuhelfen ſeyn möchte. Er baut ſie auf die beiden Grundſätze: *Gewinnung der Ueberbalanz in dem Verkehr mit dem Auslande*, und *Vermehrung des Geldumlaufs*. Die Ueberbalanz im Handel denkt er dadurch zu gewinnen, daſs er (S. 199.) die Manufacturen in Wolle, Flachs, Baumwolle und Leder durch *Prämien* von 5 — 20 p. C. aufgemuntert wiſſen will, wodurch wohl 00000 Rthlr. jährlich mehr im Lande bleiben würden, nd wozu eine Aufopferung von etwa 100000 Rthlrn. uf 20 nach einander folgende Jahre nöthig ſeyn dürfte, welche Gutsbeſitzer und Städte wegen des daraus für e entſpringenden Vortheils leicht machen könnten. ur Vermehrung des Geldumlaufs aber räth der Vf.) den Credit zu verbeſſern, und ſetzt dabey die Mängel und Gebrechen der Meklenburgiſchen Creditverältniſſe (S. 209 — 234.) ſehr gründlich und wahr ins inander; ſo wie er auch beherzigungswerthe Vorſchläge zu deren geſetzlicher Verbeſſerung hier und uf den folgenden Seiten thut; 2) die Anzahl der kleien eigenthümlichen Beſitzungen auf dem Lande zu ermehren, welches theils durch die Erlaubniſs, daſs kleine Leute ſich auf dem Lande anbauen dürften, und kleine Gartentheile von etwa 100 Q. Ruthen erhielten; theils durch die Vererbpachtung der Bauerhöfe geſchehen könnte, wovon die Möglichkeit und das Vortheilhafte der Ausführung ſehr richtig gezeigt wird.

Jeder Kenner wird die weitere Ausführung dieſer Materie in der angezeigten Schrift mit Intereſſe leſen. Eine innige Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen des Landes, worüber der Vf. ſchreibt, und helle Blicke in die Natur der zu heilenden Krankheit, ſind überall wahrzunehmen. Wenn übrigens der Vf. mehrere Mittel, welche in andern Staaten für nützlich befunden ſind, nicht bloſs für ſein Vaterland, ſondern ſelbſt im Allgemeinen verwirft: ſo hat er dabey einen Geſichtspunkt aus der Acht gelaſſen, der vielleicht dem ganzen Räſonnement darüber eine andere Richtung und eine weit gröſsere Deutlichkeit gegeben haben würde. Er iſt folgender: Weder Papiergeld noch Banken, weder Anleihen noch Credit-Syſteme können einem Lande helfen, das mehr ſchuldig iſt, als es *reellen* Werth beſitzt. Tritt alſo in Meklenburg jemals der Fall ein, oder wird der Glaube allgemein, daſs er leicht eintreten könne, daſs Meklenburgs Gutsbeſitzer mehr Schulden auf ihren Gütern haben, als ſie ihrer beſtändigen und regelmäſsigen Nutzung nach werth ſind: ſo iſt der Bankerott dieſer Gutsbeſitzer durch keines dieſer Mittel zu verhindern, und jedes Inſtitut, das ſich mit ihrer Rettung befaſst, muſs unvermeidlich früh oder ſpät mit in das Verderben hineingezogen werden. Dieſe Mittel können nie dem aus der Noth helfen, der nichts hat; ſie ſind bloſs *Spar-* und *Erleichterungsmittel* für den, welcher *viel* hat, der ſich auf alle Fälle helfen könnte, der aber, eben weil er reich und dabey ein guter Wirth iſt, die Koſten erſparen, zu geringern Zinſen ſich Gelder verſchaffen will u. ſ. w. Nur die Papiere des ſoliden und zahlfähigen Kaufmanns ſind ihm und dem Ganzen vortheilhaft. Wer Wechſel aus Noth ausſtellt, wird ſich damit ſelten retten und der Geſellſchaft faſt immer ſchaden. Nach dieſer Betrachtung allein muſs des Vfs. Kritik über die Credit-Inſtitute gewürdiget und ermäſsiget werden. Ein ſolider Gutsbeſitzer wird ſich immer eine nöthige Anleihe zu verſchaffen wiſſen; und wenn ſie ihm auch 5 — 6 p. C. koſtet: ſo wird er doch dabey nicht zu Grunde gehen. Aber er wird natürlich wünſchen, lieber zu den möglich niedrigſten Zinſen zu borgen, und dazu wird er allerdings viel leichter gelangen, wenn er ſich mit andern zu einem Credit-Syſteme vereinigt, als wenn er iſolirt bleibt; und wenn eine ſolide Leihbank die Capitale an ſich zieht und nur ſichere Gläubiger auffucht: ſo wird der, welcher gehörige Sicherheit ſtellen kann, von ihr immer gegen leichte Bedingungen mit Gelde verſehen werden. Die Schwindler aber und die tief Verſchuldeten werden freylich bey ſolchen Inſtituten keine Stütze finden. Aber was ſchadet es dem Lande, daſs dieſe zu Grunde gehen? Je eher die Güter ſolchen Händen entriſſen werden, deſto beſſer für das Land. Denn ein ſtark verſchuldeter Beſitzer kann nie ein Landgut gehörig benutzen. Es iſt alſo gar kein Nachtheil, den Credit eines Landes ſo einzurichten, daſs

dafs alle ſtark verſchuldete Gutsbeſitzer gezwungen werden, ihre Güter ſo ſchnell als möglich zu verkaufen, damit vermögendere und beſſere Wirthe ihre Stelle einnehmen. An ſoliden Käufern aber wird es in einem Lande, wie Meklenburg, nie fehlen, ſo bald die Güter zu billigen Preiſen zu haben ſind. Für Windmacher und Schwindelkäufer *ſoll* die Geſellſchaft kein Rettungsmittel ſchaffen. Ueberhaupt aber hat der Vf. keine ganz richtigen Vorſtellungen von der Nothwendigkeit und den Wirkungen des baaren Geldes in einem Lande. Er quält ſich S. 30 f. ſehr viel mit dem Problem, wie viel wohl der Geldſtock von Meklenburg in ſeiner glücklichſten Periode betragen haben möge, und bringt bald 20, bald 14 Millionen, und bald wieder weniger heraus, und hält es für ein groſses Unglück, dafs das ſchöne Geld wieder verſchwunden iſt. Allein ſo bald man erwägt, dafs nie mehr baares Geld in einem Lande, wo Freyheit herrſcht, bleiben wird, als nöthig iſt, um die nothwendige Circulation zu beſtreiten; und dafs dieſe in Meklenburg, da der Reichthum daſelbſt in ſo wenig Händen iſt, nie beträchtlich ſeyn kann: ſo werden ſich immer nur wenige Millionen in Meklenburg halten laſſen, es mag ſo viel hineinſtrömen, als da will, und dieſe werden um ſo mehr zureichen, auch die groſsen Summen zu bezahlen, da dieſe beſtimmte Zahltage haben, wo mit einer kleinen Summe, die aus einer Hand in die andre geht, ſehr viele Zahlungen beſtritten, alſo groſse Summen abgethan werden. Dieſer letztere Umſtand iſt bey der Schätzung des Geldſtocks von Meklenburg in dieſer Schrift nicht gehörig beachtet worden; wenn man ihn aber gehörig berückſichtigt: ſo kann man ſchwerlich glauben, dafs ſich je vier voſſe Millionen Thaler in Meklenburg lange Zeit befunden haben, da das viel reichere und gröſsere Sachſen kaum ſechs Millionen ertragen kann. Die hohen Güterpreiſe allein machen es begreiflich, dafs, des erwähnten Reichthums ungeachtet, die geſammelten Capitale nicht hinreichen, die vorfallenden Zahlungen mit Leichtigkeit zu leiſten, beſonders wenn es richtig iſt, was der Vf., wie Rec. glaubt, gründlich erwieſen hat, dafs die eingegangenen Summen theils wegen der ſchlechten Aernten, theils wegen des vermehrten Luxus, bey weitem nicht ſo groſs ſind, als man gewöhnlich denkt. Da nun die groſsen auf den Gütern haftenden Schulden natürlicher Weiſe eine ſtete vermehrte Nachfrage nach Capitalien verurſachen, die um ſo mehr wächſt, je mehr die Gläubiger wegen der übertriebenen Kaufpreiſe an der Sicherheit zu zweifeln anfangen: ſo iſt es begreiflich, dafs bald Noth um Capitale entſtehen mufs. Dieſe iſt während der Schwindel-Epoche immer geringer. In derſelben eilt ein jeder Verkäufer, den hohen Preis mitzunehmen, und macht daher dem Käufer leichte Bedingungen, indem er groſse Summen auf dem Gute ſtehen läſst, und in Partialzahlungen willigt. Sollen nun letztere realiſirt werden, und erfolgen Aufkündigungen, welches unter ſolchen Umſtänden ſehr bald geſchieht: ſo wird das Geld emſig geſucht, und es zeigt ſich allenthalben Geldnoth. Der unglücklichſte Gedanke wäre allerdings, dieſer Noth durch Erſchaffung eines Papiergeldes abhelfen zu wollen. Denn angenommen, dafs daſſelbe nach den ſolideſten Principien eingerichtet würde: ſo könnte es doch nur einen *geringen* Theil der *innern* Circulation erſetzen, und würde bey dem trägen und langſamern Geldumlauf in Meklenburg vielleicht kaum über einige hunderttauſend Thaler ausgelehnt werden können, da bey dem lebhaften Umlauf in dem viel gröſsern und manufacturreichen Sachſen anderthalb Millionen Papiergeld ſchon in den mehreſten Zahlungen vorkommen. Dieſes würde alſo wenig helfen, und ſelbſt die geringe Hülfe würde bald aufhören, da hierdurch der Credit der Gutsbeſitzer doch nicht vermehrt werden könnte. Nach des Rec. Meinung iſt für ein Land, wie Meklenburg, ſo wie der Vf. ſeine Lage ſchildert, zur Abhelfung der eingetretenen Geldnoth kein anderer Rath, als ein ſolides Credit-Syſtem, von welchem alle ausgeſchloſſen werden, welche bis auf die Hälfte eines reellen Taxwerthes, deſſen Beſtimmung von allem Schwindelwerthe der neuern Zeit gänzlich abſtrahirt werden mufs, verſchuldet ſind, und die gänzlich ihrem Schickſale überlaſſen werden müſſen. Ein ſolches Syſtem wird nicht bloſs die innern Capitale, welche volle Sicherheit ſuchen, ſondern auch die Gelder der Nachbarſchaft weit und breit anlocken, und dennoch werden nicht mehr fremde Capitale ins Land gezogen werden, als daſſelbe nothwendig bedarf, und es iſt immer ein Glück, wenn dieſe zu den möglich niedrigſten Zinſen erhalten werden können. Was der Vf. von einem ſolchen Syſtem für den Privat-Credit fürchtet, trifft nur die ſchlechten Schuldner. Denn ſolide Leute werden immer Credit finden, wenn ſie nur ½ p. C. mehr geben. Was Hr. *Wildegans* und andere über die preuſsiſchen Credit-Syſteme ſagen, iſt eben ſo grundlos. Freylich verhindern dieſe Syſteme, dafs der Schwindelkauf der Güter nicht zu weit getrieben werden kann, und vermehren die Verlegenheit der leichtſinnigen Käufer, die mit zu geringem Capital kaufen. Aber iſt es ein Uebel, wenn dieſe zurückgeſchreckt werden? — Der allgemeine Schwindel, die Güter zu enormen Preiſen zu kaufen, hat auch in Schleſien und Pommern viele mit fortgeriſſen. Anfangs ſchien das Credit-Syſtem den Ankauf zu begünſtigen; aber die ſchlimmen Wirkungen zeigen ſich bald; nun klagt man über das Credit-Syſtem. Aber dieſes ſteht unerſchütterlich feſt. Denn nirgends ſind die nur 4 p. C. tragenden Pfandbriefe ohne Agio zu haben, obgleich in Schleſien 6 p. C. und in der Mark 5 p. C. auf Privat-Credit gegeben wird. Einen ſo hohen Credit würden dieſe Papiere freylich nicht behaupten können, wenn das Credit-Inſtitut dem Anſinnen der Schwindelköpfe, die Taxen nach den modernen Principien einzurichten, hätte nachgeben wollen. Dafs viele Meklenburgiſche Gutsbeſitzer durch ein ſolches Syſtem deſto früher zum Verkauf ihrer Güter genöthigt werden würden, iſt richtig. Aber dieſes wäre für das Land kein Uebel.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. May 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Ueber Meklenburgs Creditverhältniſſe* — — vom Kammerrath Dr. *Zimmermann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 117. *abgebrochenen Recenſion.*)

Neben einem ſolchen Credit-Inſtitut könnten nun alle die Mittel beſtehen, welche der Vf. zur Vermehrung des innern Reichthums vorſchlägt, um durch Anſammlung eigner Capitale die fremden zu erſetzen und ſo dem Lande den ganzen Vortheil zuzuwenden. Aber unter dieſen Mitteln kann Rec. unmöglich dasjenige empfehlungswerth finden, welches S. 197 f. vorgeſchlagen wird, und wodurch eine ſogenannte Ueberbalance erlangt werden ſoll, nämlich *die Aufmunterung der Manufacturen durch Prämien*, um das Geld für Tuch, Leinwand u. ſ. w. im Lande zu erhalten. Es frägt ſich hierbey: Trifft man in Meklenburg ſo viel müſſige Hände an, denen auf keine andere Art Beſchäftigung gegeben werden kann, als dafs man ihre Arbeit über ihren Werth bezahlt? — Der Vf. ſagt nichts davon, und nirgends wird hierüber Klage geführt. Wenn aber jetzt in Meklenburg jedermann ſein Brot ohne Prämie verdient, warum will der Vf. ſie von ihrer Arbeit abziehen, um ihnen durchaus eine Prämie geben zu können? Das Capital, welches der Vf. auf die neuen Manufacturen anlegen will, iſt ja jetzt auch beſchäftigt, und bringt einen Werth, ſeine Zinſen und ſeinen Gewinn alle Jahre hervor. Von dieſer vortheilhaften Anwendung müſste es abgezogen werden, und eine Prämie von 15—20 p. C. erhalten, damit es nun eben ſo viel hervorbrächte, und daneben würde die vortheilhaftere Anwendung unterbleiben. Der Vf. erwägt nicht, dafs, wenn Meklenburg ſeine Manufacturwaaren kauft, es ſolche mit ſeinen Landesproducten bezahlt, und dafs es um ſo viel rohe Producte weniger erzeugen würde, als das Capital und die Hände hervorbringen, welche er der Bearbeitung des Bodens entziehen will, um ſie der Manufacturarbeit zu widmen. Denn entzogen würde es der Landarbeit auf alle Fälle, da des Vfs. ganze Klage darin beſteht, dafs es den Landeigenthümern noch an Capital fehlt; und wenn daher vom Auslande Capital entnommen werden ſollte: ſo wäre es doch immer beſſer, dieſe auf Vermehrung der Producte des Bodens, die ſich ohne Prämie belohnen, als auf Manufacturen zu wenden, die ohne Prämien nicht aufkommen können. So bald aber die Landbauer die in Meklenburg angebotene Arbeit und Capitale nicht mehr aufnehmen können, werden ſie ſich von ſelbſt auf preuſs. Manufacturarbeit wenden, ohne der Prämien zu bedürfen.

Weit mehr als dieſe durch Kunſt und Preiſe hervorzulockenden Manufacturen, die, ſo glänzend ihr Anfang ſeyn möchte, bald ein namenloſes Elend über das Land verbreiten müſsten, wie ſie es in allen Ländern, wo dergleichen exiſtiren, thun, würden Geſetze und Maſsregeln nutzen, wodurch der Ertrag und die Cultur des trefflichen Bodens verbeſſert würde. Der Vf. hat hierzu S. 253. das richtige Mittel angegeben: Vermehrung des Privat-Eigenthums und Vervielfältigung der kleinen Beſitzungen. Würde den Landleuten in Meklenburg Gelegenheit eröffnet, ihre in den guten Zeiten geſammelten und gröſstentheils todtliegenden Capitale auf Ankaufung kleinerer oder gröſserer Grundſtücke zu wenden, und würde dem eignen Fleiſs dieſer Familien dadurch die Ausſicht eröffnet, für ſich und ihre Kinder Beſitzungen und Reichthümer zu erwerben: wie würden die Capitale wuchern! Aber ſo hält die traurige Leibeigenſchaft über ein Drittel der Einwohner in ewiger Gefangenſchaft, und lähmt ihren Fleiſs und ihre Erwerbsluſt; die Lehnsverfaſſung hindert die Theilbarkeit groſser Güter und die Veräuſserung kleiner Stücke, und die Herzogliche Kammer verſteht hierin ſo wenig ihren Vortheil, dafs ſie vielmehr (S. 260 f.) die kleinen Beſitzungen noch immer mehr zuſammenzieht und die Domänenſtücke vergröſsert. Dennoch beträgt der höchſte Kammerpacht für den Scheffel Ausſaat nirgends über 2 Rthlr. — Die Bau- und Kaufluſtigen, verſichert der Vf. S. 257., würden gern einen und drey Mal ſo hohen Canon erlegen, und dieſen Werth mit groſsem Profit gewinnen. Kann noch ein Zweifel ſeyn, dafs auf dieſe Weiſe die Ländereyen drey- und vierfach beſſer benutzt werden? Und wäre es nicht das ſicherſte und einzige Mittel, ſelbſt den hochverſchuldeten Gutsbeſitzern zu helfen, wenn man ihnen die Erlaubniſs ertheilte, ihre Güter zu zerſchlagen und ſie an wohlhabende Bauern oder andere, die ſie bezahlen können, in Stücken zu 10, 20, 100 und mehrere Morgen zu veräuſsern? — Hat die Realiſirung dieſes Vorſchlages ſo unüberwindliche Schwierigkeiten, dafs der einſichtsvolle Vf. ſeiner gar nicht einmal gedenkt? Giebt es kein Mittel, den Lehnsherrn und die Lehnsvettern durch einen Canon (im Getreidewerth nach einem Durchſchnittspreiſe der letzten 10 Jahre für die 10 folgenden beſtimmt) zu entſchädigen? Dieſs würde das wahre Mittel ſeyn, Meklenburg zu bereichern, ſeine Production um mehr als das dreyfache zu erhöhen, und einen wohlhabenden durch das ganze Land verbreiteten Mittelſtand zu

ſchaffen. Dieſer würde dann den Manufacturfleiſs wecken und in die Höhe bringen, ohne daſs es irgend einer künſtlichen Schraube dazu bedürfte.

DORTMUND, b. Mallinkrodt: *Die Verbeſſerung der Schulen in moraliſch-politiſcher, pädagogiſcher und polizeylicher Hinſicht.* Oder Verſuch eines umfaſſenden Werkes über die öffentlichen Anſtalten zur Bildung der Jugend und zur Aufklärung des Volkes. Von *Joſeph Schram*, öffentl. ord. Lehrer des Natur- u. Staatsr. und der Encycl. ſämmtl. ökonom. und polit. Wiſſenſchaften. (Wo?) 1803. XVIII u. 403 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Dieſes gehaltvolle und in einer ſehr reinen Sprache abgefaſste Werk handelt in *vier* Abſchnitten von der Nothwendigkeit der Schulenverbeſſerung und von den Erforderniſſen zu einer ſolchen Reform. Es gehört ein hoher Grad des Enthuſiasmus für das Erziehungsweſen dazu, um immer von neuem die ſtarken Gebrechen deſſelben zu ſchildern, und dadurch die Nothwendigkeit einer Abhülfe zu begründen, da bisher, bey allem Geſchrey über die Dinge, die da kommen ſollten, noch ſo gar wenig für dieſen Gegenſtand geſchehen iſt, daſs die Nachwelt ſtaunen wird, wenn ſie lieſt: ein Zeitalter, in welchem der Taglöhner ſogar beſſer belohnt wurde, als der Jugenderzieher, in welchem der Mann, der das Roſs kunſtgerecht *gehen* lehrte, mehr galt, als ein anderer, welcher des Staates junge Bürger richtig *denken* lehrte, habe ſich das *aufgeklärte* genannt. Dieſer hohe Grad des Enthuſiasmus beſeelt nun wirklich Hn. *S.*, der ſeinen Gegenſtand ſo lebendig und ſo wahr dargeſtellt hat, daſs jeder Leſer überzeugt, und durch das tiefe Elend, in welchem die Menſchheit noch ſeufzt, gerührt werden muſs. Der Vf. hat die Farben ſeines Gemäldes vorzüglich von dem katholiſchen Deutſchlande entlehnt; indeſſen darf das proteſtantiſche nicht ſtolz werden: denn ſchon die kleine Miſchung, welche ſeine Farben durch des Predigers *Buſch* Schilderung des Schulweſens in der preuſsiſchen Grafſchaft Mark u. a. erhalten haben, zeigt zur Genüge, daſs des Schuttes bey den Proteſtanten leicht eben ſo viel wegzuräumen ſeyn möchte, als bey den Katholiken. Die ganze Tendenz dieſer Schrift geht nicht, ſowohl auf eine wiſſenſchaftliche, als vielmehr auf eine ſittliche Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts. Obgleich nun dieſe mit Recht von einer beſſern Jugenderziehung erwartet wird: ſo liegt es doch eben ſo ſehr am Tage, daſs man zu viel fordert, wenn man alles den Schulen und deren Lehrern aufbürdet. Unſittliche Aeltern, unſittliche Obrigkeiten, unſittliche Bürger und Staatsbeamten aller Art reiſsen durch Lehre und Wandel alles geſchwind wieder ein, was mühſam in den Schulen aufgebauet worden iſt. Soll daher dem Menſchengeſchlechte von Grund aus geholfen werden: ſo darf die Staatspolizey durchaus das obere Stockwerk nicht überſehen, die Unſittlichkeit der Leiter und Führer des Volks nicht ferner dulden. Wer Gelegenheit gehabt hat — und wem ſollte es daran fehlen? — den ſchädlichen Einfluſs ſo mancher untern Machthaber auf das Volk zu bemerken, wird gewiſs dem Vf. beyſtimmen, wenn derſelbe ſeinen Stachel vorzüglich gegen dieſe Menſchenverderber richtet. Der ganze *erſte* Abſchnitt (S. 1—88.) beſchäftigt ſich mit Betrachtungen über die Nothwendigkeit, die Menſchenerziehung von Grund aus zu verbeſſern, und iſt keines Auszugs fähig; das Ganze iſt aus der Fülle des Herzens gekommen, und muſs überall, wo die Herzen nicht verfeinert ſind, wieder zu Herzen gehen. Der *zweyte* Abſchn. enthält die Erforderniſſe zur innern Einrichtung der Elementar- oder allgemeinen Land- und Stadtſchulen, ſo wie der *dritte* die Erforderniſſe der Unterrichts-Anſtalten zur Jugendbildung des mittleren Bürgerſtandes im weitern Sinne, und zur erſten Vorbereitung ſtaatsdienſtlicher Gelehrten. Dieſe beiden Abſchnitte haben uns nicht unbedingt genügt. Zuvörderſt ſcheint es uns, als hätten aus dieſen zwey Abſchnitten drey gemacht werden ſollen, um diejenigen Gegenſtände, welche beiden Arten der aufgeführten Unterrichts-Anſtalten gemeinſchaftlich, und in gleichem Maſse angehören, in einem eigenen Abſchnitte abzuhandeln. Jetzt kann man es ſich nicht verhehlen, daſs manche Materien mehr durch ein Ungefähr, als durch eine in der Natur der Sache liegende Ordnung in den *zweyten*, oder in den *dritten* Abſchnitt gekommen ſind. So ſtehen z. B. in dem *zweyten* Abſchnitte: *Gedanken und Winke über die Heilſamkeit und Auswahl bewährter Lehrmittel; Andeutung der wichtigſten Grundſätze der Sittenzucht und Gerechtigkeitspflege in den Schulen; Nothwendigkeit, Einrichtungsart — der Claſſenabtheilung;* und in dem *dritten: Ueber Ferien; Nothwendigkeit anſtändiger Schulgebäude* u. ſ. w. Sodann möchte es gut geweſen ſeyn, wenn ſich der Vf. auf die genaue *Gränzbeſtimmung* der genannten Lehranſtalten beſchränkt, und in Hinſicht der *Lehrmethode* auf ein brauchbares Buch, z. B. auf *Niemeyer*, verwieſen hätte. Hierdurch wäre es ihm möglich geworden, die Linien zwiſchen allen Lehrgegenſtänden feiner zu ziehen, und eine ganz beſtimmte Stufenleiter zu zeichnen; und auf ein genaues Detail kam es gerade bey dieſem Gegenſtande an, um nicht den ſchwierigſten Theil, die Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere, den Schullehrern zu überlaſſen. Auch glauben wir, daſs der Verſuch einer gemeinfaſslichen Ueberſicht der Hauptaufgaben und Reſultate der kritiſchen Philoſophie, ſo ſehr er auch, an und für ſich betrachtet, unſern Beyfall hat, ſchwerlich hier an ſeiner rechten Stelle ſey, ſo wie denn auch wohl die Gedanken über die Einrichtung einer juriſtiſchen und kameraliſtiſchen Akademie — nebſt den Wünſchen für die Beförderung der Juſtiz durch Reviſion der Geſetze und der Civil- und Criminal-Proceſsordnungen für überflüſſig zu erklären ſind. Dieſer Bemerkungen ungeachtet, die ſich, wie man ſieht, mehr auf das Aeuſsere beziehen, müſſen wir bekennen, daſs der innere Gehalt des Ganzen aus geſunden pädagogiſchen Grundſätzen gefloſſen iſt, und allgemeinen Beyfall verdient. Wenn *Niemeyer* dem Vf. hier vorzüglich vorgeleuchtet hat: ſo gereicht dieſes

es demselben keineswegs zur Unehre, da der selbstdenkende Kopf in der eigenthümlichen Bearbeitung des gegebenen Stoffes auf keiner Seite zu verkennen ist. Der wichtigste Abschnitt, der *vierte*, enthält *Betrachtungen über die zur Einleitung, Ausführung und Aufrechthaltung des öffentlichen Schulwesens, und zur Beförderung der Volkssittlichkeit und Aufklärung nöthigsten Anstalten.* Es wird eine Oberschuldirection vorgeschlagen, und die Bayerische Regierung hier als Muster aufgestellt. Es war wohl nöthig, dafs der Vf. hier von seinem Plane, auf keine Schule und keine Regierung insbesondre Rücksicht zu nehmen, abwich, und seinen Vorschlag mit einem praktischen Muster belegte, weil das Publicum gegen solche Oberschuldirectionen ziemlich mistrauisch geworden ist, seitdem es wahrgenommen hat, dafs die Schulen bisher bey allen Schul- und Oberschulcollegien doch fast überall unter dem Drucke verkehrter Magistrate, herrschsüchtiger Curatoren (oft gemeiner Handwerker) und stolzer Geistlichen geblieben sind, eine Einrichtung, von welcher mit Recht, wie S. 295., gesagt werden mufs: es wäre in der That besser, wenn diese Angelegenheit (des Schulwesens) lediglich seiner eigenen Sorge, oder vielmehr dem Einflusse der Natur überlassen bliebe. Die durch die Säcularisation gewonnenen Güter weist der Vf. dem Schulfonds an, und läfst denjenigen Schande, Fluch und peinigende Gewissensvorwürfe treffen, der den Rath geben möchte, dieselben unter irgend einem Vorwande zu weltlichen Zwecken zu verwenden. Woher aufserdem Geld zu Schulverbesserungen zu nehmen sey, darüber mögen sich die Leisetreter bey unserm Vf. belehren. „Was werden aber, sagt dieser, einstweilen für Mittel zu ergreifen seyn, im Falle der Schulfond, ungeachtet aller angewandten Sorgfalt, ihn zu vermehren, für das Bedürfnifs dennoch nicht hinreichen sollte? So wie, im Falle die Dominial- und Regalien-Einkünfte zur Deckung der gewöhnlichen Staatsaufwandssumme nicht zureichen, zu unmittelbaren Abgaben der Staatsbürger Zuflucht genommen werden mufs: so wird auch in jenem Falle das Deficit durch gesetzliche Beyträge ergänzt werden müssen." Auf diese Weise ist also die Hauptschwierigkeit, die den besten Vorschlägen bisher immer in den Weg trat, mit einem Male gehoben. Wir begnügen uns, nur noch den Inhalt einiger Paragraphen anzugeben. Lesezirkel und monatliche Zusammenkünfte der Lehrer, Aufseher und Schulfreunde. Normalschulen zur Bildung des Lehrerstandes. Abstellung der Winkelschulen (diese sind allerdings ein grofses Schulübel). Prüfung der Privatlehrer (unverantwortlich, dafs diese ihr Wesen bisher im Dunkeln treiben durften). Gedanken über die Erziehung der Vornehmen und Fürstensöhne (vortrefflich!). Censur und Pressfreyheit (erstere soll abgeschafft werden, letztere unbeschränkt seyn). Leih- und Lesebibliotheken (jetzt eine Pest für die Nationalbildung). Sorge für die Vernütung öffentlicher Verletzungen des Wohlstandes (ein äufserst wichtiger Gegenstand, der, leider! bisher nur zu sehr übersehen worden ist). Schauspiele. Ueber die Rügung öffentlicher Gebrechen (mit Recht und aus triftigen Gründen gebilligt). Sorge für die Verminderung der Leiden aus Dürftigkeit. Zusammenhang der Volks-Erziehungsanstalten mit der peinlichen Gesetzgebung. (Mit Gründlichkeit und Wärme zeigt hier der würdige Vf., dafs die Strafen der Criminaljustiz in dem Mafse abnehmen werden, in welchem die allgemeine Volkserziehung zunehme, so dafs sich denn auch in dieser Hinsicht der alte Spruch des noch immer uns belehrenden *Luthers*, welchen der Vf. S. 82. anführt, völlig bewährt: Bürgermeister, Jäger und Edelleute können wir entrathen. Aber der Schulen kann man nicht entrathen: denn sie müssen die Welt regieren.)

STUTTGARDT, b. Erhard: *Natürliche allgemeine Kameral-Wissenschaft*, enthält die Staatswirthschaft und Finanzen, praktisch beurtheilt von *J. F. Enderlin*, Kurf. Badischem Geh. Hofrath. 1804. XXIV, 224 u. 248 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. scheint zwar in der wissenschaftlichen Bearbeitung seines Gegenstandes nicht eben vorzügliche Stärke zu haben, welches schon daraus erhellt, dafs er die Statistik in einem ganz ungewöhnlichen Sinn nimmt, als gleichbedeutend mit innerer Staatsklugheit oder Regierungskunst; aber seine Ansichten an sich sind richtig und bestimmt, und man merkt bald, dafs er sich durch grofse Aufmerksamkeit im Dienst praktisch gebildet habe. Haben wir daher gleich eben keine neue und besonders ausgezeichnete Idee gefunden: so können wir dennoch dieses Werk immer als nützlich empfehlen, vorzüglich wegen mancher treffenden praktischen Bemerkungen, unter denen sich mehrere finden, welche die Systematiker unserer Tage wohl zu beherzigen Ursache haben, z. B. was der Vf. sehr richtig über die zu detaillirten Ertrags-Berechnungen sagt, welche ihres Zwecks verfehlen, und der darauf gewandten Mühe und Kosten sicherlich nicht werth sind.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZERBST, b. Füchsel in Comm.: *Briefwechsel zweyer Churfürstl. Sächsischer Officiere über verschiedene militärische Gegenstände, besonders über einzuführende Verbesserung des Militärs.* Herausgeg. von *H. L. Lehmann*, Lehrer am Neuen Handlungs-Institut zu Magdeburg. 1804. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Briefsammlung, die der Herausg. in einem Gasthofe gefunden haben will, enthält Klagen über die geringe Besoldung der Subalternen in Sächsischen Diensten, Vorschläge zu Vermehrung des Gehaltes, zu einer bessern Bildung der Officiers und Gemeinen, zu Verschönerung der Uniform (?) — wozu der Vf. auch (S. 142.) eine Zopfschleife für die Reuterey verlangt — zu Abschaffung verschiedener Misbräuche im Sächs. Militär, zu Verbesserung des Gewehrs und der

der Waffenübungen, und endlich zu zweckmäfsigen Evolutionen, sowohl mit kleinen Abtheilungen als im Ganzen. Das, was die Vff. über den zu verbessernden Zustand der Officiere sagen, ist allerdings gegründet; nur werden alle ihre Vorschläge gröfstentheils fromme Wünsche bleiben. Jedoch ist in der Preufsischen und Hessischen Armee schon Etwas in dieser Hinsicht geschehen; der Sächsische Officier hat ebenfalls seitdem Eine volle Brotportion von täglich 2 Pfd. bekommen, und die Premierlieutenants erhalten monatlich eine Zulage von 3—8 Rthlr. von ihren Capitains. — Im Ganzen enthält dieses Werkchen nur bekannte Dinge, die noch dazu sehr durch einander geworfen sind. Von den Gewehrpyramiden vor der Fronte des Lagers springt der Vf. auf die Wirksamkeit des Infanteriefeuers über, erzählt eine Anekdote aus dem Treffen bey Belgrad; spricht von dem Unterricht des Rekruten auf dem hölzernen Pferde, von der Stellung der Cavallerie u. s. w., und alles dies von S. 266—269. Historisch unrichtig ist: dafs *Gustav Adolf* seine Reuterey in sechs Glieder stellte, und dafs die Alliirten bey Fontenoy eine Colonne formirten; die letztere war bekanntlich nichts anders, als ein hinten offnes Quarré.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Gräff: *Rumfordsche Suppenanstalt für Hülfsbedürftige in Glogau.* Bey dieser Gelegenheit auch ein Wort über eine zu verbessernde Kochkunst, von *J. Ch. Fritzsch.* Nebst einer Vorr. vom Hn. Dr. *Vogel*, kön. preufs. Medicinal- und Sanitätsrathe etc. 1804. 8. 56 S. (3 gr.)

Fast an allen Orten, wo man nur einigermafsen auf Verbesserung des Armenwesens bedacht ist, richtet man Kochanstalten für die Dürftigen ein. So auch in Glogau. Und weil man gewöhnlich die Rumfordsche Suppe oder Speise für die sättigendste Kost hält, so hat man auch diese dort, nur mit einigen zweckmäfsigen Abänderungen, die ihr der dasige Koch, Hr. *Fritzsch*, zu geben wufste, eingeführt, und sich dadurch um die Glogauischen Armen wahrhaft verdient gemacht. Das vorliegende Büchelchen, welches eben diesen Hn. *Fritzsch* zum Vf. hat, beschreibt nun diese ganze Anstalt nach ihrer Einrichtung näher auf den ersten 16 Seiten, wo Rec. nur dieses auffiel, dafs Hr. *F.* verzinnte, also wahrscheinlich kupferne, Kessel für die Zubereitung der Speise wählte. Warum nicht eiserne? Etwa, weil manche Speisen grau werden, und kein gutes Ansehn bekommen? Nun so wähle man emaillirte, wie sie in den gräfl. Einsiedelschen Giefsereyen um sehr billige Preise zu haben sind. — In der zweyten Hälfte des Büchelchens nimmt Hr. *F.* von der Rumfordschen Speise Gelegenheit her, etwas über die edle Kochkunst, als eine der wichtigsten, aber auch oft nur gar zu sehr vernachläfsigten Künste zu sagen, und dringt darauf, dafs man sie immer mehr, sowohl für die Armen, als für die Reichen, nützlich und heilsam mache. Zu Erreichung dieses Zwecks will er Kochschulen errichtet, und für jede Provinz ein Volkskochbuch entworfen wissen. Bey jenen Schulen müfsten die medicinischen Facultäten mit ihren Chemikern zu Rathe gezogen, und diesen die Aufsicht und Leitung derselben anvertrauet werden. Aus ihnen müfsten denn auch die Köche für öffentliche Küchen genommen werden. Das Volkskochbuch müfste auf die jeder Provinz eigenen Speisarten und Nahrungsmittel Rücksicht nehmen, und auch den übrigen Forderungen Genüge thun, die der Vf. mit mehrern angiebt. Aber freylich — er bescheidet sich selbst, dafs wohl noch einige Zeit darüber hingehen wird, ehe diese Vorschläge realisirt werden möchten. Um desto mehr mufs man darauf denken, die wohlthätigen Rumfordschen Suppenanstalten immermehr zu verbreiten, aber auch, welches Rec. nicht zu übersehen bittet, zu *vervollkommnen*, wohin unter andern auch das gehört, dafs man dieser Suppe, am dem Ueberdrusse, der so leicht entsteht — man denke an das bekannte: alle Tage Rebhühner! — und den gar nicht ungegründeten Klagen über das ewige Einerley derselben vorzubeugen, mehrere zweckmäfsige Abänderungen giebt. In Glogau hat man zehn solcher Abänderungen gemacht, die hier zugleich mit den Quantitäten der Ingredienzien für die bestimmte Anzahl von 81 Personen, und nach dem ganzen dabey zu beobachtenden Verfahren näher beschrieben werden. Nur sechs hatte man damals wirklich versucht, da das Büchelchen gedruckt wurde, und der Versuch fiel, wie der Vf. versichert, zu allgemeiner Zufriedenheit aus. Eine Portion dieser Suppen kostete damals zwischen 5 und 6 Pfennige, wobey aber das Holz nicht gerechnet ist, welches freylich die Portion (der Vf. hat nicht bestimmt das Mafs derselben angegeben) leicht um 1 Pfennig theurer machen könnte, wenn auch in Glogau das Holz nicht so theuer seyn sollte, wie in andern Gegenden. Bey der Rumfordschen Suppe ist das lange und langsame Kochen die Hauptsache, und Rec. möchte die Zeit nicht, wie Hr. *F.*, auf 6 oder 7 Stunden eingeschränkt, sondern wohl auf 10 Stunden berechnet wissen, so dafs die Suppe, die Mittags um 12 Uhr gegessen werden soll, Abends vorher um 8 Uhr zu Feuer gebracht wird, welches denn freylich, wenn die Speise im Kochen gebracht ist, nur gelinde unterhalten werden darf. — Noch thut Hr. Medicinalrath *Vogel*, der dem Büchelchen eine Vorrede vorgesetzt hat, in dieser einen Vorschlag, wie die schamhaften Armen und arme Familien, wo Kranke sind, für welche jene Suppen nicht immer passen, mit Nahrungsmitteln leicht unterstützt werden könnten. Er denkt sich nämlich eine Gesellschaft von Wohlthätern, die mit einem zusammengeschossenen Capital die unentbehrlichsten und dauerhaftesten Victualien, als Erbsen, Graupen, Gries, Butter u. a. zu rechter Zeit und in gröfsern Quantitäten, also zu den wohlfeilsten Preisen einkauft, und sie dann zu der Zeit, wenn sie nur um höhere Preise zu haben sind, aus seinem Bureau von Victualien in kleinen Portionen nach den Einkaufspreisen den Armen reichen läfst, wodurch zwar die Interessen verloren gehen, aber, wie Yorik sagt, anderwärts zu Buche gebracht werden. Ein Vorschlag, der von den Korn-Magazinen entlehnt ist, und allerdings von allen gut eingerichteten Armenanstalten — denn von einigen ist's schon geschehen — mit Weisheit befolgt zu werden verdient. Denn Vorsicht ist allerdings nöthig, da die Armen, wie Rec. aus Erfahrung weifs, oft ein betrügerisches Völklein sind, das auch wohl mit Wohlthaten einen Handel zu treiben sucht, wodurch denn andere Ortsbewohner, z. B. die Krämer, leiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. *May* 1806.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1808., nebſt einer *Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten;* mit Genehmhaltung der K. Akad. d. Wiſſ. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Aſtronom und Mitglied der Akademie. 1805. 276 S. 8. m. 2 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im J. 1808. fällt Oſtern auf den 17. April. Von vier Finſterniſſen an der Sonne und zweyen am Monde iſt in Europa keine ſichtbar. In der Berechnung des Himmelslaufes iſt nichts abgeändert: möchte es wohl dem würdigen Herausgeber des Jahrbuchs gefällig ſeyn, künftig den Ort der Sonne nach der *neueſten* Ausgabe der *Zachſchen* Sonnentafeln von 1804. anzuſetzen? dieſs würde vorzüglich wegen der Abweichung der Sonne den praktiſchen Aſtronomen ſehr erwünſcht ſeyn. — Die beygefügten Abhandlungen enthalten: 1) Aſtronomiſche Beobachtungen auf der Königlichen Sternwarte in Berlin im J. 1804., angeſtellt von *Bode*. In dieſem Jahre wurde Ceres 12, Juno 14, Pallas nur einmal am Mittagsfernrohr und Mauerquadranten beobachtet; von 10 Sternbedeckungen war auch nicht eine ſichtbar, ein Beweis von der unbeſtändigen Witterung in Berlin. Bey der groſsen Sonnenfinſterniſs am 11. Februar nahm die Luft eine aſchgraue Farbe an; ſonſt wurde es nicht ſo ſehr dunkel, als man erwartet hatte. 2) Nachricht von einer arabiſchen Himmelskugel mit Kufiſcher Schrift, im mathematiſchen Salon zu Dresden, vom Legat. Rath *Beigel* in Dresden. Ein Gegenſtück zu *Aſſemanni's* oft ſehr mangelhafter, zum Theil von *Lach* (in der *Eichhornſchen* Bibliothek) verbeſſerten Beſchreibung eines Kufiſchen Globus im *Borgianiſchen* Muſeum. Der Dresdner Globus iſt von Meſſing, im Durchmeſſer über fünf franzöſiſche Zolle groſs, die Schrift ſehr deutlich und gut erhalten, und ein Muſter Kufiſcher Kalligraphie. Die Hauptkreiſe und die vornehmſten Sterne ſind mit Gold und Silber eingelegt. Das Alter des Globus iſt, nach der Länge der aufgetragenen Sterne zu ſchlieſsen, ungefähr vom Jahr 1289. Der Künſtler nennt ſich *Muhammed*, Sohn des *Muwajed-l-Ardhi*; letzterer war ein Zeitgenoſſe von *Naſiredlin*. Auſser der genaueren Beſchreibung des Globus liefert der Leg. R. *Beigel* noch, als ſchätzbare Zugabe, eine ſorgfältige, mit Anmerkungen begleitete, Ueberſetzung eines Stücks aus *Wahl's* Arabiſcher Anthologie, das aus *Kazwini's* Merkwürdigkeiten des Naturreichs entlehnt iſt, und von den nördlichen Sternbildern handelt; den *Wahlſchen* arabiſchen Text hat der Ueberſetzer an mehreren Stellen berichtiget. Die meiſten Sternnamen auf dem Dresdner Globus ſtimmen mit *Kazwini* genau überein. Der Nordpol heiſst bey *Kazwini: Fás-el-Rahha*, das Mühlzapfenloch, oder, mit einiger Abänderung der diakritiſchen Punkte: *Kás-el-Radſcha*, Maſs der Weltgegend; die erſte Leſeart zieht *B.* vor. Die vier Sterne im Quadrate des groſsen und kleinen Bären heiſsen auch bey *Kazwini*, ſo wie an andern Orten, *Naſch* (Wagen, oder Tragbahre) und die drey Sterne im Schwanze der beiden Bären, *Benât-el-Naſch*, Töchter der Bahre, (woraus ſich Hiob. 38, 32. erklärt). Ueber die für *Hyde* und *Lach* dunkel gebliebene Origination des bekannten Namens *Alcor* (das *Reuterlein*, ein kleiner Stern über Mizar im groſsen Bären) giebt *B.* folgende, wenn nicht ſtreng erweisliche, doch in Ermangelung einer beſſern annehmliche Erklärung. Der Stern ε im Schwanze des groſsen Bären heiſst auf dem Dresdner Globus (eben ſo, nach *Lach*, auf dem Borgianiſchen) *El-Dſchaun, das ſchwarze Pferd;* man ſetze für *Dſchim* ein *Hha*, oder *Cha*, für *Nun* ein *Re*, Buchſtaben die leicht zu verwechſeln ſind, ſo wird *El-Dſchaun* in *El-hor*, wie in der That *Firuzabad* lieſt, oder auch *Al-chor* und endlich *Alcor* umgewandelt; nur müſste man annehmen, daſs der Name *Alcor* oder vielmehr *El-Dſchaun*, welcher urſprünglich den Stern ε bezeichnete, in der Folge durch ein Verſehen dem kleinen Sterne über *Mizar* oder über ζ beygelegt worden. 3) Lauf der Pallas vom 1. December 1805. bis zum 30. April 1806. nach D. *Gauſs* Berechnungen. Pallas iſt wegen groſser ſüdlicher Abweichung im J. 1806. ſchwer aufzufinden. 4) Berechnung der Bahn des Kometen von 1618. von *Beſſel* in Bremen. Dieſer, der Handlung ſich widmende, talentvolle junge Mann hat bereits in der Monatlichen Correſpondenz 1804. Nov. neue Elemente des Kometen von 1607. mit Zuziehung der *Harriotſchen* und *Torpoeleyſchen* Beobachtungen geliefert. Mit auſserordentlichem Fleiſse und ſeltener Fertigkeit in den ſchwerſten aſtronomiſchen Rechnungen, ſucht er hier die Bahn des durch ſeine Gröſse merkwürdigen Kometen von 1618. genauer, als es von *Halley* geſchehen war, zu beſtimmen; er hat dazu, auſser den Beobachtungen von *Cyſat* und *Snellius* hauptſächlich die erſt durch Hn. *von Zach* aufgefundenen *Harriotſchen* Beobachtungen benutzt. Durch die neuen Elemente werden die Beobachtungen ſo genau, als ſich nur immer erwarten lieſs, dargeſtellt. 5) Aſtronomiſche Beobachtungen zu Wien, im J. 1804.

angeſtellt von dem K. K. Aſtronomen, D. *Triesnecker* und von *Seeber* aus Carlsruhe; darunter ſind auch einige von letzterem auf der Privatſternwarte der Frau Baroneſſe *von Matt* beobachteten Oerter der Pallas und Juno. 6) Aſtronomiſche Beobachtungen in Prag, vom Canonicus *David* und Adjunct *Bittner*, im J. 1804.: ſie enthalten ebenfalls mehrere Beobachtungen der drey neuen Planeten, auch die Gegenſcheine Saturnus und Jupiters, letztern nach gedoppelten von einander unabhängigen Beobachtungen (was im Jahrbuch nicht deutlich angezeigt iſt) von *David* ſowohl als von *Bittner*. 7) Ueber die beſte Geſtalt der Objectivſpiegel katoptriſcher Fernröhre, von Prof. *Fiſcher* in Berlin; Auszug aus einer der Akademie vorgeleſenen Abhandlung. Seit *Descartes* war man der Meinung, daſs es beſſer ſey, die Flächen optiſcher Gläſer und Spiegel anders als ſphäriſch zu krümmen; man hat dieſe Idee insbeſondere auch auf Teleskope angewandt, und bekanntlich ſucht D. *Herſchel* ſeinen groſsen Spiegeln eine, ſoviel möglich, paraboliſche Krümmung zu geben. Nun zeigt der Vf. dieſes Aufſatzes durch ausführliche analytiſche Rechnungen, daſs, *nach der Theorie*, die Abweichungen auſser der Axe (denn nur von dieſen kann eigentlich die Frage ſeyn, da jede Art von Krümmung wenigſtens Einen ſtrahlenden Punkt, der paraboliſche Spiegel z. B. die mit der Axe parallelen, der ſphäriſche die aus dem Mittelpunkte ſeiner Krümmung kommenden Strahlen ſcharf abbildet) bey der ſphäriſchen Geſtalt merklich geringer ſeyn müſſen, als bey der paraboliſchen, und daſs letztere Geſtalt hauptſächlich eine gröſsere Breitenabweichung giebt. *Herſchel's* Erfahrungen enthalten vielleicht einen bloſs ſcheinbaren Widerſpruch, und zeigen eher an, daſs ihm die Annäherung zur ſphäriſchen Geſtalt wohl beſſer, als er ſelbſt glaubte und wünſchte, gelungen ſey. Der Theorie zufolge müſsten demnach von abſichtlichem Hinarbeiten auf eine ſphäriſche Krümmung neue Verbeſſerungen der Reflectoren zu erwarten ſeyn. 8) Geographiſche Länge und Breite von Riga aus Sonnenhöhen, mit einem zehn und achtzölligen Sextanten genommen, und aus der beobachteten Sonnenfinſterniſs vom 17. Aug. 1803. hergeleitet von Collegienrath *Brückner*. Durch Vergleichung mit Lilienthal, Regensburg und Paris folgt die Länge von Riga, aus dem Ende der Finſterniſs 1 St. 27′, 11″, 35 öſtlich in Zeit von Paris; die Breite von Riga ergab ſich im Mittel 56°, 57′, 0″, 4; die einzelnen Breitenbeſtimmungen harmoniren ſehr genau, und genauer, als ſonſt bey Sextantenbeobachtungen gewöhnlich iſt. 9) und 22) Ueber die ſeit 25 Jahren an Doppelſternen bemerkten Veränderungen des Stellungswinkels und ſcheinbaren Abſtandes, von D. *Herſchel*. Ein Auszug aus der merkwürdigen, ſchon im vorigen Bande des Jahrbuchs angekündigten, Abhandlung. In den neuen Bemerkungen über den Bau des Himmels (Jahrbuch 1807.) hatte *H.* im Allgemeinen die Möglichkeit erwieſen, daſs zwey (oder auch mehrere) ſehr nahe beyſammen ſtehende Sterne, die ein permanentes Syſtem ausmachen, in einem Kreis oder Ellipſe ſich um einen gemeinſchaftlichen, aber leeren, Mittelpunkt bewegen, und dadurch die bekannte Erſcheinung der Doppel- und vielfachen Sterne hervorbringen könnten. Dieſe Theorie, deren Geſetze *H.* vorläufig unterſucht hatte, wendet er nun auf wirkliche von ihm in groſser Menge angeſtellte Beobachtungen an den Doppelſternen an. Schon bey mehr als 50 derſelben hat er ſeit dem J. 1779. entweder merkliche Veränderungen ihres Stellungswinkels (d. h. der relativen öſtlichen oder weſtlichen, ſüdlichen oder nördlichen u. ſ. w. Lage des kleineren Sterns gegen den gröſseren, oder des Winkels, den z. B. zwey Linien, die eine vom Nord- oder Oſtpunkt zum gröſseren, die andere vom gröſseren zum kleineren Stern gezogen, mit einander bilden) oder auch des gegenſeitigen Abſtandes der beiden Sterne, oder auch Veränderungen im Stellungswinkel und Abſtande zugleich wahrgenommen. So war bey α Zwillinge im November 1779. der Stellungswinkel 32°, 4′ Nordweſtlich, und im März 1803. nur 10°, 53′, die Abſtände hatten keine Veränderungen erlitten; bey γ Löwe hingegen hatte der Abſtand der beiden Sterne von einander, oder der Zwiſchenraum ihrer äuſserſten Ränder von ¼ bis zu ¾ Durchmeſſer des kleineren Sterns zugenommen, und der Stellungswinkel von 7°, 37′ N. O. bis zu 6°, 21′ S. O. ſich verändert; bey ξ des groſsen Bären war in 23 Jahren eine Veränderung des Stellungswinkels von 51°, bey *p* des Schlangenträgers ſogar von 132° in 25 Jahren vorgegangen; ζ des Hercules erſchien im September 1802 und April 1803. länglicht und verzogen, weil ein kleiner Stern, der mit ihm einen Doppelſtern ausmacht, und den *H.* noch im J. 1795. und ſchon vorher im J. 1782. abgeſondert vom gröſsern erblickt hatte, den letztern jetzt deckte, oder vom letztern bedeckt wurde (welcher der nähere ſey, iſt noch nicht entſchieden), ſo daſs noch ⅓ vom Durchmeſſer des einen Sterns über den andern hervorragte. Zwar laſſen ſich obige Erſcheinungen noch auf andere Art, durch zuſammengeſetzte Bewegungen der Sonne und der beiden Sterne erklären; die einfachſte Hypotheſe aber, die nicht ſo vielen Schwierigkeiten wie die vorige ausgeſetzt iſt, bleibt immer diejenige, daſs man annimmt, die beiden Sterne eines Doppelſterns ſtehen ungefähr gleich weit von uns ab, und der eine laufe ſcheinbar um den andern herum, oder vielmehr beide drehen ſich in gleichen periodiſchen Zeiten um einen gemeinſchaftlichen leeren Mittelpunkt; den bisher beobachteten Erſcheinungen gemäſs wäre, nach *Herſchel*, jene Umlaufszeit des kleinern Sterns um den gröſsern bey Caſtor oder α Zwillinge ungefähr 342 Jahre 2 Monate, die Bahn faſt circulär, und ihre Ebene unter rechtem Winkel gegen unſer Auge geneigt; bey γ Löwe 1200 Jahre, und die Ebene der Bahn, da die Entfernung beider Sterne von einander veränderlich iſt, gegen unſere Geſichtslinie ſtark geneigt; bey ε des Bootes 168, bey δ Schlange 375, und γ Jungfrau 708 Jahre. — Wie genau ſich übrigens *Herſchel* ſeiner uns mit ſo vielem Neuen bekannt machenden Beobachtungen zu verſichern pflegt, erhellt unter anderem daraus, daſs er an Einem Abend mit

Zehn

ehn verſchiedenen Spiegeln von 7 Fuſs Focallänge nd 6, 3 Zollen Oeffnung den Doppelſtern Caſtor eobachtete, und mit allen zehn die beiden Sterne enau im nämlichen Abſtande von einander fand, zum laren Beweiſe, daſs bey einzelnen Beobachtungen eine optiſche Täuſchung mit im Spiele ſeyn konnte. Auch das *Sehen* iſt freylich eine *Kunſt*, die nicht Sache ines jeden iſt, die aber gewiſs niemand ſo ſehr cultiirt, und durch langwierige Uebung an Objecten der einſten Art in eine Fertigkeit zu verwandeln weiſs, ls der Aſtronom. *H.* ſelbſt bemerkt ausdrücklich, laſs nicht weniger als zwey bis drey Monate Zeit erorderlich ſeyen, nur das Auge *zu gewöhnen*, bis es urch lichtſtarke Teleſkope die feineren Doppelſterne eutlich genug ſieht, um ihren Abſtand von einander nit einiger Sicherheit ſchätzen zu können. — 10) Aſtronomiſche Beobachtungen und Bemerkungen von D. *Olbers*, in Bremen. Zahlreiche Beobachtungen ler Juno und Pallas, auch eine Sternbedeckung vom . May 1805. Wie *O.* bemerkt, ſo müſſen ſich die Bahnen der drey Aſteroiden, Ceres, Pallas und Juno u gewiſſen Zeiten wirklich ſchneiden, und haben ſich uch ehmals ſchon geſchnitten; ſo werden z. B. nach 82 Jahren ſich die Ceres- und Pallasbahn ſchneiden, nd in 8500 Jahren finden für dieſe beiden Bahnen drey ſolcher Durchſchnitte ſtatt. Eine Lexellſche Formel, um die ſcheinbare Mondsbreite aus der wahren u finden, wird von *Olbers* gegen einen Vorwurf von *Bohnenberger* (Anleitung zur geographiſchen Ortsbeſtimmung) und eine Vertheidigung von *Wurm* (Prakiſche Anleitung zur Parallaxenrechnung) in verdienen Schutz genommen. 11) Ueber die Entdeckung ler Juno, und Beobachtungen derſelben von *Harding*, n Lilienthal, jetzt Prof. in Göttingen. Die länglichte Pallasbahn, bemerkt hier *H.*, ſteckt in der runderen Ceresbahn, und in beiden liegt die Junobahn, wie zwey Ringe einer Kette. 12) Beobachtungen der Juno, nd zum drittenmal berechnete Elemente ihrer Bahn, von D. *Gauſs*, in Braunſchweig. Am Ende des Jahrbuchs theilt der Herausg. noch die neueſten Elemente ler drey jüngſt entdeckten Planeten nach *Gauſs* Berechnung mit. Es ſind folgende: *Ceres*. Mittl. Länge 1804. im Berlin. Meridian: 312°, 1′, 28″, Sonnenferne 326°, 26′, 3″, Knoten 80°, 59′, 12″, Neigung ler Bahn 10°, 37′, 45″, Excentricität 0,0784757 Mittl. Entfernung von der Sonne (wenn die der Erde = 1 geſetzt wird) 2,766944. *Pallas*. Mittl. Länge 1804. 299°, 58′, 33″, Sonnenferne 301°, 2′, 34″, Knoten 172°, 29′, 57″, Neigung 34°, 37′, 45″, Excentric. 0,246101. Mittl. Entfernung 2,765443. *Juno*. Mittl. Länge 1804. 319°, 48′, 46″, Sonnenferne 233°, 10′, 49″, Knoten 171°, 3′, 25″, Neigung 13°, 3′, 38″, Excentric. 0,254236. Mittl. Entfernung 2,664452. Dieſe Elemente ſind bey Ceres zum 10ten, bey Pallas zum 8ten, bey Juno zum 5ten mal verbeſſert. Aus denſelben hat Rec. ferner berechnet: Tropiſcher Umlauf der Ceres 1680 Tage 19 St. 41′, der Pallas 1679 T. 10 St. 51′, der Juno 1588 T. 7 St. 32′, ſo daſs demnach Pallas zu ihrem Umlaufe in 1½ Tage weniger, aber Juno 92½ Tage weniger braucht, als Ceres. Nach obigen Elementen beträgt die Excentricität der Pallas- und Junobahn den vierten Theil ihrer mittlern Entfernung von der Sonne: ſo oval iſt keine Bahn der ältern Planeten; auch fallen die Knotenlinien dieſer beiden Bahnen faſt zuſammen, während daſs ſie mit der Knotenlinie der Ceresbahn beynahe einen rechten Winkel machen. 13) Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten vom Staatsrathe und Ritter *Schubert*, in St. Petersburg. Unter anderem drey Plejadenbedeckungen 1804. und 1805. Auch an der Newa wurde ſchon *Harding's* neues Geſtirn beobachtet. 14) Beobachtungen von Prof. *Sandt*, in Riga. Berechnung der Länge von Riga aus Sonnenfinſterniſſen 1802. und 1803., auch aus Mondsabſtänden: letztere gaben 1 St. 27′, 8″, 8. Die Breite von Riga fand *Goldbach* 56°, 57′, 7″, 9. (Vergl. oben Nr. 8.) Die Breite von Kokenhuſen an der Düna beſtimmte *Sandt* mit einem Spiegelſextanten zu 56°, 38′, 32″. 15) Parallaxenrechnung, ohne vorhergehende Berechnung des Nonageſimus, von D. *Olbers*. Statt des Nonageſimus erfordern dieſe Formeln nur einen leicht zu berechnenden Hülfswinkel; ſie geben nicht die Längenparallaxe, ſondern unmittelbar die ſcheinbare Länge des Monds, mithin einen gröſsern Winkel, der ſich öfters nicht ſo ſcharf finden läſst; indeſs, wenn nur die Zeichen der geſuchten Winkel genau in Acht genommen werden, iſt dieſe Methode allerdings ſehr bequem. *Olbers* hat nach derſelben einige in *Wurm's* und *Bohnenberger's* Schriften vorkommende Beyſpiele berechnet. 16) Ueber einige ſeltenere Fälle der Parallaxenrechnung, beſonders für ſüdliche Polhöhen, von Prof. *Wurm*, in Blaubeuren. Unterſuchung, was in den hieher gehörigen Formeln ſich ändert, wenn bey ſüdlicher Polhöhe, zuweilen auch bey nördlicher, die Zenitbreite negativ oder ſüdlich wird; auch, unter welchen Umſtänden der Unterſchied der wahren Mondslänge und der Zenitlänge gröſser als ein Quadrant werden kann. 17) Breſslauer Beobachtungen in den Jahren 1802 — 1804., von Prof. *Jungnitz*. 18) Die drey neuen Planeten 1803. und 1804. mit einem 5½ füſsigen Mittagsfernrohr und 8 füſsigen Mauerquadranten, beobachtet von Abt *Poczobut* (einem 77 jährigen Greis), und Prof. *Reſchka*, auf der kaiſerlichen Sternwarte in Wilna. 19) Gegenſchein des Jupiters und Saturns 1804. von Canonicus *Derflinger*, Aſtronom in Kremsmünſter, beobachtet. 20) Beobachtungen der Juno auf der königlichen Sternwarte in Berlin, und Bemerkungen über ihren wahren und ſcheinbaren Lauf von *Bode*. Aus den Gauſsiſchen vierten Elementen hat *B.* vorläufige Junotafeln berechnet, und, wie im vorigen Bande des Jahrbuchs die gegenſeitigen in einander ſich ſchlingenden Bahnen der Ceres und Pallas, ſo im gegenwärtigen die relative Lage der Junobahn gegen die beiden übrigen unterſucht, und durch Zeichnungen dargeſtellt. Juno ſcheint, von der Ceres aus betrachtet, ſich um dieſe in keiner wiederkehrenden Bahn, ſondern in einer ſich verſchiedentlich krümmenden, zwiſchen 1803. und 1807. immer nordwärts von der Ceres liegenden Linie zu bewegen. — Ohne Zweifel bil-

Syſtemen ganz richtig dargeſtellt oder erklärt werden; vor der Tychoniſchen und Ptolemäiſchen Hypotheſe hat aber die Copernicaniſche das voraus, daſs jene beide die Bahnen als Kreiſe, und die Bewegungen als gleichförmig annehmen, was doch nicht ſeyn kann. 28) Gerade Aufſteigung und Abweichung der 36 Maskelyneſchen Fundamentalſterne für den Anfang des J. 1802., nach den neueſten Beobachtungen von *Maſkelyne*. 29) Kurze Inhaltsanzeige von *Schröter's* „Lilienthaliſchen Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno. Göttingen, 1805. 8." 30) *Edw. Troughton's* Beſchreibung des von ihm erfundenen röhrenförmigen Pendels. Dieſs neue Pendel iſt ganz von Meſſing, und eine Gattung von roſtförmigem Pendel; nur iſt es von dieſem in der äuſsern Form verſchieden, weniger der Biegung ausgeſetzt, und bequemer an der Uhr anzubringen. 31) *Von Wiſniewsky's*, Adjuncten der Kaiſ. Ak. d. Wiſſ., Beobachtungen der Venus, des Saturnus, des Uranus, auch der drey neuen Planeten in St. Petersburg. 32) Aſtronomiſche Nachrichten von Hofr. *Goldbach*, in Moskau. Groſse Anſtalten zum Beſten der dortigen Univerſität, auch in Rückſicht auf Sternkunde. 33) Prof. *Benzenberg's*, in Düſſeldorf, Nachrichten von der trigonometriſchen Aufnahme des Herzogthums Berg. *B.* hat bereits etliche und 50 aſtronomiſche geographiſche Ortsbeſtimmungen am Niederrhein gemacht; die Aufnahme des Herzogthums Berg erfordert 50 Dreyecke des erſten, 500 des zweyten, und 5000 des dritten Rangs; die 50 des erſten Ranges ſollten noch im Jahr 1805. vollendet werden, ſo wie auch die Meſſung zweyer Standlinien bey Siegburg und Kaiſerswerth. 34) Juno, Saturn, Jupiter und Uranus, von D. *Koch*, Aſtronom in Danzig, beobachtet. 35) Geographiſche Länge von Regensburg und Günthersberg, aus der Sonnenfinſterniſs am 17. Auguſt 1803. berechnet, von *Jabbo Oltmanns*, aus Aurich in Oſtfriesland. Ein Mittel aus correſpondirenden Beobachtungen an andern Orten gab die Länge von Regensburg 38′, 52″, 67 und von Günthersberg (an der böhmiſchen Gränze) 44′, 29″, 5 öſtlich in Zeit von Paris. 36) Vermiſchte aſtronomiſche Nachrichten. Aſtronomiſche Preisaufgabe eines Ungenannten in Berlin, mit Erhöhung des Preiſes aufs neue vorgelegt. Verbeſſerungen zum *Piazziſchen* Sternverzeichniſſe. Anzeige vom Tode des jüngſten unter den Brüdern *Dolland*, mit dem Vornamen *John*. Neueſte aſtronomiſche Literatur.

GESCHICHTE.

ST. PETERSBURG: *Zur Münzkunde Rußlands.* Herausgegeben von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. 1805. 200 S. 8.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, welcher dieſer Aufſatz im Februar 1804. vorgelegt wurde, hat ihn drucken laſſen, weil der Vf. (der Collegien-Aſſeſſor *Krug*) wünſchte, die etwa darüber erſcheinenden Bemerkungen bey ſeinen fernern Arbeiten in dieſem Fache benutzen zu können. Die Bereitwilligkeit der Akademie, dem Vf. zu Erfüllung ſeines Wunſches behülflich ſeyn zu wollen, und der Wunſch des Vfs. ſelbſt, beides iſt lobenswerth, und verdient berückſichtigt zu werden, beſonders da wir in dieſem Fache noch nichts Ganzes haben. Freylich wird dieſes im Lande ſelbſt, und vorzüglich in Petersburg, am beſten geſchehen können, da unſtreitig Hülfsmittel vorhanden ſind, die man auſserhalb Rufsland wenig oder gar nicht kennt; indeſſen will Rec. doch ſein Scherflein dadurch beytragen, daſs er das ihm bekannt gewordene, was hier und da über ruſſiſche Münzen geſagt, und von dem Vf. noch nicht als ihm bekannt bemerkt worden iſt, hier aufführt. Doch vor allen Dingen erſt eine Ueberſicht von dieſem numismatiſchen Werkchen, und dann erſt jene kleinen Beyträge.

Schon *Keder* verſprach im J. 1700. eine groſse Anzahl ruſſiſcher Münzen ſeiner Sammlung zu erläutern, aber dieſes Verſprechen wurde nicht erfüllt. Wie viel den Freunden dieſer Wiſſenſchaft dadurch entgangen iſt, ſieht man aus der gründlichen und richtigen Erklärung der wenigen Münzen, die er hier und da in den *Novis literariis maris balthici*, und in der kleinen Abhandlung: *Runae in nummis vetuſtis diu quaſitae* etc. gegeben hat. Nach ihm verſprach *Schlözer* eine *alte* ruſſiſche Münzgeſchichte zu liefern, aber noch bis jetzt iſt dieſe Erwartung nicht befriedigt worden. Auſserhalb Rufsland wird auch, aus Mangel an hinlänglichen Hülfsmitteln, die man bis jetzt theils noch nicht hat, theils nicht kennt, hier nicht wohl einer die Bahn brechen können. Aber da, nach dem eigenen Geſtändniſſe des Vfs., ſich nirgends ſo viele Hülfsmittel aller Art beyſammen finden, als in Petersburg, und der Vf. daſelbſt lebt, er ſich auch durch vorliegendes Bändchen ſchon als denjenigen bekannt gemacht hat, der Neigung und Kenntniſſe zu einem ſolchen Unternehmen in ſich vereinigt: ſo kann dieſe Arbeit der Grund ſeyn, durch welchen er ſelbſt einſt ein vollkommneres Werk zu liefern in Stand geſetzt wird. Dieſes ſcheint auch ſeine Abſicht zu ſeyn. Er ſtellt nämlich in dieſem *erſten* Bändchen mehrere unter ſich nicht zuſammenhängende Sätze auf, über welche er das Urtheil der Kenner wünſcht, da er mit ſich ſelbſt noch nicht ganz einig darüber iſt; und dieſem Bändchen ſollen noch zwey oder drey ähnliche folgen. — Nicht alles, was hier geſagt worden iſt, kann in einer Münzgeſchichte ſeinen Platz finden; aber der Vf. wollte dieſem Aufſatze auch einiges Intereſſe für diejenigen Leſer geben, welche nicht ſowohl Liebhaber der Münzkunde, als ihrer vaterländiſchen Geſchichte ſind, und an deren Urtheile ihm doch auch gelegen iſt. Manche ſeiner Erklärungen hält er ſelbſt für gewagt; allein er wollte verſuchen, ob nicht einige Stellen in den Annalen zu retten ſeyn ſollten, die man für untergeſchoben hält. Bey der Expedition unter Leo dem Weiſen gegen Kreta erhielten die 700 Normänner oder Ruſſen an Sold einen *Centenarius*, oder 100 *Libras* Gold. Eine *Libra*, oder, nach der verdorbenen Ausſprache der Griechen, ein *Litra* Gold enthielt damals, und ſchon ſeit Valentinian

ian I, 72 *nomismata*, oder, wie sie gewöhnlich seit diesen Zeiten heissen, *solidos*, *solidos aureos*. Sie waen von feinem Golde, und ihr Gehalt blieb sich, wenigstens bis ins eilfte Jahrhundert, immer gleich. hrer müssen eine unzählige Menge geprägt worden eyn, und wegen des Einflusses, den sie in die russiche Münzgeschichte haben, betrachtet sie der Vf. mit echt etwas genauer. Der gewöhnliche Name, unter dem sie bekannt waren, ist: *Byzantii* oder *Byzanini*, oder auch, nach den Namen der Kaiser, unter welchen sie geprägt waren, *Romanati*, *Constantinati*, *Michaelati*, *Manuelati* u. s. w. Sie müssen in ganz Europa im Umlaufe gewesen seyn: denn sie werden in ehr vielen Büchern und Documenten des Mittelalters rwähnt, und man schlug sogar in verschiedenen Lärern Münzen unter dem Namen *Byzantiner*, oder hmte dieses Gepräge nach; und nach ihnen wurde er Werth anderer Münzen bestimmt. Einige in der ussisch-kaiserlichen Sammlung befindliche griechihe *Solidi* von feinem Golde bringen, wegen der daruf befindlichen Charaktere, auf die Vermuthung, ass sie in Russland geprägt sind, wenigstens scheint viel gewiss zu seyn, dass benachbarte Völker schon ngst die griechischen Münzen nachgeprägt haben. ls Oleg von Konstantinopel zurück kam, brachte er iel Gold und *Pavoloki* mit sich nach Kiew. Diese Paoloki werden häufig in Verbindung mit Gold und Silber erwähnt, und sind kostbare Stoffe, deren man ch oft als Geld bediente. Dieses kann man schon araus sehen, dass der *Protospatharius Epiphanius*, als r dem Könige Hugo nach Italien zu Hülfe geschickt urde, unter andern auch verschiedene Arten von toffen *zu Bestreitung der Kriegskosten* erhielt. Ferner gt ein Artikel im Friedenstractate vom Jahr 945.: Wenn den Russen ein Sklave entläuft u. s. w., so halten sie von uns den schon festgesetzten Preis desselben, nämlich zwey Pavoloki für einen Sklaven." — ls der König Harald vier Schiffe mit Mehl beladen ach Island sandte, befahl er, dass ein Schiffspfund ehl nicht theurer, als für hundert Stück Zeug, erkauft werden sollte. Dass diese Pavoloki die *Baonica* der Alten ausdrücken könnten, erhält durch e gründliche Auseinandersetzung unsers Vfs. (S. 106.) nen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Die Grieen brauchten seidne Stoffe statt des Geldes, den ussen leisteten sehr oft Thierfelle diesen Dienst, elches hier mit vieler Belesenheit und Genauigkeit rgethan wird.

Eine andere Benennung einer russischen Münze : *Zolota*, *Zlata*, *Zlatnik* oder *Zolotnik*. Da *Zolotoj* m Worte *Aureus* entspricht, und da ein *Zolotnik* n griechischen Kaisermünzen seit Valentinian I. am ewichte gleich kommt (70 Gran), so ist die Vermuung des Vfs. wohl sehr gegründet, wenn er dieses ssische Geld für Goldmünzen erklärt, die den *Au*s der griechischen Kaiser gleich waren. Lässt man n diese Erklärung gelten, so würde sie, ausser den ortheilen, welche sie uns in der russischen Münznde gewährt, auch noch dazu dienen, das Gecht der griechischen *Litra* oder *Libra* genauer bestimmen zu können. Nämlich ein *Solidus aureus* der Griechen wog im neunten und zehnten Jahrhunderte so viel als ein damaliges russisches Zolotnik; auch jetzt noch wiegt er so viel, folglich hat sich das Gewicht des Zolotniks nicht verändert. 72 *Solidi* machten eine griechische *Libra auri* aus; diese wog also 72 Zolotnik, oder drey Viertheile des heutigen russischen Pfunds. — Hieraus folgt nun auch, dass diejenigen, welche den Werth eines Solidus auf einen ungarischen, venetianischen oder holländischen Ducaten bestimmen, beynahe um $\frac{1}{3}$ zu wenig annehmen, da jene Ducaten nur etwa 57, die *aurei* hingegen 70 Gran wiegen; beide sind von gleich gutem Golde. — Dass von Valentinian I., bis wenigstens auf Nicephorus Phocas, aus der *libra* 72 *solidi* geschlagen worden sind, beweisen, ausser den aus jenen Zeiten auf uns gekommenen *solidis aureis*, auch die Gesetze, und die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, welche vom Vf. angeführt werden.

Nach dieser Belehrung über griechische Goldmünzen, in Vergleichung mit den russischen, kommt der Vf. auch auf die Silbermünzen Griechenlands. Ein Gesetz der Kaiser Arkadius und Honorius sagt: „Wenn jemand Gold statt des Silbers zahlen will, so ist dieses erlaubt, doch in dem Verhältnisse, dass für jedes Pfund Silber fünf Goldstücke in den Schatz geliefert werden." — Fünf Zolotniks Gold wurden also einer *libra* oder 72 Zolotniks Silbers gleich geschätzt, und dieses giebt, wenn man aus einem Gesetze Folgerungen ziehen darf, und beide Metalle gleich fein annimmt, das Verhältniss des Goldes zum Silber wie $14\frac{2}{7}$ zu 1. Ein *Aureus* aber hatte seit Valentinian I. den Werth von zwölf Silbermünzen, die man μιλιαρησια nannte. War nun die *Libra auri* eben so schwer, als die *Libra argenti*, so musste ein solches *Miliaresium* den sechzigsten Theil von 72 Zolotniks, das ist $1\frac{1}{5}$ Solidus, oder 84 Gran wiegen. — Woher der Name *Miliaresium* komme, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Der Vf. nimmt mit *Montfaucon* (*Palaeograph. gr.* S. 360.) an, dass diese Münze daher ihren Namen erhalten habe, weil sie vormals der tausendste Theil einer *Libra auri* gewesen wäre. Ausser diesen gangbaren Miliaresien gab es noch eine andre Art Münzen dieses Namens, die blos zu Geschenken bestimmt waren und vielleicht auch ein anderes Gepräge hatten. Solche kleine Geschenke, besonders in *fremden* Münzsorten, waren auch in Russland nicht ungewöhnlich. So bekam z. B. die Braut des Grossfürsten Ivan Vasiljewicz im Jahr 1472. bey ihrer Durchreise durch Pleskov ein Geschenk von 50 Rubeln in ausländischem Gelde. Sechs Jahre nachher verehrten die Novogoroder dem Grossfürsten zweyhundert, und kurz darauf wieder hundert *Korablenniki*. Unter diesem Worte versteht der Vf. Rosenobels oder Schiffnobels, bekannte Goldmünzen, die zuerst von Eduard III. um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in England geprägt wurden. Möglich ist es, weil diese Münzen damals in Dänemark, Preussen und Livland sehr häufig waren, und auch die

die Hanſeſtädte dergleichen an den Zaar Boris zum Geſchenke ſandten.

Nun zum Schluſs noch die Schriften, worin, mit unter nur in einzelnen Stellen, von ruſſiſchen Münzen, und was dahin gehört, gehandelt wird; vielleicht findet der Vf. doch eins und das andere darunter, das, wenn es ihm auch nicht unbekannt war, doch vielleicht bey den bisherigen Unterſuchungen, ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen iſt. Um die Ueberſicht davon einigermaſsen zu erleichtern, wird Rec. dieſe Schriften in folgende Klaſſen eintheilen:

1) *Von Münzen und dem Münzen in Rußland überhaupt.* *Auctores rerum Moscov.* Francof. 1600. fol. — *Böttichers* ſtatiſtiſche Tabellen aller europäiſchen Staaten (worunter fünf Tabellen in ſechs Blatt über den ruſſiſchen Staat, welche das Wiſſenswürdigſte aus der Münzkunde u. ſ. w. enthalten. — *Bottoni* moſcowitiſche Reiſebeſchreibung S. 243. — *Brand Iter in Moscoviam* S. 417. — *Chantreau Voyage en Ruſſie.* T. I. S. 367 ſqq. — *Clerc Hiſtoire de Ruſſie* zu Ende des *zweyten* Theils. — *Deſing Auxilia hiſtoriae.* P. *IV.* — *Eon de Beaumont Loiſirs.* T. *V.* S. 98. — *Georgi* Beſchreibung von Petersburg. S. 214 ff. — *Gordon* Geſchichte Peters des Groſsen. Th. *II.* S. 334. — *Hanway* Reiſen durch Ruſsland. Th. *I.* S. 385 ſq. — *Hermann's* ſtatiſtiſche Schilderung von Ruſsland. S. 458. — *P. A. Lehmanni observationes hiſtoricae* S. 233. — *Malbault Eſſai ſur le commerce de Ruſſie.* S. 247. — *Haigold* neuverändertes Ruſsland. Th. *II.* S. 231—236. — *Lengnich's* neue Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde. B. *I.* Th. *II.* S. 226. — Politiſches Journal. 1786. *XI.* S. 1116—1119. — *Scherers* Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand des ruſſiſchen Handels. S. 173. — *Schlözers* Briefwechſel. Heft *LXIII.* Werth des jetzigen Silber u. ſ. w. Geldes. — Beyträge zur Kenntniſs der Staatsverfaſſung von Ruſsland, von *Schmidt* genannt *Phiſeldeck.* S. 50 ff. — Summe des von 1762—1783. in Ruſsland geprägten Geldes, in der Gothaiſchen Handlungs-Zeitung von 1786. S. 408. — *Archaeologia, or* etc. Vol. *V.* S. 10. *Ruſſian Coins.* — Zuverläſsige Geſchichte der engliſchen Handlung durch Ruſsland u. ſ. w. (Leipzig 1769. 4.) S. 385. — *Hupels* Verſuch, die Staatsverfaſſung des ruſſiſchen Staats darzuſtellen. Th. *I.* S. 580. — Politiſcher Merkur. Stück *I.* (Mainz 1791. 8.) Nr. 3. — *Schlatters* arithmetiſche Tabellen von allen Gold- und Silberproben nach ruſſiſchem Gewicht berechnet u. ſ. w. zum Gebrauch der Münzwardeins, Münzmeiſter u. ſ. w. St. Petersburg 1739.

2) *Von Münzen einzelner Provinzen.* Pallas in ſeinen Reiſen durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs, handelt unter andern auch von Sibiriſchen Münzen.

3) *Von Münzen einzelner Regenten.* *Salmons* heutige Hiſtorie führt Münzen an vom Pſeudo-Demetrius, Iwan u. ſ. w.

4) *Von einzelnen Arten ruſſiſcher Münzen, Rubel, Papiermünzen, ledernen* u. ſ. w. *Schlözers* Briefwechſel. Heft *XLIV.* S. 109 ff. *LXIII.* S. 180. *LXVII.* S. 392. — *Albr. Wittenbergs* hiſt. polit. Magazin. B. *X.* S. 350 ff. — *Friebe* über Ruſslands Handel. B. *II.* S. 120 ff. — *Lengnichs* Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde. Th. *II.* S. 380—385. — *Voyage de Rubriquis* S. 91. (in den *Voyages de Bergeron*).

Wie ſehr Rec. die Fortſetzung, und nach und nach die Vervollkommnung dieſes Unternehmens wünſche, davon iſt dieſe etwas weitläufige Anzeige ein Beweis, und jeder Numismatiker, wenn er auch gleich nicht ein geborner Ruſſe iſt, wird gewiſs gleiche Wünſche hegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Göttingen.* Das Programm des Hn. Geh. Juſt. Rath *Heyne* zum Prorectorats-Wechſel am 1. März enthält: *Cenſura ingenii et doctrinae Salviani Maſſilienſis librique de gubernatione dei, poſt ſimiles Auguſtini Oroſiique conatus, ſcripti.* X S. Fol. — Den würdigen Vf. führte ſein Streifzug durch die römiſchen Schriftſteller der ſpätern Jahrhunderte dieſsmal zu einem chriſtlichen Scribenten, der, an ſich von keinem ſonderlichen Belang, doch durch die Umſtände und für die Zeitgeſchichte merkwürdig wird. Um die Veranlaſſung zu Salvianus Werk zu erklären, geht der Vf. auf die frühere Zeit zurück, wo der Verfall der R. Macht und die Einfälle der Barbaren, welche mit der Einführung des Chriſtenthums zuſammentrafen, den Anhängern der Religion der Väter ſcheinbare Argumente gegen das Chriſtenthum eingaben. So hielt zu Ende des vierten Jahrh. Symmachus eine Schutzrede für den alten Glauben, gegen welche aber Ambroſius und Prudentius ſchrieben. Als weiterhin die Siege des Alarichs und die Plünderung Roms im J. 410. neue Apologien des Chriſtenthums nothwendig zu machen ſchienen, da traten Auguſtin mit ſeinem Werk über die Stadt Gottes und Oroſius mit ſeinen nach der verſtümmelten Ueberſchrift der Handſchriften ſogenannten *Ormeſta mundi* (welches *H.* erklärt: *Oroſii moeſta mundi*) auf. Endlich war es ſo weit gekommen, daſs die römiſchen Chriſten ſelbſt, unter dem Druck der öffentlichen Bedrängniſſe, an ihrer eigenen Religion irre wurden und klagten, daſs die Menſchen von der Gottheit vernachläſſigt würden und daſs die Böſen und Guten einerley Loos hätten. Wider dieſe ſchrieb Salvianus, Biſchof von Maſſilien, gegen das J. 440. ein Werk von der göttlichen Haushaltung in acht Büchern, voller Declamation, Gemeinſprüche und Stellen aus der Bibel. Er ſucht darin zu zeigen, daſs den Chriſten ihre Drangſale theils als Prüfungen auferlegt wären, theils als gerechte, noch ſehr milde Strafe ihrer Laſter und Schandthaten, welche eine ſolche Höhe erreicht hätten, daſs die Barbaren weit weniger verdorben wären, und bey ihrem Eintritt in die römiſchen Provinzen ſelbſt von Erſtaunen und Abſcheu gegen das ſchändliche Leben der Chriſten ergriffen würden. Die Schrift des Salvianus iſt von den neuern Geſchichtſchreibern fleiſsig benutzt worden, um den Sittenverfall der Chriſten jener Zeit zu ſchildern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. May 1806.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Naturhiſtoriſche Reiſe durch einen Theil Schwedens*, von Dr. *Fr. Weber* und Dr. *M. H. Mohr*. 1804. 207 S. 8. Mit 3 (illum.) Kpfrt. (1 Rthlr.)

Allerdings verdient Schweden ſo gut den Beſuch der Naturforſcher, wie irgend ein Land; es iſt ſelbſt an Naturproducten nicht arm, hat in ſeinen Cabinetten die reichſten Schätze des Auslandes zuſammengebracht; und dieſe Cabinette ſtehen jedem offen: denn die ſchwediſchen Naturforſcher ſelbſt ſind eben ſo kenntnifsvoll als mittheilend. Mit Recht ſagen die Vff. in der Vorrede, dafs die Gröſse mehrerer ſchwediſchen Naturforſcher um ſo mehr Bewunderung verdient, da ihr Land ſo gut wie gar keinen Buchhandel hat; da jeder Schritt, den ſie thun, mit Aufopferungen verknüpft iſt, und faſt alle äufsere Aufmunterungen, die deutſche Schriftſteller genieſsen, in Schweden wegfallen. Mit Vergnügen mufs daher jeder Naturforſcher dieſe Reiſebeſchreibung leſen, da er in ihr viele gute Nachrichten über den Zuſtand der Naturkunde in Schweden, über die dortigen Naturalienſammlungen und ihre Beſitzer findet, ſo wie auch dieſs Werk für die Naturgeſchichte im Fach der Entomologie und Botanik manche Bereicherungen liefert; und noch einige andere Gegenſtände berührt. Die Vff. fuhren von Kopenhagen nach Schweden, und ihre erſten Nachrichten betreffen Lund, wo die Anzahl der Studirenden 260 bis 300 beträgt. Das Naturaliencabinett, von *Stobäus* geſtiftet, iſt anſehnlich; die Bibliothek enthält ungefähr 20000 Bände. Der botaniſche Garten, deſſen Director *Retzius* iſt, exiſtirt erſt ſeit 1754., und ſoll manche Seltenheiten enthalten; was die Vff. zum Lobe dieſes würdigen, nur mit zu vielen Amtsgeſchäften überhäuften Greiſes ſagen, iſt ſehr gegründet: es iſt nicht möglich, dafs er in jedem einer Fächer viel leiſten konnte; doch hat er im Ganzen nicht wenig Nutzen geſchafft, beſonders für die ſyſtematiſche Naturbeſchreibung. Gegenwärtig arbeitete er an einer ökonomiſchen Flora Schwedens; ſeine Sammlungen ſind ſehr bedeutend. Prof. *Lidbeck* beſitzt ein Herbarium ſchwediſcher Pflanzen; *Fallén*, Demonſtrator der Botanik, eine vorzügliche Sammlung von ſchwediſchen Inſecten; der Paſtor *Hünerücker* eine Sammlung von ſchwediſchen Vögeln; *Flormann*, Prof. der Anatomie, ein Cabinett für vergleichende Anatomie. Die Vff. führen an, dafs *Flormann* die Fontanellen an jungen Thierſchedeln läugnet; als Beweis dagegen ward ihm ein junger Hundsſchedel zugeſandt; allein die hier befindlichen Fontanellen erklärt er aus einem ſtattgehabten innern Waſſerkopf; die Knochen ſind daher auch ſehr dünn, und der Schedel groſs. Rec. beſitzt einen ähnlichen Hundsſchedel, bey dem auch die daran befindlichen Wormſchen Knochen noch mehr für den Waſſerkopf ſprechen. *Munck von Roſenſchiöld* (nicht Roſenſchöld, wie hier ſteht), Adjunct der mediciniſchen Facultät, hat die Vaccination in Schweden eingeführt, und ſchon mehrere Tauſende eingeimpft. Im *zweyten* Abſchnitt ſprechen die Vff. von der ſchnellen und wohlfeilen Art, wie man in Schweden reiſt, und den mancherley Bequemlichkeiten, die der Reiſende in dieſem Lande genieſst; man kann mit einiger Kenntnifs des Däniſchen ſchon durchkommen, einige Wirthe ſprechen auch ſelbſt deutſch. Sie fanden überhaupt, dafs man das Deutſche in Schweden mit einer Geläufigkeit und Reinheit ſpricht, wie fremde Sprachen ſelten irgendwo geredet werden: Rec. hingegen, der von Kindheit auf mit Schweden umgegangen iſt, hat noch nie einen Schweden kennen gelernt, dem man es nicht an der Ausſprache hätte anmerken können, dafs er ein Schwede ſey, und die Schweden lernen ſelten die deutſchen Conſtructionen faſſen, gebrauchen auch mehrentheils den Artikel unrichtig. *Dritter* Abſchn. Jönköping, eine zwar von Holz gebaute, aber hübſche und lebhafte Stadt, *Thunbergs* Geburtsort. Der Apotheker daſelbſt hat eine nicht unbedeutende Plantage von officinellen Gewächſen angelegt, und bekommt als Aufmunterung jährlich 50 Rthlr. vom Könige. Am Wetternſee fanden die Vff. einen neuen Mitbürger der ſchwediſchen Flora, *Conferva muſcicola Schrad.*, eine kleine braune Erdconferve, die auf Taf. 1. abgebildet iſt, und genau beſchrieben wird. *Vierter* Abſchn. Von Jönköping gingen ſie nach dem nahe gelegnen Landſitz Skiärsjö des bekannten Naturforſchers *Ljungh*, der eine groſse Inſectenſammlung, von 5—6000 Arten, beſitzt, und gegenwärtig eine Monographie der Gattung *Stenus* ausarbeitet, von der er mehrere neue Arten entdeckt hat; aus ſeiner Sammlung beſchreiben ſie zwey neue von *L.* auf ſeinem Landſitz gefundene Inſecten, *Elophorus minutiſſimus* und *Tettigonia exilis*, bilden dieſe auch ab. Sonderbar iſt es, dafs *Apalus bimaculatus*, der, wie *Fabricius* in Upſala ſtudirte, ſehr häufig daſelbſt war, ſeitdem nicht in Schweden gefunden iſt. Mit *Ljungh* machten ſie eine kleine Streiferey in die Gegend, und fanden noch im See von Skiärsjö die echte *Conferva aegagropila*, die beſchrieben und abgebildet zu werden verdiente, und die *Gouan* auch am mittelländiſchen Meer gefunden haben wollte, indem er die Ballen

len aus den Fasern der *Zostera*, welche Rec. dort selbst äuſserſt häufig und von vielerley Gröſse fand, für *Linné's* Conferve nahm. *Fünfter* Abſchn. Von hier ging die Reiſe zu dem berühmten *Acharius* in Wadſtena, der nach des Vfs. Urtheil, wenn auch nicht die gröſste (da *Hoffmann's* und *Vahl's* Sammlungen vielleicht eben ſo groſs ſind) doch die am beſten geordnete Sammlung von Lichenen beſitzt. Unter den von *Linné* an *A.* geſchenkten *Fucis* fanden ſie auch den *F. pinnatus L. ſuppl.*, der von dem *F. taxifolius Vahl.* nicht verſchieden iſt. Ueber *A. Methodus Lichenum* theilen die Vff. eine Reihe Bemerkungen mit, worauf *A.* in der Vff. Archiv geantwortet hat, ſo daſs Rec. ſie übergeht; mehreres darin, beſonders was gegen die neue Terminologie geſagt iſt, verdiente wohl Beherzigung. Bey einigen Excurſionen um Wadſtena fanden ſie eine wahrſcheinlich neue *Conf. zonata*, eine neue *Grimmia rupicola* (beide beſchrieben und abgebildet), und entdeckten, daſs die *Parmelia velutina Ach.* eine *Conferva (Acharii)* ſey, ſo wie ſie ſeine *P. pannoſa* ebenfalls für eine *Conferva (pannoſa)* erkannten. In dem für Veneriſche eingerichteten ſchönen Hoſpital zu Wadſtena waren ungefähr 30 Kranke. *Sechster* Abſchn. *Weſtring* in Norköping, deſſen Unterſuchungen über die Färbeſtoffe der Flechten eben ſo verdienſtlich als bekannt ſind. *Siebenter* Abſchn. Stockholm. *Olof Swartz*, den die Vff., die darüber gewiſs eine Stimme haben, den erſten Kryptogamenkenner nennen, und der, welches bey dem Umfang der Wiſſenſchaft allerdings Bewunderung verdient, in der Kenntniſs der einheimiſchen und exotiſchen Phänogamen eben ſo weit vorgerückt iſt. Sehr angenehm iſt die Ausſicht, bald von *Swartz* eine neue Ausgabe der *Diſpoſitio muſcorum Sueciae* erwarten zu dürfen, die ſich auch über die Lebermooſe erſtrecken und viele neue Mooſe enthalten wird. Seine Sammlung von Mooſen ſoll an 600 Arten und darunter 100 unbeſchriebene in ſich faſſen! Mit dieſem liebenswürdigen Botaniker machten ſie ein paar botaniſche Gänge, welche ihnen zu mehrern botaniſchen Bemerkungen und zu einer Beſchreibung und Abbildung des zwar bekannten, aber vorher nicht beſchriebnen, *Sphagnum ſquarroſum* und der neuen *Grimmia ovata* Gelegenheit gaben. Das Muſeum der Akademie der Wiſſenſchaften, welches unter *Quenſel's* Aufſicht ſteht, iſt an Schlangen, Eidechſen und Fiſchen ſehr reich, und gehört nach den Vffn. zu den beſten in Europa. *Quenſel*, der ſelbſt in Lappland geweſen iſt, um die Entomologie zu bereichern, beſitzt eine groſse Inſectenſammlung. Die Bibliotheken in Stockholm ſind im Fach der Naturgeſchichte nicht ſtark beſetzt; doch fanden die Vff. in *Bergius* Muſeum eine groſse Sammlung für die ältere botaniſche Literatur und von Reiſebeſchreibungen, ſo wie Prof. *Swartz* faſt alle neuere botaniſche Werke ſelbſt beſitzt. Leibmedicus *Grön-dahl*, der in früheren Jahren wiederholte Reiſen nach China und dem Cap machte, beſitzt eine groſse Naturalienſammlung; einige andere entomologiſche und Mineralien-Cabinette werden nur genannt. *Achter* Abſchn. Hierauf wenden ſich die Vff. nach Upſala, wo ſie zuerſt einiges über die Univerſität mittheilen. Es ſollen 900 bis 1000 Studenten inſcribirt ſeyn, doch beſuchen nur etwa 600 die Vorleſungen; andere ſind abweſend, um ſich als Hofmeiſter oder auf andere Art ihren Unterhalt zu erwerben; zur Zeit der Promotionen aber pflegen ſich alle zu verſammeln. Die Bibliothek (auf welcher auch *Ol. Celſius* Herbarium verwahrt wird) ſchätzen die Vff. nur auf 50000 Bände. In einem Zimmer ſtehen zwey vom Prof. *Lidén* der Bibliothek unter der Bedingung vermachte Kiſten, daſs ſie erſt 1830. geöffnet werden ſollen. Das Gebäude für die Sammlungen im naturhiſtoriſchen Fach und für den Garten iſt ſehr prächtig und beynahe vollendet. Die Anzahl der im Garten cultivirten Gewächſe ward auf 3000 geſchätzt. *Linné's* alter Garten trägt jetzt Küchengewächſe, ſeine ehemalige Wohnung iſt aber noch die ſeines Nachfolgers, bis die neue fertig ſeyn wird. Der Garten wird von Studierenden wenig benutzt, und kann es auch nicht werden, da die Monate Junius, Julius, Auguſt und September hindurch Ferien ſind! *Thunberg's* Verdienſte um die Naturgeſchichte und um die Univerſität werden von den Vffn. mit Wärme geſchildert, und es iſt wahrlich abſchreckend, wenn man lieſt, wie wenig jetzt daran gearbeitet wird, die groſsen, von ihm der Univerſität geſchenkten, Schätze der Nachwelt zu ſichern. Das Herbarium wird auf 20,000, das Inſecten-Cabinett auf 12000 Arten geſchätzt, und welche Seltenheiten aus Japan u. ſ. w. ſind darin! Für alles dieſes hat jetzt *Thunberg* wenig Aufmunterung. *Adam Afzelius*, der durch ſeine Reiſe nach Sierra Leona bekannt iſt, ſteht bey dem Garten als *Demonſtrator Botanices;* ſeine mitgebrachten Sammlungen ſind noch nicht geordnet. *Georg Wahlenberg* iſt Amanuenſis bey dem Garten, und hat auſser andern Reiſen in Schweden, zweymal der Botanik zu Liebe Lappland beſucht, und auſserordentlich viel neues, beſonders Gräſer und Kryptogamen entdeckt; er arbeitet auch an einer *Flora Lapponica, Gothlandica* und *Upſalienſis;* der Anfang ſeiner Monographie der Riedgräſer in den ſchwediſchen Abhandlungen iſt bekannt, und er ſetzt ſie eifrig fort. *Liljeblad's* Sammlung iſt nicht groſs. Einige andere Cabinette. Auf den Excurſionen um Upſala entdeckten ſie eine neue Moosart, *Hypnum trifarium*, hier gut beſchrieben und abgebildet. — *Paykull* zu Wallokſaby unweit Upſala beſchäftigt ſich gegenwärtig faſt ausſchlieſslich mit der Ornithologie, und hat eine Sammlung von ungefähr 1200 Vögel-Arten. Er hat auch ſeinen Kammerdiener zwey Jahre in Algier gehalten, um ſeine ornithologiſchen und entomologiſchen Sammlungen zu vermehren, und wir dürfen von ihm ein gröſseres Werk erwarten. Bedeutend iſt auch das NaturalienCabinett der Madame Grill zu Söderfors. *Neunter* Abſchn. Von Upſala gingen die Vff. über Weſterås und Oerebro nach Skara; anderthalb Meilen davon liegt Höderg, der Wohnſitz des Majors *Gyllenhall*, den ſie ſelbſt nicht trafen, deſſen reiche gut geordnete Inſectenſammlung ſie aber doch beſahen. *Paykull* ſelbſt wünſcht, daſs *G.* ſeine *Fauna ſu-*

tecica fortſetzen möge. *Zehnter* Abſchn. Bey Warberg, einem nahe am Seeufer liegenden Städtchen, fanden ſie ein paar neue, von ihnen beſchriebne und abgebildete Algen, *Rivularia multifida*, *Conferva Megagonium* und *ſcopulorum*. In Haſslöf beſuchten ſie den 82jährigen *Osbeck*, der lange für eine Flora von Halland geſammelt hat, und durch ſeine Reiſe nach China bekannt iſt. Hier ſchlieſst ſich das intereſſante Tagebuch unſerer Vff., dem ſie ein eigentlich von *Thunberg* herſtammendes Verzeichniſs der ſchwediſchen Naturforſcher, welche die Vff. nicht ſahen, angehängt haben, mit Bemerkung ihres Aufenthalts, Charakters und des ſpeciellen Fachs, worin ſie Sammlungen beſitzen, und das dem Werk noch einen höhern Grad von Vollſtändigkeit giebt.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Phyſiologiſche Beobachtungen über den Umlauf des Safts in den Pflanzen und Bäumen, und der* (ſic) *Entſtehung der Erdſchwämme.* Zum Nutzen der Botaniker, Forſtmänner, Oekonomen und Gartenfreunde. Eine von der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher in Erlangen gekrönte Preisſchrift von *Franz. Juſtus Frenzel*, Prediger zu Osmanſtedt bey Weimar. Aus d. Lat. überſetzt. 1804. 438 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man braucht nur wenige Seiten dieſes Buchs geleſen zu haben, um ſich zu überzeugen, dafs der Vf. nicht klar gedacht hat, alſo auch nicht klar zu ſchreiben fähig iſt. Eine Menge Verſuche ſind ohne Ordnung, ohne beſondern Zuſammenhang und Zweck erzählt; die Schlüſſe des Vfs. hängen noch weniger zuſammen, und das Ganze iſt ſo ermüdend weitſchweifig und langweilig, dafs Niemand es ohne Verluſs auch nur Seitenweiſe leſen kann. Die akademiſche Preisfrage iſt hiedurch gar nicht entſchieden; neuere Unterſuchungen über den gleichen Gegenſtand kennt der Vf. nicht, und *Du Hamels* Meinungen hat er nicht einmal richtig gefaſst, viel weniger gründlich und lichtvoll widerlegt. Er fängt nämlich damit an, das Aufſteigen gefärbter Flüſſigkeiten in den Zweigen der Bäume näher zu unterſuchen. Hier wird nun als Hauptmeinung *Du Hamels* aufgeſtellt, dafs die gefärbten Flüſſigkeiten zwar in den Gefäſsen zwiſchen Mark und Rinde in die Höhe ſteigen, dann in die Blätter übergehn, und von da wieder durch die Rinde zurückkehren. Es wird ſogar *Du Hamels* Werk ſelbſt, nach der (ſchlechten) deutſchen Ueberſetzung, angeführt. Rec., der ſeinen *Du Hamel* ſeit vielen Jahren, aber nur nach der Original-Ausgabe, Paris 1758. 4. ſehr genau kennt, verſichert, dafs ſo, wie Hr. *Fr.* dieſe Behauptung ausdruckt, dieſelbe keineswegs im *Du Hamel* vorkommt. Der franzöſiſche Naturforſcher war allerdings überzeugt, dafs der eigenthümliche Saft der Bäume in der Rinde abwärts ſteige; aber er ſchlofs dieſs keineswegs aus den Verſuchen mit gefärbten Flüſſigkeiten. Dieſe lehrten ihn vielmehr, dafs Rinde und Mark ungefärbt bleiben. Wir wollen nur eine Stelle (livr. V. ch. 2. p. 292.) hier anführen: „*Mais M. de la Baiſſe qui prétend encore avoir vu au haut des plantes, dans l'écorce et la moëlle, des impreſſions du ſuc coloré, en conclut que le retour du ſuc nourricier ſe fait vers les racines. Cette conſéquence qui eſt peut-être un peu hazardée, fait au moins ſentir, combien il ſerait important de vérifier ces obſervations.*" Man bemerke hier den Schlufs, ſo wird man weit entfernt ſeyn, jene Meinung als *Du Hamels* anzuſehn. Dazu kommt, dafs *de la Baiſſe* ſelbſt mit dem Safte der *Phytolacca* nur in den obern Knoten der Zweige eine Färbung hervorbringen konnte, die ſich auch auf die Rinde zu erſtrecken ſchien, und dafs er die Färbung zwar bis in die Blattſtiele, aber nie bis in das Parenchyma der Blätter getrieben zu haben verſichert. Man wird alſo zugeben, dafs nicht einmal *de la Baiſſe* jene Meinung ſo vorgetragen, wie Hr. *Fr.* ſie ihm in den Mund legt. Noch viel weniger war *Bonnet* dieſer Meinung zugethan: alle Verſuche mit gefärbten Flüſſigkeiten lehrten ihn, dafs Rinde und Mark ungefärbt bleiben, wenn in den Holzfaſern die ſtärkſte Färbung vorkommt. Was nun der Vf. dagegen anführt, ſind eben ſo viele Beſtätigungen der Verſuche, die *Du Hamel* und die von dieſem benutzten Schriftſteller angeführt haben. Hr. *Fr.* machte dieſe Verſuche mit Dinte; Rec. ſchlägt dazu eine blaue Flüſſigkeit vor, die man aus einer Drachme Indigo in einer Unze Schwefelſäure macht, und nachher mit Kreide niederſchlägt. Dieſe Flüſſigkeit ſteigt an den Holzfaſern in die Höhe, färbt die Schraubengänge und die geſtreckten Zellen, geht in die Wülſte und Knoſpen über, wo ſie ins Zellgewebe austritt, und färbt ſelbſt die Blattſtiele und die Hauptrippen des Blatts, ohne ins Parenchyma überzugehn. Erſcheint die Rinde etwas gefärbt: ſo iſt es entweder in den Wülſten, woraus die Blattſtiele hervor kommen, oder es geſchieht unterwärts, dicht über der Oberfläche der färbenden Flüſſigkeit, wo ganz mechaniſch die Rindenzellen, wie ein Schwamm, wohl etwas aufnehmen müſſen. Nimmt man aber Sandelholz-Tinctur: ſo dringt die färbende Flüſſigkeit viel ſtärker in die Rinde ein, ohne dafs etwas mehr daraus folgte, als dafs dieſe geiſtige Flüſſigkeit eine flüchtiger durchdringende Kraft hat, alſo durch die Zwiſchenräume der Schraubengänge leichter durchſchwitzen kann. Dieſs und nichts weiter ſucht der Vf. auch, aber mit unendlicher Weitſchweifigkeit, darzuthun. Eben ſo wenig treffend iſt das, was Hr. *Fr.* gegen *Du Hamel's*, *Gren's* und *Malpighi's* Verſuche, die Rinde in Holz zu verwandeln, ſagt. Dafs die Rinde holzartig hart wird, wer möchte es läugnen? Aber wahres Holz, aus Schrauben- und Treppengängen zuſammengeſetzt, wird die Rinde deswegen doch nicht. Weder *Du Hamel* noch unſer Vf. haben mikroſkopiſch in dieſer Rückſicht die verhärtete Rinde unterſucht. Aber richtig iſt des Vfs. Bemerkung, dafs *Du Hamel's* Verſuche über dieſen Gegenſtand mit zu vielen gewaltſamen Umſtänden verbunden waren, als dafs ſich etwas daraus folgern lieſse. Aber am allerwenigſten befriedigend iſt des Vfs. vorgebliche Widerlegung des Rückfluſſes der Säfte durch die Rinde. Die allereinleuchtendſten Beweiſe

weise für dieses Factum umgeht er, oder verwirrt sich in einem so dunkeln Wortgenieste, dass man nicht weiss, was man von ihm denken soll. Beyläufig bemerkt er mehreres über den Bau der Schraubengänge, und behauptet besonders, dass diese nicht aus einer zusammenhangenden Haut bestehn, um welche sich die Fasern winden, sondern dass die Säfte nach allen Seiten durchschwitzen können. In dem Anhange sucht der Vf. die Entstehung der Schwämme durch chemischen Process oder eine Art der Krystallisation zu erklären.

ERDBESCHREIBUNG.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Veiviseren*, eller *Anviisning til de Fleſtes Boepaele i Kiöbenhavn og Forſtæderne.* (*Der Wegweiſer*, oder Anweisung zu den Wohnungen der Meisten in Kopenhagen und den Vorstädten.) Samlet og forlagt af *C. G. Proft.* For Aaret 1804. 453 S. Aar. 1805. 500 S. Aar. 1806. 510 S. 12. nebst 4 S. Zusätzen u. Verbesserungen für jeden Jahrg. (Jeder Jahrg. kostet 20 gr.)

Für eine Stadt, wie Kopenhagen, wo die Geneigtheit, seine Wohnung zu verändern (eben so, wie die Geneigtheit, mit den Dienstboten zu wechseln) vorzüglich stark zu seyn scheint, kann ein solcher *jährlich* herauskommender *Wegweiſer*, oder, wie ihn der Herausg. richtiger nennen könnte, *Wohnungsanzeiger*, nicht anders, als willkommen seyn. Die Einrichtung ist kürzlich folgende: in alphabetischer Ordnung findet man hier, wo nicht von den *meisten*, doch von den *bekannteſten*, Einwohnern von Kopenhagen die Namen, Titel, Gewerbe u. s. w. derselben, nebst dem Namen der Strasse und der Numer oder dem Buchstaben des Hauses, worin sie wohnen; wobey durch das Zeichen * zu erkennen gegeben ist, ob sie ihr Wohnhaus als Eigenthümer, oder nur Miethsweise bewohnen. — An Vollständigkeit ist bey einer solchen Anweisung freylich nicht zu denken, da man die Gleichgültigkeit kennt, womit die Aufforderung zur Einsendung der Namen u. s. w. von vielen übersehen wird, und da es in grosen Städten immer auch viele giebt, denen daran gelegen ist, ihre Wohnung nicht allzu bekannt werden zu lassen; und doch wäre Vollständigkeit zur Brauchbarkeit derselben so nothwendig. Indessen hat es der Sammler, wie man wohl sieht, an nichts fehlen lassen, seinen Wegweiser so vollständig als möglich zu machen; auch beweiset die mit jedem Jahrgange beträchtlich sich vermehrende Seitenzahl, so wie die jedem Bande hinzugefügte Berichtigungsliste, dass die Brauchbarkeit der Schrift jährlich zunimmt. Einheimischen und besonders Fremden, die sich eine Zeit lang in Kopenhagen aufhalten wollen, empfiehlt Rec. diesen gedruckten Wegweiser: überzeugt, dass sie mittelst seiner immer noch wohlfeiler dazu kommen werden, sich leicht und schnell durch die Stadt zu finden, als wenn sie zu dem Ende einen lebenden Wegweiser, oder einen unzuverlässigen Lohnbedienten annehmen. Doch muss ein Fremder, der sich der *Proft*schen Führung bedienen will, schon so gut dänisch verstehen, dass er die Namen der Strasen lesen kann; auch sind ihm gute Augen zu wünschen, weil manche Numern der Häuser, sonderbar genug, so hoch angeschrieben sind, dass es schwer wird, sie zu erkennen. — Bey Bemerkungen über den Vermögenszustand der Kopenhagener und über ihren Hang, oft mit der Wohnung zu wechseln, will Rec. nicht verweilen; sonst liesse sich allerdings manches darüber sagen, dass z. B. unter dem Buchstaben *Q* (natürlich einem der seltensten in dem ganzen Wegweiser) für das J. 1804. überhaupt 16 Namen, und unter diesen nur 2 als Hausbesitzer, für's J. 1805. 17 Hausbewohner, unter ihnen nur 1 Hausbesitzer, für's J. 1806. 19 Hausbewohner, unter ihnen nur 3 Hausbesitzer — angegeben sind. Beynahe die Hälfte derer, die zur Miethe wohnen, veränderten zwischen den Jahren 1804. und 1806. ihre Wohnung. — Sowohl für das Publicum als für den Verleger wäre es ohne Zweifel zuträglich, wenn Hr. *Proft* künftig nicht, wie bisher, *jährlich*, sondern etwa alle zehn oder doch alle fünf Jahre *einmal*, seinen Wegweiser ganz neu abdrucken liess, und dagegen die ihm bekannt gewordenen Veränderungen in den Wohnungen für die Zwischenjahre durch einen Nachtrag, der dann doch höchstens nur einige Bogen füllen könnte, bekannt machte. Im Ganzen aber verdient sein Unternehmen Beyfall.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Zwickau u. Leipzig*, b. Schumann: *Der ökonomiſche Künſtler, welcher Brantwein aus Getraide, aus Weinhefen, Obſt und Kräutern, ingleichen Malz, Liqueurs, Aquavite u. dgl. m. ſehr vortheilhaft zu bereiten lehrt.* Von einem praktischen Oekonomen. 1805. 72 S. 8. (6 gr.) — Wenn auch im Allgemeinen die Vortheile beym Branntweinbrennen, die der unbekannte Vf. auf sechs Hauptregeln deducirt, ihre Richtigkeit haben: so ist er doch noch weit zurück in dieser Kunst. So ist er z. B. kein Freund vom Schlangenrohre, er verlangt zwey gerade Röhre. Um das Anbrennen in der Blase zu verhüten, setzt er ein Drahtsieb hinein; als ob dieses die schleimichten Theile der Mäsche zurückhalten könne: denn allein diese brennen ja nur an! Der flachen Blase giebt er um deswillen den Vorzug, weil die aufsteigenden Dünste viel geschwinder an den Helm stossen: Nicht doch! weil die Flüssigkeit in einer flachen Blase mehr Oberfläche gewinnt, also schneller ausdünstet, das ist der Grund des Vorzugs der flachen Blasen. Er will auch, dass der Blasenhelm, eben so wie die Röhre im Kühlfasse, Abkühlung enthalten sollen; damit meynt er den Mohrenkopf. Zur Destillation einer Lüter, wozu man in fabrikmäsigen Brennereyen nur 3 Stunden braucht, bestimmt er 5 St. Zuletzt giebt er 5 oder 6 Aquavite-Recepte, auch Recepte zu Bischoff, Chocolate und Essig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. May 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorschule der Aesthetik*, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit, von *Jean Paul*. *Erste, zweyte* und *dritte* Abtheil. 1804. 785 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Unter den möglichen literarischen Gegenständen, denen sich *Richter* (warum sollte ihn Rec. nicht bey seinem wahren Namen nennen?) unterziehen mögen, hätte man vielleicht am wenigsten darauf gerathen, als Er als philosophisch-ästhetischer Kunstrichter auftreten würde. Mit ihm lag die Kritik, und zwar nicht durch ihre Schuld, stets im Streit. Sie erkannte seine grosen Eigenschaften des Geistes mit einer, bey neuen Erscheinungen am literarischen Horizont nicht immer gewöhnlichen Bereitwilligkeit an, ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ward sogar die vorläufige Verkünderin seines, durch keine verraute Bekanntschaft des Publicums mit dessen Geiste und Werken noch gegründeten, Ruhms; aber sie sah sich in ihren Hoffnungen, die sie bey den unverkennbaren Spuren von Genie, welche sich schon in den ersten Richterschen Schriften, namentlich der *Unsichtbaren Loge*, zeigten, dereinst gereifte und vollendete *Kunstwerke* von ihm hoffen liessen, in der Folge meist getäuscht. Noch immer verdient die unsichtbare Loge, in Absicht auf unverkünstelte Natur und nicht zu diffuse Auffschichtung roher Materialien (wir sagen nicht, in Absicht auf Genialität; in dieser Hinsicht steht der *Hesperus* vielleicht obenan), wenn man das *Campanerthal* — ohne den Anhang — ausnimmt, unstreitig den Vorzug. *Richter* verschmähte bisher in seinen Werken alle Kunst, und liess nur seine Natur und Gelehrsamkeit frey walten, wie beide es fügten. Als Kunstwerke wären daher seine Schriften mit den Werken eines *Lessing*, *Wieland*, *Göthe*, *Schiller* gar nicht zu vergleichen, und alle Leser klagen, dass es ihnen unmöglich sey, in einem Werke von *Jean Paul* Alles, und eben so wenig Alles in steter Reihe als ein Ganzes zu lesen; aus dem einfachen Grunde, weil dessen Werke, nicht aus dem Geiste einer von innen heraus mit Absicht bildenden Kunst und Einheit geboren, aus keinem Ganzen bestehn. Im Allgemeinen fehlte es den Richterschen Werken an Kunst, im Einzelnen an Geschmack.

Ein solcher praktischer Schriftsteller im Gebiete der Kunst schreibt jetzt über Geschmack und Kunst, und über die Werke der Kunst und des Geschmacks. So sehr man im Allgemeinen Ursache hat, von einem ausübenden Künstler sich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht zu wünschen, wenn alles Uebrige gleich ist: so dürfte doch im gegenwärtigen Falle *Richters* Praxis kein durchaus günstiges Vorurtheil für sein Kunstrichteramt erweckt haben; und diess thäte Rec. leid. In vorliegendem Werke übertrifft *Jean Paul* die Erwartung von dem, was man sich, nach seinem bisherigen literarischen Charakter, von ihm versprach; wiewohl dieser ihn auch hier nicht ganz verlässt. Ueber seine eigenen, öfters angeführten, Schriften urtheilt er in dieser Vorschule an mehrern Stellen mit vieler Unbefangenheit. Wie in allen seinen Schriften, zeigt der Vf. auch in der Vorschule d. Aesth. eine ungemeine Belesenheit, vorzüglich in den Geschmackswerken der Neuern (die Alten scheint er, aus manchen Citationen zu schliessen, nur aus abgeleiteten Quellen zu kennen): und er findet nicht blos, mit den Urhebern der neuesten Aesthetik, die Erzeugnisse aus der neuesten Periode der deutschen Literatur schön. Mit grosser Einsicht würdigt er das Verdienst eines *Sterne* und *Swift*. Unser *Musäus* hat auch ihm Werth. Aber auch hier ist er, mit der neuesten ästhetischen Schule, nicht von Einseitigkeit des Geschmacks frey, sowohl in dem, was er schätzt, als was er verwirft. Er, der doch gewiss nicht blos für ein Decennium zu schreiben glaubt, nennt eine *Karoline Pichler* neben einem *Shakespeare*, neben *Göthe* einen *Tieck*. Einen *Engel* und *Huber* nennt die Vorschule d. Aesth. dagegen nicht; und sie findet keinen Geschmack an *Klopstock* und *Sturz*. — Seine Gabe, in abstracte Vorstellungen einzugehen, die *Jean Paul* schon in der *Clavis Fichtiana* erprobt hatte, entfaltet sich hier in einem andern, erweiterten Kreise; aber ungeachtet des unläugbaren philosophischen Scharfsinns fehlt es auch in der Vorsch. d. Aesth. nicht an Stellen, wie in der Theorie des Erhabenen in Absicht *Kants*, wo man sieht, dass *Richtern* die Stärke des eigentlich philosophischen Kopfs gebricht, eine abstracte philosophische Theorie in ihrer reinen Gestalt aufzufassen, festzuhalten und nach allen Richtungen zu verfolgen. Aus allem, was diese Vorsch. d. Aesth. liefert, erhellet: *Jean Paul* hat viel über ästhetische Gegenstände gedacht. Nur fällt der Anfang der Meditationen zu dieser Vorsch. d. Aesth. schwerlich über 20 Jahre zurück, wie es der Vf. in der Vorrede zu verstehen giebt, wenn er, in seiner Manier, sagt, er habe über 10000 Schöpfungstage dazu gebraucht. Schon sein Geständniss in derselben, womit die durchgängig auf neuere Begriffe fussenden Untersuchungen des Werkes selbst völlig übereinstimmen; die neuere ästhetische Schule habe im Ganzen und Grosen Recht, widersprüche dem, und es führt alles im Werke auf

ein weit jüngeres Datum hin. Man darf in dieſer Hinſicht nur die Ideen der Vorſchule mit denen in den Briefen des Eberhard'ſchen Handbuchs der Aeſthetik vergleichen. Oder möchte *Jean Paul* das Publicum wohl glauben machen wollen, Er habe ſich, wie durch Eingebung, ſchon vor mehrern zwanzig Jahren, in die neuern Vorſtellungen, in Abſicht des ganzen geiſtigen Geſichtskreiſes, hinüber gezaubert? Dann müſsten in ſeinen praktiſchen, romantiſchen Schriften Spuren eines gröſsern Einfluſſes davon zu entdekken ſeyn. Genug: *Jean Paul* faſste die Gegenſtände der Aeſthetik auf dem Standpunkte, auf den ſie im Ganzen durch die neueſte Aeſthetik (nicht der Schellingſchen Philoſophie, ſondern der Schlegelſchen Schule) kam, und geht von dieſem Standpunkte aus ſeinen eigenen Gang. So ſehr ſich in dieſer Hinſicht die Vorſch. d. Aeſth. von *Eberhards* Handbuch durch ihre neuern Begriffe, tiefern und eigenern Unterſuchungen unterſcheidet: ſo hat ſie doch die Methode mit ihm gemein, die einzelnen Merkmale eines Gegenſtandes zu ſehr abgeſondert von dem ganzen Gegenſtande, zerſplitternd zu behandeln. Von der Art ſind, um nur ein Beyſpiel anzuführen, die beſondern Kapitel (die Programmen des Vfs. ſind nur ein anderer Ausdruck dafür) über jede einzelne charakteriſtiſche Eigenſchaft der griechiſchen Poeſie, Ruhe, Heiterkeit u. ſ. f., ſo wie über jedes einzelne Merkmal des Humors im *erſten*, des Witzes im *zweyten* Theile. Alles hätte ſich hier durch eine gröſsere ſchriftſtelleriſche Kunſt, die mehr ſynthetiſch als analytiſch verfahren wäre, weit kürzer behandeln, und der Blick auf dem ganzen Gegenſtande mehr geſammelt erhalten laſſen. Hierzu kommen die öftern dunkeln Vorſtellungen und krummen Windungen des Raiſonnements, das nicht immer in gehaltener Bahn gleichmäſsig fortſchreitet, und die gewonnene Ausbeute jedes Kapitels nicht klar überſchauen läſst. Man muſs bey manchen Kapiteln im Fortgange des Raiſonnements oft zurückleſen, um den Faden der Vorſtellungen feſt zu halten, und nicht immer reflectiren ſich auch hier im Gemüthe *Jean Pauls* Ideen, namentlich in der Behandlung des Lächerlichen in der *erſten*, und des Witzes in der *zweyten* Abtheilung, mit Leichtigkeit in einer hellen und freundlichen Geſtalt. Seine trunkene Bilderſprache, die auch hier oft läſtig fällt, da ſie ſich in immer andern, oft nicht harmonirenden Bildern ausſpricht, trägt für Leſer von Geſchmack dazu vieles bey.

Um nun das Eigenthümliche der *Richterſchen* Vorſchule der Aeſthetik anzugeben, mögen folgende vorläufige Erörterungen hier ſtehn. Eine eigentliche, wiſſenſchaftliche Aeſthetik, welche die Begriffe des Schönen in der Natur und Kunſt aus ihren erſten Gründen herleitete und in ihrer ſyſtematiſchen Geſtalt aufſtellte, iſt ſie nicht; ſie geht weder auf die letzten Gründe alles Schönen ein, noch entwickelt ſie die äſthetiſchen Begriffe auch nur der ſchönen Künſte, ja ſelbſt der Poeſie in ihrer Vollſtändigkeit und ihrem innern Zuſammenhang. Was den erſten Punkt betrifft: ſo tadelt der Vf., ohne eine beſſere Definition zu geben, blos einmal beyläufig auf eine wegwerfende Art *Kants* Definition des Schönen überhaupt, der ſie in ein Spiel der Geiſteskräfte ſetzt. Allein der Vf. hat die *Kantiſche* Definition mit ſeinem Tadel ganz verkannt. Er nimmt hier Spiel nicht, wie *Kant*, in wiſſenſchaftlicher Bedeutung, ſondern im Sinne des gemeinen Lebens; und dann wäre die Beſtimmung des Schönen nach dieſer Definition freylich ſehr gemein. Auch *Schiller* und ſelbſt der Vf. ſtimmt, ohne daſs er es ahndet, mit *Kants* Definition des Schönen überein. *Schiller* ſetzt die Stimmung für das Schöne in eine innere Freyheit des Gemüths, und giebt allen Schönen (der Natur und Kunſt) die ſchöne Beſtimmung, das Gemüth frey zu machen. Hierin liegt nur eine ſelbſtgedachte Erklärung des *Kantiſchen* Begriffs der Schönheit. Nach *Kant* beſtimmt den Begriff und Eindruck des Schönen weder ein bloſses Sinnenintereſſe, noch ein Intereſſe des Verſtandes oder der moraliſchen Vernunft. In allen dieſen Hinſichten erſcheint das Gemüth gebunden, und zwar gebunden durch Trieb oder Geſetz, nicht frey. Da nun dieſe Geiſteskräfte den Kreis der menſchlichen Gemüthsvermögen erſchöpfen und ſich für das Schöne keine neue unbekannte Gemüthskraft *(qualitas occulta)* willkürlich ſchaffen lieſs: ſo ſuchte *Kant* den Urſprung des Schönen in ihrem harmoniſchen Zuſammenſpiel, und zwar in einem Spiel der Einbildungskraft und des Verſtandes, der Vermittlerinnen des ſinnlichen und intellectuellen Reichs. Daraus folgt: das Schöne iſt immer nur Etwas in der Anſchauung, und doch nicht bloſses Sinnengefühl. *Kants* Definition des Schönen, wofür Er gerade, mit ſeiner Kenntniſs des ganzen Menſchen, das eigenthümliche Gebiet im menſchlichen Geiſte auszumitteln wuſste, paſst auf das Schöne der Natur und Kunſt, ſo wie auch auf das Schöne und Erhabene im engern Sinn, und alle Zweige des Aeſthetiſchen gleich gut. „Das Aeſthetiſche," ſagt der Vf. (*Erſte* Abtheil. S. 164.) ganz in *Kants* Geiſte, „treibt ſein poetiſches Spiel und macht heiter und frey;" und wenn Er (S. 165.) dem Scherz mit Recht „kein anderes Ziel, als ſein eigenes Daſeyn" anweiſt: ſo kommt ſeine ganze Anſicht dieſer Unterarten des Schönen auf *Kants* Definition des Schönen überhaupt zurück, nach welcher das Schöne ſeiner ſelbſt wegen gefällt. Für die Cultur durch das Schöne iſt *Kants* Theorie des Schönen von groſsem Einfluſs. Sie ſetzt das Schöne nicht, mit den vorkantiſchen Theorieen, auſser uns, ſondern in uns, und die Cultur durch das Schöne muſs nach *Kant* als innere Stimmung zu ſchöner Harmonie der Kräfte und des Lebens, von innen heraus wirken, kann keine bloſs äuſserlich aufgetragene Schminke ſeyn, die mit völliger Rohheit des Innern beſteht. Endlich bewährt ſie ſich auch durch ihren Gegenſatz. Alle Thätigkeit iſt entweder Arbeit oder Spiel. In der Natur iſt der Genuſs des Schönen keine Arbeit und ſoll es auch in der Kunſt nicht ſeyn; eine Wahrheit, die mithin auch dem praktiſchen Künſtler zur Richtſchnur dient. Bey *Jean Paul* (nicht bey den Griechen, deren Kunſt kein gefeſſeltes Beſtreben verräth,

wie

wie der Vf. Theil I. S. 96. sehr richtig bemerkt) ist er Genuss des Schönen oft eine sehr saure Arbeit. — Was den andern Punkt anlangt, nämlich die Ableitung der ästhetischen Begriffe von der Quelle alles Schönen (welche die Definition oder Exposition des Begriffs vom Schönen nachweist) in ihrer nähern oder entferntern Verwandtschaft damit: so arbeitet *Jean Paul's* Vorschule der Aesthetik auch nicht für diesen wissenschaftlichen Zweck. Ihr Hauptaugenmerk geht auf die Dichtkunst (nur bisweilen nimmt sie auf andere schöne Künste Rücksicht, wie im 30. Paragraph S. 189. auf die Musik); und selbst in dem Kreise der Dichtkunst gründet sie kein organisirtes System. Sie handelt von der epischen und dramatischen Poesie; aber sie zeigt weder ihre allgemeine und verhältnissmässige Abkunft von der Poesie überhaupt, noch ihr Verhältniss zur lyrischen und didaktischen Poesie, welche beiden Dichtarten sie ganz übergeht. Bisweilen lässt sie sich auf feine Unterschiede zwischen nahe verwandten ästhetischen Gegenständen ein. So handelt sie im 27. Paragraph von dem Unterschied zwischen der Satire und dem Komischen; aber die ganze Begränzung läuft auf die ganz einseitige Annahme einer bloss strafenden Satire hinaus, von der sich das Komische, als heiterer Scherz, dann freylich von selbst ablöst. Hätte der Vf. hier die Alten im Auge gehabt, welche in Horaz und Juvenal Muster sowohl der lachenden als der strafenden Satire aufstellen, so würde er sich überzeugen, dass man auch eine lachende Satire gelten lassen muss, und erst der Unterschied zwischen dieser und dem Komischen (der Unterschied der strafenden Satire von dem Komischen versteht sich von selbst) fordert, wegen einer Feinheit, zur Untersuchung auf. Dann dürfte über die Abmarkung des Gebiets der lachenden Satyre von dem des Komischen nicht so auf der Oberfläche liegen. Jetzt lässt der Vf. durch seine Beantwortung die Frage wegen des ganzen Unterschieds, mit Horaz, der sich eine ähnliche (*Sermon.* I, 4, 45, 53.) aufwarf, aber als Dichter sie eben so scherzhaft wieder fallen lassen konnte, eigentlich auf sich beruhn. Doch die Vorschule der Aesthetik ist nicht nur keine Aesthetik: sie ist auch keine Propädeutik dazu. Von der Art würden die psychologischen Untersuchungen über die äussern Sinne seyn, welche als Vehikel zu Vorstellungen des Schönen dienen, namentlich Gesicht und Gehör; Untersuchungen, die *Eberhard* mit Unrecht in das Gebiet der eigentlichen Aesthetik zieht, da sie nur in einer Propädeutik der Aesthetik eine Stelle finden könnten. Eine solche Propädeutik der Aesthetik kann die *Richter*sche Vorschule der Aesthetik nun nicht seyn, so wenig als eine eigentliche Aesthetik selbst, wie wir sahen: weil sie keine vorläufigen Begriffe einer Aesthetik befasst. Ihre Gegenstände gehören, mit Ausnahme mehrerer empirischen Untersuchungen — z. B. über Sprache und Stil in der *zweyten*; über deutsche Entäusserung eigener Persönlichkeit und Titelsucht in der *ersten* Abtheilung im Paragraph über humoristische Subjectivität — meist in die Aesthetik selbst.

Wenn die Vorschule der Aesthetik weder für eine Propädeutik der Aesthetik noch für eine eigentliche Aesthetik selbst gelten kann: welches ist dann sonst die rechte Ansicht für sie? Man betrachte sie als ein *untersuchendes* Werk — nicht über Aesthetik überhaupt, sondern meist über Poesie, und zwar die prägnantesten Partieen derselben — *in ästhetischer Form*. Ihr Charakter ergiebt sich aus dieser doppelten Ansicht. Als untersuchendes Werk hat sie die Absicht, die ästhetischen Theile der Theorie, womit sie sich beschäftigt, weiter zu bringen, und macht Anspruch auf Neuheit. Wir werden die Vorschule der Aesthetik nach diesem von dem Vf. in der Vorrede ausdrücklich dafür in Anspruch genommenen Gesichtspunkt in der Folge beurtheilen, aber freylich dabey in Absicht mancher von ihm dafür nachgewiesenen Materien seines Werks anderer Meinung seyn. Ihre ästhetische Form oder dichterische Darstellung, auf welche die Vorrede (S. XIX.) einen gleich starken Accent legt, macht ihr zur Pflicht, alles geistreich zu sagen, nicht in blossen Schulformeln zu sprechen. Wirklich enthält sie sich in dieser Hinsicht des leeren Formalismus, womit die *Schelling*'sche Philosophie in Identitäten, Differenzen, Polen die Aesthetik nichtssagend beladet, und gewährt in ihrem, mit wahrhaft ästhetischem Geiste gedachten und ausgesprochenen, Ideenstand gegen die entgeisternde Dürre und Kälte dieser neuesten ästhetischen Formularlehre, wovon auch die Vorrede (S. XVI.) spricht, einen sehr wohlthätigen Eindruck. Viele Aussprüche des Vfs. unserer Vorschule lassen sich als treffende Symbole eines ästhetischen Ausdrucks ästhetischer Ideen brauchen und im Gedächtniss bewahren. In Beziehung auf diesen ästhetischen Charakter der Vorschule unsers Vfs. ist es wahrscheinlich gesagt, was S. XIX. der Vorrede steht: die rechte Aesthetik werde nur von einem, der Dichter und Philosoph zugleich zu seyn vermag, geschrieben werden. Nur kann sich Rec. von dem nicht überzeugen, was der Vf. hinzusetzt: „Er (der philosophische Dichter) wird eine angewandte für den Philosophen geben." Eine wissenschaftliche Behandlung der Aesthetik, welche die Grundlagen der Aesthetik mit Genauigkeit zu legen und die verschiedenen Gebiete und Wirkungen des Schönen nach seiner relativen Beschaffenheit (z. B. des Gebiets der Poesie und Musik) scharf zu begränzen hat, wird es immer geben müssen, wenn auch ästhetische Geister noch so geistreich über Aesthetik philosophirten und sprächen. Strenge und Bestimmtheit der Begriffe bleibt dabey ein Haupterforderniss, dem die ästhetischen Köpfe im engern Sinne selten genügen; und noch jetzt befriedigen die kurzen und bestimmten Definitionen des kalten, aber für das Schöne nicht unempfänglichen Aristoteles oft mehr, als ein bloss geistreiches Räsonnement. So ist z. B. dasjenige, was die Vorschule der Aesthetik (I. Abth. S. 238. 239.) über den möglichen lyrischen Antheil des Drama's sagt, bey weitem nicht bestimmt genug. Nur bey den Neuern (bey den Alten nur bey Aeschylus in der Wiege der dramatischen Kunst) war es, wo sich, wie im Shakespeare, in Schiller's und Klinger's frühern Sturm-

Sturm- und Drangſtücken, das Drama in die hohe Lyrik verlor. In den neueſten Kunſtdramen der Deutſchen kehrt auch die dramatiſche Dichtkunſt zum Charakter griechiſcher Stetigkeit und Ruhe zurück. — Wozu bedürfte es auch, ohne Beſtimmtheit und Richtigkeit der Begriffe, überhaupt einer Aeſthetik? Wäre es genug, in der Kunſt freye muſikaliſche Phantaſieen zu haben: ſo wäre freylich die einzige Forderung, die ſich in äſthetiſcher Hinſicht an den Künſtler machen lieſse, die, nur mit Geiſt zu phantaſiren. Aber in einem Kunſtwerk, zumal in einem poetiſchen, arbeitet der Künſtler eben ſo gut für den Verſtand, als für das äſthetiſche Gefühl. Es iſt das Product einer mit Bewuſstſeyn und Abſicht wirkenden genialiſchen Kraft, keines blinden Inſtincts. Der Vf. ſelbſt rechnet ja, und mit Recht, in der Lehre vom Genie Beſonnenheit zu den Requiſiten des Genie's. Nun kann die Aeſthetik, und ſoll Niemanden Genie und Beſonnenheit geben (dieſs iſt Sache der Natur), aber die Zwecke und Abſichten, welche der Charakter der verſchiedenen Gattungen und Arten von Geiſtesproducten im Gebiet der ſchönen Literatur mit ſich bringt, ſtellt die Aeſthetik auf, mit unbedingter Schuldigkeit, ſo daſs nach ihren Regeln auch das Product des Genie's beurtheilt werden muſs, das ſie verletzt. Das wahre Kunſtgenie giebt ſie ſich und befolgt ſie ſelbſt, und trägt die Probe aller Regeln, ſein gebildetes und geübtes äſthetiſches Gefühl, oder das, was man Geſchmack nennt, in ſich. Es iſt, wie *Leſſing* ſagt, ein geborner Kunſtrichter; aber darum, daſs einer oder der andere Künſtler auch Theoretiker der Kunſt iſt, und ſich in einer und derſelben Operation als Kunſtrichter und Genie zugleich beweiſt, iſt die Aeſthetik in ihrer eigenen reinen Geſtalt und Verſtandesform nicht unnütz. Für das Kunſtſchöne iſt die Aeſthetik; aber das Kunſtſchöne iſt nicht für die Aeſthetik der Prüfſtein; es iſt für ſie nur Beyſpiel und individueller Fall. Man kann daher dem Vf. nicht beyſtimmen, wenn er (S. XIX. der Vorrede) ſagt: alles Schöne könne *nur* wieder durch etwas Schönes auch nur bezeichnet werden; eine Behauptung, die mit derjenigen gleichbedeutend ſeyn würde, Verſtand und Abſicht haben als ſolche auf das Schöne in der Kunſt keinen Anſpruch. Zu dieſer allgemeinen Behauptung verleitete den Vf. der äſthetiſche Charakter ſeiner Vorſchule der Aeſthetik, und dieſs führt uns von der *äſthetiſchen Form* derſelben auf ihren Charakter als *unterſuchendes Werk* zurück. Beide Eigenſchaften werden in der Vorſchule der Aeſthetik durch einander bedingt, und, wir müſſen hinzuſetzen, auch — durch einander beſchränkt. In der äſthetiſchen Einkleidung ſcheint auf den erſten Anblick vieles neu und iſt nur neu geſagt. Von der Art ſind die erſten Kapitel über Poeſie überhaupt, manches im Kapitel über die Stufenfolge poetiſcher Künſte, und der gröſste Theil der nur meiſt neu eingekleideten Gedanken über den Charakter der griechiſchen Poeſie. Oft kämpft der Vf. in ſeinem Beſtreben zu unterſuchen, den Gegenſtänden neue Seiten abzugewinnen, und zugleich geiſtreich darzuſtellen, ſichtbar mit der Schwere des Stoffs. Wie eigene und fremde Ideen von ihm ſchön vergeiſtigt wurden: ſo hüllte er auch deren bisweilen nur in ein ſchimmerndes Gewand. Gäbe er bloſs geiſtreiche Reſultate ſchon bekannter äſthetiſcher Anſichten: ſo lieſse ſich ſein Werk bloſs nach den Geſetzen einer ſchönen Form richten. So wenig er ſich nun darauf beſchränkt: ſo erhält doch auch der unterſuchende Charakter ſeiner Vorſchule der Aeſthetik durch das Beſtreben, das Product ſeiner Meditationen in gediegenen Reſultaten auszuſprechen, und dadurch eine, in Stoff und Form eigene, *äſthetiſche* Aeſthetik in den von ihm behandelten Gegenſtänden zu leiſten, eine ganz eigene Modification. Daraus erklärt ſich die Bearbeitung vorzüglich ſolcher Gegenſtände, die durch Annahme einer dichteriſchen Behandlung anlockend wurden. Auch erklärt ſich daraus die Erſcheinung, daſs in dieſer Vorſchule der Aeſthetik mehr eine Vorſchule der Poeſie enthalten iſt, als eine Vorſchule der ganzen Aeſthetik, weil Poeſie zugleich das eigenthümliche Feld des Vfs ausmacht.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Ulm*, in d. Stettin. Buchh.: *Der geſchwinde Intereſſe- und Rabatt-Berechner, oder Intereſſe-Berechnungen in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und G. Groſchen von 1 Woche bis 1 Jahr, zu 3 bis 8 pro Cent, nebſt Rabatt-Berechnungen zu 9 bis 33⅓ pro Cent in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und G. Groſchen. Nebſt andern nützlichen Berechnungen.* 1805. 54 S. 8. (8 gr.) — Dieſer aus lauter Tabellen, ohne eine Zeile Text, beſtehende Rechenknecht, mag immerhin für faule Rechner, oder des Rechnens ganz unkundige Menſchen als Nothbehelf gelten; der Kaufmann macht ſicher keinen Gebrauch davon. Bey den Intereſſe-Tabellen hat der Vf. das Jahr zu 48 Wochen angenommen. Das iſt nun gleichgültig, ſo lange man die Summe der Zinſen auf ganze Jahre, oder auch Monate, zu wiſſen verlangt, aber wo in gewiſſen Fällen haarſcharfe Rechnung, auf Wochen, verlangt wird, da iſt die Differenz merklich. — Uebrigens ſind ſowohl die Intereſſe-, als auch die Rabatt-Berechnungen, in Gulden und Kreuzern, und in Thalern, Groſchen und Pfennigen berechnet, alſo für mehrere Länder brauchbar gemacht. Angehängt ſind dieſen noch: Berechnung der G. Groſchen zu Reichsthalern; Tarif über bayerſche oder Conventionsthaler à 2 fl. 24 Krzr., wieviel ſo und ſo viel Stück, Gulden und Kreuzer machen; und Tarif über Laub- oder Federthaler à 2 fl. 45 Krzr. Von Rechnungs- und Druckfehlern ſind dieſe Tabellen, ſo viel Rec. bemerkt hat, frey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. May 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorſchule der Aeſthetik*, — von *Jean Paul* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 122. abgebrochenen Recenſion.*)

Nachdem wir der *Jean Paul*ſchen Vorſchule ihren Charakter im Allgemeinen abzugewinnen geſucht haben, ſey es uns noch erlaubt, auf's Beſondere einzugehn. Wir wollen zuvörderſt den unterſuchenden Materien eine nähere Aufmerkſamkeit widmen, welche Anſpruch auf Neuheit machen. Solcher Materien, die ſelbſt die Gegenſtände der Unterſuchung weiter zu bringen verſprechen, finden ſich nun natürlich blos in den beiden erſten Theilen; und auch hier ſind, nach dem ganzen Charakter des Werks, ſolche Gegenſtände nur der kleinere Theil. Die *erſte* Abtheilung enthält deren nur in der zweyten Hälfte; — wir rechnen dahin die verſuchte neue Theorie des Lächerlichen und Erhabenen, nebſt der Charakteriſtik des Humors, — ſo wie die *zweyte*, vorzüglich reich an intereſſanten Anſichten über Epos und Drama (die aber keine neue Theorie dieſer Dichtarten begründen, ſo ſehr ſie über das Weſen und Verhältniſs beider belehrende Aufſchlüſſe geben) mit Unterſuchungen, namentlich der Theorie des Witzes, beginnt. So wie wir dieſe werden näher betrachtet haben, wollen wir über das nähere oder entferntere Verhältniſs aller Materien des Werks zur Aeſthetik noch einige Betrachtungen anſtellen, und mit einigen Bemerkungen über Darſtellung und Stil den Schluſs machen.

Wir beginnen mit *Jean Pauls* Theorie über das Lächerliche und Erhabene. Er ſetzt das Lächerliche dem Erhabenen entgegen, und ſchickt der Theorie des Lächerlichen, um ſie zu fördern, die Theorie des Erhabenen voraus! So neu nun dieſe Anſicht iſt, ſo wenig hat ſie Grund. Zuvörderſt ſollte in der Aeſthetik, die es nicht mit einem gemeinen Lachen zu thun hat, nicht vom Lächerlichen die Rede ſeyn. Schon längſt unterſchied man zwiſchen dieſem und dem *Komiſchen;* und nur letzteres gehört vor das Forum der Aeſthetik und Kunſt. Was nun aber den Gegenſatz zwiſchen dem Lächerlichen (Komiſchen) und Erhabenen betrifft: ſo iſt dieſes für die reine Theorie beyder in der Aeſthetik durchaus ohne allen Gebrauch. Es müſste denn unſer Vf. für den eigentlichen Geiſt der Unterſuchung, wie ſich auch aus ſeinen übrigen äſthetiſchen Theorieen des Erhabenen und des Witzes ergeben wird, keinesweges durch ſein Genie geſtimmt, hierbey nur von ſeinem executiven, romantiſchen Talent beſchlichen worden ſeyn: und da gewinnt er, durch Zuſammenſtellung des Komiſchen und Erhabenen, allerdings einen nicht gemeinen — Contraſt. In der Aeſthetik oder der Natur des menſchlichen Geiſtes iſt dem Erhabenen das Schöne eben ſo ewig und nothwendig, als das Naive dem Sentimentalen, entgegengeſetzt. Eben ſo entſpricht ſchon nach dem gemeinen Sprachgebrauch, bey dem es Hr. *Jean Paul*, zur Förderung der geſunden Vernunft, doch ja bewenden laſſen wolle, dem Lächerlichen — der Ernſt. *Als eine Abart des Schönen* hat das Komiſche nur durch das Witzige und Beziehungsreiche ſeines Gebrauchs, durch Nachahmung in der Kunſt, äſthetiſchen Werth.

Jean Paul nimmt die Kantſche Definition des Lächerlichen in Anſpruch. Auch den Rec. hat ſie nie zu befriedigen vermocht. Wenn *Kant* das Lächerliche in die Auflöſung einer geſpannten Erwartung in Nichts ſetzt: ſo iſt zuvörderſt dagegen zu bemerken, daſs nicht jede Auflöſung einer geſpannten Erwartung in Nichts — auch nur Lachen bewirkt. Die Definition lieſse ſich alſo nicht gegen ihren Gegenſtand, das Definitum, austauſchen. *Jean Paul* bemerkt dabey (Th. I. S. 141.), es werde dadurch „mehr das (römiſche, nicht griechiſche) Epigramm und eine gewiſſe Art Witz beſchrieben, welche Groſses mit Kleinem paart. Endlich iſt die Erklärung ſo unbeſtimmt, und dadurch ſo wahr, als wenn ich ſagte: das Lächerliche beſteht in der plötzlichen Auflöſung der Erwartung von Etwas Ernſtem in ein lächerliches Nichts." Wie entziffert ſich nun *Jean Paul* das Lächerliche oder vielmehr das Komiſche ſelbſt? Wir müſſen bey der Darſtellung der *Jean Paul*ſchen Theorie, wie oft der Fall iſt, die Lücken in dem Ideengange des Vfs, ausfüllen, um den Leſer in den Zuſammenhang derſelben zu ſetzen. Ob er es nämlich gleich nur errathen läſst, ſo hatte er bey der Richtung, von der ſein Ideengang ausgeht, die Natur des Relativſchönen, welches das Lächerliche enthält, und, wie Rec. hinzuſetzt, mit Recht, im Sinne. Als ſolches bildet es mit dem Erhabenen, wie geſagt, einen Contraſt. Allein von dieſem Geſichtspunkte aus nahm die Theorie unausbleiblich einen falſchen Weg. Dieſem Gegenſatz mit dem Erhabenen gemäſs erklärt *Jean Paul* das Lächerliche als ein unendlich Kleines, ein Minimum, ſo wie das Erhabene als ein Maximum erſcheint. Nach der doppelten Sphäre des theoretiſchen und praktiſchen (erkennenden und handelnden) Menſchen konnte dieſs Minimum entweder ein Minimum der Moralität oder der Einſicht ſeyn. Nun giebt es aber im moraliſchen Reiche nichts Kleines: denn die nach innen gerichtete

Moralität erzeugt eigene und fremde Achtung, und ihr Mangel Verachtung, und die nach aufsen gerichtete erweckt Liebe, und ihr Mangel Hafs; zur Verachtung ist das Lächerliche zu unwichtig, und zum Hasse zu gut." (I., 153.) Es bleibt also für dasselbe nur das Reich des Verstandes übrig, und demnach wäre das Lächerliche ein Minimum von Verstand. — Noch abgesehn von dem Minimum, das nur wegen des Contrasts mit dem Erhabenen dasteht, bleibt die Angabe der Sphäre des Verstandes für das Lächerliche höchst unbestimmt. Man mufs nun von dieser Sphäre wieder erst die Unwissenheit, den Irrthum, und zweytens, was der Vf. vergafs, die Verrücktheit, die das eigentliche Minimum des Verstandes wäre, ausschliefsen. Zu dieser Ausschliefsung von der Theorie des Lächerlichen liegt aber kein Grund in *Jean Pauls* Definition; vielmehr begünstigt sie eine ganz anders tolle Welt, als die in Figaro's Hochzeit. Wenn also der Vf. das eigentlich Lächerliche in eine *unendliche* Ungereimtheit ausdrücklich setzt (S. 155.): so ist dieis nur eine müfsige Hyperbel, zu der freylich seine Theorie, aber nicht die Natur des Komischen führt, und die ihm nur aus der Schule der neuesten Aesthetik anklebt. Da die *unendliche* Ungereimtheit nicht in dem lächerlichen Wesen liegen könnte (weil dieses seinen Verstand verloren haben müsste, damit aber auch aufhörte, ein Gegenstand des Lächerlichen zu seyn): so soll sie nach dem Vf. darin liegen, dafs wir, als Zuschauer, über diese unendliche Ungereimtheit, wovon die lächerliche Person nur keine Kenntnifs hätte, im Klaren, sie ihr liehen. Allein weder das Beyspiel aus dem Donquixote, noch aus Foote beweist dieis. Auch hier erzeugt das Lächerliche der bloise Widerspruch der lächerlichen Handlung mit dem dadurch beabsichtigten Zweck, ohne alles unser Hinzuthun. Es entspringt also aus sinnlich erscheinender, anschaulicher Ungereimtheit; das Unendliche that bloss *Jean Pauls* Phantasie zu Gunsten seiner Theorie hinzu.

So schwach nun auch diese *Jean Paul*sche Theorie des Komischen in ihren letzten Gründen ist, so wenig sie das Komische befriedigend bestimmt, und so wenig sie sich durch bündigen Ideengang empfiehlt (sie bestimmt nicht einmal die Sphäre und das Object des Komischen genau, welches nach *Heydenreichs* richtiger Bestimmung in seiner Theorie des Komischen die eigentliche Welt der *Thoren* ist): so ist sie doch an guten subsidiarischen Bemerkungen nicht arm; z. B. dafs das Lächerliche, eigentlich in der Menschenwelt zu Hause, nur durch Personification in der Thierwelt statt finde, und dafs sich hier nur über die klügern Thiere, die eine solche Personification zulassen (ein solcher *objectiver* Grund hätte auch beym Leihen unserer Einsicht für Subjecte eines angeblich unendlich Lächerlichen statt finden müssen!), nicht aber z. B. über einen Wurm lachen lasse. Zu diesen richtigen Ansichten rechnen wir die Annahme eines Lächerlichen *der Lage* und *Handlung*, und dafs das Ungereimte darin immer (?) sinnlich sich darstellen müsse. u. s. w.

Richtig unterscheidet der Vf. zwischen der Satire und dem Komischen. Erstere macht Er zu einer (doch poetischen?) Dienerin der Moral; das Letztere gefällt nach ihm wegen seiner selbst. „Dort findet man sich sittlich angefesselt, hier poetisch frey gelassen. Der Scherz kennt kein anderes Ziel, als sein eignes Daseyn" (I. Abtheil. S. 165.). Nur läfst sich diese Freyheit auch der Satire nicht ganz absprechen, und sie behauptet in der Horazischen Satire, welcher der Vf. ihre Stelle aufser der strafenden Juvenalschen anzuweisen vergifst (Abtheil. I. S. 236. rechnet Er den Satiriker *Horaz*, und noch mehr *Lucian*, zu den Persiffleurs), einen ausgezeichneten Rang. Wahr ist der vom Vf. namhaft gemachte satirische Anstrich lyrischer Geister, wie *Tacitus's*, *Rousseau's*, *Herder's*, *Schiller's*. Wenn Er aber die Satire (die strafende Juvenalsche, die Er allein berücksichtigt) bloss gegen *Liebloſigkeit* und *Ehrloſigkeit* gerichtet seyn läfst: so beschränkt er ihre Sphäre zu sehr. Alle moralische Verwilderung und Lasterhaftigkeit ist ihr Ziel. *Stolberg's*, unter uns nicht genug geschätzten, Satiren behaupten ganz der strafenden Satire ernst-moralischen Ton, ohne bloss gegen Liebloſigkeit und Ehrloſigkeit, deren stete Geifselung zu einförmig seyn würde, gerichtet zu seyn. Treffend bemerkt der Vf. (S. 167.): „Je unpoetischer eine Nation ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satire an, so wie sie umgekehrt die Satire mehr in Scherz verwandelt, je unsittlicher sie wird."

Verwandt mit der Satire ist die Ironie; aber sie wird in dem bestimmten Unterschied von jener hier keineswegs aufgefafst. So manchen praktischen Kunstgriff des Ironischen der Vf. grofsen Ironikern, namentlich *Swift*, abzugewinnen weifs; so unbefriedigt läfst er über die Theorie der Ironie. Schon der Umstand, dafs er *Swift* für das einzige Muster der Ironie aufstellt, läfst von dem Vf. zu viel Einseitigkeit erwarten; und so verhält es sich in der That. *Milde im Ton* und *Angemeſſenheit des Stoffs* erkennt man sofort, ohne der Sache noch näher gekommen zu seyn, für das Wesen der Ironie. Und so würde wohl die Sokratische Ironie, wie sie Xenophon und Plato darstellen, das Wesen derselben weit entsprechender, als *Swifts* verstimmte Schärfe, bezeichnen. Welcher *Stoff* eignet sich nun aber für die Ironie? Diese Frage beantwortet der Vf., ungeachtet er ein ganzes Kapitel §. 35. *der ironische Stoff* überschrieb, mit keinem Wort; alles, was er darin vorträgt, handelt von der, die Ironie darstellenden, Manier. — So geht es überhaupt bey dem Vf. oft, dafs ganze Paragraphen wenig von dem enthalten, was die Ueberschrift besagt (*leviter curare videtur, quo promiſſa cadant*). Die Ironie scheint in Absicht auf ihren Stoff, den unser Vf. unausgemittelt läfst, nicht, wie die Moral, bloss Sachwalterin der Moral seyn zu können. Auch in dem Gebiet des Wissens, der Philosophie und Aesthetik behauptet sie ihren Platz: da nämlich, wo dieses Wissen in einem Publicum der Verkehrtheit einer moralischen Gesellschaft gleicht. Hier erscheint sie in wesentlichem Zusammenhang mit dem skeptischen Geist;

Geiſt; und ſo wäre auch in dieſer Hinſicht Plato, zumal wo er gegen die Sophiſten ſich ihrer bedient, das eigentliche Muſter dafür. "Im Dienſt der Moral beſtimmt ihr Gegenſtand und Zweck ihren Ton. Iſt ie gegen moraliſche Verwilderung und Verdorbenheit gerichtet, ſo ziemt ihr ein Swiftſcher Ton; gegen Leichtſinn, Inconſequenz, Geckenhaftigkeit, Verkehrtheit würde der ſokratiſche Ton der Ironie der rechte ſeyn. Die Swiftſche Ironie lieſse ſich mit der Juvenalſchen; die Sokratiſche Ironie mit der Horaziſchen Satire vergleichen. Von der Satire überhaupt unterſcheidet ſich die Ironie durch ihren entgegengeſetzten Weg nach demſelben Ziel, und durch ihre proſaiſche Natur. So wie die (Juvenalſche) Satire moraliſche Verwilderung und Verdorbenheit trafend rügt oder (gleich der Horaziſchen) moraliſche Thorheit in ihren lebendigen Zügen ſprechend darſtellt, um die aus dem moraliſchen Gleichgewicht getretenen Individuen und Menſchenklaſſen aufzuregen und zum Bewuſstſeyn ihres Zuſtandes zu bringen: ſo bedient ſich die Ironie, entfernt von der Miene einer Sittenrichterin, zur Erreichung des gleichen Zwecks, des ſcheinbaren Lobes, womit ſie dieſe Fehler hervorzieht und darſtellt. — Befremdend iſt, daſs der Vf. (Abtheil. I. S. 229.) der *lateiniſchen* Sprache den beſten ironiſchen Periodenbau zuſchreibt: bey genauerer Kenntniſs der Griechen und Römer dürfte Er wohl anderer Meinung ſeyn.

Glücklicher Weiſe verſtattete unſer Vf. ſeiner Theorie des Erhabenen, die er in ſo nahe Berührung mit dem Lächerlichen bringt, von dieſem keinen weitern Einfluſs. Auch hier befindet er ſich mit der Kantſchen (von *Schiller* adoptirten und geiſtreich durchgeführten) Theorie des Erhabenen im Streit. Allein hier hat der Vf. gegen *Kant*, deſſen Definition des Lächerlichen leicht in Anſpruch zu nehmen war, ein ſo leichtes Spiel. Er wagt ſich hier an das Meiſterſtück des *Kant*ſchen Genies. Für ein Solches muſs die, aus der Natur des menſchlichen Geiſtes zuerſt abgeleitete Analyſe des Erhabenen jedem gelten, der die eigentliche Sphäre des Aeſthetiſchen vom Logiſchen und Moraliſchen ſich gehörig ſchied; denn vor *Kant* blieb den Aeſthetikern das Erhabene, das noch den Geiſt erhebt, indem es ihn zugleich niederſchlägt, wie *Burke*, und Andere nach ihm, deducirt. *Jean Paul's* Widerſpruch dagegen beruht auf einem Mangel an ſpeculativen Geiſt dazu. "Das Erhabene," ſagt der Vf. (Abtheil. I. S. 144.), beſteht nach *Kant* und *Schiller* in einem Unendlichen, das Sinne und Phantaſie zu geben und zu faſſen verzagen, indeſs die Vernunft es erſchafft und enthält. Aber," fährt Er fort, „das Erhabene, z. B. das Meer, ein hohes Gebirge kann ja darum nicht faſsbar für die Sinne ſeyn, weil ſie das umſpannen, *worin* jenes Erhabene erſt wohnt; daſſelbe iſt für die nachfliegende Phantaſie, welche in der unendlichen Wüſte und Aetherhöhe erſt den endlichen Raum für die erhabene Pyramide aufſuchet?" Sonderbar, bey einem Manne wie *Jean Paul*, daſs dieſe Stelle auch einen Mangel an biegſamer Phantaſie zu verrathen ſcheint. Es wird darin ſo dürr mathematiſch philoſophirt, als müſste das Erhabene ſich — nach Elle und Klafter ausmeſſen laſſen. Was heiſst, die Sache ſtreng ſpeculativ angeſehn: Sinne und Phantaſie *umſpannen* das, *worin* jenes Erhabene erſt wohnt? Das Erhabene, z. B. eines Bergs, iſt ja nicht in den unendlichen Raum mechaniſch eingefügt, wie ein Spiegel in ſeiner Kiſte oder wie ein Edelſtein in ſeiner Einfaſſung. Einer ſolchen ſcharfen Beſtimmtheit bedürfte der, das Erhabene eines Bergs oder des Meers umſpannende Sinn nach *Jean Paul*. Dieſs würde aber das Aeſthetiſch-Erhabene in etwas Logiſches (Erkennbares) verwandeln und es ſo vernichten! Was *Jean Paul* von der (den Sinnen hierin ungleichen) Phantaſie hinzuſetzt, iſt ja gerade das, was *Kant* als Bedingung des Erhabenen feſtſetzt. Die Phantaſie, in ihrer Ungebundenheit, iſt beſtrebt, den Gegenſtand der Sinne zu überfliegen und der Menſch (als Sinnenweſen) wird ſich, in der Unmöglichkeit davon, ſeiner Schranken bewuſst. Oder ermiſst *Jean Paul* in ſeinen Vorſtellungen des Erhabenen wirklich die erhabenen Gebirgsmaſſen, umſpannt er wirklich, wie mit ſeinen Händen einen Baum, das unendliche Meer? — Das Erhabene erfolgt, bey einem für die Sinne zu groſsen Gegenſtande, vermittelſt der Einbildungskraft durch Vernunft. Ein blind und taub Geborner iſt der Eindrücke des Erhabenen eben ſo wenig fähig, als das vernunftloſe, bloſs an die Bedingungen des Sinnlichen gebundene Thier; aber die ſinnlichen Bedingungen müſſen dem Erhabenen auch angemeſſen ſeyn. Ein ſchwirrender Maykäfer hat nichts Erhabenes an ſich. Wenn der Vf. das Erhabene der orientaliſchen Dichtung dagegen anführt, wo die Gottheit nicht komme hinter dem Feuer, nicht hinter dem Donner, nicht hinter dem Sturmwinde, ſondern mit einem linden, leiſen Wehen; ſo hat er gleichwohl Unrecht; hier iſt das ſanfte Wehen nicht erhaben an ſich (man laſſe nur die vorhergehenden Bedingungen, Feuer, Donner, Sturmwind weg und vorzüglich die damit verknüpfte Idee der Gottheit, und frage ſich, ob das Wehen noch den Eindruck des Erhabenen bewirkt); ſondern durch den Contraſt mit den ſtarken Eindrükken des Feuers, Donners, Sturmwinds, durch die ſich das Daſeyn der *Gottheit* hätte ankündigen *können*, ſtatt deren ſie aber ein ſanfteres Verkündigen ihrer ſelbſt vorzog. Daſſelbe iſt mit dem vom Vf. angeführten Beyſpiel von dem Winken Jupiters mit ſeinen Augbraunen der Fall. Es giebt doch unſtreitig ein ungleich ſtärkeres Bild von Jupiters Macht, wenn er den Olymp ſchon mit einem Wink ſeiner Augbraunen, als wenn er ihn mit dem Arm bewegt. — Noch macht der Vf. Einwürfe, nicht ſowohl gegen *Kants* Eintheilung des mathematiſch- und dynamiſch-Erhabenen, die Er ſelbſt (nur mit dem Unterſchied, daſs er das mathematiſch-Erhabene das optiſch-Erhabene nennt) befolgt, als gegen eine mögliche Subſumtion von Beyſpielen unter die eine oder die andere Art des Erhabenen, wobey Er, nebſt manchem Guten, das er ſagt, auch mancher Berichtigung bedarf.

Sol-

Soll die Bemerkung (I. Abtheil. S. 196.): „nur erst ein Schluſs aus Erfahrungen, aber keine Anſchauung könne einen Abgrund, ein ſtürmendes Meer, einen fliegenden (?) Felſen zu einem dynamiſch-Erhabenen machen, dem unmittelbaren Natureindruck des Erhabenen in den genannten Beyſpielen Etwas entziehn? Ein Kind, ſo wie der allerdumpfſinnigſte Wilde erſchrickt freylich nicht beym nahen Anblick eines jähen Abgrundes; gleichwohl erhalten die Menſchen aller fünf Welttheile, welche nur nicht ſeit geſtern in der Welt leben, ſogleich auf den erſten Anblick die Vorſtellungen davon in ſich mit aller Gewalt des Naturinſtincts. Eine Theorie des Erhabenen kann doch eben ſo wenig für die neugebornen Kinder, als für einen noch ganz rohen Wilden, die der Eindrücke des Erhabenen nicht fähig ſind, geſchrieben ſeyn. — Ein Waſſerfall iſt allerdings mathematiſch- und dynamiſch-erhaben zugleich. Optiſch erhaben wäre aber auch zugleich, gegen des Vfs. Theorie, das vom Sturm bewegte Meer. Denn die wie Berge aufgethürmten Fluthen tragen doch gewiſs zum Eindruck des Erhabenen bey; empfangen wir aber die Eindrücke davon durchs Ohr? Nur die einförmige (der Vf. ſagt einfärbige) Pyramide wäre optiſch-erhaben? Giebt es denn kein mathematiſch- oder optiſch-Erhabenes im Kreiſe der Natur? Oder wären dieſs wild über einander geworfene, unermeſsliche Maſſen von Gebirgen nicht? Muſs dieſs nur ein ſteifes Werk von Menſchenhand ſeyn? Nach dem Vf. (S. 152.) ſoll *Gott* der erhabenſte Gegenſtand ſeyn. Doch wohl nur der erhabenſte Gegenſtand für die Vernunft, nicht zugleich in äſthetiſcher Hinſicht, für Sinn und Einbildungskraft!

Wie in Abſicht der Kantiſchen Eintheilung des Erhabenen, in das Mathematiſch- und Dynamiſch-Erhabene, die unſer Vf. überall ſelbſt befolgt, trifft ſein Tadel der Definition des Witzes, den die Pſychologen dadurch von dem Scharfſinn unterſcheiden, daſs ſie dieſen mehr in Auffindung der Verſchiedenheiten, jenen mehr in Auffindung der Aehnlichkeiten unter den Dingen ſetzen, — ihn eigentlich ſelbſt. Denn auch nach ihm „findet der Witz in engerm Sinne (und man definirte den Witz auf die beſagte Art in keinem andern Sinn) das Verhältniſs der Aehnlichkeit, d. h. partielle Gleichheit, unter gröſsere Ungleichheit verſteckt; der Scharfſinn findet das Verhältniſs der Unähnlichkeit, d. h. partielle Ungleichheit, unter gröſsere Gleichheit verborgen." Dieſe Unterſcheidung würde aber, wie der Vf. richtig bemerkt, obgleich viele Pſychologen dabey ſtehen bleiben, zur Beſtimmung der Natur des Witzes keineswegs hinreichend ſeyn; und er ſetzt daher das Weſen des Witzes in das Auffinden von Aehnlichkeiten zwiſchen incommenſurablen Gröſsen, z. B. „Sonne und Wahrheit." Da hier ein ſinnlicher und unſinnlicher Gegenſtand verglichen werden: ſo läſst Er das Product des Witzes auf Anſchauung beruhn. Allein dieſs iſt ein durchaus auſserweſentliches Merkmal, und der Vf. ſelbſt handelt von einer eigenen Art unbildlichen Witzes. — Ueberhaupt hätte ſich durch eine eigne Anwendung des, von dem Vf. ſo ſehr verachteten, Kantſchen Begriffs von Schönheit, die Kant freylich nicht ſelbſt macht, die ſich aber ſehr wohl davon machen läſst, der Witz von dem Scharfſinn und Tiefſinn noch weit ſchärfer unterſcheiden laſſen. Rec. giebt dazu nur einen Wink. Scharfſinn und Tiefſinn ſind von ernſtem, wiſſenſchaftlichem Gebrauch: ſie fördern den Verſtandes- und Vernunftgebrauch. Witz dient meiſt zur Verſchönerung des Lebens; er treibt kein Geſchäft des Verſtandes, ſondern nur ein intereſſantes Ideenſpiel. Daraus ergiebt ſich auch das Requiſit des Witzes, welches der Vf. gar nicht berührt: er müſſe *frappant*, *leicht* und *ſchnell* ſeyn. Daher herrſcht er auch vorzüglich in der Literatur derjenigen Nation, deren Charakter eigentlich geſellſchaftlich iſt, und die auch der Literatur dieſen Charakter aufdrückt. Daher ſpielt Laune und Witz eine ſo groſse Rolle im Briefſtil. — Wohl hätte das Verhältniſs des Witzes zur *äſthetiſchen* Literatur in einer Vorſchule der Aeſthetik aus einander geſetzt zu werden verdient. Und dieſs um ſo mehr, da die äſthetiſche Literatur der Alten zu demſelben in einem ganz andern Verhältniſs, als die der Neuern, ſteht, und auch der Vf. (Theil I. S. 242., vgl. S. 163.) das Komiſche — in verſinnlichten Darſtellungen und Situationen — vom Witz noch als verſchieden erkennt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Flüchtige, aber wichtige Bemerkungen über Armen- und Bettel-Anſtalten.* Eine Flugſchrift 1803. 1 Bog. 8. (1 gr.) — In der That *flüchtige* Bemerkungen oder Blicke: denn ſie verweilen bey keinem Gegenſtand, betrachten alles nur oberflächlich, und deuten nicht einmal die verſchiedenen Seiten an, von welchen dieſe oder jene Sache angeſehen werden kann. Zwar will ihnen Rec. nicht durchaus das Prädicat der *Wichtigkeit* abſprechen; aber das, was wirklich in demſelben wichtig iſt, iſt ſchon ſo allgemein bekannt und ſchon ſo oft geſagt, daſs man fürwahr nicht weiſs, wozu dieſer Bogen gedruckt worden iſt. Nur die Tendenz, die die Schrift zu haben ſcheint, ein Wort für die armen wandernden *Handwerksburſche* zu reden, giebt ihr eine Art von Intereſſe. Denn es iſt allerdings hart, dieſen, die meiſtens ein ſehr geringes Handwerksgeſchenk haben, und von ihrem Lohn oft auch nicht viel erübrigen können, das Betteln ohne Einſchränkung zu verbieten. Der Vf. will ihnen einen Paſs, der aber jedesmal nur und allein auf das beſtimmte Individuum paſst, gegeben, und mit dieſem die Erlaubniſs ertheilt wiſſen, die Milde anderer zu Fortſetzung der Reiſe — die in dem Paſſe vorgeſchrieben iſt — anſprechen zu dürfen. Oder es ſollen dem Wandernden Etappen und Plätze beſtimmt werden, wo er Mittag- und Nachtmahl nebſt Frühſtück annimmt, aber nie Geld oder einen Zehrpfennig darneben fordern kann u. ſ. w. Beherzigung verdient auf jeden Fall das Loos dieſer Menſchenklaſſe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. May 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorſchule der Aeſthetik*, — von *Jean Paul* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 123. *abgebrochenen Recenſion.*)

Rec. würd' es zu weit führen, wenn er auch noch in das Detail des Abſchnitts über Witz eingehn wollte: er muſs bey ſeiner Betrachtung der Theorie des Witzes in ihren letzten Gründen ſtehn bleiben. Er verſagt ſich ein ſolches Detail auch über die übrigen Theile dieſer Vorſchule der Aeſthetik um ſo mehr, da für tranſcendentale Theorie darin keinen weitern Betrachtungen Raum geſtattet iſt, und der Leſer mehr ebnen Weges darin wandeln kann. Der Theorie des Humors wünſcht' er wohl noch einige Aufmerkſamkeit der Leſer zuzuwenden, da ſie dem Vf. eigen iſt, und ihm, die Dunkelheit der Deduction zu Anfang dieſer Materie ausgenommen, die für nicht abſtract denkende Leſer wohl deutlicher hätte ausfallen können, im Ganzen recht gut gelang. Unſer Vf. zeigt die Humoriſtiſche Dichtung, einen eignen Zweig der neuern Poeſie, zuerſt in ihrem univerſellen Charakter und hohen äſthetiſchen Rang. Auch hier, wie im Abſchnitt über den Witz, hat der Vf. den beſten Humoriſten ihre praktiſchen Kunſtgriffe gut abgeſehn. *Sterne* (vorzüglich nach *Triſtram Shandy*) erhält mit Recht als Humoriſt von ihm den Preis; und auch das Geſtändniſs (Theil I. S. 211.) macht ihm, unſerm ersten Humoriſten, Ehre: jeder habe an *Sterne* ſich ſeine eigne Copirſeite erſehn, Niemand die Grazien ſeiner Leichtigkeit. — Folgende Bemerkungen (Theil I. S. 214.) verdienen hier einen Platz. „Die Epigrammatiker haben meiſt nur Witz. *Sterne* hat mehr Humor, als Witz und Ironie; *Swift* mehr (bittere) Ironie, als Humor; *Shakespeare* Witz und Humor, aber weniger Ironie im engern Sinne." Und S. 236.: „Dem Cicero ſprechen ſeine Einfälle in Reden und im Valerius Maximus und ſein ſcharfes Profil einigen Anſatz zu einem *Swift* zu. *Plato's* Ironie könnte man, wie es einen Welt-Humor giebt, eine Welt-Ironie nennen, welche nicht bloſs über den Irrthümern (wie jener nicht bloſs über Thorheiten), ſondern über allem Wiſſen ſiegend und ſpielend ſchwebt; gleich einer Flamme frey verzehrend und erfreuend, leicht beweglich und doch nur gen Himmel dringend."

Bey weitem das Wichtigſte im ganzen Werke iſt aber dasjenige, was der Vf. von S. 344. der zweyten Abtheilung über Epos und Drama vorträgt. Ob er nämlich hier gleich nicht eine eigentlich neue Theorie vorträgt und auch ſchon bekannte Sachen nur eigen darſtellt: ſo ſind doch hier viel neue und eigne einzelne Ideen ausgeſtreut, und das Verfahren des Genie's, z. B. beym Bilden und Individualiſiren der Charaktere, iſt ſehr wahr aufgefaſst. Ueber die Verſchiedenheit der Charaktere, über Dichterfabel u. a. wird mit vieler Wahrheit philoſophirt. Auch die alte und meiſt nur einſeitig betrachtete Lehre über vollkommene Charaktere erſcheint hier der Würde der menſchlichen Natur und der Dichtkunſt gleich gemäſs kurz: dieſer Theil der *Jean Paul*ſchen Vorſchule der Aeſthetik, ſo wie die erſte Hälfte des erſten Theils über Poeſie überhaupt und die verſchiednen Arten von Genie und Poeſie, obgleich nicht eigentlich unterſuchender, ſondern reflectirend-darſtellender Art, gewähren auch, mit einzelnen Ausnahmen, den reinſten und ungetrübteſten Genuſs. Gedanken und Darſtellung erſcheinen hier in einem ſchönern Verein. Unter den vielen ſchönen Stellen, die ſich eben ſowohl durch Richtigkeit der Gedanken, als Angemeſſenheit der Darſtellung empfehlen, ſtehe nur hier — nicht als Prunkſtelle, deren es im Werke ungleich beſſere giebt — die über die Verſchiedenheit des Epos und Drama ſelbſt. „Im Drama," heiſst es S. 397.: „herrſchet Ein Menſch und zieht den Blitz aus der Wolke auf ſich; im Epos herrſchet die Welt und das Menſchengeſchlecht. Das Epos breitet das ungeheure Ganze vor uns aus und macht uns zu Göttern, die eine Welt anſchauen; das Drama ſchneidet den Lebenslauf eines Menſchen aus dem Univerſum der Zeiten und Räume, und läſſet uns als dürftige Einaugenblicksweſen in dem Sonnenſtrahle zwiſchen zwey Ewigkeiten ſpielen; es erinnert uns an uns, ſo wie das Epos uns durch ſeine Welt bedeckt." Auch die ſtrengere Bindung an Zeit, Ort, Fabel für das Drama leitet der Vf. aus dieſem Unterſchied. (In Abſicht des Stils ſollten doch geſchmackvolle Schriftſteller Worte, wie: Einaugenblicksweſen, durchaus meiden. *Jean Paul* würde oft wohlthun, ſich ſeine Perioden laut vorleſen zu laſſen.)

Vergleicht man die in den beiden erſten Theilen abgehandelten Materien in Abſicht ihres Verhältniſſes zur Aeſthetik: ſo bedürft' es oft eine ſtrengere Auswahl. Manche, z. B. der Abſchnitt über Sprachkürze, im Artikel Witz, die an ſich intereſſanten Bemerkungen über Sprachbereicherungen im zweyten Theil bey Gelegenheit von *Campe's* Verſuchen hierin, ſtehn nur in dem allerentfernteſten Verhältniſs zur Aeſthetik und erhalten eine ſolche Beziehung darauf erſt, wie bey dem Abſchnitt über Sprachbereicherung der Fall iſt, durch manche praktiſche Bemerkung für Stoffe der Poeſie. Andere, z. B. der Abſchn. über Sprach-

Sprachkürze, gehört der bloſsen Rhetorik an. Ueberhaupt findet unter den verſchiedenen Materien des Werks gar kein gehöriges Verhältniſs Statt. Der Abſchnitt: *Witz*, deſſen hier verabſäumte Würdigung in äſthetiſcher Hinſicht ein ganz anderes Reſultat gegeben haben dürfte, iſt für eine Vorſchule der Aeſthetik viel zu ſehr ausgeſponnen; ja er iſt, der Natur ſeines Gegenſtandes ſelbſt zuwider, oft ziemlich unfruchtbar, ſteif, pretiös und dürr. Das Ganze ſelbſt, dem es an dem wichtigſten Gegenſtande dazu, einer Analyſe des Schönen, fehlt, hätte auch nicht Vorſchule der Aeſthetik — da es das Schöne der Natur von ſeinen Unterſuchungen ganz ausſchlieſst, (Theil I. S. 5. enthält nur beyläufig eine ſchöne Apologie der Natur) und nur vom Kunſtſchönen der Poeſie handelt, ſondern — *Vorſchule der Poetik und Poeſie* überſchrieben werden müſſen.

Die *dritte* Abtheilung, oder der Anhang, ſchildert die verſchiednen äſthetiſchen Parteyen, die über Aeſthetik urtheilen, im Ganzen ziemlich richtig, nur bisweilen ſelbſt etwas parteyiſch, und überhaupt etwas zu pretiös und mit zu geſuchtem Witz. Eine ſchöne Lobrede auf den verewigten *Herder* macht den Beſchluſs.

Rec. giebt *Jean Pauls Vorſchule* der Aeſthetik, in Abſicht auf Stil, das gerechte Lob, daſs *im Ganzen* nicht die bizarre bunte Miſchung von Hohem und und Niedrigem, Pretiöſem, Schwülſtigem und Plattem, und vorzüglich, nicht die groteske ewige Bilderſucht herrſche, die man an ihm ſonſt gewohnt iſt. Beſonders aber verdienen die zwey erſten Abtheilungen, obwohl auch an ihnen — z. B. S. 21. des erſten Theils in einer an ſich ſchönen Stelle — ſich noch Ausſtellungen machen laſſen, auch in Abſicht der Darſtellung, den Vorzug.

St. Petersburg, Penig u. Leipzig, b. Dieneſmann u. C.: *Oſſians Gedichte in Umriſſen*, erfunden und radirt von *J. C. Ruhl*, Bildhauer in Caſſel. 1805. 14 Kpfr. Querfol. 4 S. Erklärung. (3 Rthlr.)

Der auch ſchon durch einen Beytrag zu *Luther's* Denkmal verdiente junge Künſtler betritt rühmlich die Bahn eines *Flaxmann*, und hat den Gegenſtand ſo würdig ausgewählt, daſs ihm ſchon deswegen reichlich belohnender Beyfall wohl nicht entſtehen wird. Nach den neueſten Unterſuchungen der Hochländiſchen Alterthumsgeſellſchaft iſt nunmehr endlich mit aller Sorgfalt hiſtoriſcher Kritik durch Prüfung der in ſolchen Fällen eigentlich allein triftigen äuſsern Gründe zur Befriedigung eines jeden Unbefangenen und Parteyloſen vollkommen genug entſchieden, daſs die beiden groſsen epiſchen Kunſtwerke von Fingal und Temora in der jetzigen Geſtalt und beſonders geiſtigen und ſittlichen Haltung nicht von alten celtiſchen Barden gedichtet ſind, ſondern ein untergeſchobenes Machwerk des Hn. *James Mac-Pherſon* ſind. Er benutzte dazu nur einzelne ältere Volkslieder und einen ganz andern ſehr gemeinen Geiſt athmende Mährchen; ja er gab dieſes auch ſelbſt in etwas, nur ganz unbeſtimmt, zu verſtehen. Aber gleichwohl täuſchte er glücklich mit ſeiner unſtreitig vortrefflichen dichteriſchen Erfindungskraft, ſonderbaren Verläugnung des eigenen Verdienſtes und einer gewiſſen verächtlichen Sprödigkeit im Stillſchweigen gegen die Angriffe ſeiner Widerſacher ein ganzes Menſchenalter hindurch Landsleute und Ausländer, ja den bey weitem gröſsten Theil des gebildeten Europa. Allein auch nach der Entdeckung des Betrugs wird gewiſs ein Haufen Liebhaber übrig bleiben, der entweder für jene kunſtrichterlichen Unterſuchungen gar keinen Sinn hat, oder der einmal die helldunkeln Gemälde der Hochländiſchen Heiden und Seen, Felſen und Nebel und die Empfindſamkeiten der rohen wilden Helden und Fräulein für ſein Gefühl und Einbildungskraft ſo anſprechend, gleichartig und behaglich findet, und davon ſo bezaubert iſt, daſs er ſie ſich um keinen Preis nehmen laſſen oder mit der freylich einfachern und ſchlechtern Wahrheit der Geſchichte vertauſchen will.

In ſo fern auch das Ganze bloſs als Kunſtgebilde angeſehen wird, behält es ſogar immer ſeine dichteriſche Wahrheit, und der Geſchmack befindet ſich unſtreitig beſſer in der ſo kunſtreich verfeinerten Bardenwelt des Hn. *James Mac-Pherſon*, welche gleich dem vernünftigen Thierreich des alten Phrygiers oder dem Olymp und Hades der Griechen oder der Zauber-, Feen- und Geiſterwelt der Morgenländer als für ſich beſtehend angeſehen werden und eben ſo echtes Vergnügen für Geiſt und Herz gewähren kann. Zu dieſer Abſicht nun werden dann auch immer Hn. *R.* Kunſtblätter das Ihrige mit beytragen, da er mit lebhafter Erfindungskraft, Darſtellungsgabe, Geſchmack und Fleiſs gearbeitet hat. Seine Vorſtellungen ſind mit guter Beurtheilung ausgewählt, in jeder die Gegenſtände nach Schicklichkeit mit einander verbunden, und die Zeichnungen als Umriſſe im Ganzen wohl ausgeführt. Beſonders haben die Perſonen meiſtens natürliche gute Stellungen und nach den Beziehungen der Fabel richtige ſprechende Geberden und Bewegungen. Ja auch ſelbſt die für Darſtellung der bildenden Künſte ſo ſchweren Traumgeſichte und Geiſtererſcheinungen ſind reich an Einbildungskraft, und doch gemäſsigt ohne Uebertreibung. Kleine Fehler im Einzelnen der Verhältniſſe oder genauen Wahrheit verdienen billige Nachſicht, und die Ausſtellungen derſelben werden den Künſtler nicht herabwürdigen, ſondern nur künftig deſto vorſichtiger machen. So iſt z. B. die Stellung der Füſse an der auf dem Titel ſchwebenden Geſtalt der Dichtkunſt etwas zu gezwungen unterwärts geſtreckt, wie man ſie von oben ſehen würde, und an Oſſian auf der zehnten Tafel für den ruhigen Tritt zu ſehr gekreuzt, an dem hinterſten ſeines Gefolgs aber der vordere Fuſs zu lang und zu dick. Die Schenkel der ſitzenden Perſonen auf der dritten und zwölften Tafel haben zu ſtarkes Fleiſch. Das Kinn des Mädchens auf der dritten und des ſchlafenden Helden auf der neunten Tafel iſt zu groſs für das Geſicht.

Die

Die Stellung des Mädchens im Hervortreten aus der Höhle auf der zweyten Tafel ist so heftig, als wollte sie sich herabstürzen, die todte Komala auf der vierten Tafel liegt wie in heftigen Zuckungen und die Sängerinn zum Saitenspiel auf der achten Tafel kann mit dem wüthenden Sprung gegen die Helden und dem Haarraufen wohl schwerlich zur sanften Liebe reizen. Fingals Rücktritt vor dem Geist Loda's auf der fünften Tafel ist zu stark, als wenn er von einem Stofs viele, und es fehlt ihm das Schwert, womit er den Geist zerhieb. Das Feuer an der noch stehenden und grünenden Eiche auf der dritten Tafel ist ganz unkenntlich und gleicht vielmehr Haaren. Die Personen haben überhaupt zu viel Griechisches in den senkrechten Stirnen und Nasen, da den Celten vielmehr eine rund hervortretende Gesichtsbildung eigen zu seyn pflegt. Bey den öfter vorkommenden ist die Aehnlichkeit ziemlich gehalten, nur scheint Fingal als Jüngling auf der vierten Tafel dem Manne auf der zweyten, fünften, sechsten und dem Titel nicht kenntlich genug zu gleichen. Noch unschicklicher ist auf der siebenten und zehnten Tafel Ossian noch beym Leben seines Vaters Fingal als bärtiger Mann; hingegen auf der achten jung, aber wie ein indischer Götze und auf der dreyzehnten wieder ganz anders als Jüngling und sein Sohn Oskar neben ihm alt und bärtig vorgestellt. Die Gesichtsbildungen der Barden auf der sechsten, achten und zehnten Tafel sind zu morgenländisch und gleichen Rabbinen.

Die grofse Schwierigkeit des zu wenig bekannten Costume endlich mufste den besten Künstler in eine gewisse Verlegenheit setzen, und Hr. *R.* konnte dabey wohl nicht ohne Verstofs durchkommen. Die Bekleidung hat er sehr verschieden dargestellt. Zum Theil erscheinen die Helden und Fräulein beynahe nackend und barfufs, und das möchte bey der Rohheit des Volks der Wahrheit am gemäfsesten seyn, da sie nichts als den einfachen Plaide oder Breacan hatten, welchen die Römer *braccas* nannten, und der zu Mantel, Beinkleidern und Bettlager diente. Es ist daher wohl zu wenig, dafs Fingal auf der vierten Tafel ganz nackend erscheint, aber noch fehlerhafter zu viel, dafs er auf der zweyten und fünften, so wie Ossian und seine Krieger auf der zehnten, Mantel und Leibrock, zum Theil gar Panzerhemden mit blechernen Schuppen tragen. Eben so übertrieben sind die grofsen Kutten der Barden und einiger Alten, und das beynahe Griechische gegürtete Gewand der Fräulein auf der ersten, siebenten, achten und zwölften Tafel. Die Bewaffnung der alten Celten war Schild, Spiefs, Schwert und Bogen. Daher sind die Helme mit Flügeln und die griechischen Fufsbekleidungen viel zu künstlich. Denn von Dion werden ihnen ausdrücklich die Schuhe und von Herodian die Helme und Panzerhemden abgesprochen. Die Spiefse sollten die schon von Dion bemerkten hohlen Metallknöpfe mit Nägeln haben, welche zum Schrecken der Feinde ein klapperndes Geräusch machten. Die griechischen Lorbeern und Lorbeerkränze der Barden sind gleich unschicklich, sie spielten Harfen, wie sie *Ledwich* und *W. Beauford* umständlich beschrieben haben, und schmückten sich mit Eichenlaub, wie ja auch Ossians Kopf auf dem Titelkupfer schicklicher vorgestellt ist. Die Skandinavier, mit welchen die Celten kriegten, waren schon viel gebildeter, und deshalb erscheint auf der siebenten Tafel Thormod ganz richtig mehr bekleidet als Ossian; nur aber ist es dann eben deswegen auch desto unschicklicher, dafs auf der dritten Tafel Korman, der auch ein skandinavischer Held ist, ganz nackend bey seiner Schöne sitzt. Uebertrieben ist es auch endlich, dafs auf der siebenten Tafel die Burg Thormods wie ein runder griechischer Tempel dargestellt wird, und die ähnliche celtische Burg auf der sechsten Tafel sollte der Wahrheit nach mehr nur einem rohen Steinhaufen und Schuppen gleichen, wie die Stonehenge bey Salisbury und ähnliche Ueberreste der alten Baukunst beweisen.

Leipzig, b. Richter (in Comm.): *Launige Erzählungen und Mährchen.* Von *Gustaf* (?). (1804.) 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Aufsätze sind weder launig, noch Erzählungen überhaupt; man müfste denn einem Gemisch von Einfällen, die tausendmal wieder durch Einschiebsel und Reflexionen unterbrochen werden, den Namen Erzählungen, und possenhaften, oft ganz abgeschmackten Zusätzen, den Beynamen launig geben. Das erste Stück, *die Bewohner des wilden See's*, läfst sich noch lesen, schwerlich aber das zweyte, das ein Muster von Seichtigkeit ist. Man dürfte zu einigem Beweise dieses Urtheils nur die erste beste Stelle anführen; aber der Vf. wird uns hoffentlich den Beweis erlassen, wenn er, wie wir nicht zweifeln, seit der Fertigung dieses Buchs (das er selbst für eine Jugendsünde ausgiebt) zu bessern Einsichten gekommen ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgardt, b. Löflund: *Schönheiten der Natur*, gezeichnet auf einer Reise durch Italien in den Jahren 1802 u. 1803. von *Karl Urban Keller*. Mit 20 radirten Blättern. 1805. VIII u. 150 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Titel dieses Werkchens bestimmt zugleich sein relatives Interesse. Es ist als das Taschenbuch eines Künstlers oder eines zeichnenden Kunstliebhabers anzusehen, worin er auf seinen Wanderungen, bey malerischen Ansichten verweilend, den Umrifs einer schönen Gegend zu skizziren pflegt. Die 20 hie und da etwas hart, sonst aber nicht uneben radirten Blätter, stellen solche an Ort und Stelle aufgenommene Ansichten aus Tyrol und Italien dar, und sind der Natur so getreu wiedergegeben, dafs Rec., der dieselbe Reise vor mehr als zwanzig Jahren auf eben diesem Wege machte, sich auch solche Gegenden dabey wieder zu vergegenwärtigen vermochte, die, weniger bekannt und auffallend als andre, seinem Gedächtnifs auch minder lebhaft eingeprägt geblieben waren. — Dieses ist aber auch alles, was sich gutes von dieser Reisebeschreibung sagen läfst. Der Text ist eine sehr unbedeu-

deutende Zugabe. Mit so wenig Kenntnissen der hohen Merkwürdigkeiten Italiens und mit so wenig Geschmack im Urtheil und Vortrag möchte es wohl wenigen einfallen, wenn auch zu reisen, doch nicht ihre höchst alltäglichen und ungesäuberten Bemerkungen dem Publicum aufzutischen. In den meisten dieser eben so oberflächlichen als epitomarischen Reisebemerkungen glaubt man die Erzählungen eines nicht ganz ungebildeten Professionisten zu lesen, der die ihm aufgestossenen Merkwürdigkeiten seiner Wanderungen vorträgt, und hie und da seine Empfindungen auf seine Manier treuherzig zur Sprache kommen läst. Ohne gerade die Stellen sorgsam zu wählen, mögen hier ein paar Perioden, so wie sie Rec. beym Durchblättern in die Hand fallen, als Belege dieses Urtheils stehen: „Unser Gastwirth (auf der Insel Ischia) speiste uns völlig nach Landessitte, mit Geis-, Lamm- und anderm Fleisch, das *die Erinnerung der heute gesehenen herrlichen Scenen* noch genieſsbarer machte." — Von den Ruinen zu Tivoli heifst es: „Malerisch *sitzen* diese *Ueberreste ehemaliger Götterverehrung* auf ihrem Hügel mit Moos, Weinreben und andern Gewächsen umgeben, *von welchen* man in den schäumenden Anio hinabsieht. Gegenüber erblickt man das Franziskaner Kloster St. Antonio, *umarmt* von Oliven." — Beym Abschiede von Rom und seinen Freunden (gröstentheils Landsleute, die der Vf. allenthalben sorgfältig aufsucht) ruft er aus: „Welches Wonnegefühl, im Zirkel wahrer und edeldenkender Freunde zu seyn! Ohne gute Freunde ist kein froher Augenblick; wenn sie *besonders wirklich bis auf den Kern hinein* gut sind, so ist es *einschneidend*, aus ihrem Zirkel treten zu müssen." — Der Gesang des Miserere in der Peterskirche wird so beschrieben: „Ein Chor von 60 Castraten, vereint in *harmonischen Stufen*, erhoben ihre Stimme zu diesem göttlichen Liede, *das sie die schönste Leiter* von Tönen durchwirbelten, die sich bald in die Ferne zu verlieren, bald in die Nähe *zu rollen schienen*."

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Parma*, in d. kaiserl. Buchdr.: *De Corano Arabico Venetiis Paganini typis impresso sub init. Saec. XVI.* dissertatio *Joh. Bernhardi De-Rossi*, Prof. linguarum oriental. 1805. 16 S. 8. — Diese kleine Schrift ist an Hn. Prof. *Schnurrer* in Tübingen gerichtet. Ob sie ihn, ob sie die Literatoren befriedigen werde, läst sich bezweifeln. — Die Kenntnis eines zu Venedig gedruckten arabischen Korans gründet sich beynahe allein auf das Zeugnis eines seltnen Buchs: *Introductio in Chaldaicam linguam, Syriacam atque Armenicam et decem alias linguas. — Theseo Ambrosio auctore. Papiae* 1539. 4. Hier sind Briefe von Wilh. Postel an den Vf. abgedruckt; einer derselben hat eine Nachschrift fol. 200. b., in welcher jener diesen ersucht, noch ferner zu unterhandeln, ob derjenige, welcher dort den arab. Koran gedruckt habe, ihm nicht seine Punzen oder doch Matrizen gegen Bezahlung überlassen wolle, da er sie nöthig habe zum Druck seiner arab. Grammatik und anderer Bücher. Diesem hat *Theseus Ambrosius* die Anmerkung beygesetzt: Er habe nicht ermangelt, den Alexander, des Paganini von Brescia Sohn, zu bewegen, *ut typos formasque punicarum literarum, quibus olim pater ejus Alcoranum impresserat, justo vellet Postello vendere pretio;* da er nun eben im Begriff gewesen, seinem Freunde die Bewilligung zu berichten, habe er die Ausgabe von dessen *Libellus duodecim linguarum* zu Gesicht bekommen. (*Linguarum duodecim characteribus differentium Alphabetum — Guil. Postelli Barentonii diligentia.* Paris. 1538. 4.) Hr. *De-R.* hat noch eine Stelle desselben Buchs entdeckt. Fol. 83. b und 84. a wird ein Stück aus dem Koran (Sur. 5. vers. 119. *Marracc.* vers. 109. *Hinckelm.*) angeführt, mit dem Beysatz: *et cetera, quae in quinto quinternione Alcorani typis impressi folio antepenultimo sequuntur.* — Er legt einen nicht geringen Werth auf diesen Fund. „*Binis hisce testimoniis tertium jam addimus hucusque doctis ignotum et a nobis — detectum.*" p. 12. Hier liegt freylich das Zeugnis von einem gedruckten Koran am Tage. Aber unbekannt war diese Stelle nicht, gewis nicht in Deutschland. *Joh. Andr. Bose*, Prof. in ...a, der ein Exemplar von *Thes. Ambros. Introductio* besafs, welches noch in der dortigen Bibliothek vorhanden seyn wird, hat mit klaren Worten auf die Citation, und zwar mit Angabe von fol. 84. hingewiesen. Man sehe *Bosii Introductio generalis in notitiam rerum publicarum orbis universi; accedunt ejusdem dissertat. de Statu Europae. Jenae* 1676. 4; *Dissertat. III. de religionis et rei litterariae statu in Europa*, §. XL. p. 338.: — „*qui et ejusdem introductionis fol. 84. quaedam ex quarto* (sic) *ejus operis quinternione adducit.*" Oder man s. *Tenzel's* monatl. Unterredungen, November 16... S. 918., oder *Jo. Mich. Langii Diss. de Alcorani prima inter Europaeos editione arabica.* Altdorf 1703. 8. Diese beiden werden auch von Hn. *De-R.* genannt, p. 5. Wie es aber zugegangen seyn mag, dafs von diesem arabischen Druck nicht Ein Exemplar, nicht Ein Blatt, Nichts, durchaus Nichts, so viel man jetzt wissen kann, sich erhalten hat, diese Frage ist noch nicht beantwortet. „*Exemplaria omnia cremata sunt,*" sagte *Erpenius*, in *Catalogo librorum arabicorum*, bey seinen *Rudimentis ling. arab.* Leiden 1620. 8. *Erpenius* war in Venedig, gewis erkundigte er sich nach arabischen Schriften, aber freylich erst im J. 1612. *Lang* meynte, verbrannt sey die ganze Auflage worden durch den päpstlichen Feuer-Eifer: diesen habe Luthers Abfall angefacht. Dabey wird die Angabe des *Erpenius* angenommen, dafs die Ausgabe um das J. 15... fertig geworden sey. *De-R.* findet die angebliche Ursache des Verbrennens wahrscheinlich. Er bemerkt aber, Paganinus, der Vater des Alexander de Paganinis, habe früher aufgehört zu drucken. Sehr richtig. Aber nicht richtig ist, was *De R.* meynt, dafs das letzte, von Jenem gelieferte, Buch im J. 15... zu Venedig erschienen, dafs folglich seine Ausgabe des arabischen Korans kurz vor oder kurz nach demselben Jahr (15...) ausgefertigt worden sey. *Panzer* setzt *Annal. typogr.* Vol. XI. p. 268. in *Index Typographorum* (und eben so p. 22. in *Index Urbium*) „*Paganinus de Paganinis. Venetiis*, 15... 1509. 1516." Er setzt aber 1518. ohne Grund: denn *Itinerar. di Lod. Bartema. Venezia pel Paganini* 1518. 8. (*Annal.* VI... p. 444.) wird dem Sohn Alexander angehören. Der Vater tritt ab mit dem J. 1509. Annal. VIII. p. 395. 96.; wenigstens *Panzer* hat nach diesem Jahr von ihm nichts mehr anzuführen. Und das erste Jahrzehend des 16. Jahrh. hat Nichts, das den Papste anfeuern konnte, den Koran, und zwar den arabischen Koran, verbrennen zu lassen. — Sollte der Drucker selbst das Werk seiner Hände verbrannt haben, vielleicht unvollendet verbrannt haben, aus Unzufriedenheit über den schlecht gelungenen Versuch? *Erpenius loc. cit.* setzt unmittelbar nach jenen Worten *sed exemplaria omnia cremata sunt* hinzu: „*Libelli duo Astronomici, charactere inelegante, in 8. sed hi quoque rarissimi sunt et haberi non possunt.*" Diese *Astronomici libelli*, wohl auch aus der Presse des Paganini, werden doch nicht als ketzerisch vernichtet worden seyn? und doch sind auch diese ganz unsichtbar. — Ist ja noch die Lösung dieses literarischen Räthsels zu hoffen: so vermag sie etwa Einer zu geben, der berühmte Bibliothekar, Hr. *Abbate Morelli*, zu Venedig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. May 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Magazin für bibliſche Interpretation*, angelegt von *Joh. Carl Heinr. von Zobel*, d. Philoſ. M., d. Theol. Baccalaur. u. Prediger in Wiederau b. Herzberg im ſächſ. Churkreiſe. *Erſten* Bandes *erſtes* Stück. 1805. XII u. 188 S. 8. (20 gr.)

Wir wünſchen dieſem Magazin viele Aufſätze, wie der erſte vom Herausg. ſelbſt: über das *chattenreich der früheren Juden* und über eine doppelte, ſich ſcheinbar widerſprechende, Vorſtellung von demſelben. Er iſt mit Kenntniſs und Gewandtheit bearbeitet, wenn gleich Rec. das Eigenthümliche darin nicht für richtig anerkennen kann. Zu ſtark iſt die erſte Theſis ausgedrückt: Vor der Wegführung nach Babel herrſchte unter den Juden noch kein Glaube an .. Unſterblichkeit u. ſ. w. (S. 3.) Der Vf. zeigt in der Folge ſelbſt, daſs man ſich eine ſchattenartige Fortdauer (vgl. auch *Cic. Tuscul. Quaeſt.* L. I. 16.) vorzuſtellen pflegte, die einem David u. dgl. Männern nicht thätig genug und alſo nicht wünſchenswerth ſchien (ſo wenig als dem Schatten des Achilles, nach der Odyſſee). Auf alle Fälle aber blieb doch in dieſer hebräiſchen Volksmeinung etwas vom Menſchen als nichtgeſtorben und als fortdauernd ohne Körperauferſtehung. Angenehm iſt im weitern Verlaufe des Aufſatzes die Vergleichung von Parallelen aus Griechen und Römern, obgleich nur ein Anfang. Es müſſen ſich oft noch treffendere angeben. Bey ſchwierigern Stellen des A. T. kann Rec. meiſtens die Exegeſe des Vfs. nicht anders, als ſehr willkürlich nennen. Deut. 30, 13. iſt nicht an den Scheol zu denken, wie S. 43. will. Wäre es, ſo müſſte der Scheol nicht, wie der Vf. meynt, unter dem Meere, ſondern *jenſeits* deſſelben geſetzt worden ſeyn. Gedankenloſigkeit als Charakterzug der Schatten im hebr. Scheol folgt nicht aus den S. 56 ff. angeführten Stellen. Pſ. 6, 6. ſagt nur, daſs der Scheol nichts dankwerthes ſey. Eben dahin zielt Jeſ. 38, 18. — Pſ. 88, 13. iſt ארץ נשיה nicht *Land der Vergeſſenheit*, im activen Verſtande, ſondern Land, *welches vergeſſen wird*, d. h. deſſen Bewohner man hier oben bald zu vergeſſen pflegt. Vgl. Iliad. ψ. v. 72. Odyſſ. λ. v. 217 ff. 472 ff. Eben ſo wenig zeigen Pſ. 31, 18. 115, 17. Sprachloſigkeit als ein angenommenes Attribut jener Schatten. Sie wollen nur, über ihren thatenloſen Zuſtand, den Jehovah nicht preiſen. Eigenthümlich aber iſts allerdings bey dem hebr. Scheol, daſs ſeine Bewohner weder geſtraft noch belohnt werden, ſondern alle ſorgenlos und einander gleich ſind, ſ. Hiob 3, 11—19. ohne Elyſium, ohne Tartarus, ohne Todtenrichter. So wenig iſt die Idee einer Vergeltung *nach* dem Tode dem Menſchen überhaupt nothwendig! — Hält man den Gedanken feſt, daſs im Scheol die Schatten *antiquae imitamina vitae* (wie es *Ovid. Metamorph.* 4, 443—46. gut ausdrückt) treiben ſollten, und daſs ſie übrigens weder als gedankenlos noch als ſprachlos vorgeſtellt waren, ſo wird auch Jeſ. 14, 9. u. ſ. w. mit dem übrigen altteſtamentlichen Volksglauben über den Scheol harmoniſch. Dieſe Stelle ſagt nichts anders, als daſs der Dichter ſich denken konnte, wie die Schatten alter Könige u. ſ. w. dem nun endlich auch hinabgeſtoſsenen Despoten von Babylon ſchadenfroh entgegen eilen.

Die zweyte Vorſtellung, welche der Vf. als *altjüdiſch* erweiſen will, ſoll dieſe ſeyn: daſs man ſich die *Kinderſeelen vor* der Vereinigung mit dem Körper *als im Scheol* präexiſtirend gedacht habe. Der Goph der Rabbaniſten zwar iſt bekannt. Aber Pſ. 139, 13. iſt כליות gewiſs nicht *Seele*, ſondern die organiſche Textur des Embryo, und בטן אמי nicht der *Erde Schooſs*, ſondern der *Mutterleib*. Eben ſo ſind תחתיות ארץ Pſ. 71, 6. nicht der innern Erde Tiefen. Uebrigens hat der Vf. gut erinnert, daſs גזר im Syriſchen *trajicere* bedeute. — Auch in Hiob 3, 16. liegt nicht, daſs eine Präexiſtenz der Kinder anderswo als im Mutterleibe gedacht worden wäre. *Todtgeborne* ſind es, welche dort „das Licht nicht erblicken." Sonderbar genug überſetzt der Vf. עוללים *zarte Kinderſeelen*. — Pſ. 9, 14. iſt kein Grund, um ממותי als Präteritum zu verſtehen. Sieh Jehovah, ruft der Pſalmiſt, wie ich von Meinen Feinden gedrängt werde, *du, der du mich hier oben erhältſt fern von* den Todespforten! Die ſcheinbarſte Stelle für des Vfs. Meinung wäre Pſ. 139, 15. wegen der Beſtimmung בתחתיות ארץ. Allein das רקמתי paſst doch gewiſs nicht auf Präformirung der *Seele* unter der Erde. Es muſs alſo hier ohne Zweifel das *infera terrae* ſo, wie von den beſſern Auslegern bey Epheſ. 4, 9. und Jeſ. 44, 23. erklärt werden. „Zwar, ſagt der Dichter, wurde ich wie ein Kunſtgewebe gebildet *hier unten auf der Erde* (nicht oben in deinem Himmel). Aber dennoch faſſeſt du (vom Himmel herab) mich in dem noch faſt unſichtbaren Embryonenzuſtande." So erhellt klar, warum der Dichter gerade auf das *Niedere* der Erde gegen die *Höhe* des Himmels einen Nachdruck legen wollte. — Auch aus Hiob 1, 21. iſt nicht zu ſchlieſſen, daſs שמה בטן אמי *der Schooſs der Mutter-Erde* ſey. Zwiſchen der griechiſchen und der hebräiſchen mythiſchen Bildnerey iſt der Unterſchied ſehr groſs.

Eine *alma mater Tellus* ist dem Hebräer, der die Erde nicht deificirt, nicht eine seiner Phantasie correspondirende Personification. Der noch zu viel gräcisirende Geschmack von *Michaelis*, *Döderlein* u. s. w. kann dagegen hierin nicht als Auctorität gelten. Weil der Vordersatz bey Hiob sagt: Nackt ging ich hervor aus Meiner Mutter Leib, und der Nachsatz von einem שָׁמָּה שָׁמָּה spricht, so müsse, meynt der Vf., der Mutterleib ein Ort seyn, *wohin* der Sterbende *wieder* komme, also wo er vorher gewesen sey. So subtil aber darf der Parallelismus nicht gegriffen werden. Der Dichter sagt: „Nackt werde ich umkehren — *dorthin!*" nämlich an den dunkeln, ungenannten Ort; nach einer *locutio ad sensum*. Im Worte שוּב liegt nicht das *wieder*, *zurück* u. dgl. Jon. 3, 8. 10. Es bedeutet *sich umwenden*, ἐπιστρεφεσθαι. Genes. 3, 19. Das übrige hängt von der aus dem Zusammenhang folgenden Beziehung ab. Nach eben dieser Bedeutung sagt Hiob 30, 23. Ich weiss, *umwenden wirst du*, *Gott*, *mich* zum Tode, d. h. Nicht im Leben lässest du mich weiter fortschreiten; du änderst meine Richtung dem Tode zu. Das Nämliche ist zu Erklärung des יְשׁוּבוּ im Ps. 9, 18. anwendbar. „Dass sich umwenden, rückwärts weichen müssten die Bösen zum Scheol," um die Besseren von ihrem Einfluss zu befreyen. An das, was sie zuvor waren, denkt dabey der Dichter nicht. Will man Hiob 21, 13. רֶגַע nach dem Vf. mit ἐπιστροφή: so würde alsdann auch *ein Umwenden* zu denken seyn. „Indem sie sich, vom Guten weg (מִטּוֹב geht vorher), umwenden müssen, steigen sie in den Scheol hinab. Für die entscheidendste Stelle, vom Aufenthalte der Seelen noch ungeborner Kinder im Scheol, scheint der Vf. §. 13. die aus dem Liede I Sam. 2, 6. zu halten, nach welcher Jehovah ist todt und lebendig machend, מוֹרִיד שְׁאוֹל וַיַּעַל. Schon die Wortfolge aber ist deutlich gegen des Vfs. Hypothese. Nach dieser würde in umgekehrter Ordnung gesagt seyn müssen: *ascendere faciens e Scheole ac descendere*. Wäre also auch der eigentliche Sinn nicht auszufinden, so bliebe doch gewiss der Sinn, welchen der Vf. hinein legt, ausgeschlossen. Allerdings aber findet sich durch Deut. 32, 39. Hiob 5, 18. als Parallelen die Auflösung. Auch das Kommen in Todesgefahr ist dem religiösen Hebräer ein vom Jehovah bewirktes Abwärtssteigen gegen den Scheol (*versus*, εἰς, nicht *in*, ἐν..), daher im Gegentheil die Rettung ein Aufwärtsgeführtwerden. Nach dieser Bedeutung folgt וַיַּעַל *erst nach* dem מוֹרִיד, und ohne ein beygefügtes: *wieder*. Wir müssen gegen den Vf. nach allem diesem das Resultat ziehen, dass in den alttestamentlichen Schriften *nicht Eine* Stelle die Meinung, dass die Seelen der Kinder und dann der Abgeschiedenen einerley unterirrdischen Aufenthaltsort haben, als althebräisch uns überliefert. Die Ableitung dieser Meinung aus Aegypten fällt daher ohnehin weg; wie überhaupt alle Beyspiele, wodurch *Michaelis ad Lowth. Praelect.* IX. p. 187. seine Ableitung hebräischer Mythologie aus der ägyptischen darthun wollte (z. B. vom Uebersetzen auf die Todteninsel u. s. w.) bey näherer Prüfung als blos schimmernde Fictionen verschwinden. Den Aegyptiern war die Seele *vor* dem Geborenwerden nur deswegen im Scheol oder Amenthes (vgl. *Herodot.* L. II.), weil sie die Seelenwanderung voraussetzten. Der Amenthes war ihnen, s. *Plutarch. de Iside* p. 362., λαβὼν καὶ διδούς, nicht aber *zuerst* gebend und *dann* nehmend. Dass die Seelen uranfänglich schon im Aufenthaltsort der Abscheidenden präexistirt haben sollten, ist eine Behauptung, an welche weder die Aegyptier, noch Sokrates in Plato's Phädon gedacht haben. Man fragte sich blos, wo waren die jetzt zur Empfängniss und Geburt kommenden Seelen nächstzuvor, und antwortete dann freylich mit letzterm: εἰσιν αρα αἱ ψυχαι ἡμων εν ἁδου. Auf Präexistenz überhaupt, auf ein ποτ εἰναι, πριν u. s. w., nicht aber auf das ursprüngliche Präexistirthaben im Scheol führte jene Behauptung gewisser (scheinbarer) Reminiscenzen, wegen welcher *Cebes* (*Phaedo* p. 165.) sagt: τουτο δε αδυνατον, ει μη ἠν που ἡμων ἡ ψυχη, πριν εν τῳδε τῳ ανθρωπῳ εἰδει γενεσθαι.

Ein zweyter Aufsatz, vom Hn. Pred. *Löser* zu Rehfeld erklärt kurz den Zusammenhang von *Hebr.* 13, 7—13. v. 7. ist ἐκβασις (vgl. B. Weish. 2, 17.) τῆς ἀναστροφῆς *glücklicher Ausgang ihres Betragens*. S. ἀναστρεφεσθαι Hebr. 10, 33. θυσιαστηριον hingegen ist niemals *Opfer*, folglich auch v. 10. nicht. Der Ausdruck *vom Altare leben* ist bekannt. Der Sinn des Briefstellers scheint zu seyn: der Christ hat einen Opferaltar (Jesu Kreuz), von welchem her die diesseitigen Priester (alle Christen, vgl. v. 15. 1 Petr. 2, 5.) keine Nahrung erhalten. Erhielten doch (v. 11.) schon die levitischen Priester von Opferthieren, welche wegen des Sündigens *(mulctae loco)* geschlachtet wurden, keinen essbaren Antheil; da vielmehr ein solches Thier ganz dem Feuer übergeben wurde (d. h. Mose die Klugheit gehabt hatte, aus Sündopfern, welche die Stelle unserer Strafgelder vertraten, keinen Gewinn für irgend einen Fiscus entstehen zu lassen, damit nicht etwa den Verschuldungen desto weniger vorgebeugt würde, wenn sie einträglich gemacht werden könnten). ἁγιαζειν v. 12. heisst nie: *versöhnen*, sondern der Gottheit *weihen*, *heilig machen*. Einem *Sündopfer* machte der Ort der Kreuzigung ausser der Stadt den Gekreuzigten ähnlich, nicht aber einem Versöhnungsopfer.

Zuletzt erklärt der Herausg. *Jes.* 1, 2—8. Die Verdoppelung in הוֹי גּוֹי חֹטֵא möge das *Mühsame* des Grosziehens jener Kinder ausdrücken. Vielmehr das *Gelungene!* v. 3. sey אבוס *Tenne*, nicht *Krippe*, und so immer, auch Hiob 39, 9. nach בּוּס *treten*, *dreschen*. Mit der Tenne, als Platz zum Dreschen, aber steht der Esel des Orientalen wenigstens gewöhnlich nicht in Relation. Bey der Tenne scheint auch der Aufbewahrungsort für Menschen und Vieh gewesen zu seyn. Vgl. מאבוס Jerem. 50, 26. und بيدر *collegit*. Liest man v. 8. בַּת, wie Hr. *Arnoldi* und der Vf.: so muss doch die Uebersetzung seyn: *wie diese Stadt*. So

so fällt wohl der Grund, mit dem Vf. נשמרה *mutata, orbata es* zu conjecturiren, und dadurch נמוג zu emendiren, ganz weg!

Berlin, b. Schöne: *Ueber die Offenbarung St. Johannis.* Ein Entwurf derselben, mit zwey Abhandlungen von *Karl Wilhelm Brumbey.* 1804. VIII u. 120 S. 8. (12 gr.)

Wer alt wird, erlebt manches, wobey er anfangs seinen Augen nicht traut. So ging es dem Rec. dieser Schrift. Mit Erstaunen hat er darin gelesen, dafs Hr. *Hermann Daniel Hermes*, der Vf. des *Versuchs zweckmäßiger Betrachtungen über die biblischen Weissagungen, insbesondere über die Offenbarung Johannis*, der neuerlich wieder, zumal im Holsteinschen, so viel Redens von sich gemacht hat, ein *dreister Weltverbesserer*, ein *Aufklärer* (!) sey, der sich über den Mann Gottes, D. Martin Luther, den unübertrefflichen Uebersetzer der ganzen Bibel, vermessen erheben wolle. Und das behauptet Hr. *Karl Wilh. Brumbey.* Er weifs noch wohl den Tag — es war der 8. Julius 1801. — als er sich hinsetzte, um die Ehre des grofsen Reformators an dem Manne zu rächen, der, recht wie diesem grofsen Manne zum Trotz, 2. Thess. 2., 7 u. 8. so übersetzte: „Die Bosheit regt sich bereits heimlich; nur ist einer, der es aufhält, *bis es aus der Mitte entstehe* (ἑως ἐκ μεσου γενηται). Nun mag Hr. *Hermes* sich schämen, dafs er so verkehrt übersetzt hat. Nein! Gottes Wort und Luthers Lehr' (auch seine Uebersetzung der Bibel) vergehen nun und nimmermehr: So, wie wir es in seiner Bibel lesen, hat er übersetzt, und dabey mufs es bleiben. Warum vermifst sich ein *Hermes*, es besser wissen zu wollen, als der, welcher sang: Das Wort sie sollen lassen stahn, und kein'n Dank dazu haben. Natürlich wagt es Rec. nicht, sich in einen Streit zwischen den Hnn. *Hermes* und *Brumbey* zu mischen; *non nostrum est, tantas componere lites.* Er referirt also nur noch, dafs der Vf. dieser Bogen von dieser, der gelehrten Welt leider sehr gleichgültigen Sache ausgeht, um auf 40 Seiten, dem Drittel der ganzen Schrift, einen *Auszug* aus der Offenbarung Johannis mitzutheilen, wie jeder Schüler ihn machen, und den man lesen kann, ohne dafs sich dadurch der Sinn der Offenbarung im geringsten offenbaret; dafs er sodann dieser biblischen Schrift ihren göttlichen Ursprung durch Argumente folgender Art: Nur Gott könne so aufserordentliche Dinge wissen, kein Mensch könne aus eigenem Antrieb so eine Schrift dichten, kein Mensch aus eigener Kraft so eine Apokalypse verfertigen, indicirt, dafs er ferner die Lutherische Uebersetzung des schon gelobten Verses gegen den erwähnten Sophisten rechtfertigt, auch dabey ως εν παροδω den apokalyptischen Thoren als ein Kenner die Nativität stellt, und endlich, *in nomine Jesu* gelegentliche Gedanken über *Schwärmerey* mittheilt, wobey er als ein zweyter *Cicero pro domo sua* den Verdacht, dafs er selbst ein Schwärmer sey, möglichst von sich ablehnt, und gründlich darthut, dafs keiner darum mit diesem Namen zu benennen sey, weil ihm (so wie Hn. *Br.* selbst) *Weisheit von oben her* gegeben sey, die er erfleht und erweint habe, weil sie ihm reichlicher mitgetheilt sey, als seinen Brüdern, und weil er Wahrheiten erkenne, die vor der Hand den übrigen unerkennbar bleiben. Die letztere Wahrheit, dafs nämlich Hr. *Br.* reichlicher als seine Brüder Weisheit von oben empfangen habe, wäre nun freylich dem Rec. auch noch unerkennbar; aber das erkennt er wohl, dafs der Vf. gute natürliche Anlagen von Gott empfangen hat; er bedauert nur, dafs er sie nicht genug entwickelte; er seufzet über die Richtung, die er seinen wirklich gar nicht verachtungswerthen Talenten gab, wodurch er der Kirche Jesu die ersprieslichsten Dienste leisten könnte. Hr. *Br.* wolle jedoch dieses über ihn gefällte Urtheil nicht so auslegen, als ob Rec. ein Verächter der Offenbarung St. Johannis sey, worüber er doch in vorliegender Schrift so schöne Sachen habe lesen können.

Zerbst, b. Füchsel: *Geschichte der Israeliten von Jesus*, nach ihren heiligen Büchern für die Bedürfnisse unserer Zeit bearbeitet von *Joh. Ludw. Wilh. Scherer.* — *Erster* Theil, enthaltend die hebräische Urgeschichte und die Gesch. d. Israel. unter Mose. 1803. 414 S. 8. *Zweyter* Th., enthaltend die Gesch. d. Israel. unter Josua und den Helden. 1804. 268 S. 8. (à 20 gr.)

Diese im Ganzen gut geschriebene Geschichte des durch mehrere Werke hinlänglich bekannten Vfs., die für unsere Zeit das werden soll, was *Hesse'ns* Werk für die seinige war, ist in einer gefälligen, aber nicht immer genauen und sorgfältigen Sprache abgefafst; auch liefert sie gute Erklärungen und sinnreiche Conjecturen; diese sind aber nicht immer befriedigend; überdiefs ist Manches unrichtig dargestellt, und hier und da der Sinn verfehlt. Um diese Bemerkungen zum Theil zu rechtfertigen, diene die Uebersetzung des ersten Kapitels des Buchs Josua S. 5.:

Mose, mein Diener, ist gestorben!
So steig nun auf, (*statt stehe auf, der Hebraismus konnte auch wegbleiben*) geh über diesen Jordan,
Du, und das ganze Volk in das Land,
Das ich euch gegeben, (*bestimmt*) den Söhnen Israels.
Ein jeder Ort, den euer Fufs betritt,
Ist euch von mir gegeben
So wie ich es zu Mose sprach:
Von der Wüste an und diesem Libanon
Bis zu dem grofsen Flufs, dem Flufs Phrat,
Das ganze Land der Hethiter
Bis an das grofse Meer, wo sich die Sonne neigt,
Zieh (*sich*) eure Grenze hin.
Lafs dieses Gesetzbuch von deinem Munde nicht *schwinden*,
Auf deinem Wege wird dirs dann gelingen. (*auf welchem?*)

Der Vf. sagt zwar in der Vorrede, dafs er die Geschichte der Israeliten seinen Zeitgenossen so geben wollte, wie sie in ihren heiligen Büchern dargestellt sey; er habe daher die einzurückenden Stellen treu nach dem Original gedollmetschet, und wenn es möglich gewesen sey, habe er das deutsche Wort an die Stelle des hebräischen gesetzt; auch hebräische Construc-

ſtructionen nachzubilden geſucht; ſeine Ueberſetzung ſollte antik ſeyn; allein die Ueberſetzung muſs auch wirklich deutſch, und für unſer Zeitalter lesbar und verſtändlich ſeyn. Z. B. geben und beſtimmen ſind in unſrer gegenwärtigen Sprache keine gleichbedeutenden Wörter, und die Redensart: auf deinen Wegen, giebt nicht immer einen beſtimmten Begriff, ſo wie hier. Uebrigens ſcheint uns die Ueberſetzung des Vfs. gröſstentheils lesbar zu ſeyn. Bey dem Bemühen aber, alles natürlich zu erklären, kömmt uns doch die Erklärung oft nicht natürlich genug vor, und verlangt beynahe noch mehr Glauben, als das erzählte intendirte Wunderbare des Geſchichtſchreibers ſelbſt, das eben deshalb nicht füglich natürlich zu erklären iſt. Solche Bemühungen ſind undankbar, und lohnen weder Zeit noch Mühe. — Uebrigens hätten wir unter andern gern geſehen, wenn der Vf. etwas über den Punkt, warum Lamech ſiebenzig, und Kain nur ſieben Mal gerächt werden ſollte, über die lange Reihe von Jahren der Patriarchen, über Noahs Schiff, Aufnahme und Verſorgung ſo vieler Arten von Thieren, über die ſogenannte Sprachenverwirrung beym Thurmbau u. a. geſagt hätte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG u. HELMSTÄDT, b. Fleckeiſen: *Ueber den Beweis eines dem Fiduciar vom Teſtirer mündlich auferlegten Fideicommiſſes und deſſen rechtliche Wirkungen*, ad Leg. ult. C. *de Fideicommiſſis*; von *Leonhard Ludwig Gottlieb Süptiz*, Advocat und Notar in Braunſchweig. 1804. 120 S. 8. (10 gr.)

Die Abſicht dieſer Abhandlung iſt, zu zeigen: *Welche Fälle können bey dem Beweiſe eines mündlich auferlegten Fideicommiſſes vorkommen? und wie ſind ſie zu normiren?* Die Geſetze, auf welche die ganze Materie ſich gründet, ſind: L. ult. C. *de fideicommiſſis* (VI, 40.), §. ult. Juſt. *de fideicommiſſar. hereditat.* (II, 25.), und Cap. 4. X. *de teſtamentis* et ult. *voluntat.* (III, 26.). Der Vf. geht von den richtigen allgemeinen Grundſätzen aus, dafs die geſetzliche Erbfolge eigentlich als die Regel, und jeder letzte Wille nur als Ausnahme von dieſer Regel zu betrachten, folglich in zweifelhaften Fällen nicht zu vermuthen, ſondern von dem, der ſich darauf berufen will, nach den beſonders beſtimmten Bedingungen ſeiner gültigen Form zu beweiſen ſey. Dieſe Abweichungen von der Regel ſind wieder gewiſſen Vorſchriften unterworfen, müſſen es auch nothwendig ſeyn, wenn nicht völlig freye Willkür herrſchen, und das Geſetz ſeine ganze Gültigkeit verlieren ſoll. Hieraus erklärt ſich die Einführung der bey letztem Willen vorgeſchriebenen Feyerlichkeiten. Der Vf. nimmt, nach dieſen Feyerlichkeiten betrachtet, eine dreyfache Art der letztwilligen Diſpoſitionen an: 1) Teſtamente, 2) Codicille, 3) das Vermächtniſs durch einen mündlichen Befehl des Erblaſſers an den Erben oder Legatar. Ganz accurat iſt dieſe Art der Eintheilung nun freylich nicht, was aber hier keiner weitern Erläuterung bedarf. So viel iſt richtig, dafs die Nr. 3. erwähnte mündliche Verfügung zu ihrer Gültigkeit keiner beſondern Form bedarf. Wegen des Beweiſes aber iſt mancher Streit unter den Rechtsgelehrten. Der Vf. unterſcheidet folgende Fälle, die die Sache allerdings erſchöpfen. I. Der Fiduciar und Fideicommiſſar ſind beide noch vorhanden; hier kann es ſeyn, *a*) dafs jener die ganze Exiſtenz des Fideicommiſſes, und dafs es ihm auferlegt ſey, läugnet; *b*) dafs er die Thatſache eines Fideicommiſſes unbedingt zugeſteht, ohne ſich einiger Einreden dagegen zu bedienen; wobey es denn darauf ankommt, ob *aa*) zugleich die Summe oder das Object des Fideicommiſſes aufser Zweifel geſetzt, oder *bb*) ob dieſes noch ungewiſs iſt; *c*) dafs er Einreden gegen die Wirkſamkeit der übrigens als wahr zugegebenen oder erwieſenen Fideicommiſſes aufſtellt. II. Der Fiduciar und Fideicommiſſar ſind nicht mehr beide vorhanden; es ſey nun, dafs erſterer, oder letzterer nur allein noch, oder keiner von beiden mehr da iſt. — Man muſs dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, dafs er dieſe verſchiedenen Fälle mit einer rühmlichen Sorgfalt unterſucht, und auf die beſondern Verhältniſſe eines jeden, die hier der Kürze wegen übergangen ſind, eine genaue Rückſicht genommen habe. Dafs bey I. a. nicht nur der Eideszantrag, ſondern auch jeder andere Beweis, beſonders durch Zeugen, Statt finde, iſt ſehr einleuchtend gezeigt worden. — Bey I. aa. kommen beſondere Verhältniſſe vor, deren Entſcheidung ſehr ſchwierig iſt, und den Richter leicht in Verlegenheit ſetzen kann. Es iſt z. B. zwar ausgemacht, dafs der Teſtirer dem Erben oder Legatar eine Leiſtung auferlegt, dieſe auch beſtimmt angegeben habe, der Beklagte will aber das Letztere nicht genau bemerkt, oder auch vergeſſen haben. Der Vf. hält nach Verſchiedenheit der Umſtände hier theils den Eid *in litem*, theils das Ermeſſen des Richters zur nähern Beſtimmung des Fideicommiſſes *in quali et quanto* zuläſſig. — Darin findet Rec. Bedenken, dem Vf. beyzuſtimmen, dafs, wenn der Fiduciar die nähere Beſtimmung des Fideicommiſſes läugnet, und nur ſo viel zugeſteht, dafs der Teſtator ihm in allgemeinen Ausdrücken auferlegt habe, dem Kläger etwas zu leiſten, alsdann nicht dieſem, ſondern dem Fiduciar die Laſt der Beweisführung zukomme; weil er die Rechtsvermuthung gegen ſich hätte, dafs der Teſtator ſeine Verfügung werde gehörig beſtimmt haben. Es findet ſich aber in keinem Geſetze geordnet, dafs den Richter dieſs in zweifelhaften Fällen ſchon als wahr annehmen müſſe, und ohne ſolche geſetzliche Sanction läſst ſich keine Rechtsvermuthung behaupten. *Praeſumtio hominis* mag den Umſtänden nach wohl vorhanden ſeyn, dieſe befreyet aber den, der ſie für ſich hat, nicht vom Beweiſe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriss einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 87. abgebrochenen Recension.*)

Nr. 3. Aus den bisher betrachteten Schriften des Vfs. erhellt, dafs seine vorzüglichste und ursprünglichste Ansicht auf die Würdigung des Objectiven (oder eigentlich auf dessen Wiedervereinung mit dem Subjectiven) im Leben zurück kömmt, dafs er erst dadurch jenen weiteren Entwickelungen der organischen Totalität im *dritten*, *fünften*, *sechsten* Aufsatz von Nr. 2. und in ganz Nr. 1. festere Haltungspunkte geben konnte, als die gewöhnlichen Dynamiker einerseits, die Materialisten andrerseits, und alle zwitterhaften Mittelglieder. In diesem Werk ist nun jene Zweyseitigkeit des Lebens auf das höchste gesteigert. Wir erhalten nun *zwey* statt *eines* Lebens. Diese neue Ideen vom organischen Leben verfolgt der Vf. aber nun nichts weniger als schüchtern bis an die offen liegendste Aufsenseite. Die drey Krankheitsdimensionen erhalten eine viel ausgedehntere Beziehung, und nur in dem einen Kapitel von den äuseren Einflüssen (leider das Wichtigste) wird der Vf. seicht, ob schon er hier die mehrsten Aufschlüsse zu geben schuldig war. Aus mehreren Stellen der Vorrede wird es klar, dafs der Vf. von nichts weniger als dem Gedanken ausgieng, einen vollendeten Grundrifs für die Theorie zu legen. Es sind aber auch, was er giebt, nur Bruchstücke, die er als Schöpfer des Ganzen wohl überall in Beziehung zu bringen weifs, die indessen für den, der von aufsen in seine Theorie dringen will, verloren gehen. Hr. *Tr.* selbst *postulirt* zu oft und zu viel, wenn er seine Inhaltsschweren Winke gegeben zu haben glaubt. Die Schwierigkeiten, die sich *dem* entgegen setzen, der eine ganz neue Ansicht der Dinge mit blofsen Umrissen angeben will, hat er nicht besiegt, und unverzeihlich ist es, wie sehr er die Lücken, die ihm doch keine Schande machen würden, durch Drehungen und Wendungen zu verbergen sucht. Uebrigens scheint es dem Vf. in diesem Werk fester Vorsatz zu seyn, ein und dasselbe bey verschiedner Gelegenheit in ganz veränderter Gestalt aufzuführen und selbst das Gewöhnliche und Triviale nicht in der gewöhnlichen Form zu geben, selbst auf Unkosten der deutschen Sprache. Mit Uebergehung der Einleitung, worin der Vf. unter den unzulänglichen, bisher angenommenen Meinungen vieles aufzählt, wozu er kein Recht hat, halten wir uns an die Hauptsache. Nachdem das universelle und individuelle Leben entwickelt — gegen einander gehalten, und Licht und Schwere — Expansivität und Contractivität als die Quelle alles dynamischen und materiellen Bestehens aufgeführt sind, wobey Rec. nur auf die richtige Meinung des Vfs., dafs *lebend* und *leblos* im universellen Leben keinen Sinn habe, und auf die Leichtigkeit aufmerksam machen will, mit welcher er die Begriffe des Lichts und der Schwere, als Factoren des dynamischen und materiellen Lebens einführt, wird gezeigt, dafs Licht und Schwere als Princip der Bewegung und Gestaltung der Erde unter Electricität und Magnetismus der Substanz verborgen liege, wovon dieser in ewiger Ruhe in der Erdaxe sich concentrire, jener in ewiger Bewegung in dem Aequator der Centrifugale folge und das Licht suche. Hier liegen die Urpolaritäten des absoluten Lebens der Substanz; was sich aus ihm als Leben des Accidenz, der Individualität bildet, kann nur in Production aus der Indifferenz in Differenz oder Reduction von dieser in jene hervorgehn. Dies sind die beiden Lebensprocesse der Erde, die man gewöhnlich als organischen und unorganischen einander entgegen setzt — ein Aufwachen (in jenem), ein Einschlafen (in diesem) der Erde. (Diese noch nirgends so klar aufgestellte Idee verdient alle Aufmerksamkeit, so wie auch das Folgende:) Die Produkte der Produktion treten mit herrschender Electricität im Thier, mit herrschendem Magnetismus in der Pflanze auf (dafs die Pflanze *Gestaltung* offenbare, bedürfte mehr Bewährung, und die Deutung ihres Wurzelns eine andere Stellung). Das Leben von Thier und Pflanze ist also schematisch eins, synchretisch verschieden. Die Lebensgesetze beider sind im Begriff *die* der Erde, im Begriffnen different. In reductiven Process fafst der Vf. electrischen, magnetischen, chemischen und galvanischen Process zusammen und zeigt ihre Produkte an der Erdoberfläche in den Flüssigkeiten aller Art, als geronnenen electrischen Actionen und in vielfachen Einheiten der imaginären Stoffe in concreter Gestalt nach zwey Seiten von Metallität aus unter dem Begriff des Magnetismus. Eine genealogische Naturgeschichte der Produkte aller dieser individuellen Processe nach Länge und Breite, Polarhöhe und Meridian im absoluten Leben der Erde postulirt der Vf. für eine vollendete Naturwissenschaft. Der Mensch sey die ausgeborenste Individualität der Erde, daher finde gegen sein Leben die gröfste Menge von Relationen, und

die gleichmäfsigen Verhältnisse von allen (in seinem Leben) statt. Aber da diese zwey verschiedenen Richtungen des individuellen Lebens (als Produktives im organischen, als Reductives im unorganischen) nur im Gegensatz, Coexistenz und Wechselwirkung (denn das Bestehen von *einer* ist nur ein Ueberwiegen über die *andere* im steten Conflict) gegen einander stehen: so resultirt der Begriff der Wechselbestimmung, der den von Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit involvirt. (Diese Wechselwirkung, welche doch die Möglichkeit und Wirklichkeit alles individuellen Lebens umfafst, ist mit sehr leisen Umrissen angegeben.) Nach einigen Rückblicken auf die Verhältnisse des individuellen Lebens zum Leben der Totalität, wird die Idee der Freyheit und Nothwendigkeit des thierischen Lebens auf die angeführten Begriffe der Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit zurückgebracht. Zuviel Freyheit oder Selbstbestimmung wurde dem Leben zuerkannt von denen, die Lebenskraft schlechthin annahmen und den Stahlianern von dynamischer Seite. Dasselbe thaten die Mechaniker, Jatromathematiker und Gallini von materieller Seite. Zu viel Nothwendigkeit oder Bestimmbarkeit erkannte dem Leben zu von dynamischer Seite *Brown*, und die Erregungstheorie; von materieller die Chemiatriker (wohin der Vf. die *Reilsche* Ansicht stellen wolle, und ob er sie überhaupt und auch die *Gallinische* kenne, wird nicht recht klar). „Da aber das Leben alles in allem ist und weder prädominirend frey, noch nothwendig, weder prädominirend dynamisch noch materiell in seiner Totalität: so kann auch nur eine Theorie, welche dieses alles umfafst, aus einem Punkt heraus und dahin zurück führt, die einzige vollständige seyn." Somit geschieht der Uebergang zur Theorie des Vfs. Er stellt nun sogleich das Leben in seinen zwey Sphären, im Dynamischen als Lebensprocefs; im Materiellen als plastisches, als Organismus auf. „Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit sind die herrschenden Begriffe, unter denen das Leben liegt, im Lebensprocefs präsentiren sie sich als Activität und Passivität, im Organismus als Receptivität und Productivität. Ihre Gesetze überschweben die beiden Seiten des Lebens mit ihren Factoren, und es sind dieselben, welche die Erregungstheorie für das dynamische Leben entwickelte, die nun auch für das plastische gültig zu machen sind." Zu Medien der Darstellung nimmt der Vf. das Verhältnifs der Quantität und Qualität auf, und zeigt wie von dynamischer Seite jenem die Erregung mit ihren Factoren Activität und Passivität, diesem die Bewegung mit ihren Factoren Expansion und Contraction entspreche, wie von materieller Seite aus jenem Conformation mit ihren Factoren Construction und Destruction, aus diesem Affinität mit ihren Factoren Attraction und Repulsion hervorgehn. Dies sind in gedrängter Kürze die Elementarsätze des Vf. Sie bedürfen einer näheren Prüfung: Die Erregungstheorie stellte unter dem Begriff der Wechselbestimmung allerdings ein, für jede Theorie gleich nothwendiges und gültiges Schema auf, mit dem sie aber auch nur die allgemeinsten — für die Wirklichkeit selbst sinnlosen Verhältnisse des Lebens ausmittelte. Es ist nämlich ein andrer nothwendiger Satz der Physiologie, dafs jene Selbstbestimmung = Indifferenzvermögen und jene Bestimmbarkeit = Differenzirbarkeit sey, in so fern das Leben in das Gleichgewicht abwechselnd hervortretender Differenzen fällt. Die Erregungstheorie hielt dies für neue Gefäfse, wohin sie das Vorräthige legen könne, machte Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit mit vielfältig veränderten Benennungen zu Differenzen des Lebens, und legte die Indifferenzthätigkeit in den Gleichgewichtspunkt von diesen beiden, und ihr die Reproduction als Function bey. Die vielfachen Abweichungen in der Exposition dieser Verhältnisse sind nur Modificationen davon mit Verdrehung der Benennungen — alles aber unglückliche Versuche, das bequemliche Alte an das mifsverstandne Neue zu knüpfen. (Dadurch erhielt man nun Gelegenheit, Hypersthenie und Asthenie überall wieder anzubringen, indem man in ihnen die eine oder andere prädominirende Differenz zu finden glaubte. Hätte man aber erwogen, dafs unter Selbstbestimmung nicht mehr und nicht weniger als Indifferenzthätigkeit begriffen, und dafs, so wenig als diese über das Normalverhältnifs in ein noch normaleres treten könne, so gewifs auch keine Hypersthenie möglich sey; dafs im Gegentheil, so gewifs jede Abweichung vom Normalverhältnifs auf Differenzirung hinaus läuft, und Differenzirbarkeit dem Begriffe der Bestimmbarkeit entspricht; eben so gewifs jede Krankheit Asthenie seyn müsse; dafs endlich Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit und alle auf *ihre* Verschiedenheit begründeten Differenzen des Lebens eben so gut schiefe Gegensätze sind und sich eben so verhalten als Gesundheit und Krankheit; — so würde vielleicht manche fruchtbare Deutung nicht unterdrückt, und mancher helle Blick, wie *die* des Vfs., nicht durch jenes Galimathias getrübt worden seyn.) Die Erregungstheorie hat also weder mit ihren Factoren die Möglichkeit, noch mit Hypersthenie und Asthenie die Wirklichkeit der Differenzirung des organischen Lebens entwickelt. Die verschiednen Verhältnisse des Lebens, welche der Vf. als *Quantitäten* aufführt, sind aber nur die Reinen der Erregungstheorie, — hier nur der Doppelseitigkeit des dynamischen und plastischen Lebens angepafst. Auf der einen Seite nämlich steht *Erregung* mit ihren Factoren — *Activität* und *Passivität*, auf der andern *Conformation* mit ihren Factoren Construction und Destruction. Dafs aber die Factoren weder von dieser noch von jener die zwiefache Differenzirung des Lebens ausdrücken (so wenig als es durch die Angabe der Erregungstheorie geschieht) ist keinem Zweifel unterworfen. So sagt der Vf. selbst, dafs Hypersthenie wie Asthenie durch Expansionsdifferenz eben so wenig als durch Contractionsdifferenz schlechthin gesetzt wäre (in Nr. 1. setzt der Vf. noch Contractionsdifferenz mit Hypersthenie, Expansionsdifferenz mit Asthenie gleich — schweigt hier aber ganz still davon). Gleicher Sinn einer quantitativen Wechselbestimmung und Beziehungslosigkeit auf die wirklichen

Dif-

Differenzirungen des Lebens liegt auch in den Begriffen der Conſtruction und Deſtruction, in ſo fern jene als + *Selbſtbeſtimmung*, dieſe als + *Beſtimmbarkeit* (eigentlich: als + *Beſtimmtſeyn*. Durch ein + von dieſem iſt aber ein + Beſtimmbarkeit geſetzt) auftritt, jene mithin den hyperſtheniſchen, dieſe den aſtheniſchen Charakter trägt. So gewiſs nun aber Selbſtbeſtimmung ihren höchſtmöglichſten Grad in der Geſundheit behauptet und nur in der Beziehung auf eine präexiſtirende Differenz (= + Beſtimmbarkeit) in einem relativen Ueberwiegen, nämlich in der Geneſung hervortritt, eben ſo gewiſs werden *erſtlich* Conſtruction und Deſtruction in den Anomalieen des plaſtiſchen Lebens nur als Erkrankung und Geneſung ſich präſentiren; eben ſo gewiſs läſst ſich *zweytens* weder aus Conſtruction und Deſtruction, noch aus Activität und Paſſivität, oder irgend einem Verhältniſs der Wechſelbeſtimmung Hyperſthenie herausdemonſtriren: denn zwiſchen dem normalen Leben und dem Tod liegt in jedem Punkt hervortretende Differenz, verminderte Selbſtbeſtimmung, mithin erhöhte Paſſivität = Aſthenie, und Activität verhält ſich zur Paſſivität, Conſtruction verhält ſich zur Deſtruction, wie Geneſung zur Erkrankung, oder höchſtens wie Geſundheit zur Krankheit. Höchſt oberflächlich legt aber der Vf. den differenten Charakter des Lebens und mithin die innern Differenzen der Krankheit in Contraction und Expanſion als Factoren der Bewegung, in Attraction und Repulſion als Factoren der Affinität. Sie drücken die qualitativen Verhältniſſe des Lebens aus, ſtehen aber hier als nackte Reſultate höherer Demonſtrationen da, deren Auseinanderſetzung dem Vf. zu beſchwerlich fiel. (Was würde ſie aber auch geholfen haben; wenn der Vf. ſich nicht zugleich auch bemüht hätte, in der Entwicklung der wirklichen Phänomene des normalen und innormalen Lebens auf dieſe Differenzen *mehr* Rückſicht zu nehmen, als es in der Folge geſchehen iſt.) Dieſer Nacktheit jener Angabe wegen, iſt es auch ſehr natürlich, daſs des Vfs. Ideen ſehr dunkel bleiben, wenn er Bewegung als das Aeuſsere des Dynamiſchen, Affinität als das Innere des plaſtiſchen Lebens aufſtellt. — Aus welchem Grund noch die Begriffe von Produktivität und Receptivität als Momente der quantitativen Verhältniſſe (der Verhältniſſe der Wechſelbeſtimmung) im plaſtiſchen Leben herangezogen werden, da doch Conſtruction und Deſtruction dieſe Verhältniſſe hinlänglich erſchöpfen, iſt ſich auch nicht einſehen.

Rec. hoffte, in der zu erwartenden Entwicklung der Wechſelwirkung des Lebens und der Aufsenwelt Aufſchluſs zu erhalten, die der Vf. ganz gegen die ächte Ordnung, nebſt vielen andern Erörterungen über das zuerſt geſagte, erſt nach Auseinanderſetzung der Differenzirung des Lebens, zum Beſten giebt. Rec. faſst ſie gleich hier herauf. „Das dynamiſche Leben und das Leben der Materie, welche nicht die Wirklichkeit, ſondern nur die Reflexion ſcheidet, und in jener nur als prädominirend dynamiſch oder materiell auftritt, entſpricht der Aufsenwelt ſo, daſs Thätigkeit hier der Thätigkeit dort, materielles Beſtehen hier, dem materiellen Beſtehen dort entgegen tritt. Grund dafür iſt die innre Identität und das gemeinſchaftliche Subſtrat von beiden, wo alle Differenz nur auf die Richtung eines reductiven und productiven Proceſſes zurückläuft (wie oben ſchon erwähnt worden). Nach dieſer Maſsgabe wird nun dem electriſchen Proceſs der Aufsenwelt eine thieriſche Electricität, als Princip aller Thätigkeit dem Magnetismus der Aufsenwelt ein thieriſcher Magnetismus, als Princip alles materiellen Beſtehens entgegen treten. Das Aeuſsere nämlich erregt entweder als ein, dem Individuum heterogenes die thieriſche Electricität, oder ſollicitirt als ein, dem Individuum homogenes dem thieriſchen Magnetismus. Jenes iſt eine Aufnahme ins Leben durch einen Conflict relativ differenter Potenzen vermittelſt des Lebensproceſſes, und begreift als Wechſelwirkung des allgemeinen und individuellen electriſchen Proceſſes *praerogative* die Thätigkeitsverhältniſſe der ſich Berührenden. Dieſes iſt eine Aufnahme ins Leben durch Coaleſcenz relativ identiſcher Subſtanzen vermittelſt des Organismus, und begreift als Wechſelbeſtimmung des allgemeinen und individuellen magnetiſchen Proceſſes — *praerogative* die Subſtantialitätsverhältniſſe, der — in ſich eingreifenden. In jenem Fall iſt der äuſsere Einfluſs Potenz und ſein Effect Reizung, in dieſem Subſtanz, und ſein Effect Ernährung. Es iſt aber Productivität im Leben, welche in dieſen beiden differenzirt hervortritt, wie der chemiſche Proceſs der Aufsenwelt in der Einheit der Electricität und Magnetismus beſteht.“ Fürs Erſte will Rec. nur bemerken, daſs der Anſchein von Paradoxie, welchen eine Zerlegung des Lebens in Electricität und Magnetismus trägt, ſich verliert, ſo bald wir in das Innre dieſer Sätze dringen, in welchen der Vf. wirklich einen Blick auf den Gegenſatz von dynamiſchem und plaſtiſchem Leben wirft, der mehr als alle vorigen ſieht. Man vergeſſe nur nicht, daſs der Vf. hier noch die Seiten des Lebens im Allgemeinen und nicht etwa dieſe oder jene Lebensfunction anſchaulich machen will. Indeſs geſchieht die ganze Darſtellung noch äuſserſt dürftig, um ſo mehr, da man ganz in Verlegenheit kommt, ob und wie die Sätze aus Nr. 1. hieher in Parallele zu bringen ſind: denn die Träume des Vfs. von electriſcher und magnetiſcher Form des Lebens durch Intenſität der Einflüſſe und beſondere Dimenſionen des Standes der Factoren bedingt, fallen nun weg, ſo wie auch die Idee, daſs es eine Indifferenz der höhern und *differenteren* Actionen im Leben ſey, welcher Reproduction zugeſchrieben werden müſſe, was ſich zwar auch ſchon in Nr. 2. im *dritten* Aufſatz verlor. Aber auch abgeſehn von dieſen, — hat der Vf. den Begriff der Erregung und Ernährung erſchöpft? Heterogenität des Einfluſſes findet zwar in jener ſtatt, da nur die entgegengeſetzten Pole gegen einander thätig ſind; aber dieſs geſchieht doch nur in ſo fern ſie mit einander in Berührung kommen, und alſo die in dem Einfluſs liegende Differenz *eine Innere geworden*, alſo *der — ihr verwandte — Pol im objectiven Leben geſtiegert iſt*, wobey doch auch dynamiſche Coaleſcenz

des

des Homogenen ins Spiel kommt? Kömmt bey der Ernährung nicht dagegen auch Heterogenität in Anschlag, weil keine Coalescenz auf der einen Seite geschehen kann, ohne Abstossung auf der andern, oder ist es nur ein Vorbeyschleichen des Heterogenen — ein Zusammenwachsen des Homogenen? wozu alsdann aber noch eine Sollicitation? Wir fühlen uns aber hiemit zur determinirten Bestimmung dieser beiderseitigen in einander eingreifenden Pole selbst hingedrängt. Hier verläßt uns abermal der Vf.. Er spricht wohl von *einem Eingreifen* des allgemeinen und individuellen electrischen und magnetischen Processes; aber dasselbe liefs sich auch auf ganz entgegengesetzte Ansichten anwenden. Aus dem vorigen weifs man nun, dafs beide (allgemeine und individuelle) sich als productive und reductive Processe entgegengesetzt sind, d. h. was in diesen mit Indifferenz und also im electrischen mit Ausgleichung, im magnetischen mit Zusammenhang endet, tritt dort in fortdauerndem Getrenntseyn auf. Aber die Anwendung dieser Ansicht auf die Begriffe der Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit, die weitere Ausdehnung und Beziehung auf die Factoren der beiden Seiten des Lebens ist ganz vernachlässiget. Der Vf. eilt, das zu differenziren was er noch nicht in vollkommner Harmonie hingestellt hat, und der Leser folgt ihm mit diesen fragmentarischen Brocken. Die Differenzirungen des Lebens in ihren verschiedenen Dimensionen werden entwickelt nach dem schon in Nr. 1. angegebenen Verhältnifs des Ueberwiegens des einen Factors über den andern. Wie dieses im Sinn von Contraction und Expansion geschieht, ist leicht einzusehn, und was die beständige Parallele mit Hypersthenie und Asthenie betrifft, so erhellt aus dem Gesagten, wo sie hingehören. Auf der andern Seite hält sich der Vf. an Mifsverhältnifs von Attraction und Repulsion. Hier kann ihm Rec. nicht beystimmen: denn in dem Sinn, wie *hier* diese beiden Begriffe aufgestellt werden, fallen nothwendig beide in jeden Punkt und auf jeden Pol des Lebens im Organismus, und ein Ueberwiegen der Repulsion setzt immer das Herrschen einer Qualität voraus, in welcher auf der andern Seite ein Ueberwiegen von Attraction gesetzt ist. Der Vf. spricht selbst einmal später von Differenzirungen der Affinität durch Positivität oder Negativität, deren jeder ein relatives Ueberwiegen der Attraction *oder der* Repulsion entspreche. Dafs soll doch wohl so viel heifsen, als dafs jede der beiden ersteren in jeder der letzteren begriffen sey? wie könnten nun aber die Mifsverhältnisse der letztern schlechthin als Differenzirungen bestehen, da es doch sonach keinen Sinn hat: überwiegende Attraction oder Repulsion anzunehmen, weil alle verschiedenen Synthesen der Substanz unter einander repulsiv und attractiv sind. Die Differenzirungen der Conformation traben immer nebenher und spielen überhaupt im ganzen Werk eine traurige Rolle. Endlich mufs doch auch der Vf. selbst wohl gestehen, dafs er mit allen diesen Umrissen nicht das ganze Leben erreicht hat, oder wie will er hier nur einen Blick auf die physische Seite des Lebens thun, ohne die Unbeholfenheit dieses Schema's anzuerkennen, wir stofsen in dieser Hinsicht zuletzt auch noch auf einige auffallende Räthsel, wenn der Vf. auf psychische Erregung und psychische Ernährung hinweist; aber sich dabey ganz kurz fafst. — Die Differenzirungen im Leben nach ihren drey Dimensionen, und die, diese hervorbringende Einflüsse trennt der Vf. in der folgenden Darstellung. Rec. wird sie zusammenfassen und einige der Hauptmomente herausheben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Nürnberg*, in d. Felsecker. Buchh.: *Freymüthige Gedanken und Bemerkungen, besonders über die Verfassung der leichten Truppen*; von einem Kurpfalzbaierschen Officier. 1804. 48 S. 8. (3 gr.) — In dieser kleinen Schrift findet man sehr richtige aber noch sehr wenig befolgte Grundsätze. Wahr spricht der Vf. vorzüglich über die mangelhafte Ausbildung der Officiere, und erkennt mit anderen einsichtsvollen Militäristen die grofse Nothwendigkeit öffentlich an, *keinen zum Officier zu befördern, der nicht durch eine Prüfung völlig erwiesen hat, dafs er auch die dazu erforderlichen Eigenschaften besitze.* So lange dieß nicht geschehe, werde es auch in Rücksicht der Bildung der Unterofficiere und Gemeinen, die doch bey leichten Truppen so wesentlich sey, wohl im Ganzen nur bey dem guten Willen bleiben. Wenn man überhaupt erwägt, dafs im Civile ein jeder vor seiner Anstellung, und sey es zu dem geringsten Posten, seine Tauglichkeit in einer Prüfung darthun mufs, so scheint es um so auffallender und ungerechter zu seyn, dafs beym Militär keine Prüfungen vor dem Antritt der Officierstellen üblich sind, da doch der Zweck dieses Standes ganz besondere Geschicklichkeit seiner Hauptglieder erfordert, und Fehler der Officiere aus Unwissenheit so schreckliche Folgen für den Staat und die Menschheit nach sich ziehen. — Der Vf. hat seine Abhandlung in *drey* Abtheilungen getheilt; in der *ersten* weist er die Entstehung der leichten Truppen durch die Geschichte nach, zeigt den Zweck und die Nutzbarkeit derselben, und sagt freymüthig dasjenige, was bey manchen leichten Truppen nicht gut ist, z. B. wenn man leichte Truppen erst kurz vor Eröffnung eines Feldzuges errichtet. Ueber den Gehalt dieser spricht er sehr wahr und erfahren. In der *zweyten* Abtheilung legt er die Haupterfordernisse zu guten leichten Truppen dar, und nennt als solche, *vorzügliche Gesundheit, Treue* und *Gewandheit*. Er empfiehlt hier ferner mit Recht eine vorsichtige Auswahl der Officiere und fordert, dafs *die leichten Truppen Menschen und keine Räuber seyn sollen*. Die *dritte* Abtheilung stellt den Nutzen der leichten Truppen vor Augen — freylich in Rücksicht des Felddienstes sehr kurz, aber aus der gegründeten Ursache, weil darüber schon ganze und mehrere Folianten geschrieben sind, als es erforderlich und gut ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendaſ.: Verſuche in der organiſchen Phyſik, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortſetzung der in Num. 126. abgebrochenen Recenſion.*)

Die Auseinanderſetzung der Dimenſionen ſelbſt iſt beſchaffen, wie die in Nr. 1., nur daſs hier durchgängig von den Factoren die Rede iſt und nicht von ihrer Indifferenz. Jede der vier Seiten des Lebens wird aber beſonders in Rückſprache genommen. Hier will Rec. nur folgendes bemerken. In die erſte Dimenſion ſoll Hyperſthenie und Aſthenie fallen, in die zweyte indirecte Aſthenie und die höheren Grade von directer Aſthenie, „*wo, wie die Erfahrung lehret, nicht mehr die Reizbarkeit ſinke, wie das Wirkungsvermögen ſich erhöht, und umgekehrt.*" Wie konnte der Vf. ſich dieſe Sottiſe entwiſchen laſſen? Fürs Erſte iſt indirecte Aſthenie gar nicht der Zuſtand, wo dieſes Verhältniſs eintritt: denn ſie findet ſtatt, wenn bey geſetzter Hyperſthenie und alſo erhöhtem Wirkungsvermögen die Gewalt der Reizung wieder ſinkt, und mit ihr das Wirkungsvermögen, wogegen in Hyperſthenie die Reizſumme fortdauernd mit erhöhter oder noch zunehmender Gewalt fortwirkt — mit einem Wort: jene iſt der regreſſive Gang von dieſer, d. i. der Verlauf der Reduction von dem Punkte der Hyperſthenie, welchen ſie erreicht hatte, zum Normalverhältniſs der Factoren (jenſeits fällt ſie auf die Seite der directen Aſthenie). Aber wenn das auch nicht der Fall wäre — wie iſt es möglich, daſs der eine Factor nicht ſo ſehr ſteigt, als der andere ſinkt? — man vergleiche nur, was der Vf. ſelbſt in Nr. 1. über innormale Trennung der Factoren der Erregbarkeit ſagt. Endlich ſoll es — *mirabile dictu!* — die Erfahrung lehren. Uebrigens hat der Vf. auf der folgenden Seite ſchon vergeſſen, was er hier ſagte, denn dort (S. 83.) ſtellt er indirecte Aſthenie und *Hyperſthenie* (Der Vf. ſchreibt hier alles *Aſtenie* und *Hyperſtenie*, warum nun nicht auch *Hiperſtenie?*) in die zweyte Dimenſion, in der Folge bleibt es dabey, einmal geht ſogar die *Aſthenie* und *Hyperſthenie in die indirecte Aſthenie und Hyperſthenie über.* Soll das etwa jedesmal *Hyperaſthenie* heiſsen, oder worin iſt hier jener — zuerſt erwähnte — höhere Grad von directer Aſthenie ausgedrückt? — Wo der Vf. die Einflüſſe anführt, je nachdem ſie durch ihr ſtärkeres oder geringeres Eingreifen dieſe oder jene Dimenſion der Differenzirung in das Leben bringen, ſetzt er in die zweyte Dimenſion der differenzirten Reizung die *evacuantia* und *retinentia*, und als ihre Effecte Evacuation und Retention. Wenn der Vf. hier nur die bedeutendern Evacuationen und Retentionen herrechnet; ſo ſtimmt ihm Rec. bey; aber dieſelben Erſcheinungen treten beſtimmt auch bey den leichteren Differenzirungen der erſten Dimenſion hervor, und müſſen es, da die erſte Dimenſion im Grund doch nur ein geringerer Grad der zweyten iſt. In höherm Grad ſollen dieſe Phänomene als *Orgasmus* und *Apathie* auftreten, „ſo daſs ſich die Bewegensverhältniſſe nicht mehr bloſs in einer abnormen Beziehung ihrer proportionalen Relativität begriffen finden, ſondern daſs ſelbſt die eine oder andere Bewegung *die antagoniſtiſche Exiſtenz überſchlägt und ſich mit einer, auch beiden Antagoniſten zufallenden Möglichkeit unter der Form von kloniſchen und toniſchen Krämpfen in die Erſcheinung emporwirft.*" Der Vf. hätte noch hinzufügen ſollen, daſs er „Orgasmus und Apathie" nur als vorräthige Namen aus der Noſographie genommen hat: denn den Sinn den man hineinlegt, ſo wenig als die Erſcheinungen, die man damit bezeichnete, paſſen hieher. Dieſe ganze Stelle zeichnet ſich aber durch eine recht gute Idee des Vfs. aus, nach welcher alle Reizmittel (in des Vfs. Sinn) unter gewiſſen Verhältniſſen zu den Ausleerenden und Zurückhaltenden gehören und dieſe Efficacität nicht etwa nur einer beſtimmten Klaſſe, ſondern mit verhältniſsmäſsig veränderter quantitativer und qualitativer Beſchaffenheit *allen* zukommen, oder denen ſie zugeſchrieben wird, genommen werden kann. Wenigſtens in dieſer Hinſicht verdienten die Reizmittel eine eigne Monographie. — Die Phänomene der erſten Dimenſion des differenzirten Lebens im Organismus treten von Seiten der Miſsverhältniſſe zwiſchen Attraction und Repulſion als Veränderung der Temperatur auf, in der zweyten als concreſcirtere Hitze und Froſt durch Veränderung der Cohäſion nach Seite der Condenſation oder Rarefaction. Weitere Erörterung giebt der Vf. nicht. Veränderte Temperatur ſcheint aber doch etwas mehr als Miſsverhältniſſe zwiſchen Attraction und Repulſion zu begreifen, wenigſtens möchten die Wechſel der Temperatur bey Gemüthsbewegungen, im Fieber und der, willkürlich hervorgebrachte, Froſt ſich ſchwerlich daher ableiten laſſen. Daſs übrigens nach dem Vf. das Gefühl dabey eine ſubordinirte Rolle ſpielt, iſt auch deutlich, und es iſt gewiſs nur ein einſeitiger Reflex von Condenſation und Rarefaction im ſenſitiven Syſtem. Uebrigens wird dieſe Condenſation

lation und Rarefaction (wenn sie anders den allgemeinen Charakter der hieher fallenden Differenzirung ausdrücken sollen) gar weit ausgedehnt, wenn wir in der Folge erfahren, dafs hieher die Wirkungen der sogenannten alternirenden Mittel fallen, die den Organismus nach der einen oder andern Seite transsubstantiiren. Wo bleibt denn aber bey der Wirkung der alternirenden Substanzen die veränderte Temperatur? Recht bey den Haaren herbeygezogen sind in diesen beiden Dimensionen des differenzirten Lebens im Organismus die Anomalien der Conformation, die in der ersten in einem relativen Herrschen der Construction oder Destruction liegen, in der zweyten tiefer greifen und als progressive oder regressive Metamorphose der Masse selbst auftreten. Ist das Herrschen der Construction etwas anders, als das Herrschen der Selbstbestimmung in Gesundheit? ein relatives Herrschen der Construction über die Destruction ist aber entweder eine Hypernormalität, oder in der eigentlichen Relation die regressive Destruction = Genesung; dahin fällt auch wohl die regressive Metamorphose? auch möchte die Metamorphose sich schwerlich von dem inneren Leben der Materie selbst trennen und an die äufsere Structur ankleben lassen, so wenig als Conformation etwas anders als Ausdruck der innern Repulsion und Attraction ist. Uebrigens wird hier Hn. Prof. *Schmidt* nichts weniger als — ein Kompliment gemacht, dafs er *gerade diese Stufe allein* soll aufgefafst haben. Was die dritte Dimension betrifft: so bleibt Rec. bey dem, was er in Nr. 1. darüber sagte. In diese Instanz weist nun der Vf. die Ansteckungsgifte von Seiten des Lebens im Organismus. Es ist hier ein *alterans* in der sublimirtesten Potenz, welches die Substanz des Organismus mit sich fortreifst und sich unterwirft. (Die sogenannten *eindringenden* Gifte destruiren den Lebensproceſs. Ist das des Vfs. Ernst? oder hat ihn nur eine übel angebrachte Consequenz diese Erklärung abgedrungen, die ganz nackt und bloſs da steht) Die Gifte für das plastische Leben (die Ansteckenden) werden in einer verborgnen Penetration assimilirt. Der Vf. will hier keinen Unterschied von miasmatischen und contagiösen Giften gestatten und rechnet auch die vegetabilischen hieher, was auch nach seiner Ansicht nothwendig ist. Zu diesem Behuf läugnet er auch, dafs das Uebertragen einer besondern Form von Differenzirung von einem Individuum aufs andere, ein der Ansteckung nothwendiges Attribut sey. Er sieht hingegen dieſs und alles dahin Gehörige als ein Aeufseres und Zufälliges an. Wobey man aber erwägen mufs, dafs er von Ansteckung spricht, in so fern sie im allgemeinen in diese Dimension fällt. Die vegetabilischen Gifte zeigen in ihrer hypnotischen Wirkung eine, dem thierischen Ansteckungsgift entgegengesetzte Wirkung. Es ist hiebey noch zu bemerken, dafs der Vf. nur die stärker wirkenden Ansteckungsgifte hieher rechnet: denn eine Menge Krankheitscontagien müssen doch wohl noch in Hinsicht auf ihre Effecte zur zweyten Dimension gehören, da der Vf. selbst eine Menge contagiöser Krankheiten dahin setzt, und auch wirklich die wenigsten Contagien in ihrer Wirkung die Lebensthätigkeit *actus* und *potentia* aufheben. Von den Giften wird Rec. später sprechen. Uebrigens legt der Vf. in diese Dimension der Differenzirung des plastischen Lebens die beginnende Fäulnifs oder Fermentation, die er mit Auflösung und Erstarrung parallel setzt (?) Rec. wunderte sich, hier nichts von der Entzündung wiederzufinden. Die Versicherung, dafs bey Angabe der differenzirenden Einflüsse hier nicht auf ihre Verschiedenheit als Heilmittel und Schädlichkeit Rücksicht zu nehmen sey, wird zum Ueberfluſs wiederholt; dagegen die, hier nothwendige, Hindeutung auf bestimmte Klassen von Einflüssen, in so fern sie diese oder jene Differenz hervorrufen, verabsäumt, ob schon der Vf. dadurch, dafs er diese Verhältnisse z. B. bey dem zweyfachen Charakter der eindringenden sowohl, als der ansteckenden Gifte berührt, beweist, dafs jene Angabe hier nicht überflüssig gewesen seyn würde. — Rec. glaubt endlich auch noch auf die Widersprüche aufmerksam machen zu müssen, in welchen die hier gegebnen Ansichten mit Nr. 1. stehen, vorzüglich was die Erläuterung über Hypersthenie und Asthenie betrifft; ferner die Aufschlüsse über contagiöse Krankheiten und die spasmodischen, wohin der Vf. nicht nur die tonischen und clonischen Krämpfe, sondern die Phänomene des Brechens, innormalen Pulsirens u. s. w. gerechnet haben will. — „Wo aber Leben ist, da ist Thätigkeit und Masse, und also jene Quadruplicität der Individualität nach Erregung, Bewegung, Affinität und Structur. Zusammen in Einheit gedacht sind sie die höchsten Formen des Lebens; was ihm nun als relative Differenz zukömmt, ist auch nur aus ihm selbst zu entwickeln." (Diese relativen Differenzen sind nämlich wieder Indifferenzen oder Theilganze für sich, die in ihrer Gesammtheit erst wieder die Totalität des Ganzen vorstellen.) Der Lebensproceſs zerfällt nun in besondere Actionen, der Organismus in besondere Organisationen, Systeme, die aber immer nur subjectiver und objectiver Ausdruck von *einem* sind, und sich nur im Prädominiren des einen oder andern mehr an das dynamische oder materielle Leben schliefsen!! In Hinsicht auf die ursprünglichsten Theilganzen zergeht das Leben in eine psychische und physische Sphäre. Dort schaut es sich an, hier bildet und bewegt es sich. Beide alterniren im Schlaf und Wachen. (Man vergl. mehrere Aufsätze aus Nr. 2.) In jenem tritt das Leben + Bestimmbar als Sensibilität, hier als Irritabilität auf. + selbstbestimmend ist es dort als geistige, hier als assimilirende Thätigkeit. (Es ist ein Fehlgriff aller Nosologen, die Theilganzen des Lebens in seiner Normalität nach den Verhältnissen ihrer Activität oder Passivität = Receptivität zu unterscheiden, so lang sie nämlich bey dem, darunter begriffnen Verhältnifs der Wechselbestimmung stehen bleiben. Warum soll nach dem Vf. Irritabilität und Sensibilität das Bestimmbarere seyn? weil er sie im Sinn ihrer Bestimmbarkeit als — — bilitäten aufstellt? (Denn im Grund bezeichnet diese das Feld der Sensation, jene das der Bewegung oder Egestion) und warum

im Gegentheil Affimilation und Intelligenz das mehr Beſtimmende? Weil ſie weniger mit dem Aeuſseren in Berührung ſind? Darüber erhalten wir aber ſpäter ohnehin eine andere Berichtigung. Oder lieſs es ſich wirklich nachweiſen, daſs jene ſich receptiver, als dieſe verhalten? — Abgeſehen davon, daſs dieſs eine äuſsere, dem inneren Leben ganz fremde, Meſſung iſt: denn jedes Theilganze lebt für eine beſondere Auſsenwelt, und iſt in der Wechſelbeſtimmung mit dieſer im Normalzuſtand allen andern gleich: ſo beziehen ſich jene Nachweiſungen immer auf beſtimmte Einflüſſe der Auſsenwelt. Die Sinnesorgane ſind + ſelbſtbeſtimmend in der Aufnahme ihrer Objecte und der Einflüſſe, die durch das Blut und Secretion mit ihnen in Berührung kommen, die Affimilationsorgane gegen die Subſtanzen und Potenzen die ſie erhalten. Nun werden freylich jene ſich mehr beſtimmbar verhalten, die dieſen anheim fallen, aber auch dieſe mehr beſtimmbar durch ſolche ſeyn, die dort keine hohe Receptivität finden. Man nehme im erſten Fall nur alle ſogenannten flüchtigen Reize, hier nur die bedeutenderen Wechſel der äuſseren Temperatur. Das findet durchgängig ſtatt. Das Auge iſt nicht bedeutend receptiv für Thränenfeuchtigkeit, aber receptiv für Mittel, die Haut nicht für dieſe, aber jene verurſachen Entzündung, Verſchwärung z. B. bey *epiphora.)* In der Lebensſphäre von *Intelligenz* wiederholen ſich jene, ſchon in Nr. 2. angeführten Entzweyungen von inneren und äuſseren Sinnen; in der Lebensſphäre der *Exiſtenz* zeigen ſich Egeſtion und Affimilation. Dieſe Theilganze verhalten ſich zum Leben wie Allgemeines zum Univerſellen: denn in ihnen erſt zerfällt das Leben in ſeine Beſonderheiten = Function und Organ, jenes ein Uebergang der Action in Erſcheinung, dieſes ein Werkzeug, womit die Syſteme in die Objectivität wirken. Dieſe Actionen und Syſteme (die aber immer in einander liegen z. B. Senſation als Action und Senſationsſyſtem als Syſtem) werden nun nach ihren dreyfachen Potenzirungen in den, ihnen untergeordneten Functionen und Organen betrachtet, wo der Vf. die relative Identität, die relative Duplicität, Wurzel, Quadrat und Kubus in Rückſprache nimmt. Nähere Beſtimmung poſtulirt er. Die pſychiſche Hämiſphäre präſentirt ſich, abweichend von Nr. 2. im *dritten* Auffatz ſo:

	Intelligenz.		*Senſation.*	
	Erkennen.	Wollen.	Vorſtellung	ſinnliche Anſchauung.
Denken.	Schluſs.	Entſchluſs.	Phantaſie.	Man vergleiche den
	Urtheil.	Affect.	Erinnerung, Ahndung.	Auffatz über die
	Begriff.	Trieb.	Beobachtung.	Sinne in Nr. 2.

Der Vf. ſagt hierüber viel Intereſſantes. Für die erſte, zweyte und dritte Reihe kann er keine Organe nachweiſen als groſses und kleines Gehirn, hält es aber für möglich, ſolche für die dritte Reihe zu finden, wobey er aber jenes, an der Rinde taſtende Greifen ausgeſchloſſen haben will. Uebrigens braucht man nur dieſes Schema mit dem in Nr. 2. gegebenen zu vergleichen, um die Abweichungen zu bemerken. Die Functionen der Egeſtions- und Affimilationsſphäre ſind weniger verändert, erhalten aber natürlich nun andre Beziehungen auf die pſychiſchen, da dieſe in neuer Geſtalt auftreten. Hier ſteht die Abſorbtion bey der Reſpiration, dort bey der Digeſtion. Digeſtion ſoll als „relative Differenz auftreten, weil in ihr die aufgenommenen Daten geſchieden werden, doch ſo, daſs das *Zurückbehalten* Ziel der Function iſt." Verhält ſich dieſs bey Reſpiration anders, oder hat der Vf. eine andere Erklärung der letzten in *petto?* Die Lunge iſt das Centralorgan für abſorbirende und lymphatiſche Gefäſse, als Inſpirationsorgane (?). Die Circulation ſoll hier vorzüglich mit den Arterien in die Reſpirationsorgane eingreifen (in Nr. 2. den *ſechsten* Auffatz mit den Venen; und mit den Arterien ins Gehirn). Excretion iſt ein reeller Trieb, und die Excretionen bewuſstloſe Begriffe (??) (alſo die Excremente das Begriffene?). Secretion iſt ein reelles Urtheil, und der Leidenſchaft coordinirt. Oben fiel die Leidenſchaft mit Reſorbtion und Digeſtion zuſammen, auch wurde ihr die *Ueberlegung* (?) beygeſellt, die nun dem *Urtheil* Platz machen muſs. Leidenſchaft und Urtheil, noch mehr aber Leidenſchaft und Ueberlegung nehmen ſich gut neben einander aus! — Das Schwellen und Schwinden des Muskels iſt eine verborgne Secretion und Excretion. Organe der letzten ſind vorzüglich Nieren, die darum auch mit Knochen und Muskelaction in Verkehr ſtehen (?). Organe der erſten ſind Milz und Drüſen, dieſs ſind Magen, deren Tendenz nicht Miſchung ſondern Trennung iſt. (Bey welcher Function der Egeſtion und Affimilation läſst ſich behaupten, daſs Miſchung ohne Trennung und umgekehrt ſtatt finde?) Herz und Diaphragma; Arterien und der Willkür unterworfene Muskeln, ſo wie Venen und der Willkür entzogene Muskeln werden paralleliſirt. Der Vf. ſpricht von einigen *Deflexionen* des hier gegebenen von dem *dritten* Auffatz in Nr. 2. Das ſind doch wirklich nicht nur Deflexionen, ſondern Widerſprüche zwiſchen hier und dort und noch mehr. Man höre: In den „Fragmenten einer Zoologie in Nr. 2. ſollten Senſation und Egeſtion nach auſsen, Affimilation und Intelligenz nach innen gehende Actionen und die beiden tieferen ſollten die höheren pſychiſchen in concreter Form ſeyn. S. 156. (hier) finden wir auf einmal, daſs Egeſtion, in ſo fern ſie im Gegenſatz gegen die entgegengeſetzte Richtung der Affimilation nach auſsen geht der Intelligenz entſpreche und Senſation, wie Affimilation ein, *nach Innengehn bezeichne*, welches S. 154. noch durch das receptivere Verhalten dieſer beiden letzteren in der Aufnahme des Aeuſsern anſchaulich gemacht wird. Aber auch dieſer letzten Erörterung iſt S. 132. widerſprochen, wo Egeſtion und Senſation unter Irritabilität und Senſibilität das *Paſſive*, *Beſtimmbare*, Affimilation

und

und Intelligenz das *thätig Wirksame* im Leben ausdrücken. Auf Unkosten des letzten schliefst sich S. 152. ein andrer Satz wieder an das vorhergehende an, dafs nämlich Egestion der Intelligenz entspreche, in so fern sie herrschende Selbstbestimmung ausdrücke, Sensation an Assimilation sich anschliefse, in so fern beide herrschende Bestimmbarkeit zeigen. S. 268. kömmt zuletzt noch einmal die Assimilation mit der Intelligenz und die Egestion mit Sensation in Parallele. In Nr. 2. ist die Musoularaction gewissen Sinnen, hier, ein *reelles Schliefsen und Wollen*, der Intelligenz entsprechend. Circulation dort ein Erkennen und Wollen in der Richtung der Arterie und Vene, hier zeigt sie in der Pulsation eine, an Sensation gränzende, höhere Receptivität. Hier sollen Gesicht und Gehör gröfstentheils durch Gefäfse constituirt werden, anderswo soll das Auge durch die Gröfse und Zahl der Muskeln sich charakterisiren. In Nr. 2. sind immer Geruch und Getast, Gefühl und Geschmack mit den einzelnen Functionen verglichen, hier Geruch und Geschmack; Gefühl und Getast. Man mufs das Ganze Ueberblicken um die Dissonanzen hier zu finden. „In einer der Reflexion unerreichbaren Höhe zwischen Sensation und Intelligenz schaut sich das Leben selbst an, in einer der Erfahrung unerreichbaren Tiefe, bildet es sich aus. Die geheimnifsvollen Sitze dieser Lebensacte sind Gehirn und — — Leber. Man vergleiche die Recension zum *sechsten* Aufsatz in Nr. 2. — Von S. 164 — 170. giebt der Vf. eine weiter ausgeführte Ansicht von Zeugung und Sprache. Jene führt er als Produkt der Synthese von intellectuellen und egestiven Syftem, diese als das Product von sensitiven und assimilativen auf. Sie sind wie Bewufstseyn und Reproduction, Beziehungspunkte des Lebens, müssen aber — wie diese nach innen gehende — nach aufsen gehende, das Individuum überschreitende seyn. (Das folgt aus des Vfs. Demonstration *nicht*.) Sie sind Centralfunctionen in der Universalität des Lebens. Dafs sich in dieser Hinsicht manches Interessante sagen liefs bezweifelt Rec. nicht, ob er schon die Sprache, als solche, in weitere Beziehung bringen möchte: denn die Sprache der Taubstummen und Zungenlosen gehört auch hieher, so wie die ganze Minik, freylich immer ein Uebergang von Intelligenz zu Intelligenz durch Muskularaction, das ist aber für den Vf. sprechend. Somit würden aber die Träume desselben vom Schall, an denen er in Nr. 2., und von Ursprachen an denen er hier hängt, wegfallen. Ob aber die Zeugung als Uebergang an Sensation zu Sensation durch Circulation zu begreifen sey, zweifelt Rec., zumal wenn wir den Zeugungsact durch die ganze Natur verfolgen. Von dem, was in Nr. 2. darüber gesagt ist, nimmt der Vf. keine Notiz. Rec. hielt es ohnehin für Faseley. Des Vfs. Fülle von Ideen und Beobachtungen über diesen Gegenstand berechtiget uns zur Erwartung einer Monographie desselben. Dieses ganze Kapitel über das Leben der Wirklichkeit in seinen verschiedenen Functionen, Actionen, Organen und Systemen ist das Vollständigste im ganzen Werk, obschon der Vf. die Hauptsache vergessen hat. Es fehlt nämlich an der Hinführung dieser Ansicht auf jene ursprüngliche Differenzen von Lebensprocefs und Organismus. Soll das ganze Leben der Materie sich auf Assimilation beschränken? (denn dafs alle angezeigten Organe als Masse, als Produkte von dieser dastehn, ist doch deutlich, wiewohl in der Folge auch eine psychische Ernährung aufs Tapet kommt.)

Der Vf. geht nun zu den Beziehungen der Aufsenwelt auf die primitiven Sphären und Theilganzen des Lebens über, um die entsprechenden Potenzen und Substanzen für jedes zu finden. (jedes Theilganze ist nämlich Einheit von dynamischem Leben = Function und von materiellem = Organ.) Hier präsentirt sich nun die Entzweyung von psychischen und physischen Influenzen. Jede der beiden Klassen umfafst aber Potenz und Substanz. Was die erste Klasse der Influenzen betrifft: so postulirt der Vf. nur diese Nachweisung in Potenz und Substanz, parallelisirt aber im Vorbeygehn Argument und Aliment. Er rechnet dahin die Objecte der inneren und äufseren Sinne und läfst das übrige dunkel, was auch nicht anders möglich ist, da er in seiner Entwicklung des gesammten Lebens nicht über den Begriff der dynamischen Erregung hinauf kam, die doch so wenig als Bewegung das unendliche Reich des geistigen Lebens erschöpft. Unter die physischen Einflüsse werden alle auf das egestive und assimilative Syftem wirkende gesetzt. Uebrigens legt er es recht nah, sich vorerst über die Reflexion zu erheben, die *so* unterscheidet, und durchgängig die äufseren Influenzen in ihrer Einheit als Vorstellung, Gedanke, Aufnahme und Ausscheidung bewirkende Einflüsse aufzufafsen (letztere in der weitesten Ausdehnung), und so ist kein Gedanke so ätherisch der nicht ins Materielle eingreift (aber doch nicht im Materiellen coalescirt? das müfste aber doch der Fall seyn!) und kein Stoff so gediegen, der nicht seinen Effect ins Ideelle hinüber trage. Es treten nun die Substanzen der Wirklichkeit einerseits als sublimirte Potenzen in Licht und sinnlichen Qualitäten auf; andrerseits der Schwere assimilirt als Substanzen, am gediegensten in den Metallen, von denen jene mehr das Leben der Sinnlichkeit und Intelligenz, diese das materielle der Egestion und Assimilation ergreifen. (Diese Parallele und eine Stelle S. 178. und 179. sprechen deutlich dafür, dafs der Vf. den überwiegenden Lebensprocefs in die psychische, den überwiegenden Organismus in die physische Sphäre setzt, im andern Sinn erhalten wir später die Differenzirungen des dynamischen Lebens in Empfindung und Bewegung *prädominirend*, und die des plastischen Lebens in der Intelligenz neben der Assimilation als *hervorstechend* nachgewiesen?) Von nun an läfst der Vf. die höhern Einflüsse der psychischen Seite, Licht, selbst Temperatur und andere liegen (ob er sie gleich in einem angehängten therapeutischen Fragment wieder in die Indication hineinzieht) und geht zu den materiellen Substanzen der Aufsenwelt über.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriss einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 127. abgebrochenen Recension.*)

Wir erhalten nun eine Einheit von Südost, welche den positiven Pol der Electricität (dessen Repräsentant Wasserstoff sey) und des Magnetismus mit dem Stickstoff als Repräsentant) umfasst, und den Lichtpol der Erde objectivirt, wie im Mikrokosmus des Lebens die Einheit des Bewusstseyns und eines Substrats im sensitiven und intellectuellen System auftritt. Auf der anderen Seite erscheint Nordwest, als Schwerpol der Erde, welcher dem negativen Pol der Electricität, im Sauerstoff, und den negativen des Magnetismus, im Kohlenstoff ausgedrückt, begreift und sich der Einheit von Reproduktion und ihres Substrats im egestiven und assimilativen System entgegen setzt. Wasserstoff soll nun nach dieser Angabe mehr das Moment der Reizung, Stickstoff mehr das Moment der Nahrung in der psychischen Sphäre, Sauerstoff das Moment der Reizung in der physischen, Kohlenstoff, das der Nahrung (hier sagt der Vf. selbst: Assimilation) daselbst seyn. Diese Stoffe der Aussenwelt kommen aber nie als isolirte Differenzen mit dem Leben in Berührung, sondern immer nur in bestimmten Synthesen, so wie ihnen im Leben auch immer nur synthesirte Theilganze entgegen treten, und so wird zwar jedes Theilganze im Leben die Afficirbarkeit des Totalganzen dem Einfluss bieten; aber wie jeder der letzteren eine specifische Synthesis universeller Factoren ist, so muss ihre Relation zu einem Theilganzen im Leben auch nur eine specifische seyn. Die Nachweisung selbst wird von der Physiologie, Empirie und Speculation, Experimentation und der, ihnen an die Hand gehenden Chemie postulirt. Induction und Analogie sollen schon viele Entsprechungen gefunden haben, so z. B. zerfallen die *nervina* in *excitantia* und *sopientia*, während in der tieferen Sphäre sich *irritantia* und *alimenta* zeigen. (Die *sopientia* im ersten Fall sollen nämlich die nährenden Substanzen der psychischen Sphäre seyn, und Schlaf ist nach dem Vf., wie bekannt, das Leben der Vegetation. Nun tritt der fatale Umstand ein, dass die *narcotica* auf die Kohlenstoffseite fallen. Aber der Vf. weiss sich zu helfen: — sie sind „durch ihre sublimirte Form in eine höhere Wirkungssphäre versetzte, differenzirte Alimente." Diese Art sich den Widersprüchen zu entziehen ist nicht — *sublim.*) Abgesehen davon, dass der Vf. mit diesen Polen noch lange nicht die Beziehungen der Aussenwelt auf das Leben erschöpft hat: denn wie viele Differenzirungen das Lebens geschehen nicht durch Einfluss der Temperatur, Gemüthsbewegungen, es sey als Heilmittel oder Schädlichkeiten; so ist er auch in diesen engen Gränzen unvollständig. Dass diese vier Pole den vier Seiten des Lebens entsprechen, sagt er und hätte es schon längst sagen sollen: denn es gehört in den Fundamentaltheil, wie aber diese Seiten durch die Einflüsse differenzirt werden, muss der Leser supplíren und mit dem oben gegebnen in Verbindung setzen, nämlich welche Qualität sich als *retinens*, welche als *evacuans*, welche als eindringendes und ansteckendes Gift (und hier wieder nach zwey Seiten) sich annehmen lässt. Aber der Vf. wollte ja die Entsprechung der verschiedenen Substanzen der Aussenwelt zu den verschiedenen Theilganzen des Lebens finden. Hat er *nur* von den primitivsten Individualitäten, Intelligenz, Sensation, Egestion und Assimilation dies nachgewiesen? — Die Tabelle als Nr. 1. kömmt nun aber ganz ins Gedränge, man mag sie drehen wie man will. Nimmt man nur die Gifte: so findet man dort unter dem Wasserstoffpol die thierischen, unter dem Stickstoffpol die kalischen; nun sollen ja aber die kalischen als ätzende eindringende, den Lebensprocess vernichtende seyn, die thierischen als ansteckende, den Organismus zerstörende; aber hier fällt ja Stickstoff auf die Seite des plastischen, Wasserstoff auf die Seite des dynamischen Lebens! Doch der Vf. wird sich auch zu helfen wissen, in den thierischen Giften ist auch Stickstoff und in den kalischen auch Wasserstoff, wiewohl die ersteren, z. B. Vipergift, selbst pestartige Gasarten häufig, kaum etwas anders, als Wasserstoff und Kohlenstoff oder Kohlensäure verrathen. In der Wirklichkeit finden sich wenig Entsprechungen zum Vf., z. B. die Wirkungen der Säuren gegen kontagiöse Krankheiten, als fäulnisswidrige Mittel u. s. w. Die kaum bemerkbaren Veränderungen im Lebensprocess nach dem Genuss starker Säuren, die bedeutenden und rasch folgenden nach dem Genuss der, als Kohlenstoff und Stickstoffhaltig angenommenen, Mittel. Aber was vermögen solche Fälle der Wirklichkeit gegen eine Ansicht, die ihrer Allgemeinheit wegen, und auf die Unbehanntschaft mit den mannichfachen Synthesen der aufs Leben einfliessenden Aussendinge gegründet, einmal für nichts passt was die Natur uns vorlegt, und auf der andern Seite für alles gültig zu machen ist, was wir

in die Natur legen wollen. (Aber die Medicin hat leider mehr zu thun, als mit ſcheinbaren Möglichkeiten in die Wirklichkeit hineinzurennen. Aber auch dieſe Möglichkeiten ſind noch nothdürftig hingeſtellt. Poſtulirt nicht ſelbſt der Vf. die wichtigſten Dinge? Wo liegt eine Beziehung aufs Einzelne? zu dem ſich ſeine Pole immer nur, wie die Eintheilung in Himmel und Erde zu irgend einem Phänomen im Univerſum verhalten. Gewiſs, er hat — wenn auch ſeine Anſicht die richtige *wäre* — noch immer den kleinſten Theil vollbracht, wenn wir erwägen, daſs unter Beobachtungen und Unterſuchungen eine Zeit verlaufen muſs, in welcher unter den Bemühungen anderer ſpeculativen Glücksritter ſeine Poſtulate längſt verſchollen ſind. Oder was wiſſen wir von den ſogenannten Beſtandtheilen der Aufsenwelt in den verſchiedenen Syntheſen? geſchweige denn von den Prädominiren des einen oder andern, am allerwenigſten von den Berührungen dieſer Potenzen oder Subſtanzen mit dem Leben, den einzelnen Beziehungen und den mannichfaltigen Keimen von Krankheit und Geneſung. Der Vf. iſt aber wenigſtens ſo vernünftig, die Durchführung ſolcher allgemeinen Anſichten auf *dieſe Punkte* für das, was ſie iſt, *für wichtig* anzuſehn und ſo klug, *ſich an Grundriſſe und Umriſſe zu halten, um jene Punkte poſtuliren zu können.*) „Die *materia medica* muſs als Lehre von den geſammten Einflüſſen der Theorie zu Grund liegen, und dieſe erſt in ihrer Allgemeinheit als Potenz und Subſtanz, und in ihrer weiteren und engeren Beziehung auf das Leben aber nicht nach ihrer Unterſcheidung als Heilmittel und Schädlichkeiten u. ſ. w. betrachten." Von hier kommt der Vf. auf das ſynthetiſche und antithetiſche Verhältniſs im Leben, und die daraus reſultirenden Erſcheinungen von Conſens und Antagonismus, wo er viel Intereſſantes ſagt. Rec. möchte indeſs den erſten in ſeiner höchſten Vollkommenheit nur auf identiſche Organe und Functionen zurückführen: denn alle Theilganze im Leben, die in ihrer Syntheſe different ſind, werden bey gleichzeitiger Differenzirung mehr oder weniger ſich poſitiv und negativ verhalten und alſo antagoniſtiſch. Der Conſens möchte alſo ſich entweder nur auf die Vertheilung und weitere Fortſetzung eines und deſſelben Organs im ſtrengſten Sinn (was aber problematiſch iſt) oder auf diejenigen Organe beſchränken, welche doppelt im Leben liegen. — Einige nun folgende Aeuſserungen über Zuſammenhang und *antitypus* des Lebens zum Univerſum ſind von weniger Werth. — Von hier geſchieht der Uebergang zur eigentlichen Theorie der Medicin, wo gezeigt wird, daſs Geſundheit als Indifferenz zwiſchen zwey Differenzen liege, die (von denen jede!) als Erkrankung und Geneſung (aus ihr heraus oder in ſie zurückgehend) an ſich unbeſtimmte, bloſs durch Relation unter ſich und zur Indifferenz beſtimmbare Formen des wirklichen Lebens darſtellen. Im Allgemeinen deutet der Vf. auf den objectiven Ausdruck der Geſundheit in den verſchiedenen Theilganzen, und bezeichnet eben ſo *en paſſant* den Ausdruck ihrer doppelſeitigen Differenzirung. Die Noſologie ſoll aber jene Anomalien des Lebens in allen, bisher entwickelten, Verhältniſſen aus der Indifferenz *heraus*, die Therapie dahin *zurück* bilden. Ueber beiden ſchwebt alſo der Begriff der Geſundheit. Das Weſen des geſunden Lebens iſt aber die höchſte Möglichkeit der Beſtimmbarkeit und die höchſte Möglichkeit der Selbſtbeſtimmung, die in einer beſtimmten Individualität Platz finden kann: denn die höchſte oder geringſte Beſtimmbarkeit vereinigt hier die höchſte oder geringſte Selbſtbeſtimmung mit ſich und umgekehrt; die Möglichkeit von dieſer iſt = der Wirklichkeit von jener und umgekehrt. Das Reſultat davon iſt ein *durch ſich abſolut freyes* und *abſolut nothwendiges* Leben. Wird die Indifferenz aufgehoben: ſo fällt das Leben unter den Factor der herrſchenden Selbſtbeſtimmung oder Beſtimmbarkeit, dieſes in der Erkrankung, jenes in der Geneſung. Daſs dieſes Reſultat richtig ſey, bezweifelt Rec. nicht, da er oben daſſelbe auf anderem Weg fand. Wie aber dieſs aus dem vorigen folgen ſoll, oder wie es der Vf. mit ſeiner übrigen Anſicht in Einklang bringen will, iſt nicht zu begreifen: denn in dem er (wie es oben geſchah) einen Zuſtand von höherer (als dem Normalzuſtand zukömmt) Activität ſtatuirt, muſs er auch eine Erkrankung unter herrſchender Selbſtbeſtimmung und eine Geneſung unter herrſchender Beſtimmbarkeit anerkennen. Dagegen behauptet er nun ferner auch: „daſs in der Krankheit überhaupt die Selbſtbeſtimmung herabgeſetzt ſey — aber *auch die Beſtimmbarkeit, weil die wirkliche Differenz ſie als eine, noch mögliche, vernichte.*" (Wenn der Vf. die Beſtimmbarkeit nach der Möglichkeit, bis zum Aufhören aller Indifferenz differenzirt zu werden, miſst; ſo hat er freylich Recht, aber iſt dieſes hier ein Maſsſtab? Je abhängiger das Leben von der Aufsenwelt iſt, deſto höherer Abhängigkeit iſt es fähig, je beſtimmter deſto beſtimmbarer. Die Beſtimmbarkeit iſt aber im Verlauf des Erkrankens zunehmend, in dem Verlauf der Geneſung abnehmend, umgekehrt verhält es ſich mit der Selbſtbeſtimmung. Beide behaupten aber ihre möglichſte Gröſse in der Geſundheit NB. im Verhältniſs zu einander, und dadurch wird es auch klar, daſs die geringſte oder gröſste Beſtimmbarkeit mit der geringſten oder gröſsten Selbſtbeſtimmung und umgekehrt — *im geſunden Leben* verknüpft ſey.) — Aus dem Folgenden heben wir noch des Zuſammenhangs wegen heraus, „daſs Krankheit im weiteſten Sinn Object der Theorie der Medicin ſey; weil aber ihre beiden Seiten, Erkrankung und Geneſung ſich nur als ein, aus der Geſundheit heraus und in ſie zurück — Gehen unterſcheiden: ſo müſſe in dem einen Fall Object der Noſologie ſeyn, was im andern Object der Therapie wäre." Das iſt zu weit getrieben: denn angenommen — was der Vf. nicht läugnen wird — daſs die Geneſung *nur* den regreſſiven Verlauf derſelben Differenz bezeichnet, den die Noſologie als Erkrankung progreſſiv aufführte: ſo müſste ja in jenem „andern Fall, wo die Geneſung zur Erkrankung wird;" der Punkt, wo hier die Geneſung eintritt, der Anfangspunkt der Erkrankung, mithin, was hier Krankheit und Differenz

renz ist, dort Gesundheit und Indifferenz seyn. Etwas Aehnliches läfst sich zwar im Allgemeinen von der Verschiedenheit der Constitution sagen, aber nicht auf bestimmte Vorgänge, auf bestimmte Krankheitsphänomene anwenden. Eben so verhält es sich mit der Behauptung, „dafs in einem Fall Schädlichkeit wäre, was im andern Fall Heilmittel ist." Dieses führt uns auf ein Zurückreifsen der Krankheit, aber auf kein Zurückführen in Gesundheit, und es ist ein falscher Grundsatz, eine Krankheit durch die entgegengesetzte zu heilen, eine Differenz durch die entgegengesetzte zu heben, wie man ungefähr das Aequivalent mit der Wage abwiegt. — — Der in Genesung gesetzte Zustand kann aber nicht anders, als unter Präexistenz einer Differenz gedacht werden. Der Vf. führt nun die Demonstration auf diese differenten Zustände des Lebens, wie sie in der Wirklichkeit als Anomalien des dynamischen und plastischen Lebens auftreten und hier in den primitivsten Theilganzen nach ihren drey Dimensionen sich offenbaren: *erste* Dimension *der Differenzirung im Lebensprocefs* — Krankheiten der Erregung oder Empfindung, Anomalien der Sensibilität. *Zweyte* Dimension, Krankheiten der Bewegung, Anomalien der Irritabilität. *Dritte* Dimension, Krankheiten der Lebensthätigkeit, Anomalien der Empfindung und Bewegung. Anomalien der ersten Art verhalten sich zu denen der zweyten, wie Innres zu Aeufsren und gehen in höhern Grad in sie über. Jene nennt der Vf. Adynamien, diese spasmodische Krankheiten. In die *dritte* Instanz fallen die paralytischen Krankheiten (Anomalieen der Lebensthätigkeit sind sie doch wohl nur vorzugsweise genannt?). Auffallend ist es, wie der Vf., ohne es auch nur mit einer Sylbe eingeleitet zu haben, Erregung und Empfindung ganz unbefangen neben einander stellt, deren Differenzirung geradezu in die erste und die Anomalieen der Bewegung in die zweyte Dimension fallen läfst und eben so willkürlich das sensitive und egestive System hereinzieht. Dieser Annahme gemäfs kommen nun unter die Anomalieen der ersten Art alle Algien und Agra, unter *die* der zweyten Spasmen und Convulsionen, aber auch noch vorzüglich die Anomalien der Functionen und Organe der Secretion, als ein allgemeiner, die Einheit dieser zwey Systeme begleitender Procefs. Selbst die Pole der Electricität finden sich in den Se - und Excretionen, welche hieher fallen, wieder. (In den Knochen und Urin sind weder überhaupt, noch weniger aber bey krankhaften Aus - und Absonderungen Wasserstoff und Sauerstoff die prädominirenden Bestandtheile, sondern gerade Kalk, Ammoniak u. s. w.) Als die, der Differenzirung in der ersten Dimension entgegengesetzte, Form des Genesens nimmt der Vf. den Procefs, welcher dem Katarrh, Rheumatismus, Diaphoresis, Diuresis zu Grunde liegt. (Hier ist doch wohl auch nur vom fliefsenden Katarrh die Rede? Dieser verhält sich aber bekanntlich nur zum trocknen wie *stad. decrementi* zum *stad. incrementi*. Wie kömmt er aber zu den Algien u. s. f.? Der Katarrh zeigt an und für sich den ganzen Verlauf des Erkrankens und Genesens. — Ueberhaupt möchten alle hieher fallenden erhöhten Se - und Excretionen den Genesungsprocefs ausdrücken. — Wie kommt der Rheumatismus hieher? — Dieser umfafst ja eigentlich die gröfste Menge jener Phänomene, die nach dem Vf. den Erkrankungsprocefs bezeichnen, und scheidet sich ohne besondere Form seines Genesungsprocesses, am öftersten durch allmäliges oder schnelles Verschwinden der Schmerzen.) Die spasmodischen Krankheiten sollen ihren Genesungsprocefs in den Paroxismen erreichen. „Wenn diese Reaction des Paroxismus nicht eintritt und die Affection im Lebensprocefs fixirt wird, oder höher steigt in Folge der ungebändigten Wirkung des einen Moments; so tritt Lähmung — Schlag ein. Hier ist Genesung nur durch allmälige Rückkehr oder Empfindung und Bewegung möglich." — Von Seiten des Organismus stellen sich jene drey Dimensionen der Differenzirung in der ersten Instanz als Anomalien der Conformation dar, in der zweyten als Anomalien der Affinität (Krankheiten der Mischung), in der dritten als Anomalien der Productivität (Krankheiten der Reproduction an sich, — vorzugsweise?). Die ersten sind cachectische, die zweyten contagiöse, die dritten colliquative. Die cachectischen offenbaren sich durch Veränderung der Farbe, des Volums, Consistenz und Säfteverderbnisse (diese gehören doch wohl auch in die zweyte und dritte — warum in die erste? weil sie dort beginnen? Das läfst sich wohl von jeder Anomalie annehmen), ihre Genesung besteht in allmäligen Verschwinden der Abnormitäten. Auch rechnet der Vf. hieher Hydropsieen, Diabetes, Leukorrhö, Hämorrhagie (?), wenigstens als tendirte, selten erreichte, Genesungsprocesse; selten erreicht, weil die, in das Ganze zurückfliefsende Schädlichkeit ihn fruchtlos mache. (Viele dieser Formen treten gewifs bey noch zunehmender Cachexie ein, und sind wohl eher Symptome eines hohen, unveränderten Grades derselben. Man denke nur an die Cachexien der Kinder und *chlorosis*.). An den contagiösen Krankheiten verhält sich Exanthem zur Infection, wie Genesungsprocefs zum Erkrankungsprocefs — als eine Repulsion, deren gelungenstes Bestreben die Propulsion auf der Peripherie der organischen Fläche = Exanthemisirung ist. In der dritten Instanz steht an der Stelle des Erkrankens Inflammation, des Genesens — Suppuration. Man vergleiche Nr. 1. — Als höchste Störung des Lebensprocesses tritt Asphyxie, als höchste Verwüstung des Organismus Gangränescenz auf. — Es ist wirklich dem Vf. nicht zu verzeihen, dafs er auch hier abermals nur von Dimensionen der Krankheit und ihren allgemeinsten Formen spricht, ohne nur im mindesten Rücksicht auf ihre ursprüngliche Differenz, je nachdem sie durch das Ueberwiegen des einen oder andern Factors gesetzt sind, zu nehmen, da doch dieses auf die Therapeutik von so unendlichem Einfluss ist, und selbst auch die Phänomene und Formen dadurch erst eine durchgehende Sichtung erhalten. — Aber was sind es denn für primitive Formen oder wesentliche Unterschiede der Krankheiten, die hier aufgezeigt wer-

werden? — Der Vf. wollte eine, *für alle Formen gültige*, Eintheilung der plaſtiſchen und dynamiſchen Krankheiten nach drey Dimenſionen aufſtellen. Um aber eine ſolche aufzufinden, muſste er doch von jeder beſonderen Individualität abſtrahiren: denn was ihnen allen gemein iſt, läſst ſich nicht von *dieſer* oder *jener* hernehmen. Aber mit der Rückſicht auf die Beſonderheit fällt auch *die* auf die Wirklichkeit weg: denn das Leben tritt nur an die Individualitäten vertheilt in die Wirklichkeit. Nun wollte aber der Vf. doch etwas in Bezug auf die Wirklichkeit, und mehr als zu Anfang dieſes Werks, über die drey Dimenſionen geben. Dadurch geräth er in einen Widerſpruch, und das ganze hier aufgeſtellte Schema iſt ein unſeliges Mittelding, daſs ſich zwiſchen zwey, ſich widerſprechenden Nothwendigkeiten hindurch zwängen, ohne einer von beiden zu widerſprechen, und doch etwas anders ſeyn ſoll, als was der Vf. oben gegeben hat und ſpäter über die individuellen Krankheitsformen noch giebt. Darum ſteht der Satz, daſs die dynamiſchen Krankheiten mehr in dem ſenſitiven und egeſtiven Syſtem, die plaſtiſchen mehr in dem aſſimilativen und intellectuellen hervortreten, ſo *halbfertig* da; darum bemüht der Vf. ſich, um dem Allgemeinen doch irgend eine — wenn auch nur allgemeine — Beziehung zu geben, die Erregung in das ſenſitive, Bewegung in das egeſtive hinüber zu ſpielen. Empfindung ſteht da als ein miſslungener Verſuch die Erregung zu objectiviren, ohne von Syſtemen, Actionen, Functionen zu ſprechen. Senſibilität und Irritabilität ſind untergeſchoben für Senſation und Egeſtion (aber auch an ſich unſtatthaft hier, wo von wirklichen Lebensäuſserungen und nicht von — — bilität die Rede ſeyn ſoll). Der Vf. ſuchte aber jene zwitterhafte Tendenz noch auf anderm Weg zu erreichen. Denn er bemüht ſich die erſte Dimenſion in das quantitative, die zweyte in das qualitative hinüber zu bringen. Etwas iſt wahr davon: denn die Anomalien der zweyten Dimenſion werden mehr als Anomalien der Bewegung hervortreten, weil Bewegung das Sichtbare im Lebensproceſs iſt und in der zweyten Dimenſion die Krankheiten ſichtbarer werden. Aber es leiden Erregung und Bewegung durch alle drey Dimenſionen in gewiſſen Verhältniſs: denn jene iſt nur das Subjective von dieſer; Empfindung aber iſt eine beſtimmte *Form* von Erregung oder Bewegung, die noch nicht hieher gehörte. Eben ſo ſind Conformation und Affinität auch nur verſchiedene Seiten von *einem* und heben beide mit ihren Anomalien in der erſten Dimenſion an, und enden in der dritten in ſteter Parallele. Alle Unterſcheidung, die eine Trennung ihrer ſelbſt in Anſpruch nimmt, iſt eine, ihnen fremde. Aufserdem alſo, daſs wir annehmen: Erregung und Bewegung einerſeits — Conformation und Affinität andrerſeits fallen in jede der Dimenſionen ohne Unterſchied, und gleichmäſsig, läſst ſich nun auch feſtſetzen, daſs dasjenige, was der Vf. als Adynaminen, ſpaſtiſche und paralytiſche, cachectiſche, contagiöſe und colliquative Krankheiten annimmt, — und *allgemein gültig* iſt — ſchon in den, zu Anfang dieſes Werks aufgeſtellten, Sätzen begründet ſeyn muſste, ohne die mindeſte Beziehung auf die Wirklichkeit: ſo wie die Algien, Katarrhe, Exantheme u. ſ. w. an die ſpäter entwickelten Specialitäten ſich anſchlieſsen. Ueber einige Formen z. B. Cachexien giebt der Vf. auch nur allgemeine Beſtimmungen. Es iſt aber nicht einzuſehen, warum das Syſtem der Intelligenz beyläufig hier auf einmal als ein, dem vegetativen und plaſtiſchen Leben entſprechendes, der Aſſimilation an die Seite geſtellt wird. Iſt das Leben der Intelligenz mehr eine geiſtige Ernährung als geiſtige Thätigkeit? Wenn auch wirklich der Begriff von *Charakter* und *Temperament* ſo etwas bedeutet: ſo hätte es der Vf. ſchon darum nicht berühren ſollen, weil er jetzt darauf aufmerkſam macht, wie flüchtig er über das ganze Kapitel vom pſychiſchen Einflüſſen, und von Differenzirungen des pſychiſchen Lebens hinweggegangen iſt. — Endlich möchte Rec. fragen, warum der Vf. um den Gegenſatz — von Erkrankung und Geneſung anſchaulich zu machen, lauter *Formen* von Erkrankung und Geneſung aufſtellt? Gewährt uns dieſe Nebeneinanderſtellung, (wenn auch ſo manches Intereſſante, wie es hier der Fall iſt,) einen Blick in den innen liegenden Wechſel der Krankheit? So z. B. läſst ſich der Uebergang von Erkrankung in Geneſung bey dem Wechſel von arthritiſchen, rheumatiſchen, katarrhaliſchen Schmerzen mit den veränderten Secretionen und Excretionen gewiſs nicht eher erkennen, als wir den ſtabilen Charakter, welcher der innern Differenz beider zu Grunde liegt, ins Auge gefaſst, und mit ihm alle Momente, von denen die angegebenen nur die bedeutendſten ſind. So erſchöpfen auch die, vom Vf. angeführten Geneſungsformen nicht die Geneſung ſelbſt, z. B. Exanthem nicht den Geneſungsproceſs contagiöſer Krankheiten, ſo wie umgekehrt Exanthemen in dieſen Krankheiten oft durch nichts weniger, als Geneſungsproceſs geſetzt ſind. — Es bleibt einiges Verdienſt des Vfs., mehrere Formen als Geneſungsproceſſe aufgeſtellt zu haben, die man bis jetzt nicht dafür hielt, z. B. Suppuration, flieſsender Katarrh, Exanthem u. ſ. w. Im Allgemeinen iſt aber mit dem *ſtadium decrementa* von jeher der Geneſungsproceſs bezeichnet worden. Auch finden ſich hier manche Widerſprüche, z. B. eben daſs durch Exantheme *überhaupt* der Geneſungsact ſich ausdrücke, oder durch vermehrte Secretion u. a. m.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Num. 129.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

Ebendas.: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 128. abgebrochenen Recension.*)

Es werden nun gegenseitig die zwey entgegengesetzten Anomalien in jeder Instanz verglichen, wo fürs erste Cachexien als die innre; Adynamien als die äussere Seite des Individuums (diese die Sinnes- und Bewegungsorgane, jene mehr das Gemüth, die Assimilation und besonders das Blut) betreffend, aufgestellt werden. Die Parallele zwischen contagiösen und spasmodischen Krankheiten wird sogar bis in den Genesungsprocess verfolgt, und die Reaction in diesen ein, in Bewegung ausgedrucktes, Exanthem, das Exanthem eine, durch die Materie ausgesprochene, Reaction genannt. In dieser Verwandtschaft will es der Vf. auch begründet wissen, dass die spasmodischen oft ansteckend, die contagiösen oft periodisirend gefunden werden. (In Nr. 1. bemüht er sich zu zeigen, dass dies gar nicht der Fall sey.) Zuletzt soll Phlegie eine objective Phlegmasie, und diese eine objective Phlegie seyn. (Die Uebereinstimmung wird sogar in der Benennung anschaulich gemacht, und statt Entzündung *Phlegmasie*, statt Plegie aber *Phlegie* gesagt). — *Charakter* der Krankheit bezieht der Vf. sofort auf ihre Verschiedenheit in Hinsicht der dynamischen und plastischen Existenz, das *Wesen* der Krankheit auf ihren Ausdruck in besonderer Instanz. Beide sind das Wesentlichste der Krankheit im allgemeinen. Ihnen entspricht die Gattung und Art der Krankheit, jene im Sinn der ergriffenen Actionen und Systeme, diese im Sinn der ergriffenen Functionen und Organe. Nun folgen noch einige Reflexionen über das Gesagte und über Form der Krankheit im Allgemeinen, wo der Vf. zeigt, dass die Krankheit nicht diese oder jene Form annehme, weil sie in diesem oder jenem Theilganzen hervortritt, sondern dass sie in diesem bestimmten Theilganzen hervortrete, weil sie diese bestimmte Form sey (???). Endlich werden die Krankheiten ihrem Charakter und Wesen nach in den vier primitiven Sphären im Leben (in der Gattung) nachgewiesen. Die Stellung von *essera*, *urticata*, *erisypelas*, und Verdunkelungen einzelner Theile im Auge unter die cachektische Anomalie der Sinnesorgane, ist sinnvoll, aber wie kommt *chlorosis*, *icterus*, und vollends *melas icterus* hieher? Das sieht der Vf. nur als *Verständnis-*

gen des Colorits der sensitiven Fläche an (!!) unbekümmert um den tief und weitgreifenden Grund dieser Conformationsphänomene. Typhus und Pest erscheinen auch *nur* als colliquative Formen des Sensationssystems. *Coma*, *cataphora* fallen unter andern in die spasmodische Form der differenzirten Intelligenz; Lethargie und *carus* unter die paralytische; Apoplexie und Schlagfluss (dieser soll wohl die Unterabtheilungen der Apoplexie begreifen?) unter die paralytische Form der Irritabilität. (*Carus* ist aber ein geringerer Grad der Apoplexie, der nur durch feinere Athemzüge sich von ihr unterscheidet, aber auch schon Lähmungen zurückläßt, müsste also an Apoplexie näher sich anschliessen; *Lethargus* ist ein geringerer Grad von *carus*, mit deutlichen Spuren von Bewusstseyn, wenn der Patient erregt wird; kann also nicht in die Paralyse des Bewusstseyns fallen. Aufserdem sind ja Lethargie und *carus* eben so vorübergehend, als *cataphora* und *coma*, und auch periodisirend und paroxysmenhaft in fieberhaften Anfällen. Dieser Umstand ist ja aber hier das Einzige, was die spasmodische und paralytische Form unterscheiden kann. Apoplexie auf der andern Seite in die Sphäre der Irritabilität (Egestion) hinüberzuschieben, ist wieder zu willkürlich, denn sie ergreift das ganze dynamische Leben (die Assimilation allenfalls ausgenommen), Bewegung so gut als Sinn und Bewusstseyn; in die Sphäre der Egestion aber gehört sie schon darum weniger, weil ihre Functionen nicht immer in apoplectischen Anfällen gelähmt sind.) In dem Kapitel von den Formen der Anomalien der Intelligenz rächt sich die Vernachläßigung der Differenzirungen des psychischen Lebens in der ersten Elementaransicht zu Anfang dieses Werks. Der Vf. setzt Melancholie und Manie unter die cachectischen Krankheiten des Organs der Intelligenz. Das ist ein arges *quid pro quo*, denn er giebt hiemit Phänomene des dynamischen Lebens um eine Anomalie des plastischen zu berühren — eben so könnte man ja auch Anomalien der Empfindung und Bewegung hinstellen um die cachectischen Leiden ihrer Organe zu bezeichnen. — In den contagiösen Krankheiten der Intelligenz steht eben so unrecht aber noch bunter Hydrophobie, Paraphrosyne (nicht *Paraphrosine*), Satyriasis mit Nymphomanie und Kretinismus zusammen. Phrenitis umfasst die colliquativen Anomalien des plastischen Lebens der Intelligenz. — *Scirrhus* steht unter den contagiösen Krankheiten der Egestion neben mehreren Ausschlagskrankheiten, namentlich *herpes*, *tinea*, *crusta lactea* und *spina ventosa* nebst *rachitis*. Die Hydropsieen sollen mehr durch Umwandlung der Substanz, als durch veränderte

Secretion zu begreifen seyn, und werden unter die cachectischen Krankheiten der Assimilation gestellt. — Das ist willkürlich und falsch obendrein: denn die cachectischen Umwandlungen der Substanz kommen in dieser Krankheit gegen die alienirte Secretion gar nicht in Anschlag. Dass die Assimilation durch das antagonistische Verhältniss oder überhaupt zugleich afficirt ist, läst sich nicht läugnen; aber damit ist ja noch keine Umwandlung der schon organisirten Substanz gesetzt. Bey der Phtysis und Hektik dagegen, die der Vf. nur aus einem *torpor* und dadurch gesetzter Veränderung, oder Hemmung der Assimilation erklären will, und sie in die paralytische Form der differenzirten Assimilation setzt, ist wirkliche Umwandlung der Substanz — eigentliche Colliquation. Die contagiöse Form differenzirter Assimilation sind *Syphilis*, Skorbut und Blattern, die colliquative Excoriation und Exulceration. — Dass diese ganze Tabelle mehr nur flüchtige Einfälle des Vfs., als wohlerwogene, auf empirische Kenntniss und Studium der Beschreibung der Krankheitsformen gegründete Ueberblicke enthält, verräth sich auf den ersten Blick. Es fehlt überdiess sichtlich an einer weiteren Durchführung; oder beschränkt sich der Vf. darauf, eine Krankheit unter diese oder jene Form zu stellen, weil sie unter gewissen Umständen, oder in irgend einem Punkt ihres Verlaufs sich dahin neigt? Es sind wenige der hier aufgestellten Krankheiten die sich nur *vorzüglich* auf die, ihnen vom Vf. angewiesene Sphäre erstrecken und gewiss nur die Hälfte, die man nicht mit denselben Recht an andere Orte stellen könnte, z. B. Apoplexie, Skorbut, Hysterie, Hypochondrie, die verschiedenen Exantheme u. s. f., was zum Beyspiel auch von der Entzündung gilt, die aber der Vf. deshalb nicht in diese Formen bringen konnte. So sind auch die meisten Krankheiten, die der Vf. in die dritte Dimension bringt, in ihren höchsten Grad nur dahin fallend, und die bey Nr. 1. erwähnten Einwürfe gegen diese Dimension bleiben darum gültig. Zuletzt glaubt Rec. auch noch eine Unart des Vfs. rügen zu müssen, deren er sich schuldig macht, wenn er nach Aufzählung der verschiedenen, in eine Ordnung fallenden, Krankheiten immer setzt: *und so fort.* — Weiss der Vf. was noch dahin gehört, oder weiss er es nicht? In beiden Fällen ist es tadelhaft. Die besonderen Formen dieser allgemeinen (in Beziehung auf die besonderen Functionen und Organe die von der Krankheit vorzüglich ergriffen sind) zu entwickeln, glaubt der Vf., sey nur von einer unabsehbaren Zeit und dem Fleiss vieler zu erwarten. Darüber mag ein jeder nach Lesung des *Troxlerschen* Grundrisses denken, wie er will. Der Vf. spricht von „einer interessanten Bearbeitung der Medicin, welche die Beziehung der, gradativ und specifisch verschiedenen Einflüsse zu den verschiedenen Theilganzen im Leben zum Gegenstand hätte." Die Contagien und einige *specifica* der Heilmittellehre ausgenommen, wo man mit der Nase darauf geführt wird, möchte sich schwerlich so etwas nachweisen lassen, — die Erkältung allein gebiert ja ein nosologisches Heer, und die Erwärmung ist ja beynahe ein universelles Heilmittel. — Mit Uebergehung einiger Ideen des Vfs. über die sogenannte accidentelle Form der Krankheit halten wir uns an einige vorzügliche Meinungen desselben, über die Formen der Krankheitsreflexion im synthetischen und antithetischen Verhältniss des Lebens. Die hieher fallenden Symptome und Phänomene (und das sind alle) müssen aber auch nach den zwey Richtungen der Krankheit unterschieden werden, und so werden sie im Sinn der Erkrankung zu pathognomischen, im Sinn der Genesung zu kritischen. Der Grund der Krise ist der innere Grund der Genesung. (Rec. glaubt hier bemerken zu müssen, dass der Vf., soviel er auch von Genesung spricht, doch niemals auf die innere Begründung dieses Wendepunktes der Krankheit zurückkömmt. Es würde diess freylich immer auf irgend ein äusseres Causalmoment zurückführen. Dieses liegt aber doch häufig so tief im Innern des Lebens, dass wir es oft nicht einmal ein Aeusseres nennen können.) Was der Vf. hierüber sagt, verdient, mit Ausschluss seiner Unterscheidung von Lysis und Krisis, Aufmerksamkeit und Beyfall. Was diese Unterscheidung betrifft: so soll die erstere mehr in der dynamischen Form des Lebens, die letzte mehr in der plastischen verweilen. Sonach macht also der Vf. die epileptischen Paroxismen zur *Lysis* und den langsamen Genesungsprocess der Melancholie oder Skropheln oder Chlorose zur Krise? Dass er im dynamischen und materiellen Leben Krisen und Lysen aufstellte, kann ihm niemand verdenken, nur hätte er bey der alten sinnvollen Deutung bleiben sollen und sich dieser willkürlichen Eingriffe in fremden Eigenthum, in einen *rechtmäßig* aufgenommenen Sprachgebrauch enthalten sollen. Vollends übertreibt er es, wenn er den objectiven Ausdruck des dynamischen Lebens zum *Symptom*, des plastischen zum *Phänomen* macht. — Metastase soll einen Wechsel der Phänomene in dem Raum und Beharren in der Zeit, Metaschematismus, das umgekehrte Verhältniss befassen. (?) „Wie aber die Theilganzen im Individuum in gegenseitiger Wechselbeziehung stehn: so liegt in jedem Einzelnen wieder eine Beziehung und Wirkung aufs Ganze. Darum wird jede Anomalie im Einzelnen ein Streben nach Gleichsetzung im Ganzen äussern. Diese Aeusserung ist Fieber, was in dieser Hinsicht sich immer gleich ist. Die specifischen Differenzen des Fiebers und seine besonderen Arten gründen sich auf die eigenthümliche Form der Lebensdifferenz, durch welche es hervorgerufen, und zu einer eignen Gestalt modificirt wird. Jene Formen der Lebensdifferenzirung, treten aber, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in drey Instanzen ihrer Ausbildung auf, und diesen Momenten gemäss gestaltet sich auch das Fieber in seine wesentlichen Differenzen." Nun entwickelt der Vf. in der Hinsicht auf seinen, durch Differenzirung im Lebensprocess oder im Organismus begründeten Ursprung das Fieber nach den drey Dimensionen dieser Differenzirung. Auf die erste Stufe fällt von dynamischer Seite das katarrhalische und rheumatische, von plastischer Seite die cachectischen (was man *synochus putris* nenne), auf die zweyte

im erſten Fall *synochus impura*, die 2te *febris inflammatoria*, im zweyten die exanthematiſchen und contagiöſen Fieber, auf die dritte Stufe im erſten Fall *typhus* oder das hitzige Nervenfieber, im zweyten das rectiſche, auszehrende; *f. lenta.*" Was die zuerſt angeführte Definition des Fiebers betrifft: ſo möchte wohl niemand in Zweifel ſtehn, daſs ſie vor allen andern dem innern Weſen des Fiebers am nächſten kommt, und bey weiterer Ausführung dieſe, von jener den Aerzten räthſelhafte, Erſcheinung erſchöpfen könne. Um das Folgende zu prüfen, muſs aber erſt das, was der Vf. für den eigentlichen Ausdruck des Fiebers hält, geſucht werden. Wenn der Vf. ſagt: „Die Urſache des Fiebers ſey ein Konflict von Erkrankung und Geneſung, ſein innerſter Charakter ſey ein, durch dieſen Conflict geſetzter Wechſel, und eine Form als dann die Realiſirung dieſes Wechſels in den verſchiedenen Formen des Lebens," ſo verwirrt er ſeine erſt gegebene Anſicht von Fieber. Der Vf. führt für dieſe Annahme an, „weil es weder ler einen noch andern der, ſich entgegengeſetzten, Tendenzen gelungen ſey, ſich im wirklichen Leben feſtzuſetzen." Wie jenes aus dieſem folge, iſt nicht einzuſehn. Da er ſich hier auf den bekannten Wechſel der Erſcheinungen bezieht; ſo halten wir uns an dieſen, wie er in Nr. 1. behandelt wurde: denn hier übergeht ihn der Vf. und beruft ſich auf jene Schrift, wo er in ſeinen allgemeinſten Phänomenen, als Hitze und Froſt, Veränderung im Puls und veränderte Secretion aufgefaſst iſt. Abgeſehn davon, daſs nun die veränderte Temperatur nicht, wie dort, in das ſenible Syſtem, ſondern wahrſcheinlich in das plaſtiſche Leben, und die Pulſationsveränderung nicht, wie dort, auf das irritable, ſondern in das Aſſimilationsſyſtem fallen würden (was Rec. jedoch nicht entſchieden haben will); abgeſehn davon, daſs nach der, hier gegebenen Anſicht ſolche Aeuſserungen des Fiebers eher für Partialität als Univerſalität ſprechen müſsten (weshalb der Vf. auch wohl für gut befand, ſie mit Stillſchweigen zu übergehn): ſo läſst ſich doch gar nicht einſehn, wie *dieſer Ausdruck* des Fiebers den Charakter des dynamiſchen und plaſtiſchen Lebens zuſammen tragen ſoll. Läſst ſich wohl in dem eigentlichen Fieberparoxismus jene Univerſalität nachweiſen? Und von etwas anderen, als dem, im Fieberparoxismus begriffnen Phänomenen kann nicht die Rede ſeyn, denn alle jene Verhältniſſe von contagiöſer, katarrhaliſcher, hektiſcher u. ſ. w. Form, ſind doch in Bezug auf den Fieberausdruck nur Nebendinge und klaſſificiren nicht das Fieber, ſondern *den, im Fieber gegenwärtigen Zuſtand des Lebens*, was auch der Vf. überſehn hat, ſonſt würde er jener vagen Eintheilung der Fieberformen anders erwähnt haben. In Entwicklung des Paroxismus der Exacerbation und Remiſſion, ſo wie in den Erörterungen über remittirende und intermittirende Fieber iſt die Flüchtigkeit und Nachläſſigkeit der Ausarbeitung unverkennbar. Von dem, was über den *typus* des Fiebers geſagt wird, verlohnt es ſich nur der Mühe anzuführen, daſs „das Subſtrat, an welches die Lebensdifferenzirung gebunden ſey, welche Fieber hervorruft, deſſen typiſche Wechſel beſtimme" ungefähr wie nach *Galen* Schleim die Quotidianfieber, Galle Tertianfieber u. ſ. w. hervorbringen. Auch wirft der Vf. einiges über den Einfluſs der Jahreszeiten hin, und noch einiges andere, was ihm in der Geſchwindigkeit einfiel. — In Nr. 1. ſagt der Vf. „Das Fieber ſtehe mit der Krankheit ſo im Verhältniſs, daſs, wenn auch die Krankheit da ſey, aber innerhalb einer gewiſſen Gränze ruhe, das Fieber nicht vorhanden ſey, daſs hingegen, ſo wie dieſelbe in der ſynthetiſchen Gröſse des Individuums um ſich greife — es ſich finde." Wenn aber Fieber das, von einem differenzirten Theilganzen ausgehende Streben nach Univerſalität ſeyn ſoll: ſo brauchen wir ja nicht zu warten, bis die Krankheit in der ſynthetiſchen Gröſse um ſich greift; ſondern ſie *muſs* um ſich greifen, und kann niemals in einer beſtimmten Gränze ruhn: denn das Leben des Einzelnen drückt ſich ja nur in der Relation auf das Uebrige und Ganze aus. Freylich lieſsen ſich durch jene Annahme einige räthſelhafte Erſcheinungen recht bequem erklären, die aber nun auch um ſo räthſelhafter ſind. — Woher nämlich ſo bedeutende Anomalien z. B. der Digeſtion, Geiſteszerrüttungen bey gänzlicher Fieberloſigkeit, und doch in ſo beziehungsreichen Theilganzen? — auf der andern Seite ſo heftige Fieberzufälle bey unbedeutenden Verwundungen, leichten Katarrhen u. ſ. w. — Den Beſchluſs machen einige Bruchſtücke über Jaterie. Nach einer Einleitung, die vieles Gute über Medicin in ihren verſchiedenen Verhältniſſe geſagt, enthält, ſetzt der Vf. feſt, daſs die Jaterie die gehörige Diagnoſe der individuellen Formen, welche die Theorie conſtruirt und die Erfahrung aufweiſt, zu bilden und die Indication für die verſchiedenen Fälle darzuſtellen habe. Ueber die letzte Seite nur hält er ſich berechtiget, etwas zu ſagen. Die Aufgabe der indicativen Seite der Jaterie im Gegenſatz der diagnoſtiſchen iſt, den Geneſungsproceſs, welchen die Theorie als den, beſtimmt dem erkannten Erkrankungsproceſs entgegen ſtehenden, aufgefaſst hat, hervorzurufen. Sie realiſirt dieſe durch Beſeitigung der Einflüſſe welche den Erkrankungsproceſs bedingten — *ſiquid movendum — move*, durch Herbeyführung derer, welche den Geneſungsproceſs bedingen. Vorher ſetzt der Vf. noch feſt, daſs er keiner Potenz oder Subſtanz, oder vielmehr *allen* die beſondere Virtualität des Evacuirens (den Gegenſatz des *Zurückhaltens* läſst er hier weg) zuſchreibe; daſs er die contagiöſen Stoffe nicht für beſondere halte, ſondern mit jeder aſſimilirbaren Subſtanz, die auf eine gewiſſe Höhe potenzirt ſey, in eine Klaſſe ſetze; daſs ferner eine jede Potenz und Subſtanz mechaniſche und chemiſche Schädlichkeit werden könne, ſobald jene, in der letzten Inſtanz eindringend, den Lebensproceſs vernichte (iſt das mechaniſch?) oder die letzte chemiſch den Organismus zerſtöre. (Nun hat aber der Vf. noch zu beweiſen, daſs ſie alle auf dieſe Stufe zu ſtehn kommen können.) 2) Die *Adynamien* ſollen durch Wärme und Kälte (wo kommen dieſe auf einmal her? in der ganzen

Theo-

Theorie haben wir nichts davon gehört); durch die flüchtigen Reizmittel nach der positiven und negativen Reihe (*spirituosa* und *acida* als Wasserstoff und sauerstoffhaltig) geheilt werden — warum diese aber nur auf der ersten Instanz? oder bewährt etwa die Erfahrung ihren Nutzen in katarrhalischen, rheumatischen u. s. w. Anomalien? — ehe noch das Gegentheil). 2) *Spasmodische* Krankheiten durch evacuirende und retinirende Mittel. Electricität und Magnet, Reiben und Streichen, alkalische und karbonische *antispasmodica*. (Will der Vf. die Aerzte foppen, oder sind einige Bogen Manuscript verloren gegangen, worin der Zusammenhang mit den vorigen liegt?) 3) *Anomalien der dritten Instanz* durch Vesicatorien uud Fontanellen, Galvanismus, *setaceum*, und Incitantia. 4) *Cachectische* durch Nahrung aller Art, wohin der Vf. auch die *mineralischen Wasser* zählt, Herbeyführung des Schlafs, (das Leben der Production man vergl. Nr. 2.) 5) *contagiöse* durch *alterantia*, Impfung und Infusion, jene als ein Magnetisiren der festen, diess der flüssigen Theile (!) 6) Die *colliquativen* durch die Extreme, was in andern Fällen Zerstörungsmittel sey würden. — Auserdem sollen die Heilmittel in den Krankheiten des Lebensprocesses unterbrochen, dem periodischen Lauf der Krankheit angemessen, zu und abnehmend, in differenter Form (Essenzen, Infusion) gegeben und auch vorzüglich äuserlich angewandt werden, in den Krankheiten des Organismus, sollen die Mittel ununterbrochen in einem allmäligen *crescendo* und *decrescendo*, in indifferenter Form angewandt und mehr die sogenannten innerlichen gewählt werden. Rec. beschränkt sich darauf, diese letzten Bestimmungen der therapeutischen Indication nur angezeigt zu haben, da man irgend einmal über diese Punkte mehr Aufschluss vom Vf. erhalten muss. So wie sie dastehn, kann wohl jeder daraus ersehn, dass eigentlich nichts daraus zu ersehn ist, und dieser Jaterie möchte wohl schwerlich jemand Berührungspunkte mit der leidenden Menschheit wünschen. Uebrigens ist es auch nicht zu billigen, dass der Vf., nachdem er doch in der Theorie nicht viel mehr als *nichts* über die Beziehung der Aussenwelt zum Leben gab, hier mit einem Satz in die therapeutische Wirklichkeit hineintappt. — Rec. hat sich aus guten Gründen mehr an das gehalten, was der Vf. in der Theorie der Heilkunde Neues aufstellte, als an das wissenschaftliche Gerüst derselben. Von mehr als einer Seite glaubt er aber die Ordnung, Consequenz und inneren Zusammenhang des architectonischen Ganzen im *Troxlerschen* System andern vorziehen zu können. Zum Beschluss noch die Bitte an den Vf., künftige Werke nicht zur Hälfte mit grosen Buchstaben drucken zu lassen. Es scheint, als wollte er sich selbst das Kompliment machen, welches irgend ein berühmter Dichter von einem andern über das Unterstreichen der wichtigsten Stellen erhielt, — aber der Leser kommt in die Verlegenheit, die Hauptsachen zu verkennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Coblenz*, b. Lassaulx: *Essai historique et topographique sur la ci-devant Commune de Lutzelcoblenz.* Par *Adam Lassaulx*, Juge au Tribunal criminel du Département de Rhin et Moselle. Pluviose an XI. (1803.) 3 Bog. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst, b. Demselben: *Lützel Coblenz, ein historisch-topographischer Versuch*, von *Adam Lassaulx*, Richter am peinlichen Gericht des Rhein- und Mosel-Departements. *Mit Urkunden.* Jahr 11. 3 Bog. 8. (4 gr.)

Lützel- oder Klein-Coblenz war im Mittelalter ein ansehnlicher, wohl bevölkerter Ort, Grosz-Coblenz gegen über am linken Ufer der Mosel, dessen Wohlstand so lang dauerte, bis Kurfürst Balduin von Trier im J. 1343. die beiden Ufer dieses Flusses durch eine steinerne Brücke vereinigte; da dann die nunmehr unbeschäftigten Schiffer in Lützel-Coblenz anderwärts Nahrung suchen musten, und sich in Neuendorff niederliesen; auch die Wirthe, Bäcker und andere Handwerker kamen dadurch herunter, weil die Reisenden nicht mehr die nämlichen Beweggründe, sich dort aufzuhalten und zu übernachten, hatten. Die auf Befehl des Kurfürsten Raban selbst, wegen einer militärischen Massregel, befohlne Verbrennung des Orts, im J. 1436., verscheuchte noch mehr Einwohner. Dennoch erholte er sich wieder und errichtete im J. 1541. Statuten, die, wie Hr. *L.* sagt, sowohl wegen ihres Stils, als des sie belebenden Geistes der Ordnung bemerkenswerth sind. Selbst durch den 30jährigen Krieg zu Boden gedrückt, arbeiteten sich die Einwohner wieder empor: aber eine im J. 1682. beym Eingang des Fleckens von dem damaligen Kurfürsten errichtete Schanze vollendete, bey dem im Jahr 1688. geschehenen Bombardement der Stadt Coblenz, dessen Untergang, indem die meisten übrigen Einwohner nach Neuendorff flüchten musten; und im J. 1701. wurden beide Gemeinden mit einander vereinigt, so dass seit dieser Zeit von der Existenz des Ortes Lützel-Coblenz keine Rede mehr war.

Dieses alles erzählt nicht nur der Vf. der historischen Treue gemäs, sondern er schildert hernach auch die Sitten und Gebräuche, die Polizey, den Gottesdienst und die Rechte der ehemaligen Lützelcoblenzer. Am Ende finden sich sechs Urkunden (die älteste vom J. 1218.), von denen nicht gemeldet wird, ob sie vorher schon gedruckt waren, oder nicht. Die letzte scheint wenigstens der Fall zu seyn, mit der unter Nr. II. befindlichen und in deutschen Versen abgefasten Polizeytafel der Bürgergesellschaft von Lützel-Coblenz.

Die, wie es scheint, zugleich mit dem Original erschienene deutsche Uebersetzung ist, ungeachtet ihres hier und da sichtbaren Provinzialstils, jenem vorzuziehen, weil sie hier und da, besonders in den Anmerkungen, erweitert ist. Eine derselben (S. 4.) ist komischen Inhalts. Der Vf. nämlich sah selbst, dass im letzten Krieg ein französischer Kriegscommissar dem Bürgermeister zu Coblenz aufgab, eine Requisition von Schanzen in Lützelcoblenz zu veranstalten; welches daher kam, weil auf mehrern Karten, selbst auf der Güsseldischen, dieser Ort, als noch bestehend, sogar mit grösern Lettern ausgezeichnet, steht. Dasselbe gilt von dem ruinirten Schlosse Schöneck auf dem Hunsrück, wo mehrmals ganze Compagnien Soldaten einquartirt werden sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Charakteristik Johann Gottfried von Herders.* Von *Danz* und *Gruber.* Herausg. von *J. G. Gruber.* 1805. XII u. 550 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es giebt der grofsen Geister, deren Streben für die immer steigende Vollkommenheit der Wissenschaften, der Künste und des Lebens von Bedeutung und fortwährendem Einfluss ist, zweyerley, von einander, nicht sowohl dem Grad, als der Art nach, verschieden: *tiefdringende* und *weitumfassende.* Beide sind gleich nothwendig: denn ohne jene keine Tiefe, ohne diese kein Umfang. Diese verhüten Einseitigkeit, jene Oberflächlichkeit, und ungerecht ist es daher, die einen auf Kosten der andern herabsetzen zu wollen, da nur aus der Vereinigung beider das wahre Heil der Humanität entspringen kann. Darin besteht der *letztern* Hauptverdienst, dass sie das Band, welches alle Wissenschaften und Künste zusammenhält, aufsuchen, und den von enger Schulgelehrsamkeit getrennten Bund wieder herzustellen bemüht sind. Wie einen kühnen Eroberer treibt sie ihr feuriger Geist aus einem Gebiete der Wissenschaften rastlos hinüber in's andre, eine rege Ungeduld nach Vollendung spornt sie, nicht zu ermüden, bis sie vom Mittelpunkt aus auch die entferntesten Provinzen als integrirende Theile des grofsen Ganzen erblicken. — Offenbar gehörte zu den Geistern dieser Art *Herder.*"

So wird *Herder* gegen den Schluss vorliegender Schrift charakterisirt, — und richtig genug nach jenem angegebnen Unterschiede grofser Geister, — nur möchten wir doch das Urtheil etwas anders stellen. Es giebt kein Umfassen und Erfassen ohne eine gewisse Tiefe des Geistes, welche eben überhaupt zum Fassen die Kraft verleiht. Was hülfe sonst ein ewiges Greifen in alle Weltgegenden der Kunst und Wissenschaft, geschähe es immer in die Luft, höchstens mit Berührung der Oberfläche aller Gegenstände? Und was nützte das Schauen der Provinzen vom Mittelpunkte aus, schauete man nicht, was drinnen wäre, das Lebendige und das Todte, den fruchtbaren Boden und die öde Steppe?

Grofse Geister werden immer *fassen*, und kleine Geister werden immer *greifen.* Aber in dem Fassen der Grofsen zeiget sich eines Jeden Individualität; nicht dem *Grade*, sondern der *Art* nach, verschieden. Es giebt eine gewisse tragische Welt und Lebensanschauung, die sich in dem gewaltigen und lebhaften Genius durch die zerstörten Träume der Jugend und den erbleichenden Himmel der spätern Tage ausbildet, eine Anschauung, die sich dem Dichter schon in seinem frühesten Genusse und in seiner Morgenbegeisterung durch Ahndungen verkündigt, die dem Philosophen der kräftigste Sporn zum Erforschen der Wahrheit wird, — die Jegliches auf der Erde nur als ein Mittleres zwischen dem leuchtenden Himmel und der finstern Tiefe betrachtet, und durch ihren ungewöhnlichen energischen Charakter in der Darstellung erschüttert. Unter den Dichtern des Alterthums scheinet im *Aeschylus*, *Sophokles*, *Pindar*; unter den deutschen Dichtern im *Göthe*, *Schiller*, *Klopstock* (bey ihm christlich-religiös modificirt), diese Anschauung am kenntlichsten hervorzutreten. Ihr, als der tragischen, steht eine fröhlichere, leichtere Anschauung entgegen, auch mancher trefflichen Dichter und Wahrheitsforscher Eigenthum, die nicht gerade mit anakreontischem Licht alle Gegenstände beleuchtet, aber doch weniger finstre Schatten sieht, als farbige Körper. Ergriffen von den mancherley Gestalten derselben bildet dann die dichterische Phantasie ein Gemälde nach dem andern, nicht ohne Bewusstseyn eines Himmels über, und einer Tiefe unter ihr, aber doch am liebsten anthologisch bey dem Gesehenen weilend und den Eindruck desselben mit einem geistigen Zauberscheine zurückstrahlend. Philosophen und Dichter dieser Art haben leichtere Genüge, eignen sich Alles leichter an, und stellen es leichter mit individuellem Colorit vor die Augen der Welt. Was sie am wenigsten dichten werden und wollen, ist eine Tragödie; was sie am wenigsten als Philosophen geben können und mögen, ist eine durch alle Irrgänge der Speculation verfolgte und für systematische Beziehungen und Bedürfnisse dargestellte Wahrheit.

Zu den Geistern der letzteren Art gehörte *Herder.* Seine Universalität ergriff die blühenden Zweige aller Wissenschaften, und waren sie auch verdorret, so gewannen sie durch seine Pflege neue Triebkraft zur Blüte. Darin eben bestand *seine* Tiefe, *sein* Fassen und Ergreifen. Er *suchte* weniger das Band, welches alle Wissenschaften und Künste zusammenhält, als er selbst das Band *war*, und in seiner Humanität die allgemeine Humanität des Geschlechts vorbildete. In seiner schönen Seele flofs, wie *Jean Paul* sagt, alles wie in einem Gedichte zusammen; er war ein indisch-griechisches Epos, von irgend einem reinsten Gott gemacht.

Treten wir mit dieser Vorstellung über *Herder's* zu seiner Charakteristik in vorliegender Schrift: so könnten uns die über ihn S. 5. aufgeworfenen etwas homiletisch gestellten Fragen: „Was war *Herder?* Wie

ward er, was er war? Was hat er geleiſtet? Worin beſteht ſein eigenthümlichſtes Verdienſt? Was hat er zu thun uns übrig gelaſſen?" — leicht verführen, ein ungünſtiges Vorurtheil für die Schrift zu faſſen; — dennoch fällt ſie weit beſſer aus, als man erwarten ſollte, und hat mehrere ſehr gut gelungene Stellen, wenn man gleich hin und wieder etwas weniger Weitſchweifigkeit und mehr gedrungene Kürze wünſchen möchte. Die *erſte* Abtheilung enthält einen *anthologiſchen Spaziergang* durch Herders Schriften von *Danz*. Herder hatte ſchon in ſeinen früheren Jahren vielen Fleiſs auf die Erlernung alter und neuer Sprachen gewandt, und beſaſs in ſeinem 20ſten Jahre eine ungemeine Beleſenheit. In ſeinen Fragmenten über die deutſche Literatur 1767., welche als eine Beylage zu den Literaturbriefen erſchienen, zeigen ſich ſchon ſeine Nachforſchungen über die *Sprache*, von welcher, ſammt der Sinnlichkeit, er in ſeinen Unterſuchungen über die Kunſt ausgeht. Seine Preisſchrift über den Urſprung der Sprache erſchien einige Jahre darauf, 1772. Der Hauptinhalt ſowohl dieſer Schrift, als einer ſpäteren, über die Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bey den verſchiednen Völkern, 1775., wird von Hn. *Danz* angeführt. Auſser den fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt fallen in dieſe Zeit, durch ſeinen neuen geiſtlichen Beruf veranlaſst, Herders chriſtlich-theologiſche Schriften. Mit Anführung mancher Stellen liefert Hr. *D.* bis S. 164. eine Ueberſicht ihres Inhalts. Jeder Freund Herders wird dieſelbe mit Vergnügen leſen. — Hierauf folgt eine *Charakteriſtik Herders* von Hn. *Gruber*. Die Nachrichten von der frühern Lebensgeſchichte des Mannes ſind ſehr unvollſtändig. Er ward zu Morungen in Preuſsen 1744. geboren. Sein Vater war unterer Schullehrer daſelbſt, der ſeinem Sohne nur Bibel und Geſangbuch zum Leſen erlaubte. Da entzündete ſich Herders Einbildungskraft zuerſt am Feuer morgenländiſcher Dichtungen, und dieſe Eindrücke der früheſten Lectüre ſind ihm geblieben. Er war zur Chirurgie beſtimmt, und machte, wie erzählt wird, durch dieſes Geſchäft Bekanntſchaft mit dem Prediger *Treſcho* in Königsberg, der ſeine Kenntniſſe und Talente bemerkte, und Veranlaſſung wurde, daſs er ſeine bisherige Laufbahn verlieſs. (Die Anrede an Jünglinge, welche Hr. *G.* S. 203 — 243. einſchaltet, ſcheint uns, wenn auch ſonſt nicht mifsrathen, doch in einer Charakteriſtik des Autors überflüſſig. Auch der geiſtige Pickenik S. 248 — 261., ein Geſpräch zwiſchen Hippel, Hamann, Herder und Kant, welches den Einfluſs dieſer Männer auf Herder'n darſtellen ſoll, ſcheint uns zu weit hergeholt und auf zu wenige hiſtoriſche Data gegründet.) Richtig wird S. 269 über Herder'n geſagt: „So warm, entzündbar und thätig auch ſeine Einbildungskraft war, konnte ſie doch nie die Gränzen der Wirklichkeit überſtürzen, weil ihr ein klarer Verſtand zur Seite ſtand, der, wenn auch nicht ſtets nüchtern, doch nie entſchlummerte, und ein feiner Geſchmack, der ihn überall das Maſs des Rechten finden lieſs; mehr noch, weil er in der Natur und den Menſchen, zu denen ſeine Stimmung ihn zog, den intereſſanteſten Stoff für ihre Thätigkeit fand. Die Natur umgab ihn wie eine ſchöne Göttererſcheinung; vermöge ſeiner ſympathetiſchen Neigungen war der Menſch ihm ſtets willkommene Geſellſchaft; vermöge ſeiner Einbildungskraft und regen Mitgefühls trug er andre leicht in ſich und ſich in andre hinüber; und ward ſo immer mehr mit Liebe in den Kreis der Lebens-, Natur- und Welt-Beobachtung hineingezogen." Er trat zugleich, wie Hr. *G.* hinzuſetzt, in einer für ihn ſehr vortheilhaften Periode als Schriftſteller auf; *Leſſing* und *Winkelmann*, welche dem Zeitalter in Hinſicht auf Literatur und Kunſt die Stimmung gäben, ſchwebten ihm als Ideale vor. Herder wollte die Werke der Kunſt auf *ſeine* Weiſe genieſsen, der Geiſt ſeiner Schriften iſt oft mehr feurig poetiſch, als ruhig unterſuchend. Die Rechenſchaft, welche er ſich von ſeinem eignen Gefühle zu geben ſuchte, führte ihn in das Gebiet der Pſychologie und Anthropologie. Von ihnen ging er in die Ethnographie und in die Geſchichte über. Bey der Behandlung der Theologie wird der Umfang ſeiner Kenntniſſe und die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes beſonders ſichtbar, und macht Epoche.

Die zweyte Periode *Herders* trifft ungefähr mit ſeiner Ankunft in Weimar 1776. zuſammen. Es bildete ſich ſein Coalitionsſyſtem der Philoſophie. Sein Streben ging nach Einheit, und zwar, auf dem Wege der Wahrnehmung, weswegen ihm das Rationale, *a priori* zu demonſtrirende, als hohles Gefäſs und todter Formelnkram erſchien (S. 352.). Der Eklekticismus war ihm, dem Vielbeleſenen, Vielerfahrnen, am liebſten. Hr. *G.* ſtellt die Hauptanſichten *Herders* unter den Ueberſchriften: *Gottheit*, *Natur und Welt*, *Organismus*, *Leben und Geiſt*, *Menſch*, *Menſchenleben und Menſchheit*, *Unſterblichkeit*, *Religion*, von S. 359—394. zuſammen. Er geſteht dabey, daſs der kältere Prüfer in Verlegenheit gerathen möge, unter welche Klaſſe überhaupt er dieſe Philoſophie wohl ſetzen ſolle. Sie iſt objectiv transſcendent, gründet ſich auf empiriſchen Realismus und endigt ſich in einem verklärten Pantheismus und Schwärmerey. Hr. G. glaubt *Herdern* deswegen mit Platon vergleichen zu können, der, nach dem Urtheil *Schloſſers*, oft die Gegenſtände, welche in ſeinen Unterredungen berührt werden, unausgemacht läſst; dem es, wie manchen lebhaften Geiſtern, mehr auf das Streben, als auf das Haben ankommt. Rec. findet dieſen Vergleich zum Theil paſſend, da *Herders* poetiſcher Blick Platoniſche Vorſtellungen auffaſſen und lieben muſste; indeſſen möchten doch *Herder* und *Platon* in Rückſicht der Haupttendenz ihrer Philoſophie ſchwerlich parallelifirt werden können. Platon iſt nichts weniger als ein Eklektiker, und weiſs mit vielem beharrlichen Scharfſinn die Sophismen ſeiner Zeit in ihrer Schwäche darzulegen. Ueber alle dieſe Sophismen erhebt ſich ſeine eigenthümliche philoſophiſche Anſchauung, die man, nach ſeinem Namen, auch für die ſpätere Geſchichte der Philoſophie die *Platoniſche* nennen möchte, wodurch der *Geiſt* als das Erſte, als

die Wurzel des Guten, Wahren und Schönen betrachtet wird, und ohne dieselben keine Wesenheit und Wirksamkeit hat. Der Pantheismus kann sich wohl einen Schein dieser Platonischen Anschauung geben; aber ihre innre Einfachheit, Hohheit und Würde wird ihm, dem vielfarbigten, durch tausend Gestalten schwärmenden, fremd bleiben. War also *Herder*, nach Hn. *G's* Angabe, ein empirischer Realist, und ein Pantheist, — wenn gleich ein verklärter, — so möchte man ihn in *dieser* Rücksicht keinen Platoniker nennen dürfen. Vollkommen aber stimmt Rec. ein in dasjenige, was S. 407 ff. gesagt wird: „Was *Herder* als Systematiker (überhaupt als durchgreifender Philosoph) etwa verliert, gewinnt er reichlich wieder als Mensch. Er war voll und kräftig, fühlte lebendig, lebte gern in sich, vervielfältigte gern sein Daseyn in andern, sah im Menschen den Mittelpunkt und das Mafs aller Dinge, erkannte aber auch in der Menschheit den Adelsbrief der Gottheit und befindet sich stets auf der Seite derjenigen Philosophen, welche die Hoheit der menschlichen Natur am innigsten anerkannten, und das geheiligte Interesse der Menschheit am eifrigsten zu befördern bemüht waren. In seiner Philosophie athmet ein Geist der Menschlichkeit." — Die Idee der Menschheit ward auch der leuchtende Stern *Herders* des Geschichtschreibers. In der Darstellung bleibt er dem Charakter eines Epos treu. Als Theolog drang er tief in den Geist des Orients, der die lahmen Krücken der damals gangbaren Hermeneutik und prosaischen Kritik von sich warf. Er war ein wirklicher Prediger des Christenthums, ein echter Christ. Mit durch seine Sprachforschungen veranlafst, verfehlte *H.* die Aufgabe der Philosophie und zeigt als Metakritiker nicht eine stärkste Seite. Als Aesthetiker ward er durch einen historischen Standpunkt manchmal zu Missgriffen verleitet; er genofs mehr, als er die transcendentale Theorie aufstellte. In seinen antiquarischen Forschungen war es ihm nicht blofs um Gelehrsamkeit zu thun, und nicht blofs um Bildnerey; sondern er wollte den Geist der Alten in ihren Kunstwerken lesen, und dieser Geist sprach ihn besonders aus der Mythologie an, mit welcher er sich viel und gern beschäftigte. Als Dichter war *Herder*, seiner Natur nach, ein lyrischer, und konnte nicht anders, als musikalisch, darstellen: denn die Subjectivität herrschte bey ihm vor, und alles wurde von ihm auf das Gefühl bezogen. In den meisten seiner Gedichte ist zugleich eine philosophische Tendenz sichtbar. Viele von ihnen sind den Ausländern nachgebildet, und fast möchte daraus folgen, wie es S. 503. heifst, *Herder* sey keine eigentliche Dichternatur gewesen. Inzwischen war ers doch durch seinen Stil, seine Schreibart und Darstellungskunst, die selbst in der Prosa beständig poetisch ist. Das Aeufsere der Rede-Schönheit schmückt alle Schriften *Herders*. Ueberstürzt er sich auch zuweilen in seinen Untersuchungen, opfert er auch manchmal den Gedanken einem Bilde auf, vernachlässigte er auch zuweilen die Feile, ward er ungerecht gegen *Kant* — es stammt aus seiner ursprünglich starken Natur, der Einschränkung seiner Jugend, seiner Bildung, seinem Zeitalter!

Unsern Lesern genüge es, aus dem Angeführten die Art und Weise dieses dem Schriftsteller der Nation von zwey Freunden geweihte Denkmal kennen zu lernen. *Johannes Müller* aber gebe bald, was er versprochen haben soll, — *Herders* Biographie.

Leipzig, b. Steinacker: *Reisen zu Wasser und zu Lande, nebst der Geschichte meiner traurigen Gefangenschaft zu Algier, den Sitten und Gebräuchen der Mauren, und einer getreuen Uebersicht der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Spaniens* u. s. w. von *Joh. Friedrich Keßler*. 1805. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Aus der Vorrede ersieht man, dafs dieses Werk eigentlich nicht von *Keßler* selbst, sondern von einem Hn. *Bornschein* geschrieben worden ist. *Keßler* ward im J. 1742. zu Altenburg geboren, stand hierauf von 1758—1760. bey einem Barbier zu Ronneburg in der Lehre, wo er aber, seinem eignen Geständnisse (S. 7.) zufolge, allenfalls das Rasiren und Schröpfen begriff, aber von der wahren Praxis der Chirurgie weit entfernt blieb, ward dieser Lebensart müde, liefs sich unter die Preufsen anwerben, und bekam, weil er zum eigentlichen Dienste unbrauchbar schien, eine Feldschererstelle, wo er freylich Gelegenheit, sich zu vervollkommnen, fand; aber, wie er S. 11. selbst gesteht, es auf Kosten der ihm anvertrauten unglücklichen Blessirten that. Nachdem er 1763. bey dem Friedensschlusse verabschiedet worden war, ging er als Barbiergeselle nach Nürnberg, ward dann auf eine kurze Zeit gemeiner Soldat zu Frankfurt am Mayn, und trieb sich nachher ziemlich lange in der Schweiz, so wie im Reiche herum, bis er sich endlich wieder von österr. Werbern für Italien anwerben liefs. Hier bringt er es 1771. bis zum Fourier, verliert aber schon im folgenden Jahre diese Stelle wieder, geht unter das neapolitanische Militär, mufs auch dieses wieder verlassen, und wird zuletzt Schiffschirurgus auf einer florentinischen Fregatte, die gegen die Algierer kreuzen soll. Diese wird aber bald darauf von den Algierern genommen, und *Keßler* geräth in die Sklaverey. Anfangs geht es ihm ziemlich hart, bald verschafft er sich aber durch seine leichte Hand im Rasiren einen kleinen Nebenverdienst, wird Hausbediente bey dem französischen Consul, und endlich auf dessen Empfehlung von den spanischen Missionarien de Nuestra Señora de la Redemcion für 12 Quadrupel losgekauft. Auf diese Art kommt er in spanische Dienste, wird als Praktikant bey einem Schweizerregimente zu Barcelona angestellt, zieht so mit nach Cartagena, Menorca, San Roque, Cadiz, Teneriffa und Madrid, wo er seit 1786. gelebt zu haben scheint, bis er endlich 1803. zu einem Besuche nach Deutschland gekommen ist.

So mannichfaltig diese Wanderungen seyn mögen, so bietet die Erzählung derselben doch nur ein sehr schwaches Interesse dar. Die Ursache davon dürfte theils

theils in dem Individuum, theils in der Art der Darſtellung zu ſuchen ſeyn. *Keßler* intereſſirt nämlich ganz und gar nicht durch ſeine Perſönlichkeit, da er immer paſſiv, immer leichtſinnig erſcheint, ſo daſs er faſt nirgends die Achtung, und nur ſelten die Theilnahme des Leſers in Anſpruch nimmt. Ferner fehlt es der Erzählung gänzlich an Individualität und an äſthetiſcher Vollkommenheit, da ſie von einem andern nach rohen Materialien gefertigt, und ohne allen Kunſtſinn zuſammengeſtoppelt iſt. Hier iſt keine Spur von ſymmetriſcher Vertheilung, von dramatiſcher Fortſchreitung. Die geringfügigſten Begebenheiten ſind mit ermüdender Weitſchweifigkeit erzählt, die wichtigſten oft kaum mit einigen Worten berührt. Mitten zwiſchen die Handlung drängen ſich bogenlange geographiſche und ſtatiſtiſche Excurſionen ein, die meiſtens ganz veraltet oder ganz unrichtig, und überall nicht an ihrer Stelle ſind. — Was z. B. von Algier geſagt wird, wird man ungleich beſſer im *Staate von Algier*, Altona 1799., finden. Was von Barcelona beygebracht wird, lieſt man beſſer in *Bourgoing*, *Fiſcher* und *Townſend*; eben ſo das, was von Cartagena, Cadiz u. ſ. w. hier angeführt iſt. Von Teneriffa, wo der Vf. zwey Jahr lang war, ſind nicht mehr als anderthalb Seiten mit längſt bekannten Dingen angefüllt, und von Menorka wird ebenfalls ſo gut als gar nichts geſagt. Von Madrid endlich werden zwar auf etwa vier Bogen allerhand Nachrichten bunt durch einander gegeben; allein ſie ſind entweder ſehr obſolet oder ſehr unbedeutend, oder, wie z. B. die literariſchen, aus *Fiſcher's* Gemälde copirt, oder lächerlich fehlerhaft. So wird z. B. S. 215. geſagt: die Mauern von Madrid ſeyen aus feitzigen Feuerſteinen erbaut, und die Stadt habe 27 Thore. S. 229. lieſt man: Mengs, der im hohen Alter eine Penſion in Madrid genieſt. S. 230. Ein ſehr groſser Platz in Madrid iſt die Plaza de Toros. S. 246. heiſst es: der König habe in der Porcellanfabrik ein eignes Zimmer, wo er ſich oft mit der Malerey beſchäftige. S. 259. wird geſagt, daſs der noch lebende königl. Director des Bauweſens, Don de la Puente, ein Werk über die Kirchenſtatüen herausgegeben habe, welches im J. 1775. von *Diezs* in zwey Bänden in das Deutſche überſetzt worden ſey. — Die längſt eingegangenen *Noticias varias y curioſas de Madrid*, werden S. 263. eine Art Hofkalender genannt, und die bekannten *Guias* gar nicht erwähnt; unzähliger ähnlicher Verſtoſse nicht zu gedenken, die jeder Leſer leicht aus *Fiſcher's* Werken verbeſſern kann. *Keßler* hat ſehr übel gethan, ſeine Biographie einem ſo unwiſſenden Redacteur anzuvertrauen: denn dieſes Pflicht wäre es geweſen, die veralteten oder fehlerhaften Angaben entweder wegzuſtreichen, oder gehörig zu verbeſſern. Mitten unter dieſe elenden Notizen haben ſich aber von S. 126 — 135. ſehr gute Nachrichten über die innere Oekonomie der ſpaniſchen Schweizerregimenter, und die damit verbundenen Schändlichkeiten, z. B. Rekrutenhandel, Offiziertyranney u. ſ. w. verirrt; ſie verdienten wirklich, zur Warnung aller deutſchen Handwerksburſchen, die nur zu oft von ſolchen Werbern überliſtet werden, einen Abdruck im Reichsanzeiger. In *Fiſcher's* Reiſe war nur ganz kurz darauf angeſpielt worden, und Rec. erinnert ſich, daſs ſchon damals eine umſtändlichere Nachricht darüber gewünſcht worden iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Berlin*, b. Maurer: *Gedächtniſsrede auf den wohlſel. Königlich-Preuſsiſchen Staatsminiſter*, Herrn *Ant. Friedr. Freih. v. Heinitz*. In der öffentlichen Verſammlung der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften gehalten von D. *Carl Abrah. Gerhard*, Königl. Geh. Ober-Finanzrath u. ſ. w. 1804. 51 S. 8. (5 gr.) — Die denkwürdigſten Punkte aus dem Leben des verſtorbenen Frh. v. H. ſind ſchon in dem Intelligenzblatte der A. L. Z. zu ihrer Zeit angezeigt worden; es ſollen daher aus dieſer gehaltreichen kleinen Schrift hier nur einige Punkte als allgemein intereſſant ausgehoben werden. S. 23. findet man die merkwürdigen Grundſätze des geweſenen Chefs des Bergwerksdepartements über den preuſsiſchen Bergbau ſo angegeben: „Die Natur iſt gegen dieſen Staat mit den edeln Metallen äuſserſt ſparſam geweſen. Man darf alſo aus dem hieſigen Bergbau keine groſsen Ueberſchüſſe zu den Staatscaſſen erwarten. Man muſs aber der Erde die metalliſchen, brennbaren und ſalzigen Producte ſo häufig als möglich abzugewinnen ſuchen, welche zum Ackerbau, zur Induſtrie, zum Bau, zur häuslichen Exiſtenz, beſonders auch zum Schutz des Staats unentbehrlich ſind, ja, wenn es in der Welt möglich iſt, mit denſelben einen auswärtigen Handel machen. Das ſonſt für dieſe Producte in das Ausland gegangene, oder gar durch den Handel mit demſelben in das Land gezogene fremde Geld wird einen hinlänglichen Fond zu Anſchaffung des benöthigten Goldes und Silbers abgeben, die dadurch vermehrte Arbeit und verſtärkte Geld-Circulation werden die gedeihlichſten ſegensreichen Folgen haben. Allein bey bedenklichen und bey koſtſpieligen Anlagen muſs der Staat vorangehen, und das Beyſpiel eines guten Haushalters geben, durch Erleichterung der Abgaben den bergbauenden Privatmann erleichtern, und ihn mit Anweiſungen durch geſchickte, auf Koſten des Staats beſoldete, Diener unterſtützen." — Bemerkenswerth ſind noch die S. 34. gegebenen Notizen, Im J. 1777. betrug die Zahl aller Berg- und Hüttenleute im preuſs. Staate 6842, im J. 1802. 16894; der Werth der gelieferten mineraliſchen Producte im J. 1777. 1,292,284 im J. 1802. 4,108,445 Rthlr.; der Etatsüberſchuſs im J. 1777. 104,466, im J. 1802. 178,577 Rthlr., und das Vermögen der Haupt-Bergwerks- und Hüttencaſſe im J. 1777. 134,073, im J. 1802. 797,489 Rthlr. — Die jetzige jährliche Steinkohlen-Conſumtion im preuſs. Staate wird zu 7 Millionen Scheffel angegeben, welche einer Million Klafter Holz gleich ſind, und die Conſumtion von Torf war im Jahre 1802. 373,205 Klaftern Holz gleich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Junius 1806.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Maurer: *Philoſophiſch-kritiſche Vergleichung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens*, namentlich: der Griechiſchen, Lateiniſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen, Deutſchen, Holländiſchen, Däniſchen, Schwediſchen, Polniſchen, Ruſſiſchen, Litthauiſchen. — Eine von der K. Preuſs. Akademie der Wiſſenſchaften gekrönte Preisſchrift des Hn. D. *Jeniſch*, Prediger in Berlin. 1796. VIII u. 503 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, ou Obſervations ſur l'origine et la formation des principales langues qu'on parle, et qu'on écrit en Europe. Par l'Abbé *Charles Denina*, ancien Profeſſeur d'éloquence Italienne, et de langue Grecque à l'Univerſité de Turin, membre ordinaire de l'Academie des ſciences et belles Lettres de Berlin etc. etc. 1804. *T. I.* XXXVI u. 382 S. *T. II.* VIII u. 399 S. *T. III.* XXXII u. 267 S. 8.

Hauptwerke für *vergleichende Sprachkunde* ſind beide Schriften. Unter den verdienſtlichen Beſtrebungen nach Tiefe und Umfang des Studiums auch der neueren Sprachen, gebührt ihnen ein ehrenvoller Platz, und ſchon wegen des Intereſſes der Neuheit dem letztern, dem erſten wegen ſeines Schickſals Aufmerkſamkeit. Bey einem Reichthum von prüfenswerthen Bemerkungen nämlich iſt es mehr genannt als gekannt worden. Kaum in ein paar literäriſchen Zeitſchriften Deutſchlands ward es in diesen zehn Jahren mit wenigen Sätzen angezeigt, geſchweige beurtheilt. Jener Reichthum des Inhalts iſt wohl vorzügliche Urſache dieſes Schickſals. Erſchöpfend kann auch unſere Anzeige weder von dem einen, noch dem andern dieſer gehaltvollen Werke ſeyn.

Hr. *Jeniſch*, der Vf. von Nr. I., leider zu frühe verloren für die gelehrte Welt, der er eine bedeutende Anzahl beträchtlicher Werke übergeben hat, teilte, wie in allen jenen, ſo auch in dieſem, eine Fülle von Kenntniſſen, durch gelehrtes Studium und eine umfaſſende, planmäſsige und ſehr aufmerkſame Lectüre erworben, mit einem gewiſſen philoſophiſchen Geiſt, und nicht ohne Scharfſinn, zuſammen. Aber Schade war es, daſs er allen ſeinen Werken nicht zur vollen Reife Zeit lieſs. Das vor uns liegende verſichert er in *acht* Wochen zu Stande gebracht zu haben, und wenn er auch durch ſeine Vorarbeiten zu einer philoſophiſchen Geſchichte des Geſchmacks vorbereitet zu einer ſolchen Vergleichung der Sprachen war; ſelbſt ſchon die Auswahl der gegebenen Proben aus Schriftſtellern von 14 Nationen forderte einen Aufwand von Zeit und Anſtrengung, zu dem ſich ein nicht ſo kraftvoller Mann für eine ſo kurze Zeit kaum entſchloſſen haben würde. Auch der Text zu dieſen Belegen muſste geiſtvoll ſeyn; und iſt es. Sein Inhalt, die Beurtheilung der einzelnen Phänomene mehrerer Sprachen, gehört zu den ſpitzigſten Unterſuchungen des philoſophiſchen Nachdenkens und der Kritik. Schon das Auffaſſen beſtimmter Begriffe und Ausdrücke iſt bey dieſen Urtheilen oft ſchwierig genug. Verlegen machten den Vf. dieſe Schwierigkeiten nicht; leicht flieſst ihm der Ausdruck, die Begriffe ſind helle empfangen — aber oft gleitete auch der Blick im leichten Fluge über manche Stelle hinweg, wo er hätte länger verweilen und tiefer eindringen ſollen. Deshalb ſcheine nicht bloſse Oberflächlichkeit der Charakter dieſes immer viel leiſtenden Werks: auch bey bedachtſamer Anſtrengung gehen die meiſten Bearbeiter ſolcher Felder nicht viel tiefer. Der Gang unſers Vfs. iſt vielmehr Folge einer gewiſſen Genialität, aber nicht einer ſo ausgebildeten, daſs ſie in ſicheren Zügen eines kräftigen Pinſels, wo nicht ein im Einzelnen treffendes Bild, doch immer den frappant richtig aufgefaſsten, beſtimmten Charakter des Ganzen darzuſtellen vermocht hätte. Das Buch ſoll (ſ. S. 55.) Anſichten im Groſsen liefern, keine ins Kleine gehenden Parallelen; letzteren den Weg vorzuzeichnen, ſey ſchon verdienſtlich. — Ja, es kann verdienſtlich genug ſeyn, wenn dieſe Vorzeichnung dem Kenner Alles ſagt, was Ausführung der Züge die Uebrigen lehren würde. Aber Abſchweifungen ſind ein groſser Theil dieſer ſogenannten Anſichten im Groſsen, Abſchweifungen von dem Gange der Sprachvergleichungen zu Ueberſichten der Literatur, auf deren breiteren Feldern der Erguſs geiſtreicher Zuſammenſtellungen und Bemerkungen ungehemmter dahinſtrömen konnte.

Der Vf. tritt als Richter über *vierzehn* Sprachen auf. Es iſt gar keine Kleinigkeit, ſo viele ſehr verſchiedene Sprachen in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu durchſchauen, zu vergleichen, und eine richtige Würdigung des Zweckmäſsigen oder Unvollkommenen zu geben. Schon das Unternehmen bezeichnet den Mann von vielſeitigen Kenntniſſen, und das Gelingen den von ausgezeichnetem Talent. Daſs es im Ganzen und bis zu einem gewiſſen Grad dem Vf. gelungen ſey, verbürgt ſchon das Urtheil einer Akade-

mie, deren Mitglieder sich bereits durch die Aufgabe selbst als Kenner und Verehrer des tiefen Sprachstudiums bewähren. War aber der Vf. wirklich so im Besitz einer genauen Kenntnifs jeder einzelnen von diesen Sprachen, und da er nicht blofs die Sprachen würdigt, sondern zugleich das, was in jeder derselben geleistet worden ist, auch im Besitz einer genauen Kenntnifs ihrer Literatur? Nur dann konnte er richtig urtheilen: aber wollte er es thun? Hat er sorgsam geprüft, und ohne parteyische Vorliebe für die eine oder andere Sprache geurtheilt? Mit Schätzung des Fleifses und der beynahe überall obwaltenden Unparteylichkeit des Vfs. bejahen wir die letztern Fragen; blofs gegen die französische Sprache ist er zuweilen etwas parteyisch, und dem Portugiesischen schreibt er öfters „eine merkwürdige Unmerkwürdigkeit" zu. Was die erstern Fragen und zwar zunächst die Sprachen selbst betrifft: so möchte er in den Bau derselben selten durch eigne Reflexion tiefer eingedrungen seyn, als zu den Bestimmungen der gewöhnlichen Handbücher ihrer Grammatik; aber schon dadurch hatte er Materialien genug zu einer zweckmäfsigen Vergleichung, und auch so hat er eine ziemlich gründliche Kenntnifs fast aller dieser Sprachen, obwohl, wie wir nachher sehen werden, nicht in einerley Grade bewährt. Geboren in Preufsen an der Gränze von Litthauen hatte er den Vortheil, die slawischen Sprachen wahrscheinlich schon früh zu erlernen, und wegen der nahen Verwandtschaft der verschiedenen Dialecte zu einer, damals bey Deutschen seltnen nähern Bekanntschaft mit denselben zu gelangen. Indessen sind die zahllosen Druckfehler aller der in diesem Buche abgedruckten *polnischen* Stücke, z. B. S. 104. u. a. a. O., kein Beweis für eine recht genaue Kenntnifs dieser Sprache, da der Vf. wahrscheinlich einige Aufsicht über den Abdruck führte, und bey der Aufzeichnung der andern Druckfehler wenigstens ein Wort davon gesagt haben müfste. Eben dieis ist gleichfalls bey den *dänischen* Stücken der Fall. Man vergleiche S. 239. *modet* und *prodet* für *malet* und *pralet*, *Landscab* für *Landskab*, *Dracht* für *Dragt*, *Vöd* für *Rödt* u. s. w. — Schwieriger als grammatische Kenntnifs einer Sprache, durch die man Bücher derselben versteht, ist eine vertrautere Bekanntschaft mit ihrer Literatur. Im Ganzen zeugt die Wahl der Beyspiele aus den Schriftstellern jeder von jenen Nationen von einer Bekanntschaft mit vielen unter den besten dieser Schriftsteller. Umfassend genug ist diese Bekanntschaft nicht gewesen: so scheint der Vf. den trefflichen *Opalinski* nicht zu kennen, so nicht *Bernard's Art d'aimer*, so nicht die *Diana* von *George de Monte Mayor*. Besonders dürftig ist seine Kenntnifs von der nordischen Literatur. Unter den *dänischen* Schriftstellern kennt er fast nur die zufällig in Deutschland bekanntern, wie es *Rothe* durch sein Werk vom Einflusse des Christenthums auf die Cultur der Völker von Europa, *Tullin* durch *Gerstenberg* und den ältern *Cramer*, *Hornemann* durch *Reinhold* geworden sind, und beurtheilt nach der Schreibart jener die dänische Sprache überhaupt, ohne z. B. einen *Holberg* auch nur zu nennen. Aber immer bewährt der Vf. im Ganzen eine Fülle von Kenntnissen in der Literatur der verschiedensten Völker, die gar nicht blofs aus Chrestomathieen geschöpft seyn kann; und es würde nur einer fortgesetztern Bearbeitung bedurft haben, um Mängel zu ergänzen oder zu verbessern. — Die *Wahl der Beyspiele* aus den dem Vf. bekannten Schriftstellern, und die Art der Beurtheilung derselben ist ein neuer Gegenstand unserer Prüfung. Hr. J. hat auch darin vielen Geschmack und Einsicht bewährt. Man ist schuldig, dieis im Ganzen recht eigentlich anzuerkennen, wenn man auch im Einzelnen oft anders urtheilen mufs, als er, und wenn er auch hier und da bessere Beyspiele hätte ausfinden können, z. B. vielleicht gerade auf die Wahl der trefflichsten Beyspiele aus den Schriftstellern des classischen Alterthums weniger Fleifs gewendet hat, als auf die aus der Literatur der neuern Sprachen. Es ist dieis an sich begreiflich; kaum die fortgesetzteste sorgfältigste Aufmerksamkeit würde hier überall Allen Alles leisten. Die Menge der Materialien ist bey einer solchen Arbeit zu grofs, als dafs sie immer mit gleich scharfem Blicke alle überschaut werden könnten. Bey einiger Mangelhaftigkeit der Kenntnifs mancher Theile der Literatur und bey Flüchtigkeit der Bearbeitung kann es an einzelnen Mifsgriffen und Uebereilungen nicht fehlen. Unser Vf. hat im Ganzen und im Einzelnen treffliche Ideen; aber er hat sie nicht alle genug verarbeitet. Er charakterisirt sich sehr treffend in einer Stelle der Vorrede zu diesem Buche (S. IV.): „Es kam für mich darauf an, eine Masse von Ideen, die ich seit langer Zeit, unbestimmt und ungeordnet in der Seele getragen, mir neubelebt zu vergegenwärtigen und zusammenzuordnen."

Die Art der *Anordnung* dieser Ideen liegt uns zunächst zu untersuchen ob. Sie könnte eine leichte Ueberficht des Ganzen gewähren, wenn es dem Vf. gefallen hätte, nur durch eine irgend ausführliche Inhaltsanzeige dem Leser einen Wegweiser durch ein so reichhaltiges Werk zu geben. Es ist gar keine Inhaltsanzeige da; man mufs die übrigens zweckmäfsigen und natürlichen Abtheilungen des Ganzen aus dem Werke selbst sich erst zusammensuchen. Gewifs ist deshalb dieses Werk weniger verbreitet, gekannt und genützt worden. Um desto mehr müssen wir von dem Plane des Vfs. selbst eine Ueberficht geben, um erst dann darüber zu urtheilen. Das Ganze zerfällt in einen *theoretischen* Theil, welcher die Grundsätze enthält, nach denen die Vorzüge einer Sprache geprüft werden müssen S. 3 — 53., mit einer als Anmerkung eingeschalteten langen Abhandlung über den Artikel. In dem *zweyten* Theile folgt die Prüfung der berühmtesten alten und neueren Sprachen selbst, nach den vorher aufgestellten Grundsätzen. In diesen sind *vier* Hauptgesichtspunkte der Prüfung der Sprachen angegeben, und darnach wird im *ersten* Abschnitte von dem *Reichthum* der Sprachen gehandelt, und zwar zunächst von dem *extensiven;* hierauf von S. 66. an von der lexikalischen Bildsamkeit der griechischen und lateinischen

Spra-

prache; von S. 78. von der Bildſamkeit der lateiniſchen Töchter-Sprachen; von S. 91. von der der germaniſchen Sprachen, und von S. 103. der ſlawiſchen. S. 111. geht der Vf. zu dem *intenſiven Reichthum* der Sprachen. Er will darüber theils im Allgemeinen, theils in beſonderem Bezug auf das Griechiſche und Lateiniſche handeln. Von S. 135. ſoll der allgemeine Charakter der neueren Sprachen, beſonders in Rückſicht des intenſiven Reichthums in Vergleich mit den alten, erörtert, und von S. 144. die Vergleichung der neueren Sprachen mit den alten und unter einander in jener Rückſicht ſelbſt gegeben werden, nämlich a) in einer *allgemeinen Ueberſicht* der originellen Geiſteswerke der geſammten, alten und neuen Literatur, b) S. 209. in einer *ſpecifiſchen* Vergleichung des intenſiven Reichthums der neueren Sprachen unter einander. Nun werden zunächſt die *lateiniſchen Töchterſprachen* in Rückſicht der *Dichtkunſt*, und von S. 222. der Geſchichte und *proſaiſchen* Erzählung, des Converſationsſtils und der Philoſophie, gewürdigt; und S. 228. die *germaniſchen* Sprachen, wiederum in Rückſicht der Dichtkunſt, und S. 251. der Proſa. S. 258—273. ſtehen Schlußanmerkungen über das Ganze der deutſchen Literatur. Von S. 274. an iſt der intenſive Reichthum der *ſlawiſchen* Sprachen betrachtet. Der *zweyte* Abſchnitt betrifft die *Energie*; von S. 281. wird *lexikaliſche*, von S. 283. *grammatikaliſche*, von S. 293. *National-Energie* erörtert. S. 294. werden die *alten* Sprachen in Betreff dieſer Energie, von S. 296. die *lateiniſchen* Töchterſprachen in Anſehung der lexikaliſchen, S. 310. der grammatikaliſchen, S. 316. der National-Energie beurtheilt, und noch S. 316. iſt der Vf. zu den *germaniſchen* Sprachen und ihrer lexikaliſchen, S. 331. zu ihrer grammatikaliſchen, S. 341. zu ihrer National-Energie übergegangen; S. 346. folgen die *ſlawiſchen* Sprachen. Der *dritte* Abſchnitt S. 353. handelt von der *Deutlichkeit*, nämlich von der *lexikaliſchen* Beſtimmtheit der alten Sprachen, S. 356. von den Feinheiten ihres *grammatiſchen* Baues, S. 364. von ihrer *Wortſtellung*. Noch S. 364. folgt die Würdigung der *lexikaliſchen* Beſtimmtheit der *lateiniſchen Töchterſprachen*; S. 372. ihrer *grammatiſchen* Feinheiten, S. 374. ihrer *Wortſtellung*; S. 382. der *lexikaliſchen* Beſtimmtheit der *germaniſchen* Sprachen; S. 384. ihrer *grammatikaliſchen* Feinheiten, S. 389. ihrer *Wortſtellung*; S. 411. die Vergleichung der *ſlawiſchen* Sprachen in Rückſicht der Deutlichkeit. Der *vierte* Abſchnitt, vom *Wohlklange*, beginnt S. 418. Zunächſt iſt der Wohlklang der *alten*, von S. 444. der der *lateiniſchen Töchterſprachen*, von S. 462. der *germaniſchen*, von S. 484. der *ſlawiſchen* beurtheilt, und das Ganze endet von S. 495. mit einer Schlußanmerkung über die gegenwärtige Stufe der Ausbildung der verglichenen lebenden Sprachen. Von S. 499. an folgen berichtigende Zuſätze. — Einen ſchicklichen Plan hatte alſo der Vf.; dieſe Ueberſicht läßt ihn bequem überſchauen, und giebt zugleich ſchon für ſich eine deutliche Vorſtellung von der Art der Behandlung deſſelben. Den Plan ſelbſt prüfen wir bey der Beurtheilung des theoretiſchen Theils, und faſſen jetzt bloſs das Verhältniſs der Behandlung der einzelnen Theile ins Auge. Vernachläſſigt iſt keiner dieſer Theile, aber gleichförmig erörtert ſind ſie auch nicht. Der extenſive Reichthum der Sprachen iſt verhältnifsmäſsig ſehr kurz behandelt, der intenſive noch kürzer, ſo wenig es den Anſchein hat, und dagegen ſind die Abhandlungen S. 144—208.: Ueberſicht der originellen Geiſteswerke der geſammten alten und neuen Literatur, und S. 258—273. über das Ganze der deutſchen Literatur offenbare Ausſchweifungen, nicht bloſs dem Inhalte, ſondern auch dem Umfange nach. Kürzere Digreſſionen kommen nicht bloſs gewöhnlich am Ende jeder Unterabtheilung, z. B. S. 89., vor, ſondern auch anderwärts, z. B. S. 322. 323. die Vergleichung eines Stücks aus *Thomſon's Seaſons* mit der gegebenen deutſchen Ueberſetzung. Manches der Art konnte in Noten ſchicklich angebracht werden, im Texte unterbricht es den Faden. Dagegen ſind die Vergleichungen mancher Sprachen wirklich dürftig, ſo die der ſlawiſchen in den meiſten Abſchnitten, und dieſs iſt gar noch nicht damit entſchuldigt, daſs einmal S. 107. geſagt wird, es ſolle von dieſem Sprachſtamm nur das von andern Sprachen Abweichende angegeben werden. — Nachläſſigkeiten der Unordnung ſind es, wenn die litthauiſche Sprache immer geradehin als eine ſlawiſche angeführt, und erſt S. 417. bemerkt wird, daſs ſie es nur zum Theil iſt; wenn, nachdem im theoretiſchen und im angewandten Theile oft und weitläufig von Wortſtellung und ihrem verſchiedenen Werth gehandelt worden, erſt S. 375. die Frage unterſucht iſt: ob es überhaupt eine *natürliche* Wortſtellung gebe? — Das Ganze iſt oft mehr eine Art von Diſcours, aber voll von intereſſanten Ideen. Mehrmals werden die Herren, die dieſs Werk zunächſt beurtheilen ſollten, angeredet, und ſo gewinnt es noch mehr ſelbſt das Aeuſsere von unterhaltenden und belehrenden, wenn auch nicht erſchöpfenden, Vorleſungen über höchſt intereſſante Gegenſtände. Für den Dilettanten, den Freund der Sprachen und Literatur der gebildetſten Völker, geht das Werk tief genug ein, und auch dem eigentlichen Sprachforſcher wird ſeine Leſung eine reiche Ausbeute prüfenswerther Anſichten gewähren, wenn er ſich gleich bey weitem nicht überall befriedigt ſieht.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Dyk: *Praktiſcher Verſuch einer Deutſchen Verskunſt*, wodurch jeder Leſer in den Stand geſetzt wird, die vornehmſten Deutſchen Versarten, die jambiſchen, trochäiſchen, daktyliſchen, elegiſchen, anapäſtiſchen, und die aus dieſen vermiſcht zuſammengeſetzten, kennen zu lernen. Aus klaſſiſchen Deutſchen Dichtern gezogen und zum Beſten aller Deutſchen Schulen geordnet von D. *Ludwig Hörſtel*, Conr. am Katharineum zu Braunſchweig. 1805. VI u. 528 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Praktiſcher Verſuch, durch einen täuſchenden Titel Geld aus den Beuteln zu locken — ſo wäre dieſes Buch

Buch richtiger überschrieben. Zum Glück verräth aber schon das Aushängeschild, wessen man sich von dem Wirthe zu versehen habe. Dem Titel entspricht das Buch genau. Was auf 3, höchstens 4 Bogen hätte abgethan werden können, dazu nimmt der Vf. 34. Es wird ihm ja so leicht, diese Bogen zu füllen! Man holt aus der ersten, besten Bibliothek ein Dutzend Dichter, lässt aus jedem ein halbes Dutzend Gedichte abschreiben, setzt oben drüber die Sylbenzahl des Verses u. s. w., und das Buch ist fertig. Noch leichter wird es, wenn man, wie Hr. *H.*, es sich nicht übel nimmt, dasselbe Ding zwey, wohl auch drey Mal wiederzubringen, und die Sylben eben auch nicht genau zählt. In dem Verse: *Süße, heilige Natur*, zählt die ganze Welt nur 7 Sylben, Hr. *H.* aber stellt ihn als Schema eines Verses auf, der aus 7 und 8 Sylben besteht. Wer wird denn alles so genau nehmen! Genug, er hat seine 32½ Bogen fertig, 1½ Bogen sind eigne Arbeit daran, die Einleitung nämlich. Was sollen wir aber von dieser sagen? Es soll lieblos seyn, jemandem die Armuth als einen Fehler vorzurücken; ist dies; so müssen wir ja wohl von der Einleitung gänzlich schweigen. Sie ist so arm, so arm! Nun ja denn, wir wollen schweigen. In der Vorrede aber sagt der Vf.: „Findet dieser Versuch Aufnahme und Beyfall, dann sollen in einem *zweyten* Cursus auch die ungleichartigen Versarten nachfolgen. Jedoch möchte ich hier einen unserer Coryphäen, einen *Eschenburg*, *Herrmann*, *Schiller* oder *Voß*, der Sache wegen herzlich bitten, den *zweyten* Cursus, mit den dazu dienlichen Einleitungen, zu übernehmen." Ja wohl, das bitten wir auch: denn Hr. *H.* lässt uns alle Dichter Deutschlands abdrucken, und von der Verskunst wissen wir dennoch am Ende so viel als vorher, vorausgesetzt, dass wir vorher *nichts* davon wusten. Kommt indess der angedrohte *zweyte* Cursus nur, wenn der *erste* Beyfall fand: so bleiben wir damit verschont; denn der Vf. hat sogar keine Ahndung von dem gehabt, worauf es hier ankommt, dass der *erste* Cursus unmöglich Beyfall finden kann. Alles, was darin gesagt ist, findet man in *Bröders* Grammatik z. B., nur ausführlicher und gehöriger, und die Gedichte, als Beyspielsammlung, kann sich jeder selbst abschreiben. Kürze gewinnt und Zeit erspart er, wenn er statt 6 Gedichte von gleichem Sylbenmasse, deren jedes etwa 20 Strophen enthält, nur von einem eine Strophe abschreibt. *Opitzens deutsche Poeterey* von 1624. ist weit vorzüglicher, als Hn. *H's* Verskunst von 1805., dem doch *Klopstock*, *Voß*, *Moritz*, *Herrmann*, *Schlegel* u. a. vorgearbeitet hatten. Es ist unverantwortlich, nach solchen Vorgängern nicht besser nachgehen zu können, oder — zu wollen: denn wir wissen nicht, welches hier der Fall ist. Gewiss aber ist, dass, wer *Ramlers* und *Schlegels Batteux* liest, weit tiefer in die Geheimnisse der Prosodie eindringt, als ihm durch Hn. *H.* jemals gelingen wird.

KOPENHAGEN, b. Cohen: *Reisen til Kiöbenhavn.* (Die Reise nach Kopenhagen.) En comisk Roman. Udarbeidet efter *Knigge* ved *J. Wærst.* 1801. IV u. 193 S. 8. (10 gr.)

Beyträge zur Charakteristik der Stadt und Gegend von Kopenhagen sucht man hier vergebens. Dagegen liefert Hr. *W.* eine localisirte Umarbeitung der bekannten *Knigge*schen Schrift: *Reise nach Braunschweig*, voll von Laune, Witz, unschuldigem Scherz und treffender Satire. Das Einzige, was Rec. daran tadeln möchte, ist, dass das merkwürdige Ereigniss, welches die Neugier des guten Landvölkchens reizt und es vor und in Kopenhagen so viele Abentheuer finden lässt, *das Aufsteigen eines Mannes in einer Luftmaschine* ist; dadurch wird die Geschichte für jeden, der es weiss, dass dergleichen in Kopenhagen *nie* zu sehn gewesen ist (auch der 1804. gemachte Versuch misslang auf eine so klägliche Art, dass er einem *W.* leicht Stoff zu einer *zweyten* Reisebeschreibung geben könnte), ganz unwahrscheinlich. — Wie vorurtheilsfrey der Vf. denkt und schreibt, davon giebt er S. 187 f. einen schönen Beweis, indem er den Vf. des Trauerspiels: *Niels Ebbesen*, bekanntlich einen gebornen *Deutschen*, dafür züchtigt, dass er das Seinige dazu beygetragen hat, „die deutsche Nation in den Augen der Dänen verächtlich zu machen." So weit treibt es ein *S.* in dem Bestreben, sich bey der dänischen Nation beliebt zu machen, dass er „bis in das graue Alterthum zurückgeht, um für sein Trauerspiel Charaktere zu finden, deren Carricaturschilderung nur dazu dient, das schändlichste aller Vorurtheile — *den Nationalhaß* aufrecht zu halten!" Goldene Worte in dem Munde eines aufgeklärten Dänen, besonders zu einer Zeit, wo dieser Nationalhass merklicher ist, als je!

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Salzburg*, b. Zaunrieth: *Historische Uebersicht des Lothringisch-Oestreichischen Erzhauses; als Einleitung zur Kenntniss des jetztregierenden Kurhauses in Salzburg.* Von *Judas Thaddaeus Zauner.* 1803. 3 Bog. gr. 8. (5 gr.) — Eine Art von Gelegenheitsschrift, wodurch der, längst als geübter historischer Schriftsteller bekannte Vf. seine Landsleute mit der Geschichte desjenigen Hauses, aus dem sie im J. 1802. einen neuen Regenten in der Person des ehemaligen Grossherzogs Ferdinand von Toscana, der nun durch das neue sein Haus betroffene Schicksal aus einem Kurfürsten von Salzburg in einen Kurfürsten von Würzburg verwandelt wird, empfingen, im Allgemeinen bekannt machen wollte. Da demnach seine Absicht nicht war, etwas Neues vorzutragen, und da wir alles richtig befanden: so mag es bey dieser Anzeige sein Bewenden haben.

Num. 132.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Junius 1806.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — — von D. *Jenisch* u. s. w.

BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues* — — par l'Abbé *Charles Denina* etc.

(*Fortsetzung der in Num.* 131. *abgebrochenen Recension.*)

In dem *ersten*, theoretischen Theile, den *Grundsätzen, nach welchen die Vorzüge einer Sprache gerüft werden müssen*, hat Hr. *Jenisch* den Plan der prachvergleichungen des *zweyten* angewandten Theils ntworfen und gerechtfertigt. Wir haben zunächst iesen Plan und die Anwendung desselben überhaupt u prüfen.

Als die Eigenschaften, wodurch Sprache ein vollommenes Werkzeug zum angemessenen Ausdruck er Begriffe und Empfindungen werde, sind vom Vf., vie schon die vorher angegebene Inhaltsanzeige daregt, zweckmäfsig *Reichthum*, *Energie*, *Deutlichkeit* nd *Wohlklang* aufgestellt. Diese werden in dieser Ordnung als die Vorzüge abgehandelt, in Rücksicht welcher jede einzelne Sprache geprüft werden müsse, wenn über die Vollkommenheit derselben ein Urtheil u fällen sey. Aber das Nothwendige mufste dem Entbehrlichern vorangehen. Unentbehrlich ist eine Fülle von Worten zum Ausdruck aller Nüancen der Begriffe; unentbehrlich ist, wenn man verstanden werden will, eine *bestimmte* Darlegung des Begriffs, welcher der Seele vorschwebt. Einer hinreichenden Zahl und der Deutlichkeit der Sprachzeichen also bedarf der Sprechende eher, als er an Nachdruck und Wohlklang denken darf. Deutlichkeit also hätte vor dem Nachdruck wohl abgehandelt werden müssen. Dies fühlt der Leser bald, wenn schon bey der *grammaticalischen* Energie S. 25. vom Artikel, von Hülfs-, Verbindungs- und Uebergangswörtern gesprochen, und doch erst S. 33. zu der Deutlichkeit der grammaticalische Bau der Sprache gerechnet wird. Freylich hatte der Vf. einen Grund, weshalb er Nachdruck früher stellte, weil, wie er S. 20. sagt, jede rohe Sprache an Nachdruck und Kraft die cultivirte übertrifft. Allein dies ist eine zufällige Eigenschaft der Sprache der Menschen, welchen Phantasie und Affect beherrscht; und jener historische Gesichtspunkt ist wenigstens nicht der Gesichtspunkt der Würdigung der Vorzüge der Sprachen überhaupt. — Wichtiger ist es, dafs einige von den Unterabtheilungen jener Eigenschaften fast in einander fliefsen, und die Gesichtspunkte der Untersuchung nicht immer fest gehalten werden. Der Vf. spricht viel und in den verschiedensten Beziehungen von Feinheit der Sprache, ohne diesen vagen Begriff bestimmt aufzustellen. So wird schon S. 9. als der *Feinheit*, oder gesammten Bildung einer Sprache wesentlicher und vielleicht wesentlichster Theil, der intensive Reichthum einer Sprache, nämlich, die wörtlichen Bezeichnungen der geistigen Anschauungen und Gefühle aufgeführt. S. 32. ist die zweyte Unterabtheilung der Deutlichkeit: die *Feinheit* in dem grammatischen Bau der Sprache, wozu S. 33. alles gerechnet wird, was zu dem grammatischen Bau einer Sprache gehört, nach S. 34 u. 36. entbehre die Sprache des rohen Naturmenschen dieser grammatischen Feinheiten unbeschwert; aber cultivirte Sprache könne dieselben nicht entbehren. — Feinheit der Sprachbezeichnung geht von Feinheit der Unterscheidung aus. Feinheiten der Bezeichnung äufserer Gegenstände hat oft die Sprache des Naturmenschen vor allen gebildeten voraus, und dagegen ist doch offenbar nicht jede grammatische Einrichtung eine Feinheit. Zwischen den Extremen einer rohen und einer überbildeten Sprache, welche gar nicht der Mafsstab einer richtigen Würdigung der Vorzüge der Sprachen Europa's seyn dürfen, kann jede der von dem Vf. aufgestellten Eigenschaften der Sprachen denselben in einem gewissen Grade zukommen, bey welchem das Wohlbefinden der Sprache vollkommen besteht, und sie zum zweckmäfsigen Ausdruck so gut, als aller Arten von Gedanken, völlig zureicht. Eine Bestimmung solcher Grade hat ihre eigenen Schwierigkeiten, und sie lassen sich höchstens im Allgemeinen einigermafsen auffassen. Indessen der Vf. scheint nicht einmal das Bedürfnifs eines solchen Versuchs für seinen Zweck gefühlt zu haben. Bezeichnungen der feinsten Unterscheidungen der Begriffe und Abstractionen und mannichfaltiger Nüancen derselben, die wir nicht in allen ausgebildeten Sprachen finden, zeugen oft von einer ausgezeichnet feinen Reflexion und Unterscheidungsgabe einzelner Glieder einer Nation, die sie zuerst gebrauchten, und der ganzen Nation, die sie annahm; sie tragen zum Total der Vorzüge einer Sprache bey, und sind der philosophischen Speculation — aber nicht jeder gebildeten Sprache unentbehrlich. Noch weniger wahr ist es, dafs sich, wie es S. 12. heifst, der Geist nur durch sie zu Betrachtungen über Werth und Wesen der Tugend, über allgemeines Wohl und Menschenglück u. s. w. erheben könne. Wahrhaft scientifisch kann es die Schule nur durch sie; aber der menschliche Geist vermag es, Gottlob! auch aufser dem System der Schule. — Diese schwankenden Vorstellungen über solche Feinheiten der

Sprachen verrathen ſich auch, wenn der Vf. die Artikel, die kleinen Bindungs- und Uebergangs-Partikeln bald zu dem grammaticaliſchen Baue der Sprachen rechnet, bald, z. B. S. 20. 21., mit den Nennwörtern der Abſtractionen ſo zuſammenſtellt, als ob ſie zu dem Abſchnitt des intenſiven Reichthums gehörten, — und offenbar gehört wenigſtens die Aufzählung der Conjunctionen, der Reichthum oder Mangel an denſelben mehr dem Lexicon als der Grammatik, und offenbar hat ſich in der Bezeichnung der Verhältniſſe der Wörter eben ſo gut Abſtraction und Reflexion gezeigt, als in der Erfindung ſolcher Wörter. — Die grammaticaliſche Bildſamkeit wird zum Unterſchiede von der lexikaliſchen S. 17. in die Abſchnitte von der Energie und Deutlichkeit verwieſen. Gleichwohl werden die Tempora des ruſſiſchen Verbi, bey denen der Vf. überdieſs nicht ahndet, daſs ſie nicht Tempora Eines Verbi, ſondern mehrerer von einander abgeleiteten ſind, in dem Abſchnitt von der lexikaliſchen Bildſamkeit, alſo als Reichthum der Sprache abgehandelt. — Der Abſchnitt von der Energie hat eine Unterabtheilung von der *grammaticaliſchen Energie*, auf welche ſich eben jene Verweiſung bezieht. Den Gegenſtand dieſer Unterabtheilung hat ſich der Vf. nicht beſtimmt genug gedacht, um irgend deutlich zu machen, daſs dieſe grammatiſche Anſicht der Energie bloſs eine negative ſey. Nicht von den grammatiſchen Formen iſt dort die Rede, ſondern davon, in wiefern ihr Gebrauch ein Hinderniſs der Energie werde. Deshalb wird hier S. 26. natürlich auch beſonders von der Wortſtellung geſprochen, die übrigens eigentlich in der letzten Abtheilung des Abſchnitts von der Deutlichkeit S. 43. abgehandelt iſt. Dieſe Abtheilung hat freylich die Ueberſchrift: eine regelmäſsige und natürliche Syntax; aber auch da iſt bloſs von der Stellung der Wörter gehandelt, obſchon dieſe in den meiſten Sprachen den kleinſten Theil der Syntaxis ausmacht. Aus der Vergleichung der Formen der Caſus und Modi flieſst zwar ſchon für ſich manche Bemerkung, die in der Grammatik einzelner Sprachen der Syntaxis zugehört. Für dieſe bedurfte es keiner weitern Erörterung. Aber wohl wenigſtens für die Art ſelbſt, wie mehr oder weniger geſchickt und analog ſolche Formen in den Sprachen gebraucht worden ſind. Dieſe Art und Weiſe macht einen recht erheblichen Vergleichungspunkt der Sprachen aus, deſſen Berückſichtigung wir in dieſem Werke ganz vermiſſen. — Der Abſchnitt der Energie hat neben jener Abtheilung noch zwey andere von lexikaliſcher und von National-Energie. Jene handelt von dem Nachdruck, der in der urſprünglichen Bedeutung der Wörter und dem beſtimmten Gebrauche dieſer Bedeutung liegt; dieſe davon, „was die einzelne Sprache vermag, bis zu welchem Schwunge ſie ſich erheben kann" (S. 28.), beurtheilt aus den Meiſterſtücken der genievollen Original-Schriftſteller der Nation. Aber ſind denn wohl dieſe drey Abtheilungen dieſes Abſchnitts einander wirklich coordinirt? Und mag nun die letztere Art der Energie mehr von der Nation als von ihrer Sprache herrühren, und alſo unmittelbar für dieſe Schrift gehören, oder nicht: ſollte man nicht die ausführliche Ueberſicht der originellen Geiſteswerke der geſammten alten und neuen Literatur eher in dieſer Abtheilung als in der vom intenſiven Reichthum der Sprachen S. 144 — 208. erwarten? Aber dieſen intenſiven Reichthum einer Sprache, der im theoretiſchen Theile S. 9. definirt wird als „der Reichthum an geiſtigen Anſchauungen und Reflexionsbegriffen oder ſogenannten Abſtractionen," dieſen Reichthum der Sprache hat der Vf. in dem angewandten Theile wunderbar genug mit dem Reichthum ihrer Literatur verwechſelt. Daher kömmt dann dieſer Abſprung von den Grundzügen des theoretiſchen Theils bey der Anwendung, und dieſe Stelle jener Abſchweifung. Kaum zwey Mal iſt in dieſer ganzen langen Abhandlung von der Sprache ſelbſt im Vorübergehen die Rede, S. 143. vom Einfluſs der Geiſteswerke auf Bildung der Sprache, S. 117. von Abſtractionen und Reflexionsbegriffen; ſie ſteht alſo eigentlich in gar keinem Verhältniſs zum theoretiſchen Theile.

Indeſſen dieſe Mängel des Einzelnen verliert man bey der Lectüre des Ganzen bey intereſſanten Stellen aus dem Geſicht. Dieſe enthält ſchon dieſer erſte Theil in einer bedeutenden Anzahl, vorzüglich wenn ſchon darin Beyſpiele einzelner Sprachen angeführt werden, die zur Erläuterung der Begriffe im Allgemeinen nöthig ſind; und in noch weit bedeutenderer das Raiſonnement des *zweyten* Theils über die einzelnen Sprachen ſelbſt, welches weit vorzüglicher und ausgearbeiteter iſt, als jene Art von Theorie. Solche auszeichnenswerthe Stellen leſe man S. 13., wo die Folgen der Ausbildung einer Sprache bloſs zur Abſtraction mit dem Schickſal der lateiniſchen in der Epoche der Scholaſtiker belegt wird, wo ſie gleichſam nach und nach zu einem Skelet erſtarrte, welches kein Dichter oder Redner mit Fleiſch und Muskeln zu überkleiden vermochte; S. 14., wo vortrefflich von der Ausbildung der griechiſchen Sprache durch Philoſophen und Kritiker von der einen, und durch Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber von der andern Seite geſprochen wird; S. 26 u. 27., wo der ſchwerfällige und ſchleppende Gang, den die neueren europäiſchen Sprachen, mit Ausnahme der ruſſiſchen und Polniſchen, durch ihre langen Hülfswörter und den unerläſslichen Gebrauch des Artikels haben, und die beneidenswerthen Vorzüge der freyen Wortſtellung gezeigt werden, in Abſicht welcher die genannten zwey ſlawiſchen Sprachen ſich an die des claſſiſchen Alterthums anſchlieſsen. — Unter des Vfs. ſinnreichen Bemerkungen ſind manche nur halb wahr. So heiſst es z. B. S. 17.: „Unter den beiden vorzüglichſten Sprachbildnern (durch welche wir den Dichter und den Philoſophen verſtehen) liebt der Philoſoph insbeſondere die Biegung der End- und Anfangsſylben, ſo wie der Dichter die Zuſammenſetzungen." Der Vf. ſtreitet in der Schluſsanmerkung S. 44 f. ſelbſt gegen die Vorſtellung, „daſs Feinheiten der Sprachen von feinen Geiſtern *erfunden* ſeyen," und ſetzt den Einfluſs ſolcher Geiſter in den zweckmäſsigſten Gebrauch ſchon vorhandener Formen. Auf der

einen

inen Seite müſſen durch einzelne Menſchen, deren charfblick ſie unter ihren Zeitgenoſſen auszeichnet, lie zweckmäſsigen Einrichtungen in den Sprachen uerſt gemacht, d. i. vorhandene oder noch nicht vorlandene Laute und Formen zu beſtimmt unterſchiedelem Gebrauche für gewiſſe bezeichnungswürdige feine e Begriffe geſondert werden. Dieſe alſo haben ſolche, un erſt bezeichnete Vorſtellungen durch ihre, wenn uch noch nicht ganz helle Abſtraction, oder durch hre Phantaſie wirklich aufgefunden. Aber auf der ndern Seite war dieſs nur der Anfang einer ſolchen Ausbildung der Sprachen. Eine Form kann nicht her Form ſeyn, als bis ſie die Nation als ſolche unter ich einführt. Auf die Nation nun geht ſie nur dann iber, wenn dieſe ihr empfänglicher Sinn eben dahin rägt, von wo jene Anfänge ausgiengen. Unter die Nation verbreiteter philoſophiſcher und dichteriſcher Sinn hat die Sprachen mehr gebildet, als die Dichter ind Philoſophen unmittelbar. Trüge nun nationeller Dichterſinn und lebendige Philoſophie ſo natürlich, wie der Vf. meynt, zu Zuſammenſetzungen der Wörter, ſtatt zur Bildung der Derivate durch Vor- und Endſylben bey: ſo müſsten wir dann dieſe Zuſammenſetzungen bey den Orientalen antreffen; und gleichwohl haben ſie die Sprachen derſelben ſo gut, als nie.

Am meiſten gelungen und anziehend ſind die chönen Ergieſsungen einer lebhaften Imagination, erhaltener Wärme und Einſicht über den Gang und lie unvergleichbaren Vorzüge und Folgen der griechiſchen Literatur in allen ihren Theilen S. 113 f. Dieſs ind treffende Züge eines kräftigen, ſeinen Gegenſtand beherrſchenden Pinſels. Der Gedanken und der Darſtellungsgabe freut ſich gewiſs jeder Leſer. Bey der Darlegung ſoloher allgemeinern Ueberſichten mit vergleichenden Blicken auf andere Nationen iſt der Vf. ganz an ſeinem Platze, und ſie zeigen ſein Werk von einer noch vortheilhaftern Seite, als die vielen, auch intereſſanten Ideen und Urtheile über das Einzelne, die an die ſorgfältigſte Ueberlegung des Details von allen Seiten gebunden ſind. Dieſs ſind die Anſichten im Groſsen. Zu dem Einzelnen des *zweyten* Theils, der eigentlichen Vergleichung und Würdigung der Sprachen, gehen wir über, und betrachten ſie zunächſt von der *grammaticaliſchen* und *lexikaliſchen*, und ſodann erſt von der *äſthetiſchen* Seite. (Zu jener gehören die Abſchnitte der Deutlichkeit, und die Abtheilungen vom extenſiven und lexikaliſchen Reichthum, und von der grammaticaliſchen Energie der Sprachen. Der Vf. findet es lächerlich, wenn man ihm den Vorwurf machen wolle, dafs er hier und da noch mehr ins Kleine hätte gehen können. Es konnte auch nicht jede Eigenthümlichkeit jeder verglichenen Sprache berückſichtigt werden; aber die Forderung dürfen wir an ihn machen, dafs er die charakteriſtiſchen herausgehoben, und nichts für den Erweis des allgemeinen Reſultats vorzüglich Wichtiges übergangen habe.

Unter allen Abſchnitten bezeugt keiner die gefügte Flüchtigkeit der Bearbeitung mehr, als der von der Deutlichkeit; dürftig iſt alles, was der Vf. dort ſagt, er häuft unbeſtimmte Verweiſungen auf das Vorige, und eilt ſo, dafs ſelbſt die ſonſt ſo angenehme Darſtellung ſich in Nachläſſigkeiten verliert und trivial wird. Z. B. S. 381. Ueber die lexicaliſche Beſtimmtheit der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache und ihren grammatiſchen Bau (der Vf. ſagt auch in dieſem Abſchnitt überall: Feinheit) iſt auſser ein paar, nicht eingehenden allgemeinen Bemerkungen, die nicht einmal den, gar nicht verächtlichen, grammatiſchen Bau der lateiniſchen Sprache betreffen, nichts gegeben, als die Vergleichung zweyer Stellen (S. 354. u. 359.) aus Ariſtoteles und Demoſthenes mit einer lateiniſchen Ueberſetzung, alſo gar nicht mit einem originellen aus der Zeit des Lebens und der Bildung der Sprache der Römer hergenommenen Aufſatze — und wie kann da die beygefügte Zergliederung irgend Genüge leiſten?

Anziehend und Bewunderung erregend iſt die Vergleichung des grammatiſchen Baues der Sprachen, beſonders der griechiſchen, wie belehrend über den Geiſt der Nation, der ſich in dieſen grammatiſchen Einrichtungen mehr als ſonſt ausgeprägt hat, muſste eine einigermafsen ins Detail dieſer künſtlichen Anlagen eingehende Vergleichung werden? Aber auch bey den übrigen Sprachen iſt der Vf. kurz. Er bemerkt S. 372., dafs die Töchterſprachen der lateiniſchen einander in Abſicht der Bildung der Artikel der Declination, Conjugation und Hülfsverben gleich, und dafs es eben ſo die germaniſchen in eben dieſen Rückſichten unter ſich ziemlich auch ſeyen, obwohl der engliſchen Sprache der Vorzug gebühre (ſ. S. 389.); und von der ſlawiſchen Sprache iſt hier bloſs noch die Gegeneinanderſtellung einiger Aufſätze aus denſelben gegeben. Gleichwohl war über letztere recht bemerkenswerth, dafs das Polniſche und Ruſſiſche für den Ablativ der Lateiner *zweyerley* Formen, einen *Inſtrumentalis* und *Localis*, dafs beide vor allen andern europäiſchen Sprachen eine beſondere Form der erſten Perſon des Imperativs im Plurale voraus haben, und dafs ſie ſo charakteriſtiſcher, als irgend eine andere Sprache, die Unterſcheidung des Genus der Subſtantive mit der Unterſcheidung der Caſus-Formen verbinden. Auf einzelnen Momenten beruht ja der Beweis der allgemeinern Urtheile, welche über die Vorzüge einzelner Sprachen gefällt werden können. Ein ſolches Moment war doch wohl bey den Töchterſprachen der lateiniſchen die beſondere Endungs-Form, die ſie für das Conditionel und die mehrern, künſtlich genug unterſchiedenen Praeterita, die ſie haben; ihr *Tems hiſtorique* iſt zwar erwähnt, aber unter dem zweydeutigen Namen eines *Aoriſts*. Solche Momente waren doch wohl ferner das der lateiniſchen Sprache ganz eigenthümliche Supinum, und der Unterſchied, der zwiſchen *doctiſſimus* und dem Italiäniſchen *doctiſſimo* ſtatt findet, indem erſteres ſowohl: der gelehrteſte, als: ſehr gelehrt bedeutet, letzteres aber ausſchliefsliche Form für den Ampliativ: ſehr gelehrt iſt. Die Töchterſprachen der lateiniſchen ſollen ſich in Abſicht der Einrichtungen gleich ſeyn; aber ſteht das Franzöſiſche nicht wenigſtens in Abſicht des Mangels der Formen der Comparation nach.

nach. Unter den germaniſchen Sprachen iſt die grammatiſche Feinheit der engliſchen ſehr hervorgehoben worden, auch die expreſſive Form derſelben: *I am going*, ich bin im Gehen begriffen, hätte dabey eine Stelle verdient. Aber es muſsten auch nicht die Vorzüge ihrer Schweſtern vergeſſen werden, die jener dadurch weit mehr das Gleichgewicht halten, z. B. daſs das Däniſche (ſo wie das Ruſſiſche) eine beſondere Form der Endung für das Paſſiv, und daſs das Deutſche vor ſeinen Schweſtern die auszeichnenden Formen des Conjunctivs, und die Comparation aller Participien voraus hat. Von der Declination der Adjective und ihren Vortheilen ſowohl als ihrer philoſophiſch richtigen Entbehrung, ja ſelbſt von der ganzen Wort-Klaſſe der Pronomina, die in den meiſten Sprachen ſo reich an Formen und an paſſenden oder verwerflichen Regeln der Wortfügung iſt, wird nirgend ein Wort geſprochen. Wo der Vf. in ein näheres Detail eingeht, da gilt es faſt bloſs den *Artikel*, deſſen Nicht-Gebrauch und ſchicklicher oder ſchleppender Gebrauch dem Vf. gleichſam als das Hauptmoment der Vorzüge oder Mängel der Sprachen erſchienen ſeyn muſs. Schon in dem theoretiſchen Theile hat er von S. 32—43. eine dort ganz unverhältnifsmäſsige Note, und in den Abſchnitten von Energie, Wortſtellung und grammatiſchem Bau kommt er immer auf den Artikel zurück, und verbreitet ſich darüber jedesmal. Aber bey dem Allen iſt nirgends der Begriff und Zweck des Artikels deutlich dargeſtellt. Der Hauptgedanke in jener langen Note iſt, daſs der groſse Haufe, der verſchiedenartigen Declination vieler Subſtantive lieber überhoben, dieſe indeclinabel und die Caſusformen am Artikel ſetze. Sonderbar und handgreifliche Verwechſelung iſt es, wenn S. 41. im Hebräiſchen ה, ן, ו für die offenbarſten Spuren von Artikel und gewiſſermaſsen ſelbſt für Artikel erklärt werden, gleich als ob der Vf. das ה *articuli* gar nicht kannte. Sonderbar iſt es auch, daſs bey den wiederholteſten Erörterungen über Artikel die auszeichnende Form des Däniſchen und Schwediſchen nicht erwähnt wird, wo der beſtimmende Artikel (wie ehemals bey Syrern und Chaldäern) eine Endform der Subſtantive iſt, z. B. Kong*en der* König, Rig*et das* Reich, Krig*et der* Krieg. Wenn S. 385. der Gebrauch des Artikels bey Eigennamen, z. B. ὁ Πλάτων, angeführt iſt: ſo konnte es auch das Italiäniſche: *il Platone*, ſeyn. — Wenn der franzöſiſchen Sprache die Vieldeutigkeit mancher Wörter, wie: *ſentiment* angerechnet wird: ſo dürften auch charakteriſtiſche Vieldeutigkeiten ganzer Formen in der oft geprieſenen engliſchen nicht verſchwiegen ſeyn, z. B. wenn *thinking*: denkend, Gedanke und das Gerundium: denken; *ſtay*: ſtehen, und: *ſtellen* bedeutet. Oder im Deutſchen, wo: *Vorſtellung*, ſowohl den Act des Vorſtellens, als das Vorgeſtellte bezeichnet, eine Zweydeutigkeit, welche z. B. das Studium der kritiſchen Philoſophie gar ſehr erſchwert hat; oder im Polniſchen, wo *pociecha*: das Tröſten, und: der Troſt iſt. — Artig iſt die bey *ſentiment* und dem Italiäniſchen *ſentimento* S. 368. gemachte Bemerkung, daſs das Holländiſche *gevoelen* gerade eben dieſelbe Vieldeutigkeit hat. Nächſt einigen andern zweckmäſsigen Bemerkungen auch dieſes Abſchnitts empfiehlt ſich beſonders der Schluſs der Vergleichung der germaniſchen Sprachen, der S. 397—412. von den Urſachen der Verworrenheit und Weitſchweifigkeit der deutſchen Schreibart handelt, ob er wohl ſelbſt ein weites Raiſonnement und dort Abſchweifung iſt. Jene Urſache wird vorzüglich in der eigenthümlichen Wortfügung gefunden, da dagegen ſelbſt der ſchlechte italiäniſche, engliſche, franzöſiſche Schriftſteller wenigſtens deutlich ſchreibe. Aus entgegengeſetzten Eigenſchaften hatte der Vf. S. 384. behauptet, das Franzöſiſche mache es dem Ausländer beſonders leicht, ſich als Schriftſteller völlig zu naturaliſiren. Sich groſse Fertigkeit im Franzöſiſchen zu erwerben, iſt ſo ſchwer nicht, und unendlich viel ſchwerer iſt die Erlernung der deutſchen Sprache; aber völlig naturaliſirt haben ſich ſelbſt in Paris eben nicht ſo viele Ausländer, wenn ihnen auch der artige Franzos es als Compliment ſagt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Hadamar*, in d. n. Gelehrten-Buchh.: *Beytrag zur wiſſenſchaftlichen Beſtimmung der Heilmittel*, von *Karl Thomas Wilhelm* aus Niedernelfen, bey Gelegenheit des Empfangs der Doctorwürde in der Medicin und Chirurgie. 1804. 45 S. gr. 8. (5 gr.) — Der Titel dieſer kleinen Schrift iſt etwas dunkel; der Inhalt ebenfalls. Der Vf. bemüht ſich, ein dynamiſch-mechaniſches Princip der Naturlehre der organiſirten Körper aufzufinden und ſtatt der bisherigen chemiſchen Theorieen und naturphiloſophiſchen Conſtructionen ſich der Mathematik und Phyſik zur Erklärung der Erſcheinungen zu bedienen, die ihn am Ende auf eine Modification der Erregungstheorie zurückzubringen ſcheinen. Dem Vf. fehlt es jedoch gegenwärtig noch zu ſehr an Klarheit der Begriffe, an einem lichtvollen Vortrage, als daſs er erwarten könnte, Beyfall und Anhänger zu erwerben. Dieſer Mangel an Klarheit der Begriffe und im Vortrag macht es dem Rec. unmöglich, einen Auszug aus der Schrift zu liefern. Es wäre unbillig, nach dieſer jugendlichen Probe ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, und eben ſo würde Rec. es für hart halten, dem Vf. ſeinen abſprechenden, zuweilen etwas unbeſcheidenen, Ton beſonders vorzurücken. — Beſcheidenheit iſt gewöhnlich, wenigſtens heut zu Tage, keine Eigenſchaft des jugendlichen Alters, ſie iſt das Product der Erfahrungen des reiferen Mannes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Junius 1806.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — — von D. *Jenisch* u. s. w.

BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues* — — par l'Abbé *Charles Denina* etc.

(*Fortsetzung der in Num.* 132. *abgebrochenen Recension.*)

Die Abschnitte von der *Energie* und vom *Reichthum* hat Hr. *Jenisch* mit grösserer Sorgfalt gearbeitet, als die von der Deutlichkeit. Der interessanten Erörterungen sind mehrere, wenn auch bey weitem nicht alle es sind, und manches Interessante fehlt, was nahe genug lag. Zu jenen rechnen wir z. B. folgende: S. 58. Das Lateinische kann keinen so grossen extensiven Reichthum haben, als die neueren Sprachen, weil die neuere Welt der durch Worte zu bezeichnenden Gegenstände bey der Menge der Entdekkungen auf Felde der Natur und Kunst weit mehrere hat, als die alte. S. 69. Ableitungs- und Bildungssylben hatte der Römer wie der Grieche. Aber dieser, der seine Sprache früher, feiner und vielseitiger bearbeitete, hat sie nur weit öfter gebraucht. Daher ist seine Sprache das geworden, was sie ist, wenn dagegen der Römer erst, als es schon zu spät war, künstlich und einseitig die Sprache bearbeitete. — Aber, dass es zu spät war, lag nicht blos in den Umständen, sondern wirklich im Charakter der blos unter Kriegen und nothdürftigen Staatseinrichtungen emporgestiegenen, nicht zur wissenschaftlichen Gewandtheit des Geistes durch die Künste des Friedens ausgebildeten Nation, und am wenigsten in der Beschaffenheit der Sprache selbst, eben weil, wie ja der Vf. selbst sagt, Bildungssylben da waren. Es bedurfte nur der Abwerfung jenes Charakters, um dem Lateinischen in der Periode der Scholastiker aus jenen Bildungssylben Derivate besonders für Abstracta hervorzubringen, welche demnach, wie auch S. 79. bemerkt ist, in die Töchtersprachen der Lateinischen übergingen. Dass die mehreren Dialekte der griechischen Sprache Quelle der Ausbildung und des Reichthums derselben geworden sind, der lateinischen Sprache aber Ein Dialekt, oder wenigstens Haupt-Dialekt, immer zum Grunde liegen blieb, ist mit Recht bemerkt, dass aber nach S. 73. der „sogenannte Jonische Dialekt des Homer nichts anders gewesen sey, als eine solche Mischung, ohngefähr wie die sogenannte *lingua franca* der handeltreibenden Nationen in der Levante," ist offenbare Uebertreibung, weil das Gemisch so verschiedener Sprachen, wie das Neu-Griechische, Französische, Arabische und Türkische sind, unmöglich zu einem so wohlverbundenen Ganzen sich zusammenfügen können. — Sinnreich, wenn auch nicht ohne Vorurtheil, wird S. 87. der Charakter der französischen Nation und Sprache geschildert. Freylich, wenn es dem Franzosen darum zu thun war, eine, Alles nur allgemein und leise, und gleichsam im Vorüberfliegen, andeutende Sprache zu haben — eine Sprache, die mehr fliessend als voll, mehr gerundet als nachdrücklich, mehr geschmeidig als stark, und eben deswegen auch mehr einfach als vielfarbig seyn sollte — und so musste allerdings die Sprache des cultivirtesten Volkes von Europa seyn; dann musste die von *Richelieu* gestiftete Akademie zu Paris den Weg einschlagen, den sie wirklich einschlug, dann musste sie die mannichfaltigen, etwas ungewöhnlichen Sylbenbiegungen, die kühnen Wortzusammensetzungen, die vieldeutigen Synonymen, als entbehrlichen Unrath wegwerfen. Denn eben so war die feinste, aber auch zugleich die ärmste der Europäischen Sprachen. — S. 79. Sie würde so reich seyn, als die Italiänische, wenn die kühnen Wortbildungen und die Redewendungen der Schriftsteller von *Ronsard*, *Jodelle*, *Theophil*, *Montagne*, *Malherbe* allgemein angenommen worden wären. — Hieran schliesst sich leicht das, was S. 297 ff. über die lexikalische Energie der Töchtersprachen der Lateinischen gesagt ist, und wovon wir hernach sprechen. Leicht konnte gerade hier der Vf. einen Wink über das Schicksal der deutschen Literatur geben, wenn sie blos von einzelnen, wenn auch noch so gelehrten, Sprachforschern, wie *Adelung*, geregelt worden, und nicht mehr so bildsam gewesen wäre, wie sie sich unter den Händen der trefflichen Schriftsteller, nicht blos der *Klopstock*'schen Periode, welche der Vf. anderwärts mit dieser Rücksicht anführt, sondern auch unserer Tage gezeigt hat. — Noch S. 87. sind die Töchtersprachen der Lateinischen in Absicht der Bildung der Participien einander gleich: wir geben es zu; aber in Absicht des Gebrauchs derselben und des Gerundium ist z. B. die Italiänische der Französischen beträchtlich überlegen. In der blosen Angabe der Formen der Sprachen konnte dies, und eben so der sehr geschickte, den Griechen wenig nachstehende Gebrauch der Participien in der lateinischen Sprache übergangen werden; aber er durfte nicht überall übergangen seyn. — Den Töchtersprachen der Lateinischen fehlen die Wortzusammensetzungen (S. 88.): der Vorzug des Reichthums der germanischen Sprachen besteht in diesen Zusammensetzungen (S. 98.). Aber diese haben noch eine andere Quelle des extensiven Reich-

thums in den Vortheilen, die sie aus dem Einfluss der Lateinischen zogen. Dies gilt ganz vorzüglich von der Englischen, die Biegungssylben derselben sind scharfsinnig (S. 91.) in dieser Hinsicht verglichen, als als halb lateinischen, halb germanischen Ursprungs. In anderen Rücksichten aber gilt dasselbe (s. S. 100.) von andern germanischen Sprachen auch. Der Purismus der holländischen Sprache wird S. 97. mit Recht hier erwähnt; anderwärts wird eben so treffend S. 383. die lexikalische Bestimmtheit dieser Sprache im schlichten, populären Vortrage, und S. 319. die Neigung des Reichthums derselben zum Ausdruck des Gemeinen und Häuslichen geschildert — wer dächte dabey nicht an den Charakter der niederländischen Schule in der Malerey? — Die holländische und englische Sprache erhalten S. 101. in Rücksicht ihrer Participial-Constructionen (statt besonderer Sätze) ein Lob, welches die italiänische Sprache in eben dem Grade vorher verdient hätte. Von S. 103—112. ist von der Bildsamkeit der slawischen Sprachen weitläufig, aber doch so oberflächlich gehandelt, dass man die wichtigsten Data für die Bildsamkeit dieser Sprachen vermisst. Die Tafel der Derivate von *czynię*, ich thue, S. 104., hätte sich um das Doppelte und Dreyfache vergrösern lassen, um jenen Reichthum zu beurkunden. Kein Wort steht hier von den vielen *Verbis derivativis* dieser Sprachen, besonders den fast von jedem Stamm-Verbo ausgehenden *Frequentativis*, von den Verbal-Substantiven, wie *czytanie*, Lesen, von dem ganz ausgezeichneten Reichthum an Adjectiven, die von Substantiven aller Art gebildet werden, auch da, wo sie wenige andere Sprachen haben, z. B. *synowski* (söhnlich), von *syn*, Sohn, auch von allen Arten der Handwerker und Gewerbe, bey deren jedem überdem gewöhnlich für die Namen des Handwerkers, der Frau und des Lehrlings desselben, für das Gewerbe selbst und für das Verbum der Ausübung desselben charakteristische Endformen vorhanden sind, ohne dass es einer Zusammensetzung bedürfte, z. B. *mydlarz* Seifensieder, *mydlarka* Seifensiederin, *mydlarstwo* Seifensieder-Handwerk, *mydlarczyk* Seifensieder-Bursch, *mydlarski* seifensiederisch, *mydlarnie* Seifensiederey (von *mydło* Seife, wovon *mydlę* ich seife ein, *mydlny* seifig, *mydlasty*, *mydlowaty*, *mydlisty*, *mydlnisty* seifenartig, *mydlaniec* Seifstein, *mydliny* Seifenwasser). Eben so viele Derivate bilden sich von *krawiec* Schneider, *krawcowa* Schneiderin u. s. w., *krawczę* ich schneidere. Eben so ist das Russische *sapożnicza* ich schustere.

Von der *Energie* heisst es S. 319., dass die poetische Diction ihr wichtigster Probirstein sey. Dagegen übertrifft nach S. 21. jede rohe Sprache an Kraft und Nachdruck die cultivirte. Dies lässt sich vereinigen, aber verglichen und näher erörtert hätte beides werden müssen, um einen wahren und bestimmten Begriff zu gewähren. Wenn für den letzteren jener Sätze die hebräische Sprache als Beyspiel einer rohen angeführt wird: so ist dies noch minder richtig. Weniger ausgebildet ist diese, als 13 der hier verglichenen Sprachen, aber sie hatte einen zu bestimmten grammatischen Charakter, als dass sie „roh" heissen dürfte. Und sollte denn Alles, was in rohen Sprachen gesagt ist, ohne Unterschied, vielleicht selbst steigend mit dem Grade der Rohheit, energischer seyn, als Producte gebildeter Sprachen? Wenigstens die höchst matte und nachdrucksloſe hebräische Prosa ist es auf keinen Fall. Von der Zusammendrängung der Vorstellungen geht eine Art des Nachdrucks aus. Dieser Zusammendrängung ist die gebildete Sprache, wenn sie der unerläslichen Correctheit und Bestimmtheit entbehren soll, nicht in dem Grade fähig, als die weniger gebildete. Darin, dass man sich in den Gesängen des hebräischen Alterthums vieles zwischen denken muss, was die Phantasie des Sängers beym Ausdruck übersprang, liegt ein grosser Theil ihrer Kraft; sie liegt eben deshalb in arabischen Liedern, und eben so in anderer Beziehung bey allen Nationen in Gesängen voll lyrischer Sprünge. Die Phantasie der Sänger stellt ihre Gemälde mit lebendigen Farben dar; Sprachen mit einer dadurch cultivirten Diction bleiben energisch. Abgesehen von diesem Einflusse verscheucht in Sprachen mit vielsagenden Naturlauten selbst die grammatische Bildung diese Energie seltener, als in abgeleiteten Sprachen, in welchen jene Naturlaute nicht mehr so bedeutungsvoll tönen. Wenn es wahr ist, was der Vf. S. 23. sagt: „Fast alle neuere Sprachen haben durch den allgemeiner verbreiteten Geist der Philosophie — durchgängig etwas *Abstracta*, welches sie selbst vor den berühmtesten Sprachen des Alterthums, der griechischen und lateinischen, auszeichnet, und wofür die in allen neuern Sprachen gangbaren Wörter: Vernunft, Gefühl, Urtheilskraft, Leidenschaft, Wissenschaft" als Beleg angeführt werden: so müsste schon darin eine Ursache geringerer Energie liegen. Aber jene einzelnen Wörter für feinere Unterscheidungen und Bestimmungen müssen ja nicht da gebraucht werden, wo Energie herrschen soll; und wer dürfte überhaupt an das System der philosophischen Schule denken, wenn er dichtet oder Dichter liest? Wenn die neuern Sprachen wirklich weniger energisch sind: so sind sie es, weil sie sich nicht frey an der Hand der Natur, sondern nach fremdem Muster ausbildeten und fixirten. Eine artige Bemerkung des Vfs. in diesem Abschnitt S. 317. bestätigt unsern Satz. Die germanischen Sprachen (ausser der englischen) bilden alle Bezeichnungen der Abstractionen und geistigen Begriffe aus eigenen Wurzelwörtern, während die Töchtersprachen der lateinischen gerade hier alles von ihrer Mutter geborgt haben. *Begriff* und *Vernunft* tönt deshalb bedeutungsvoller, als *idée* und *raison*. — Der Vf. nennt S. 284 u. 347. die lateinische Sprache die energischeste von allen. Die Behauptung hat ihre wahren Seiten, aber entwickelt sind diese nicht: denn Eine Stelle aus Tacitus kann den Beweis nicht enthalten. Der Charakter Eines Mannes beurkundet noch nicht den Charakter der Gravität bey der ganzen Nation, der sich zu jenem Zwecke so schön darstellen liess; und wie viele herrliche Stellen könnten aus den Klassikern der bey-

den

an alten Sprachen für Energie und alle Arten von Sprachvorzügen angeführt seyn, statt dass man in den drey ersten Abschnitten überhaupt nur Eine poetische Stelle eines Römers, gerade eine nicht energische bey der Energie, kaum ein paar aus griechischen Dichtern, und einige, weniger sorgfältig gewählte, aus Prosaikern als Beleg angeführt findet. Der Vf. rechnete wohl darauf, dass allen seinen Lesern Belege aus diesen Klassikern von selbst genug und besser vor die Seele treten. — Sehr trefflich handelt dagegen der Vf. S. 297 f. von der *Ueberbildung* einer Sprache mit steter Rücksicht auf die französische. Treffend sagt er S. 299. von solcher Ueberfeinerung und der Herabwürdigung der ursprünglich kraftvollen Ausdrücke durch ihren zu häufigen Gebrauch: „das Bedeutungsvolle wird dem Zierlichen, das Pathetische dem Gefälligen, das Starke dem Leichten, das Nachdrückliche dem Klaren und Deutlichen aufgeopfert; beide werden oft mit einander verwechselt, die wörtlichen Bezeichnungen des erstern dem letztern beygelegt, und so — werden jene *ernstern* Vollkommenheiten des Ausdrucks durch diese *leichtern* verdrängt. Die Sprache verarmt; für die höhere Prosa und noch mehr für die schwungvolle Poesie wird sie allmählig gleichsam ausgezehrt." u. s. w. Dabey ist S. 304. das Tiefgefühl des Italieners und Spaniers gerühmt, welches die Kraft ihrer Sprachen erhalte, und von S. 317. die Energie der germanischen Sprachen. Dabey wird die Gefahr bemerkt, welche die deutsche Sprache in der *Gottschedi*schen Periode lief, einseitig, verfeinert und flach zu werden. Wahr ist das Lob der englischen Sprache S. 332., wahr ist der Vorzug der starken Prosopopöieen, die sich bey ihrer Unterscheidung der Geschlechtslosigkeit von dem Geschlecht so leicht bilden; aber blofs nachlässige Verwechselung ist es, wenn gesagt wird: „die englische Sprache kennt nur Ein sogenanntes Geschlecht." — An deutschen Philosophen rühmt der Vf. Sinn für schönen Vortrag; er hat mit Recht *Lessing*, *Mendelssohn*, *Garve* genannt; aber weit weniger, als einige demnächst genannte Männer, durfte hier *Eberhard* fehlen.

Zu der Beurtheilung des *ästhetischen* Theils des Buchs gehen wir nun über. Wir rechnen dahin besonders auch die Uebersichten des Anbaues der Sprache durch ihre Dichter und Prosaisten. In diesen ist der Vf., wie wir schon bemerkten, ganz an seinem Platze. Aber auch in den einzelnen Erörterungen und Vergleichungen spricht sich eine sehr schätzbare Bekanntschaft mit der Literatur der verglichenen Nationen, Urtheil, Geschmack und Gefühl aus. Indessen auch hier stöfst man oft auf den falschen Gesichtspunkt, welchen der Vf. nur zu gewöhnlich bey der Vergleichung der Sprachen gewählt hat. Er vergleicht am meisten Originaltexte der einen Sprache mit Uebersetzungen der andern. Es ist nicht zu läugnen, dass Uebersetzungen nöthig waren, weil wenige Leser aller dieser Sprachen kundig genug sind, um derselben entbehren zu können. Die Uebersetzungen selbst sind auch, wenn sie nicht von dem Vf. selbst herrühren, die besten, die man hat, und die ihm eigenthümlichen sind nicht ohne Verdienst und mit Geschmack gearbeitet. Allein die wahren Vergleichungs-Rücksichten der Vorzüge der Sprachen liegen keineswegs hauptsächlich in den darin gelieferten Uebersetzungen. Es ist zwar interessant, S. 311. mit einer Stelle des *Tacitus* die italiänische und französische Uebersetzung verglichen zu sehen; aber es ist nicht entscheidend. Oft leistet eine Sprache als Original völlig das, was sie als Uebersetzung nicht zu leisten vermag. Und eine andere Sprache ist geschmeidiger zur Nachbildung wenigstens einiger andern, ohne mehr originelle Gewandtheit zu besitzen. Der Vf. erkennt dies anderwärts, z. B. S. 82 u. 275., selbst an. Oft waltet auch der Zufall über diese Art der Bearbeitung einer Sprache. Wer hätte z. B. vor *Voſſens* Meisterwerken unsere Muttersprache der Gestalt fähig erachtet, in welcher diese Hand uns die verschiedenartigsten Dichter des Alterthums darstellt? Es hätte sich verlohnt, S. 421. zu der Stelle aus dem Abschied des Hektor die Uebersetzung zu vergleichen. In Absicht dieser Uebertragungen in andere Sprachen sagt der Vf. S. 108. offenbar zu viel: „es sey fast kein Werk von Bedeutung, besonders in der französischen Literatur, von welchem Polen und Rufsland nicht Uebersetzungen aufzuweisen hätten," und dagegen S. 66. u. 274. zu wenig: dass die Sprachen beider Länder „noch so wenig schriftstellerische Producte, insbesondere wenig Originale aufzuzeigen haben." Von der russischen Literatur gilt letzteres noch mehr; aber die polnische hatte ihr goldenes Zeitalter durch treffliche Originalschriftsteller früher, als die deutsche es hatte (s. die Vorrede zu *Bandtke's* poln. Wörterb. B. I.) — Die Unmöglichkeit der Nachbildung der Stücke einer Sprache zeigt übrigens allerdings einen auszeichnenden Charakter dieser. So ist die S. 82. angeführte bekannte Stelle aus *Taſſo's Geruſ. liber.*

Teneri sdegni e placide e tranquille
repulse e cari vezzi e liete paci
sorrisi, parolettè, e dolci stille
di pianto, e sospir tronchi, e molli baci etc.

allerdings der zarteste und lieblichste Ausdruck der menschlichen Sprache überhaupt, und auch *Gries* hat ihn nur schwach nachzubilden vermocht:

Verliebten Zorn und ruhiges Versagen,
und fröhlicher Versöhnung süfses Gut,
und Lächeln, Schmeichelworte, sanfte Klagen,
und Küsse u. s. w.

In der sogenannten *specifischen Vergleichung des intensiven Reichthums der neuern Sprachen*, welche aber eine Würdigung der Literatur derselben überhaupt ist, rühmt der Vf. S. 218. zwar auf der einen Seite den Einfluss, welchen Feinheit des Umgangs und mehr lebhaftes als tiefes Gefühl auf Reichthum und Geschmeidigkeit der französischen Sprache gehabt habe, den germanischen seyen diese Vorzüge unerreichbar; aber er ist, wie oft, ungerecht gegen erstere, wenn er eben daselbst sagt: „Kein einziges echt petrar-

petrarchiſches Sonnet oder *lyriſches Gedicht überhaupt* — in der ganzen Literatur des Galliers." Sind denn nicht unter den lyriſchen Gedichten *Fontenelle's*, *Rouſſeau's* manche denen des *Horaz* und *Petrarca* an die Seite zu ſetzen, nicht *Le tems* von *Thomas*, nicht z. B. der Anfang von *Bernard's art d'aimer:*

Tendre fruit des pleurs de l'Aurore
toi dont Zéphire va jouir,
Reine de l'empire de Flore,
hâte-toi de t'épanouir etc.

S. 220. iſt die Zuſammenſtellung des *Chiabrera* mit *Metaſtaſio* ſeltſam. Der erſtere ſoll ſeiner Nation *Pindar* und *Anakreon* zugleich ſeyn, und einem *Metaſtaſio* nachlispeln. Er iſt aber ſo wenig *Pindar* und *Anakreon* zugleich, als *Koſegarten* es unter den Deutſchen iſt. Mit dieſem dürfte er am natürlichſten zu vergleichen ſeyn. Aber in den Niedlichkeiten, von denen hier die Rede iſt, dürfte nicht der Vorzug der himmliſchen Werke *Metaſtaſio's* geſucht werden, welchen die Muſen unter ſo vielen Operndichtern allein ſo begünſtigten. — Der Vf. eilt über ſo manches Merkwürdige flüchtig hinweg, und ſagt Nichts von der Häufigkeit des Epos (des ernſten und des burlesken) in der italiäniſchen, der Romanzen in der ſpaniſchen, der Satiren und Epiſteln in der franzöſiſchen Literatur, nichts über die ſeltſame Erſcheinung, daſs die portugieſiſche ſchöne Literatur in einem einzigen Epos ſich faſt ganz erſchöpft hat. Nach S. 230. ſollen die Britten in der hohen Ode minder glücklich und claſſiſch ſeyn, als die Deutſchen. Aber haben denn jene nicht einen *Gilb. Waſt*, nicht *Gray's Progreſs of poëſy?* Im philoſophiſchen Lehrgedicht ſollen Engländer und Deutſche unter den Südländern keine Nebenbuhler haben: aber können dieſe jenen nicht *Racine's Religion*, *Boileau's Art poëtique*, und manche kleinere Gedichte von *Bertola* an die Seite ſetzen? — *Tullin*, dem S. 238. „die feurige Phantaſie eines *Young*, ein mehr als deutſcher Schwung" zugeſchrieben wird, bezeichnet mit allen ſeinen wirklichen Vorzügen doch für Dänemark die Epoche der *Opitze* und *Ötze* in Deutſchland, und iſt nicht geeignet, als Muſter der gegenwärtigen däniſchen Dichterſprache aufgeſtellt zu werden. *Ewald* iſt, nach der Stimme der ganzen Nation, ihr tiefſter, bedeutendſter und merkwürdigſter Dichter. — Der Vf. führt S. 326. eine Stelle von ihm an, ohne irgend ein Wort darüber zu ſagen, und ohne ihn auch nur zu nennen. Das Geſchmacks-Urtheil über Proſaiker iſt leicht ſehr verſchieden; in Dänemark rühmt man indeſſen faſt immer andere, als der Vf., z. B. *Malling* im hiſtoriſchen Stil. Wenigſtens aber hätte nicht *Rothe* deshalb angeführt werden müſſen, der zwar eine gewiſſe merkwürdige Energie, aber eine zu eigenthümliſche Sprache ſich gebildet hat, als daſs er Muſter ſeyn könnte. — Von der *ſchwediſchen* Literatur beſcheidet ſich der Vf. ſelbſt, unvollſtändig nur ein paar Worte anzuführen. Er kannte nicht die einzige Original-Oper, welche die Schweden haben, *Guſtaf Waſa* von *Kelgren*, die ganz dem *Metaſtaſio* nachgebildet, und voll köſtlicher Stellen iſt. So ſingt am Schluſſe der Chor:

Lefve den Hjelte, ſom Sverge förloſſat!
Lefve vår Konung, lefve vår Far!
Svearnes bojor han modigt förkroſſat,
Svearnes kärlen ſkydde hans dar!

Die Beyſpiele von der Vollkommenheit und Erhabenheit des poetiſchen Ausdrucks im Italiäniſchen S. 305. ſind überzeugend: aber herrlicher ſprach er ſich z. B. in dem Chor aus, welches in *Metaſtaſio's* unſterblicher *Olympiade* im dritten Act vor der Opferhandlung am Tempel des Jupiter Olympicus geſungen wird:

I tuoi ſtrali, terror de' mortali,
ah ſoſpendi, gran padre de' numi
ah deponi, gran nume de' Re etc.

Vor Allem hätte hier *Petrarca's* berühmte Friedens-Canzone genannt werden müſſen:

Italia mia, benche 'l parlar ſia indarno etc.

deren Eindruck Fürſten und Völkern das ſchon gezogene Schwert entrückte.

Zu S. 373. hätte angeführt werden können, daſs der ältere franzöſiſche Stil dem gleich ungebundenen italiäniſchen und ſpaniſchen noch ähnlich genug war. S. 444. fehlt die Bemerkung, daſs die deutſche Sprache unter allen neuern ſich am beſten zum Hexameter paſst, und die franzöſiſche ſie ſo gut als gar nicht hat, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen und italiäniſchen Poeſie, daſs ſie bey aller Melodie, die ja beſonders in der letztern ſo wunderſchön iſt, keine Scanſion von Jamben, Trochäen oder andern Arten der Füſse kennt. S. 489. läſst der Vf. dem Wohlklange der polniſchen Sprache volle Gerechtigkeit widerfahren; indeſſen deutlich wird nicht, daſs in ihr viele Conſonanten mehr für das Auge in der Schrift, als für das Ohr in der Ausſprache zuſammenſtoſsen; *rzch* hätte gar nicht angeführt werden ſollen, es kommt äuſserſt ſelten vor.

Wir merken nur noch die ſehr glückliche Anwendung einer Stelle aus *Taſſo* S. 262. an, wo mit dem Charakter der *Sophronia* aus dem zweyten Geſang der *Geruſ. liber.* das Ganze der Manier *Mendelſohn's* und zugleich der Charakter jeder echt claſſiſchen Proſe geſchildert wird. — Doch genug, um die Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände dieſes Werks und ſeinen Reichthum an trefflichen Ideen von neuem zu wecken. Es wird keinem Leſer gereuen, dieſem Führer zur Unterhaltung und Belehrung gefolgt zu ſeyn, wenn man ſich ihm auch gleich nicht ganz anvertrauen kann.

(*Die Fortſetzung folgt nächſtens.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Junius 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Görlitz, b. Anton, und vom *zweyten* Band an b. dem Vf. u. in Comm. zu Leipzig, b. Hertel: *Lexikon der seit dem funfzehnten Jahrhunderte verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler*, aus den glaubwürdigsten Quellen möglichst vollständig zusammengetragen, von *Gottlieb Friedrich Otto*, Prediger zu Friedersdorf bey Görlitz und Mitgliede der Oberlauf. Gesellsch. der Wissensch. *Erster* Band. *Erste* Abtheilung. *A — D.* 1800. *Zweyte* Abtheilung. *E — G.* Nebst Supplementen zu beiden Abtheilungen. 1801. 1 Alph. 20½ Bogen. — *Zweyter* Band. *Erste* Abtheilung. *H — Layritz.* 1802. — *Zweyte* Abtheilung. *Ledel — Q.* 1803. 2 Alph. 7 Bog. — *Dritter* Band. *Erste* Abtheilung. *R* und *S.* 1803. — *Zweyte* und letzte Abtheilung. *T — Z.* Nebst Supplementen zu allen *drey* Bänden. 1803. 2 Alph. 4½ Bogen. gr. 8. (Bey dem Vf. noch um den Pränumerationspreis oder 6 Rthlr. im Buchh. für 8 Rthlr.)

2) Erlangen, in Comm. b. Palm, und vom *fünften* Band an zu Nürnberg, b. Lechner: *Gelehrtes Fürstenthum Baireut, oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern, welche in dem Fürstenthum Baireut gebohren sind und in oder ausser demselben gelebt haben und noch leben, in alphabetischer Ordnung.* Verfasset von *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher*, ordentl. Professor der Geschichte am illustren Collegio Christian-Ernestino zu Baireut, u. s. w. *Erster* Band. *A* bis *C. Zweyte*, ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1801. 15 Bogen. — *Zweyter* Band. *Dambach* bis *Funck.* 1801. 16 Bogen und 2 Blätter. — *Dritter* Band. *Gabriel* bis *Hagelsheim.* 1801. — *Vierter* Band. *Hagen* bis *Isenflamm.* Beide Bände zusammen 27 Bogen und 2 Blätter. — *Fünfter* Band. *Kadesreuter* bis *Lumscher.* 1803. 20 Bogen und 2 Blätter. — *Sechster* Band. *Maier* bis *Otto.* 1803. 13 Bogen. — *Siebenter* Band. *Pabst* bis *Ruppenstein.* 1804. 17 Bogen. — *Achter* Band. *Saher* bis *Seifried.* 1804. 15 Bogen und 2 Blätter. — *Neunter* Band. *Seiler* bis *Unger.* 1804. 11 Bogen. — *Zehnter* Band. *Verdier* bis *Zinner.* 1804. 11 Bogen. — *Eilfter* Band, den *ersten* Nachtrag, die Zusätze und Verbesserungen enthaltend. 1805. Zusammen 15 Bogen. — *Zwölfter* Band, die Register enthaltend. 1805. 9 Bogen. gr. 8. (Subscriptionspreis 6 Rthlr. Ladenpreis 8 Rthlr.)

3) Altdorf, b. Herausg., und in Comm. bey Lechner, in Nürnberg, und bey Besson in Leipzig: *Georg Andreas Will's*, weil. kaiserl. Hofpfalzgrafens und ältesten Professors zu Altdorf, *Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, oder Beschreibung aller Nürnbergischen Gelehrten beyderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geschichtskunde und Verbesserung vieler darinnen vorgefallenen Fehler, aus den besten Quellen in alphabetischer Ordnung fortgesetzt*, von *Christian Conrad Nopitsch*, Pfarrer zu Altenthann. *Fünfter* Theil oder *erster* Supplementband, von *A — G.* 1802. 2 Alph. 11 Bogen. — *Sechster* Theil, oder *zweyter* Supplementband, von *H — M.* 1805. 2 Alph. 15 Bog. 4. (Subscriptionspreis 6 Gulden Rhein.)

4) Zeitz, b. Webel: *Verzeichniß der in den beiden Städten Zeitz und Naumburg gebohrnen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, die ausserhalb des Stifts Naumburg-Zeitz ihren Wirkungskreis fanden, von der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Ein Beytrag zur vaterländischen Gelehrtengeschichte, nebst der Ankündigung eines Stift Naumburg-Zeitzischen Schriftsteller- und Künstler-Lexici von dem funfzehnten Jahrhunderte an bis auf unsere Zeiten, und einem Anhange*, als Probe der Bearbeitung desselben, von *Christian Friedrich Möller*, Pfarrer zu Gleina und Purtschütz im Stifte Naumburg-Zeitz u. s. w. 1805. 4 Bogen. 8.

Immer erkaltet der Eifer deutscher Literatoren noch nicht, die in Hinsicht der schriftstellerischen Industrie noch unbearbeiteten Gegenden und Städte ihres Vaterlandes auf eben die Weise, wie nunmehr mit dem meisten geschehen ist, zu versorgen. Dieser Eifer verdient desto mehr geehrt zu werden, da er von Seiten des Publikums so schlecht unterstützt wird, dass die meisten Unternehmer solcher eben so mühsamen als nützlichen Literaturwerke keine Verleger dazu finden können, sondern sie auf eigene Kosten und Gefahr zu Tage fördern müssen. Von Rechts wegen sollten sie wenigstens in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; dadurch würde schon eine beträchtliche Anzahl von Exemplarien abgesetzt werden, obgleich auch jetzt weniger, seitdem die Säcularisation so viele Klosterbibliotheken vernichtete, wo man dergleichen Bücher häufiger, als in manchen andern antraf. Sey es immer, dass sie viele mikrologische Umstände enthalten; man ist doch darüber längst einverstanden, dass in dieser Rücksicht das Zuviel eher zu entschuldigen

digen ist, als das Zuwenig: obwohl wir unsrer Seits es nie billigen konnten, wenn der Sammlergeist sich sogar auch auf solche Schriftsteller erstreckt, die nur eine einzige unbedeutende Schrift, eine elende Predigt oder eine Disputation, die oft genug nicht einmal aus ihrer eigenen Fabrik kam, drucken liefsen. Es werden doch durch dergleichen Bemühungen viele vorher unbekannte oder nur halb bekannte Thatsachen ans Licht gebracht, die uns diesen oder jenen Gelehrten genauer, als vorher, kennen lehren, die uns die Urheber mancher interessanten Schriften bekannt machen, ja, die sogar politischen und kirchenhistorischen Begebenheiten zur Erläuterung dienen.

Die Männer, deren Werke Rec. jetzt anzuzeigen hat, verdienen alle das Lob der Genauigkeit in Erforschung und Darstellung der Lebensumstände der zu ihren Ressorts gehörenden guten, mittelmäfsigen, und — schlechten Schriftsteller, so wie ihrer Geistes- und Feder-Producte. Alle haben ihren Fleifs nicht etwa blofs den neuern und jetzt lebenden, sondern auch den frühern und längst verstorbenen Autoren ihrer Gegenden gewidmet. Alle zogen auch die Künstler mit in ihren Plan. Alle gaben auch überall, manchmal gar mit einer gewissen Uebertreibung, an, wo in frühern Schriften ihrer erwähnt wird, oder wo umständlichere Nachrichten von ihnen anzutreffen sind. Jene Producte selbst werden so, wie es sich gebührt, nach strenger chronologischer Ordnung, mit ihren verschiedenen Auflagen und Uebersetzungen, aufgeführt; die in Kupfer gestochenen Bildnisse der Autoren angezeigt u. dgl. mehr, Was von einem jeden besonders zu wissen seyn mag, soll nun in möglichster Kürze gezeigt werden.

Der *erste*, Hr. *Otto*, beschäftigt sich mit Schriftstellern und Künstlern aller Art, die in der Oberlausitz nicht allein geboren, sondern auch nur erzogen worden sind; daher man z. B. auch den 1697. verstorbenen Leipziger Professor der Theologie, *Valentin Alberti*, bey ihm findet, ob er gleich von Geburt ein Schlesier war; ferner mit solchen, die im Auslande ihre Versorgung gefunden haben und dort gestorben sind; dann auch mit Ausländern, denen dies in der Oberlausitz wiederfahren ist; selbst sogar mit solchen dieser letztern, die sich nur einige Jahre dort aufgehalten und geschrieben haben. Bey denen, die nur ganz kurze Zeit daselbst lebten, schränkt er sich auf die während ihres dortigen Aufenthaltes herausgegebenen Schriften ein. Bey sehr wenigen machte er hievon eine Ausnahme, aus Ursachen, die er bey jedem angiebt. Die hieraus entstandenen Klassen der Schriftsteller sind durch Sternchen und Kreutzchen von einander unterschieden. Bey vielen Schriften verweiset der Vf. auf Recensionen; welches die beiden folgenden Literatoren unterlassen. Seine Quellen führt Hr. *O.* fleifsig an; wo dies nicht geschieht, beruhen die Nachrichten auf handschriftlichen Beyträgen der von ihm in der Vorrede zum *ersten* Band genannten Literaturfreunde und seinen eigenen Sammlungen, die er gleich nach seinen Universitäts-Jahren anlegte. Das eben daselbst gethane Versprechen, in der letzten Abtheilung des Werks sowohl eine topographische und wissenschaftliche Uebersicht aller im Lexicon aufgeführten Schriftsteller und Künstler, als auch ein Verzeichnifs der sehenswürdigen Bibliotheken, Kunstsammlungen, Münz- und Naturalienkabinete in der Oberlausitz zu liefern, konnt' er nicht erfüllen, hofft aber dies nach zehn Jahren in einem Bande mit Nachträgen, dergleichen er schon in der *zweyten* Abtheilung des *ersten* Bandes und in derjenigen des letzten mittheilt, zu leisten. Wir wünschen, dafs dies noch eher geschehen könne, und dafs der unermüdliche Vf. seine Sorgfalt auch über die *Niederlausitzischen* Schriftsteller und Künstler verbreiten möchte; es versteht sich, wenn man ihm durch häufigern Ankauf des vorliegenden Werks Lust und Muth dazu machen wird. Noch wünschen wir, dafs es ihm alsdann gefallen möchte, gewisse kleinliche, nach Leichtgläubigkeit und Frömmeley schmeckende, Erzählungen von seinem Plane zu entfernen.

Der Vf. des *zweyten* Literaturwerks, Hr. Prof. *Fikenscher*, zu Bayreuth, hatte schon im J. 1797. unter dem Verlagsort *Augsburg*, die *erste* Abtheilung des *ersten* Bandes desselben herausgegeben: weil sie aber, bey der weiten Entfernung von jener Stadt, von vielen Fehlern und Unvollkommenheiten entstellt ward, hauptsächlich aber, weil der Verleger im Verfall gerieth, und von der *zweyten* Abtheilung erst fünf Bogen abgedruckt waren: so beschlofs er, das Gedruckte umzuarbeiten und das ganze Werk, wie es jetzt vor uns liegt, auf einem andern Weg ins Publikum zu bringen. Wir unsres Orts danken ihm für seinen ausharrenden Fleifs, und wünschen ihm Glück zur Vollendung des Ganzen. Er hat sich dabey etwas engere Gränzen, als Hr. *Otto*, gesteckt, indem er nämlich nur solche Schriftsteller behandelte, welche von jeher in dem Fürstenthum Bayreuth, das heifst, in einem der Orte *geboren* wurden, die im J. 1801., wo der Anfang des Werks erschien, zu diesem Lande gehörten. Folglich konnt' er, wenn nicht Ungleichartigkeit entstehen sollte, keine Rückficht auf die neuern Veränderungen oder Vertauschungen mancher Ortschaften zwischen Preufsen und Bayern nehmen. Man darf also Schriftsteller, die zwar lange oder den gröfsten Theil ihres Lebens im Bayreuthischen zubrachten, aber im Auslande geboren wurden, hier nicht suchen. Da dies hauptsächlich der Fall mit den allermeisten Lehrern auf der Universität zu Erlangen ist: so bemerken wir dies mit gutem Vorbedacht. Ihnen ist die vor kurzem von Hn. *F.* herausgegebene gelehrte Geschichte dieser Universität gewidmet. Die Vollständigkeit der Schriftenverzeichnisse suchte er auf den höchsten Grad zu treiben; wobey ihm seine eigene, auf mehr als 14000 Stücke sich belaufende Sammlung vaterländischer Producte, die wohl die einzige in ihrer Art seyn mag, die nützlichsten Dienste leistete. Durch die dadurch bewirkte Autopsie ward er in den Stand gesetzt, die verschiedenen und besonders die irrigen Angaben und Nachrichten anderer in den unter dem Texte stehenden Noten zu berichtigen. In Ansehung mancher noch lebender Autoren gieng es ihm

im, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt. Er fand sie ur Mittheilung ihrer Biographieen und Schriftenregi- er entweder zu träge, oder zu unwillfährig, oder u eigensinnig. Um nicht noch weitläufiger zu wer- en, traf er vom *fünften* Band an verschiedene Aende- ungen, die aber der Arbeit selbst nicht nachtheilig wurden. — Wenn auch nicht fast jede Seite des Werks die musterhafte Sorgsamkeit des Vfs. in Rück- cht auf Vollständigkeit und Genauigkeit bewiese: so würden sie die den ganzen *elften* Band füllenden, un- er drey Rubriken gebrachten Nachträge, Zusätze nd Verbesserungen beurkunden. Diejenigen, wel- he jetzt lebende Schriftsteller betreffen, erstrecken ch bis ins J. 1805. hinein. Noch nutzbarer wird iese Arbeit durch die, den *zwölften* und letzten Band innehmenden sieben Register. Das erste ist ein sum- narisches Verzeichniss der in dem gelehrten Fürsten- hum Bayreuth verzeichneten Schriftsteller, deren Zahl sich auf 1170 beläuft, worunter 220 damals noch ebende sich befinden. Das zweyte ist ein topographi- ches Register in Bezug auf die Geburt der Schriftstel- er. Das dritte, ein ähnliches in Bezug auf ihre letz- en oder gegenwärtigen Aufenthaltsörter. Das vierte, in chronologisches Register nach den Geburtsjahren erselben. Das fünfte, eine Classification derselben ach den Wissenschaften. Das sechste ist ein Ver- eichniss der Schriften, die der Vf. bey der Aus- rbeitung seines Werks) zu Rathe zog. Das siebente, in allgemeines alphabetisches Register über alle in em Werke beschriebenen Schriftsteller.

Das *dritte*, noch unvollendete Werk, enthält äus- erst reichhaltige Supplemente zu dem Nürnbergi- chen gelehrten Lexikon, das der im J. 1798. verstor- bene Altdorfische Professor *Will* von 1755 bis 1788. in *vier* Theilen herausgegeben hat. Der bis an sein Ende unermüdlich thätige Vf. wollte selbst einen *fünf- ten* Theil liefern. Es waren auch bereits im J. 1783. die für die Buchstaben *A.* und *B.* bestimmten Bogen bgedruckt: aber, aus Mangel an hinreichender Un- erstützung, hatte es dabey sein Bewenden. Hr. Pfar- er *Nopitsch*, mit allen zur Fortsetzung erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüstet und von mehrern Gelehrten lazu ermuntert, fasste den Muth, in *Will's* Fuss- apfen zu treten, freylich wohl auch auf eigene Kosten, a kein Buchhändler die seinigen daran wagen wollte. Er liess jene Bogen umdrucken, weil sich seit 1783. nehrere Veränderungen mit den darauf beschriebenen Autoren zugetragen hatten und weil ganz neue Arti- el einzuschalten waren; und so brachte er es denn, isher zu seinem Schaden, bis zu Ende des Buchsta- en *M.* Rec. kann die, allen Schätzern der Literatur- eschichte gewiss erfreuliche Nachricht geben, dass er *dritte* und letzte Theil noch in diesem Jahr er- heinen wird. Möchte man aber dann auch nur den raven Mann, der an Fleiss und Genauigkeit seinen ben gerühmten Vormännern nichts nachgiebt, durch ärkern Ankauf des Werks, das in Rücksicht auf iteratur und Kunst tausenderley brauchbare, zum heil vorher unbekannte, Notizen enthält, patrioti- her, als bisher, unterstützen! Dankbar rühmt Hr. *N.* den Beystand des, ohnehin schon wegen seiner litera- rischen Dienstfertigkeit rühmlich bekannten Hn. D. und Prof. *Siebenkees* zu Altdorf.

Bey dem eisernen Sammlerfleiss, der in den bis- her beschriebenen drey Literaturwerken herrscht, bleibt Rec. nur sehr wenig zu bemerken oder nachzu- tragen übrig, und dieses Wenige ist gröstentheils so unbedeutend, dass er Bedenken trägt, die Leser die- ser Blätter damit zu behelligen. Ueber Stil und Ein- kleidung liess sich eines und das andere erinnern, wenn man streng urtheilen wollte: allein, bey Bü- chern solchen Schlags, worin es mehr auf die Sachen, als auf die Worte ankommt, pflegt man es hiermit so genau eben nicht zu nehmen.

Der Vf. von Nr. 4., schon als gewandter histori- scher Schriftsteller vortheilhaft bekannt, übertrifft in Ansehung des letztern von uns erwähnten Umstandes jene drey Vormänner. Seine Schrift ist indessen mehr Vorschmack oder Ankündigung dessen, was er erst in Zukunft liefern will, nämlich eines Naumburg- Zeitzischen Schriftsteller- und Künstler- Lexikons. Was er darüber voraus verspricht, und die am Ende beygefügten Probeartikel, berechtigen zu nicht ge- meinen Erwartungen. Man glaube ja nicht etwan, als wenn jene Länder des oberlächsischen Kreises arm an Schriftstellern und Künstlern wären! Hr. *M.* giebt erst ein alphabetisches Verzeichniss der in der Stadt Zeitz gebornen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, die ausserhalb Zeitz ihren Wirkungskreis fanden, und deren sind 187, wovon 57 in dem Lexikon aufge- führt werden sollen; und dann ein ähnliches der in der Stadt Naumburg gebornen, in seinen Plan gehö- rigen Männer, deren 279, und darunter 98, die sich zu dem Lexikon qualificiren. Die Menge derer, die er bearbeitet hat und vorführen will, ist, nach dem Verhältniss des Landes, sehr gross, da das *B.* allein über 70 und das *S.* an 100 Rubriken darstellen wird. *Jöcher* zählte unter dem *A.* nur fünf Naumburg- Zeitzische Schriftsteller; *Adelung* that ihrer noch drey hinzu; in dem *Möllerischen* Lexikon aber wird die Zahl auf 21 steigen. Auch in diesem Lande hat die Zahl der Schriftsteller in der neuern Zeit zum Er- staunen zugenommen. In *Waiz'ens* gelehrtem Sachsen, das im J. 1780. erschien, waren ihrer nur vierzehn: jetzt — beynahe hundert! Unter den verstorbenen sind sehr ehrwürdige Namen, z. B. *Chph. Cellarius*, *Georg Grävius*, *Veit Lud. v. Seckendorf*, *J. Seb. Mit- ternacht*. Wird Hr. *M.* gehörig durch Subscriptionen unterstützt: so wird das Buch, das nicht über 1 Rthlr. 16 gr. kosten soll, noch in diesem Jahre erscheinen.

Berlin, b. Frölich: *Bruchstücke aus Neander's Leben; von Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke*, gebornen Reichsgräfin *von Medem*. Her- ausgegeben von *C. A. Tiedge*. 1804. VI u. 146 S. 8. (12 gr.)

Die edle Vfn. stiftet durch diese interessante Lebens- beschreibung und Charakteristik einem sehr würdigen Geistlichen ein schönes Denkmal, einem Manne, des-

deſſen Leitung ſie die hohe Stufe ihrer ſittlichen Bildung mit verdankte, und den ſie als Freund innig verehrte. Sie ſchrieb dieſe Blätter, wie der Herausg. bemerkt, unter anhaltenden körperlichen Leiden; und es ſchien, als ob ihr ſchönes reines Gemüth, welches ſich in dieſer Darſtellung überall zurückſpiegelt, an dem würdigen Charakter, den ſie nachzeichnete, ſich aufrecht erhielt. „Gewiſs, ſetzt er, und Rec. mit ihm, hinzu, wird dieſs kleine Buch Seelen finden, die gern ſtill und ſinnend bey einem Denkſteine verweilen, welchen die zarteſte Humanität aufgerichtet hat. *Neander's* Leben iſt ſo arm an Begebenheiten, als es reich an prunkloſer Tugend iſt. Zu Eckau in Kurland wurde er den 26. December 1724. geboren, und genoſs, nach dem frühen Verluſte ſeines Vaters, der ſorgfältigen Erziehung ſeiner geiſtvollen Mutter, deren frommes Beyſpiel ihm ſein ganzes Leben hindurch ehrwürdig und gegenwärtig blieb. Eine hierdurch veranlaſste Bemerkung der Vfn., ſo wahr als ſchön geſagt, verdient hier eine Stelle: „Ermunternd, ſagt ſie, muſs jedem Weibe der Gedanke ſeyn, daſs beynahe alle durch Verdienſte ausgezeichnete Menſchen die feinere Bildung ihres Gemüths, die edlern Gefühle ihres Herzens, ihren tugendhaften Müttern verdanken. Möchte mein Geſchlecht ſeine ehrenvolle und groſse Beſtimmung der Mutterwürde gehörig achten, und nie leichtſinnig vernachläſſigen! Möchte jedes Weib über ihre Gefühle und Handlungen ſo wachen, daſs es nie *fürchten* dürfte, von ihren Kindern belauſcht zu werden! Möchten doch alle Mütter öffentlich und in der Stille ſo handeln, daſs ihre Kinder im Andenken an ſie immer eine Schutzgottheit ihrer eignen Tugenden antreffen, wie *Neander* dieſe im Bilde ſeiner Mutter verehrte!" — Von 1740—1743. ſtudirte er zu Halle, bekleidete nach ſeiner Rückkehr zwey Hauslehrerſtellen, und wurde im J. 1750. als Landprediger für das Rittergut Kabillen berufen. Kurz hernach erhielt er auch einen Ruf als Profeſſor nach Halle, den er aber ablehnte, entſchloſſen, ſeine ganze Kraft dem Bedürfniſſe des Landvolks zu widmen, welches in Kurland ſeine moraliſche Bildung bloſs durch die Prediger erhält. Mit ſeiner lettiſchen, ſeiner deutſchen, und ſeiner adligen Gemeine lebte er auf dem vertraulichen Fuſse eines wahren Volkslehrers, als Freund, als Geſellſchafter und anſpruchloſer Rathgeber. Eine im J. 1753. von ihm verfertigte Epiſtel an ſeinen einzigen Bruder wird hier mitgetheilt, weil ſich darin ſein heitrer Geiſt und ſeine frohe Laune verräth. Seine Gattin, die er ein halbes Jahrhundert hindurch zärtlich liebte, überhob ihn der häuslichen und landwirthſchaftlichen Sorgen, um die und deren Gegenſtände er völlig unbekümmert war. Die Parallele, welche die Vfn. zwiſchen der Lage, Belohnung und Achtung der Landprediger ihres Vaterlandes und derer in Deutſchland macht, fällt ſehr zum Vortheile der erſtern aus. Im J. 1756. übernahm *N.* eine gröſsere und einträglichere Predigerſtelle zu Gränzhof, und auch hier gewann er allgemeine Liebe und Verehrung. Um dieſe Zeit fieng er an, die ſchätzbaren und herzvollen geiſtlichen Lieder zu verfertigen, deren viele in alle neuere Geſangbücher, und einige auch neulich in *Matthiſſon's* lyriſche Anthologie aufgenommen ſind. Ihre Sammlung erſchien zu Riga, 1772 und 1773., in *zwey* Theilen. In Kurland war er, ſchon vor vierzig Jahren, der Erſte, der die Privatbeichte abſtellte, und dafür die allgemeine, aber mit hoher Würde und Rührung, einführte. Er trug keine Lehre vor, die ſeine Vernunft als falſch anerkannte; aber nie erlaubte er ſich, ſchwache Gemüther durch Ideen zu verwirren, die ſie zu faſſen nicht vermochten. Keine einzige Stimme erhob ſich gegen ihn auch nur mit dem leiſeſten Tadel. Seine Liederſammlung wurde in alle die Kirchen aufgenommen, in welchen das neue Mietauiſche Geſangbuch nicht eingeführt war. Im J. 1775. wurde *N.* Probſt der Doblenſchen Diöceſe, und wirkte dort, wie im Conſiſtorium, ſehr wohlthätig. Im J. 1784. ward er als Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semgalen berufen, wollte ſich aber von ſeiner bisherigen Gemeinde nicht trennen, deren Anhänglichkeit an ihn durch dieſe Entſagung noch verſtärkt wurde. Auf Verlangen des letztverſtorbenen Herzogs von Kurland und der dortigen Ritter- und Landſchaft, entwarf er eine neue Kirchenordnung, die zwar abgedruckt, aber bis jetzt noch nicht eingeführt iſt. Von ſeiner Faſſung und edeln Sinnesart führt die Vfn. mehrere Beyſpiele und Aeuſserungen an. Bis an ſein Lebensende nahm er mit jugendlichem Enthuſiasmus an allen Zweigen der Literatur Antheil. Er ſtarb den 21. Jul. 1805. Zuletzt noch ein Verzeichniſs ſeiner gedruckten Schriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Meiſsen*, in Comm. b. Erbſtein: *Ueber den Gang der erſten franzöſiſchen Revolution, bis auf die Reiſe des Pabſtes Stephan nach Frankreich und die Salbung Pipins des Kurzen.* Ohne Jahrzahl (1805.) 4 Bog. kl. 8. (7 gr.) — Wir finden in dieſer Schrift, welche, ſparſamer und auf groſs Octav gedruckt, leicht auf zwey Bogen hätte gebracht werden können, die Geſchichte der erſten oder ſogenannten Mirabeauiſchen Periode des franzöſiſchen Staats, zuſammengedrängt, richtig, mit Einſicht und angenehm dargeſtellt; aber, in welcher Abſicht? Auf dieſe Frage können wir auch nicht die entfernteſte Antwort entdecken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Junius 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in d. Realſchulbuchh.: *Zwey unvorgreifliche Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens, zunächſt in Beziehung auf den Preußiſchen Staat.* 1804. VIII u. 191 S. 8. (18 gr.)

Ein Ungenannter giebt hier ſein, wie er es nennt, *unvorgreifliches*, Gutachten über zwey, beſonders in unſern Tagen verſchiedentlich angeregte, Materien, das proteſtantiſche Kirchenweſen betreffend, und er zeigt ſich durch die Art, wie er es thut, als einen denkenden und freymüthigen, wenn gleich nicht immer ganz unbefangenen, Mann.

Das *erſte* dieſer Gutachten betrifft *die bisherige Trennung der beiden proteſtantiſchen Kirchen;* aber es umfaſst mehr, als dieſe Ueberſchrift vermuthen läſst, indem es ſich hauptſächlich auch mit den Mitteln, ſie *kirchlich zu vereinigen*, beſchäfftigt. Nach der Erklärung des Vfs. auf dem Titel ſoll es ſich zunächſt auf die Kirchen im Preuſsiſchen beziehen; die Vorrede (S. VII.) dehnt jedoch dieſen Zuſatz dahin aus, daſs hier nicht allein von den Verhältniſſen *dieſes* Staates die Rede ſey, ſondern daſs ſich der Vf. nur, weil es nöthig war, mit den Beweiſen der Ausführbarkeit ins Einzelne zu gehen, an ein beſonderes Paradigma halten muſste, wozu ihm natürlich ſein Vaterland am nächſten war. — Um Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen in ihren verſchiedenen *Lehrmeinungen*, in den *Gebräuchen* und der *Verfaſſung* iſt es dem Vf. ganz und gar nicht zu thun; vielmehr *wünſcht* er (S. 3.) *gar ſehr, daſs es hierin beym Alten bleiben möge:* denn kein verſtändiger, von der Uniformitätsſucht nicht angeſteckter Menſch könne *irgend einen Gewinn daraus ahnen*, wenn man eine Eintrachtsformel zu Stande brächte zwiſchen der *formula concordiae* und der Dortrechter Synode. — Rec. bekennt offenherzig, daſs er dieſe Aeuſserung nicht ganz reinen kann mit dem, was im *erſten* Abſchnitte dieſer Abhandlung *von den Nachtheilen, welche aus der bisherigen Trennung beider Kirchen entſtehen*, geſagt worden iſt. Denn ſind beide Kirchen *eins* in Lehrmeinungen und Gebräuchen und in der Verfaſſung: ſo fallen wenigſtens die, von dem Vf. angegebenen, Nachtheile der bisherigen Trennung weg, und daſs ſie wegfallen mögen, iſt ja der Zweck ſeiner Schrift; wie kann er alſo *einmal wünſchen*, daſs es hierin beym Alten bleiben möge, und *doch zugleich* auch ſeine Vorſchläge thun, die (wie es auch iſt) eine völlige Indifferenz gegen den Parteyglauben vorausſetzen. — Die aus der Trennung beider Confeſſionen entſtehenden Nachtheile reducirt unſer Vf. auf folgende *drey:* 1) ſtände ſie der Beförderung *wahrer Religioſität*, 2) der *Moralität* und *Cultur* im Wege; (man muſs über beides das Buch ſelbſt nachleſen, um ſich zu überzeugen, daſs der Vf. neben dem vielen Wahren, was er beygebracht, doch auch manches übertrieben und in ein gar zu nachtheiliges Licht geſtellt hat) 3) *leide das Intereſſe des Staates darunter.* Er meynt nämlich, daſs die, in der Regel nur in geringerer Anzahl vorhandenen, *Reformirten*, durch ihre abgeſonderte Kirchen und Schulen eine nicht unbedeutende Verſchwendung (?) von Staatskräften veranlaſsten, und wer würde ihm nicht, wenn er unbefangen darüber nachdenkt, in der Hauptſache Recht geben; aber wer würde nun auch nicht wünſchen, daſs es — nicht ſo wäre? Bey der hier angebrachten Schilderung der Amts- und Nebengeſchäfte der lutheriſchen und reformirten Prediger iſt er nun aber doch ſehr unbillig in der Art ihrer Würdigung. *Alle* — die lutheriſchen — (ſagt er S. 30., dem er aber S. 158. geradezu *widerſpricht*) *ſind zu ſehr beſchäftigt, als daſs ihnen Zeit und Luſt bliebe, etwas für ihre eigne Vervollkommnung zu thun.* Der reformirte Prediger hingegen *iſt, wenn er ſeine ſonntägliche Predigt und ſeine zwey* (es haben manche *vier* und *ſechs*) *Katechiſationen wöchentlich abgehalten und ſeine Schule beſucht hat, ganz Herr ſeiner Zeit.* Das heiſst: *dieſe Zeit iſt für das gemeine Weſen verloren und — „wird ihm ſelbſt zur Laſt!!"* Wie konnte doch der Vf. ſo abſprechend über einen ganzen Stand urtheilen, von dem er nur ſehr wenige, und unter dieſen wiederum nicht lauter gewiſſenloſe kennen gelernt hat? Er ſagt ja ſelbſt gleich darauf (S. 31.): *er kann freylich ſeine Predigt beſſer ausarbeiten, was er auch wohl thut* (wie denn in der Regel der reform. Prediger zu den beſſeren des Orts gehört), *damit iſt aber wenig gewonnen!* — Nicht? womit denn? möchte man fragen. Es fordern wohl nur wenige Aemter ſo viel eigenes Studium, als das Predigtamt, vorausgeſetzt, was man doch vorausſetzen ſollte, daſs ein gewiſſenhafter Mann es verwaltet. Der Prediger muſs daher auch Muſse haben, um (was mit Recht von ihm verlangt wird) fortſchreiten zu können mit ſeinem Zeitalter, um ſeine Vorträge ſorgfältig auszuarbeiten und ſich und ſeiner Gemeinde vollkommen Genüge zu leiſten. Hoffentlich wird aber unſer Vf., der, ſeinen Aeuſserungen zufolge, ſelbſt Prediger iſt, nicht in dem, *ihm* unverzeihlichen, Wahne ſtehen, als wäre der Religionslehrer nur die *eine* Stunde geſchäftig, welche er öffentlich redet, und als gehöre keine, oder doch nur eine geringe Vorbereitung dazu, um eine Predigt, oder ſeine Katechiſationen — wie er es

es nennt — *abzuhalten*. Ist *er* aber einer von den Glücklichen, die mit grosser Leichtigkeit diese Geschäfte, und zwar *gewissenhaft*, verwalten, nun so ist das doch nicht in der Regel. Die mehresten brauchen mehr Zeit dazu, und diese gönne man ihnen, weil sie nicht — *verloren* ist, wenn sie so angewandt wird. — Das Mittel, welches der Vf. im *zweyten* Abschnitte seines Gutachtens zur kirchlichen Vereinigung beider Confessionen empfiehlt, soll den Unterschied im Lehrbegriff und im Rituale unangetastet lassen, und es ist (S. 48.) wörtlich so ausgedrückt: der Staat erkläre, *daß es überall, weder in bürgerlicher, noch in kirchlicher und religiöser Hinsicht, für eine Veränderung solle gehalten werden, wenn, wer bisher nach dem einen Ritus und bey einer Gemeinde der einen Confession communicirt hat, in Zukunft, es sey nun immer, oder abwechselnd, bey einer Gemeinde der andern Confession und nach dem andern Ritus communicirt.* — Wahrscheinlich hat den Vf. die, in der Brüdergemeinde schon bestehende, ähnliche Einrichtung bey diesem Vorschlage geleitet; aber es möchte doch mehr noch, als solch eine obrigkeitliche Erklärung (wenn sie nicht das *Bürgerliche* nur, sondern das *Kirchliche* und *Religiöse* in sich fasst) dazu erforderlich seyn, um unsere Gemeindeglieder dahin zu bringen, dass sie den Genuss des Abendmahls mit einer andern Gemeinde nicht mehr für einen Uebertritt zur Confession derselben ansehen sollten. Es ist alles wahr und richtig, was der Vf. vom Abendmahl sagt, und dass es die Bestimmung nicht habe und haben könne, *Meinungen zu bezeugen;* aber er wird diess Dafürhalten dem grossen Haufen (von dem ist nur die Rede) um so weniger begreiflich machen, je weniger dieser von andern Unterscheidungen weiss und wissen kann. Am allerwenigsten möchte es gebilligt werden, dass das Verwechseln des einen Ritus mit dem andern auch bey den Predigern Statt finden könne, so dass also kein Consistorium und kein Patron mehr nöthig habe, zu fragen, von welchem Bekenntniss der Candidat sey, und dass es diesem freystehen müsse, auch als Prediger noch, von einer Gemeinde zur andern überzugehen. — Freylich, diese Anwendung seiner Regel *folgt* aus dem vorgeschlagenen Vereinigungsmittel; aber da der Vf. nicht will, dass den Gemeinden auf irgend eine Art ein anderer Confessionsglaube aufgedrungen werden soll, als der ist, zu welchem sie sich immer bekannt haben, an ihren Kirchen aber bald lutherische, bald reformirte Lehrer angestellt werden können: so möchte man daraus fast schliessen, als müssten Prediger und Candidaten sich zu *keiner* Confession, oder vielmehr *zu beiden* Confessionen bekennen, um, wenn die Umstände oder ihr Vortheil es verlangen, allen Alles zu seyn. Wird das aber den Gemeinden anstehen? Werden diese nicht mit Grunde vieles dagegen einwenden? und wenn sie es nicht thäten, bewiese das nicht den Mangel an Confessionsglauben? und wäre es dann nicht eben so leicht, zu erklären, es sollen *nur Protestanten*, nicht Reformirte und Lutheraner, seyn? — Rec. dünkt es immer, als wäre *dieser* Schritt (wenn ja einer geschehen sollte) der sicherere zum Ziele; glaubt aber doch dem würdigen *Plank* (s. Dessen Schrift: *über Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteyen*, Tübingen 1803.) beystimmen zu müssen, wenn er sagt, dass man auch die äussere Vereinigung beider Parteyen nicht allzurasch betreiben, sondern nur darauf denken solle, die Hindernisse derselben wegzuräumen: denn nur allzuleicht ist der, jetzt erloschene, Parteyeifer neu belebt, und es lässt sich von der Wirkung des Zeitgeistes, der die bessere Stimmung herbeygeführt hat, sicher noch mehr für die Zukunft erwarten.

Das *zweyte* Gutachten verbreitet sich „*über die Mittel dem sogenannten Verfall der Religion vorzubeugen.*" Der Vf. untersucht hier vorläufig, was es mit der Klage über den Verfall der Religion, wenn „Geistliche und Weltleute" sie führen, auf sich habe. Seine Schilderung ist kraftvoll und lebendig, und mit Ausnahme einiger, zu allgemein angebrachter, Züge wahr und treffend. Er giebt zu, dass die sichtbare Abnahme der Theilnehmer an den öffentlichen gottesdienstlichen Zusammenkünften auf eine verminderte Anzahl religiöser Menschen schliessen lasse, dass aber diese doch ein sicheres Mittel wären, auch in andern die Entwickelung religiöser Anlagen zu befördern. Er findet nun aber den Grund des Uebels theils *in der innern Einrichtung der öffentlichen Religionsübungen*, theils *in der Beschaffenheit derer, welchen die Verwaltung derselben übertragen ist.* Beiden zu Hülfe zu kommen, hält er für nöthig, und auf beides sind seine Vorschläge gerichtet. — Mit Recht tadelt er unsern *Kirchengesang*, so wie er ist, und obgleich Rec. nicht alles unterschreiben möchte, was der Vf. über Materie und Form unserer neuern religiösen Gesänge, in Vergleichung mit den alten, sagt, so sind doch die Ansprüche, welche er an den geistlichen Dichter macht, sehr gegründet und der vollsten Beherzigung sehr werth. Auch ist es nicht zu läugnen, dass es zu wünschen wäre, den Gesang einen für sich bestehenden Theil der öffentlichen Andachtsübungen ausmachen zu lassen, aber zu hoffen ist es nicht. — Eben so bestimmt, als gegen unsere Kirchengesänge, erklärt er sich gegen die *gemischten Versammlungen* unserer Zuhörer, und er wünscht, dass es überall so wäre, wie in den Brüdergemeinden, wo die verschiedenen Geschlechter und Stände zu verschiedenen Zeiten zusammenkommen. Aber ohne eine, nicht denkbare, vielleicht auch nicht rathsame, zwingende Veranstaltung, möchte auch dieser Vorschlag, selbst auf *dem* Wege nicht, welchen der Vf. empfiehlt, ausführbar seyn. — Dass der Grund, warum das *öffentliche Gebet und der Gebrauch der Sacramente* im Allgemeinen das nicht leisten, was sie zu leisten bestimmt sind, in der Art liege, wie beides verwaltet wird, kann man, auch ohne die Schuld den Verwaltenden aufzubürden, zugeben. Wer hier helfen *könnte*, *will* nicht, und wer gern *wollte*, *kann* nicht immer. Es möchte also wohl nur spät erst — vielleicht *zu spät* — auf das alles Rücksicht genommen werden, was von diesem und mehrern Schriftstellern schon

chon oft laut genug ist gesagt worden. — In *der Beschaffenheit der Religionslehrer* findet der Vf. eine zweyte Ursache, warum unser Gottesdienst in Verfall gerathen ist, und im Grunde möchte der Sitz des Uebels hier noch gewisser zu suchen seyn, als in der Form unserer Andachtsübungen. Dass die Schilderung von der Beschaffenheit der Geistlichen überhaupt, welche hier gegeben wird, übertrieben nachheilig sey, und dass die Mehrzahl der Prediger gewiss nicht in diesem schwarzen Schatten stehe, in welchen unser Vf. sie gestellt hat, möchte denn doch leichter zu beweisen seyn, als das Gegentheil. Doch, das eine oder das andere angenommen, Noth thut es immer, auf die Bildung der Mitglieder dieses Standes eine grösere Aufmerksamkeit zu richten, als man ihnen bis dahin gewidmet hat, und es scheint in dieser Hinsicht sehr zweckmäfsig und ausführbar zu seyn, was in den *homil. kritischen Blättern* (Band XI. S. 361—387.) hierüber gesagt wird. Der Kürze wegen bezieht sich Rec. darauf: denn der Vorschlag unsers Vfs., dass niemand zum Studium der Theologie zugelassen werden solle, der nicht auch einen andern Beruf anzeigt, zu welchem er sich zugleich geschickt machen wolle, und den er dann, wenn er späterhin zur Erkenntniss käme, dass *er* zum Predigtamt, oder (was wohl öfter eintreten möchte), dass *das Predigtamt* für ihn nicht tauge, wählen könnte — ist so beschaffen, dass die Ausführung desselben weder denkbar, noch wünschenswerth seyn möchte. Besser wäre es immer, man gäbe, schon auf Schulen, dem, der Neigung zum Predigtamte hat, die nöthigen Belehrungen über das, was von ihm verlangt und bey ihm vorausgesetzt wird; man bildete dann, wenn er dennoch dabey beharrt, seinen Geist und sein Herz mit steter Hinsicht auf diese Bestimmung aus, und erfände ein Mittel, auch auf der Universität seinen innern Beruf dazu rein zu erhalten, als dass man ihm das gelehrte Studium der Theologie erlassen, und ihm einbilden will, es gehöre *so wenig* zum Prediger, dass er nebenbey noch Medicin oder Cameralia treiben, und doch geschickt genug dazu erfunden werden könne. Der denkende Vf. hat es wohl gefühlt, was dagegen spricht; gefühlt, dass bey der jetzigen Lage des Predigerstandes nur das *residuum* derer, die in dem andern Fache, das sie wählten, nicht ihr Fortkommen absähen, diesem verbleiben würde: aber weil er dies und manches andere nur unbedeutend findet, hat er es zu leicht berücksichtigt und geglaubt, durch das, was er darüber beybringt, *alles* beseitigt zu haben. Rec. scheint das nicht so; aber er ehrt das religiöse Gefühl des Vfs., das sich hier und in mehrern andern Stellen der Abhandlung so deutlich ausspricht; nur wünscht er, dass der an sich richtige Grundsatz, Religion müsse Sache *der Gesinnung* seyn, uns nicht dahin führe, dass wir sie blos zu einer Sache *des Gefühls* machen.

Berlin, b. Frölich: *Le Margrave Charles et la Marquise de Salmour Balbian.* Anecdote historique du dix-septième siècle. Par *Benoit Patono*, ancien Officier Piémontois. 1804. 10 Bog. kl. 8. (12 gr.)

Der auf dem Titel erwähnte Markgraf Karl, eigentlich Karl Philipp, geboren 1672., war das vierte Kind des grosen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das er mit seiner zweyten Gemahlin, Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, erzeugte. Sein Bruder, Kurfürst Friedrich der dritte, nachheriger erster König von Preusen, vertraute ihm den Oberbefehl über die Brandenburgischen Truppen an, die er im J. 1695. dem Herzoge von Savoyen gegen die Franzosen zu Hülfe schickte. In Turin verliebte sich der Prinz in Katharina-Maria de Balbiano (nach andern Balbiani), verwittwete Gräfin von Salmour, und liefs sich in der Venerie bey Turin auf eine tumultuarische Art mit ihr trauen. Aber sehr bald ward diese Verbindung von dem Kurfürsten durch den Herzog von Savoyen getrennt, indem man die Dame in das Kloster zum heil. Kreuz einsperrte, aus dem sie nach einiger Zeit entkam, Savoyen verlies, und fortfuhr, sich Markgräfin von Brandenburg zu nennen; wovon man Brandenburgischer Seits weiter keine Notiz nahm. Der Prinz war noch während ihres Aufenthalts im Kloster zu der Belagerung der Festung Casal abgegangen, nach welcher er noch in demselben Jahr am $\frac{1}{13}$ Julius mit Tod abging. Genauere Umstände von dieser Begebenheit lieferte, unsers Wissens, zuerst Hr. Kanzler *le Bret* in seinem Magazin Th. 7. S. 520—531., und zwar, wie es in der Vorrede heifst, *aus einer savoyischen Nachricht*, die man als sehr echt gerühmt habe. Vier Jahre hernach liefs der verstorbene Hofrath *Schmidt*, genannt *Phiseldeck*, das italiänische Original abdrucken in seinen historischen Miscellaneen Th. 2. S. 209—216. Die in jenem Magazin befindliche Nachricht ist in Nebenumständen etwas ausführlicher. Das Original hat indessen doch in andern Betracht einen höhern Werth, welcher noch dadurch verstärkt wird, dass der Herausg. drey von der Italiänerin französisch geschriebene Briefe an den Kurfürsten, an die Kurfürstin und an den Oberpräsidenten von Danckelmann zugleich mit vorlegt. Sie sind ohne Datum, scheinen aber bald nach der Verweisung in das Kloster und noch beym Leben des Prinzen geschrieben zu seyn. Ob nun der zu Berlin privatisirende Hr. *Patono*, von dem das gel. Deutschland noch ein Paar Schriften angiebt, diese Quellen benutzt habe, giebt er nicht zu erkennen: wohl aber spricht er in der Vorrede und S. 139. von *gedruckten* (?) Briefen der Marquise an den Markgrafen, die ihn auf den Entschluss geführt hätten, diese *historische Anekdote*, oder vielmehr diesen *Halbroman*, zu schreiben. In der Vorrede (S. III.) sagt er selbst, er habe dem historischen Stoffe Dichtungen oder *quelques episodes et un denouement romanesque* beygefügt. Die romanhafte Entwickelung besteht darin, dass er seinen Helden bey einem Sturm auf die Festung Casal durch eine feindliche Kugel sterben läfst. Er verfährt hierin doch — wie sollen wir sagen? — ehrlicher oder aufrichtiger, als unsere deut-

deutſchen Halbromaniſten, indem er in einer Note zu S. 128. ſeine Erdichtung geſteht; zugleich auch beſcheidener, weil er ſich einen *Romancier très-indigne* nennt.

Die von Hn. *P.* ſogenannten *Epiſoden* möchten wir lieber, wenigſtens zum Theil, *Auswüchſe* nennen. Der ganze Eingang zu der Schrift iſt ein ſolcher, ein weitſchweifiges Ding, das ſich mit weit weniger Worten intereſſanter hätte darſtellen laſſen. Erſt S. 10. erſcheint ſein Held. Ein ſolcher Auswuchs iſt auch die S. 2 f. vorkommende Note, die aber eine richtige und vielleicht hier zum erſtenmal gemachte Bemerkung enthält, daſs nämlich faſt alle vorzügliche Generale des Hauſes Oeſtreich Italiäner waren, die der Vf. alle nach einander nennt, und wodurch Rec. überraſcht wurde. Am Ende ſetzt er noch hinzu: *Et ce modeſte et bienfaiſant Héros, qui eſt la gloire, le ſoutien, et l'eſperance de ſa maiſon, l'Archiduc Charles en un mot, où eſt-il né? à Florence qui doit s'en enorgueillir.* Sein Patriotismus läſst ihn noch Folgendes beyfügen: *Ce ne ſont pas les grands hommes qui ont manqué à l'Italie morcelée, mais ce ſont la concorde et un patriotisme eclairé, unanime, et toujours dirigé vers le même bout.* — Einer der ſtärkſten Auswüchſe findet ſich S. 33—55., wo der Vf. das Kamaldulenſerkloſter bey Turin, wohin er den Markgrafen Karl ſich verirren läſst, ausführlich beſchreibt; was man übrigens mit Vergnügen lieſt, wie denn Hr. *P.* in der That eine gute Erzählungsgabe beſitzt. — Auffallend iſt es, wenn S. 120 bis 122. alle bey der Belagerung der Feſtung Caſal gebliebene Savoyiſche und Piemonteſiſche Officiere genannt werden; doch bittet der Vf. in der Anmerkung deshalb um Verzeihung, und meynt, die Leſer, die ſo etwas nicht intereſſire, könnten es ja überſchlagen. Derſelbe Fall möcht' es wohl auch bey manchem ſeyn in Betreff der Beerdigung des Markgrafen, die mit einer Menge geringfügiger Umſtände verbrämt und überdieſs ganz erdichtet iſt, da man aus der Geſchichte weiſs, daſs der Leichnam nach Potsdam gebracht, und dort beygeſetzt worden iſt. — Seine Heldin läſst er, auch geſchichtswidrig, neun Monate nach ihrem Geliebten im Kloſter ſterben.

SCHÖNE KÜNSTE.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Idonie, oder das Käſtchen mit der Chiffer.* Eine Geſchichte aus den Papieren eines Freimaurers. *Zwey* Thle. 1804. 36 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Idonie iſt die Frucht einer ehelichen Verbindung, die zwiſchen einem jungen Grafen und einer Prinzeſſin auf ihrer Flucht, gegen den Willen der Aeltern der letztern, geſchloſſen worden. Das Kind wird, um es den Verfolgungen ſeiner mütterlichen Verwandten zu entziehen, in einer Schachtel an der Thüre eines Landpfarrers ausgeſetzt, der es aufnimmt, gut erzieht, und das dem Kinde beygelegte, mit einem Chiffre bezeichnete Kästchen, welches die Beweiſe ſeiner Abkunft enthält, aufbewahrt. Die Begebenheiten dieſer Idonie ſind es, die in dieſem Roman eben ſo abenteuerlich romantiſch, und in einer eben ſo geſchmackwidrigen Manier erzählt werden, als die Geſchichte der moldauiſchen Prinzeſſin im Syrius oder Bohemann (ſ. A. L. Z. 1805. Nr. 228.), deſſen Vf. wahrſcheinlich auch der Urheber dieſer Idonie iſt. Auch hier treibt ein zweyter Bohemann, ein Geiſter citirender Freymaurer, Willmanns, ehemaliger Hofmeiſter von Idoniens Vater, ſein Weſen, und an Geſpenſterſcenen, Entführungen, Ueberfällen, Dolchſtichen, Mordbrennern, Banditen iſt kein Mangel. Die eigentliche Geſchichte der Heldin dieſes Romans hätte ſich auf wenige Bogen bringen laſſen; den gröſsten Theil deſſelben nehmen Epiſoden ein, die entweder in gar keinem, oder nur ſehr entferntem Zuſammenhange mit jener ſtehen. Dahin gehört die Liebesgeſchichte des Vfs. ſelbſt, und ſeiner Caroline Zangemeiſter, der auch dieſes Buch dedicirt iſt, und die er bey Ingersleben, einem Gothaiſchen Dorfe kennen lernte; die Begebenheiten einer italiäniſchen Gräfin, Iſidore, welche wieder die Abenteuer ihrer Freundin u. Landsmännin, Gräfin Amalie, die ſich in eines Amtmanns Sohn verliebt, dem ſie zur Stelle eines Amts-Adjunct verhilft, mittheilt, und die von Wort zu Wort aus einer andern Schrift entlehnten Nachrichten von der Freymaurerey, beſonders aus der Schröpferſchen Periode, mit welchen Willmanns Iſidoren und Idonien, die er ſogar in den Orden aufnimmt, und in allem Ernſte Geiſter ſehen läſst, unterhält. Das Ganze iſt ein Gewebe einer ungezügelten Einbildungskraft, und eines noch ungebildeten Geſchmacks. Ihre Geſchichte erzählt die italiäniſche Gräfin Amalie, von der man jedoch nicht erfährt, ob ſie je zuvor den deutſchen Boden betreten hatte, ſo, als ob ſie mitten unter uns vorgefallen wäre; ſie ſingt ſogar mit ihrem Geliebten Lothario deutſche Arien. Phraſen wie folgende, die in groſser Menge vorkommen, ſollen wohl anzeigen, daſs dieſer Roman in *Jean Pauls* Manier, oder im Geiſte des Vfs. des *goldnen Kalbes* geſchrieben ſey: „Ein lieblicher Traum hing über meinem Leben, wie ein Vorhang Raphaels, hinter dem ſich mir die Gottheit verbarg, und der nicht all' ihre Glorie bedecken konnte. Neben dieſem ſchoſſen Strahlen in meiner Seele hervor, vor denen ich knien mochte, gleich einem anbetenden Engel." — „Ich blicke rings umher, und ſehe immer nur dich in tauſendwinklichen Spiegelkaſten meines Exiſtenzcubus." — „Die Menſchen ſehen den höhnend an, der ſeine Empfindungen laut werden läſst, und die Staub- und Dämpfdecke auf dem Flügelfortepiano ſeines Herzens ein wenig zu lüften wagt." Wer ſich von des Vfs. Gefühl des Schicklichen und Anſtändigen einen Begriff machen will, muſs die Erzählung der Gräfin Iſidore von einem nächtlichen Beſuche, den ſie im Bette von einer Erſcheinung, einer weiſsen Geſtalt, erhielt, ſelbſt leſen; wir ſcheuen uns, ſie hier zu wiederholen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Junius 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Der Freund des grauen Mannes.* Auch eine Volksschrift. *Erstes* bis *zwölftes* und letztes Stück. 1800—1805. 1138 S. 8. (3 Rthlr.)

Der *graue Mann* des Hn. Hofr. *Jung* ist allerdings, wie in der A. L. Z. 1805. Nr. 181—83. gezeigt ward, eine Schrift, die Aufmerksamkeit verdient. Aber," dachte Rec., als ihm auch dieser Freund es grauen Mannes zugeschickt ward, „könnte man nicht selbst des Guten zu viel bekommen, und wäre es nicht für einmal an dem grauen Manne genug?" Indessen mufste nun auch diese Schrift gelesen seyn, und Rec. eilt, nach vollendeter Lesung derselben Bericht davon abzustatten. So wie er schon früher glaubwürdig gehört hatte, ist Hr. Professor *Rulemann Eylert*, Pastor emeritus zu Hamm in der Grafschaft Mark, Vf. dieses Buchs, und die eigne Bekanntschaft mit den sämmtlichen zwölf Stücken derselben hat ihm nicht nur diese Nachricht bestätigt, sondern ihn auch überzeugt, dafs dies ohne Indiscretion hier gesagt werden darf; auch setzt die Kenntnifs des Umstandes, dafs ein aus seinen Amtsgeschäften ausgetretener *Greis* die Mufse, deren er am Abende seines Lebens geniefst, zu dieser Arbeit anwendet, den Leser dieser Zeitung schon vorläufig in den Stand, sich eine etwas bestimmtere Vorstellung von dem vermuthlichen Gehalte des Werks zu machen, und stimmt ihn zum voraus zu einer gewissen Nachsicht und Milde des Urtheils, wenn der Vf. deren bedürfen sollte, ist ihm also eher vortheilhaft als nachtheilig. Doch zur Sache. Auf dem Umschlage des *ersten* Stücks wird gesagt, „der graue Mann habe viele gute Freunde, einer derselben wolle ihn begleiten, und wünsche unter seiner Empfehlung auch gut aufgenommen zu werden; zudringlich wolle er nicht seyn; nur wenn er erfahre, dafs er nicht ganz unangenehm komme, wolle er sich jährlich vier oder sechsmal einfinden." Diese bescheidene Ankündigung gefällt. In dem Buche selbst hat der herzliche und fromme Ton der Zueignungen der einzelnen Stücke an gewisse genannte und ungenannte Personen dem Rec. ebenfalls wohlgefallen; auch glaubt er gerne, dafs der Vf. es mit dem Christenthum redlich meyne, und dafs es ihm bey niemanden so wohl sey, als bey Menschen, von denen er glauben kann, die Sache Jesu liege ihnen eben so sehr als ihm im Herzen. Allein darum kann er doch diesem Werke so wenig als dem grauen Manne selbst Geschmack abgewinnen, und folgende kurze Angabe einiger Proben von dem darin Gefundenen wird manchen Leser überzeugen, dafs ihm dies nicht so sehr zu verdenken, oder gar als Zeichen einer übeln Gesinnung gegen den christlichen Glauben auszulegen sey. Schon das, dafs unser Vf. mit *Ernst Uriel von Oftenheim*, dem grauen Manne, dessen Denkart in diesen Blättern hinlänglich beleuchtet ist, so ganz sympathisirt, alles heilig und gerecht findet, was dieser Mann sagt und thut, ist ein sehr übler Umstand, und wird ihm das Zutrauen vieler entziehen, die sonst seine Frömmigkeit lieben und schätzen würden. Auch hält Rec. dafür, dafs noch ganz andre Dinge in dem *Freunde des grauen Mannes* zurückzunehmen und abzubitten wären, als dafs er S. 63. (vgl. mit S. 192.) gesagt hatte, „*die meisten Frauenzimmer in Schwaben hätten Kröpfe.*" Warum drückt er sich an manchen Orten so *hart* über andre aus? Oder so *übertrieben*, wie, wenn er S. 580. sagt, dafs man auf christlichen Kanzeln von Jesu *fast gar nichts mehr höre.* Warum vergilt er sogleich Böses mit Bösem, wenn etwa einer sich in unartigem Tone über den *grauen Ueberrock* aufhält, den er, eben so wie es einst unter jungen Leuten Mode war, gelbe Weste und Hosen zu tragen, weil Werther solche trug, dem Hn. *Baron von Oftenheim* nachträgt? Es sind nach S. 4. „belletristische *Gassenbuben*, die wegen dieses Ueberrocks mit Koth nach ihm werfen. Die Gegner *Lavaters* werden S. 85. 86. ebenfalls „*Buben*," ja „*satanische Menschen*" genannt, wobey Rec. noch bemerken mufs, dafs der Vf. sich sehr irrt, wenn er glaubt, *L.* habe auf das gegen ihn Geschriebene gar nicht geachtet, und sich wohl gehütet, etwas darauf zu antworten; er hat im Gegentheil seinen Gegnern bey jeder Gelegenheit einen Becher voll *Zornwein* eingeschenkt und ihnen davon reichlich zu schmecken gegeben. Inzwischen wenn man auch hiervon wegsehen wollte, weil man im Eifer manchmal ein Wort zu viel sagt, womit man es nicht so genau nehmen darf: so erhebt sich doch in anderer Rücksicht der Ton und Geist dieser Schrift eben so wenig beträchtlich über den grauen Mann, dessen Begleiterinn sie ist. Hr. *E.* bindet genau so wie Hr. *J.* bey jeder Gelegenheit mit freyerdenkenden Theologen an, die, wie sich am Rande versteht, in allen Stücken gegen ihn den Kürzern ziehn müssen; er disputirt wie Hr. *J.* nur gar zu gerne mit philosophischen Moralisten, welche das natürliche Verderben des Menschen bey ihren Moralsystemen zu wenig in Anschlag bringen, und ob er ihnen gleich mitunter schöne Complimente macht, und ihnen gewöhnlich anfangs gewissermafsen Recht giebt, so bekommen sie am Ende doch immer Unrecht.

recht. Indeſſen muſs man bekennen, daſs Hr. *E.* als Theologe, mithin als Mann vom Fache, weniger Blöſsen als Hr. *J.* giebt, der nur ein Dilettante im Fache der Theologie iſt; dagegen iſt ſein *Freund des grauen Mannes* nicht ſo unterhaltend zu leſen, wie der graue Mann ſelbſt, und Hr. *E.* muſs den rechten Ton für das Publicum, das ſolche Bücher lieſt, nicht recht getroffen haben: denn während Hn. *J's grauer Mann* ſich noch immer eines *groſsen Publicums* erfreut, muſs Hr. *E.*, deſſen Arbeit ſich gewiſs neben der des Hn. *J.* gar wohl ſehen laſſen darf, S. 1061. 62. klagen, „daſs die Anzahl ſeiner geliebten Leſer und Freunde dergeſtalt abgenommen habe, daſs er *aufhören* müſſe, ob er gleich noch manches auf dem Herzen hätte;" und er verhehlt es nicht, daſs es ihm wehe thue, „daſs das *Volk des Herrn* nicht feſter zuſammenhält, manchen chriſtlichen Schriftſteller *iſolirt* wirken läſst, und ſein *Freund des grauen Mannes* ſogar von *vielen chriſtlichen Freunden* dem Verleger aufgekündigt worden iſt." Auch ſieht Rec. aus dem *ſechsten* Stücke, daſs ſchon vor Erſcheinung deſſelben verſchiedene Freunde des Vfs. dafür hielten, ſein Buch befriedigte den eigentlichen *Gelehrten* nicht, und das *Volk* verſtünde es nicht; ein andrer Freund des Hn. *E.* glaubte aber, die Schrift wäre auf *Gebildete*, die ſich für aufgeklärt hielten, berechnet, und für dieſe, durch Lectüre ohne Tiefe und Gründlichkeit halbverdorbenen Leſer wäre ſie recht nützlich, *was Hn. E. aus der Seele geſchrieben war*, dem Rec. aber gar nicht einleuchten will, indem dieſe Klaſſe des Publicums gewiſs nicht nach dem *Freunde des grauen Mannes* greifen wird, um ihrer Einbildung auf ſeichtes Wiſſen, und ihrer ohne eignes Denken zufällig aufgegriffenen, nur halbwahren Ideen los zu werden. Im Gegentheil fürchtet Rec., daſs dieſer Theil der Leſewelt durch vorliegende Schrift in ihrer Denkart nur noch befeſtigt werden würde; und ihre *Verſtockung* wünſcht doch der menſchenfreundliche Vf. nicht. Was würde ſie z. B. zu der *methodiſtiſchen Bekehrungsgeſchichte* ſagen, die in dem *vierten* und *fünften* Stücke dem Rev. *John Newton* zu London nacherzählt worden iſt? Ach *ihre* Belehrung würde dadurch, wie zu befürchten ſteht, nur noch weiter hinausgerückt werden. Und was würde ſie ſagen, wenn ſie S. 377. läſe, daſs Judas, der Verräther Jeſu, in einem Gedichte eines „*beliebten* Dichters der Vorzeit" ſagt: *Ich Hund hab' meinen Gott verrathen?* Was ſagen, wenn ſie S. 832. auf ein geiſtliches Lied ſtieſse, in welchem der unbekannte Vf. dem Erlöſer ſagt, Er möge ſich ſelbſt die Mühe nehmen, ihn zu beſſern? (*Mein Herz.* heiſst es, *taugt nichts von Anbeginn, ich kanns nicht beſſer machen; mach du dir ſelber was daraus!*) Doch es iſt überflüſſig, ein Mehreres aus dieſer periodiſchen Schrift auszuheben, da ſie nun *aufgehört* hat, und ſelbſt viele Freunde des Hn. *E.* (offenbare Laodiceer?) müde geworden ſind, ſie länger zu halten. Eine *Parentation* zum Andenken der Verblichenen zu halten, haben wir keinen Auftrag bekommen, ob wir gleich nicht bergen können, daſs es ein ungerechtes Urtheil wäre, wenn man daraus, daſs ſie in ihre Ruhe eingegangen iſt, der *graue Mann* hingegen und ähnliche periodiſche Schriften immer noch ein guter Verlagsartikel ſind, ſchlöſſe, daſs ſie weniger Werth als ihre glücklichern Geſchwiſter hätte: denn dieſen möchte man vielmehr bey dem Ende ihrer verewigten Schweſter zurufen: „*Seyd nicht ſtolz, ſondern fürchtet Euch!*" Auch darf Rec., um der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu laſſen, nicht verſchweigen, daſs Hr. *E.* über *das Heidniſche in dem katholiſchen Cultus* (S. 834 ff.) eine recht gute Abhandlung geliefert hat, womit er ſich aber freylich bey dem *Volke des Herrn* in der *katholiſchen* Kirche nicht gerade empfohlen haben wird, indem ſelbſt wohldenkende Katholiken, ob ſie gleich die Miſsbräuche ihrer Kirche genau kennen, es doch nicht gut vertragen können, wenn dieſelbe von *Proteſtanten* zum Sitze des Heidenthums gemacht wird. Ferner hat Rec. in dem, was über *Petri Verläugnung Jeſu und Judä Verrath* vorkommt, einzelne gute praktiſche Bemerkungen angetroffen; weniger ſind dem Vf. *poetiſche* Bearbeitungen bibliſcher Geſchichten gelungen; ſein durch mehrere Stücke durchgeführter *Nathanael* hat vielleicht ſeiner Schrift mit den Tod zugezogen; ſchon das Sylbenmaſs iſt unglücklich gewählt; wer kann es lange aushalten, in einem Gedichte zu leſen, das von Anfang bis zu Ende folgendes Sylbenmaſs hat:

⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
„In dieſer traurigen Lage
Fand ſich Nathanaels Geiſt nicht;
Doch war ſein Inneres jetzo
So ſtark vom Grame durchdrungen" u. ſ. f.

Der *äſthetiſche* Geſchmack ſcheint überhaupt in dem Vf. nicht zur völligen Reife gediehen zu ſeyn; unmöglich hätte er ſonſt ſeine ganze Schrift mit den herzbrechenden Reimen beſchlieſsen können:

„*Ein jeder etwas hat*, worin er iſt verliebet;
Ein jeder etwas hat, das ihm Geſellſchaft giebet;
Ein jeder etwas hat, das ihm verkürzt die Zeit;
Ein jeder etwas hat, worin er ſich erfreut;
Ein jeder etwas hat, worauf er ſtützt und trauet;
Ein jeder etwas hat, das er am liebſten ſchauet.
Was wähl' *ich* mir denn nun?
O Jeſu, du allein,
Du ſollſt mein Schatz, mein Gut, mein Troſt, mein Alles ſeyn."

Rec glaubt hier füglich ſeine Anzeige *ſchlieſsen* zu können; nur erlaubt er ſich noch eine Bemerkung. Hr. *E.* ſagt S. 191., daſs der am 3. März 1800 verewigte Dr. und Prof. *Berg* zu Duisburg auf ſeinem Todbette auf die groſse Gelehrſamkeit, die er beſaſs, gar keinen Werth gelegt, und daſs der Prof. *J. J. Ulrich* zu Zürich ſterbend alles zu vergeſſen gewünſcht habe, nur Chriſtum nicht. Dieſs mag nun für Sterbende die gröſste Weisheit ſeyn; nur bittet Rec. den Vf., dieſe Verachtung aller Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit niemanden früher als auf dem Todbette zu empfehlen; er ſelbſt, Hr. *E.*, würde ja, hoffentlich weder Profeſſor noch Prediger geworden ſeyn, wenn er nicht mit dem: „*Chriſtum lieb haben*," auch ein gelehrtes „*Wiſſen*" verbunden hätte; und nicht durch bloſsen

ofses Glauben, Lieben und Hoffen ward *Berg* der rofse Orientalist, den die gelehrte Welt in ihm verirte.

Nürnberg, b. Raw: *Taschenbuch für Freunde des Christenthums.* Auf das Jahr nach Christi Geburt 1805. Von Dr. *Joh. Heinr. Jung Stilling*, kurbadenschem Hofrathe zu Heidelberg. (Mit dem Bildnisse des Kurfürsten von Baden.) 160 S. 12. Geheftet, und mit einem Futterale versehen. Dasselbe auf d. J. 1806. 180 S. 12. (10 gr.)

Es fehlte, laut dem Vorberichte, immer noch an nem Almanache für Leser, *denen Christus Alles in llem ist.* Diese Lücke in dem deutschen Buchhandel rollte der Vf. ausfüllen, und findet dieser *erste* Verich bey *solchen* Lesern Beyfall: so soll jährlich eine ortsetzung folgen. Hr. *J.* führte seinen Anfangsersuch nach folgendem Plane aus: Die ersten Blätter nthalten die gewöhnliche Kalenderarbeit; der heidische Kalender eines *Fabre d'Eglantine*, den selbst in rankreich nur noch der 18. Brumaire auf kurze Zeit chützen konnte, ist natürlich weggelassen. Dann folen zwölf Abschnitte, nach den zwölf Monaten; in edem wird ein *Räthsel* zu erbaulichem Nachdenken ufgegeben, und auf jeden Tag ist ein *Denkspruch* bestimmt, der dem gottsuchenden Leser Anlass zu guten ntschlüssen und ihrer Ausführung geben kann. Die uflösung der Räthsel folgt in dem nächsten Jahrgange. Hr. *J.* berichtigt hierauf *zwey scheinbare Unichtigkeiten* in der biblischen Zeitrechnung. Auch ier äussert er sich in Ansehung der Zukunft des Herrn ahin, dass sie *spätstens* im J. 1836. eintreffen werde; „unsre Zeitumstände bringen diese Vermuthung, wie ler Vf. versichert, *beynahe zur Gewißheit*; aber ich arf mich jetzt noch nicht weiter wagen, bis sich die Zukunft mehr entwickelt." Ueber die *heilige Siebenzahl* werden ebenfalls einige Bemerkungen mitgetheilt; uch verschiedene religiöse Gedichte, eine merkwürdige und wahrhafte Geschichte von einem ehemals armen Bauernknaben aus dem Elsasse, und Nachrichten on der sel. Frau Geh. Räthin *Cranz*, geb. *von Savigny*, aus Zweybrücken, finden sich in diesem Almanache. Es erhellt freylich nicht aus den letztern Nachrichten, dass diese Dame gerade das Stillingsche Christenthum zu dem ihrigen gemacht habe, und es wäre also möglich, dass sie die an ihr gerühmten guten Werke ausgeübt und die ihr zugeschriebenen Tugenden besessen hätte, ohne dass der allein seligmachende Glaube, ohne den alle Tugenden nur glänzende Laster sind, diese moralischguten Eigenschaften geheiligt hätte; allein da sie in dieß Taschenbuch aufgenommen wurden: so müssen alle Zweifel, die man diesfalls noch hegen könnte, weichen. Ausgezeichnete Vorzüge wird kein Erleuchteter bey einem Anfangsversuche voraussetzen. — Wir wollen nun sehen, wie es mit dem *zweyten* Jahrgange steht. In Hinsicht auf diesen geben wir mit Vergnügen den *Freunden des Christenthums* die Nachricht, dass sie von nun an bey ausgezeichneten Verdiensten um die christliche Kirche die Aussicht haben, nach ihrem Tode in das Pantheon des *Kalenders dieses Taschenbuchs* aufgenommen zu werden. Der Wunsch, dass dem Verdienste diese Krone geflochten werden möchte, lag schon lange in des Vfs. Seele verborgen; glücklicher Weise hat er es nun selbst in seiner Macht, diesen Wunsch auszuführen, und bereits hat er in den Kalender für 1806. *dreyßig Namen* frommer und verdienstvoller Personen, auch *Lavaters*, aufgenommen, denen nun natürlich diejenigen, welche bis dahin ihren Platz einnahmen, weichen mussten. Bey diesem *jüngsten Gerichte* ist inzwischen unserm *Todtenrichter* etwas Menschliches begegnet. *Abel*, das erste Vorbild auf den grössten Blutzeugen, und *Seth*, zu dessen Zeit man anfing zu predigen von des Herrn Namen, oder sich nach ihm zu nennen, also auch ein heiliger Name in der von Gott eingegebenen Schrift, die bis dahin in dem Besitze des *zweyten Januars* waren, wurden durch den freylich übrigens braven Toggenburger, *Ulrich Zwingli*, verdrängt. Wir bitten inständig, diese biblischen Männer nicht so eigenmächtig aus dem Kalender herauszuwerfen, und noch dazu um eines Mannes willen, der nach der Meinung der katholischen Kirche, in welcher auch Kinder Gottes sind, die gräulichste Verwüstung in Gottes Heiligthum angerichtet hat. Hr. *Jung* restituire in dem nächstkünftigen Taschenbuche die depossedirte Unschuld, *in integrum*. Darauf müssen wir im Namen aller Freunde des Christenthums ernstlich antragen. Es ist übrigens auch in andrer Rücksicht kein übler Einfall, andre Namen in den Kalender einzuschieben: denn es müssen doch einige biographische Notizen von den Leuten gegeben werden, die diese Namen tragen. Dieß füllt schon einen nicht unbeträchtlichen Theil des Taschenbuchs, und wenn der Vf. jedes Jahr dreyßig neue Namen in die Ehrenlegion seines Almanachs aufnimmt: so ist ihm dadurch auf zwölf Jahre der Stoff für einen Theil des Taschenbuchs schon gegeben. Dass wir ihm diesen Stoff neidisch missgönnen, wolle der billig und christlich gesinnte Vf. nicht denken: denn es ist unser wahrer Ernst, dass er durch diese kurzen Nachrichten in seinem Publicum allerhand historische Kenntnisse verbreiten kann. Die in dem vorjährigen Taschenbuche aufgegebenen *Räthsel* sind in dem diesjährigen erklärt, und wieder zwölf neue Räthsel in Hexametern (mitunter mit Daktylen, wie: jungfräulich) aufgegeben, über deren jedes man einen Monat nachdenken kann. Wir müssen unsers eignen Vortheils wegen diese Räthsel unterdrücken, weil die Leser leicht unsre Rec. darüber vergessen könnten. Dagegen müssen wir einige der *Jung*'schen *Sprüche auf jeden Tag im Jahr* anführen. Derjenige, welcher auf den 14ten Januar fällt, ist wegen eines mit Dinte corrigirten höchst auffallenden Druckfehlers merkwürdig. Es sollte heissen: *Hast du ein Heimathsgefühl* (Anspielung auf *Stillings* Heimweh-Buch) *bey dem Gedanken an Christum, so freue dich!* Statt *Heimathsgefühl* ist aber gedruckt *Heirathsgefühl!!* Weiterhin stösst man auch auf folgende Sprüche: *Das arme Sünder-Gefühl leistet alles.* (Doch nicht immer ein vortreffliches

liches Taschenbuch?) *Studire so lange an deinem Herzen, bis du gefunden hast, du seyst der größte Sünder.* (Hierbey ist aber zu bemerken, *a*) dass, wenn dies jeder thut, es gar keine Schande ist, sich als den *größten Sünder* zu betrachten, *b*) dass die alle Gestalten annehmende Eitelkeit manches Frommen sich eben in dem Gedanken, der *größte* Sünder zu seyn, unendlich gefällt. Hier gelte also der folgende Spruch: *Gefällt dir etwas an dir*, z. B. dass du der gröfste Sünder bist, *so fürchte dich!* Und ein anderer weiter unten: *Wer sich am tiefsten bückt, ist oft am stolzesten.*) *Ein christlicher Christushasser ist satanischer Natur.* (Der Vf. wollte sagen: Ein Christushasser in der Christenheit ist satanischer Natur; aber wenn sein Hass wie bey Saulus nur *Unverstand*, *Kurzsichtigkeit* wäre?) *Was ist stärker als Gott? Die Liebe.* (Dies ist nach unserm Dafürhalten baarer Unsinn. Nach Johannes ist *Gott selbst* die Liebe. Wie kann denn die Liebe *stärker* als Gott seyn? Und wie kann man sich Gott *ohne Liebe* denken?) *Das Blut Christi macht das Seelenkleid weiss, hell und glänzend: Ein gröfses und wahres Geheimniss* (das man aber enthüllen sollte, da Christus nicht eine *Ver*hüllung, sondern eine *Ent*hüllung seinem Knechte Johannes gegeben hat). Solcher Sprüche könnten noch viele ausgehoben werden, wenn Raum dazu da wäre. Dass dagegen auch manche gute und lehrreiche Sprüche vorkommen, wird man leicht denken; es müsste ja auch traurig seyn, wenn es anders wäre. Einige religiöse Poesieen finden sich am Ende dieses Taschenbuchs, und vorher liefet man noch eine Abhandlung über die in Aegypten entdeckten *Thierkreise*, aus denen man folgern wollte, dass die Erde viel älter sey, als die Bibel angiebt. Dies wollen wir übergehen, und verbitten uns nur die Artigkeit vom Vf., wenn er mit Rücksicht auf diese Recension den Spruch anführen sollte: *Satan lügt, auch wenn er die Wahrheit sagt.* Denn wir wollen ihm sogleich mit einem andern Spruche aus seinem Taschenbuche antworten, welcher also lautet: *Gieb nie dem Satan die Schuld, sondern dir selbst!*

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Schneeberg*, in d. neuen Verlagsh.: *Darstellung der vorzüglichsten Gelehrten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, nebst dem Bemerkungswürdigsten ihrer Schriften, und den interessantesten Begebenheiten, welche sie veranlasste (n), sich in einem wichtigern (?) Lichte zu zeigen.* Ohne Jahrzahl, aber 1804. 5¾ Bog. kl. 8. (9 gr.) — In welcher Absicht oder wem zum Besten dieses Büchlein zusammen geschrieben worden sey, findet man nirgends gesagt. Für Gelehrte ist es nicht: denn es enthält allbekannte Literarnotizen. Für Ungelehrte kann es auch nicht seyn; in diesem Falle müsste es minder trocken und mager seyn, und mehr Anziehendes haben. Auch kann es solchen, die gelehrt werden wollen, nicht nützen: denn, ausser der eben erwähnten, zurückstofsenden Eigenschaft, ist es viel zu nachlässig und fehlervoll, sowohl von Seiten des Vfs., als des Setzers und Correctors ausgefallen. Ueberdies werden Schriftsteller darin angeführt, die keineswegs unter die vorzüglichen, geschweige unter die *vorzüglichsten*, wie sie der Titel ankündigt, gehören. S. 54. sagt der Vf. selbst von einem *Hartmann Scholf* (einer von den vielen argen Druckfehlern, statt *Schedel*), er verdiene unter die *unbedeutendsten* Schriftsteller gezählt zu werden; welches jedoch mit diesem nicht einmal der Fall ist. Von *Margarethen von Oestreich*, einer Tochter Kaisers Maximilian I., wird S. 54. gesagt, sie verdiene unter den Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts *zuerst* angeführt zu werden. Soll man dies Unwissenheit oder Galanterie nennen? Auf der andern Seite vermisst man sehr merkwürdige Männer, z. B. die beiden *Pithou*, die *Manucci*, *Franz Hotman*, *Fulvius Ursinus*, *Arias Montanus*, *Foglieta*, *Tycho Brahe*, *Just. Lipsius*, und sehr viele andere. — Von Nachlässigkeiten im Stil, wie z. B. S. 3. Gerson schrieb viel, aber *meistens* lauter kleine Tractate, und wohin auch die französischen Wörter: *Attachement*, *Debauchen*, *fameux* (ein Lieblingswort des Vfs.) gehören, wollen wir nichts Näheres erwähnen: desto mehr erfordert es unsere Pflicht, Beyspiele von Sachfehlern zu geben. So werden S. 48. *Plinii Hist. Nat.* und *Epistolae* Einem Römer dieses Namens beygelegt. — S. 51. wird gesagt, *Joh. Müller* werde *Regiomontanus* genannt von einem Dörfchen im Trierischen, dessen Name noch dazu verschwiegen wird, da er doch, wie selbst Anfänger wissen, diesen Beynamen von dem Städtchen Königsberg in Franken erhalten hat. — S. 84. stösst man auf etwas ganz Neues. Der Franzose *Isaak Casaubonus* wird zu einem deutschen Landsmann umgeschaffen: denn er ist von *Greifswalde* gebürtig. — Der deutsche Name des grofsen Humanisten *Konrad Celtes* (S. 49.) war nicht *Meissel*, noch viel weniger *Meusel*, wie dort mehrmals wiederholt wird, sondern *Pickel*. — *Theodore de Nimes* (S. 10.) soll vermuthlich *Theodoricus de Niem* oder *Nihem* seyn. — Was mag sich wohl der Vf. S. 36. bey folgenden Worten gedacht haben: „Er besass ein erstaunendes Gedächtniss und transcendentale Memorie?" — Die S. 87—40. eingeschaltete Notiz von der Familie *Medici*, nicht *Medicis*, ist sehr hölzern und flach. — Endlich müssen wir noch beweisen, dass das Schriftchen von Druckfehlern wimmelt, wenn es nicht überhaupt ganz und gar Ein Druckfehler ist. Schon der Titel prangt mit einem, und dann dürfte schwerlich eine Seite ohne einen oder einige gefunden werden. Nur einige der ärgsten! *Festura* statt *Festum*; *Duxain* st. *Dupin*; *Tosta* st. *Tostatus*; *Aquila* st. *Avila*; *Stämmerlien* st. *Hämmerlin*; *Orcumenisch* st. *Oecumenisch*; *Bouxen* st. *Brixen*; *Anochus* st. *Angelus*; *Baglo* st. *Bayle* (gewöhnlich ist er *Bagle* gedruckt); *Angilus* st. *Annius* von Viterbo; *Aruo* st. *Struv*; *Fridhemius* st. *Trithemius*; *Paul Joverius*, auch *Javius*, st. *Jovius*; *Bioatin* st. *Boccalini*; *Spiess-Stammer* st. *Spiesshammer*; *Burkheimer* st. *Pirkheimer*; *Rodavinus* st. *Rhodiginus*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Junius 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ULM, in d. Stettin. Buchh.: *Vermiſchte Abhandlungen über Gegenſtände der Geſetzgebung und Rechtsgelehrſamkeit.* Von *K. G. Neundorf*, vormals erſtem Raths-Konſulenten in der Reichsſtadt Eſslingen. 1805. 275 S. 8. (16 gr.)

Gründliche Rechtskenntniſſe, eine ausgebreitete Beleſenheit, und ein guter, correcter Vortrag zeichnen dieſe Abhandlungen vortheilhaft aus; und wenn die darin dargeſtellten Gegenſtände auch nicht immer das Lob der Neuheit haben: ſo gebührt ihnen doch das Verdienſt der Deutlichkeit und einer belehrenden Zuſammenſtellung intereſſanter Rechtswahrheiten. I. *Gedanken über das Fehlerhafte in dem Zeugenverhör, und Vorſchläge zur Verbeſſerung deſſelben.* Der Vf. eifert mit Recht gegen den hin und wieder eingeführten Gerichtsgebrauch, die Zeugen von einem einzelnen Commiſſär vernehmen zu laſſen. Daſs die Parteyen ſelbſt bey der Vernehmung zugegen ſeyn ſollen, hält Rec. deswegen für bedenklich, weil dadurch leicht auf der einen Seite Zwiſtigkeiten und Feindſchaften geſtiftet, auf der andern aber die Zeugen veranlaſst werden können, von der einfachen und ruhigen Erzählung der Wahrheit abzuweichen. Die Zulaſſung der Anwälde unter gewiſſen Einſchränkungen und Modificationen ſcheint uns zweckmäſsiger zu ſeyn. Unerläſslich iſt aber die Pflicht des Gerichts, dem zur Vernehmung der Zeugen deputirten Commiſſär einen oder zwey Aſſeſſoren des Gerichts beyzuordnen. Bey den Patrimonialgerichten auf dem Lande jedoch iſt ein ſolches Geſetz theils unanwendbar, theils unnütz. Dort beſteht das Gericht meiſtens nur aus dem Gerichtsdirector und dem aus der Gemeinde genommenen Landrichter, Schulzen, Schöppen, oder wie die Beyſitzer in den verſchiedenen deutſchen Provinzen heiſsen. Dieſe Beyſitzer ſind von dem Gerichtsdirector ganz abhängig, und ihre Anweſenheit wird einen parteyiſchen und klugen Gerichtsdirector nicht im geringſten hindern, auf die Zeugen bey dem Verhör den entſchiedendſten Einfluſs zu haben, ſie zu unbeſtimmten, einer ungleichen Auslegung fähigen Ausſagen zu veranlaſſen, ja wohl gar etwas anders nieder zu ſchreiben, als ſie deponirt haben. Die Beyordnung anderer von dem Gerichtsdirector des Gerichts, wo der Proceſs angebracht iſt, unabhängiger, der Rechte kundiger Perſonen iſt aber nicht wohl thunlich und koſtſpielig; und es möchte hierin ebenfalls eines von den vielen Gebrechen der deutſchen Patrimonialgerichtsbarkeit beſtehen. II. *Von dem Gebrauch des Looſes bey Entſcheidung ſtreitiger Rechtsfälle.* Eine gute und belehrende Zuſammenſtellung derjenigen Fälle des Civilproceſſes, in welchen nach dem gemeinen Rechte die Entſcheidung durchs Loos Statt findet. Der Meinung des Vfs. ſind wir nicht über die Verlooſung ſolcher Sachen, die einen *Affectionswerth* haben. Hat die Sache nur für einen von den mehrern Berechtigten einen beſondern Werth der Vorliebe: ſo muſs ſie dieſer erhalten, wenn er mehr geben will, als die übrigen. Behaupten alle, daſs die Sache für jeden von ihnen einen beſondern Werth der Vorliebe haben: ſo muſs ſie durch Aufbieten demjenigen, welcher das meiſte dafür geben will, zugeſchlagen werden. Träte aber der Fall ein, daſs zwar ein jeder für die Sache eine beſondere Vorliebe zu haben behauptete, aber nichts mehr als der andere geben wollte: ſo werden ſie ſich *von ſelbſt* zur Verlooſung entſchlieſsen. Von der freywilligen Verlooſung iſt aber hier eigentlich nicht die Rede. Der III. Aufſatz ſtellt die Behauptung auf, *daſs bey den Vergleichen, welche vor den Untergerichten geſchloſſen worden ſind, die Reue binnen acht Tagen erlaubt ſeyn ſolle.* Sehr wahr und durch die Erfahrung beſtätigt iſt, was der Vf. von dem indirecten Zwange anführt, wodurch oft die Vergleiche bey den Untergerichten hervorgebracht werden. Nur ſcheint uns das vorgeſchlagene Mittel, von der einen Seite betrachtet, unzulänglich, von der andern Seite gefährlich zu ſeyn. Man kann dem Richter nicht verbieten, der Partey, welche erklärt, daſs ſie von dem Vergleiche wieder abgehen wolle, Vorſtellungen zu machen, im Falle einer anſcheinenden Streitſucht und Hartnäckigkeit. Wenn wir uns nun einen ſo leidenſchaftlichen, parteyiſchen Richter denken, wie der Vf. annimmt: ſo wird derſelbe immer noch Gelegenheit genug haben, die Partey zur Genehmigung des erſten Vergleichs zu bewegen. Dagegen lehrt die Erfahrung, wie oft perſönliche Feindſchaften und Schikanen der Grund vieler Proceſſe ſind. Haben ſich nun redlich denkende Richter alle Mühe gegeben, ihnen durch einen Vergleich zu begegnen: ſiehe, kaum ſind die Parteyen aus der Gerichtsſtube entfernt: ſo erwacht der alte Haſs, der eine oder vielleicht beide Theile kehren um, und erklären, daſs ſie der Vergleich gereue, und der Proceſs wird mit neuer Erbitterung fortgeſetzt. Rec. hält es mithin für bedenklich, den Vorſchlag des Vfs. anzunehmen; dagegen würde er die Anwälde der Parteyen immer bey dem Vergleiche zugegen ſeyn laſſen, und wenn der eine Theil ganz ohne Anwald wäre, ihm zum Behuf des abzuſchlieſsenden Vergleichs einen rechtlichen Beyſtand zuordnen. Es iſt

bekannt, dafs in manchen Proceſs-Ordnungen dem Richter die Gewalt gegeben iſt, denjenigen Anwald, der ſich dem Vergleiche hartnäckig und ohne Grund widerſetzt, von der Verhandlung zu entfernen, und aus der Gerichtsſtube abtreten zu laſſen. Dieſe Verordnung würde Rec. dahin modificiren, dafs in einem ſolchen Falle der Unterrichter von Amts wegen einen Bericht an den Oberrichter nach abgeſchloſſenem Vergleiche erſtatten, und denſelben vor dem Abgange dem Advocaten, welcher hatte abtreten müſſen, zur Wahrnehmung ſeiner rechtlichen Nothdurft mittheilen ſollte. Dem Oberrichter wäre das Recht zu ertheilen, aus wichtigen Gründen, den vorher abgeſchloſſenen Vergleich zu ſuſpendiren, und einen neuen Vergleichstermin anzubefehlen, in welchem entweder der vorher ausgeſchloſſene, oder ein anderer Advocat nach Befinden für den vorher unberathenen Theil zugelaſſen werden ſollte. Hätte jener aber wirklich einer muthwilligen Streitſucht ſich ſchuldig gemacht: ſo wäre er mit einer angemeſſenen Geldſtrafe zu belegen. IV. *Confrontation zwiſchen Aeltern und Kindern iſt in keinem Falle erlaubt.* Ein mit vieler Wärme geſchriebener Aufſatz. Wir ſind mit dem Vf., welcher die Confrontation zwiſchen Aeltern und Kindern für unſtatthaft hält, in der Hauptſache einverſtanden, doch mit folgenden *Einſchränkungen: a*) Sind die Aeltern und Kinder Zeugen gegen einen dritten Angeſchuldigten, und zeigt ſich in ihren Ausſagen einige Verſchiedenheit oder ein Widerſpruch: ſo iſt die Confrontation zuläſſig und nützlich. Jenes, weil es gar nicht dem Reſpecte zuwider läuft, ſich gegenſeitig wegen eines Irrthums zu erklären und zu verſtändigen; dieſes, weil die Verſchiedenheit und der anſcheinende Widerſpruch leicht von einem Miſsverſtändniſſe, oder einer augenblicklichen Vergeſſenheit herrühren können, beiden aber durch ein wiederholtes Nachdenken über alle Umſtände der Sache, wozu die Confrontation die Veranlaſſung darbietet, am beſten begegnet wird. *b*) Die Perſon des Geſetzgebers iſt von der des Richters wohl zu unterſcheiden. Wenn ein ausdrückliches Geſetz in Anſehung des Hochverraths verordnet hätte, dafs Kinder gegen ihre Aeltern und umgekehrt auf erhaltene Nachricht von dem Verſuch ſolches anzeigen und gegenſeitig die Ankläger ſeyn ſollten, bey Strafe im Unterlaſſungsfalle für Mitſchuldige gehalten zu werden: ſo iſt der Richter bey dieſem Verbrechen berechtigt, zur Confrontation zwiſchen Aeltern und Kindern der Ueberführung halber zu ſchreiten. Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn von der geſetzgeberiſchen Klugheit und *de lege ferenda* die Rede iſt. Nie würde Rec. zu einem ſolchen Geſetze rathen, welches die natürliche Ordnung der Dinge umkehrt. V. *Der Executiv-Proceſs iſt in den deutſchen Reichsgeſetzen gegründet.* Ein Commentar über den R. Art. von 1654. §. 174. Rec. iſt der völligen Ueberzeugung, dafs der Executivproceſs eine in ganz Deutſchland Statt habende Verfahrungsart ſey, und daher auch in denjenigen Provinzen, wo er durch Landesgeſetze nicht ausdrücklich eingeführt und beſtimmt worden iſt, Platz greife. Es iſt ferner mit der höchſten Gewiſsheit anzunehmen, dafs derſelbe ſchon zur Zeit des jüngſten Reichsabſchiedes bekannt war: — denn ſonſt würde darin §. 174 nicht haben geſagt werden können, dafs bey rückſtändigen Zinſen, im Fall des Saumſals auf bloſse Vorzeigung der Obligation *per paratam executionem*, wider die Schuldner verfahren werden ſolle; — allein eben ſo wenig iſt zu läugnen, dafs nur der Gerichtsgebrauch der Grund dieſes Proceſſes ſey, dafs man nur behaupten könne, jenes Reichsgeſetz habe durch die ausdrückliche Anerkennung des executiviſchen Verfahrens in Einem beſtimmten Falle, daſſelbe in andern Fällen, da wo es der Gerichtsbrauch eingeführt, ſtillſchweigend ebenfalls gut geheiſsen, und dafs daher die nähere Beſtimmung des ſchwankenden Gerichtsbrauchs von den Territorialgeſetzgebungen zu erwarten ſey, wie ſolches in Sachſen bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geſchehen iſt. In der VI. Abhandlung rechtfertigt der Vf. den *Vorſchlag, daſs demjenigen Beyſitzer des Gerichts, deſſen Sohn einer der Parteyen als Advocat Beyſtand leiſtet, nicht einmal bey Vorleſung der Relation und bey der Abſtimmung gegenwärtig zu ſeyn, freyſtehen ſollte.* VII. *Ueber die Deſertion der Appellation erkennt der Unterrichter, wenn die Appellation noch nicht bey dem Obergericht eingeführt worden iſt.* Wir ſind, um unſer Urtheil kurz mitzutheilen, des Vfs. Meinung wegen C. 4. X. *de Appellat.* mit dem Zuſatze, dafs, wenn gegen ein wegen der Deſertion der Appellation ertheiltes Decret des Unterrichters die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand geſucht wird, dieſs bey dem Oberrichter geſchehen müſſe, nach Anleitung des Verfahrens beym Reichskammergericht in dem Fall, da das Rechtsmittel der Reviſion interponirt worden iſt, worüber *Cramer* in ſeinem Syſtem des Reichsproceſſes ſagt: *Reſtitutio in integrum puncto ipſius reviſionis deſertae, in Camera peti nequit, ſed ad Reviſores pertinet.* VIII. *Wenn der Kaufcontract rückgängig wird, ſo iſt der Fiſcus ſchuldig, den erhaltenen Accis zurück zu geben.* IX. *Der praktiſche Nutzen der Unterſcheidung zwiſchen matrimonium perfectum und conſummatum* durch einen ſeltnen Rechtsfall erläutert. Ein Bräutigam betrank ſich am Hochzeittage ſo ſehr, und führte ſich ſo ſchlecht auf, ohne jedoch die Braut zu miſshandeln, dafs dieſe ſich nicht mit ihm zu Bette begab, ſondern zu ihren Anverwandten floh, und bald darauf auf die Trennung der Verbindung wegen unüberwindlicher Abneigung antrug. Das Ehegericht betrachtete dieſe Verbindung, wiewohl die prieſterliche Trauung geſchehen war, doch nicht als eine vollkommene Ehe, weil noch nicht die *copula carnalis* dazu gekommen war, und trennte ſie. Dieſe Abhandlung iſt intereſſant und ſehr gut ausgeführt. X. *Der Gläubiger, welcher bey dem Concurs des Hauptſchuldners ein Prioritätsrecht hat, kann daſſelbe bey dem Concurs über das Bürgervermögen nicht auch verlangen.* XI. *Die eigenen Gläubiger des Schuldners haben kein Vorzugsrecht vor den Bürgſchafts-Gläubigern.* XII. *Ein Diener des Staats kann von Rechtswegen die geſetzlich feſtgeſetzte Beſoldung verlangen, wenn ſchon desfalls keine ausdrückliche Ver-*

ab-

bredung vorgegangen ist. Der Vf. erhielt die Anwartschaft auf eine Consulentenstelle in Eßlingen, ersah für einen kränklichen Kollegen eine Zeitlang unentgeldlich die Geschäfte, und — als er nach dessen Tode einrückte, wollte der Magistrat die mit der Stelle durch Herkommen und Gesetz verbundene Besoldung schmälern, weil ihm nicht bey Ertheilung der Anwartschaft die Besoldung des Vorfahrers ausdrücklich versprochen worden war. Er klagte bey dem Reichshofrathe und behielt Recht. XIV. *Ueber das Unanständige und die nachtheiligen Folgen, welche entstehen, wenn ein Geistlicher auf dem Lande* (aber auch in der Stadt) *Handlung treibt, und an seine Pfarrkinder Kapitalien ausleiht.* Sehr wahr. XV. *Ein zwischen dem Kranken und seinem Arzt geschlossener Contract ist ungültig.* Ein guter Commentar über l. 9. C. *de Profess. et Med.* XVI. *Apologie der Disputirsätze.* Keine weise Gesetzgebung wird die Disputirsätze ganz verbieten; nur müßte in der Regel jedem Theile nur Ein Satz erlaubt, auch der Richter in Ertheilung der Fristen zu Abfassung der Disputirsätze weniger nachgiebig seyn. Rec. kennt ein Land, wo das processualische Verfahren im Ganzen sehr zweckmäßig eingerichtet ist; wenn aber die Sache bis zu den Disputirsätzen über den geführten Beweis oder Gegenbeweis kommt: so scheint der Richter seiner Verpflichtung, Director des Processes zu seyn, ganz uneingedenk, und überläßt diesen ganz den Advocaten der Parteyen, die sich zuweilen Viertel- und halbe Jahre Zeit nehmen zur Einfertigung der einzelnen Disputirsätze. XVI. *Ueber die Auslegung dunkler oder zweydeutiger Zeugenaussagen.* Der Vf. macht zuvörderst mit Recht auf die Erklärungsregeln aufmerksam, die man zu Rathe ziehen muss, ehe die Entscheidung für den einen oder den andern Theil gefällt werden kann. Im ganz zweifelhaften Falle hält aber Rec. dafür, dass nicht gerade für den Beklagten die Entscheidung ausfallen müsse, sondern gegen denjenigen überhaupt, der den Beweis führen sollte, er sey Kläger oder Beklagter, aus dem einfachen Grunde, weil er beweisen sollte, und nicht bewiesen hat. Denn verworrene, dunkle und widersprechende Zeugenaussagen, an welchen die Auslegungskunst vergebens ihre Regeln versucht, sind so gut, als gar nicht vorhanden zu betrachten. Eine andere wichtige Frage wäre es: ob nicht im Civilprocesse der Richter, welcher eine Dunkelheit und Widersprüche in den Aussagen der Zeugen bemerkt, das Befugniss erhalten sollte, sie nochmals zu vernehmen, um die Missverständnisse zu berichtigen, die Dunkelheiten aufzuklären, und die anscheinenden Widersprüche zu heben. XVIII. *Von Zurückdatirung der Schuld- und Pfandverschreibungen.* Der Vf. verwirft alle Urkunden, in welchen ein unrichtiges Datum gesetzt ist, in so fern das Geschäft daraus erwiesen werden soll, und will, dass der Beweis anders woher geführt werden müsse. Die Meinung des Rec. geht dahin. Wenn aus der Urkunde im *processu executivo* geklagt wird, und der Beklagte sofort bescheinigt, dass er zu der Zeit, da die Urkunde an dem bestimmten Orte habe sollen unterschrieben worden seyn, daselbst nicht gegenwärtig gewesen sey: so muss der Kläger angebrachtermassen abgewiesen werden, weil im Executivprocesse alle *capita libelli* sofort liquid seyn müssen. Anders verhält sich die Sache im ordentlichen Processe. Wenn der Beklagte seine Unterschrift nicht abzuschwören vermag: so kann die Urkunde nichts anders, als ein vollgültiger Beweis der eingeklagten Schuld seyn. Mängel in unwesentlichen Stücken bewirken keine Nullität. Die Zurückdatirung hat nur auf die Berechnung der Zinsen Einfluss. Was dagegen die Pfandverschreibungen anlangt: so ist die Bestimmung der Zeit wegen des Vorzugsrechts vor andern spätern Gläubigern ein wesentlicher Umstand, und sobald die Zurückdatirung erwiesen ist, kann das behauptete Vorzugsrecht gegen andere angeblich spätere Gläubiger aus dieser Urkunde nicht erwiesen werden. Diese Abhandlung ist übrigens sehr interessant und gut geschrieben. XIX. *Der Inquirent sollte nie auch Referent seyn.* Sehr wahr. — XX. *In Concurssachen nützt zuweilen die Appellation eines Gläubigers auch einem andern Gläubiger, welcher nicht appellirt hat; und dieser andere ist an den Kosten des Appellationsprocesses dem Appellanten verhältnißmäßigen Ersatz zu leisten schuldig.* Den letztern Satz läugnen wir. Titius appellirt gegen das Locationsurthel, durch welches Cajus ihm vorgesetzt worden war. Die Appellations-Sentenz weiset den Cajus in die fünfte Klasse; dieß verursacht, dass nicht nur Titius bezahlt wird, sondern auch für den Mevius noch einige hundert Gulden übrig bleiben. Es ist eine natürliche Folge des Umstandes, dass die Forderung des Titius nicht so gross war, um die ganze Masse zu erschöpfen. Titius hat gar nicht die Absicht gehabt, den Vortheil des Mevius zu befördern: ja, was nicht zu übersehen ist, er hat für ihn gar nichts gethan, alles lediglich für sich. Wo sollte also die Verbindlichkeit des Mevius herkommen, zu den Kosten der Appellationsinstanz beyzutragen? Ein *negotiorum gestor* muss doch des andern Geschäfte besorgt haben; allein Titius hat nur für sich gesprochen. So wenig Mevius zu den Kosten etwas beygetragen hätte, wenn die Appellation des Titius rejicirt worden wäre, eben so wenig kann er dazu angehalten werden, da Titius ein günstiges Urthel bekommen hat; der Zufall aber wollte, dass nach dessen Bezahlung noch etwas für einen andern Gläubiger übrig blieb. — Ganz unanwendbar ist l. 31. §. 7. D. *de neg. gest.*: denn in dieser Stelle wird vorausgesetzt, dass die Interessenten Miteigenthümer und Streitgenossen sind: welche Eigenschaft die Gläubiger im Concursprocesse, deren Interesse so sehr verschieden ist, durchaus nicht haben. XII u. XXI. *Die schädlichen Folgen, wenn der Contradictor die Gränzen seines Amtes überschreitet.* Beyläufig auch etwas über den Uebelstand, wenn der Oberrichter vor Erkennung der Appellationsprocesse die Formalien nicht sorgfältig prüft. Ist gut, aber keines Auszugs fähig. XXII. *Ein Vorschlag zur Verbesserung der Correlations-Anstalt.* Er geht dahin, dass eigentlich zwey Referenten von einander unabhängig ihre Relationen zu gleicher Zeit ausarbeiten, und zu gleicher

cher Zeit im Gerichte vorlesen sollen. Durch dergleichen doppelte Relationen würde allerdings die Unparteylichkeit und Gründlichkeit der Erkenntnisse sehr erhöht werden. Allein die Mitglieder der Spruchcollegien und der Gerichte würden auch ihre Arbeiten sehr vermehrt sehen, und die armen Parteyen die jetzt schon oft über die Gebühr theuern Erkenntnisse nun vollends mit Golde aufwiegen müssen. In den Tribunalen, wo die Räthe auf fixe Besoldung dienen, würde die Anstellung einiger neuen Mitglieder wegen der vermehrten Arbeiten nothwendig werden. Wo sollen aber die neuen Besoldungen für diese herkommen? Dieser Vorschlag dürfte also schwerlich zur Ausführung kommen.

Wir muntern den Vf. zur Fortsetzung dieser Abhandlungen auf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg, b. Ahl: *Archiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen* aus den Schriften berühmter Gelehrten. Ein Buch für Jedermann. *Erster* Theil. Herausgegeben von *P. Cölestinus Stöhr*, Benedictiner in Banz. 1804. 138 S. 8. (10 gr.)

Wir unterschreiben die Worte des Titels, dass in dieses Archiv *lehrreiche und nützliche* Unterhaltungen niedergelegt sind, welche der Sammler aus vielen berühmten und unberühmten Schriftstellern alter und neuer Zeit unter gewisse Rubriken zusammengetragen hat. Ihr Inhalt ist Philosophie des Lebens. Manche hier aufgestellten Aussprüche des Scharfsinnes und des Witzes darf und soll man freylich nicht als unbedingte Wahrheit nehmen; aber bedingte, particuläre Wahrheit wird man ihnen gern einräumen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Köthen*, b. Herausg., u. *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Plan und Ordnung der Stadtschule zu Köthen.* Auf hochfürstlichen Befehl durch den Druck bekannt gemacht vom Rector *Vetterlein.* — *Zweyte* verbesserte Auflage. 1804. IV u. 90 S. 8. (8 gr.) — Die reformirte Stadtschule zu Köthen hat durch den Vf., einen schon sonst rühmlich bekannten Gelehrten, eine Verfassung erhalten, wie sie allen Anstalten in solchen Städten zu wünschen ist; vorausgesetzt, dass sich die Hülfsmittel, worunter wir besonders die gehörige Zahl von tüchtigen Lehrern rechnen, so zusammenfinden, als in Köthen. Da vorher blos eine lateinische Schule nach altem Schnitte daselbst bestand, die ganz in Verfall gerathen war: so übernahm der Vf., vom fürstl. Consistorium dazu beauftragt, die Reform derselben, mit beständiger Rücksicht auf die Fortschritte des Schulwesens in unsern Zeiten, und auf die Bedürfnisse der Stadt und des Fürstenthums. Es war also sehr natürlich, dass der Zweck und die Bestimmung der Anstalt von dem bisher üblichen ganz abwich. Jetzt ist sie für alle diejenigen eingerichtet, welche eine nichtgelehrte und eine gelehrte Bildung erhalten sollen, also für Knaben aus dem untersten Stande, die zu Handwerken bestimmt sind, für Knaben wohlhabender Aeltern, die ihren Kindern eine feine Bildung geben wollen, und für die Studirenden. Der Inhalt des Schulplans ist in fünf Abschnitten vertheilt. 1) Absicht der Schulanstalt. 2) Allgemeiner Lectionsplan. 3) Klasseneintheilung, stehende und Hülfslehrer, tabellarische Uebersicht der Lectionen. 4) Aeussere Erfordernisse und Lehrmittel. 5) Schulordnung. Unsern Lesern, welche bereits hinlänglich mit solchen Schulen, deren wir seit den letzten vierzig Jahren schon eine grosse Anzahl haben, bekannt sind, brauchen wir den Plan dieser Anstalt nicht weitläufig darzustellen. Es versteht sich, dass die wissenschaftliche Classification der Schüler eingeführt ist; dass das parallele Klassensystem also auch in der Schule zu Köthen das alte bequemere, aber in aller Hinsicht nachtheilige, verdrängt hat; dass Verstandesübungen und wissenschaftlicher Unterricht, auch in den untern Klassen, eben so wohl eingeführt sind, als neben den alten Sprachen auch die Unterweisung in der deutschen Sprache u. dgl. Besonders hat uns das zahlreiche Lehrerpersonale gefallen. Es besteht aus fünf Lehrern der Stadtschule, aus zwey Lehrern des fürstlichen Seminarii, einigen besoldeten Candidaten der Theologie, einigen fähigen Seminaristen und einem französischen Sprachmeister, welche in sieben Klassen unterrichten, und zwar, wie natürlich, nach einer stufenweisen Folge vom Leichten zum Schweren. Eine Vermehrung des Lehrerpersonales ist auch eine unerläßliche Bedingung für solche Anstalten, deren Zweck nun viel mehr erweitert und deren Unterrichtsgegenstände einen viel beträchtlichern Umfang gewonnen haben, als die alten sogenannten lateinischen Schulen haben konnten. Hoffentlich ist auch die fürstl. Regierung, welche sich bey der Umänderung dieser Anstalt sehr vortheilhaft auszeichnet, die Befreyung der Lehrer von Nahrungssorgen, wofern sie nöthig war, berücksichtigt. Sehr lobenswerth finden wir es unter andern, dass der Schulplan der Schule zu Köthen nicht permanent oder feststehend ist, sondern dass er alle Jahre einer neuen Prüfung unterworfen werden soll; dass die Programme allemal deutsch geschrieben werden müssen; mit der einzigen Ausnahme, wenn der neue Rector noch nicht als Gelehrter bekannt ist, in welchem Falle das erste Programm lateinisch abgefasst seyn muss; dass zur Unterweisung in der Philosophie, oder besser *zum Philosophiren*, die Experimentalpsychologie und dann Logik, doch mehr nach alter Manier, gebraucht wird; dass die Sprechmethode auch im Lateinischen empfohlen wird (jedoch mit der Voraussetzung, dass es mit der gehörigen Einsicht, Beurtheilung und Gewandtheit geschehe); dass überall vortreffliche deutsch geschriebene Hand- oder Lehrbücher gewählt worden sind, und dass die Disciplin eine vernünftige Mittelstrasse hält. Andre sehr gute Einrichtungen, die aber für unsere Blätter zu detaillirt, und zum Theil aus *Gedike'ns* u. a. Pädagogen Vorschlägen entlehnt, also bekannt sind, können wir nur im Vorbeygehen mit Beyfall erwähnen. Weit weniger billigen wir es, dass den Knaben wohlhabender Aeltern, die nicht studiren, sondern nur eine feine Bildung haben sollen, der Unterricht in den alten Sprachen sogar abgerathen wird, ungeachtet dieselben auch bis in die erste Klasse gelangen können. Denn kein Unterrichtsstoff ist in formaler und materialer Hinsicht so vielfach bildend und belehrend als die alte Literatur: dazu kommt der Gebrauch, den das gemeine Leben, zumal eines gebildetern Menschen, davon zu machen hat; auch wird eine Menge von Einsichten, als Mythologie, ihm ganz fremd bleiben. Das lateinische Versmachen erklärt der Vf. für Pedanterey alter Schulen, und erlaubts daher in seiner Schule nicht. Warum sollte aber nicht ein vernünftiger Unterricht auch hierin seinen Nutzen für die genauere Kenntniss der Sprache und für die Ausbildung der Fähigkeit sich anzustrengen haben? Der Vf. hat im ersten Stücke der kurzen Nachrichten von der Stadtschule zu Köthen um Ostern 1804. von den Veränderungen der Schule Nachricht gegeben, als ein Supplement zu dieser Schrift, deren erste Auflage uns unbekannt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Junius 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Fragmenta de viribus Medicamentorum positivis*, sive in sano corpore humano observatis a *Samuele Hahnemann*, M. D. Pars *prima*. Textus VIII u. 269 S. Pars *secunda*. Index VI u. 470 S. 1805. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel dieser Schrift erregt Erwartungen, welche durch die Vorrede noch mehr gesteigert werden würden, wenn nicht die Erinnerung an des Vfs. frühere pharmakologische Arbeiten sie einigermaßen mäßigte.

Der Inhalt der Vorrede ist folgender: Was den Körper nährt, heißt *Nahrungsmittel*; was (selbst in einer kleinen Menge eingenommen) den gesunden Zustand desselben in einen kranken, und so den kranken in den gesunden umzuändern vermag, heißt *Arzneymittel*. Die erste Pflicht des Künstlers ist es, die vollkommenste Kenntniß von seinen Kunstwerkzeugen zu erlangen; niemand glaubt daß es der nämliche Fall beym Arzte sey; niemand hat sich bemüht zu erforschen, was die Arzneymittel für sich wirken, d. h. was für Wirkungen sie im gesunden Körper hervorbringen, damit offenbar werde in was für Krankheiten im allgemeinen sie zweckmäßig angewendet werden können. Die Wirkungen der Arzneymittel, wenn wir uns derselben in Krankheiten bedienen, erscheinen nicht, wie sie an sich sind, sie sind durch die Zufälle der Krankheit modificirt. Die Erscheinungen sind gemischter und zusammengesetzter Natur, sie tragen wenig zur Ausbildung der Kunst bey; man kann sie *relative* nennen. *Absolute* oder *positive* Wirkungen der Arzneymittel nennt der Vf. diejenigen, welche sie in dem gesunden menschlichen Körper äußern, und keine andern Arzneymittel sollten in Krankheiten angewandt werden, als solche, deren absolute Wirkungen man zuvor erforscht hat. Die Versuche zu diesem Endzwecke will der Vf. größtentheils an sich selbst, einige an andern vollkommen gesunden Menschen *(a morbo aperto alieniſſimis)* angestellt haben. — Jedes einfache Arzneymittel äußert auf den gesunden Körper mehrere eigenthümliche Wirkungen, aber nicht alle zugleich und in einer bestimmten Ordnung, nicht alle in einzelnen Individuen. Einige Wirkungen erscheinen früher, andere später, beide können mehr von einander verschieden einander gerade entgegen gesetzt seyn; jene nennt der Vf. *primäre*, diese *secundäre* Wirkungen. Jedes Arzneymittel in einer bestimmten Gabe gereicht, wirkt auf eine gewisse längere oder kürzere Zeit hin, nach deren Verfluß alle durch dasselbe erregten Zufälle verschwinden. Je kürzer die Wirkungsperiode eines Arzneymittels überhaupt ist, desto schneller treten nach seiner Anwendung die primären Wirkungen ein. Zuweilen beobachtet man Erscheinungen einer dritten Ordnung. Länger fortdauernde Zufälle *(reliquiae)* finden nur dann statt, wenn durch enorme Gaben heftige Störungen des Wohlbefindens veranlaßt wurden. Je nach der verschiedenen Individualität dauern die primären oder secundären Wirkungen länger fort. — Nach mittelmäßigen oder kleinen Gaben kommen nur die primären, weniger die secundären Wirkungen zum Vorschein.

So sicher dem Vf. selbst der hier vorgezeichnete Weg zu einer genauern Kenntniß der Wirkungen der Arzneymittel und ihrer Anwendbarkeit in Krankheiten scheint, so wenig dürfte es bey einer genauen Beleuchtung der Sache in der That der Fall seyn. Wenn man alle Zufälle genau kennt, die durch die Einwirkung einer äußeren Potenz auf den Organismus hervorgebracht werden; so ist damit noch keineswegs gegeben, was für ein abnormer Zustand dadurch zum Normale zurückgeführt werden könne. Nach des Vfs. Ansicht müßten die Wirkungen der Arzneymittel und die Bedingungen des kranken Zustandes als positive und negative Kräfte, die Gesundheit als ein neutraler Zustand gedacht werden, wozu man auf keine Weise berechtigt und veranlaßt wird; die von ihm vorgeschlagene Methode, die Pharmakologie zu bearbeiten, wird zwar allerdings auf interessante Resultate für allgemeine Physiologie und Pathologie führen, aber ein Fundament für die *Materia medica*, in so ferne sie einen Theil der speciellen Therapie ausmacht, wird auf diesem indirecten Wege nicht erfunden werden. Das Princip der *Materia medica* muß nach allgemeinen Rücksichten festgesetzt, die einzelnen Abtheilungen derselben auf eine directe Weise, durch Versuche, die man an dem kranken Organismus selbst anstellt, ausgearbeitet werden. — Für die specielle Therapie kann aus der Arbeit des Vfs. nach einer solchen Anlage kein Gewinn erwartet werden; es ist jetzt nur noch die Frage, in wie ferne die Lehre von den einzelnen Arzneymitteln und den ihnen im allgemeinen zukommenden Wirkungen dadurch aufgeklärt werde. Auf den 269 Seiten Text sind folgende 24 Arzneymittel abgehandelt; nämlich: *Aconitum Napellus*, *Tinctura acris*, *Arnica montana*, *Atropa Belladonna*, *Camphora*, *Cantharides*, *Capsicum annuum*, *Matricaria Chamomilla*, *Cinchona officinalis et regia*, *Menispermum Cocculus*, *Balsamum Copaivae*, *Digitalis purpurea*, *Drosera rotundifolia*, *Hyoscyamus*

niger, *Ignatia amara*, *Ipecacuanha*, *Sedum palustre*, *Helleborus niger*, *Daphne Mezereum*, *Strychnos nux vomica*, *Papaver somniferum*, *Pulsatilla* (*anemone pratensis* (?)) *Rheum*, *Datura Strammonium*, *Valeriana officinalis*, *Veratrum album*. — Der Name des Arzneymittels bezeichnet den Abschnitt; hierauf folgt die Form oder zuweilen die verschiedenen Formen, in denen es gereicht wurde; dann die Dauer der Wirkung; der Gabe, in welcher es angewendet wurde, ist nirgends gedacht, der Erfolg der Versuche wird durch die Aufzählung mehrerer krankhaften Zufälle ausgedruckt, die ohne Ordnung, ohne alle Hinweisung auf ihre Verbindung unter einander und ihre Succession genannt werden. — Nur selten ist in einer Anmerkung der Zeit gedacht, welche zwischen dem Genuss des Mittels und dem Eintritte der Zufälle verstrich; —. die von dem Vf. in der Vorrede bemerkten primären und secundären Wirkungen sind nicht von einander unterschieden. Den angeblich eigenen Versuchen des Vfs. sind die Beobachtungen anderer unter besondern Aufschriften angehängt. Unter den Zufällen kommen mehrere vor, die allerdings vor Hn. *H.* noch niemand beobachtet haben mag, z. B. unter *Camphora: caput obstipum et oblique humerum versus revulsum. Drosera rotundifolia: tumor parvus rotundus in medio linguae corpore non dolorosus. Ignatia amara: Caput grave; Caput propendulum; caput mensa suffultum; in malleolo manus sinistrae sensus paralizans et dolor quasi a distorsione. Helleborus niger: inconcinnus vestitus. Rheum: Anorexia Coffeae nisi saccharo condiatur probe. Veratrum album: herniae molimina; herniam incarcerare tentat.* Die Sprache, in welcher die Zufälle ausgedrückt sind, lautet zuweilen etwas sonderbar, z. B. *Dyskynesia et lassitudo crurum; dolor continuus in Calotta, dolor crampoides*, u. s. w. Der Text ist nichts als ein unter die Namen der Arzneymittel rubricirtes Register von Krankheitssymptomen; dem *zweyten* Theile steht die Erklärung einiger häufig gebrauchten Wörter voran, und dann folgen die Krankheitssymptome in alphabetischer Ordnung mit dem Namen des Arzneymittels, durch welches sie hervorgebracht werden, und der Seitenzahl, wo man das nämliche (und nicht eine Sylbe weiter) in dem *ersten* Theile zu lesen bekommen kann. Merkwürdig ist allerdings ein Buch, wovon der Text 269 weitläuftig gedruckte und das Register 470 sehr eng gedruckte Seiten beträgt.

Diese Bemerkungen würden zwar hinreichen den Leser zu überzeugen, dass er in diesem dicken Werke, schon der Anlage wegen, gar keine Belehrung finden werde; der ohnehin geringe Werth der Schrift wird noch dadurch vermindert, dass der Vf. die Versuche nie mit den einfachen Arzneykörpern, sondern mit den geistigen, Tincturen, deren Bereitung und Gehalt er nicht angiebt, anstellte, und man bey manchen Mitteln nicht weiss, wie viel auf Rechnung des Weingeistes oder der aufgelösten Substanz gesetzt werden muss. — Rec. glaubt, das Publikum bedürfe keiner besondern Warnung; ohne Zweifel sind ihm Hn. *H.* Grossprechereyen mit dem Belladonnasafte, seine angebliche Entdeckung eines neuen kalischen Salzes in zu frischem Andenken, als dass es sich durch den vielversprechenden Titel der hier angezeigten Schrift zum Ankaufe derselben verleiten liesse. Der Vf. mag sich über das Misslingen seiner merkantilischen Speculation mit der frohen Hoffnung trösten, dass sein Werk bald vergessen und sein guter Name dadurch nicht weiter werde beeinträchtigt werden.

MAGDEBURG, b. Keil: *Ueber die Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser und dem Nutzen der Soolbäder.* Nebst Nachricht von einer auf dem Gradirwerke der Schönebecker Saline eingereichten Badeanstalt in Salzsoole. Von *Joh. Wilh. Tolberg*, d. A. W. D. u. Königl. Salinen-Arzt. *Erstes* Heft. 1803. XII u. 56 S. 8. (4 gr.)

Die Analogie in welcher die Salzsoolenbäder mit den Seebädern in Rücksicht des festen Gehalts stehen, bedarf keines umständlichen Beweises; Hr. D. *T.* verdient aber dafür Dank, dass er seine Verhältnisse dazu benutzte, die Heilkraft der Soolbäder (was bisher nicht geschehen) auch durch die Erfahrung zu beweisen. Auf seinen Antrag und nach eingeholtem Gutachten des königl. Ober-Colleg. med. et Sanit., wurde vorerst und zunächst für die Arbeiter am Salzwerk, zu Schönebeck ein Badehaus errichtet, das zwey heizbare Zimmer enthält und vier Kabinette mit Wannen, in welche sich der Badende die kalte Soole und das heisse gemeine Wasser, nach der jedesmaligen ärztlichen Bestimmung oder nach seiner Empfindung, einzapfen kann; genau eingerichtete Kugeln zeigen den jedesmaligen Grad der Löthigkeit des Bades durch ihr Schwimmen oder Untersinken an. Das Werkchen selbst ist in *drey* Abschnitte getheilt. Der *erste* enthält *den Nutzen und die Bestandtheile des Seewassers und dieser Aehnlichkeit mit der Salzsoole.* *Zweyter* Abschnitt. *Beschaffenheit und Nutzen einer Soolquelle auf der Schönebeckschen Saline.* Unweit der 14 löthigen Soole, die versotten wird, quillt in einer Tiefe von 103 Fuss noch eine ärmere 3—4 löthige, die eben ihres geringen Salzgehalts wegen dem Seewasser desto ähnlicher und deswegen von dem Vf. zum Baden angewendet wird. Sie enthält in 100 Pfunden 15350 Gran feste Bestandtheile, worunter das Kochsalz 14692 Gran beträgt, 180 Gran Glaubersalz und 168 Gran Bitterkochsalz sind; ausserdem besitzt sie noch einen grossen Theil geschwefeltes Wasserstoffgas und kohlenstoffsaures Gas, welche flüchtigen Bestandtheile aber aus Mangel der Prüfungswerkzeuge nicht näher bestimmt werden konnten. Das Wasser der Ostsee enthält in 100 Pfund nur 12200 Gran feste Bestandtheile. Der Vf. lässt also seine Soole noch mit heissem Wasser vermischen, das von dem Abfluss einer Dampfmaschine genommen, und wodurch zugleich dem Bad die erforderliche Temperatur gegeben wird, die er von 16—20 Gran Reaumur am zuträglichsten fand. Er erzählt zwey Fälle, wo veraltete Drüsen- und Gelenkgeschwülste und Geschwüre von angeerbter Syphilis

is und ein bösartiges fistulöses Geschwür mit vielen Drüsengeschwülsten durch den Gebrauch von ungefähr 28 solcher Bäder trefflich geheilt wurden. Die nächste Wirkung des lauen Bades von 20 Gran Reaum. war eine angenehme Wärme, wobey die Haut an den Händen und an den Fusssolen mehr oder weniger zusammenschrumpfte; nach 10 — 15 Minuten entstand eine leichte Röthe, die auch nach dem Bade fortdauerte, und mit einem nicht unangenehmen Kribbeln und Gefühl von Wärme verbunden war. Ein kühleres Bad machte vorzüglich heiter und leicht. Beym fortgesetzten Baden entstand, bald früher bald später, ein kleiner pustulöser Ausschlag, besonders auf der Brust und am Rücken, mit dessen Erscheinung der Vf. das Baden beschliessen liess. Was der Vf. nur theoretisch über die Heilsamkeit dieses Soolenbads sagt, übergeht Rec., weil er von solchen theoretischen Darstellungen nicht viel hält; die Heilkräfte der Bäder und der Arzneymittel sind blos Sache der Erfahrung. Das einzige muss Rec. doch anführen, dass der Vf. seinem Soolenbad dadurch zu viel Ehre erweist, dass er es auch als eisenhaltiges Wasser beurtheilt und anrühmt; drittehalb Gran Eisen in 100 Pfunden Wasser verdienen keine Rücksicht. *Dritter* Abschnitt. *Vorzüge des Soolbades.* Sogar der Genuss der Seeluft fehlt, nach unsers Vfs. Meinung, beym Gebrauch der Soolbäder zu Schönebeck nicht. Das fast eine Viertelmeile lange und 50 Fuss hohe Gradirhaus soll nach unsers Vfs. Berechnung, die Rec. noch nicht als völlig richtig anerkennt, in einem Raum von noch keiner Viertelmeile Länge und 40 Fuss Breite täglich die Atmosphäre mit ungefähr 575,380 Mass Feuchtigkeit und in dieser mit 46,000 Pfund Salz anschwängern; eine Anschwängerung, die, wie der Vf. mit Recht sagt, wohl keine Seeluft an irgend einer Küste besitzt. Ausser diesen Salztheilen enthalte diese Luft auch Schwefelleber — und fixe Luft, ein Vorzug der den Seeküsten abgeht; die hepatische Luft in Schönebeck äussere ihre Wirkung auf Metalle nicht blos in der Nähe, sondern noch in der Entfernung einer Meile, z. B. in *Gnadau* bleibe ein messingener Thürbeschlag nur wenig Stunden blank, und laufe dann gleich grün an; sollte dies Wirkung der hepatischen Luft seyn? Rec. der mit dem Vf. über die Vorzüge des Soolbades vor dem Seebad wenigstens nicht aus den angegebnen Gründen übereinstimmt, (so hat z. B. dieser den Einfluss des Lichts auf das Seewasser ganz übersehen), erklärt sich die Heilsamkeit der Seeluft auch aus andern Gründen, als aus den in ihr enthaltnen Salztheilen. Es ist allerdings merkwürdig, dass sich in Schönebeck unter den Gradirern und Salzsiedern selten ein Schwindsüchtiger befindet, und dass Lungensüchtige von äussern Verletzungen sich auf dem Gradirwerk oder in den Siedehäusern wieder erholen. Der hepatischen Luft allein möchte dies wohl nicht zugeschrieben werden dürfen; sonst könnte in Aachen kein Mensch an der Lungensucht sterben.

MARBURG, in d. acad. Buchh.: *Grundriß der medicinischen Encyclopädie und Methodologie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen, von *J. W. H. Conradi*, Prof. zu Marburg. 1806. 165 S. 8.

Bisher hielt Rec. Hn. *Burdach's* Werk für die beste Encyklopädie der Medicin; aber er muss gestehn, dass das vorliegende Buch einige wesentliche Vorzüge hat, die nicht blos in der reichern Literatur, sondern auch in der umfassenden gründlichen Kenntniss der einzelen Fächer und in der gedrängten Kürze bestehn. Vortrefflich ist, was der Vf. gleich Anfangs über die allgemeinen Erfordernisse zum medicinischen Studium sagt. Hätte er nur noch eindringender die Nothwendigkeit des Beobachtungsgeistes und den Schaden des Hanges zur Speculation geschildert, eines Hanges, der der Jugend in der Regel eigen ist, und den die Mode jetzt so sehr begünstigt. Vortrefflich sind des Vfs. Grundsätze über die Vortheile des Sprachstudiums. Unter den medicinischen Wörterbüchern erwarteten wir *hier* aber nicht *Erotian* zu finden, der eher, als Hülfsmittel beym Studium des Hippokrates aufgeführt werden muste. Ueber die Philosophie als Vorkenntniss der Medicin, fand sich Rec. weniger befriedigt. Wenn alle Schul-Philosophie, wie bekannt, der Medicin mehr geschadet als genutzt hat; so wird es die neueste nicht weniger als die ältere: und man darf nun nicht mehr zwischen wahrer und falscher Philosophie unterscheiden. Wozu dem jungen Arzte ein Studium empfehlen, was ihn geradezu von seinem Zweck abführt, ihm falsche Ansichten seiner Kunst eröffnet, und ihm nur die ohnehin sehr beschränkte Zeit raubt? Den echt philosophischen Geist erwirbt sich der Jüngling (Rec. spricht aus inniger Ueberzeugung) nur durch das gründlichste, grammatische Studium alter Sprachen und durch unabläßige Beobachtung der Natur. Der alte Hippokratische Ausspruch: *Ein philosophischer Arzt ist ein Göttergleicher Mann:* muss nach dem Zusammenhange vielmehr so übersetzt werden: *Ein Arzt, der ein Weiser ist, (der die Sokratischen Tugenden hat) das ist ein Göttergleicher Mann!* . . Bey allen übrigen Fächern findet Rec. gar nichts zu erinnern. Ob nicht das Studium der alten Aerzte einen etwas zu grosen Raum einnimmt, möchte man wohl mit Recht fragen. Unsere jungen Sophisten werden damit besonders unzufrieden seyn, da sie sich gewöhnt haben, in *Schelling* ihren *Hippokrates* und *Plato*, in *Görres* und *Troxler* ihren *Galen* und *Celsus* zu finden.

OEKONOMIE.

ERFURT, in d. Hennings. Buchh.: *Die ökonomische Hausmutter*, oder *praktischer Unterricht in der Oekonomie, Hauswirthschaft, Kochkunst, Zuckerbeckerey und Kellerey, für deutsche wirthliche Weiber und Mädchen.* Bearbeitet und herausgegeben von Freundinnen ökonomischer (!) Wirthschaftlichkeit. *Erster* Band. 1803. 328 S. *Zweyter* Band. 1803. 292 S. *Dritter* Band. 1804. 514 S. 8. (3 Rthlr.)

Wenn die Herausgeberinnen echte ökonomische Wirthschafterinnen wären: so würden sie nicht mit die-

dieſem aus 20 andern Schriften geſammelten Recepten ſo viel Papier verſchwendet haben. Unſere Frauen und Töchter beſitzen ja bereits eine ganze Bibliothek Kochbücher, die alle mögliche Küchenrecepte, von der Bierſuppe an bis zur Schnepfendreckpaſtete enthalten; wozu alſo noch dieſe neue Sammlung, die für die Leckermäuler nicht einmal etwas Neues enthält? Zum Beweiſe iſt eine kurze Inhaltsanzeige hinreichend. Im *erſten* Bande werden Suppen und Kalteſchaalen; Gemüſe und Vorkoſten; gekochte, gedämpfte, fricaſſirte Fleiſchſpeiſen; Saucen; Fiſche; Paſteten; Braten; Würſte und Auflagen auf Gemüſe; Puddings und Klöſse; Eyer- Mehl- und Milchſpeiſen, Cremen und Muſe, von allen möglichen Arten behandelt. — Der *zweyte* und *dritte* Band iſt ein alphabetiſches Verzeichniſs von Pflanzen, Thieren, Fiſchen, Vögeln, Getränken, die in Küche und Keller zur Nahrung der Menſchen zubereitet, aufbewahret und auf dieſe und jene Weiſe als Dauerſpeiſe zum Genuſs gebraucht werden können. So z. B. wird bey *Aal* geſagt, auf wie mancherley Weiſe er zubereitet werden kann, dann wie er als Dauerſpeiſe marinirt und geräuchert wird. Im Artikel *Bier*, wird auf 35 Seiten die ganze Procedur des Malzens und Brauens erzählt, auch nicht vergeſſen, ſilberne Löffel bey Gewittern in das gährende Bier zu legen; zum Beweiſe, daſs man auch, mit dem Guten, Alfanzereyen ſammelte. *Brod* und *Eſſig* erfodern wiederum jedes 18 Seiten. Angehängt iſt dem *dritten* Bande: 1) Die Gemüſe in Kellern, Gruben, Gewölbern aufzubewahren. 2) Obſt zu trocknen. 3) Das Gemüſe zu trocknen, nach *Eiſens* Vorſchrift. 4) Gartenfrüchte einzumachen. 5) Das Schlachten der Schweine, des Rindviehes, der Schafe und Hammel. 6) Das Mariniren, Einpöckeln und Räuchern der Fiſche. — Dieſem Buche müſſen wir nun gleich folgendes beyfügen:

Ebendaſelbſt: Die ſorgſame Köchin, oder *die Kunſt, alles, was Küche, Keller und Speiſegewölbe von Nahrungsmitteln umfaſst, für die gröſstmöglichſte Dauer geſchickt zu machen und zu bereiten*, als: *alle Gewürzkräuter, Gemüſe- und Obſtarten friſch zu erhalten, zu trocknen und einzumachen; alles Fleiſch, Wildpret, Geflügel und Fiſche friſch zu erhalten, einzuſalzen, zu räuchern* u. ſ. w. *Erſter* Theil. 1804. 292 S. *Zweyter* Theil. 1804. 514 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſe *zwey* Theile ſind nichts anders, als der *zweyte* und *dritte* Band der vorhergehenden *ökonomiſchen Hausmutter*, die vom Verleger bloſs dieſen neuen Titel erhalten haben. Dieſer Kunſtgriff der Verleger, ihren Schriften nach einiger Zeit ein andres Aushängeſchild zu geben, wodurch das Publikum offenbar hintergangen wird, ſcheint immer mehr überhand zu nehmen, und verdient daher um ſo lauter gerüget zu werden. Aber die Henningſche Buchhandlung macht es noch ärger: denn ſie giebt ihren Verlagswerken gar *drey* Titel:

Ebendaſelbſt: Neues ökonomiſches Kochbuch, oder *Unterweiſung ohne alle Vorkenntniſſe jede Art von Speiſen gut und auf verſchiedene äuſserſt wohlfeile Art zu bereiten.* Mit beſtändiger Rückſicht auf diejenigen, ſo auf dem Lande wohnen. *Erſter* Theil. 1804. 328 S. *Zweyter* Theil. 1805. 392 S. *Dritter* Theil. 1805. 514 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieſs iſt nun die ganze obgedachte, aus *drey* Bänden beſtehende, *ökonomiſche Hausmutter*, deren *erſter* Band nur zwey, der *zweyte* und *dritte* Band aber drey verſchiedene Titel hat, und wovon keiner eine neue Auflage ſeyn kann da Seitenzahl und alles andre ganz zuſammen ſtimmt. Doch iſt der Verleger noch ſo billig, ſeine dreyköpfige Geburt ſpäter um einen geringern Preis zu geben.

TECHNOLOGIE.

PYRMONT, in d. Hellwing. Hofbuchh.: *Das Ganze des Schornſteinbaues*, oder die Kunſt den Rauch in den Schornſteinen auf die zweckmäſsigſte Art fortzuleiten, das Anbrennen der Schornſteine zu verhüten, ein ausgebrochenes Feuer in denſelben ſchnell zu löſchen und ſie ſehr leicht zu reinigen, von *Johann Heinrich Moritz Poppe*, Schwarzburg-Sondershauſiſchem Rathe u. ſ. w. 1804. 170 S. 8. (12 gr.)

Ein ſo wichtiger Theil unſerer Häuſer- Baukunſt, als die Anlage guter Schornſteine iſt, verdiente allerdings eine ſolche ausführliche Behandlung, als er in der vorliegenden Schrift erhalten hat. Bau- Verſtändige und Hausbeſitzer werden ſie nicht ohne Belehrung und Dank aus der Hand legen: denn ſie werden durch den Vf. auf die mancherley theils phyſiſchen, theils localen Urſachen des Rauchens der Schornſteine aufmerkſam gemacht; ſie lernen einſehen, ob und wo und wie weit die von Zeit zu Zeit vorgeſchlagenen mancherley Formen und Conſtructionen der Schornſteine ihre Dienſte leiſten können; ſie lernen das Brauchbare von dem Unnützen in dieſem Fache unterſcheiden. Alles iſt hier vom Vf. mit gründlichem Nachdenken und mit prüfender Beurtheilung behandelt. Und da die Erfahrung lehrt, daſs beym Löſchen brennender Schornſteine oft ſehr unzweckmäſsig und zum Nachtheil des Gebäudes verfahren wird: ſo war es verdienſtlich, daſs der Vf. auch dieſen Gegenſtand mit eben der kalten Vernunft prüft und das Nachdenken des Leſers auf das wirklich Zweckmäſsige hinleitet. Endlich hat er auch mit menſchenfreundlicher Berückſichtigung Mittel zur Reinigung der Schornſteine vorgeſchlagen, die aber in der Ausführung noch erſt näher geprüft werden müſſen, wiewohl ſie das Gepräge der Ausführbarkeit und Einfachheit an ſich tragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Junius* 1806.

PHILOSOPHIE.

GENF, b. Paschoud: *Essais de Philosophie, ou Etude de l'esprit humain*, par *Pierre Prevost*, Professeur de Philosophie à l'academie de Genève. Suivis de *quelques opuscules de feu G. L. Le Sage*, Corresp. de l'Acad. des Sciences, de l'Institut nat. An XIII. (1805.) *Tome I.* XXVII u. 334 S. *Tome II.* 335 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die Philosophie, sagt Hr. *Prevost* in der Vorrede, studiert die Natur. Die Natur der Körper ist der Gegenstand der Physik; die Natur des menschlichen Geistes das Object einer andern Wissenschaft, deren Name noch nicht fest bestimmt ist. Ein Theil beschäftigt sich mit der Analyse der Geistesvermögen, ein anderer mit den Regeln des Denkens. Dieses ist die Logik, welche zwar offenbar in dem ersten Theile mit begriffen ist, aber doch wegen der Wichtigkeit ihres Studiums, die eine ausführliche Entwickelung nothwendig macht, als eine besondere Wissenschaft betrachtet werden muss. Aus demselben Grunde muss auch die Philosophie des menschlichen Geistes aus der Moral eine besondere Wissenschaft machen. Die gegenwärtigen Versuche haben nicht diese, sondern die Logik zum Augenmerk. Die Logik hat mich bisher mehr beschäftigt, als die Moral, theils wegen ihres Einflusses auf die Physik, die ich aus Neigung und Pflicht cultivire, theils weil sie in einem unmittelbaren Verhältniss zu der Analyse der Geisteskräfte steht, auf welche erst die Analyse der Willenskräfte folgen kann." Aus dieser Stelle erhellt der Gesichtspunkt und Zweck des Vfs. bey diesen Versuchen. Sie sind nichts anders, als ein in Aphorismen abgefasstes Lehrbuch über die Logik, mit vorausgeschickter Psychologie, welche nach des Vfs. Ansicht der Logik zur Grundlage dienen muss, und ohne deren Beyhülfe sie nichts anders als ein sehr wenig befriedigendes empirisches System seyn würde; ein Lehrbuch, welches mehr angewandte, als reine Logik enthält, und in welchem man tiefe Untersuchungen vermissen wird, aber doch einen hellen Blick, Klarheit und Deutlichkeit der Gedanken in einem richten, ungeschmückten Vortrage und ein reines Interesse für Wahrheit findet. Da indessen französische Werke der Art selten zur Kenntniss der Deutschen gelangen: so halten wir eine etwas nähere Anzeige desselben nicht für überflüssig.

Der *erste* Theil enthält die Analyse der Geistesvermögen, die aber mehr beschreibend, als erklärend ist, und sich darauf einschränkt, die beobachteten Erscheinungen treu darzustellen. Sich in den Gränzen ausgemachter Thatsachen zu halten, nichts aufzunehmen, was etwa noch zweifelhaft seyn könnte; dieses war das Gesetz, welches sich der Vf. dabey vorschrieb. Uebrigens geht er dabey denselben Gang, den *Ferguson* in seiner Moralphilosophie befolgt; er fängt mit einigen gemeinsamen Erscheinungen der menschlichen und thierischen Natur, mit der Organisation, den Sinnen und Trieben der Thiere an, vergleicht dann die thierische und menschliche Natur mit einander; betrachtet darauf den Menschen als geselliges Wesen überhaupt, den Ursprung der Gesellschaft, den Zustand der Rohheit, der Barbarey und der bürgerlichen Cultur, die menschliche Thätigkeit, Künste und Sprache. Das *zweyte* Buch, von den ersten Aeusserungen des Denkens, handelt von dem Ursprung aller *Ideen* aus den Sinnen, und von den Formen, welche sie in dem denkenden Geiste annehmen, Raum und Zeit, und den Kategorieen. Hier wird *Kant* ausdrücklich genannt. Nach der Erklärung, nichts als ausgemachte Thatsachen aufzunehmen, und nach der Aeusserung von *Kants* Philosophie, Vorr. S. XII., sie sey *maintenant connue en France par des abrégés assez clairs et assez bien faits, pour qu'on en puisse juger. Il ne semble pas que les esprits y soient disposés à l'accueillir*, hätte man dieses nicht erwartet. Dagegen muss es nicht wenig befremden, wie der Vf. beide Sätze: alle Ideen entspringen aus den Sinnen; und: alle Ideen nehmen gewisse Formen von dem Erkenntnissvermögen an, so friedlich als ausgemachte Sätze der Erfahrung neben einander stellen; es befremdet noch mehr, wie er überhaupt eine empirische Darstellung der Erscheinungen des Erkenntnissvermögens mit einem entscheidenden Urtheil über den Ursprung der Vorstellungen anfangen konnte. Allein man wird bald inne, dass er die Kantische Idee nur als eine seiner Ueberzeugung entgegengesetzte Behauptung historisch und problematisch anführt. Denn in dem zweyten Theile des zweyten Buchs untersucht er, wie die Vorstellung von der Ausdehnung durch die Sinne, und durch welchen Sinn insbesondere entstehe, wobey er *Condillacs* und *Destutt de Tracy's* Resultate giebt, welche immer die Materie und Form der Anschauung mit einander verwechseln. Er drückt sich aber dabey mit grösster Bescheidenheit und Behutsamkeit aus. *En reconnaissant que nos idées viennent des sens, on éprouve quelque difficulté à tracer l'origine de celle d'étendue. Nous venons de voir un philosophe qui tranche cette difficulté, en présentant l'idée de l'espace comme une forme primitive de notre sensibilité. Quelques Psychologistes ont mieux espéré de leurs recherches. Et en général, depuis*

Locke, les philosophes etrangers au Kantianisme, ont cru pouvoir expliquer comment, et par quel sens, nous jugeons qu'il y a des objets exterieurs. — Verbindung der ersten Empfindungen mit gewissen organischen Bewegungen nach *Bonnet.* — Allgemeine Eintheilung der ursprünglichen Vermögen des Menschen. Das *dritte* Buch handelt von der Empfindung besonders. Er unterscheidet die physische und moralische Sinnlichkeit, und bey jener die äussern und innern Empfindungen; die letzten sind solche, welche kein äusseres Organ haben, als Hunger, Kälte, Wärme! Von den Organsinnen überhaupt, und besonders wird ausführlich gehandelt vornehmlich vom Gehör, Gesicht und Gefühl; S. 88. sagt er: man sieht durch das Auge nur zwey Dimensionen, mit andern Worten, keine Entfernung der Objecte von dem Auge. Wir geben den letzten Satz zu, wenn von unmittelbaren Vorstellungen des Gesichtsinnes die Rede ist; können aber nicht einsehen, wie er aus dem ersten Satze folgen, oder gar identisch mit demselben seyn solle. Nähmen wir auch nicht blofs Flächen, sondern Körper durch das Gesicht wahr: so würde dadurch der zweyte Satz keineswegs umgestofsen. Man kann den Abstand, die Entfernung von Flächen und Körpern, nicht sehen, sondern aus den Empfindungen des Gesichts wie des Gefühls schliefsen — ein Factum, welches durch das Beyspiel von *Cheseldens* Blinden und mancherley optische Täuschungen nicht umgestofsen wird. Dieses giebt der Vf. auch selbst an S. 98. Von dem Gesetz der Projection und dem Einfachsehen mit zwey Augen. *Viertes* Buch: Von den Geistesvermögen. Sie werden in *einfache*, Gedächtnifs, Einbildungskraft, Abstraction, Verbindung, Association der Vorstellungen, Aufmerksamkeit, und in *zusammengesetzte*, Genie und Geschmack, abgetheilt, und in derselben Ordnung abgehandelt. Aber warum wird das Verstandesvermögen ganz übergangen? Die Logik füllt diese Lücke aus. *Fünftes* Buch: Von dem Begehrungsvermögen. Der Vf. sagt *facultis actives*. Die Bewegungsgründe des Willens theilt der Vf. ein in vernünftige und unvernünftige; unter den letzten begreift er die Instincte, die animalischen Begierden *(appetits)*, die Begierden, deren Gegenstand kein körperliches Bedürfnifs, sondern ein lebloses Object ist, als das Verlangen nach Erkenntnifs, der Geselligkeitstrieb und der Ehrtrieb *(desirs)*; endlich Begierden, deren Object das Wohlseyn oder Uebelseyn eines lebenden Wesens, unserer Selbst, oder anderer Wesen unserer Art ist *(affections)*. Die vernünftigen Beweggründe beziehen sich entweder auf den Nutzen oder auf die Pflicht; die letzten sind uneigennützig. Das *sechste* Buch enthält eine ausführliche Entwickelung der Theorie des Sehens, und der Einbildungskraft, um an diesen beiden Beyspielen zu zeigen, welchen reichhaltigen Stoff die kurzen Sätze des obigen Abrisses enthalten. In dem ersten Versuche bemüht sich der Vf., *Reids* Gesetz der Projection als das einzig richtige zu beweisen, und die dagegen gemachten Einwendungen zu heben oder mit der Theorie zu vereinigen. Der zweyte Versuch enthält *Dugald Stewarts* Theorie der Einbildungskraft, nebst einer klaren Uebersicht der so sehr abweichenden Begriffe der berühmtesten neuern Denker von der Einbildungskraft und ihrem Verhältnifs zum Gedächtnifs. Die neuern Versuche der Deutschen, in die Theorie der Einbildungskraft mehr Licht zu bringen, scheint der Vf. nicht zu kennen. Dennoch ist seine Darstellung der verschiedenen Begriffe und der Gränzbestimmungen interessant, und zumal für Franzosen lehrreich, weil sie das Bedürfnifs einer gründlichen Untersuchung einleuchtend macht. Diese wird zwar durch die folgende Theorie *Stewart's* nicht entbehrlich; aber sie ist doch durch interessante Beobachtungen und Benutzung derselben zur Erklärung mehrerer Erscheinungen lehrreich. *Stewart* unterscheidet *mental Conception* und *Imagination* beynahe eben so, wie *Platner* Phantasie und Einbildungskraft. Die Ursache, warum Vorstellungen des Gesichts leichter reproducirt werden, als Vorstellungen von Tönen oder Gerüchen, setzt er darin, dafs die ersten immer zusammengesetzt sind, die letzten weniger Mannichfaltigkeit enthalten. Daher kann man eine Reihe von Tönen leichter erneuern, als einen einzelnen, isolirten Ton. Ueber die mit den Vorstellungen der Einbildungskraft verbundene Ueberzeugung von der Wirklichkeit ihrer Gegenstände kommen feine Reflexionen vor. Der Vf. ist geneigt, dieselbe als unzertrennlich von jeder Einbildung zu betrachten, jedoch so, dafs sie nur augenblicklich ist, und sogleich durch die Reflexion über die willkürliche Gewalt, mit welcher wir die Bilder hervorbringen und entfernen können, verschwindet. Daher die Täuschung des Traumes. In diesem Zustande erscheinen und verschwinden die Bilder, ohne dafs ihre Folge durch Willkür bestimmt ist. Wir halten sie also für Vorstellungen eines Wirklichen, so wie wir in dem Wachen die Empfindungen auf Objecte beziehen, weil sie sich unwillkürlich aufdrängen und fortdauern. Daher hängt auch oft der Wahnsinn von dem Mangel des Vermögens, die Folge unserer Gedanken willkürlich zu bestimmen, ab. Ueberhaupt ist dieser Aufsatz sehr reichhaltig an feinen Bemerkungen über die Wirkungen und Folgen der zügellosen und der gehörig beherrschten Einbildungskraft, und über die gehörige Diät und Disciplin dieses Vermögens.

Der *zweyte* Band beschäftigt sich mit der Logik. Man würde sich aber sehr irren, wenn man hier eine Entwickelung der Gesetze des formalen Denkens suchen wollte. Nicht sowohl die allgemeine reine, als die angewandte Logik macht den eigentlichen Gegenstand dieses Werks aus. Sie zerfällt in *drey* Bücher. Das *erste* handelt von der *Wahrheit*; das *zweyte* von der *Methode*; das *dritte* von dem *Irrthum*. Man ist im Besitz der Wahrheit, sagt der Vf. S. 1., wenn man bejahet, was ist, und verneinet, was nicht ist. Wahrheit ist also nur in den Urtheilen enthalten. Die Wahrheit ist *bedingt* oder *absolut*. Das Merkmal der bedingten Wahrheit ist die Identität zwischen dem Princip und den Folgerungen. Die absolute Wahrheit hat nicht ein und dasselbe Merkmal. Wir erkennen sie durch

urch directe und indirecte Mittel. „Die directen Mittel, welche man auch unmittelbare Merkmale dieer Art von Wahrheit nennen kann, sind 1) das *innere Gefühl*, welches uns die Wahrheit folgender und ähnlicher Sätze verbürgt: *ich will; ich denke.* 2) Die *Sinne: dieser Gegenstand ist außer mir; dieser Körper ist tönend.*) Die *Erinnerung: ich habe gesehen, gehört.* Die indirecten Mittel oder mittelbaren Merkmale der absoluten Wahrheit sind 1) das *Zeugniß;* 2) die *vorausgesetzte Aehnlichkeit zwischen dem Bekannten und Unbekannten*, worauf sich alle aus der Erfahrung abgeleiteten allgemeinen Urtheile, und vorzüglich alle Bestimmungen der Zukunft gründen, als: *die Sonne wird Morgen aufgehen; die Körper sind schwer.*" Worauf sich eigentlich die Zuversicht gründet, mit welcher wir solche allgemeine Erfahrungsurtheile aussprechen, ist eine schwierige Untersuchung. Der Vf. übergeht sie als nicht unumgänglich nothwendig für die Analyse des Raisonnements. Nur so viel, sagt er, ist leicht zu bemerken, dass jeder Gebrauch des Erkenntnissvermögens bey der Ueberzeugung jener Urtheile Abstraction und Association vorausetzt; ob aber beide alles vollkommen erklären, ist, wie er sagt, eine andere Frage, von deren Untersuchung er ebenfalls absteht. Die Aehnlichkeit ist entweder nahe oder entfernt. Die erste gewährt alle allgemeine Resultate oder Erfahrungswahrheiten, die zweyte heisst Analogie, und ist eigentlich eine Methode, welche mit Vorsicht anzuwenden ist. Die Vollständigkeit der Erkenntnissmittel der absoluten Wahrheit sucht der Vf. durch folgende Eintheilung zu beweisen. Das Object, worüber ich urtheile, ist entweder da, wo ich bin, oder wo ich nicht bin. In dem ersten Falle ist es entweder in mir, oder ausser mir. In dem zweyten Falle ist es entweder da, wo ich gewesen bin, oder wo ich nicht gewesen bin, aber andere gegenwärtig waren!! Da die Wahrheit gewiss oder wahrscheinlich ist: so handelt der Vf. in besondern Theilen von der *Gewißheit* und von der *Wahrscheinlichkeit.* In dem *ersten* Theile, von der Gewissheit, kommt sehr wenig vor, was den formellen Verstandesgebrauch betrifft; der Vf. beschäftigt sich mehr mit den Wissenschaften, deren Wirkung die Gewissheit ist. Hierbey mancherley Eintheilungen der Wissenschaften, *Baco's* genealogischer Stammbaum derselben, nebst einigen richtigen Bemerkungen, und des Vfs. eigne Classification, welche einige Fehler des *Baco* vermeidet, aber dagegen andere, vorzüglich den hat, dass sie nicht systematisch ist. Geschichte und Philosophie sind die beiden Haupteintheilungen. Wir geben die Untereintheilungen der Philosophie zur Probe. 1) *Philosophie raisonnement par Mathematiques*, 2) *de raisonnement mixte. Nature corporelle, incorporelle. Philosophie des corps. Philosophie naturelle proprement dite ou Physique raisonnée. Philosophie des esprits. Esprit humain. Autres esprits. Philosophie de l'esprit humain. Analyse de ses facultés (ou Psychologie). Logique, Morale. Theorie des arts mechaniques — liberaux. Theorie du langage, critique* etc. *Philosophie des autres êtres* (sollte als Gegensatz von *esprit humain*, *esprits* heissen). *Philosophie generale des êtres et de l'univers. Science transcendantante. Theologie (mêlée d'autorité et d'operations de l'esprit).* Da die Gewissheit unmittelbar oder mittelbar ist: so handelt der Vf. von der Evidenz, vorzüglich von Axiomen, und dann von der Demonstration. Axiome sind allgemeine Sätze von unmittelbarer Gewissheit. Er stellt eine Tabelle von Axiomen auf, und bestimmt ihren Gebrauch in den Wissenschaften, welcher darin besteht, dass sie die Stelle von Definitionen und Lehrsätzen vertreten. Sie können eigentlich als Hypothesen betrachtet werden, die man annimmt, um das Folgende zu beweisen; man könne auch die Moral nach einem hypothetisch angenommenen Principe behandeln. Die ganze Lehre gehörte also eigentlich in die Lehre von der Methode. Hier ist eine Probe von der Tafel der Axiomen. Die Axiome beziehen sich entweder auf die verschiedenen Arten der Gewissheit, oder auf ein besonderes Object, das man vor Augen hat. Die ersten sind entweder besondere oder gemeinsame. Zu der ersten Classe gehören folgende: *a*) Für den innern Sinn: *Ich bin ein beharrendes Wesen, und werde durch mannichfaltige Eindrücke modificirt.* *b*) Für die äussern Sinne: *Was die Sinne klar bezeugen, ist.* *c*) Für das Gedächtniss: *Was das Gedächtniß klar bezeuget, ist gewesen.* *d*) Für das Zeugniss: *Die Sprache* (der Gebehrden oder auch jede andere) *kündigt Gedanken an.* *e*) Für die Erfahrung: *Die Gesetze der Erfahrung sind unveränderlich.* Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Classification, die sich von selbst darbieten. Wer wollte sich nicht einer solchen Freygebigkeit erfreuen, durch welche alle unsere Erkenntnis in lauter Axiome (!) verwandelt werden kann. Der Abschnitt von der Wahrscheinlichkeit ist sehr ausführlich; doch betrifft er hauptsächlich die mathematische Wahrscheinlichkeit. Das *zweyte* Buch, von der Methode, ist besonders reichhaltig an nützlichen Regeln. Es handelt von der Methode überhaupt, worunter der Gebrauch der dem Menschen möglichen Mittel zur Erforschung der Wahrheit verstanden wird; dann besonders von den Methoden der Erfindung mit besonderer Rücksicht auf die blos raisonnirenden, und auf die Erfahrungswissenschaften überhaupt, und in Beziehung auf einzelne, in dieselbe einschlagende Fragen; endlich von der Benutzung des mündlichen und schriftlichen Unterrichts, und von der Kunst des Unterrichts. Es fehlt uns nicht an deutschen Werken, worin alles dieses schon besser geleistet worden ist. Indessen haben diese Versuche noch durch die bestimmte Rücksicht auf die Anwendung, besonders auf Erfahrungsgegenstände, ihren eigenthümlichen Werth. Besonders gilt dieses von den im Anhange befindlichen Abhandlungen des berühmten *Le Sage*, über die Methode der Hypothese und der Ausschliessung, nebst einer kurzen Geschichte der letzten, welche der zweyten Abhandlung zur Einleitung dient. Diese Methode ist nichts anders, als eine Art von Induction, wo man nach vollständiger Aufzählung der Fälle, und Ausschliessung der unmöglichen oder unwahrscheinlichen, einen bestimmten Erfahrungssatz bildet. Dieser Gegen-

genstand kann, ungeachtet der lehrreichen Bemerkungen des Vfs., von einem logischen Kopf noch mit weit mehr Präcision und erschöpfender Gründlichkeit bearbeitet werden. Hr. *Prevost* kündigt eine Sammlung der nachgelassenen Aufsätze dieses Gelehrten an, wovon diese Abhandlungen eine Probe sind.

ZWICKAU u. LEIPZIG, b. Schumann: *Moral und Recht sind Eins*, oder *Grundlinien zur ersten Rechtsmoral in der Welt.* Von *J. G. Heynig.* 1803. 271 S. 8. (18 gr.)

Diese Grundlinien sind vornehmlich für die Modificirung der Gesetzesverfassung mancher Länder bestimmt, und darum auch wohl dem Hn. *Minister von Montgelas* dedicirt. Der *erste* Satz in denselben ist: Es giebt Gutes und Böses, Recht und Unrecht in der Welt, weil gute und schlechte Menschen zugleich auf unserer Erde leben. Der *zweyte* Satz ist: Menschen und Völker werden nicht recht behandelt oder belehrt und unterrichtet, indem man ihnen zu wenig von Rechtsgesetzen und Zwangspflichten, und zu viel von Religion und Moral vorpredigt, und indem man Gott mehr als ein gütiges und liebreiches Wesen vorstellt, aber weniger als ein gerechtes, strenges und unerbittliches Wesen. Der *Hauptsatz* ist endlich: Es giebt und gab niemals und nirgends einen sogenannten *Naturstand* der Menschen und der Völker; es giebt und gab niemals und nirgends ein sogenanntes *Naturrecht;* es giebt und gab niemals und nirgends einen sogenannten *ursprünglichen Contract* einer Gesellschaft. Alle Menschengesellschaften und Staaten in der Welt haben sich mit einem Paar; also mit einer Gesellschaft angefangen. Hieraus wird gefolgert, dass der Staat das *Recht* habe, einen Mörder hinrichten zu lassen; weil der Mörder sich das *Unrecht* herausgenommen habe, einen Bürger todt zu schlagen. Das *Recht* ist die Bestimmung dessen, was dem Menschen, als solchen, zu *thun* obliegt. Die *Rechts-* und *Gesetzesformel* heisst unter mehrern angegebenen auch so: Jeder soll und *muß schlechterdings* nach *Recht* und *Gewissen* handeln. Die *Gesetzesentstehung* stellt sich der Vf. so vor: anfänglich mögen sich wohl die Menschen *eine geraume Zeit hindurch* in ihren kleinen Staaten und Gesellschaften *gut* und *friedlich* mit einander vertragen haben, dies lag in der Natur der Dinge; erst als Kriege und Feindseligkeiten in der Völkerwelt einrissen, da verfiel man auf bessere Staatseinrichtungen und Gesetzgebungen. In allen einfachen Staaten war (anfänglich) die *Gesetzesexecution* (d. h. die Vollziehung der *Criminalgesetze*) jedem Mitglied der Gesellschaft selbst überlassen! erst als jene *Kriege* entstanden, eigneten sich die *alleinigen gebietenden Herrn die Execution der Gesetze* zu. Rechtsmoralische Lehren und Grundsätze sind: Jeder soll dem Andern das Seine lassen, und Keiner den Andern weder an seinem Leibe, noch an seinen Sachen verletzen. Speciellere Untersuchungen über die Rechtmässigkeit der Todesstrafen heissen folgende Behauptungen: Die Einrichtung und Anordnung von einer *mittelbaren Gesetzesexecution* durch *Obrigkeiten* kann nur gültig und zulässig seyn, wenn und wiefern die Obrigkeit jeden Rechtsschänder und Missethäter auf *die nämliche Art, so schnell und ohne viele Umstände*, und *so ohne alles Ansehen der Person und ohne Rücksicht* bestraft, wie es jeder Beleidigte selbst bey der Bestrafung seines Beleidigers gethan haben würde und müsste. Nun will Hr. *H.* Grundsätze zur völligen Entscheidung in der Lehre von den Todesstrafen angeben. Rec. findet aber blos eine Anwendung der eben angegebenen Grundsätze auf einzelne Fälle, als Beyspiele. Unter der Ueberschrift: Gründe zur Bestrafung der Verbrecher nach dem Grundsatz: *Gleiches mit Gleichem*, wird diese Anwendung fortgesetzt und mit acht Gründen belegt. Da man aber nicht immer nach dem *jus talionis* verfahren könne, so könne man bey Bestrafung der Verbrecher *Surrogate*, oder Surrogatsstrafen anwenden, zumal da in unsern Zeiten die hohe Cultur die Menschen einander so ungleich gemacht habe, dass man nicht einmal nach dem *Naturgesetz*: *Gleiches mit Gleichem*, immer verfahren könne. Die nähere Beurtheilung und Bestimmung der Strafe für Mord und Todschlag zeigt nun: 1) dass es kein *wahres vollwichtiges Surrogat und Aequivalent* für die Todesstrafe giebt; 2) dass durch die Anwendung eines unzureichenden Surrogats bey Bestrafung der Mörder dem Rechtsgesetz und dem *Gemordeten* nicht genug gethan wird; und dass folglich jeder Mörder und *Lebenszerstörer* eines Menschen *ohne Ausnahme* und *ohne Umstände* mit dem Tode bestraft werden muss. Es folgen nun hieraus *acht* unumstösliche Beweise dafür, dass jeder *Mörder* und *Lebenszerstörer* eines Menschen *wollen* müsse, *daß ihm das Leben wieder genommen werde!* In den Schlussbemerkungen und Erläuterungen sagt der Vf. noch, dass seine Schrift: die gerettete Rechtmässigkeit der Todesstrafen, als Einleitung zu dieser angesehen werden kann. Er bestätigt sodann den Einwurf: dass auf diese Art der Mord durch einen andern Mord bestraft werde. — Man sieht aus dieser Darstellung der Ideen und des Gedankenganges die Unbekanntschaft des Vfs. dieser Schrift mit den Ideen der reinen Rechtslehre. Ihm sind der *Naturstand*, das *Naturrecht*, der *ursprüngliche Contract*, Begriffe von Erfahrungsgegenständen, deren Daseyn er läugnet, und vom wesentlichen Unterschiede zwischen *ethischen* und *juridischen* Begriffen weiss er nichts. Das Ganze ist in einem unreinen Deutsch und trivialen Stil geschrieben, und Ausdrücke, wie das *Gesitte*, eine Schlange im *Moos*, *brutalisiren* und *humanisiren* statt als Thier und als Mensch handeln, sind nicht selten.

Werke über die Kriegsbaukunst, besonders berühmt. Der Kardinal *von Richelieu* zieht Pompejus Targon, durch die Belagerung von Ostende (1604.) merkwürdig, nach Frankreich; und hier entwickelt er bey der Belagerung von La Rochelle seinen grossen Erfindungsgeist. Ein Deutscher, Namens Claevelt, der mit *Targon* diente, war der erste, der in La Rochelle, obgleich fruchtlos, Bomben warf. Nach ihm bringt Maltus aus Holland die Kunst, Bomben zu werfen und macht zuerst in der Belagerung von La Motte (1634.) davon Gebrauch. Fabre und Lafontaine zeichnen sich ebenfalls aus, und hinterlassen beide einige Werke über die Kriegsbaukunst. Während dieser Regierungsperiode vervollkommnen de Ville und Fabre den Relief und die Trace der Festungen, und unterwerfen beides einer Lehrmethode. In den Belagerungen werden die Circumvallationslinien besser angelegt und durch starke Forts und zwischen diesen liegenden intermediären Redouten gedeckt. Die Trancheen werden zweckmäfsiger angelegt, und de Ville schlägt lange bedeckte Sappen vor, die man auf der kürzesten Linie nach der Festung hin leiten sollte. Man bedient sich zum Grabenübergang der Faschinen und Flöfse, und die Mineurs nähern sich den Mauern auf Brücken von Rohr. Man fängt auch an, die Bréche mit Kanonen zu legen; allein sie werden noch jedesmal durch die Mineurs vorbereitet und vollendet. Die Mineurkunst erweitert sich u. dgl. m.

Fast alle folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Regierung *Ludwig's XIV.* Einen fernern Auszug leiden sie aber wegen der Reichhaltigkeit ihres verhältnifsmäfsig auch mehr bekannten Inhalts nicht. Rec. kann aber versichern, dafs er sie alle sehr interessant und belehrend fand. Dieſs gilt auch von den angehängten Noten, von denen besonders die neunte, welche Bemerkungen über *Vauban* und dessen Arbeiten, wie auch das Verzeichnifs seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften enthält, sehr interessant ist.

Rec. beschliefst die Anzeige dieses auch schön gedruckten Werks, welches mit Recht als Handbuch einen Platz in der Bibliothek eines jeden Artilleristen, Ingenieur- und Generalstabsofficiers, ja eines jeden andern, der sich mit etwas mehr als dem Garnisondienst beschäftigt, zu empfehlen ist, mit dem Wunsche, dafs es die Veranlassung zu einem ähnlichen umfassendern Werke über die Geschichte des Genie-Corps aller Armeen werden möge.

PARIS, b. Magimel: *Ordonnance provisoire sur l'exercice et les manoeuvres de la Cavalerie*, redigée par ordre du ministre de la guerre. Du 1er Vendémiaire an XIII. Ein Band Text, XXIII u. 497 S. kl. 8. und 4 Tabellen mit Signalen, nebst einem Bande unter gleichem Titel, enthaltend 126 Kpfr. und ein Inhaltsregister. (3 Rthlr. 8 gr.)

In einem dieser Ausgabe vorgedruckten und an sämmtliche Obersten der Cavallerie gerichteten Briefe des Kriegsministers Berthier sagt derselbe, dafs er diese provisorische Ordonnanz nach den *Manoeuvres des troupes à cheval* habe bearbeiten lassen. Er fordert sie auf, die in dieser Ausgabe aufgestellten Principien genau zu befolgen; ihm aber zugleich die als Folge der Erfahrung gemachten Bemerkungen mitzutheilen. Das einem jeden Cavallerie-Corps mitgetheilte Exemplar dieses Reglements soll in dem Archive desselben niedergelegt, und alle übrigen Reglements und Ordonnanzen, die Manoeuvres der Cavallerie betreffend, sollen von nun an für null und nichtig erklärt werden. Aus dem diesem Briefe folgenden Bericht an den Kriegsminister Berthier von Seiten der verschiedenen General- und andern zur Abfassung dieser Ordonnanz ernannten Stabsofficieren, ergiebt sich, dafs diese Commission ihrer Arbeit besonders die Ordonnanz vom Jahre 1788. zum Grunde legte. Es erschien zwar vor mehrern Jahren — heifst es ferner — eine mit Kupfern versehene Instruction bey Magimel — (1803. f. A. L. Z. 1805. Nr. 336.); allein da dieses Buch mehrere Fehler, falsch berechnete und selbst unnütze Bewegungen enthielt, und leider die meisten Cavallerie-Corps diese falschen Grundsätze in Ausübung gesetzt hatten: so war die Revidirung, Verbesserung und gleichmäfsige Einführung dieser Ordonnanz durchaus nothwendig geworden. — Dieser Bericht ist von den Divisionsgenerälen: Louis Bonaparte, Canclaux, Nansouty, dem Obersten Maurice und dem Adjutant-Commandant Curto unterschrieben. Die übrigen Mitglieder dieser Commission: die Generale Bourcier, Hautpoul, Klein, Kellermann, Ordener und der Oberst Marx, konnten wegen Abwesenheit nicht unterschreiben.

Die getroffenen Veränderungen und hinzugekommenen Zusätze sind nicht bedeutend. So hat z. B. die *Reiter-Schule* nur einige Veränderungen in Ansehung der Handgriffe mit dem Bajonett, bey den Jägern und Husaren, wie auch in Betreff der Instruction für die abgesessenen Dragoner erlitten. Bey letztern wird der Leser auf die Infanterie-Ordonnanz verwiesen. — Die *Escadron-Schule* hat im Vergleich mit der Ordonnanz vom J. 1788. nur in Rücksicht der successiven Dublirung und Dedublirung, und im Titel der Manoeuvres einige Veränderung erlitten. — *Manoeuvres* heifsen in dieser Ordonnanz alle diejenigen Bewegungen, die ein Regiment macht; *Linien-Evolutionen* aber nur solche, die durch mehrere Regimenter ausgeführt werden. — Weil nun die Dragoner ihrer ersten Einrichtung nach absitzen, und dem Wunsche des Kaisers gemäfs zu Fufs ein Bataillon formiren sollen: so ist die Vorkehrung getroffen worden, dafs ein Regiment, oder jedesmal 4 Escadrons desselben, zu Fufs ein Bataillon zu eben so vielen Divisionen, nebst den dazu gehörigen Ober- und Unterofficieren u. s. w. bilden können. — Wenn ein aufmarschirtes Regiment vom rechten oder linken Flügel mit Pelotons rückwärts abmarschiren soll, so geschieht dieſs nicht mehr, wie es in der oben erwähnten Instruction festgesetzt worden; sondern ein

jedes

jedes Peloton bewegt sich successiv unmittelbar auf der Stelle, wo es steht, um hinter das vor ihm abgezogene Peloton seine Stelle im neuen Allignement einzunehmen. — Diese neue Ausgabe zählt 18 Manoeuvres und eben so viele Linien-Evolutionen. — Die, wie schon bemerkt ist, unbedeutenden Zusätze will Rec. blos mit den Numern derselben namhaft machen. Diese sind: Nr. 5. 7. 8. 10. 12. 14. 15. 17. und 18. Hinzugekommen sind 4 neue Manoeuvres, als 1) das Durchziehen der einen Cavallerielinie durch die andere (*le passage des ligues* betitelt), wobey sich die vorwärts oder rückwärts bewegende Linie durch die zwischen den Escadrons befindlichen kleinen Intervallen durchzieht. 2) Die Veränderung der Direction während des Marsches; 3) die Frontsveränderung aus der Mitte; nämlich die Axschwenkung mit dem Pivot in der Mitte; und 4) der Marsch *en échelons*, welcher nach der Ordonnanz vom 1. May 1777., jedoch mit einigen Zusätzen versehen, wieder eingeführt worden ist. Nächstdem sind bey den verschiedenen Cavallerieарten gleiche Signale eingeführt worden, welches Rec. um so zweckmäsiger findet, da bey den meisten Gefechten nicht selten verschiedene Truppenarten zusammenfechten und hier die verschiedenen Signale leicht Unordnungen veranlassen können.

Der zu dieser Ausgabe gehörige *zweyte* Band enthält unter gleichem Titel die zu der Ordonnanz gehörigen Kupfer, die sämmtlich vom Obersten Maurice entworfen und durch andere Künstler gut gestochen worden sind. Da dieser Band mit einem eigenen Inhaltsregister versehen worden ist: so kann er auch einzeln gekauft werden. Dieser in Frankreich übliche Gebrauch, von Zeit zu Zeit im Namen der Regierung abgeänderte oder mit Zusätzen versehene Reglements durch den Buchhandel öffentlich bekannt zu machen, ist lobenswerth; deren Anschaffung aber für den Officier im Durchschnitt zu kostspielig. Rec. würde daher rathen, dergleichen gemachte Zusätze und Abänderungen als Supplemente, — wie dies am Ende dieser Ordonnanz mit 2 Manoeuvres und 4 Linien-Evolutionen geschehen — besonders heraus zu geben, wodurch deren Anschaffung, der mindern Kostspieligkeit wegen, sehr erleichtert werden dürfte.

Druck und Papier sind gut; es haben sich aber ungewöhnlich viele Druckfehler eingeschlichen, die zwar unter die Errata's aufgenommen worden, aber dennoch die Benutzung des Werks nicht wenig erschweren.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Mémoires sur les Campagnes des Pays-Bas en 1745., 1746. et 1747. publiées par Arn. Germ. Louis Heeren*, Prof. d'histoire à Göttingue. 1803. 315 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausg. dieser Memoiren hat sie aus gleichzeitigen Journalen und Papieren gezogen, weil man von jenen Feldzügen bis jetzt blos einseitige französische Berichte habe. Wirklich findet sich auch hier manches Detail, das man in den letztern vergebens sucht: so wird S. 66. der Verlust der Alliirten in der Bataille bey Fontenoi bestimmt auf 7379 Mann gesetzt, S. 83. werden die nähern Umstände der Leitererseigung von Gent angegeben. Minder vollständig sind die Nachrichten von dem Treffen bey *Rocoux*, wie eine Vergleichung mit *Espagnacs* Leben des *Marschalls von Sachsen* zeigt:

Heeren S. 199 ff.

Le 10. au matin l'armée marcha dans l'ordre où elle devoit combattre le lendemain; elle se campa ainsi que les deux reserves de du Cayla et de Contades sur quatre lignes entre Hognoul et Neudorp. Les Corps du Comte de Clermont et de d'Etrées se placèrent sur la droite; celui de Clermont Gallerande occupa le terrain entre la gauche et le ravin de Sling. Les bagages restèrent à Tongres sous la garde de 2 batail. et de 600 chevaux.

Espagnac Edit. de 1774. T. 2. p. 175.

L'armée françoise, precedée de ses campemens, marcha, le 10, de l'autre côté du Jaar, dans l'ordre où elle devoit combattre: le corps de bataille et deux réserves principales conduites par le Vicomte de Cayla et le Marq. de Contades, campèrent sur quatre lignes, dans l'entre-deux des chaussées de Tongres et de Saint-Tron; la droite à Hognoul, la gauche à Neudorp: le Maréchal de Saxe logea dans Houtd. Les deux Corps détachés du Comte d'Etrées et du Comte de Clermont-Prince se placèrent à la droite de l'armée, depuis Bierssé; deux autres corps détachés à la gauche, masquèrent le ravin de Slings, depuis la hauteur de ce village jusqu'au Jaar: le Marq. de Clermont Gallerande et le Cte de Mortagne les commandoient. Le Cte d'Etrées renforcé de deux brigades d'infanterie et de 14 escadrons fit l'avantgarde de l'armée; il n'alla à sa destination, tout-à-fait sur la droite, que quand l'armée fut arrivée sur le terrain de son camp. Avant de partir de Tongres, l'artillerie avait été distribuée dans les corps détachés, ou à la tête des colonnes; cette artillerie marcha avec les divisions; le reste de l'artillerie suivit les deux chaussées etc.

Anstatt dieser interessanten Auseinandersetzung der französischen Angriffs-Disposition, welche *Espagnac* giebt, findet sich hier blos die Anekdote, dass die Schauspieler des Grafen von Sachsen am Vorabend der Schlacht die letztere auf den folgenden Tag angekündigt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Junius 1806.

NATURGESCHICHTE.

Schleiz, b. Mauke auf Kosten des Vfs.: *Mineralogische Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerks-Reviere von Mexico oder Neuspanien.* 1804. 334 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es fehlte bisher an einer genauern Beschreibung der Gebirge und Erzlagerstätte dieses in oryktognostischer Hinsicht so merkwürdigen Erdstrichs, und der Vf., Hr. *Friedrich Traugott Sondershaid*, welcher jetzt zu Mädlareth bey Gotha im Voigtlande lebt, verdient demnach Dank für die vorliegende mineralogische Arbeit, welche das Resultat eines zwölfjährigen Aufenthalts in Neuspanien ist. Besonders war es uns angenehm, dass er das Wernersche Mineralsystem zum Grunde gelegt, und nach diesem von mehrern noch wenig bestimmten Fossilien der dortigen Gegend äussere Beschreibungen mitgetheilt hat, wodurch die Mineralogen desto aufmerksamer auf die nähere Bestimmung und Untersuchung derselben gemacht werden können. Der Vf. theilt dieses Werk in *zehn* Abschnitte. Eines Auszuges ist diese Arbeit nicht wohl fähig; indess wollen wir die Hauptgegenstände hier kurz zusammendrängen, um dem Leser einen Ueberblick des Ganzen zu verschaffen. *Erster* Abschn. *Real del Monte, Pachuca und Atotonilco el chico.* Diese machen zusammen die Bergwerks-Jurisdiction von Pachuca aus. Erstieres hat auf allen Seiten Gebirge von Porphyr und porphyrartigem Gestein, seltner aber von Porphyrbreccien. Der Haupterzgang ist la Veta Biscaina, worauf bey der Anwesenheit des Vfs. folgende Metalle und Erze gebrochen haben: Gediegenes Silber, derb und eingesprengt; geschmeidiges Silberglaserz, derb und krystallisirt, gewöhnlich aber nur eingesprengt; derber, eingesprengter und öfters mit Silberglaserz innig gemengter Bleyglanz; Schwefelkies und Kupferkies. Einer der höchsten Punkte dieses Gebirges enthält Porphyr, welcher aus einem perlgrauen, etwas hornsteinartigen Jaspis mit Feldspath, durchscheinenden, zuweilen rothen Quarzkörnern und graulich-schwarzer Hornblende zusammengesetzt ist. Das Barometer stand auf dieser Kuppe 19 Zoll 6½ Linien. Aus dieser Gegend erhielt Hr. S. natürlichen Alaun, dessen äussere Beschreibung S. 11. folgt. In einer röthlich-grauen und fleischrothen porphyrartigen Steinart finden sich schmale Streifen und Lagen, so auch scharfeckige Stücken von schwarzem und lauchgrünem Obsidian; erstere sind aber nur 2 — 3 Zoll dick und zuweilen äusserst schmal. Der Obsidian wurde von den alten Mexicanern zu Lanzen, Pfeilspitzen, schneidenden Werkzeugen u. s. w. verarbeitet. Der Vf. sah einen daraus gearbeiteten runden Spiegel von 21 Zoll Durchmesser und ½ Zoll Dicke. Die beiden ganz geraden Flächen hatten eine vortreffliche Politur, und am Rande war ein Griff mit einem Loche befindlich. — Auch im nördlichen Theile dieses Gebirges kommen mancherley Obsidianarten vor, die der Vf. nach der Reihe beschreibt. Besonders merkwürdig sind darunter verschiedene Abänderungen vom Schiller-Obsidian, der bis jetzt ganz unbekannt war. Mehrere kleine Hügel und Felsen bestehen theils aus dichtem und blasigem Basalt, theils aus blasiger Lava. An diese schliessen sich wieder ganze Berge und Felsen von Porphyr u. dgl. an. Bey den Hüttenwerken Terrones und San Cayetano stehen sehr schöne und regelmässige Basaltsäulen, welche auf einem Lager von Breccie ruhen. Ueberhaupt ist diese Gegend fast durchgehends reich an Basalt, vulkanischem Tuff, Porphyr- und Obsidiangeschieben. Die vorwaltende Gebirgsart bey der Stadt Pachuca, wo der Barometerstand 21 Zoll beträgt, ist ebenfalls Porphyr; ausser diesem giebt es eigne Lagerstätten von rothem eisenhaltigen verhärteten Thon, einer gelblicher und grünlich-weissen Steinart, und einer grauen und bräunlich-schwarzen Gebirgsart. Sie sind sämmtlich erzführend, und die Gänge haben gewöhnlich die Richtung von Osten nach Westen; setzen theils senkrecht durch das Gebirge, theils fallen sie auch südlich. Gangarten sind nebst Quarz, vorzüglich Kalkspath, auch grauer Hornstein. In den Gängen bricht gediegenes Gold, aber in neuern Zeiten selten, gediegenes Silber, geschmeidiges Silberglaserz, Bleyglanz mit Silberglaserz gemengt und Schwefelkies. Aeussere Beschreibung des natürlichen Salpeters, ungefähr eine Meile südöstlich von Pachuca, woselbst auch einzelne vulkanische Berge zum Vorschein kommen. *Zweyter* Abschn. *Zimapan, Real del Doctor, Xacala, Real del Oro, Pechuga, Real del Cardenal.* Der erstgedachte Ort liegt 40 Meilen nördlich von Mexico auf einer kleinen Ebene, deren Oberfläche, so wie die Gegend umher, aus Kalktuff, dichtem Kalkstein, Kalksteinbreccien, Porphyr u. s. w. besteht. Das Barometer zeigte dort 22 Zoll 10 Lin.; und Hr. S. konnte in 100 Tagen nur eine Abweichung von 4 Lin. bemerken. Weiter hinaus erheben sich mächtige Porphyrgebirge, welche viele Lager und Gänge von Trapp führen, so dass es dem Vf. scheint, dass der die Gebirgsart ausmachende Porphyr wohl ein etwas zerstörter Trapp seyn könne. — Chalcedon, Lager von grauem, schwarzem und braunem Pechstein, wechseln mit einander ab, und in Nestern und

Trümmern, die kein langes Anhalten haben, bricht weifser, gelber und rother Opal, auch eine Abänderung, die veränderlicher Opal genannt wird. Auch hat noch vor kurzer Zeit, in einer nicht mehr gangbaren Grube, gelbes Bleyerz gebrochen. Gegen Norden liegt Serro del Lomo verde, der, so wie die ganze Gegend, aus dichtem Kalkstein besteht. Hier ist die merkwürdige Grube el Lomo del Toro, woraus man ehemals eine grofse Menge Bley gewonnen hat, die aber jetzt nicht mehr gangbar ist. Sie soll auf grofsen übereinanderliegenden Nestern oder kleinen Stockwerken gebauet haben, wovon ein einziges an 124000 Centner gutes Erz geliefert hat. Am östlichen Fufse des Districts del Monte gränzt der Kalkstein mit porphyrartigen, dem Mandelstein etwas ähnlichen Gebirgsarten, wobey der eigentliche Porphyr nur selten zu sehen ist. Hier kommen einzelne Stücke von Quarz, Chalcedon, Carneol, weifser und rother Zeolith vor; von letztern sind hier S. 77. die äufsern Kennzeichen angegeben. Weiter hinunter, bey dem Arroyo de agua fria, ist die Beschaffenheit des Gebirges ganz anders. Es besteht hier aus abwechselnden Lagern von Wetzstein, Wetzschiefer, grauem Quarz und Hornstein; besonders merkwürdig sind aber die zwischen den genannten Steinarten befindlichen Lagen von Grünstein. El Real del Doctor liegt sehr hoch; das Barometer hielt sich dort auf 20 Zoll 3½ Lin. bis zu 20 Zoll 5 Lin. Auf der Kuppe des Gebirges jenseit stand das Queckfilber nur auf 19 Zoll 5 Lin. Die Gebirgsart ist durchgehends dichter Kalkstein, worin gröfstentheils viele Erzgänge enthalten sind. In der Gegend von la Pechuga führt der Vf. krystallisirtes schlackiges Kupfergrün als eine mineralogische Seltenheit auf. Es hat ehemals hier gebrochen. *Dritter* Abschn. *Guanaxuato.* Dieses ist das reichste Bergrevier in Neuspanien, 60 Meilen nordwestlich von Mexico. Hier ist die vorwaltende Gebirgsart Porphyr, porphyrartiges Gestein und dergleichen Bredcien. Der merkwürdige und reiche Erzgang von Guanaxuato läuft etwa in der Richtung von Südost nach Nordwest, und fällt 45° südwestlich, mit einer Breite von 30 bis 100 Fufs, die nach der Meinung einiger Bergbeamten manchmal bis an 200 Fufs reichen soll. Umständliche Beschreibung dieser Erzlagerstätte. Die eigentliche Masse derselben besteht aus Quarz und Bartgen von der Gebirgsart, worin sie liegt. Auch brechen hier Amethyst, Hornstein, Chalcedon, Halbopal, Kalk- und Braunspath, krystallisirter Gyps, spathiger Eisenstein und Flufsspath; letzterer aber äufserst selten. Diese Gangmassen zeichnen sich oft durch sehr schöne Farben aus. Der Vf. macht zu einer künftigen Beschreibung der in Neuspanien üblichen Verquickung der Gold- und Silbererze Hoffnung, er bemerkt aber hier im Voraus, dafs die Berg- und Hüttenleute von Guanaxuato zu den geschicktesten des ganzen Landes gehören. Sie amalgamiren noch Erze von 1½ und 2 Loth Silbergehalt im Centner. Braunspath ist in Amerika ein dem Bergbau willkommenes Fossil, indem er gemeiniglich nur in Begleitung reicher Silbererze und auf den edelsten Gängen vorkommt, und auch übrigens, wenn er ohne Erze angetroffen wird, gute bergmännische Hoffnungen gewährt. Auf diesem Gange fand der Vf. gediegenes Gold, gewöhnlich nur eingesprengt; gediegenes Silber, in allerhand Form; geschmeidiges Silberglaserz, auf verschiedene Art krystallisirt; sprödes Silberglaserz; lichtes Rothgültenerz, aber nicht oft; Kupferfahlerz, Bleyglanz, Kupferkies, spathigen Eisenstein, Schwefelkies und Zinkerz. Von krystallisirten Gangarten erwähnt der Vf. 1) Quarz, Amethyst und Bergkrystall. Merkwürdig scheint der hier zuweilen vorkommende, von dem Vf. sogenannte blättrige Quarz. 2) Kalkspathe, deren Krystallisationen hier umständlich beschrieben werden. 3) Braunspath, 4) Flufsspath, 5) Fraueneis. Noch als Seltenheit natürliches Bittersalz, zuweilen auf diesem Hauptgange von Guanaxuato. Zu dieser Bergwerks-Jurisdiction gehören noch zwey auswärtige Reviere, los Pozos und Comange, deren Ertrag aber jetzt nur gering ist. *Vierter* Abschn. *Zacatecas.* Eine merkwürdige und oft vorkommende Steinart dieses Erzgebirges ist der Trapp, in mannichfaltigen Abänderungen und Uebergängen. Die damit eingedrungenen Fossilien sind Schwefelkies, Feldspath und Flufsspath. Auch geht der Trapp in Grünstein aber. Der Vf. hält den Trapp für ein eignes, mit Basalt nicht zu verwechselndes Fossil. Die Erzgänge führen Gold und Silber, welches der vorzüglichste Gegenstand des dortigen Bergbaues ist. Es giebt hier mehrere Arten von Silbererz, die der Vf. nach der Reihe aufführt, als Hornerz, geschmeidiges und sprödes Silberglaserz, Rothgültenerz, Aschenerz und blaues Silbererz, ferner Bley, vorzüglich als Bleyglanz; Eisen in der Gestalt des magnetischen Eisensteins, magnetischen Eisenkieses, dichten Brauneisensteins, im Eisenocker und im Schwefelkiese; dann Zink und Spiefsglas. Westlich hinter Zacatecas erheben sich wieder andere Gebirge, welche ebenfalls aus Porphyr und dem damit verwandten Gestein zusammengesetzt sind, mit mancherley Absonderungen. Auch will man in dieser Gegend Zinnerze gefunden haben. *Fünfter* Abschn. *Sombrerete.* Eins der wichtigsten und ältesten Bergwerksreviere, 140 Meilen von Mexico. Syenit, Porphyr und dichten Kalkstein sind hier die Hauptgebirgsarten. Hierbey stellt der Vf. Betrachtungen über die Entstehungsart dieses Porphyrs aus einer Auflösung und Verwitterung des Syenits an, welche die Aufmerksamkeit der Geognosten verdienen. Unter den Erzlagerstätten haben sich besonders zwey durch ihren Reichthum sehr ausgezeichnet, nämlich der Mutter- und schwarze Gang. Ersterer ist 3—4 Fufs breit, und setzt an einigen Stellen senkrecht, und an andern mit beträchtlichem Fallen ins Gebirge. Das Rothgültenerz ist in diesem Revière das gewöhnlichste Silbererz. Der schwarze Gang ist gewöhnlich etwas weniger mächtig als der vorige. Er setzt senkrecht ins Gebirge und enthält Silberhornerz und Rothgültenerz, aber kein gediegenes Silber. Die Gangarten bestehen aus Quarz, Kalkspath, Fraueneis und Schwerspath. Lichtes Rothgültenerz ist auf diesem Gange eine Seltenheit. *Sechster* Abschn. *Real de Bolaños, Refugio, Santa Rosa, Pa-*

nuco und Guarisamey. Die Gebirgsarten haben hier mit dem im vorigen Revier vieles gemein. Der vorzüglichste Erzgang ist in der Schlucht von Bolaños; er ist 6—12 Fuss mächtig, und führt gediegenes Silber, silberhaltiges Kupfererz, dergl. Bleyglanz, Bleyschweif, Kupfergrün, Kupferkies und Schwefelkies. Diese Gruben haben sonst beträchtliche Ausbeute gegeben; sie geriethen aber im J. 1787. in Brand und blieben mehrere Jahre liegen. Erst vor etwa 10 Jahren sind diese Bergwerke durch eine Compagnie wieder aufgeräumt, belegt und grosse Kosten darauf verwendet worden. Der Vf. fand einige 40 vierspännige Pferdegöpel zur Berg- und Wasserförderung, die beständig im Gange erhalten wurden. Der jährliche Aufwand bey diesen Gruben betrug weit über eine Million Rthlr. S. 141. in der Note wird bemerkt, „dass la Valenziana zu Guanaxuato das schönste Bergwerk von ganz Neuspanien ist, und beynahe den Namen eines unterirdischen Pallastes verdient. Die senkrechte Teufe soll 2400 Rheinl. Fuss betragen. Es hat breite steinerne Treppen, die gemeiniglich einen Winkel von 45° bilden, und folglich sehr bequem sind. Alle Haupt- und Nebenstrecken sind hoch und breit, und einige so weit, dass man mit einem vierspännigen Wagen darin umwenden könnte. Sie sind, eben so wie die Treppen, durch das schönste Mauerwerk, Pfeiler und Bögen, gestützt." Der Vf. theilt noch einige interessante Beobachtungen über das Muttergebirge (*Sierra Madre*) mit, worin die oben erwähnten berühmten Werke von Bolaños liegen. Diese Gebirgsreihe läuft durch ganz Neuspanien, und verbreitet sich bis in das Innere des nördlichen Amerika. Sie besteht aus den vornehmsten bekannten Gebirgsarten. Von den Bergwerken zu Guarisamey nur Weniges. (Rec. besitzt ein kleines Stück sprödes Silberglaserz von Guarisamey, welches nach Hn. S's Versicherung 104 Mark Silber im Centner halten soll.) *Siebenter* Abschn. *Cuencamé, Real de los Catorce und San Luis Potosi.* Gebirgsart im Ganzen dichter Kalkstein. Die Erzgänge des ersten Reviers enthalten vorzüglich bleyische Erze; in einem Gange kömmt viel gediegener Schwefel vor; in einem andern Theile des Gebirges brechen reiche Kupfererze, gewöhnlich in kleinen Nestern. Nahe bey Cuencamé bricht auf einem der dortigen Gänge manchmal gediegenes Spiessglas bey und mit Kalkspath. Real de los Catorce, welches vor ungefähr 20 Jahren entdeckt worden, gehört zu den vorzüglichsten und reichsten Bergrevieren Neuspaniens. Die Gebirgsgruppe, worauf es liegt, besteht unten aus thonartigen Gebirgsarten, und oben aus Kalkstein. Sie ist sehr gangreich, und hat in wenig Jahren eine grosse Menge Silber geliefert. „Die Gänge, sagt der Vf., sind nicht breit; aber bey reichen Anbrüchen machen sie grosse Weitungen, die sich nach und nach wieder zusammenziehen, und zu der vorigen schmalen Beschaffenheit zurückkehren. Die Hoffnung, eine solche mit reichen Silbererzen angefüllte Höhle zu erbrechen, trägt zu dem schwunghaften Betriebe des dortigen Bergbaues viel bey." (Rec. hat eben diesen Fall noch gegenwärtig beym Betrieb einer Eisensteinszeche, wobey zugleich viel reicher Bleyglanz nesterweise einbricht; hier belebt den Eisensteinsbergmann die Hoffnung, solche Bleyglanznester anzuhauen, indem der Eisenstein auf dieser Zeche sehr unartig ist, und nur in geringer Menge auf den Hütten verblasen werden kann. Der Bau wäre also ohne jene Bleyerznester äusserst mislich.) Zur Ausförderung der darin befindlichen Erze werden gemeiniglich nur Säcke und Schaufeln erfordert; denn sie bestehen oft aus einem erdigen Gemenge, das gediegenes Silber, Hornerz und Aschenerz enthält. — Hornerz ist hier die gewöhnlichste Gattung der Silbererze. Aeussere Beschreibung des grünen Hornerzes, auch einer eignen Gattung von Silbererzen von blaulich-grauer, ins lichte Berlinerblau übergehenden Farbe. In San Luis sah der Vf. Zinnerze, die theils in der Nähe, theils bey San Felipe gesammelt werden, und er beschreibt bey dieser Gelegenheit eine in Mexico befindliche seltne Stuffe von Zinnstein, welche aus dieser Gegend herstammen soll. Ein grosser Salzsee (*Lagune*), woraus jährlich etwa 200 bis 250,000 Scheffel Salzerde gewonnen, und wodurch die Amalgamation armer Silbererze sehr erleichtert wird. Der *achte* und *neunte* Abschnitt enthalten die *Beschreibungen der Vulkane Colima und Popocatepec.* *Zehnter* Abschn. *Einige Nachrichten und Bemerkungen.* Neuspanien hat gegenwärtig nur einige wenige feuerspeyende Berge, aber desto grösser ist die Zahl der jetzt ruhenden Vulkane, die dem Anschein nach ausgebrannt sind. Ungeachtet Hr. *S.* sich nur kurze Zeit in Mexico aufhielt, erlebte er doch mehrere Erdbeben. Diese Stadt hat übrigens eine sehr glückliche Lage, und ein mildes Klima, so dass weder die Wärme im Sommer, noch die Kälte im Winter beschwerlich fällt. Den mittlern Barometerstand fand der Vf. dort 21 Zoll 3 Lin., und die Wärme im Schatten stieg, bey seiner Anwesenheit, in den heissesten Tagen nicht über 89 Grad Fahrenheit. — Noch folgen einige Nachrichten von vulkanischen Eruptionen, und zuletzt die äussere Beschreibung einiger Fossilien, deren Geburts- (oder Fund-) Orte theils ungewiss, theils unbekannt sind, als: schwarze Bergkrystalle in graulich-weisse eingeschlossen; schwarzer Bolus; Bolschiefer; Bergseife; natürlicher Salpeter und eine Abänderung von Nephrit. — Den Liebhabern der Geognosie ist dieses Werk sehr zu empfehlen; die Schreibart ist correct, und das Buch selbst auf gutes Schreibpapier gedruckt.

Leipzig, b. Kummer: *Die Wetterpropheten im Thierreich.* Oder Musterung aller derjenigen Thiere, die eine Witterungsveränderung anzeigen oder anzeigen sollen. Von *Wilhelm Christian Orphal.* 1805. 175 S. 8. (14 gr.)

In diesem dankenswerthen Beytrage zur Witterungskunde handelt der Vf. 1) von den alten Bauernregeln, die bisher die Witterungskunde des gemeinen Mannes ausmachten; — 2) von der Witterungskunde überhaupt; — 3) von der Wirkung der Witterungsverände-

änderung auf Thiere überhaupt; — 4) mustert er alle Thiere, die eine Witterungsveränderung wirklich anzeigen oder anzeigen sollen, einzeln und zwar nach der Linnéischen Ordnung; — 5) giebt er eine kurze Uebersicht der bisher gemusterten und entweder trüglich oder untrüglich gefundenen Wetterpropheten; und endlich 6) stellt er diejenigen Regeln, die in dieser Musterung als richtig befunden worden, und die daher in der Meteorologie als allgemein gültig angenommen werden können, zusammen. Unter den *Säugethieren* sind ihm untrügliche Wetterpropheten: der Maulwurf, die Wasserratte, der Hase und der Esel; unter den *Vögeln* die Gabelweihe (Milan), der Uhu, der kleine Kauz, der Grünspecht, die wilde Gans, die zahme Aente, der Rohrdommel, der Pfau, die Feld- und Holztaube, der Zaunkönig, die Rauch-, Mehl- und Mauerschwalbe; unter den *Amphibien:* die Kröte, die grüne Eidechse, die Ringelnatter und die Blindschleiche; unter den *Fischen:* der Wetterfisch; unter den *Insecten:* der Ross-, May- und Brachkäfer, der Hornschröter, die Biene, Ameise, die Schmeissfliege und die Spinne; und unter den *Würmern:* der Blutegel. Von den *Witterungsregeln* hier nur einige, gegen die Rec. etwas zu erinnern hat. *Zweyte:* Wenn der Maulwurf viel und hoch aufwirft: so folgt Regen; wenn er aber aus seinem Loche kriecht: so läfst der Sturm bald nach. — Hier ist nur zu bemerken, dafs die Maulwürfe vorzüglich und am öftersten im Frühjahr zur Begattungszeit aus ihren Löchern kommen, um entweder einem Nebenbuhler auszuweichen oder ihn zu verfolgen, oder einen Gatten aufzusuchen, oder sich mit demselben zu necken, und dafs alsdann obige Regel nicht zutrifft. *Fünf und dreyfsigste:* Wenn es schon geregnet hat, und die Regenwürmer kriechen häufig aus der Erde und lagern sich auf die Beete: so bedeutet dieſs mehrern Regen. — Allein es darf nur im Frühjahr über Nacht thauen, und dadurch der Boden feucht werden: so kriechen bey dem schönsten Wetter die Regenwürmer in unzähliger Menge aus dem Boden und begatten sich wechselsweise.

Nun noch folgende Bemerkungen: S. 74. wird der *wilden Gans (Anas anser ferus)* erwähnt, als wenn es diejenige wäre, welche sich im Winter in so grofsen Zügen in Deutschland auf den Saatäckern aufhält, da doch dieſs die *Saat-* oder *Moorgans (Anas segetum)*, eine sehr abweichend verschiedene Species, ist. Jene ist die Stammmutter unserer zahmen, und zieht weit früher schon aus Deutschland, wo sie z. B. im Brandenburgischen in grofser Anzahl an den Seen nistet, in wärmere Länder, und sieht grade wie unsere zahme graue Hausgans aus. Eben so ist S. 85. die *gemeine Taube* (der Feldflüchter) kein Abkömmling der Holztaube *(Columba Oenas)*, sondern es ist *Columba domestica*. — Dafs das *Baden der Tauben*, besonders wenn es nicht eine einzelne, sondern fast der ganze Flug thut, Regenwetter anzeige, ist eine alte unverwerfliche Bauernregel, die Rec. nach seinen so häufigen Erfahrungen als eine der untrüglichsten bestätigen mufs, und es ist ihm daher die Taube ein eben so sicherer, und noch weit sichrer, Wetterprophet, als alle andere vom Vf. angeführten Vögel. Wenn der Vf. S. 116. vom *Hirschkäfer* behauptet, dafs er nicht so häufig und oft wie der Rosskäfer, May- und Brachkäfer fliege: so scheint er ihn nicht gehörig beobachtet zu haben; da, wo Eichenwaldungen sind, verhält es sich mit ihm gerade wie mit dem Maykäfer.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Manheim*, in d. Kurfürstl. Buchdr.: *Testamentum in genere, in specie inofficiosum, una cum remediis Juris a F. W. Gambsjaeger* systematice expositum, usui praelectionum suarum destinatum, a *J. Veniderbank*, pro gradu Doctoratus — propugnatum in aula Academica Carolino Friderician. Heidelbergae etc. — Nov. 1803. 76 S. 4. (10 gr.) — Der Vf. hat diesen systematischen Vortrag der angezeigten Materien zum Besten seiner Zuhörer entworfen. Es kann wohl einmal seyn, dafs ein akademischer Docent bey dem Gebrauch fremder Lehrbücher sich in der Nothwendigkeit findet, wenigstens einzelne Stücke nach einem ganz veränderten Plane zu bearbeiten, weil ihn der Leitfaden des Lehrbuchs nicht befriedigt. Rec. will mit seinem Urtheile dem Vf. hierüber und über die Gränzen, welche dieser sich bestimmt hat, nicht vorgreifen, wenn es ihm gleich scheint, dafs die Sachen hin und wieder wohl noch etwas anders hätten ausgeführt werden können. Unter den verschiedenen Vorstellungen, welche über die *querela inofficiosi* nach und nach aufgekommen sind, und die in einer Schrift, wie die gegenwärtige, wohl eine vollständige Anführung, mit besonderer Rücksicht auf *Koch's bonorum possessio* §. 3., verdient hätten, nimmt der Vf. die als richtig an, dafs diese Querel von den Descendenten und Ascendenten des Testators, aufser dem Falle einer factischen Unfähigkeit der im Testamente angeführten legalen Ursachen, nach dann anzustellen sey, wenn der Testator gar keinen, oder wenigstens keinen gesetzlich bestätigten Grund der Enterbung ausgedruckt hätte. Er geht hiebey von den Grundsätzen aus, dafs die Ausschliefsung eines Pflichttheils-Berechtigten theils aus Gründen, welche die *Form*, theils aus solchen, welche die *Materie*, d. i. die Gründe dieser Ausschliefsung betreffen, angefochten werden könne, und dafs zu dem *erstern remedium nullitatis*, zu dem *letztern* aber *querela inofficiosi testamenti* gehöre, welche in diesen Betrachte durch die Nov. 115. nur andere modificirt, aber keineswegs aufgehoben sey. Er hält auch dafür, dafs die emancipirten Kinder, wenn sie übergangen sind, noch jetzt *bonorum possessione contra tabb.* zu suchen haben. — Beyläufig wird angemerkt, dafs Kinder, welche das Ordensgelübde der katholischen Kirche zum Erwerb der Erbschaften unfähig machte, wenn sie während dieses Zustandes im väterlichen Testamente übergangen waren, in der Folge, nach aufgehobenem Gelübde, das Testament als *ruptum* anfechten können, wobey die Meinung *Würschmitt's* bey *Kluber* kl. jur. Biblioth. V, 145. bestritten wird. — Da die Schrift für die Zuhörer bestimmt ist: so hätte *Höpfner's* Commentar nicht blofs nach der ersten Ausgabe von 1789. angeführt werden sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Junius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Statiſtiſch-topographiſche Beſchreibung der geſammten Mark Brandenburg.* Für Statiſtiker, Geſchäftsmänner, beſonders für Kameraliſten. Von *F. W. A. Bratring.* — *Erſter* Band. Die allgemeine *Einleitung zur Kurmark*, die *Altmark und Prignitz* enthaltend. 1804. XVIII u. 494 S. 4. *Zweyter* Bd. Die *Mittelmark* und *Uckermark.* 1805. 583 S. 4. (à 3 Rthlr. Prän.)

Keine Provinz des preuſsiſchen Staats beſitzt ſo viele und zum Theil ſo ſehr ausführliche Beſchreibungen, als die Kurmark Brandenburg, und es iſt auch nicht zu verwundern, daſs die Provinz, in welcher die Hauptſtadt des ganzen Staats liegt, am genaueſten unterſucht worden iſt. Dennoch iſt es nicht möglich, aus allen ſchon vorhandenen Nachrichten eine nur einigermaſsen vollſtändige Statiſtik dieſer Provinz zuſammenzuſetzen. Es war uns daher eine erfreuliche Ausſicht, daſs durch die Bemühungen eines Mannes, deſſen Forſchungsgeiſt, Liebe zu dergleichen Arbeiten und Bekanntſchaft mit den Quellen der Wiſſenſchaft ſchon durch andre Schriften bewieſen iſt, und der nach der Vorrede zu dem *erſten* Theile auch alle erwünſchte Unterſtützung genoſs, — daſs durch ihn endlich alle zur Kenntniſs dieſer Provinz noch fehlende ſtatiſtiſche Notizen herbeygeſchafft werden würden. Eine ſo ausführliche Beſchreibung einer Provinz von ungefähr 650 Q. Meilen auf 3 ſtarke Quartbände angelegt, welche in der Vorausbezahlung 9 Rthlr. koſten, läſst auch etwas Vollſtändiges erwarten. Bey genauerer Prüfung findet man aber, daſs noch ſo viele Lücken übrig geblieben ſind, daſs man ebenfalls von dieſem groſsen Werke ſagen muſs: es hat Materialien zu einer künftigen Statiſtik — oder gar nur zu einer ſtatiſtiſchen Beſchreibung geliefert. Dem Vf. kann jedoch dieſer Mangel im Allgemeinen wohl nicht zur Laſt gelegt werden, ob es ihm gleich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bey ſeinen Quellen möglich geweſen wäre, mehr zu geben, als er gab; nicht in Abſicht auf die ohnehin ſchon ſo groſse Bogenzahl, ſondern in Abſicht auf deren innern Gehalt. Uebrigens kann ſich die Kritik bey Werken der Art nicht füglich mit den gelieferten Materialien beſchäftigen; denn wenn ſie auch hier und da einige Unwahrſcheinlichkeiten in den hiſtoriſchen Angaben entdecken ſollte: ſo muſs ſie ſich doch mit der Verſicherung des Vfs. begnügen, daſs er treu die einzig ſichern Quellen benutzt habe, welche er benutzen konnte; auch iſt Rec. nicht in der Lage, die gelieferten Angaben mit denjenigen Quellen, welche der Vf. benutzte, zuſammenhalten zu können; hier kann alſo nur von den fehlenden Materialien, von der Form und von den eingeſtreuten Räſonnements die Rede ſeyn.

Der Vf. hat, wie der Titel zeigt, ſein Werk nicht bloſs zum Gebrauch der Geſchäftsmänner beſtimmt, die ſich von der Lage und der äuſserlichen Beſchaffenheit eines Orts in ihrer Provinz ſchnell unterrichten wollen, — dazu hätte es nur einer tabellariſchen Ueberſicht bedurft; — ſondern er hat dabey einen höhern wiſſenſchaftlichen Zweck, für Statiſtiker und Kameraliſten im Auge gehabt. Dieſer dreyfache Zweck hat ſein Werk ſo ſtark und theuer gemacht, und doch läſst er zu dem letztern Gebrauch noch gar viel zu wünſchen übrig. Freylich muſs, da für die Kurmark noch keine auf Vermeſſungen gegründete Beſtimmung des Flächeninhalts der Aecker, Gärten, Wieſen, Weiden u. ſ. w. zu finden iſt (ein groſser Mangel für den Statiſtiker und denkenden Kameraliſten!), die Statiſtik ſchon dafür dankbar ſeyn, daſs uns jetzt detaillirte Nachrichten von der Ausſaat aller Fruchtarten und deren ungefährem Ertrag und von der Zahl des Viehſtandes geliefert werden; allein das reicht noch nicht hin, um einen anſchaulichen Begriff von der Beſchaffenheit, der Güte und dem Werth des Bodens zu geben, wenn nicht eben ſo genaue Beſtimmungen des Inhalts des zu dieſer Ausſaat und zu Erhaltung dieſes Viehſtandes verwendeten Bodens zu haben ſind. Ueber den Ertrag der Grundſtücke und über den Werth des Bodens findet man aber im ganzen Werke keine Notiz; und über die Domänenämter überall nur ſehr kurze unbeſtimmte Nachrichten, ja es iſt nicht einmal der Inhalt der zu den Aemtern gehörenden Grundſtücke angegeben, der doch überall in den Amtsanſchlägen zu finden ſeyn muſs.

Ohne übrigens dem Vf. in ſeinen Angaben überall genau nachgehen zu können, laſſen ſich noch verſchiedene Bemerkungen über ſein Werk machen, beſonders auch über das hier und da eingemiſchte ſtaatswirthſchaftliche Räſonnement und die Behandlung einzelner Theile. So iſt z. B. ſeine Eintheilung des Handels in Productenhandel, Waarenhandel, Geldhandel, ausländiſchen und inländiſchen Conſumtionshandel weder in der Handelswiſſenſchaft noch in der Staatswiſſenſchaft begründet. Der erſte Satz S. 12. iſt unverſtändlich; man ſollte nach demſelben glauben, daſs die Kurmark ein ſo gutes Getreideland wäre, daſs ſie an die benachbarten fruchtbarern Provinzen noch Getreide abgeben könnte — welches

doch, nach den folgenden von dem Vf. ſelbſt beygebrachten Nachrichten der Fall nicht iſt. — Bey den vom Vf. gerühmten Veranſtaltungen der Regierung zur Vermehrung der Bevölkerung hätte er doch durch ſeine eignen Unterſuchungen etwas miſstrauiſch gemacht werden ſollen. Nach dem Borgſtedeſchen Werke über die Kurmark war im J. 1750. die Bevölkerung in der Provinz 545,737, und nach *Bratring* im J. 1801. 834,080. Die Anzahl der Einwohner hätte ſich alſo freylich in 50 Jahren um 53 Procent vermehrt; in den Städten der Kurmark waren aber nach dem vorliegenden Werke im J. 1750. 1384. und im J. 1801. 12254 *Arme;* dieſe Menſchenklaſſe hat ſich alſo um 786 Procent vermehrt! Man möchte wohl fragen: ob dieſe auch zu dem beſten Kapital des Staats gehören, wofür der Vf. die Menſchen überhaupt S. 54. erklärt? — S. 157. findet ſich ein ſehr groſser Rechnungsfehler, der den Vf. zu einem noch gröſsern Irrthum verleitet hat; die 3 letzten Colonnen in der Generalfabrikentabelle ſind falſch ſummirt, indem die Totalſumme nur zu 4,121,731 angegeben iſt, da ſie doch über 12,400,000 Rthlr. beträgt. Dieſs alles könnte man vielleicht zu den Druck- oder Calculaturfehlern zählen, wenn nicht folgender ſonderbarer Satz folgte, bey dem man nicht weiſs, wie der ſonſt mit ſo groſsem Fleiſs und ſo groſser Aufmerkſamkeit arbeitende Vf. zu einem ſo entſetzlichen Verſtoſs kam. Er ſagt nämlich: „Ob man nun mit unſern Statiſtikern den ganzen Werth der geſammten Kurmärkiſchen Fabrication, wenn man die handwerksmäſsigen Gewerbe, die freyen und mechaniſchen Künſte, die Brauereyen, Brennereyen und alle übrigen Induſtriezweige hinzurechnet, auf *eilf* Millionen annehmen kann, muſs ich auf ſich beruhen laſſen, weil ſelbſt öffentliche Papiere nicht hinreichen, dergleichen Hypotheſen auf Wahrheit und Gewiſsheit zu *reduciren.*" — Zuerſt zählt er ſelbſt nach den detaillirteſten Nachrichten die Summe von 12,400,000 Rthlr. bloſs für die eigentlichen Fabrikgewerbe auf, und nun meynt er, wenn noch die Arbeit aller Handwerker und Künſtler, die nicht in der Tabelle aufgenommen worden ſind, dazu käme: ſo könnte wohl die Summe von 11 Millionen Thalern angenommen werden. Man ſieht hieraus, daſs er geſammelt hat, ohne an ſeinen Zweck zu denken: denn alle die gelieferten Tabellen ſind doch unnütze Arbeit und Papierverſchwendung, wenn man ſie nicht zu ſolchen Berechnungen brauchen kann, die der Vf. Hypotheſen nennt. S. 179. werden aus den Handelstabellen ſogenannte Schluſsfolgen gegeben, wobey es in der Anmerkung heiſst: „in ſo fern ſie (die Schluſsfolgen?) aus Zollregiſtern, als den einzigen Quellen über dieſen Gegenſtand genommen, auf Wahrſcheinlichkeit und Glaubwürdigkeit Anſprüche machen können," und dann folgt im Texte: „Dieſer (aus den Schluſsfolgen berechnete) jährliche Geldverluſt der Kurmark — 5,601,466 Rthlr. — iſt *unbezweifelt* gewiſs." u. ſ. w.

In Rückſicht der im *zweyten* Bande beſchriebenen Provinzen wird Rec. ſich auf einige ſpeciellere Data einlaſſen. Bey den Angaben von der Verſicherungsſumme der Städte in der Feuerſocietät darf man das nicht unbedingt als ein Zeichen von dem geſtiegenen Wohlſtande, oder auch nur von beſſerer Beſchaffenheit der Gebäude in den Städten anſehen, daſs im 17ten Quinquennium (von 1802. an) die Verſicherungsſummen gegen das vorhergegangene Quinquennium ſo ſehr geſtiegen ſind: denn man hat in dieſer neuen Periode andere Grundſätze bey Aufnahme der Taxen befolgt, als vorher, indem man jetzt mehr auf die Koſten Rückſicht nimmt, welche der neue Bau der Häuſer verurſacht, und man kann nun freylich mit gröſserer Sicherheit auf den wahren Kapitalwerth der Gebäude aus dieſer Summe ſchlieſsen, als vorher, wo die Taxen mehr von der Willkür der Beſitzer abhingen. Einige auffallende Beyſpiele ſind: Wuſterhauſen an d. D. iſt jetzt mit 500000 Rthlr. und vor 5 Jahren mit 195000 Rthlr. — Nauen jetzt 835000, vorher 346000. — Rathenow jetzt 825000, vorher 267000. — Treuenbriezen jetzt 684000, vorher 176000, und Prenzlau jetzt mit 1,541000, und vorher mit 578000 Rthlr. verſichert. — Aus den von *Berlin* mitgetheilten Angaben hebt Rec. einige intereſſante und charakteriſtiſche Notizen aus. Dieſe Stadt hatte am Schluſſe des Jahres 1801. unter andern: 220 geheime Räthe, 177 Kriegsräthe, 599 andere königliche Räthe aller Art, 796 Secretäre, 118 Kanzleydiener, 300 Acciſe-Officianten, 13018 Arme, ſowohl in den Armen- und Waiſenhäuſern und Hoſpitälern, als auch ſolche, welche vom Armendirectorium Unterſtützung genoſſen; (es ſind dieſs beynahe 9 Procent der ganzen Zahl der Civileinwohner — 148000.) 655 Bierſchenker, 28 Buchhändler, 22 Buchdrucker mit 128 Geſellen, 112 Schauſpieler, 314 Maler (eine unglaublich ſcheinende Zahl), 2165 Perſonen, die, wie die Tabelle ſagt, von ihren Mitteln leben, 362 Schullehrer, 72 Prediger, 1121 Schneider- und 1062 Schuhmachermeiſter, 288 Viehmäſter, 4822 Tagelöhner u. ſ. f. Nach der Zuſammenzählung S. 164. ſollen in allen Gewerben nur 1048 Geſellen vorhanden geweſen ſeyn; hier iſt ein groſser Rechnungsfehler: denn die Schuhmacher- und Schneidergeſellen ſind allein zu 1684 Mann ſtark angegeben. — Von der Conſumtion dieſer groſsen Stadt im J. 1802. heben wir folgendes aus: 6366 Haſen, 22803 Pfd. Sardellen, 1,676157 Pfd. Butter, und 1,149566 Pfd. Kaffee; dieſs würde auf jede Perſon jährlich 9⅛ Pfd. Butter und 6⅛ Pfd. Kaffee geben; ein Verhältniſs, welches nicht richtig ſeyn kann; die Acciſeregiſter haben wahrſcheinlich die wirkliche Conſumtion der Stadt nicht von den in ihren Regiſtern als eingegangen angegebenen Waaren gehörig getrennt. — Die nächtliche Erleuchtung der Stadt koſtet jährlich über 38000 Rthlr. Die neue Fabrikentabelle von Berlin iſt von der Behörde, welche ihre Aufnahme beſorgt, ſeit 1800. auf eine neue und weit ſichrere Art conſtruirt worden; ſie läſst ſich nämlich bey den Gewerben, welche auf Stühlen arbeiten (bey den andern iſt ſie noch nicht ſo weit gekommen), gar nicht mehr auf die von den Fabrikanten willkürlich angegebenen Quantitäten des verarbeiteten Mate-

laterials, der gelieferten Waaren und des Abſatzes n, ſondern hat nach Wahrſcheinlichkeitsberechnun- en für jede Art der Fabrikation eine gewiſſe Zahl Ar- eiter, eine beſtimmte Summe Arbeitslohn, und ein eſtimmtes Betriebskapital für jeden Stuhl als Durch- hnittsſatz angenommen, und ſo verlangt ſie von dem abrikanten nur die Zahl der gehenden Stühle zu wiſ- n, und macht dann die Berechnung ſelbſt. Unſtrei- g führt dieſs zu weit gewiſſern Reſultaten, als die rher in Berlin, und jetzt noch in den Provinzen des reuſs. Staats übliche Art, die Tabellen aufzunehmen, id es wäre ſehr zu wünſchen, daſs in allen Provin- n die Fabrikationstabellen auf dieſe Art verfertigt, id die Officianten von der Aufnahme und Einſen- ng der jetzigen anerkannt falſchen Tabellen befreyt ürden. Nach S. 173. ſoll das Kabinetsminiſterium e Familienſachen des königlichen Hauſes beſorgen; ieſs iſt aber ſeit 1802. nicht mehr der Fall, da dieſe ngelegenheiten dem Landeshoheitsdepartement über- eben worden ſind. Auch iſt das Juſtizdepartement icht, wie hier geſagt wird, ein Theil des Kabinets- iniſteriums, ſondern ein Theil des Staatsminiſte- ums, von dem das Kabinetsminiſterium, welches as Departement der auswärtigen Angelegenheiten di- igirt, ſelbſt ein Theil iſt.

Ueber den Ertrag des Ackerbau's, der Vieh- ucht und anderer landwirthſchaftlichen Gewerbe fin- et man auch in dieſem Bande gar keine Notizen. ur durch ſpecielle Berechnungen einiger ſich dazu ualificirenden Angaben des Vfs. kann man zu der- leichen Reſultaten kommen, und bey deren Zuſam- enſetzung ſtieſs Rec. auf Verhältniſſe, welche, wenn e nicht in Schreib- und Rechnungsfehlern der Ta- ellen oder des Buchs ihren Grund haben, gewiſs ufmerkſamkeit verdienen. So ſoll die Stadt Frank- rt bey 6579 Magd. Morgen Acker (à 180 rheinl. . Ruthen) eine jährliche Ausſaat von 4816 Scheffel etreide und 4368 Scheffel Kartoffeln gehabt haben, hne 5 Schfl. 3 Mtz. Hirſe, 20 Schfl. 10 Mtz. Lein- men, 29 Morgen mit Klee, 86 Morgen mit Wein nd 429 Morgen mit Tabak hinzuzurechnen. — Die tadt Nauen ſoll bey 6720 Morgen Acker eine jähr- che Ausſaat von 5976 Schfl. Getreide, 1200 Schfl. artoffeln und 60 Schfl. Leinſamen haben u. ſ. w. — er Abſatz aller Waaren auf den drey Frankfurter eſſen ſoll im J. 1797. 6,661,000 Rthlr. betragen ha- en. Das Städtchen Groſs-Buckow gewann im J. 801. 810 Wiſpel Hopfen. — Von der königl. Herr- haft Wuſterhauſen findet man einige intereſſante No- zen; ſie iſt ein Familiengrundſtück des regierenden auſes, wurde nach und nach für 964,140 Rthlr. zu- ammengekauft und es haftet auf derſelben eine jähr- che Apanage von 50,000 Rthlr. für Prinzen des kö- iglichen Hauſes. Im J. 1773. war der jährliche Er- ag derſelben zu 51,556 Rthlr. angeſchlagen. — Der aucheſche Kreis enthält überhaupt 469,439 Morgen and, und davon ſind 135,176 Morgen, beynahe ⅓tel es ganzen Areals, Holzland. — Merkwürdig iſt ie Angabe, daſs die Kämmerey der Stadt Belitz, wel- he 2 vererbpachtete Vorwerke, 16 Hufen Land, verſchiedene Grundzinſen, Wieſen und Gärten, 1 Waſ- ſermühle, 2 Windmühlen, einen Dammzoll, einen See und 9900 Morgen Forſt beſitzt, nur 1287 Rthlr. jährliche Einkünfte aus allen dieſen Beſitzungen zieht! wie hoch mag hier das Land genutzt werden? — In der Uckermark waren im J. 1798. 8124 Morgen Acker mit Tabak bepflanzt und man ärntete 43,632 Centner; die Aernte beträgt alſo auf jeden Morgen 5 Centner 40⅓ Pfd. — Dieſe Provinz hat 340,000 Morgen (15⅔ Q. Meilen) Holz, alſo auf jeder Q. Meile 5074 Morgen. — Uebrigens beweiſen dieſe Auszüge aus dem *zweyten* Bande, dem noch einige Nachträge und Verbeſſerungen zu dem *erſten* und *zweyten* Thle angehängt ſind, hinreichend die Reichhaltigkeit dieſes Werks, das wir, ſo mancherley wir auch dagegen zu erinnern uns verpflichtet hielten, um die Vollkommenheit künftiger Arbeiten des Vfs. zu befördern, doch als einen wichtigen Beytrag zur Kenntniſs der Mutterprovinz des preuſsiſchen Staates empfehlen müſſen.

Paris u. Leipzig, b. Hinrichs: *Nouveau voyage dans le Nord et le Midi de l'Allemagne.* Par *F. S. D. S. D.* 1806. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erſten Bogen dieſer Reiſebeſchreibung, welche von ſchalem Witz, oberflächlichen Räſonnements und epigrammatiſchen Albernheiten und Empfindeleyen überflieſsen, machten einen ſo widrigen Eindruck auf Rec., daſs es ihm Mühe koſtete, fortzuleſen. Indeſs, da dieſe Excrescenzen ſo mancher leichtfüſsigen franzöſiſchen *Voyageurs* überwunden waren, geſteht Rec. gern, daſs er die ſpätern Briefe, z. B. über Caſſel, Liebenſtein, beſonders aber die über Nürnberg und das Collegiat-Stift Spital am Pyen, ſelbſt bey der Geſchwätzigkeit, woran man ſich bey dieſen Herren nun einmal gewöhnen muſs, nicht ohne Vergnügen geleſen hat. — — Unſer Reiſender (vom J. 1801.) erklärt in der Vorrede, daſs ihm auf der Reiſe ein Roſenlicht vorgeleuchtet und er die Gegenſtände nur in dieſem Lichte betrachtet und beſchrieben habe. Dieſs läſst ſich, auch wenn wir es damit gut ſeyn laſſen wollten, doch von allen Theilen ſeiner Beſchreibung, z. B. von Hamburg, nicht ſagen. — Hier etwas von ſeiner *Manier*. In *Berlin* — womit er ſeine Notizen anfängt, in welchen jedoch dieſe Königsſtadt nur mit wenig Seiten abgefertigt wird, — kann er „die Augen nicht weit genug aufreiſsen, um alles das Wunderbare, Schöne und Groſse in dieſer Stadt zu umfaſſen, zu verſchlingen und zu genieſsen." Noch wunderbarer aber erſcheint ihm „der Abſtand alles dieſes *Großen*" von dem vielen „*Kleinen*," das er fand, z. B. die Hüte und Titusköpfe auf den Gaſſen, die Schüſſeln und Weinbouteillen in den Aubergen, die Kaffeetaſſen, Zuckerſtücke und Liqueur-Gläſer in den Kaffeehäuſern. — Von da reiſt er nach Hamburg und findet die tiefen Sandwege gar ſehr behaglich, weil man darauf ſo angenehm im Wagen gewiegt und durch keinen Stoſs geſtört wird an dem Buſen ſeines Liebchens

chens zu ruhen, sie nach Herzenslust zu küssen u. s. w. und dabey — man denke! — nebenher mit den „verliebten Sternschnuppen" am nächtlichen Himmel zu scharmiren. — In *Hamburg* findet er alles enge, finster, krumm, dreckig — sogar die Kleiderfarben — stinkend u. s. w. Doch will er das nur für die Kehrseite seiner Medaille gelten lassen, und zeigt dann auf der Hauptseite derselben — (ein flaches, unfertiges Gepräge!) — *etwas* von der guten Verfassung, den öffentlichen Anstalten, Umgebungen, u. s. w. *Klopstock*, den er nicht besuchte, weil — er ihm zu alt war — findet er, nach dem Kupfer von Huck, *Voltaire'n* ähnlich (?!), und zieht, um pikant zu seyn, eine Parallele zwischen beiden. Ausser ihm, dem Domherrn *Meyer*, und dem Baron *von Voght*, welche beide damals verreist waren, ist für ihn kein nennenswerther Mann in Hamburg; er rechnet aber doch — naiv genug — bey den *erratis* am Schluss des Werks, den Fehler, *Archenholz* nicht erwähnt zu haben, dem Abschreiber seines Manuscripts als Versehen an. — Die aus Altona gelieferte bogenlange „Prophezeihung, aus dem Griechischen" — hätte füglich den Tod der Papillotte, wozu sie schon verdammt war, sterben können, und das Publicum würde dabey, so wie bey dem Verlust der vorhergehenden Bogen, nichts eingebüsst haben. Von hier an werden die Briefe lesbarer, und hie und da, wie schon vorhin gesagt worden, wirklich interessant, z. B. die ziemlich ausführlichen und richtigen artistischen und literarischen Reminiscenzen aus Nürnberg u. s. w. — In Hannover bewundert er *Leibnitz'ens* Denkmal, besonders aus dem Gesichtspunkt, dass es, auf Kosten eines fremden Privatmanns (dessen ruhmwürdigen Namen er aber — aus leicht begreiflichen Ursachen — nicht hat erfragen können) errichtet sey. Dergleichen Unrichtigkeiten aber kommen mehrere, jedoch nicht so häufig, vor, als eine Menge auffallender Druckfehler und Namenverstümmelungen.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Bernard: *Rivalité de la France et de l'Angleterre, depuis la conquête de l'Angleterre par Guillaume Duc de Normandie, jusqu'à la rupture du traité d'Amiens par l'Angleterre.* Par *Vienot-Vaublanc*, Membre du Corps législatif. 1804. 24 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rivalitätsgeschichten sollten von Rechts wegen nur von neutralen Schriftstellern bearbeitet werden: denn immer wird sich Parteylichkeit einmischen, oder nicht ganz vermieden werden können, sobald der Geschichtschreiber der einen oder der andern Nation, die mit einander rivalisiren, angehört. Die Franzosen erhielten bereits vor dreyssig Jahren ein aus eilf Bänden bestehendes Werk über ihre Rivalität mit den Engländern, von dem unlängst verstorbenen *Gaillard*. (s. *Meusel's Bibl. hist.* Vol. VII. P. II. p. 113 ff.) Seiner Weitläufigkeit ungeachtet geht es nur bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIV. Hr. *Vienot-Vaublanc* geht nicht allein planmässiger zu Werke, als sein Vorgänger, hält sich fester an seinen Gegenstand, und mischt nicht so viel Allotrien ein, sondern führt auch die Geschichte bis auf die allerneueste Zeit fort. *Gaillard* versprach, möglichst unparteyisch zu erzählen, vergass aber nicht selten sein Versprechen: unser Vf. thut diess noch weniger, zumal in der neuern Geschichte. An allen Streitigkeiten, an allen Kriegen soll England Schuld seyn. Beide erlauben sich hier und da bittere Ausdrücke und Urtheile, die dem Historiker nicht geziemen. *G.* führt häufig seine Gewährsmänner am Rande seines Werks an: Hr. *V.* hingegen gar keinen. Dafür aber ist er in chronologischen Angaben genauer, als jener.

Das Ganze ist in *fünf* Kapitel oder Zeiträume eingetheilt. Der *erste* geht von Wilhelm dem Eroberer oder von 1066. an bis zur Thronbesteigung Philipps von Valois oder bis 1328; der *zweyte* bis zur völligen Vertreibung der Engländer aus Frankreich oder bis 1471.; der *dritte* bis zum Frieden zu Nimwegen oder bis 1679.; der *vierte* bis zur grossen französischen Revolution oder bis 1789.; und der *fünfte* bis auf den Bruch des Friedens zu Amiens oder bis 1803. Die drey ersten sind ziemlich summarisch auf 136 Seiten abgehandelt; die beiden letzten desto umständlicher, nämlich der vierte bis S. 282., und der fünfte, der nur 14 Jahre begreift, bis S. 378.

Den gerügten Mangel an Unparteylichkeit abgerechnet, erzählt der Vf. die Begebenheiten ordentlich und richtig; auch fehlt es ihm, wie den meisten seiner Landsleute, nicht an guter Erzählungsgabe. Was aber jenen Mangel betrifft: so wollen wir nur ein Paar Beyspiele aus der neuesten Geschichte anführen. Der Vf. nennt nämlich, wie mehrere seiner Landsleute, aber ohne Grund, die erste Coalition wider die französische Revolution ein Werk Englands; der Vertrag zu Pilnitz sey durch dessen Einfluss bewirkt worden; dadurch sey der von dem englischen Ministerium seit zehn Jahren über Europa ausgeübte Despotismus an den Tag gekommen (S. 285.). Ein leidenschaftliches Hirngespinnst! Dass aber in der Folge dieses Ministerium die haltbarste Stütze des Revolutionskriegs war, nachdem die wüthenden Jacobiner ihm Krieg angekündigt hatten; wer wird diess läugnen? wer wird es aber auch demselben — versetzt man sich nur in den Gedanken an dessen Stelle — verdenken? — So schiebt der Vf. auch die Schuld des neuesten, noch fortdauernden Kriegs zwischen Frankreich und England einzig und allein auf letztere Macht, ohne Rücksicht auf das, was Pitt und andere brittische Staatsredner, selbst gewissermassen Hr. Fox, zu ihrer Vertheidigung gesagt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Junius 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Fernere Anzeige der Schriften, die kirchlichen und wilden Stiftungsfonds der zur Domkirche ſich haltenden Gemeinde zu Bremen betreffend. (S. J. 1803. Nr. 229. 230. Vergl. Intellig. Blatt der A. L. Z. 1803. Nr. 186.)

Ein Zeitpunkt, wo es zweifelhaft ſcheint, wer am Ende über den jetzt genannten Rechtsſtreit als competenter Richter entſcheiden werde, iſt wahrſcheinlich der ſchicklichſte, um für die literariſche Welt dasjenige nach den weſentlichen Punkten darzuſtellen und zu beurtheilen, was uns inzwiſchen von Schriften darüber zugekommen iſt. Vorherſagung oder Omen hat das, was in der angeführten, mit vieler Aufmerkſamkeit von Verſchieden-Geſinnten aufgenommenen und „Oldenburg. 1803." 8 S. 4. beſonders abgedruckten Recenſion Nr. 230. S. 340. bemerkt wurde, nicht ſeyn können noch ſollen. Wohl aber möchte daſſelbe noch jetzt, wenn (nach *Herder*) etwas *weiſes zu ſagen* oft beſſer als eine *Weiſſagung* iſt, eine nicht zu verachtende Aufmunterung für alle Theile enthalten, um das, was für Eintracht und Billigkeit zu thun iſt, möglichſt bald zu thun. Rec. ſchrieb damals: „Das bekannte Sprüchwort ſagt, daſs kleine Staaten nur durch *innere* Eintracht wachſen, oder ſich wenigſtens erhalten. Und bey dieſer Betrachtung möchte denn wohl das, was „die Erläuterungen". (von Hn. *Petri*) ausrufen: *Videant Conſules, ne quid detrimenti res publica capiat*, anwendbar ſeyn, wenn die *Möglichkeit*, daſs, wer zu lange *allein* herrſchen wollte, im Ende vielleicht gar nicht mehr herrſche, durch ein ſorgſam gepflegtes Zutrauen in denen, die ſich lange für zurückgeſetzt halten konnten, ſicher entfernt werden ſolle. — — Ein wahrhaft unbedrängter, nicht durch Stolgebühren, nicht durch Ausſchlieſsungen (von Zünften, einträglichen Amtsſtellen u. ſ. w.) *vor* den Anhängern der andern Confeſſion belaſteter Zuſtand des reformirten ſowohl als des lutheriſchen Theils der an Rechten gleichen *Bürgerſchaft* von Bremen (deren Geſammtheit bisher zugleich mit dem Senat den dortigen Staatsregenten conſtituirt) wird allein die dauerhafte Baſis der Erhaltung von Freyheit und Wohlſtand für dieſe ganze reſpectable Stadt werden" u. ſ. w. Den Gedanken nach, finden wir ungefähr die nämlichen Deutungen der Zeichen der Zeit in einer mit Rückſicht auf die innern Streitigkeiten der Stadt gehaltenen Neujahrspredigt:

1) *Eintracht empfohlen und gewünſcht* in einer Predigt über 2 Kor. 13, v. 11. Am erſten Tage des Jahrs 1804., von *J. L. Ewald*, Prediger an der Stephanskirche (jetzt KR. und Prof. zu Heidelberg.). *Bremen*, b. Seyffert. 16 S. 8.

Wo überhaupt vieles Gute gut geſagt iſt. ſ. beſonders S. 6. 7. „Denket an Polen, an die Schweiz, an *Holland*" u. ſ. w. Wir machen auch namentlich gerne auf die beiden Noten S. 7. 8. aufmerkſam. Wie offenkundig es iſt, daſs die *dogmatiſchen* Differenzien der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen von den Sachkundigen aufgegeben und zwar nicht gleichſam vertragsmäſsig (über Inhalt des Glaubens läſst ſich nie paciſciren!), ſondern aus Ueberzeugung ſo aufgegeben ſind, daſs auf der einen Seite die ſtrenge Prädeſtinationslehre nicht mehr gehört, auf der andern Seite die Ubiquität des Leibes und Blutes Chriſti und deſſen reeller Genuſs im Abendmal eben ſo wenig mehr als entſchieden behauptet wird. So reformirt allmählich die Zeit, wenn nur der Unterſuchungsgeiſt nicht gehemmt wird. So befördert die Denkfreyheit in der Continuation die Vereinigungsabſichten der Politik, wenn nur dieſe nichts übereilen, nicht das noch aus Mangel an Ueberzeugung Getrennte zuſammenzwingen will, und dadurch neue Oppoſitionen erregt, gewiſſer und gründlicher als Schwert und Wage.

Fordert nun aber in einem Staate derjenige Theil, welcher einſeitig Prärogativen gehabt und ſie zur Zurückſetzung des andern Theils (wie z. B. durch ein 112 Jahre lang fortgeſetztes Nichtwählen irgend eines Mitglieds aus der Einen Hälfte der Bürgerſchaft) zu benutzen notoriſch keinen Anſtand genommen hatte, nunmehr, nach den neuen politiſchen Amalgamationen, von dem andern bisher ſehr ungleich behandelten Theile plötzlich ein zutrauensvolles Hingeben, ohne daſs zuvor thätige Beweiſe von einer durch verbeſſerte Grundſätze nun entſtandenen Neigung zu eigentlicher bürgerlicher, von Kirchenmeinungen unabhängiger Gleichſtellung von dem machthabenden Theile gegeben ſind: ſo fordert man wahrhaftig mehr, als Menſchen einander zumuthen dürfen. Betrifft aber die Aufforderung zur zutrauensvollen Reſignation der ohnehin zurückgeſetzten zu allererſt gerade Gegenſtände, in denen dieſe Partey inzwiſchen noch einigen beſondern Vortheil theils anders woher erhalten, theils ſich ſelbſt koſtbar erworben hatte, und ſichert nicht der bisher prädominirende Theil in andern Vortheilen *zur nämlichen Zeit* werkthätig die billige Gleichſtellung: ſo kann die Frage nicht unterdrückt werden: ob denn die neuerlich von der Politik betriebene Annäherung der Religionsparteyen am

Ende nur dahin führen ſolle, daſs überall der Theil, welcher bisher prädominirte, in der Folge der einzig disponirende ſeyn ſolle? Klar iſt dieſes als Thatſache ſeit der Seculariſationsperiode in mehreren Ländern Deutſchlands. In alles das, was der zurückgeſetzte Theil bis dahin noch für ſich beſeſſen oder genutzt hatte, miſchte ſich der vorher durch Verfaſſung und Herkommen begünſtigte Theil ſehr eilfertig ein, und machte ſich dem andern darin nur gar zu gerne gleich. Wo bis dahin weder Bürger, noch Beamte von der herrſchenden Partey verfaſſungsmäſsig zugelaſſen, wo alſo dem zurückgeſetzten Theile wenigſtens einige Vortheile im Gewerb, in Amtsanſtellungen geſichert waren, da wurde der Grundſatz, daſs die eine kirchliche Confeſſion zum Bürger, zum Staatsdiener nicht mehr als die andere, fähig mache, ſchleunig in Ausübung gebracht; man rückte ſchnell aus den Mitgliedern der prädominirenden Kirche ſo viele, wie möglich, ein, um den unaufhaltſamen Drang der Aufklärung gegen alle Ueberreſte trennender Vorurtheile factiſch zu beweiſen. Nur das Reciprocum, welchem nun kein beſtimmter Rechtsanſpruch, ſondern das gnädige, landesväterliche Ermeſſen zum Maſsſtab diente, erſchien nicht eben ſo ſichtbar. Und wagte es der zuvor an gewiſſe vertragsmäſsige Beſchränkungen gewohnte, jetzt aber mit lauter Stimme zur wechſelſeitigen, durchgängigen Gleichſtellung eingeladene Theil dem, was er ſah, dennoch mehr als dem, was er hörte, zu glauben, und etwa ſogar zu ſtaunen, daſs er ſeine Mitglieder bey dieſer promulgirten *Gleichheit* der verſchiedenen Kirchengenoſſen in der That von den bürgerlichen Vortheilen noch weiter, als vorher bey der bloſsen Toleranz, *zurückgedrängt* erblickte: ſo dürfte er ſich wohl gar von der machthabenden Klaſſe belehren laſſen, daſs jenes ſein Staunen nur noch die Folge ſeiner bisherigen Geiſtesbeſchränktheit und veralteten Intoleranz ſey, und er ſich vorerſt auf die Höhe der Grundſätze emporzuſchwingen habe!

Auch zu Bremen war bis dahin das Unglück, daſs durch den kirchlichen Unterſchied der lutheriſchen und reformirten Confeſſion, welcher allerdings nie in den bürgerlichen Verhältniſſen einen rechtlichen Unterſchied hätte begründen ſollen, die Bürgerſchaft ſich in zwey Klaſſen theilt, wovon die eine durch alle von dem Staatsverein abhängige Vortheile begünſtigt, die andere, mehr als gleich zahlreiche, theils nach Verträgen und Herkommen, theils factiſch in vielen Punkten zu ſehr zurück geſetzt iſt, als anderwärts die geſammten Augsburgiſchen Confeſſion-Verwandten (Lutheraner und Reformirte zugleich) gegen die Katholiſchen. Dieſe Prädomination einer gewiſſen Bürgerklaſſe und die Zurückſetzung der andern verfaſſungsmäſsig gleich zu haltender iſt, leider, da, und ſo lange da geweſen, daſs ſie auf der einen Seite der miſsbehaglichen Gefühle und Rückerinnerungen genug erzeugen konnte und muſste, auf der andern aber eine ſatte Zufriedenheit mit dem, was man mit äuſserem Rechte hatte, und eine Abgewöhnung der unparteyiſchen Hinſicht auf das, was man allein nach innerem Rechte zu haben wünſchen dürfte, und was man alſo von dem, was zu viel iſt, dem gleichzuſtellenden Theile wirklich nachzugeben und einzuräumen, den ſtarken, guten Willen haben ſollte. Die bis jetzt *Zurückgeſetzten*, möchten ſie nun zu Bremen Reformirte oder Lutheraner heiſsen, oder möchte man ſie, um alles Religiöſe aus der Frage zu verbannen, etwa darnach benennen, daſs ſie in Hinſicht auf mehrere Zünfte gar nicht aufnehmbar und alſo Unzünftige, in Hinſicht auf manche Aemter zwar wählbar, aber zu den einträglicheren gewöhnlich die Nichtgewählten ſind u. dgl. kurz die zurückgeſetzte, gröſsere Hälfte der Stadteinwohner kam durch den Reichsdeputationsſchluſs von 1802. in den Fall, daſs auch die einzige Kirche, wo ſie bisher ihren eigenen Cultus hatten, die gelehrten Schulen, welche ſie allein bisher benutzten, und gewiſſe Waiſen- und Wittwenſtiftungen, in denen indeſs Bedürftige aus ihrer Klaſſe allein eine Zuflucht fanden, während die *begünſtigte* Klaſſe meiſt aus dem Staatsvermögen für die ihrige ſich ähnliche Anſtalten errichtet hatte, zu dem Geſammtſtaat von Bremen geſchlagen wurden, und alſo unter eine Staatsobrigkeit zu ſtehen kamen, welche für jetzt (einen einzigen 1802. unter beſondern Umſtänden gewählten Senator ausgenommen!) aus Mitgliedern der begünſtigten, der dort durchaus zünftigen, überall wählbaren und auch wirklich gewählten Klaſſe beſteht. Für die Zurückgeſetzten entſtanden demnach die zwey wichtigen Fragen: Was die Bremiſche Staatsobrigkeit in Beziehung auf die drey oben genannte, ſehr wohl unterſcheidbare Gegenſtände, als Vortheile, welche ſie inzwiſchen, während ſie manche andere Nachtheile duldeten, doch beſonders genoſſen hatten, zu beſchlieſsen *von Rechtswegen verbunden*, und was ſie dann etwa noch weiter zu *vergüten* durch Staatsklugheit und Aufklärung veranlaſst ſeyn werde. Dabey verſtand ſich von ſelbſt, daſs, wenn die ſtrenge Frage über das, was *von Rechtswegen* geſchehen ſollte, zuerſt und allein in Betrachtung komme, alsdann die Maxime: der *übernehmende* Staat ſey nur gerade das zu thun und zu laſſen ſchuldig, was der *übergebende* zu thun und zu laſſen bis dahin das Recht und die Pflicht gehabt, rein und allein gelten muſste; woraus eben ſo klar folgt, daſs, ehe das, was von Rechtswegen geſchehen ſoll und nicht geſchehen darf, wechſelſeitig anerkannt und zugeſtanden iſt, andere ein gegenſeitiges Zutrauen erfordernde, durch Nützlichkeit, unparteyiſche Aufklärung u. dgl. motivirte Verfügungen theils zu frühe kommen, theils überhaupt kein obrigkeitliches Zwangsrecht für ſich haben. Dieſe Grundſätze als unläugbar vorausgeſetzt, wird nun natürlich jeder Mitbürger der literariſchen Republik, welcher auf den eben ſo regen als ſtillen Gang der Zeitumſtände zu merken für nöthig hält, zuerſt die Frage aufwerfen: Wie erklärte ſich bey der Beſitzergreifung der regierende Senat der Stadt Bremen über ſein Recht, jene drey beſondere Gegenſtände, Cultus, Schulen und mikle Stiftungen der mit der bisherigen Domkirche in Verbindung ſtehenden Bürgerhälfte betreffend? Die

2) *Actenſtücke zur Geſchichte der neueſten, beſonders kirchlichen, Angelegenheiten der Reichsſtadt Bremen. Erſter* Heft. 1803. 124 S. *Zweyter* Heft. 80 S. *Dritter* Heft. 1804. 86 S. *Bremen.* 8. (20 gr.)

eben S. 38. das „Proclama des Senats zu Bremen, vorin er den Civilbeſitz der neuen Acquiſitionen als rgriffen ankündigt." In dieſem erklärte der Senat S. 43.): „Mit Recht glauben wir erwarten zu kön- ien, daſs . . alle Einwohner . . mit frohem Herzen n dieſe neue Verbindung eingehen, *ſich mit uns und nſerer conſtitutionsmäßigen Freyheit behelfen* u. ſ. w. ie werden ſich . . bald durch die Erfahrung überzeu- en können, daſs *Gerechtigkeit* und *Billigkeit* unter ns herrſchen, daſs der *Glaubensfreyheit* eines jeden eine Beſchränkung bey uns angeſonnen, und daſs die *Gelegenheit zur freyen Ausübung ihres Gottesdienſtes*, welche ein groſser Theil der hieſigen Einwohner durch die wohlthätigen Anſtalten Sr. Brittiſchen Ma- eſtät hieſelbſt genoſs, auch in dem veränderten Ver- ältniſſe, für dieſelben *fortdauern* werde." Mehr fin- len wir hieher gehöriges in dem Proclama nicht. Und das geſagte iſt, man wiederhole es ſich aufmerk- am! in der That ſo wenig, daſs, wer, ohne Kennt- niſs der alten Verträge und Sanctionen, an den bis- herigen Genuſs *aller* mit dem Dom bis dahin in Ver- indung geſtandenen wohlthätigen Anſtalten auch nur ls an ein wohl hergebrachtes Herkommen zu den- en vermochte, lieber gar nichts, als bloſs ſoviel zu- eſichert zu leſen wünſchen muſste. Keine Beſchrän- ung der Glaubensfreyheit? Dieſs verſtand ſich doch wiſchen Proteſtanten und Proteſtanten ohnehin! Auch iſt es, bloſs im engſten Sinn genommen, nach len Reichsgeſetzen längſt eine Rechtspflicht, und ann nach der Natur der Sache nie Gegenſtand einer Zuſage ſeyn, weil der Glaube über allen rechtlichen Zwang iſt. Oder wollte der Bremer Senat die Glau- ensfreyheit im weitern Sinn des Worts, nach wel- hem allerdings jede, um eines gewiſſen Kirchenglau- ens willen entſtandene, *Zurückſetzung* in der bürger- chen Gleichheit eine wahre *Beſchränkung der Glau- ensfreyheit* iſt, zugeſagt haben? Von dieſer des auf- eklärten Zeitgeiſtes würdigen Auslegung erfuhren ir für dieſen Fall noch nichts. Die einzige eigent- che Zuſage betraf alſo *Fortdauer* der *Gelegenheit* zum eſondern Cultus. Aber wie unbeſtimmt klang ſelbſt ieſes Zuſagewort! Gleich wie etwas accidentelles ird das bisherige feſte und geſetzmäſsige bloſs eine *Gelegenheit* genannt, bloſs im allgemeinen *Fortdauer* er Gelegenheit verſprochen, ſo daſs jeder fühlen muſste, man habe nicht beſtimmter über das Voll- ändige in Erhaltung der bisherigen Anſtalten ſich usdrücken wollen. Man muſste leicht verſtehen, ıſs ſich der Senat ein Recht, über Modificationen eſer Gelegenheit zu *verfügen*, zuſchreibe, daſs er rausſetze, ſie, wenn er es für gut fände, etwa auch cht fortdauern laſſen zu dürfen. Noch mehr aber ınd dieſs gerade wird gewöhnlich bey gleichen Thei- n, noch viel mehr bey Theilen von ungleicher Macht r Divergenzpunkt!) muſste es auffallen, daſs von andern wohlthätigen Anſtalten, welche bloſs den mit dem Gottesdienſt der Domkirche indeſs verbundenen Bürgern zu gut gekommen waren, gar nichts erwähnt war. Hat eine beſtimmte Bürgeranzahl (gleich viel ob ihre rechtmäſsige Vereinigung für dieſen beſon- dern Genuſs durch Kirchenconfeſſion, Zunft, Stif- tungsbedingungen u. dgl. eine beſtimmte geworden iſt!) auf dergleichen Reliquien der alten Wohlthätig- keit, welche nicht für eine vermehrte Zahl der Com- petenten zureichen können, beſondern Anſpruch ge- habt: ſo kann man es weder Religions- noch Men- ſchenhaſs nennen, wenn man den Kreis der Admiſſi- beln nicht ausdehnen laſſen will, ſo lange man nicht ein entſchädigendes Reciprocum, oder die Gewiſsheit vor ſich ſieht, daſs alle Bedürftige von der dazu be- rechtigten Bürgerzahl immer und vollſtändig gut ver- ſorgt und dann doch noch andere zugelaſſen werden können. Iſt ein Krankenhaus für die Weiſsgerber ge- ſtiftet, ſo können die Rothgerber nicht über Men- ſchenhaſs klagen, daſs jene, die Weiſsgerber, ihre An- ſtalt für ſich behalten und nicht etwa ihren Nachbarn, den Rothgerbern, zur Special-Inſpection und Admi- niſtration überlaſſen wollen. Was demnach das Pro- clama in Hinſicht auf alles mit der Domkirche indeſs verknüpfte *ſagte*, und was es *nicht ſagte*, konnte, wenn man nach der conſtitutionsmäſsigen Freyheit denken und ſelbſt urtheilen durfte, dem Verſtändigen, wenn er dabey etwas zu verlieren hatte, gleich wenig beruhigend ſeyn. Bald aber ergab es ſich klar genug, daſs der Senat wirklich den Staat von Bremen als den *Eigenthümer* von allem, was für die oben genannten drey Gegenſtände: Cultus, Schulen und Stiftungen der Domgemeinde als Fonds vorhanden war, und folglich ſich ſelbſt *nicht bloſs als Oberaufſeher*, ſondern als die höchſte *Adminiſtrations*- und *Dispoſitionsbehörde* ohne Ausnahme anſah. Dieſs iſt auch das Hauptmoment, wofür alle die Schriften, welche mit dem Sinn des Se- nats harmoniren wollten, ihre Gründe ins möglich beſte Licht zu ſtellen ſuchen. Unter dieſen Aufſätzen zeichnen ſich aus, als meiſt juriſtiſch die Sache be- trachtend, der im *dritten* Heft der Actenſtücke u. ſ. w. wieder abgedruckte

3) *Ueber die Appellation an das Kaiſ. Reichscammer- gericht in Sachen der Diakonen der Domkirche und der Verwalter des St. Petri Waiſenhauſes zu Bre- men wider den Reichsſtadt Bremiſchen Senat.* Von *C. F. von Hoffmann. Wetzlar.* 1803. (S. 1—22.)

4) *Beleuchtung eines Theils der von dem Hn. Dompre- diger Joh. Dav. Nicolai*, unter dem Titel: *Ueber den Zuſtand der lutheriſchen Domgemeine in der fr. Reichsſtadt Bremen* u. ſ. w. (ſ. A. L. Z. 1803. Nr. 229.) *in den Druck gegebenen Schrift.* Von *Joh. Fr. Gildemeiſter*, d. Rechte D. *Hamb.* 1803. 44 S. 8. (Von dem uns beſonders zugekommenen *Nachtrag* von S. 45—54. zeigen wir hier bloſs die Exiſtenz an, weil er etwas perſönliches betrifft.)

Die Schrift des Hn. D. *G.*, *wahrſcheinlich die frü- here* von den beiden, hat zwar richtig bemerkt, daſs

Hr.

Hr. *Nicolai* (S. 209. 210. seiner Schrift) im siebenten §. des zehnten Artikels des Westphälischen Friedens: „*Imp. . . concedit Reginae regnoque Sueciae Archiepiscopatum Bremensem . . cum omni jure quod ultimis Archiepiscopis Bremensibus competierat in Capitulum et Dioecesin Hamburgensem . . . cum omnibus et singulis ad eos pertinentibus, ubicunque sita sunt, ecclesiasticis et secularibus bonis et juribus, quocunque nomine vocatis, terra marique, in perpetuum et immediatum Imperii feudum . . .* den nun folgenden Schluss: „*cessante Capitulorum caeterorumque Collegiorum ecclesiasticorum eligendi et postulandi omnique alio jure, administratione terrarum ad hos Ducatus pertinentium*" — unrichtig so übersetzt habe: „*vorbehalten* wird bey der Verwaltung und Regierung der zu diesen Herzogthümern gehörigen Länder der Capiteln und übrigen geistlichen Collegien das Recht sich zu wählen und zu postuliren und alles andere Recht." Es war aber auf jeden Fall diese Unrichtigkeit, welche Hr. *G.* mit unnöthig grosser Mühe in der möglichsten Breite darstellt, um auf Hn. *Nicolais* übrige Beweisstellen einen Schatten zu werfen, ohne Wichtigkeit für die wesentlichen Fragen. Allerdings *cessirten* die Capitel, allerdings wurde Schweden belehnter Besitzer auch alles dessen, was zum Bremischen Domcapitel gehört hatte. Aber gerade als dieser Besitzer traf nunmehr Schweden und nachmals das in Schwedens Rechte eingetretene Dänemark und Kurbraunschweig über gewisse Fonds zum Cultus, den Schulanstalten und den Stiftungen bey der Bremischen Domkirche theils freye, theils vertragsmäfsige Verfügungen. Und nur *mit* diesen rechtlichen Verfügungen, und durch dieselbe gesetzlich modificirt und bestimmt sind die dreyerley mit der Domkirche verbundenen Gegenstände jetzt 1802. an den Staat von Bremen übergegangen, so dafs also die ununterbrochene Festhaltung jener Bestimmungen nunmehr nicht Sache der Gnade, oder einer Disposition dieses Staats, sondern volle, mit den übernommenen Vortheilen zugleich übergegangene, Rechtspflicht und Schuldigkeit für denselben ist.

Man kann nur gar zu leicht bey dergleichen Streitfragen die genaueren Unterscheidungen der Begriffe übersehen, von denen alles abhängt. Diese nur gar zu häufig eintretende Ursache des Irrens zeigt alsdann zwar auf der Einen Seite, dafs man bey denen, welchen man widersprechen zu müssen einsieht, dennoch den besten Willen und die Ueberzeugung, kein Unrecht sich anzumafsen, zutraulich voraussetzen könne und dürfe; aber sie zeigt auch andrerseits, dafs, wenn der eine dissentirende Theil Obrigkeit ist, diese aus dem Widersprechen derer, welche in andren Rücksichten Unterthanen in der bestimmten Sache, aber eine rechtliche Partey sind, ebenfalls nicht eine Neigung zum Ungehorsam, zum Mifstrauen u. dgl. zu folgern habe. Man entwickle vielmehr (und hiezu hat ja die Obrigkeit eines nicht allzu grofsen Staats Zeit und Mittel!) mit väterlicher Würde und Bündigkeit die Gründe der Sache so genau und überweisend wie möglich, und sage sich von selbst, was doch jeder Billige mit aller gebührenden Ehrfurcht denken und bekennen mufs, dafs blofse allgemeine Zusicherungen des besten Willens, und blofse Bescheide der Instanz, welche weifs, dafs man sie zugleich für Partey halten mufs, gegen die Zurückgesetzten in solchen Fällen nicht viel gutes wirken können und nichts entscheiden dürfen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Schöne: *Denkwürdigkeiten für Preufsen aus dem achtzehnten Jahrhundert.* In chronologischer Ordnung, von *Hennig.* 1805. 188 S. kl. 8. (16 gr.)

Diese Sammlung von dem, was in Preufsen, vorzüglich im alten Königreiche Ostpreufsen im achtzehnten Jahrhundert merkwürdiges vorgefallen ist, läfst sich im Ganzen als ein nützliches Unternehmen empfehlen, das freylich noch mehr ausgedehnt, und wie auch die Nachträge zeigen, noch reichlicher hätte ausgestattet werden können. Der Vf. hat seine gesammelten Materialien in *vier* Abschnitte geordnet: Der *erste* giebt eine Uebersicht der Begebenheiten in Königsberg von 1701. bis 1800. nach *fünf* Abtheilungen in chronologischer Ordnung; der *zweyte* die Begebenheiten in den Provinzialstädten und auf dem platten Lande; der *dritte* die Todesfälle merkwürdiger Personen in diesem Zeitraume, und der *vierte* die in diesem Jahrhundert in Preufsen entstandenen milden Stiftungen. — Die ersten *drey* Abschnitte können, ihrer Natur nach, nicht vollständig seyn; aber der *vierte*, der es seyn könnte, ist es nach des Vfs. eignem Geständnisse nicht, und es ist freylich eine mühsame Arbeit, von einer Provinz eine so genaue Uebersicht der darin vorhandenen Stiftungen zu liefern, wie sie uns *Brüggemann* von Pommern so meisterhaft geliefert hat. Man findet übrigens in der Schrift manche interessante historische Notiz, z. B. dafs die Krönungsfeyerlichkeiten Friedrich I. sechs Millionen, und die Huldigungsfeyerlichkeiten Friedr. Wilhelms I. 2547 Rthlr. gekostet haben; dafs am 24. Nov. 1710. vom Könige befohlen wurde, *alle Zigeuner*, Männer und Weiber, jung und alt, aufzuhängen; indessen mufs dieser Befehl doch nicht mit aller Strenge ausgeübt worden seyn: denn am 4. Januar 1726. erschien ein neuer königlicher Befehl, dafs die Zigeuner, welche 16 Jahr alt wären, gehangen, und ihre Kinder in die Zuchthäuser gebracht werden sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Junius 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Fortgesetzte Anzeige von Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.

(*Fortsetzung von Num.* 143.)

Hn. *G.* Hauptsatz ist S. 27.: „Der König (von England) *war der alleinige Eigenthümer des Doms und alles dessen, was dahin gerechnet werden mag.* Nun aber hat er abgetreten der Stadt Bremen alle von dem Herzogthum und von dem Domcapitel Bremen und überhaupt von dem Kurfürsten zu Braunschweig-Lüneburg abhängige Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte in der Stadt Bremen und ihrem Gebiete, wie diese Namen haben." In einem gewissen Sinn alles recht gut und wahr; und doch gerade in dem Sinn, in welchem es auf den streitigen Fall bezogen wird, völlig unrichtig. Dass der Begriff: *alleiniger* Eigenthümer, bey den Stiftungen, wo der *einstige* Eigenthümer das Seinige als *Schenkung* gab, und die zur Domkirche sich haltende Bürgerhälfte das übrige beytrug, sogleich wegfalle, versteht sich ohnehin. Weiter unten hievon das Historische! Der übertragende Staat, und nicht die Domgemeinde, war aber allerdings, soviel Rec. einsieht, von mehreren der streitigen Gegenstände, von dem Gebäude der Domkirche, den Erhaltungsfonds für dieses und für die Prediger daran, auch wohl (so viel Rec. aus den vor ihm liegenden Schriften zusammen schliessen kann) von den Besoldungsfonds der Schulanstalten u. s. w., alleiniger Eigenthümer. Aber was folgert nun Hr. *G.* §. 6. daraus? „Diesem nach stehet die *Disposition* über die Güter und Einkünfte, die vorhin der Domkirche, der Schule u. s. w. von ihrem königlichen Eigenthümer *gelassen* (blos gelassen?) waren, nunmehr *eben sowohl* dem Rathe und der Bürgerschaft der Stadt Bremen zu, als die Disposition über die sonstigen, gleichmässig der Stadt übertragenen vormals königlichen Güter. . . . Dass *auch auf die Administration* niemand anders als die Stadt selbst einen rechtlichen Anspruch hat, ergiebt sich von selbst." Wie denn? Folgt dies wirklich so ganz unbeschränkt, wie es hier in der Kürze festgestellt seyn soll? Hr. *G.* selbst ist zu einsichtig, dieses behaupten zu wollen. Er deutet *Ausnahme und Beschränkung* als möglich an; aber er führt sie, in so fern beides wirklich notorisch Platz findet, gar nicht aus. Und hierin erscheint mehr der *Advocatus causae* als der parteyfreye Rechtsgelehrte. Doch, dem unparteyischen Beurtheiler ist es genug, dass nur zugegeben werden musste: „Irgend eine *Ausnahme* davon, irgend eine *Beschränkung der Disposition* wird (?) sich nur dann begründen lassen, wenn dargethan werden kann, dass sie auch gegen Se. Grossbritan. Majestät statt gehabt habe." Hat der vorige Eigenthümer bey dem einen Theil der Gegenstände eine Ausnahme, bey dem andern eine Beschränkung der Disposition gemacht, so *ist* ja das bereits begründet, was zur gerechten Schlichtung der Streitfrage führt. Was hierüber Rec. als Fremder erst aus den in den gewechselten Druckschriften zerstreut hervortretenden Urkunden sich zusammen stellen konnte, das konnte und musste unstreitig der des speciellen Staatsrechts von Bremen kundige Theil der dortigen Geschäftsmänner, welchem sogar die Archive zu Gebot stehen, längst genau wissen und jetzt pflichtmässig und offen anwenden: welche *Ausnahme* nämlich, und welche *Beschränkung der Disposition*, und folglich *auch der Administration*, (nur *nicht* der landesherrlichen Oberaufsicht) der übertragende Staat schon lange her zu einer rechtlichen Schuldigkeit für sich selbst gemacht hatte, und was also der übernehmende Senat nicht erst in Form einer freyen Zusage, einer Folge seiner eigenen Disposition u. dgl. gleich einer Gnade geben durfte, weil diese Form für den, welcher eine rechtliche Erwartung hat, nie erfreulich, nie befriedigend seyn kann, da sie ihn laut an die Gefahr erinnert, dass die Disposition auch wohl anders hätte ausfallen können, oder unter menschlich möglichen Veränderungen einst anders ausfallen möchte.

Unterscheiden wir nun die Gegenstände! *Ausgenommen* von der *Disposition* des Eigenthümers wird offenbar das, was er *schenkt*, und das, wovon er, unter einem gewissen Canon, das *dominium utile* an andere, zu einer mit ihnen bedungenen, fortlaufenden Bestimmung abgiebt. Von dieser Art nun ist alles das, was Schweden und Kurbraunschweig von seinem Eigenthum beym Dom zum *Waisenhaus der Domgemeinde* eingeräumt hat. Dies finden wir zur Evidenz gebracht durch die Schrift:

5) *Ueberblick und Gesichtspunkt der beym Kais. Reichskammergericht eingeführten Appellation der Diaconen der lutherischen Domgemeine und Verwalter ihres St. Petri Waisenhauses zu Bremen wider den Reichsstadt Bremischen Senat.* Von D. *Friedr. Dietz. Wezlar* im Nov. 1803. (wieder abgedruckt im *dritten* Heft der Actenstücke S. 23 — 86.)

Schweden concedirte und verordnete 1691. in Gnaden zu diesem Waisenhaus mehrere im Rescript (§. 5.) genannte Theile seiner Domeigenthümlichkeiten, und behielt sich über die *Verwaltung nichts* bevor; über die

die ſpecielle *Verwendung eben ſo wenig*. Bloſs ſtillſchweigend verſteht es ſich, daſs das eingeräumte zu dem beſtimmten Zwecke verwendet werde. Der letzte Landesherr, Kurbraunſchweig, erkennt *noch* 1783. das von Schweden einſt Verwilligte als „zu Errichtung eines evangeliſch-lutheriſchen Waiſenhauſes *geſchenkt*" (ſ. die Haupturkunde hierüber bey *Dietz* §. 12.). Von dieſem Geſchenkten kann alſo 1802. die Stadt Bremen, als Staat, nicht mehr Eigenthümer werden, darüber keine Dispoſition, die Verwendung oder Verwaltung betreffend, erhalten haben. Zugleich überlieſs Kurbraunſchweig als Landesherr der „*Domgemeine* zu Bremen" (Rec. behält die eigenen, eine Domgemeine und die Gemeindevorſteher und die Waiſenhausadminiſtratoren als Paciscenten anerkennenden Worte der Urkunde bey!) — auf Vorſtellung „der *Vorſteher* der Domgemeine zu Bremen" weiter den *Platz* der Domcapitelscurie zu Erbauung eines *neuen* Waiſenhauſes, wofür *in recognitionem dominii directi* 4 Rthlr. entrichtet und dazu *von den adminiſtratoribus des Waiſenhauſes Inſtituti* ein ſicherer Fond angewieſen werden ſoll." Ueber dieſen zwar nicht geſchenkten, aber 1783. auf die beſtimmteſte Weiſe zum *dominium utile* abgegebnen Platz gab demnach, wer kann dieſs miſskennen? Kurbraunſchweig als beſitzender Staat die *Dispoſition* ab, und dieſes nicht nur ſtillſchweigend, ſondern ſogar ausdrücklich durch die Erklärung, daſs, wenn der Platz zu anderm Gebrauch in Zukunft wollte gewidmet werden, derſelbe eben deswegen zu ſeiner freyen Dispoſition *zurückfallen* ſollte, wie nicht weniger, wenn die *Inſpectores und Adminiſtratores* des Waiſenhauſes wiſſentlich geſtatten ſollten, daſs von dem Bremiſchen Stadtmagiſtrat (da ſie deſſen Unterthanen in anderen Rückſichten waren) . . etwas den königlichen Gerechtſamen nachtheiliges unternommen würde, da vielmehr hiemit ausdrücklich *bedungen* werde und *verpflichten* ſich die *zeitige Inſpectores und Adminiſtratores dieſes Inſtituti für ſich und ihre Nachfolger in officio* die Exemtion dieſes Platzes von der Jurisdiction und allen übrigen Anmaſsungen des Magiſtrats in Bremen aufrecht zu erhalten und — — *Anzeige* zu thun;" worüber auch von den Inſpectoren und Adminiſtratoren ein *Revers* ausgehändigt wurde; ein Zeichen, daſs ihnen hier nicht befohlen, ſondern mit ihnen als einem nicht ſterbenden Collegium etwas *bedungen* worden war. Da der übernehmende Staat gegen das Waiſenhaus der Domgemeinde ſich nur das, was nach dieſer Urkunde die bisherige Eigenthumsherrſchaft des Doms und ſeiner Appertinenzien ſich dagegen vorbehalten hatte, als übertragen zueignen kann: ſo iſt klar, daſs da die Domcurie ſelbſt Schwediſche *Schenkung* genannt iſt, nichts als die jährlichen 4 Rthlr. *quo recognitio dominii directi* von dem erſt durch Kurbraunſchweig dem Waiſenhauſe eingeräumten *Platze* der Domcurie auf Bremen übergieng, daſs aber *eine freye Dispoſition* darüber an den Bremiſchen Staat nur alsdann *zurückfallen* könnte, wenn der *Platz* gegen die Beſtimmung verwendet würde, die Inſpectoren und Adminiſtratoren des Waiſenhauſes aber nicht, wie ſie ſich reverſirt hatten, ihre Schuldigkeit, jenes zu verhindern, thun wollten. Es war alſo immer bey weitem nicht genug, daſs der Senat zu Bremen unter dem 4. Febr. 1803. verſicherte, den *Zweck* der Dotation, und endlich den 12. Febr. auch die *innere Einrichtung* nicht ändern zu wollen. Kurbraunſchweig hatte dann, was es zu dieſer Dotation gab, ſo gegeben, daſs es für ſich — und folglich auch für den Staat, an von ihm die Landesherrlichkeit darüber bekommt — weder Dispoſition, noch Adminiſtration, alſo gar kein *Recht* zum Aendern, oder zum Verſprechen des Nichtänderns, ſondern, wie Hr. *Dietz* es beſtimmt unterſchreibt, nur die *zuſchauende* oder beobachtende, nicht einmal die mitwirkende *Oberaufſicht*, daſs es zum beſtimmten Zwecke wirklich verwendet werde, vorbehielt. Lieſs es der Senat hiebey, ſo geſchah von ſeiner Seite nicht mehr als das ſtricte Recht, und das Proclama, in welchem ein feſtes und „*wie Er zu Gott hoffe, untrügliches*" Vertrauen erklärt, daſs der gute Bürger ſeiner eidlichen Verpflichtung gegen die Obrigkeit eingedenk bleiben werde, wäre, wie man immer wünſchen muſs, entbehrlich und nicht veranlaſst geweſen. Daſs Kurbraunſchweig ohnehin über alles, was dem Waiſenhaus durch ununterbrochene Mildthätigkeit von der Domgemeinde zu gut gekommen iſt, (Hr. *Nicolai* hat in ſeiner erſten Schrift S. 129. davon über 400,000 Rthlr. angezeigt) weder Dispoſition, noch Verwaltung hatte und an Bremen überweiſen konnte oder wollte, verſteht ſich von ſelbſt. Kann man, nach allem dieſem, das Reſultat des *Dietziſchen* Ueberblicks anders, als ſehr gegründet finden? Allerdings iſt die landesherrliche, nunmehr Bremiſche Oberaufſicht über den dem Waiſenhaus theils von den vorigen Landesherrſchaften und von der Gemeinde geſchenkten theils als *dominium utile* gegebenen Beſitzſtand, als das höchſte Gegenmittel gegen Vernachläſſigung oder ſtiftungswidrige Verwendung jenes Vermögens zu reſpectiren. Aber eben ſo gewiſs iſt ſie auch nicht über ihre ſtricte Gränzen, nicht zu irgend einigen poſitiven Abänderungen in der bisherigen durch Erfahrung erprobten Art der Verwaltung und Verwendung auszudehnen, ſo lange gegen dieſe gute Ueberlieferung der Vorzeit nicht eine auf andere Art unverbeſſerliche Zweckwidrigkeit erwieſen iſt. Gerechtſeyn iſt das erſte. Groſsmuth, Klugheit, Aufklärung, landesväterliche Fürſorge u. ſ. w. ſind wichtige Beförderungsmittel des menſchlichen Wohls; aber ſtrenges Recht geht vor allem und iſt von allem freywillig möglichen Guten die Begründung. Das Recht gleicht der geraden Linie, während die Anſichten auch der Wohlwollendſten über jene Mittel der Klugheit tauſendfach divergiren, um ſich nur gar zu leicht in dem Beſtreben endigen können: dem Nachbar ſein Glück nach einem fremden Maſsſtabe beſtimmen und dazu ihn nöthigen zu wollen. Beſonders dem jetzigen Zeitgeiſte nichts ungewöhnliches, ſeit er die centnerſchweren Worte: Staatsoberaufſicht, Staatswohl, Staatspolizey u. ſ. w. in all ihrer Unbeſtimmtheit und ſpielenden Veränderlichkeit der guten, alten Göttin, Themis, gleich als einer

iner beſchränkten Pedantin, ſo leicht entgegen zu verfen gelernt hat! Ein Unfug, welchem die Nemeſis nach dem furchtbaren: Heute mir, morgen dir! auf lem Fuſse nachfolgt.

Wie nun bey dem Waiſenhaus der Domgemeinde ine völlige *Ausnahme von Dispoſition und Verwaltung* ler Staatsobrigkeit begründet erſcheint, ſo treten in Hinſicht auf alles Gottesdienſtliche in der Domkirche nd auf die dazu bis dahin vorhandenen Fonds, als ler beſtimmten Mittel zum Zweck, ſehr ſtarke *Beſchränkungen der Dispoſition* gegen den Staatseigenthümer als rechtlich längſt gegründet ein: Das, was das Bremiſche Beſitznehmungsproclama zuſagte, daſs „die *Gelegenheit* zur freyen Ausübung ihres Gottesdienſtes, welche ein gröſser Theil der Bremiſchen Einwohner durch die wohlthätigen Anſtalten Sr. Britt. Majeſtät und der Staaten, welche noch früher über den Dom zu disponiren gehabt hatten) *genoſs*, auch in dem veränderten Verhältniſſe für dieſelben fortdauern werde," war nicht etwas, worüber der Bremiſche Senat erſt zu disponiren hatte. Er befolgte dadurch nur die Dispoſition des §. 63. von dem Reichsdeputationshauptſchluſs, welcher „die bisherige Religionsübung eines jeden Landes *gegen Aufhebung* und *Kränkung jeder Art* geſchützt, insbeſondere (ſo daſs) *jeder Religion* der Beſitz und (was hieher das treffendſte iſt) der *ungeſtörte Genuſs* ihres eigenthümlichen Kirchen- uts und Schulfonds, nach der Vorſchrift des Weſtphäliſchen Friedens, ungeſtört verbleiben." War Schweden, nachher Dänemark, endlich Kurbraunſchweig immer Eigenthümer von der ganzen „Strukturcaſſe" (ſo nennt man die Caſſe, aus welcher die Domkirche und die damit verwandten Schulanſtalten nicht nur nach den Gebäulichkeiten, ſondern auch nach Beſoldungen und andern Bedürfniſſen erhalten wurde!): ſo hatten doch dieſe Staaten über den Genuſs gewiſſer Kirchen- und Schulfonds von lange her und immer nach den nämlichen Grundſätzen ihre Dispoſition ſo fixirt, und ſelbſt die Verwaltung der Fonds ſo eingerichtet, daſs eben dadurch jene ein für allemal gemachten Dispoſitionen unveränderlich beſtimmt ſeyn konnten und ſollten. In Abſicht auf den ſanctionirten *Genuſs* waren daher die zum Beſten der Domgemeinde feſt ausgeſetzten Fonds der Kirchen- und Schulenerhaltung längſt dem Eigenthum gleich. Hierüber iſt die Haupturkunde angeführt worden in der

6) *Kurzen Beantwortung* der von den Herren, Paſtor *Petri* und D. *Gildemeiſter*, gegen meine Schrift, über den Zuſtand der lutheriſchen Domgemeine in der fr. Reichsſt. Bremen gemachten Erinnerungen. Von dem Domprediger *J. D. Nicolai*. 64 S. 8.

Mit gutem Vorbedacht hatte Rec. (A. L. Z. 1803. 330. Nr. 229.) des Hn. *N.* erſtere Schrift: Ueber den Zuſtand u. ſ. w. eine gemäſsigte genannt, weil an ihr nicht zu verkennen, aber auch wohl zu erklären und zu rechtfertigen war, daſs die damalige den Ueberzeugungen und Gründen des Vfs. nicht gemäſse öffentliche Behandlung und beſonders die noch anonyme Beurtheilung der Sache auf ſein Gemüth einen tiefen und empfindlichen Eindruck gemacht hatte, über welchen er aber dennoch im gröſsten und weſentlichen Theile der Schrift völlig die Gewalt zu behalten ſich beſtrebte. Wie nun jene Schrift eine gemäſsigte war, ſo iſt die *kurze Beantwortung* eine völlig ruhige, ohne deswegen weniger bündig und ſachdienlich zu ſeyn. Bey mehreren Punkten, wo ihm ſeine jetzt genannten Gegner perſönlich wehe zu thun ſich erlaubten, iſt ſie groſsmüthig und ſchonend. (ſ. jene Punkte aufgezählt in der weiter unten zu nennenden Ausführlichen Beurtheilung S. 92. 93.) Dem Vf. genügte die Berichtigung mancher ungegründeten und halbwahren Gegenreden, während er die Urheber durch ihren ſonſtigen Charakter entſchuldigt. Das wichtigſte neue Moment für die Sache giebt S. 23 ff. Nach einer Reſolution und Verordnung nämlich von den ſchwediſchen K. Karl XI. *wegen des Kirchen- Schul- und Structur-* (ökonomiſchen Erhaltungs-) *Staats* in denen Städten Bremen und Verden *d. d.* Stockholm *den* 11. *Jul.* 1685. hat dieſer Staatseigenthümer der Domappertinenzien zu Bremen die ihm bis dahin zuſtändige *freye Dispoſition* ſchon damals für die benannten Gegenſtände auf die beſtimmteſte Weiſe *beſchränkt*. Der damalige von den ſchwediſchen Miniſtris abgefaſste Kirchen- Schul- und Structurſtaat in den beiden Städten Bremen und Verden . . ſoll nach jener *Verordnung* ein „beſtändiges und perpetuelles Werk" ſeyn und bleiben, „zu welchem Ende denn auch Se. Königl. Majeſtät die in ſelbigen Staat aufgeführte und verſchlagene *Intraden und Mittel zu ſolchem Werk* hiemit gnäd. wollen gewidmet und ſelbigem *beſtändig* beygelegt haben, welche *durch anderweitige Dispoſitiones nicht mögen turbiert und geſchmälert*, weniger denen gänzlich entzogen und anders wohin verwendet werden." Ausdrücklich wird hierauf die Communität von 12 Perſonen confirmirt; es werden „insgemein die auf dem Kirchenſtaat aufgeſetzte Perſonen wie auch die ihnen beygelegte *Salaria* und Beſoldungen approbiert;" es war ſogar im Art. 12. „damit *dieſes Kirchen und Schulweſen und was dem anhängig*, im richtigen Gang und ohn verrückten *tenor* allwege erhalten werden möge, der Wille des Königs, daſs es hinführo ein *Separatwerk verbleibe* und mit der *Kammer* zu Stade anders nichts zu ſchaffen habe, als daſs vorgeſchlagener maſsen der Baumeiſter (Verwalter) von Einnahme und Ausgabe der Kammer *richtige Rechnung* abſtatte" u. ſ. w. So wenig juridiſch begründet iſt alſo, was Hr. D. *Gildemeiſter*, S. 23. der Beleuchtung, zum Reſultat machen wollte: „die Domkirche, die lateiniſche Schulen u. ſ. w. genoſſen alſo, was die Durchlauchtigſten Eigenthümer ihnen *jedesmal* zu geben oder zu laſſen *beliebten*. So grundlos und rechtswidrig iſt, was eben dieſer Schriftſteller S. 32. wähnt, daſs die Herzoge von Bremen die Domkirche und was ſie (und ihre Vorfahren) zur Ausübung der lutheriſchen Religion freywillig hergaben, nun auch *jeden Augenblick hätten zurücknehmen* können; und daſs alſo auch der

der Staat von Bremen sich, wenn er wollte, eben dieser Befugniss der Zurücknahme in ihrem ganzen Umfang bedienen und den Lutheranern die Sorge überlassen *könnte*, zur öffentlichen Ausübung der Religion die Kosten selbst herbey zu schaffen." Folgt aus der Freywilligkeit des Gebens das ewige, willkürliche Zurücknehmendürfen der Gabe? Ist das geschenkte, das zur Nutznieſsung abgetretene, das zu bestimmten Verwendungen für immer separirte, nach den Grundsätzen Bremischer Rechtskundigen alle Augenblicke revocabel? O, die guten Alten! Selbst die Landesherrn und „Ministe" wuſsten sehr gut, wessen sie sich begeben und wie sie die landesherrliche Disposition selbst beschränken müſsten, wenn für Anstalten des Geistes und Herzens, trotz der endloſsen Bedürfnisse der Kammern, etwas bleibendes auf die spätе Nachwelt sollte übergehen können. Nur auf Ehrfurcht für Recht und Verordnungen, auf ein Uebergewicht von Treu und Glauben gegen die tagtäglich schöner mit dem heiligen „Wohl des Ganzen" sich beschönigende Gier der materialistischen Plusmacherey, auf ein spirituelles Gefühl, dass jeder Staat um der Menschen willen, und seinen Schutz der Zusammenwirkung für allseitige Perfectibilität zu gewähren, nicht aber die Menschen um des Staats und der Staatsrepräsentanten willen da seyen, kurz: auf die Grundartikel der Humanität hofften und rechneten sie. Die guten Alten! Auch liefs gerade in eben diesem Geiste noch 1763. (s. *Nicolai* über den Zustand u. s. w. S. 79.) Georg III. durch die Domprediger den Diaconis der „evangelischen Gemeinde" vorstellen, dass Se. Königl. Majestät nicht nur die *gesammten Structur-Einkünfte, ohne davon das geringste für sich zurück zu behalten*, zu Erhaltung der Domkirche und Schulen auch der Prediger und Schulbedienten u. s. w. gewidmet haben, sondern auch zu Widerherstellung des in Verfall gerathenen Structuretats der Structur über 17,000 Rthlr., welche die Kammer der Structur vorgeschoſsen, 1754. allergnädigst *geschenkt* worden.

In wie fern der Bremische Staat die in obiger mildstiftenden schwedisch-landesherrlichen Verordnung gegründete, und von Kurbraunschweig rechtlich und grofsmüthig durch Thathandlungen anerkannte Gewissheit, dass die aus den Dom-Appertinenzien entstandenen Kirchen- und Schulfonds der Domgemeinde, über die Bremische Landesherrlichkeit nicht anders als mit den beschriebenen Beschränkungen auf eine bestimmt angegebene separate Verwaltung und Verwendung übergegangen seyn könne, factisch anerkannt oder zweifelhaft gemacht habe, vermag Rec. aus den literarischen vor ihm liegenden Aufsätzen nicht genau einzusehen. Hr. GR. *v. Hoffmann* thut (*drittes* H. der Actenst. S. 13.) in seinem für den Senat verfaſsten Gutachten gegen die Appellation der Diakonen u. s. w. den *kurzen* Ausspruch: „die *Anordnung der Verwaltung* (des Fonds der Domkirche und der damit verbundenen Stiftungen) hängt von der Obrigkeit ab." Nicht immer sind die kurzen Orakel die bündigsten. Vor dem 12. Art. der schwedischen landesherrlichen Fundation hieng die Anordnung der Verwaltung von der Landesobrigkeit ab. Seitdem ist „verbleibend" und weislich angeordnet, wie sie seyn solle. Auffallend in Beziehung auf den Schulfonds war dem Rec. aus einem mit biederem Selbstgefühl verfaſsten Memorial des Hn. Rector *Bredencamp* (Actenstücke *zweytes* H. S. 52 ff.) die Anzeige, dass „die bis jetzt so blühende lateinische Domschule" (denn minder begünstigt zu seyn ist oft, durch Erregung des vollsten Eifers, mehr Glück als Schaden!) und vorzüglich die obern Klassen derselben, aller treuen Bemühungen ihrer Lehrer ungeachtet, in kurzer Zeit in grofse Abnahme gerathen werden, da von eilf Freytisch-Stipendien seit Ostern (1803.) fünf Stellen, unter welchen drey der Regel nach hätten verlängert werden müssen, völlig unbesetzt geblieben" u. s. w. Es scheint nicht, dass man an der bisherigen Landesherrschaft dergleichen etwa gewohnt gewesen sey. Der Senat, oder, wie es im Bremischen Curialstil heifst, „die HochEdle Wisheit" antwortete (nach S. 60.) nicht über die Sache, sondern verwies Hn. *Br.* fürs künftige an eine neuerlich ihm näher vorgesetzte Instanz, das Scholarchat. Möchten doch nie Instanzstreitigkeiten, überhaupt nie die äuſserliche Form das Wesen und die Sache hemmen! Eine höhere Aufgabe der regierenden Staatsweisheit kennen wir nicht.

Uebrigens hätte Rec. von dem Sammler der Actenstücke gewünscht, dass er alle wichtigere, gar nicht oder nur zerstreut gedruckte Vorstellungen, auf welche sich manches andere bezieht, wie die Memorialien der Diakonen (S. 70—73.) als eigentliche Actenstücke aufgenommen, und dann, dass er historische, zur Beurtheilung der Sache unentbehrliche, Notizen, wie man sie auſser der Localität nicht haben kann, untergesetzt hätte; z. B. auf welchem Fonds die kaum erwähnten Freytischstipendien beruhen?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Schneider u. Weigel: *Vollständige Geschichte der Stadt und Festung Gibraltar*, nebst einer ausführlichen Beschreibung *aller* Belagerungen derselben und ihrer Vertheidigung durch die Engländer. 1805. 98 S. kl. 8. m. Kpfn. (9 gr.) — Ein, selbst dem Vorbericht zufolge, 22 jähriger Ladenhüter, der jetzt mit einem neuen Titel und Vorbericht versehen, durch den Krieg zwischen England, Frankreich und Spanien in Umlauf gebracht werden soll. Die zwey beygefügten Kupfer, von welchen das eine die Ansicht von Gibraltar, das andere aber die schwimmenden Batterien vorstellen, sind ganz in dem Geiste der gewöhnlichen nürnberger Krambilder gearbeitet.

Num. 145.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Junius 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Fortgesetzte Anzeige von Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.

(*Fortsetzung von Num.* 144.)

Erhellt aus dem bisherigen, welche *Ausnahme* in Absicht auf das Petri-Waisenhaus, und welche *Beschränkungen* für eine bestimmte Art der Verwaltung und für den eigentlichen Zweck der Verwendung, in Ansicht auf die der Domgemeinde zum Genuss bestimmten Kirchen- und Schulfonds, vorlängst die vormahls freye Disposition der Landesherrschaft modificiert haben: so sind die beiden Hauptpunkte der Streitfragen, so weit es der Raum erlaubte, aufgeklärt. Zwey damit zunächst verwandte Punkte sind desto kürzer zu entwickeln. Die meisten von den Schriftstellern, welche das Verfahren des Bremischen Senats in dieser Sache vertheidigen, gefallen sich in dem Schluss: Es giebt, im *rechtlichen* Sinn genommen, *keine Domgemeine*, welcher die bisher erwähnte Fonds der Wohlthätigkeit geschenkt, in *dominium utile* überlassen, zur Verwaltung durch Repräsentanten (Domprediger, Diakonen u. dgl.) anvertraut seyn könnte. Folglich muss der übernehmende Staat der alleinige Eigenthümer seyn. Die von Hn. *Gildemeister* §. 3. aufs möglich beste dargestellte Prämisse: dass im rechtlichen Sinn keine Domgemeine vorhanden sey, dass sie *ohne irgend etwas, das einem Collegiatrechte ähnlich sähe*, immer nur eine Menge Einzelner geblieben sey, hat Hn. Domprediger *Nicolai's* Beantwortung durch mustermäsige Unterscheidung der Begriffe (nur der geübte Logiker erringt in solchen Fällen den Preis!) ins Klare gebracht. Eine *Parochialgemeinde* für die *Stadt* Bremen war und ist die Kirchengemeinde, welche sich zur Bremischen Domkirche hält, nicht. Dennoch ist sie (s. Beantwortung §. 12.) fürs erste eine ununterbrochene und sehr vermehrte Fortsetzung derjenigen Gemeinden, welche von 1525. an zu Bremen als lutherisch und mit Parochialrechten existirten. Zwar gab nun der Stader Vergleich 1639. zu, dass nur die in der Stadt Bremen vorhandenen Parochien auch über die dem Domgottesdienst ergebenen Einwohner die Parochialrechte ausüben dürften. Daher die den Staatsparochien vertragsmäsig zukommenden Stolgebühren! s. Actenst. *erster* Heft S. 52. Note. Gerade eben dieser Vergleich aber enthält fürs zweyte auch das von *Heinr. v. Henninges* u. a. Kirchenrechtslehrern zum Begriff einer legal „sociirten" Gemeinde erforderliche *aliquod juris vinculum* in einer bedungenen Einwilligung der Stadtbremischen Obrigkeit, „ihre, der lutherischen Religion zugethane, Bürger u. s. w. in dem freyen Exercitio der Augsburgischen Confession und lutherischen Religion und Gebrauch der heil. Sakramente und anderer lutherischen Ceremonien *in dem Thumb und* auf begebende Nothfälle *in ihren Häusern* gänzlich unturbiert und unbedrängt zu lassen und denselben daran *eine Verhinderniß nimmermehr zuzufügen*, noch dieselbe wegen des *Exercitii Lutherani im geringsten zu prägraviren.*" Vertragsmäsig hätten demnach die jedesmaligen dem Domgottesdienste geneigteren Bremischen Einwohner das Recht, sich in Absicht auf die Domkirche und alle für sie dort (sogar bleibend!) verordnete Vortheile als Kirchengemeinde ausser dem damaligen Bremischen Staate so zu vereinigen, wie es ihnen die damalige Landesherrschaft des Doms für immer anbot. Sie hatten ungehindertes Recht dort das zu werden und zu seyn, wofür sie der dortige Landesherr, mit einer würdigen, für grosse und kleine Mächte nachahmungswerthen Behandlung gelten liess, nämlich eine rechtliche, freywillig zugelassene und freywillig zusammenhaltende Domgemeinde unter einer anständigen und bey freyen Gemeinden gewöhnlichen Vorsteherschaft von Dompredigern, Aeltesten und fungirenden Diakonen u. dgl. Denn wie oft wurden sie in den landesherrlichen Rescripten nicht bloss die Domgemeine genannt, sondern auch (man erwäge auch in dieser Rücksicht die oben excerpirte kurbraunschweigische Cession des *Dominium utile* von dem Platze der Domkurie d. d. 1783.) ihre Vorsteher und Diakonen als solche behandelt? Und gerade in das, was diese Landesherrschaft als rechtlich anerkannte, und in keine andere Behandlungsart der neuen Acquisitionen, soll denn doch der übernehmende neue Landesherr, der *Staat* von Bremen, eingetreten seyn! Waren die Mitglieder der Domgemeinde bis dahin der *Stadt* Bremen gleich nichts anders als eine Menge einzelner, so waren doch eben dieselbe dem Landesherrn, welcher bis dahin die Domkirche und vieles andere ihr bleibend, folglich als einer für bleibend angesehenen Communität, theils schenkte, theils auf immer widmete, eine förmliche Domgemeine. War diese gleich ohne *Parochialrechte* in der Stadt, auch ohne Parochialzwang für den Dom, so waren doch ihre *Collegiatrechte* in Absicht auf das Verhältniss zum Domgottesdienst notorisch; unbestritten von Seiten Bremens, zugestanden von Seiten der beym Dom geltenden Landesherrschaft. Oder sind die (der uralten Christenverfassung nachgeahmten) Einrichtungen, eigene freywillig dienende Aelteste und Diakonen zu haben, mit denen selbst der Landesherr paciscirte, ferner die Vortheile einer zu ihrem Besten für beständig bestimmte Structur-

Structurcasse zu geniessen, andre Güter aber selbst inspiciren, administriren und allein durch und für Gesellschaftsmitglieder verwenden zu lassen, auch, wie Hn. *Nicolai's* Beantwortung S. 21. nachträgt, gleich allen andern lutherischen Gemeinden im ganzen Herzogthum bey Einführung ihrer Prediger im Nothfall ein *votum negativum* einzulegen, nicht wahre, in der Ausübung aufgestellte Collegiatrechte freyer Kirchengemeinden? Die Anwendung spricht sich von selbst aus. Das, denken wir, was sie dem vorhergehenden Staate gewesen sind, eben das sollten sie in dieser von dem übrigen Verhältniss zur *Stadt* Bremen unterschiedenen Beziehung, auch dem jetzt im Besitze des Doms gefolgten und allen vielleicht nachfolgenden Staaten *von Rechtswegen* seyn und bleiben!

Nach allem diesem ist von der Frage über die künftige Verfassung der Domgemeinde und der ihr geschenkten oder gewidmeten Güter nur noch ein Punkt zu entwickeln übrig, welcher, weil er nicht wie alles bisherige, in der unveränderten Fortsetzung des bisherigen Zustands bestehen soll, Recht und Billigkeit zugleich auffordert, um eine beiden Theilen genügende Aenderung auszumitteln. Ist nämlich vermöge des bisherigen die Domgemeinde zu Bremen das, was sie *als solche* betrachtet war, bis 1802. unter einem *andern* Landesherrn gewesen: so ist eben diese Domgemeinde auch durch die Ueberweisung an den Bremischen Staat unter einen ihr *in dieser Beziehung neuen* Landesherrn gekommen. Und ist dieses, so ist der Schluss des ersten §. im siebenten Artikel des Westphälischen Friedens, dass, wenn eine Gegend (wie hier der Bremische Dom und dessen Appertinenzien) unter einen Landesherrn *anderer* Confession komme, den Gemeinden die eigene Anstellung tüchtiger Lehrer an Schulen und Kirchen, unter den nöthigen Vorsichtsmassregeln über deren Tauglichkeit, gesichert seyn und *ipso facto* eintreten solle, auf die lutherische Domgemeinde gar nicht so unanwendbar, als Hr. *G.* S. 39. dieses gegen Hn. *Nicolai* darzustellen sucht. Vgl. die staatsrechtliche Auslegung dieses §. in Hn. *Häberlins* Handbuch des deutschen Staatsrechts Bd. I. S. 174. Die Einwendung: der Friede rede von Gemeinden, und eine rechtliche Domgemeinde gebe es nicht zu Bremen, löst sich nach dem vorhergehenden durch eine nothwendige Unterscheidung der Begriffe in folgender Wahrheit auf: in dem Staat und der Stadt Bremen war bis 1802. keine Domgemeinde, sondern blos gewisse Bürger, die nach der vertragsmäfsig von Bremen zugestandenen Befugniss anderswo eine Kirchengemeinde ausmachten. Seit nun aber dieses Anderswo selbst in den Staat von Bremen gerade so übergieng, wie es war, so existirt auch in diesem, als *Staat*, jetzt eine Domgemeinde rechtlich, die aber, wie zuvor, für die *Stadt* nicht eine Parochialgemeinde ist. Als Domgemeinde hat sie ihre Landesherrschaft, welche sie für dieses längst erkannt hatte, geändert, und nun einen Landesherrn erhalten, dessen regierende höchste Behörde, der bremische Senat, factisch (wenn gleich nicht rechtlich-nothwendig) von einer andern Kirchenconfession ist. Sollten ihr nun nicht auch die für dergleichen Aenderungen im Westphälischen Frieden ausgemachten Befugnisse, welche das gegen Lehrer nöthige, aber nicht aufzunöthigende, Zutrauen auf alle mögliche Fälle sichern, *nach der Analogie* zukommen? Und war der in dem Memorial der Kirchendiakonen ausgesprochene Wunsch der meisten, achtungswerthen Gemeindeglieder: dass die Lehrer, immer unter landesherrlicher Oberaufsicht und Confirmation, von einem Kirchencollegium *gleicher* Confession geprüft und gewählt würden, nicht gerade nach der Analogie des Friedensschlusses und anderer Beyspiele in der Stadt abgemessen? Hätte die Aufklärung etwa sie abhalten sollen, diesen nach ihrer Ansicht der Umstände nicht überflüssigen Wunsch zu hegen: so darf man wohl mit aller Ehrerbietung gegen die ohne Zweifel aufgeklärte Bremische Staatsobrigkeit fragen, ob nicht die Aufklärung gebiete, einen solchen Wunsch, so lange die Verschiedenheit der Ueberzeugungen ihn noch erzeugt, nicht abzuweisen. Nur eine solche Nachgiebigkeit, nicht aber ein entfremdendes Beharren auf Verweigerung des Billigen, kann einst die Zeit herbeyführen, wo beide Theile gegen einander dergleichen Wünsche der Behutsamkeit nicht mehr hegen mögen. Nichts ist in der Zwischenzeit leichter, als für diesen Gegenstand den wahren Zweck der Gemeinden und der Obrigkeit vereinbar zu machen, da der obrigkeitliche Zweck, ohne alle Polemik betrachtet, dieser ist, dass die Gemeinde keinen untauglichen wählen könne. Unter den tauglichen mag sie dann wohl den, welchem andere; wären es auch zufällige, nur noch aus Meinungen entstehende, Umstände das meiste Zutrauen gewähren, erwählen, und für den reinen Gegenstand des Zutrauens mehr eine väterliche als eine herrische Bestätigung der Landesregierung hoffen und erwarten.

Wir haben nunmehr die Hauptmomente der Sache aus den verschiedenen Schriften herausgehoben, um die übrigen nach ihren Partikularitäten mehr zu charakterisiren, als zu beurtheilen. Schon der Titel:

7) *Mithridat gegen Nicolai*, oder recensirende Bemerkungen über die Schrift des Hn. Domprediger *Nicolai* über den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen. *(Non quis sed quid!)* Altona. 1803. 54 S. 8.

charackterisiert dieses *quid*. Der Bremischen Obrigkeit macht der Urheber dieses Gegengifts die Insinuation S. 51. „Ihr sey durch den Westphälischen Frieden Art. V. §. 50. sogar *geboten*, Hn. *N.* die falschen Uebersetzungen (Eine blos zufällige ist für Hn. *N.* Gegner ein gar vergnüglicher Fund!) und Auslegungen desselben scharf zu verbieten . . *wonach sein Buch der Confiscation wohl nicht werde entgehen können.*" Das Wesentliche des Buchs zu widerlegen, war freylich schwerer, als der Rath, es für mundtodt zu erklären. Nur fehlt für diesen Rath die Erfindung eines Mithridats gegen die Publicität in Deutschland. Das Schlusswort gegen *Nicolai: Clericus taceat in republica!* hat als ein

in *Ipse fecit* des Vfs. nirgends, am allerwenigſten in einem *freyen* Reichsſtädtiſchen Gemeinweſen, auch nur prüchwörtliches Anſehen. Es erinnert bloſs an das nerkannte: *Si tacuiſſes* etc. S. 12. will: „die Lutheaner in Bremen, für welche der Stader Vergleich die om Senat zu Bremen vorher verweigerte Erlaubniſs um Beſuchen des Doms ſtipuliren lieſs, wovon ſie allerdings) nach Belieben Gebrauch machen konnten der nicht, (wovon ſie aber als wirklich aſſociirte den Gebrauch gemacht haben) erhielten kein Recht auf len Cultus im Dom ſelbſt, ſondern nur auf deſſen *Benutzung, ſo lange* er vom Erzbisthum oder Herzogthum Bremen beſorgt werden würde." Woher dieſe Beſchränkung auf die überweiſende Landesherrſchaft? ſollen nur Rechte, nicht auch die Rechtspflichten auf lie übernehmende Landesherrſchaft mit gleicher Kraft übergehen? *Wie lange* der Cultus dort für die Domgemeinde beſorgt werden ſollte, dieſs war ihnen landesherrlich, durch den *auf immer* dazu ſeparirten hinreichenden Theil der Structurcaſſe, zugeſichert. Ob von dieſer der überweiſende Landesherr (nach S. 16.) den erſparten Ueberfluſs behalten *durfte*, weiſs Rec. nicht. Das zur perpetuirlichen Fundation von den Vorfahren gegebene blieb. Soll denn aber, wenn der überweiſende Staat das Entbehrliche behielt, der übernehmende alsdann das Recht haben, das, was für ewige Zeiten zu einem gewiſſen Gebrauch fixirt iſt, für ein Eigenthum, worüber er freye Dispoſition wenigſtens ausüben *könnte*, zu erklären? Selbſt am Pontus würde man ein ſolches Gut nicht für ein *jetzt noch* disponibles Geſammtvermögen (S. 24.) ausgeben. S. 35. meint: „die Scheidung (der Reformirten und Lutheraner zu Bremen) liegt nur bey den *Theologen*" u. ſ. w. Ganz anders urtheilte mit Recht Hr. D. *Ewald*, wie Rec. dieſs aus ſeiner Eintrachtspredigt ſchon anführte. Die Scheidung der *Proteſtanten* in Deutſchland liegt nirgends mehr in den *Dogmen*, wohl aber in den *Gütern* und in dem ſehr erklärbaren Beſtreben, der Minorität durch die Einigung der Meinungen in die Einigung der bis dahin beſonders gehaltenen Vortheile zu kommen. Die Scheidung liegt, um ganz bey der Sache zu bleiben, da, wo man den Lutheranern zumuthet, nicht nach ſtrictem Recht auf das ihnen zukommende zu halten, während es eben dort Zünfte giebt, welche deswegen *reine* genannt werden, weil die lutheriſche Braut eines reformirten Zunftgenoſſen ſich noch reverſiren muſs, daſs „*alle* aus der von ihr geſchloſſenen Ehe zu erzielenden Kinder reformirt werden ſollen." (*Nicolai's* Beantwortung S. 48. und den *Nachtrag* der *Gildemeiſteriſchen* Schrift S. 50.) Die Scheidung liegt da, wo der eine Theil der den Staat conſtituirenden Bürger (Bremen iſt als *Reichsſtadt in corpore* Reichsſtand, die Geſammtheit der Bürger, von denen die Hälfte lutheriſch iſt, hat das Recht der Landeshoheit, und der Magiſtrat davon nur die Verwaltung. ſ. *Häberlins* Handb. des t. Staats-R. 2. Th. §. 211.) bloſs weil er nicht reformirt heiſst, in mehreren Zünften *nicht zünftig* werden kann, ungeachtet die Deputirten des Senats und der Bürgerſchaft hierin Gleichheit herzuſtellen, ſchon beym Stader Vergleich von 1645. *ad protocollum* verſprochen haben (ſ. Ausführl. Beurtheilung u. ſ. w. S. 103.). Die Scheidung liegt da, wo (ſ. ebendaſ. S. 38.) die Lutheraner zwar vom Bürgerrecht nach der Staatsverfaſſung nicht ausgeſchloſſen ſind, aber mit mehreren Koſten als ein Reformirter daſſelbe erhalten, ungeachtet ſie nach dem Stader Vergleich von 1639. um der Religion willen nicht *prägravirt* werden ſollen. Der Scheidungspunkt liegt da, wo die reformirte kleinere Hälfte der Bürgerſchaft in 113 Jahren von öffentlichen Aemtern zum wenigſten ſieben Millionen Rthlr. genoſſen, welche die andere nicht mit genoſs, weil ſie zwar rechtlich wählbar iſt, gewöhnlich aber von den wählenden, zu deren Kirchenconfeſſion ſie nicht gehört, beſonders wenn die Stelle von Einfluſs oder einträglich iſt, nicht gewählt wird.

Alle dieſe und viele andere rechtliche Localverhältniſſe ſind mit ganz ausgezeichneter Sachkenntniſs und Gründlichkeit erörtert in der überhaupt, juridiſch-hiſtoriſch und philoſophiſch betrachtet, muſtermäſsigen Schrift:

8) *Beyträge zur Beurtheilung der kirchlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte der lutheriſchen Bürger der freyen Reichsſtadt Bremen.* Im May 1803. 191 S. 8.

Vornehmlich bey dieſer Schrift fiel es dem Rec. auf, daſs die meiſten Aufſätze, welche mit den Anſichten des Senats zu Bremen *nicht* harmoniren, ohne Namen und Verleger erſchienen ſind. Schon die Möglichkeit, daſs ein Unterthan, welcher ſo gründlich, inſtructiv und beſcheiden ſchreibt, wie der Vf. dieſer Beyträge, die entfernteſte Unannehmlichkeit beſorgen möchte, ſollte in einem conſtitutionsmäſsig *frey* ſich nennenden Staate undenkbar ſeyn. Wie viel Ehre würde es dem Bremiſchen Senate vor der aufgeklärten Mit- und Nachwelt machen, wenn er einen Mitbürger, welcher ſich (abgeſehen von der Materie) durch die ganze Behandlungsart derſelben in dieſer Schrift als einen ihrer geſchickteſten Rechtsgelehrten und Schriftſteller ausgezeichnet hat, ſelbſt durch obrigkeitliche Aufmunterungen bewogen hätte, ſich zu nennen und die Partey, deren Sache er ſo unparteyiſch gründlich beleuchtete, öffentlich ihrem Rechte näher zu bringen. Dergleichen Unterſucher ſind die wahren Friedensſtifter! Und ſchon den Gedanken, als ob man auch nicht *auf dieſe Art* von der Obrigkeit zu Bremen öffentlich diſſentiren dürfe, bey Auswärtigen zu verhüten, wäre der Mühe werth geweſen. Gerade um der gedrängten Fülle willen kann Rec. von dieſer Schrift nichts ausheben, ſondern bloſs verſichern, daſs ſie, beſonders für den Auswärtigen, welcher ſich in den rechtlichen und örtlichen Verhältniſſen der Sache orientiren will, die unentbehrlichſte ſey. Dagegen finden wir nicht Urſache, die

9) *Nähere Erklärung und Beſtätigung* eines Aufſatzes in Nr. XVI. der Marburger theolog. Nachrichten dieſes Jahrs *Bremens kirchliche Angelegenheiten*

heiten betr. von *G. W. Petri*, Paſtor primar. an der Kirche des heil. Ansgar. Bremen 1803. 104 S. 8.

im Einzelnen zu beurtheilen. Alle ihre weſentliche Punkte ſind bereits erörtert. Der hier „näher erklärte" Aufſatz iſt die in der A. L. Z. 1803. Nr. 229. zugleich mit *Nicolai* über den Zuſtand der lutheriſchen Domgemeine zu Bremen kurz angezeigte *Erläuterung*, die verworrene Urſache mehrerer literariſchen Verworrenheiten in dieſer Materie. Man hat der dortigen Recenſion zum Theil es übel gedeutet, daſs ſie, neben der *Nicolaiſchen* Schrift, der Erläuterung nicht viel gedachte. Wer kann für den Unterſchied von Licht und Schatten, von Unterſuchung und Behauptung. Wir fanden weder in jener Erläuterung, noch finden wir in der näheren Erklärung etwas zur Hauptſache gehöriges, was wir nicht bey dieſer beſchwerlichen Recenſentenarbeit erwogen und an der gehörigen Stelle berückſichtigt hätten. Mehrere kirchlich-hiſtoriſche Nebenumſtände ſind übrigens allerdings aus der nähern Erklärung zu lernen. Ihr Vf. iſt ſeit dem 21. März 1804. nicht mehr unter den Lebenden. Seine Producte beweiſen, daſs er nicht der Mann war, der eigentlichen Streitfrage auf den Grund zu ſehen, und ihre Verwicklungen ſich und dem Publikum zu entwirren. Hr. *Nicolai* in ſeiner Beantwortung verſichert, daſs er, wenn er ihn als Vf. der Erläuterungen nur vermuthet hätte, nicht dagegen geſchrieben haben würde. Dieſs würde Rec. bedauern. Die über perſönliche und collegialiſche Rückſichten erhabene Sache bedurfte eines kräftigen Einfluſſes der Publicität. Durch Complimente und Achſelzucken iſt dieſer nicht herbey zu leiten; Wahrheit aber gleicht lieber dem Eiſenerz als dem Bleyglanz. Der Erfolg zeigte (und in den Actenſtücken kann man dieſs geſammelt überblicken), daſs faſt alle auswärtigen Beurtheiler (und ſollten dieſe die eingenommenen und parteyiſchen ſeyn?) nicht von dem ſich überzeugten, was anfangs *victrix cauſa* zu ſeyn ſchien. Dieſe notoriſche Bemerkung mag auch dem Rec. der A. L. Z. als äuſsere Rechtfertigung gelten gegen mehrere kleine Schriften, welche durch einen ſonderbaren Zelotismus wider ſeine Recenſion und deren weitere Erklärung den Glauben an die kaltblütige, weltbürgerliche Unparteylichkeit der Vff. ſchwer gemacht haben. Die

10) *Gegenerklärung* gegen die Erklärung des Recenſenten der *Nicolaiſchen* Schrift: Ueber den Zuſtand der Domgemeine zu Bremen in Nr. 186. des Intellig. Blatts der A. L. Z. *Oldenburg*, b. Stilling. 1803. 16 S. 8.

verſichert, daſs diejenigen reformirten Prediger, welche an die *Redaction* der A. L. Z. ſchrieben, ſo bald ſie die Rec. der *Nic.* Schrift geleſen hatten, es nicht als Reformirte, nicht als Prediger, ſondern als Mitbürger der literariſchen Republik gethan haben, weil jeder Sachkenner von jeder Confeſſion und jedem Stande die *ſchreyende Parteylichkeit* der Rec. einſah u. ſ. w. In ihren Briefen eilten ſie als die für das Heil der *Bremiſchen Republik* im Stillen ſorgenden Wächter herbey, deren Rufen und Treiben die Ruhe des dortigen Staats retten müſſe. Den Dompredigern, welche doch die Streitfrage als bisherigen Mitvorſtehern der Domgemeinde nichts fremdes ſeyn durfte, rieth der Senat, pflichtmäſsig *ſich* zu beruhigen und ihr Augenmerk der ihnen anvertrauten Seelſorge zu Aufrechthaltung und Beförderung des Einfluſſes der öffentlichen Gottesverehrung auf bürgerliche Ruhe und Eintracht *ganz und ungetheilt* zu widmen. Actenſtücke 2. Heft S. 24. Was die Sache betrifft, ſo ſtimmten faſt alle andere öffentliche Blätter über *Nicolai's* Schrift im Weſentlichen mit der A. L. Z. überein. Gerade das Attentat der andersdenkenden Schriftſteller, über die der Bremiſchen Domgemeinde für immer von vorigen Landesherrn gewidmeten Fonds eine neue Diſpoſition für möglich, eine andere Verwaltungsart für rechtlich zu erklären, muſs faſt nirgends Sachkenner als Beurtheiler gefunden haben. Mögen nun ein paar von ihnen, jetzt als Gegenerklärer, (wie fein und gemäſsigt!) dem Rec. ſogar eine *„wirklich beyſpielloſe Dreiſtigkeit"* zuſchreiben, indem er (S. 11.) die *Stirne habe*, Hn. *Nicolai's* Ton einen ſehr gemäſsigten, ihn einen *mit Energie beſcheidenen Mann* zu nennen. Die Stellen, welche ſie aus der *N.* Schrift als Beweiſe eines andern Tons anführen, haben entweder im Contexte ihren beſſeren Sinn, oder ſie gehören zu den Beweiſen, daſs man den Pelz nicht wohl waſchen kann, ohne ihn naſs zu machen, oder ſie ſind, wie ſogleich ein Beyſpiel folgen ſoll, wiſſentliche Verdrehung der alles ſich erlaubenden Vff. Die Stellen, wo ſie dem Rec. Unkunde der Sache aufbürden, hat ein uns unbekannter Vf. in der

11) *Beurtheilung einer* kleinen Schrift einiger reformirten Prediger in Bremen, *Gegenerklärung* u. ſ. w. genannt. 1803. 20 S. 8.

ſo commentirt, daſs es uns, wie auch gegenwärtige Recenſion zeigt, wie aus der Seele geſchrieben iſt. Er hat ſehr darauf gedrungen, daſs die Lutheraner zu Bremen zwar nicht als Bürger, aber deſto gewiſſer als die ſich zum Dom haltende Gemeinde die Landesherrſchaft verändert haben, daſs der Senat zu Bremen nicht erſt ſeit 113 Jahren, ſondern ſeit der Zeit da die dortigen Melanchthonianer, zu denen damals faſt der ganze Rath gehörte, zu den reformirten Confeſſionsverwandten ſich hielten, zwar nach der Möglichkeit ein überhaupt proteſtantiſcher, nach der Wirklichkeit aber ein reformirter ſey, und daſs folglich 1802. die Domgemeinde unter die landesherrliche Oberaufſicht und den Schutz einer evangeliſch-reformirten Landesobrigkeit übergegangen war.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Num. 146.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Junius 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.

(Fortsetzung von Num. 145.)

Von der Möglichkeit, dafs der Senat auch aus Lutheranern rechtlich bestehen könnte, gegen die Wirklichkeit räsonniren wollen, wäre nichts als Sophisma. Von den Anschwärzungen, welche sich die Vff. der Gegenerklärung wider Hn. Dompr. *Nicolai* erlaubten, nur Eine Probe. Die Gegenerklärer haben (S. 11.) als Worte der Nicol. Schrift: „Die *Kraft*, welche die (Dom) Gemeinde *in sich fühlt*, vertreibt die Besorgnifs, dafs man ihr ihren Kirchenfond entreifse," citirt, mit dem denunciantischen Ausruf: „Ist das etwas Anderes, *als Pochen auf* 18000 Fäuste? denn sonst kann nur das *Recht* solche Besorgnisse heben?" Hr. *N.* aber hatte unmittelbar nach den citirten Worten sich um voraus erklärt. „*Ich meyne nämlich*, sagt er, *die Kraft*, selbst für sich zu reden, selbst Ausleger des westphäl. Friedens zu seyn; und die ihr am Herzen liegende Sache nicht einem Rosenhahne aufzutragen" u. s. w." Diese würdige und wahre Selbsterklärung von der Kraft, die Hr. *Nic.* bey der Domgemeinde fand, lassen die Gegenerklärer weg, unterschieben ihm den Sinn, als ob er auf *Gewalt* von Seiten der Domgemeinde rechne und antrage, und *folgern* S. 13., dafs er „Fanatismus, Mifstrauen, Hafs und Zwietracht verbreite, sogar den Geist der Empörung gegen die Obrigkeit wecke, der ohnehin zu den Epidemien unserer Zeit gehöre." Zu welcher Epidemie gehört denn aber jene grausame Wortverdrehung, jene Erfindung eines Sinns, der ein Criminalverbrechen wäre, in einem Schriftchen von zwey Bogen unter den Pöbel geworfen? Sie sagen, dafs sie Hn. *Nic.* Schrift *verabscheuen*. Welches Prädicat ist ihrer Mifshandlung jener Citation, und ihren ausdrücklich daraus gezogenen Folgerungen angemessen? Humanität, Christenthum, Protestantismus verhüllen das Angesicht, wenn Gelehrte, wenn Geistliche, wenn Mitbürger sich solch ein Benehmen gegen ihres Gleichen nicht verbieten. Die

12) *Kurze Antwort auf* die angemafste (sic) *Beurtheilung der* kleinen Schrift von einigen reformirten Predigern: *Gegenerklärung* u. s. w. genannt. Oldenburg, b. Stalling. 1804. 16 S. 8.

macht die Sache noch schlimmer, da *Schikane* immer das schlimmste ist. Sie müssen zwar S. 11. den sich selbst rechtfertigenden Zusammenhang jener Nicolaischen Stelle eingestehen, wollen sie aber dennoch lieber „nach dem *Geiste* der ganzen Schrift gedeutet haben; als ihr einen Sinn unterlegen, der — gar kein Sinn sey." Kein Sinn nämlich soll in der Behauptung: die Gemeinde fühle Kraft, für sich selbst zu reden, den westphäl. Frieden (versteht sich, für die gegenwärtigen Fragen) auszulegen, sich nicht Rosenhahnen zu überlassen u. s. w. liegen, weil die 18000 Mitglieder die Kenntnisse hierzu gewifs nicht *alle* besässen. Wenn dies nicht Schikane ist! So etwas von Predigern? — Gern möchten wir glauben, was die

13) *Oeffentliche Erklärung von Bürgern* der fr. Reichsstadt Bremen und Mitgliedern der dortigen lutherischen Domgemeinde, *veranlafst durch* eine Druckschrift unter dem Titel: *Kurze Antwort* u. s. w. (wie zuvor) 1 Kor. 13, 4—7. 1804. 15 S. 8.

hofft, dafs (S. 7.) keiner der dortigen Religionslehrer Vf. jener Gegenerklärung und kurzen Antwort u. s. sey. Auf jeden Fall haben die 40 Unterschriebenen in einem Tone gesprochen, der für polemisch schwärmerische Volkslehrer und Volksschriftsteller, die den Anachronismus begehen, sich als Geistliche in alles zu mengen, zur Lehre und Warnung dienen kann. Die *Kraft*, für sich selbst zu reden, haben diese Mitglieder der Domgemeinde bewiesen. Sie erklärten „ihren festen Entschlufs, dafs sie jede Herabwürdigung hiesiger Religionslehrer von der einen und andern evangelisch-protestantischen Confession durch alle erlaubte Mittel verhindern zu wollen, und dafs sie im Geiste dieses Entschlusses nicht zugeben würden, dafs irgend einer unserer achtungswürdigen Domprediger herabgewürdigt werde." Wer mufs dies nicht loben? Sie beweisen sich des Titels: *Verehrte Mitbürger!* mit welchem sie das

14) *Oeffentliche Schreiben* an einige verehrte Mitbürger der fr. Reichsstadt Bremen *von den Vff. der kurzen Antwort.* (Röm. 12, 9.) 1804. 13 S. 8.

anredet, würdig, auch aus dem würdigsten Munde! Denn siehe, diese feste Erklärung half; sie ward die Friedensstifterin, und das kriegerische Friedensgeschrey verhallte. Auch hatte der gute Ton jener Bürgererklärung sogar die Kraft, dafs die Vff. dieses öffentlichen Schreibens jetzt selbst einen anständigern wenigstens suchten; wenn gleich in der That das jetzt von den letztern gewählte andere Extrem von Alldulsamkeit und Gelehrigkeit mit allen ihren gewaltsam freundlichen Krümmungen und Verbeugungen, mit dem Motto: die Liebe sey nicht falsch, schwer vereinbar scheint. Mit einem Mal verwandeln sich jetzt alle Empörungsvorwürfe gegen Hn. *Nic.* Schrift in blofse

Möglichkeiten. Ohnehin sind es jetzt nicht die so *verehrten* Mitbürger, nur die Geringen in Kellern und Bierhäusern (S. 5) sind es, vor denen die Sorgsamen befürchteten, dafs sie möchten entflammt werden *können*. Und daher hatten sie also, bis die biedern 40 Bürger den Hrn. Predigern, was sie sich selbst hätten sagen sollen, erklärten, von all jenen bösen Dingen *als von geschehenen* geweissagt? Uebrigens erklären sie zwar bestimmt, unter den Bremischen reformirten Predigern zu seyn; nehmen aber dabey eine Wendung, welche, weil dergleichen Männern nicht so leicht etwas handgreiflich unlogisches zugeschrieben werden darf, gegen jene Erklärung, so lange sie namenlos ist, die historische Kritik zweifelhaft machen mufs. „Wenn unsere Schrift, sagt S. 4., diesen edeln Geist (der Duldung und Liebe) nicht athmete, so *wäre sie sicher* von keinem (?) jetzigen hiesigen reformirten Prediger. *Sie muß also wohl in keinem unduldsamen Geiste geschrieben seyn, weil* sie wirklich von einigen hiesigen reformirten Predigern ist." Welche Schlufskraft? Welches Zeugnifs in eigener Sache? Nicht besser, wie der vorige, ist S. 7. der Schlufs: „*Wenn* wir nun *ehrlich glaubten*, dafs durch die erste Schrift des Hn. *P. Nicolai* (welche Absicht er auch dabey hatte) Parteygeist und Mifstrauen genährt werde, und noch mehr genährt werden *könne*, *mufsten* wir [gerade wir?] dieser Wirkung nicht entgegenwirken?" Wenn man versichern will, *ehrlich geglaubt* zu haben: so mufs man nicht eine *Kraft*, die der Schriftsteller selbst für eine *geistige* erklärt, als *Kraft der Fäuste*, als Empörung erregend u. s. w. öffentlich den „Geringen in Kellern und Bierhäusern" (auf welche diese Einige Prediger, wie sie selbst angeben, wirken wollten) auslegen. Wäre es je möglich, dafs sie im Eifer des allzu ehrlichen Glaubens jene unmittelbare eigene Auslegung seines Worts bey Hn. *N.* übersahen: so forderte die rechtliche Ehrlichkeit, lieber (wie sie dies gemeynt zu haben behaupten) anzunehmen, dafs die Stelle keinen Sinn habe, als einen, welcher allerdings verabscheuungswürdig wäre, in dieselbe hinein zu erklären. — Uebrigens meynen die Vff., dafs man *Verdacht gegen ihre Redlichkeit* fassen *müfste*, wenn sie nicht erklärten, dafs sie von Hn. *N's erster* Schrift *noch jetzt eben so denken*. Sie haben für *alle* ihre Behauptungen Gründe angegeben, von denen *keiner* widerlegt ist. Wer darf läugnen, dafs sie *ehrlich glauben*, es sey *keiner* derselben widerlegt! Sie mag denn widerlegen, wer die Kraft dazu hat.

Viel von jener nöthigen Kraft und Bündigkeit trat bereits gegen sie und zu weiterer Beleuchtung der Sache selbst auf, unter der Aufschrift:

15) *Ausführliche Beurtheilung der* kleinen Schriften einiger reformirten Prediger in Bremen: *Gegenerklärung* u. s. w., *kurze Antwort* u. s. w. und: *Oeffentliches Schreiben* u. s. w. genannt. 1804. 167 S. 8.

deren Vf. mit dem Vf. der schon angezeigten *Beurtheilung* einerley Person ist, und durch diese Schriften selbst sich als sehr sachkundig legitimirt. Er führt den (angeblichen) Hn. Predigern, als Vffn. S. 17. das Unwürdige und Unnöthige ihrer denunciantischen Emsigkeit zu Gemüth: dafs „Prediger einen namhaften Amtsgenossen (und neuen Mitbürger), welcher immer als ein liberaler Theologe geschätzt worden sey und dem *bekanntlich* bürgerliche Ordnung und deren Erhaltung beständig äufserst am Herzen gelegen habe, des Obscurantismus, Fanatismus und der Erweckung des Geistes der Empörung gegen die Obrigkeit, *in einer Stadt, wo seit der Erscheinung der berühmten Schrift keine unruhige Bewegung wahrgenommen worden ist* [!], beschuldigen, ja namenlos beschuldigen konnten." Allerdings lag ja die Nicolaische Schrift vor den offenen Augen der bremischen Obrigkeit. Wozu jenes Hindeuten? O der unglückseligen Vielthätigkeit, welche aus vollen Backen so lange die Zwietracht exorcifirt, bis der böse Dämon mit sieben der schlimmsten von seinen Gesellen aus einem Herzen in tausende fährt. Sehr richtig unterscheidet S. 27., wie die Lutheraner bis 1802. als bremische Bürger sich 1) zur dasigen Stadt, 2) zu gewissen Parochialobliegenheiten in der Stadt bey den einst lutherischen Kirchen verhielten, welche „die Uebermacht in Bremen, als sie vormals zur reformirten Confession überging, sich zugeeignet hat," und wie sie dennoch 3) als Domgemeinde von dem König von England als Landesherren des Doms und *summus Episcopus* abhing, folglich in dieser Hinsicht 1802. die Landes- und Kirchenherrschaft änderte und daher die Rechte anzusprechen hat, welche der Westphälische Friedensschlufs auch der einen Confession der Protestanten zuspricht, wenn sie unter einen Landesherrn von der andern Confession kommt. Doch scheint es uns noch genauer und der Sache angemessener, wenn man, um alle Misdeutungen abzuschneiden, die Unterscheidung macht, dafs Kurbraunschweig unmittelbar und ursprünglich Landesherr und Kirchenbischof des Doms und der dort von ihm angestellten Prediger und anderer Diener war, für die aus Bremensern sich dorthin haltende Domgemeinde aber eben dieses mittelbar und nach ihrem guten Willen wurde, während sie, um die dort auf immer für sie fixirten Vortheile zu geniefsen, auch die dortigen *jura episcopalia* des Landesherrn gerne respectirte. Nicht zu vergessen die liberale Behandlung von diesem, und die Erkenntlichkeit von ihrer Seite, wodurch sich ein wechselseitig festes Band erhielt.

Dem, was die Gegenerklärer an der Rec. in der A. L. Z. rügen wollten, folgt der Beurtheiler Punkt für Punkt so genau und enthüllt die Erdichtungen von Sachunkenntnifs u. dgl. so unwidersprechlich, dafs wir ihm seinen einsichtsvollen Eifer für die Sache eben so sehr danken, als wir seine Geduld bewundern. Welche Neckerey, dafs jene Gegenerklärer den Dom nicht mehr Kirche, sondern blofs *Versammlungshaus* der Lutheraner (S. 30.) zu nennen affectirten. Mehr als Neckerey aber sind die kahlen Zweifel, durch welche sie ihre Verlegenheit über die (oben ausgehobene) schwedische Verordnung wegen Perpetuität und Separation der Kirchen- und Schulfonds für den auf

immer

nmer ratificirten Edit zu verbergen ſuchen. Da chon die Fragmente von dieſem Document, von Hn. *Nicolai* in der Beantwortung producirt, auf dieſe Gegner, wie Minerva's Schild, zu wirken anfing: ſo nacht ſich der Beurtheiler das eigenthümliche Verienſt, durch Mittheilung des ganzen Documents S. 53—63.) die Authenticität über die Zweifel der Verzweifelnden zu erheben. Eben ſo eigenthümlich nd wichtig iſt ſeine S. 72—79. aus ungedruckten Actenſtücken und dem Unterhandlungsprotocoll gezogene Geſchichte der Entſtehungsart des Stader Vergleichs von 1639., nach welcher der Senat allein, und icht die den Bremiſchen Staat conſtituirende Gemmtheit, jenen Vergleich abgeſchloſſen hat und der Gemeinde (d. i. hier der Bürgerſchaft) nicht einmal ls Mitcontrahenten erwähnt haben wollte (S. 77.).

Den eigentlichen Localeffect der erſten Nicolaiſchen Schrift, von welcher die wahre öffentliche Aufmerkſamkeit für dieſe Sache ausging, giebt S. 120. ſo n: Die Erbitterung war bey vielen ſehr hoch geſtiegen, ſeit die (von P. Petri verfaſsten, aber ohne ſeinen Namen in den theol. Annalen und bald auch beonders gedruckten) *Erläuterungen* den Lutheranern u Bremen den Namen einer Kirchengemeinde abſprahen, den (von der Intendantur ſeparirten) Kirchenonds des Doms und der Schulen läugneten, und das Eigenthumsrecht an das Waiſenhaus wegſtreiten wollen. Man nannte dieſe ſeit dem 13. May 1803. in alle Hände gebrachten Blätter eine Lügenſchrift u. ſ. w. Seit dem 13. Jul. laſen dagegen die Lutheraner die Schrift des Hn. *Nicolai*, welcher nach S. 99. ſich mit dem Ruhm eines wahrheitliebenden Mannes (auch eines Miterhalters von dem alten, gründlichen Gelehrtenruhm der Bremiſchen Geiſtlichkeit) ſich dem Greiſenalter nähert. Die Beſorgtgewordenen überzeugten ſich aufs neue ganz klar von ihren Rechten, *und von nun an bemerkte man keine unruhige Bewegungen mehr unter ihnen*, da ſie den Ausgang der Streitigkeiten unbeſorgt erwarten zu können einſahen. „Dieſs, ſagt der Vf., iſt faktiſch. Dieſs kann ein Bewohner Bremens nur dann läugnen, wenn er es durchaus läugnen will. *Nic.* erſte Schrift war eine Ruheſtifterin." Rec. findet dieſs auch, pſychologiſch betrachtet, ſehr wahrſcheinlich. Er begreift pſychologiſch eben ſo leicht, wie anfangs einige Prediger wie viele Predigerzwiſte hat nicht Bremen ſchon gehabt!) unrichtig einen andern Effect vermuthen, und daher auch bey der A. L. Z. (*zum Theil* aus beſter Abſicht) intercediren konnten.

Statiſtiſch erörtert S. 114. 115., dafs ſich nach den Copulationsliſten wahrſcheinlich die Zahl der Reformirten zu Bremen (wo 1744. die *letzte* regelmäſsige Zählung der Einwohner ſtatt gefunden hat) auf 12—13,000, die der Lutheraner auf mehr als 22—23,000 belaufe, welche letztere ſich alle zu der Domkirche halten, während die erſteren in ſieben Kirchſpielgemeinden der Stadt vertheilt ſind. So ſehr ungleich dieſes Verhältniſs der Zahl iſt, noch ungleicher iſt dennoch zum Schaden der Majorität der realiſirte Genuſs der conſtitutionell gleichen Gerechtſame. Hievon und von dem, was man in dieſer Streitigkeit die geheime Wunde nennen möchte, ſpricht nun keiner der übrigen Schriftſteller freymüthiger, als der Vf. Wir hoffen, dafs auch dieſes Uebel, ſeit es laut genannt iſt, wenigſtens im Stillen deſto eher ſeinen Arzt finden werde. Die Vereinigung der zweyerley Claſſen von Proteſtanten in *bürgerlicher* Ruhe und Ordnung iſt zu Bremen da und anerkannt. Die *dogmatiſche* Vereinigung wird nur durch ruhiges Warten auf das Fortwirken des Zeitgeiſtes gründlich ausführbar. Die Plane zu einer Vereinigung der Kirchſpiele und der Kirchengüter aber, auf welche in manchen Zirkeln beym Anfang dieſer Beſitzſtreitigkeiten hingearbeitet würde, mufsten gerade bey den eingetretenen Senatserklärungen über dieſen Theil der neuen Acquiſitionen dem Theile, welcher ſich accommodiren ſollte, in erhöhtem Grade unthunlich und nicht rechtlich genug erſcheinen, weil dabey, wie der Vf. offen herausſagt, von einem Herüberziehen der gröſsern Zahl zu der weit kleineren, vom Vertheilen der groſsen, freyen Einheit (der Domgemeinde) zur Nahrung der ſieben kleineren Kirchſpiele, welche den Parochialzwang haben, vom Aufgeben ſo mancher Gerechtſame, welche die Domgemeinde als ſolche bisher gehabt hatte, dagegen aber nicht vom gleichzeitigen Aufheben der bürgerlichen Prägravationen, die ſie als Lutheraner erdulden, die Rede war (S. 125. 135.). Im Kleinen abermals die alte Geſchichte aller *politiſch* vorgeſchlagenen *äußeren* Kirchenvereinigungen! Sie erwecken den Argwohn ſelbſtſüchtiger Abſichten, verrathen Einſeitigkeit in den Prätenſionen der Machthabenden, erbittern mehr und ſpalten die Kluft weiter, wie zuvor!

Bey dieſer *innern* Beſchaffenheit der Sache konnte die

16) *Skizze* eines Handbuchs für Bremiſche Bürger zur Prüfung über die Frage: *Wie viel ſind Religionen unter Euch?* Bremen, b. Seyffert. 1804. 135 S. 8.

die wahre Panacee nicht gewähren, ungeachtet, beſonders S. 72 ff. 85 ff., einige literatur-hiſtoriſche Collectaneen in den Abſchnitten über lutheriſche und reformirte Confeſſion nutzbar ſind. Die früheren Kapitel, von Religion überhaupt, und von der jüdiſchen, chriſtlichen insbeſondere, ſind weder populär genug für ihren Localzweck, noch, wenn der Gelehrte ſie prüfen ſollte (z. B. S. 52. vom Alter des ſogenannten *Symbolum apoſtolicum* etc.), hinreichend richtig. S. 61. ſagt: „*Alle* Chriſten, welche nicht zu den Katholiken oder zu den Griechiſchen gehören, werden *ſeit* 1529. *Proteſtanten* genannt." Welch eine hiſtoriſch- und logiſch-unrichtige Definition. S. 70. „Man hat keine Spur davon, dafs Luther oder *die damaligen Lutheriſchen Lehrer* Melanchthons Aenderung im Art. vom Abendmahl in der Augsb. Confeſſion *gemißbilligt* haben." S. 126. ſchlägt *Simultanverhältniſſe* in den Kirchen u. dgl. vor. Wer hievon irgend Erfahrung hat, weifs, dafs dieſs die ins Unendliche potenzirte Zwietrachtskraft enthalten. Ein ſehr unzweckmäſsiges

ges

ges Wort entfiel dem Vf. S. 127., dafs zu Bremen die eine Confeſſion noch keine ihr als Eigenthum gehörende Kirche beſitze. Davon hängen ja doch die Parochialrechte nirgends ab. Das Kirchengebäude kann dem Staat gehören, und doch könnte die Domgemeinde darin Parochialrechte zu üben die Erlaubniſs erhalten; allerdings aber erſt erhalten, wenn die kirchliche Gleichſtellung von beiden Seiten mit gleichem Ernſt und Billigkeitsgefühl gewollt und vermittelt wird. S. 134. denkt ſogar an Vereinigung auf *neue* Symbole. Recht wohlmeynend wird hinzugeſetzt, dafs dieſe wenige, kurze, möglichſtgute, ſeyn ſollten. Dafs die alten alt ſind, iſt, dünkt uns, das Beſte daran. Neue würden ja aus zwey Parteyen drey machen; die vierte, durch Geſchichte und Erfahrung vorſichtig gewordene Claſſe, nicht gerechnet, welche ſich das möglichſtgute Uebel lieber ganz verbitten, und eben daher auch keine Partie ſind. Auch Bremiſche dahin geſandte Deputirte unterſchrieben die Dortrechter Synode (1618.), und wie lange hinderte dieſes, frey zu ſagen, was jetzt wohl der Vf. ſagen kann: dafs die dortigen Darſtellungen der Prädeſtinationslehre mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

GESCHICHTE.

Zürich u. Bern: *Die ehemalige und gegenwärtige Schweiz*, in Rückſicht ihrer politiſchen und militairiſchen Lage gegen das übrige Europa. 1804. *Zwey* Theile. 214 u. 175 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nicht ganz entſpricht der Inhalt dieſes Werks ſeinem Titel, welcher mehr erwarten läſst, als jener leiſtet. Einer der vielen, mit der Helvetien aufgedrungenen jetzigen Verfaſſung unzufriedenen Schweizer ſtellt hier ein Totalgemälde der unſäglichen Drangſale auf, welche die Schweiz ſeit der gewaltſamen Einmiſchung Frankreichs in ſeine innern Angelegenheiten erlitten hat, und dadurch dahin gebracht iſt — eine von Frankreichs Wink abhängende Provinz zu werden. Zur Einleitung in die Geſchichte dieſer verhängniſsvollen Epoche iſt eine concentrirte Ueberſicht der älteſten und ſpätern Geſchichte des freyen glücklichen Schweizervolks gegeben, worin ſich der Vf. indeſs hauptſächlich nur bey den hochberühmten Thaten ſeiner alten Helden von Grandſon, Murten u. ſ. w. verweilt und dieſe groſsen Scenen aus andern Schriftſtellern entlehnt darſtellt. Dann folgt im *dritten* Abſchnitt, mit dem Zeitpunkt der anfangenden franzöſiſchen Revolution, die Erzählung der verſchiedenen innern Gährungen, wodurch es den benachbarten Revolutionsmännern gelang, mit allzu vielem Glück den Samen der Zwietracht über die friedlichen Alpen hinzuſtreuen und ſich im Innern des Landes Anhänger zu verſchaffen, die den geheimen Abſichten ihrer Führer treu genug dienten — bis alles, reif zum Unterjochungs-Kriege, den mörderiſchen Waffen des Directoriums erlag. Der Vf., welcher ein Militair zu ſeyn ſcheint, ſetzt im Anfang dieſes Abſchnitts, nach der Schilderung der glücklichen innern und äuſsern Lage, worin ſich die Schweiz bey dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution befand, die Beſchaffenheit des äuſserſt unvollkommenen Militairweſens aus einander, wodurch das Unglück des Landes beym Einbruch der Franzoſen vergröſsert ward. Im *vierten* Kapitel endlich iſt die Periode von der Einnahme von Bern an bis zum Anfang des Jahrs 1804. erzählt, und zuletzt der mit Frankreich geſchloſsne Allianz-Tractat ſeinem Weſen nach gemuſtert. — Dieſe bloſse Recapitulation der allgemein bekannten unſeligen Begebenheiten, welche die Schweiz ins Verderben ſtürzten, beſchränkt ſich übrigens hauptſächlich auf die Kriegsvorfälle und erwähnt die innern Verhältniſſe nur im Vorbeygehn; ſo alſo, dafs von Vollſtändigkeit gar nicht die Rede ſeyn kann, und es ſcheint, dafs der Vf. es nur beſonders auf die ſcharfe Kritik des Einfluſſes des jetzigen Frankreichs angeſehn hat, welche den letzten Bogen füllt. — Der Vortrag iſt da, wo der Vf. ſelbſt ſpricht und nicht bloſs entlehnt, einfach, aber derb, und, wo ihn ſein kaltes Blut nicht, wie oft, verläſst, ziemlich frey von einſeitiger Beurtheilung und von Perſönlichkeiten. Indeſs hat die politiſche Geſchichte der Schweiz durch dieſe Schrift, welche weder neue Aufſchlüſſe und Reſultate, noch ſonſtige von dem bisherigen verſchiedene Anſichten enthält, nichts gewonnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Land*, b. Berling: *Disp. polemico-theol. Commentarium Vatioinii Jeſaiani c. LIII. a Cel. Paulo, Prof. Jenenſi confectum, disquiſitioni ſubjiciens.* Praeſ. *Andrea Hylander*, Th. D. et Prof. Praepoſito et *Paſtore gregis ſacri* in Hardeberga et Sandby... Auct. *Olaus Sundén*, Phil. Mag. et Concionator Leg. Extraord. d. X. Jun. 1803. 36 S. 4. — Dieſe Polemik betrifft *Paulus's* Clavis über den Jeſaias (1793.) und *Auguſti's* Apologie des Königs Uſiah (Jena 1800.) als „*donata novatorum.*" Schade, dafs der Vf. nicht auch die vollſtändigere Rechtfertigung, welche *Paulus* für ſeine Erklärung in den *Memorabilien* bekannt gemacht hat, vergleichen konnte. Gut iſt es, dafs die Darſtellung, welche P. in der Clavis von ſeiner Anſicht gab, ganz eingerückt iſt. Die Widerlegung iſt nicht unbeſcheiden, enthält aber nichts, was nicht längſt bekannt und von andersdenkenden Erklärern in Rechnung genommen wäre. Eine der beſten Bemerkungen ſcheint zu ſeyn, dafs חֲלִל אִישִׁים ſchon von Abarbanel durch יְקָר אֲנָשִׁים *kräftiger Männer ermangelnd* überſetzt wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Junius 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.

(*Beschluss von Num. 146.*)

Ein anderes Heilmittel zeigte die

17) *Vergleichung der Reformirten zu Altona und der Evangelischen zu Bremen.* Aus dem Journal: *Hamburg und Altona*, besonders abgedruckt (und mit *H.* unterzeichnet). Hamburg. 1804. 34 S. 8.

Der ärztliche Rath ist kurz und, wie uns dünkt, gut: Mögen die Regenten der freyen Reichsstadt Bremen beide Confessionen (wie wahre Regenten, als solche, keiner Confession irgend einen Vorzug geben sollen) gerade so billig und gleich behandeln, als der Souverain von Dänemark die Reformirten zu Altona, die Remonstrantisch-Reformirten zu Friedrichsstadt u. s. w. Um zu erinnern, dass die Obrigkeit im Bremischen Gemeinstaate hiezu nicht blos in den Fortschritten des Zeitgeistes, der Staatsklugheit und der Billigkeit u. dgl. Beweggründe genug finden könne, sondern dass aus der Entstehungsgeschichte von der gewaltsamen und nur durch revolutionäre Macht in äusseres Recht verwandelten Zurücksetzung der Lutheraner ganz specielle Motive hervorgehen sollten, wird von der letzteren eine kurze, lebhafte, warnende Schilderung von 1555 an vorausgeschickt. Sonderbarer Wechsel der Dinge! Die Melanchthonischen Annäherungen zum Kryptocalvinismus, wegen welcher der Domprediger *Albr. Hardenberg* 1561. seines Amtes zu Bremen entsetzt ward, erhielten durch den kühnen Bürgermeister, Dan. von Büren, welcher zunächst nur drey vom Senate und einen Prediger, *Grevenstein*, auf seiner Seite hatte, und durch einige glücklich dirigirte Insurrectionen des sogenannten Volks, d. h. etlicher Tausende von der stürmischen Minorität, das Supremat nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den meisten Amts- und Bürgerverhältnissen. Gerade auf *Hardenbergs* Kanzel aber wurde nach 77 Jahren das Lutherthum wieder im strengsten Sinne des Stifters eingeführt. So werden oft Verfolgte herrschend. Möchten sie es nur nie durch Verfolgung werden. Wohl versteht sich von selbst, dass die Anmassungen der Väter vom Jahre 1561., wo die Lutheraner einzelne absetzten, so wenig als der von 1562. u. s. w., wo die den Reformirten sich nähernden Philippisten den ganzen Zustand der Gemeinden zu Bremen mit Gewalt umwandelten, den Nachkommen von 1802. auf keiner Seite zugerechnet werden können. Doch scheint die Rückerinnerung, auf welche Weise man in einen gewissen Besitzstand gekommen sey, zu Erregung des Zartgefühls und zuvorkommender Billigkeit gegen die lange genug Zurückgesetzten wohl benutzt werden zu dürfen; nur, möchten wir wünschen, durchaus in einem die freundliche Wirkung sichernden, mildern Tone, als der ist, in welchen der Vf. hie und da seine Wahrheiten fühlbar macht. Am Schlusse giebt der Vf. seine Bemerkungen, gegen die schon bekannten Erklärungen „Einiger Prediger" und einige Aufsätze in den theolog. Annalen (Nr. 36. 38. 40.), welche in das Urtheil zusammenfliessen: „Gesetzt auch, die Bremischen Reformirten könnten sich vor den Reichsgerichten mit Episkopalrechten oder andern Ausflüchten helfen [was, im Vorbeygehen zu sagen, Rec. nach seiner Kenntnis von jenen Rechten nicht für thunlich hält!], vor dem Richterstuhle des Publicums sind sie doch nie im Stande, ihr Betragen zu rechtfertigen." Uebrigens ist dem Rec. von dem rechtlichen Gange der ganzen Sache gar nichts, als was er im dritten Hefte der Actenstücke gedruckt fand, bekannt.

Weil in psychologischer Hinsicht für das Urtheil über die Entwicklung dieser Streitigkeiten die Frage: von welchen Eigenschaften das Personale der gerade jetzt am Dom angestellten Prediger sey? nicht ganz gleichgültig seyn kann, so führt Rec. noch an:

18) *Predigten*, welche bey Gelegenheit der 50jährigen Amtsjubelfeyer des Hn. *Heinr. Erhard Heeren*, wohlverdienten Predigers an der Domk. St. Petri, am Sonnt. Jubilate 1804. *im Dom gehalten* worden sind. Bremen. Zum Besten des St. Petri Waisenhauses. 79 S. 8.

Schon nach den drey darin enthaltenen Predigten von den Hnn. *Bredencamp* (der auch als fleissiger Philologe bekannt ist), *Rotermund* und *Nicolai* geniesst gewiss die Gemeinde ihrer Zuhörer inhaltsreiche, gründlich gedachte, praktisch belehrende Kanzelvorträge, nach verschiedenen Fassungskräften. Von dem Jubelgreise selbst sind in der ersten, und vornehmlich in der zweyten Rede rühmliche Lebensumstände treu befolgter Amts- und Menschenpflichten öffentlich bezeugt. Die respectable Anhänglichkeit der freywilligen, so zahlreichen Gemeinde an solche Lehrer hat demnach ihre reellen Gründe, welche zugleich der bisherigen Regierung den Nachruhm sichern, dass sie diese Kirchen- und Schulanstalten nicht wie Wohlthaten für *Fremde* besorgt habe. Ein solches einmal durch innere und äussere Verhältnisse festge-

knüpftes Band heilig zu erhalten, wie wichtig ist dieſs für jeden Staat! Auflöſen, ruft uns die Zeitgeſchichte zu, iſt leicht. Aber dem Neuen eben die Sanction beylegen, mit welcher das Alterthum dergleichen guterhaltene Anſtalten wie mit einem Strahlenkreiſe umgiebt, iſt ſchwer, wo nicht unmöglich. Hr. *Nicolai* hat, in der dritten Rede, ſehr wahr, kräftig und freymüthig dargeſtellt, was Kirche und Staat an ſich ſind, und was ſie mit und für einander ſeyn können und ſollen. Möchten dieſe allgemeingültigen Grundſätze alle ſpecielle und locale Rückſichten überwiegen, allen Streit ins Meer der Vergeſſenheit verdrängen, und als letztes Reſultat nichts als den Entſchluſs übrig laſſen: Die wichtigſte Neuerung ſoll dieſe ſeyn, daſs, mit ungetheilten Kräften Aller für Alle, das bisherige Gute erhalten, fortgeſetzt und zu den zeitgemäſsen Verbeſſerungen hingeleitet werde, und dieſs auf die einzige unter Menſchen wirkſame Weiſe, das heiſst, durch kluges, redliches, ſanftes Anpaſſen des Künftigen an das, was ſchon geltend war und iſt! So, nur ſo wird Zufriedenheit auf Erden geboren, das Wohlgefallen des Ewigen Geiſtes an ſeinen Menſchenkindern!

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Syſtematiſche Encyklopädie der ſtiliſtiſchen Wiſſenſchaften;* ein Lehrbuch der deutſchen Sprache, nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer gegenwärtigen Geſtalt; von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1805. XVI u. 276 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Unter den ſtiliſtiſchen Wiſſenſchaften werden hier Grammatik, Theorie des Stils, Rhetorik und Poetik verſtanden, und der Vf. liefert dieſes Compendium zu Vorleſungen über dieſe Gegenſtände als Reſultat ſeiner Forſchungen, nach einer mehrjährigen wiederholten Bearbeitung aller einzelnen Theile der deutſchen Sprache. Die *Einleitung* enthält ſeine *eigenthümliche* Anſicht der für die Aeſthetik gegenwärtig nöthigen Geſtalt, und hält ſie für äſthetiſch begründet, in ſich ſelbſt feſtſtehend, ohne ſich geradezu auf dieſes oder jenes philoſophiſche Syſtem ausſchlieſsend zu gründen. Er geht dabey von der Idee des Abſoluten aus, und das unerklärbare Verhältniſs des Unendlichen zum Endlichen ſcheint ihm die eigentliche Sphäre der Menſchheit zu ſeyn. Die Phantaſie, glaubt er, realiſire durch die *Kunſt*, und durch die Darſtellungen der Kunſt, die abſolute Harmonie zwiſchen dem Unendlichen und Endlichen, zwiſchen Freyheit und Nothwendigkeit, indem ſie die transcendentalen Ideen der Vernunft mit einer verſinnlichenden Hülle bekleide, und ſie in idealiſchen Formen vor uns hinſtelle. Alle Künſte haben die gemeinſchaftliche Aufgabe zu löſen, den Stoff in idealiſchen Formen darzuſtellen; ſie ſelbſt aber ſtehen, als Schöpfungen der Phantaſie, nie unter dem Geſetze des Stoffes, ſondern einzig unter dem Geſetz der Form. Das Idealiſche iſt dem Vf. das Abſolute, wie es in der Endlichkeit erſcheinen kann. Das Geſetz der Form werde erſchöpft durch die innigſte Harmonie zwiſchen Correctheit und Schönheit der Form, wodurch dieſe vollendet werde. Die redenden Künſte ſtellen durch articulirte Töne, oder Worte, der. Bey ihnen werde alſo die Sprachfähigkeit, als Anlage des Menſchen, vorausgeſetzt. Auf das Vorſtellungsvermögen beziehe ſich die Sprache der Proſe; auf das Gefühlsvermögen die Sprache der Poeſie, und auf das Begehrungsvermögen die Sprache der Beredſamkeit, die gleichſam zwiſchen jenen beiden in der Mitte ſtehe, und von der Sprache der bloſsen Proſe weſentlich verſchieden ſey. Auf dem oben bemerkten Geſetz der Form beruhe die Vollkommenheit und Vollendung des Stils. Correctheit und Schönheit der Form beſtehen nicht durch, ſondern neben einander, als coordinirt, und beide conſtituiren erſt gemeinſchaftlich die Form. Den Geſchmack erklärt der Vf. als das Vermögen, die Angemeſſenheit einer Form zu dem Geſetze der Form zu beurtheilen. Der Correctheit ſind die Eigenſchaften der Deutlichkeit, Vollſtändigkeit, Treue, Ordnung und Natürlichkeit, Präciſion und Einheit untergeordnet; und zur Schönheit, die als das durch ſubjective Kraft objectivirte, d. i. freyproducirte Abſolute in einer vollendeten idealiſchen Totalität der Form erklärt wird, gehören: Lebhaftigkeit, das Intereſſante, Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit, Farbengebung, Nüancirung, Kraft, das Edle, die Würde, die Neuheit, das Kühne, das Wunderbare, Simplicität, Anmuth, das Naive, Sentimentale, Groſse, Pathetiſche, Erhabene und Lächerliche. — *Stil* iſt der generiſche Begriff aller einzelnen Formen für die Darſtellung der Vorſtellungen; und dieſer Begriff kann nur in den drey Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, realiſirt werden, durch deren Haltung und Charakter zugleich die äſthetiſche Wirkung der Form ſelbſt beſtimmt werden muſs. In ſubjectiver Hinſicht verſteht man unter Stil die Fertigkeit, ſich in einer Sprache nach dem Geiſte und den Geſetzen derſelben richtig und ſchön auszudrücken. Ohne Zuſammenhang von Correctheit und Schönheit in der Darſtellung giebt es keine Claſſicität; und die Art der Darſtellung in der Sprache enthält den Wiederſchein unſrer geiſtigen Kultur. Eine kurze Unterſuchung über die Harmonie und Verſchiedenheit der Sprachen wird von dem Vf. auf die deutſche Sprache beſonders angewandt. — Von der *Grammatik*, die den erſten Haupttheil dieſes Lehrbuchs ausmacht, wird die Erklärung vorausgeſchickt: ſie ſey die ſyſtematiſche Darſtellung der aprioriſchen und empiriſchen Formen für den richtigen ſchriftlichen und mündlichen Ausdruck; und in ihrer Abhandlung verbindet er die allgemeine mit der beſondern, oder empiriſchen, Sprachlehre. Sie betrifft die Redetheile, den Syntax, die Interpunktionslehre, die Synonymik, die Orthographie und die Proſodie. — In der darauf folgenden *Theorie des proſaiſchen Stils*, oder dem Inbegriff der Regeln, nach welchen das Geſetz der Form auf alle durch Sprache darſtellbare proſaiſche Stoffe angewendet wird, findet man, nach vorausgehender Erläuterung der Begriffe

von

m Sprachgebrauch, Sprachreinigkeit u. f. f., die vier auptgattungen des profaifchen Stils erörtert: des eſchäfts-, Brief-, hiſtoriſchen und Lehrſtils. — Die *oetik* iſt dem Vf. ſchöne Kunſt, weil alle ihre Forn durch freye productive Kraft des menſchlichen eiſtes hervorgebracht werden, und in dieſen Formen e ſubjective Unendlichkeit der menſchlichen Gefühle las Idealiſche in denſelben) vermittelſt einer vollenteten äſthetiſchen Totalität verſinnlicht werde. Wenn un gleich der Stoff, als ſolcher, nie vor das Forum er Form gehöre: ſo hänge doch von demſelben die ichtung des Gefühls auf das Idealiſche, mithin auch ie daraus entſtandene Totalität, die frey producirte oetiſche Form, ab. Aus dieſem Princip läſst der Vf. die laſſification der einzelnen poetiſchen Formen hervorehen: der lyriſchen, hiſtoriſchen, didaktiſchen und er gemiſchten Formen. Zu dieſen letztern werden as Idyll, die Allegorie, das Epigramm, der Dialog, ie poetiſche Epiſtel, die Parodie und Traveſtirung erechnet. — Am kürzeſten wird die *Rhetorik*, oder ie Theorie der eigentlichen Beredſamkeit, abgehanelt. Auch ſie wird von dem Vf. als ſchöne Kunſt berachtet, weil alle ihre Formen durch eine freye prouctive Kraft des menſchlichen Geiſtes hervorgebracht erden, und in dieſen Formen die ſubjective Unendchkeit der Triebe des Begehrungsvermögens (das dealiſche in demſelben) vermittelſt einer vollendeten ſthetiſchen Totalität verſinnlicht werde. Sie wird in ie innere und äuſsere Rhetorik eingetheilt. Jene beuht auf dem innigſten Zuſammenhange zwiſchen Corectheit und Schönheit der ſtiliſtiſchen Form; dieſe eſteht in der äſthetiſch vollendeten äuſsern Darſtelung der äſthetiſch-rhetoriſchen Form, und begreift ie Declamation und die Geſticulation in ſich.

Rec. begnügt ſich mit dieſer ſummariſchen Inaltsanzeige des vorliegenden Lehrbuchs, worin der hätige Vf. es nicht ohne Scharfſinn und Eigenthümichkeit vielfacher Anſichten verſucht hat, aus den rey Geiſtesvermögen des Vorſtellens, des Gefühls nd des Begehrens, die Sprache der Proſe, der Poeſie nd der Beredſamkeit abzuleiten, und durch die Anvendung des Geſetzes der Form auf alle profaiſche, oetiſche und rhetoriſche Darſtellung dem Gebiete ler ſtiliſtiſchen Wiſſenſchaften innern Zuſammenhang u geben. Mit der Theorie iſt zugleich die nothwenligſte Literatur verbunden, und ſehr oft, zur genauern Kenntniſs derſelben, auf des Vfs. allgemeine Sprachkunde hingewieſen.

Leipzig, b. Schwickert: *Praktiſches Handbuch zur ſtatariſchen und kurſoriſchen Lektüre der deutſchen Klaſſiker*, für Lehrer und Erzieher, von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* — *Erſter* Theil, welcher den Elementarkurſus enthält. 1804. XIV u. 400 S. *Zweyter* Theil, welcher den zweyten und mittlern Kurſus enthält. 1805. X u. 406 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Es fehlt zwar ſeit einigen Jahren nicht an ähnlichen Hülfsbüchern, worin von ausgeſuchten Stücken poetiſcher und proſaiſcher Muſterwerke entweder eine bloſse Sammlung geliefert iſt, oder dieſelben zugleich kritiſch behandelt und commentirt ſind. Die gegenwärtige ſcheint indeſs nicht überflüſſig zu ſeyn, und ſich ſowohl von Seiten der Auswahl, als der ihr beygefügten Erläuterungen, Beurtheilungen und literariſchen Nachrichten, vor mehrern andern vortheilhaft auszuzeichnen. Den Begriff deutſcher Claſſiker ſcheint indeſs der Vf. etwas zu ſehr bloſs auf die neuern Schriftſteller und auf den, von ihm ſelbſt ſo benannten, *modernen* Geſchmack eingeſchränkt zu haben, dem Rec. nicht ſo unbedingt den Vorzug vor dem ältern zugeſtehen möchte, als es in der Vorrede des *erſten* Theils dieſes Handbuchs geſchieht. Ungerecht zwar iſt der Herausg. deſſelben nicht gegen die Verdienſte unſrer ältern Dichter und Proſaiſten; auch kann man ihm nicht Schuld geben, daſs er die eccentriſchen Auswüchſe des modernen Geſchmacks durch Aufnahme derſelben gebilligt oder empfohlen hätte. Aber bey der Wandelbarkeit und Einſeitigkeit unſers deutſchen Geſchmacks, bey dem groſsen Kaltſinn gegen unſre ältern guten Schriftſteller, und der nur zu bald eintretenden und herrſchenden Vergeſſenheit ihrer Werke und Verdienſte, wären Sammlungen dieſer Art vielleicht das beſte Mittel, ihr Andenken aufzufriſchen, ſie gehörig zu würdigen, und ihre Schönheiten zu bemerken, ohne ihre Mängel zu verſchweigen. Auch würde die Kritik ſich ſelbſt an minder claſſiſchen Arbeiten ſich mit Nutzen üben; und in dieſer Hinſicht würde vielleicht ſelbſt die Vorlegung und ſtrenge Beurtheilung jener Fehlgeburten des modernen Geſchmacks zur Warnung vor einer nur gar zu leicht entſtehenden unbedingten Anhänglichkeit an den Modegeſchmack dienen können. Uebrigens ſieht der Herausg. ſelbſt die Schwierigkeiten ein, welche mit ſeiner ausſchliefslichen Beſchränkung auf die Schriften der *Klaſſiker* unvermeidlich verbunden waren, beſonders die Gefahr, in ſeinen Urtheilen darüber ſich bloſs nach ſubjectiven Gründen zu beſtimmen, und dabey in eine gewiſſe Monotonie zu verfallen. Letztere iſt beſonders in den Lobſprüchen einer nicht immer ſcharf genug nuancirten Trefflichkeit ſchwer zu vermeiden. Die Bemerkungen ſchränken ſich hier jedoch nicht bloſs auf Lob und Tadel ein. Sie ſind theils grammatiſch, äſthetiſch, hiſtoriſch und archäologiſch; theils aber machen ſie auch, und meiſtens ſehr treffend, auf die logiſche Ordnung des Ganzen, und auf die Haltung derſelben, aufmerkſam, bezeichnen den Stil nach der gewählten Schreibart, prüfen ihn nach der Durchführung derſelben, deuten die Verſtoſse dagegen an, und geben vornehmlich dem Lehrer Anlaſs, die im Fragmente enthaltenen Begriffe und Sätze unter andern Ausdrücken entweder ſelbſt darzuſtellen, oder die Zöglinge den Verſuch einer ſolchen Darſtellung machen zu laſſen. Dieſs kann allerdings am beſten die Gewandtheit des Stils oder die Fertigkeit bilden, einen Gegenſtand von mehrern Seiten zu betrachten, und ihn auf verſchiedene Weiſe darzuſtellen. — Ueber die Beſtimmungsgründe zur ſtatariſchen oder zur curſoriſchen Leſung erklärt ſich

ſich der Vf. in der Vorrede des *erſten* Theils auf eine befriedigende Art; auch wird man leicht mit ihm über den Nutzen einverſtanden ſeyn, welcher ſich von einer ſo angeſtellten Leſung und Erklärung deutſcher Claſſiker für das Studium der alten Sprache und Schriftſteller erwarten läſst; ſo wie dieſes für jene unläugbare Vortheile gewähren kann.

Schon der Titel dieſer beiden Bände giebt es an, daſs in dem *erſten* auf Anfänger, im *zweyten* auf weiter ausgebildete Zöglinge Hinſicht genommen iſt. Der *zweyte* Theil liefert daher gröſsere, vollendetere, dem Stoff und der Form nach ſehr verſchiedenartige, und bey der Interpretation mit gröſsern Schwierigkeiten verbundene Stücke, aus 47 verſchiedenen Schriftſtellern entlehnt. Auch enthalten die Einleitungen in dieſem *zweyten* Theile ausführlichere Charakteriſtiken der Schriftſteller und umſtändlichere literariſche Notizen, die man gröſstentheils treffend und richtig genug finden wird. Sie zeugen von vielem Fleiſs, ſo wie die meiſten Erläuterungen und Umſchreibungen des Sinnes einen glücklichen Scharfſinn, und die Bemerkungen über die Schönheiten oder Mängel der Darſtellungsart und des Ausdrucks einen gebildeten und reifen Geſchmack verrathen. — Um übrigens den Zöglingen den Ankauf dieſes Werks zu erleichtern, hat der Verleger die in dem *erſten* Theile deſſelben enthaltenen Stücke, ohne die Noten, unter dem Titel: *Bruchſtücke aus den Klaſſikern der deutſchen Nation*, auch beſonders abdrucken laſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Roſtock* u. *Leipzig*, in Comm. b. Stiller: *Die Succeſſion der Kinder in alte Lehne und Stammgüter iſt keine gemeinrechtliche, ſondern eine dieſen Gütern eigenthümliche Erbfolge*, von D. *Adolph Felix Heinrich Poſſe*, ordentl. Profeſſor der Rechte auf der königl. Preuſs. Friederich Alexanders Univerſität in Erlangen. 1805. 74 S. 4. (12 gr.) — Dieſe Schrift iſt zunächſt gegen den Hn. Poſtdirector *Hennemann* gerichtet, der in ſeiner Abhandlung über II. F. 45. und die Deſcendentenfolge in Lehnen nach Longobardiſchen Rechten die Gemeinrechtlichkeit dieſer Erbfolge zu zeigen geſucht, und hieraus die geſetzliche Verbindlichkeit des Deſcendenten, das Lehen und die Erbſchaft anzunehmen oder beides auszuſchlagen, abgeleitet hat. Der Vf. der gegenwärtigen Schrift will nun darthun, daſs bey der Succeſſion in Stamm- und Lehngüter das Recht der Deſcendenten zur Erbfolge nicht von dem letzten Beſitzer, ſondern von dem erſten Erwerber herrühre, mithin ſo wenig von dem erſtern auf eine willkürliche Weiſe geſchmälert, als an dieſelbe die Beſtimmung des Erbrechts ſelbſt von ihm aus gerechnet, geknüpft werden könne. In der Ausführung hat er es zunächſt mit der Lehnsfolge zu thun. Auch gelten nur von dieſer, und zwar nur von der Deſcendentenfolge des Longobardiſchen Lehnrechts, nicht von der Succeſſion in deutſche Stammgüter die poſitivrechtlichen Gründe, durch welche *Hennemann* ſeine Behauptung unterſtützt. Weil der Vf. aber annimmt, daſs die Sammlung des Longobardiſchen Rechts keine andern Grundſätze lehre, als diejenigen, welche in Abſicht der Lehen in den übrigen zur fränkiſchen Monarchie gehörigen Staaten galten, und daſs dieſelbe die deutſchen Grundſätze von dem Geſammteigenthum ſowohl in den Hauptprincipien als in den Folgen aus demſelben geltend gemacht, und das darauf beruhende Revocations- und Retractsrecht aller Nachkommen des Erwerbers den Kindern wenigſtens nirgends ausdrücklich entzogen habe: ſo entwickelt er den Gang, den die Erblichkeit der Lehen in Deutſchland ſowohl als in der Lombardey nach ſeiner Meinung genommen hat (wobey wir jedoch aus der bekannten Stelle Wippo's, da ſie wohl nicht von einer ſchon 1025. zu Aachen für Deutſchland dieſesfalls gegebenen Verordnung ſpricht, die frühere geſetzliche Sanctionirung des Erbrechts der Deſcendenten in Deutſchland nicht folgern möchten.) Daneben erläutert der Vf. den Begriff von Geſammt-Eigenthum, der nach §. 4 in dem „Rechte" beſteht, „welches den Beſitzer einer Sache verhindert, über dieſelbe *weder* bey ſeinem Leben, *noch* nach dem Tode diſponiren zu können." Er beruft ſich auf eine Reihe älterer deutſchen Lehn und Allod betreffenden Geſetze, welche die Gültigkeit der Veräuſserungen aus der Familie an die Bewilligung derjenigen binden, die zur Zeit der Veräuſserung ein von dem Erwerber herrührendes Recht zur Erbfolge haben. Weil jedoch das Longobardiſche Lehnrecht mehrere Beſtimmungen enthält, die mit dem deutſchen Lehnrechte des Mittelalters auffallend contraſtiren, und dabey wo nicht für die Univerſalität der Deſcendentenfolge, doch wenigſtens für die Verbindlichkeit der Deſcendenten, die auf das Leben ſich beziehende Handlungen ihrer Aſcendenten ſich gefallen zu laſſen, ziemlich deutlich zu ſprechen ſcheinen: ſo ſieht der Vf., den daraus ſich ergebenden Folgerungen dadurch zu begegnen, daſs er jene Beſtimmungen entweder als Ausnahmen von der Regel betrachtet, die theils, wie II. F. 31. für eigenmächtig und zweckwidrig zu halten ſeyen, theils auf allgemeinen politiſchen Gründen beruhen, oder daſs er ſich bemüht, dieſelbe aus dem Lehnstexte heraus zu exegeſiren. Wir wollen nun nicht in Abrede ziehen, daſs diejenigen zu weit gehen, welche nichts als römiſches Recht in der Longobardiſchen Lehnsfolge erkennen wollen. Indeſſen iſt doch auch der durchgreifende Einfluſs jenes Rechts auf die Bildung dieſer Erbfolge nicht zu verkennen, und beſonders an dem Repräſentationsrechte, und an der Sonderung der Brüder und ihrer Söhne von den entfernten Seitenverwandten ſichtbar. Die Befugniſs der Aſcendenten aber, zum Nachtheil ihrer Deſcendenz über das Lehen zu verfügen, welche den Entſcheidungen der Lehnstexte II. F. 30. 26. §. 15. 50. 83 u. a. zum Grunde liegt, wird ſelbſt durch die Ausnahme beſtätigt, welche I F. 8. von der Regel macht. Der Vf. will zwar in der Hauptſtelle, nämlich dem Texte II F. 50. unter dem Ausdruck *agnatis* gegen den herrſchenden, und im Texte ſelbſt kurz nachher unverkennbar befolgten Sprachgebrauch, und ungeachtet des näher bezeichnenden Zuſatzes auch *die Kinder* deswegen mitbegriffen wiſſen, weil I F. 1. §. 1. entſchieden wird, daſs derjenige, *an den das Lehen einſt durch Erbfolge gelangen ſoll*, den Anſpruch an daſſelbe verliere, wenn er in die Belehnung eines dritten einwilligt. Allein in dieſer Stelle ſoll nicht beſtimmt werden, wem das Lehen einſt durch Erbgang zufallen ſolle, und wer einzuwilligen habe, wenn die Veräuſserung gültig ſeyn ſoll, ſondern es wird bloſs eine von den Arten, den Anſpruch an ein Lehen zu verlieren, namhaft gemacht. II F. 30. hingegen iſt der eigentliche Sitz der Materie. Aus dieſem Texte muſs alſo der andere erläutert werden, nicht umgekehrt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Junius 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Perthes: *Hiob.* Ein religieuses Gedicht. Aus dem Hebräischen neu übersetzt, geprüft und erläutert von *Matthias Heinrich Stuhlmann*, Katecheten am Spinnhause in Hamburg. 1804. 224 S. (Angehängt sind exegetische u. kritische Anmerkungen.) 138 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wir haben zwar keinen Mangel an schätzbaren Uebersetzungen dieses vortrefflichen Denkmals des hebräischen Alterthums; auch haben verdienstvolle Philologen schon mehrere Male öffentlich geäusert, dass es vielleicht gerathener seyn möchte, als die Freunde und Kenner des Bibelstudiums ihre Erklärungen einzelner schwieriger Stellen dem Publicum mittheilten, als, wo sie sich mit Bearbeitung der Urkunden des alten Testaments beschäftigen, sogleich vollständige Uebersetzungen in den Druck ausgehen liessen. Indessen bey einem, auch nach den jetzigen Aufhellungen, die wir dem scharfsinnigen Fleisse eines *Schultens*, *Michaelis*, *Hufnagel*, *Schnurrer*, *Eichhorn* u. a. danken, immer noch mit so vielen Schwierigkeiten der Auslegung verbundenen Buche, wie das Buch Hiob ist, kommt jeder Versuch, jeder neue Beytrag nicht zu spät. Auch verdient gerade Hiob eine vollständige Verdeutschung wegen der anerkannten grossen Schönheiten, die diesem Werke eigen sind, und zwar eine Verdeutschung, die bey den grossen Fortschritten unsrer deutschen Literatur in der Kunst, alte Werke des poetischen Genies auf unserm Boden zu verpflanzen, eben dieses Buch auch zu einem Lesebuch für das gröfsere Publicum eigne. Der Vf. dieser neuen Verdeutschung hat auch den letzten Zweck besonders vor Augen gehabt; er hat mit Liebe und Ernst, und wir dürfen hinzusetzen, ausgerüstet mit Sprach- und Sachkenntniss, sich seinem Geschäfte unterzogen; er hat sich bemüht, durch einen möglichst gedrungenen Ausdruck, durch ein gewisses, der Urschrift folgendes Ebenmass der Zeilen, durch fortlaufenden Rhythmus und sorgfältige Vermeidung alles Holprichten und Unharmonischen, die Eleganz der ausern Form einigermasen nachzubilden. Nun ist es an dem, dass man von einer Uebersetzung aus einer dem Genius unserer Sprache so ganz fremden Sprache, und zwar eines ihrer wenigen auf uns gekommenen ltesten Werkes, nicht das fordern kann, was man on einer Verdeutschung eines der klassischen Producte es griechischen oder römischen Alterthums jetzt zu ordern berechtigt ist; auch, dünkt uns, mus mit echt unterschieden werden zwischen dem Eigenthümlichen eines Schriftstellers und dem Eigenthümlichen der Sprache, nicht gerade seiner besondern Sprache, in der er schreibt. Wenn man, worin unsre jetzigen Theoristen der Uebersetzung von der strictern Art, wie Rec. dafür hält, oft auch bey ihren Anforderungen an die Uebersetzer der Griechen und Römer zu weit gehen, sich bereden wollte, um den Geist eines Autors ganz zu erfassen und darzustellen, müsse man ihn auch selbst in den idiotischen Formen seiner Sprache wiedergeben, und dieses dann namentlich auf eine Verdeutschung eines hebräischen Dichters anwenden wollte: so würde man freylich so das seltsamste, dabey unverständlichste Werk zu Tage fördern. Von einem solchen Gespenst hat sich unser neuer Bearbeiter des Hiob nicht irre führen lassen, und wir danken es ihm. Man findet Treue, so viel diese bey einem, der Natur der Sache nach, mit so vielen Sprachschwierigkeiten umgebenen Werke möglich war, und hört den orientalischen Dichter, ohne dass dieser ins Moderne paraphrasirt ist; aber die auffallenderen Idiotismen, deren, wie wir uns erinnern, dem wackern Michaelis in seiner freylich auch nicht genug von poetischem Geiste unterstützten, sonst wegen der Anmerkungen so schätzbaren Uebersetzung manche entschlüpft sind, sind, wie billig, aufgeopfert. Der Vf. hat nicht ohne Dichtergefühl, ohne das kein Dichter gut übersetzt werden kann, übersetzt; nur zuweilen bringt der gewählte freyere, aber kürzere Jamb eine Monotonie hervor, die dem Ohre widerlich ist, die man in den Herderschen Proben, auch in der Eichhornschen Verdeutschung, in denen der Gang des Rhythmus mehr dem ausgedrückten Gefühle sich anschmiegt, ja selbst in der immer mit grosser Achtung zu nennenden Lutherschen prosaischen Verdeutschung nicht findet. Da es doch vergebliche Mühe ist, worauf unser Vf. indess auch nicht ausgeht, ein bestimmtes Sylbenmass bey der hebräischen Poesie herausklügeln zu wollen, und diese Naturdichtkunst, sich blos dem Gefühl überlassend und die Wiederkehr künstlicher Formen verschmähend, blos in ihren Assonanzen und dem Parallelism ein Substitut des Tonmasses zu haben schien: so ist vielleicht alle Hindeutung auf ein mögliches bestimmtes Sylbenmass bey einen Uebersetzer — wir reden hier nicht von einem freyern Bearbeiter — ein Misgriff. Ja könnte man sagen: Luther hat blos darum, weil er überall mehr auf den Hauptton der ausgedrückten Empfindungen und vorkommenden Schilderungen seines Originals Rücksicht nahm, und diese, so weit und so gut er den Text verstand, mit Energie und Gefühl in wohllautender würdiger Prose ausdrückte, die meisten der neuern jambisirenden

Ueberſetzer hinter ſich gelaſſen. Man vergl. z. B. ſeine ſchöne Darſtellung der Beſchreibung des Roſſes K. 39, 22.: *Kannſt du dem Roß Kräfte geben oder ſeinen Hals zieren mit ſeinem Geſchrey: Kannſt du es ſchrecken wie die Heuſchrecken? Das iſt Preis ſeiner Naſe, was ſchrecklich iſt. Es ſtampfet auf dem Boden und iſt freudig mit Kraft und zeucht aus den Geharnſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wider es klinget der Köcher und glänzet beide Spieße und Lanze. Es zittert und tobt und ſcharret in die Erde und achtet nicht der Drommeten Hall. Wenn die Drommette faſt klinget: ſpricht es hui! und reucht den Streit von fern, das Schreien der Fürſten und Jauchzen.* Dieſe durch ihren Numerus herrlich malende Proſe nimmt ſich in den kleinen Rhythmen, die der Vf. wählte, folgendergeſtalt aus:

Gabſt du dem Kriegesroſſe Muth
Und ſchmückteſt ſeinen Hals mit Schauer,
Und machſt es ſpringen wie die Heuſchreck'n
Sein prächtig Wiehern wie erſchütternd!
Es ſtampft den Boden, froh der Kraft,
Entgegen ſchreitet es den Waffen
Und lacht der Furcht, und zaget nimmer
Und kehret nie vor Schwertern um,
Wenn über ihm der Köcher klirrt,
Wenn blitzen Speer und Lanze.
Mit Zorn und Toben fliegt's heran,
Und ruht nicht, die Trommete ſcholl,
Trommetenſchall! Hui ruft's darein;
Und wittert ferne ſchon die Schlacht,
Der Fürſten Zorn und Feldgeſchrey.

Ohne den Werth dieſer metriſchen Ueberſetzung zu verkennen, möchten wir doch der Lutherſchen den Preis vor ihr zugeſtehen; auch ſieht man, der Vf. nützte Luthern dabey, wie er dieſs oft thut, und manche ſeiner alten kräftigen Ausdrücke beybehält, was wir ihm zum Lobe anrechnen, und andern Verdeutſchern der bibliſchen Denkmale ebenfalls empfehlen möchten. Es iſt vielleicht unſern Leſern nicht unangenehm, noch eine Probe, in der Zuſammenſtellung mit der geiſtreichen Eichhornſchen Verdeutſchung, ausgehoben zu ſehen. Wir wählen dazu den Anfang der ſchönen elegiſchen Ergieſsung aus dem 14ten K., und bahnen uns dadurch zugleich den Weg, von dem philologiſchen Werthe dieſer neuen Ueberſetzung einiges zu ſagen.

Stuhlmann'ſche Ueberſ. S. 109. 110.

Der Menſch, der Weibesſohn,
Hat wenig Tage, viele Noth,
Aufſchießt und welkt er, eine Blume,
Entflieht, ein Schatten, unbeſtändig,
Und wider ſolchen ſpäht dein Auge?
Den zieheſt du ins Gericht mit dir?
Sind ſeine Tage ſo beſchränkt,
Haſt du beſtimmt der Monden Zahl,
Und Ziel geſteckt, nicht zu verrücken?
So blicke weg, damit er ruhe,
Als Söldner einen Tag ſich freue.

Dem Baume bleibet wohl die Hoffnung,
Gefällt, auch wieder aufzugrünen
Und neue Schößlinge zu treiben.
Die Wurzel mag im Boden altern,
Der Stamm mag in der Erde ſterben;
Vom Duft des Waſſers treibt er wieder
Und bildet Laub, wie neu gepflanzt.
Doch ſtirbt der Menſch, *ſo liegt er matt*;
Erblaßt der Erdenſohn, *wie dann?*

Das Waſſer ſchwindet aus dem See,
Der Strom vertrocknet und verſiegt;
So liegt der Menſch; er ſtehet nimmer,
Erwachet nie, *der Himmel* altre,
Nichts rüttelt ihn aus ſeinem Schlaf.

Eichhorn'ſche Ueberſ. (Allgem. Bibl. d. b. L. X. B. IV. St. S. 636.)

Ein Menſch, vom Weib *geboren*,
Hat wenig Tage und der *Schrecken* viele!
Wie eine Blume geht er auf, welkt,
Wie ein Schatten fliehet er und bleibet nicht.
Und gegen einen ſolchen öffneſt du dein Auge,
Und führſt mich ins Gericht mit dir?
Kann denn ein Reiner vor Unreine kommen?
Gewiſs nicht einer (iſt von Mängeln frey),
Da ſeine Tage abgemeſſen ſind,
Und von dir ſelbſt beſtimmt iſt ſeiner Monden Zahl;
Da du ſein Ziel ihm feſtgeſetzt,
Das er nicht überſchreitet:
So blicke weg von ihm, damit er ruhe,
Daſs er ſich doch, wie Tagelöhner, *ſeines* Tages freut.

Ein Baum, wird er gefällt, hat doch noch Hoffnung,
Daſs er aufs neue grüne,
Und ein Schöſsling nach dem andern aus ihm treibt.
Wenn in der Erde ſeine Wurzel altert,
Wenn in *dem Staub* ſein Stamm erſtirbt:
Vom Duft des Waſſers ſchlägt er wieder aus,
Und treibt, als wär er neu gepflanzt.
Aber ſtirbt der Menſch — wird er hingeſtreckt —
Iſt der Menſch entblaſet; wo iſt er nun?

Die Waſſer ſchwinden aus dem Meer,
Der Strom vertrocknet und verſiegt:
So legt ſich auch der Menſch, und ſteht nicht wieder auf,
Bis der Himmel nicht mehr iſt, erwachen ſie nicht wieder,
Und werden nicht aus ihrem Schlaf geweckt.

Man ſieht aus der Vergleichung: Hr. *Stuhlmann*, der beſonders auch in den Erklärungen ſeinen Vorgänger mit freyer Prüfung benutzt hat, war bemüht, vorzüglich durch Gedrängtheit und Wohlklang die Eichhorn'ſche Ueberſetzung zu übertreffen; aber die leidige Monotonie ſtört auch wieder hier, und die Eichhorn'ſche, was ſie auch, wenn vom Abdrucke des Geiſtes die Rede iſt, der im Original weht, denſelben nicht ganz erreicht, drückt doch den elegiſchen Ton etwas beſſer aus; beſſer als beide aber das Herder'ſche Fragment im: *Geiſte der Hebr. Poeſie.* In der Stuhlmann'ſchen Ueberſetzung beleidigen beſonders noch die zwey Curſiv gedruckten Zeilen: *ſo liegt er matt: — wie dann?* Daſs beym erſten die Michaelſche Punctation, der auch *Eichhorn* folgt, wenn befolgt iſt, billigen wir; aber das hinzugeſetzte *matt* ſchwächt den Gedanken. Eigentlich iſt der Sinn: „*ſo wird er und bleibt er hingeſtreckt*," der einfacher ſo könnte angedeutet werden: *ſo liegt er hingeſtreckt.* Den andern Stiches möchten wir geben: *ſo iſt es aus mit ihm;* das Wort *nun* würde vielleicht beſſer durch *Unruhe* gegeben worden ſeyn. *Eines Tages* (Rasttages) iſt in der Stuhlm.

tuhlm. Ueberf. deutlicher als in der Eichhorn'ſchen. *nd bildet Laub wie neu gepflanzt*, ebenfalls beſſer als ie Eichh. — *der Himmel altre* (der Vf. lieſt mit Michaelis בלה, ſ. die Anm. S. 36.), wo die Worte, *ob uch*, ausgelaſſen ſind, iſt in der Stuhlm. undeutſch; uch das Eichh. *bis* — — widerſteht. Daſs indeſs Hr. *Stuhlm.* den 3ten Vers weggelaſſen, den man bey *Eichh.* lieſt, könnte auffallen, wenn er uns den Grund avon nicht in der Note angegeben hätte. Er ſagt, ieſe Worte unterbrechen den Zuſammenhang, und ätten ganz das Anſehen einer frommen Gloſſe, die ich vom Rande in den Text möchte verloren haben. Wir finden dieſe Muthmaſsung zu willkürlich, um o eher, da die Worte, zumal nach der Eichhornchen, wie uns dünkt, richtigen Ueberſetzung ſehr ut in den Zuſammenhang eingreifen.

Da wir hier den philologiſchen Werth dieſer Ueberſetzung berührten: ſo ſetzen wir noch folgenes hinzu. Rec. hat mehrere Abſchnitte mit den Ausegungen unſrer beſten Commentatoren zuſammengehalten, und aus dieſer Vergleichung ergab ſich ihm las Urtheil: Hr. *Stuhlmann* hat ſeine Vorgänger, *Schultens*, *Michaelis*, *Hufnagel*, *Dathe*, *Eichhorn* u. a., wie es recht iſt, genutzt, aber als ſelbſtdenkender Forſcher genutzt. Die ſchwierige verſchieden erklärte Stelle K. XI. v. 12. giebt der Vf.:

Doch ſeichte Köpfe werden klug,
Wenn Eſel ſich in Menſchen wandeln.

In den Anmerkungen S. 27. bemerkt der Vf., die Eichhornſche Ueberſetzung *(ſelbſt der Dumme würde ſie erkennen und der frechſte Läugner zahm und menſchlich werden)* ſcheine ihm eben ſo unverſtändlich, als unvereinbar mit dem hebräiſchen Texte. Die Unverſtändlichkeit der Eichhornſchen Ueberſetzung liegt wohl blofs darin, daſs der Vf. das Subject zu dem Pronomen *ſie* nicht ausgedrückt hat. Es bezieht ſich nämlich dieſes *ſie* auf *die Vollkommenheiten des Verſtandes des Allmächtigen* im 7. v., was aber zu weit entfernt iſt (die auch der Einfältigſte erkennen müſſe, wenn Gott öffentlich wie vor Volksverſammlungen die Menſchen richten und die Urſachen, warum er Böſes über dieſen und jenen verhänge, erklären wollte). Weil gerade zunächſt bey *Eichhorn* die Accuſative *die Böſen, die Verbrechen (er kennt die Böſen, er bemerkt die Verbrechen)* vorausgehn: ſo kann leicht, aber doch nur für den erſten Anlauf, die Zweydeutigkeit entſtehen, als ob das Wörtchen: *ſie*, hierauf ſich bezöge, was dann freylich einen ſeltſamen oder keinen Sinn gäbe. Weniger vereinbar mit dem Texte ſcheint blofs bey der Eichhornſchen Ueberſetzung der zweyte Stichos „*der frechſte Läugner*" von עיר פרא; denn nicht ſowohl Bild eines frechen Läugners als eines ſtörrigen ungelehrigen Menſchen ſcheint *der junge Waldeſel* עיר פרא, entſprechend dem Bilde im erſten Stichos אדם נבוב (Hohler, der wie *Stuhlm.* gut gegeben hat, ſeichter Kopf). Wir geſtehn, daſs uns die Ueberſetzung des Hn. *Stuhlmann*, der die Worte als ein Sprüchwort nimmt, *eher wird das Unmögliche möglich, als daſs ſich ein Hohlkopf belehren läſst" — tam homo cavus — quam pullus aſininus cor accipiet* — (in dieſer Bedeutung wird das doppelte ו von ihm genommen S. 27. Anm.) nicht genügt, weil das Sprüchwort weder als ein ſolches erwieſen iſt, noch überhaupt orientaliſch ſcheint, und die oben angegebene Erklärung viel natürlicher iſt, und weit mehr in den Zuſammenhang paſst. Dieſe gehört hauptſächlich Hn. Prof. *Schnurrer* an, der in ſeinen *Animadv. ad quaedam loca Iobi* Faſc. I. S. 12 — 13. (1781.) über dieſe Stelle wohl das meiſte Licht verbreitet hat. Es ſcheint, unſer Vf. habe dieſe trefflichen Bemerkungen nicht genützt: denn wir finden ſie nirgend citirt; vermuthlich wohl einzig darum, weil ſie ihm in ſeiner Lage nicht zu Gebote ſtanden. Im 13ten Kap. genügt uns der Vf. bey einer andern ſchwierigen Stelle v. 14. — über die ebenfalls *Schnurrer* ſehr gut commentirt hat, S. 14 — 16. mehr, wo er die mehr ſprüchwörtliche Redensart alſo gegeben hat:

Ich trage meine *Haut* zu Markte,
Mein Leben ſetz' ich auf das Spiel.

Wenigſtens der Sinn des Bildes iſt ebenfalls bildlich, nur könnte man freylich ſagen, etwas zu derb ausgedruckt. Ob in den zunächſt vorhergehenden Verſen גבלמה gut durch *Stolz* gegeben iſt:

„Der Aſche gleichet euer Stolz,
Dem Leimenhaufen euer Ruhm."

zweifeln wir doch. Den Parallelismus hat der Vf. für ſich; aber iſt dieſer immer ein ſicherer Leiter, auch trotz dem Sprachgebrauch? Wir glauben nicht, daſs die der Etymologie nach ſehr entfernte Bedeutung *Stolz* von dem Worte גאה ſich erweiſen läſst; vielmehr deutet wohl משלי auf die ſonſt von andern angenommene Erklärung: *Denkſprüche*; „*eure Sprüche ſind nichtige Reden*," *eure ſtolzen aufgeblaſenen Worte ſind wie Leimenhaufen*, wie Rec. den ganzen Vers erklärt. Ueberhaupt ſcheint der Vf. oft zu willkürlich in der Annahme der Bedeutungen der Worte zu Werke zu gehen, und das eben durch den Parallelism und die Verwandtſchaft der Begriffe geleitet. So iſt eben in dem 12. Kap. v. 5. שאנן für: *Ehre* genommen, welche Bedeutung, abgeleitet von der gewöhnlichen *(Sicherheit, Ruhe)*, doch zu entfernt ſcheint.

Auf Unglück Schande,
Auf Wohlſtand Ehre.

Daſs לפיד בזין mit *Dathe* u. a. geleſen wird für לפיד בזין (weil die Lampe doch hier nicht an ihrem Orte iſt) billigen wir ganz; auch iſt לשאנן in der Bedeutung *Glanz, Ehre* weit beſſer, als die Eichhornſche Ueberſetzung „*nach den Gedanken der glücklichen*," was einen ziemlich matten Sinn giebt. Dieſs ausgehobene wird dasjenige beurkunden können, was wir von dem Fleiſse des Vfs. und dem Werth ſeiner Arbeit gerühmt haben. Noch ein paar Worte haben wir zu ſagen von der Einleitung, die ſich über Zweck und Plan und Alter des Buchs Hiob erſtreckt. Der Vf. dieſes Gedichts ſchildre, meynt Hr. *Stuhlmann*, einen *virum bonum mala cum fortuna compoſitum*. Zweck

und

und Moral deſſelben ſeyen — zu warnen vor dem Miſstrauen an der Vorſehung (S. 10.), und uns zu lehren, wie ſehr wir Urſache haben, dieſen Glauben in uns zu bewahren. Das Buch Hiob ſey keine Theodicee, eher eine Satire auf die Theodicee (?). Elihus Reden ſeyen ein unſchicklicher Zuſatz, ein fremdartiger Theil zum Ganzen der Compoſition. Hn. *Stuhlmanns* Anſicht nämlich iſt: Das Gedicht beſtehe aus drey verſchiedenen Theilen, dem Prolog, den Reden Elihus und dem Epilog. Für jeden derſelben nimmt er einen verſchiedenen Vf. an. Das Gedicht ſelbſt ſetzt er, ſeinem Urſprunge nach, in die vormoſaiſche Periode, und läſst es unentſchieden, ob ſein Urheber in Aegypten oder Idumäa gelebt habe. Den Prolog habe offenbar ein Iſraelite gemacht, in den Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft. Dieſs wird S. 58. aus der Idee des Satans gefolgert. Der Vorredner habe die Reden Elihus gar nicht gekannt, da er derſelben und der Perſon des Elihu gar nicht erwähne, da doch die drey andern II. K. II. genannt werden. Dieſe Reden ſeyen alſo jüngeren Urſprungs als der Prolog, oder, wenn ſie ſchon früher exiſtirt hätten, müſsten ſie nicht in allen Exemplaren des Buchs Hiob geſtanden haben, namentlich nicht in dem Exemplare, deſſen ſich der Vorredner bedient. Die Stelle 33, 30. beweiſe, dafs ſie ein Einſchiebſel aus den ſpätern Zeiten ſeyen, ihr Inhalt ſey nicht vereinbar mit der einfachen Theologie des Ganzen. Auch ſey die Poeſie in dieſen Reden nicht originell, nicht erhaben, wie die übrige; ſey mehr eine bald beſſer, bald ſchlechter gelungene Compilation aus dem Gedichte Hiob ſelbſt. — Dieſe Argumentation iſt allerdings der Prüfung werth und zeugt von dem Scharfſinne des Vfs. Allein was den erſten Punkt derſelben betrifft, könnte man doch einwenden: Zugegeben, was Rec. auch annimmt, dafs der Prologiſt eine von dem Vf. des Buchs Hiob ſelbſt verſchiedene Perſon ſey — nur möchten wir den Prolog ſo wenig als den Epilog mit Hn. *Stuhlmann* geſchmackloſe Anhängſel (S. 60.) nennen — ſo folgt aus der Nichtnennung des Elihu doch lange nicht, was der Vf. daraus folgern will. Wenn man auch nicht ſeine Zuflucht zu einer Oſcitanz des Vorredners nehmen will, die doch auch denkbar wäre: ſo könnte er mit gutem Bedacht ihn weggelaſſen haben, weil er jetzt nur die drey, die zuerſt das Geſpräch eröffneten und auch früher als Elihu zu Hiob gekommen zu ſeyn ſcheinen, erwähnen wollte. Was die andern Argumentationen betrifft: ſo beruhen ſie auf einer Kritik, die zu viel von ſubjectiven Anſichten abhängt, als dafs ſie Allgemeingültigkeit anſprechen könnte. Viele Männer von Einſicht und Geſchmack finden dieſe Reden von gleichem Werthe mit den übrigen. Dafs wiederholte Bilder und Wendungen ſich in ihnen finden, haben ſie auch mit andern Theilen des Buchs Hiob gemein, das ohnehin, wie die morgenländiſche Dichtkunſt überhaupt, in einem ziemlich beſchränkten Kreiſe von Bildern und Gedanken ſich umherdreht. Es mögen verſchiedene Hände in verſchiedenen Perioden an dieſem Werke ſich verſucht haben; aber dafs ein ſolches beträchtliches Fragment, das noch überdieſs mit der Compoſition des Ganzen in ſehr guter Verbindung ſteht, ja die Kataſtrophe der Handlung, die dem Lyriſchen des Gedichts zum Grunde liegt, ſehr gut einleitet und motivirt, ganz von fremden Händen eingeſchaltet ſey, möchte doch zu bezweifeln ſeyn. Indefs begreiflich kann hierin nichts evident dargethan werden. Manches, was der Vf. noch über die Schickſale des Buchs ſagt, z. B. — David habe es wahrſcheinlich bey der Eroberung Idumäa's aufgefunden und nach Paläſtina gebracht; — es fänden ſich Stellen in den Pſalmen, die Reminiſcenzen davon ſchienen — in der Tempelbibliothek ſey es ſchwerlich geweſen — die Anordnung des Ganzen laſſe noch manches zu wünſchen übrig — viele Verſe ſeyen nicht an ihren gehörigen Stellen u. ſ. w. — verdient eben ſowohl Beachtung und weitere Prüfung. Auch finden ſich über den poetiſchen Charakter des Buchs gute Bemerkungen. Was die exegetiſch-kritiſchen Anmerkungen betrifft: ſo haben wir aus Veranlaſſung der Ueberſetzung ſelbſt ſchon davon geſprochen. Der Vf. verdient alle Aufmunterung, auch fernerhin den altteſtamentlichen Denkmälen ſeinen geſchmackvollen Fleiſs zu widmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Arnſtadt*, b. Langbein u. Klüger: *Der Bauer bey der Theaterwuth der Städter*, am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. Von *Irenäus Leander*, mit Muſik von *Fr. Methfeſſel*. 1804. 1 Bog. 4. (4 gr.) — Ein Schwank, der zum Zweck hat, die übertriebne Theaterſucht der Städter ein wenig lächerlich zu machen, und der, einem thüringiſchen Bauer in den Mund gelegt, trotz einiger derben und geſchmackloſen Brocken, doch noch komiſch genug ſich ausnimmt. Das bekannte Volkslied, der Bauer in der Stadtkirche, mag dem Vf. wohl die Idee zu dieſer Poſſe gegeben haben, wovon wir, um kurz zu ſeyn, nur eine Strophe anführen wollen:

Sieh! mütten of'n Dingc, bröter als anne Elle,
Do ſtand a verſtochtes Porgier-Geſtelle,
On, wie ech wuhd härte, ſtuk a Kerl darinn,
Der bluhs en de ganze Komädje inn.

On was nun der Kärl in dem Nachtſtuhle ſproch,
Dos ſchwanzten ſe glatt wie de Stärmützze nach,
On dazu machten ſe fütteche Grimaſſen,
Als wären ſe von dem Libhaftigen beſeſſen!

Die Muſik von Hn. *Methfeſſel* iſt äuſserſt paſſend, und macht das Ganze um ſo viel komiſcher.

Num. 149.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Junius 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

a) Breslau, b. Korn: *Słownik dokładny języka Polskiego i Niemieckiego* u. s. w.

Auch unter dem deutschen Titel:

Vollständiges Polnisch-Deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen, verfasst von *G. S. Bandtke*, Rektor der Schule zum heil. Geiste in der Neustadt zu Breslau, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1806. (eigentlich 1805.) XL S.; 5 Alphabete und 9½ Bogen. gr. 8. (5 Rthlr.)

b) *Ebendaselbst*, b. ebendems., und unter dem Titel: Warschau, b. Pfaff. *Nowy Słownik kieszonkowy, Neues Taschenwörterbuch der polnischen, deutschen und französischen Sprache.* 1805. 640 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich die polnische Sprache mit mancherley ungünstigen Umständen von innen und aufsen kämpfen hat, so wird sie doch, nach der Energie r polnischen Nation zu urtheilen, gewifs sich noch ben." Diefs sagt der Vf. von Nr. 1. in der Vorrede seinem Wörterbuche, und gewifs würde diefs in füllung gehen, wenn jeder Pole, der Geist und Kraft nug in sich fühlt, mit diesem Eifer für die Beförde- ng der polnischen Sprache und Literatur sorgte, von elchem Hr. *B.* beseelt ist, und wovon das gegenärtige Wörterbuch den sprechendsten Beweis giebt. ; war gewifs eine sehr erfreuliche Nachricht für is polnische Publikum, dafs Hr. *B.*, ein geborner ole, der sich durch einen langen Aufenthalt in eutschland die deutsche Sprache gleichsam zu seiner lutterspräche gemacht, sich auch als einen kenntsvollen und fleifsigen Bearbeiter im Fache der Gehichte und der vaterländischen Literatur bewiesen at, die mühvolle Arbeit eines Lexikographen überahm, besonders aber da das schon im J. 1743. erhienene *Trotzische* Wörterbuch von Tage zu Tage mmer unvollständiger erscheinen mufste, und man ch dennoch vergebens nach einem bessern Werke hnte. Zwar hatte die ehemalige um die Beförde- ung der wahren Humanität so hoch verdiente Erzie- ungscommission Polens den Entwurf zu einem polnischen Nationallexikon gegeben, und es wurde schon aran gearbeitet (s. *Kopcz.* Gram. III. 58.); aber die ielfachen Stöhrungen und endlich die gänzliche taatsumwälzung zernichteten alle Hoffnung dieses Werk je zu besitzen, welches so wie das *Dictionnaire de l'academie française*, oder doch wenigstens so wie das Wörterbuch der russischen Akademie, zur Norm für die ganze Nation gedient hätte. Desto schwieriger ward aber ein solches Unternehmen, und um so gröfsern Dank verdient Hr. *B.* für sein Werk, das grade noch zu rechter Zeit die Presse verliefs, dafs es Hr. Direktor *Linde*, in Warschau, bey seinem grofsen Sprachschatze benutzen kann, wovon gegen das Ende dieses Jahres, wie man allgemein versichert, ein Theil erscheinen soll.

Doch nun zu der nähern Untersuchung des Werks selbst. — Nach der Vorrede, in welcher einige kurze aber recht gute Bemerkungen über die sogenannten polnischen Dialecte mitgetheilt werden, folgt eine Abhandlung über die polnischen Zeitwörter, nach einer 1778. (vom *Abbé v. Kopczyński*, unter der Aufsicht der Erziehungscommission in drey Theilen) herausgekommenen, bisher aber von den Verfassern der in Deutschland erschienenen polnischen Sprachlehren nur zu sehr vernachlässigten polnischen Grammatik (S. XV—XL.), die hier wegen ihres innigsten Zusammenhanges mit den Werk selbst sorgfältiger geprüft werden mufs. Oben an steht die Eintheilung in zwey doppelte Hauptklassen, nämlich: 1. *a) Słowa niedokonane, verba actionis imperfectae; b) Słowa dokonane, verba actionis perfectae;* 2. *a) Słowa iednotliwe, verba una actione simplici vel continua iterata defuncta;* in welcher Uebersetzung aber Hr. *B.* irrig den Ausdruck *iterata (actione)* hinzufügt; denn dadurch würde ja das *Verbum* zu einem *frequentativum* gemacht! *b) Słowa częstotliwe, verba frequentativa.* Darauf folgt sogleich die sehr dürftige Erklärung der *verba actionis imperfectae*, und der *verba actionis perfectae*, und die Auseinandersezzung, welche *tempora* sie haben oder nicht haben; wobey aber der *infinit.*, *impertivus* und *gerundia* ganz übergangen worden sind, die doch wegen ihrer, von anderen Sprachen abweichenden Bedeutung, hätten beleuchtet werden sollen; oder erklärte sie Hr. *B.* etwa deshalb nicht, weil sie sowohl in den *verbis actionis imperfectae* als auch in den *verb. acti. perfectae* üblich sind? aber das ist ja mit dem hier aufgeführten *praeter.*, *plusq.*, *perf.* auch der Fall; mit dem doppelten *gerundium* hingegen verhält es sich ganz anders. Ferner hat der *imperat.*, besonders aber in den *verbis act. perfectae* eine eigenthümliche Bedeutung die einer Bemerkung bedurfte. — Jetzt hätte wohl billig von den *Słowa iednotliwe, verba una actione simplici vel continua defuncta* (der Kürze wegen werden wir sie in der Folge *verba simpl.* nennen), von den *verbis frequentativis (częstotliwe)*, da sie sich von den *frequentativis* anderer Sprachen merklich unterscheiden, und

von der Verbindung in der Terminologie mit den *verb. actionis perf.* und *imperf.*, eine Erklärung gegeben werden ſollen: denn woher ſoll ein jeder Leſer die in dem Werke ſelbſt alle Augenblicke vorkommende Terminologie verſtehen? was ſoll er ſich unter einem *Słowo nied. ied.* oder unter einem *Słowo dok. cze.* denken? S. XVIII. werden zwar einzelne Bemerkungen gemacht, wie z. B. „die meiſten *frequentativa*, deutſche und polniſche ſind *verba actionis imperfectae*; aber es giebt auch *verba actionis perfectae* die *frequentativa* ſind; auch die Bemerkung daſs ein Wort *iednotl.* und *czest.* zugleich iſt;" aber das ſind nur loſe hingeworfene Sätze, deren Sinn nur für wenige die ſich dieſes Wörterbuchs bedienen ſollen, verſtändlich iſt. — S. XLX. folgt die Tabelle der erſten Conjugation. Nicht wenig erſtaunte aber Rec., als er daſelbſt ein neues *tempus* erblickte, welches nicht nur der Darſtellung des *Kopcz.* ſondern auch dem Sprachgebrauche ganz zuwider iſt; wir meynen nämlich das hier ſogenannte *gerundium imperfecti czytawszy*, mit der Ueberſetzung: *après avoir lu*; welches aber in den übrigen Conjugationen ein *gerund. perfecti* genannt wird. Wie konnte aber Hr. *B.* in die *verba actionis imperf.* ein *tempus* hineintragen, welches eine *actionem perfectam* ausdrückt, und daher auch nur den *verbis acti. perf.* eigen iſt? Wenn er ſich hier, durch ein dunkeles Gefühl hat irre leiten laſſen, und ſein Ohr ihn nicht mehr aus der Verlegenheit bringen konnte; ſo hätten ihn ja die *Kopczyńskiſchen* Conjugationstabellen auf den rechten Weg gebracht, noch mehr aber die Bemerkungen in ſeiner Grammatik II, 46., und noch ausführlicher in ſeinen Erläuterungen Theil *II.* S. 202. (Ausgabe von 1780.), wo es ganz trocken heiſst: *Imieſłów na ſzy maią ſame słowa dokonane* (nur die *verba action. perf.* haben das *gerund.* auf *ſzy*), wobey nur das einzige *verbum mieć* ausgenommen wird. Bey dieſem Widerſpruche des *temp. act. perf.* in einem *verbo act. imperf.* welches in allen Conjugationen eingetragen iſt, wird der Leſer verwirrt. Noch muſs der Rec. etwas berühren, nämlich S. XVIII. heiſst es: „es giebt *verba actionis perfectae*, die *frequentativa* ſind" (eigentlich wohl nicht *frequentativa*, ſondern vielmehr, deren Handlung nicht in einem Augenblicke, ſondern in einer Succeſſion der Zeit als vollbracht dargeſtellt wird). Dieſe Bemerkung des Hr. *B.* iſt ganz auf dem Sprachgebrauche gegründet, weil z. B. *przepiſać*, *poſzukać*, *wyſzukać*, *dobudować*, *naſłuchać ſię*, *nachodzić ſię* u. ſ. w. wirkliche *Słowa dokonane czę.* ſind; hingegen *krzyknąć*, *ſplunąć*, *wrzasnąć*, *przytknąć*, u. ſ. w. ſind *ſłowa dok. iedn.* Beide Formen aber ſind z. B. in folgenden *verbis* gebräuchlich: *roztrzaskam* und *roztrzaſnę*; *przyſkubię* und *przyſkubnę*, *poſilzgać* und *poſilznąć ſię*. Hr. *B.* bemerkt auch dieſen Unterſchied bey ſolchen *verbis* in ſeinem Wörterbuche; weil aber die Nationalgrammatik II, 177. *przyp.* grade das Gegentheil davon behauptet, wo es heiſst: „die *verba actionis perf.* ſind immer *ſimplicia* (*iednotl.*), nie aber *frequentativa*," ſo hätte Hr. *B.* dieſes Verſehen der Nationalgrammatik ausdrücklich in einer Note bemerken müſſen, um die etwanigen allzubereiten deutſchen Grammatikenſchreiber dadurch zu warnen; oder hielt wohl die Beſcheidenheit ihn davon ab? Uebrigens nimmt Hr. *B.* die vier Conjugationen durch, und beſchlieſst damit ſeine Abhandlung.

Da die polniſchen Zeitwörter wegen ihres ungemeinen Reichthums und der dabey obwaltenden Präciſion und Eigenthümlichkeit, mit keiner auſſerſlaviſchen Sprache verglichen werden können: ſo zweifelt Rec., ob ein Ausländer, der auch mit der allgemeinen philoſophiſchen Grammatik bekannt wäre, durch dieſe Abhandlung einen recht klaren Begriff von den polniſchen Zeitwörtern bekommt. Denn ſelbſt die, in ihrem ganzen Umfange betrachtete Darſtellung der Nationalgrammatik iſt nicht vollkommen befriedigend. Die Eintheilung der polniſchen Zeitwörter in *częstotliwe* und *iednotliwe*, iſt offenbar zu weit, weil der Ausdruck *ſłowa częstotl.* in ſich begreift, 1) die eigentlichen *verba frequentativa actionis imperfectae*; z. B. *bywać*, *pisywać*, *czytywać*; und 2) *verba frequent. act. perf.* z. B. *przybudować*, *przeczytać*, *przepiſać*, *wyſztukować*, und die man etwa *verba iterativa* und *dialeſtica* nennen könnte, (von διατελέω, um die in einer *Dauer* vollbrachte Handlung auszudrücken; wozu alſo der Ausdruck *continuata* nicht völlig paſst), den Ausdruck aber *frequentat.* nur als *genus* beybehielte. Ferner auch die Benennung *ſłowa iednotl.* faſst in ſich die *verba*, *rei defunctae vel actione ſimplici vel continuata*, d. h. *verba* die die Handlung in einer anhaltenden Dauer, aber als nicht vollendet, darſtellen, z. B. *wrzeſzczeć*, *krzyczeć*, *piſać*, *czytać* in einem Zuge fort ſchreyen, u. ſ. w. und *verba*, die die Handlung gleichſam in einem Augenblicke beendigt darſtellen, z. B. *wrzasnąć* auffahreyen, d. h. einen Laut von ſich geben, den man ſich aber als ſchnell verſchollen denkt; von eben der Art iſt *krzyknąć*, *kłęknąć* u. a.; dieſe *verba* könnten *ſucceſſiva* und *momentanea practica* genannt werden. Den gerügten Mangel an Präciſion ſoll zwar der Zuſatz: *dokon.* oder *niedok.* gut machen; aber es kann unmöglich geſchehen. Daſs Hr. *B.* dieſs bey ſeiner Arbeit gefühlt, wird man bey ſehr vielen Wörtern gewahr, wie z. B. *dopiekam*, *doradzam*, *doſadzam*, *gorę*, bey welchem er nur ſein *s. ni.* hinſetzt, ohne es näher zu beſtimmen, ob es *czest.* oder *iednotl.* ſey; aber er konnte nicht anders, da er einmal dieſen Weg gewählt hatte. Die nämliche Urſache nöthigte ihn auch bey vielen *verbis* die Ausdrücke: *einmal*, *ſchnell*, *einen Ruck*, und *a.* hinzuzuſetzen, was die präciſe Terminologie anzeigen ſollte. Dem ungeachtet müſſen wir geſtehen, daſs Hr. *B.* durch die Annahme der Verbenklaſſification aus der Nationalgrammatik, den einfachſten und den beſten Führer, den wir bis jetzt beſitzen, gewählt hat. Hr. *Caſſius*, der in ſeiner Grammatik die polniſchen Zeitwörter recht gründlich zu behandeln anfing, müſste nur den *Kopczy.* ſorgfältiger unterſuchen, um etwas Vollſtändiges über dieſe wichtige Lehre zu liefern, dabey aber den *uſus loquendi* nie aus den Augen laſſen, um die Barbarismen, auf die man in ſeiner Grammatik ſo oft ſtöſst, möglichſt zu vermeiden. — Bey die-

ieſer Gelegenheit will Rec. über die polniſchen Zeitörter eine Bemerkung mittheilen, die ſeines Wiſens ſich noch nirgends findet, wir meynen nämlich die igenheiten, daſs die polniſchen *verba* nicht nur ſo ie in andern Sprachen, *die Dauer der Zeit*, ſondern uch den Begriff des *Effects* ausdrücken, welches bey er Gegeneinanderhaltung der *verb. action. imperf.* und er *action. perf.* beſonders deutlich wird. z. B. *litować* und *zlitować ſię*; das erſte bedeutet: Mitleiden für manden empfinden; das andere hingegen will ſagen: on Mitleiden dergeſtalt durchdrungen werden, daſs an davon einen wirklichen Beweis ablegt. Daher edeutet auch die Formel: *zlituy ſię nademną*, nicht ur: (ἐλέησον) ſey mit dem Erbarmen fertig, was es och, nur als ein *verb. action. perf.* betrachtet, beeuten ſollte, ſondern auch: empfinde ſo viel Mitlei- en mit meiner Noth, daſs du mir durch eine thätige ülfe Linderung verſchaffſt. Eben ſo klar iſt dieſs an en Wörtern *dobydz* und *dobywać* z. B. *fortece*, *pałasc.* Die nämliche Bewandtniſs hat es mit den Wörtern *chać*, *pokochać*, *ukochać*, *ozdrowić*, *uzdrowić*, *zdrawiać*, *przekonać*, *przekonywać* u. ſ. w.; nur daſs es ey manchen nicht ſo offenbar ſcheint. Bey einer anern Gelegenheit wird Rec. ſeine Gedanken über die olniſchen Zeitwörter umſtändlicher aus einander etzen.

Jetzt wollen wir zu der Beurtheilung des Werks ſelbſt ſchreiten. Daſs das Wörterbuch des Hn. *B.* ollſtändiger ſeyn muſs als das *Trotziſche*, lehrt ſchon er Augenſchein, da es um mehr als ein ganzes Alhabet ſtärker iſt, und ſich das Franzöſiſche nicht arin befindet. Da Hr. *B.* auſserdem mit mehr Ordung und weit zweckmäſsiger als *Trotz* ſein Wörteruch angelegt hat: ſo iſt erklärbar, warum manche rtikel die in *Trotz* wegen der unbequem gedehnten nführung der Redensarten viel Raum einnehmen, ey Hr. *B.* kürzer erſcheinen, ob ſie gleich am innen Werthe wirklich gewonnen haben; man darf nur B. *Iskierka*, *kat*, *kluba*, *liczba*, *myśl* und ſo viele andere achſehen. Die ſo anſehnliche Vergröſserung des *andtheſchen* Werkes iſt alſo entſtanden durch die ehr detaillirte Auseinanderſetzung der Bedeutungen, nd vornehmlich durch die Aufnahme von einigen auſend Wörtern, die man in *Trotz* gar nicht findet. enn ſo ſind z. B. bey *Trotz* zwiſchen den Wörtern *ola* und *Dolatwie*, nur *zwey* Artikel, oder vielmehr wey Anführungen, die auf die eigentlichen Artikel erweiſen; bey Hn. *B.* hingegen ſind *zwanzig* Artikel ie einen Raum von zwey vollen Kolumnen einnehen. Bey *Trotz* folgt hinter *Nawczam* ſogleich *Narmiam*, Hr. *B.* aber hat zwiſchen dieſen zwey Wörrn 24 Artikel, die mehr als eine Kolumne füllen. ier fragen wir aber: war es denn wirklich nöthig, le die Wörter aufzuführen? Allerdings, wird man tworten, ein *vollſtändiges* Wörterbuch muſs alle örter enthalten, die nur die Sprache aufzuweiſen t. Dieſemnach muſste aber Hr. *B.* nur die *wirklich* ebräuchlichen aufführen, nicht aber, wie es mit den eitwörtern geſchehen iſt, ſie ſelbſt bilden, zuſammenſetzen, ſie als wirklich gebräuchliche und gute Wörter ohne Unterſchied hinſtellen, und noch dazu die Formen einer *actionis perfectae*, *imperf.*, *frequentat.* u. ſ. w. angeben, die zwar analogiſch gebildet, oft aber zu unſonoriſch und gar nicht gebräuchlich ſind. Dieſe unſere Bemerkung bezieht ſich nur auf die *Verba*; denn andere Redetheile von der Art, ob gleich ihre Zahl in Vergleich mit *Trotz* ſehr anſehnlich vermehrt worden iſt, ſind uns (einige *verbalia* und *adjectiva* abgerechnet) nicht vorgekommen. Zum Belege unſerer Behauptung mögen folgende Wörter, die jedes polniſche Ohr beleidigen, dienen, als: *Przyubliżam*, *przyubezpieczam*, *przyubywam*, *przyulżywam*, *przyurągam ſię*, *przyużywam*, *rozczubię*, *rozczubnę*, *rozczubywam*, *dowrzaskiwam*, *dowrzaskać*, *dowrzaskną*, *dowrzedzę*, *dotredowacę*, *dotrafiam*, *dowichrzę*, *dowichrzam*, *dowilżam*, *dowilżywam*, *dowilże*, *dodzieſiątkuię*, *obſitnę*, *obgegam* mit allen ſeinen widrigen Abſtufungen: *obgegotam*, *obgęgocę*, *obgęgnę*, *obgęgotnę*, *obgegiwam*, *obgegotywam*, und überhaupt die unzählige Schaar von Zuſammenſetzungen unter *Do . . .*, *Na . . .*, *Ob . . .* *Po . . .* *Pod . . .* *Przy . . .* *Roz . . .*, *Wy . . .* *Za . . .*, Hr. *B.* ſagt noch unter den Artikeln *Nad*, *Poprzy*, *Poroz*, *Powy*, *Poza*, *Pozyob*, *Roz*, daſs, weil die damit zuſammengeſetzten *Verba* leicht zu erklären ſind, ſie deshalb ausgelaſſen werden. Hätte es ihm gefallen dieſe Auslaſſung mehr auszudehnen, ſo würde er ſich ſelbſt viele Mühe erſpart, für andere Artikel aber den nöthigen Raum gewonnen haben. Die bey dieſer Behandlung entſtandene Uebervollſtändigkeit des Wörterbuchs wird natürlich manche üble Folgen nach ſich ziehen: denn welches Polniſch wird wohl dann entſtehen, wenn ein Deutſcher ſich dieſer Ausdrücke bedient! Ein ähnliches Deutſch würde auch ein Pole vorbringen, der ſich eines deutſchen Wörterbuches bediente, in welchem die *Verba* zuſammengeſetzt mit allen Präpoſitionen und Partikeln, wie etwa folgende, aufgeführt wären: erſchreiben, zerſchreiben, zerſprechen, zergeben, entgeben, widergeben, entſchreiten, beſchreiten u. dgl. m. Hr. *B.* hat auch in der That ſchon einen Schritt in dieſer Hinſicht gethan, in dem er in ſeinem Wörterbuche, welches doch Polen bey der Erlernung der deutſchen Sprache brauchen werden, folgende deutſche Wörter aufgenommen, als: *dodziwuczę*, ergrimacren; *obdyktuię*, bediktiren; *obgegam*, betrompeten; *obaraſzkować ſię*, ſich behauſiren, befaulenzen; *dopalufzkuię ſię*, ſich etwas erfingern; *doſarkiwam*, erſchnauben; *doſatyrować*, erſatiriſiren u. a. m. Rec. kennt die groſse Freyheit im Zuſammenſetzen der polniſchen *Verba* mit Präpoſitionen, und fühlt wohl daſs die Bildſamkeit und die Präciſion der deutſchen Sprache hierin dem Polniſchen ſehr nachſtehet; aber *eſt modus in rebus*, zumal für einen Lexikographen. Hr. *B.* der auf dieſem Wege die polniſche Sprache bereichern wollte, bedachte nicht, daſs dieſs nicht zum Geſchäfte eines Lexikographen gehört, dem nur die Pflicht des getreueſten Referenten obliegt. (Etwas anderes iſt es mit Anführung der veralteten oder nur von einigen Schriftſtellern gebrauchten Ausdrücke.)

drücke.) Aber auch aufserdem sieht man bey der Bereicherung einer Sprache, nicht auf die mangelnden Wortformen, sondern auf die Begriffe, für welche neue Ausdrücke gebildet werden sollen. Hr. *B.* scheint das nicht ganz berücksichtiget zu haben. Rec. schlägt das Werk auf und erblickt folgende Wörter: *rozdżgam, rozdżgnę, rozdżgiwam; rozkaszę, rozkaszywam; rozdręczę,* (mit der kakophonischen Form) *rozdręczywam; docictrzam, docictrzę;* die wir in formaler und materieller Hinsicht der Prüfung eines jeden Kenners der polnischen Sprache überlassen.

Hr. *B.* war überhaupt zu besorgt, der polnischen Sprache keinen Abbruch zu thun, und setzt daher bey vielen Wörtern das Wörtchen *sztuk* (*scil.* gebräuchlich) hinzu, welches, in den mehresten Fällen mit *niemals* vertauscht werden sollte, z. B. unter: *dohersztuię, dohetmanię, doiednoczę, dosapywant, dosciągiwam, dowiesmożę, dodziecinnię, dodzierię* und so viele andre. — Noch muss Rec. bemerken dass er nicht einsieht, warum Hr. *B.* bey den *verbis rei imperf.* das *praesens.* und bey den *verbis rei perf.* das *futurum* zum Thema gewählt hat, da doch dieser Uebelstand durch die Annahme des *infinitiv.*, welchen er selbst in der Abhandlung S. XIV. als das Hauptthema aller polnischen Zeitwörter anerkannt, vermieden worden wäre. Auch wäre es zweckmäfsiger gewesen, wenn Hr. *B.* alle die Formen, als *krzyczę, krzykam, krzyknę* in einem Artikel verschmolzen hätte, da es doch mit andern Wörtern von der Art geschehen ist. Eben so müsste auch *Chodzę* und *Idę* in einer Rubrik abgehandelt werden, besonders da *Dochodzę* und *Doydę* nicht getrennt sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

PHILOLOGIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Carmen Macrobioticum, cui adjecta sunt aliquot aenigmata in usum juventutis scholasticae ad latinum sermonem ducendae. Edidit Jo. Christ. Ant. Sonnenburg*, scholae ducalis ap. Schoeningenses Subconr. 1803. XIV und 175 S. gr. 8. (12 gr.)

Ein würdiger Gegenstand des Lehrgedichts wäre allerdings die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wenn er etwa in der Art und mit der Kunst des Vfs. *der Gesundbrunnen* ausgeführt würde. Unsers Vfs. Distichen sind mehr eine Reihe von Gnomen oder Gesundheits-Regeln, denen der *schola Salernitana* ähnlich, oder ein verificirter *Hufeland*, dessen eigne Worte aus der Makrobiotik (auch einiges aus *Fausts* Gesundheitskatechismus und aus *Funks* Naturgeschichte) den einzelnen Vorschriften als Commentar untergelegt sind. Einige Episoden, worin z. B. einzelne der Gesundheit und dem Leben nachtheilige Leidenschaften geschildert werden und einiges aus dem Ovid wörtlich Entlehnte, bringen etwas Abwechslung in die lange, ermüdende Reihe von Lebensregeln. Das Ganze ist für Schulen bestimmt, und könnte als Gesundheitskatechismus, wenn auch nicht zur Bildung des Geschmacks an Werken der Dichtkunst, benutzt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Dortmund*, b. Mallinkrodt: *Ueber Hohensyberg, die altsächsische Feste, das nachmalige Schloss, dessen Trümmern und andre Alterthümer daselbst.* Mit Rücksicht auf die ältere Erdkunde und Geschichte der Nachbarschaft. Von *Joh. Friedrich Müller* d. j., Prediger des Stifts und der evang. Gemeine zu Elsey. 1804. 64 S. 8. (6 gr.) — Hohensyberg ist ein sehr merkwürdiger Ort in unserer vaterländischen Geschichte, weil es im Zeitalter Karls des Grofsen, nebst Eresburg und Iburg, eine der berühmtesten altsächsischen Hauptfesten war. Doch hatte man bis jetzt nur mangelhafte Nachrichten von ihm, und selbst der neueste Versuch über diesen Gegenstand, eine, den 18. Dec. 1802. in der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gehaltene Vorlesung (*Essai historique sur une ancienne ville et forteresse saxonne, nommée Sigisbourg, dans le Comté de la Mark, laquelle fut detruite au XIII. eme siecle;* par *Phil. Baert*) ist, wie sich aus der Inhalts-Anzeige davon in den Göttinger gelehrten Anzeigen Nr. 7. u. 8. J. 1803. ergiebt, von Unrichtigkeiten und Verwechslungen nicht frey geblieben. Diese nun werden sämmtlich in der gegenwärtigen Schrift berichtiget. So wird unter andern gezeigt: dass keine altsächsische Stadt zu Hohensyberg gestanden, und dass die altsächsische Feste daselbst von dem erst im 11ten Jahrhunderte unter Heinrich IV. auf demselben Platz erbauten Schlosse ganz verschieden sey. Ersteres war kein Gebäude, sondern eine bloise *Umwallung.* Unter einem solchen Befestigungswerk aber verstand man eine Bergplatte, die an einer oder mehreren Seiten durch Felsen oder jähe Abgründe unzugänglich war, und die man da, wo sie schwache Seiten hatten, durch aufgeworfene Gräben und Erdwälle unzugänglich machte. — Aufser diesen Berichtigungen welche Hohensyberg selbst betreffen, werden noch manche interessante Notizen über die umliegende Gegend mitgetheilt; besonders über Welschhofen, das wahrscheinlich Wittekinden gehörte, unter Karl dem Grofsen ein Reichshof wurde, und 1300. durch Verpfändung vom Albrecht zu den Grafen Eberhard von der Mark gelangte. Wie gut es übrigens der Vf. versteht, auch dergleichen trocknen historischen Untersuchungen einen Reiz zu geben, zeigt folgender Schluss seiner Abhandlung: „Wir knüpfen an Hohensybergs Schicksal, ernste, wehmüthige Erinnerungen an der Zeiten ewigen Wechsel; an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge; an Kaiserhäuser, die abgeblüht und vergessen sind; an Namen und Thaten, einst glänzend, jetzt in Nacht verhüllt; an untergegangene Verfassungen, in denen der Keim zu manchem Vortrefflichen lag; an Sitten und Lebensweisen, von denen jetzt keine Spur mehr ist; an Oerter, zu denen einst eine ganze Gegend mit Ehrfurcht hinauf sah, und die jetzt kaum ein Hirtenknabe noch achtet.„

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Junius 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Breslau, b. Korn: *Słownik dokładny ięzyka Polskiego i Niemieckiego* u. ſ. w.

Auch unter dem deutſchen Titel:

Vollſtändiges Polniſch-Deutſches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutſche und Polen, verfaſst von *G. S. Bandtke*, u. ſ. w.

2) *Ebendaſelbſt*, b. ebendemſ., und unter dem Titel: Warschau, b. Pfaff: *Nowy Słownik kieszonkowy, Neues Taſchenwörterbuch der polniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Sprache* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 149. *abgebrochenen Recenſion.*)

etzt kommen wir auf die Erklärungen und Auseinanderſetzungen der Bedeutungen ſelbſt, und hierin t Hr. *B.* die polniſche Lexikographie auf eine ſehr he Stufe der möglichſten Vollkommenheit gebracht, dem er alle Bedeutungen genetiſch auseinander ſetzt d durch logiſche Abtheilungen abſondert. Sein erdienſt bey dieſer mühſamen Arbeit iſt um deſto öſer und lobenswerther, da *Trotz* in dieſer Hinht gar nichts oder doch nur ſehr wenig geleiſtet hat. an darf nur z. B. folgende Artikel: *Bić, burzę, leb, chowam, dobywam, omiiam* in *Trotz* und *Bandtke* t einander vergleichen: ſo erſcheint *Trotz* als ein okabelnſammler, Hr. *B.* hingegen als ein philoſoiſcher Sprachforſcher. Doch müſſen wir im allgeeinen bemerken, daſs Hr. *B.* bey dem zu ängſtlichen rachten nach der ſtrengſten Präciſion, in der Anbe der untergeordneten Bedeutungen bey mehreren örtern etwas zu weit gegangen, und dadurch die nzahl der Bedeutungen ohne Noth vervielfältigt, e z. B. bey *krzyknę* heiſst es: *s. d. ied. z. (krzyk* ſ.) 1) einen Schrey thun, *z gniewu, z bolu*, daher: *na kogo*, einen anſchreyen, anrufen. 3) einen hrey thun, indem man befiehlt, daſs einer etwas n läſst oder thut. 4) einen befehlenden Ton, *na go*, auf einen ſchreyen, einzelne Worte, einen hrey thun. 5) ein Geſchrey erheben plötzlich. ertönen, die Trompeten, *trąby krzyknęły*, ertönn. 7) eig. laut ſchreyend, ertönen, *głos, trąbu* etc. *krzyknienie*, ein einzelner Schrey. „Wozu dieſe Zerickelung in ſieben Numern? *Wielki* hat eilf Numern id eben ſo viel Unterabtheilungen, wobey man aber erhaupt keinen Eintheilungsgrund ſiehet; wozu id unter Nr. 2. die drey Subdiviſionen, wovon noch e dritte *ſieb. litt. c.* hier nicht paſst? warum unter r. 8. die Unterabtheilungen? doch bloſs um das jüdiſche Oſterfeſt nicht neben dem chriſtlichen ſtehen zu laſſen. Wozu hat *Adminſtracya* zwey und *Apteka* drey Numern? desgleichen *Chata, Kat, Kalkulacya, Kawiany* u. a. m. — Bey manchen Wörtern werden Bedeutungen angegeben, die eigentlich nicht in dem Worte ſelbſt liegen, ſondern vielmehr in dem Ton mit dem es ausgeſprochen wird, oder in dem Zuſatze, der es näher beſtimmt. Z. B. *Katolik* bedeutet bey Hn. *B.* 1) ein Katholik, 2) ein ehrlicher Katholik, Chriſt. „Wozu aber dieſe zweyte Bedeutung? Nach dieſer Anſicht, müſste auch die dritte Bedeutung: ein *ſchlechter* Katholik, angeführt werden: denn wenn ich den einzelnen Satz: *to mi Katolik* leſe, und den Zuſammenhang nicht weiſs, ſo weiſs ich auch nicht ob das einen guten oder einen ſchlechten Katholiken bedeuten ſoll. Doch hat Rec. nur wenige dergleichen Fälle gefunden. Bey weitem häufiger aber bemerkten wir, daſs Hr. *B.* durch die zu gedrängte Kürze, beſonders aber bey der Erklärung der Zeitwörter, ſehr vielen dunkel und unverſtändlich ſeyn wird. Zum Beweiſe wollen wir ein Paar kürzere Artikel ganz buchſtäblich herſetzen: „*Bazgram*, mehrm. *bazgrzę, ſſz*, in einem *grał, grać* (*grzeć* ſelten) *ſ. nd.* 1. 2. klecken, ſchlecht ſchreiben, oder malen, ſchmieren. *s. d. jed. za. po. zbazgram. Rec. ſie.* 1) *czym*, ſich womit beklecken, beſchmieren. 2) mit etwas ſchmierigem auf eine ſchmutzige unnütze Art zu thun haben. *czym.* ſ. *Bazgranie, Bazgrzenie*, hiervon iſt *Bazgrnę, s. d. ied.* 2. einen Strich, Ruck. ſ. *Bazgrnienie.* — *Choſtam, s. nd. czę.* 1. mehrm. *Choſzczę eſz taſ, tać s. nd. czę* 2. in einem, *Choſtnę, s. d. iedn.* 2. einen Ruck: hauen, ſchlagen, daſs es rauſcht. *cf. Chwoſtam.* — *Rozdruzgam, s. d. cze.* 1. *Rozdruzgocę, tam, s. d. cze.* 1. 2., *ſcil.* abgeſ. und in einem. *Rozdruzgotne, s. d. jed.* 2. mit einem Schlage. *Rozdruzgnę, s. d. ied.* 2. ebend. *Rozdruzgotywam, s. nd. czę.* 1. nach und nach. *Rozdruzgiwam, s. nd. czę.* 1. ebend.: zerſchmettern, eig. und fig. *Rec. ſie, paſ.* und ſich, und ſeltener *Roz* 3. ſ. wie immer. Wie geübt müſſen ſchon die Leſer ſeyn, welche dieſs alles ſo wie Hr. *B.* es gemeynt auffaſſen ſollen. Oefters wird auch die Sache verdunkelt durch die Abkürzungen, von denen, ob ſie gleich ſehr oft vorkommen, doch nirgends eine Erklärung gegeben wird. Hr. *B.* ſagt zwar in der Vorrede S. X. wo er ſich wegen des Gebrauchs der lateiniſchen Terminologie entſchuldigt, gegen die wir nichts einzuwenden haben, daſs ſein Wörterbuch nicht für Kinder beſtimmt iſt; allein auch Rec. wuſste im Anfange nicht was es ſeyn ſollte, als er folgende Artikel aufſchlug: „*Podrzymię* und *Deriv. vid. Prim.* und *Po* VI. noch

eine Weile." Desgleichen auch: „*Podſeymikuię, podſeymuię, vid. Prim.* und *Pod* III. *pod porę iaką;* ſonſt ſelten," eben ſo: „*Dobrechywam s. nd. cze.* 1. *Rec. ſię. paſ.* ſich und *vid. Do.* 8. *d.*" oder auch: „*Dochar-cham — Rec. ſię* 1., *paſ.* 2., *vid. Do.* 8. *d.* überall. ſ. wie immer." Hr. *B.* ſagt zwar bey der Präpoſition *Do* am Ende, daſs er der Kürze wegen bey *verbis compoſitis* mit Beziehung auf dieſe Präpoſition, und zwar in der Bedeutung Nr. 8. oder unter Nr. 8. *d.* verweiſen wird; allein man lieſt nicht ein Wörterbuch in einem Zuge durch, ſondern man ſchlägt einzelne Artikel nach, die an und für ſich klar ſeyn müſſen, und die etwanigen Abbreviaturen müſſen am Anfange erklärt werden, welches bey einer modernen Sprache, ſelbſt mit der lateiniſchen Terminologie, um deſto mehr hätte geſchehen ſollen, da es Hr. Prof. *Schneider* ſogar vor ſeinem griechiſchen Wörterbuche gethan hat.

Bey den Citaten der polniſchen Autoren und ihrer Werke ſtöſst man auch öfters an, weil keine Erklärung davon vorangeſchickt worden iſt. So z. B. wird mancher bey den Wörtern aus der Naturbeſchreibung, die hier gewöhnlich auch durch lateiniſche Kunſtausdrücke erklärt werden, den Zuſatz *kl.* eher für *klein* als für *kluk* nehmen. Bey dem Artikel *Oszuſtowski* wird *kl.* 1, 232. citirt, wir wiſſen aber nicht, wer und was für ein Werk darunter gemeynt ſey. Eben ſo räthſelhaft iſt bey *Rydlówka* das Citat *M. S.* X, 44. weil man nicht weiſs, ob ſie *Mowy ſądowe*, oder *Mowy ſeymowe* oder etwa *Młynobudownictwo Szneidera* bedeuten ſoll. Desgleichen bey *Przecz* Nr. 4. *Kn.* II. III. Bey manchen ganz gewöhnlichen Wörtern wie z. B. bey *Komor*, *Macoſzy*, *Małpa*, *Metr*, *Młodzik*, *Piſarek*, *Sztycharz*, *Pilnuię* hätten wir die beygeſetzten Citate lieber für andere weniger bekannte oder dunkele Wörter gewünſcht, wobey wir aber wohl einſehen, daſs wenn Hr. *B.* dieſer Forderung völlige Genüge leiſten wollte, er ſeinen Plan um vieles hätte erweitern müſſen. — Folgende Wörter ſuchten wir in dem *vollſtändigen* Wörterbuche vergebens: *Butny*, ſtolz (bey *J. Kochan.*); *Wet*, der Wettkampf (*J. Kochan. Szachy*); *Pry* (*J. Kochan.*); *Macierzyzna*, weibliche Schamtheile (*J. Kochan. Frafz.*); *Baykopis*, *Faworyty*, der Backenbart, *Pieſaki*, das Pelzwerk und der Backenbart, *Ren*, der Fluſs und das Thier, *Men*, *Szkocya*, *Szkocki* (*taniec*), *Cyganek*, *Prażucha*, *Równoramienny*, *Kieroskurowy*, das Helldunkel in der Malerey, *Pliszki*, das Spiel, *Rymotworczy.*

Nun noch einige Bemerkungen über einzelne Artikel. Bey *Kamień* werden über 30 Steinarten aufgezählt, die wohl füglicher unter den ſie beſtimmenden Adjectiven aufgeführt werden konnten. Unter *Jebać* wird die Redensart: *Jebiona Mać*, die aber ruſſiſch iſt, angeführt; an deren Stelle, der ſelbſt in der Bücherſprache gebräuchliche Fluch: *Jechał go (cię) pies*, euphemiſtiſch ſtatt *iebeł* (eben ſo wie *dyachel* ſtatt *dyabel*) hätte bemerkt werden ſollen. — *Palka* in der Bedeutung: Prügel, Stockſchläge iſt Ruſſiſch. — *Lacki* wird auf folgende Art erklärt: „1) laciſch, lateiniſch, von dem alten *Latium poet.* 2) lateiniſch katholiſch, *vulg.* (und verächtlich in der griechiſchen Kirchenſprache der Ruſſen und Reuſsen). 3) polniſch *poet.* (oder wie Nr. 2. in Parenth.)." Wie ſoll man dieſe drey ſo heterogenen Bedeutungen 1) laciſch; 2) katholiſch; 3) polniſch zuſammenräumen? Es müſsten daraus zwey Artikel gemacht und dabey bemerkt werden, daſs das erſte von *Latium*, das andere vom Slavoniſchen *Lach* (der Pole) herkomme, daher müſste auch die Bedeutung *polniſch* der Bedeutung *katholiſch* voraufgehen: denn dieſe iſt erſt durch jene entſtanden. Es ſcheint aber als wenn Hr. *B.* die Bedeutung *katholiſch* von *lacyſch* ableite, nur daſs in *Latium* die katholiſche Religion nicht herrſchte, wol aber in Polen. Eben ſo müſsten *Łapka*, *Smyk*, *Wrota* in zwey Artikel getrennt werden, weil ſie Bedeutungen haben die von verſchiedenem Stamme herkommen. — *Smorgoński (elegant)* iſt unvollſtändig erklärt, weil der Stamm davon dem Hn. *B.* unbekannt war; es kömmt aber von *Smorgon*, einer Ortſchaft in Lithauen, wo die Bären abgerichtet werden; daher kommt öfters in den dramatiſchen Werken vor *Smorgońska Akademia*, Bärenakademie, *Smorgoniczyk*, *Smorgoński elegant*, einer dem man anſieht, daſs er gleichſam in einem ſolchen Inſtitute ſeine Bildung erhalten habe. — Bey *Azyański*, *Azyatycki* iſt das Wörtchen *obſ.* hinzugeſetzt, bey *Azyatski*, *Azyacki* hingegen gar nichts bemerkt; jetzt aber iſt im Gegentheil nur *Azyatycki* das gebräuchliche. — Unter *Beztwieć* (und *compoſ. rozbeſtwieć*, *zbeſtwieć*) fehlt die Bedeutung: verzärteln, verhätſcheln. — Bey *Nieſzpor* heiſst es: *oft plur.* es müſste heiſsen: *nur* in *plur.* — *Maczuga* Nr. 2. Fratzengeſicht, es bedeutet vielmehr eine ungeſchickte ungeſchlachte Perſon, nur von einem Weibe. — *Ładunek*, die Ladung eines Schieſsgewehrs; warum iſt nicht hinzugeſetzt: eine Patrone? — Bey manchen fremden Wörtern ſtehen auch die an ihrer Stelle üblichen polniſchen Ausdrücke daneben, wie z. B. *Akcya*, beſſer *potyczka*; *Baza*, *podſtawa*; *Anniwerſarz*, *rocznica*; *Auditorium*, *ſłuchalnia*; *Turybularz*, *kadzielnica*; wenn Hr. *B.* bey allen fremden Wörtern, oder doch wenigſtens bey ſolchen, für die man bereits echt-polniſche Ausdrücke gebraucht, wie z. B. bey *Akomodacya*, *Akordy*, *Annały*, *Affektacya*, *Annaty* u. a. das nämliche gethan hätte, ſo würde er ſich ein groſses Verdienſt erworben haben. — Bey *Bębennica* hätte bemerkt werden ſollen, daſs es veraltet iſt. — *Bagno*, *Bagnisko* ſollen daſſelbe bedeuten, nur *Bagnisko* ſey mehr mit feſtem Boden als *Bagno*; dieſe Bemerkung aber hat keinen Grund, und *bagniſko* iſt nur ein *augmentat.* von *bagno*. — Bey *Cyc*, *cycowy*, wird man auf *Syc* verwieſen, wo aber dieſer Artikel vergeſſen worden iſt; eben daſſelbe iſt unter *Teyczer*, von wo man zu dem *Deyczer* in den April geſchickt wird. — *Ziomek* ſoll in *fem. ziomka* und *ziomkini* haben, allein das letztere iſt gar zu poetiſch und wohl ſchwerlich gebräuchlich. *Chińczyk* fürs *fem.* wird angegeben *Chińczyca*, *Chińczyczka*, *Chińka*; von allen dreyen aber iſt nur das dritte einzig gebräuchliche, die beiden erſten Formen hingegen

egen sind nur unsonorische Nachbildungen. — Bey Afekt ist die allgemeine Bedeutung der Gemüthszuand, die Gemüthsbewegung nicht angegeben. *Zgrubiały* fehlt die *Grammat.* Bedeutung *augmentativum.* — ey *Odspół* heifst es: Alle Wörter die aus *Współ* oder *ół* und einem *verbo* zusammengesetzt sind, könen (?) *abus.* mit *od* zusammengesetzt werden u. s. w., ozu eine solche Bemerkung? wenn es ja *abus.* ist, o mufs keine solche Zusammensetzung gemacht weren, und das hier angeführte Wort *od współhandluię* ird wohl selten ein Pole verstehen. — Unter *łozna* wird bemerkt, dafs diese Zusammensetzung it den *verbis* selten ist und im guten Stil gar nicht ebräuchlich. Daraus scheint es zu folgen, als wenn inige auch im schlechten Stile schreiben wollten; es üfste daher geradezu gesagt werden: ist nicht polisch, und das hier zum Beyspiele gegebene Wort *oznabaiam* ist eben so ein Barbarismus als *odwspółandluię.* — Unter dem Artikel *Beczka* wird nach *Trotz* gesagt, dafs in Polen eine Biertonne 72 Garnietz also 288 Berliner Quart) enthalte; aber so grofse Bieronnen kennt man seit langer Zeit in Polen gar icht. — *Dywdyk* soll zu Pferdedecken gebraucht erden; es gehörte ja aber vor kurzem zu der moernsten Bekleidung unserer Schönen. — Bey *Dziele* wird die Bedeutung des Webens, Strickens angegeen, welche aber nur ein schlesischer Provincialismus st. — *Peys* ist unvollständig erklärt: denn nach Hn. *B.* würde man es auch von den Locken der Frauenzimmer sagen, können; da doch wohl eine chöne für kein Kompliment annehmen würde, wenn nan zu ihr sagte dafs sie schöne *peysy* habe. Es beeutet aber wirklich nur die langen herunterhängenen Seitenhaare bey den polnischen Juden, und dann erächtlich oder ironisch von den langen Seitenhaaren nderer Menschen; davon kommt *piesaki (peysaki)* der Backenbart. — Die Adjectiva *Chlebiasty, Chlebisty, hlebny, chlebowy* sind nicht präcis genug erklärt vorden.

Doch wir wollen abbrechen, um uns nicht dem erechten Vorwurfe auszusetzen, dafs wir durch die Aufsuchung und Aufzählung geringer Flecken, die n einem Werke von der Art unvermeidlich sind, die e verdienstliche Arbeit des Hn. *B.* herabsetzen wollen. s geschah nur, um den Vf. auf manches zum Behuf iner künftigen Auflage aufmerksam zu machen. — Von dem Enthusiasmus der Warschauer Gesellschaft er Freunde der Wissenschaften, deren Hauptzweck ie Ausbreitung und Cultivirung der polnischen Spraie und Literatur ist, läfst es sich erwarten, denn sie llein kann es auf die zweckmäfsigste und bequemste Art ausführen, dafs sie das Wörterbuch des Hn. *B.* mit der nöthigen Sorgfalt durchgehet, und ihre Bemerkungen und etwanigen Vorschläge zu einer neuen Auflage mittheile.

Sollte Hr. *B.* die noch schwierigern Ausarbeitungen eines deutsch-polnischen Wörterbuchs übernehmen wollen: so würde er sich bey dem so dringenden edürfnisse eines solchen Werkes: denn das Machwerk von *Moszczenski* ist unter aller Kritik, um die polnische Nation ein bleibendes Verdienst erwerben, wobey ihm wohl aber fremde Hülfe unentbehrlich wäre.

Nr. 2. ist ein sehr zweckmäfsiger und brauchbarer Auszug aus dem *Trotzischen* Wörterbuche, jedoch mit beträchtlichen Veränderungen, Verbesserungen und Zusätzen, die diesem Werkchen manchen Vorzug vor dem *Trotzischen* verschaffen. Da es aber früher als Nr. 1. erschienen ist, so vermifst man hier viele Wörter, die in jenem hinzugekommen sind. Darunter aber meynen wir nicht die Menge von Zusammensetzungen, die wir bey Nr. 1. rügten, sondern die wirklich gebräuchlichen Ausdrücke, mit deren Aufzählung eben so wie mit Bemerkungen über einzelne Artikel wir diese Ankündigung nicht füllen wollen. — Die Annahme der Verbenklassification aus der Nationalgrammatik ist sehr zu billigen, weil hierin in den bisherigen Wörterbüchern eine grofse Verwirrung herrschte. Der Vf. hat auch seinen vorgesetzten Zweck der möglichsten Vollständigkeit, die sich bey der, einem Taschenwörterbuche vorgeschriebenen, Kürze vereinigen liefs, wirklich erreicht, und mit völliger Ueberzeugung empfehlen wir es als ein seiner Bestimmung entsprechendes Werk. — Als Verfasser davon wird der Bruder des Hn. Rector *Bandtke*, nämlich Hr. *Johann Vincent Bandtke*, damals der Rechte Beflissener und Lector der polnischen Sprache an der Universität zu Halle, angegeben; — eine Nachricht, die wir hier mitzutheilen um so weniger Bedenken finden, da die Arbeit dem jungen Manne zur Ehre gereicht.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Dorpat, in d. akad. Buchh.: *Neue hebräische Sprachlehre für Anfänger*, zunächst für die Lehranstalten in den vier deutschen Russ. Kaiserl. Gouvernements Lief- Cur- Ehst- und Finnland, entworfen von D. *Wilhelm Friedrich Hezel*, Russ. Kaiserl. wirkl. Hofrathe und Prof. an d. Kaiserl. Univers. zu Dorpat. 1804. IV und 154 S. 8. (20 gr.)

Der, seit 30 Jahren um das gründliche Studium der morgenländischen Sprachen verdiente Vf. fügt zu den drey hebräischen Sprachlehren, welche er herausgegeben hat, eine vierte hinzu, weil die dritte, die kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger (Detmold 1787.), sein Leitfaden bey seinen Vorlesungen, vergriffen war, und für die der Universität Dorpat untergeordneten Lehranstalten ein eignes Lehrbuch ausgearbeitet werden sollte, welchem der Vf. mehr Einfachheit und in mancher Rücksicht mehr Vollständigkeit, Leichtigkeit und Deutlichkeit zu geben suchte. Unser Urtheil mufs also theils auf die Vorzüge und Mängel dieses Lehrbuchs, theils auf sein Verhältnifs zu den früheren *Hezelischen* Lehrbüchern Rücksicht nehmen, da letzteres zu kennen, besonders für die Freunde derselben Interesse hat. In den früheren Lehrbüchern des Vfs. war mit besondrer

Aus-

Ausführlichkeit seine Lehren von den Vocalbuchstaben, und der Verwandelung oder Wegwerfung derselben nach heterogenen oder auch homogenen Vocalen, wohl an einer unrechten Stelle beym Anfange der Grammatik, abgehandelt, und demnächst besonders die durch ungewöhnlichere Vocale ausgezeichneten Formen des *Tempora* im regulären *Verbum* aufgezählt. Von beiden Lehren steht in dem neuen Lehrbuche nichts, beide sind in kurzen Anmerkungen §. 48. 4.** und §. 57. blofs berührt, und, nach unserm Bedünken, zum Nachtheil der Methode. Denn nun stehn die Paragraphen der *Verba irregularia* oft mager da, und der Lehrer, welcher seinen Schülern deutliche Begriffe davon beyzubringen sucht, vermifst jene bestimmtere Basis seiner Erklärungen, wenn es auch z. B. S. 60. heifst: Folgende *Verba* פ"נ haben die Form יפל S. 62.: das Futurum der *Verba* פ"י hat gewöhnlich die Form יִפַּל. Für Anfänger konnte nicht alles gegeben werden, was man in dem grofsen Lehrbuche findet: aber einiger solcher Anleitung kann auch der Anfänger nicht entbehren. Dagegen steht die Lehre von der Vocal-Veränderung auch hier in gröfserer Ausführlichkeit und im Detail. In einer übrigens recht zweckmäfsigen Ordnung ist §. 45. von den unveränderlichen Vocalen, §. 46. von den verwandten, §. 47. von den Veränderungs*arten* überhaupt, und insbesondere §. 48. von der Verlängerung, §. 49. von der Verkürzung, §. 50. von der Verwechselung, §. 51. von der Verwerfung (welches Wort unrichtig und sinnwidrig statt: Wegwerfung, gebraucht ist), §. 52. von der Annahme neuer nothwendiger, und §. 53. zufälliger Vocale gehandelt. Bey jener Wegwerfung der Vocale ist gerade der Hauptpunkt nicht ins Licht gesetzt: dafs, aufser den in der dritten Regel erwähnten *Formis faegolatis*, (ֶ) und (ֵ) die Vocale sind, welche wegfallen. Von diesem Wegfallen der Vocale ist natürlich bemerkt, dafs es erfolge, wenn das Wort am Ende wächst, und durch den Anhang der Ton verrückt wird, und gleichwohl §. 27., wo von der Fortrückung des Tons die Rede ist, werden als die zwey Fälle derselben blofs 1) der ganz problematische des sogenannten ו *conversivi praeteritorum*, und 2) das paragogische ו der *futura* angeführt. Man sieht leicht, dafs selbst letzteres nur von einigen irregulären *Verbis* gilt, und dafs also gerade jene Hauptsache nicht einmal berührt, und das Angegebene nur halb wahr ist. Es ist nicht so leicht, diese grammatischen Regeln in der Bestimmtheit aufzustellen, von der ihre Wahrheit abhängt, und selbst der Grammatiker, der schon mehrere Lehrbücher verfafst hat, strauchelt bey mangelnder Umsicht. Die in der gröfseren *Herlischen* Grammatik aufgestellten 20 Conjugationen sind hier mit Recht ausdrücklich *Verbalformen* mit eignen Formal-*Bedeutungen* genannt, und es werden deren überhaupt *acht* aufgeführt: *Katal*, *Kittehl* mit seinen beiden Passiven *Kuttal* und *Hithkattehl*, *Kotehl* mit seinen beiden Passiven *Kotal* und *Hithkotal*, *Hiktihl* mit seinem Passive *Hoktal*, *Niktal*, *Kitlehl* mit seinen beiden Passiven *Kotlal* und *Hith katlehl*, *Kitwehl* mit seinem Passive *Hithkatwehl*, *Kilkehl* mit seinen Passiven *Kollal* und *Hithkalkehl*. — Man bemerkt bald, dafs die Form *Kitwehl* fast blofs wegen des Wortes מגדים geschaffen, und da sich dieses weit leichter auf andere Weise erklärt, überflüssig ist. *Kotehl* mufste wohl analog nach der übrigen Schreibart des Vfs. *Kohtehl* heifsen, und so die Derivate auch. *Passive* sind doch die Formen mit dem *Praeformative* מ gewifs nicht im *Hebräischen*, und wenn man sagen könnte dafs, nach den verwandten Dialecten jenes *Präformativ* ursprünglich eine solche Bedeutung gehabt haben möge: so ist dieis doch nicht gesagt, und gehört wenigstens nicht für den Anfänger. — Es sind unnütze Weitläufigkeiten, wenn es §. 15, 6. heifst: ein Buchstab, der *kein Vocalzeichen* hat, wird *leer* genannt, auch wenn er (:) Schwa s. §. 16. hat. Voll hingegen heifst er, wenn er ein Vocalzeichen hat. Und §. 16.: das Schwa (:) oder Chatef unter einem Buchstaben zeigt an, dafs der Buchstabe *leer*, aber lautbar sey. — Der Vf. giebt, wie zu seiner griechischen Sprachlehre, von S. 90 an, eine Menge Paradigmen der Verba und Nomina; aber er überhäuft letztere, wenn er ohne irgend einen Nutzen mehrere von einerley Art giebt, und erschwert dadurch den Anfänger die Erlernung; und wozu in aller Welt soll es helfen, *jedes* dieser Nomina hier mit *allen Suffixis* formirt zu setzen, auch wenn sie mit einerley Form des Nomens stehen? Dieis ist eine Ueberladung der übrigens mit Recht benutzten, neueren Methode. — Die angeblich veralteten Formen der *Pronomina* z. B. S. 80. und 81. אנ, woraus der Artikel, und אש, woraus das *Präfixum (pronomen relativum)* ש entstanden seyn soll, sind theils unerweislich, theils dürfen sie wenigstens dem Anfänger nicht gerade hin als sicher angegeben werden. Von den *Pronominibus* ist erst nach dem *Verbo* gehandelt; aber ist denn ohne jene die *Flexion* der Personen der *Verba* dem Anfänger irgend begreiflich? Von der, auch dem Anfänger des Hebräischen unentbehrlichen *Syntaxis* ist kein Wort, auch nicht einmal beyläufig, gesagt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Leipzig*, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis in usum Scholarum.* 1805. 48 S. 8. — Ein blofses, aber so viel wir verglichen haben, guter und correcter Abdruck der vortrefflichen kleinen Platonischen Schrift, mit der allerdings die jüngeren Freunde der griechischen Literatur schon frühe dürfen bekannt gemacht werden. Nur einmal S. 16. haben wir eine kritische Note im 9ten §. gefunden. Die Wolfische Conjectur τοῦτ' ὂν für: τοῦτον ist dort unter dem Texte angegeben. Voraus geht von S. 1—6. ein kurzer lateinischer Inhalt des Werks, wie er sich auch sonst bey andern Ausgaben findet. Druck und Papier sind artig; der Herausg. hat sich nicht genannt; seine Bemühung indefs, eine so wohlfeile und bübsche Hand- und Schulausgabe veranstaltet zu haben, verdient immer Dank.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Junius 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GENF, b. Paschoud: *Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille.* An XIII. 153 u. 353 S. 8.

Die ersten 153 Seiten dieses Buchs enthalten, was die *Frau von Stael* von dem Charakter und Privatleben ihres Vaters mit jener Sprache der tiefsten vollesten Empfindung dem Publicum fürs erste zu sagen hat. Das Buch selbst besteht aus 145 abgerissenen Aufsätzen oder Sprüchen, die sich in den Handschriften des Verstorbenen gefunden haben. Von der 229sten S. bis zu Ende folgt ein von ihm verfasster Roman: *Suites d'une seule faute.* Eine Sammlung seiner Werke und nähere Nachrichten über ihn haben wir zu erwarten.

Was aus seiner Charakterschilderung hervorgeht, ist von dem Rec. in einer eigenen Schrift anderswo behandelt worden. „Er wollte das Gute, und er that, was er konnte." *Das* ist er den Lesern dieser Blätter schuldig, zu bezeugen, dass, obwohl nicht ein unparteyischer kalter Geschichtschreiber, sondern eine zwar wohl unterrichtete, jedoch den Vater mit höchster Leidenschaft liebende Tochter spricht, in dieser vorliegenden Abhandlung die Thatsachen um nichts weniger *wahrhaft* sind. Viele, die meisten, sind offenkundig; die Bestätigung anderer hat man durch unverdächtige Zeugen, welche ihn wohl gekannt haben. Man kann also dieser Herzensergiessung der Tochter mit ungetrübter Theilnahme folgen; sie wird keine falsche Vorstellung in den Kopf bringen. Dabey ist sie höchst anziehend; es redet hier nicht Geist und Witz, es glänzt hier nicht jene, sonst etwa zu reichlich gebrauchte Kunst der Schriftstellerin: *Sie* ists, ihr Herz redet. Wer sie dieses Stück schreiben sah, wer sie es lesen gehört, könnte darüber zeugen: Aber der beste Zeuge ist im Innern jedes edlen Gemüthes, der Sinn für das Ungeheuchelte. Wir wollen auch die nicht bestreiten, welchen dieser und jener Ausdruck übertrieben scheinen mag: denn die sind nicht *sie*, sie so ganz, mit aller Kraft ihrer Seele, nicht für die Welt jetzt schreibend, sondern um sich Luft zu machen. Wer spotten kann, (ist ja des grosen *Haller's* Mariane zu derselben Zeit auch parodirt worden!), dem ist auch nichts zu sagen: denn er hat keinen Sinn es zu fassen; er dient Göttern des Augenblicks, das Genie des Herzens ist dem Unglücklichen unverständlich.

Hn. *Necker's* hier erscheinende Gedanken über mancherley Gegenstände tragen sein Gepräge ganz; eines denkenden Beobachters der Welt, welcher in dem grosen Kreise seines Lebens (denn auch vor seiner politischen Berühmtheit war sein Haus ein Sammelplatz der geistreichsten und ausgezeichnetsten Männer) eine Feinheit in dem Urtheil bekommen, wodurch, wenn er weniger gut gewesen wäre, er furchtbar seyn konnte, dem aber eine hohe Moralität allezeit alles war. Ein Auszug ist unmöglich; einige seiner Sätze wollen wir zur Probe ausheben.

Der Mann, welcher das Schicksal der Welt (in so fern dieses Menschen möglich) in seine Hand genommen, welche Aufmerksamkeit musste er bey dem erwecken, der *auch sich*, sich aber beym besten Willen und vielem Wissen vom Glück so zurückgeworfen als jenen erhöhet sah! Das Resultat schrieb *Necker* kurz vor seinem Tode (S. 49 f.): „Was den (damals) ersten Consul ausserordentlich bezeichnet, ist die in ihm herrschende Willenskraft, ein hoher prächtiger Wille, welcher alles fasst, ordnet, bestimmt, nach den Umständen sich ausbreitet oder anhält. *Das ist die erste Regenteneigenschaft.* Man betrachtet so einen Willen zuletzt wie ein Naturgesetz, dem zu widerstreben man sich gar nicht einfallen läfst. Hingegen im zweyten Rang hat die Willenskraft Schranken; da braucht man tausenderley Schonungen; man muss ein grosses Theil seiner Kräfte auf sie verschwenden." Diese Stelle zeigt genugsam, *worauf* es ankömmt, und die Eitelkeit alles andern, wo *das Eine* abgeht. Fein komisch malt Hr. *Necker* die mannichfaltige List unwissender Grosen, die ihre Schwäche bergen wollen, S. 54. Noch satirischer ist die, ehemals schon gedruckte, geistvolle Schrift, welche hier S. 84—98. wieder erscheint: *le bonheur des Sots.* Was haben *wir* über sein Wort von der Vaterlandsliebe zu sagen! S. 68 f.: „Wo der Bürger von politischer Theilnahme ganz ausgeschlossen ist, wird Vaterlandsliebe nur Name seyn. Man sagt, ich liebe mein Vaterland, ich kenne sein Gutes: kalt sagt man es sich und anderen. Die *wahre* Vaterlandsliebe ist inniger, feuriger. Zwanzig Mal täglich bedenkt der Britte, dass er ein Britte ist: aber in den weiten Landen der alten Germanen, denkt einer in seinem Leben auch wohl einmal daran, dass er ein Deutscher ist?" Das zu widerlegen, beeifert euch; politische Theilnahme haben die Zeiten uns gegeben, geben sie, täglich wärmer, jedem. Die vortrefflichen Gedanken über die protestantische Geistlichkeit S. 70—80. verdienen besondere Empfehlung. S. 111. Grosses Resultat eines vielversuchten Lebens, worin so viel misglückte: „Mich haben alle meine Beobachtungen darauf gebracht, dass genauere Kenntnis der Menschen nicht nothwendig zu ihrer Verachtung führt." (Hierüber mehrere Seiten Ausführung.)

„Wie natürlich, dafs der Allwiſſende der Allerbarmer ſey, und dafs der in ſeiner Einfalt ſo tiefſinnige Lehrer Chriſtus unſere Urtheile ſo mildernd leitet!" *Necker* hatte ſich der Menſchen eben nicht zu ſehr zu loben; er war aber von Grund aus gerecht. Von der *Darſtellung* eine Probe, S. 142.: „Mit dem Tod iſt nicht zu ſcherzen: Wir kennen ihn nicht; zu ſehr zerſtreut uns das Leben. Wie aber? Er kömmt, will allein mit uns reden, ſetzt den Tag, wo wir mit ihm ſollen in die Finſterniſs; er ruft; wir möchten viel wiſſen, keine Antwort; nun Verlegenheit, nun Kümmerniſs. Erſcheine, troſtvoller Glanz der Religion!" Noch eine Stelle, S. 183.: „Ewigkeit der Höllenſtrafen. Gott! Ewiges Feuer! Haben Dich die gekannt, welche dieſes Wort zuerſt ausgeſprochen? Ewiges Feuer, für elende Geſchöpfe, in beſtändigem Kampf gegen Lockungen des Irrthums und Stürme der Leidenſchaft! Ewiges Feuer, elenden Kreaturen, deren Waffen ſo ſchwach, deren Kampf ſo mannichfaltig und immerwährend iſt! Gott, Deine Güte! Sie war, ehe wir wurden; ſie bleibt, wenn der Tod uns niederwirft." Guter Menſch Gottes, du biſt nicht orthodox, aber bitte für uns! Was er über die öffentliche Meinung S. 20 ff., was er über den Ton der ſogenannten guten Geſellſchaft S. 116 ff. ſagt, verdiente auch hier zu ſtehen; doch wir wollen mit einem Wort über ſeine Landsleute ſchlieſsen, S. 185.: „Die Genfer ſind viel weniger oberflächlich, als die Franzoſen; dennoch iſt mir nicht ſo gemüthlich, mit ihnen zu ſprechen; man merkt kaum, ob man Eindruck macht. Sie hatten weniger Herzlichkeit und Wärme, als kalten Verſtand." Doch noch Eins: „Sonderbar! Genf iſt erobert; das kleine Volk verloren in die groſse, die gröſste Nation; aber Genfer und Franzoſen bleiben doch zweyerley. Es iſt eine Ehre, dieſes edle Andenken deſſen, was man war. Die Papiere ſprachen von der unausſprechlichen Freude, als die Stadt franzöſiſch wurde. Welche Materialien für die Hiſtorie, die öffentlichen Papiere unſerer Zeit." In der That: als ein franzöſiſcher General die allgemeine Traurigkeit ſah, konnte er ſich nicht enthalten, einem, der die Sehnſucht nach der Einverleibung, die Freude über deren Decretirung beſonders gerühmt hatte, ſeine Gegenbemerkung zu machen. Dieſer behauptete wider den Augenſchein, ſie wären alle „trunken vor Freude." Da antwortete der General: *Il faut avouer, qu'ils ont le vin bien triſte!*

Den angehängten Roman des Greiſen, eine ganz zufällige Beſchäftigung weniger Stunden, nach den ſtrengen Regeln der Kunſt zu richten, möchte wohl unbillig ſeyn. Die Scenen ſind erſchütternd, herzzerreiſſend; niemand kann ihn ohne warmes Mitgefühl leſen. Mehr hat er nicht gewollt; und es iſt viel, in einem Fach, das ihm durchaus fremde war, ihn ſo weit gekommen zu ſehen.

HANNOVER, im Verl. d. Helwing. Buchh.: *Nützliches Leſebuch für alle Stände. Von Joh. Chriſtoph Fröbing*, Paſtor zu Markoldendorf. *Erſter* Band. 1803. 366 S. 8. (18 gr.)

Auch dieſe, unſers Wiſſens nicht weiter fortgeſetzte Schrift des ſel. *Fröbing's*, welcher ſich als Volksſchriftſteller nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat, iſt ſo abgefaſst, dafs ſie, nach dem Wunſche des Vfs., zur Veredlung der Gefühle beytragen und auch den Leſern Vergnügen gewähren kann. Die noch nicht vollendete Geſchichte der Kreuzzüge iſt nicht übel vorgetragen; auch in den übrigen hiſtoriſchen Aufſätzen, in welchen die Leſer mit der ſicilianiſchen Veſper, der Pariſer Bluthochzeit und den Legenden von den Siebenſchläfern und 11,000 Jungfrauen bekannt gemacht werden, iſt der Vortrag verſtändlich. Die Tendenz der darauf folgenden *Geſpräche* geht vorzüglich dahin, den Glauben an Wunderdoctoren und Schatzgräber zu verdrängen, herrſchende Vorurtheile zu berichtigen und die traurigen Folgen böſer Gewohnheiten anſchauend darzuſtellen. Das Gemälde nach dem Leben, welches den Beſchluſs dieſes *erſten* Bandes macht, wird gewifs die Leſer nicht ungerührt laſſen.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Voſs: *Bildungsblätter*, oder *Zeitung für die Jugend*. Mit Kupfern und Muſikbeylagen. 1806. *Januar. Februar. März.* 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.)

So ſehr auch zu wünſchen iſt, dafs die heranwachſende Jugend durch zu häufige und leichte Lectüre, zum Nachtheile einer gründlichen Bildung, nicht zu ſehr zerſtreut werde: ſo iſt doch auch von der andern Seite nicht zu läugnen, dafs bey der eingeriſſenen Leſewuth der Erwachſenen, von welcher auch die Jüngeren leicht angeſteckt werden, und bey den vielen Gelegenheiten, welche die letztern in unſern Tagen zu Verirrungen in Hinſicht auf Lectüre erhalten, es nicht gerathen wäre, wenn unſre Jugendſchriftſteller ihre Federn niederlegten, und die ſogenannten Kinderſchriften, die ſich freylich in den letzten Jahren zu ſtark vervielfältigt haben, aus unſrer Literatur gänzlich verſchwänden. Die Jugend würde dann zu andern Büchern greifen, die nicht für ſie berechnet ſind, und leicht auf ihren Geiſt und ihr Herz einen verderblichen Einfluſs äuſsern könnten. Um ein gröſseres Uebel zu verhindern, müſſen wir uns das kleinere gefallen laſſen, das aus dem Leſen der vielen, zum Theil faden und wäſsrichten, Kinderſchriften für unſre Jugend entſpringt. Wir wollen dabey nur wünſchen, dafs, da nun einmal für unſre Söhne und Töchter geſchrieben werden muſs, dieſs von wackern Männern geſchehe, und dafs man die Schriften der *acht* oder *zehn* trefflichen Jugendſchriftſteller, die Deutſchland zählt (der *mittelmäſſigen* und *ſchlechten* beſitzt es eine Legion), hervorziehe und vorzugsweiſe benutze. Lange ſchon ſcheint man das Bedürfniſs einer regelmäſsig fortlaufenden Zeitung für die Jugend gefühlt zu

zu haben, durch welche sie theils, nach dem Beyspiele der Erwachsenen, eine täglich oder wöchentlich wiederkehrende Unterhaltung, theils Belehrung über Erscheinungen der Zeit, die Welt ausser ihr u. s. w. erhielte. Diess Bedürfniss scheint mit jedem Jahre um so dringender geworden zu seyn, je mehr die Zahl der Zeitschriften für die Alten und mit ihr — durch Einwirkung des Beyspiels — der Reiz für Lectüre dieser Art bey der Jugend zugenommen hat. Die Zeitung, die einst Hofrath *Becker* für dieselbe herausgab, wurde gewiss mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und nicht wenige werden es bedauert haben, dass er an ihre Stelle die National-Zeitung treten liess. Mehrere Versuche, die dadurch entstandene Lücke zu füllen, hatten keinen glücklichen Erfolg, worin der Grund vielleicht mehrentheils in den Unternehmern lag. Um so mehr muss es die deutsche Jugend und ihre Aeltern, Lehrer und Freunde freuen, dass sich ein Mann, wie *Dolz*, der das Vertrauen des pädagogischen Publicums besitzt, der Redaction einer Jugendzeitung unterzogen hat, von der bereits *drey* Monatshefte vor uns liegen. Sie will Unterhaltung mit Belehrung verbinden, und ob sie gleich für das reifere Alter bestimmt ist, doch auch bisweilen für jüngere Leser manches liefern. Das grosse Feld, das sie sich gesteckt hat, ist sowohl in der Ankündigung als auch auf dem monatlichen Umschlage näher bezeichnet. Jede Woche liefert drey halbe Bogen in Quart, und ein Begleitungsblatt zunächst für Aeltern und Erzieher, worin pädagogische Angelegenheiten ventilirt und Buchhändler-Anzeigen abgedruckt werden sollen. Auch erhalten die Leser jeden Monat wenigstens *drey* Kupfer und ein Musikblatt. Die besten Jugendschriftsteller sind zu thätiger Theilnahme eingeladen. Wir werfen unsern Blick vorerst auf das Aeusserliche. Es gleicht ganz der Zeitung für die elegante Welt, und die deutsche Jugend hat bis jetzt in dieser Hinsicht, wenn wir etwa *Glatz'ens Theone* und *Ewald's Kunst, ein gutes Mädchen zu werden*, ausnehmen, noch nichts Gefälligeres erhalten. Auch sind die beygelegten Kupfer ganz nett, anziehend und instructiv, und gewähren — wie Rec. häufig zu bemerken Gelegenheit hat — der Kinderwelt viel Freude. Man kann demnach wohl fragen: entspricht der Inhalt dieser Bildungsblätter ihrem schönen Aeussern? Von einem *Dolz* lässt sich erwarten, dass er die Jugend gut versorgen werde, und allerdings ist nicht zu läugnen, dass die vor uns liegenden Hefte der Zeitung viel Gutes enthalten, und die jungen, selbst ältern Leser nicht ohne vielfältige Unterhaltung und Belehrung lassen werden. Kurz, aber interessant sind die Biographieen von *Comenius*, *Weisse*, *Basedow* und *Rochow*; die Nachrichten über Wien, im 20sten bis 23sten Stücke, werden gewiss auch Erwachsene mit Theilnahme lesen; manche Aufsätze von *Hahn* sind anziehend, und so könnte man vieles anführen, was für die Jugend recht zweckmässig bearbeitet ist. Von der andern Seite scheint es jedoch als wenn der Herausg. von guten Jugendschriftstellern zu wenig unterstützt, und, da wöchentlich drey Stücke erscheinen *müssen*, genöthigt werde, manches abdrucken zu lassen, was sich nicht über das Mittelmässige erhebt. Dahin rechnet Rec. mehrere dialogisirte Aufsätze, in denen über Kleinigkeiten, die sich mit wenigen Worten beseitigen liessen, mit vieler Redseligkeit und bisweilen in einem kindischen Kindertone viel — geplaudert, und dadurch nur Papier und Druck verschwendet wird. Man fange doch endlich an, unsern Söhnen und Töchtern kräftigere Nahrung zu reichen. Dass manche Aufsätze so stark zerstückelt worden sind, kann Rec. nicht billigen. Auch scheint es ihm nöthig, dass auf politische Ereignisse der Zeit mehr Rücksicht genommen werde, ohne dass man die Bildungsblätter zu einer politischen Zeitung mache. Einige Aufsätze von gedachtem Inhalte, z. B. die *kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse des Jahres* 1805.; *Glatz'ens Schreiben über die Vorfälle in Wien während der Anwesenheit der Franzosen; Nelson und Pitt*, finden sich bereits in den drey ersten Heften. Wir wünschen von Herzen diesem, von dem Verleger so freygebig ausgestatteten, Blatte den glücklichsten Fortgang.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALLGEMEINE SPRACHLEHRE. *Warschau*, gedr. b. Ragoczy: *Zur Feyer der Eröffnung des Kön. Lyceums zu Warschau* ladet ein hochzuverehrendes Publicum im Namen des Ephorats ehrerbietigst ein M. *Samuel Gottlieb Linde*, Ph. Dr. des Lyc. Ephor u. Director. Dabey: *Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die Polnische Sprache. — Erster* Theil. 1805. 6½ Bog. gr. 4. in gespaltenen Kolumnen, wovon immer die eine Polnisch, die andere Deutsch ist; auch mit einem zweyten polnischen Titel. — Es ist eine höchst erfreuliche Ansicht, in der Hauptstadt des ehemaligen Polens eine Anstalt aufblühen zu sehen, deren Direction einem so tief eingedrungenen Kenner aller Slawischen Mundarten, so wie der classischen und deutschen Literatur anvertraut ist, und über welche Männer, wie die Grafen *Potocki* und Hr. *v. Kopczynski* das Ephorat mit übernommen haben; eine Anstalt, zu welcher unter solchen Leitern der geborne Pole das vollste Zutrauen gewinnen muss, und durch welche um desto sicherer deutsche Literatur in ein Land verpflanzt wird, in dem der ganze grosse Haufe einer kräftigen Nation einem völlig unzweckmässigen Unterricht nach alten Mönchsformen fast erlag, und die Männer von wahrer Bildung, die Freunde und Kenner der schönen Literatur, und die Schriftsteller in ihrer reichen und annehmlichen Sprache, ihre Bildung grösstentheils blos von Frankreich aus erhalten hatten, ohne es bis zum echt wissenschaftlichen Sinne gebracht zu haben. Wenn der Deutsche durch die Achtung gegen die polnische Sprache und Literatur, die beide verdienen, den Polen an sich zukettet: so wird um so leichter schon die nächste Generation, in deutsch-polnischen, unter der Sorgfalt der erleuchteten und thätigen preussischen Regierung, gedeihenden Lehranstalten gebildet, zu deutscher Literatur gefährt werden. So wird diese deutsche, wissenschaftliche Literatur, welche den Rang ihrer Thätigkeit für wahre Gelehrsamkeit neben jeder andern Nation behauptet, in Osten wieder gewinnen, was

was sie im Westen verloren hat. Wenn sogar durch den westlichen Verlust deutsche Gelehrsamkeit mehr als sonst zu nachbarlichen Völkern übergeht: so giebt der weltbürgerliche Sinn selbst in Zeitveränderungen, welche den deutschen Namen aufzulösen drohen, einen Gewinn der deutschen Literatur, zu deren Verbreitung die vordem getrennten Nationen einander die Hände reichen.

Wenn irgend ein Bildungs-Institut zur literarischen Verbindung zweyer Nationen zweckmäßig hinzuwirken geeignet ist: so ist es dieß, dessen feyerliche Eröffnung durch die vor uns liegende Schrift angekündigt ist. Die Art der getroffenen Einrichtungen, die Zahl und der Name der hier angeführten Lehrer dieser Anstalt, die fast alle schon erfahrne Erzieher sind, bürgt für den Erfolg. Bis jetzt sind die Zöglinge, deren Anzahl schon bis auf 290 gestiegen war, in sieben Klassen vertheilt, und unter diesen ist Tertia und Quarta, wegen der ungleichen Fertigkeit der jungen Polen in der deutschen Sprache, in polnisch- und in deutsch-Tertia, polnisch- und deutsch-Quarta getheilt, ohne daß die Lehrgegenstände in diesen Abtheilungen verschieden sind. Die Vorkenntnisse der jetzigen Schüler erlaubten nicht eine höhere Klasse als Quinta zu bilden: künftig werden noch drey höhere Klassen errichtet werden.

So weit über diese Schrift als Gelegenheits-Schrift. Der größere Theil derselben ist noch weit gehaltvoller. Die *Grundsätze der Wortforschung* angewandt auf die *polnische* Sprache, von welcher hier nur der *erste* Theil nebst dem Plan des *zweyten* gegeben ist, zeigen ganz den geübten Sprachforscher und genauen Kenner aller slawischen Sprachen, als welcher Hr. *Linde* bekannt ist.

Dieser *erste* Theil handelt in *fünf* Kapiteln, 1) von dem Gegenstand der Etymologie, 2) den etymologisch wesentlichen Buchstaben und ihrer Erkennung, 3) von den Verwandlungen der wesentlichen Buchstaben, ihren Gesetzen, und den Mitlautern, welche in einander übergehen oder nicht übergehen, 4) von den Selbstlautern und ihrer Verwandelbarkeit, 5) von den Buchstaben, wodurch sich der Pole von den übrigen Slaven unterscheide. — Ueberall findet man bestimmte Begriffe und eingreifende, von sprachforschender Reflexion zeugende Beyspiele. Es ist interessant, wenigstens einige davon anzuführen. S. 5. Das Wesen des Wortes: *unieśmiertelnić* verunsterblichen, und aller von dem Stamme *mor, mre, mrzeć* abgeleiteten Wörter ist nach Weglassung aller Zusatzbuchstaben am Anfange, in der Mitte und am Ende dieser Wörter: *m—r*, und damit wird sehr natürlich *mori, mort, Mord, μοῖρα* verglichen. S. 23. Graec. *helios*, Vallis. *haul*, Litt. *saule*, Dan. *soel*, Suec. *sol*, Lat. *sol*, Russ. *soluce*, Pol. *słońce*, Boh. *slunce*, Vind. *sunze, sonze*, Carn. *sonze*, Croat. *szunce*, Crim. Tatar. *sune, son*, Angl. *sun*, Germ. *Sonne*. S. 15. *l* und *ł* sind in etymologischer Hinsicht gleichgültig; so sagt und schreibt der Pole im Nominativo: *Szkoła*, im Locali hingegen *w Szkole*. Das *ł* haben die Böhmen schon seit 200 Jahren abgeschafft. In dem cyrillisch-russischen Alphabete befindet sich für dasselbe kein Schriftzeichen. Der Pole ist genöthigt, es beyzubehalten, um dadurch mehrere, ihrer Gestalt nach ganz gleiche Wörter zu unterscheiden, z. B. *łep* Vogelleim und *łep* Kopf. Die südlichen Slaven, die Dalmatier, Ragusaner u. s. w. verändern nach italiänischer Weise das *l*, *ł* in *j*, z. B. Pol. *człowiek*, Rag. *cjovek*; die Krainer und Winden nach französischer Weise in *u*, z. B. Vind. *founoſt*, Pol. *folność* Salzigkeit; die Wenden in der Lausitz in *w*, z. B. *ſiwowo*, Pol. *ſłowo* Wort. — So interessant die Zusammenstellungen ähnlicher Wörter verschiedener Dialecte und Sprachen sind, besonders indem sie Lichtstrahlen auf die grosse Verwandtschaft sehr vieler Sprachen werfen: so bleiben doch diese bloss einzelne Lichtstrahlen, und wo nicht die Verwandtschaft der Laute und ihrer Bedeutung augenspringend, sondern erkünstelt ist: da trügt die Anwendung der anderwärts vorkommenden Modificationen der Laute als Regel für andere Fälle, eben so oft, als sie sonst treffende Winke giebt. Der Vf. sucht der Willkür des Etymologisirens dadurch vorzubeugen, daß er bestimmt S. 27. die Mitlauter aufstellt, welche *nicht* in einander übergehen. Aber wenn gewisse Mitlauter in vielen Fällen wirklich in einander übergegangen sind, und also dieser Fall auch anderwärts vorkommen kann: ist denn ein irgend geschehener Schluß auf seine Wirklichkeit so leicht? Wir sind begierig auf die diesfalligen Erörterungen des sachkundigen Vfs. im versprochenen *zweyten* Theile, besonders auf die mehreren §§., wo die Grade der etymologischen Gewißheit unterschieden werden sollen. Auf zwey dieser Schrift beygefügten Kupfertafeln sind die nach ihrer organischen Verwandtschaft in Klassen getheilten polnischen Mitlauter, die in einander übergehen, und die am meisten verwandten Mitlauter und Selbstlauter noch deutlicher angezeichnet.

Danzig, gedr. b. Wedel: *Principiorum et legum pronuntiationis, quae est in vocibus, recensus criticus*, lectionum indicandarum caussa scriptus a *Joh. Lud. Schulz*, Prof. Doct. eloquentiae et poëseos in Athenaeo Gedanensi Prof. P. O. 1803. 27 S. 4. — Eine mit gründlicher Kenntniß des Gegenstandes abgefaßte Angabe und treffende Beurtheilung der ältern und neuern Theorieen der Regeln des mündlichen Vortrags, wobey bloß von einem großen Theile der Leser die Angabe der Titel der Bücher der neueren Schriftsteller vermißt werden muß. Es wird mit literarischen Nachweisungen in unserm Zeitalter oft so viel Mißbrauch getrieben, daß die zu weit getriebene Entfernung von solchem Mißbrauche unbedenklich ist, da ja der Vf. Alles nachweiset, was er zerstreut in andern Sammlungen fand. Die Theorie des Vfs., deren Ausführung recht verdienstlich seyn würde, liegt theils in den Beurtheilungen der Grundsätze der Vorgänger, theils ist S. 21. wenigstens ein tabellarischer Umriß davon gegeben. *Principium artis. Omnis motus animi unum quendam habet a natura sonum. Artis negotium versatur in eo, ut soni, quos natura dedit, conjungantur cum verbis. Vocum s. sonorum natura mutationes patitur. Vocum totidem sunt mutationes, quot sunt animorum. Mutationes vocum sunt vocum intentiones et remissiones. Sunt tres omnino vocis soni, pro intentionis gradibus. Sunt tres vocis soni pro dicendi generibus. Sunt quinque soni a primariis animi motibus, a mentis primariis facultatibus positi. Constituuntur voces ab orationis generibus. Constituuntur a rythmo affectibus orationis proprio. Continentur vocis mutationes quinque sonorum intervallo. Est in oratione cantus quidam obscurior. Est cantus certus ad certas leges revocandus. Pronuntiatio cum Musica comparata. Differt Musica a Pr. pluribus et majoribus sonorum distantiis; harmonia et quae inde oritur, melodia, a pronuntiatione aliena* etc. Dieß mag zugleich einigermaßen als Probe des lateinischen Ausdrucks dienen.

GESCHICHTE. In der Einladungsschrift zur Einführung dieses Hn. *Schulze* (ebendas. auch 1803. auf 16 S. 4. gedruckt) handelt Hr. D. *Daniel Gralath*, Athenaei Rector et Inspector, von den *generibus causſarum, quarum inductu rerum historicarum ſcriptores in enucleandis rationibus, quae actionum humanarum bonitati vel pravitati reſpondeant, genuinas arbitrandi et interpretandi regulas vel neglexere vel infregere*. Diese Schrift geht aber nicht tief ein; sie hat zwar eine Menge von Beyspielen, aber es laufen auch oft wenigstens halb unwahre Bemerkungen mit unter, so z. B. wenn es S. 12. heißt: *Donatiſtae, qui a Catholicis ſeu Traditoribus ſic dictis miſerrime ſuppreſſi ſunt*; oder nach S. 6. *Tacitus inprimis in hominum characteribus delineandis extremae nonnumquam inhumanitatis noxium ſe exhibuiſſe feratur*; und der Vf. also räth, ihn *nonniſi caute ac dubitanter* zu lesen. Geschichtschreiber von einem so hohen Gehalte, wie *Tacitus*, können wohl zuweilen über einen Mann oder eine Begebenheit ihr Urtheil mit zu großer Lebhaftigkeit auszusprechen scheinen; aber zu warnen braucht man deshalb eben nicht vor Farben eines solchen Meisters, die überdem hier nicht einmal irgend befriedigend charakterisirt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Junius 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Auffchrift: NORDDEUTSCHLAND, ohne Angabe des Verlegers: *Ueber die Preußiſche Verwahrung und Verwaltung der Kurbraunſchweigiſchen Staaten während des dritten Coalitionskrieges gegen Frankreich*, und über die Folgen dieſer Verfügung. Im Febr. 1806. 178 S. 8.

Die Maſsregeln des königl. preuſsiſchen Kabinets beym Ausbruche und Fortgange des dritten Coalitionskriegs gegen Frankreich und ſeit der Beendigung deſſelben durch den Preſsburger Frieden ſind ihr verſchieden beurtheilt, und von vielen bitter getadelt worden. Unter dieſen Tadlern gab es mehrere, die die Beobachtung der Neutralität beym Ausbruche dieſes Kriegs dem Könige verübelten, deren wohlthätige Folgen für das geſammte nördliche Deutſchland doch niemand, der nicht die Augen vorſetzlich verſchlieſst, um nur nicht ſehn zu wollen, verkennen kann; und die noch unlängſt der regierende Herzog von Braunſchweig, ein eben ſo groſser Feldherr als wohlthätiger Landesfürſt, in Anſehung ſeiner Lande öffentlich anerkannt hat. Wäre nun dieſes Syſtem der Neutralität auf Unkoſten der Würde des preuſsiſchen Staats erhalten worden; hätte man irgend übermüthigen Forderungen eines Nachbars aus Schwäche nachgegeben: ſo hätten wenigſtens die preuſsiſchen Heere ſich beklagen können, daſs man entweder in ihre Tapferkeit ein Miſstrauen ſetze, oder daſs der Geiſt, der ſie unter Friedrich dem Groſsen belebte, jetzt von der Regierung und den Heerführern gewichen ſey. Aber die Kraft, mit welcher das mit Besonnenheit gewählte Syſtem unterſtützt wurde; die mit groſsem Koſtenaufwande in Bewegung geſetzten preuſsiſchen Heere zeigten deutlich genug, daſs es der Regierung nicht an Muth und Entſchloſſenheit fehle, ihre Maſsregeln mit Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Der eigenmächtige Durchmarſch der Franzoſen durch Anſpach wurde als eine Beleidigung dieſes Syſtems auf der Stelle dadurch geſtraft, daſs nun auch den Ruſſen der Durchmarſch durch preuſsiſche Staaten geſtattet wurde. Es gab mehrere ſehr verſtändige Politiker, die auch von dem dritten Coalitionskriege gegen Frankreich nichts Gutes weiſsagten; der Erfolg hat dieſs mehr als zu ſehr gerechtfertigt, obwohl man kaum ſich hätte träumen laſſen ſollen, daſs dem Genie und den Talenten Napoleons auch dieſsmal wieder ſo groſse Fehler und Uebereilungen zu Hülfe kommen würden, als bey Ulm, bey Auſterlitz ihm zu Hülfe kamen. Einer neutralen Macht anzuſinnen, daſs ſie ſolche Fehler durch einen Offenſivkrieg gegen eine Macht, der ſie zum Vortheil gereichten, auf ihre Koſten und Gefahr wieder gut machen ſolle, iſt eine, aufs gelindeſte geſprochen, abenteuerliche Forderung. Es war ſchon viel, daſs die dadurch herbeygeführte Lage der Dinge den König nöthigte, die Regierung einiger von ihm geliebten und ihm ergebnen Provinzen auf andere Regenten zu übertragen. Wie viel dieſes ſeinem Herzen gekoſtet, hat Er ſelbſt bekannt. „So bald aber (ſagt unſer *Garve* ſehr wahr in ſeiner trefflichen Abh. über die Verbindung der Moral mit der Politik) verwickelte und gefährliche politiſche Umſtände eintreten: ſo iſt der unumſchränkteſte Monarch nicht mehr mächtig genug, nach den Neigungen ſeines Herzens, oder ſelbſt nach den Geſinnungen, die in ſeinem Charakter liegen, zu handeln.“ Genug, daſs der König in dieſe Aufopferung, ohne die Würde des Staats und ſeiner Regierung zu verletzen, willigen konnte. Da ihm Frankreich dagegen die kurbraunſchweigiſchen Lande, welche es mit eben dem Rechte, womit England Malta und ſo viele indiſche Staaten beſitzt, zeither beſeſſen hatte, abtrat: ſo blieb die preuſsiſche Monarchie in ihrer Integrität, ja ſie konnte für die Zukunft dadurch an Kräften eher gewinnen, als verlieren.

War es denn aber *gerecht*, ſich auf dieſe Art in den Beſitz der hannöverſchen Lande zu ſetzen; und die Regierung dieſer Lande dem Könige von Groſsbritannien als Kurfürſten von Braunſchweig Lüneburg zu entreiſsen? Das letzte hat Preuſsen nicht gethan: denn der Kurfürſt beſaſs dieſes Land ſchon nicht mehr; weder England noch die hannöverſche Regierung hatten das Land gegen die franzöſiſche Eroberung geſchützt, man hatte ſogar den preuſsiſchen Schutz bis es nicht mehr Zeit war, ihn zu gewinnen, verſchmäht; auch ſelbſt nachdem der gröſste Theil des franzöſiſchen Heers, um den von England angeſtifteten öſterreichiſchen Angriff abzuwehren, das Land verlaſſen hatte, blieben die Franzoſen noch im Beſitz von Hameln, und würden unfehlbar ſogleich das ganze Land wieder beſetzt haben, wäre die Convention mit Preuſsen nicht eingetreten, die das Land anfänglich unter Königs Friedrich Wilhelms III. Adminiſtration ſetzten, und dann es wirklich ſeinem Zepter unterwarfen. Daſs nun unter ſolchen Umſtänden die Beſitznahme von Hannover völlig *juſto titulo* geſchehn konnte, darf am wenigſten der König von Groſsbritannien bezweifeln, ſo lange er nicht ſo viele von England gemachte Eroberungen von Staaten und ſo viele ſeiner Uſurpationen im Fache des Seerechts für ungerecht erklärt.

Eine Monarchie wie die preuſsiſche darf ſich auch nicht ſcheuen, wenn die Frage, von Güte gegen die Unterthanen, von Fürſorge für ihr Beſtes iſt, die Regierung ſelbſt eines ſolchen Staats, wie der Kurſtaat von Hannover iſt, zu übernehmen, der bey ſo manchen trefflichen Einrichtungen doch auch noch ſo manchen Verbeſſerungen Raum giebt, welche faſt nur von einem ſolchem Regierungswechſel zu erwarten ſtehn.

Die obgedachte Schrift läſst ſich nicht auf eine Vertheidigung der Schritte Preuſsens bey dem letzten Coalitionskriege ein, ſondern ſie erzählt bloſs die Fehler, wodurch der hannöverſche Staat in die unglückliche Lage gebracht worden, von den Franzoſen erobert zu werden, und ſie führt die Gründe aus, welche das hannöverſche Land bey der darauf anfänglich übernommenen Adminiſtration und hierauf erfolgten wirklichen Beſitznahme des Königs von Preuſsen beruhigen können. Die letzte war, als der Vf. ſchrieb, zwar noch nicht wirklich erfolgt, aber doch leicht voraus zu ſehn; und ſo hat der Vf. die auf dem Umſchlage ausgedrückte Frage:

Haben die kurbraunſchweigiſchen Unterthanen Urſache, ſich über die in Anſehung ihrer am 27ſten Jan. 1806. getroffenen königl. preuſsiſchen Entſchlieſsungen zu freuen; oder müſſen ſie, wegen der wahrſcheinlichen Folgen, die daraus entſtehn können, bekümmert ſeyn?

auch für die jetzige Lage der hannöverſchen Lande beantwortet, indem er ſie zu den beſten Hoffnungen zu beleben, und den Stachel ihrer Beſorgniſſe zu entkräften ſucht.

Er bereitet dieſen Hauptzweck ſeiner Schrift durch eine aufrichtige Erzählung der Schickſale Hannovers ſeit dem Ausbruche des ſiebenjährigen Kriegs vor.

Schon im ſiebenjährigen Kriege muſste ein preuſsiſcher General, der unſterbliche Herzog Ferdinand von Braunſchweig, nach der aufgehobenen Convention zu Kloſter Seven das Hannöverſche retten. Dennoch ergriffen die Hannöverſchen Miniſter ſelbſt im ſiebenjährigen Kriege eine jede Gelegenheit, um ihrem Herrn ein Miſstrauen und einen Widerwillen gegen Preuſsen einzuflöſsen. Als Georg III. zur Regierung kam, ſuchte Lord Bute den Frieden dadurch zu erhalten, daſs er dem Könige von Preuſsen die zum gröſsten Vortheile der engliſchen Nation bezahlten Subſidien verſagte, und den Höfen zu Petersburg und Wien diejenigen Provinzen der preuſsiſchen Monarchie anbieten lieſs, die ihnen etwa anſtehn möchten. Allein ſowohl der dem König Friedrich dem Groſsen innigſt ergebne Kaiſer Peter III. als der ſtaatskluge Fürſt Kaunitz wieſen dieſe Anträge mit Verachtung zurück. England ſchloſs nun mit Frankreich einen Separatfrieden. Im 14ten und 15ten Artikel dieſes erſten Pariſer Friedens iſt in Anſehung des Hannöverſchen merkwürdig: 1.) daſs der König von England, als Kurfürſt von Braunſchweig Lüneburg, den Frieden für dieſe ſeine deutſchen Länder nicht durch Mitwirkung eines hannöverſchen Bevollmächtigten, ſondern bloſs durch den groſsbritanniſchen Negociateur geſchloſſen; 2) daſs darin *der That* nach der politiſche Satz aufgeſtellt worden: daſs die kurbraunſchweigiſchen Staaten einen Austauſchungs- und Compenſationsgegenſtand in Rückſicht der Länder und Inſeln ausmachten, welche Groſsbritannien Frankreich abgenommen hatte. Die hannöverſchen Unterthanen, die durch den Krieg groſsentheils verarmt waren, erhielten von England gleichwohl keine Entſchädigung; die Forderungen dieſer Staaten und einzelner Bürger an die engliſche Krone blieben *unberichtigt*, ſogar wurde dem Zelliſchen Oberappellationsgerichte das Erkenntniſs gegen das engliſche Commiſſariat unterſagt, und die hannöverſchen Staaten behielten anſehnliche Landesſchulden, die zum Theil noch bis jetzt nicht abbezahlt ſind.

Nach der Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs ward das Hannöverſche als eine engliſche Dependenz der That nach (und, hätte der Vf. hinzuſetzen können, *ſehr ſiefväterlich*) behandelt. Der kurbraunſchweigiſche Geſandtſchaftspoſten in Paris blieb unbeſetzt. K. Georg III. kam nie nach Hannover; dieſes Land blieb ihm alſo fremd. Kein Unterthan durfte ſich unmittelbar an ihn wenden. Alles, was auf Hannover Bezug hatte, konnte er nur durch die Brille ſeiner geheimen Räthe kennen lernen. Alles arbeitete dahin, die guten Regierungsgrundſätze K. Georgs II. in Vergeſſenheit zu bringen, die Landesverfaſſung zu untergraben, und den Unterthanen ihre wohlerworbenen Rechte zu entreiſsen. Zur Tilgung der Landesſchulden wurde ein nach ungerechtem Maſsſtabe angelegtes *gleiches* Kopfgeld bezahlt. Dazu trugen die landesherrlichen Domainen und Kloſterkammergüter nichts bey. Die Willkür der Miniſter, die durch Sekretaire geleitet wurden, nahm in gleichem Grade mit ihrem Stolze zu: ſo daſs ſie das Bild der Hannöverſchen geheimen Räthe, wie es Friedrich der Einzige gezeichnet hat, noch weit übertrafen. (Die Stelle, welche die Note aus des Königs *Oeuvres poſthumes* citirt, ſteht in unſrer Ausgabe nicht T. III. p. 91., ſondern p. 116.

In dem Nordamerikaniſchen Freyheitskriege muſsten Kurbraunſchweigiſche Truppen für Englands Intereſſe in Gibraltar und in Oſtindien ſtreiten. So weſentliche Dienſte hier die braven Hannoveraner den Britten thaten, ſo hatten doch die Hannöverſchen Lande dadurch nicht den mindeſten Vortheil erhalten. Sie litten nur Verluſt an Menſchen, und Ausfälle in der Einnahme ihrer Staatskaſſen, die mehr auf Perſonen als auf Sachen berechnet iſt.

Nach dem Ausbruche des franzöſiſchen Revolutionskrieges nahm Kurbraunſchweig als ſelbſtſtändige Macht Antheil; jedoch nur dann erſt, als ſich Groſsbritannien in die groſse Coalition gegen Frankreich einlieſs. Vorher war Kurbraunſchweig für die Stimme einiger deutſchen Wahlfürſten, welche den Beſchluſs eines Reichskrieges gegen Frankreich auf dem Reichstage zu Regensburg zu bewirken ſuchten, nicht zu gewinnen. So bald aber der Krieg zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen war, nahm Hannover nicht etwa bloſs durch ſein Contingent zur Reichsarmee als Reichsſtand Theil, ſondern es wurde, vermöge

möge eines Tractats mit England, ein Corps Hannöverscher Truppen von 16000 Mann gestellt, ohne von England Subsidien zu verlangen und zu nehmen. Dazu kamen noch 1794., vermöge eines neuen Bündnisses, 5299 Mann. Es agirte folglich eine Kurbraunschweigische Armee von 21000 Mann angriffsweise gegen Frankreich; und es hatte also die französische Republik völliges Recht, Kurbraunschweig als eine besonders kriegführende Macht gegen sich anzusehn und zu behandeln.

In dem zwischen Preußen und Frankreich 1795. geschlossenen Baseler Frieden ward in einem Separatartikel der Additional-Convention festgesetzt: dass, im Fall die Hannöversche Regierung der Neutralität nicht beytreten wollte, der König von Preußen sich verbindlich mache, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen, und *ad depositum* zu nehmen, um die französische Republik gegen jede feindselige Unternehmung jener Regierung desto kräftiger zu sichern.

„Kurbraunschweig machte mit der französischen Republik keinen besondern Frieden. Eben so wenig trat die Hannöversche Regierung dem Baseler Frieden und seiner Additional-Convention bey. Sie *acquiescirte* blos bey den zwischen Frankreich und Preußen geschlossenen Staatsverträgen. Das Wort *acquiescirem* war eine ganz neue Phrase der Hannöverschen Diplomatik, in Ansehung welcher ein *auf seine publicistische Einbildungskraft stolzer Pedant der deutschen Wortkrämerey sich zwar selbst Complimente machen konnte*" (die cursiv gedruckten Worte scheinen durch Druckfehler entstellt zu seyn) „die aber im Grunde nur eine stolze Pralerey ohne Wirkung, und keinen bestimmten redlichen Entschluss des Kurfürsten von Braunschweig, mit Frankreich im friedlichen Benehmen zu stehn, sondern nichts anders, als ein Wort von einer sehr gefährlichen Zweydeutigkeit enthielt." — „Hannover beging im Sommer 1795. durch die verstattete Einschiffung der französischen Emigranten auf der Elbe im Bremischen, aller papiernen Acquiescenz ungeachtet, die gröste Feindseligkeit gegen die französische Republik." Es sollte daher im Herbst 1795. eine französische Armee in das Hannöversche eindringen. Durch die Negotiation des königl. preuss. Hofes ward das Ungewitter abgewandt. Preußen musste sich entschliessen, die Hannöverschen Truppen aus aller Wirkung gegen Frankreich und die Batavische Republik zu setzen, und nöthigte die Hannöversche Regierung, hannöverisch zu denken und zu handeln, und der bewaffneten Neutralität zum Schutze des nördlichen Deutschlands beyzutreten. Diese Neutralität hatte einen für die Kurbraunschweigischen Lande noch nie gesehenen Wohlstand zur Folge; und es ergab sich durch ein neues Beyspiel: dass, sobald sich die Kurbraunschweigischen Lande an den König von Preussen angeschlossen, sie glücklich gewesen, dagegen ihre Entfernung von dieser sie allein schützen könnenden Macht sie in ein unübersehbares Elend gestürzt hat. Nach Endigung des ersten Coalitionskrieges gegen Frankreich durch den Frieden zu Campo Formio, nahm zwar Kurbraunschweig an den Rastädter Friedensunterhandlungen zwischen der französischen Republik und dem heil. Röm. Reiche in der Eigenschaft eines Herzogs von Bremen, folglich als Reichsmitstand, constitutionsmäßigen Antheil. Aber mit diesem Lande, als besonderer oder selbstständiger Macht betrachtet, geschah von Seiten Frankreichs nicht einmal eine Annäherung zu einem Separat-Friedensschluss. Auch nach dem Lüneviller Frieden, der den wieder ausgebrochenen zweyten Coalitionskrieg endigte, versuchte der Hannöversche Staat nicht einmal, einen Friedensschluss mit Frankreich einzugehen, und die Annahme eines Kurbraunschweigischen Gesandten in Paris zu bewirken. Er wurde also wiederum der That nach als eine englische Dependenz angesehen. Da nunmehr die bewaffnete Neutralität des nördlichen Deutschlands aufhörte, blieben auch die Kurbraunschweigischen Staaten ihrem eignen Schicksale überlassen.

Bald veranlassten die unerträglichen Beleidigungen der Engländer gegen alle neutrale, Seehandlung treibende Mächte die nordische Coalition, welche zwischen Dänemark, Schweden, Russland und Preußen am 16. Dec. 1800. zu Petersburg abgeschlossen wurde. Den Engländern sollte der Zugang zum festen Lande mit ihren Colonialproducten und Manufacturwaaren verschlossen werden. Der König von Preußen liess zugleich die Kurbraunschweigischen Staaten mit 24,000 Mann besetzen, und das Land unter seine Administration nehmen, durch welche Massregel sein Wohlstand aufrecht erhalten und befördert, und gegen eine russische oder französische Eroberung wohlthätig geschützt wurde. — In dem Friedensschlusse zu Amiens that England nichts, um den Satz festzustellen, dass die deutschen Staaten des Königs von England in jedem Kriege zwischen Frankreich und England als ganz verschieden von seiner Grosbritannischen Krone angesehen werden sollten, sobald sich nur der Kurfürst von Braunschweig innerhalb der Gränzen einer strengen Neutralität erhielt. Das Kurbraunschweigische Ministerium suchte keine besondre Friedensübereinkunft mit Frankreich zu treffen. Kein diplomatischer Agent ward von Hannover nach Paris gesandt, um hier das Kurbraunschweigische Staatsinteresse wahrzunehmen. Alle Vertheidigungsanstalten wurden gänzlich unterlassen. Das Hannöversche Militär ward verringert, und auf den höchsten Friedensfuss gesetzt. Auch bey Regulirung der Entschädigungs-Angelegenheit der deutschen Erbfürsten unterliess die Kurbraunschweigische Regierung, das Interesse dieses Staats zu besorgen. Es liess eine Einrichtung und Vertheilung zu, durch welche den Franzosen eine beständige Marschroute vorgezeichnet wurde, um in die Kurbraunschweigischen Staaten zu dringen, ohne dass sie die Territorien gröfsrer Reichsstände, und namentlich die Preussischen Staaten, betreten durften.

Als England den Frieden oder vielmehr Waffenstillstand von Amiens gebrochen und den Krieg gegen Frankreich erneuert hatte, stürzte es die Hannöverschen Lande recht vorsetzlich ins Unglück der französischen Occupation. Nicht zu gedenken, dass diese Lande gerettet werden konnten, wenn der König von

Gross-

So ſtark nun aber dieſe Gründe auch an ſich ſeyn mögen: ſo müſste man doch ſehr einfältig ſeyn, wenn man ſich einbilden wollte, daſs ſie ſogleich alle, die mit der eingetretenen Regierungsveränderung aus perſönlichem Intereſſe miſsvergnügt ſind, bekehren werde. Eine Schrift, wie dieſe, hat ſchon viel erreicht, wenn ſie nur gegen die Urtheile ſolcher, die ihre perſönliche Unzufriedenheit auf das Ganze übertragen möchten, andern die Augen öffnet, und Revolutionen, die das Schickſal herbeyführt, auch von ihrer guten Seite zu betrachten Anlaſs giebt. Auch unter der beſten und glücklichſten Staatsverfaſſung wird es immer Unzufriedene geben; und nur in Utopien können alle Wünſche aller befriedigt, können alle Klagen vermieden, kann jeder Eitelkeit geſchmeichelt, jeder Gewinnſucht, Rangſucht, Bequemlichkeit geopfert werden. Alles hingegen, was vernünftiger Weiſe von einer liberalen, gerechten und feſten Regierung Gutes zu erwarten iſt, darf Hannover von der preuſsiſchen gewiſs erwarten; das bisherige Gute der Verfaſſung wird ſicher erhalten; viele Mängel werden gebeſſert, und neue Vortheile werden dem Lande erworben werden.

Uebrigens ſcheint der Vf. nicht in den preuſsiſchen Staaten zu leben; wenigſtens hat er nirgends parteyiſche Vorliebe für die preuſsiſche Monarchie gezeigt; er legt ſeine Gründe ganz unbefangen dem Publicum vor, ohne dieſes durch Enthuſiasmus beſtechen, oder jene durch redneriſche Künſte verſtärken zu wollen.

Wie ſich endlich auch die verhängniſsvolle Lage von Deutſchland entwickeln möge: ſo iſt wohl unter Vernünftigen kein Zweifel, daſs die Maſsregeln des Königs von Preuſsen bisher dem nördlichen Deutſchland einen groſsen Vorzug vor dem ſüdlichen verſchafft, und daſs Hannover ſchon früher an dieſen Vortheilen würde Theil genommen haben, wenn nicht die bisherige Regierung aus übelverſtandenem Eigenſinn und Miſstrauen ſie vorſetzlich zurückgeſtoſsen hätte. Tiefer aber in die Beurtheilung dieſer Maſsregeln einzugehn, oder gar alle künftigen Folgen davon zu weiſsagen, wird jeder beſcheidne Zuſchauer Anſtand nehmen. Doch wagen es ſelbſt in gebildeten Ständen immer eine Menge Leute, ohne etwas von Staats- und Kriegskunſt zu verſtehen, ſich zu Lehrern oder Tadlern der Regenten und Feldherrn aufzuwerfen. Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe berechtigen eben ſo wenig als Künſtlertalente, über ſolche Angelegenheiten ſtolz und entſcheidend abzuſprechen. Denn wenn gleich viel dazu gehören mag, das Orcheſter in einer Oper gut zu dirigiren: ſo iſt es doch ganz etwas anders, das Staatsſchiff zwiſchen gefahrvollen Klippen und unter tobenden Stürmen glücklich hindurch zu ſteuern; auch iſt die geläufigſte Feder des bloſs ſpeculirenden Politikers eben ſo wenig ein Commandoſtab, als der Finger des Pater Joſephs, womit er Bernharden von Weimar eine Marſchroute zeichnen wollte, eine Brücke war.

PHYSIK.

PARIS, b. Levrault, Schöll u. C.: *Manuel du Galvanisme*, ou Deſcription et Uſage des divers appareils galvaniques employés jusqu'à ce jour, tant pour les Recherches phyſiques et chimiques que pour les Applications médicales par *Joſeph Izarn*, Profeſſeur de Phyſique au Lycée Bonaparte etc. Ouvrage mis au nombre de ceux qui doivent former les bibliothèques des Lycées. 1804. XXIII S. Zueignung u. Vorbericht u. 304 S. Text, mit 6 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 18 gr.)

Izarn, der ſich als vorzüglich thätiges Mitglied der galvaniſchen Geſellſchaft in Paris bereits einige Verdienſte um die Lehre vom Galvanismus erworben hat, vermehrt dieſe Verdienſte noch durch das vorliegende Werk. Er hat den guten Gedanken ausgeführt, die mannichfaltigen galvaniſchen Apparate und die Verſuche, die ſich mit denſelben zur Darſtellung der wichtigſten Effecte des Galvanismus anſtellen laſſen, in einer ſyſtematiſchen Ordnung aufzuſtellen, und die Ausführung iſt im Ganzen gelungen. Der Vf. hat durch die Abbildung der Apparate die Brauchbarkeit des Werks ſehr erhöht, und dadurch, ſo wie durch die genaue Beſchreibung derſelben auch die weniger Erfahrenen in Stand geſetzt, ſich dieſelben verfertigen zu laſſen und gehörig zu gebrauchen. Wir haben uns gefreut, daſs er den groſsen Verdienſten unſers *Ritters* um die Erweiterung dieſer Lehre durch Erfindung der Ladungsſäulen mehr Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen, als es im Allgemeinen von ſeinen Landsleuten geſchehen iſt, und daſs er überhaupt die Arbeiten der Deutſchen benutzt hat. Daſs *Izarn* nicht jede Künſteley im galvaniſchen Apparate (und wie viel hat man gerade in dieſem gekünſtelt) in ſein Werk aufgenommen hat, müſſen wir billigen; doch haben wir einige wichtige Apparate, die ſich vorzüglich auf die Zerſetzung des Waſſers beziehen, ungern vermiſst, namentlich diejenigen Apparate, durch welche die Waſſermaſſen, aus welchen die beiden Gasarten ſich entbinden, von einander getrennt werden, um die Gas-Entwicklungsproceſſe gleichſam chemiſch zu iſoliren. Dagegen hätten die erſten Verſuche, durch welche Galvani auf ſeine Entdeckung geleitet wurde, und die dazu gehörigen Apparate füglich wegbleiben können, da ſie gar nicht in die Lehre vom Galvanismus gehören, ſondern nur durch dieſen zufälligen Umſtand damit in Zuſammenhang gekommen ſind. Am ausführlichſten verweilt der Vf. bey den Apparaten und Verſuchen, durch welche die rein elektriſchen Phänomene der Säule dargeſtellt werden, und was er hier aus eigener Erfahrung über die Schwierigkeit, vergleichbare Elektrometer und gleichförmig wirkende Condenſatoren zu erhalten ſagt, muſs Rec. vollkommen beſtätigen.

Da wir im Deutſchen noch kein ähnliches Werk haben, und der praktiſche Theil der Lehre vom Galvanismus nie aufhören wird, von einem allgemeinern

Inter-

nteresse zu seyn: so verdiente *Izarns* Werk immerhin einen guten Uebersetzer in die Hände zu fallen. Nur würde derselbe darauf Rücksicht zu nehmen haben, den gänzlichen Mangel von eigentlicher Theorie der hier abgehandelten Versuche einigermaßen zu ersetzen, und in einzelnen Artikeln, die wir oben angemerkt haben, durch Benutzung der deutschen Werke etwas vollständiger zu seyn; dagegen in einigen andern Artikeln, namentlich in dem Artikel, der den ersten galvanischen Versuchen gewidmet ist, sich kürzer zu fassen. Es würde unfehlbar den Freunden dieses Zweigs der Physik durch eine solche Uebersetzung ein größerer Dienst geleistet werden, als durch die elenden historischen Compilationen, mit denen gewisse berüchtigte Vielschreiber auch in dieser Hinsicht dem deutschen Namen Schmach angethan haben.

Leipzig, b. Hinrichs: *Theoretisch-praktischer Versuch über den Galvanismus* mit einer Reihe von Experimenten, welche in Gegenwart der Commissarien des National-Instituts und in verschiedenen anatomischen Sälen angestellt wurden, von *Jean Aldini*, Professor der Universität zu Bologna u. s. w. Mit Zusätzen und Anmerkungen bearbeitet von D. *Franz Heinrich Martens*. — *Erster* Band. Mit Kupfern (mit einer Kupfertafel). 1804. VIII u. 204 S. 8. *Zweyter* Band. Mit Kupfern (mit zwey Kupfertafeln). 1804. 205 S. 8. (2 Rthlr.)

Aldini's Essai théorique et experimental sur le Galvanisme, von welchem wir im J. 1804. Nr. 112. eine ausführliche Anzeige geliefert haben, bedurfte eines sehr sachkundigen und verständigen Uebersetzers, wenn es für Deutsche eine interessante und lehrreiche Lectüre werden sollte. Eine Auswahl des Wichtigsten und dem Vf. Eigenthümlichen mit Weglassung so vieles uns besser bekannten, so vieler Auswüchse einer unnützen Weitschweifigkeit, und Einschaltung nöthiger Berichtigungen würde höchstens zur Füllung eines kleinen Bandes zugereicht haben, der für uns das größere Werk vollkommen ersetzt hätte. Leider aber fiel auch dieses Werk in die Hände eines Stümpers; denn die Uebersetzung wimmelt von den gröbsten Fehlern. So wird S. 183. des *ersten* Bandes *air condensé, verdichtete Luft* wiederholt übersetzt: *verdickte Luft; machine pneumatique, Luftpumpe*, wird übersetzt: *pneumatische Wanne! plateau de la machine pneumatique, Teller der Luftpumpe*; heißt bey Hn. *Martens das Gestell des pneumatischen Apparats; la pile ne reprend plus l'energie qu'elle avait avant qu'on eût fait le vide*, die Säule erhält nicht mehr wieder die volle Kraft, welche sie vor der Verdünnung der Luft hatte, übersetzt der Vf.: die Säule wird nicht wieder wirksamer als im verdünnten Raume; S. 191. *teinture de tournesol*, Lackmustinctur, übersetzt unser getreuer Dolmetscher durch *Sonnenblumentinctur; blanchissait l'eau de chaux*, machte das Kalkwasser weiss (mildigt, trübe) durch: *bleichte das Kalkwasser!!* Und ein solcher Wicht konnte es wagen, die treffliche Schrift *Walthers* über die Indication und den Technicismus der galvanischen Operation Geschwätz zu nennen, und *Ritter's* Beyträgen vorzuwerfen, dass wir noch keinen reellen Gewinn davon erhalten haben. Doch wir vergessen, dass unsere deutsche Literatur nichts mehr von Hn. *Martens* zu fürchten hat. *Quiescat in pace.*

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Neue Erfahrungen über die Wirkungen der Electricität auf den kranken Organismus.* Aus dem Englischen, mit einer Vorrede versehen von D. *Carl Gottlob Kühn*, öffentl. ordentl. Professor der Therapie in Leipzig. 1805. VIII u. 140 S. kl. 8. (16 gr.)

Bey dem im Allgemeinen sehr in Abnahme gekommenen Gebrauch der Electricität in Krankheiten sind die Bemühungen derer, welche durch Bekanntmachung auffallend glücklicher Kuren hartnäckiger Uebel, die durch Electricität bewirkt worden sind, das Zutrauen zu diesem Mittel wieder zu beleben suchen, ohne allen Zweifel sehr verdienstlich. Wenn auch zu den ältern so zahlreichen Erfahrungen wenig Neues hinzu gefügt werden kann, so ist doch eine neue Bestätigung derselben und gleichsam eine Anfrischung des Andenkens an dieselben schon von grosser Wichtigkeit. Aus diesem Gesichtspunkte billigt Rec. die Herausgabe dieser neuen Erfahrungen sehr, da sie in der That ganz geeignet sind, den Credit der Electricität als wirksamen Heilmittels wieder zu heben, der ohnedem jetzt wieder in dem Verhältniss steigen wird, in welchem der Galvanismus, der die gewöhnliche Anwendungsart der Electricität ganz verdrängen zu wollen schien, den seinigen allmählich wieder verliert. Den interessantesten Theil dieser Schrift machen die Erfahrungen *Wilkinsons* aus, von denen, so wie den darauf folgenden Erfahrungen *Woolrubs*, nicht genau angegeben ist, ob sie in einer eigenen Schrift, oder in irgend einem der englischen Journale bekannt gemacht worden sind. Für den Freund der Literatur sind die vollständigen Angaben der Titel der übersetzten Bücher immer wünschenswerth. *Wilkinsons* Erfahrungen betreffen den Nutzen der Electricität im *Halbschlage*, in *scrophulösen Geschwülsten*, bey *unterdrückter monatlicher* Reinigung, wobey er echt praktisch die verschiedenen Ursachen unterscheidet, und darnach die Anwendungsart der Electricität bestimmt, in *der Lähmung der Samenbläschen*, die mit häufigen Samenergiessungen nicht blos bey Nacht, sondern selbst bey Tag, bey einem jungen Manne verbunden war, bey *Auffschwellung der Hoden* von äusserlicher Quetschung und in einem Falle, der mit einer Hydrocele verbunden war, und der durch keine dergleichen äussere Gewalt veranlasst worden war, im *Rheumatismus*, in *der Gicht*, in *der Wassersucht* und im nervösen Kopfschmerz. Beynahe in allen diesen Fällen wandte der Vf. electrische Erschütterungen an, deren Stärke er durch die Entfernung

nung der Kugeln des Electrometers, ohne Zweifel des Laneſchen Ausladе-Electrometers, was jedoch nicht näher angegeben iſt, beſtimmt; wobey jedoch die Oberfläche der Belegung der Ladungsflaſche mit hätte angegeben werden ſollen. Auf bloſse Funken des erſten Conductors der Maſchine hält *Wilkinſon* wenig, und namentlich hält er ſie für ganz unnütz, ja ſogar ſchädlich; dagegen die Erſchütterungen allein wirkſam, wo Drüſenverſtopfung ſtatt findet, wo ein tiefer liegender Theil gelähmt iſt, wo Ergieſsungen der Feuchtigkeiten entſtanden ſind, oder eine Ablagerung von Materie vorhanden iſt. Wenn bey Hoden-Geſchwulſt die Erſchütterungen zu ſchmerzhaft ſind, läſst der Vf. Funken vorangehen, worauf jene dann beſſer vertragen werden. Weniger bedeutend ſind die Erfahrungen *Wohlrabs*. Sie betreffen die Heilung von *Zahnweh* und *Warzen*, wobey der Vf. durch den Umſtand, daſs er während der Behandlung von dieſen Krankheiten befallen wurde, auf den ſonderbaren Einfall gebracht wurde, daſs die Electricität durch die Conductoren, die er nicht an iſolirenden Handhaben hielt, die Krankheitsſchärfen ihm zugeführt habe, wogegen der Herausg. in einer Anmerkung ſeine gegentheiligen Erfahrungen beybringt, und auſserdem die Natur der Sache ſelbſt hinlänglich ſpricht; ferner die Heilung vom *Wechſelfieber*, *Kopfgrind*, *Tripper*, *Nachtripper*, *weiſsen Fluſs*, *Epilepſie*, *unterdrückter Menſtruation*, *Blutſpucken* und *langwierigem Mutterblutfluſs*. Angehängt ſind noch aus dem *phyſiſch-mediciniſchen Journale*, das vom Prof. *Kühn* herausgegeben wird, drey Fälle von einer, durch die Electricität geheilten, ſehr eingewurzelten und durch die wirkſamſten Mitteln nicht gehobenen *Kniegeſchwulſt* von *Lamb*, von einer durch die Electricität geheilten Fallſucht von *Hodgſon*, wobey jedoch die eigentliche Anwendungsart der Electricität nicht bemerkt iſt, und von einigen Wirkungen des Blitzes und der Electricität von *Coquart*.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Ein Wort zu ſeiner Zeit über die Erforderniſſe zur Zweckmäſsigkeit der Landtage für unſer Zeitalter überhaupt, mit beſonderer Hinſicht auf den nächſtbevorſtehenden in Kurſachſen.* (Ohne Jahrzahl.) 76 S. 8. (12 gr.)

2) *Leipzig*, b. Sömmer: *Wahrheiten und Winke eines Kurſächſiſchen eifrigen Patrioten.* Noch für den Landtag 1805. 1805. 56 S. 8. (4 gr.)

3) Ohne Druckort: *Kritik der Gedanken eines ſächſiſchen Patrioten*, oder: *Iſt es nöthig und nützlich, auf eine Erhöhung der Steuern auf dem jetzigen Landtage anzutragen?* (Ein Pendant zu den Landtagsſchriften von 1805.) 1805. 51 S. 8. (6 gr.)

Nach dem Titel von Nr. 1. ſollte man darin Vorſchläge über eine zweckmäſsige Organiſation der Landtage ſowohl überhaupt, als in beſondrer Beziehung auf Kurſachſen erwarten. Statt deſſen aber findet man theils allgemeine Betrachtungen über den Nutzen der Landtage, gegen die ſich zwar nur wenig einwenden läſst, die aber den meiſten gebildeten Leſern ſchon längſt bekannt ſeyn dürften; theils Vorſchläge über verſchiedne Gebrechen des Schul- und Polizeyweſens, deren Erledigung auf dem kurſächſiſchen Landtage zu wünſchen wäre. Auch hier wird man nur wenig Vorſchläge finden, die nicht ſchon oft zur Sprache gekommen wären; doch verdient unter andern folgender Wunſch des Vfs. einige Aufmerkſamkeit: „daſs zur wirkſamen Abſtellung vieler Polizey-Mängel darauf geſehen werden möchte, daſs zuvörderſt bey dem Studium und der Prüfung der Rechtsgelehrten auf das Polizeyrecht und die Polizeywiſſenſchaft durchaus geſehen werden müſste, damit in der Folge auch tüchtige Polizeybeamte gebildet würden, oder, was noch zweckmäſsiger ſcheine, ein wirkſameres, von der Juſtizbehörde unabhängiges und ganz abgeſondertes Landes-Polizey-Collegium organiſirt werden könnte, welchem die Verwaltung der Polizey in den Städten, wie auf dem Lande untergeordnet, und dem beſtimmte Polizeydirectoren, für jeden Kreis wenigſtens einer, verpflichtet würden."

Der Vf. von Nr. 2. geht in ein gröſseres Detail ein, und macht manche treffende Bemerkungen über die Schädlichkeit der Getreideſperren, über die Nothwendigkeit einer ſtrengern Beſtrafung der Holz-, Feld- und Garten-Diebſtähle, ſo wie auch der Beſchädigung gepflanzter Bäume; über die Verbeſſerung des Geſindes (in welcher Abſicht auch wirklich auf dem letzten Landtage in Kurſachſen der Entwurf einer neuen Geſindeordnung den Ständen vorgelegt worden iſt); über zweckmäſsige Streifereyen des Militärs zur Tilgung des Bettelweſens und über mehrere andere Gegenſtände. Nur den Vorſchlag kann Rec. nicht billigen, daſs den Gemeinden die ihnen verſtattete Freyheit wegen der Einführung eines neuen Geſangbuchs genommen werden ſollte, weil nach ſeiner Ueberzeugung die religiöſe Erbauung gar keinem geſetzlichen Zwange unterworfen ſeyn kann oder darf. — Was endlich die *dritte* Schrift betrifft, die ſich nicht, wie man vielleicht nach dem Titel glauben könnte, auf die vorhergehende, ſondern auf uns unbekannte *Gedanken eines ſächſiſchen Patrioten* bezieht, welche zu Hamburg erſchienen ſind, ſo geht ihre Haupttendenz gegen die in dieſer Abhandlung vorgeſchlagne neue Erhöhung der Steuern. Auch werden zugleich andre Mittel angegeben, wie man manchen dringenden Bedürfniſſen, wozu mit Recht die *Verbeſſerung der Landſtraſsen, die an manchen Orten ſelbſt lebensgefährlich ſind*, gerechnet wird, abhelfen könnte. Zu dieſen gehört vorzüglich: daſs zwey Millionen neue Caſſenbillets gemacht werden ſollten, wofür man aus den Landescaſſen eine eben ſo groſse Summe an baarem Gelde zur Bezahlung von Steuerſchulden nähme, und die hierdurch erſparten Intereſſen zu jenem Zweck verwendete.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Junius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

DRESDEN, b. d. Vf., u. LEIPZIG, b. Barth: *D. J. Merkels Erdbeſchreibung von Kurſachſen und den jetzt dazu gehörenden Landen. — Dritte*, durchaus verbeſſerte u. vermehrte Auflage. — *Erſter* Band. 254 S. *Zweyter* Bd. 262 S. *Dritter* Bd. 293 S. *Vierter* Bd. 284 S. Nach dem Tode des Vfs. gröſstentheils aus handſchriftlichen Nachrichten bearbeitet von *Karl Auguſt Engelhardt*, Mitglied der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 1804. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Selbſt nach der mit Recht allgemein geſchätzten *Leonhardi*ſchen Erdbeſchreibung der Kurſächſiſchen Länder kann doch die gegenwärtige nicht für überflüſſig gehalten werden, da ſie mehr für den Freund dieſer Wiſſenſchaft, als für den eigentlichen Gelehrten beſtimmt, und, dieſem Plane gemäſs, zweckmäſsig ausgearbeitet iſt, ſo daſs ſie denn auch bald mehrere Auflagen erlebte, von denen wir hier die *dritte*, da die erſten in unſerer A. L. Z. übergangen ſind, als ein neues Werk anzeigen.

Sein vorzüglichſtes Augenmerk hat der Vf. auf Gewerbe und andre Nahrungszweige gerichtet, und hiervon ſowohl in der Einleitung, die ſich mit der allgemeinen Kurſächſiſchen Statiſtik beſchäftigt, als auch in der beſondern Beſchreibung des Erzgebirgiſchen, Vogtländiſchen, Neuſtädter und Meiſsner Kreiſes, worüber ſich die vier *erſten* Bände verbreiten, manche intereſſante Nachrichten mitgetheilt, von welchen wir einige ausheben wollen. — Von 1783—1796. wurden gegen 13,400 Quadrat-Acker zur Holzcultur eingerichtet, welches zwiſchen 70 bis 80,000 Rthlr. koſtete. Im J. 1755. wurden in Sachſen an gewöhnlichen Körnerfrüchten nicht viel über 6 Millionen (?), 1801. aber gegen 17, und 1802. gegen 16 Millionen Scheffel erbaut. Die von der Landes-, Oekonomie-, Manufaktur- und Commerzien-Deputation ertheilten Preiſe, die nicht jährlich, ſondern nur von Zeit zu Zeit ausgeſetzt werden, betrugen von 1764—1800. über 80,000 Rthlr., ſo wie die ſeit 1773. gewöhnlichen Gratificationen für die Rettung verunglückter Perſonen in den letzten 9 Jahren über 33,000 Rthlr. Der angegebene Werth aller bey der Brandaſſecuration verſicherten Grundſtücke betrug zu Michaelis 1802. (mit Ausſchluſs der Lauſitzen und des Amtes Dobrilugk) gegen 92,400,000 Rthlr., am 31. März 1803. ſchon gegen 93,600,000 Rthlr., und war ſeit Eröffnung der Anſtalt um mehr als 36 Millionen geſtiegen. Dagegen hat ſich auch in Kurſachſen die traurige Erfahrung beſtätigt, daſs ſich die Brandſchäden, ſeit der Errichtung dieſes Inſtituts faſt mit jedem Jahre vermehrt haben. Von dem Bergbau wird (S. 95—138.) eine ſehr ausführliche Beſchreibung mitgetheilt. [Da der Vf. hierbey (S. 99. in der Note) die Frage aufwirft: ob nicht das Kloſter Altenzelle an der Entdeckung der Freyberger Bergwerke den gröſsten bis jetzt *ganz unerkannten Antheil* gehabt haben ſollte: ſo ſcheint ihm die Abhandlung über die Freyberger Gegend in der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur Sächſ. Geſchichte Th. I. S. 133., wo dieſes ausdrücklich behauptet wird, unbekannt geblieben zu ſeyn.] Beſondres Intereſſe für die jetzigen Zeitumſtände haben die S. 140. über den Zuſtand des Ackerbau's im Erzgebirge mitgetheilten Nachrichten. Der beſte Getreidebau an Korn, Gerſte und Weizen iſt in den Aemtern Zwickau, Chemnitz, Sachſenburg mit Frankenberg und Noſſen — der mittlere in den Aemtern Grünhayn, Stollberg, Wieſenburg und Auguſtusburg, Freyberg und Dippoldiswalde; der dürftigſte in den übrigen an Böhmen gränzenden Aemtern, wo meiſt nur Hafer erbaut wird. Seit 40—50 Jahren ſucht man den Ackerbau zu verbeſſern, aber doch giebt er bey weitem nicht den ganzen Bedarf. Im J. 1799. wurden nach den eingereichten Angaben 467,000 Schfl. Korn, über 50,000 Schfl. Weizen, gegen 182,000 Schfl. Gerſte, gegen 10,000 Schfl. Erbſen und über 700,000 Schfl. Hafer erbaut. Bey dieſem geringen Getreidebau ſind die Erdäpfel eine groſse Wohlthat, die zuerſt aus dem Vogtlande in das Erzgebirge ſeit 1712. gekommen ſind, und wovon in dem Jahre 1802. über 700,000 Schfl. ſollen erbaut worden ſeyn. — Eben ſo intereſſant ſind die Notizen über die Blaufarbenwerke, das Spitzenklöppeln und viele Manufakturen und Fabriken in einzelnen Gegenden und Oertern, beſonders des Erzgebirgiſchen und Vogtländiſchen Kreiſes; allein wir halten es für zweckmäſsiger, ſtatt Auszüge hiervon zu geben, einige Zuſätze und Berichtigungen zu liefern, welche vorzüglich die allgemeine Sächſiſche Statiſtik betreffen. S. 31. wird die kaiſerliche Belehnungsurkunde, welche der Herzog Moritz über die Kurwürde und den gröſsten Theil der Erneſtiniſchen Länder erhielt, die *Sächſiſche goldne Bulle* Kaiſer Karl V. genannt. Allein dieſe Benennung wird nie für jene Urkunde gebraucht, ſondern vielmehr für den Lehnbrief, den der Herzog Rudolf II. von Sachſen am 27. Dec. 1356. vom Kaiſer Karl IV. erhielt, und worin auch die von dem Vf. gleichfalls angeführte Verordnung wegen der Erbfolge enthalten iſt. Wenn ferner ebendaſelbſt behauptet wird: daſs alle Kurſächſiſche Lande, die Lauſitzen ausgenommen, bloſs auf die

die männlichen Nachkommen des Landesherrn vererben: so hätte dabey die wegen der Lauſitzen in dem Nebenreceſſe des Prager Friedens zum Beſten der weiblichen Nachkommen Johann Georgs I. feſtgeſetzte Beſtimmung nicht übergangen werden ſollen, nach welcher dieſelben die Lauſitzen auf den Fall der Erlöſchung des Mannsſtammes nur ſo lange in Beſitz nehmen dürfen, bis von Böhmen der alte darauf haftende Pfandſchilling wieder bezahlt worden iſt. Auf die neueſten Beſtimmungen des Deputationshauptſchluſſes nimmt der Vf. gar keine Rückſicht, indem er S. 33. behauptet: daſs der Kurfürſt von Sachſen unter den deutſchen Kurfürſten der dritte, und unter den weltlichen der ſechſte ſey. Bey Anführung der Vicariatsrechte (S. 35.) fehlt das Wichtigſte — die höchſte Gerichtsbarkeit. S. 36. wird der Kurfürſt von Sachſen Director der oberſächſiſchen Kreisverſammlungen oder Kreisoberſter genannt; wobey zu erinnern iſt: daſs ihm jene Direction nicht in der erwähnten Eigenſchaft, ſondern als Kreisausſchreibendem Fürſten gebührt. Ebendaſelbſt wird der unrichtige Satz aufgeſtellt: daſs der Kurfürſt Geſandte zu dem Reichstag *ſchicken müſſe;* da es doch allgemein bekannt iſt, daſs die Reichsſtände zur Ausübung der Reichsſtandſchaft keine vollkommene Verbindlichkeit haben. Die landſchaftliche Verfaſſung iſt (S. 38—40.) ſo oberflächlich dargeſtellt, daſs weder der enge und weite Ausſchuſs erwähnt, noch die beſondern Curien der Univerſitäten und der Grafen und Herren gehörig von der Prälaten-Curie abgeſondert, noch endlich die ſchriftſäſſigen von den amtſäſſigen Rittergütern in Anſehung der Landſtandſchaft unterſchieden werden. Auch iſt es unrichtig, wenn der Vf. S. 45. ſagt, das geheime Finanzcollegium ſey *nach und nach* aus der vom Kurfürſt Auguſt errichteten Kammer entſtanden, da ſich daſſelbe vielmehr auf die von dem jetzigen Kurfürſten 1782. getroffene Vereinigung der Kammer mit der Generalhauptcaſſe und dem Bergcollegio gründet. Ferner iſt es viel zu unbeſtimmt, wenn S. 46. von der Landesregierung behauptet wird: „ſie entſcheide in allen Rechtsſachen, die von den Aemtern und Stadtobrigkeiten nicht entſchieden werden können;" ſo wie auch von den Hofgerichten S. 48.: „ſie wären nur für gewiſſe Kreiſe, Orte und Perſonen, und auch nur in gewiſſen Fällen die oberſte Juſtizbehörde." Dieſe Behauptung iſt dergeſtalt zu verbeſſern: daſs Landesregierung und Hofgerichte über die alten Erblande in der Regel die concurrente Gerichtsbarkeit über alle Schriftſaſſen ausüben und an ſie von den Aemtern, ſo wie auch von den ſchriftſäſſigen Obrigkeiten der Städte und Dörfer, appellirt wird; jedoch mit der Beſtimmung: daſs gewiſſe Sachen, als z. B. peinliche, der ausſchlieſsenden Cognition der erſtern unterworfen ſind, und daſs von letztern das Wittenberger Hofgericht nur für den Kurkreis, das Leipziger Oberhofgericht aber für die übrigen Kreiſe jener Länder beſtimmt iſt, und von beiden noch an die Landesregierung appellirt werden kann. Dagegen iſt ſo viel richtig: daſs dieſe bey allen Appellationen nur über ihre Zuläſſigkeit erkennt und hierauf die Sache zur Entſcheidung an das Appellationsgericht verweiſt, bey welchem auch überdieſs die Schriftſaſſen unmittelbar belangt werden können, mit Ausnahme derjenigen Gegenſtände, die der Landesregierung allein vorbehalten ſind. Endlich bemerken wir noch: daſs S. 48. die neu einzuführende Gerichtsordnung unrichtig ein *Geſetzbuch* genannt wird, und daſs die Landſteuer nicht erſt (wie S. 61. angeführt iſt) 1561. entſtanden iſt, ſondern ſich weit ältre Spuren von dieſer Steuer finden, und ſie ſchon ſeit 1550. ununterbrochen iſt verwilligt worden.

DRESDEN, b. Vf., u. LEIPZIG, b. Barth: *Handbuch der Erdbeſchreibung der Kurſächſiſchen Lande*, nach der Merkel- und Engelhardtiſchen gröſsern Erdbeſchreibung, beſonders zum Gebrauch in Bürger- und Landſchulen, bearbeitet von *Karl Auguſt Engelhardt*, Mitglied der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Nebſt drey Tabellen über Producte, Manufacturen und Handel. 1803. 180 S. 8. (12 gr.)

Dieſes Handbuch iſt nicht bloſs ein Auszug aus den ältern Ausgaben der Merkelſchen Erdbeſchreibung, ſondern enthält auch einige Berichtigungen und Ergänzungen derſelben, und iſt für den auf dem Titel bemerkten Zweck im Ganzen zweckmäſsig eingerichtet. Auſserdem beſitzt es den Vorzug, daſs ihm einige Induſtrietabellen beygefügt worden, die, ſo weit wir ſie geprüft haben, mit Fleiſs und Genauigkeit abgefaſst ſind; doch hat ſie der Vf. für die Beſitzer der gröſsern Erdbeſchreibung beſonders abdrucken laſſen. Ob wir übrigens gleich nicht zu den kritiſchen Sehern gehören, die aus Mücken Elephanten machen, und welche in der Vorerinnerung verbeten werden: ſo können wir deſſen ungeachtet nicht bergen, daſs wir auch in dieſer Schrift einige bedeutende Fehler gefunden haben, die ſehr leicht hätten vermieden werden können. So heiſst es z. B. S. 7.: „Unſer Landesherr hat *als Kurfürſt* vorzüglich die Pflicht, zu allen Kriegen, welche das deutſche Reich betreffen, Geldbeyträge zu liefern und Soldaten zu ſtellen;" wobey ſich der Vf. daran gar nicht erinnert, daſs dieſe Verbindlichkeit eine allgemeine Folge der Abhängigkeit vom Reiche iſt; aber mit der kurfürſtlichen Würde in keiner Verbindung ſteht. Wenn ferner S. 9. geſagt wird: „Zur leichtern Handhabung der Gerechtigkeit iſt jeder Kreis in Aemter getheilt, die unter Amtleuten ſtehen, welche die Landesregierung einſetzt," ſo nimmt er bey dieſer Behauptung auf den andern Hauptzweck der Aemter, der in der Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte beſteht, gar keine Rückſicht. S. 88 u. 104. werden Domherrn in den Stiftern Wurzen und Zeitz erwähnt, da es doch allgemein bekannt iſt, daſs dieſe Stifter Collegiat- oder niedre Stifter ſind, deren Mitglieder zwar Canonici, aber keine Domherrn ſind. — Noch müſſen wir endlich den Vf. für die Zukunft rathen, ſich mancher unſchicklicher Ausdrücke zu enthalten, die ihm geläufig zu ſeyn ſcheinen, als z. B. *Schnitzer*, *flugs*.

STA.

STATISTIK

ZÜRICH, b. d. Vf. *Joh. Heinr. v. Eſcher*, Stadtrathe u. öffentl. Ankläger: *Etat der ſämmtlichen ſowohl an- als abweſenden Gemeindsbürger der Stadt Zürich, welche das zwanzigſte Altersjahr zurückgelegt haben, mit dem erſten Januar* 1806. 136 S. 8. (8 gr.)

Das Bürgerrecht zu Zürich war vor der helvetiſchen Revolution um ſo wichtiger, je ſchwerer es zu erwerben war. Die Bürger waren *allein* eines Antheils an der Regierung des 45 Quadratmeilen groſsen, und ihre Bevölkerung von beynahe 200000 Menſchen zählenden Kantons fähig, *allein* wählbar zu Predigerſtellen im ganzen Lande, und gröſstentheils auch im Thurgau und im Rheinthal, und hatten *allein* das Recht, Handlung zu treiben, andere Vortheile ungerechnet, bey denen wir uns, ob ſie gleich nicht unbedeutend waren, jetzt nicht aufhalten wollen. Und wie viele eingeſchriebene und eingeſchworne Bürger hatte Zürich noch wenige Jahre vor der Revolution (1795)? Nur 2100. Da nun der mit der höchſten Gewalt verſehene groſse Rath aus 212 Mitgliedern beſtand: ſo erhellet, daſs der zehnte Bürger in dem ſouveränen Rathe ſaſs. Der Etat einer ſolchen Bürgerſchaft hatte ſtatiſtiſche Wichtigkeit, und die Uebericht derſelben führte auf manche wichtige Idee. Es war der Etat eines ſo gut wie geſchloſſenen Vereins von Bürgern, deren Vorältern gröſstentheils ſchon ſeit einigen Jahrhunderten im Beſitze dieſes Bürgerrechts waren, das ſeinem Beſitzer groſse Vorrechte im Staate verſchaffte. In dem achtzehnten Jahrhundert ward 95 Jahre lang kein einziger unter dieſe Bürger aufgenommen; in dem 17ten nur eine kleine Anzahl von Familien; die meiſten Geſchlechter dieſer Stadt ſind ſchon ſeit dem 16ten und 15ten, einige ſchon ſeit dem 14ten Jahrh. im Beſitz dieſes Rechts; und ſchlägt man *Leu's* ſchweizeriſches Lexicon nach: ſo überzeugt man ſich, daſs es nicht leicht ein Geſchlecht gab, das nicht in irgend einer Periode unter ſeinen Individuen Mitglieder des gröſsern Raths und ſelbſt des Senats oder der Regierung zählte, und daſs, mit Ausnahme der adlichen Geſchlechter, die zwar als ſolche keinen Vorrang beſaſsen, aber deren männliche Individuen immer *Junkern* hieſsen, faſt alle funfzig Jahre andere vornehme Familien in dieſer Stadt waren. Nachdem aber *Freyheit und Gleichheit* in Helvetien proklamirt worden war, verlor das Bürgerrecht zu Zürich ſeine politiſche Wichtigkeit, und die bisherigen *Unterthanen*, die Landleute, erhielten — o des Greuls für ein vaterſtädtiſches Herz! — *gleiche politiſche Rechte* mit den Bürgern der κατ' ἐξοχην, weil Winterthur nur ein Municipalſtädtchen war, ſo genannten *Stadt*. Selbſt die Napoleoniſche Mediationsacte von 803. hat hierin nichts geändert, und auch *Landleute* ſind jetzt Mitglieder des Senats, des Obergerichts, und vorzüglich des groſsen Raths; inzwiſchen iſt doch der Werth des Stadtbürgerrechts ſeit der Einführung der neueſten Verfaſſung wieder ein wenig geſtiegen, und nach der öffentlichen Meinung will es doch immer unendlich mehr ſagen, ein Bürger der Gemeinde Zürich, als ein Bürger der Gemeinde Hunteren, Bauma oder Thörliken zu ſeyn; auch darf man es den Bürgern der Hauptſtadt getroſt zutrauen, daſs ſie das groſse Ziel ihres Beſtrebens, der Stadt wieder, wo möglich, den vorigen Glanz zu verſchaffen, nie aus dem Geſichte verlieren werden. In dieſer Hinſicht iſt der vorliegende *Etat* immer der Aufmerkſamkeit werth, und er hat vor den früher erſchienenen Etats, deren Rec. mehrere vor ſich liegen hat, einige ſchätzbare Vorzüge. So verdient es Dank, daſs der Vf. den Urſprung verſchiedener Geſchlechter, und das Jahr ihrer Aufnahme unter die Bürger von Zürich angiebt. Die Familie Bremi ſtammt z. B. von Rapperſchwyl ab, und ward Bürger 1537.; Füſsli, von Wollishofen bey Zürich, 1388.; Geſsner ſtammt von Solothurn ab, und erhielt das Bürgerrecht 1493; Häfeli, von Babenhauſen, 1481.; Heſs, von Reutlingen, 1517.; Hottinger, von Zollikon bey Zürich, 1401.; Lavater, von Rheinau, 1446.; Peſtaluz (Peſtalozzi), von Chiavenna, 1567.; Pfenninger, von Stäfa, 1496.; Stolz, von Oberbüren im Thurgau, 1499.; Tobler, von Wald, 1626.; Ufteri, von Ehrlibach am Zürcherſee, 1401. Von dieſem und zum Theil noch höhern Alter ſind bey weitem die meiſten Geſchlechter der Bürger von Zürich. Auch ein Verzeichniſs der ſämmtlichen übrigen Einwohner von Zürich, aus dem Canton, aus andern Cantonen, aus Frankreich und aus andern Staaten, mit Bemerkung, was ihr Gewerbe ſey, verdient Dank. In Anſehung der im Auslande etablirten Stadtbürger iſt der Vf. weniger genau, als in Anſehung der an Ort und Stelle lebenden; hier entgeht ihm nicht leicht ein Lieutenant beym Succursregimente, ein Hauptmann der Scharfſchützencompagnie u. dergl.; dort hingegen macht er z. B. den Zunftmeiſter Wegmann zu München ohne alle nähere Nachfrage, ob es wahr ſey, zum königlich bayerſchen Hofrathe; bey Joh. Caſp. Häfeli wird bemerkt, er ſey Pfarrer zu Bernburg; er iſt aber auch Doctor der Theologie, Superintendent, und fürſtl. Anhalt. Conſ. Rath; Joh. Jak. Stolz iſt ihm ebenfalls zwar Pfarrer zu Bremen, nicht aber Doctor und Prof. der Theologie, was er doch auch iſt; Joh. Caſp. Horner iſt nach dem Etat V. D. M.; er iſt aber auch Doctor der Philoſophie, und Aſtronom bey der Entdeckungsreiſegeſellſchaft des Hn. v. Kruſenſtern. Faſt ſollte man glauben, daſs der Vf., der etwas kleinſtädtiſchen Denkart eines groſsen Theils ſeiner Mitbürger getreu, keine andern Titel anerkennen wolle, als wovon in der groſsen Stadt Zürich die Diplome, Brevets, Decrete ausgefertigt worden ſind. Hat doch der in der Schweiz renommirte Zürcherſche Zeitungsſchreiber, Heinrich Bürkli, ſich erſt den 14. März 1806. auf erhaltenen höhern Wink entſchlieſsen können, den mächtigen Napoleon, der das Schickſal der ganzen Schweiz in ſeiner Gewalt hat, als Kaiſer von Frankreich und König von Italien anzuerkennen.

ERFURT, b. Görling: *Statiſtiſches Hand- und Adreſsbuch für das Königlich-Preuſsiſche Fürſtenthum Erfurt,*

furt, die Grafſchaft Blankenhayn und Untergleichen. Auf das Jahr 1806. Mit Hinſicht auf Eichsfeld, Mühlhauſen und Nordhauſen. Herausgegeben von *Carl Siegismund Spangenberg.* XXIV u. 284 S. 8.

Das Ideal eines vollkommenen Provinzial-Handbuchs wurde hiemit durch den Königl. Preuſsiſchen Regiſtratur-Aſſiſtenten Hn. *Spangenberg* möglichſt erreicht; die beiden, zu ihrer Zeit in der A. L. Z. empfohlnen, *Stieghan*'ſchen Verſuche von 1795 und 1797. ſind weit übertroffen. Nicht zu viel iſt es geſagt, daſs man darin das Ganze und alle ſeine Theile in allen ihren Staats- und auch in den vorzüglichſten Privat-Rückſichten dargelegt findet. Jeder Bewohner der, im Titel genannten, *Neu*-Preuſsiſchen Lande kann ſich dadurch belehren, in welcher Beziehung er auf die ganze Monarchie und auf ſeine Provinz ſich befinde, worin deren einzelne Regierungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungszweige beſtehen, und der Ausländer erſieht daraus deren Umfang, Geſetze, Statiſtik, Anſtalten für moraliſch-religiöſe und für intellectuelle Bildung u. ſ. w. Kurz! das *Küſter*'ſche Staats-Handbuch wird hier ausgefüllt und gleichſam aus dem Skelet, mit Bezug auf die Armee-, Stamm- und Rangliſte, ein belebter Körper gebildet. Durch die beygefügten Inhalts- und Namen-Regiſter iſt der tägliche Gebrauch erleichtert. Nach der, die ganze Monarchie umfaſſenden, Einleitung iſt das Werk unter zehn Haupt-Rubriken geſtellt; nämlich: die Militär-, Finanz- und Cameral-Juſtiz- und Polizey-Departements, Kirchen- und Schulweſen, wiſſenſchaftliche Cultur, Kunſt- und Induſtrie-Erwerb, Anſtalten zur Bedienung, Bewirthung und Beluſtigung der Einwohner und Fremden, fremdherriſche Inſtanzen (welcher nur ein Weimariſches Geleits-Amt und Neben-Caſſe enthält, und daher wohl nicht eine eigne Rubrik verdiente) und ſpeciellle Behörden für *Blankenhayn* und *Untergleichen.* Vier von dieſen Abſchnitten haben durch hiſtoriſche Erläuterungen weit mehr Intereſſe und Anziehendes bekommen, als ſonſt eine trockne Numenklatur haben mag. Von der praktiſchen Berückſichtigung mag dieſes zum Beyſpiel dienen, daſs ſogar die, in *alten* Erfurter Documenten vorkommenden, Maſse und Münzen S. 73. erklärt worden. — Die auswärtigen Mitglieder der Erfurter Academie S. 169 u. f. bedürfen jedoch manchen Nachtrag: z. B. *Arnemann* iſt nicht in Göttingen, ſondern in Hamburg; *Böttiger* nicht mehr zu Weimar, ſondern zu Dresden; *von Zach*, Oberhofmeiſter, *von Veltheim*, todt u. ſ. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Zwickau: Moretum quod Virgilio adſcribitur cum verſione vernacula et animadd. paucis. Quo — Tob. Hempelio* Conſuli et Lyc. Zwiccav. Inſpectori — natalem diem — pie congratulantur ordinum priorum Lycei Zwicc. cives interprete *Frid. Gotth. Klopfero* Lyc. alumno. 1806. 16 S. 4. — Das kleine Denkmal der Erkenntlichkeit gegen den würdigen Inſpector und Wohlthäter des Zwickauſchen Lyceums iſt eines Blickes werth. Der Vf. iſt geneigt, das Mörſergericht ſeiner reinen Sprache und ſeiner einfachen, doch zierlichen, Darſtellung wegen für ein Erzeugniſs des goldnen Zeitalters der röm. Sprache zu halten; er giebt zu, daſs der Gegenſtand aus dem Griechiſchen des Parthenius entlehnt ſeyn möge, ohne daſs man es jedoch für eine Ueberſetzung deſſelben gelten laſſen könne, da in ihm nur italiſche Sitte dargeſtellt werde (als wenn dieſs nicht auch im Parthenius hätte der Fall ſeyn können). Die metriſche Ueberſetzung verräth Anlagen, obgleich wenige Verſe die Kritik aushalten würden, und die Voſſiſche, welche der Vf. nicht gekannt haben muſs, nicht daneben gelegt werden darf. V. 5. ſtellt er die Ordnung der Worte auf, wie ſie vor Aldus war: „*Membra levat, vili ſenſim demiſſa grabato*", in welchem Falle doch das Komma durchſtrichen werden müſste, damit man nicht *ſenſim demiſſa* verbände. Dieſer Zweydeutigkeit weicht freylich die andere Wortſtellung: „*Membra levat ſenſim, vili* etc." noch mehr aus. v. 8 — 10. billigen wir die Aufnahme von Scaligers *fomes* ſtatt *fumus*, wozu ſich, nach des Herausg. guter Erinnerung, beſſer *tenuis*, *exiguus*, als das gebrauchte *parvulus* geſchickt hätte. Aber unrichtig iſt es, wenn er den *fomes* und die *pruna*, die nach Dichterweiſe erläuternd jenem zugeſetzt iſt, für zwey verſchiedene Dinge hält, an welche *beide* (*his*, zündete denn etwa die eine nicht?) das Docht der Lampe gehalten wird. *His* geht aber auf die *lumina prunae.* Ueber die in der Ueberſetzung beybehaltne Scaliger'ſche Erklärung von v. 11. „*producit aeſt ſtupas*" hat ſchon *Heyne* das Nöthige erinnert. Unter den Varianten und Conjecturen zu v. 15. ſcheint uns der Vf. das Rechte herausgefunden zu haben: „*Et referat cellae, quae providet, oſtia clavi.*" *Cellae* iſt *Barth's* Vermuthung, ſtatt *olauſae*, und *providet* iſt *praevidet* die Lesart einer Handſchrift. Aber ſehr gezwungen kommt uns ſeine Art zu verbinden vor: „*clavi, quae providet*" ſc. *cellae*, wogegen wir „*cella, quae providet*" ſc. *uſibus domeſticis*, für Umſchreibung einer Vorrathskammer halten. v. 52 nimmt der Vf. *Vulcanus Veſtaque* in Schutz, ſtatt *teſta.* *Veſta* für den Heerd, auf welche Bedeutung doch auch *Heyne* fiel. v. 65. 66. iſt *Heyne* geneigt, für unecht zu halten, obgleich die gewähltere Sprache wenigſtens den letztern vertheidigen möchte. Nicht übel ſieht unſer Vf. v. 65. als Parentheſe an. v. 93. wählt er die Lesart: „*Singula tum capitum nodoſo vertice nudat*", und erklärt es von den Stängeln des Knoblauchs, die aus den Köpfen, wie das Haar vom Scheitel, emporſtehen. Ob ihnen aber das Prädicat *nodoſo* zukomme, entſcheiden wir nicht. *Numeroſo cortice* verſchmäht er wegen des folgenden „*et ſummis ſpoliat coriis*", damit nicht daſſelbe zweymal geſagt werde. Die geſchälte Zwiebel nannte die gemeine Lesart v. 95. ſehr unbequem „*ſervatum gramine bulbum*", wofür hier *Schraders* „*ſervatum in germine bulbum*" aufgenommen iſt. v. 119. vom Simulus, der das Brot aus den Händen der Magd empfängt, wird die gemeine Lesart: „*Quem lotis recipit manibus*" ſtatt *luetus* angenommen, weil das Durchkneten und Formen des Miſchgerichts v. 115. dem reinlichen Bauer das Waſchen der Hände nothwendig gemacht habe. Allein dann hätten wir dieſe Handlung einige Verſe früher, und zwar nicht bloſs angedeutet, ſondern nach dem Charakter dieſes Gedichtchens ausgemalt zu ſehen erwartet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Junius 1806.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

DORPAT u. RIGA, b. Müller: *Einleitung in die Allgemeine Sprachlehre* mit besonderer Rücksicht auf die Deutsche, als Leitfaden beym Vorbereitungsunterricht der Jugend, welche nun Sprachen grammatisch lernen soll, und zugleich zur Verstandesübung entworfen von D. *Wilh. Friedrich Hezel.* 1805. 126 S. 8. (8 gr.)

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre* nach *Kant* und *Sacy* in einer ausführlichen Recension der Grundsätze des Letztern. 1805. 210 S. 8. (18 gr.)

Bey dem erfreulichen Streben, alle Gattungen der Erkenntnisse, und insbesondere auch das Studium der Sprachen, auf philosophische Ansichten zurückzuführen, misslingen begreiflich auch Versuche der Art, oder leisten doch weniger, als sie leisten sollen. Dieſs ist bey beiden angezeigten Schriften der Fall. Beide führen einen zu vornehmen Titel.

Nr. 1. mag zum Vorbereitungsunterrichte allenfalls brauchbar seyn, wenn es uns auch gleich an andern, zwar keinesweges vollkommnen, aber doch ausgearbeitetern Büchelchen, z. B. von *Heinsius*, nicht ganz fehlt; und ob wir wohl meynen, dafs schon die erste Milch reiner gegeben werden könne. Das Studium der allgemeinen Sprachlehre, welches der längst rühmlich bekannte, und neuerlich um die Erziehung verdiente Vf. in seinem neuen Vaterlande mit vereinstlichem Eifer durch diese Schrift zu befördern sucht, müsste auf eine solche Vorbereitung wirklich gebaut werden können, und nicht soviel in derselben zu berichtigen seyn. Den Grundsatz, von welchem der Vf., wahrscheinlich nach seinen Erfahrungen, ausgeht, dafs man grammatischen Unterricht zuerst in der Muttersprache geben, und dabey die *Begriffe* von Substantiv, Adjectiv u. s. w. zu entwickeln suchen müsse, wollen wir hier gar nicht bestreiten. Aber offenbar ist ein solcher Unterricht noch nicht Einleitung in die *allgemeine* Sprachlehre, bey welcher doch nothwendig Rücksicht auf mehrere Sprachen, und eine Umsicht und Abstraction vorausgesetzt wird, denen ein so frühes Alter gar nicht fähig ist. Wenn die Grundlage jenes Unterrichts in der deutschen Sprache Einleitung in die allgemeine Sprachlehre heifsen soll: so müfsten noch weit mehr Bücher, wie *Lomonossow's* russische Grammatik, so genannt werden, worin viel mehrere allgemeine Sprachbegriffe richtiger und bestimmter vorgetragen sind, als in dem vor uns liegenden Büchlein. Zu vielleicht künftiger Berichtigung, und zur genauern Charakterisirung wollen wir einige Theile desselben durchgehen. S. 38. 39. ist das Wesen der Substantive also dargestellt: „1) es sind lauter Namen von *Personen* oder von *Dingen*, sey es nun von Dingen im *eigentlichen* Verstande, z. B. Hut, Stiefel, oder von irgend sonst etwas, das man sich als ein *Ding* — als ein *Etwas vorstellt*, und wenigstens *uneigentlich* so nennen *kann*, z. B. Zorn u. s. w. 2) Man kann *allen* Wörtern dieser ersten Klasse die Wörtchen *ein*, *eine*, oder: *der*, *die*, *das* vorsetzen." S. 41 und 42. heifst es von den Adjectiven: „Also solche Wörter, welche *bey einem Hauptworte stehen*, und irgend eine *Beschaffenheit* oder *Eigenschaft* einer Person oder Sache anzeigen, nennen wir *Beywörter* oder Beschaffenheitswörter. Demnach wären also sowohl die *Hauptwörter* als die *Beywörter* Namen oder *Nennwörter*, nur mit dem grofsen Unterschiede, dafs die *Hauptwörter* die Namen *eines Dinges selbst* sind, z. B. Tisch, die *Beywörter* aber nur die Namen der Eigenschaften eines Dinges, z. B. *grofser* Tisch." — Man sieht, dafs diese ganze, übrigens sehr vage, Charakteristik auf die Setzung des Artikels beym Substantiv, und auf das unbestimmte Gefühl des jungen Zöglings hinauslauft, sich die Wörter wie: *grofser*, zu merken, und nicht mit: *Gröfse* des Tisches, zu verwechseln, ob wohl dieſs Wort auch ein Beschaffenheitswort und der Name einer Eigenschaft ist, und bey einem Hauptworte steht. Die *Artikel* nennt der Vf. S. 43. *Geschlechtswörter*, weil sie sich nach dem Geschlecht des Hauptworts richten; es soll damit ohne Zweifel gesagt werden: weil sie das Geschlecht der Hauptwörter *anzeigen*. Wie unbefriedigend aber diese Angabe sey, konnte schon ein Blick auf die englische Sprache verrathen. Eben diese und andere, gerade mit der deutschen verschwisterte Sprachen, so wie auch die französische, italiänische zeigen, dafs es sich nicht so leicht, als der Vf. meynt, vermuthen lasse, dafs das Adjectivum Veränderungen sowohl für Genus als Numerus und Casus haben werde. Der Unterschied, der zwischen *Adjectiven* und *Adverbien* S. 47. und S. 114 f. aufgestellt wird, ist in eben dem Charakter, und an keinem von beiden Orten ist auch nur Ein Beyspiel eines charakteristisch ausgezeichneten *deutschen* Adverbii, wie z. B. *weislich*, *verhoffentlich*, gegeben, sondern alles blofs in die Declinationsveränderung gesetzt, da das Adjectiv wie das Hauptwort selbst verändert werden könne, das Adverbium nicht. Nur durch jene Beyspiele konnte erst der Begriff deutlicher, und darnach die gewöhnliche deutsche Form erlernt werden. Ueber die Casus ist S. 69. nicht mit einem Worte gesagt, dafs sie gerade einerley Zweck

mit den Präpositionen haben, wodurch allein der Begriff derselben erkannt wird; sie sind blofs als *Art*, die Hauptwörter und Artikel zu *verändern*, charakterisirt. Die *Interjectionen* sind passend in die der äussern Empfindung, wie *knaks*, und die der *innern* getheilt. — Auf irgend einen andern für den Sprachforscher interessanten Gedanken sind wir kaum gestofsen. Aber die angewendete Methode, die Aufmerksamkeit der Zöglinge fortzuleiten, finden wir zweckmäfsig, und dieſs ist Hauptsache bey dem Gebrauche eines solchen Schulbuchs, dessen Mängel ein geschickter Lehrer ersetzen kann.

Nr. II. macht weit mehr Ansprüche. Philosophische *Principien*, *Kant* und *de Sacy* prangen auf dem Titel eines verworrenen und unbefriedigenden Geschreibsels, in welchem nur hier und da einige passende, nicht längst bekannte Gedanken zu bemerken sind. Der Vf. charakterisirt sich als einen vieljährigen Schulmann, der mit recht braven Eifer bey seinem Unterricht im Lateinischen und Deutschen auf Sprachvergleichung und Begriffe hinwirken, und sich darüber einzelne Bemerkungen vor Jahren niedergeschrieben haben mag, wie sie ihm beyfielen. Diese giebt er nun hier ziemlich durch einander geworfen, und ohne sie durch erneuerte Bearbeitung zu dem jetzigen Zustande des Studiums der allgemeinen Sprachlehre seit *Harris* und Andern in irgend ein Verhältnifs gesetzt zu haben. Nicht einmal mit *de Sacy's* Werk hat er sie in ein solches Verhältnifs gesetzt; in dem ganzen Haupttheile des Buchs ist nirgends auf diesen Rücksicht genommen. Von *de Sacy* kömmt blofs eine dürftige Inhaltsanzeige seines Werks mit einigen, wie es heifst, vorläufigen (flüchtig hingeworfenen) Anmerkungen S. 3 — 17. vor, wo unter andern *de Sacy* mit Unrecht getadelt wird, dafs er nicht die epithetischen und prädicativischen Adjective von einander unterscheide, und S. 7. (nach *Meiner*) die Adjectiva in *absoluta* und *relativa* unterschieden werden (vergl. auch S. 77.). Sodann folgt auf drey Seiten eine besondere Censur des Kapitels von der Präposition, zu der sich der Vf. durch die unbestimmte Definition der Partikeln als solcher Wörterchen, die an und für sich keinen Satz bilden, ja nicht einmal einen vollständigen Begriff andeuten, eben nicht legitimirt. Wenn man nun hierzu das von S. 187. an wieder auf drey Seiten gegebene allgemeine (flache) Urtheil über *de Sacy* nimmt, welches das Einzige ist, was nach jenen vorläufigen Bemerkungen folgt: so hat man die ganze *ausführliche* Recension des *de Sacy*, die der Vf. auf dem Titel verspricht, womit er aber nur seine länger als *nonum in annum* aufgehobenen Papiere, woraus S. 21 — 187. und S. 190 — 210. geflossen sind, mit Aufsehen in das Publicum einführen wollte. Unter eben dieser Firma, als folge eine Recension, überschreibt der Vf. die zwey Seiten lange Einleitung also: „Recensent legitimirt sich und will *Kant* ein Denkmal stiften." Der Vf. sagt uns hier viel von seinem Umgange mit seinem alten Freunde *Kant*, und dafs dieser keines Denkmals bedürfe. Wenn nun demungeachtet der Vf. ihm ein Denkmal stiften wollte: so hätte es ein besseres seyn sollen. Allein offenbar war die einzige Ursache dieser Einleitung die, dafs *Kant* auf dem Titel dieser Schrift paradire. Der Vf. versichert zwar, aus den Schriften dieses grofsen Philosophen viel für sein Sprachsystem erlernt zu haben; aber Spuren davon und Rücksichtnahme auf *Kants* Philosophie zeigt sich blofs S. 160 und 168. in zwey Tabellen der Sprachtheile nach Mafsgabe der Tafel der Kategorieen (dergleichen ja auch *Hafse's* Grammatologie hat); man müfste denn dahin rechnen, dafs der Vf. ein paar mal von Synthese und Analyse spricht.

Wir kommen also zu dem eigentlichen Werke S. 21 — 187. und 190 bis zum Schlusse selbst, welches überschrieben ist: *Auszug aus des Recensenten grammatischem Sprachsystem*. Dieser könnte, wenn er ohne jene Anmafsungen schlicht in das Publicum eingetreten wäre, wenigstens die Achtung verdienen, welche der Freund der Wissenschaften jedem wohlgemeynten Beytrage zum Anbau derselben gewährt. Aus ein Sprach*system* ist nun wieder ganz und gar nicht zu denken. Zwar zerfällt das Ganze durch einige Ueberschriften in einige Fächer, und dieſs ist wenigstens eine Art von Anordnung; aber an einen eigentlichen Zusammenhang der Durchführung des Gegenstandes und ein, wenn auch nur aufstrebendes, Fortschreiten zu Principien denke man doch ja nicht. Vielmehr bricht der Vf. bald ab, wo er Etwas ausführen sollte; bald geht er in ein unverhältnifsmäfsiges Detail ein (man vgl. nur S. 28. unten mit S. 26. in der Mitte); bald endlich wiederholt er sich (so ist S. 41 — 45. nichts anderes, als eine unordentliche Wiederholung des in der *ersten* Abtheilung Gesagten, und S. 48 — 52. wiederum eine blofse Einschaltung. Bald geht der Vf. von allgemeinen Gesichtspunkten aus, bald hat er sich in der Betrachtung der *deutschen* Sprache so verloren, als ob er blofs über diese handelte, und nicht blofs darin, sondern oft auch in weitläuftigen Beurtheilungen der *deutschen* Terminologie der grammatischen Kunstwörter. Wer sollte erwarten, hier eine ganze Seite 105. mit den Paradigmen der Declination des deutschen Artikels und überhaupt S. 99 — 113. mit der deutschen Declination, ferner S. 86 u. 87. mit der Auseinandersetzung des Unterschieds der Präpositionen *für* und *vor* angefüllt, und am Schlusse der *ersten* Abtheilung S. 34 — 36. die *deutschen* Interpunctionszeichen aufgezählt zu sehen? — Alles steht, wie wir schon sagten, so wie es dem Vf. eben beygefallen war. Aber es war ihm auch zuweilen eine ganz gute Bemerkung beygefallen, und ihm mochte, da er von den Hülfsmitteln dieses Studiums so wenige benutzt hat, manche Bemerkung neu oder richtig scheinen, auch wenn sie es nur halb ist. Wir wollen keineswegs verschweigen, dafs der Vf. einzelne wahre oder des Prüfens werthe Bemerkungen hat, und dafs er hier und da die minder bekannte, interessante polnische Sprache vergleicht. So wird S. 46. mit Recht bemerkt, dafs die Verhältnisse des Nomen erst nach der Lehre vom Verbum abzuhandeln sind; so ist die richtige Ansicht, dafs die *Pronomina possessiva* nichts anderes, als die Genitiven der *Pronomina personalia* artig

durch

durch das Beyſpiel im Deutſchen: Vergiſs *mein* nicht, erläutert. Es iſt natürlich, daſs einem denkenden Schulmanne, wie dem Vf., bey ſeinem Studium ein paar nicht üble Bemerkungen vor die Seele traten. Nur kann dieſes wenige Gute in dieſem Buche keineswegs der groſsen Mangelhaftigkeit des Ganzen nur zum Zehntheil das Gleichgewicht halten. Ueber keinen der Redetheile haben wir etwas Eindringendes und Ausgeführtes gefunden. Es iſt doch bloſse Spielerey, wenn S. 64. der Genitiv ein *Participium nominale* genannt wird, weil er ſowohl mit dem Nomen als mit dem Verbum conſtruirt werden könne. Es iſt offenbar zu viel geſagt, wenn S. 60 u. 132. behauptet wird, daſs der Genitiv *ſtets* einen Partialbegriff andeute. Wie ungenügend und unbeholfen iſt die Beſchreibung S. 152.: „Das Supinum in *u* iſt ein Ablativ, alſo gleichſam ein *Status quo*, um eine Schwierigkeit oder Leichtigkeit anzuzeigen." S. 153. iſt dem Gerundium bloſs die Bedeutung der Nothwendigkeit beygelegt, und nicht mit Einem Worte erwähnt, daſs Gerundium, nämlich im Lateiniſchen, nichts weiter iſt, als die *Caſus obliqui* des Infinitivs. S. 129. iſt die Conſtruction *dilectus mihi*, ſtatt: *dilectus a me*, auf die ſonderbarſte Weiſe ſo erklärt: „Dieſs läſst ſich dadurch ſehr gut erklären, daſs die lateiniſchen Paſſive zugleich eine ſubſtantiviſche Bedeutung haben." Warf denn der erfahrne Schulmann hier nicht einen Blick auf die griechiſche Syntaxis? Die Menge anderer Unrichtigkeiten oder Unbeſtimmtheiten kann hier, ohne zu ermüden, nicht länger einzeln durchgegangen werden. — Bey weitem das Gedachteſte in dem ganzen Büchlein iſt noch beſonders die letzte von den beiden erwähnten Tabellen, die wir hier, um die vollſte Gerechtigkeit auszuüben, noch hinzufügen, obwohl der Raum nicht erlaubt, jede dieſer Beſtimmungen genau zu beurtheilen, und das Falſche von dem Wahren zu trennen. S. 160. „Da das Verbum alle Vorſtellungen und Gedanken im Urtheil zuſammenfügt, der logiſchen Functionen des Verſtandes aber (es) eine ausgemeſſene Anzahl giebt, ſo muſs das Verbum ſich unter Kategorieen bringen laſſen. Hier iſt ein Verſuch davon:

1) *Quantität.*

Allheit. — *Infinitivus.*
Vielheit. — *Numerus pluralis.*
Einheit. — — *ſingularis.*

2) *Qualität.*

Realität.
Negation.
Limitation. — *Verba impersonalia* mit adjectiven Adverbiis: *doctus, indoctus, non indoctus eſt, decet, dedecet, non dedecet.*

3) *Relation.*

Inhärenz und Subſtanz. *Verba ſubſtantiva.*
Cauſalität und Dependenz. — *tranſitiva.*
activa und *paſſiva.*
Gemeinſchaft, Gegenwirkung zwiſchen den Handelnden und Leidenden. — *Verba reciproca.*

4) *Modus.*

Möglichkeit, Unmöglichkeit. *Modus potentialis.*
Daſeyn, Nichtſeyn. — *indicativus.*
Nothwendigkeit, Zufälligkeit. — *imperativus.*"

S. 168. „Alle conjunctiven Sätze, ſie mögen durch Conjunctionen verbunden, oder bloſs durch den Modus des Verbi ausgedrückt werden, laſſen ſich auf drey Arten zurückführen. Sie ſind entweder *aufführend*, oder *umſchreibend*, oder *vergleichend*. Die erſte Art begründet die Quantität, die zweyte die Qualität, die dritte die Relation und den Modus nach folgender Tabelle:

Aufführend 1) für die Allheit:
a) *continuative*,
b) *copulative* mit dem Nebenbegriff der Steigerung,
c) *conſecutive*.
2) für die Vielheit: — *circumſcriptive*.
3) für die Einheit: a) *exceptive*, b) *reſtrictive*.

Umſchreibend 1) für die Bejahung: *illative*.
2) für die Verneinung: *adverſative*.
3) für die Einſchränkung: a) *ſuſpenſive*, b) *excluſive*.

Vergleichend, in Anſehung

I. der Relation:	II. des Modus:
1) für den Grund und die Folge: *cauſale*.	1) für die Möglichkeit: *conceſſive*.
2) für die Bedingung und das Bedingte: *conditionale*.	2) für die Wirklichkeit: a) *comparative*, b) *explanative*.
3) für die Einſchlieſſung und Ausſchlieſſung: *disjunctive*.	3) für die Nothwendigkeit: *proportionale*."

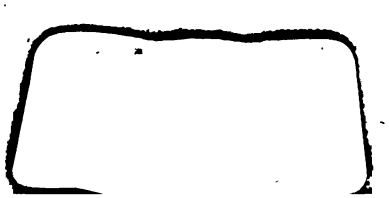
Bey dieſen Abtheilungen ſieht man oft kaum einen nahen Zuſammenhang zwiſchen dem Eingetheilten und deſſen Gliedern, ob ſich wohl der Vf. darüber S. 169 — 181. ausführlich erklärt und Beyſpiele anführt. Beſonders ſtöſst man natürlich bey den circumſcriptiven Sätzen im Gegenſatz des Namens der zweyten Hauptclaſſe an. Jedoch können auch dieſe Anſichten leicht dazu dienen, reife Erörterungen einer noch nicht genug ergründeten Lehre zu veranlaſſen. In der erſteren Tabelle iſt es noch auffallender, Allheit im Gegenſatz des *Numerus ſingularis* und *pluralis* durch den Infinitiv repräſentirt zu ſehen, da ja bey dieſem von Subjecten überhaupt abſtrahirt wird, und: unbeſtimmt und vag, doch nicht ſo viel als: allgemein iſt. Es iſt ſonderbar, *doctus* ein adjectiviſches Adverbium nennen zu wollen, da dieſe Terminologie bloſs auf das deutſche: iſt gelehrt, paſſen könnte. Der Name *Verba reciproca* hat den Vf. getäuſcht. Es iſt hier nicht um ein Haar mehr von einer *Gegenwirkung* die Rede, als bey jedem *Verbo activo*, ſondern bloſs von einem Rückbezug auf das Subject. Eine aufmerkſame Erwägung der Grundſätze *de Sacy's* würde dem Vf. gelehrt haben, daſs dieſe Verba richtiger und verſtändlicher: *Verba reflexiva* heiſsen. Indeſſen wenn nur noch Ein ſolcher Bogen im ganzen Büchlein wäre: ſo würden manche andere Mängel deſſelben verzeihlicher ſeyn.

BIBLI.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Libri veteris Teſtamenti apocryphi.* Textum Graecum recognovit et variarum lectionum delectum adjecit *Jo. Chriſtian. Guilielm. Auguſti*, LL. OO. in academia Jenenſi Prof. P. O. 1804. XVI u. 440 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Durch dieſe neue Ausgabe der Apokryphen erwirbt ſich Hr. *A.* ein wahres Verdienſt um gründliches Bibelſtudium, welches durch die Leſung jener Bücher ſehr befördert wird. Möge ſie Anlaſs geben zu akademiſchen Vorleſungen über dieſelben, wie der Vf. ſie hält; und unſere Studierenden werden immer tiefer eindringen in die Gräcität des N. T. und in den Geiſt religiöſer Sittenſprüche, die zur Zeit der Stiftung des Chriſtenthums gangbar waren. Wenn auch der beträchtliche Preis neuer Abdrücke der Verbreitung derſelben mehr im Wege ſteht, als dieſs ehemals der Fall war: ſo heben doch ſolche Abdrücke offenbar den Mangel der Gelegenheit zu jener unverkennbar nützlichen Lectüre. Dieſe neue Ausgabe iſt aber keineswegs bloſser Abdruck, ſondern ſie hat erhebliche Vorzüge vor den frühern, und ſie wird die Grundlage eines philologiſch-kritiſchen Commentars über dieſe Bücher werden, den wir von dem Vf. in zwey Bänden zu erwarten haben. Ueber die Einrichtung deſſelben, ſo wie des gegenwärtigen Textes, verbreitet ſich der Vf. in der ſtatt der Vorrede dienenden *epiſtola ad V. S. V. Jo. Jac. Griesbach.* Der Vf. hat zuerſt die Apokryphen von moraliſchem Inhalt, und ſodann die hiſtoriſchen geſtellt. Mit Recht rechnet er das Buch *Judith*, *Tobi* u. m. zu jenen, weil ſie den Zweck moraliſcher Dichtungen haben. Bey dieſer zweckmäſsig veränderten Ordnung bedurfte es kaum einer Entſchuldigung, da in Handſchriften und ſelbſt in Ausgaben die Apokryphen nicht auf einerley Weiſe geordnet ſind. Indeſſen in Rückſicht auf ſchriftſtelleriſche Darſtellung ſchlieſsen ſich jene Erzählungen an die geſchichtlichen Bücher an, und ſtehen alſo hier bequem zwiſchen letzteren und den Sittenſprüchen. Der Text iſt nach der *Leipziger* Ausgabe von 1757. abgedruckt, weil der Vf. dieſe beſonders correct fand, aber er hat nicht nur in vielen Stellen die Interpunction auf eine angemeſſene Weiſe geändert, ſondern auch andere Lesarten aufgenommen, welche den Vorzug vor den gewöhnlichen verdienten. Wir heben nur einige aus. *Sap.* 8, 6. ἐρεάζεται ſtatt ἐργάζεται nach *Breitingers* glücklicher Conjectur; *Sir.* 4, 29. ταχὺς ſt. τραχὺς; *Tob.* 11, 17. αὐτῶν — αὐτὸν ſt. αὐτου — αὐτῳ nach *Ilgen*; I. *Macc.* 3, 12. ἔλαβον ſt. ἔλαβε. Aber wir müſſen uns unſres Urtheils über die Entſcheidungen des Vfs. nothwendig ſo lange enthalten, bis er ſelbſt in ſeinem kritiſchen Commentar die Gründe ſeines Verfahrens angegeben hat. Allerdings iſt die Kritik dieſer Bücher ein noch wenig bebautes Feld, da erſt neuerlich Männer, wie *Ilgen* und *Höpfner*, ihren Fleiſs und Scharfſinn auf die Berichtigung des Textes einzelner Bücher verwendet haben. Wir ſind um deſto begieriger auf die Erſcheinung jenes Commentars, und wünſchen dem Vf. ungeſtörte Muſe zu reifer Erwägung aller Momente der Entſcheidung bey der Vollendung deſſelben. Er kann eine wahre Schule für unſere Studierenden werden, die von da zur Kritik des N. T. übergehen, vorher aber ihre Kräfte unter einer belehrenden Leitung an einem Texte von ganz ähnlicher Sprache verſuchen, mit dem ſie ſich ohne Reiz zur Parteylichkeit beſchäftigen. Stoff zu ſolchen Beſchäftigungen giebt ihnen ſchon der gegenwärtige Abdruck des Textes durch die Auswahl der Varianten, welche unter demſelben angebracht iſt. Der ganze Vorrath zum Theil ganz unbedeutender Lesarten wäre völlig überflüſſig für jenen Zweck geweſen, da es überhaupt bey aller ausübenden Kritik nur auf Urtheil und Entſcheidungsgründe ankömmt. Wir finden eine ſehr beträchtliche Anzahl Varianten zweckmäſsig ausgewählt, und zuweilen durch Zeichen ein Urtheil über die Lesart beygefügt. Wir vermiſſen indeſſen ungern die Angabe der Autoritäten der einzelnen Lesarten, welche hier ohne groſsen Aufwand des Raums ſogleich hätte durch Abbreviaturen erfolgen können, und in dem Commentar oft Anlaſs zu unnöthigen Wiederholungen werden muſs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Hamburg*, b. Kratzſch u. Wettach: *Philoſophiſche Grundſätze der ſittlichen Weisheit in Sentenzen und Wahrheiten* (?) für denkende Jünglinge und Freunde der Lebensphiloſophie. 1805. 92 S. 8. (8 gr.) — Daſs unter 580 Ausſprüchen, die der Vf. hier geſammelt und unter verſchiedene Rubriken gebracht hat, nicht alle gleich gehaltvoll ſeyn können, verſteht ſich von ſelbſt; aber daſs doch dieſe Sammlung mit mehr Auswahl hätte gemacht werden können, läſst ſchon der Titel und gleich der erſte Ausſpruch vermuthen, der als Antwort auf die Frage: Wer iſt weiſe? gegeben wird: „Wahrhaftig weiſe iſt nur derjenige, welcher ſeine Pflichten kennt, *ſich auf ſeinen Vortheil verſteht, alles* (?) *was geſchieht, aus dem rechten Geſichtspunkt faſst, in miſslichen Lagen ſich zu helfen weiſs*, und durchaus nach feſten und geprüften Grundſätzen der Rechtſchaffenheit handelt.“ Hätte der Vf. oder Sammler dieſe Charakteriſtik des Weiſen auf das erſte und letzte Merkmal beſchränkt: ſo würde ſie zwar nicht ſententiös ausgedrückt, aber doch wahr ſeyn; allein ſo wie ſie da ſteht, iſt ſie weder das eine noch das andere. Von ähnlichem und noch geringerm Gehalt finden ſich indeſſen eine Menge Stellen, obgleich mitunter auch manche, die als echtes Korn unter der Spreu verborgen liegen. Nur Schade, daſs der letztern im Verhältniſs zum erſtern ſo viel iſt! —